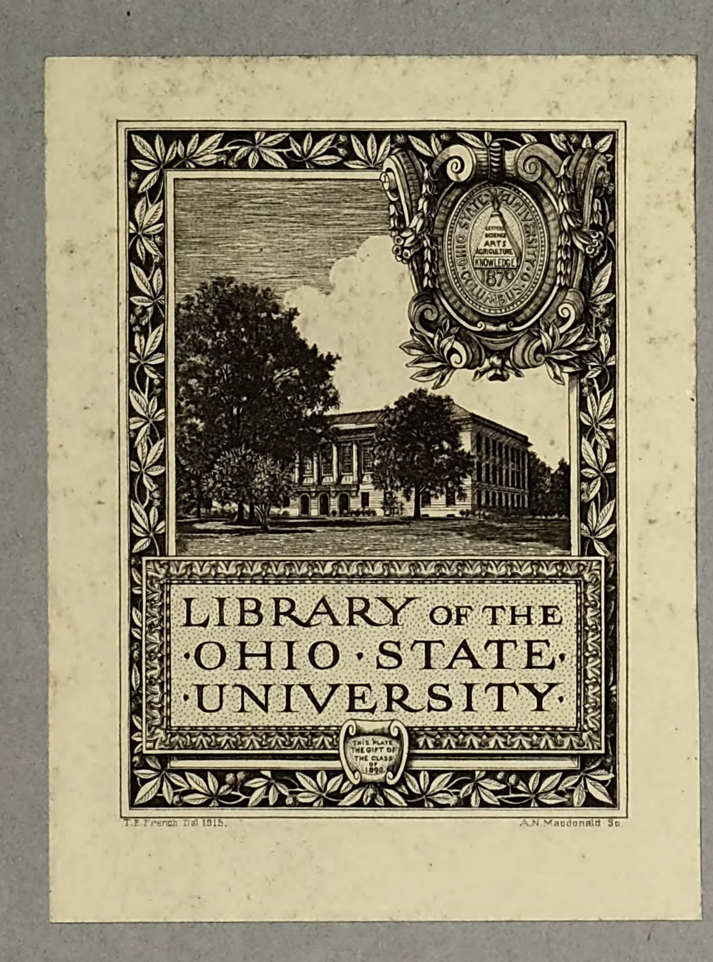



LIBRARY OF THE
·OHIO·STATE·
·UNIVERSITY·
T.E. French Del 1915.
A.N. Macdonald Sc.



Die Literatur

Monatsschrift für Literaturfreunde

Begründet von Dr. Josef Ettlinger

Herausgegeben

von

Dr. Ernst Heilborn

Dreißigster Jahrgang

Oktober 1927—Oktober 1928



Deutsche Verlags-Anstalt

Stuttgart und Berlin

Inhalts-Verzeichnis

I. Verfasser-Verzeichnis

1. Verfasser der Hauptartikel

2. Verfasser der „Kurzen Anzeigen"

3. Verfasser des „Echo des Auslands"

4. Verfasser der Bühnenberichte

5. Verfasser der „Proben und Stücke"

6. Verfasser der „Manuskriptseiten"

7. Verfasser von „Aus der Werkstatt deutscher Verleger"

II. Sachregister

1. Hauptteil

(Mit Ausschluß der belletristischen Besprechungen und der Bühnenberichte)
Die Titel der Hauptartikel sind gesperrt gedruckt

2. Besprochene Bücher

(Mit Einschluß der in den Hauptartikeln enthaltenen Einzelbesprechungen)

3. Echo der Bühnen

(Siehe auch Sachverzeichnis, 1. Hauptteil unter „Uraufführung")

a) Aufgeführte Stücke

b) Bühnen

4. Totenliste

5. Besprochene oder zitierte Zeitschriften

Das Inhalts-Verzeichnis bearbeitete Monica Küttner, Berlin

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Der „Psychologismus" in der Dichtung

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin-Halensee)

1.

Es ist sicherlich ein verhältnismäßig moderner Ehrentitel, den Dichter erhalten, wenn man sie als „gute Psychologen" bezeichnet, und es ist auch nicht lange her, daß sie mit bewußter Absicht „psychologische" Romane und Dramen schrieben.

Die Frage ist nun, ob es wirklich ein Ehrentitel ist oder ob diejenigen unter den neueren Dichtern und Kritikern, die gegen den „Psychologismus" in der Literatur wettern, recht haben. An sich ist es ja immer bedenklich, wenn ein ausgesprochen wissenschaftliches Charakteristikum einem Dichter angehängt wird, wie das im 17. Jahrhundert üblich war, da die Poeten sich gehoben fühlten, wenn man ihre „Gelehrsamkeit" pries. Auch heute fehlt es nicht an Dichtern, die psychologische Gelehrsamkeit in ihren Büchern auspacken, neuerdings sind sehr viele Schriftsteller offenbar durch die Schule Freuds gegangen und wollen zeigen, was sie auf diesen Schulbänken gelernt haben. Rein ästhetisch brauchte das weder ein Vorzug noch ein Mangel zu sein, ebensowenig wie Gelehrsamkeit oder Primitivität eins von beiden zu sein braucht: entscheidend ist nur, ob jene Kenntnisse organisch in die künstlerische Gestaltung eingegangen sind. Das aber kann nur von Fall zu Fall entschieden werden, nicht allgemein. Wir haben Dichtungen, in denen die Verfasser psychologische oder gar pathologische Kenntnisse zu Werken ausgestaltet haben, die meisterhaft sind. Es gibt jedoch auch Dramen oder Romane, worin die „Psychologie" als äußerer Prunk oder gelehrter Ballast wirkt.

Indessen, man meint nicht einmal die wissenschaftliche Psychologie, wenn man Dostojewski, Maupassant, Hauptmann als gute „Psychologen" rühmt. Man gibt diesen Dichtern einen wissenschaftlichen Ehrentitel, auf den sie vielleicht gar keinen Anspruch machen. Der Vorwurf des „Psychologismus" richtet sich nicht bloß gegen die wissenschaftliche Psychologie, er richtet sich gegen die Seelenzergliederung, die intellektuell bloßgelegte Motivierung überhaupt. Als Ziel erscheint eine Dichtung, die nicht in detaillierender Charakteristik, nicht in nezessitierter und kontrollierbarer Motivierung der Handlung ihr ästhetisches Ziel sieht. Besonders an den späten Strindberg anknüpfend, sind eine ganze Reihe junger Dichter hervorgetreten, die bewußt nicht Individuen, sondern Typen herausstellten; die in der Führung der Handlung auf seelische Motivierung verzichteten und die ästhetischen Werte auf anderen Gebieten: in „Tempo", „Verblüffung", „Ballung", „Dämonie" und ähnlichem suchten. Wir bestreiten natürlich nicht, daß auch auf diese Weise künstlerische Werte erreicht werden können; im Paradies der Kunst sind viele Wohnungen. Trotzdem ist entwicklungsgeschichtlich eine solche Poesie nur als Reaktion gegen eine künstlerische Bewegung anzusehen, die sich innerhalb der gesamten Kultur mit Notwendigkeit immer stärker in den letzten Jahrhunderten ausgeprägt hat: einer Psychologisierung des gesamten Lebens, die sich auch in Politik und Wirtschaft, in Sozialleben und Wissenschaft anzeigt.

Skizzieren wir kurz, was wir unter „Psychologisierung" (nicht im fachmäßigen Sinne!) verstehen. Zunächst die Hervorkehrung und Betonung des Individuellen im Gegensatz zur typischen Sehweise früherer Zeiten. Das äußert sich zunächst in einer größeren Beachtung der seelischen Differenzierung, ja oft Widersprüchlichkeit. Während man früher die Helden einer Dichtung durch einen Hauptzug charakterisierte, werden jetzt oft viele, sich widersprechende Züge herausgearbeitet, das Detail beachtet, Wandlungen studiert. In neuester Zeit spitzt sich diese Einstellung sogar auf die Beachtung direkt atypischer Züge, pathologischer Faktoren zu. Je abnormer ein Mensch ist, um so interessanter scheint er zu sein. — Mit dieser Blickeinstellung hängt das Interesse für die seelische Kausalität zusammen, das Bedürfnis, alle Handlungen ursächlich in der seelischen Verfassung ihrer Träger zu verankern, sie zu „motivieren". Man will „verstehen", nicht richten. Das führt hinüber zu einer dritten Eigenheit psychologisierender Betrachtung,

der „Amoralität", der „Moralinfreiheit". Wer „versteht", „verzeiht" nicht nur, er verzichtet überhaupt auf die Geste des Richters, er hält sich an Tatsachen, freut sich seiner „Erkenntnis" und sieht speziell in der Moral eine kunstfremde Sache.

Diese psychologisierende Betrachtungsweise, die Einstellung auf individuelle Besonderheit, seelische Motivierung, moralfreie Beurteilung ist nicht etwa bloß auf die Kunst beschränkt. Mit Recht hat Lamprecht, wenn auch in etwas schematischer Stufung, in der gesamten Kulturbewegung eine Richtung vom Symbolischen über das Typische, Individuelle, Subjektive hin zur „Reizsamkeit" festgestellt, d. h. eine Richtung zu immer sich verfeinernder „Psychologisierung". Diese Blickeinstellung hat sich außer in der Dichtung auch in der Beurteilung von Sittlichkeits- und Rechtsfragen, in religiösen, politischen, sozialen und anderen Gebieten durchgesetzt. Es ist also nicht eine Marotte einzelner Dichter oder eine flüchtige „Mode", daß sie sich auch in der Kunst Geltung schafft. Ohne sich über die Berechtigung dieser Forderung klar zu werden, fordert auch der Durchschnittsleser heute von einer Dichtung eine gewisse „Psychologie" in diesem Sinne, und er ist unzufrieden, wenn er sie nicht findet. Selbst solche Expressionisten, die theoretisch gegen den „Psychologismus" protestieren, können trotzdem nicht umhin, ihre Werke durch psychologische Details herauszuputzen. „Psychologisch" angesehen, ist also der Psychologismus als eine Kulturerscheinung größten Stils anzusprechen, die sich nicht durch Proteste und Manifeste aus der Welt schaffen läßt. Ästhetisch ist er damit noch nicht gerechtfertigt. Und hier beginnt unser Problem.

2.

Wir schicken voraus, daß die Frage, ob zum Wesen des großen Dichters mit Notwendigkeit die Qualifikation zum guten „Psychologen" gehöre, aus abstrakten Erörterungen, von einer „absoluten" Ästhetik aus, nicht zu entscheiden ist, da wir eine solche nicht haben, trotz aller Baccalaurii, die sie von Zeit zu Zeit postulieren oder aus reiner Vernunft deduzieren, ohne daß irgendein Wert für die schaffenden Künstler oder das Verständnis der geschaffenen Kunst damit gewonnen würde. Die Frage ist daher nur empirisch zu lösen, indem wir die Reihe der Dichter und Dichtungen, die es bisher zu den höchsten Schätzungen gebracht haben, daraufhin mustern, wie sie „vom psychologischen Standpunkt" aus zu beurteilen sind. Da nun stellt sich etwa folgendes Bild dar: in Primitivzeiten liegt jeder Versuch, die Gestalten zu individualisieren und ihre Handlungen in den Charakteren zu determinieren, den Dichtern ganz fern. Die primitiven Märchen und Geschichten erzählen ein merkwürdiges Geschehen, wobei dies merkwürdige Geschehen durchaus die Hauptsache ist und die Gestalten nur soweit individualisiert werden, als nötig ist, um sie zu möglichen Trägern der Handlung zu machen. Was will man mit der Forderung „psychologischer Motivierung" gegenüber einer Gestalt wie Rotkäppchen, die aus dem Bauch eines Wolfes lebend herausgeschnitten wird, oder gegenüber einem Dornröschen, die hundert Jahre schläft und noch immer jung ist! Und ähnlich steht die Frage gegenüber den meisten Novellen aus Tausendundeiner Nacht oder den zahllosen Geschichten, die die moderne Folklore in allen Teilen der Erde gesammelt hat. Die charakterologischen Unterschiede zwischen den Personen sind durch ethische Werturteile ersetzt: die Menschen werden eingeteilt in gute und böse, in sympathische und unsympathische, ohne daß diese Werturteile tiefer psychologisch fundiert würden, und die Geschlossenheit der Handlung wird in der Regel dadurch erreicht, daß die Guten belohnt und die Bösen bestraft werden, also das, was man die poetische Gerechtigkeit nennt. Daß solche Geschichten, bei bewußter Einstellung auf Primitivität und Ausschaltung moderner „Psychologisierung", auch heute noch reizvoll sein können, soll nicht geleugnet werden.

Indessen wäre es irrtümlich, die apsychologische Dichtung nur auf Primitivstufen zu suchen. Sie besteht, wenn auch nicht ganz rein, selbst bei ausgesprochenen „Kulturdichtern" weiter, oft gesondert neben oder verquickt mit „psychologischer" Dichtung. Die Abenteuer der mittelalterlichen Artusromane, die phantastischen Geschehnisse bei Ariost, ja noch des Oberon bei Wieland sind kaum in der individuellen Seelenverfassung ihrer Träger begründet. Und auch Shakespeares „Sommernachtstraum", die derberen Schwänke Molières und viele

neuere Werke sind nicht auf seelische Notwendigkeit aufgebaut.
Daneben freilich läßt sich feststellen, daß sich zweifellos mit fortschreitender Kultur ein Bedürfnis einstellt, die Menschen zu individualisieren und die Handlungen in diesen Charakteren zu motivieren. Das geht schrittweise vor sich. Man stellt zunächst einigermaßen gesonderte Typen auf, die irgendeine besondere unterscheidende Qualität haben. Die homerischen Helden sind zumeist typische, tapfere Degen, von denen der eine jedoch besonders entweder durch seinen Jähzorn oder durch seine Schlauheit oder durch seine geschwätzige Altersweisheit charakterisiert ist und nun alle seine Handlungen, wenn irgend angängig, aus dieser Haupteigenschaft abgeleitet werden. Ebenso ist's im Nibelungenlied. Aber das Interesse des Dichters geht nirgends auf psychologisches Detail oder eingehende Motivierung. Wo wir heute derartiges sehen, ist es ohne Absicht der Dichter hineingekommen. Die Gestalten sollen begeistern oder schrecken, die Handlung soll mitreißen oder fesseln: mit einer „psychologischen" Kritik wird nicht gerechnet. Auch die Gestalten etwa Lope de Vegas oder Corneilles wollen nicht durch die „Psychologie " wirken. Bei uns hat man neuerdings besonders gegen Schiller den Vorwurf unzulänglicher „Psychologie" erhoben: in der Tat ist er darin „unmodern", daß er wenig seelisches Detail gibt, seine Helden auf ein einfaches Schema reduziert, die Handlung nicht aus seelischen Untergründen ableitet, sondern allenthalben bewußte moralische Erwägungen entscheidend sein läßt. Nicht bloß, weil er ein „Moraltrompeter" ist, d. h. selbst eine Moral lehren will, nein, auch darum, weil die Motivation des Geschehens selbst zumeist moralistisch ist, wirkt Schiller heute unmodern. Wir wissen zu genau, daß sich die Menschen in ihren Handlungen recht wenig durch Reflexion auf das Sittengesetz, um so mehr von kaum bewußten Trieben Affekten, „Komplexen" bestimmen lassen.
Mit alledem soll nicht gesagt sein, daß man viele große Dichter der Vergangenheit nicht auch unter psychologisierendem Gesichtspunkt ansehen kann. Man findet bei Äschylos, bei Euripides, bei Shakespeare und vielen anderen Gestalten und Szenen, die den modernen Leser „psychologisch" entzücken. Vermutlich sind jedoch diese Schöpfungen instinkthaft aus der reichen Lebenskenntnis der Dichter und ihrem genialen Einfühlungsvermögen heraus entstanden, nicht aus der Absicht heraus, psychologisches Detail zu bieten. Vielleicht wäre Shakespeare recht erstaunt, könnte er lesen, was moderne Psychologen und Pathologen über die „Psychologie" in der Gestalt Lears oder Hamlets geschrieben haben.
Der Unterschied des modernen Stils von solcher Dichtkunst ist nicht der, daß die Alten keine „Psychologie" gehabt hätten, er liegt darin, daß heute das Interesse des Dichters und das des Publikums, mit dem er rechnet, diese Psychologie bewußt sucht, daß man ihr Vorhandensein als entscheidend für den Wert der Dichtung ansieht, während man früher ganz andere Qualitäten ausschlaggebend sein ließ. Oder glaubt man, daß das Publikum jener englischen Komödianten, die den Hamlet und den Macbeth durch halb Europa trugen, diese Stücke ob ihrer „Psychologie" bewundert hätte?
Es gibt eben zwei Arten von Seelenkenntnis, eine instinkthafte Einfühlung und eine bewußte Zergliederung. Streng genommen sollte man nur diese zweite Form als „Psychologie" bezeichnen und für die andere einen besonderen Namen einführen. Die von Dessoir gelegentlich vorgeschlagene Bezeichnung: „Psychognosis" freilich ist zu schwer und dürfte kaum durchdringen. (Schluß folgt.)

Zum Problem der Reportage

Von Robert Neumann (Wien-Grinzing)

Jede Zeit krankt an einer besonderen Art von Maßlosigkeit. War es vorgestern noch ein Überschuß an Formdrang, dem nicht genügend neuen Stoffgehaltes sich darbot — unsere heutige, unsere besondere Maßlosigkeit liegt im Stoff, der in seinem Überquellen nicht mehr gefaßt und geformt werden kann. Niemals drang eine solch beklemmende Fülle rein stofflichen Geschehens rufend, winkend,

fordernd, gestikulierend, hämmernd mit Hämmern auf den einzelnen ein. Das tragisch groteske Megaphon dieser Stofflichkeit ist die Zeitung. Der sie macht, ist nicht Diener am Wort und nicht Diener am Geist — er ist Diener am Stoff.

Es geht also um das Problem der Stoff-Jagd. Wo das noch mit Telegraph, Telephon geschieht, wo die Nachricht durch Technik entmenschlicht und vervielfältigt wird, wo sie schon nicht mehr blutet, sondern schon Präparat ist, Sache = Sache, die man gewissermaßen in die Hand zu nehmen, zu schneiden, zu appretieren vermag, ist sie vergleichsweise schon gefahrlos geworden. Aber der, der die Zeitung macht, gibt sich mit dem Stoff nicht zufrieden, der auch einem andern Zeitungsmacher in gleicher Form auf den Schreibtisch fliegt. Und der, für den die Zeitung gemacht wird, der Tänzer, für den getanzt wird, der Treibende, für den sie es treiben, er, der den Stoff frißt, bis er von ihm gefressen wird: der Leser also gibt sich nicht zufrieden mit dem leergebluteten Stoff-Präparat. Hört er von einem Bergwerksunglück in Yorkshire — die Ziffer der Erschlagenen genügt ihm nicht mehr. Zucken muß er sie sehn. Und der ausgeschickt wird, diese Zuckungen zu belauern, ist der Reporter.

Reportage ist also ein Sachbericht, der — umgekehrter Weg wie beim Kunstwerk — im Typischen das Besondere, im Eisenbahnunfall das Besondere d i e s e s Eisenbahnunfalls, das Speziale, das Einmalige sucht und darstellt. (Ihr publizistischer Gegenpol ist die „Schmucknotiz", das Entrefilet, das bemüht ist, den einmaligen Vorgang zu verwischen, zu typisieren, ihn gewissermaßen zu paraphrasieren mit Weltanschauung.)

Nun aber: wenn früher gesagt wurde, die Reportage spüre der Sache nach, so ist das in einer tieferen Schicht nicht mehr richtig. Die Sache darzustellen, ist Ziel und Aufgabe des Kunstwerks (und war es immer, trotz „neuer Sachlichkeit"). Sein Mittel ist das Bildhaft-Bedeutende, das Sinn-Bild, sein Weg ist Ekleris, Auswahl des Wesentlichen. Anders die Reportage. Sie operiert nicht eklektisch, ihr fällt kein Detail unter den Tisch — und so stößt sie zum Sach-Kern zunächst nicht durch. Sie rafft an Stofflichem auf, was am Wege liegt, Materie, Material, Tatsachen mit einem Wort, wie man ja ganz allgemein die Tatsache als Surrogat der Sache bezeichnen könnte. Dem Reporter wie dem Reportagenleser setzt sich Sachlichkeitsfanatismus alsbald um in Tatsachenhunger. Und so erfährt man schließlich von Napoleon erst in zweiter Linie, daß er die Schlacht bei Waterloo geschlagen hat, und in erster, was er an jenem Tage zum Frühstück zu sich nahm.

Das sei hieher gesetzt, ohne daß damit eine Wertung verbunden wäre. Reportage ist eben etwas Wesensanderes als Kunstproduktion — und muß es sein. Was wir vom Tatsachenbericht verlangen, ist nicht Welt, geläutert durch das Filter einer Persönlichkeit, sondern so etwas wie eine geschriebene Menschen-Landkarte. Und eine Landkarte schätzen wir um so höher, je mehr Details, je mehr Tatsachen in ihr verzeichnet sind. Eine, die, den Grundtypus, die „große Linie" des Amazonas herauszuarbeiten, seine Nebenflüsse unterschlüge, fände nicht unsern Beifall.

Es geht also um eine Sachlichkeit in sehr oberflächlicher Schicht. Und wie die systematische Logik lehrt, daß der Abstraktionsakt der Begriffsbildung ersetzt werden kann durch eine enumeratio, eine planvolle und vollständige Aufzählung, so nähert sich die Reportage der Sach-Erfassung um so erfolgreicher, je mehr sie „aufzählt". Das wird in dem Maße gelingen, als Impressionismus, Subjektivismus, mit einem Wort: die Person des Berichtenden eliminiert werden kann. Damit umschreibt sich Sinn und Kern der Reportage als: unpersönlicher Tatsachenbericht von einem Sonderfall.

Eine Aufgabe, die zu erfüllen wahrlich eine besondere Fähigkeit vonnöten ist, und eine Person, stark genug, sich restlos auszuschalten. Wie sehr das in Fleisch und Blut übergegangen sein muß, wie sehr es für den wirklichen Reporter hinübergreift in alle anderen Arten geistigen Sichbezeugens, sei an dem einen Beispiel Egon Erwin K i s c h s illustriert. Kisch, der das Verdienst für sich in Anspruch nehmen kann, die moderne Reportage eigentlich erst geschaffen zu haben und dessen beide Reportagenbücher so manchem, der Sinn für räumliche Ferne und zeitliche Gegenwart hat, lieb und wichtig geworden sind wie der geographische Atlas, beginnt seinen Roman „Der Mädchenhirt" mit den Sätzen:

„Ganz unvermutet, ganz plötzlich platzte das Manometer. Bevor noch das Entsetzen mit seinem

lähmenden Arm die Heizer zu berühren vermochte, barst der Kessel mit einem grauenhaften, die ganze Stadt erschreckenden Aufschrei. Auf dem Verdeck an das Holzhäuschen gelehnt, in dem sich die Schiffskasse befand, hatte Engelbert Naak eben zu Karl Duschnitz etwas Belangloses gesagt, die beiden Worte „Musikkapelle spielen" gesprochen, als die Detonation ertönte. Im selben Augenblick begann das Grausen die rasendste Orgie. Ein Knabe, die Botanisiertrommel umgehängt, wurde in schnurgerader Linie gegen ein Haus des Kais geschleudert, prallte vom Balkon des ersten Stockwerkes ab und sauste als Leiche auf das Trottoir; um seinen verstümmelten Rumpf schlang sich schräg die grüne Schleife mit der Botanisierbüchse. Auf die Fahrbahn des Kais fiel der Kopf eines jungen Mannes, in dem man später Matthias Blecha erkannte. Marcell Bleyer, der wohl in unmittelbarer Nähe des schadhaften Kessels gestanden war ..."

Dieser Bericht setzt sich so fort über Seiten. Nichts ist vergessen, kein Name der Totenliste, kein Detail der Art des Verscheidens. Und dennoch hat der ganze, grandios geschilderte Vorgang mit der eigentlichen Linie des Romans kaum etwas zu tun — ist lediglich Anlaß, daß ein bestimmter Mensch, ein Überlebender, in ein bestimmtes Haus kommt. Ein Dichter hätte weniger oder mehr gegeben, einen einzigen Referatsatz, eine plastisch-sparsame Metapher, oder, wenn schon Detail, so Detail in dämonischer Übersteigerung. Kisch, Reporter, gibt nicht weniger und nicht mehr als meisterliche Reportage — auch dort, wo er anderes geben wollte. Reporter-sein ist eben genau so wie Dichter-sein etwas Habituelles, eine Grundeinstellung, eine Weltanschauung, oder zum mindesten eine Art, die Welt anzuschauen, die allenthalben sich durchsetzt. Wie Dichter-sein ist es eine besondere Art von Besessenheit. Und damit sind wir nach dem sachlichen Problem der Reportage beim persönlichen Problem des Reporters angelangt.

Richtiger: beim Problem des Nicht-Reporters. Denn es muß leider gesagt werden, daß die Majorität der Reportagen schreibenden Journalisten, durch einen Zufall in ihr Metier und durch einen weiteren Zufall in diesen besonderen Zweig ihres Metiers verschlagen, ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind. Der Durchschnittsjournalist, ausgesandt, das Einmalige eines Ereignisses berichtend festzuhalten, hilft sich, unfähig, das Besondere der Sache zu finden, mit einem Surrogatakt: er bietet das Besondere seiner Person. Nach Art jener üblen Krankenpflegerin, die, über das Befinden des Patienten befragt, zur Antwort gibt: die ganze Nacht habe ich nicht schlafen können, so sehr hat er geschrien vor Schmerzen — berichtet er nicht die Sache, sondern wie die Sache auf ihn gewirkt hat. Unversehens schiebt sich vor den uns interessierenden Vorgang die uns nicht interessierende Person des Reporters Meier vom Abendblatt; und der wird uns kaum interessanter dadurch, daß er — ihm ist kein Spiel zu hoch — seinen Bericht darüber, wie die und die Feuersbrunst ihn erschreckt hat, nicht schließen kann ohne eine allgemeine Betrachtung über Feuersbrünste, über Unglück, über das Schicksal schlechtweg, einmündend zu gutem Ende in den Gedanken: „Was ist der Mensch ...?"

Um weiter von diesen Quasi-Reportern zu reden (und von ihnen muß geredet werden, um die Diskrepanz zwischen der hier angedeuteten Theorie der Reportage und dem praktisch Tag für Tag in Durchschnittszeitungen Gebotenen verständlich zu machen) — diese Quasi-Reporter also scheiden sich deutlich in zwei Gruppen: in Neulinge und Routiniers. Man schicke einen jener Neulinge, einen jener Blasierten und als dritten einen jener drei Dutzend wirklichen Reporter nach Paris, mit der Aufgabe, über die große Automobilausstellung zu berichten! Die unterschiedliche Linienführung ihrer Reportagen wird das, was hier über Differenz und Abweg zu sagen ist, besser erhellen, als jeder theoretische Exkurs.

Der „Wirkliche" wird beginnen: „Die große pariser Automobilausstellung des Jahres 1926 ist untergebracht auf dem Gelände südöstlich der Père Lachaise, in zweiundvierzig Pavillons, die nach Plänen des Architekten Le Corbusier innerhalb dreier Wochen erbaut wurden." Daran schlösse sich Ziffer um Ziffer, Name um Name, und aus einem Berg präziser Fakten wüchse die plastische Nüchternheit dieses besonderen Lebensbezirkes.

Anders der Neuling. Er setzt nichts voraus. Wie er, ins Theater geschickt, am liebsten Anreiz und Mechanik des eisernen Vorhangs schilderte, ehe er auf die Premiere zu sprechen kommt, wird er es

sich nicht versagen, für den Leser das Erlebnis dort beginnen zu lassen, wo das Besondere seines eigenen Erlebnisses beginnt. Und das beginnt ihm schon bei der Abreise, am Perron vor dem pariser Zug, beim Tücherschwenken der Zurückbleibenden (Motto: „Paris . . .!"), zur Darstellung der Automobilausstellung selbst fehlt es ihm dann an Platz, Auge und Hirn. Dabei erfühlt er, die hoffnungslosesten Stümper ausgenommen, das Abwegige dieser subjektiven Erlebnis-Paraphrasen, und da er dennoch nicht von ihnen zu lassen vermag, hängt er um sie das Mäntelchen einer halben Selbstironie.
Ganz anders der Routinier. Was der Neuling, ist er gewitzter, als Abweg nur erahnt, ist ihm in voller Klarheit bewußt. Aber bewußt ist ihm auch, daß er an einer wirklichen Sach-Reportage versagen müßte. So beginnt er den Bericht über die pariser Automobilausstellung etwa wie folgt: „Margot lehnt sich zurück und schiebt den Strohhalm in den Absinth, dessen Reflexe das Treiben vor dem Café auf der Place Pigalle widerspiegeln." „Tu commences à me raser," sagt sie zu mir, „donne-moi une prise de coco!" Ja, er weiß, wie es im großen Leben zugeht. Er spricht grundsätzlich nicht gewöhnliches Französisch, sondern Argot. Er ist so verrucht, daß der Leserin in Bielefeld ein Schauer über den Rücken läuft. Und dann geht er, Causeur, der er ist, den gleichen Weg, den der Neuling geht, unaufhörlich sich bespiegelnd im Lichte einer erlogenen Blasiertheit. Er ist der Spezialist der „Atmosphäre", eines Talmi-Milieus, das es nie gegeben hat, und das er, spricht er von Paris, mit Midinetten, spricht er von Wien, mit „Waschermadeln", spricht er von München, mit Oktoberfesttypen bevölkert. Er ist der Träger der Konvention. Er spezialisiert nicht — er typisiert. Er typisiert nicht — er surrogiert Menschentypen durch Marionetten. Er gibt — nicht einmal Tatsachen.
Und nun gehe man hin und lese.

Die deutsche Literatur in Ostasien

Von Waldemar Oehlke (Berlin)

Als ich im Dezember 1920 nach Peking kam, um einen ersten vierjährigen Kursus der deutschen Philologie an der Reichsuniversität durchzuführen und ein germanistisches Seminar mit entsprechender Bibliothek zu begründen, waren dort aus dem Deutschen ins Chinesische übersetzt fast nur ein paar Einakter Sudermanns („Fritzchen" mehrfach), aus dem Englischen dagegen Goethes „Faust" und Hauptmanns „Weber", die zu meiner Zeit in englischer Sprache auch einmal in Peking aufgeführt wurden. Neu begonnen hatte man gerade mit Storms „Immensee". Hier knüpfte ich mit Anregungen an, natürlich außerhalb meiner ja rein deutschsprachlichen eigentlichen Lehrtätigkeit, so daß bei meinem Weggang 1924 eine ganze Reihe von Übersetzungen vorlag, besonders Storm, Goethe, Lessing und aus der älteren Zeit Walter von der Vogelweide.
Die Wahl der Schriften war frei und gab mithin Anhaltspunkte für das chinesische Interesse. Wollten doch die betreffenden Studenten mit ihren Verlegern zugleich ein wenig dabei verdienen. Sie mußten also wissen, was ihre Landsleute lesen wollten. Lessings logische Klarheit und einfacher Stil, Goethes Weltsinn und gedankenvolle, natürliche Ausdrucksart — nicht etwa seine Frauengestalten, für die sich keiner interessierte —, Storms pietätvolle Erinnerungs- und Kinderpoesie, Walters leichte, formspielerische Technik, die nachgeahmt wurde — das alles zog an, im Gegensatz etwa zu Schillers Pathos, das den Ostasiaten abstößt, zu historischen Dramen überhaupt, da im Fernen Osten nur die fernöstliche Geschichte der Verarbeitung wert erscheint, oder zum deutschen Naturalismus, der nur als Ableger des Auslands angesehen und neben den Russen und Franzosen nicht gewürdigt wird. Ibsen aber schreckte den männlichen Chinesen ab durch die Frauenfrage, die auch von Hebbel abzog. Bei der Lektüre keines Dichters hagelte es so viel Proteste gegen Unnatur wie bei Hebbel. Ich lockte gern die wirkliche Meinung heraus, und wir debattierten dann. Schwierig waren

in der Regel auch Stoffe des klassischen Altertums, leicht dagegen solche ausnahmsweise ebenso wie andere dann, wenn allgemeinverständliche Weltanschauungsfragen im Vordergrunde standen und Beziehungen zu Buddha oder Konfuzius auftauchten. Die deutsche Romantik fand Beifall, wenn sie an die Phantasie nicht starke Ansprüche stellte und der chinesischen Nüchternheit wenigstens in den wirklichen Vorgängen verständlich blieb. Nur ein Beispiel! In Eichendorffs „Taugenichts" fährt bekanntlich der Held der Novelle im Reisewagen der jungen Gräfin, die in Männerkleidung mit ihrem Geliebten flieht, an ihrer Stelle weiter, immer von einem Reiter verfolgt. Ich fragte nun, woran dieser vielleicht hätte merken können, daß der Reisende nicht mehr die verkleidete Gräfin gewesen sei; denn sie hat bisher mit heller Stimme Lieder gesungen, und auf diese wollte ich hinweisen als lyrische Einlagen in romantischer Prosa. Allgemeines Schweigen! Schließlich meinte der älteste Student, ein Witwer — verheiratet waren ja fast alle —, der Reisende habe doch sicherlich aus natürlichem Bedürfnis bisweilen aussteigen müssen, was der Reiter dann habe beobachten können. Allgemeines beifälliges Kopfnicken, durchaus ernsthaft, kein Ton kritischer Heiterkeit, denn das ist wirklich das Motiv eines chinesischen Romans. Auch eine Eichendorffsche Romantik! Und man muß dann ebenfalls ernst bleiben und die Romantik von anderer Seite auffassen, nicht von der Seite der Stimmung, sondern der unverhüllten Technik. Bevorzugt wurde übrigens die Prosa, besonders die Novelle. Lyriker fanden den Beifall derer, die das Deutsche mehr beherrschten, also einiger Kollegen. Heine war der Liebling des greisen Ku Hung Ming, Chinas berühmtesten Schriftstellers. Er zitierte Heines Verse auch mir gegenüber unaufhörlich, freilich neben Goethe. Reuters derbe Komik wirkte nicht, Nietzsche war als pietätlos verfemt. Sonst wurden von neueren Dichtern gern gelesen Heyse, Freytag, Bonsels — dessen Indienfahrt immer wieder gepriesen wurde —, teilweise auch Hofmannsthal; Gottfried Keller immerhin mehr als Conrad Ferdinand Meyer. Wildenbruch wurde aus ähnlichen Gründen wie Schiller abgelehnt; mit Unwillen der Expressionismus als „unklar".

Gewisse Grundzüge der chinesischen Einstellung fand ich in Japan wieder, wo ich freilich nur wenig länger als ein Jahr tätig war. Das Philosophische namentlich wurde auch da überall betont und gesucht. Als ich eines Sonntags in Tokio einen japanischen Kollegen besuchte, fand ich ein Dutzend seiner Freunde mit dem Studium Hegels bei ihm beschäftigt — wohlverstanden vor aufgeschlagenen Schriften Hegels in deutscher Sprache. Die ersten Vorträge, zu denen ich eingeladen wurde, sollten Goethes Weltanschauung, „Faust" und „Tasso" sowie Nietzsches „Zarathustra" zum Gegenstand haben. Sehr geschätzt wird Schopenhauer. Die deutschen Dichter sind natürlich in Japan weit besser gekannt als in China. Die psychologische, ästhetische und sprachliche Schulung ist ja auch eine ganz andere. Im allgemeinen aber gilt mit Ausnahme Nietzsches das vorhin über China Gesagte ebenso für Japan, besonders auch hinsichtlich der Frauenfrage. In vorderster Reihe stand 1925 und früher die politisch eingestellte Literatur. Japanische Sentimentalität kam bisweilen dem Verständnis deutscher Romantik näher. Nur darf man nicht vergessen, daß der Chinese naiver urteilt als der Japaner, der sich aus Eitelkeit Urteile zurechtmacht, auch wenn sie ihm keine innerlichen sind, nur um der weißen Rasse die Gleichartigkeit und möglichst die Überlegenheit der eigenen Auffassung deutlich zu machen. In der heutigen Periode des japanischen Übernationalismus kann man also in der Verwertung der japanischen Aussagen, die einander formal oft widersprechen, inhaltlich aber gleich, d. h. aus deutscher Quelle entliehen sind, in Japan gar nicht skeptisch genug sein.

Die Zukunft der deutschen Literatur liegt jedenfalls, sofern Ostasien in Frage kommt, weit mehr in China als in Japan, geschäftlich vertreten vor allem von den deutschen Buchhandlungen Max Nößler in Schanghai und Hirschfeld in Kobe und Tokio sowie von dem glänzenden japanischen Kaufhaus Maruzen in Tokio.

Herr Teste

Von Ernst Robert Curtius (Heidelberg)

Was ist der Mensch? fragen die Philosophen. Was soll der Mensch? fragt der Katechismus. Was kann der Mensch? die Frage wird selten gestellt. Es ist die Frage Paul Valérys. Sein Denken kreist um eine Methodologie des Schaffens, um eine Metaphysik der Technik — dies Wort in dem umfassenden Sinn genommen, den „τέχνη" im Griechischen hat, und der in Leonardo lebendig war, als er sich in einem Brief an den Herzog von Mailand zur Verfertigung künstlicher Werke erbot. Er nannte da nebeneinander Brücken, Miniergänge, Kriegswagen, Gebäude, Wasserleitungen, Bildwerke aus Marmor, Bronze, Ton ... endlich auch Gemälde. Man erinnert sich, daß Technik eigentlich „Kunstlehre" bedeutet — und Poesie „Machen"!

Was kann der Mensch machen? Wir würden es wissen, wenn wir das Seiende in seine letzten Elemente zerlegt hätten. Wäre diese Analyse vollständig durchgeführt, so hätten wir alle Bausteine zur Verfügung. Wir könnten alles Seiende wiedererzeugen, und könnten auch das erzeugen, was noch nie war.

Ist des Technikers Sinn auf das Nützliche gerichtet, so wird er mit den Elementen des Stoffes experimentieren. Freut ihn das Nutzlose mehr, so wird er mit den Elementen des Geistes arbeiten: mit der Zahl, mit dem Wort, mit dem Gedanken. Aber ob er nun ein Flugzeug, einen Lehrsatz, ein Gedicht, ein System konstruiert — es sind alles nur Anwendungen einer universalen Kombinationslehre.

Valéry beschreibt sein künstlerisches Schaffen gern mit mathematischen Vergleichen. Ein Gedicht ist für ihn eine Konstruktionsaufgabe. Gegeben sind die Axiome der französischen Metrik, deren Euklid Malherbe ist. Aufgegeben sei die Konstruktion eines Wesens, das zugleich purer Trieb und pure Intelligenz ist. Die Lösung ist dann „Le Serpent" — das kosmogonische Gedicht von der Paradiesesschlange.

Die Technik des Romans hat Valéry in einem Aufsatz über Marcel Proust analysiert. Der Roman entsteht wie alle literarischen Gattungen aus einer besonderen Verwendung der Sprache, und zwar aus ihrer Fähigkeit, unmittelbar zu bezeichnen und zu vergegenwärtigen. Wenn man dieses Element der Rede isoliert und es als Material einer Konstruktion benutzt, hat man die Möglichkeit, ein imaginäres Leben zu schaffen und mitzuteilen. Der Roman setzt sich zum Ziel, in uns jene unbestimmte und unregelmäßige Erwartung zu erzeugen, die wir gegenüber den Ereignissen der Wirklichkeit haben. Der Anschein von Leben und Wahrheit wird dadurch erzeugt, daß der Erzähler in das Gewebe seiner Fiktion sogenannte „Beobachtungen" einflicht. Das sind Elemente, die der Leser „wiedererkennt", weil er sie in seiner Erinnerung vorfindet. So werden sie für ihn Träger eines Wirklichkeitskoeffizienten, den er dann auf das Ganze der Fiktion überträgt. „Man darf daraus keine Schlüsse auf den Roman ziehen," sagt Valéry; „höchstens darf man das Leben anklagen, das sich uns darbietet als eine vollkommen wirkliche Summe aus Dingen, von denen die einen eitel und die anderen imaginär sind." So erhalten wir von Valéry die mathematische Definition des Lebens in einem Relativsatz, als Randglosse zu einer ästhetischen Theorie.

Mehr als 25 Jahre vor dieser Theorie des Romans hatte Valéry eine praktische Anwendung von ihr gegeben in seinem philosophischen Roman „La Soirée avec Monsieur Teste" (1896; wiedergedruckt 1922). Ein Roman, oder wenigstens ein Romankapitel, ist dieses kristallinische Werk, in dem das Mysterium des Geistes die Maske der absoluten Klarheit annimmt.

Fingieren wir einen Menschen, der alle Möglichkeiten des Bewußtseins methodisch erforscht und der ein unbestechliches, präzises und logisches Denken als obersten Wert setzt. Versetzen wir ihn in eine pariser Durchschnittsexistenz unserer Zeit. Wie wird er aussehn? An seiner Körperlichkeit wird nichts in die Augen fallen. Sein Blick scheint verwischt, seine Hände sind anonym. Er gestikuliert nicht. Er lächelt nicht. Die üblichen Grußformeln hat er ausgeschaltet. Er nimmt seine Mahlzeiten in einem kleinen Restaurant der Rue Vivienne, in der Nähe der Börse. Denn er lebt von kleinen

Börsenoperationen. Er schluckt seine Nahrung hinunter wie man eine lästige hygienische Pflicht erfüllt. Abends liest er die Zeitungen im Café. Manchmal besucht er das Bordell. Er haust in einem möblierten Zimmer, in dem sich nur das Notwendige an Möbeln befindet. Seit zwanzig Jahren — er ist jetzt 40 — hat er keine Bücher mehr. Auch seine Manuskripte hat er verbrannt. Was er schon weiß, interessiert ihn nicht mehr. Ihn interessieren nur jene Probleme gedanklicher Synthese, die er noch nicht gelöst hat. Alles schon Erledigte schaltet er aus seinem Gedächtnis aus, um sich ganz auf die Experimente mit der Idee konzentrieren zu können. Er züchtet und kombiniert seine Gedanken, unterwirft sie den Einwirkungen der Zahl, behandelt sie mit verschiedenen Reagenzmethoden. Er operiert mit seinen Gefühlen wie mit chemischen Substanzen. Er ist der Systematiker seines Ich, seine Beschäftigung ist die Selbstvariation. Welches sind die Umformungsmethoden, die noch nicht erprobt wurden?

Das, was die Mehrheit interessiert, ist leicht und darum reizlos. Glücklich sein ist leicht; man braucht nur die erhöhten Augenblicke seines Daseins zu isolieren und sie durch eine ideale Linie verbunden zu denken. „Das Genie ist leicht, das Vermögen ist leicht, die Gottheit ist leicht ... Ich will damit einfach sagen — daß ich weiß, wie man das zu begreifen hat. Es ist leicht."

So urteilt Herr Teste. Er ist der anonyme, der geheime, der illusionslose und emotionslose, der mächtige Mahatma der abendländischen Intelligenz.

Fast dreißig Jahre hatte man nichts mehr von ihm gehört — da teilte Valéry 1924 einen Brief von Frau Emilie Teste mit, in dem sie von den Lebensgewohnheiten ihres außerordentlichen Gatten spricht und den Eindruck seiner unbegreiflichen, unheimlichen und dennoch liebenswerten Persönlichkeit schildert. Ein gottloser Mystiker, so erscheint er ihr. Einige Zeit später kamen dann „Auszüge aus dem Logbuch von Herrn Teste" zum Vorschein — Aufzeichnungen, die das Feld unseres Bewußtseins mit Erleuchtungen, Zerstörungen, herzversetzenden Explosionsphänomenen übersprühen; den Aphorismen herkömmlicher Art ebenso fern wie die Sprengstoffe der Weltkriegschemie den Feuerwerken unserer Großväter.

In einigen dieser Sätze scheint sich eine Umkehr der geistigen Bewegungsrichtung vom Licht der Erkenntnis zu einem Zustand purer Wesenssehnsucht anzudeuten: einem Zustand, der dem Licht überlegen ist, weil das Licht noch den Unterschied zwischen Hell und Dunkel wahrt, weil es noch Gegenstände beläßt, die nicht notwendig sind; weil es den Geist noch trübt durch Bilder des Zufälligen. So wäre denn das Licht der Intelligenz nur eine Form des Dunkels? Und es gäbe eine Erleuchtung, reiner als das Licht? Solche Gedanken führen wirklich an die Säume der Mystik. Logische Abstraktion sublimiert sich zu Überlogischem.

Wenn man die verschiedenen Dokumente von Edmond Testes geistiger Existenz im französischen Original lesen will, muß man sie an zerstreuten, schwer zugänglichen Orten suchen. Um so dankenswerter ist es, daß sie jetzt durch Max Rychner gesammelt und in deutscher Übersetzung herausgegeben sind (Paul Valéry, Herr Teste, Leipzig, Inselverlag, 1927). Wie schwierig die Aufgabe war, diese Texte zu übersetzen, wird aus dem Gesagten wohl schon klar geworden sein. Sie forderte subtilste Feinheit des Sprachsinns und zugleich eine Denkenergie, die jeder Windung dieser Begriffsschöpfung zu folgen vermag. Aber der Übersetzer war der Aufgabe gewachsen und seine Leistung befriedigt die höchsten Ansprüche. Man darf sich der Wiedergabe unbedingt anvertrauen. Sie kann dem Kreis deutscher Leser, der gewillt ist, in eine mit nichts anderem vergleichbare, hohe, ferne Sphäre des Geistes einzudringen, ein ausgezeichneter Führer sein.

Margherita Sarfatti

Von Werner von der Schulenburg (Ascona)

Der Name Margherita G. Sarfatti ist in Deutschland im letzten halben Jahr häufig genannt worden. Margherita Sarfatti hat die Biographie Mussolinis (deutsch im Paul-List-Verlag, Leipzig) verfaßt, jene Biographie, die von Mussolini selbst eingeleitet wurde, und von welcher der Diktator er-

klärte: „In diesem Buche ist mein Leben." Die offizielle Biographin Mussolinis und damit des Faszismus ist eine Persönlichkeit, deren Tätigkeit der Betrachtung wert ist. In einem Lande, in dem die Emanzipation der Frau noch im Anfangsstadium begriffen ist, in einem romanischen Lande, in dem das Durchbrechen äußerer Formen häufig an der Festigkeit der gezogenen traditionellen Linien scheitert, hat es diese Frau, gleichmäßig begabt mit Willen, Geist und Schönheit, verstanden, sich eine Stellung zu schaffen, die vielleicht einzigartig ist. Das gelang ihr durch Einsetzen für eine Idee, jene Idee, welche die Begriffe des französischen Syndikalismus mit denen einer aristokratischen Oligarchie verschmolz, mit italienischen Tendenzen verarbeitete und sich als Faszismus realisiert hat.

Es ist sicher kein Zufall, daß Margherita Sarfatti Venezianerin ist, daß sie einer alten venezianischen Patrizierfamilie entstammt, wie es vielleicht ebensowenig ein Zufall ist, daß der „capo di governo" heute allgemein „Duce" (nicht „Duca", Herzog) genannt wird, eine Benennung, welche sich der eines Dogen bewußt oder unbewußt annähert. Denn zur Stellung eines jener mächtigen Dogen von Venedig könnte sich die Stellung des faszistischen Duce allmählich umformen: zu der eines Dogen von Italien.

Durch den bekannten Protest gegen die Enge des Familienlebens, den eine flammende Begeisterung für einen russischen Sozialisten und Agitator aktiv auslöste, kam das vierzehnjährige Mädchen von der Romantik Byrons und Shelleys zum Studium sozialistischer Probleme.[1] Im väterlichen Palast am canale grande hockte das blonde Kind die nächtlichen Stunden über Marx, Lassalle und Ruskin, über Traktaten und Propagandaschriften, mit denen sie der russische Freund versah. Ein erschütterndes Erlebnis mit einem gelähmten Bauernkinde auf einem der väterlichen Güter zeitigte bei der Ringenden eine kurze literarische Arbeit, die unter dem Pseudonym Marta Grani in einem sozialistischen Lokalblättchen erschien. Der russische Freund sandte als Antwort auf die Zusendung ein Paket von Dichtungen: Dante, Pascoli, Giusti, Carducci und rote Rosen.

In der Familie herrschte im Anfang Empörung über die Fünfzehnjährige, aber — am Ende war sie gedruckt, und die Empörung machte doch einer gewissen Hochachtung Platz.

„Heute noch," bekennt Margherita Sarfatti, „sehe ich keine roten Rosen, ohne daß ich mich des Duftes jener längst verdorrten alten Trophäen, jener blutroten Rosen wieder erinnern muß."

Von nun an schrieb Margherita Sarfatti kleinere Aufsätze in sozialistischen Zeitschriften und Revuen der Vorkriegszeit; bald wurde sie ständige Mitarbeiterin des „Avanti" in Mailand. Hier lernte sie Mussolini kennen, dem sie bei seiner späteren politischen Entwicklung die Gefolgstreue hielt.

Wohl hatte sich der Illusionismus bald zu einem Idealismus umgeformt, aber dieser Idealismus verlor sich weder in lockerer Menschlichkeitsbetrachtung noch im Programmatischen. So blieb Margherita Sarfatti auch während erschöpfender Parteitätigkeit Künstlerin, Frau und Dame. Sie wußte immer durch den Zauber ihrer Persönlichkeit zu fesseln, im Gegensatz zu vielen ihrer nordischen Parteigenossinnen. In jener Vorkriegszeit veröffentlichte sie außer politischen Schriften noch kunstkritische Arbeiten und eine Sammlung von Gedichten, denen sich weitere Publikationen während des Krieges und nach dem Kriege anschlossen.[2]

Die heutige Tätigkeit Margherita Sarfattis gehört ausschließlich dem neuen Italien. Sie war von erster Stunde an in der Redaktion des offiziellen faszistischen Organs, „Popolo d'Italia", tätig. Gleichzeitig leitete sie die „Gerarchia" (Hierarchie), die offizielle Monatsschrift des Faszismus, eine Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Politik, gefürchtet wegen ihrer geschliffenen Polemik.

Untrennbar von dieser Romanin ist ihr persönlicher Wirkungskreis. Man könnte sagen: Wer Margherita

---

[1] Vgl. die biographische Notizen über Margherita S. Sarfatti in der Zeitschrift: „La vita femminile" II (15. März 1924).

[2] Werke der Margherita S. Sarfatti: Politik: „La Milizia Femminile in Francia" (1915), „Tunisiaca" (1924, Reisebericht aus Tunis mit stark politisch-kritischem Einschlag gegen Frankreich). „Dux" (Das Leben Mussolinis, engl. 1925, ital. 1927, deutsch 1927, wohl auch ins Französische übersetzt). Kunstkritik. „La fiaccola accesa" („Die entzündete Fackel 1916"), „Segni, colori e luce" („Zeichnung, Farbe und Licht", 1925), Gobineau (1923). Übersetzungen: „Moralita leggendaria" (aus dem Französischen, 1917), „I vivi e l'ombra" („Die Lebenden und der Schatten", ges. Gedichte, 1920). Journalistische Tätigkeit: Früher u. a. am „Avanti" und „Utopia". Heute: „Popolo d'Italia" (Red. f. Kunstkritik), „La Gerarchia", faszistische Zeitschrift (Herausgeberin), „La Rivista del Popolo d'Italia", „La Fiera letteraria" (Literarisches Echo).

Sarfatti nicht persönlich kennt, kennt sie nicht. Diese Frau, die ihren Gatten früh verlor, deren hoffnungsvoller Sohn ganz jung im Kriege fiel, hat durch alle Aufregungen und Schmerzen nicht das Geringste von ihrem persönlichen Zauber eingebüßt. In romanischen Ländern ist ein Schaffen fern von der Gesellschaft hoffnungslos. Ein künstlerisches Individuum muß und will persönlich bezaubern, wenn es überhaupt da sein will. Um Frau Sarfatti hat sich das geistige Leben des modernen Italiens kristallisiert: in ihrem Salon in Mailand treffen sich Menschen aller Richtungen und Schattierungen. Frau Sarfatti, die alle europäischen Sprachen mit gleicher Vollendung spricht und schreibt, — ihre deutschen Briefe schreibt sie aus Höflichkeit sogar in gotischen Buchstaben — weiß mit kurzen, sprühenden Einwürfen die Geister zu vereinigen und, wenn es nottut, mit der gleichen Umsicht wieder zu trennen. Sie beherrscht, ohne daß man es fühlt, ihren Salon; sie prägt ihm ihre Richtung auf; sie hält, wie der ganze Faszismus, auf Form. Wie von den Wänden ihrer Wohnung Meisterwerke farbiger Form den Raum erwärmen, wie eine kostbare zarte antike Stele auf ihrem Büchertisch den Ausdruck ihres geistigen Wollens dartut, so durchflammt ihr geistiges Wesen die Gäste.

Margherita Sarfatti ist Faszistin, die erste Faszistin. Ihre Entwicklung hätte sich auch in anderer Richtung, der des Renaissancetyps vollziehen können. Sie hat die Entwicklung zum Sozialen gewählt. Es ist begreiflich, daß von jener anderen Möglichkeit vieles in die jetzt gewählte Aufgabe hinüberspielt, denn die Natur läßt sich nicht verdrängen. Das aber gerade wieder — das Hineinspielen des Herrentums in das Soziale — macht ja den Faszismus aus. So ist durch Veranlagung und Gunst der Zeit diese Frau zu ihrem Wesentlichen gelangt, so sehr, daß sie die weibliche Personifizierung ihrer Epoche werden konnte.

Franz Herwig

Von Arthur Friedrich Binz (Saarbrücken)

Wirksamkeit und Wirkung dieses seit mehr als zwanzig Jahren schaffenden Autors sind sehr vielseitig. Jahrelang war er einem größeren Publikum nur als Literaturkritiker des „Hochland" bekannt. Sein kritisch sichtendes und kritisch führendes Vermögen erschien damals auch dem Kenner der Herwigschen Belletristik weit stärker als seine eigenschöpferische dichterische Kraft. Herwigs Stellung innerhalb der von Karl Muth geführten, aber damals noch im Keimen befindlichen katholischen Erneuerungsbewegung öffnete, kraft einer grundsätzlich neuen Erfassung der geistigen Aufgabe, dem katholischen Literaturleben morgendlich weite Perspektiven. Im Verein mit Karl Muth, Johannes Mumbauer und Expeditus Schmidt kann Herwig das Verdienst beanspruchen, in jahrelangem, zähem, zielsicherem Vordringen, die einheitliche Engstirnigkeit der Sachwalter „katholischer Kleinbürgerbedürfnisse", wenn auch nicht beseitigt, so doch durchbrochen zu haben zur Freiheit der großen Literatur und zur Phalanx der Zeit. Herwigs Bedeutung als Literaturkritiker innerhalb der katholischen Bewegung kann hier nur angedeutet werden. Sie wurde bald von seiner allgemeinen Bedeutung als deutscher Erzähler überholt.

So vielfarben und geradezu unpersönlich die dichterische Produktion Herwigs auch dem flüchtigen Betrachter erscheinen mag, so sehr ist doch gerade sein Gesamtwerk in seiner chronologischen Reihenfolge (und auch im einheitlichen Ring) der organisch gewachsene Ausdruck und Spiegel seiner inneren Entwicklung, seines Lebens, seines Seins, wie dieser Dichter überhaupt nur von einem stetig wirkenden, durch alle Niederlagen und Aufschwünge hindurch sich treu bleibenden Kern her wahrhaft gefaßt und gewürdigt werden kann. Abgesehen von einigen Bühnenversuchen, von mehr gebrauchsgegenständlichem als wirklich künstlerischem Wert, hat Herwig sich auf das Feld der Epik, und zwar des Romans konzentriert. Hier zeichnet er sich aus durch eine frisch und lebendig bleibende Erfindungsgabe und Fabulierkraft, durch männliche Phantasie und fortschreitend wachsende geistige und künstlerische Energie. Herwigs Bücher geben

keine Erschütterungen von Grund auf. Aber sie suchen ihr Ziel nicht auf Schleichwegen, Herwig verschmäht Kniffe und Bluff. Er zeigt sich als Erbe gesunder Tradition. Er ist ein Künstler von spezifisch germanischer Prägung. Keinerlei Risse klaffen zwischen technischer Könnerschaft und innerem Sein. Er liebt Heimat und Vaterland und ist aufs engste damit verknüpft. In den jüngsten Veröffentlichungen wendet er sich der Gestaltung der großen Zeitprobleme zu.

Sein erstes größeres Werk, der Polen-Roman „Die letzten Zielinskis", öffnet schon den Zugang zur Leitidee seines Gesamtschaffens, wenn auch noch durchaus unreif ausgetragen, zur Idee des Glaubens an das Große im Menschen, an die Kraft seiner Verwurzelung und seiner Sehnsucht zum Licht, zu heldischer Tat des Körpers und der Seele. Als ein typisches Wort der Herwig-Menschen zitiere ich: „Der Sieg ist nicht das Wesentliche, der hängt an Zufällen, das Wesentliche ist: Großes gewollt zu haben!" Große Gedanken und Gefühle sucht Herwig lange Zeit in farbiger Vergangenheit, und in den meisten seiner Bücher werden längstverwehte Menschen und Epochen von ihm erweckt. Er hat inständig und schwer gerungen, bis er sich selber fand, fremde Kulturen und fremde Landschaften durchstreift. Zeugnis des jugendlichen Hin- und Widerirrens sind die Romane: „Wunder der Welt" und „Die Stunde kommt". In ersterem wird die Tragödie des jungen schwankenden Kaisers Ottos III. gezeigt, das Leben eines Menschen wird aufgelichtet, dessen große Seele in leidenschaftlichem Hinfluge nach dem Ausdruck ihrer Sehnsucht ringt, aber notwendigerweise in die Irre geht und allzufrüh an den Tücken und Widerständen der Wirklichkeit zerbrechen muß. „Die Stunde kommt" ist dem Erlebniskern von „Wunder der Welt" nahe verwandt. Eine wundervoll gebaute Rahmenerzählung vom Gardasee hält drei in drei verschiedenen Jahrhunderten spielende Novellen umschlossen. Irrende, Suchende füllen auch dieses Werk, in dem wie im „Wunder der Welt" alle irdischen Wünsche und Taten zerbrechen und verwehen — wenn die Stunde kommt. Ein Werk wie das folgende aber, ein Werk wie „Jan von Werth", nimmt sich in seiner unbefangen strahlenden, von allen Zweifeln am Wert der Taten freien Kraft und Fülle recht einsam aus in unserer komplizierten Literaturepoche, da der breite Strom des Erzählens immer mehr versiegt und psychologischen Spitzfindigkeiten und Nervenzerfaserungen gewichen ist. Gerade der „Jan von Werth" ist ein typisches Herwig-Buch.

Herwig hat noch viel von dem unbefangenen Erzählerdrang, der heute so selten ist, naive Freude an Abenteuern, heldischen Taten und Schicksalen, und hieraus ist es zu erklären, daß er der Autor so manchen ausgesprochenen Jugend- und Volksbuches ist. Er schrieb die „Deutsche Heldenlegende" und erzählt darin in farbig fesselnden Einzelbildern die Geschichte der Deutschen. Auch das in Frische und Lebendigkeit kurzweilig abrollende Geschehen in dem Roman „Das märkische Herz", in dem der erste Hohenzoller in Brandenburg um die Macht ringt, kommt dem Lesebedürfnis des Volkes nahe. Ohne sich aber seiner eben gekennzeichneten bodenständigen Eigenart zu begeben, hat er in „Dunkel über Preußen" ein psychologisch flimmerndes Kunstwerk geschaffen, das an die Linie rührt, die von Fontane zu Thomas Mann und dem lyrischen Grafen Eduard von Keyserling lief, und damit steht er nahe den Dichtern, die die deutsche Prosa wie einen Geigenkörper wundersam zum Klingen brachten. Dieses Buch der Voraussetzungen zu Preußens Zusammenbruch im Jahre 1806 ist unter den historischen Romanen des Dichters reifstes Werk. „Dunkel über Preußen" ist eins der wenigen Bücher, in denen neben dem Werk des einsam großen Kleist und neben Alexis und Fontane preußische Tradition zu dichterisch gestaltender Kraft wurde. Das Buch enthält vielleicht die rührendste und liebenswerteste Figur in Herwigs Gesamtschaffen: Julie von Voß. Sie, deren ganzes Wesen auf Größe gestellt ist, Adel und Größe in allen Linien des Körpers und der Seele, Julie, mit dem blassen gemmenhaft geschnittenen Profil, das, den leuchtenden Ahnungen der Sterne zugekehrt, so schwärmerisch erfüllt sein kann von reiner und hoher Sehnsucht! Sie muß notwendigerweise frühzeitig untergehen in der Welt guter und bösartiger Durchschnittler. Einsam muß ihr edles Herz zerbrechen wie das Ottos III. am Fuße des Soracte, und gleich ihm wird ihre Gestalt von der keuschen Gloriole ewiger Jugend umflammt.

Ein schönes intimes Bild „guter alter Zeit" wird in den idyllischen Situationen des melodiösen spielerischen Romans „Das Sextett im Himmelreich" entrollt. Der Dichter wird hier, nach all den Erschütterungen des Weltkrieges, von einem Verlangen nach Rast in abseitiger „altfränkischer" Vergangenheit gewiegt. Im „Sebastian vom Wedding" aber ist dann entschiedener Aufbruch und entschiedenes Bekenntnis zum Willen einer neuen, nämlich unserer unruhigen Zeit gegeben. Ein Mönch verläßt die wohlumfriedete Stille des Klosters, um in der tobenden, seelenverschlingenden Weltstadt zu retten und zu erneuern, was verloren scheint. Die Wölfe zerreißen das Lamm, aber über der Leiche des heiligen Sebastian schwebt das Gebet hoch und siegreich empor, und viele folgen der Spur, die sein Opferblut hinterläßt. Was verkündet wird, ist Erneuerung durch die Liebe, wobei der geistig Überlegene sich für die Eingeengten, der Reine für den Unreinen opfern muß.

Als bisherige Gipfelung des Herwigschen Schaffens ist sein vorläufig letztes Werk, der Zeit-Roman „Die Eingeengten", zu bezeichnen. Hier hat er auf breitem Raum das vielverschlungene Geäder, sozusagen den ganzen seelischen Unterbau der modernen Weltstadt Berlin, die verbogenen, verirrten, aber immer irgendwie sehnsüchtig gezogenen Lebensläufe der von ihren Trieben gefangenen und von äußerer Not eingeengten Menschheit in kompositorischer Meisterschaft dargestellt. Aus dem „Sebastian"-Erlebnis hervorgewachsen, knüpft Herwig mit der Gelassenheit einer unbeirrbar sicheren Hand das chaotisch und doch geordnet sich drehende Geflecht des Lebens, in dem alles seinen Sinn hat: das Helle und das Dunkle, das Gute und das Böse. Hier berührt sich die gläubige Metaphysik des Katholiken mit der gläubigen Metaphysik des Juden Max Brod, der in seinem „Rëubeni" verkündet, daß wir Menschen Gott mit beiden Trieben, dem zum Guten und dem zum Bösen, dienen müssen. In Herwigs Roman „Die Eingeengten" weht, wenn auch auf ganz anderer, weit mächtigerer, ja dämonisch gespannter Ebene, der väterlich beruhigende Geist höchster Lebensweisheit wie ihn der bescheiden lächelnde Kalendermann Johann Peter Hebel verkörpert, wenn er von der großen Lebenseinheit spricht, dem großen harmoniereichen Gedicht, in dem wir alle „in Gott leben, weben und sind" (auch wenn wir straucheln und im Finstern wohnen), wenn er vom Weltkreislauf spricht, den der Vater im Himmel reguliert. Ein Wissender und Vielerfahrener, ein unruhig Umhergewehter und am Widerstand zum vollendet ruhigen Bildner Gewachsener hat diesen Zeitroman, „das soziale Epos der Großstadt" geschaffen.

Herwigs menschliches Erlebnis und sein künstlerischer Ehrgeiz entzünden sich heute nicht mehr auf dem farbigen Feld der Geschichte, sondern am Pulsschlag der Gegenwart, an Not und Hoffnung der Zeit.

Autobiographisches?

Von Franz Herwig (Weimar)

Neulich war ich wieder einmal in Berlin, und da habe ich denn auch das große Kaffeehaus besucht, wo, wie man mir erzählte, die Literaten verkehren sollten. Nun, dachte ich, ein Literat bist du ja zwar nicht, aber mittelbar gehörst du vielleicht doch zur Literatur, also geh schon einmal mutig hinein. Dann bin ich auch mutig hineingegangen, aber die vielen Damen und Herren, die da herumsaßen, sahen mich recht komisch an. Dabei hatte ich meinen Wagen schon außer Sichtweite des Lokals entfernt auf einem Parkplatz stehen lassen, denn schließlich weiß ich doch was sich schickt. Aber trotzdem sahen mich die Damen und Herren so komisch an, sogar die Kellner. Ich hatte mich vorsichtshalber mit der dritten Garnitur bekleidet — daran konnte es also nicht liegen. Aber am Abend hat mir ein Herr, der geschäftlich ein bißchen mit der Literatur zu tun hat, heiter gesagt: „Nein, Sie haben nichts Literarisches an sich. Sie sind zu braun und stramm, Sie treten zu fest auf, Sie blicken zu sachlich, Sie tragen den Kopf durchaus nicht literarisch." Am Abend wurde ich also aufgeklärt, am Nachmittag,

als ich das Kaffeehaus betrat, war ich noch unschuldig und habe mich infolgedessen sehr gewundert. Aber dann habe ich mich doch tapfer umgeschaut, und da mußte ich mich noch mehr wundern. Ja, da saßen die vielen Damen und Herren, alle ein wenig lasch oder künstlich, und die meisten aßen bedrucktes Papier in großen Mengen, oder sie beschrieben liebevoll Papier, oder sie redeten so inbrünstig aneinander vorbei, daß sich ihre Haare sträubten. Alle sahen sehr geistig aus und zuweilen sahen sie auch seitlich in den Spiegel, ob es noch hielt. Und ihre Blicke hatten immer so etwas sanft oder fanatisch Verdrehtes, wie die Leute im Sprechzimmer eines Neurologen, und das kommt sicher nur davon, weil sie so viel Papier essen. Unter den Damen waren manche recht hübsch, und eigentlich war ich in Versuchung, zu der einen oder der anderen zu sagen: „Auf, Klotilde! Nebenan steht mein Wagen, entfliehen wir dieser Luft, brausen wir ein bißchen dem ostpreußischen Maitrank entgegen und den masurischen Wäldern." Aber das hätte sie wahrscheinlich gar nicht gereizt, vielleicht wäre sie von der über sie stürzenden Wirklichkeit auch zu sehr erschreckt worden, und dann mußte sie wohl auch auf das Achtuhrabendblatt warten, ob nicht vielleicht doch eine ihrer Skizzen ...

Jedoch ich verplaudere mich und ich muß ja auch gleich wieder gehen. Natürlich habe ich das alles nur erzählt, um zu zeigen, daß ich doch nicht so recht zur „Literatur" gehöre, trotzdem ich schon viele Bücher geschrieben habe und vielleicht noch ein Dutzend schreiben werde. Denn ich habe immer im wirklichen Leben gestanden und habe mich vor keiner Arbeit gescheut. Niemals ist mir eingefallen, daß die Gesellschaft oder der Staat mich erhalten müsse, weil ich vielleicht irgendein Buch geschrieben habe. Ich habe Holz gehackt und Adressen geschrieben und Geschäfte geleitet. Es hat mir nichts geschadet, ich habe im Gegenteil dadurch viel gelernt, es hat mir zu einem geraden Wachstum verholfen. Und es hat mich vor dem geistigen Hochmut bewahrt, dem alle diejenigen anheimfallen, die auf den Erfolg warten. Sie haben sich von dem schönen, starken, tatkräftigen Leben losgesagt, und ich wundere mich nicht, daß sie verkümmern, daß ihre Literatur verkümmert. Aber daß ich dies sage, ist vielleicht auch geistiger Hochmut.

Die Objektivität des Erzählers

Neue Romane von Otto Flake

Von Erich Dürr (Mannheim)

Das eingeborene Bewußtsein des Zwiespalts zwischen subjektiver und objektiver Betrachtungsweise erschwert dem Deutschen eine naive Haltung zum Roman als „objektiver" Erzählerkunst. Jede Selbstbehauptung vor dem Objekt ist nur durch seine willentliche Aneignung in einem (aktiven wie passiven) Umbildungsprozeß möglich. Bildungsroman im weitesten Sinn ist der deutsche Roman, und diesen Begriff richtig verstanden, sollte er sich seiner Eigenart weniger schämen als sie in fruchtbarer Weise weiter entwickeln.

Die stärksten Objektivationsmittel wie Staat, Volk, Gesellschaft, jede Art von Gemeinschaft sind unserer Geschichte fast nie überzeugende Wirklichkeiten, meist bloße Wunschbilder geblieben, daher der deutsche Roman mit Vorliebe in die primitivste Form der Subjektivität, die Ich-Form mit rein passivem Verhalten zur Außenwelt zurückflüchtet. So ausgesprochen noch Hermann Hesse als „letzter Romantiker". Wie aber, wenn die Ich-Bildung, mit aller Gründlichkeit abgeschlossen, sich noch Kräfte frei behielte, nun auch noch seinen Staat, sein Volk, seine Gesellschaft zu bilden? Und gerade je weniger wir ihnen bisher Existenz zubilligen möchten (was vielleicht daran liegt, daß wir uns allzulange und gründlich mit dem Ich aufgehalten haben). An erheblichen Ansätzen dazu hat es der Geschichte des deutschen Romans nicht gefehlt.

Im Vorfeld des Kampfes um eine neue deutsche Gesellschaft steht Otto Flake mit seinen Romanen und hat sich dabei aus privaten Anfängen heraus allmählich eine verantwortungsfrohe Stellung ge-

schaffen, die in seinem letzten größeren Werk, „Villa U. S. A.“[1], nachdrücklich Erscheinung und Bedeutung gewann. Flake schafft den Menschen, an dessen Möglichkeit er glaubt, nicht als wolkenferne Utopie, sondern aus den Bedingungen seiner, unserer Zeit und der Reichweite des deutschen Menschen, so daß der naive Leser glauben mag, er lese nichts als einen, als den Roman der Zeit. Aber Flake schafft zugleich die Möglichkeit eines Übereinkommens unter den Menschen dieser Zeit über Anstand, Wertungen, Charakterbildung, kurz er schafft an den Grundlagen zur Bildung eines neuen Gesellschaftsbewußtseins. Die Basis dieser Verständigung liegt in dem natürlichen Respekt vor allem, was im Leben standhält. Flake bezeichnet es einmal als eine bemerkenswerte Fähigkeit, „sich für nicht wichtiger zu nehmen, als was da ringsum wächst und vergeht“. Im übrigen sind seine Grundsätze nicht auf knappe Lehrformeln zu bringen; im Reichtum der Nuance liegt ihre Qualität. Aber es webt ein einheitliches Bewußtsein, ein Gesamtgeist darüber, den man als Nationalgefühl im edelsten Sinne bezeichnen könnte. Rheinisches, hanseatisches, schweizerisches, reichshauptstädtisches Deutschtum steuern ihre differenzierten Leistungen bei zur Komposition heute möglichen deutschen Führertums, das in wetteifernde Beziehung gesetzt wird zum Ausland, besonders zu amerikanischer Auslese.

Kein Zweifel, daß Villa „U. S. A.“ weniger um dieser Vorzüge willen so viele Leser fand, als wegen des Reizes der erotischen Schilderungen, deren Subtilität Flakes Ruhm in der romanlesenden Welt begründet hat. Aber Eros und neue Gesellschaftsmoral gehen bei ihm Hand in Hand. Niemals ist seine Erotik verantwortungslos, ja die ihrer selbst klar bewußte Geschlechtsbeziehung ist der stärkste Träger des neuen Gesellschaftswillens.

Der neu erschienene „Sommerroman“[2] legt nicht volles Gewicht in die Richtung des Flakeschen Hauptthemas. Gipfel und Abgrund seiner Gebirgslandschaft wohnen hier unvermittelt zusammen; die Zustandsschilderung einer an Hamsun gemahnenden Naturdämonie läßt den Plan einer bewußten Höherführung zurücktreten. Aber den wachen Sinn für öffentliche Dinge bestätigt die delikate Behandlung der Südtirolfrage, die eine glühende Kraft der Landschaftsgestaltung unterstützt.

Flakes kluger und scheinbar kühler Erzählerstil streift meist nur eben an die Grenzen der magischen Seelenbereiche; ebenso hält er sich von den grob materiellen Problemen der Soziologie unserer Zeit geflissentlich fern. Aber seine Welt des erhellten Bewußtseins immer vom Einbruch jener dunkleren Bezirke bedroht und sich doch im schlanken Gleichgewicht behaupten zu sehen, bestätigt die innere Haltung dieser lebenbejahenden Kunst.

Maurice Maeterlinck der Dichter philosophischer Naturbetrachtung

Von Paul Bourfeind (Köln)

Wer kann das reiche Leben eines schaffenden Mannes auf einen Generalnenner bringen? Es ist wie alles Leben einfach und doch so mannigfaltig. Aber eine Grundrichtung, in die alle Äußerungen einer an die Persönlichkeit gebundenen Kraft schwingen, läßt sich aufzeigen.

Maeterlinck ist in seinem tiefstem Wesen Philosoph — nicht im Sinne der Fachwissenschaft, sondern beweglicher, lebendiger, wesensentsprechend dem Sinnsucher und Sinngeber einer Welt, die sich nur dem Suchenden erschließt. Nicht die Antwort ist dabei das Entscheidende — nicht die eindeutige Lösung —, daß eine Frage gestellt wird, daß Beziehungen oft entlegener Art Lösungen andeuten, darin gipfelt Maeterlincks Philosophie. Das Wort ist nur die Widerspiegelung, der schwache Abglanz tiefsten Erlebens, sich offenbarender geheimnisvoller Beziehungen, die unter dem harten Zugriff zerfließen und ihren Glanz einbüßen, wie der Flügel eines bunten Falters. Neben dem Dichter kennen wir seit langem den Theoretiker Maeterlinck, der die Tragödie des

[1] „Villa U. S. A.“. Roman. Von Otto Flake. Berlin, S. Fischer Verlag. 342 S. — [2] „Sommerroman“. Von Otto Flake. Berlin, S. Fischer Verlag. 282 S.

Lebens jenseits der Abenteuer, Schmerzen und Gefahren menschlichen Daseins witterte. Er spürt hinter sinnfälligem Aussehen der Dinge und Handlungen dem tiefen Geheimnis eines alle Äußerungen bestimmenden Schicksals nach. Das Leben hat „bedeutungsvolle und erstaunliche Züge", die zu entwirren und darzustellen es ihn drängt. Das Leben verliert für ihn in demselben Maße an „schmückender Oberfläche" wie es „an Tiefe, geistigem Schwergewicht und innerer Bedeutung" gewinnt. Die Sinnenfreudigkeit schwindet aus seiner Dichtung und macht dem Beziehungsreichtum der Gedanken Platz, die um „das Wunderbare der Tatsache des Lebens" kreisen. Aber Maeterlinck ist bemüht, die Gesetze des Lebens mehr zu fühlen als zu Ende zu denken. Darum steht er im tragischen Widerspiel von unendlichem Gefühl als unaussprechbarem, letztem Erlebnis und dem endlichen, begrenzten Denken, in das sein Erleben niemals auch nur annähernd restlos aufgeht. Maeterlinck ist tragisch in diesem letzten Sinne der unüberwindbaren Spannung zwischen dem Außen und Innen, dem Endlichen und Unendlichen, dem Ersehnten und Erreichten. Daraus resultiert der pessimistische Unterton nicht nur seiner Dichtungen, sondern auch seiner Weltweisheit. Darum auch durchstreift er das Grenzland zwischen Fühlen und Denken, zwischen Wissenschaft und Spekulation. Seine Sphäre wird die Dämmerung, in der er ringt, erfüllt von der Sehnsucht nach Licht, beschwert von der Wollust des Dunkels. Altjung steht er auf der Grenzscheide zweier Welten, ohne sich zu entscheiden. Viel Altes ist in ihm und viel Junges, das macht ihn anregend, belebend, lebendig trotz seiner fünfundsechzig Jahre. Das gibt seinem Schaffen, die auf Totalität gerichtete Note, jene Wendigkeit in der Fülle der Stoffe und des Materials. Das aber auch führt ihn zur Naturwissenschaft. Aber sie bedeutet für ihn letzten Endes nicht mehr als der Startplatz für den Flieger. So war es in seinem Buch über die Bienen, so ist es in seinem neuen Buch über die Termiten (Das Leben der Termiten. Mit fünf Abbildungen im Text und dreizehn photographischen Aufnahmen. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1927). Maeterlinck lehnt es ab „die Wunder der Wirklichkeit durch erdichtete oder leichtgläubig hingenommene Wunder zu ergänzen". Er weiß, „daß allein die Wirklichkeit wunderbar ist" und daß „nur genau berichtete Tatsachen, vorsichtig und klar formulierte Gedanken den Tag überdauern".

Diese Einstellung ist wissenschaftlich und dichterisch zugleich. Nur der Dichter kennt Wunder und liebt es, sich zu wundern — aber die Wissenschaft kennt nur Tatsachen. Mit großer Gewissenhaftigkeit und außerordentlichem Fleiß hat Maeterlinck das Tatsachenmaterial aus einer außerordentlichen Fülle von Literatur über das Spezialgebiet der Termiten zusammengetragen. Diese Sammlertätigkeit ist eine rein ordnende und sichtende, sie zwingt den schweifenden Geist in eine bestimmte, durch die Tatsache bedingte Richtung. Sein eigenstes Eigentum aber ist die Deutung der Tatsachen, und da ist Maeterlinck ganz er selbst.

Man könnte sich fragen, warum Maeterlinck gerade das Leben der Termiten wählte, und man antwortet richtig, wenn man sagt, aus demselben Grunde, aus dem er vorher die Bienen in einem seiner Bücher behandelte. Und man dürfte sich kaum wundern, wenn sein nächstes Buch die Überschrift trüge: Die Ameisen. Nachdem einmal sein Interesse für das Soziologische erwacht ist, spiegelt ihm das Leben dieser Gesellschaften, Staaten oder Völker bildenden Insekten das Schicksal der menschlichen Gesellschaft wider.

Und da die Termiten auf eine Vergangenheit von einigen Millionen Jahren zurückblicken, also viel länger als die Menschen auf dieser Welt den Kampf ums Dasein führen, scheint ihre verwickelte, aber klug und folgerichtig aufgebaute Zivilisation dem dichtenden Naturforscher und naturforschenden Dichter bedeutungsvolle Hinweise für die mögliche Entwicklung des Menschengeschlechts und seiner Zivilisation zu geben. Er versucht also „die großen Linien einer politischen, wirtschaftlichen und sozialen Organisation, mit anderen Worten also eines Schicksals aufzudecken, das uns vielleicht ein prophetisches Abbild unseres eigenen Geschickes zeigt, wie es sich gestaltet, wenn wir nicht handelnd eingreifen, ehe es zu spät ist". Von der Natur ebenso stiefmütterlich bedacht wie der Mensch, meint Maeterlinck, sei es der Termite gelungen, mit einer kleinen unsichtbaren Kraft, die wir bei ihr Instinkt nennen, die aber bei uns Intellekt heißt, den Kampf um die Erhaltung trotz aller

Schwierigkeiten siegreich durchzuführen und sich „aus der Tiefe menschengleichen Elends zu einer Kultur emporzuarbeiten, die in mancher Hinsicht der heute von uns erreichten nicht nachsteht". Das ist der Gesichtswinkel, unter dem Maeterlinck die Natur betrachtet, immer also im Hinblick auf den Menschen und sein mögliches Schicksal. Es ist ganz klar, daß bei dieser Art der Naturbetrachtung manches in der Natur vermenschlicht wird, und so streng wissenschaftlich auch die Fülle der von Maeterlinck zusammengetragenen Einzelheiten sein mag, in der Art, sie zusammenschauend auf die Menschheit zu beziehen und in sie menschliche Gefühlswerte hineinzutragen, wird er zum Dichter und entfernt sich von der rein wissenschaftlichen Methode. Aber darin liegt gerade der Reiz dieses Buches. Alles wird menschennah, schicksaldeutend — beziehungsvoll.

Übrigens ist Maeterlinck nicht abgeneigt, den Termiten statt Instinkt Intellekt zuzuschreiben. Ebenso wie die Mehrzahl unserer Erfindungen dem Zufall zu verdanken sei, und uns fast stets ein Hinweis der Natur auf den Weg bringe, wie es nur darauf ankomme, diesen Hinweis zu nutzen, nur die Folgerungen daraus zu ziehen, so hätten das die Termiten ebenso erfinderisch und systematisch getan wie der Mensch. Er führt dafür die Anlage der Pilzgärten in den Termitenbauten und ähnliches mehr an.

Immer wieder findet Maeterlinck bei der Betrachtung der inneren Organisation, die durch die völlige Unterwerfung des Individualwillens unter einen unpersönlichen Gemeinschaftswillen fast ein in sich geschlossener Organismus ist, Gelegenheit, auf die Gegenwart zu reflektieren. Er weist z. B. darauf hin, daß keine wirklich demokratische Republik länger als einige Jahre bestanden habe, ohne sich zu zersetzen und in Niederlage oder Tyrannei unterzugehen und fährt fort: „denn in der Politik haben unsere Völkermengen die Nase des Hundes, der nur schlechte Gerüche liebt. Sie wählen zu Führern nur die mittelmäßigen Bürger, und ihr Spürsinn darin ist fast unfehlbar". Solche kleinen zeitkritischen Bemerkungen lassen die Einstellung des Dichters zur Gegenwart wie im Lichtkegel eines Scheinwerfers für einen Augenblick sichtbar werden. Hat er in seinem Buch „Das Leben der Bienen" die voraussehende und geheimnisvolle Verwaltung des Gemeinwesens dem „Geist des Bienenstockes" zugeschrieben, so ist er im Fall der Termiten eher geneigt, das Termitennest als Einzelindividuum aufzufassen „als ein einziges Lebewesen, das noch nicht oder nicht mehr zu einem Körper vereint oder verdichtet ist", ähnlich dem menschlichen Körper, der auch eine Vereinigung von sechzig Trillionen Zellen darstellt. In diesem Gemeinwesen glaubt Maeterlinck „dieselbe Gesamtpersönlichkeit, dasselbe unaufhörliche Aufopfern zahlloser Teile für das Ganze, dasselbe Verteidigungssystem, denselben Kannibalismus der Phagocyten gegen abgestorbene und nutzlose Zellen, dieselbe düstere, erbitterte, blinde Arbeit für ein unbekanntes Ziel, dieselbe Grausamkeit, dieselbe Spezialisierung der Ernährung, der Fortpflanzung, der Atmung, des Blutumlaufs usw., dieselben Komplikationen, dieselbe Solidarität, dieselbe Alarmbereitschaft bei Gefahr, dasselbe Ausbalancieren, dieselbe innere Polizei" zu finden.

Kaum klarer wird diese besondere Art von Maeterlincks Naturbetrachtung als durch diese Spiegelung des Menschlichen in der Natur und der Natur im Menschlichen. Dadurch verliert der Mensch für ihn die Sonderstellung in der Natur und rückt in die Mitte der mannigfachen Wechselbeziehungen in einer Art unlösbarer Verknüpfung. Über diesem Schicksal ist der Schleier eines tiefen Geheimnisses ausgebreitet, dessen Sinn wir wohl ahnen, aber nicht in seiner ganzen Tiefe zu erfassen vermögen. Immer steht der Verstand vor der unlösbaren Aufgabe, das Unendliche in den Grenzen des Endlichen einzufangen. Alle Antworten auf die Frage nach dem Rätsel des Lebens, so viele ihrer auch die Philosophie zu geben sich bemühte, von Leibniz über Schopenhauer zu Claude Bernard, scheinen ihm mehr oder weniger offen anzuerkennen, daß wir nichts wissen, nichts verstehen, und daß uns Ursprung, Sinn und Zweck aller Lebenserscheinungen noch lange, vielleicht ewig verborgen bleiben werden.

Wie ein düsteres Verhängnis malt Maeterlinck die Dämonie der Gemeinschaft, die sich im Termitennest zum konsequentesten Kommunismus entwickelt, der erst dann vollkommen ist, wenn das Individuum völlig vernichtet und zur Zelle in einem Organismus geworden ist. Der Untergang des Individualismus erscheint ihm als das grau-

samste, das soziologische Verhängnis, dem auch die Menschen zuwandeln. Unser menschlicher Zustand — das, was wir das Leben nennen, entsteht aus der Spannung zwischen Individuum und Gemeinschaft, und das Ende dieses Lebens ist der Tod des Individuums in der Versklavung unter das folgerichtig einseitig entwickelte Gesetz der Gemeinschaft, die nur um ihrer selbst willen da ist, die auf die Höherzüchtung des Einzelnen verzichtet, weil sie dem Zweck des Ganzen widerspricht. Das soziale Leben der Termiten zeigt „unbedingte Hingabe an das allgemeine Wohl, augenblicklichen Verzicht auf jedes eigene Dasein, auf jeden persönlichen Vorteil, auf alles, was dem Egoismus ähnlich sieht, völlige Entsagung", und das scheint Maeterlinck der Weg zu sein, auf dem sich die Menschheit unter der Führung des Kommunismus befindet. Daß wir auf diesem Weg noch nicht weiter fortgeschritten sind, erscheint Maeterlinck als eine Folge davon, daß wir seit Jahrtausenden auf keinen anderen ernsthaften Feind stoßen, als auf uns selbst, daß unsere Feinde uns nichts bringen konnten, als was wir selbst schon gehabt hatten. Nur ein unerwarteter, uns ganz fremder Gegner kann unsere Entwicklung überraschend weitertreiben. Alle Entwicklung beruht für ihn im wesentlichen auf der durch den Kampf bedingten Anpassung an neue Gegebenheiten.

Und immer wieder stellt sich ihm die Frage: Was dann? Die Frage des Pessimisten, der von der Sinnlosigkeit des Entstehens, Werdens und Vergehens überzeugt ist, weil ihm der Sinn davon nicht aufgeht. Er lehnt deshalb auch die Höherbewertung unserer Zivilisation im Vergleich mit längst vergangenen ab. Immer wieder wirft er, angeregt durch die Betrachtung des Termitennestes, letzte, große Fragen auf. Nicht das ist ihm das Wertvolle, sie zu beantworten, sondern, daß sie aus der gegebenen Anregung heraus überhaupt gestellt werden. Die Naturbetrachtung soll den Menschen auf die Probleme hinweisen, die er leben und erleben muß; sie soll ihn zum Nachdenken zwingen und damit seinem Leben Sinn und Tiefe geben. Von der Außenseite der Dinge und ihrer Betrachtung ist Maeterlinck bestrebt, den Menschen in den Beziehungsreichtum seiner Innenwelt zu führen. Etwas Pessimismus und fin de siècle-Stimmung, etwas alternde Resignation verknüpft mit einem fatalistischen Schicksalsglauben und doch wieder aufgelockert durch ein leise mitschwingendes „Trotzalledem", liegt über den Ausführungen des Philosophen Maeterlinck, der den hauptsächlichen Feind des Menschen in der Materie sieht, von ihrer Überwindung träumt, und die Anregung zu seinem Denken und Träumen aus der Betrachtung der Natur gewinnt.

Maeterlinck ist keiner von denen, die sich entscheiden können — es scheint, als liebe er die Probleme um des Problems willen — es kommt ihm trotzdem auf etwas anderes an, und da erwacht der Grübler als Dichter — er spricht es aus in dem Zitat aus Epiktet, das den Beschluß seines Buches macht. „Maßen wir uns nicht an, die Natur der Dinge ändern zu wollen, das ist weder möglich noch nützlich, sondern indem wir sie nehmen, wie sie sind, müssen wir lernen, unsere Seele ihnen anzupassen." Das erscheint ihm die hoffnungsvollste Lösung der tiefsten und letzten Probleme. —

Max Mell und sein neues Bühnenspiel

Von Franz Nabl (Baden b. Wien)

Nur mangelnde Einsicht und schwankende Urteilsfähigkeit könnten zu der Behauptung verleiten, Max Mell sei durch den außergewöhnlichen Erfolg des „Jedermann" dem Gebiet der Spieldichtung zugeführt worden. Hofmannsthals Spiel vom Leben und Sterben des reichen Mannes erschien 1912 und wurde alsbald durch die vermittelnde Inszenierung Max Reinhardts zum blendend ausstrahlenden Mittelpunkt im Schaffen des Dichters. Sieben Jahre, durch die furchtbare Kriegszeit auf dem Maßstab menschlicher Tragfähigkeit mit scheinbar viel weiter entfernter Kerbe gezeichnet, vergingen aber, bevor Max Mell sein erstes, noch nicht fürs Theater erdachtes Spiel „Das Wiener Kripperl von 1919" niederschrieb.

Nicht Nachahmung oder ängstlich-besorgtes Trabantentum siegreicher Mode also war es, was diesem Dichter, der etwa fünfzehn Jahre früher mit einem Band „Lateinische Erzählungen" begonnen hatte, den Weg wies. Auch nicht die nervöse Hast des Erfolglosen, der, von Versuch zu Versuch tastend, endlich die richtige Form zu finden hofft; denn schon vor dem Kriege hatte die prachtvolle, ganz dem heimischen Boden entwachsene Erzählung „Barbara Naderers Viehstand" Anerkennung im reichsten Maß geerntet und Ausblick gewährt auf eine noch fruchtbarere Zukunft. Die Gründe mußten tiefer verborgen liegen, in einem Ausbleiben innerster Zufriedenheit vielleicht mit dem bisher Geleisteten, oder wohl noch mehr in der heimlichen Sehnsucht jedes ehrlich und pflichtbewußt Arbeitenden, über die Sicherung des eigenen Daseins hinaus, ja oft genug ihr geradezu entgegen, der Mitwelt Beglückung zu geben oder Auswege zu weisen aus innerer Not und Verwirrtheit. Freilich mögen auch äußere Kräfte am Werk gewesen sein, die Entwicklung des Dichters zu lenken und zu steigern. Als stärkste das Kriegserleben, dessen deutlichen Niederschlag wir im „Wiener Kripperl von 1919" — die im Titel enthaltene Jahreszahl verrät seine Geburt aus den schlimmsten Wehen der Nachkriegszeit — und später im „Apostelspiel" erkennen, und als nächste, nicht minderstarke, die Mitverwobenheit in ein sehr gesundes und darum noch sehr lebensfähiges Volkstum. In vielen Dörfern und Marktflecken der Steiermark, dem Geburtslande Max Mells, werden noch heute wie vor Hunderten von Jahren, oft mitten im Winter oder zur Osterzeit, die dort nur dem Kalender nach ins Frühjahr fällt, also gewiß nicht als Verlockung für zureisende Fremde, sondern nur zur Erbauung der einheimischen Bevölkerung und ausschließlich von ihren Mitgliedern, uralte geistliche Spiele aufgeführt. In einer Bauernstube, einer Scheune oder gelegentlich im Freien, wobei die Zuseher gleichsam in feierlicher Prozession mit den Darstellern zugleich den Schauplatz wechseln, ohne Dekoration, nur mit den einfachsten, oft rührend naiven Behelfen.

In solch einer winterlichen Bauernstube könnte ohne alle Requisiten und Vorbereitungen Max Mells „Apostelspiel" jederzeit vor sich gehen. Aus dem Volk heraus und deshalb auch dem schlichtesten Volk verständlich ist diese Dichtung mit ihren unkomplizierten, wenn auch zeitverwirrten Gestalten und ihrer einfachen Knittelverssprache entstanden, ohne dabei den Verdacht archaisierender Spielerei zu erwecken. Und, was noch wesentlicher ist, ohne dem Auffassungsvermögen geistig minder geschulter Zuhörer in aufdringlich-lächerlicher Weise vorzuarbeiten. Das Volk, in dieses Wortes bester Bedeutung, ist durchaus einem in den Anfängen seiner Entwicklung stehenden Kind vergleichbar, das allmählich zu denken beginnt. Ein solches Kind schreckt nichts so sehr ab und verletzt nichts so tief, als wenn der Erwachsene es noch als denkunfähiges Wesen behandelt, zu dem er in irgendwelchen läppisch-albernen Wendungen reden zu müssen glaubt. Diesen Kardinalfehler vermeidet Max Mell wahrscheinlich ganz unbewußt; er spricht eine in Versmaß und Ausdruck durchaus volkstümliche, dabei doch eigene Sprache (ein Hauptmerkmal der Berufenheit), wenn aber an der einen oder anderen Stelle Wort und Sinn zwangsläufig aus diesem Rahmen gleiten, dann hält er nicht erschreckt inne und beginnt „mundgerecht" zu machen. Und so ist er neben dem Volksdichter zugleich Volkserzieher, denn der unbefangene Zuhörer wird, gerade weil alles übrige ihm so mühelos zugänglich war, bestrebt sein, auch das, was sich beim ersten Aufhorchen seinem Verständnis entzieht, zu deuten. Diese wertvolle Eigenschaft besitzt in beinahe noch höherem Maß das mit dem „Apostelspiel" etwa gleichzeitig geschriebene „Schutzengelspiel". Daß diese Legende von der frommen Bürgerstochter, die in jäh aufzuckendem Hochmut über die ledige Kindesmutter den Stab bricht und sich dann zur Buße dem erstbesten Straßenläufer zum Weib anbieten muß, um endlich, zu tiefst erniedrigt, mit dem zürnenden Schutzengel wieder versöhnt zu werden, daß dieses wunderbar dichterische Spiel nicht so weite Verbreitung gewann, wie das „Apostelspiel", ist tief zu beklagen. Vielleicht liegt die Schuld an dem reicheren Personenaufgebot, das die Handlung in Bewegung setzt, vielleicht an der größeren Breite, die aber, wenigstens für die Aufführung, durch die geschickt nachfühlende Hand des Regisseurs oder noch besser durch den Dichter selbst ohne Schaden für das Ganze beseitigt werden könnte.

Nun hat Max Mell nach mehr als drei Jahre langem Schweigen in Graz, wo im Rittersaal und Schloß-

hof des alten Landhauses schon Apostel- und Schutzengelspiel zum erstenmal lebendig wurden, vor einem kleinen Kreis von Zuhörern sein neues „Spiel von der Nachfolge Christi" gelesen, dessen Uraufführung in der nächsten Spielzeit im wiener Burgtheater stattfindet und dessen Buchausgabe der Verlag der Bremer Presse in München besorgt. Und wie im Titel rein äußerlich durch den Namen des Heilands eine Erhöhung über die Gestalten der Apostel und die Erscheinung des Engels angedeutet ist, so birgt auch der Gehalt des Spiels eine vielleicht letzte Steigerung des Gedankens, der den Dichter den weiten Weg vom wiener Kripperl über die an Mörikes Idyllen gemahnende, sie an Kraft aber übertreffende Versnovelle „Osterfeier" (erschienen 1921 im Musarionverlag) bis zum Golgatha der Nachfolge geführt hat. Jetzt müssen wir aber der ersten, nur flüchtig genannten Kraft, die Mells Entwicklung entscheidend beeinflußt, die ihr den Inhalt gegeben haben mag, sowie die Erkenntnis des Volkstums die Form, mit wägenden Worten gedenken: des Kriegserlebens. Diese gewaltigste, folgenreichste Erschütterung der vergangenen hundert Jahre hat in der durch sie hindurchgegangenen Menschheit zwei aus dem Chaos unserer Gegenwart deutlich hervorragende, den Keim eines letzten, entscheidenden Kampfes in sich bergende Wirkungen hervorgebracht. Bei der einen, zahlenmäßig weitaus größeren Hälfte eine aus der Erkenntnis von der vermeintlichen Wertlosigkeit und Verächtlichkeit des nach Millionen vergeudeten Menschenlebens geschöpfte unerhörte Rücksichtslosigkeit und Härte, bei der kleineren Hälfte, die ihre zahlenmäßige Schwäche aber durch die Stärke der ihr zugehörigen Geister wohl auszugleichen vermag, den überzeugten Glauben an die Notwendigkeit einer alle Hindernisse übersteigenden, alle Widerstände überwindenden Liebe. Dieser kleineren Gruppe mußte Max Mell sich kraft seiner Bestimmung nach dem Zusammenbruch der Welt von 1914 bewußt anschließen. Zwei geheimnisvolle Gestalten, der Lenker und der Schaffner, sammeln im „Wiener Kripperl" die Gezeichneten des Krieges in den ihnen anvertrauten Wagen und führen sie an das Endziel der ewigen Liebe. Zur Liebe bekehrt ein armes kleines Bauernmädel im „Apostelspiel" zwei wüste Kriegsheimkehrer, in denen sie die Heiligen Petrus und Johannes zu sehen meint, von den verbrecherischen Grundsätzen einer falsch verstandenen Freiheits- und Befreiungslehre, und auch die in Hochmut gefallene Jungfrau des Schutzengelspiels muß durch alle Leiden der Prüfung hindurch aus kindlich-verspielter Frömmigkeit zu weiblicher, alles verstehender Liebe reifen. Zur höchsten, von allem Irdischen gereinigten Liebe aber, die nicht nur Verstehen, sondern bedingungsloses Verzeihen schenkt, steigt erst der Schloßherr im Spiel von der Nachfolge Christi auf. Er, den der Führer einer Bande von Räubern und Marodeurs — das Spiel geht um die Wende des 17. Jahrhunderts zur Zeit der Türkeneinfälle in der südlichen Steiermark vor sich — im Hof des eigenen Schlosses und nachdem die schwache Besatzung niedergemetzelt ist, an ein Kreuzesholz fesselt, das dort zur Erfüllung eines frommen Gelöbnisses bereit liegt, um ihm unter Spott und Hohn das Geheimnis seiner Schätze zu erpressen, er, der den Kelch aller Qualen leeren muß bis zur Neige, der wehrlos zusehen muß, wie sein Hab und Gut verschleudert, sein weibliches Gesinde geschändet wird — er verzeiht, von den übernommenen Martern zu Tod ermattet, seinen Peinigern, als kaiserliche Soldaten das Schloß entsetzen und die Gewalttäter gefangen nehmen. Und so tief erfüllt ist er von der durch die Kreuzigung erlittenen Nachfolge Christi, daß er mit dem Anführer der Soldaten, weil er zur Verzeihung nicht auch den Pardon von der Todesstrafe geben will, ein immer leidenschaftlicheres Ringen um das Leben der Verurteilten beginnt, bis er endlich, verzweifelnd über den unbeugsamen Willen des Offiziers, durch seinen vom Himmel als Wunder erflehten Opfertod seine Sendung beendigt und lebendigster Liebe zum Triumph über totes Gesetz verhilft.

Es soll nicht Zweck der Inhaltsangabe sein, auch nur von dem äußeren Reichtum des neuen Spiels erschöpfenden Begriff zu geben. Eine Fülle von Personen hält die ohne Veränderung des Schauplatzes in einem einzigen Akt abrollende Handlung in Gang, von denen keine, ob sie nun zum Kreise des Schloßherrn, zur Bande des Räuberhauptmanns oder zur kaiserlichen Soldateska gehört, zum bloßen Nothelfer hinabgedrückt erscheint, und mag sie auch nur wenige Worte zu sprechen haben. Den Schwerpunkt der Dichtung, nicht die Peripethie, bildet, sich zeitlich fast über die Hälfte des Spiels erstreckend, die Plünderungsszene, die, in einzelne

Bilder von hoher dichterischer Gestaltungskraft aufgelöst — wenn etwa das Raubgesindel vor dem Ring verzweiflungsmutiger Weiber zurückschreckt, der sich schützend um eine vor der Zeit gebärende Magd schließt —, doch ein sicher geformtes Ganzes darstellt. Der mit vollendeter Beherrschung gebrauchte, ungewöhnlich plastische Knittelvers, der in realistischer Deutlichkeit dort, wo es nötig ist, auch dem Äußersten nicht ausweicht, stört nirgends den feierlich-erhebenden Gesamtcharakter der Dichtung und schwingt sich gegen das Ende hin zum geheimnisvoll-wohllautenden Glockengeläut geistlichen Mysteriums auf.

Ob das Spiel, ins praktische Theater umgesetzt, seine Kraft behaupten, ob die Bühne überhaupt fähig sein wird, das ganze Werk in ihren Rahmen zu pressen, es für sich zurechtzubiegen, ohne seinem Aufbau Gewalt anzutun und es seiner edelsten Reize zu berauben, wird erst eine Aufführung lehren. Gelingt sie und gelingt sie so, wie der Dichter sie ersehnen mag, mit der breiten Auswirkung, die dem Apostelspiel beschieden war, dann hat er eins der höchsten Ziele erreicht, die der Schaffende sich stecken kann: eine Volksdichtung in des Worts tiefster und schönster Bedeutung gegeben zu haben.

Das Theater E. T. A. Hoffmanns

Von Rudolf Frank (Berlin)

Nichts von allem, was Hoffmann an Holbeins bamberger Bühne als Maler und Regisseur, als Dirigent und Bühnenmusiker in der mise en scène des damaligen Opern-, Singspiel- und Possenrepertoires oder in den nur von ihm selbst und nur lückenhaft beschriebenen Calderon-Aufführungen zeigen konnte, wirkte auf Niveau und Entwicklung des deutschen Theaters. Kein maßgebender Augenzeuge hat es gesehen, kein Schüler es weitergetragen. Wir wissen nicht einmal: war es in Gipfelnähe oder nur ein kümmerliches Mühen? — Die Theatergeschichte nahm wenig, das lebende Theater keine Notiz davon. Unbekränzt, unbewertet sank es in die Vergessenheit der kleinen Stadt.

Doch jener „Baron von B." aus den Serapionsbrüdern war Geigenvirtuos, ohne Geigenspiel zu können; der „Ritter Gluck" dirigierte auf der Straße ohne eine Spur von Orchester, schrieb ohne Feder und Tinte unsterbliche Variationen, und in der „Jesuiterkirche zu G." hatte einer ohne Farben und Pinsel gemalt — — konnte da er, E. T. A. Hoffmann, nicht auch Theater spielen, ohne ein Gebäude zu haben? Nicht, ohne Theaterdirektor zu heißen, europäischer Bühne Führer werden? Nicht Bühne bilden, Schauspieler schaffen, inszenieren, auch ohne Ensemble, Bureau und Publikum? Ohne dabei an die armselige Zeitspanne zwischen Geburts- und Sterbedatum gebunden zu sein? — Er konnte es.

Konnte immer da sein, wie sein Anton van Leuwenhöck, sein Swammerdamm gewandelt wiederkehren; konnte wachsen wie der Elementargeist O'Malley und die Distel Zeherit, wachsen in Zeit und Raum, in das Theater seiner Zukunft.

Und so wuchs er in Opern- und Schauspielstil und wirkte darin tiefer, gründlicher, als je ein Nichtdramatiker wirkte, und über längere Zeiträume hinüber, als sie selbst der „Weimarer Stil" der drei Gewaltigen, Goethe, Schiller, Iffland, überdauern durfte. Und breitete sich weit über Bamberg gen Westen, weit über Königsberg—Göniönesmühl nach Osten aus. Nicht durch nachahmenswertes Beispiel, nur durch die Magie seiner Seele und die unentrinnbare Dämonie des von ihm gestalteten Weltbildes rührte er an die Welt des Theaters und zog sie in die Kreise seiner Imagination.

Aus Hoffmanns innerstem Instinkt und klarstem Bewußtsein: „Schon jetzt sehe ich den Raum schwinden, der sonst den Dichter vom Musiker zu trennen schien,"[1] und „Alles muß der dramatischen Handlung untertan sein" — aus seiner ganzen Natur, die Dichtung, Malerei und Musik in das ekstatische

[1] Alle Zitate in diesem Aufsatz sind Hoffmanns Schriften, „Berganza", „Dichter und Komponist", „Seltsame Leiden ...", entnommen. Detailliertere Quellenangabe würde dem Sinn dieses kurzen Versuchs, dem philologischer Ehrgeiz fern liegt, widersprechen.

Dasein eines Körpers band, war die Idee vom Gesamtkunstwerk frei vom Mißverstehen Richard Wagners gegeben, war der Entwicklungsgang des Opernstils von Carl Maria von Weber bis Alban Berg vernehmbar vorgeflüstert. Es war schon fast nichts Besonderes, daß Handlungs- und Seelenmotive zum „Tannhäuser" und den „Meistersingern" Hoffmanns kleinerer Prosa-Epik entflossen. Wer scharf hinsah, erkannte im Beckmesser das Klein-Zaches-Motiv, im Zauberer Klingsor das Prinzip des bösen Dämon Typhon, der geschäftig die ganze Hoffmannwelt durchschweift.
Aus Frankreich, wo Hoffmann zuerst verstanden wurde, brachte Jacques Offenbach Idee und Liebe zu Hoffmanns Erzählungen nach Deutschland zurück, aus denen eine Oper wurde, an der sich seine eigene Art und die Art europäischer Operninszenierung bedeutsam wandelte. „Hoffmanns Erzählungen" waren das Werk, das in der berliner „Komischen Oper" logisch und vielsagend Hans Gregors großes Reformwerk begann, mit dem sich das Hoffmannwort erfüllte: „Eine wahrhafte Oper scheint mir nur die zu sein, in welcher die Musik unmittelbar aus der Dichtung als notwendiges Erzeugnis derselben entspringt."
Hoffmann hatte die musikalisch-dramatische Leidenschaft als gestaltendes Prinzip der Oper allen Kommenden vorgefühlt. Seine Novelle „Don Juan" ist das fruchtbarste, heute endlich fruchtende Regiebuch dieser Oper. Von ihm sollte jeder wissen, daß Oper nicht ein szenisch unterhaltender Rahmen für Ouvertüre, Arien, Duette, Tutti usw. ist, sondern daß jeder Ton, der da aufklingt, nichts anderes bedeutet als seelischen Überschwang, überirdische Inbrunst, der jedes Sprechen zu schwach, zu irdisch ist. Auch das irdische Schauspiel wehte sein Geist mit den Schauern überirdischer Nähe an. Er ließ Schauspieler auftauchen, mehr und mehr, die seinen Halluzinationen glichen: bizarre, skurrile, hüpfende, gehetzte, grimassenschneidende, gläserne Phantasiegeburten: Gustav Maran, Guido Török, Carl Goetz, Hermann Picha, Paul Graetz, Blandine Ebinger. Die dichte Atmosphäre des Grausens, die den Namen des „Gespenster-Hoffmanns" gezeugt hatte, konzentrierte sich beängstigend im „Theater des Grauenhaften". — André de Lorde, „prince de terreur", machte das pariser „Grand Guignol" zum Tummelplatz aller „Nachtstücke". In Berlin wurde 1922 die Bühne des Geisterspiels, die gedoppelte Doppelgängerbühne, nach Hoffmanns Ebenbild, Johannes Kreisler, „Kreisler-Bühne" getauft und in Traugott Müllers „Zugbühne" 1927 für Piscators Regie: „Hoppla wir leben" weiter entwickelt.
Auf dem Umweg über Swedenborg und Schwedenpunsch kam er mit den ihm astrologisch verwandten Nachtmenschen August Strindberg und Edward Munch in Berührung. In Moskau erweckten die Kamerny-Theaterleute Tairoff und Jaculoff seine „Prinzessin Brambilla" aus starrer Buchverzauberung, und sie schwebte mit ihrem Prinzen Cornelio Chiapperi leicht über die Bühnen Europas. — 1926 geriet der Russe Nikolaus Gogol (1809 bis 1848) in der moskauer Revisor-Inszenierung Wssewolod Meyerholds unter die Hypnose Hoffmanns (1776—1822).
Daß unser Magus auch in der ihm von alters her vertrauten **laterna magica** (jetzt kurzweg „Film" genannt) sein Wesen treibt, ist kein Wunder. Doch Wunder könnten geschehen, wenn seine reelle Hextechnik in unsere Filmschriftsteller und Filmateliers spritzen möchte. Dafür sind Wienes „Doktor Caligari", Paul Lenis „Wachsfigurenkabinett" und „**Cat and canary**" sichtbare Zeichen.
Während Goethes Regeln für Schauspieler heute stumm und regungslos geworden sind wie die klassizistischen Marmorbilder, an denen sie einst erwachten, klingt Hoffmanns Theaterlehre warm lebendig aus dem Sender von Famagusta in das moderne Bühnenreich. — „Selbst in mittelmäßigen Stücken," redet er beim „Gewitter über Gotland" den Kollegen Erwin Piscator an, „ist es doch eine gar mißliche Sache, über die Intension des Dichters wegzuspringen und Eigenes, woran er nicht dachte, zu Markt zu tragen." Und die sublime Elisabeth Bergner vernimmt nachdenklich nickend: „Das wahre Genie werde nie gemißbraucht zu den losen, ephemeren Erscheinungen des Tages, die statt der wahrhaften inneren Erregung nur momentanen Kitzel bezwecken. Dem ernsten, tiefen Künstler werde nur das Tiefe, Ernste, Wahre zugemutet, möge es sich gestalten, wie es wolle, selbst als Scherz, den des kecken Geistes Übermut geschaffen."
Hätte Karlheinz Martin auf seinem Schreibtisch als Talisman die „Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors" liegen, er hätte seine Bearbeitung von

Shakespeares „Heinrich IV." genau so zerrissen, wie es dann die berliner Presse tat. — Was die Regisseure des „Großen Schauspielhauses" nicht hören wollten, wird wohl Gustav Hartung im „Theater des Westens" fühlen: „Auf unseren übergroßen Bühnen verliert sich der Schauspieler wie ein Miniaturbildchen in einem ungeheuren Rahmen." Schon legen seine lieben Kollegen interessiert die Kopfhörer an die Ohren, da spricht auch schon der Braune: „Es käme nur darauf an, unseren dummen Theaterbrettern tüchtige Balken unterzuziehen. Aber zu solchem Bau, der doch immer nötiger zu werden scheint, fehlt es an Geschicklichkeit, vorzüglich an Mut!" — Das will nun niemand hören, sie reißen sich die Hörer vom Kopf, aber durch den plötzlich eingeschalteten Lautsprecher bellt der „Hund Berganza" hinter ihnen her: „Sollte denn zur Verbesserung unserer Bühne gar keine Hoffnung mehr vorhanden sein??!" — Berganza als Dramaturg — werte Mitglieder des Deutschen Bühnenvereins, ich glaube, das wäre gar kein so schlechter Griff.

Klassiker des deutschen Hauses

Hölderlins Werke. Auswahl in zwei Bänden. Eichendorffs Werke. Auswahl in einem Band. Mörikes Werke. Auswahl in zwei Bänden. Annette von Droste-Hülshoffs Werke. Auswahl in einem Band. Sämtlich: herausgegeben und eingeleitet von Martin Lang. Stuttgart, Berlin und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt.

Von Hermann Binder (Stuttgart)

In den Klassikerausgaben, die jeweils auf den Markt kommen, spiegeln sich Zeitgeschmack und geistige Haltung der Generation deutlich wider. Die Zeiten eines gierigen Materialismus und pedantischer Akribie sind noch nicht allzufern, in der die billigen, mitunter ziemlich kulturlosen „Gesamtausgaben" den Markt beherrschten. Der Bildungsphilister wollte von den Klassikern auch „alles" in seinem Bücherschrank haben; und in der entsprechenden Form bekam er es denn auch — um das meiste dann doch nicht zu lesen: Er hatte, was er nie besitzen konnte.

Wir sind heute anspruchsvoller und bescheidener geworden. Die monumentalen Gesamtausgaben, von der Sophien-Ausgabe bis zu Albert Kösters Insel-Storm — um nur diese zu nennen — haben uns einen Maßstab gegeben für das, was eine Gesamtausgabe sein muß: Vornehmer Besitz des schaffenden Gelehrten und der wenigen andern, die von „ihren" Dichtern wirklich alles zu eigen haben, sich zu eigen machen können.

Der gebildete Laie bedarf anderer Ausgaben. Die hochentwickelte deutsche Buchkunst hat auch ihn gegenüber der äußeren Form des Buchs anspruchsvoller gemacht; er will lieber weniger Bücher besitzen, aber solche, in denen zu lesen ein Genuß ist. Und da die großen Ausgaben für den verarmten Mittelstand meist unerschwinglich sind, so greift man gern zu einer Auswahl, die das Wesentliche gesiebt und wohlgeordnet in einer anziehenden äußeren Gestalt darbietet.

Der Herausgeber muß dann freilich ein wissenschaftlich geschulter Kenner und ein Künstler sein, nicht ein Dilettant und ein Snob. Der Empfangende muß das Gefühl haben können, daß ihm wie von moderner Porträtkunst eben durch Weglassung nebensächlicher Züge der starke Eindruck der Gesamtpersönlichkeit des Dichters vermittelt wird. Die älteren billigen Gesamtausgaben waren ferner meist mit stoffreichen Einleitungen belastet, in denen „Leben und Werke" des Dichters in der Manier sattsam bekannter Biographien ausgebreitet waren. Die moderne Laienausgabe duldet dergleichen nicht mehr; sie verlangt vom Herausgeber Schwierigeres: maßt er sich an, aus dem vielleicht bändereichen Gesamtwerk eines Klassikers das für den gebildeten Zeitgenossen Wesentliche in einen oder zwei Bände zusammenzupressen, so muß er seine Berufung dazu erweisen in einem Vorbericht, Vorbild oder Nachwort, worin eben jenes Wesentliche scharf und klar umrissen erscheint.

Martin Lang hat seine Begabung für die hier skizzierte Herausgebertätigkeit schon seit langem erwiesen. Selbst dichterisch begabt, hat er die Fähigkeit, lyrisches Gut mit seinen besonderen Tonfolgen und Tonarten zu einem neuen Ganzen nachschaffend zu vereinigen, zur Virtuosität in sich ausgebildet. So ist es kein Zufall, daß es vier klassische Lyriker des 19. Jahrhunderts sind, die er hier in Auswahl zu einer Reihe zusammengefügt hat. Kritische Belauscher der Zeitseele könnten meinen, es sei auch das kein Zufall, daß zwei von den vieren — katholisch sind. Dem ist aber nicht so. Das spezifisch Katholische tritt in Langs Auswahl und Würdigung durchaus zurück gegenüber dem allgemein Künstle-

Eine Manuskriptseit

Aus Franz Herwigs Roman

(Origi

[illegible]

…n Franz Herwig

…ngeengten" (vgl. S. 27)

[illegible]

rischen und Menschlichen; bei Eichendorff wie bei der Droste. Fast wird mit dem Zurückdrängen der christ-katholischen Weltanschauung des schlesischen Freiherrn ein Unterscheidungsmerkmal etwas sehr verwischt: Das „Marmorbild" und dementsprechend in den geistlichen Gedichten die romantisch-christliche Italienvision „Von kühnen Wunderbildern..." mag man unter diesem Gesichtspunkt vermissen. Aber Langs Absicht ist klar. Er will den Eichendorff geben, der uns allen gehört, die „unzerstörbare Jugendgestalt der deutschen Seele". Sie zeigt er uns auch in ihrer ganzen Schönheit, den Dichter der poetischen Stimmung, auf dessen Waldhorn der junge Storm blies, den Hugo Wolf uns allen verklärt und vertieft wiedergeschenkt hat. Ihn zeichnet eine knappe, musikalisch-stimmungsstarke Einleitung, von ihm bringt Lang seine Auswahl aus dem lyrischen Werk nach dem Maßstab modern wertenden Kunstgefühls.

Auch die Droste-Auswahl bestätigt das Gesagte: Von den vielstrophigen Gedichten des Geistlichen Jahres hat Lang nur den vierten Teil aufgenommen. Im Nachwort lehnt er den unnötigen Superlativ von „Deutschlands größter Dichterin" ab. Doch hat er in der (etwas preziös „Traum und Spiegelglas" überschriebenen) Einleitung ihrer Bedeutung volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Höchstens das Verhältnis der Dichterin zu Natur und Heimat möchte man gern in etwas schärferen Linien umrissen sehen. In dieser Beziehung vermag ich mich auch mit Langs neuer Einteilung der Gedichte nicht durchweg zu befreunden. „Natur und Geist" scheint dem Wesen der Droste nicht ganz gemäß; die alten Überschriften „Heidebilder", „Fels, Wald und See" sagten Bestimmteres aus.

An sich ist der von Lang zum erstenmal unternommene Versuch, das Werk der Droste neu gesichtet und geordnet unter Verzicht auf alles Überaltete und Unzulängliche darzubieten, zu begrüßen, insbesondere da auch der neueste Nachlaßband mit verwertet ist. Langs Konjektur „An den Ungetreuen" (statt: An die U.) wird sich freilich nicht halten lassen: Die Fragen, wie vieles bei der Droste als Rollenlyrik zu betrachten ist, überhaupt, wieviel oder wie wenig das Erlebnis im engeren Sinne zu bedeuten hat, sind ja bei der im Grunde einsamen, verhaltenen Frau besonders schwer zu beantworten. Gibt es doch unter den Dichtern des 19. Jahrhunderts wenige, die so herb in sich gedrängt erlebten, so herrisch pressend formten, wie die Droste; wenige, deren Werk so vieles im Dunkeln läßt, was die Dichterin nicht aufhellen mochte oder was ihr selbstverständlich erschien.

Am sichersten in seinem Elemente bewegt sich Martin Lang, der Schwabe, der sein Verständnis für das bodenständig Schwäbische ja schon oft gezeigt hat, naturgemäß bei Mörike. Ihn vermag er so von innen heraus nachzuerleben, daß ich über Einzelheiten der Auswahl nicht mit ihm rechten will. Und daß durch das Ausscheiden von über hundert Gedichten (wofür zwanzig aus dem Nachlaß mit glücklicher Hand ausgewählte eingefügt wurden), wirklich ein Mörike-Bild entstanden ist, das in klaren Zügen das Allerschönste zeigt, ist anzuerkennen.

Eine köstliche Gabe aber hat Martin Lang zu seinem Mörike beigesteuert in Gestalt einer Einleitung, deren zweiter Abschnitt, „Dämon und Genius", mit feinen Pastellfarben ein Mörike-Bildnis entwirft, das sich unvergeßlich einprägt: Wem Mörike lieb ist, der wird sich gern von diesen Klängen nach Orplid geleiten lassen. —

Wie stark sich die Tendenzen der Gegenwart in den vorliegenden Ausgaben spiegeln, zeigt ein Vergleich der Mörike-Auswahl mit der aus Hölderlin: Dort weiß der Herausgeber, daß er durch Ausscheiden und Sichten für seinen Dichter werben muß; hier schreibt Lang: „Im Hauptwerk wird man nicht eine Strophe von Hölderlin missen wollen. Darum werden auch erste, zweite und dritte Fassungen der wichtigsten Gedichte gegeben... Auch die Frage der räumlichen Beschränkung gab hier nicht den geringsten Ausschlag."

Den Grund für dieses verschieden wertende Verhalten faßt die Einleitung in den Satz zusammen: „Hölderlin ist für eine neue deutsche Jugend das Zeichen, in dem sie sich erkennt." Aus dem Geiste dieser Jugend, der Hölderlin das „hinwegreißende Himmelszeichen" geworden, ist Langs Auswahl zu verstehen. Von dieser Einstellung aus ist auch die Einleitung geschrieben, vor allem ihr schöner Schluß über das Spätwerk Hölderlins. Dem Verständnis dieses „Kerns und Gipfels" der Hölderlinschen Dichtung will der Herausgeber dienen mit dem Versuch, „die Gedichte nach Lebenszügen geordnet darzubieten, nach jenen großen und tragenden Motiven, die sich durch Hölderlins Werk und Leben ziehen".

Zweifellos wird, wer Hölderlin so als den Propheten und Heros verehrt (und die Propyläen-Ausgabe sich nicht leisten kann), gut beraten sein mit Langs Auswahl. — Es werden freilich nicht gar viele sein, die da überall mitkommen. Aber Lang hat das Recht, seinen Hölderlin auch unter die „Klassiker des deutschen Hauses" heute in dieser anspruchsvollen Form einzureihen: Ein Hölderlin in usum delphini ist heute nicht denkbar.

So darf denn diese Lyrikerreihe, der vom Verlag in geschmackvollen Leinenbänden ein würdiges Gewand angetan ist, als eine erfreuliche Bereicherung unsrer Klassikerausgaben gebucht werden. Sinnstörende Druckversehen, die gelegentlich vorkommen, werden wohl in Neuauflagen bald beseitigt werden können.

Proben und Stücke

Aus „Die Eingeengten", Roman von Franz Herwig[1]

Kaum zwei Stunden später geschah mit Daniel etwas Merkwürdiges. Er hatte sich gänzlich erschöpft an einem äußersten Ende der umgewühlten, mit Leichnamen angefüllten Sandwüste auf einer Bank niedergelassen, weitab von den kühlen Oasen, wo in Prunksärgen und Bronzeurnen die Überreste Wohlhabender beigesetzt werden. Er hatte kein sehr deutliches Gefühl mehr von sich selber oder von der Welt. Zwar litt er, aber er litt dumpf, das Leiden war ihm bereits vertrauter geworden, indem er gleichsam die Möglichkeiten des Leidens übersah. Solange er auf dieser Bank saß, barhaupt in der heftigen Sonne, die langsam sinkend ihre Schärfe verlor, ihre Grenzen erkennen ließ und gleichzeitig beruhigende Färbung annahm — solange er hier saß, waren die gelben, weißen, schwarzen, braunen Särge an ihm vorübergerollt, jedesmal ein paar gebrochen vorwärts fallende Menschen hinter sich, deren Gesichter erstarrten oder zerflossen, während Geistliche aller Bekenntnisse sich anschickten, mit ein paar Worten über den endgültigen Abschluß eines Erdenlebens zu quittieren. Grube gähnte neben Grube, wurde eine nach der andern gefüllt, während an den Enden der Reihen Arbeiter eilig an neuen Gruben schaufelten, wühlend im Boden versanken, unsichtbar wurden, und der Sand wie durch geheimnisvolle Explosionen emporflog. Die gestern gehäuften Hügel verloren schon wieder ihre Form, ihre verfaulenden Kränze rochen trübe. Kaum war eine Trauergesellschaft zögernd verlaufen, so tauchte in der Ferne schon eine neue auf, paarweise im langsamen Gleichschritt, dahinter rüstete schon eine andere sich, zum Geleit anzutreten. Es schien nichts anderes mehr zu geben als dieses unaufhörliche In-die-Grube-Fahren von Menschen, die gelebt hatten, gesungen, gelitten, gehaßt, die hinter ihren großen und kleinen Träumen von Glück stürmisch, hinkend oder knirschend hergelaufen waren, dann hinfielen und nach kurzem oder langem Sichwehren beiseite geschafft wurden. Ja, aber — das wußte er doch! Er wußte auch, daß das nicht einzelner oder vieler Menschen Los war, sondern aller Menschen! Es war geradezu töricht, unter dieser Selbstverständlichkeit, als sei es ganz neue und unerhörte Erkenntnis, so maßlos zu erschrecken wie jetzt eben! Und dennoch schwindelte ihn geradezu vor Entsetzen. Wie kam es denn, daß dieser notwendige und daher harmlose Friedhof sich plötzlich schauerlich verwandelte, daß die Gräberreihen unübersehbar nach den Seiten und nach dem Hintergrund sich ausdehnten, vom Hintergrund und von den Seiten her anschwollen, auf ihn zuliefen und sich überstürzten wie Brandungswellen? Jetzt waren es schon nicht mehr nur Wellen von Gräbern, sondern von Leichnamen, die, getrieben von einem ungeheuren Orkan, aus dem Ungemessenen stiegen, aus verdämmernder Öde heranrollten, eine dicht hinter der andern, und zu Daniels Füßen mit ergebenem Seufzer oder mit schmetterndem Schrei ins Bodenlose stürzten, das sich doch nie ausfüllte, nie genug hatte, nie satt wurde. Daniels Augen, die in qualvoller Schau erstarrten, übersahen das lebendig gewordene Gewoge der Toten aller Länder und Zeiten, das gegen den erbleichenden Himmel heulte, alle mit verzerrten Mündern, die von einem letzten Schrei nach Erlösung gestempelt waren. Übereinander reckten sie diese gestempelten Münder: Heilige und Verbrecher, Philosophen und unmündige Kinder, Kaiser und Bettler, Christen und Heiden. Daniels Gesicht verkroch sich hinter die schützend erhobenen Hände. Das half nichts. Was er nicht mehr sah, hörte er nun, der Schrei wurde lebendig, der sich aus unzähligen ächzenden, wimmernden, drohenden, flehenden Mündern zu einem wie Erdbeben donnernden Chor erhob: Salva me, fons pietatis! — Daniels Hände fuhren vom Gesicht, das mit einem Male seherisch leuchtete, hinweg, gebieterisch und beschwörend in die verdunkelte Luft hinaus, als dirigiere er diesen Chor, diese dreimalige, sich immer steigernde Wiederholung: Salva me, fons pietatis! — Dann fiel er zusammen wie erloschen.

Nach einer langen Zeit, deren Maß Daniel nicht kannte, kam durch die Dämmerung langsam ein Mann mit der Dienstmütze auf dem Kopf, einen großen Hund zur Seite, sah Daniel, der sich nicht rührte, klopfte ihm sanft auf die Schulter und zog sich dann respektvoll wieder zwei Schritte zurück, indessen der Hund, leise jaulend, sich auf die Keulen setzte. Nach einer Weile stand das Tier unruhig auf, stieß den Entrückten mit der Schnauze gegen die Knie und wedelte. Daniel strich ihm über den Kopf und sagte: „Ja, du auch." Der Wächter legte die Hand an die Mütze und murmelte gedämpft: „Der Friedhof wird jetzt geschlossen." — „Irrtum, mein Lieber," erwiderte Daniel, „der Friedhof wird nie geschlossen". — „Entschuldigen Sie," sagte der Mann, „das muß ich doch besser wissen. Wir haben auch schon mit der Glocke geläutet". — „Ach," meinte Daniel, „das nützt gar nichts. Ob wir die Glocke läuten, oder auf hohlen Baumstämmen trommeln, oder auf Muschelhörnern blasen, oder die Tempelpauken schlagen — der Friedhof wird nie geschlossen". — „Sie müssen aber trotzdem nun gehen, Herr Professor," behauptete der Beamte geduldig. „Außerdem ist es abends hier nicht besonders gesund. Es soll ja nicht wahr sein, aber ich weiß es besser, daß es hier aus dem losen Sand von den Toten dunstet." Daniel nickte ihm zu und sagte: „Da haben Sie sicher recht. Es dunstet geradezu ungeheuer nach den Toten, nicht nur hier, sondern überall wo wir gehen und stehen." Der Hund hob die Nase witternd ins Rätselhafte hinaus, winselte leise und drückte sich gegen seinen Herrn. „Nun, fang du auch noch an," brummte dieser mit unsicherer Stimme. „Herr Professor, ich sage Ihnen bloß das eine: lange mache ich das hier nicht mehr mit, dann gehe ich weg und lasse mich pensionieren." — „Nützt wiederum nichts," flüsterte Daniel, „wenn Sie einmal die Nase haben, das Verborgene zu riechen, dann können Sie nicht pensioniert werden, sondern müssen aushalten bis zuletzt." Damit stand er auf, der Wächter sagte: „Wir begleiten Sie," und führte ihn auf nun gänzlich verdunkeltem Weg langsam dem Ausgang zu. Dort bedankte sich Daniel. „Entschuldigen Sie," meinte der Mann grüblerisch, „Sie scheinen ja offenbar etwas von solchen Dingen zu verstehen. Wieso kann ich denn nicht pensioniert werden? Ich habe doch schließlich ein Recht darauf?" — „Ach — das bilden Sie sich nur ein, Verehrtester. Keine Spur von Recht oder Rechtsanspruch haben Sie. Das Einzige, was Ihnen zusteht ist Hoffnung auf Gnade." — „Aber Herr Professor," rief der Beamte nun fast entrüstet, „jetzt begreife ich Sie aber wirklich nicht! Gnade! Ich bin doch kein zum Tode Verurteilter!" Daniel reichte ihm die Hand zum Abschied und sagte: „Denken Sie einmal nach! Denken Sie nur erst einmal nach!"

---

[1] Verlag: Josef Kösel und Friedrich Pustet, K.-G., München. 484 S.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Rudolf G. Binding
Zu seinem 60. Geburtstag

„Heute huldigt dankbar eine ernste Schar dem deutschen Dichter **Binding**. Sein Name ist Symbol der Einigung. Er hat den Krieg durchlebt von 1914 bis 1918. Als Offizier meldete er sich gleich zur Front um des beglückenden Erlebnisses willen, das die Deutschen hinauszuheben schien über ihren Parteihader. Er hatte den Glauben an das eine gemeinsame große Schicksal, das hinausführen mußte über den Krämergeist des Alltages, über die Herrschaft des Mittelmäßigen, hinaus in — ja, wieder in eine Kultur. Daß die Deutschen ‚wehrhaft' würden im tiefsten Sinne durch den Krieg, Streiter um ein Heiliges — das war sein Glaube. Mit den scharfen Augen der Liebe beobachtete er die äußere und innere Zermürbung des deutschen Heeres an der Westfront. Über die Massen, die dort zu einem scheinbar untrennbaren Knäuel verknotet waren, schaute er auf, sehnsüchtig verlangend nach dem Genie, dem wirklichen Schlachtenlenker. Er geht den Weg zu der Bewältigung des Schicksals, zur Formung der Masse — im Frieden wie im Kriege." Georg Lange (Tag 193 u. a. O.).

„Die Erstarrung der Front im Grabenkrieg wird ihm allgemach Symbol für die Erstarrung der Menschen, für ihre Bescheidung in kleinen, selbstgenügsamen Zielen. Nicht die Menschen machen diesen Krieg, sondern der Krieg beherrscht die Menschen, und ihr Tun und Treiben ist nicht auf den Krieg, sondern auf die Überwindung der Nöte, die er mitbringt, gerichtet. Der Adel, die gewaltige Schwung- und Spannkraft des Krieges ist mit den Schützengräben verschüttet worden. In seinen Briefen und Tagebuchblättern ‚Aus dem Kriege', die er ohne Retusche 1925 herausgab, wird Binding als der Mensch erkenntlich, der mit dem Willen zur letzten Wesenserhöhung durch die Erhabenheit des Krieges hinauszieht, aber nach und nach der Unzulänglichkeit der Menschen vor dem großen Geschehen inne wird und nun weder sich aufbäumt noch feige resigniert, sondern durch ihn hindurchschreitet wie durch ein Schicksal, eine leidvolle Aufgabe. So wird wenigstens ihm der Krieg zum Anlaß innerer Wandlung. In der mystisch tiefen Novelle ‚Unsterblichkeit' hat er in der wohl von Richthofen innerlich beeindruckten Gestalt eines Fliegers sein Bild eines Kriegsheros gestaltet, vor dessen Augen, die im Angesicht des Todes ein ewiges Maß gewannen, nichts Irdisches mehr Glanz hat und der ins Meer abstürzt; aber nicht um zu enden, sondern um im Bilde einer liebenden Frau zur Unsterblichkeit einzugehen. Mensch und Natur, Tod und Leben in ihrer Kraft lebenzeugender Wechselwirkung feiern in dieser wirklich unsterblichen Novelle ihre schönste Vermählung." Kurt Voß (Hannov. Kur. 374/75).

„Sehr spät, als Vierziger, ein Ausgereifter in der Vollkraft seiner Jahre, trat er als Dichter vor die Öffentlichkeit, als ein Meister seines Instrumentes, der Sprache. Wohl wird auch er in seinen jungen Jahren nach allen Sternen zugleich gegriffen haben. Doch sein Unzulängliches, sein Allzumenschliches hielt er schamvoll verborgen. Er zeigt kein inneres Wachsen und Werden, kein Schwanken, keine Wandlung, keine saure Mühe des Durchringens, nichts von seiner Werkstattbildung. Schaffenshöhe allein dünkt ihn gewichtig. Sie aber hat zur Voraussetzung Lebenshöhe. Doch hinter all seiner gewaltsamen Selbstbezähmung tost doch deutlich spürbar heißes, hochgehendes Hessenblut, eine eigenbrötlerische, tiefbohrende schöpferische Gehirnmaschine, in letzter Verfeinerung ihre Formungen herausgebend. Diese Formungen sind Ewigkeitsideen in wahrhaftigster Verdichtung, sind wesentlich gewordene Natur." Paul Wittko (Schlesw. Bl., Nordmark 188).

„Wer sind die Menschen des Dichters? Haben sie eine besondere Seinsart? Ja, durchaus. Man könnte sie vielleicht Gehobenheit nennen. Es sind Menschen, die berufen erscheinen, nicht so sehr etwas Besonderes zu leisten als besondere Schicksale zu erleben. Immer haben sie Format. Sie sind so beschaffen, daß man von ihnen beim Begegnen aussagt: das ist jemand. Sie haben nichts von der Dämonie des Sündhaften, und darin sind sie bei aller Dichte ihres Gefüges Bewohner einer legendären Welt. Es ist kein Dualismus von Gut und Böse in ihnen. Sie sind Geschöpfe einer Welt, in der für die Auseinandersetzung über das Rechte und Unrechte, für den Kampf zwischen Hohem und Niederem kein Raum ist. Solches liegt unter ihr. Ihre Menschen sind Freie, die mit ihrem Schicksal und, um dieses Wort noch einmal auszusprechen, dem Wunderlichen in ihnen und um sie herum kämpfen, ringen und von ihm tragisch miteinander verknüpft werden. Es sind mythische Menschen. Man kann leicht an ihnen ein Fehlen psychologischer Details feststellen. Gegenwartsprobleme, politische Konfession, soziale

Einstellung, Infernostimmung, Spannung zwischen innerem und äußerem Beruf, Ehrgeize, Widerstreit materieller und ideeller Bedürfnisse, davon reden sie nicht und darüber sinnen sie nicht nach. Nie spricht einer das Wort: Geld aus oder denkt es auch nur. Somit gehen sie sicherlich an manchem vorüber, was heute die Welt, was uns bewegt, erregt, verzweifeln, hoffen läßt. Es ist das Recht des Dichters, seinen Menschen den Bezirk anzuweisen, den er für sie ausgewählt hat. Denn sie sind seine Geschöpfe, Geschöpfe des Dichters." Heinrich Simon (Frankf. Ztg. 596 — 1 M.).

Vgl. auch Hanns Martin Elster (Köln. Ztg. 544); Kurt Rost (Generalanz., Stettin 222); H. Forstreuter (Magdeb. Ztg. 410); Hugo Marti (Bund, Bern 345); Hilde Schulhof (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 188); Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 222); Walther Bethke (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 186); Hanns Martin Elster (Münch. N. Nachr. 218).

*

John Galsworthy
Zum 60. Geburtstag (14. August)

„Kein anderer Schriftsteller seines Landes hat unserem Publikum englische Menschen und englisches Leben der Gegenwart zu so nahem Verständnis gebracht wie er. Der Reichtum an Typen, die Aktualität der Probleme, die anschauliche, in ihren Motiven klargelegte Bewegung des gesellschaftlichen Lebens macht seine Bücher zu einem wahren Kompendium über das im Wandel der Zeit auch sich wandelnde England — seit der viktorianischen Epoche bis auf die letzte Gegenwart. Was den Reiz dieser Bücher, abgesehen davon, daß sie epische Werke von bedeutender künstlerischer Qualität sind, für uns erhöht, ist, daß durch die feine gesellschaftskritische Sondierung der vom Kontinentalen so verschiedene englische Charakter in seinen wesentlichen Momenten sich uns enthüllt. Der aktive Mensch der oberen Mittelklasse ist doch keine Privatperson wie bei uns, seinen Wert bestimmt die verantwortungsbewußte Teilnahme am öffentlichen Leben, auch wenn er kein Mandat dafür hat. Die besonderen geographischen und politischen Bedingungen des Inselreiches haben diese stillschweigend anerkannte Konvention geschaffen und jenen für uns so paradoxen Typus herausgebildet, der in jede individuelle Gebundenheit willigt, um den Preis der Freiheit im Handeln, die bis zur Rebellion gehen darf. Diese Spannung, die nur von den edelsten Naturen ertragen wird, um als Motor der Tat zu dienen, darf natürlich nicht zum Schau- und Prunkstück herabsinken, zur Etikette der nationalen Eitelkeit." Efraim Frisch (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 33).

„Was übt den starken Reiz der Dichtungen Galsworthys aus? Denn die Themen sind ja nicht zum ersten Male behandelt. Auch ist die Form des Vortrages: gleichsam unbeteiligt nur die Dinge zu erzählen und anscheinend mit völliger Objektivität die Menschen zu zeichnen und eine kleine Ironie mitspielen und dann und wann einen Humor aufleuchten zu lassen, diese Form des Vortrages ist nicht neu. Wie kommt es also, daß unser Herz sich angesprochen fühlt und wir mit all diesen uns im Grunde genommen doch fremden Menschen leiden und uns freuen, daß wir uns um sie bangen und ängstlich der Entscheidung harren? Die Melodie des Lebens spüren wir bei diesem Dichter überall. Die Sehnsucht, die ‚halt a jeder hat', ist hier aufgefangen und läßt so noch den Lumpen auf irgendeine Art nicht nur bemitleidenswert, sondern auch sympathisch erscheinen. Fast scheint es, als ob die Augen Galsworthys, denen wohl nichts entgeht, die gütevollsten sind, die je einen Dichter in die Welt blicken ließen. Und noch etwas ist es, das in uns, den Lesern, Erschütterungen auslöst: wir ahnen die Dämmernis und das Dunkel, die das Ende in sich birgt. Leuchtend ist die Lebensfreude, ein brausend jubelndes Lied, das bricht jäh ab. Es kommt plötzlich ‚dann ein starker Ruck — und Dunkelheit ...' Nahe beieinander sind Lebendigkeit und Regungslosigkeit. Diese beiden spüren wir, diese beiden schließen sich bei Galsworthy zu einer Melodie und geben seinem Werk jenen bittersüßen Geschmack von leuchtend-trauriger Nachdenklichkeit." Heinz Stroh (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 189).

Vgl. auch W. E. Süskind (Berl. Börs.-Cour. 373 u. a. O.); Leon Schalit, „Stunden mit Galsworthy" (Berl. Tagebl. 379); Hanns Martin Elster (Bresl. Ztg. 223 u. a. O.); Max Herzfeld (Preßb. Ztg. 75 856); F. R. (Arb.-Ztg., Wien 221); Käthe Windscheid (Deutsche Allg. Ztg. 377); Robert Saudek (Prag. Pr. 223); Fritz Endres (Münch. N. Nachr. 220); Paul Wittko (Schles. Volksztg., 14. Aug.); Heino Schwarz (Köln. Tagebl. 380); Max Meyerfeld („Kleine Reminiszenz", N. Zür. Ztg. 1386); H. Sch. (Bund, Bern 345).

*

Heinrich Leuthold
Zum 100. Geburtstag

„Wie ist es seltsam, daß wir Freunde der Dichter, wir oft trostbedürftigen Seelen, Glück und Trost suchen mögen bei armen, unseligen, kranken, am Leben zerbrochenen und schiffbrüchig gewordenen Menschen, an Menschen wie Hölderlin, wie Lenau, auch an ihrem späteren, kleineren Bruder Leuthold!

Sehen wir Leutholds Leben an, so entbehrt es jedes kleinsten Anscheins von Vorbildlichkeit. Mit sich selber

uneins, aus einer unglücklichen Ehe stammend, von einer gestörten armen Kindheit her mit seelischen Bürden beladen, hat dieser gequälte Mensch sein Leben nicht regiert und geführt, er hat es zum größten Teil nur erlitten. Bequem und vor jedem Zwang zurückschreckend, hat er ganze Teile seines Lebens fast nur verbüßt, fast nur abgesessen wie eine Strafe, getröstet vom Wein, wenn es ohne Trost nicht mehr ging, der Melancholie ergeben, andern gegenüber ein Spötter und mißtrauischer Nachbar, in sich selbst ein Kind, hilflos, mutlos, verloren an zwingende Träume, aufgesogen von inneren Schatten, am Ende geisteskrank. Und dieser arme Mensch hat Verse hinterlassen, welche wir lieben, welche uns entzücken, welche wir als wertvoll und tröstlich empfinden, obwohl nicht viel Weisheit darin steht. Ist das nicht seltsam?

Was aus diesen Versen spricht, ist nicht guter Rat, ist nicht Weisheit und Erziehung, oder philosophischer Trost, es ist nichts als ein wenig Gefühl, ein wenig Schwermut, ein wenig Laune, ein wenig Kinderstaunen über die Wunderlichkeit dieses grausamen Lebens. Aber daß diese kindlichen Gefühle in des Dichters Seele zu Musik werden können, daß dieser arme, schwerlebige, hilflose Mensch sich darüber vergessen und sich mit Leidenschaft dem Zauber hingeben kann, das Leid seines Herzens in immer zarteren, immer feineren, immer schwebenderen Tönen zu singen, so daß mehr und mehr der Inhalt des Gesangs vergessen wird über der Lust und Kunst des Singens, des Musikmachens — daß es dies gibt, daß dies möglich ist, das eben ist das Geheimnis der Dichtung und ihrer Macht über uns. Auch der kranke, auch der schwache, auch der zu Tat und Geschäft unfähige Mensch kann, wenn er ein Dichter ist, gar nichts anderes als das Leben preisen, seine Schmerzen lieben, seine Qualen zu Gesang machen." Hermann Hesse (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 372).

Vgl. auch Will Scheller (Köln. Ztg. 535 u. a. O.); Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 367); Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Cour. 367); Fritz-Walter Henrich (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 31); Robert Faesi (N. Zür. Ztg., Lit.-Beil. 1325); Arnold H. Schwengeler (Bund, Bern, Kl. Bund 32); hw (Frankf. Ztg. 586 A); K. E. Hoffmann (Nationalztg., Basel, Basilisk 31, 32); Ed. Lauchenauer (N. Zür. Ztg. 1335); Franz Lipp (N. Zür. Ztg. 1383).

*

Wilhelm Holzamer
(Zum 20. Todestag am 28. August)

„Der rheinhessische Dichter Wilhelm Holzamer, dem siebenunddreißigjährig ein rascher Tod die Feder aus der Hand nahm, ist heute vergessen. Seine Bücher liegen in unberührten Stapeln bei der Stuttgarter Verlagsanstalt. In den Literaturgeschichten aber sind nur Fetzen seines Schattens hängen geblieben.

Wenn sein Werk das eines Vergangenen wäre, so könnte es damit sein Bewenden haben: seit dem Krieg ist die Zeit schneller geschritten. Aber welcher unter den Dichtern um die Jahrhundertwende wäre mehr ein Zukünftiger gewesen als Wilhelm Holzamer? Und es ist nicht wahr, daß, wie man sagt, die Heimatkunst sein Bestes umfriedet habe. Wohl lagen im hessischen Herrgottsländchen seine starken Wurzeln; aber er war der Typ des wahren Rheinländers, der nicht Pfahlbürger, sondern Weltbürger ist. Und das gerade wurde seinem Dichterruhm zum Verhängnis.

1901 hatte ihn der kunstsinnige Großherzog vom Schulkatheder im Dorf an der Bergstraße zur Leitung der ‚Darmstädter Spiele' berufen und ihn nach Schluß der Ausstellung zum Kabinettsbibliothekar gemacht. Vermutlich doch wohl in der Erkenntnis, daß hinter dem Verfasser des Buches ‚Auf staubigen Straßen' noch etwas mehr steckte als ein geruhsamer Dorfgeschichtenerzähler, und wenn er das nicht schon mit mancher zu Nietzsche emporgestrafften Kühnheit seiner Erstlingsverse dargetan hätte, so wären doch seine eigens für Darmstadt geschriebenen ‚Spiele', die dort fehl am Ort waren, Verheißung und Erfüllung gewesen; denn sie ragten in Bezirke jenseits der Heimatkunst. Aber scheinbar gab es dann wieder ein Zurücksinken in ursprüngliche Enge; die Geschichten ‚Im Dorf und draußen' sowie die Romane ‚Peter Nockler' und ‚Der arme Lukas' erzählten von Dorfsonderlingen und zeigten Leben und Welt im verkleinernden Heimatspiegel. Damit war der Dichter eingeordnet; man übersah nur, daß es nach Äußerlichkeiten geschehen war; denn das Ideelle auch dieser eigenbrötlerischen Dörfler war durchaus unbürgerlicher Tendenz. Es ging hier um Menschliches, das alle Schranken durchbricht." Richard Wenz (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 35).

Vgl. auch: Richard Wenz (Köln. Volksztg. 630); Richard Dohse (Tägl. Rundsch., Unt.-Bl. 197); Will Scheller (Hess. Kur. 205); Karl Neurath (Weser-Ztg. 470); Richard Wenz (Rhein. Ztg. 202).

*

Charles de Coster
Zum 100. Geburtstag

„Das ist eine wunderliche Geschichte: Ein belgischer Dichter wird in Deutschland geboren, zu München, sein Vater ist Intendant eines Bischofs, der Bischof selbst wird sein Pate und möchte aus ihm einen Priester machen. Doch er kehrt in die belgische Heimat seiner Familie zurück und schreibt dieser Heimat ihr großes

Epos, die größte Dichtung, die sie je gezeugt hat. Indessen schreibt er es nicht in der Sprache seiner Heimat, sondern auf Französisch. Weder Vlamen noch Wallonen noch Franzosen erkennen den Wert dieses Werkes; mit 52 Jahren stirbt der Dichter in tiefstem Elend. Kein Geistlicher hat ihn begleitet: denn das Patenkind des Bischofs hatte sich mit seinem Werk, das voller Haß ist gegen die Kirche, den Haß der Kirche zugezogen. Dann ist er jahrzehntelang schon halb vergessen; kein deutscher Verleger wagt die große Dichtung herauszubringen. Erst als die dreißigjährige Schutzfrist verstrichen ist, erscheinen auf einmal zwei deutsche Übertragungen zu gleicher Zeit. Und sie schlagen ein: in allen deutschen Zeitungen, von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken, wird dieses Werk als etwas ganz Außerordentliches gefeiert, und es wird einer der größten buchhändlerischen Erfolge der letzten Jahrzehnte. Als unsere Soldaten in Flandern einmarschieren, folgen noch andere Übersetzungen und immer neue bis auf den heutigen Tag. Der ‚Ulenspiegel‘ wurde ein deutsches Volksbuch: man darf schätzen, daß heute jede hundertste Familie deutscher Muttersprache ihn besitzt. Inzwischen hatte man auch die andern Bücher des Dichters ausgegraben, und zwei Jahre nach seiner Entdeckung in Deutschland erschien auch in seiner Heimat die erste Ausgabe des ‚Ulenspiegel‘ zu volkstümlichem Preis. Heute wird man ihn dort feiern — und des Anteils, den Deutschland an seiner Wiederentdeckung hat, vergessen. Bei den Franzosen, in deren Sprache er schrieb, ist er noch heute durchaus unbekannt: der zweibändige ‚Larousse‘ von 1922 enthält nicht einmal seinen Namen, und selbst in den größten pariser Buchhandlungen findet man seine Werke nicht. Erst in zwei Jahren, nach Ablauf der fünfzigjährigen Schutzfrist, wird Frankreich ihn vielleicht entdecken.

Die Lehre, die sich aus dieser wunderlichen Geschichte eines Buches ergibt, ist diese: Es genügt nicht, daß ein großes Kunstwerk geschaffen sei — es muß Menschen begegnen, die dafür werben. Darum erscheint es Pflicht, die ersten Übersetzer und die ersten Verleger zu nennen, die den Mut hatten, ein noch völlig unbekanntes Werk in Deutschland einzuführen. Es waren Friedrich von Oppeln-Bronikowski, der damals auch für Maeterlinck warb und für andere Belgier, und Eugen Diederichs, bei dem diese Übertragung noch heute erscheint, mit Bildern nach Félicien Rops und andern, zu volkstümlichem Preis. Die andere, fast gleichzeitig erschienene Übersetzung, die freilich viel matter wirkt als die markige, wuchtige Sprache Oppelns, stammt von Albert Wesselski und erschien im Verlag von Wilhelm Heims, der wohl kaum noch besteht. Sie ist dann in den Insel-Verlag übergegangen, in die bekannte wohlfeile Sammlung der ‚Bibliothek der Romane‘." Eugen Lerch (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 554).

„Wir spüren unser zwiespältiges Blut, das sich schwer mit dem trockenen Natürlichen abfindet, durch die Gestalten der gewaltigen Legende vom Tyll Ulenspiegel und von seinem Freunde Lamme Goedsak fließen. Es sind evangelische Katholiken, die mit allen Fasern noch an ihren Volksgebräuchen hängen, gläubiges äußeres katholisches Gebaren haben. Gewiß sind die phänomenal herausgearbeiteten Grundtypen menschlicher Gutmütigkeit, die aktiv gute und die passiv gutherzige, die hungernde und die schmausende, Besitz eines jeden Volkes. Wer fände die Parallele mit Don Quichotte und Sancho Pansa nicht, oder mit den Gestalten der ‚Tausendundeinen Nacht‘! Und dennoch werden diese Gestalten niemals verbergen, daß sie deutsches Blut in sich haben. Eben das Grüblerische, Zweiflerische, nicht gleich zu Rande Kommende. Im Gegensatz dazu sind Don Quichotte und Sancho Pansa stets zufrieden. Schließlich ist die Hauptfigur de Costers ja der deutsche Schwankgeist, der lange vor Luther bei uns besungen ward.

Charles de Coster war ein protestierender Katholik, ein geächteter Freidenker in seiner Kirche, ein Kritiker, ein Flame. Er hat aus den Kämpfen seiner Zeit heraus nicht anders gekonnt, seine Verbundenheit mit den Völkern germanischen Bluts zu dokumentieren, als seinen Bruder im Geist, den deutschen Till, sein eigenes Ich in das Epos der Reformation und Inquisition in Belgien und Holland zu setzen. Sein Ich, das Verhungerung, Zwiespältigkeit und Optimismus war." F. W. Schönfeld (Berl. Tagebl. 392).

Vgl. auch: Erwin Stranik (N. Wien. Journ. 12118); Otokar Fischer (Prag. Pr., Dichtung 34); Kurt Merlaender (N. Bad. Landesztg. 418); Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 194 u. a. O.); Heinrich Taschner (Württemb. Ztg. 193); Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Münch. N. Nachr. 225 u. a. O.); Otto von Däniken (Bund, Bern, Kleiner Bund 34); in (Schwäb. Merkur 384); Herbert Eulenberg (Stuttg. N. Tagbl. 383); Karl Wolfskehl (Magdeb. Ztg. 420); Friedrich Spreen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 191); Rolf Reißmann (Tag, Unt.-Beil. 199); Karl Wolfskehl (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 193); Alfred Wolfenstein (Westd. Allg. Ztg., Lit. Umsch. 190); Hermann Ley (Köln. Volksztg. 606).

*

Matilde Serao

„Matilde Serao ist vor wenigen Tagen in Neapel gestorben. Wer sie näher gekannt hat, sagt: sie war eine sehr intelligente Frau; wer mit ihr befreundet

war, liebte sie wegen ihres großen Charmes, wegen ihrer lebhaften und doch so klug gehemmten Art; wer von ihrer Tätigkeit weiß, steht vor einem unlösbaren Rätsel. Der Unternehmungsgeist dieser eigenartigen Frau, die ungeheure Spannkraft ihres Willens und ihre große Erfindungsgabe hätten aus ihr, wenn sie ein Mann gewesen wäre, sicher einen bedeutenden Staatsmann, einen Abenteurer oder auch einen hervorragenden Wissenschaftler gemacht. So aber war sie nur die populärste Frau Italiens, die fünfzig Bücher schrieb, sechs Zeitungen gründete, zweihunderttausend Menschen persönlich kannte, sich mit fünfzigtausend Männern duzte, eine Kunstzeitschrift herausgab und zugleich verwaltete, täglich etwa hundert Briefe ihrer Verehrer und hauptsächlich Verehrerinnen beantwortete und dabei noch Zeit fand, verheiratet zu sein und ihre vier Kinder zu erziehen. Eine Leistung, wie sie der tatkräftigste Mann kaum fertig gebracht hätte."

„Die literarische Bedeutung der Schriftstellerin, soweit man von einer solchen sprechen kann, liegt in ihrer Stileigentümlichkeit. Sie hält sich nicht an eine logische, begriffliche Ausdruckskunst, sondern bringt in der Literatur die Geste zum Ausdruck, in den feinsten Nuancen und Andeutungen. Von einem naturalistischen Hintergrund heben sich die psychologischen Verwicklungen ab. Die Charakter- und Landschaftsschilderungen, oft vollendet in der Form, werden von den spannendsten Situationen abgelöst. Ein seltsames Gemisch von Kunst und Sensation. Sie behandelt in ihren Romanen fast ausschließlich das Kleinbürgertum, die traditionelle Bourgeoisie Neapels, stark sentimental und zugleich mit den Anzeichen von Dekadenz. Ihre Kunst ist überlebt, wie sich Neapel überlebt hat, das alte vergangene Neapel mit seinem Reichtum an Gesten und der verblaßten Tönung seines müden Lebens. Ihr letztes Buch ‚Mors tua' schildert diesen Untergang Neapels und enthält zugleich selbst all den farblosen Zauber des Untergangs. Die Tendenz ist pazifistisch, so friedliebend, wie eine Frau nur schreiben kann, die am Ausgang ihres Lebens steht." Stuttg. N. Tagbl. (349).

Vgl. auch: Hans Barth (Berl. Tagebl. 367); Oda Olberg (Arb.-Ztg., Wien 211); Margot Schoepke (Berl. Lokalanz. 357); N. Zür. Ztg. (1278).

*

Zur deutschen Literatur

Über Goethe und das Buch schreibt Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 33). — Die Lebensidee Goethes bringt Martin Kaubisch zur Darstellung (Köln. Ztg., Lit. Bl. 574). — Goethes „Opfer" betont Ernst Lissauer (N. Bad. Landesztg. 433 u. a. O.). — Knaben- und Jünglings-Dichtungen Goethes erörtert von Graevenitz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 200). — Goethes Aufstieg in Italien schildert Oskar Walzel (Bund, Bern, Kleiner Bund 35). — Der Naturwissenschaftler Goethe (siehe Goethe-Jahrbuch) wird (N. Zür. Ztg. 1395) zur Geltung gebracht. — Die Begegnung mit Beethoven in Teplitz kennzeichnet Otto Oster (Stuttg. N. Tagbl. 400). — Das Goethe-Jahr 1827 begeht Carl Meißner (Hannov. Kur. 398/99). — Auf die neue Goethe-Ausgabe des Bibliographischen Instituts weist Otokar Fischer (Prag. Pr., Dichtung 33). — Über die Leichenrede auf Goethe von Joh. Friedr. Röhr äußert sich Victor Bode (Deutsche Allg. Ztg., Werk 353). — Auf einen Tropfen Türkenblut in Goethes Adern weist, wenigstens die Frage aufwerfend, Niels Hanse[n] (Köln. Ztg., Lit. Bl. 526). — Über Goethes Sohn i[n] Heidelberg schreibt Karl Hans Strobl (Stuttg. N. Tagbl. 355).

Hölderlins Gestalt in seinen Briefen zeichnet Ott[o] Heuschele (Bad. Pr., Lit. Umsch. 32). „Hölderlin — Novalis" überschreibt Arthur Hübscher eine Be[]trachtung (Generalanz., Stettin, Buch 222). — Über die Günderode schreibt Heino Schwarz (Generalanz., Koblenz 155), die Liebe der Günderode schildert L[]Sternberg (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 397). — Verschollene Dokumente zur Psychologie Heinri[ch] Heines teilt Fritz Heymann (Voss. Ztg., Unt.-Be[il.] 177) mit, einen Fund „Heinrich Heine und Henriet[te] Sonntag" gibt Max Schwarz (Tägl. Rundsch., Un[t.-] Beil. 181) bekannt. — Mit Bettina beschäftigt si[ch] Maria Luise Weißmann (Münch. N. Nachr. 210). — Über Görres und die „Bibliothèque germaniqu[e]" handelt Robert Stein (Germ., Ufer 31). — „Uhla[nd] und der Bodensee" nimmt Hans Nägele zum Ther[ma] (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 34). — Unter d[er] Überschrift „Ein Leben in Goethe" weist C. [] (Magdeb. Ztg. 384) auf Carl Gustav Carus. — Zu[m] 125. Geburtstag von Lenau (13. Aug.) schriebe[n] Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 3[]) Leonhard Wolff (Germ., Ufer 33); Alfred Wolfenst[ein] (Magdeb. Ztg. 408 u. a. O.); Bruno Winkler (N. B[ad.] Landesztg. 403); über Lenaus „marienmilde" Bra[ut] Marie Behrends, Friedrich Hartger (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 187).

Des hundertjährigen Todestages Johann Mar[tin] Usteris gedenkt F. V. (Bund, Bern 320). — A[] August Kopisch's Werdezeit erzählt Trude Micha[el] (Bresl. Ztg., 7. Aug.). — Briefe von Theodor Sto[rm] teilt Paul N. Schmitz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 1[]) mit. — Auf Mörikes Spuren bewegt sich Helln[] Ringer-Fundinger (Stuttg. N. Tagbl., Schw[äb.] Heimat 396).

Den Grimm-Lachmann-Briefwechsel würdigt t (N. Zür. Ztg. 1286). — Aus der Werkstatt Wilhelm Diltheys berichtet W. K—r. (ebenda 1286). — Über Jakob Burckhardt und Friedrich Nietzsche bietet Theodor Stiefenhofer eine Studie (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 31). — Die Landschaft Nietzsches zieht Heinz Lipmann in Betracht in Hinblick auf Nietzsches Wesensart (Berl. Tagebl. 375). — Zum dreißigsten Todestag von Jakob Burckhardt schreiben Curt Hotzel (Tag 187) und Paul Schubring (Hannov. Kur. 362/63). — Eine Kontroverse „Eugen Diederichs und Carl Spitteler" eröffnet Jonas Fränkel (Bund, Bern 349, 351). — Wie Gottfried Kinkel aus dem spandauer Gefängnis befreit wurde, wird (Voss. Ztg. 394) eingehend dargelegt. — Unveröffentlichte Briefe Gustav Freytags „Kaiser Friedrich und Süddeutschland" werden (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 189) bekanntgegeben. — Zu C. F. Meyers französischen Beziehungen ergreift Theodor Bohnenblust das Wort (N. Zür. Ztg. 1421). — Ein Bild von Fritz Mauthner („Begegnungen") zeichnet Arthur Kahane (Berl. Tagebl. 368). — Dem Lyriker Hans Hopfen widmet Ernst Lissauer eine Studie (Köln. Ztg., Lit. Bl. 564).

„Fontane entdeckt Hauptmann" —: den diesbezüglichen unveröffentlichten Brief Fontanes aus dem September 1889 teilt Hans von Hülsen mit (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 183). — Carl Hauptmanns Nachlaßroman „Tantaliden" würdigt Julius Levin (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 185). — Eine wertvolle Studie über Eduard von Keyserling gibt Otto Flake (Bad. Pr., Lit. Umsch. 34). — Bekenntnisse von Richard Dehmel werden (Westd. Allg. Ztg., Lit. Umsch. 178) mitgeteilt. — Über Max Dauthendey schreiben auch Karl Willy Straub, der dem Dichter persönlich nahe stand (Würzb. Generalanz. 144) und Paul Wittko (Norag 30). — Gisela von Arnims, der Frau Herman Grimms, gedenkt zu ihrem hundertsten Geburtstag Heinz Neuberger (Köln. Ztg., Frau 566). — „Wirklichkeit und Symbol" bei Georg Trakl untersucht W. M. Esser (Köln. Volksztg., Schritt 572). — Gustav Roethe als Erzieher betrachtet Ernst Weber — ohne alle Ironie, vielmehr ganz ernsthaft (Tag 187).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Einen Aufsatz über Hans Carossa (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 34) beschließt Walther Petry: „Wo immer man den Zugang zum Werk Carossas sucht, man stößt auf diese schöne Verläßlichkeit seines Seins: Totalität. Sie wurzeln nicht im Tage; haben geringen Teil an seinen Nöten, geringen an der Rettung aus ihnen; in keiner Weise sind sie der Problematik dieser von vergänglichen Rätseln schwirrenden Zeit verbunden; doch handeln sie auch von Not und Rettung, von Rätseln und ihren Lösungen, aber im einfacheren, strengeren Sinn des immerwährenden Lebens. Die eigentliche Besitzergreifung dieser grundlegenden, heilsamen Dichtung steht noch aus; bisher gilt Carossa in einem kleinen Kreis, doch wird es nicht ausbleiben, daß man diesen Erkennenden erkennen, diesen Liebenden zu lieben beginnen wird, denn das ganze Werk dieses Mannes ist ein fruchtbarer Akt der Besinnung — und was ist uns allen, die eben danach trachten, näher?" — Zu Bruno Schönlanks Dichtung bemerkt Leo Hirsch (Bad. Pr., Lit. Umsch. 33): „Nennt man ihn selbst einen Arbeiterdichter, so kann doch seine, sagen wir: soziale Einstellung kein Kriterium noch auch eine Eigenschaft seines Dichtens sein. Oder umgekehrt: die Tatsache, daß ein Mensch dichtet, sagt über seine, sagen wir: politische Gesinnung nicht das Mindeste aus. Trotzdem täten wir Schönlank bitter Unrecht, wollten wir seine Gesinnung von seiner Kunst trennen, und wir täten ihm noch bitterer Unrecht, wollten wir seine Kunst durch die rote Brille seiner, oder durch die sonstwiefarbige unserer sagen wir: sozialen Einstellung betrachten. Diese Sätze sind unvermeidlich, damit der Dichter nicht das Opfer einer Debatte werde. Jeder Dichter steht schließlich außerhalb jeglicher Diskussion, und man kann zu einer Kunst nur entweder ja oder gar nichts sagen und gewiß nicht aber. Zu den Dichtungen Bruno Schönlanks kann man gut und gern ja sagen." — Von Rudolf Hans Bartsch sagt Josef Friedrich Perkonig (Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch., 7. Aug.), er führe alle Tugenden, die Deutschland groß gemacht hätten, auf ihre Urgründe zurück. — Paul Zech wird von Adolf Peter Paul (Hamb. Corresp. Ztg. f. Lit. 16) als einer derer charakterisiert, die auf ihre Zeit warten, jetzt aber schon den Rhythmus der Zeit nachfühlen. — Eine interessante Stilkritik an Theodor Däubler übt W. M. Esser (Köln. Ztg., Lit. Bl. 568), die reine Freude am Klang betonend. — Ein „beglückend harmonisches Spiel schöpferischer Bildkräfte" findet Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 107) in Friedrich Schnacks Gesamtschaffen. — Einen Verdichter der Worte, zugleich einen Mann ohne Schlagworte, ohne Moderichtung nennt Walther Bähr (Bresl. Ztg. 218) den schwäbischen Maler und Poeten Heinrich Schäff. — In Adele Gerhards Romandichtung rühmt Max Spanier (Bresl. Ztg. 209) die kristallische Form; es seien von ihr noch Taten zu erwarten, die die tiefsten Probleme unseres Volks berühren. — Den vorarlberger Dichter Franz Michel Willam feiert Ernst Alker (Bund, Bern 340), als einen, der vom goldnen Überfluß der Welt zu singen wisse. — Einen neuen Dichter

entdeckt Rudolf Kayser in Kurt Heuser (Bad. Pr., Lit. Umsch. 32); er sei eine der besten Hoffnungen der jüngsten deutschen Dichtung.

Zum fünfzigsten Geburtstag von Henriette von Schrott-Pelzel schreiben Anton Dörrer (Tirol. Anz. 167) und Maria Mühlgrabner (Innsbr. Nachr. 168); Dörrer bezieht sie in den Kreis derer, die neuerdings eine tirolische Heimatkunst schufen, ein. — Zu Wilhelm Michels fünfzigsten Geburtstag schreibt Will Scheller (Kasseler Post 217, Hess. Kur. 190), ihn einen der feinsinnigsten Essayisten der Gegenwart nennend. — Zum fünfzigsten Geburtstag von Schmid-Noerr grüßt Gustav Meyrink (Münch. N. Nachr. 205), einen guten Überblick über das Gesamtschaffen bietend.

Über Döblins Epos „Manas" liegen zwei Aufsätze vor von Hellmuth Schunke (Bresl. Ztg. 207) und Robert Musil (Magdeb. Ztg. 403 u. a. O.), der seine Ausführungen mit den Worten beschließt: „Ich weiß nicht, welchen Einfluß dieses Buch gewinnen wird und ob es die Widerstände, die ihm zweifellos nicht erspart bleiben werden, überwinden kann. Deshalb möchte ich nicht austrompeten, daß da etwas geschaffen worden ist, das auf den Entwicklungsgang unserer Dichtung von großem Einfluß sein wird. Aber auch wenn ich es mir kühl überlege, traue ich mich zu behaupten, daß dieses Werk von größtem Einfluß sein sollte!" — Auf den Lyriker David Luschnat weist Albrecht Schaeffer (Münch. N. Nachr. 202), der an ihm Urgrund und Befähigung dessen zu erkennen glaubt, was man Dichtertum nenne. — Über Jakob Schaffners Lyrik schreiben Eugen Aellen (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 31) und W. A. (Bund, Bern 356). Aellen sagt: „Schaffner liebt den knappen, meist viertaktigen trochäischen Vers, das Maß verhaltener Kraft. Mit schwungvollen Worten geht er sparsam um. Er gibt sich eher herb und spröde. Selten zeigt er sich weich. Seine Gedanken sind sonderbar gereift und geklärt; sie können sehr zart anklingen, aber auch dem Horchenden die ganze Schwere der Leidenschaftlichkeit offenbaren, aus der sie herauskristallisiert sind."

Bemerkungen zu Hofmannsthals Lustspiel „Der Schwierige" bietet Carl J. Burckhardt (N. Zür. Ztg. 1401).

Oskar Maria Grafs „Wir sind Gefangene" nennt H. H. Bormann (Germ., Werk 17) eine vor nichts zurückschreckende schonungslose Lebenschronik. — Den Erzähler Bruno Frank charakterisiert Walter Heinsius (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 159) als einen „lauteren und klaren, einen wahren und gerechten, einen milden und freien Menschen, der ‚dem Geiste dient und an Geister nicht glaubt' — ein homo humanus." — Einen „intuitiven Psychologen" nennt Karl Laux (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 105) Friedrich Schnack in Hinblick auf seinen neuen Roman „Beatus und Sabine".

Eine Studie über Rudolf Pannwitz veröffentlicht Walther Petry (Magdeb. Ztg. 390), eine Erwiderung darauf schreibt Pannwitz (Frankf. Ztg. 593 — 1 M.).

*

Zur ausländischen Literatur

Auf Grund eines neuen Bandes der Memoiren der Comtesse d'Agoult entwirft André Germain (Berl. Tagebl. 372) ein Bild der berühmtesten Rivalin von George Sand. — Eine Erinnerung an Marcel Legay („Am Grabe des Chansonnier") schreibt Nubes (Frankf. Ztg. 569 — 2 M.). — Gespräche mit Anatole France über Einstein und die Wahrheit teilt N. Ségur (Berl. Tagebl. 392) mit. — Das Werk Paul Claudels würdigt Fr. Sch. (Germ. 396). — „Einiges über Marcel Proust" weiß Max Unold (Frankf. Ztg. 580 — 1 M.) zu berichten. — „Ein Tendenzroman Victor Marguerittes" („La garçonne") wird ein Bericht aus Paris überschrieben (N. Stuttg. Tagbl. 369). — Einen Nachruf auf Robert de Flers schreibt Josef Diner-Dénes (Arb.-Ztg., Wien 220). — Das Problem Léon Bloy behandelt L. Pfl. (Elsässer, Kl. Revue 8).

Dante und die Gegenwart nimmt Nikolaus von Sementowski (Germ. 382) zum Thema. — Dichterexistenzen in Italien beleuchtet E. A. Rheinhardt (Berl. Tagebl. 353).

An den vierhundertjährigen Geburtstag des spanischen Dichters und Philosophen Luis de Léon erinnert Jos. Froberger (Köln. Volksztg. 618).

Des hundertsten Todestages von William Blake gedenken Helene Richter (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 187) und Hans Tietze (Deutsche Allg. Ztg., Welt 365). — Eine eingehende Studie über Lord Byron und die Schweiz bietet Zdenko von Kraft (Basler Nachr., Sonntagsbl. 34). — „Methusalem" Shaw überschreibt George Sylvester Viereck (Deutsche Allg. Ztg. 375) eine Unterredung mit dem Dichter. — Die neuesten Romane Galsworthys („Der verlängerte Forsyte") würdigt Walther Harich (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 397). — Mit dem neuen Roman von H. G. Wells „Meanwhile" setzt sich J. H. (N. Zür. Ztg. 1384) auseinander und findet ihn, trotz der prätentiösen Gedankenfracht, spannend. — Mit der Frage „Schreibt ein Gentleman Memoiren?" beschäftigt sich Antonina Vallentin (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 181). — Über die katholische englische Lyrik der Gegenwart schreibt Karl Arns (Germ., Ufer 31). — Ein Gespräch mit Sinclair Lewis teilt Susi Hohenstein (Deutsche Allg. Ztg. 372) mit.

Über den Herrn Konferenzrat Andersen plaudert Peter Panter (Voss. Ztg., Unt.=Bl. 189). — Eine kritische Würdigung Sören Kierkegaards bietet Emil Utitz (Berl. Tagebl. 404). — Ein literarisches Kunstwerk nennt Erwin Dorow (Magdeb. Ztg. 387) den großen Island=Roman „Die Leute auf Borg" von Gunnar Gunnarsson. — Von Strindberg und den Kindern erzählt Märta Fröding (Voss. Ztg., Unt.=Bl. 180). — Den malenden Strindberg charakterisiert Kurt Pfister (Magdeb. Ztg. 411 u. a. O.). — Eine Studie über Gunnar Heiberg, den witzigsten Kopf der neuen norwegischen Literatur, schreibt Carl David Marcus (Berl. Tagebl. 366). — Jugenderinnerungen an Henrik Ibsen in Rom teilt Fr. G. Knudtzon (Deutsche Allg. Ztg. 377, 386) mit. — Von Grimstadt, der Stadt Ibsens und Hamsuns wird berichtet (Köln. Ztg., Lit. Bl. 540). — Über einen Besuch bei Selma Lagerlöf plaudert Paul Graßmann (Tag 199 u. a. O.).

Zur neuen Tolstoj=Biographie von Philipp Witkop äußert sich Karl Nötzel (Münch. N. Nachr. 227) unter der Überschrift „Größe und Irrtum". — Auf zwei russische Arbeiterromane macht J. Froberger (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 107) aufmerksam: „Die Mutter" von Gorkij und „Zement" von Fjodor Gladkoff, dieser Roman des Kommunisten sei eine der schärfsten Anklageschriften gegen den Kommunismus. — Auf das Schriftstellerelend in Sowjet=Rußland weist nach russischen Briefen E. v. B. (Deutsche Allg. Ztg. 376).

Jan Kasprowicz zum Gedächtnis schreibt Mgr. (Prag. Pr. 222). — Mit Ivo Vojnovic neuem Drama, „Prolog eines ungeschriebenen Dramas", das das Schicksal der interessanten Fürstin Tarakanowa zum Vorwurf hat, beschäftigt sich Paul Eisner (Prag. Pr. 209). — Über tschechische Lyrik (S. K. Neumann und V. Závada) berichtet P. E. (Prag. Pr. 221).

* * *

„Der Deutsche und das Schrifttum seiner Nation." Von Joseph Aug (Germ., Ufer 32).

„Der katholische Zeitungsroman." Von H. A. Berger (Köln. Volksztg. 591).

„Europäischer Roman." Von A. F. Binz (Germ., Werk 16).

„Kirchentum und Literatur." Von Harald Braun (Tag 185).

„Von der Einsamkeit plattdeutscher Lyrik." Von Hermann Claudius (Schlesw. Bl., Nordmark 200).

„Welche Bücher gehören in die Bibliothek der Frau?" Von Irma Dietzel (Köln. Ztg., Frau 566).

„Stufen der Kritik." Von Hans Egge (Hannov. Kur. 350 bis 351).

„Vom Sinn der Lyrik in unserer Zeit." Von Hanns Martin Elster (Schlesw. Bl., Nordmark 194).

„Ein Kapitel schweizerischer Theatergeschichte." Von O. von G. (Bund, Bern 364).

„Ist Lyrik heute möglich?" Von Walther Georg Hartmann (Deutsche Allg. Ztg. 364).

„Die Zukunft des Romans." Von Erich Henrici (Berl. Börs.=Cour. 355).

„Das tragische Ich." Von Arthur Kahane (ebenda 363).

„Das Charakterlustspiel." Von Arthur Kahane (ebenda 399).

„Die Dichtung im Elsaß einst und jetzt." Von Kunz von Kauffungen (Stuttg. N. Tagbl. 391).

„Gedanken zur modernen Lyrik." Von Tilly Lindner (Germ., Werk 17).

„Um das Spitteler=Denkmal." Von M. (Bund, Bern 329).

„30 oder 50 Jahre Schutzfrist?" Von M. (ebenda 367).

„Jüngste Dichtung in Theorie und Praxis." Von M. (ebenda, Kl. Bund 33).

„Aufgaben der deutschen Literaturwissenschaft." Von Günther Müller (Deutsche Allg. Ztg., Welt 353).

„Kirchenbehörde und Literatur." Von Fr. Muckermann S. J. (Köln. Ztg., Schritt 572).

„München und die Dichter." Von Franz Muncker (Münch. N. Nachr. 208, 212, 223).

„Schaffende und Liebende." (Dostojewski=Schriften.) Von M. Ch. Nagel (Berl. Börs.=Ztg., Kunst 199).

„Der Wert der spannenden Literatur." Von Rudolf Paulsen (ebenda 192).

„Der Energieroman." („Zement." Von F. Gladkoff.) Von Walther Petry (Magdeb. Ztg. 432).

„Kindheitsdichtung der Gegenwart." Von Martin Rockenbach (Germ., Ufer 33, 34).

„Im Märchenland der Ballade." Von Rudolf Schade (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 104).

„Deutsche Literatur." Von Wilhelm Schäfer (Frankf. Ztg. 612 — 1 M.).

„Antiker Vers und christlicher Reim." Von Arno Schirokauer (Magdeb. Ztg. 389).

„Dichter und Priester." Von Schnitzler (Köln. Volksztg. 629).

„Aus einem literarischen Tagebuch." (Goethe, Wilde, Napoleon.) Von Wilhelm von Scholz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 560).

„Aufgaben der heutigen Literaturwissenschaft." Von Fritz Strich (Deutsche Allg. Ztg., Welt 377).

„Der Streit um das Spitteler=Denkmal." Von Rudolf Utzinger (Berl. Tagebl. 361).

„Bedeutende Romane der Weltliteratur im Licht der Zeitgeschichte." Von Erich Witte (Karlsr. Ztg., Wiss. 175).

„Der frankfurter Goethe=Preis für Stefan George." Von Artur Michel (Voss. Ztg. 407), kfd (Frankf. Ztg. 639 M.) O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 576).

Echo der Zeitschriften

Annalen. I, 9. (Horgen-Zürich-Leipzig.) Emil Ermatinger nimmt zu der Frage „Geist und Technik" Stellung:

„Wenn man die gewaltige Entwicklung und Ausbreitung des technischen Denkens und der technischen Leistungen als den Hauptfeind der inneren, wahrhaft geistigen Bildung betrachtet, ja darin die Grundursache der fraglosen Verödung der freien Schöpferkraft sieht, so macht man sich einer falschen Fragestellung schuldig.
Denn es ist doch tatsächlich so: die Technik ist nicht der Gegensatz zum frei geistigen Schaffen, sondern sie ist seine letzte Phase. Alle Entwicklung im geschichtlichen Leben läuft über sechs Stufen: Bedürfnis, Sehnsucht, Idee, Begriff, Tat, Werk. Es ist stets ein Weg von innen nach außen, aus dem Dunkeln ins Helle, aus dem Triebhaften ins Bewußte, aus dem Wünschen ins Können. Wer die neuere Geistesgeschichte Europas auch nur oberflächlich kennt, weiß, wie zu bestimmter Zeit Wünsche auftauchen, die aus Bedürfnissen heraus schon vorher triebartig im Volke lebten, wie sie sich zuerst mit wunderbar-magischen Gewändern drapieren, dann, indem der wissenschaftliche Verstand sich der in ihnen gestellten Aufgaben bemächtigt, ein nüchtern mathematisches Aussehen gewinnen, bis sie schließlich aus luftigen Geistgespinsten zu Wirklichkeiten werden. Wie lehrreich ist für diesen Weg der Faustmythos des alten Volksbuches! Faust rühmt sich fliegen zu können. Er zaubert die Gestalten längst Verstorbener vor die Augen seines verblüfften Publikums. Er macht die Grenzen von Raum und Zeit zunichte. Er will ‚alle Gründ am Himmel und Erden erforschen'. Und so weiter. Wie vieles von dem, was als dumpf-phantastischer Wunsch oder als eitle Prahlerei in ihm ist, hat die Technik heute zur Wirklichkeit gemacht! Und das alte Geheimnis von dem Stein der Weisen — wieviel hat die moderne Wissenschaft davon schon aufgeblättert! Wenn man an Kino, Radio, telegraphische Bildübertragung usw. denkt, so ist es wie die Entfaltung und Zerteilung eines verborgenen Pflanzenkeimes in Dutzende von sichtbaren Ästen, Zweigen, Blättern und Früchten. In Wahrheit: die Werke der Technik sind auf dem gleichen Baume gewachsen, der die Werke des Geistes getragen, und es geht ein Faden steten Wachstums von dem einen zum andern. Der Geist ist der Anfang der Technik, die Technik das Ende des Geistes. Geist heißt Aufgabe, Technik Lösung."

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 8. (Berlin und Leipzig.) Ernst Robert Curtius bietet eine aufschlußreiche Studie „Fragmente über die französische Literatur", aus der wir folgenden Abschnitt, der die Gegensätzlichkeit zu der unseren eigenartig charakterisiert, hervorheben:

„Die Werte der französischen Literatur und Kultur liegen nicht in der absoluten Größe der einzelnen Persönlichkeiten, sondern in der Höhe des Gesamtniveaus und in der inneren Kontinuität der geistigen Tradition. Es ist bezeichnend, daß man auf die Frage: ‚wer war der größte Franzose?' keine Antwort findet. Frankreich hat keinen Dante, keinen Shakespeare, keinen Cervantes, keinen Goethe hervorgebracht. Aber es besitzt dafür eine Literatur, die eine ununterbrochene Lebenseinheit bildet und die in ihrer Gesamtheit eine Persönlichkeit unvergleichbarer Art darstellt.
In unserem geistigen Wertsystem steht zu oberst der Begriff der Genialität. Vom Genius erwarten wir, daß er uns das Bild der Welt erneuert, oder daß er aus sich eine eigene Welt des Geistes gestaltet. Der französische Geist wertet anders. Er stellt Ausgewogenheit höher als Kraft, Vollendung höher als Originalität. Frankreich hat große Dichter hervorgebracht, aber die Größe seiner Literatur beruht nicht auf der Poesie, sondern auf der Prosa. Der tiefste und glänzendste Geist des sterbenden alten Frankreich, Rivarol, hat gesagt: ‚C'est la prose qui donne l'empire à une langue; la poésie n'est qu'un objet de luxe.' Das ist politisch gedacht, aber es ist doch nur der politische Aspekt einer geistigen Grundhaltung. Die wundervollen Verse Racines sind der Prosa so nahe, wie Poesie nur eben sein kann, ohne sich aufzugeben. Es ist in Frankreich undenkbar, daß ein reiner Lyriker in jene engste Auswahl erlauchter Namen aufgenommen würde, in der eine Nation das Höchste ihres geistigen Besitzes erblickt. ‚Le lyrisme est un accident chez nous', sagt G. Lanson, ‚la création en a été tardive et laborieuse; la source du lyrisme s'ouvre, en somme, assez rarement dans l'âme française.' Flaubert schreibt 1852: ‚Il faut déguiser la poésie en France, on la déteste.' (16. Dez. 1852 an Louise Colet.) Und Baudelaire: ‚La France éprouve une horreur congénitale de la poésie.' Und noch früher André Chénier: ‚De toutes les nations de l'Europe, les Français sont ceux qui aiment le moins la poésie et qui s'y connaissent le moins.' Allen Kritikern ist dieser unlyrische Charakter der französischen Literatur aufgefallen. Wohl hat es einmal auf französischem Boden eine Lyrik gegeben, in der die zarteste dichterische Flamme aufleuchtet: den provenzalischen Minnesang des 12. und 13. Jahrhunderts. An ihm hat sich die nordfranzösische Lyrik des Mittelalters gebildet, ohne ihn freilich an Zauber und Ursprünglich-

keit zu erreichen. Aber die Kunst der Troubadours konnte nur gedeihen auf dem Boden jener südfranzösischen Kultur, die durch den Albigenser-Kreuzzug, durch die Inquisition und die Reformtätigkeit der Dominikaner zerstört wurde. Dieses Vernichtungswerk ist eines der Opfer, die Frankreich seiner politischen und geistigen Einigung gebracht hat."

Central-Vereins-Zeitung. VI, 31/32. (Berlin.) Über seine persönliche Stellungnahme in dem Konflikt zwischen Deutschtum und Judentum, einem Konflikt, dessen innerliche Daseinsberechtigung er mit gutem Recht leugnet, spricht sich Ernst Lissauer aus:

„Für mich aber steht es so, und dies im gegebenen Augenblick und an gegebener Stelle immer von neuem auszusprechen, liegt mir ob: es wäre schmachvolle Feigheit, wenn ich mich durch Angriffe und Widerstände im geringsten beirren ließe. Ich habe mein Judentum nicht abgelegt, und mich stets zu ihm bekannt, aber ich habe auch nicht einen Augenblick darüber nachgedacht, ob ich ein Deutscher sei. Wohl aber ist mir in späteren Jahren die folgende Einsicht gekommen: Wir beobachten, daß die an der Grenze wohnenden Teile eines Volkes sich mit besonderer Inbrunst zu ihrem Lande und zu ihrer Sprache bekennen: der Holsteiner Theodor Storm, der Schlesier Gustav Freytag; manche elsässische Dichter, Tiroler, Deutschböhmische, Kärntner, auch Schweizer, und immer sprechen sie das Empfinden eines breiten Volkskreises aus. In ähnlicher Weise nenne ich uns deutsche Juden Grenzdeutsche. Ich gebrauchte diesen Ausdruck im Gespräch zu Wilhelm Schäfer, und er zitierte ihn in seiner Schrift über die deutschen Juden. Ja, wir sind Grenzdeutsche, aber die Grenze, an der wir siedeln, ist im Geiste belegen und unsichtbar, aber darum ist sie dennoch wirklich und vorhanden. Nochmals: nicht ich wählte, wähle und werde wählen, aber vielleicht wirkte in mir, in tiefsten Tiefen des Unterbewußtseins, der Drang, das, was die Väter — erst zwei Generationen — erworben hatten, zu besitzen und zu befestigen. ‚Vielleicht', denn niemals läßt sich über diese letzten Gründe des Wesens und des Hervorbringens etwas Bestimmtes aussagen."

Die Weltbühne. XXIII, 30. (Charlottenburg.) Aus Arnold Zweigs Rede über Feuchtwanger:

„Der frühere Schriftsteller Lion Feuchtwanger, ein junger, begabter, ausgezeichnet durchgebildeter homme de lettres, der seine persönlichen Kräfte nicht sehr überzeugend anzusetzen versteht, wenn es gilt, Dramen zu gestalten, der dafür mit viel Geschmack und Einsicht Kritiken schreibt, Kameraden hilft, ältere Meisterwerke der Literatur wieder belebt und sich an den Formen der Dichtung — vor allen Dingen am Drama — erprobt, dieser junge Mann hat nicht sehr viel bestimmten Beruf in der Welt; es ist noch kein Appell an ihn ergangen. Er hat, abgesehen von der Leidenschaft und ausschließlichen Begabung für literarische und geistige Dinge, den Stoß des Geschicks noch nicht erfahren, jenen rüden Schubs, mit dem das Schicksal ausprobiert, ob einer sich beiseite werfen oder zu sich selber bringen läßt. Dieser Schubs, der Krieg, greift Lion Feuchtwanger in Tunis, packt ihn in ein Gefangenenlager, schiebt ihn nach Deutschland zurück und öffnet ihm in alledem mit einem Male die Wirklichkeit der Welt, in der er lebt. Der Streit der Kräfte, Massen, Leidenschaften, die Brutalität der Tatsachen, die hellsichtige und stupide Linienführung, die das Schicksal Laufbahnen von Menschen angedeihen läßt, die Härte und Großartigkeit der wirklichen Erdkruste und des Kampfes, den die Menschheit auf ihr führt, offenbart sich. Dieses Ereignis, diese Selbstentblößung der Menschheit in den Jahren von 1914 ab, läßt Lion Feuchtwanger gewissermaßen aufwachen, aufspringen; sein wirkliches Ich durchstößt das Jugend-Ich, ein neuer großer Gestalter steht plötzlich mitten in der deutschen Literatur, so plötzlich, daß zwar das Publikum, aber noch kaum die Kritiker begriffen haben, was eigentlich geschehen ist. Und während sie in den Zettelkästen suchen, was über Lion Feuchtwanger, geboren 1884 zu München, festgelegt und zu sagen ist, gestattet sich Herr Lion Feuchtwanger, wohnhaft nunmehr in Berlin, ein Anderer, er selbst geworden zu sein und der alten Kategorien zu spotten."

Der Gral. XXI, 11. (Essen.) Friedrich Muckermann S. J. hebt die Bedeutung hervor, die die „Tradition" für einen Geist wie Paul Claudel besitzt:

„Claudel ist ein sprechender Beweis dafür, was es bedeutet, wenn in einem Lande noch sichere Tradition herrscht. Allüberall schöpft er aus dieser Überlieferung, die er nicht so sehr weitergibt als vielmehr ursprünglich neu erlebt und gestaltet. Diese Tradition ist gewiß französisch, in ihrem Kern aber europäisch. Wieder wird offenbar, daß ein Dichter irgendeiner europäischen Nation nur in die Tiefe zu steigen braucht, um auf einen allen gemeinsamen Grund zu stoßen. Indem nun jede einzelne Schicht, wie sie die Jahrhunderte und die Jahrtausende aufgebaut haben, in dieser Tradition enthalten ist, entsteht im dichterischen Werke Claudels eine ganze Welt, einheitlich begriffen in ihrem Werden, einheitlich umfaßt in ihrem Sein. Nur eine Metaphysik, die nicht vor den dunkelsten Tiefen des Unter- und Unbewußten zurückzuschrecken braucht, und nur eine Reli-

gion, die über diese Metaphysik hinaus und doch fußend auf ihrem festen Grunde, dieses ungeheuere Reich des Seins zu durchleuchten und zu verklären vermag, konnten zu solcher Leistung befähigen. Die Welt des Ostens und die des Westens, die Antike, wie das Christentum durchdringen sich bei Claudel in geradezu wunderbarer Weise, und es ist dies eine so entzückende Harmonie, daß sie jederzeit bereit ist, sich in hymnischen Jubeln auszusingen. Die Gedankenwelt von Thomas von Aquino und die Empfindungswelt von St. Franziskus vereinen sich hier in einer Darstellung von bezwingender Klarheit und berauschender Musik. Die Ewigkeitsnähe beider aber gibt jene Distanz, ohne die Schönheit nicht sein kann. Und so sind hier Gebilde entstanden, die einen sofort in eine höhere Sphäre hinaufreißen, in denen das Wirkliche, wie es sich dem Auge und dem Ohr darbietet, zum Schatten wird, das Licht reinerer Gegenden aber alles seltsam vergoldet und in traumhaftem Schimmern erglänzen läßt. In solcher Poesie kommt es nicht mehr an auf die festen Umrisse der einzelnen Gestalt, auf die Wahrung der Gattung, auf die Technik im Empirischen. Wir werden unter- und eingetaucht in neue Elemente, in Urelemente, und sehen das Typische, die großen polaren Gegensätze, die heimlich treibenden Kräfte, und wir hören diese Elemente durchklingen in einer Sprache, die, manchmal in ihrer Bedeutung dunkel, in ihren Bildern allerdings stets klar, sich mit diesen Urelementen so verbunden hat, daß es schließlich ist, als klängen die Dinge selbst und als verriete sich alles Schweigen der Mitternacht in dieser tieferfüllten Melodie."

* * *

„Süßkind von Trimberg." Von Meier Spanier (Central-Vereins-Zeitung VI, 33. Berlin).
„Über Meister Eckehart." Von Hermann Graedener (Die Tat XIX, 5. Jena).
„Metamorphose." Variationen über ein Goethesches Thema. Von Otto Julius Hartmann (ebenda).
„Unmittelbare Einwirkung der hebräischen Bibel auf Goethes Sprache." Von Franz Rosenzweig (Central-Vereins-Zeitung VI, 31/32. Berlin).
„Jean Paul." Von Rudolf Bach (Der Kreis IV, 8. Hamburg).
„Briefe." Von Otto Philipp Runge (ebenda).
„Ferdinand Raimund." Von Gustav Wilhelm (Süddeutsche Monatshefte XXIV, 11. München).
„Deutschland und Heinrich Heine." Von Robert Neumann (Central-Vereins-Zeitung VI, 31/32. Berlin).
„Grabbe und Büchner." Von Rudolf Jancke (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 7/8. Heidelberg).
„Bachofens Sprachkunst." Von Walter Muschg (Annalen I, 9. Horgen-Zürich).
„Das Weltbild Gottfried Kellers." Von Max Hochdorf (Vierteljahrsblätter des Volksverbands der Bücherfreunde 1927, August. Berlin).
„Ein unbekannter Aufsatz Theodor Fontanes über Paul Heyse." Auf Grund des ungedruckten Briefwechsels mitgeteilt von Erich Petzet (Süddeutsche Monatshefte XXIV, 11. München).
„Zwei unveröffentlichte Max Waldau-Briefe." Mitgeteilt von Alfons Perlick (Der Oberschlesier IX, 1. Breslau).
„Der unbekannte Wilhelm Busch." Von Herbert Roth (Reclams Universum XLIII, 45. Leipzig).
„Otto Braun." Von Gustav Leuteritz (Die Tat XIX, 5. Jena).
„Zum Andenken an Robert Müller." Von A. E. Rutra (Die literarische Welt III, 34. Berlin).
„Mystik und Künstlertum (R. M. Rilke)." Von Martin Kaubisch (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 4. Leipzig).
„Zwischen zwei Revolutionen." (Ernst Heilborn.) Von P. Kirmß (Protestantenblatt LX, 32. Berlin-Bremen).
„Perpetua" (Wilhelm von Scholz.) Von M. M. Gehrke (Die Weltbühne XXIII, 31. Berlin).
„Rudolf G. Binding." Sein Werk. Von Paul Alverdes (Die literarische Welt III, 33. Berlin).
„Wassermanns Bekenntnisbuch (‚Mein Weg als Deutscher und Jude')." Von Arthur Silbergleit (Central-Vereins-Zeitung VI, 31/32. Berlin).
„Zu Hermann Hesses 50. Geburtstag." Von Ernst Sander (Der Bücherfreund XIV, 6/7. Leipzig).
„Der Kritiker Alfred Polgar." Von Stephan Ehrenzweig (Die Weltbühne XXIII, 33. Berlin).
„Zum 50. Geburtstag des Dichters Rudolf Haas." Von Guido Zernatto (Österreichische Monatshefte IV, Juli. Wien).
„Eilhard Erich Pauls." Zum 50. Geburtstag des Dichters am 26. August. Von Rudolf Stöwesand (Deutsche Monatshefte III, 8. Berlin).
„Eilhard Erich Pauls." Zum 50. Geburtstag des Dichters am 26. August 1927. Von Paul Bülow (Niedersachsen XXXII, August. Bremen).
„Eilhard Erich Pauls." Von Waldemar Mühlner (Volksbildung LVII, 8. Berlin).
„Ernst Lissauer." Von Heinrich Meyer-Benfey (Central-Vereins-Zeitung VI, 33. Berlin).
„Der Dichter Alfred Brust." Von Max Rich. Mothes (Hellweg VII, 16. Essen).
„Der Fall R. H. Bartsch." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VIII, 31. Berlin).
„Geschichten aus meinen Vortragsfahrten." Von Gabriele Reuter (Velhagen & Klasings Monatshefte XLII, 1. Bielefeld).
„Irene Forbes-Mosse als Erzählerin." Von Ina Seidel (Die schöne Literatur XXVIII, 8. Leipzig).
„Henriette von Schrott-Pelzel." Von Maria Mühlgrabner (Österreichische Monatshefte IV, Juli. Wien).
„Ernst Penzoldt." Von Kurt Martens (Die schöne Literatur XXVIII, 8. Leipzig).
„Der Dichterkomponist Julius Bittner." Von Wilhelm Kehl (Der Türmer XXIX, 11. Stuttgart).
„Eugen Diederichs und Theodor Lessing über Löns." Von G. M. (Markwart III, 5. Hannover).

* * *

„Amerikanischer ‚Humor'." Von Kurt G. Krebs (Hellweg VII, 15. Essen).
„Zeitgenössische englische Lyrik und moderne Präraffaeliten." Von Karl Arns (Der Gral XXI, 11. Essen).

„Pascal und Renan." Von André Suarès (Die Neue Rundschau XXXVIII, 8. Berlin).
„Henri de Montherlant." Von Joachim Wach (Preußische Jahrbücher CCIX, 2. Berlin).
„Satan im Roman." (Georges Bernanos.) Von Karl Pfleger (Seele IX, 8. Regensburg).
„Der Künstler und der Weise." (Briefwechsel Jean Cocteau und Jacques Maritain.) Von Gottfried Hasenkamp (Der Gral XXI, 11. Essen).
„Edouard entwickelt seine Ideen über den Roman." Von André Gide (Neue Schweizer Rundschau XX, 8. Zürich).
„‚Victorieusement fui...'" Zur Bewertung Mallarmés. Von Victor Klemperer (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 7/8. Heidelberg).
„Charles de Coster." Von Alfred Semerau (Velhagen & Klasings Monatshefte XLI, 12. Bielefeld).
„Ein Vorläufer." (Charles de Coster 1827–1879.) Von Karl Wolfskehl (Die literarische Welt III, 32. Berlin).
„Georg Brandes' literarisches Hauptwerk." Von Franz Arens (Archiv für Politik und Geschichte V, 6. Berlin).
„Kristin Lavranstochter." (Sigrid Undset.) Von Hans Christoph Kaergel (Die schöne Literatur XXVIII, 8. Leipzig).
„Gogol." Von Benno Nesselstrauß (Der Lesezirkel XIV, 9. Zürich).
„Tolstoj und Stevenson." Von Josef Hofmiller (Süddeutsche Monatshefte XXV, 11. München).
„Erinnerung an Leo Tolstoj." (Die Neue Rundschau XXXVIII, 8. Berlin.)
„Der neue Schriftsteller in Sowjet-Rußland." Von Lydia Sejfullina (Osteuropa II, 6. Königsberg i. Pr.).
„Zur russischen Literatur der Gegenwart." Von Dietrich (Der Kreis IV, 8. Hamburg).

* * *

„Vom deutschen Theater." Von Julius Bab (Central-Vereins-Zeitung VI, 31/32. Berlin).
„Der Dramatiker Carl Hauptmann." Von Alfred Dreßler (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 52).
„Historisches Drama." Von Hans Franck (Die Vierte Wand 1927, 20. Magdeburg).
„Gottscheds Bühnenreform." Von Hans Gäfgen (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 54).
„Das Drama von morgen." Von Josef Glücksmann (Masken XX, 21. Düsseldorf).
„Das bürgerliche Drama." Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum IX, 8. Hamburg).
„Die Shakespeare-Bühne." Von Hans Hecht (Die Vierte Wand 1927, 20. Magdeburg).
„Faust-Mysterium." Von Carl Mensing (Die Christliche Welt XLI, 16. Gotha).
„Clemens Brentano als wiener Burgtheaterkritiker." Von Richard Smekal (Österreich-Deutschland IV, 8. Berlin).
„Das Theater in der kulturellen Krise der Gegenwart." Von Werner Thormann (Kunstwart XXXX, 11. München).
„Die Wiedergeburt des Mimus." Von Lutz Weltmann (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 48).

* * *

„Deuter des Kriegserlebens." Raynal – Barbusse – Fritz von Unruh. Von Richard Boehmer (Junge Menschen VIII, 8. Hamburg).
„Die Jugend auf dem rechten Weg." Von René Crevel (Die jüngste Dichtung 1927, 1. Magdeburg).
„Kritik und Kritiker." Von Arthur Eloesser (Central-Vereins-Zeitung IV, 31/32. Berlin).
„Magie der Worte." Von Hans Hajek (Deutsches Volkstum IX, 8. Hamburg).
„Die Revolution in der berliner Gesellschaft." Von Ernst Heilborn (Central-Vereins-Zeitung VI, 31/32. Berlin).
„Von Rhythmen und Reimen." Von G. Heine (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 4. Leipzig).
„Die Industrialisierung des Geisteslebens." Von Hermann Herrigel (Der Kunstwart XL, 11. München).
„Das Internationale Institut für geistige Zusammenarbeit." Von Julien Luchaire (Nord und Süd L, 4. Berlin).
„Wider die schreibende Nüchternheit." Von Marc Maurus (Der Kreis IV, 8. Hamburg).
„Die Stellungnahme der Romantiker für Musik." Von Martin Mehl (Die Musik XIX, 11. Stuttgart-Berlin).
„Stufen der Kritik." Von Hans Natonek (Der Kreis IV, 8. Hamburg).
„Zum rheinischen Dichterfest 1927." Meine Einwände. Von Josef Ponten (Die literarische Welt III, 33. Berlin).
„Lob und Schilderung des Reisens in der Literatur." II. Von Friedrich Rosenthal (Radio III, 46. Wien).
„Die Schöne Literatur und die ‚Christliche Welt'." Von Hans Schimmelpfeng (Die Christliche Welt XLI, 15/16. Gotha).
„Literaturwissenschaft als Geistesgeschichte." Von F. Schürr (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 4. Leipzig).
„Das demokratisierte Buch." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum IX, 8. Hamburg).
„Historienrenaissance?" Von Norbert Wiltsch (Hellweg VII, 15. Essen).
„Eine taktlose Festrede." (Koblenzer Dichtertagung.) Von Josef Winckler (Das Tagebuch VIII, 32. Berlin).
„Vom Dichter der Gegenwart." Von Alfred Wolfenstein (Central-Vereins-Zeitung VI, 31/32. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Hoppla – wir leben!" Ein Stück von Ernst Toller. (Uraufführung auf der Piscatorbühne am 3. September 1927.)

Es ist nicht leicht, Tollers Drama aus der Piscator-Inszenierung herauszuschälen. Es lebt in ihr. Es ist wie schmächtiges Stämmchen, ganz von Efeu umhüllt, der ihm vielleicht Kraft nahm, ihm aber sicherlich Fülle gab.

Wichtig: Thematisch hat Toller ins Herz der Nachkriegszeit gegriffen. Sein Stück ist dramatische Kanzelrede, und die Klage ergeht: wie sehr wir den Krieg und die Tat der Befreiung vergessen!

Aus eigenem Erlebnis schöpft Toller das ankurbelnde Motiv. Wie er selber war sein Karl Thomas bei Aus-

bruch der Gegenrevolution gefangen gesetzt und zu Tode verurteilt worden. Die unvorhergesehene, brüsk mitgeteilte Begnadigung stürzt den Karl Thomas in Irrsinn. Acht Jahre Irrenhaus, und er hat wieder in das Leben hinauszutreten. Diese Exposition ist in wuchtenden Szenen gegeben.

Karl Thomas tritt in das Leben unserer Tage, und einer der Revolutionäre, mit denen er die Zelle der zum Tode Verurteilten teilte, ist heute sozialdemokratischer Minister, einer der Männer des ewigen Paktierens. Die Geliebte hat ihre eigene Lebensweise gelernt und kennt dem Mann gegenüber, dem sie sich hingibt, nichts von Abhängigkeitsgefühl, kaum etwas von Zusammengehörigkeit. Die junge Generation erfuhr aus dem Krieg nur ein paar nichtssagende Daten, die Revolution ist ihr verschwiegen worden. Thomas erlebt es mit, in welcher Art die Wahlen gemacht werden, aus denen ein früherer General als Reichspräsident hervorgeht...

Diese starre Begriffsschematik bedeutet in Tollers Drama eine Szenenfolge. Man sieht ohne weiteres, daß hier ein kritischer Verstand an Stelle gestaltender Eingebung seine Rechnung aufgemacht hat. Auch bedeutet die Handlung zunächst für Thomas als menschlichen Charakter nichts. Nur der Revolutionär wird seelisch dadurch aufgerufen. Aber auch der nicht als Handelnder, sondern als Demonstrationsobjekt.

Wohltätig aber berührt die literarische Sauberkeit der Dialogführung. Toller besitzt die erste Tugend des kultivierten Schriftstellers, die Objektivität heißt. Nur kraft seiner Objektivität vermag er aufzurütteln, wenn man will, zu fanatisieren. Er führt den Dialog in jeder dieser Szenen so, daß jeder Beteiligte von seinem Standpunkt aus recht hat.

Spät tritt in diese Begriffsschematik das erregende Handlungsmoment. Aus jener Stimmung heraus, daß die mattgewordene Zeit irgendwie aufgerüttelt werden müsse, überkommt es den Karl Thomas, mit dem Genossen von einst, dem Abtrünnigen von heut, eben jenem sozialdemokratischen Minister irgendwie abzurechnen. Er tut's mit dem Revolver in der Hand — er tut es nicht als willengetragene Tat, er erscheint eher einem unbemannten Boot vergleichbar, das, im Flusse treibend, mit anderem Boot zusammenstößt. Er tut es in dem Augenblick, da der Attentäter der Rechtsparteien den Minister niederknallt. Der Verdacht der Tat fällt auf ihn, er wird erneut eingekerkert, wieder dem Irrenarzt vorgeführt, und endet im Selbstmord, abermals in dem bestimmten Augenblick, in dem die Nachricht eintrifft, daß der wahre Täter im Ausland ergriffen worden sei.

Über die menschliche Wesensart des Karl Thomas sagt auch die spät erwachte Handlung nichts aus. Er bleibt die paradigmatische Figur, die sich ein Prädikant ersann, seine Predigt anschaulicher zu gestalten. Er bleibt der Ferne, heut Genannte, morgen Vergessene.

Das Urteil über die Bühnenwirkung des Stücks als solchen wird in jedem Fall von der politischen Einstellung des Urteilenden abhängig sein. Es ist Verstandesarbeit, und darum dem Ja wie dem Nein in gleicher Weise verstandesgemäß unterworfen. Vom rein literarischen Standpunkt aus aber soll es dem Ernst Toller nicht vergessen sein, daß hin und wieder etwas von dichterischer Intuition aufleuchtet, daß sich auch hier Ansätze zu einem Expressionismus wiederfinden, den man vielleicht voreilig tot gescholten hat, daß selbst im Versagen des Schöpferischen ein nobles Literatentum zur Geltung kommt.

2.

„Filmromantik." Burleske in drei Akten. Von Ludwig Fulda. (Uraufführung im Lustspielhaus am 6. September 1927.)

Der Einfall war gut und forderte wirklich die Burleske. Ein armes, junges Mädel ist durch glücklichen Zufall zum Filmstar geworden, das Reklamebedürfnis verlangt es alsbald, daß ihr Leben romantisch verklärt werde, der Filmregisseur bietet indische Prinzen und peruanische Nabobs als Anbeter auf, läßt einen Selbstmordversuch vortäuschen und bewaffnete Banditen eindringen — ihrem Verlobten zuliebe aber unternimmt nunmehr sie selbst es, ihren Lebensfilm weiterzudrehen, der Erwählte hat jetzt Selbstmord zu agieren, über neuen Verwicklungen kommt es zur Vereinigung des liebenden Paars.

Burleske durchaus, und Fulda hat, wie aus dem Untertitel hervorgeht, die gebotene Stilgebung richtig erkannt. Die Burleske aber gestaltet er mit seinen Lustspielmitteln, gibt den Gehetzten seinen ebenmäßig dünn und dürftig und langsam fließenden Dialog in den Mund, verwischt die Liniengebung in Klischeeschraffierung, verschleppt das Tempo. So wird aus der Burleske Fuldasches Lustspiel, aus dem Übermut Ziererei, aus dem Einfall Stillosigkeit.

Ernst Heilborn

Wien

„Der Pfarrer von Mainz." Schauspiel in drei Akten. Von Wilhelm Schmidtbonn. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 1. September 1927.)

Soll man es zum guten Zeichen nehmen, daß die erste Uraufführung des neuen wiener Spieljahrs nicht einem Literaten, sondern einem unbezweifelten Dichter galt? Oder zum ungünstigen, daß sich dem merkwürdigen Werk der Erfolg versagte? Wieder einmal

nämlich hat sich die Hochspannung der ersten Akte nicht bis zum letzten steigern oder auch nur festhalten lassen; wieder einmal hat ein gewalttätiger Schluß einen (gar nicht so gordischen) Knoten zerhauen müssen; wieder einmal ist ein Poet auf den Brettern fehl am Ort, wie hoch auch die sittliche und gedankliche Ebene des Dramas liege, wie reizvoll räumliche und zeitliche Umwelt (das Mainz der hundert Tage) gezeichnet und gemalt sei. Freilich gibt jene Periode mit der Mentalität unserer Tage mehr als einen unreinen Reim. Die Vorgänge selber lassen sich auf eine knappe Formel reduzieren: Dirne, Zuhälter, ein übersinnlich-sinnlicher Freier, eben der Pfarrer von Mainz; mehr als einmal stehen sie zueinander wie die entsprechenden Gestalten z. B. in „Dorothea Angermann“. Die Lösung kommt, wie aus der Pistole geschossen, obwohl zufällig eine andere Waffe ihr Ziel, den Pfarrer, verfehlt und das Mädchen trifft; auch hier wollen sich zudringliche Reminiszenzen nicht abweisen lassen. — Der Mißerfolg hat, dies sei gern festgestellt, die dem Dichter gebührende Achtung nicht verletzt.

R. F. Arnold

Echo des Auslands

Englischer Brief

Jetzt ist die Frühjahrstätigkeit der englischen Verleger endgültig abgeschlossen, und wiederum hat man dabei so manche Enttäuschung erleben müssen. Die Voranzeigen hatten, wie gewöhnlich, schöne Hoffnungen erweckt; man hatte sich auf viele der versprochenen Bücher aufrichtig gefreut, aber leider läßt sich nur ein geringer Bruchteil davon als literarischer Gewinn bezeichnen. Vergebens sucht man z. B., trotz der übergroßen Produktion, nach Spuren eines gedanklichen oder formellen Fortschritts. Besonders fühlbar wirkt dieser Mangel bei den jüngeren Autoren. Fragt man sich, wo sie hinauswollen, so bleibt man um die Antwort verlegen. Unter den Schriftstellern, die noch nicht vierzig Jahre alt sind, wären als bedeutendste etwa Aldous Huxley, Liam O'Flaherty und William Gerhardi zu nennen. Alle drei haben unleugbare Beweise ihres Künstlertums gegeben, und ihnen wird ein Ehrenplatz in der englischen Literatur der Zukunft beschieden, wenn sie nur nicht der Vielschreiberei verfallen, oder wenn sie nur nicht gezwungen sind, Bücher in Brot zu verwandeln. Gewisse Anzeichen sind schon vorhanden, daß diese Gefahr bei Huxley und O'Flaherty naheliegt. Ihre letzten Bücher trugen merkliche Spuren von hastiger Arbeit und dem Mangel an schöpferischem Atem. Gerhardi scheint vorläufig den Versuchungen, die der Erfolg mit sich bringt, widerstanden zu haben. Er hat neulich, unter dem Titel „Pretty Creatures“, einen Novellenband veröffentlicht, den ein londoner Kritiker sehr zutreffend als Kreuzung von Tschechow und Schnitzler bezeichnet hat. Man erwartet mit Interesse den längeren Roman, den Gerhardi in Vorbereitung haben soll, weil dieser Schriftsteller, infolge seiner halbrussischen Provenienz, dem englischen Schrifttum die frischen Bestandteile zuführt, deren es in so hohem Maße bedarf. Bei ihm begrüßt man deshalb die Abweichungen von der Tradition, den unsentimentalen Standpunkt den Lebensproblemen gegenüber. Aus denselben Gründen wirken seine sprachlichen Eigentümlichkeiten wohltuend, genau so wie ein fremder Akzent zuweilen fesseln kann.

Im großen und ganzen jedoch, begnügt sich die jüngere Schriftstellergeneration mit Wiederholungen schablonenhafter Motive, schablonenhafter Technik. Merkwürdig dabei ist, daß Joyce hier so wenig Einfluß ausgeübt hat, während er in Amerika eifrige Jünger findet. Zu diesen ist als einer der begabtesten Conrad Aiken zu rechnen, der an dieser Stelle erwähnt werden darf, weil sein mit deutlichen Merkmalen des Joyceschen Urbildes ausgestatteter Roman „Blue Voyage“ zuerst in London erschienen ist. Darin schildert Aiken die Ereignisse, die sich auf einem Ozeandampfer während der achttägigen Fahrt von Neuyork nach Liverpool abspielen, wobei er besonders für sexuelle Irrungen und Wirrungen eine ironische Nachsicht bekundet. Die zu häufige Anwendung der Joyceschen Kunstmittel, vornehmlich des inneren Monologs, gereicht dem Buch ganz entschieden zum Nachteil, aber seine sprachlichen Vorzüge deuten auf den erquickenden Geist, den Joyce der englischen Prosa gespendet hat. Leider scheinen die jüngeren englischen Schriftsteller, wie gesagt, für die Möglichkeiten dieses Wortreichtums kein Verständnis zu besitzen.

Inzwischen entfaltet die ältere Generation auch weiter die merkwürdige, wenn auch nicht immer gerade erbauliche Tätigkeit, auf die im letzten „Englischen Brief“ hingewiesen wurde (L. E. XXIX, 417). Der unermüdliche H. G. Wells, von dessen dreibändigem Roman „The World of William Clissold“ damals die Rede war, hat mit erstaunlicher Geschwindigkeit einen neuen Roman, „Meanwhile“, hervorgebracht. Den eigentlichen Mittelpunkt des Buchs bilden die Eindrücke des Generalstreiks im vorigen

Jahr, die in Briefform wiedergegeben sind. Wells benutzt sehr ausgiebig diese Gelegenheit, um die Führer der konservativen Regierung schonungslos zu verhöhnen. Selten dürfte lebenden englischen Staatsmännern so offenherzig ins Gewissen geredet worden sein, wie in „Meanwhile". Die Kritik ist denn auch recht verschiedenartig ausgefallen, je nach der politischen Färbung des betreffenden Blattes. Das dokumentarische Interesse dieses Romans, besonders für ausländische Leser ist kaum zu bestreiten; aber wie die anderen Bücher, die Wells in letzter Zeit geschrieben hat, erweckt er das Bedauern, daß der reine Künstler Wells, dem wir einige der glänzendsten Novellen in englischer Sprache, sowie solch ergötzliche Romane wie „The History of Mr. Polly" oder „Kipps" verdanken, allem Anschein nach unrettbar verloren ist.

Das spätere Schaffen von Arnold Bennett ist noch unerfreulicher als das von Wells. Die literarischen Unzulänglichkeiten seines neuesten Romans „Lord Raingo" wurden im letzten „Englischen Brief" besprochen. Seitdem hat er unter dem Titel „The Woman Who Stole Everything", eine Sammlung von Kurzgeschichten veröffentlicht, die sich kaum über das Niveau mechanisch erzeugter Unterhaltungslektüre erheben, und zuweilen noch niedriger abzuschätzen sind. Bennett ist eben ein Meister der schriftstellerischen Routine, der, im Gegensatz zum stets mehr oder weniger von einem schöpferischen Geist umwitterten Wells, ohne innere Anregung zu dichten vermag, wobei freilich die Hohlheit des also entstandenen Werkes nicht zu verbergen ist.

Um G. K. Chesterton ist es besser bestellt, und sein neuer Roman „The Return of Don Quixote" läßt sich durchaus günstig beurteilen. Chestertons Erzählungen haben immer ein eigenes Gepräge, das auf der traumhaften Verquickung von Phantasie und Wirklichkeit beruht, und selbst einer geringfügigen Fabel etwas Bedeutendes verleihen kann. Durch diese Eigenschaften zeichnet sich auch „The Return of Don Quixote" aus, in dem neben launenhaften und grotesken Einfällen Chestertons fanatische Feindschaft gegen soziale Unbill beredt zu Worte kommt.

Zwischen den Generationen steht der nunmehr zweiundvierzigjährige D. H. Lawrence, der, alles in allem genommen, wohl als die merkwürdigste Erscheinung in der zeitgenössischen englischen Literatur zu betrachten ist. Als Produkt seines Aufenthalts in Mexiko entstand „The Plumed Serpent", ein trotz ergiebiger Beisätze verschwommener Mystik hoch zu bewertender Roman. Jetzt bietet er „Mornings in Mexiko" einen Band von Skizzen und Eindrücken aus demselben Milieu. Das Buch enthält keineswegs den bloßen Rohstoff, aus dem der Roman verarbeitet wurde. Er ist, im Gegenteil, ein ganz unabhängiges Kunstwerk, in dessen dunklen und chaotischen Stimmungen man Lawrences Neigung erkennt, die alltäglichsten Vorkommnisse seiner Umwelt als Symptome von Qual und Zwiespalt zu deuten. Jedenfalls finden sich in diesem Buch typische Beispiele jener von innerem Feuer beseelten Prosa, die Lawrence eine hervorragende Stellung unter den englischen Schriftstellern der Gegenwart sichern würde, selbst wenn er keine Romane geschrieben hätte. Ist er doch einer der wenigen lebenden Prosaiker — H. M. Tomlinson, Norman Douglas, Arthur Machen, C. E. Montague, und allerdings auch James Joyce seien in diesem Zusammenhang erwähnt —, die die englische Sprache wirklich beherrschen.

Über den heutigen Stand der englischen Lyrik ist es schwer, etwas Günstiges zu schreiben. Vor einigen Jahren war es noch möglich, die lyrische Bewegung ihren Tendenzen nach darzustellen. Heute ist der beschränkte Kreis, den die dreigliedrige Familie Sitwell bildet, die einzige Gruppe, die überhaupt programmatisch auftritt. Und nur selten findet man ein lyrisches Talent, das seine eigenen Wege geht und ohne Reklamesucht vorwärts kommt. Die beiden hoffnungsvollsten Persönlichkeiten unter den jüngeren Lyrikern — F. V. Branford und Roy Campbell — lassen noch immer auf eine Fortsetzung ihrer glänzenden Anfänge warten. Einen der bemerkenswertesten Gedichtbände jedoch, die in letzter Zeit erschienen ist, hat James Joyce in Paris herausgegeben. Das knapp zwölf Seiten umfassende Büchlein heißt „Pomes Penyeach", aber die überflüssig krause Orthographie des Titels tut dem Inhalt Unrecht. Joyce hat hier eine Reihe von Gedichten gesammelt, die zwischen 1904 und 1924 entstanden sind. Die volksliedartige Anmut, die in Joyces Erstlingsband „Chamber Music" gefangennimmt, findet man in dieser späteren Nachlese wieder. Besonders überraschend wirkt bei diesem Dichter, dem man eine Vorliebe für drastische, gewagte und abstoßende Motive vorgeworfen hat, die zarte Melodik folgender Zeilen, die in Zürich im Jahre 1916 niedergeschrieben wurden:

„Alone
The moon's greygolden meshes make
All night a veil,
The shorelamps in the sleeping lake
Laburnum tendrils trail.

The sly reeds whisper to the night
A name — her name —
And all my soul is a delight,
A swoon of shame."

Diese Probe verklärter Gefühlslyrik gibt den Grundton der ganzen Sammlung an.

Zum Schluß sei auf eine kleine kritische Arbeit aufmerksam gemacht, die über die neueren Strömungen in der englischen Literatur kluge Belehrung bietet. Es ist dies: „Panorama de la littérature anglaise contemporaine“ von René Lalou (Paris, bei S. Kra). Auf 250 Seiten gibt der Verfasser einen scharfsinnigen Überblick namentlich über die Entwicklung der Ideen bei den englischen Schriftstellern seit dem viktorianischen Zeitalter, wobei er die wesentlichen in Betracht kommenden Momente sehr verständnisvoll hervorhebt. Ein englischer Kritiker hätte die Sache anders, aber kaum besser gemacht, denn Lalous Behandlung der verschiedensten Fragen zeugt von außerordentlichen Fachkenntnissen, und in den meisten Fällen ist seine Einstellung eine richtige. Nur im letzten Kapitel hat die Gedrängtheit zu einigen zweifelhaften Urteilen geführt. Sonst kann Lalous Buch als wertvolle Ergänzung zu jeder existierenden Literaturgeschichte ohne Vorbehalt empfohlen werden.

London P. Selver

Französischer Brief

Wie in Deutschland während der Inflationsjahre Kunstbücher, dicke und dünne, gute und schlechte in unabsehbarer Fülle erschienen, so erlebt jetzt Frankreich diese Flutwelle. Bernheim Jeune geben kostbare, schön gedruckte, reich illustrierte Werke über die Impressionistengeneration heraus. Gallimard veröffentlicht kleine, populäre Bände der nachheroischen Zeit. „Les quatre chemins“ würdigen die Jüngsten in luxuriösen Bänden. Mit Rousseau wurde begonnen, Rouault und Picasso folgten. Marcel Séheur begann eine ähnliche Serie: Der jugendfrische Greis Frantz Jourdain schrieb die Geschichte des Herbstsalons, Jules Romains feierte Le Fauconnier, der inzwischen in den Museen vieler fremder Länder heimisch geworden ist. Pierre Couthion publizierte bei Kra ein „Panorama de la peinture contemporaine“, Maurice Raynal in den Editions Montaigne eine „Anthologie de la peinture en France“, beides Bücher, die in den Irrgarten der Gegenwart etwas Ordnung bringen wollen. Daneben erscheinen Zeitschriften, die, mit verschwenderischem Reichtum ausgestattet, sich durch panegyrische Texte und Genieentdeckungen gegenseitig zu überbieten suchen. Die meisten Revuen verschwinden bald wieder, weil kein Verleger die monatlichen Kosten von dreißig halbseitigen Autotypien auf herrlichem Kunstdruckpapier auf die Dauer tragen kann. Es hat in Frankreich noch niemals eine rentable Kunstzeitschrift gegeben. Die altehrwürdigen Monatsschriften „Gazette des Beaux-Arts“ und „La revue de l'art ancien et moderne“ haben seit Jahrzehnten ein jährliches Defizit, das eigentlich jedem anderen Verleger Pläne dieser Art benehmen sollte. Aber nein, der Augenblick fordert Kunstliteratur. Sie hat auch Erfolg, wenn sie lesbar ist. Louis Focillon veröffentlicht bei Laurens eine „Histoire de la peinture au XIXe siècle“, die als breiter geistesgeschichtlicher Zeitausschnitt durch lebensvolle Darstellung ein Publikum gewann. Die größte Resonanz hat Elie Faure mit seiner bei Crès et Cie. erschienenen vierbändigen Kunstgeschichte gefunden. Ein Welterfolg. Der soeben erschienene fünfte Band „L'esprit des formes“ wird Elie Faures Namen neuen Glanz verschaffen; denn in ihm ist eine groß geschaute, tief durchdachte Synthese des Kunstschaffens aller Zeiten und aller Völker gegeben — eine Art überzeitlicher Ästhetik. Wertvoll vor allem durch das herrliche Abbildungsmaterial ist auch die fünfbändige „Histoire de la peinture française des origines jusqu'à la fin du XVIIIe siècle“ (die Louis Dimier und Louis Réau bei van Oest in Brüssel herausgegeben haben), ein monumentales Prachtwerk, das endlich einmal die Geschichte der französischen Malerei großzügig und übersichtlich zusammenfaßt. Diese kurze Schriftenumschau gibt nur einen unvollständigen Überblick über die letzten Neuerscheinungen auf diesem Gebiet. Seiten und Seiten ließen sich füllen, wollte man nur die Titel aufzählen.

Daneben blüht, nicht minder reich, die Huldigung der zeitgenössischen Dichter. Schon im letzten Brief wurde gemeldet, daß Paul Valéry einen Verherrlicher nach dem anderen findet. Als Nachzügler dieser Literatur gibt Paul Souday, der hier oft erwähnte Kritiker des „Temps“ bei Kra eine Würdigung des Dichters heraus, die den Vorzug der Ruhe und Sachlichkeit hat. Souday, der in den letzten zehn Jahren durch Objektivität und Unabhängigkeit sich großen Ruf erworben hat, bietet in dem kleinen Bändchen eine klar durchdachte Einführung in die Werke Valérys. Gleichzeitig hat er im selben Verlag Gide und Proust je ein Bändchen gewidmet, für die er mit als Erster eingetreten ist. Auch die Analyse dieser Dichter ist gelungen. Zum Teil bestehen die Schriften aus früher veröffentlichten Aufsätzen des Verfassers, die zuweilen einander zu übergangslos folgen; eine Überarbeitung der Texte hätte den Büchern mehr Konzentration gegeben. Zu diesen, von Souday geehrten Dichtern rechnet man heute in Frankreich, ohne Rücksicht auf seine deutsche Abstammung, Rainer Maria Rilke. Der durchdringendste Literaturkritiker der Gegenwart, Edmond Jaloux, hat ihm eine kleine Monographie ge-

widmet, die, bei Emile Paul erschienen, das Wärmste, Tiefste und Schönste bietet, das überhaupt über Rilke geschrieben ist. Er spricht vom Menschen und Freund und feiert unseren Dichter in gepflegter Sprache, ohne Übertreibung in umfassender Weise. Es ist ein gutes Zukunftszeichen, daß ein deutscher Geistesführer von einem Franzosen so erschöpfend erfaßt wird. Bei dieser Gelegenheit sei dankbar Geneviève Blanquis erwähnt, die seit Jahren Wertvolles für die Erkenntnis von Rilke, Hofmannsthal, Peter Altenberg, Leopold Andrian in Frankreich getan hat.

Bei Kra widmete Maurice Martin du Gard dem hier mehrfach gewürdigten Abbé Henri Brémond, der dem Rationalisten Paul Souday auf die Nerven fällt, eine Monographie, die wertvoll durch eine vollständige Bibliographie Brémonds ist. Maurice Martin hat längere Zeit in der Umgebung des Abbés gelebt und schildert sein Werden und Wirken aus dem täglichen Umgang lebendig und geistreich.

Hoch steht das Schrifttum in Frankreich in Geltung. Wer schöpferische Kraft beweist — sei es auch in kleinstem Umfang — genießt Achtung, Sympathie, wird gefeiert und berühmt. Léon Paul Fargue, ein Freund und Altersgenosse von Paul Valéry, hat bisher drei dünne Privatdrucke herausgegeben und etwa zwei Dutzend lyrische und prosaische Arbeiten von seltsamer Phantastik in kristallner Form: die von dem jungen, früher schon genannten Marcel Raval herausgegebenen „Feuilles libres" widmen ihm ein zweihundert Seiten starkes Sonderheft, in dem die Comtesse de Noailles, Paul Valéry, Valéry Larbaud, Albert Thibaudet, Henri Hoppenot, Paul Claudel, Francis Jammes, Colette, René Crével, Bernard Groethuysen und viele andere L. P. Fargues Bedeutung als Mensch, als Dichter und Prosaist verkünden. Paul Klee hat für das Sonderheft eine Zeichnung gestiftet, die farbig produziert wurde.

Von dem verstorbenen Guillaume Apollinaire, der auch zu dem Verehrerkreis von L. P. Fargues gehörte, erschien „Au sans pareil" als Neudruck „Le poète assassiné", der, seit langem vergriffen, Gelegenheit gibt, den Verfasser als Vorläufer des Dadaismus und der sich ihm anschließenden Bewegung neu zu werten. In Apollinaires Schatten entwickelte sich auch Louis Aragon, der Führer der Dadaisten, der unter dem Titel „Le paysan de Paris" bei Gallimard ein neues Buch verlegt. Nicht Roman, nicht Essay, ist dieser Versuch einer Mythologie unserer Zeit die kühnste, respektloseste und gleichzeitig amüsanteste Herausforderung aller gesicherten und sich wichtig nehmenden Lebenskreise, vor allem auch der Kritik. „Quand je dis journaliste, je dis toujours salaud... cons, canailles, fientes, cochons." Kein Wunder, daß das Buch totgeschwiegen wurde. Weiß Gott, was dem Kritiker passieren kann, ob er lobt oder tadelt. Aragon ist der Apologetiker der inneren Aufgewühltheit: „Je finis par trouver sacré le désordre de mon esprit" und will den sich überstürzenden, sich verflechtenden Mythos unserer Zeit jonglierend fassen: „Le mythe est le chemin de la conscience, son tapis roulant." Im Verlegerwaschzettel heißt es: „Biographie: Ma vie ne vous regarde pas"; aber Aragon spricht dauernd von sich, seinen Abenteuern, seinen Freunden. Der Dadaist a. D. Philippe Soupault wird gehörig gerüttelt. Ein begabtes Buch voller Paradoxe.

Zum Sammeln bläst der kluge, sich selbst scharf erhorchende Zeitkritiker Louis Martin Chauffier, der im Verlag „Au sans pareil" eine dreißig Bände umfassende Bücherreihe: „Le conciliabule des Trente" zur Erkenntnis des gegenwärtigen Menschen und zur Errichtung einer neuen Ethik herauszugeben beginnt: „L'objet que nous proposons ici est la connaissance de l'homme. Contre l'avis courant, il nous parait qu'on y a fait quelques progrès et que l'âge classique n'a pas tout dit... Il s'agissait alors d'architecture et d'établir un ordre qui doit en effet précéder des explorations plus délicates, les rendre possibles, empêcher qu'un esprit, démuni de règles et de repères, ne s'égare dans une confusion qu'il a pour dessein d'éclairer." Schon diese kurzen, scharf geformten Sätze aus dem zwölf Seiten starken Programm der Sammlung erweisen die Sachlichkeit, den Ernst und die soziale Zielsetzung. Der erste Band enthält einen Essay von Pierre Bost, der kürzlich mit den Romanen „Crise de croissance" und „Prétextat", beide bei Gallimard, seine Begabung erwies. In diesen Büchern, die Einflüsse von Jules Romains erkennen lassen, wandte er sich scharf gegen die Jugend von heute. Auch sein Essay übt Kritik an der Hast, der Unruhe, dem Sensationsbedürfnis der jetzigen Generation; die darauf folgende Novelle, seine Erstlingsarbeit von 1922, erhebt sich nicht über den Durchschnitt. Bedeutender, gehaltvoller ist der zweite Band: „L'introspection" von Jean Prévost, dem Verfasser einer Sportethik: „Plaisir des sports". Sein neues Buch setzt die Linie fort, die er in seiner Erstlingsarbeit einschlug, vertieft seine Ideen über das Erkennen der Ausdruckskräfte des Körpers in einer Weise, die von ihm noch eine umfassende Lebensphilosophie erwarten läßt. Er wendet sich gegen die Sexualtheorien Freuds, gegen die Psychologie und sucht in den internen Sensationen des Körpers den Schlüssel zur Persönlichkeit; als Beispiel: „Une ample dilatation des poumons avec pression forte, comme il arrive au bord de la

mer, ne nous amplifie pas le corps seulement, mais l'esprit.“ Er knüpft an Descartes und Spinoza an und will mit breiter Armbewegung das Bergsonsche Weltbild erweitern. In den Kräftespannungen des Körpers sieht er das Spiel des Lebens, ebenso wie René Crevel in „La mort difficile“ (Simon Kra), der aber, weniger robust, weniger ausgeglichen vom Lebensschwung erzählt, aus Leidwunsch das leichte Lebensspiel ablehnt und den Ernst, die Schwere, das Tragische sucht. Martin Chauffier, der Herausgeber der „Conciliabule des Trente“ hat in den „Cahiers du mois“ bei Emile Paul eine lebensphilosophische Essayfolge herausgegeben: „Jeux de l'âme“, die sich leicht und elegant um den schweren Ernst von Prévosts Ethik rankt — auch hier die Auffassung des Lebens als Spiel. Die Schrift klärt einige Begriffe dieser Geisteseinstellung.

Der „Mercure de Flandre“ in Lille, der mit fünftausend Abonnenten jetzt einen größeren Leserkreis erreicht, stellt in einem schön ausgestatteten Buch einen neuen flämisch-französischen Dichter vor. Armand Dehorne, dessen Gedichte „Routes“ an den mächtig dahinschreitenden Rhythmus von Verhaeren erinnern, ist eine Hoffnung, dessen weitere Entwicklung zu verfolgen gilt. „Au sans pareil“ debütierte Emmanuel d'Astier mit einem zauberhaft spielerischen Prosabuch: „Passage d'une Américaine“.

Bei Bernard Grasset erschien ein Buch von Henry Poulaille „Charly Chaplin“, das Sensation machen und schnell in alle Sprachen übersetzt werden wird. Der reich illustrierten Biographie stellte Paul Morand eine entzückende Einleitung voran, in der er seine Begegnung mit Chaplin eindrucksvoll schildert. Chaplin wird in dem Buch mit hundert Zitaten von französischen Geistesführern Balzac und Shakespeare gleichgestellt.

Kra gab „Mémoires de Josephine Baker“ heraus. Marcel Sauvage hat die packende Geschichte des armen schwarzen Mädels von Saint Louis, die über Neuyork, Paris, London und Berlin schnell eine Weltberühmtheit wurde, in einfältiger Frische erzählt. Amüsant ist die Auswahl aus Briefen ihrer weißen Verehrer.

Die Romanschriftstellerin Elissa Rhaïs hat unter dem Titel: „Par la voix de la musique“ (Plon) einen neuen hinreißend geschriebenen Roman aus der Araberwelt herausgegeben, die sie aus eigenen Erlebnissen gründlich kennt. Eine moderne Dichterin von starker Begabung propagiert der gleiche Verlag: Suzanne Martinon, die bereits einen großen Romanerfolg hinter sich hat. Ihr neuestes Buch „Nous Deux“ zeigt, daß ihre Gestaltungsgabe sich weiter entfaltet. Aus echt weiblichem Empfinden wird in spannendem Fluß eine Familientragödie entwickelt, die tief erlebt und schön gestaltet ist.

Der Verlag Gallimard gibt eine neue Sammlung: „Les jeunes Russes“ heraus, die zuerst in Übersetzung von Helene Iswolsky die Dichterin Lydia Seifullina mit ihrem Roman: „Virineya“ in Frankreich einführt. Ladislas Gara und Marcel Largeaux stellten für Rieder eine „Anthologie des auteurs hongrois d'aujourd'hui“ zusammen, René Lalou verfaßte für Kra eine „Littérature anglaise“ — neue Beispiele für den weltbürgerlichen Geist Frankreichs.

Otto Grautoff

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Der Berg der Träume. Von Arthur van Schendel. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 269 S.

Lieblichkeit schimmert geheimnisvoll über Visionen, die rätselartig bezaubern. Diese Erzählung vom Knaben Reinbern hat einen besonderen, in Kindheitsländern des Herzens erlauschten Tonfall, der Andacht und Tränen entlockt, mit Wissen von Welt und Dingen beschwert ist, der zu verführerisch ist, um überhört zu werden. Der Berg der Träume, auf den uns der niederländische Dichter begleitet, ist mit Gestalten bevölkert, die ohne aufdringliche Symbolik ein Leben spiegeln, das durch Fülle entzückt. Da ist Tobias der Hahn und Frodo, der Kranich, Almon die Eule und Serenus, der Pelikan. Das Reich der Lüfte ist groß, die Vögel reisen viel und sehen viel aus der Höhe. Da ist der Fremde und sein Pferd, der König, der Mann, der backen kann, der Seeräuber und Spillewiddel, der einem jeden hilft. Da ist der Turm der Freude, sind Glocken und Stimmen, die wir ohne weiters verstehen wie im Märchen. Ungeheuer lauern im Schatten, Gespenster gehen um, der Rala, der Unan, der Gimper und der Grendel mit den grünen Zähnen. Und Weisheit ist in Geschichten, die in Kapiteln verstreut sind, wie Blumen und Dornenstücke in Romanen Jean Pauls. „Wer das nicht weiß, daß alle Menschen ein Geheimnis haben, einen heimlichen Schatz, der versteht nichts von den Menschen.“ Und: „Alles, was du siehst, ist ein Bild von irgend etwas; alles, was du denkst, ist ein Bild deiner Seele.“ Es ist das feinste, anmutigste Buch, das ich seit langem gelesen habe, eins, das sich in Wahrheit mit fraglosem Erfolg mit dem unsterblichen Traum der Glückseligkeit beschäftigt.

Prag — Paul Leppin

Sylvester. Eine Sommergeschichte. Von Paul Busson. Wien 1927, J. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 199 S. M. 3,25 (5,50).

Es ist ein schönes Buch, das der Verstorbene hinterlassen hat, und es rundet das Bild, das man von ihm hatte, zu dem eines

echten warmherzigen Dichters. Mit dieser Erzählung hat er sich Knut Hamsuns „Pan“ nahegebracht, wenn ich auch genau weiß, daß er allzu stark in die Saiten dieses nordischen Meisters greift. Satzgebilde dieser Art: „Es war ja nichts Schlimmes, o nein, niemand hatte böse Absichten, nicht wahr?“ sind mit der dreifachen fragenden Verneinung so typisch für Hamsuns Stil, daß es schwer ist, dieses Einflusses nicht in erster Linie zu gedenken. Trotzdem ist viel eigene Atmosphäre in dieser etwas mystisch umsponnenen Geschichte, in der die gesamte Natur mitspielt und mitwirkt. Man riecht das reifende Korn der endlosen Felder, die ein sanfter Wind kämmt. Man schmeckt die erdwarme durchglühte Luft; Menschen und Tiere leben, und diese Natur ist beseelt und durchseelt. Hier spricht ein Mann von Haltung und Kultur, dem die toten Dinge sich offenbaren. Mit liebevollem tiefen Verstehen für Baum und Fels, für Wind und Woge verströmt er sein Empfinden und gestaltet, kraft der Liebe zu den Dingen, Unwesentliches zu einem Werk schöner, reiner und reifer Kunst.

Berlin — J. E. Poritzky

Das Grenzerbuch. Von Pfadfindern, Häuptlingen und Lederstrümpfen. Von Friedrich von Gagern. Mit 20 Tafeln nach photographischen Aufnahmen und einer Karte. Berlin 1927, Paul Parey. XII, 460 S. Geb. M. 12,–.

Das Urwaldschiff. Ein Buch vom Amazonenstrom. Von Richard A. Bermann. Mit 8 farbigen Bildern nach Aquarellen von Franz Heckendorf. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser-Verlag. 254 S.

Die alten teuren Namen und Geschichten von Blockhaus, Lagerfeuer und Kriegspfad tauchen wieder auf; wir denken an die Zeit, da wir noch selbst den Tomahawk schwangen und (was vielfach mißlicher war) die Friedenspfeife rauchten. Aber damals waren wir trotz aller Bewunderung für manche wackere Rothaut überwiegend doch auf seiten der Bleichgesichter; Friedrich von Gagern ist stark von Rousseauschen Stimmungen erfüllt, und so gehört sein Mitgefühl mehr den Cherokesen, Huronen und wie sie sonst heißen. Mir will scheinen, als ob er in seiner Hinneigung zu den Besiegten den starken und großen Eigenschaften der angelsächsischen Siedler nicht gerecht wird. Doch dem sei, wie ihm wolle; sein Bericht über die Geschlechter hindurch währenden Kämpfe an der Indianergrenze, seine Schilderungen der waghalsigen Fahrten und mühsamen Besiedlungen, seine Porträts der Vorkämpfer, dort der großen Häuptlinge, die für ihre Hausaltäre fochten und fielen, hier der Pfadfinder und Waldläufer, die wider ihren Willen der ihnen selbst unleidlichen Zivilisation die Bahn bereiteten — das alles zusammen gibt uns etwas, was wir bisher meines Wissens noch nicht besaßen: eine geschichtliche Bilderfolge aus einer Heroenzeit, aus dem Verlauf eines der größten weltgeschichtlichen Ereignisse, von dem unsere Knabenspiele ein schwacher Nachhall waren.

„Das Grenzerbuch“ ist Geschichte und entleiht von der Dichtung nur die gehobene Sprache und die Freude an der lebendigen Schilderung des Schauplatzes; Richard Bermann gibt uns etwas wie einen Roman, in den geschichtliche Ereignisse des Jahrhunderts der Entdeckungen und der jüngsten Vergangenheit in eigentümlich reizvoller Weise hineinspielen. Gagerns Pate ist Cooper, und das war ein Dichter — von Jules Verne, der bei Bermann eine entsprechende Rolle spielt, wird man das nicht gerade sagen wollen; um so bewundernswerter, wie dieser letzten Endes bloß technische Schriftsteller hier Anregung zu einer tragisch-heiteren Mär gibt, die seinem Bereich ganz fremd ist. Er hat die Sehnsucht im Herzen eines Mannes geweckt, der bei philisterhaftem Gehaben ein echter und rechter Romantiker ist, eine Sehnsucht, die sein einziger Lebenszweck wird und deren Erfüllung doch Enttäuschung wäre. Und dieser moderne Don Quichotte findet einen Vorfahren in jenem Konquistador, der einst den Amazonenstrom entdeckte — wie die Verbindung hergestellt wird, darüber mag man rechten: die Geschichte Franciscos de Orellana ist jedenfalls von der bittersüßen Tragik des Mannes erfüllt, der seinen Traum verwirklicht und daran zugrunde geht; sein Nachfahr teilt sein Los und ist doch vielleicht glücklicher gewesen, obwohl oder weil ihm der Becher von den Lippen geschlagen wurde. Wie das alles verknüpft und verwoben ist mit dem modernen Luxusdampfer, dem Talmiglanz der brasilianischen Großstadt Pará und dem tropischen Leben am Rande des Urwalds, das muß man eben lesen, und wer nicht rettungslos der Zivilisation verfallen ist, wird dabei den Zauber Curupiras, des Indianerdämons der Wälder von Amazonas, spüren.

Beide Bücher sind vorzüglich ausgestattet, das Grenzerbuch wird auch der lieben Jugend (aber nicht bloß ihr!) eine gute Gabe sein.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der tote Mann. Roman der roten Rasse. Von Friedrich von Gagern. Berlin 1927, Paul Parey. 183 S.

Ein Indianerroman ganz besonderer Art, der außerordentliches Verständnis für die Indianerseele mit dem bekannten Gagernschen Sinn für Wald und freie Natur verbindet, der an dem Schicksal des Ne-i-ki-mi den tragischen Untergang der roten Rasse eindringlich erläutert. Die Charakterentwicklung des Ne-i-ki-mi ist folgerichtig durchgeführt von der Stammes-Blutrache bis zum Verkommen im „Feuerwasser“. Alles Schicksal entwickelt sich aus den Tiefen der Indianerseele selber. Gagerns Erzählerkunst steht hier auf hohem Niveau, grandios ist die Szene mit den verfolgenden Wölfen. Alles in allem ist der „Tote Mann“ ein gutes, lesenswertes Buch.

Berlin — Friedrich Schönemann

Vivian und ihr Mann. Roman. Von Robert Hichens. Übers. von Sunny Maurhoff. Berlin, Ullstein. 414 S. M. 3,–.

In zwei Bereichen ist Hichens vor allem zu Hause: in der Welt des Übersinnlichen und im „Garten Allahs“, dem Norden Afrikas. Hier ist von beiden etwas: der dämonische Wille einer Toten stört das Glück der Lebenden, und der Schauplatz der zweiten Hälfte des Romans ist Algerien. — Doch das übersinnliche Motiv wird nicht recht glaubhaft; zu spät soll es erklären, wieso ein Mann über eine eigentlich im strengen Sinne kaum vorhandene Schuld nicht hinwegkommen kann, und die afrikanische Landschaft vermag auch nicht als der notwendige Hintergrund für die Lösung des Konflikts zu gelten. So haben wir schließlich einen Roman wie andere mehr: Spannung, ob und wie sich die beiden Gatten zusammenfinden, ist gewiß vorhanden, aber man kommt doch sehr in Versuchung, hinten nachzusehen und so, allerlei Längen und Breiten meidend, zum gewünschten Ziel zu gelangen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Getreue. Novellen. Von Gottlieb-Heinrich Heer. Zürich 1927, J. J. Meier. 119 S.

Hier sind einige Versuche eines jungen Talents, die durch das Unprätentiöse, Erlebnishafte der Kunstübung Geltung gewinnen wollen. Schön und gut, nur merkt man häufig noch das Erarbeitete, die Form ist noch nicht so, daß das, was man als durchlebt fühlen mag, auch durchformt wäre. Dieser Neffe J. C. Heers hat aber jedenfalls einen guten Willen, Schicksal vor uns zu gestalten. Das Thema ist überall der Tod, der als Abschluß oder Ziel des Lebens verschiedenste Varianten findet. Im Hauptstück „Die Straße" wird versucht, das größere Entsetzen der Zeit nach dem Weltkrieg zu malen: ein Gutshof geht seinem Herrn verlustig, der alte treue Knecht wird brotlos auf die Wanderstraße geworfen, die ihn bald aus dem Leben führen wird, der junge stirbt, er, der sich seine Heimstatt eigener Hand auf dem Gut erbauen wollte, seine Braut geht mit dem Alten die Straße ins Ferne. Hier ist oft eine Kraft des Prägens, die den Dingen ohne viel Aufwand tragisches Gesicht gibt. Dann sehen wir da eine lustige Wirtin sterben, ihren säuferischen Ehekumpan beim Becher allein lassend und noch im Tode durch eine Sargverwechslung Schabernack stiftend. Ferner geht eine Dichterin, lange schon müde der Erde, in einer Modellsitzung bei einem Bildhauer, der ihr ätherisches Antlitz formen will, den letzten Weg ins Freie. Und zuletzt ein Stück, dessen starke Vision leider nicht restlos in sichtbarer Gestaltung aufgeht. „Der alte Fischer" ist sozusagen der Dämon, der einen jungen Menschen, ländlich angesiedelt, scheinbar gütevoll ihn leitend, ins Unheil führt, ihn sogar ein Kind mitreißen läßt in den Untergang. Seltsam, traumhaft, aber festen Händen des Formens zu weit entglitten. Als Ganzes gesehen: Ernstgemeinte Ansätze eines jungen Adepten erzählerischer Kunst, aller falschen Differenziertheit erfreulich aus dem Wege gehend, ohne dabei ins fälschlich Simple und „Einfache" zu geraten, da Erlebnis stets der Grund zum Aufbau wurde.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die Untersten. Geschichte aus dem Berliner Scheunenviertel. Von Victor Noack. (Dichter und Rebellen, Band VI.) Berlin 1927, Der Syndikalist. 136 S.

Soziales Elend, Laster und Untergang am „Milieu" werden in dieser Erzählung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts von einem Wahrheitsmenschen eindringlich gemalt. Aber es ist nicht so, als ob das nun alles Tendenz wäre (obgleich sie besonders gegen Ende ihr Recht fordert), sondern es ist, großteils wohl autobiographisch fundiert, die zart und doch straff geführte Lebensgeschichte Walters, des Proletariers aus äußerem Zwang und innerer Wahl, der nach viel Mühsal als Klavierspieler in Animierkneipe und Spelunke des berliner Nordens die Geliebte heimführt, die Tochter der Familie Mörder (die tatsächlich, nicht nur namentlich, die eines Mörders ist). Dieser Gehetzte kehrt zu seiner Frau, Mutter Mörder, Inhaberin des Lokals, in dem Walter gespielt hat, zurück, am nächsten Morgen findet man sie erdrosselt, ihn erhängt. Eine Reihe Dirnenschicksale ziehen vor Walters und unserem Seelenauge vorbei, Schicksale, von der Macht grausamer Verhältnisse erzwungen und gestaltet, eine Macht, die eben Walter eisernen Willens zu überwinden trachtet, durch Lektüre und Moraldisziplin. Allerdings sieht man am Ende nicht so recht seinen weiteren Weg, der nun gemeinsam mit der Tochter des Hauses Mörder gehen wird. Wie so oft bei stark autobiographischen Werken ist auch hier die Geschichte zartester Knabenjugend am reizvollsten ausgesponnen. Seelenfreundschaft mit einer schwindsüchtigen reichen Frau, der Mutter eines Schulkameraden, hilft ihm über das Eheelend daheim hinweg, bis er nach dem Tod der Mutter, den verkommenen Vater zurücklassend, nach Berlin fährt, unter der Flagge der Sehnsucht, die auch tiefstes Leid Leibes und der Seele ihn nicht ganz streichen läßt. Die Sprache des Buchs ist mit persönlichster Bemühung geführt, bilderreich, lyrisch unterströmt, mit sorgfältiger Dialektverwendung. Mitunter herrscht Unklarheit vor „Überbilderung", dann wieder ist's wie herber Nachklang expressionistischer Satzgebilde. Jedenfalls das Buch eines stark sozialen, eines leidenschaftlich sich selbst und andere erlebenden Menschen, der aber nicht, wie so viele der Seinen, parteibefangen den Blick von Schönheit und Größe des Lebens abwendet, wozu ihm sein dichterisches Teil Beihilfe leistet.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Eine stille Welt. Bilder und Geschichten aus Moor und Heide. Von Timm Kröger. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 309 S. M. 2,50.

In der vom Verlag geschmackvoll und billig veranstalteten Neuausgabe der Novellen und Erzählungen Timm Krögers (die alte hatte ein wenig glückliches Format) kommt als neuer Band die unter dem Titel „Eine stille Welt" vereinte Sammlung von sechzehn Skizzen heraus, die zu den kostbarsten Schöpfungen dieses feinen, stillen Poeten gehören. Ich habe manche davon aus seinem eigenen Munde gehört, und nun ich sie wieder lese, sehe ich abermals den lieben, gütigen, schalkhaft lustigen Menschen und Dichter vor mir und freue mich, daß sein Wunsch, mehr und mehr ins Volk zu dringen, durch diese neue, schöne und billige Ausgabe der Erfüllung sicherlich näherkommen wird. Er ist ein Dichter, der es verdient, zum eisernen Bestand einer Hausbücherei zu gehören; seine prächtigen, von sonnigem Humor und tiefer Lebensweisheit durchwehten Erzählungen erfreuen den literarischen Feinschmecker so gut wie den einfachen Mann aus dem Volk und werden vieles überdauern, was heute in aller Munde ist und wonach tausend Hände greifen.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Das Sympathiemittel. Eine niederdeutsche Geschichte. Von Max Dreyer. Leipzig 1927, L. Staackmann. 106 S. M. 1,50 (3,–).

Wenn hier droben an der Wasserkante der Saufteufel in Gestalt lieblicher Grogs und würziger Tee- oder Kaffeepünsche einen Fischer oder Fahrensmann gar zu sehr in den Krallen hat, so daß das „Supen" anfängt, ruhmvoller Lebenszweck zu werden, dann gilt als letztes und sicherstes Heilmittel das tapfere Becherlupfen der ansonsten ehr- und tugendsamen Hausfrau, und diese köstliche Tatsache hat Max Dreyer in seiner neuesten Erzählung zum Grundmotiv genommen. Und was ist dabei herausgekommen? Eine sehr lustige Geschichte, die zwar keinen großen dichterischen Wert aufweist, aber in drolliger Form uns mit einer Fülle gut geschauter und scharf umrissen wiedergegebener Küstenmenschen bekannt macht. Man spürt, daß der Verfasser unter ihnen gelebt hat und daß er nur hineinzugreifen braucht in den reichen Schatz seiner Erinnerungen, um ein buntes, amüsantes Bild hervorzuzaubern, das noch einen besonderen Wert durch einige sehr gute See- und Eisgangschilderungen erhält. Ein Büchlein Zeitvertreib für müßige Stunden am Strande.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Die Burg im Grase. Von Charles G. D. Roberts. Berlin 1927, „Universitas" Deutsche Verlags-A.-G. 200 S. M. 3,– (4,80).

Nun liegt die neueste Errungenschaft der Literatur vor: Roberts' neues Tiergeschichtenbuch. Es ist eigentlich fast unmöglich, zu begreifen, daß unsere städtischen Verleger, die ja selbst Laien als Biologen und Jäger sind, sich nicht an Wissende um Rat wenden. Hier haben wir wieder eine Auslese des gröbsten Unsinns: „Die Burg im Grase". Man weiß nicht, welche dieser kleinen Tiergeschichten die unsinnigste ist: die Geschichte vom kleinen, mutigen „Mink" (Nerz), der einen Fuchs, der ihm ein Häschen entwendet hat, attackiert und ihm die Hinterläufe durchbeißt, so daß Reineke sterben muß, oder die Geschichte von dem Bären, der einen hohen Baum erklettert, um den Seeadlerhorst zu plündern (jawohl!) und von den Adlern attackiert wird, oder die rührende Familiengeschichte der „Schneeschuhhasen", die das ganze Jahr beisammenbleiben und miteinander „spielen"...? Von dem „Fischotter, der das wildeste, stärkste und mutigste Tier der Wildnis" ist, oder von dem Fuchs, der seine Beute zu bequemerem Transport über die Schulter wirft? Die Blütenauslese ist diesmal so reich, daß man wirklich nicht weiß, welche dieser Geschichten die biologisch-unmöglichste ist. Es ist in der Tat allerhand, was solche Amerikaner dem Leserpublikum zu bieten wagen, und erstaunlich, daß sie noch immer Übersetzer und Verleger solcher „Literatur" finden. Wahrscheinlich haben wir Deutschen zu viel Geld und müssen unsere Sparpfennige darum unbedingt nach Dollarien bringen, um dafür über Leben und Weben einer „Natur" belehrt zu werden, wie sie nur in der Phantasie des Asphaltmenschen der Steinwüste Chikagos oder Neuyorks entstehen kann. Wann endlich werden wir das Gesetz gegen die Schundliteratur auch auf solche irreführende Schriften anwenden?

Altwarp — E. v. Kaphert

Die Mission des Dr. Fu-Mandschu. Von Sax Rohmer. 268 S.
Das graue Gesicht. Von Sax Rohmer. 252 S.
Die Goldkatze. Von Arthur Mills. 288 S. (Internationale Abenteuerreihe.) Berlin 1927, Rikke & Stock. Geb. je M. 3,–.

Die neue Reihe holt sich ihre Autoren anscheinend aus dem Ausland. Ob es da nun gerade notwendig war, uns Sax Rohmer und Mills vorzustellen, weiß ich nicht: bei diesem ist die Limonade zu matt, bei jenem zieht sie den Schlund zusammen. Die Mission des Chinesen ist ein Bündel ziemlich haarsträubender Geschichten, die durch einen dünnen Faden zusammengehalten werden – er sollte eigentlich nach der ersten reißen, denn ein solcher Mordskerl müßte sofort merken, daß seine Agentin sich auf den ersten Blick in seinen Gegner verliebt hat (welch tiefsinniges Motiv!) und seine Pläne durchkreuzt. „Das graue Gesicht" ist als Roman angelegt, wenn man eine willkürlich von Ereignis zu Ereignis springende, immer Erwartungen weckende und ihre Befriedigung grundlos hinausschiebende Komposition so nennen will. Es handelt sich um einen Kampf zwischen weißer und schwarzer Magie; nur ist die weiße nichts als Verlegenheitsbehelf, um überhaupt zu einer Lösung zu gelangen. „Die Goldkatze" erzählt von der Fahrt nach einem verlorenen Schatz; aber der Verfasser vergißt, daß solche Geschichten von jugendlicher Romantik getragen sein wollen; die Lust am Abenteuer wird hier nicht erweckt, und dazu kommt, daß die Erzählung lange Zeit recht mühselig dahinschleicht und ihrem Ziel nur durch sehr willkürliche Zufälle angenähert wird. Wenn schon übersetzt werden soll, so gibt es bessere Abenteuerromane.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Geschichte einer Ehe. Roman. Von H. G. Wells. Potsdam 1925, G. Kiepenheuer. 580 S. M. 6,–, (9,–).

Für Tendenzroman sagen die Engländer deutlicher „novel with a purpose"; unter Wells' Werken ist „Marriage" eins von denen, bei welchen dieser Zweck allzustark in den Vordergrund tritt, ohne daß (im Gegensatz etwa zu „Tono Bongay" oder „Kipps") der Reiz der dichterischen Gestaltung von Fabel und Charakteren einen vollen Ausgleich böte. Außerdem will mir scheinen, als ob der Ausnahmefall dieser Ehe nicht gerade typisch für die ganze Frage sein könne: wer seine Nöte durch eine gemeinsame Reise von England in die Einöden von Labrador zu überwinden trachtet, ist kaum ein Beispiel für die Schmerzen gewöhnlicher Mitteleuropäer. Doch wie dem sei: Wells hat immer etwas zu sagen; seine Eindringlichkeit, seine Kunst, den Ernst des Themas mit freundlich-heiteren Arabesken zu umwinden, sind auch hier vorhanden und machen den Roman zu einem wertvollen Buch. Wer nicht genug Englisch kann, mag ihn also in der Übersetzung lesen; freilich muß gesagt werden, daß diese, obwohl das Bemühen der Übersetzerin (A. Vallentin) anerkannt werden soll, nicht genügt. Das Englisch eines Wells kann nicht in der Weise wiedergegeben werden, daß brav und bieder Satz für Satz übersetzt wird: es muß umgeschmolzen und in eine Form gegossen werden, die dem Leser einen Begriff davon gibt, daß hier ein Meister seiner Sprache redet. Hier aber stößt man sich schon an solchen Dingen wie dem falschen Gebrauch von „dieser" (statt „jener" oder „der"); man wundert sich, daß ein Backfisch außer Fassung gerät, weil sie Fallobst auffsammeln soll (S. 19, engl. she got herself upset stuffing windfalls, d. h. sie hat sich am Fallobst den Magen verdorben) oder daß das Zimmer eines Geistlichen voller Bücher über „Die purpurne Frau" (ebenda) sein soll: das ist das Weib in Scharlach der Offenbarung Johannis, und hier sind Schriften gegen die katholische Kirche gemeint. Solche Anspielungen (ebenso S. 15 „Besitz" für engl. mantle, nämlich den Mantel des Propheten Elia, der auf seinen Nachfolger übergeht) muß man schon verstehen, wenn man Wells übersetzen will.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Erwachen im Dunkel. Roman. Von Martha Ostenso. Aus dem Amerikanischen übertragen von Alice Schmutzer. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 355 S. Geb. M. 7,–.

Allen, die in Martha Ostensos erstem Roman, dem „Schrei der Wildgänse", nicht nur eine Hoffnung, sondern schon eine Erfüllung erblickten, wird das neue Werk eine Enttäuschung bereiten. Könnte man annehmen, daß das später erschienene das vorher geschriebene ist, so würde die Schwäche dieses Buchs – immerhin die Arbeit eines Talents – keine ungünstige Prognose für die Entwicklung der Verfasserin bedingen. Diese Annahme ist aber aus inneren Gründen nicht möglich; das neue Buch wirkt vielmehr wie ein Aufguß des alten. Dieselbe Umwelt ist, zwar mit weniger Originalität, mit weniger ursprünglicher Dichtkraft, immerhin mit Talent und Anschaulichkeit geschildert, dagegen sind die Gestalten hinein konstruiert, während sie im ersten Buch daraus erwachsen waren. Eine unglaubwürdige Roman-

handlung, verzeichnete oder verschwommene Charaktere, selten Ansätze zu kraftvoller, echter Gestaltung, wie in den nur flüchtig auftauchenden Mitgliedern der Familie Anderson, Sentimentalität und Frömmelei, dabei Kompositionslosigkeit und manchmal unglaubliche technische Hilflosigkeit – so zerstört Martha Ostenso mit ihrem zweiten Roman den Ruhm, den ihr der erste mit Recht, auch bei uns, eingetragen hat. Hoffentlich hat dieser junge Ruhm nur vorübergehend ihr Talent beschattet, und ihr nächstes Buch, das ja nicht zu schnell folgen darf, zeigt wieder, daß sie die Künstlerin ist, als die sie sich in ihrem Erstling erwies.

Berlin — Fritz Carsten

Menschenskind! Von G. K. Chesterton. Autorisierte Übertragung von E. Mc. Calman und R. Collin. München 1926, Musarion Verlag. 279 S.

Die metaphysische Vertiefung gelingt hier dem literarischen Herold des Katholizismus im gegenwärtigen England nicht so gut wie in seinen Detektivgeschichten von Father Brown, die in der Tat zum Teil ganz starke novellistische Kunstwerke darstellen. Seine dialektische Methode überschlägt sich hier, die Paradox-Manier läuft sich tot. Und man hat Mühe, so etwas wie eine Lebensphilosophie oder gar eine praktische Mystik herauszulesen. Der Einfallsreichtum verblüfft auch hier, aber die paradoxe Spielerei wird oft genug zum mechanischen Unsinn. Chesterton scheint seine eigenen Geister nicht loswerden zu können. Lieber als der alles und sich selbst auf den Kopf stellende Novellist Chesterton bleibt uns der zum Nachdenken zwingende Journalist und Essayist und vor allem der blutvolle Lyriker, als der er sich auch jüngst wieder in seiner Sammlung „The Queen of the Seven Swords" erwiesen hat, obwohl auch hier keine ganz neue Note erklingt.

Bochum — Karl Arns

Mitsou. Roman. Von Colette. Aus dem Französischen übersetzt von Erna Redtenbacher. 1927, Paul Zsolnay. 148 S.

Mitsou ist kein Roman, nur eine Skizze oder Novelle. In ihrer eilfertigen Kürze liegt ein Teil ihres Reizes, liegt ein Zauber des Liebesvorganges, der tändelnd einsetzt, Gestalt gewinnt und über Morgengrauen wieder aus ist. Zwischen dem herb Banalen und dem Einmalig-Besonderen, dem Unvergleichlichen, das rührend ist, weil es so menschlich ist. – Die Liebe Mitsous, des kleinen Revuestars, der sich halb nackt und, wenn es sein muß, auch ganz nackt zeigt; und diese Liebe versonnen, verhalten, aller Hingebung fähig, animalisch rein und wieder so schmerzlich vernünftig. Eine Grazie in alle dem, ein Wohllaut, weil auf schlichte Wahrheit gestimmt: das Alltägliche in seinem Wesensechten gesehen, hingestellt ohne Verschönerung, doch mit dem tiefen Verständnis für diese Eigenart und ihre flüchtigsten wie ihre innerlichsten Regungen. Im Körperlichen die geistige Veranlagung sich widerspiegelnd: und darum so charakteristisch voll und gedrängt, so entzückend den Sinn benehmend. Eine Blüte, wie sie nur aus vielhundertjähriger Kultur treibt... „Der Boden zeugt sie wieder"...

Mitsou, die Pariserin, hat ihre Vorgängerinnen in der Literatur, wo dieses hauptstädtische Gewächs zumeist einen willkommenen Komödientyp liefert. Vive Paris, l'esprit ne vient pas si vite aux filles en province! Aber bei Dancourt, wie bei Becque ist die Pariserin das gerissene Luder, unbedenklich, durchtrieben, jeder Situation gewachsen. Hier bei der Colette ist sie ungleich ernster, origineller gefaßt und modernisiert. Beschränkt, verbildet, wie die Pflasterpflanze es nicht anders sein kann – aber auch wieder so verfeinert sensitiv, in manchem so instinktiv sicher, in ihrer verständigen Art so herb und ahnungswach; und dann doch wieder munter, verblüffend natürlich und populo. Ein Lärvchen mit dem penetranten Reiz des Gegensätzlichen.

Die Übertragung liest sich im allgemeinen gut; nur manchmal könnte sie noch leichter, lockerer sein. „Das Land! Ich war nie auf dem Land, außer zweimal im Auto mit meinem Freund. Also ich bin aus Paris, und das tut mir schlecht." Das, mit Verlaub, ist nun gar kein Deutsch.

Thüngen in Ufrk. — Georg Ransohoff

Literaturwissenschaftliches

Auseinandersetzung mit dem Werk Fritz von Unruhs. Frankfurt a. M. 1927, Frankfurter Sozietätsdruckerei. 97 S. M. 1,80.

Fritz von Unruhs letztes Bühnenwerk „Bonaparte" hat bisher von allen Stücken des Dichters die zwiespältigste Aufnahme gefunden. Aus diesem Anlaß gibt sein Verlag eine Broschüre heraus, deren Aufsätze Unruhs dichterische Leistung und Persönlichkeit behandeln. Eine Broschüre, die Unruhs Freunden nichts Neues sagt, die aber auch ungeeignet ist, seinen Gegnern Wind aus den Segeln zu nehmen. Eher könnte das Gegenteil eintreten: wie ist es mit dem Gesamtwerk eines Dichters bestellt, das man nach einer Schlappe verteidigen zu müssen glaubt? Und wenn: daß man keine überzeugenderen Kronzeugen aufzubringen vermochte als zwei junge Literaten, dessen eine (Curt Sigmar Gutkinds) literarische Analyse an sich talentiert ist, dessen andere (Rudolf Ibels) mehr subjektive Wertung eine kluge Gegenüberstellung Unruhs und Georges enthält, deren beider Darstellungskunst aber nicht ausreicht, ihr Mandat zu legitimieren; als einen vom persönlichen Eindruck Unruhs begeisterten Franzosen (Luc Durtain), der Organ für den politischen Dichter hat, aber keineswegs einen wesentlichen Teil des literarischen Frankreichs vertritt; als eine allerdings repräsentative Persönlichkeit, den preußischen Kultusminister, dessen Vorspruch aber über Gemeinplätze kaum hinauskommt und von einer der besten Eigenschaften Unruhs, seiner Rednergabe, nichts profitiert hat. Die Urteilsbegründungen der Mitarbeiter des Buchs sind nicht so schlüssig, daß man den Eindruck einer exzeptionellen Persönlichkeit gewinnen könnte, die unbedingte Gefolgschaft heischt, aber keine Kritik verträgt, die Werk um Werk mißt. Publikationen wie diese tragen dazu bei, daß man selbst aus einem sympathischen Drama wie dem „Prinz Louis Ferdinand" Unruhs bedenkliche Neigung, sich feiern zu lassen, herausliest. Sie zwingen den privaten Menschen Unruh zu einer Repräsentation, an der der Dichter zerbricht: trotz schiefer Problemstellung, gelegentlichem Bombast und gerade Unruhs nicht ganz würdigen Theatercoups hätte „Bonaparte" als historisches Drama vielleicht zu einer Steigerung des „Louis Ferdinand" werden können, hätte der Autor sich nicht verpflichtet gefühlt, Sprecher der jungen deutschen Republik zu sein. Vorbei geht das Buch an dem, was heute schon an Unruhs Werk unverlierbar scheint: daß er in „Offiziere" und „Louis Ferdinand", im „Geschlecht" und in den entscheidenden Szenen von „Platz", im haltungsvollen Festspiel und in seinen Reden, in „Vor der Entscheidung" und im „Opfergang" in zwingender Stoffwahl und einer zuweilen an Kleist gemahnenden Sprache Werke geschaffen hat, in denen er heroisch um Menschheitsprobleme ringt, die nicht nur im

dichterisch-dramatischen Sinne heute unlösbar sind. Und das ist viel.

Berlin — Lutz Weltmann

Stifters Nachsommer. Von Dorothea Sieber. Jena 1927, Frommannsche Buchhandlung. 114 S. M. 4,80.

Der Nachsommer, der vielumstrittene Roman des großen österreichischen Dichters, von Hebbel mit Spott und Hohn überschüttet und als ein mißratenes Werk bezeichnet, von Nietzsche nach Goethes „Unterhaltungen mit Eckermann" zu den besten Büchern der deutschen Prosaliteratur seiner Zeit gerechnet, erfährt hier eine eindringliche, kritische Würdigung vom künstlerischen und literaturwissenschaftlichen Standpunkt, unter besonderer Berücksichtigung der seelischen Verfassung seines Urhebers. In letzterer Hinsicht ist diese Studie besonders wertvoll, gibt sie doch die Überzeugung, daß es gerade dieser im reifen Alter entstandene Roman ist, der das Wesen, die seelische Einstellung, die Beurteilung der Umgebung und das häufig zutage tretende Verlangen des Dichters „dem Grund aller Dinge" näherzukommen (Stifter gebraucht diesen Ausdruck noch wenige Wochen vor seinem Tode; man vergleiche dazu seine von mir L. E. XXIX, 309 wiedergegebenen Originalbriefe aus meinem Besitz) überaus klar widerspiegelt. Mit diesem Roman wollte Stifter ein Werk schaffen, das den Geist der Zeit atmet. Es sollte sich auf den Boden der Wirklichkeit stellen. Inwieweit ihm das gelungen, welche Absichten er damit verfolgte, wie er den Boden der Romantik verließ, um den der Wirklichkeit zu betreten, weist die Verfasserin nach, indem sie Stifters Stellung zur epischen Dichtung und zu seinem großen Vorbilde Goethe aufzeigt und im Verlauf der weiteren Abschnitte dem zeitgenössischen Roman und seiner Einwirkung auf den Dichter auf den Grund geht. Sie kommt hierbei zu der Überzeugung, daß das Problem dieses Romans und die darin stark hervortretende Hinneigung zur Antike Stifter zur Überwindung der Romantik führen mußte. Der Entwicklung und Art dieser Überwindung geht die Verfasserin in ausführlicher, tiefschürfender Weise nach. Sie prüft den künstlerischen, religiösen, wissenschaftlichen und erzieherischen Gehalt des „Nachsommer", stellt seine sozialen Seiten und seinen Wert als Liebesroman fest, um dann an geschickt ausgewählten Beispielen die aus dem eigenen Ich ersprießende Echtheit der Epik und ethischen Gesinnung Stifters auch in Stil und Sprache nachzuweisen. Das Studium dieser mit großer Hingebung an die Sache geschriebenen Abhandlung erfordert Bekanntsein mit des Dichters Werk und Einfühlung in seine Psyche. Die hohe Meinung, die Stifter selbst von seinem Nachsommer hatte, wird durch diese Studie in das rechte Licht gestellt.

Neuß a. Rh. — August Gotzes

Jean Cocteau und Jacques Maritain. (Der Künstler und der Weise.) Herausgegeben von Karl Eschweiler. Übersetzung von Maria Sibylla Dahmen. Augsburg 1927, Benno Filser. 93 S.

Vitale Zuckungen, wie sie der französischen Literatur zu eigen sind und seit Jahrhunderten in deren Rhythmus wiederkehren; von Pascal bis zu Baudelaire, Rimbaud und bis zu Cocteau immer dasselbe: der atavistische Durchbruch der katholischen Veranlagung, wobei denn das vorangegangene Leben, als ein „malentendu" abgestreift, abgetan wird, um ein Wort Claudels über Rimbaud zu gebrauchen. Was der einzelne in solchem Fall der Umkehr zu sagen hat, kann naturgemäß, eben weil es die Absage an das Persönliche enthält, nicht singulär und interessant sein; es hat vielmehr typische, im Sinn der Gläubigen mystisch exemplarische Bedeutung. Jean Cocteau meint und fühlt das gleiche, wie Jacques Maritain: er bringt es gequälter, irritierter heraus, sprunghafter auf der Suche nach dem Ausdruck — der andere, Thomist, disziplinierter und beherrschter im Wort; dem Sinn nach beide auf denselben Punkt eingestellt. „Die Literatur ist unmöglich. Es gilt ihrer loszuwerden. Es ist ein vergeblicher Versuch, durch Literatur von der Literatur loszukommen ... Die Kunst ist für Gott." Und der andere: „Die Kunst ist das Gleichnis der Gnade." Sie „versinnbildlicht jene andere Reinheit und bereitet darauf vor".... „Mögen Kunst und Poesie auch an sich unnütz sein für das ewige Leben, so sind sie doch dem menschlichen Geschlechte notwendiger als das Brot; denn sie führen es zum Leben im Geiste."

Wenn der Herausgeber es für notwendig gehalten hat, diese Gedankengänge oder Bekenntnisse einem Kreise deutscher Künstler zugänglich zu machen; wenn der Verlag sogar einen Maritain-Zyklus in Übersetzungen plant, so werden sie beide ihrer Sache, das heißt in diesem Fall ihres Publikums sicher sein. Wir Außenstehenden, ohne dabei Partei zu ergreifen, reservieren unser Urteil. Wir sind nicht sicher, ob dieser Atavismus im französischen Blute zum Guten ausschlägt, zu einer Erneuerung führt — denn wir haben es zu oft erlebt, daß er kostbare Kräfte brachgelegt hat. Und so ist er für uns, die wir die geistige Entwicklung drüben mit Anteil verfolgen, vielmehr ein Merkzeichen, das wir nicht ohne Sorge wahrnehmen können.

Thüngen i. Unterfranken — G. Ransohoff

Englische Prosa. Von 1880 bis zur Gegenwart. Von Bernhard Fehr. Leipzig-Berlin 1927, B. G. Teubner. IX, 228 S. M. 6,— (7,40).

Zu den vorangegangenen Bänden über französische und amerikanische Prosa (von Klemperer und Fischer) und über spanische Dichtung (vom Montesinos) tritt dies Buch des züricher Professors der Anglistik. Es besteht aus einer Einführung und einer reichhaltigen Sammlung von Texten (56 Stück), die ihrerseits wieder durch kurze Einleitungen in ihrer Besonderheit charakterisiert werden. Die Aufgabe war, aus der Fülle des neuen englischen Schrifttums Proben herauszusuchen, in denen sich die mannigfaltigen Richtungen auf verschiedenen Gebieten (der Hauptanteil entfällt auf den Roman) spiegeln, und zwar so, daß die Entwicklung, die nicht immer mit der Chronologie zusammenfällt, zutage tritt. Diese Aufgabe ist mit vollendeter Kennerschaft gelöst; jedes der Stücke steht an seinem Platz, jeder Benutzer wird nicht nur für das Gebotene dankbar sein, sondern auch für die damit verknüpfte Anregung, für Hinweise auf manchmal durchaus nicht leicht zugängliche Quellen.

Die Einleitung zerfällt in zwei Teile: der erste „Zeit, Gesellschaft und Erzähler" gibt von hoher Warte aus einen Überblick über die geistige Bewegung von 1880 bis 1925, wie sie sich in der Literatur spiegelt. Fehr stellt Ansprüche; der knappe Raum zwingt zur Zusammenfassung, und die Fülle der Gesichte kann daher nur andeutungsweise umrissen werden, indessen ermöglichen die Literaturangaben dem Leser, sich weiter zu helfen. Dann eröffnet der zweite Teil Neuland: der „englische Prosastil" wird mit reichlichem Belegen in seinen Wandlungen seit Addison dargestellt, zuerst durch den deutlichen Gegensatz zwischen einst und

jetzt, dann in den Übergängen und Schattierungen, wie sie von einer Zeit zur andern leiten. Das Buch wird zu einer bedeutsamen Rolle im Studium des heutigen Englisch berufen sein.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Norwegische Literatur. Von Harald Beyer. Mit 20 Abbildungen. (Jedermanns Bücherei.) Breslau 1927, Ferdinand Hirt. 124 S. M. 3,50.

Auf kleinem Raum gibt Harald Beyer einen Überblick über die norwegische Literatur von ihren Anfängen, den Eddaliedern, bis in die neueste Zeit (Sigrid Undset, Olav Duun). Die Darstellung ist klar gegliedert und chemisch rein von Philologismen, so daß das Büchlein für jeden Norwegen-Interessierten erfreulich zu lesen ist. Auch Studierenden ist es als bequeme Examenshilfe zu empfehlen, wenn es gilt, sich einen Gesamtüberblick zu verschaffen. Etwas stiefmütterlich behandelt sind Holbergs Komödien; „Barselstuen" (Die Wochenbettstube), eine der muntersten Komödien und als Zeitbild interessant, wird überhaupt nicht erwähnt, und die Charakteristik der anderen ist nicht sehr scharf. Überhaupt vermißt man die scharfen Konturen. Die Besprechung der einzelnen Werke ist gelegentlich durch Superlative ersetzt (Ibsens „Gespenster" werden als „das schönste und kühnste der eigentlichen Gesellschaftsdramen" gekennzeichnet), die nicht sehr viel sagen.

Gut — weil knapp und doch instruktiv — sind die ersten Abschnitte bis zur Reformation und vor allem das Kapitel über Henrik Wergeland; hier ist die Schilderung farbig und lebendig und darum erfreulich einprägsam.

Kopenhagen Gerda Haupt-Placzek

Verschiedenes

Deutsches biographisches Jahrbuch. Herausgegeben vom Verbande der deutschen Akademien. Band III: das Jahr 1921. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 325 S. Gr.-8°.

Sechs Akademien und eine historische Kommission zeichnen unter dem Vorsitz von Erich Marcks verantwortlich für das Unternehmen. Herausgeber ist Herm. Christern (Berlin), Bearbeiter der Totenliste Joh. Hohlfeld (Leipzig). Nur wer von den ungeheuern Schwierigkeiten eines solchen Jahrbuchs keine blasse Ahnung hat, wird mäkeln, daß der zweite Band mit den Toten der Jahre 1917 bis 1920, der zur regelrechten Reihe überleiten soll, noch immer nicht erschienen ist; daß auch der vorliegende Band mit den Toten des Jahres 1921, erst nach sechs Jahren ausgegeben, so wichtige Biographien wie die von König Ludwig III., W. Benzler, Clemens Delbrück, Matth. Erzberger, W. Förster und Otto Seeck noch nicht enthält. Aber wer, wie ich einst selber unter Anton Bettelheim jahrelang am deutschen Nekrologe mitgearbeitet hat, der weiß, von wievielen Hemmungen ein derartiges Periodikum begleitet zu sein pflegt, und drückt denen, die prompt beigetragen haben, dankbar die Hand. Im vorliegenden Bande sind 65 Biographien vereinigt, geschrieben von den jeweilen berufensten Kennern, Freunden, Schülern oder Amtsgenossen; da nur einer mit zwei Artikeln vertreten ist, hat eine sehr kluge Arbeitsteilung stattgefunden. Komisch, daß auf Seite 324 f. Theodor Schiemann zweimal der Adel zuerkannt worden ist; auf Seite 221, Zeile 20 lies sei (statt: ist)! Wohltuend berührt die warme Anteilnahme der einzelnen Verfasser an dem Leben, Wirken und Schaffen der von ihnen Geschilderten. Da ist nirgends trockene, einschläfernde Datenhäufung, sondern überall das bei aller Objektivität lobenswerte Streben, den Verdiensten der vom irdischen Schauplatz Abgerufnen mit deutscher Treue gerecht zu werden.

Ohne den andern nahe treten zu wollen (die Wahl ist wirklich schwer), möchte ich hervorheben die Würdigungen von: Kaiserin Auguste Viktoria (A. O. Meyer, Göttingen), Generaloberst Hans von Beseler (Erich von Tschischwitz, Charlottenburg), Bethmann Hollweg (Fritz Hartung, Wilmersdorf; 20 Seiten umfassend), Feldmarschall Karl von Bülow (M. Reymann, Potsdam), Eugen Dühring (A. Wenzl, München), Fürst Philipp zu Eulenburg (H. Herzfeld, Halle), Aug. Gaul (Alex. Amersdorffer, Zehlendorf), Otto von Gierke (H. Planitz, Köln; mit Bildnis), Carl Hauptmann (K. Wilczynski, Berlin; 12 Seiten), Engelb. Humperdinck (Wolfg. Golther, Rostock), Carl Menger (R. Zuckerkandl, Prag), E. Possart (E. Kilian, München), Aug. Scherl (H. von Kupffer, Berlin), Franz Eilhard Schulze (E. Korschelt, Marburg), Friedr. v. Thiersch (Ed. Gildemeister, Bremen), Ludwig Thoma (O. Gluth, Weyarn), W. von Waldeyer-Hartz (R. Fick, Berlin), König Wilhelm II. (A. Rapp, Tübingen) und Freiherr Hugo Zorn von Bulach (W. Kapp, Freiburg i. Br.). In dem Nekrologe Carl Bachems auf Karl Trimborn ist ein merkwürdiger Lapsus stehn geblieben; da heißt es: „er übernahm das Staatssekretariat des Innern als Nachfolger Lewaldts [sic!]" — es muß natürlich heißen: Max Wallrafs; Lewald war nur Unterstaatssekretär.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Land Nassau. Ein Heimatbuch von Leo Sternberg. Mit 88 Abbildungen im Text und 23 Kunstdrucktafeln nach Werken hervorragender Meister. Leipzig 1927, Friedrich Brandstetter. 478 S. Geb. M. 10,—.

Man kann nicht umhin, zunächst das Gesamtunternehmen, dem dieses Buch zugehört, mit hohem Lobe zu nennen: „Brandstetters Heimatbücher deutscher Landschaften" sind ein wertvoller Beitrag zum deutschen Kulturgut, und so ist dieses Unternehmen ein reineres Bemühen um die Heimatliebe als das laute Bekenntnis im Politischen. Wenn einmal jede deutsche Landschaft ihr eigenes Buch hat (es liegen bereits 26 Bände vor), wird das ganze Werk erst in seiner Größe sichtbar sein ... und dann auch Frucht tragen derart, daß die Liebe, die das Buch weckte, nicht am Buch haften bleibt, sondern sich dem Lande zuwendet; im anderen Fall wäre nur ein literarischer Zweck erfüllt, aber hier geht es um mehr: um das Leben.

Zum vorliegenden Band: Leo Sternberg der Herausgeber hat in sechs einzelnen Kapiteln: Landschaft, Geschichte, Geistesleben, Bildende Künste, Volkskultur und Wirtschaft die innere und äußere Gestalt des Landes Hessen-Nassau zu umreißen versucht. Aus altem, neuem und zeitgenössischem Schrifttum, aus Legende, Sage und Geschichte wählte er aus, was ihm das Bild seines Landes zu verdeutlichen schien.

Populäre Aufsätze zu Menschentum, Geschichte, Volkskunde und Wirtschaft ergänzen die dichterischen Beiträge. Das Ganze darf als ein wohlgelungenes, bestmöglich-gelungenes Werk bezeichnet werden. Daß neben einzelnen außerordentlichen Beiträgen minder Gelungenes im Dichterischen steht, fällt dagegen nicht allzu schwer ins Gewicht. Vieles liegt hier auch am Leser; es hat das Buch ja zuerst und zuletzt die Aufgabe, Liebe zu Land und Leuten zu wecken, und

dieses vermag es wohl. Nicht dürfen schließlich die außerordentlich schön widergegebenen Bildbeilagen vergessen werden.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Der Deutsche und das Rheingebiet. Halle 1926, Buchhandlung des Waisenhauses. 223 S.

Der Band enthält die Vorträge, die im Jahre 1924/25 von Professoren der Universität Halle über das Rheinproblem gehalten worden sind. Sie behandeln von den verschiedenen Wissenschaftsgebieten aus das Rheinproblem, und wir möchten den Band als eine für weitere Kreise zur Orientierung über diese Dinge außerordentlich nützliche und dankenswerte Veröffentlichung bezeichnen. Seinen Inhalt zu skizzieren, ist wie bei allen solchen Sammel-Veröffentlichungen kaum möglich, und wir beschränken uns daher auf kurzen Hinweis auf die verschiedenen Aufsätze. Das Reichsland Elsaß-Lothringen, seine Stellung im Deutschen Reiche nach 1871 sowie seinen Verlust behandelt J. Ficker, anschließend daran M. Fleischmann die Lage von Rhein und Saar unter dem Druck des Versailler Vertrages. Die geographische Gestaltung des Rheingebietes wird von O. Schlüter, die vorgeschichtliche Zeit von H. Hahne geschildert. Die Geschichte des Rheingebiets behandelt R. Holtzmann, zu dessen Ausführungen der Rezensent bemerken darf, daß er, so sehr er mit der Gesamtauffassung der französischen Rheinpolitik einverstanden ist, in manchen Einzelheiten vor allem für das 17. Jahrhundert anderer Auffassung ist. Die Sprachgrenze und ihre allgemeine Wirkung wird von K. Voretzsch, die literaturgeschichtliche Bedeutung des Rheingebiets von G. Baesecke und F. J. Schneider, die seiner Kunst von P. Frankl und die wirtschaftliche Bedeutung des Rheingebiets von G. Aubin gezeichnet. Alle Aufsätze sind wichtig, und die reichlich beigegebenen Karten und Abbildungen erhöhen den Wert des Bandes.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Der Deutsche. Ein Lesewerk. Von Friedrich Wolters. Teil III, IV und V. Breslau 1927, Ferdinand Hirt.

Der dritte Teil dieses großzügigen Lesewerks enthält, auf drei Hefte verteilt, unter dem Sammeltitel „Die Neuzeit im deutschen Bereich" klassische Schilderungen und Charakteristiken aus den religiösen Bewegungen, aus der wissenschaftlichen, künstlerischen und allgemeinen geistigen Entwicklung und aus dem staatlichen Leben der letzten vier Jahrhunderte. Dabei ist der Gesichtskreis auch geographisch nicht zu eng beschränkt. (Loyola, die Renaissance-Künstler und -Fürsten, Bacon, Rubens, Peter der Große und Napoleon fehlen nicht.) Mit einer staunenswerten Kenntnis namentlich der älteren Literatur, mit feinem Instinkt für das Bedeutende und mit sicherer Beherrschung der Ausschnittechnik sind Lessing, Herder, Möser, Goethe, Fichte, Novalis, Jean Paul, Hegel, W. von Humboldt, Arndt, Görres, Heine, Woltmann, Droysen, Freytag, Hormayr, Ranke, Gregorovius, Nietzsche, Jacob Burckhardt, Betzold, Dilthey, Dehio, Wölfflin, Gurlitt, Pinder, Gundolf, Bertram — um nur die bekanntesten zu nennen — herangezogen.

Der vierte Teil bringt unter dem etwas verschwommenen Sammeltitel „Die Gestalt des Deutschen" in zwei Heften Abschnitte über „staatliche Grundkräfte", „gültige Maße", „Einzelgestalten und Gemeinschaften", wobei besonders wieder Herder, Goethe, Fichte, Hegel, Jean Paul, W. von Humboldt, Arndt, Görres und Nietzsche ausgewertet werden, zu denen aber diesmal namentlich noch Bismarck hinzugekommen ist. Von Neuesten wird mehrmals Kurt Hildebrandt zitiert.

Der fünfte Teil bringt schließlich, wieder in zwei Heften, unter dem Sammeltitel „Erde, Gewächs und Weltall" den weitesten Kreis. Es verdient besonderes Lob, daß hier, neben Herder, Kant, Goethe, Forster, Zimmermann, Al. von Humboldt, die Naturwissenschaft der Romantik, namentlich Schubert, die gebührende Berücksichtigung gefunden hat. Von späteren Autoren sind namentlich Riehl, Viktor Hehn, von lebenden Marie-Luise Gothein und Friedrich Wolters selbst herangezogen.

Es ist zu hoffen, daß durch die hier dargebotenen Kostproben mancher Leser zu den Originalwerken hingeführt wird. Für eine spätere Auflage aber wäre dringend zu wünschen, daß die Gegenwartsliteratur stärker herangezogen werde. Besonders bei der Schilderung von Landschaften und Städten ist es unbegreiflich, warum nicht aus der Fülle zeitgenössischer Meisterstücke wenigstens das eine oder andere gewählt wurde. Zum Beispiel in Alfons Paquets Reisebüchern, in Hermann Hesses „Bilderbuch", bei Isolde Kurz und bei Hans Hoffmann wären Stücke zu finden gewesen, die an Kunst der Darstellung manchem von Wolters gebotenen Stück überlegen und die überdies in ihrem Inhalt unveraltet gewesen wären. Aber auch bei den kulturgeschichtlichen Abschnitten hätte z. B. Wilhelm Schäfer und Ricarda Huch, bei den kulturphilosophischen Ludwig Klages nicht fehlen dürfen. Daß zur Charakteristik des Paracelsus ein Abschnitt aus einem vor mehr als hundert Jahren erschienenen biographischen Sammelwerke gewählt wurde, anstatt etwa eine Schilderung von Franz Strunz, ist um so verwunderlicher, als ja die Paracelsus-Forschung im letzten Menschenalter zu ganz neuen Ergebnissen gelangt ist.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Des deutschen Volkes Weltmission im Seelenleben der Völker. Von Fritz Milsch. Wien 1926, im Selbstverlage des Verfassers, Gablitz-Hochbuch 67 und Wien IX, Nußdorfer Straße 68. 80 S. Oktav.

Die letzte Zeile der Schrift ist datiert: Wien, 3. Oktober 1918. Gedruckt ist sie im Jahre 1926. Diese Differenz allein spricht Bände. Anderseits kann es dem Verfasser nicht gar zu schlecht gehen, da, ganz abgesehen von jener stilistischen Breite, die in Wiederholungen und Unterstreichungen eines und desselben Gedankens schwelgt, der Satz mit wahrhaft fürstlicher Verschwendung getypt worden ist. Als Beispiel diene folgender Abschnitt aus S. 61: „Sittlich ist, wer seelisch lebt. (Neue Zeile) Ohne Seele keine Sittlichkeit. (Neue Zeile) Die Triebkraft alles sittlichen Tuns und Handelns ist die Seele. (Neue Zeile) Sie allein macht sittlich. (Neue Zeile) Sie allein nur überwindet die Sinnlichkeit, führt hin zu wahrer Vollkommenheit! (Neue Zeile) So muß es auch sein!" (Absatz) Da sagen wir Sachsen: „hätt'n m'rsch nich, da tät'n m'rsch nich". Auch gegen die Tendenz dieses Aufsatzes über die deutsche Seele, den sich der Verfasser von der Seele geschrieben hat, ist schlechterdings nichts einzuwenden. Zwei Motti künden die Gesinnung und das Ziel, die dabei obgewaltet, geleitet haben: „Dem Glauben meines Volkes an das reine Weib" (gegen Weininger) und: „Nicht bekämpfen, sondern erkämpfen! Das ist deutsch-arische Kampfart! Besseres bringen und dadurch dem Schlechteren seine Daseinsberechtigung nehmen, so kämpfen wir in Kunst und Wissenschaft!" Bravo! Möge der hehre Idealismus Milschs keine Enttäuschung erleben!

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Griechische Staatstheorien. Platon und Aristoteles. Zusammengestellt von Fritz Geyer. Dreiturmbücherei Nr. 26. 89 S.

Politische Geographie. Eine Auswahl, zusammengestellt zur Einführung in geopolitisches Denken von Wilhelm Huber. Dreiturmbücherei Nr. 27. 88 S.

Lateinische Dichtungen. Zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Mit Anmerkungen herausgegeben von Andreas Kaiser. Dreiturmbücherei Nr. 30. 92 S. Alle drei in Klein-8°. München 1927, R. Oldenbourg.

Drei treffliche Proben aus der rüstig fortschreitenden, von Jak. Brummer (München) und Ludwig Hasenclever (Würzburg) herausgegebenen populären Sammlung. Der berliner Studienrat Geyer, einer der besten Kenner des von ihm temperamentvoll als blutreicher Lebenserscheinung gefaßten Altertums, hat die schwere Aufgabe gelöst, aus dem „Staat" und den „Gesetzen" Platons sowie aus der „Politik" des Aristoteles auf engem Raum eine das Wesentliche erschöpfende Auswahl zusammenzustellen. Vorausgeschickt hat er eine feinsinnige Einleitung und ein charakteristisches Stück aus Herodot. — Hubers Bändchen habe ich, tief bewegt, nicht ohne Rührung gelesen; beweist es doch schlagend, welch nachhaltigen Einfluß die reifem Nachdenken entsprossenen Theorien Friedrich Ratzels, die seinerzeit als „platte Selbstverständlichkeiten" mißhandelt wurden, auf die Nachwelt ausgeübt haben und noch heut ausüben. Gerade deswegen hätte eine pietätvolle Angabe der Provenienz des Titelbildnisses („Kleine Schriften" von Friedr. Ratzel, Bd. I, 1906) nichts geschadet. — Die höchsten Ansprüche an die Vorbildung des Lesers stellt Kaisers Ausgabe von 38 lateinischen Dichtungen (was man damals so nannte!) zwischen 555 und 1440; doch hat der Bearbeiter durch gewissenhafte Kommentierung dafür gesorgt, daß der Durchschnittshumanist das Büchlein mit reichem Gewinn aus der Hand legen wird.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Das Lebensdrama Platons. Von Wladimir Solowjew. (Mit einem Nachwort über Platon und Solowjew von L. Kobilinski-Ellis. Aus dem Russischen von Bertram Schmitt.) Mainz 1926, M. Grünewald. 144 S.

Diese Schrift hat den ausgesprochenen Zweck „die römisch-katholische Welt mit den Ostkirchen besser bekanntzumachen", und da Wladimir Solowjew — dessen Hauptwerk seit mehreren Jahren in Deutschland Verbreitung fand — ein Vorkämpfer der christlichen Union unter dem „Primate Petri" war, erscheint sie auch von diesem Geist durchaus erfüllt. Das gibt dem Werk einen aktuellen und für kirchlich gestimmte Gemüter zuweilen „aufwühlenden" Charakter (ich entnehme diesen Ausdruck dem Vorwort), und der okkulte Einschlag, der die Überwindung des Einzelmenschlichen in Aufgehn in der „Alleinheit" erkennen läßt, wird selbst denen interessant sein, die dem katholischen Standpunkt fern stehen. Solowjew ging davon aus, daß dem Griechen die Philosophie dasselbe bedeutete wie dem Juden das Gesetz (S. 13). Er fand dann als erste Bedingung des sokratisch-platonischen Denkens „die geistige Armut", in der er zugleich die erstaunliche Gleichheit mit dem ersten evangelischen Gebot erkannte, eine wunderbare Übereinstimmung des delphischen Spruches, der den weisesten der Griechen im Verkünder des Wortes sah: „ich weiß nur, daß ich nichts weiß" mit der Bergpredigt. Das Lebensdrama Platons beginnt mit dem tragischen Tode des Sokrates, seine Darstellung geht von einer Parallele mit Hamlet aus, „beide haben aus furchtbaren Lagen heraus am Anfang ihres Lebens nur eine Reihe von Gesprächen geführt" (S. 46) und beide kamen aus ihrer Lebensprüfung, „wenn auch nicht ohne Ruhm, so doch ohne Sieg". Nach dem russischen Philosophen erreichte Platon sein Ziel ebensowenig wie Hamlet, wenn auch die Mißerfolge eines Großen der Welt mehr geben als die glänzenden Erfolge gewöhnlicher Menschen. Der Essay verliert sich dann mit russischer Weitschweifigkeit in eine Schilderung des Eros, die uns nichts Neues bringt. In Kobilinski-Ellis-Nachwort sucht der Verfasser die Parallele zwischen Platon und Solowjew zu ziehen und geht als aufrichtiger Jünger seines Meisters darauf aus, zu zeigen, daß Solowjews Lehre der Ausbau der platonischen Begriffe auf christlicher Grundlage sei. „Platon strebte während seines ganzen Lebens danach in eine Zeit der Erschütterungen und des Untergangs, Wort und Tat des unverstandenen und abgelehnten Sokrates zu erläutern, und Solowjew mühte sich ab, das Wesen des Christentums in seinem ganzen Sinn darzulegen, immerfort im Kampfe mit dem Halbchristentum und angesichts der Vorzeichen der herannahenden Weltkatastrophe." Jedenfalls ist das Bändchen nützlich zu lesen, wenn es auch für unsere Geistesrichtung zu russisch, allzu russisch wirkt.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Die Flucht aus der Zeit. Von Hugo Ball. München 1927, Duncker & Humblot. 330 S. M. 11,– (14,–).

In diesem Bekenntnisbuch, das sich als eine innerlich zusammenhängende Reihe von autobiographischen Fragmenten darstellt, spiegelt sich bedeutungsvoll der schicksalsreiche und trauerbeladene Zeitraum von 1914 bis 1924. Von literarischer Artistik und den Anfängen des Dadaismus aufsteigend zum Kultus des Wortes und von hier weiter zu einer neuen Welt der Kritik, zu neuen „Gottes- und Menschenrechten", zu Sehnsucht, Glaube, Liebe und letztlich zu Gnade und Erfüllung, entbindet dieses seltsame Tagebuch alle Kräfte des Vertrauens der Seele, der fides und fiducia, jenes Aktes des Glaubens, der ein „Ja" ist: den assensus in veritatem. Der Weg führt von Ergriffensein über Zutrauen und Entzücken zu Erfaßtwerden, Beipflichtung und Erlösung. Religiös gesprochen ist Balls Buch der Niederschlag einer fortschreitenden, stufenweisen Offenbarung, die Biographie einer besonderen Erkenntnisform und Sichtbarwerdung des Menschen im religiösen Leben. Alle Not der Seele klingt in ihm wieder auf. Es ist die Geschichte einer Umkehr, in der alles ernst genommen wird, einer Umkehr zur Stimme innigsten, eigensten Geblütes, zur Stimme der Mütter, aus denen man einst ans Licht gekommen ist. Selbstbesinnung ohne Nervenkrankheit; nicht Kritik des Gewissens, sondern Gewissenserforschung! Es ist immer nur die feste und dauernde Erfassung des traditionellen Lebensgefühls. Also keine langweilige „Konversion" mit den üblichen moralischen Verklärungen des „Übertrittes" zum „wahren Glauben" usw. wird hier erzählt, sondern der Verfasser, von Haus aus rheinländischer Katholik, blieb immer was er ist, aber er findet einen neuen Weg. Es ist der geheimnisvolle, den meisten so schwer zu erforschende und zu wählende Weg zu sich selbst, der Weg der Wiedergeburt. Hugo Ball findet sich selbst als wirklichen Menschen und als Repräsentanten seiner Idee. Er erfaßt sich selbst im Innigsten. Er bekommt seinen inneren Menschen in die Hand und lebt dann aus diesem geheimen Zutrauen und letzten Lebensgrund heraus. Zu ihm bringt er alles

andere seines Lebens und alle seine geistigen Äußerungen in Beziehung. Aus der Wurzel Gott wächst ihm nun alles. Er wächst wogend wie ein Strom. Wie der Schutzengel seines Lebens schwebt die Liebe einer blütenzarten Demut über dieser Sehnsucht und Erfüllung: das Bild einer Frau. Emmy Hennings, Hugo Balls spätere Gattin, schreitet durch die inneren Entwicklungen dieser Jahre. Sie steigt mit ihm Stufe für Stufe, denn auf Stufen erklimmt man das Große und Einfachste, auf ihnen fühlt und glaubt man sich hinauf — nicht durch gewaltsame Gegensätze und lärmenden Protest. Gott wird nun die Idee seines Lebens, der ja immer schon im Verborgenen, Unbewußten, Ungewußten, Vergessenen und Allegorisierten, im Infantilen des Herzens und im Helldunkel des Ichgefühls gelebt und sein Werden bestimmt hatte, er erfüllt ihn nun wie eine wunderbare Ordnung, Planmäßigkeit und Feierlichkeit. Religion wird ihm Verbundensein mit Gott und Erwähltsein von Gott. Seine persönliche Nähe ertragen können, Ergriffensein, vor ihm leben zu können — das ist alles. Daß dann aus all dem Liebe emporblüht, ist das unüberbietbare Wunder der Seele. Man kann nur lieben, was man erlebt hat und bis ins Tiefste kennt. Auch Gott sagt: „Glaube an mich und du wirst mich lieben und mit mir im Guten zusammenwirken." Nur als Glaubende sehen wir, daß das wahr sei, was wir noch nicht sehen, und sehen aufs sicherste, daß wir das noch nicht sehen, was wir glauben. So hat schon Augustinus bekannt.

Der Weg, den Hugo Ball geht, ist unserer Zeit abseitig und fremd. Viele werden ihm nicht folgen können, viele werden vor dem Ziel wieder umkehren. Die Weltverankerung und Weltverwurzelung sind zu tief, und auch die Beschäftigung mit religiös-metaphysischen Fragen ist vielfach nur ein verhülltes Begehren nach geistiger Überlegenheit und Macht. Wie heißt es im pseudoplatonischen Theages? Jeder von uns möchte womöglich aller Mensch Herr sein, am liebsten Gott ... Erträgt man darum noch den persönlichen Gott, um den Hugo Ball ringt? Immer wieder bekennt er: Gott ist Person, nicht ein abstrakter Beweger, ja höchste Person; „Person" kommt von personare, das heißt durchtönen. Von diesem Standort schreibt Ball seine Geschichte der Kultur, einer Kultur, die er an einer Art „schleichendem Menschenverstand" sterben sieht, indem sie immer wieder die Jenseitigkeit durch brutale Diesseitigkeit zum Verlöschen bringt und Gerechtigkeit durch abwehrende Tätigkeiten und verwässernde Hygienisierung der Seele ersetzen will. Er weiß um das tiefe feindselige Schweigen gegen den unendlichen Wert der Menschenseele, um die Unterwühlung der ordnenden Mächte des glaubenden Herzens, das alle Dinge ins göttliche Gesetz einbaut, er weiß um die wehvolle Abirrung von der kühnen und streng geschlossenen Logik und Zusammenstimmung mittelalterlicher Einheit oder Summa. Form ist Harmonie! Der Weg Hugo Balls wird zur Flucht, zur fuga saeculi. Er flieht aus der Zeit, er flieht nicht verwirrt über Notbrücken der Verbitterung und Halbwissenschaft, sondern aus heroischer Religiosität verläßt er unsere Zeit, und Enthusiasmus, Devotion und Weissagung umgeben ihn wie Engel. Der Fliehende ist kein Fliehender, er setzt nur seinen Stab weiter, da sich alles erfüllt hat, was ihm bestimmt war, denn alle Zeit ist nur ein Versinken und die kleine Welle einer großen Bewegung; er flieht aus der fortdauernden Wandlung in die Unwandelbarkeit von Ewigkeit zu Ewigkeit, in das Unveränderliche der Veränderung.

Wien　　　　Franz Strunz

Wunder und Taten der Heiligen. Von Goswin Frenken. München 1926, F. Bruckmann A.-G. (Bücher des Mittelalters. Herausgegeben von Friedrich von der Leyen.) XXXI u. 234 S.

Dieses mittelalterliche Legendenbuch, zugleich eine gute und moderne Einführung in die Literaturgeschichte der christlichen Legende, bringt typische (vor allem dichterisch-wertvolle) Beispiele christlicher Legenden von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters. Dem reichen Material sind wissenschaftliche Anmerkungen beigegeben. An Stoffkreisen sind berücksichtigt: die apokryphen Evangelien und Apostelgeschichten, die Märtyrerakten und die Märtyrerlegende, Mönchs- und Bekennerlegende, italienische und fränkische Heiligenlegenden, Legenden indischen Ursprungs, Marienlegenden, irische Heiligenleben, Heldensage und Spielmannslied. Auf dieses feine Buch, das des Stoffes würdig ausgestattet ist, möchte ich mit warmer Empfehlung hinweisen.

Wien　　　　Franz Strunz

Religionsphilosophie. Von Johann Peter Steffes. München 1926, Joseph Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. (Bd. IX der Philosophischen Handbibliothek.) 280 S.

Die moderne Religionsphilosophie, die immer tiefer das Grundsätzliche und Gesetzmäßige aller Religionen, ferner die Urtümlichkeit und vitale Eigenart des religiösen Akts und aus seinen Bildungsgesetzen die ideale, vernunftnotwendige, normative Religion herauszuarbeiten versucht, erfährt nun auch in der katholischen Theologie und Philosophie mehr Beachtung. Gewiß haben hier schon G. Wunderle, M. Scheler und O. Gründler gute Vorarbeit getan, ganz besonders aber richtunggebend sind die wertvollen Untersuchungen von E. Przywara, dem hervorragenden Kenner des religions-philosophischen Problems der Gegenwart. Dem Verfasser des vorliegenden Werks, eines gründlichen und interessant geschriebenen Lehr- und Lernbuchs, handelt es sich um eine streng logische Fundierung der Religion. In diesem Sinne strebt seine wohltuend klare Darstellung logische Richtigkeit und objektive Sachlichkeit an. Im Vordergrund stehen rein philosophische Betrachtungen des religiösen Prozesses, dann die allgemeine Phänomenologie der Religion, ihre philosophische Wahrheitsfrage, die theistische Religion im Rahmen unseres Geisteslebens und ihre Soziologie.

Wien　　　　Franz Strunz

Ich, der König. Der Untergang Ludwigs des Zweiten. Von Fritz Linde. Leipzig 1926, Georg Kummer. 343 S.

In dieser Biographie Ludwigs II. bemüht sich ein geschichtskundiger und psychologisch bedeutsam veranlagter Auto gewissenhaft-sachlich um das Schicksal jenes innerlich zerrissenen, weltscheuen, willensmorschen, herrschsüchtigen vom Gottesgnadenwahn geschwellten Bayernfürsten, de als Paranoiker einen mysteriösen Tod in den Tiefen de Starnberger Sees fand. Linde unternimmt die seelengeschichtliche Darstellung im bewußten Gegensatz zu jene Biographen Ludwigs II., die Ludwig idealisiert als Märchenkönig und träumerisch verzückten Schwärmer sahen und au Gründen monarchischer Pietät die mythosgläubige Naivitä des Volkes mit rührenden Anekdoten und kunstvoll erdachte Legenden füttern zu müssen glaubten. Linde ordnet da Tatsachenmaterial methodisch-geschickt und verarbeitet e auf eine durchaus persönliche Art. Die psychologische

Interpretationen der verworrenen und maskierten seelischen Phänomene sind ihm außerordentlich geglückt. Eine differenzierte, an Farbnuancen reiche Wortkultur ermöglicht ihm die Konzeption und Ausdeutung subtilster Gefühlsvorgänge. Bilder gelingen ihm von wahrhaft dichterischer Schönheit und seltsam erregender Intensität. Erfreulich ist, daß Linde sich durch die Fülle des historischen Materials nicht zu Geschichtshäufungen hat verleiten lassen.

Berlin — Werner Türk

Richelieu. Von Karl Federn. Wien 1927, Karl König. 189 S. Geb. M. 6,–.

Innerhalb der Reihenfolge: Menschen, Völker, Zeiten (Wien, Leipzig 1926, Karl König) hat Karl Federn in knapper Form ein überaus ansprechendes Lebensbild von Richelieu gebracht. Eine buntprächtige schlimme Zeit; der Beginn eines Feldzugs wird durch Ballette und Hoffeste gefeiert; so unerbittlich hart lastete der fiskalische Druck auf den kleinen Leuten, daß ein Drittel aller Galeerensträflinge Vergehen gegen die Salzsteuer abbüßten. Der schöne ritterliche Herzog von Bassompierre vernichtete vor seiner Verhaftung sechstausend Liebesbriefe, wir verfolgen die Abenteuer der ebenso verführerischen und unerschrockenen wie törichten Herzogin von Chevreux und bewundern die Haltung, mit der die vom allmächtigen Minister verfolgten Großen Herren das Schafott bestiegen. Anschaulich entwickelt sich Richelieus Gestalt; ein höchst verwickeltes „menschliches Phänomen" ... „unbezwinglicher Herrscherwillen mit schärfstem Verstand und vollkommener Kälte gepaart. Trotz einiger Unzulänglichkeiten entscheidend für Frankreichs und Europas Geschick."

Gutgewählte Bilder. Gern betrachtet man den zeitgenössischen Stich vom damaligen Paris; ein Inhaltsverzeichnis erfreut, auch das geschmackvolle Vermeiden aller überflüssigen französischen Ausdrücke und Titel.

Berlin — Marie von Bunsen

Das Leben der Heiligen Johanna. Von Anatole France. Übersetzt und bearbeitet von Friederike Maria Zweig. Berlin 1926, J. M. Spaeth. 480 S.

Das Buch ist ein Meisterwerk — heute nach zwanzig Jahren braucht man das eigentlich nicht mehr zu sagen — eine Leistung der Sachlichkeit und künstlerischen Selbstbeherrschung. Anatole France, den man sich kaum ohne ironisches Lächeln denken kann, hat vor dieser ergreifenden Geschichte seiner „kleinen Heiligen" sich auch das leiseste spöttische Zwinkern versagt. Nur ab und zu ist etwas, wie ein unterdrücktes Lächeln stehengeblieben — geduldsam, beschwichtigend: „So werden wir leider niemals erfahren, ob sie Briefe vom Erzengel Michael oder von den heiligen Damen Katharina und Margareta erhalten hat."

Dies Buch, wie es sein Zweck war, entläßt uns in kompassionierter Rührung. Wenn wir es heute mit einem gewissen Vorbehalt aufnehmen, so sind die abgelaufenen Jahre schuld daran. Wir entbehren nunmehr eines an dieser Darstellung: das Legendarische und seine Überlebensgröße. Bei France geht es um Erkenntnis des Einzelnen, Tatsächlichen; und soweit die feinste verstandesmäßige Aufklärung uns führen kann, sind wir gut bei ihm aufgehoben. Aber die Gewalt des Mystischen, die widerrationale Potenz des Zeitalters uns fühlbar zu machen, ist nicht seine Sache. Er ist entzückend, wenn er uns eingangs Johannas Heimat, das Tal der Maas bei Domremy und Vaucouleurs bis ins Atmosphärische schildert. Aber der geistigen Beheimatung in Dumpfheit, Benommenheit, Verlassenheit und himmelwärtigem Sehnen steht er als ein zu kühler Beobachter gegenüber. In solche Besessenheit uns hineinzuzaubern gelingt ihm nur mäßig. Die dämmernd intimsten Gründe, aus denen die Jungfrau Wurzelkraft zieht, in denen sie heute noch wirkt, als ein lebendiges Sinnbild der Volkskraft — von diesen konnte in Frances Buch nicht wohl die Rede sein.

Thüngen i. Unterfranken — Georg Ransohoff

Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Sechster Band. Mit 5 Bildtafeln und 4 Faksimiles. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 327 S.

Das neue Jahrbuch gilt dem Gedenken an Gustav Roethe, und in dem Abdruck der Eröffnungsrede Anton Kippenbergs zu seiner Ausstellung im Oktober 1925 hat der Sammler auch eines anderen Goethefreundes gedacht, des unvergeßlichen Salomon Hirzel, der in einer Zeit, da das junge Deutschland Schiller auf den Schild erhob, fest und bescheiden für Goethe eintrat und seine „stille Gemeinde" sammelte, die längst eine große geworden ist. Von Kippenberg selbst findet sich noch ein zweiter Beitrag in dem Jahrbuch: über den Übergang der Faustsage in die Dichtung, aus rohen Berichten und Gerüchten bis zum Spiesschen Faustbuch 1587, den Bearbeitungen Widmanns und Pfisters, dem ersten Faustdrama Marlowes, als dem Ursprung des deutschen Volksschauspiels, das auch einmal Lessing beschäftigte.

Sehr interessant ist die Bibliographie der selbständig erschienenen Werke von Chr. August Vulpius, die mannigfach auch den Goedeke ergänzt. Sie führt 146 Werke auf, darunter zahlreiche anonyme, und als meistgelesenen Roman den „Rinaldo Rinaldini" mit seiner Fülle von Fortsetzungen, Nachdrucken, Übersetzungen und Dramatisierungen. Mit seinen Räubergeschichten hatte der alte Vulpius am meisten Glück. Auch sein „Glorioso" wurde in das Französische, Dänische, Holländische, Schwedische und Russische übersetzt. Mit einer äußerst selten gewordenen literarischen Satire aus der Goethezeit beschäftigt sich Gottfried Höfer: mit der hauptsächlich gegen die Romantiker (im Gegensatz zu Weimar) gerichteten Burleske „Gigantomachia", deren Verfasser Höfer in dem Philologen Friedrich Heinrich Bothe zu erkennen glaubt, wie ich meine, mit Recht. Erich Ebstein, der bibliophile Arzt, gibt Näheres zu Schillers Krankheiten unter Berücksichtigung der Ahnen und Enkel und gewisser Vererbungsmöglichkeiten — Arthur Pollmer schildert auf Grund mittelbarer Quellen das liebevoll-innige Verhältnis Goethes zu Caroline Ulrich, Riemers späterer Gattin und langjähriger Freundin Christianens. Aus den kleineren Mitteilungen seien die kuriose Episode von dem bei einer Goethischen Gesellschaft verloren gegangenen „Herzensergießungen" Wackenroders und die Textgeschichte der Haydnschen Kanons sowie drei bisher ungedruckt gebliebene Briefe Goethes an Voigt, Zelter und Willemer in Konzepten von Riemers und Kräuters Hand erwähnt.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Gutenberg-Jahrbuch 1927. Herausgegeben von A. Ruppel. Mainz 1927, Verlag der Gutenberg-Gesellschaft. 270 S.

Dies zweite Jahrbuch steht dem ersten nicht nach. Der Inhalt gliedert sich in vier Abteilungen. „Aus der Geschichte des Buchdrucks" berichten sechzehn fachmännische Mitarbeiter, auch ausländische in London, Paris, Lyon, Prag,

Budapest, Monaco, Buenos Aires, die sich mit deutschen Gelehrten zusammenfanden zu einer Anzahl ausgezeichneter, neuer Untersuchungen über die Entstehung und die Fortschritte der Typographie, einzelner Offizinen, der Druckprivilegien, der Illustration. Die Druckkunst von heute wird in acht Beiträgen behandelt, darunter das moderne Druckereiwesen in Bulgarien, Dänemark, England, Polen, Rußland. Über Probleme der Schriftgestaltung und Technisches aus den Schriftgießereien äußern sich Heinrich Wieynck, Friedrich Bauer und Julius Rodenberg, über Einbände, Porträtsignete, Schrotdruckplatten M. J. Husung, Jos. Theele, Otto Clemen und Ernst Collin. Dem reichen Inhalt entspricht die mustergültige äußere Ausstattung des Jahrbuchs, der sorgfältige Druck und der Einband nach Entwurf von Heinrich Jost.

Berlin Fedor von Zobeltitz

Kennst du das Land? — Das Schönste, was Deutsche über Italien schrieben. Ausgewählt von Georg Jacob Wolf. München 1925, F. Bruckmann A.-G. 263 S.

„Das Schönste, was Deutsche über Italien schrieben", ein schöner Gedanke für eine Anthologie, und er kann nur gewinnen, wenn, wie es der Herausgeber beabsichtigte, „neben den hemmungslosen Italienschwärmern" auch die andern zu Wort kommen, bei deren Wort und Urteil Mignons Refrain sich ironisch verfärbt. Kennst du das Land wie der olle Gottfried Schadow („Ick bin nich so sehr for Italien, un die Bööme gefallen mir schon jar nich, immer diese Pinien un diese Pappeln: die eenen sehen aus wie uffjeklappte Regenschirme und die andern wie zujeklappte") oder wie Theodor Fontane, der graziöser, doch nicht viel anders dachte?! Kennst du die Besucher von Fiesole und Florenz so genau, wie Victor Auburtin sie kannte, als er seine „Fahrt durch Lorbeerwälder" machte? — Ohne die genannten Ironiker zu beachten, ohne, wie er selbst zugesteht, alles zu kennen, was von Deutschen über Italien geschrieben wurde, tat der Herausgeber an Hand von Camillo von Klenzes Buch über die europäische Italienliteratur der letzten zwei Jahrhunderte „einen wagemutigen Griff ins Volle". Wagemutig? Das dürfte sich wohl nur auf den Mut beziehen, mit dem sich Wolf über die Forderungen hinwegsetzt, die gerade angesichts des weiten und wertvollen Materials an eine Italien-Anthologie zu stellen sind. Man kann sie nicht wie ein altes Schullesebuch zusammenstellen. Sie verlangt, nicht anders als ein selbständiges Dichtwerk, Aufbau und Zusammenklang. Und wenn — wie lobenswerterweise hier — am Schluß des Ganzen eine Quellenangabe über alles Wissenswerte unterrichtet, ist es nicht nötig, erst noch wie ein langweiliger Konferenzier jeden Beitrag vorzustellen, wie: „C. F. von Rumohr beschreibt in seinen ‚Drei Reisen nach Italien', über die er im Jahre 1832 ein Buch erscheinen ließ, seine Eindrücke vom Gardasee in folgender Weise..." Die Behauptung des Herausgebers, es fehle kaum einer von „den besten Namen", widerlegt schon die erste flüchtige Durchsicht, die so wichtige, charakteristische, aufschlußreiche, konzentrierte und anmutige Schilderungen und Äußerungen vermissen läßt, wie wir sie Brentano, Schiller, E. T. A. Hoffmann, Gottfried Schadow, Eichendorff, Kopisch, Fürst Pückler, Theodor Fontane verdanken. Und aus der neueren Literatur fehlen u. a. Gerhart Hauptmann, Dehmel, Kerr, Hermann Hesse, Ricarda Huch, Heinrich Mann, René Schickele, Victor Auburtin, Kasimir Edschmid, Max Krell, Georg Lichey, auf deren keinen der vorbeugende Einwand Wolfs: diese benutzten die italienische Landschaft nur als gobelinhaften Hintergrund, zutrifft. Im Gegenteil hat es bei manchem der vom Herausgeber bevorzugten Autoren und Textstellen den Anschein, als diene Landschaftsbetrachtung zum Ausgangspunkt großdeutscher Politisiererei, die nirgends weniger angebracht sein dürfte als im Zeichen Mignons und Wilhelm Meisters.

Berlin Rudolf Frank

Der Drache und die fremden Teufel. Von J. G. Andersson. Mit 208 Abbildungen und einer Karte. 8°. Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. 390 S.

Der Verfasser, ein schwedischer Geologe, hat von Mai 1914 an elf Jahre im chinesischen Staatsdienst an der chinesischen geologischen Reichsanstalt gewirkt. Er schildert in dem vorliegenden Werk seine Eindrücke, Erfahrungen und Beobachtungen, um — wie er es selbst ausdrückt — „einmal das Wesentliche und Eigenartige der Seelenhaltung und der uralten Kultur der Chinesen herauszuschälen, um so das Verständnis zu gewinnen für die mühevollen Bestrebungen dieses Volks, sich der modernen maschinellen Kultur des Abendlandes anzupassen". Der Verfasser verwertet dabei auch Erlebnisse von seinen wiederholten Forschungsreisen ins innere China. Das Buch darf als eins der besten und anschaulichsten zur ersten Informierung über das China der Gegenwart bezeichnet und kann allen Interessenten aufs wärmste empfohlen werden. Die schlichte Form, die packende Darstellung, die überaus geschickte Auswahl typischer Beispiele, die weise Beschränkung auf das Wesentliche, der niemals aufdringliche, immer aber warme persönliche Ton des von tiefer Liebe zu „seiner zweiten Heimat" erfüllten Verfassers sind ebenso viele lobenswerte Kennzeichen und auszeichnende Merkmale des trefflichen Werks, das, vom Verlag mustergültig ausgestattet, mit seinen reichen Bildbeigaben den Text wirklich illustriert. Sehr angenehm berührt auch gerade den deutschen Leser die gelegentliche freundliche Anerkennung unserer Belange und Leistungen.

Leipzig G. Menz

Nachrichten

Todesnachrichten. Heinrich Teweles ist am 10. August in der Sommerfrische Prein am Semmering im Alter von 71 Jahren gestorben. Er hatte im Jahre 1900 die Chefredaktion des „Prager Tagblatts" übernommen und war 1918 als Direktor an das Deutsche Landestheater in Prag als Nachfolger Angelo Neumanns, dessen Dramaturg er jahrelang hindurch gewesen war, berufen worden. Er hat sich um das deutsche Theaterleben Prags große Verdienste erworben. Sein Einakter „Der Ring des Polykrates" ist mit Erfolg auf vielen Bühnen aufgeführt worden. Seine Liebhaberei für sprachliche Untersuchungen bekundete er in seinen „Linguistischen Plaudereien". Sein letztes Werk ist „Goethe und die Juden".

Hans Bachwitz ist am 25. August im 45. Lebensjahr in Berlin gestorben. Von Beruf Rechtsanwalt, hat er eine Reihe erfolgreicher Lustspiele und Komödien verfaßt, unter denen „Liebe und Trompetenblasen", „Galante Nacht", „Die Göttin auf der Balz" am bekanntesten geworden sind.

Hermann Abert ist am 16. August im Alter von 56 Jahren in Stuttgart gestorben. Sohn des stuttgarter Hofkapell-

meisters J. J. Abert, war er 1871 geboren und hat als Universitätslehrer für Musikwissenschaft in Halle, später in Leipzig, schließlich in Berlin erfolgreich gewirkt. Unter seinen Schriften sind: „Lehre vom Ethos in der griechischen Musik", „Die ästhetischen Grundsätze der mittelalterlichen Melodienbildung", „Die Musikanschauung des Mittelalters und ihre Grundlagen" sowie ein Buch über Robert Schumann zu nennen.

Hans Wattelet ist am 12. August in Murten gestorben. Er war ebenda am 14. November 1851 geboren, hatte die Universität in Zürich und Göttingen besucht, sich später in Freiburg dem Rechtsstudium gewidmet und sich Anfang der fünfziger Jahre in Murten als Anwalt niedergelassen. Seine grundlegende Forschung über „Die Schlacht bei Murten" sowie zahlreiche historische Skizzen „Aus dem alten Murtengebiet" haben ihm ein gutes Andenken gesichert.

Robert de Flers ist nach einer Meldung vom 1. August in dem Badeort Vittel in den Vogesen im Alter von 54 Jahren gestorben. Er war lange Jahre hindurch literarischer Leiter des „Figaro" und gehörte auch der „Academie Française" an. Sein erster Lustspielerfolg hieß „Chouchette". Von seinen späteren Stücken, die er zum Teil mit Caillavet zusammen verfaßt hat, sind „Die Liebe wacht", „Prima Rosa", „Der König", „Die neuen Herren" über unzählige Bühnen Europas erfolgreich gegangen.

Georges Chennevière ist am 21. August im Alter von 42 Jahren in Paris gestorben. Er stand dem Kreis der Unamisten mit Jules Romains an der Spitze nahe und hat mit seinen Gedichten „Le Printemps", „Ode à Jaurès" sich eine gesicherte literarische Stellung gegründet. Mit Romains zusammen verfaßte er einen „Petit traité de versification".

James Oliver Curwood ist nach einer Meldung vom 21. August in Owosso (Mich.) noch bevor er das 50. Lebensjahr erreicht hatte, gestorben. Er war ein Neffe Marryats, hatte sich früh dem Journalismus zugewandt, hat dann aber Jahre hindurch die kanadische Wildnis als Jäger durchstreift. Seine Romane sind Abenteuer-Bücher, die aber einen gewissen Wert in Landschaftsschilderungen und Charakteristiken absonderlicher Käuze finden. Zu nennen sind „The Son of Kazan", „The Girl beyond the Trail".

Federico de Roberto ist im Alter von 66 Jahren in Catania gestorben. Er galt neben Giovanni Verga und Capuana als einer der Begründer der sizilianischen Literatur. Sein Hauptwerk „I Vicerè" schildert die politischen und sozialen Zustände vor der Einigung Italiens.

John St. Loe Strachey ist am 29. August im Alter von 67 Jahren gestorben. Als Herausgeber des „Spectator" hat er eine viel beachtete und viel umstrittene, immer aber sehr einflußreiche politische Wirksamkeit ausgeübt.

Kasimir Stanislawowitsch Baranzewitsch ist am 26. Juli in Leningrad im Alter von 76 Jahren gestorben. Er war 1851 in Petersburg von polnischen Eltern geboren und erfreute sich einst als Verfasser kleinerer Erzählungen und Novellen aus dem Kleinbürgerleben (Gesamtausgabe 1911 erschienen) einer gewissen Popularität. Aus Anlaß seines 50jährigen Schriftstellerjubiläums wurde ihm von der Sowjetregierung eine lebenslängliche Pension ausgesetzt.

Stojan Michailowski, der unter den bulgarischen Dichtern eine führende Stellung einnahm, ist in Sofia am 12. August gestorben. Er hat als Abgeordneter, Hauptsekretär im Justizministerium, Mitglied des Appellationsgerichts gewirkt und war im Jahre 1902 Vorsitzender des Mazedonischen Komitees geworden. Unter seinen Werken ragen „Novissima verba", „Freies Wort", „Lebende Ideen" hervor. Sein Drama „Wenn die Götter lächeln" ist 1922 mit großem Erfolg über die Bühne gegangen.

* * *

Rudolf G. Binding ist anläßlich seines 60. Geburtstages von der frankfurter Universität zum Dr. h. c. ernannt worden.

Wilhelm Schäfer ist von der marburger Universität die Würde eines Ehrendoktors verliehen worden.

Den frankfurter Goethe-Preis erhielt Stefan George. Der Text der Stiftungsurkunde lautet: „Stefan George, dem Dichter, der zu Zeiten der Verwirrung den Sprachgeist Goethes, Novalis' und Hölderlins für uns bewahrte, und doch in neuen Eigenformen den ewigen Sinn der Poesie bewies; der im Glauben an den geistigen Beruf des Wortes die Schönheit über dem bloß Beschreiblichen erkannte und der den Stoff der Welt durch Auswahl, Maß und Klang zum Geist der Welt verwandelte; der das dunkle und das strahlende Geheimnis der Dinge als ein Seher sah, und — zart im Einzelwort, doch weit in der Gebärde zur singenden Sprache brachte — —,

dem Lehrer und Leiter einer Generation von Männern der Dichtung und der Wissenschaft, die sie zur Heiligung des Wortes, zu Fleiß und Demut in der Übermittlung fremden Sprachwerks und zur ernsten Sehnsucht nach der geistigen Ganzheit erzog; der vor den leichten Kränzen des Erfolges warnte, der die Beherrschtheit der Person und die Strenge des dichterischen Schaffens forderte; der einem stofflich denkenden Geschlecht das Wort Symbol als Ziel der großen Poesie nach langem Irrtum neu befahl —,

der Persönlichkeit des idealen Menschen, der sich vom Geiste einzig formen ließ, dem unbeugsamen Walter seines Künstler-Willens, der ohne Nebenzweck und modischen Vergleich sein Werktum rein erhielt; der sich aus eigener Zucht und eigener Freiheit selbstisch zur eigenen Gestalt erhob, und doch die Demut vor dem Heiligen und Großen gleich einem Priester übte, —

ihm, Stefan George, der die goethische Würde des Dichters wie kaum ein Zweiter in unseren Tagen gehütet hat, ihm, dem Dichter, Lehrer und Menschen, sei zum ersten Male der Goethe-Preis der Stadt Frankfurt in Ehrfurcht und Bewunderung verliehen."

Der Beaumarchais-Preis, der der geschicktesten literarischen Leistung zu einem Reklamezweck dient, ist James de Coquet, einem Mitarbeiter des „Figaro" und der „Comedia", in Höhe von 20 000 Franken zuerkannt worden. Ermunterungsprämien von je 1000 Franken erhielten: Frau Colette, Prinzessin Bibesco, Eugène Marsan, Pierre Bost.

Der pariser Brieux-Preis, der im Betrag von 30 000 Franken für ein Bühnenstück ausgesetzt ist, das einer moralischen Idee dient, konnte in diesem Jahr nach Beschluß der französischen Akademie nicht verteilt werden; der Betrag wurde auf den nächsten Termin 1929 zurückgestellt.

Der hessische Staatspreis für Literatur (Georg Büchner-Preis), der am Verfassungstage verliehen wird, wurde von dem Staatspräsidenten dem Dichter Kasimir Edschmid zuerteilt.

Der erste Preis (30 000 Pesos) der argentinischen Literaturpreise ist Gustavo Martinez (Hugo Wast) für seine Dichtung „Desierto de Piedra" (Steinwüste) zuerkannt worden. Den zweiten Preis (20 000 Pesos) erhielt Roberto J. Payró für den Roman „El Capitán Vergara",

den dritten Preis (10 000 Pesos) Rómulo D. Carbia für seine „Historia de la Historiografia argentina“.

Die Preisaufgabe der Grimm-Stiftung der berliner Universität für das Jahr 1926 bis 1928 lautet: „Achim von Arnims Novellen“.

Der sozialdemokratische Erziehungs- und Schulverein „Freie Schule Kinderfreunde“ hat ein Preisausschreiben erlassen für Theaterspiele, die für Arbeiterkinder geeignet sind. Preise von 500, 300 und 100 Mark sind ausgesetzt.

Unter dem Protektorat des Gouverneurs von Rom hat das Theater Argentina einen Wettbewerb für das beste, mindestens dreiaktige Gegenwartsstück ausgeschrieben. Den Vorsitz im Preisgericht führt Pirandello. Das preisgekrönte Stück wird im Theater Argentina aufgeführt werden.

Ein Freund und Verehrer Paul Valérys hat ein Museum errichtet, das nicht nur sämtliche Auflagen von Valérys Werken, sondern auch alle erdenklichen Korrekturbogen, Zeichnungen, Photographien enthält.

Max Brods Renaissanceroman „Rëubeni“ erschien russisch (im moskauer Staatsverlag) und polnisch (Przeglod) und wurde für die englische (Knopf, N.-Y.), italienische (Alpes, Mailand) und tschechische (Topic) Übersetzung erworben.

Alfred Neumanns Roman „Der Teufel“, der mit dem Kleistpreis 1926 ausgezeichnet wurde, ist bereits ins Englische, Ungarische, Schwedische, Dänische und Norwegische übersetzt worden.

Hellmuth Ungers Schauspiel „Wunder um Beatrice“ ist in der holländischen Übersetzung von J. Simons-Mees für Amsterdam zur Uraufführung erworben worden.

Lion Feuchtwangers „Häßliche Herzogin“ wurde von Aktiebolaget Skoglunds Bokförlag (Stockholm), zur Übersetzung in die schwedische Sprache erworben.

Der Verlag Putnams Sons (London) erwarb die Übersetzungsrechte von Emil Ludwigs Trilogie „Bismarck“.

Die Gesellschaft für das deutsche Schrifttum e. V. (Franz Alfons Gayda) ruft zu einer Eberhard-König-Spende auf, die zur Unterstützung des Dichters gedacht ist, nachdem seine Wohnung durch Feuer vernichtet worden ist.

* * *

Für Emile Verhaeren ist in seinem Geburtsort Saint Amand-Les-Puers bei Antwerpen ein Ehrengrabmal errichtet worden, in das seine sterblichen Reste überführt werden sollen.

Die griechische Regierung hat anläßlich der Gedächtnisfeier für Wilhelm Müller nach Dessau eine Gedenkplatte mit der Aufschrift „Das dankbare Griechenland“ gesandt.

Auf dem Speicher des Verlags C. F. Miller, Karlsruhe, hat Archivdirektor K. Obser in einer Kiste ein Paket von etwa 240 Quartblättern, die mit Hebels eigener Hand beschrieben sind, entdeckt. Sie enthalten neben Predigtentwürfen, Präparationen für den Unterricht, mannigfache Notizen von hohem biographischen Wert.

Der Nachlaß Malwida von Meysenbugs ist der weimarer Landesbibliothek zugeführt worden. Unter den Schenkungen, die der Bibliothek gemacht wurden, befinden sich auch Briefe Immermanns an seine Familie nebst Manuskriptseiten und der Briefwechsel Rainer Maria Rilkes mit dem Freiherrn von Ungern-Sternberg.

Der französische Verleger Laville hat eine illustrierte Ausgabe von Schillers „Glocke“ für Bibliophile veranstaltet; die Übersetzung wird gerühmt.

Eine Gesamtausgabe der Werke von Emile Zola, auf fünfzig Bände berechnet, wird von dem Verleger François Bernouard mit Unterstützung der Erben von Zola und unter Leitung von Zolas Schwiegersohn, Maurice Le Blond, veranstaltet.

Der Bericht der schweizerischen Schiller-Stiftung weist auf 5800 Mitglieder, die im Jahr 1926 21,705 Franken an Beiträgen entrichteten. An Legaten und anderen freiwilligen Zuwendungen sind der Stiftung im gleichen Zeitraum 13 425 Franken zugeflossen.

Der rheinische Philologentag hat dagegen Protest erhoben, daß auf dem Philologentag Gustav Roethes „Reden“ in Auswahl als Festgabe an die Teilnehmer verteilt worden sind.

Die „Öffentliche Staatsbibliothek“ in Leningrad hat aus ihrem überreichen Archiv eine Sammlung von bisher ungedruckten zirka 150 Briefen russischer, führender Schriftsteller an A. S. Ssuworin, den seinerzeit so einflußreichen Redakteur der „Nowoje Wremja“, veröffentlicht. Die Korrespondenz umfaßt den Zeitraum von 1860 bis in die Vorkriegszeit, und unter den zwanzig Briefschreibern befinden sich Ssaltykoff-Schtschedrin, L. Tolstoj, Dostojewskij, Gontscharoff, Ljeskoff, W. Rosanoff, Tschechoff u. a. Als Herausgeber des Bandes zeichnet Professor D. J. Abramowitsch. (P. E.)

Der Magistrat Insterburg beabsichtigt die Drucklegung einer Stadtchronik, deren Manuskript verfaßt ist 1861 von Staatsrat Friedrich von Kruse, 1790—1866, Universitätsprofessor in Halle und Dorpat. Alle Auskünfte über die Persönlichkeit des Chronisten und seine Beziehungen zu Insterburg sind sehr erwünscht. Es wird gebeten, sich mit dem Herausgeber, Stadtbibliothekar Bahrt, Insterburg, in Verbindung zu setzen.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Wintersemester 1927/28 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

AACHEN (Technische Hochschule): Brüggemann, Deutsche Literatur in der Zeit des Sturms und Drangs (Goethes Jugend). Entwicklung des deutschen Seelenlebens (Deutsche Kulturgeschichte) als Grundlage einer psychogenetischen Literaturwissenschaft. Übung an Hand der Romane von Friedrich Spielhagen. Scharff, Neue französische Literaturgeschichte. Jesse, La Novelle del Trecento. — BASEL: Nef, Das deutsche Lied vom Minnesang bis zur Romantik. Zinkernagel, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Renaissance und des Barock. Geschichte der deutschen Lyrik. Goethes „Wilhelm Meister“. Ausgewählte Balladen. Tappolet, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Janner, Il Decamerone di Giovanni Boccaccio. Walser, Die italienische Literatur des 19. Jahrhunderts. La letteratura italiana dopo il 1900. — BERLIN: Herrmann, Geschichte des deutschen Dramas. Petersen, Schiller. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Übungen über deutsche Barocklyrik. Weber, Heinrich von Kleist.

Übungen über Gottfried Kellers „Sieben Legenden". Brandl, Shakespeare, seine Vorgänger und sein Theater. Balladenkritik. Dibelius, Englische Literatur im Zeitalter der Romantik. Daniel Defoe. Pender, Studies in the English Novel of the 19th Century. Essays on Literary Subjects. Schönemann, Amerikanische Literatur seit 1870. Gad, Andersens Leben und Dichtung. Neuere dänische Literatur. Marcus, Zur schwedischen Literatur. Nietzsche und der Norden. Übungen zur nordischen Literaturgeschichte. Neckel, Norwegische Balladen. Rosenqvist, Moderne finnische Literatur. Wechßler, Geschichte der französischen Literatur von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Petrone, Allgemeine Geschichte der italienischen Literatur. La Commedia di Carlo Goldoni. Sponer, Die wichtigsten spanischen Literaturdenkmäler. Brandão, Portugiesische Literatur der Gegenwart. Tzenoff, Neuere bulgarische Literaturgeschichte. — BERN: Fränkel, Geschichte der deutschen Lyrik von Hölderlin bis zu Rilke. Übungen zur Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. von Greyerz, Heinrich Federers Werke. Maync, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert (Romantik bis Naturalismus). Schillers Leben und Werke. Kleist-Übungen. Kolloquium über die Literaturgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Funke, Geschichte der englischen Literatur vom Zeitalter Chaucers bis zur Renaissance. Aus der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts. de Reynold, Histoire de la littérature française moderne: Pascal et son temps. Romanciers contemporains. Jaberg, Geschichte der italienischen Literatur: Renaissance. Lettura italiana (Rinascimento). Niggli, Giosuè Carducci poeta e prosatore. — BONN: Enders, Gottfried Keller. Aufgaben der rheinischen Dichtungsgeschichte. Von der Romantik zum Realismus. Hempel, Deutsche Verslehre. Müller, Das Volkslied. Schneider, Geschichte des deutschen Prosastils im 18. Jahrhundert. Walzel, Deutsche Dichtung vom Mittelalter bis zur Neuzeit. Goethe. Barock in deutscher Dichtung. Schirmer, Frühzeit der englischen Romantik. Gaufinez, Entretiens sur Molière. La littérature française dans la seconde moitié du XIXe siècle. Bertoldi, Lettura e commento di poesie e prose moderne. — DRESDEN (Technische Hochschule): Janentzkij, Das Zeitalter des Sturms und Drangs. Problem der Tragödie. Poesie und Poetik in der idealistischen Epoche. Klemperer, Ausgewählte Kapitel der neuesten französischen Literatur. Hittmair, Shakespeare und seine Zeit. — ERLANGEN: Geißler, Goethes Faust als Klangkunstwerk. May, Neuere deutsche Lyrik I: Goethe. Literaturgeschichtliche Übungen. Brotanek, Shakespeares Werke. Edwards, Anglo-Irish literature since 1890. Pirson, Französische Literaturgeschichtliche Übungen. — FRANKFURT a. M.: Pfeiffer-Belli, Goethe und das Theater. Schultz, Das deutsche Drama und Theater vom Ausgang des Mittelalters bis ins 19. Jahrhundert. Die deutsche Literatur von Nietzsche bis zur Gegenwart. Übungen über Heinrich von Kleist. Sommerfeld, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barock. Schillers ästhetische Schriften. von Petzold, Some recent English Literature. Petriconi, Vergleichende Geschichte der französischen und spanischen Literatur. Bernay, La dramaturgie française d'aujourd'hui, directions nouvelles. — FREIBURG i. Br.: Newald, Goethes „Faust". Witkop, Die deutsche Dichtung vom Ende des Dreißigjährigen Krieges bis zum Sturm und Drang. Der deutsche Roman seit Thomas Mann. Die deutsche Novelle. Brie, Einführung in Shakespeare. Paufler, Voltaire, sa vie, son œuvre. Kresling, Das geistige Rußland (Einführung in das Studium der russischen Literatur). — FRIBOURG (Suisse): Müller, Geschichte der neueren deutschen Literatur II: Von der Renaissance zum Barock. Einführung in die Literaturwissenschaft. Oehl, Geschichte der angelsächsischen Literatur. Benett, English Literature before Shakespeare. English Prosody. Moreau, Milieux et groupes littéraires sous la monarchie de juillet. De Fénelon à J. J. Rousseau. Arcari, Le più belle novelle del Decameron. Herzog von Sachsen, Leo Tolstoj. — GIESSEN: Collin, Heinrich von Kleist. Viëtor, Das deutsche Volkslied. Die deutsche Frühromantik. Hebbel. Rhythmus und Reim des deutschen Verses. Bayliß, The Sea and Seamen in English Literature. Fischer, Oscar Wilde und die Dichtung der englischen Dekadenz. Vlamynck, La littérature française au XVIIIe siècle. Hirt, Indische Kultur und Literatur. — HAMBURG: Berendsohn, Volksmärchen und Kunstmärchen. Büchner und Grabbe. Vergleichende Prosastil-Untersuchungen (Goethe, Hauptmann, Thomas Mann). Meyer-Benfey, Moderne Mystik. Übungen zu Kleist's Dramen. Mönckeberg-Kollmar, Dichtung und sprachliche Gestaltung, aufgezeigt an Rainer Maria Rilke. Petsch, Wesen und Formen der Dichtung. Goethes Altersdichtung. Wolff, Die bedeutendsten Vertreter des neuesten englischen Romans. Shakespeares „Hamlet". Berendsohn, Schwedische Literaturgeschichte seit 1870 (Strindberg, von Heidenstam, Lagerlöf und ihre Zeit). Neue schwedische Lyrik. Skalberg, Holberg und seine Zeit. Den dansk litteratur i tiden mellem Holberg og Oehlenschläger. Brulez, Victor Hugo et Sainte Beuve. Merriggi, Prosatori italiani moderni. Pino Saavedra, La prosa hispano-americana desde 1850. von Reybekiel, Geschichte des polnischen Romans. Forke, Chinesische Literatur. Florenz, Japanische Dramen in Auswahl. — HEIDELBERG: Boucke, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Heinrich Heine. von Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im klassischen Zeitalter (von Lessing bis Schillers Tod). Einführung in das Studium der deutschen Literaturgeschichte. Hoops, Englische literarhistorische Übungen. Jourdan, La critique française depuis Brunetière. Olschki, Molière. Pellegrini, Das moderne italienische Theater. Zimmer, Tagores symbolische Gestalt. Hartmann, Moderne türkische Dichter. — JENA: Leitzmann, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert (Forts.). Michels, Deutsche Literaturgeschichte im Zeitalter der Klassiker und Romantiker. Übungen über Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt. Fischer, A survey of Victorian Prose. Anglo-Irish Literature. Flasdieck, Englische Literatur- und Geistesgeschichte im Zeitalter Johnsons. Kirchner, Contemporary American Drama. II. Engberg, Schwedische Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert (Forts.). Gelzer, Französische Literaturgeschichte vom Ende des Naturalismus bis zur Gegenwart. Olivier, Der französische Roman in den letzten 75 Jahren. Gomez de Ortega, Die Haupterscheinungen der spanischen Literatur. — KIEL: Kauffmann, Geschichte der deutschen Literatur. II. Wolff, Goethe. „Wilhelm Meisters Wanderjahre." Bühnengeschichte Hebbels. Koelbing, Modern English Novelists. Wildhagen, Literarhistorische Übungen über das modern-englische Drama. Skalberg, Lektüre von dänischer Lyrik und Epik. Det holbergske tidsrum. Peterson, 1700-tales kuturella och litterära liv. (Schwedisch.) Ebeling, Französische literarische Übungen über die neuere Zeit. Gallay, Littérature française moderne. Küchler, Die Lyrik der Parnassiens mit Proben. Keller, Die russische mündliche Volksdichtung (Die Bylinen). — KÖLN: von der Leyen, Deutsche Dichtung im Überblick (von den Anfängen bis zu Goethes Tod). Deutsche Mystik. Niessen, Friedrich Hebbel. Wrede, Deutsche Mythologie, besonders rheinische, auf Grundlage der Sagenüberlieferung. Rüschkamp-Whitehead, Contemporary Authors. Thomas Hardy. Schöffler, Shakespeares Leben und Werke bis zum „Hamlet". Schröer, Geschichte der schottischen Sprache und Literatur, mit Erklärungen ausgewählter Gedichte von Robert Burns. von der Leyen, Nordische Dichter der Gegenwart. Lorck, Die nachmolièresche französische Komödie des 17. und 18. Jahrhunderts. Perrot, Le mouvement littéraire contemporain. Victor Hugo. Scheftelowitz, Die Literatur Indiens. — KÖNIGSBERG i. Pr.: Jenisch, Inszenierung

Goethischer Dramen. Nadler, Deutsche Romantik. Herder und die Romantik. Pillet, Geschichte der französischen Literatur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Servais, Le théâtre français contemporain. Rost, Übungen zur russischen Literatur des 19. Jahrhunderts. — LEIPZIG: de Boor, Deutsche Mythologie. Jolles, Einführung in die Literaturwissenschaft. Korff, Aufklärung, Rokoko und Sturm und Drang. Obenauer, Nietzsche und seine Zeit. Witkowski, Roman und Novelle der neueren und neuesten Zeit, vornehmlich in Deutschland. Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Renaissance und des Barocks (1450—1750). Ekman, Die „gotische" Dichtung Schwedens. Becker, Die romanischen Literaturen im Überblick. Friedmann, Geschichte der französischen dramatischen Literatur im Zeitalter der Klassik. Balzac und Stendhal. Raymond, Le roman français de 1850 à 1900. Explication de poèmes français contemporains. Weller, Chinesische buddhistische Märchen. — MARBURG: Elster, Geschichte der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts. Goethes und Schillers Balladen. Deutschbein, Englische Literatur im Zeitalter der Aufklärung und Vorromantik. Übungen zu Shakespeare. Diffené, The Short Story in Modern Literature. Modern English Humorists. Outstanding Types in Contemporary Literature. Glaser, Übungen über Victor Hugo. Spitzer, Die französische Literatur im 19. Jahrhundert (Realismus, Naturalismus, Symbolismus). Die spanischen Romantiker. Vlamynck, Le mouvement philosophique et littéraire au XVIIIe siècle. Erklärung ausgewählter Komödien Molières. André Gide. — MÜNCHEN: Borcherdt, Schiller. Geschichte des deutschen Dramas und Theaters von der Klassik bis zur Gegenwart. Die Anschauungen von bildender Kunst in der Literatur von Lessing bis zur Romantik. Kutscher, Die deutsche Literatur der Romantik. Grundsätze der literarischen Kritik und deutschen Stilkunde. Strich, Deutsche Literatur und Weltliteratur. Förster, Geschichte der englischen Dichtung seit 1830. Simon, Französische Literatur im 19. Jahrhundert (zweite Hälfte). Voßler, Französische Literatur des 19. Jahrhunderts. Vincenti, Poeti dell' Ottocento. Marguliès, Geschichte der südslawischen Literaturen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. — MÜNSTER i. W.: Hübner, Das deutsche Volkslied. Magon, Der deutsche Roman von der Renaissance bis zur Romantik. Heinrich von Kleist. Schillers Balladen. Schulte-Kemminghausen, Annette von Droste-Hülshoff. Schwering, Die deutsche Lyrik seit Goethe. Keller, Englische Literatur der Victorianischen Zeit. van Sint-Jan, Mittelniederländische lyrische Gedichte. Decroos, La poésie lyrique française de 1850 à nos jours. — ROSTOCK i. M.: Flemming, Deutsche Literatur- und Geistesgeschichte im Zeitalter des Barock. Imelmann, Englische Literatur der Aufklärung. Björkman, Litterära porträtt av nyare svenska och norska diktare. Geschichte der neueren schwedischen Literatur. Spehr, Les grands courants de la littérature française de 1880 à nos jours. Zenker, Victor Hugos Lyrik. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Die deutsche Dichtung von 1850 bis zur Gegenwart. Schneider, Das deutsche Drama von Gottsched bis zur Gegenwart. Franz, Shakespeares Werke. Coll, American Prose Literature of the Nineteenth Century. Schneider, Henrik Ibsen. Rebensburg, Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert. Rohlfs, Spanische Lyrik. — WIEN: Arnold, Grundriß der Poetik (Spielarten von Drama und Film). Übungen auf dem Gebiet der Faust-Literatur. Castle, Der junge Goethe (Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. III.). Übungen an Detlev von Liliencrons Gedichten. Grundlagen der deutschen Literatur in Österreich. Hock, Grundlinien einer Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Kluckhohn, Die deutsche Romantik. Koch, Mystik und Irrationalismus in der neueren deutschen Dichtung. Übungen an Goethes „Faust". Payer-Thurn, Der Orient in der deutschen Literatur. Touaillon, Moderne Lyrik (von Liliencron bis Stefan George). Übungen zur modernen Literatur. Wild, Englische Romantik. Wurzbach, Grundriß der französischen Literaturgeschichte. III. Teil. Eibl, Italienische Lyriker des 19. Jahrhunderts. — WÜRZBURG: Jiriczek, Übungen an Dichtungen des 18. Jahrhunderts. Woerner, Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts (I. Hälfte). Heinrich von Kleist, Leben und Dichtung. Goethes „Westöstlicher Diwan". Klavehn, Introduction to the Works of Bernard Shaw, with the interpretation of „St. Joan". Franz, Die französische Literatur von der Renaissance bis zur klassischen Zeit. von Jan, Hundert Jahre französischer Romantik. Vernay, La dramaturgie française d'aujourd'hui, directions nouvelles. — ZÜRICH: Ermatinger, Lessing, Herder und der Sturm und Drang. Schiller. Die Ballade im 18. und 19. Jahrhundert. Faesi, Hebbel, Ibsen. Deutsche Lyrik seit Nietzsche. Übungen am modernen deutschen Drama und Theaterkritik. Fehr, Shakespeare and his age. Spoerri, Histoire de la littérature française du 19e siècle: le Réalisme. La lyrique après Baudelaire. Wittmer, Alfred de Vigny, le poète et le philosophe. — ZÜRICH (Eidgenössische Technische Hochschule): Ermatinger, Die Weltanschauung der deutschen Klassiker. Beurteilung und Deutung dichterischer Werke. Schaer, Th. Storms Leben und Dichtungen. Die Lyrik, ihr Wesen und ihre Probleme. Deutsche Lyrik der neueren Zeit. Pfändler, Charles Dickens: His works and his time. Ermatinger, August Strindberg, sein Werk und seine Bedeutung. Kohler, Grands prosateurs de la Renaissance (Rabelais, Calvin, Montaigne) Le romantisme français, origines et constitution. Ecrivains suisses romands d'aujourd'hui: Ramuz, de Reynold, de Traz etc. Pizzo, La letteratura del Rinascimento.

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Neuerscheinungen 1927

der Verlage

Julius Bard, G. m. b. H. und Frankfurter Verlags-Anstalt A.-G.

Richard Krautheimer: Mittelalterliche Synagogen. 260 Seiten mit 100 meist ganzseitigen Abbildungen broschiert M. 16,—, in Ganzleinen gebunden M. 19,—. Seitenformat 17:25 cm mit Unterstützung der Gesellschaft zur Erforschung jüdischer Kunstdenkmäler. Das erste Werk über dieses Thema. Abbildungen nach Photographien, alten Stichen, Radierungen und Holzschnitten. Kapitel 1: Kunst und Religion; 2: Antike Synagogen 'in Galiläa 3: (Hauptteil) Mittelalterliche Synagogen. Erscheint im Oktober.

Frava.

Die Handzeichnungen des Peter Paul Rubens. Herausgegeben von Gustav Glück und Franz Haberditzl mit zirka 250 ganzseitigen Abbildungen. Format 23:29 cm. Preis broschiert M. 42,—, gebunden M. 47,—. Hofrat Professor Dr. Glück ist der Direktor der Gemäldegalerie in Wien, Hofrat Professor Dr. Haberditzl ist Direktor des Belvedere in Wien. Das Werk umfaßt alle Handzeichnungen von Rubens aus dem Besitz der internationalen Museen und der großen Sammler. Erscheint im Oktober.

Julius Bard.

Bard's Museumskalender 1928. Preis M. 3,—. Erscheint Anfang September in der bekannten Ausstattung mit 20 mehrfarbigen und 33 einfarbigen Blättern.

Julius von Schlosser: Präludien. Vorträge und Aufsätze mit 16 Abbildungen. 400 Seiten im Format 15:22 cm. Broschiert M. 14,—, gebunden M. 17,—. Inhalt: Heidnische Elemente in der christlichen Kunst des Altertums; Die Entwicklung der Medaille; die höfische Kunst des Abendlandes in byzantinischer Beleuchtung; Die Entstehung Venedigs; Venedig im 18. Jahrhundert; Ferrara; Zur Genesis der mittelalterlichen Kunstanschauung; Randglossen zu einer Stelle Montains; Gespräch von der Bildniskunst; Der Weltenmaler Zeus; Die florentinische Künstleranekdote; Filippo; Velanis Kapitel über die Kunst in Florenz; Zwei holländische Bildner in Deutschland; Armeleutekunst alter Zeit; Das Salzfaß des Benvenuto Cellini; Eine Frauenbüste der Renaissance; Fünf italienische Bronzen; Vanitas; Musikinstrumente der Vergangenheit; Goya; Kunsthistorische Romantik; Zur Philosophie des Kunstsammelns. Sämtliche Aufsätze werden hier zum erstenmal in Buchform veröffentlicht. Erscheint im September. Julius Bard.

Leben des heiligen Porphyrius, Bischofs von Gaza. Beschrieben von dem Diakon Markus, übersetzt und herausgegeben von Dr. Georg Rohde, Marburg. In Leinen gebunden M. 3,80, 132 Seiten stark, neuester Band der Sammlung Hortus deliciarum. Die erste deutsche Ausgabe der berühmten Biographie, die um das Jahr 400 zur Zeit der großen Kämpfe zwischen Christentum und griechisch-orientalischem Götterglauben geschrieben wurde. Erscheint Anfang August. Julius Bard.

Uvo Hoelscher: Die Kaiserpfalz Goslar. 180 Seiten mit 60 Textabbildungen, ferner mit 18 Lichtdrucktafeln und 10 Plänen. Format 25:35 cm. Broschiert M. 30,—, in Leinen gebunden M. 36,—. Der erste Band einer Serie über die Kaiserpfalz in Deutschland. Der Verfasser ist Dr.-Ing. und Professor an der Technischen Hochschule zu Hannover. Erscheint im Oktober. Frava.

Marc Rosenberg: Der Goldschmiede Merkzeichen. III. Auflage. Schlußband: Ausland mit einem Anhang Byzanz. Zirka 720 Seiten mit vielen Stempeln und 30 ganzseitigen Tafeln. Preis broschiert M. 100,—, in Leinen gebunden M. 110,—, in Halbleder gebunden M. 120,—, in handgebundenem Halblederband M. 150,—. Mit diesem im Spätherbst erscheinenden Band liegt das große Standardwerk, das nunmehr rund 10 000 Stempel (gegen 200 der ersten Auflage) umfaßt, abgeschlossen mit allen Registern vor. Frava.

Paul Jacobsthal: Ornamente griechischer Vasen. Ein Textband von 240 Seiten, ein Tafelband mit 150 einseitig bedruckten Lichtdrucktafeln. Format 25:35 cm. Broschiert M. 160,—. Der Text in Ganzleinen gebunden, die Tafeln in einem mit dem gleichen Leinen überzogenen Kasten zusammen M. 172,—. Die acht Lieferungen der Tafeln sind bereits ausgegeben. Der Textband erscheint im September. Frava.

Kurt Kroner: Plastik. Mit einer Einleitung von Gerhart Hauptmann. Herausgegeben von Dr. Otto Grautoff. Mit 104 einseitig bedruckten Lichtdrucktafeln und 4 Textvignetten. Format 23:29 cm. In Leinen gebunden M. 36,—, numerierte Vorzugsausgabe auf Bütten in Ganzleder gebunden M. 100,—. Erscheint im September. Mit vielen Porträtbüsten bekannter Persönlichkeiten: Hindenburg, Einstein, Hauptmann, Toller usw. Julius Bard.

Alfred Breslauer: Ausgeführte Bauten. Eingeleitet von Wilhelm von Bode. Herausgegeben unter Mitarbeit von Hermann Schmitz. Mit 100 Lichtdrucktafeln, darunter 4 mehrfarbigen und 69 Abbildungen im Text. In Leinen gebunden M. 36,—. Bereits im Juli erschienen. Julius Bard.

Beethovens Briefe. Herausgegeben von Curt Sachs, Professor an der Staatlichen Hochschule für Musik zu Berlin. IV. Auflage, mit 10 Bildbeigaben und einem Brieffaksimile. In Leinen gebunden M. 4,—. Neuauflage des Hortus deliciarum. Ist bereits in diesem Frühjahr zur Beethoven-Feier erschienen. Julius Bard.

Ernst Benkard: Das ewige Antlitz. Eine Sammlung von Totenmasken vom 15. Jahrhundert bis zur neuesten Zeit mit einem Geleitwort des Bildhauers Georg Kolbe. Mit 120 ganzseitigen Abbildungen. Format 17:25 cm. Broschiert M. 12,—, in Leinen gebunden M. 15,—. Die zweite Auflage, ein durchgesehener Neudruck der ersten ist soeben erschienen. Frava.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Delmont, Joseph. Von lustigen Tieren und dummen Menschen. Eine Melange. Berlin 1927, Neue Berliner Verlagsgesellschaft m. b. H. 323 S. Geb. M. 4,—.

Drygalski, Irma von. Im Schatten des Heiligen Berges. Sechs Dichternovellen um Heidelberg. Mit 7 Illustrationen von E. G. Mosler. Heidelberg, Paul Braun. 99 S. Geb. M. 2,50.

Frank, Leonhard. Karl und Anna. Berlin 1926, Propyläen-Verlag. 174 S.

Fries, Elisabeth. Schatten über dem Rhein. Roman. Berlin-Leipzig 1927, K. F. Koehler. 215 S. Geb. M. 5,—.

Huebner, Fr. M. Das andere Ich. Roman aus Paris. Frankfurt a. M. 1927, Iris-Verlag. 182 S.

Noack, Victor. Die Untersten. Geschichte aus dem berliner Scheunenviertel. Berlin 1927, Der Syndikalist. 136 S. M. 1,50 (2,50).

Nord, F. R. Nafuhsa. Ein arabischer Roman. Berlin-Leipzig 1927, K. F. Koehler. 370 S. Geb. M. 7,—.

Richter, Hans. T. 1000. Roman eines Riesenflugzeuges. Hannover 1927, Adolf Sponholtz. 237 S. Geb. M. 5,50.

Sochaczewer, Hans. Henri Rousseau. Novelle (Die Liebhaberbibliothek). Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 116 S. M. 1,50 (2,50).

Spiegel-Bücher. Bd. 1. Emil Ertl, Leidenschaft. Zwei Novellen. 129 S. — Bd. 2. H. H. Schefter, Yankees und Indianer. 172 S. — Bd. 3. Alfred Schirokauer, Der Tanz auf der Weltkugel. Roman 126 S. — Bd. 4/5. Georg Hirschfeld, Opalritter. Roman. 261 S. — Bd. 6. Manfred Georg, Räubergeschichten. 145 S. — Wien 1927, Spiegel-Verlag G. m. b. H. Je M. 1,50 (2,50), für die Doppelnummer M. 2,50 (3,50).

* * *

Challis, George. Der Despot. Roman. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Paul Baudisch (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 319 S. Geb. M. 2,85.

Grey, Zane. Der Mann aus dem Walde. Roman. Aus dem Amerikanischen übertragen von Paul Baudisch (Romane der Welt). (Ebenda.) 424 S. Geb. M. 2,85.

London, Jack. Die eiserne Ferse. Mit einer Einführung von Anatole France. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 294 S. Geb. M. 4,80.

Wodehouse, P. G. Nimrods Tochter. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von Franz Fein (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 312 S. Geb. M. 2,85.
André, Marius. Das wahre Abenteuer des Christoph Columbus. Ber. Übertragung aus dem Französischen von Johannes Eckardt. Wien 1927, Hans Epstein. 336 S.
Dupuy-Mazuel, H. Der Schachspieler. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Singer (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 285 S. Geb. M. 2,85.
Coster, Charles de. Tyll Ulenspiegel und Lamm Goedzak. Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Mit einem Nachwort des Übersetzers. 54.–63. Tausend. Jena 1927, Eugen Diederichs. 606 S.
Insua, Alberto. Weib, Torero und Stier. Roman. Aus dem Spanischen übersetzt von Elisabeth Wacker (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachfolger. 317 S. Geb. M. 2,85.

Lyrisches und Episches

Bertram, Ernst. Der Rhein. Ein Gedenkbuch. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 173 S.
Krauß, Ernst. Holland. Amsterdam 1926, Joh. M. Meulenkoff. 68 S.
Dante. Die lyrischen Gedichte. Neuübertragen von Richard Zoozmann. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Karlsruhe i. B. 1927, C. F. Müller. 310 S.

Dramatisches

Goetz, Bruno. Der Lobgesang. Ein Hymnus mit Sprechchören. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 63 S. M. 1,80.
Norddeutsche Laienspiele. 1. Manfred Hausmann, Marienkind. Legendenspiel. 46 S. – 2. Erich Scharff, Durchkreuzungen. Scherzspiel. 51 S. – 3. Willi Kagelmacher, Rapunzel. Ein Märchenspiel nach dem Grimmschen Märchen. 22 S. – 4. Walther Teich, Meister Schlich. Eine Komödie. 55 S. – Berlin, Eduard Bloch.

Literaturwissenschaftliches

Arens, Eduard. Werner von Haxthausen und sein Verwandtenkreis als Romantiker. Aichach 1927, Lothar Schütte. 94 S. M. 4,–.
Bachofen, J. J. Selbstbiographie und Antrittsrede über das Naturrecht. Herausgegeben und eingeleitet von Alfred Baeumler (Philosophie und Geisteswissenschaft, V. Bd.) Halle a. S. 1927, Max Niemeyer. 66 S. M. 2,40.
Bebermeyer, Gustav. Tübinger Dichterhumanisten. Bebel-Frischlin-Flayder. Der Eberhardina Karolina zu ihrem 450jährigen Jubelfest. Tübingen 1927, H. Lauppsche Buchhandlung. 108 S. M. 4,50 (7,–).
Böhm, Wilhelm. Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen". Halle a. S. 1927, Max Niemeyer. 188 S. M. 9,– (10,50).
Das Wilhelm Schmidtbonn-Buch. Herausgegeben von Max Tau. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 434 S.
Depta, Max Victor. Lope de Vega. Breslau 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 343 S. M. 8,50 (10,–).
Doerne, Martin. Die Religion in Herders Geschichtsphilosophie. Leipzig 1927, Felix Meiner. 166 S.
Geschichte der deutschen Philologie in Bildern. Eine Ergänzung zu dem deutschen Literaturatlas von Könnecke-Behrend. Aus Anlaß des fünfzigjährigen Bestehens der Gesellschaft für Deutsche Philologie. Herausgegeben von Fritz Behrend. Marburg 1927, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 78 S. Geb. M. 12,–.
Hatzfeld, H. „Don Quijote" als Wortkunstwerk. Die einzelnen Stilmittel und ihr Sinn. Leipzig 1927, B. G. Teubner. 292 S. M. 10,– (12,–).
Ingerslev, Frederik. Genie und sinnverwandte Ausdrücke in den Schriften und Briefen Friedrich Schlegels. Eine semasiologische Untersuchung. Berlin 1927, Askanischer Verlag. 235 S.
Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. 13. Bd. Im Auftrag des Vorstandes herausgegeben von Max Hecker. Weimar 1927, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 419 S.
Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft. 1925 und 1926. Herausgegeben von Georg Minde-Pouet und Julius Petersen. Berlin 1927, Weidmannsche Buchhandlung. 189 S.
Scheffner. Briefe an und von Johann Georg Scheffner. Herausgegeben von Arthur Warda. Bd. III, Teil I. (Neumann.) München 1927, Duncker & Humblot. 269 S. M. 10,–.
Schmidt, Adalbert. Ein unbekannter Großer. Zum zwanzigsten Todestag Wilhelm Holzamers. Wien 1927, Wilhelm Braumüller. 40 S.
Stockhausen, Julius. Der Sänger des deutschen Liedes. Nach Dokumenten seiner Zeit dargestellt von Julia Wirth, geb. Stockhausen. Frankfurt a. M. 1927, Englert & Schlosser. 544 S. Geb. M. 14,–.

Verschiedenes

Brunner, Constantin. Die Lehre von den Geistigen und vom Volk. Bd. I/II. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 1167 S.
Die Arbeitsschule in Sowjet-Rußland. Königsberg i. Pr. 1927, Osteuropa-Verlag. 47 S. M. 1,30.
Foerster, Erich. Adalbert Falk. Sein Leben und Wirken als preußischer Kultusminister, dargestellt auf Grund des Nachlasses unter Beihilfe des Generals d. J. Adalbert von Falk. Gotha 1927, Leopold Klotz. 712 S.
Hirschfeld, Ludwig. Das Buch von Wien (Was nicht im „Baedeker" steht, Bd. II). München 1927, R. Piper & Co. 278 S. Geb. M. 3,60.
Luschan, Felix von. Völker, Rassen, Sprachen. Berlin 1927, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H. 385 S.
Mailly, Anton. Sagen aus dem Bezirk Mistelbach in Niederösterreich. Wien 1927, Im Selbstverlag. 58 S.
Mathar, Ludwig. Wunder der Heimat. Ein Führer durch Montjoie und seine Umgebung. Montjoie, Druck und Verlag von Jacob Weiß. 192 S. M. 2,75.
Oppeln-Bronikowski, Friedrich von. Abenteuer am Preußischen Hof 1700–1800. Mit 16 Bildern. Berlin 1927, Gebr. Paetel. 215 S. M. 5,– (7,–).
Placzek, Siegfried. Freundschaft und Sexualität. 6. Auflage. Berlin 1927, A. Marcus & E. Weber. 188 S.
Poeppig, Eduard. Im Schatten der Cordillera. Reisen in Chile. Bearbeitet und eingeleitet von Wahrhold Drascher. Stuttgart 1927, Strecker & Schröder. 301 S. M. 8,– (10,–).
Seitz, Johannes. Naturwissenschaftliche Weltanschauung eines Mediziners. Sachen, Tatsachen, Auffassungen, Zeichen, Müssen, Wollen, Handeln. Zürich 1927, Rascher & Cie. 170 S.
Sudetendeutsches Jahrbuch, III. Bd. Augsburg 1927, Johannes Stauda. 295 S. M. 7,50 (9,–).

Redaktionsschluß: 5. September

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Was ist ein Roman?

Von Alexander von Gleichen-Rußwurm (München)

Da wir alle entweder Romane lesen oder gelesen haben, glauben wir alle zu wissen, was ein Roman ist. Wir haben auch irgendwo irgendwelche Definition gesehen, die es unternahm, den Roman reinlich von der Novelle zu unterscheiden. Aber in Wirklichkeit ist es nicht leicht, das Wesen des Romans zu fassen und tadellos sein Wesen zu erklären. Wahrscheinlich wären selbst berufene Preisrichter um die richtige Antwort verlegen, obwohl sie nicht nur zu entscheiden haben, was ein Roman, sondern was ein guter, was ein mustergültiger Roman ist.

Der moderne Roman ist die jüngste allgemeingültige Kunstform. Er setzte vor etwa zweihundert Jahren mit den ersten neuzeitlichen Ideen ein und hat deren Entwicklung treulich begleitet im Kampfe für und gegen manche auftauchende Meinung. Von Anfang seines Bestehens an hat der moderne Roman den Anspruch erhoben, die Wirklichkeit zu konterfeien, die Tagesfragen in ein Kunstwerk zu fassen und selbst, wenn sich der Roman historisch gab, nämlich einen Zeitabschnitt von einst auszumünzen unternahm, auf die Gegenwart einzuwirken. In letzterem Fall wurde er dem Wesen der Vergangenheit nie ganz untertan, denn er lieh unwillkürlich den behandelten historischen Personen Denkart und Manier der eigenen Zeit.

Die Wirklichkeit des Romans, sein Anspruch, möglichst wahrscheinlich wirkliche Begebenheiten zu schildern, läßt ihn rasch veralten oder vielmehr ein historisches, kulturhistorisches Dokument werden, ein Lebensausschnitt aus bestimmter Zeit, gefärbt von den Moden des Denkens, des Auftretens, bezeichnend für die Sitten und Gebräuche wie für die Kleidung zu besonderer Stunde eines Jahrhunderts.

Jedoch „was sich nie und nimmer hat begeben, das allein veraltet nie". Darum muß der Roman als Zeitbild, Schilderung tatsächlicher Begebenheiten, die sich genau so hätten zutragen können, von denen er versichert, sie hätten sich so und nicht anders zugetragen, dem Veralten ausgesetzt sein. Sein Reiz, die Spannung, in welcher er den Leser hält, besteht eben darin, daß der Leser sich durchaus in die geschilderten Personen hineindenkt und mit ihnen fühlt, handelt, leidet und siegt im glücklichen Schluß oder wenigstens am Ende zur Erlösung geführt wird.

In die Ahnentafel des Romans gehört bekanntlich das Epos, die Erzählung (zuerst in Versen, dann in Prosa) von Taten und Abenteuern aus bestimmten Sagenkreisen, die einem zumeist des Lesens unkundigen Publikum von Berufskünstlern vorgetragen wurden.

Weniger bekannt als Vorläufer des modernen Romans sind die sogenannten milesischen Märchen des hellenistischen Altertums, die griechischen, persischen und alexandrinischen Abenteuergeschichten, die insofern unseren eigenen Romanen noch am meisten ähneln, als sie bereits für ein großes lesenskundiges, sensationslüsternes Publikum gedacht waren. Vor allen anderen Literaturerzeugnissen setzt der Roman ein solches voraus, ein Publikum, das Lust und Zeit zum Lesen hat, mühelose Belehrung, Unterhaltung und vor allem Spannung in der Lektüre sucht.

Die Geburt des modernen Romans fällt zusammen mit der allgemeinen Verbreitung des Lesens, mit dem Genuß am Lesen und der leichteren Möglichkeit, sich Bücher zu verschaffen. Dies setzte im 18. Jahrhundert ein. Damals war die quälende Notwendigkeit, die Zeitung täglich zu lesen, noch nicht vorhanden. Der Lesehungrige ging mit unermüdeten Nerven an sein Buch und nahm den Inhalt als naiver oder kritischer Genießer auf. Wahrscheinlich bot Schreiben auch noch einen naiven Genuß. Die breite Behäbigkeit der Schilderung, das gutmütig Treuherzige der meisten geschilderten Charaktere der klassischen englischen Romane und ihrer Nachahmungen lassen darauf schließen, ebenso das geduldige, oft endlose Aus-

spinnen der Fabel und die liebevoll beschriebenen Einzelheiten der Umwelt, deren Darstellung oft an niederländische Gemälde erinnert.

Auf alledem beruhte der erste Zauber neuzeitlicher Romane. Sie waren in Stimmung getaucht und erzeugten angenehm behagliche oder erregte Stimmung, die ein Unterton des Moralisierens als mit Tugend und Bravheit durchaus vereinbar empfinden ließ, mochten Leser und Leserin uneingestandenermaßen der Liebesgeschichte als solcher nicht ohne lüsterne Empfindung folgen. Der Verliebtheit, dem Schwärmen und Schmachten hat der Roman von Anfang an Vorschub geleistet. Der Leser schmachtete mit Heloise, mit Pamela und Grandison. Der Roman wurde zum Barometer jeder Liebesmode, beeinflußte sie und wurde von ihr beeinflußt. Moderoman wurde stets derjenige, der die Liebesfrage eines bestimmten Zeitabschnitts am deutlichsten bewußt werden ließ und spannend erörterte. Die Welt benahm sich leidenschaftlich, preziös, affektiert, empfindsam, wie es der Dichter gebot, und dieser erfühlte sein Gebot hinwiederum aus der Umgebung.

Im übrigen borgte der Roman überall aus Leben und Kunst und ist darum so mannigfaltig, ja eigentlich undefinierbar, weil seine Anleihen so bunt und wechselnd durcheinandergeschüttelt sind. Er nimmt Chronik und Zeitereignisse, Reisebeschreibungen, Erfinderberichte und Klatschgeschichten auf; er studiert Handwerk und Kunst, belauscht, plaudert aus, er ist überall dabei und mischt sich in alles. Der Roman kennt keine Grenze, kein Maß und keine Diskretion. Er deutet das Leben, behauptet es zu deuten und zu bedeuten.

Ergänzend könnte man den ernsten Definitionen des Romans eine humoristische angliedern, denn alle sind unvollständig. Man könnte sagen: der Roman ist eine Art Erzählung, die zwar einen Anfang hat, aber keine Mitte und eigentlich kein notwendiges Ende. Es ist kein Grund vorhanden, daß ein Roman jemals aufhört, er kann endlos fortlaufen wie das Leben, dessen Konterfei er bietet. Wenn Hauptträger und Trägerin der Romanidee glücklich tot sind, läßt sich derselbe mit Hilfe ihrer Kinder und Kindeskinder weiterspinnen, wie es die Schicksale im Leben verzeichnen. Siehe Freytags „Ahnen", Zolas „Les Rougon Macquart". Instinktiv kommt der Verfasser dem Wunsch „des lieben Lesers" entgegen, wenn er möglichst redselig und weitschweifig berichtet, wenn er den Faden unermüdlich webt. Denn der richtige Romanleser, die richtige Romanleserin wollen nicht gern zu Ende kommen, trennen sich schmerzlich von den liebgewonnenen Figuren, in deren Schicksale sie sich eingelebt. Unerschöpfliche Geduld kann der Dichter dem romanlesenden Publikum zumuten und hat es immer wieder getan mit endlosen Bänden, man denke an Dumas, Sue, Gutzkow, Jean Paul, an Jean Christophe von Rolland, an die Romanreihe mikroskopisch fein ziselierter Gedankenspielerei der Proust-Romane, an Thomas Manns mächtig ausladenden Zauberberg.

Daß die Russen vorzügliche Romanschriftsteller sind, beruht zu großem Teil auf ihrer unbefangenen Redseligkeit. Der an Geschwätz gewohnte Russe folgt geduldig dem endlosen Schwätzen ihrer Bücher. Dem Roman ist es unbenommen, uferlose Reden und nimmer endende Beschreibungen zu bringen; Freude am Schildern, was auch immer geschildert wird, Beschreibungen, die nur lose mit dem eigentlichen Thema zusammenhängen, geben oft Romanen ihren besonderen Schönheitswert. Ein berühmter Romanschriftsteller erhielt einmal den Besuch eines jungen Mannes mit einem Manuskript unter dem Arm, der ihn bat, sein Talent zu prüfen. Statt das Manuskript zu lesen, ersuchte der Meister den jungen Mann, ans Fenster zu treten und die Aussicht zu beschreiben. Es war eine gewöhnliche Straße bei Regenwetter zu sehen, einige schirmbewaffnete Leute gingen vorüber. Der junge Mann bog den Kopf zurück: „Da ist nichts zu schildern," sagte er. „Ich sehe nichts." Da ward ihm die Erwiderung: „Wenn Sie nichts sehen, können Sie auch keinen Roman schreiben." Es ist die Tugend und der Fehler des echten Romanschreibers, daß ihn nichts zu gering dünkt, nichts zu unbedeutend erscheint, um einbezogen zu werden. Er sieht und zwingt zu sehen. Er speichert auf. Erfahrungen, Eindrücke, Sachliches, Unsachliches. Und kramt es mit Behagen aus. Sein Gedächtnis gleicht der Hosentasche eines kleinen Buben, der alles mögliche für ihn voll geheimnisvollen Wertes darin verschwinden läßt zu gelegentlicher Spielverwendung, glitzernde Steine,

zerbrochenes Federmesser, Bleistift, Gummi, Bonbons, das Fragment einer Spieldose und ähnliches mehr.

Alles ist im Roman zu verwenden, er gestattet dem Spieltrieb, weit auszuholen, und setzt dem Sammeleifer keine Grenze. Wirkliche Erlebnisse, Tagebücher, Briefe, Polizeiberichte, kleine Nachrichten der Zeitung und deren Gerichtssaal, alles ist willkommen, um in das Romangewebe verwoben zu werden. Allerlei wird verwendet, wie es der Vogel zum Nestbau tut. Es geschieht geflissentlich und mit Bedacht, sobald der Autor den Ehrgeiz hat, nicht nur zu unterhalten, sondern belehren zu wollen oder irgendeine These zu beweisen. Zu diesem Zweck versieht er sich mit Dokumenten und ist stolz darauf, weil sie die Wirklichkeit oder Wahrscheinlichkeit seiner Erzählung beweisen. Von Flaubert berichtet sein Freund, Maxime du Camp, daß er für seinen unvollendet gebliebenen satirischen Zeitroman „Bouvard et Pécuchet" ungefähr fünfzehnhundert einschlägige wissenschaftliche Werke studiert habe, wodurch dieses Werk eine Art Enzyklopädie des geläufigen Wissens um die Mitte des vorigen Jahrhunderts werden sollte.

Der Roman hat die Absicht, uns allerlei geläufig und schmackhaft zu machen, für das wir sonst unachtsam blieben, und darin besteht sein besonderes Verdienst. Er ist ein Sammelbecken des zeitlichen Lebens, ein Potpourri beliebter Melodien, eine Musterkarte der Modephilosophie, der Modepolitik und des jeweiligen Stils in der Liebe. Er spielt mit technischen Erfindungen und taucht in jede Strömung, um deren besondere Eigenart herauszufischen und gesondert auszustellen. Er gibt Sittengemälde und Unsittengemälde, er ist streng oder schlüpferig, er schildert tiefste Tiefen der gesellschaftlichen Schichten oder tändelt elegant mit der Psychologie der oberen Zehntausend, wie es Paul Bourget tat, dessen Heldinnen man spöttisch „Seelen mit zweihunderttausend Franken Rente" genannt hat. Oder der Roman nimmt mit gleicher Liebe, wie es Proust versuchte, die Herzogin und die Zofe vor. Oder er legt breit und mächtig, wie bei Joseph Conrad, die Erlebnisse fernster Seefahrten freskoartig an, moralisiert und politisiert wie die modernen englischen Werke oder erzählt behäbig immer wieder dieselbe Liebesgeschichte, wie man sie bei Courths-Mahler liest. Sein Reich ist unbegrenzt, ebenso seine Länge, Tiefe, Breite. Seine Exkurse können aus dem Wörterbuch geschrieben sein oder sind aus heimlichem Selbsterleben heraus geschaffen — wie in den Wahlverwandtschaften; seine Technik ist, daß er keine bestimmte Technik hat oder vielmehr sich immer wieder eine neue Technik schafft.

Ein Roman ist nicht eine lange Novelle und die Novelle kein kurzer Roman oder nur eine Episode aus einem Roman. Roman und Novelle als Kunstform sind einander gegensätzlich. Wenn die Novelle ihren Namen verdient, ist sie strenger Form untertan. Sie hat nicht nur notwendig ein künstlerisches Ende, zum Unterschied vom Roman, der eigentlich nur zufällig aufhört, ihr Ende ist die Hauptsache, Zweck und Ziel der Erzählung, auf die sie zugespitzt ist. Mit Notwendigkeit strebt ihr Bau dem Schluß entgegen. Sei er in tragischer Lösung oder in humoristischer Pointe gegeben, die Novelle bereitet vom ersten Wort an ihren Schluß vor und schreitet ohne Exkurs, ohne Episoden, ohne Einflechtung geraden Weges auf diesen ihren Endzweck los. Die Novelle hat darum tragischen Charakter, weil sie von Anbeginn, gleich dem Leben, ihren Abschluß in sich trägt mit Bedeutung, weil ihr Rhythmus so zwingend ist, ihre Gliederung so festgewollt. Selbst tändelnd ist sie nie so weich, schmiegsam und biegsam wie der Roman, und umsonst borgt dieser zuweilen von der Novelle den kurzgeschürzten Knoten, er bleibt zu ausführlich, zu redselig, um seine Struktur genügend merken zu lassen. Das Wesen der Novelle ist klassisch nackt, das Wesen des Romans unzertrennlich vom Modegebot des Jahrhunderts.

Eine Novelle muß nicht, kann aber zeitlos sein, ein Roman niemals, seine Probleme sind zeitbedingt, und je größer der Roman angelegt ist, desto vollständiger erschöpft er die von seinem Jahrhundert angeregten Fragen. Dafür müssen wir ihm dankbar sein, wir lernen oft viel mehr vom Roman als von den weniger unterhaltsamen gelehrten Werken. Wir freuen uns seiner in leidvollen, in kranken Tagen und vergessen auf Stunden den eigenen Jammer, wenn er spannend genug zu erzählen weiß. Hauptsächlich gilt wohl vom Roman, was der geduldige Romancier Proust von der Lektüre im allgemeinen sagt: „La lecture

est une amitié!" Sie bildet ein Freundschaftsverhältnis, das keine der Häßlichkeiten kennt, die manche Freundschaft verunzieren. Liebe zum Buch gibt einen reinen, glücklichen Zustand, unanfechtbar und ungetrübt. Wir sind restlos glücklich mit dem geliebten Romandichter wie beim Besuch des würdigsten Freundes, und es ist, als wären wir dank ihm dem Leben besser gewachsen.

Der „Psychologismus" in der Dichtung

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin-Halensee)

(Schluß)

3.

Wir haben jedenfalls mit einer „psychologischen" Einstellung des heutigen gebildeten Publikums als einer Tatsache zu rechnen, und unser Problem wird sein, ob diese Einstellung als „ästhetisch" gelten kann.

Man könnte vielleicht einwenden, es handle sich hier um ein rein intellektuelles, ganz außerkünstlerisches Interesse, eine kritische Blickeinstellung, die die naive Empfänglichkeit verdrängt habe. Das trifft sicherlich für viele heutige Menschen zu.

Indessen ist zweifellos die verfeinerte Psychologisierung auch rein künstlerisch zu rechtfertigen. Wir betonen dafür einen Umstand, der bisher wenig beachtet ist: daß die Psychologisierung der Gestalten und Handlungen ein wichtiges Mittel zur Erzielung einer ästhetischen Geschlossenheit des Kunstwerks ausmacht, die einer nicht nur in der Dichtung hervortretenden ästhetischen Forderung der neueren Kunstentwicklung entspricht.

Und zwar stellen wir die psychologische Verknüpfung der Geschehnisse in Parallele mit der Vereinheitlichung des Raumbildes in der Malerei und der Vereinheitlichung der Harmonisierung in der Musik. In der bildhaften Darstellung können wir ein Fortschreiten der Vereinheitlichung der dargestellten Gestalten und Geschehnisse verfolgen in der Entwicklung einer einheitlichen Perspektive, einer Vereinheitlichung der Beleuchtung, des Kolorits, der Atmosphäre, durch die jene Geschlossenheit der Darstellung erreicht wird, die ein kritisches Publikum verlangt, während auf primitiven Zeichnungen die Einzelinhalte nur sehr äußerlich verbunden im Raume stehen. — Ebenso geht die neuere Musik darauf aus, die Melodie aus einer geschlossenen Harmonik zu entwickeln. Die neuere Melodik ist eine auseinandergelegte Harmonik, die nach innerer Gesetzlichkeit aus einem gegebenen Grundakkord entwickelt und wieder in ihn zurückgeführt wird. Es kommt keineswegs darauf an, beliebige oder willkürliche Intervalle aneinanderzureihen, sondern solche, die in den vorhergehenden Tongebilden motiviert sind. Die mittelalterliche Melodie war bekanntlich ohne „latente Harmonie" gebaut, ihre Intervalle waren wenigstens nicht systematisch harmonisch nezessitiert; in der neueren Melodik dagegen herrscht eine weit strengere Vereinheitlichung.

Besonders die Parallele mit der Musik gibt uns Aufschlüsse über die Struktur der neuesten Dichtung. Wie dort ist das erzählte Geschehen nicht Aneinanderreihung zufälliger, willkürlicher, überraschender Einzelakte respektive Tonschritte, sondern es kommt darauf an, aus einer in Charakteren und ihren Beziehungen gegebenen Grundsituation das Geschehen als ein determiniertes, innerlich notwendiges zu entwickeln, es aus einem Ruhezustand durch mancherlei Zwischenzustände wieder in einen Ruhezustand überzuführen. Die „Psychologie" (nicht die Wissenschaft, sondern ein ausgebildeter Instinkt für seelische Möglichkeiten) liefert hier den Kanevas für die Handlung, wie dort die Harmonik, d. h. auch nicht ein Wissen, sondern ein instinkthaftes Gefühl für die Beziehungen der Töne untereinander, die latente Systematik abgibt, auf die der schaffende Künstler Rücksicht zu nehmen hat. Nehmen wir als Typus eines „psychologisch" geschlossenen Kunstwerks etwa die Goetheschen „Wahlverwandtschaften", so ist da zunächst in den vier Charakteren eine Anfangssituation gesetzt, die durch das räumliche Zusammensein in Bewegung gerät und sich nun schrittweise aus der Besonderheit dieser Charaktere entwickelt, und zwar so, daß der Leser zwar nicht alles voraussieht, aber bei jeder neuen Wen-

dung das Gefühl hat: so hat es kommen können, ja, so hat es kommen müssen! Dies Bewußtsein einer immanenten, seelischen Notwendigkeit schafft jenen Eindruck der inneren Geschlossenheit, der einer Forderung entspricht, die nicht etwa „wissenschaftlich", sondern im besten Sinne künstlerisch ist. Daß eine solche immanente psychologische Kausalität auch wissenschaftlich kontrolliert werden kann, beweist gar nichts dagegen, daß sie daneben und ursprünglich aus ästhetischen Antrieben erwachsen ist. Das aber ist der ästhetische Sinn der Forderung nach psychologischer Motivation: man will nicht bloß die äußeren Begebenheiten sehen, sondern ihre innere Verknüpftheit. Daß das gelegentlich zu Pedanterie, gelehrter Langweiligkeit geführt hat, ist kein Grund, das Bestreben überhaupt zu verwerfen. Vielleicht entsteht keine wirkliche Dichtung nur aus psychologischem Interesse, aber eine feine seelische Motivation des Geschehens ist sicherlich ein ästhetischer Wert mehr, dazu ein in der heutigen Situation der Kultur schier unentbehrlicher Reiz.

4.

Die Psychologisierung der Dichtung entwickelt sich jedoch keineswegs bloß in der Richtung, daß überhaupt Charaktere und aus ihnen motivierte Geschehnisse vorgeführt werden, um auf diese Weise ein geschlossenes Kunstwerk aufzubauen. Er entwickelt sich auch in der Richtung immer größerer Differenzierung der Charaktere und entsprechend auch immer größerer Differenzierung der Motive und Handlungen, wodurch der Eindruck besonderer Feinheit und Schärfe der „Psychologie" erzielt wird, obwohl diese auch hier ästhetisch nicht entscheidend ist.

Auf Frühstufen der Kunst begnügt man sich mit typischen Charakteren und typischen Handlungen, die wesentlich durch äußere Zufälligkeiten in Bewegung sind, wie in der Komödie der Spätantike oder der neueren Italiener, deren typische Gestalten noch in den „Rollenfächern" moderner Schauspieler nachklingen: des Liebhabers, der komischen Alten, der Naiven, der Sentimentalen usw. Auch die Gestalten der mittelalterlichen Epen und Romane sind vor allem „Typen". Haben nun jene Ästhetiker wirklich recht, die behaupten, alle Kunst habe es nur mit dem „Typischen" zu tun? Die immer extremer werdende Individualisierung, die Verfeinerung der Psychologisierung sei eine Niedergangserscheinung, führe ab vom „ewigen" Gesetz der Kunst? Sollte z. B. Spengler recht haben, der, nicht zum wenigsten ob ihres „Psychologismus", alle heute entstehende Kunst als belanglose Spielerei auf den Kehrichthaufen werfen möchte?

Man braucht gewiß nicht der Meinung zu sein, daß die sich verfeinernde Psychologisierung der Dichtung eine Höherentwicklung sei. Ob sie das ist, setzt die schwierige und kaum mögliche Einigung über das Prinzip der Entwicklungsrichtung voraus. Die Psychologisierung ist jedoch auf jeden Fall eine kulturell notwendige Entwicklung. Sie ist aber auch eine ästhetisch notwendige Entwicklung. Es ist eine unleugbare historische Tatsache, daß sich mit der Zeit gewisse ästhetische Formen „verbrauchen", abstumpfen, wirkungslos werden. Das ist zweifellos längst mit der typischen Charakteristik geschehen, und die Versuche, sie heute, verquickt mit allerlei modernen Raffinements, neu zu beleben, werden daran nichts ändern. Die Zahl der Typen und der typischen Handlungsmotive ist bekanntlich eng begrenzt. Die Kunst wäre zur ewigen Wiederholung verdammt, wollte man daran festhalten.

Die Welt der seelischen und poetischen Möglichkeiten wächst jedoch ins Unendliche, wenn man hinter den Typen das Individuelle mitschaut. Und diesen Weg hat die neuere Dichtung mit Notwendigkeit beschritten. Man sieht, daß jeder Typus in Wahrheit nur eine oberflächliche Zusammenfassung verschiedener Individualitäten ist; man sieht auch, daß, wenn zwei „dasselbe" tun, das noch lange nicht dasselbe zu sein braucht. Und gerade diese Verschiedenheit der Motive beginnt zu reizen. Die ganze Welt der halbbewußten und unbewußten Antriebe zu den Handlungen beginnt zu fesseln, so sehr, daß die Handlung selbst nur mehr sekundäres Interesse hat. Das ist nicht nur in der Kunst so, das gilt auch in der Wissenschaft, in Geschichte, Recht, Ethik. Darum ist jedoch das Interesse nicht ein ausschließlich wissenschaftliches. Es hat auch ästhetische Werte. Es ist nicht bloß wissenschaftliches, es ist ein ästhetisches Interesse der inneren Ergriffenheit, der Erschütterung und Erhebung, womit wir den seelischen Wandlungen der „psycho-

logischen" Verzahnung im Erleben eines Raskolnikow folgen.

Dazu kommt noch ein anderes, was in metaphysische Tiefen hinabreicht. Nicht bloß stecken im Typus die Individuen, im Individuellen steckt auch das Typische. Corneilles „Cid" z. B. ist zweifellos in erster Linie Typus, wenig individualisiert. Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" ist weit mehr Individuum, ist — scholastisch gesprochen — weit mehr aus dem Hic et Nunc heraus erschaut: ist er darum weniger Typus? Spüren wir nicht in ihm weit über das Individuelle hinaus, ja gerade infolge der Individualisierung dennoch auch das rein Menschliche oder — wenn man große Worte liebt — das Ewige? Das Individuelle braucht nicht im singularen Fall steckenzubleiben. In allen echten Kunstwerken, wie in allen Gebilden der Natur, steckt zugleich das Individuelle und das Typische, das Einzelne und das Allgemeine. Die Psychologisierung schließt das Allgemein-Bedeutsame keineswegs aus, sondern ein. Metaphysisch sind Gattung und Individuum, Makrokosmus und Mikrokosmus nicht Gegensätze, sondern Pole, die untrennbar zusammengehören. Und die Kunst, als Gestaltung des Lebens und der Welt, kann, ja muß legitimerweise das wiedergeben. In der modernen Betrachtungsweise treten beide Pole weiter auseinander: aber ihre gegenseitige Bezüglichkeit bleibt. Auch ästhetisch schließt die Individualisierung das Typische nicht aus, sondern ein.

5.

Zum Schluß noch ein paar Worte über den Gegensatz, der zwischen psychologischer und moralischer Bewertung besteht und der auch in der Kunst sich geltend macht. Wo man psychologisch einen Charakter, eine Handlung versteht, wird die moralische Betrachtungsweise zurückgedrängt. Moralisten mögen das verdammen, aber sie tun das nur von ihrem Standpunkt aus, den sie unberechtigterweise für „absolut" ansehen. Die psychologische Sehweise ist ein Protest gegen diese Richtergebärde. Daß die neuere Kunst immer bewußter die ästhetische Wertung von der moralischen absondert, nähert sie mit Notwendigkeit der Haltung des Psychologen. Die Sehweise der meisten modernen Dichter ist bewußt abseits von Gut und Böse. Ja, es besteht sogar ein gewisser Protest gegen die herkömmliche Moralität. Indem man Verbrechen psychologisch verständlich zu machen sucht, kommt man oft genug zu einem Plaidoyer für sie gegen die Moralisten. Der vermeintliche Immoralismus ist oft ein Antimoralismus, d. h. ein Moralismus mit geänderten Vorzeichen.

Eins aber muß man jedenfalls dem wirklich oder vermeintlich „moralinfreien" Psychologismus lassen: er hat den Umkreis poetischer Möglichkeiten außerordentlich erweitert. Er hat Charaktere, Handlungen, Motive für die Dichtung erobert, die von einer moralisch beeinflußten Ästhetik streng ausgeschlossen wurden. Es ist außer Zweifel, daß z. B. neuerdings das Gebiet des sexuellen Lebens künstlerisch ausgewertet wurde, bis in Sphären hinein, die früher als tabu galten. Man kann auch hier Bedenken haben, aber sind diese Bedenken wirklich künstlerisch, nicht doch moralistisch?

Wir gedenken hier nicht eine Apologie des „l'art pour l'art"-Standpunktes zu schreiben. Wir stellen nur die Tatsache fest, daß er in der neueren Entwicklung, der „Psychologisierung", notwendig bedingt ist. Ob er sich auf die Dauer halten läßt, ist eine ganz andere Frage. Er wird aber, wie die „psychologistische" Erlebnisweise auf allen Gebieten, nicht überwunden werden, indem man hinter ihn zurückgeht, sondern nur so, daß man über ihn hinauskommt. Gewiß sind die großen Dichter der Vergangenheit kaum jemals psychologisierende Ästheten gewesen, und sicher wird auch eine große Kunst der Zukunft von einem tiefen „Ethos" getragen sein (Ethos ist heute der vornehmere Ausdruck für Moral), aber auch dieses Ethos wird nicht vorbeikommen an der Psychologisierung des heutigen Lebens. Keine menschliche Gesellschaft und auch keine Kunst, die ja mit dem übrigen Leben stets aufs engste verbunden ist, kann mit dem Standpunkt des „Allesverzeihens" in der Praxis auskommen. Der Psychologismus ist sicherlich weder im Ethischen noch im Ästhetischen noch sonstwie das letzte Wort, aber er ist eine viel zu tief verwurzelte Kulturerscheinung, als daß er durch Programme oder Dekrete überwunden werden könnte.

Karl Thylmann

Von Felix Braun (Wien)

In den dunkelgrünen Wäldern Hessens wuchs ein Knabe auf, dem viel Gnade zugedacht war. Geboren war er in Darmstadt worden, und diese edle Stätte der Kunst erzog ihn: Musik, Dichtung, bildende Künste wurden ihm da offenbar und blieben seine Güter; ein romantisches Erbe, das ihm vielleicht von der Nähe Heidelbergs zukam, erschloß ihm früh die tieferen Reiche des Geistes; wesenhafte Christianität wandelte sich immer entschiedener in eine johanneische, und so darf man sagen, daß er in dreien Sphären: der Natur, der Kunst und der Seelenwelt als ein Eingeweihter gelebt hat. Den „Bruder der Bäume" nannten Karl Thylmann seine Freunde, und wenn man in seinen herrlichen Briefen liest, wie er zu allen Zeiten seines Lebens in Wälder sich verlieren, ja, ganz darin verschollen sein konnte, so begreift man dieses franziskanische Wort. „Eben beobachteten ein Reh und ich uns gegenseitig in ein paar Meter Entfernung", schreibt er aus den Wäldern von Planegg an die Geliebte. Und aus Büdingen, der Heimat seines Vaters, dem Ort seiner Kindheit: „Ich bin wieder in der berauschenden Einsamkeit meines Waldverstecks. Nie in meinem Leben hab' ich die Natur so allein mit sich selber gesehen. Es ist etwas wie immer Gesuchtes, das ich nur für eine Traummöglichkeit gehalten hatte."

Wäre Karl Thylmann nicht gefallen — mit Georg Trakl und Franz Marc das schmerzlichste Opfer, das die deutsche Kunst dem Kriege gebracht hat —, so wäre der Künstler der wunderbaren Holzschnitte, der Dichter lauterster Gedichte heute noch nicht vierzig Jahre alt. Rückschauend auf dieses reine Werk und tiefe Leben, wie es aus den bisher mitgeteilten Briefen immerhin zu ahnen bleibt, vermag der Betrachter nur noch schwer zu glauben, daß dieser Jüngling sein Altersgenosse gewesen; scheint er nicht weit eher ein Zeitgenosse jener Romantiker, die am Main, Neckar und Rhein einem verborgenen innigen Geiste nachgeforscht? Illustrationen, die er zu Tieck und Arnim gemacht; ein Motto aus Jakob Boehme, das einen seiner bedeutendsten Holzschnitte erläutert; unstetes Suchen und Wandern, doch in der Höhe des Geistesraumes ein unverrückbarer Glaubensstern: wohl weist alles dies auf das Romantische als auf ein Wesensgleiches zurück; andererseits ist's der geheimnisvolle Beginn unseres Jahrhunderts, das neuerwachte Spirituelle, der feierliche Idealismus, daran die Jahre vor dem Ausbruch des Krieges auch erkennbar sind. Stefan George leuchtet vor; aber ins Herz trifft den Jüngling ein anderer Geist: der des Stifters der Anthroposophie. Schon ist viel in Goethe Verborgenes dem demütigen Ergründen des Adepten aufgetan, die „Urworte" wagt er in eine Komposition von Linien zu übersetzen, die zu vollkommenen Werken der Kunst wie des Geistesreichs werden (bei Hohmann in Darmstadt in 500 Exemplaren gedruckt). Hölderlin bleibt nahe, vertrauter doch Novalis, dessen verlangende Religiosität in den freieren Versen auferstanden scheint. Dauerhaft herschallend aber währt die große Musik fort, die er, wie wenige, begriffen, und ein Geisterkreis ist um den jungen Künstler geschlossen, der, frühen Tod ankündend, in sein Innerst-Innigstes immerdar zielte und zu bedeutender Produktion, zu streng und strengerer Selbstprüfung aufrief.

Erscheint so die Persönlichkeit als eine im erschütternd hohen Sinn strebend bemühte, erschütternd, weil ihr Fundament das der Natur bleibt, des Waldes, darin die Bäume, wie er selbst sich ausdrückt, geistigen Rhythmus weisen — („Wie ich in die Höhe sehe, steht eine riesige, steile, völlig massive Tannenpyramide vor mir, regungslos, in direkt erhabenem Ernst. Ich bin fast erschrocken") — so erhebt sie ein letztlich unfaßbar Eindeutiges eben in jenen Bereich, darin wir die vergangenen Vollendeten verehrt wissen. Karl Thylmann war noch einer der Seltenen, die dem Einen dienen: der Kunst; die dem Einen leben: der Liebe; die das Eine ersehnen: das Pfingstfest. Der Erdentag dieses Jünglings lag unter der einen Sonne. Und die Kunst und die Geliebte widersprachen nicht der höchsten Sehnsucht, für die das Dantesche Wort gilt („la somma sapienzia é il primo amore"),

vielmehr umfaßten, umschlangen und vermählten sich die drei zu Einem, einander nichts mindernd, einander firmend, so daß schwer festzustellen wäre, wo hier Kunst von Religion, irdische von himmlischer Liebe zu scheiden bliebe. Das ja macht die Lektüre der Briefe und der Gedichte, beide von Joanna Thylmann im Verlag der Werke Karl Thylmanns herausgegeben, zu einem so einzigartigen Zeugnis, daß hier das Werden eines vorbestimmten Ganzen aus seinen Teilen, geradezu das Zusammenschießen zum Kristall verfolgbar ist. Und vielleicht ist nichts in unserer Zeit — auch George kaum ausgenommen — so lauter wie dieses Kunstwerden eines Seelenhaften. Reinheit der Seele — wo beglückte sie noch? Hier darf der Name eines Dichters stehen: Hans Carossa.

Das Österliche, das in den Gedichten morgenrötlich glüht, in den Holzschnitten und Zeichenblättern offenbart es sich pflanzlich, zugleich Gemeinschaft mit der Sehnsucht allen Geistes verkündend. Die herrliche „kluge Jungfrau", die jäh aus der Nacht tritt, ihr flackerndes Licht mit der Hand gegen den Lufthauch schützend, den sie selbst schreitend erregt hat, mag wohl als ein Sinnbild dieser keuschen und brennenden Kunst gelten. Die beiden Blätter aus dem Leben Mariae, Dürer verwandt, dessen Häkchen und Schraffen Thylmann nicht aus Nachahmung, sondern als den Ausdruck des gleichen Innenwesens auch anwandte (vielleicht sogar wäre hier gleicher süddeutscher Ursprung zu deuten): sie gehen doch über den alten Meister kraft jenes inwendigen Stoffs hinaus, der über die ästhetische Gestalt hinaus noch die religiöse Transzendenz hervorruft. Ohne Frage gehört die „Heimsuchung" zu den allerschönsten bildnerischen Erfindungen aus der neueren Zeit: wie das junge Mädchen oben die Gartentür auftut und sich anschickt, die Stufen herniederzusteigen, die in das Bild, zu den Pflanzen und zu der still harrenden Schwangeren leiten, das ist von einer Deutschheit, deren Musik in unserer Gegenwart nicht häufig mehr zu vernehmen blieb. Es besitzt fast jedes Blatt — die „Ruhe auf der Flucht", der „Simeon", der Boehme-Holzschnitt, die „Taufe Jesu" — sein profundes Element, das der Erkennende mit Ehrfurcht wahrnimmt.

Denn welch ein Mensch muß dieser gewesen sein, der mit solchen Worten seine Verwundung der Gattin mitzuteilen vermochte: „Montmédy, Theaterlazarett, 5. August. Wir mußten gestern vormittag plötzlich vorgehen in einer Schlucht und die allererste Granate, die bei uns einschlug, traf mich. Bei der Explosion wurde ich umgerissen und dachte erst, es wäre ein Stein gegen mich geflogen und ich nahm Gewehr und Tornister wieder auf, um weiter vorzugehen. Aber das ging nicht. Ein Feldwebel wollte mich weiter vorschicken. Als er aber das Blut rinnen sah, ließ er mich in einem kleinen Unterstand. Vorher hatte ich erst minutenlang halb ohnmächtig gelegen, und um mich schlug eine Granate um die andere ein, daß ich vom Steinregen überschüttet wurde. Aber Wunde kam keine dazu. In dem Unterstand traf ich leichtverwundete Kameraden, die mich verbanden. Mit dem einen, der einen leichten Kopfschuß hatte, ging ich zurück. Langsam schwoll alles andere an. Ich sah alles schief und doppelt und wußte nicht, was ich stammelte. Ich konnte mich nicht weiterschleppen und brach zusammen. Mein Kamerad rief zwei Infanteristen herbei, die mich abwechselnd huckepack zur Sanitätskompagnie brachten. Der ganze lange Rückweg wurde immer noch von Granaten bestrichen. Bei der Sanitätskompagnie wurde ich dann verbunden und kam auf langer Wagenfahrt zur Verwundetensammelstelle und von der aus nach einigen Stunden in dreistündiger Bahnfahrt nach Montmédy. — Ich hatte eigentlich meine Ruhe ganz behalten. Es ist tatsächlich schauerlich, nicht zu sagen, wie schauerlich. Ich wußte mich aber in Gottes Hand. Und an Dich und Andreas dachte ich immer dabei. — Wenn ich nur nach Deutschland komme!" Und vier Tage später, schon aus einem deutschen Ort: „Die Sache ist doch nicht so einfach. Der fingerspitzengroße Brocken sitzt sehr tief im Becken, also kaum zugänglich. — Komm doch so bald es geht mal herüber mit Andreas. Ich sehne mich so danach. — Ich bin glücklich, daß ich in Deutschland bin und Dir so nah."

Solche vollendete Ergebenheit konnte endlich dahin gelangen, im Lazarett auf die kaum überstandene Operation Verse zu bilden, die das ganze Leiden in sich aufgenommen haben, so intensiv, daß der Leser den körperlichen und den

seelischen Schmerz in seinen Nerven mitzuempfinden vermeint. Ich denke an das ungeheure Gedicht auf die Narkose, das den Tod schildert, wie kaum jemand je ihn ähnlich vorerfahren haben kann:

Ein Lallen, Lachen, Mißverstehn, Stumm-rufen ...
Da quellen schon empor die untern Stufen,
Der Abgrund, aufgerollt, trägt mich im Gleichen.
Die Brillen, Kittel, Messer glühn und bleichen.
Watte mein ganzes Fleisch, die Luft Granit ...
Die Luft sternbrüchig flimmernder Granit ...
So ist der Tod! Die Luft wird Sterngranit.
Die Luft ist sternig flimmernder Granit ...

Dieses war Karl Thylmanns letztes Gedicht. Nichts von dem leuchtet darin, was er so tieffest geglaubt hatte:

Ob uns gnadenvoll betäubten
Streitern wallt das Banner schon,
Unsichtbar. Zu unsern Häupten
Blickt ein Strahlenhaupt, der Sohn.

Aber wir wissen, daß er — es war der Morgen des 29. August 1916 — nach tagelangen Visionen verschied „in vollkommener Demut und Gottseligkeit". Ein wenig älter nur war er geworden als Novalis, als dessen spät wiedergeborener Bruder er auf die Erde gekommen schien, die Urworte, nicht nur die orphischen, durch Liebe, Kunst und Geistesschauen neu schöpfen zu helfen, ein Priesterjüngling, dessen Gedächtnis nicht mehr erlöschen darf unter uns noch Unvollendeten, nie Vollendbaren.

Ruth Schaumann

Von Ludwig Gorm (München)

Wenn irgendeine Tatsache deutlicher als andere den Verlust jenes lebendigen Zusammenhanges zwischen Dichtung und Volk aufzeigt, der sich uns seit langem fühlbar gemacht hat, so ist es die, daß uns der Mythos fehlt, in dem die stofflichen Symbole jedem bekannt und vertraut und bedeutsam sind, der in allen Einzelnen des Volkes ebenso lebt wie im Dichter, der die Erfindung für die formbildenden Inhalte frei macht, während die Tatsachenmasse, dem individuellen Belieben entzogen, eine bereitliegende Voraussetzung ist.
Nun aber sehen wir, seit nicht allzu vielen Jahren, in der katholischen Dichtung, daß ein noch bestehender Mythos wenigstens in sehr breiten Schichten jene überbrückende Kraft beweist. Und dies geschieht zuweilen auch für das Gefühl des außerhalb Stehenden durch eine Persönlichkeit, die alle Zeichen unserer eigenen Zeit in den Ausdrucksformen an sich trägt, mit denen sie den Mythos prägt. In rätselhafter Vollendung bei der Dichterin, der diese Zeilen gewidmet sind, Ruth Schaumann. Rätselhaft darum, weil ja zwischen den gestaltbildenden Kräften unserer Zeit und dem christlichen Mythos, wie ihn die katholische Kirche glaubt, eine Kluft unüberbrückbar bleibt, die ich nur andeuten will, wenn ich sage, daß der Mensch unserer Zeit der selbstgewisse, selbstherrschende Gewalthaber der Erde sein will.
Die Lösung liegt darin, daß das Erlebnis Ruth Schaumanns in eine menschliche Tiefe hinabreicht, die von den Kräften unabhängig ist, welche die Gestaltungen einer Zeit bestimmen, daß diese Tiefe, sofern sie sichtbare oder hörbare Anschauung wird, die Anschauung eben des katholischen Mythos ist, daß ihre Persönlichkeit aber durchaus die Züge eines modernen Menschen weist. Ihr Gefühl für die Erlösungsbedürftigkeit der Welt ist nur denkbar in einer Zeit schwerster sozialer Verstricktheit, ihre Ein-Schauung in die unvergängliche Bedeutung stellvertretenden Handelns gehört neuer Kollektivität an, ihre unendlich reiche und zarte Natur- und Kreaturliebe ist nur in einer Wende möglich, da der Mensch über alle Kreatur vernichtend hinwegströmt, ihr Einzelversinken in die Gottheit hat eine Epoche höchst individueller Bildung zur Voraussetzung.
Daher begreift es sich, daß ihre Anfänge den Resten volkstümlicher Dichtung, wie sie sich im Weihnachtsspiel und im Märchen darstellen, und dem Expressionismus fast gleichmäßig verpflichtet sind. Sowohl in dem Gineprospiel als in den Glasbergkindern ist in der Sprache wie in der Gestaltung das Nachwirken der volkstümlichen Weihnachts-

spiele überall spürbar, beide Male aber geht doch die innere Formung von anderen Grundanschauungen aus. Dabei haben die Glasbergkinder bereits eine Einfachheit, die durch die Komplikation des Stils der „Kathedrale" hindurchgegangen ist und auf dem Fallenlassen derselben beruht. Denn in der „Kathedrale" macht sich der Zeitstil des Expressionismus am stärksten bemerkbar, allerdings keineswegs als eine angenommene Mode, sondern als eine innere Entwicklungsnotwendigkeit. Er besteht auch nicht in gekünstelten Wort- und Versformen, sondern als eine innere Anschauungsform, die das Geformtwerden von einer göttlichen Macht ausdrückt.

Auch die ersten beiden Abteilungen des „Knospengrundes" haben denselben religiösen Inhalt wie die Kathedrale. In der dritten Abteilung tritt dann ein Neues ein, das Du eines geliebten Menschen wird in den Kreis einbezogen. Weder Leidenschaft im gebräuchlichen Sinn, noch gar Erotik drückt sich hier aus, sondern eine vertiefte, innerliche Neigung, die ganz nach dem Mittelpunkt des Daseins gerichtet ist und von daher ihre mystische Reinheit und ihre Heiligung empfängt. Die Gedichte des Knospengrundes zeigen die Vollendung, die aus dem Ausgleich der beiden früher angedeuteten Richtungen entstehen mußte. Alle Empfindungen und Bilder schwingen in der Bewegtheit eines gegenwärtigen Menschen, doch sind sie gelöst von der engeren Bindung eines Zeitstils; die Bilder und Anschauungen strömen voller, gesättigter, reicher, die Versmaße schmiegen sich dem wechselnden seelischen Inhalt an, Melodien und Rhythmen auch älteren Typus' sind nicht mehr vermieden, wiewohl immer aus der inneren Erlebnisform neu gestaltet.

Es ist ein Beweis für die Kraft und die ruhige, gesammelte Zielsicherheit, die diesem Leben aus einem unendlichen Zentrum eignen, daß Ruth Schaumann im „Passional" die erreichte Höhe weit unter sich gelassen hat. Dieser höchste Gegenstand des Glaubens, welcher Dichtung und Kunst seit fast zwei Jahrtausenden in immer neuer Wandlung beschäftigt hat, steht hier rein und groß, wie zum erstenmal geschaut, vor uns. Aus tiefster Ergriffenheit rauschen die Szenen dieser Opferhandlung hernieder, eine gleichmäßig feierliche Helle umgibt sie, aus der sie wie aus verhülltem Grunde deutlich werden und in die sie wieder versinken, in einem gleichgestimmten Atmen der Melodie. Alles ereignet sich auf einem ewigen Schauplatz, alles ist für das menschliche Ich und für die irdische Welt von ewiger Entscheidung, und wie die Gestalt Christi ganz Gott und ganz Mensch ist, so trägt sich alles im irdischen und im himmlischen Bereich zugleich zu. In aller Passion ist um Christus erhabenste Stille und Milde ausgegossen, die auf alle anderen Gestalten und auf die Landschaft überströmen, auch dort, wo sie von dramatischstem Geschehen durchschüttert sind. Um dieser Art des Schauens willen ist z. B. der Verzweiflungsschrei am Kreuze ganz in die Ferne gerückt, er wird nur als Reflex in der Hölle vernommen. Oder Christi Tod spiegelt sich in der Stadt Jerusalem, die wie in ungeheurer Öde von dem den Tempelvorhang spaltenden Schrei zerrissen wird.

Seit dem Jahre 1925 begleitet eine Reihe kurzer Prosaerzählungen das lyrische Schaffen Ruth Schaumanns. Nach dem tastenden Versuch von der Hostie und der Maus zeigen die Legendenstücke „Oferus", „Ernte ohne Saat", „Fresko" eine strenge, geschlossene, sprachlich knappe, inhaltlich vertiefte Erzählungskunst, die sich in der „Kreatur" sogar zu einer Schilderung grausamen Ereignens wandelt. Auch hier sind die Dinge aus einer religiösen Schau und um ihres innersten Gehaltes willen dargestellt, und sie sind neu gesehen, wie aus Nebeln sich losringend zu einmaliger, aber symbolischer Gestalt. Die beiden Stücke „Pilatus" und „Medaille" deuten vielleicht den Anfang eines bisher von der Dichterin noch nicht beschrittenen Weges an, denn ihre dialektische Art, zum Teil mit polemischer Wendung, ist in dem bisherigen Werk etwas Fremdes. Ein abschließendes Urteil darüber wäre verfrüht.

Das Bild der Persönlichkeit, das ich zu zeichnen versuche, wäre jedoch unvollständig, wenn ich nicht auch dem künstlerischen Werke wenigstens einige Worte widmete. Als Bildhauerin zeigt Ruth Schaumann dieselbe religiöse Gestaltungskraft und eine ganz ähnliche Entwicklung wie als Dichterin. Die christliche Kunst erfährt hier durch das Erlebnis eines modernen Menschen eine Wiederbelebung als Ausdruckskunst, die alle Konventionen weit überragt. Ihre Gestalten sind ganz aus der Empfindung geboren, früher noch expressionistisch

gebunden, allmählich freier und gelöster zu einem aus dem Göttlichen bestimmten Sein. Ihre Holzschnitte leben aus dem Licht der weißen Fläche, in die die menschlichen Gestalten durch die schwarzen Linien gebunden werden. Ihre Zeichnungen sind von warmem Atem auf die Fläche gehauchte Seelen. Das ganze Werk lebt ein einheitliches Leben.[1]

Lisa Tetzner

Von Otto H. Brandt (Dresden)

Unsere Zeit, die so viele Werte umformt, strebt doch wieder aus dem Chaotischen heraus, und da bleibt es erstaunlich, daß Uraltes auf einmal neu auflebt. Denn schließlich leben wir nicht losgelöst im All, sondern sind Teil eines großen Ganzen, Teil eines Volks, und Bindungen, denen wir uns längst entwöhnt glaubten, tauchen erneut auf.

Zu denen, die ein großes Verdienst haben, den Menschen wieder zu sich geführt zu haben, gehört Lisa Tetzner. Zuerst durch die Tat, neuerdings mit der Feder. Und das will nur heißen, aus der Märchenerzählerin wurde die Schriftstellerin.

Wer einmal Lisa Tetzner hat Märchen erzählen hören, der wird von ihrem naturoffenen Wesen starke Eindrücke empfangen haben. Nicht umsonst ist sie Schülerin des unvergeßlichen Emil Milan gewesen. Er hat all die Gaben zu freiem Leben erweckt, die zuvor nur gebunden in ihr schlummerten; aber ihr ist die erdgebundene Frische geblieben, und fern steht ihr noch heute alles Sprechen um äußere, theatralische Wirkung. Mag sie ihre Märchen im großen weiten Saal sprechen, bald gelingt es ihr, jene Stimmung des Traulichen, des Intimen zu schaffen, die nun einmal mit allen Märchen untrennbar verbunden ist. Rasch ward sie als „Märchentante", als „Märlesbas" bekannt. Rasch kam sie auch durch die deutschen Lande. Mit frischen Augen blickte sie in flutendes Leben. Überkommene Rücksichten kannte sie nicht, und zudem stand ihr die Gabe schlichter Menschlichkeit zu Gebote, die Menschen zu gewinnen. Alle Kreise lernte sie kennen, oft nur auf Stunden, seltener auf Wochen; doch alle erschlossen schneller ihr Herz, als man es sonst Fremden tut. Wohnte sie heute in der kargen Behausung des Bergmanns, der aus eigenem Antrieb ihr den Aufenthalt angeboten hatte, so vielleicht morgen schon auf den Schlössern alter fürstlicher Geschlechter oder moderner Industriebarone, wo raffinierter Luxus sie umgab. Mit offenen Augen nahm sie all die vielgestaltigen, rasch wechselnden Eindrücke in sich auf, und aus Briefen, Aufzeichnungen und Tagebuchnotizen schuf sie ein Bündel Wanderberichte, die nichts anderes bedeuten als ein farbiges Kulturbild aus dem Deutschland unserer Tage. Es ist, als sei die wanderfrohe Schilderungskunst eines W. H. Riehl wieder erstanden, wenn man ihre blanken Skizzen liest. Eins aber ist in dieser Zeit innerer Zersplitterung besonders zu betonen. Hier schreibt jemand aus innerstem Drange heraus, ohne bestimmte Parteinahme, hier sucht jemand nur die verschütteten Quellen unseres Volkstums bloßzulegen, getrieben von heißer Liebe dazu. Vom Süden und vom Westen hat sie erzählt und Erlebnisse und Erfahrungen berichtet. Nicht darauf kam es ihr an, ein geographisches Wanderbuch zu schreiben, sondern Dokumente ihres Wirkens zu liefern. „Ich

[1] Bibliographie: „Bruder Ginepro-Spiel". 1917 (Verlag Bühnenvolksbund, Berlin 1926). — „Die Kathedrale". 1917/1918 (Kurt Wolff Verlag, 1920). — „Die Glasbergkinder". Ein Spiel. 1921 (Theatiner Verlag, 1924). — „Der Knospengrund". Gedichte (Theatiner Verlag, 1924). — „Die Hostie und die Maus". (In: Der bunte Garten, Juli 1925, Kösel & Pustet, Verlag.) — „Von Oferus, der St. Christophorus ward". (Frankfurter Zeitung, 24., 29., 31. Dezember 1925.) — „Das Passional" (Kösel & Pustet, Verlag, 1926). — „Die Ernte ohne Saat" (Weihnachtsheft der Kölnischen Volkszeitung, 25. Dezember 1926). — „Die Kreatur" (Frankfurter Zeitung, 14. Januar 1927). — „Gespräch über christliche Kunst" (Eckart, März 1927). — „Pilatus und der ungenähte Rock". Eine Oster-Erzählung (Münchner Neueste Nachrichten, Beil. Die Einkehr, Ostern 1927). — „Gedichte um Esther". „Die Besorgnis" (Eckart, Mai 1927). — „Das Fresko". Erzählung (Hochland, Juli 1927). — „Die Medaille" (Hochland, November 1927). — Reproduktionen nach bildnerischen Werken: „Werkblätter" (Mit Einführung von Peter Dörfler. Deutsches Quickbornhaus 1925). — Eckart, März 1927. — Die christliche Kunst, April 1927. — Beilagen zu verschiedenen Heften des Hochland.

möchte gern, daß der eine oder der andere, während er diese Zeilen liest, ein wenig froh dabei wird. Doch nicht allein darum habe ich es niedergeschrieben, sondern daß ihr erkennen sollt, daß fern von den lauten Städten, in den Herzen unseres Volkes, in den vielen Kindern, die wie Brennesseln am Wege aufwachsen, etwas lebt, was wert ist, daß man zu ihnen kommt, um ihnen das Beste zu geben, was man hat." In diesem Sinne hat sie ein Recht, ihren Stoff begrenzt zu nennen. Wohl können sich die Erlebnisse wandeln, aber der Grundakkord, der durch diese Bücher klingt, würde auch in den anderen in gleicher Weise erklingen. Lisa Tetzner kennt die Kunst der Selbstbeschränkung; klug hört sie auf, wo sie vom hohen Gipfel weit ins Land hineinschaut.

In drei Bänden hat sie von ihren Wanderfahrten durch Deutschland berichtet. Der erste spricht „Vom Märchenerzählen im Volke Thüringens", wo die Kleinen und Großen an ihren Augen hingen und für ein Stündchen alle Nüchternheit des Alltags vergaßen. Der andere berichtet „Aus Spielmannsfahrten und Wandertagen", die sie im Schwabenland hatte. In anmutigster Form plaudert sie von ihren dortigen Erlebnissen: Freude der Kinder, Landstraßen, Gastfreundschaft in unbekannten Häusern, ein Stück Sommerseligkeit, ein klein wenig Heimweh und Mißgeschick. Erst wie sie erzählt, das macht die Freude. Es mag angenehm sein, mit ihr zu reisen und mit ihren Augen zu sehen. Da wächst das Land in seiner Fülle, da steht die rührende Geschichte von dem stillen Bauernburschen, dann kommen die Tage der Mysterienspieler, wo es manchmal recht irdisch zugeht. Ein Kabinettstück ist die Schilderung des Dorfpoeten, der Mühe hat, seine geistigen Erzeugnisse vor den Nachstellungen der eigenen Frau zu retten. Land und Leute treten lebendig aus den Berichten hervor: die Abgeschlossenheit nach außen, das Mißtrauen gegen alles, was nicht die heimische Sprache spricht, aber doch auch wieder die lachende Zufriedenheit mit sich selbst bei aller Schwerfälligkeit. Darüber hinaus fesselt Lisa Tetzner durch Ehrfurcht vor den Dingen, vor der Unendlichkeit des Lebens, das in uns sich wandelt. Ihr dritter Band führt ins „Land der Industrie zwischen Rhein und Ruhr". Nicht als ob Lisa Tetzner damit eingriffe in die großen politischen Streitfragen, das liegt ihr fern, obschon ihre Fahrten in die Zeiten der Ruhrbesetzung fielen. Nein, alles, was sie tut, ist, unser Mitgefühl zu wecken, in größter Anschaulichkeit Ausschnitte, Bilder, Skizzen, Erlebnisse oft fast filmartig hinzuwerfen. Im tiefsten Grunde lebt in der Verfasserin etwas vom romantischen Fernweh, etwas von jener Sehnsucht, über sich hinauszuwachsen, und das führt sie zu den „Weltverbesserern und Propheten", deren oft kläglichen Zusammenbruch sie mit erlebt. Und doch muß in ihnen etwas gesteckt haben, das die Seelen in die Höhe riß, daß sich ihnen selbst Menschen, denen äußere Form oft das Höchste ist, nicht entziehen konnten.

Daneben besitzt Lisa Tetzner den unbeirrbaren Wirklichkeitssinn des modernen Menschen, der zwischen Sein und Schein scheidet. Wie schwer und hart auch die Industrie auf dem Menschen lastet, so findet sie im Ruhrgebiet doch lebhaftere Züge, schon bei den Kindern, als anderswo. „Vielleicht braucht dieses Volk der harten, nüchternen Fabrikarbeit, der großen, schweren Maschinen und nüchternen Städte, die ganze Welt des Gegensatzes als Lichtblick und Hoffnung. Vielleicht ist es der Stamm der Bergleute und Hochöfenarbeiter, die immer den Feuer- und Erdenwundern verbunden sind, und die die Geheimnisse aus dem Erdinneren verstehen müssen." Nur aus dem Menschen selbst quillt die Erlösung vom Alltag, und all ihr Tun ist darauf gerichtet, dazu beizutragen. „Wir gehen in den meisten Dingen nur bis zu jener Grenze, an der wir nicht mehr wagen, die letzten Konsequenzen zu ziehen, um den Sprung hinüber zu tun, weil wir nicht über uns selbst hinwegkommen und der gute Wille allein nicht ausreichend ist."

Sie, die selbst in der Schar Haas-Berkows mitgewandert ist, nicht in erster Linie aus Freude am Spieltrieb, sondern aus inniger Verwobenheit mit volkhafter Art, die sie dort am reinsten zu finden glaubte, hat ihre zwiefachen Erfahrungen in einem unterhaltsamen Büchlein für das Laienspiel, das heute so im Schwange steht, nutzbar gemacht: „Im blauen Wagen durch Deutschland". Mit diesem Buch, das sie wohl im Auftrage des Bühnenvolksbunds geschrieben hat, der es auch verlegte, erzählt sie den Laienspielern von Land und Leuten, die sie kennt, auf daß sie dieses Land und seine Menschen

aus der Scholle verstehen lernen. Ihr ist klar geworden, daß das Laienspiel nicht das Ziel der Selbstbefriedigung haben darf, sondern daß es in lebendiger Verbindung mit dem Volke stehen muß, daß somit jede Landschaft die ihrem Wesen entsprechende Form des Spieles braucht. Lisa Tetzner spricht da herzhafte Worte aus, die wohl verdienen, gehört zu werden. Denn das ist sicher, wo das persönliche Vergnügen des Spielers im Vordergrunde steht, geht dem Spiel die beste Wirkung verloren, die nur dann erst eintritt, wenn der Spieler sich selbst aufgibt und sich ganz in den Dienst der Sache stellt.

Diese ihre Arbeit hat sie fortgesetzt in ihrem „Rätselbuch", dem kein Schulschmäcklein anhaftet, sondern das der „bunte Feldblumenstrauß" bleibt, als den sie es selbst bezeichnet. Was an Witz und Schlagfertigkeit, an Gedankenbeweglichkeit im Volke läuft, sprudelt hier. Und die gleiche Bindung an das Volkstum bringt sie auch in ihrem prachtvollen Buch: „Die schönsten Märchen der Welt für 365 und einen Tag", die sie aus den zahlreichen Diederichsschen Bänden der Märchen der Weltliteratur zusammengestellt hat. Eine repräsentative Auswahl, die mit Recht das erste Weltmärchenbuch der deutschen Jugend genannt werden kann. Für jeden Tag ist ein Märchen bestimmt, und dem ersten Band, der die erste Hälfte des Jahres enthält, wird bald ein zweiter folgen. Wer das Buch liest, wird über den quellenden Reichtum der Phantasie staunen, der auch in den kräftigen Zeichnungen von Maria Braun zum Ausdruck kommt.

Nun hat sie als letzte Gabe uns in verhüllter Form ihre eigene Kindheit dargestellt in dem „Gang ins Leben", der wie all ihre übrigen Bücher bei Eugen Diederichs in Jena erschienen ist. Sie, die in Zittau in Sachsen als Tochter eines Arztes geboren ist, gibt damit ein Heimatbuch köstlicher Art. Sie erzählt von ihrer schlichten, lebensfreudigen Jugend bis etwa um das zwanzigste Jahr. „Es ist nichts Ungewöhnliches. Wir sind alle einmal Kind gewesen. Wir sind alle die gleichen Wege gegangen, und wir haben die Welt vom Kinde aus gesehen. Nur die Quellen, an denen wir trinken, die Augen, mit denen wir sehen, die Ohren, mit denen wir hören, sind verschieden." Es ist das gleiche Lied, das in unendlichen Variationen durch die Welt geht. Namen und Persönlichkeiten werden zur Nebensache, denn mit der nächsten Generation schon wechseln sie. Was alles an kleinen Freuden und Leiden vorhanden ist, wird hier mit weltoffenem Herzen dargestellt. Stadt und Land reichen sich die Hand, zumal der größte Teil ihrer Jugend sich in dörflicher Gemeinschaft abspielt. Dann tauchen sie auf, die Vorfahren, rüstige, scharf umrissene Gestalten, dazu der vielbeschäftigte Vater, die hingebungsvolle, mit inneren Widerständen ringende Mutter, die Brüder und all die Gespielen. Dies frohe Jugenddasein wurde unterbrochen durch bittere Krankheit, die sie jahrelang fesselte, bis dann ein Aufenthalt, wohl in Dresden, die Darstellung abschließt. Damit ist die wohlumfriedete Kinderwelt von außen durchbrochen. Neue Eindrücke machen sich geltend, und ein Gefühl von Verlassenheit und Leere stand in der Erzählerin auf. „Man hatte ihr alle Voraussetzungen für ein fertiges Äußere gegeben, aber im Innern war sie hilflos geblieben und ohne rechte Wege zu sich selbst." Diese Sehnsucht, die in ihr erwacht, wird durch eine schmerzvoll süße Neigung gestillt, die zuletzt zum Verzicht führt. In allem hat Liebe ihr die Hand geführt, so daß ein Wort von ihr gleichsam das Motto für ihr Schaffen sein kann: „Gesinnung ist alles." Nicht welterschütternde Ereignisse werden abgehandelt, sondern die Darstellung erwächst aus stillem Behagen und liebevollem Versenken in das Kleine und scheinbar Unbedeutende, aus dem Ehrfurcht vor dem allmächtigen Leben auftaucht: „Ich habe die Geschichte denen erzählt, denen ein Kind ebenso wichtig ist, wie sie sich selbst sind. Die in ihm die große Menschwerdung spüren und sie anerkennen als ein Wirken Gottes." Bei solcher Stärke der Gesinnung verschwinden die Mängel, die ihrer Technik oft anhaften. Überglänzt wird ihr Schaffen durch einen leisen humorvollen Schimmer und vor allem durch innige Liebe, jenes Verwobensein mit dem Volk. Wo so oft in schönen Worten von Volksgemeinschaft geredet wird, hier ist sie einmal wie selbstverständlich vorhanden im schlichten Tun und Leben, und darin beruht das beglückende Gefühl beim Lesen dieser vorbildlichen Bände.

Clara Viebigs neuer Roman

Von Heinrich Zerkaulen (Dresden)

Es liegt noch nicht allzu weit zurück, da sah man Bilder, da las man in den Zeitungen Berichte vom Winzersturm der Moselbauern, die vor das Finanzamt gezogen waren, Steuerakten vernichtet hatten, die ihre Not hinausgeschrien, daß man es sogar vernahm im sonst ach so hellhörigen Berlin. Immer wieder der Rhein, die Mosel. Erst die tosende Brandung „Sie sollen ihn nicht haben", dann Inflation, Besetzung, Separatistengefahr, abgeschnitten von der Heimat. Aber man blieb ruhig trotz allem, man wußte doch, die da unten halten treu zum Reich, auf die würde man sich verlassen können bis zum Jüngsten Tage. Und auf einmal gingen doch die Glocken über das Land ferne am Rhein, an der Mosel, die schwarze Winzerfahne mit dem Trauerflor wurde vorangetragen vor Zehntausenden, die ihr dumpf, verbittert folgten. Lange versteckt hatte sie ruhen dürfen, jetzt wieder hervorgeholt, eine Flagge, in höchster Not gehißt, eine Fahne, die aufrief in letzter Verzweiflung:

Wir Weinbauern
müssen trauern.

Jetzt ist es längst wieder ruhig geworden, und nur ein kleines Schild in den D-Zügen, auf den Bahnhöfen, erinnert noch an die schlimme Zeit von damals: „Trinkt deutschen Wein". Gewiß, die drückendsten Steuern sind erleichtert oder ganz in Fortfall gekommen, man hört wieder von „fröhlicher" Weinlese, denkt an den alten Gott Bacchus dabei und meint: Müssen die es gut haben!

Es blieb Clara Viebig vorbehalten,[1] das Epos dieser Moselwinzer zu schreiben. Eifel und Mosel sind ja wie Bruder und Schwester zusammen, der herbere Bruder, die heitere Schwester. Und hat es die Dichterin nicht stets hingezogen zu tieferem Leid, zu schonungsloser Offenheit, zu Bekenntnis und Hilfebringenwollen? Ach, sie ist in diesem ihrem neuesten Roman nicht mehr die Realistin, die Künderin elementarer Liebesgewalten, die begeisternde Schilderin triebhaft-naiver Lebensbejahung. Durch dieses Buch zieht allein der warme Atem beglückender Heimatliebe, das Wissen um die Not des schweren Berufs, alles Verstehen für die naive, erdgebundene Frömmigkeit des Rheinländers, das Weinen im Lächeln, das Lächeln im Weinen, Vaterlandsliebe, Gottvertrauen und nicht zuletzt fröhlicher Humor.

Man muß das schon miterleben, wenn beispielsweise der alte Herr Dousemont es nach dem glücklich überstandenen Hochwasser, das auch den Friedhof arg mitgenommen hat, so daß die Kreuze abgetrieben und die Gräber aufgerissen sind, wenn er es mit der Angst kriegt. „Das könnte ja wieder passieren, die Mosel käme und spielte mit beinernen Schädeln. Und wie fatal, wenn dann bei dem großen Wecken der Engel mit der Posaune sich vielleicht vergriff? Dem Mann, der dem Weine abhold gewesen, der nicht gewußt hatte, einen edlen Tropfen zu schätzen, seinen Kopf aufsetzte und ihm den von dem trocknen Gesellen?" Grauslicher Gedanke, und kein Wunder, daß also der alte Herr Dousemont darum einkommt, in einer eigenen Kapelle beigesetzt werden zu dürfen auf der äußersten Höhe seines Weingutes, mit dem herrlichen Blick über die goldenen Berge.

Da gibt es aber auch die rührende Gestalt des Nettchen Schmitz, der einsamen Näherin, die einen Höcker hat, still verblüht, die nie ein Mann geküßt hat, und die sich einem armen Teufel hingibt, schreiend nach dem Kinde, ihrem Kind, auf daß sie einen Menschen auf der weiten Welt habe, um den es sich lohnt zu leben, für ihn zu sorgen, warm zu werden an seinen Nöten und Freuden. Und die dennoch beten kann und darf zur Heiligen Jungfrau Maria, inbrünstig und reinen Herzens. Oder etwa der steinalte Ohm Jakob Bremm, der rasch vor seinem Tode seinen Zuckerberg noch dem bischöflichen Priesterseminar zu Trier vermacht. Die waren ja reich, die konnten seine über alles geliebten Reben düngen und schiefern, wässern und spritzen lassen, viel besser, als er es je in seinem ganzen Leben vermocht hätte, und neue Gesätze anlegen. Er konnte dann ruhig im Grabe liegen bleiben, sein Berg war aufs beste versorgt.

Etwas von der gütigen, immer lindern wollenden Hand der Käthe Kollwitz geht auch durch diese

[1] „Die goldenen Berge". Roman. Von Clara Viebig. Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 349 S.

sehr ernste Dichtung der Clara Viebig. Nicht mehr das Himmelhochjauchzende aus dem „Weiberdorf", viel mehr von den Tränen aus den „Töchtern der Hekuba". Es geht ihr um das Typische. Dieser eine Simon Bremm ist das ganze Moseldorf, seine Not die aller Winzer, sein Berg der Mittelpunkt der Goldenen Berge, sein Land das Heimatland schlechthin.
Clara Viebig hat mit diesem Buch das Hohelied der Mosel geschrieben. Keine Fanfare, nichts von Wein, Weib und Gesang, aber viel von Kummer und Not, von Beten und Hoffen. Ein Buch aus jüngster Zeitgeschichte, die wir alle miterlebt haben, die hier in groß angelegtem Fresko wie eine Ballade sich noch einmal aufrollt zum ernsten Erinnern, zu bleibender Warnung, aber auch zu kraftspendender Zuversicht. Clara Viebig darf stolz sein auf dieses Heimatbuch im schönsten Sinne des Wortes, und das Moselland selbst auf seine Künderin!

Wilhelm von Scholz: Deutsche Mystiker[1]

Von Philipp Strauch (Universität Halle)

Daß Wilhelm von Scholz berufen sein durfte, seine Ansichten über deutsche Mystiker des Mittelalters in einem besonderen Bändchen zusammenzufassen, wird der mit seinen Werken Vertraute gewiß nicht auffällig finden. Läßt er doch die so eigenartige Welt der deutschen Mystik namentlich in seinen Gedichten sich mehrfach widerspiegeln und gibt den Gedanken dieser Weltanschauung neue Form. Er gruppiert seine Betrachtungen in dreifacher Weise und behandelt sie unter den Überschriften: Bild, Problem, kulturelle Bedeutung. Grete Lüers hat in ihrem schönen Buch über die Sprache der deutschen Mystik des Mittelalters, dem sie das Goethewort: „Mystik deutet auf die Geheimnisse der Natur und Vernunft und sucht sie durch Wort und Bild zu lösen" als Motto vorsetzte, die Mystikersprache als Bildsprache, in der Wort und Bild geeint erscheinen, feinsinnig an der Sprache Mechthilds von Magdeburg gewürdigt, Scholz ist schon vor ihr — sein Büchlein ist eine Neuauflage des 1907 erschienenen 28. Bandes der von C. Gurlitt herausgegebenen Sammlung „Die Kultur" — gleichen Spuren nachgegangen und schildert zunächst die Stellung, die dem mittelalterlichen Mönch, insbesondere dem Mystiker als Prediger und Redner seinen Hörern gegenüber zugewiesen war. Es galt, den Begriff der Gottheit als „aller Bilde Bildlosigkeit" zu veranschaulichen, die Zuhörerschaft für die höchsten Fragen empfänglich zu machen, die eigentlich nur bildlich beantwortet werden können, für die die Antithese oft als das geeignetste Ausdrucksmittel gelten muß. Das Hauptproblem aller Mystik, das Verhältnis der Seele zu Gott, ihre Vereinigung mit Gott zu schildern, läßt sich überhaupt nicht in Worten darstellen; und doch wird der Mystiker nicht müde, durch Bild, Vergleich und Allegorie immer wieder das „wortlose Schweigen", die „schweigende Stille" in Worte zu fassen, das Unsagbare zu sagen. Das setzt jedenfalls innerste Ergriffenheit und eine hohe Gabe der Beredsamkeit beim Redner und Prediger voraus, zugleich aber auch eine für solche Fragen empfängliche Zuhörerschaft. Das innere Licht, das im Prediger leuchtet, wird seine Leuchtkraft auf die Herzen der Hörer übertragen, diese aber wird verstärkt auf den Redner zurückstrahlen: Seuse, nachdem er gepredigt hatte, erschien einmal, wie die Legende berichtet, von einem lichten Strahlenkreise umflossen.
Trotzdem blieb zwischen Prediger und Zuhörerschaft eine Kluft im Aufnehmen und Verstehen so hoher Wahrheiten, und Meister Eckhart, der aus innerem Drange auch dem stummen Opferstock gepredigt haben würde, wenn niemand sonst zugegen gewesen wäre, war andererseits genug Menschenkenner, daß er sagte, wer seine Rede nicht verstünde, solle sein Herz nicht damit bekümmern, denn solange er sich nicht dieser Wahrheit angepaßt hätte, könne er solche Rede nicht verstehen: es handle sich nämlich um die reine, unverhüllte Wahrheit, die unmittelbar aus Gottes Herzen stamme. Scholz betont mit Recht das

[1] Horen-Verlag, Berlin-Grunewald 1927. 61 S.

Prophetenhafte dieser Redner und Prediger, er nennt sie offenbarende Verkünder, in denen Philosoph und Dichter sich die Hände reichen. Die Sprache, das Wort gehöre nicht dem einzelnen, das Individuellste müsse zum Typus erhoben werden. Die Verwandlung des Gedankens ins Wort sei die eigentliche Geburt jedes geistigen Erlebnisses. Die innere Ergriffenheit, die dem Rausch, der Verzückung nahe kommt, der gesteigerte Wille, für die höchsten Abstraktionen den bildlichen Ausdruck zu finden, macht besonders die Mystiker sprachschöpferisch, und Seuse stellt den aufs tote Pergament gebannten Worten jene gegenüber, die in der lautern Gnade empfangen und aus einem warmen Herzen dem lebendigen Munde entströmen. Der leidenschaftliche Herzschlag klingt im Rhythmus, im Tonfall der Rede wider. Es sind jene „substanziellen" Worte, wie der heilige Johannes vom Kreuz sie nennt, die, weil sie reine Gottesgedanken sind, alle Realität besitzen und darum in der Seele, der sie sich eingesprochen, sogleich alles Gute hervorbringen, das sie bezeichnen.

In der Erfassung des mystischen Problems geht der Verfasser eigene Wege, es sind Seitenwege, auf die wir uns vom Dichter Scholz gern geleiten lassen, wenn wir uns auch bewußt bleiben, daß es Seitenwege sind. Ihm ist das Problem ein psychologisch-pathologisches. Er empfindet einen Widerspruch in der sklavischen Abhängigkeit der mystischen Schriftsteller von der Vorstellungswelt des Christentums, während die inneren Erlebnisse oft gar nicht christlicher Natur seien; ein rein philosophisch-künstlerisches Erleben werde religiös gedeutet und umschrieben, Meister Eckhart zwänge kosmologische Emanationsgedanken in das Symbol der Sohnschaft Christi hinein; aus Religion werde das dichterische Bild, das nur Bild ist, gefälscht, als Dichter aber fälsche der Mystiker die Religion, für die dann die Kirche mit Recht schützend und strafend eintreten müsse. Man kann diese Auffassung des Verfassers, der Dichter ist, verstehen, wenn man sie auch nicht als ausreichend für die Lösung des Problems gelten läßt.

Scholz will die „geistigen Wirklichkeiten" auffinden, die hinter den Worten des Mystikers liegen, er will die Vorstellungen, Gefühle und Gedanken, die unserer Willkür entzogen sind, kurz: die Gesetze unseres Seelenlebens ermitteln. Das mystische Erlebnis, das Verstehen eines scheinbar Unverständlichen kann nur unter besonderen Umständen erreichbar sein. Äußerlich können dazu körperliche Übungen wie Enthaltsamkeit und Askese verhelfen, die wir aber nicht zu hoch bewerten werden, weil sie leicht ins Krankhafte führen, und Mystiker wie Tauler, Seuse und andere denken deshalb ziemlich geringschätzig über solche Mittel: ein Übertreten des Fastengebotes infolge körperlicher Schwäche nimmt Tauler in Schutz, die Kirche habe niemals daran gedacht, daß sich jemand verderben solle, und auch Seuse unterließ später die übertriebenen Selbstpeinigungen, nachdem er sie jahrelang an sich vollzogen hatte. Dem Mystiker ist die Askese ein erster Schritt, eine Vorstufe zur Erreichung des Ziels, uns nur äußere Unterstützung eines von Anfang an geistigen Vorganges. Der innere Weg ist rein geistiger Art, gleichsam eine „Spiegelung" des äußeren Weges. Nicht nur von den Dingen, auch von den Bildern verlangt der Mystiker Loslösung, soll „aller Bilde Bildlosigkeit" erreicht werden, jenes „Eine", das sich nicht „geworten" läßt. Um dahin zu gelangen, bedarf es der Sammlung, und zwar nach der passiven Seite hin. Nur im Leiden kann das Tiefste im Menschen tätig werden. In diesem Sinne ihn reif zu machen, auf daß die Seele ruhig werde — Meister Eckhart sagt: du kannst Gott nichts Lieberes bieten als Ruhe —, ist Hauptaufgabe des mystischen Lehrers; er muß es aber an sich selbst erlebt haben, der Erleuchtung teilhaftig geworden sein, sei es, daß er ihr mehr geistig oder mehr sinnlich in starkem Gefühlsausbruch Ausdruck gibt. Doch die Erleuchtung, die plötzlich kam, verblaßt schnell und läßt nur einzelne Erinnerungsbilder zurück. Es war nur ein Anfangserlebnis, das weitere Steigerung wünschenswert machen konnte. Das Nachsinnen über das Leben mußte auch Gedanken an den Tod wecken, und die Mystik gab ihnen eine eigenartige Gestaltung. Uns bezeichnet der Tod einen Abschluß, ein Ende, jedenfalls ein Erlöschen des Bewußtseins, das Ich hört auf, das Nichtsein läßt Schauder und Furcht empfinden. Der kirchlichen Lehre von der ewigen Vergeltung tritt der Mystiker vermittelnd gegenüber: ihm ist der Tod nur eine Stufe, ein Übergang, er sucht gewissermaßen einen „Vortod" zu erleben, in dem ihm die Gewißheit eines Aufgehens in die

Gottheit, eines Entrücktwerdens aus dem Erdenleben in den Himmel gegeben wird, und schmückt diesen Gedanken phantasievoll aus. Das Erlebnis, anfänglich eine ungewollte Eingebung, eine ungesuchte Offenbarung, erfährt willkürliche Steigerung durch nervenzermürbende, oft stark erotische Empfindungen weckende Askese und gipfelt im völligen Vergehen, in der Vision, der Verzückung. Die höchste Stufe des mystischen Erlebens ist aber auch damit nicht erreicht, denn es bleibt immer noch das Bildliche. Die wahrhafte Vereinigung mit Gott ist rein geistiger Art, innere Bildlosigkeit, Stillewerden, Ruhe, Gelöstsein von aller Erdenschwere, soweit das menschlicher Schwäche möglich ist. Über das pantheistische Problem in der Mystik äußert sich der Verfasser in eingehenden Betrachtungen, auch hier mehr den rein dichterischen Standpunkt einnehmend. Die Lehre vom Seelengrund wird gestreift, ohne daß der Terminus selbst Anwendung gefunden hätte. Was die kulturelle Bedeutung der Mystiker betrifft, mit der sich der letzte Abschnitt befaßt, so würdigt Scholz hier vor allem Luther in seinen Beziehungen zur Mystik; wenn er ihn den letzten Mystiker nennt, so lassen sich dagegen doch Einwendungen machen, wie auch die Bezeichnung der Mystik als Vorstufe zur Reformation meines Erachtens uns zu leicht zu anfechtbaren Folgerungen führt. Ganz aber weiß ich mich im Einverständnis mit dem Verfasser, wenn er literarisch die Arbeit der Mystiker als die Schöpfung der modernen deutschen Sprache wertet, „als die Verwandlung eines sehr breiten gegenständlichen Besitzes in geistige Anschauung".

Scholz hat sein feinsinniges, außerordentlich anregendes Büchlein mit zehn Bildern aus Dürers Heimlicher Offenbarung Johannis geschmückt. Die Geisteswelt der Mystiker konnte nicht besser versinnbildlicht werden. Die gelegentlichen Zitate aus einem „neueren" Dichter meinen ihn selbst.

Ernst Bertrams „Rhein"[1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

Ein Fest des Geistes feiert, wer dies Buch liest. Nicht, als ob jedes Gedicht volle Erfüllung gewährte; ja, vielleicht kann man sogar sagen, daß kein Gedicht enttäuscht, daß keines uns von sich läßt, ohne uns durch Größe des bildenden oder wissenden Blicks beglückt zu haben; jedoch, es gibt zahlreiche „Knubben und Klötze", an denen man sich stößt. Diese Gedichte stammen von dem Gedicht Stefan Georges ab, seine Worte stehen dicht und doch gleichsam abgesondert, sie sind gewählt, aber oft haftet an ihnen gleichsam der Schmack des Wählens: sie wirken „gesucht". Nicht ganz selten treffen wir auf jene altertümlichen, früherem Sprachstand gemäßen Bildungen wie „Gierde", „Sehe", „Kunft", „Ründe", mit denen die Georgesche Dichtung überfüllt ist. Und ein anderer Mangel — der dem Duktus des Georgeschen Verses fast durchweg fremd ist —: nicht ganz selten wird die Ordnung der Worte zum Zweck einer Steigerung verwirrt und wirkt nun verworren, und es mangelt jener Einklang von sprachmusikalischem und grammatikalischem Kontrapunkt, etwa im Anfang des Gedichtes auf die „Mainau":

„Du bist die rührendste des Südens Lüge."

Von welcher Art ist der Dichter dieses Werkes? Schlechthin ein Lyriker? Ein Gedicht wie jenes „Trifels", darin Blondel der Spielmann dem gefangenen Richard Löwenherz zusingt und der König aus dem Kerker antwortet, stammt wahrlich aus der Seele eines Singenden:

„Nun sing ich suchend auf der Wanderleier
Den Abend, da die Kühle kam.
Mein Löwenheld, ein Kind ist dein Befreier,
Dein Lied steht draußen. Morgen sind wir weit.
Wann heut der Abend und die Kühle kam,
Komm ich zum Turm: mein Meister, sei bereit."

Ein chorischer Sänger, wenn er einen „Gesang der Rheintöchter" schreibt; ein lyrischer, zuweilen ein balladisierender Bildner, wenn er ein „Erzbild eines späten römischen Kaisers" meißelt. Doch

[1] „Der Rhein." Ein Gedenkbuch. Im Insel-Verlag zu Leipzig 1927. (Diese Auflage ist die dritte und gegen die früheren, die nicht im allgemeinen Handel waren, vermehrt.)

alle diese Benennungen zielen nicht in die Mitte seines Wesens: er ist ein Mahndichter, wie George in seinen späteren Werken. Ein „Gedenkbuch" ist der Untertitel, den „Toten" ist es gewidmet: ein lehrendes, ein erziehendes Gedichtwerk, es will nicht nur die Landschaften und ihre Schicksale gestalten, so daß sich „die geistige Wirkung von selbst ergibt", sondern von vornherein schwebt ein geistig deutendes Licht über jedem Wort. Noch das bildlichste Bild ist von vornherein gedanklich erfüllt und beglänzt. Und so wirken viele Gedichte nicht lyrisch, sondern wie mächtige Sprüche, manche wie Weissagungen, manche wie Bruchstücke aus einem Drama höchsten Stils. Nur selten aber — im Gegensatz zu vielen lehrenden Gedichten Georges — entarten diese Verse in versförmige Prosa:

„Gelbe Väter lauern
Spanisch und gnadenlos";

solche Zeile stammt aus Epik, die ihrerseits schon essayistisch angefressen ist. Hie und da ertönt bereits jene strenge Fügung des „Nornenbuchs", das nach diesen Rhein-Dichtungen entstand und über das ich im Juliheft des Jahres 1925 ausführlich berichtet habe (L. E. XXVII, 577). Und zugleich birgt diese — wie jede — zyklische Dichtung ein episches Element: ein Epos des Rheinstroms ruht in ihr; sie gestaltet den Rhein vom Ursprung bis zur Mündung: der Born auf dem St. Gotthard, — den schon Conrad Ferdinand Meyer in großem Gedicht gesungen hat, — Bodensee, Konstanz, Basel, Speier, Mainz, Rheingau, Königsstuhl, Bonn, Köln, Düsseldorf, Holland. Der Rhein rauscht in dem Buch, und es rauscht die Fülle des Seins. Weinberge, Kapellen, Dome, Burgen, Ruinen; Sagen, Lieder; Erinnerung römischer Kolonisation, Alchimie, Humanismus, Statuen, Gemälde, Bauten, Musik; die Nibelungen und der düsseldorfer Jude Heinrich Heine; der Klavierdichter Schumann und der „böse Weise" Arthur Schopenhauer. Und dies, dünkt mich, unterscheidet dies Buch, diesen Dichter, diesen Menschen von nicht ausschließlich, aber beinahe allem, was von George oder aus seinem Umkreise stammt: man vernimmt einen weltoffen unbefangenen, nicht einen letztlich sektenhaft umschränkten Geist. Bertram meißelt die Bildnisse der ersten drei Bischöfe von Mainz, er weiß um die Gewalt der Kirche und groß katholischer Seelen, und er erzählt in dem Gedicht auf Worms den Sieg desselben Luther, dessen Reformationstat George ein „Mönchsgezänk" ist, als das Vollbringen eines Heilands. Nur eins erblicken wir nicht: Dampfer, Maschinen, Fabriken, Häfen, — wie sie, z. B. in den „Rheinischen Sonetten" von Otto Brües gestaltet sind.

Man vergleicht Bertrams Werk mit dem Rhein-Buch Alfons Paquets, der, in Prosa, ebenfalls den Rhein von der Quelle zum Meer darstellt: Dieses ist aus der realistischen, naturwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Bildung des 19. und 20. Jahrhunderts erwachsen, jenes aus geschichtlicher und humanistischer Bildung: allerdings kann dies Buch nur von einem vielfältig unterrichteten Menschen völlig ergriffen werden. Und zwar steht es anders wie etwa sonst bei Dichtungen, die von geschichtlichen Geschehnissen oder Menschen handeln. Vor dem „Rembrandt" der Miegel braucht man im Grunde nicht einmal zu wissen, wer er war und was er schuf. Schicksal ist gestaltet, das Schicksal eines großen Malers. Anders Bertrams Art: das zweite „Grenze-Gedicht" weist auf das Geschick Rembrandts, ohne ihn zu nennen, und, anders als bei der Miegel: man muß wissen, daß es sich um Rembrandt handelt. Kulturgeographische, kulturgeschichtliche Dichtung; nicht zeit-, nicht ortlos: es kommt durchaus darauf an, daß eben jener Berg der Königsstuhl, jene Stadt Freiburg ist. Die Namen der Orte werden genannt, aber nicht die der Menschen. Man muß wissen, daß das „Grab des Eusebius" zu Bonn das Grab Robert Schumanns ist, in dessen musikalischen und literarischen Schöpfungen die Gestalt eines Eusebius erscheint, daß „der Dichter" der „Ehrenbreitstein"-Gedichte Clemens Brentano ist, der dort geboren wurde, und so fort. Vieles wird vielen Lesern unverständlich bleiben; ich z. B. kann den Sinn der Gedichte „Lügenburg" nicht erkennen.

Es ward zuvor gesagt: „Der Rhein rauscht in diesem Buch"; das Wort gilt, aber in einem eingeschränkten Sinn: er rauscht nicht in lyrischer, in gegenwärtiger Gegenständlichkeit von Strömung und Atmosphäre. Die Zeilen, die unwahrscheinlich meisterlichen Zeilen Heines:

„Die Luft ist kühl, und es dunkelt
Und ruhig fließet der Rhein",

geben mehr konkreten Rhein, die herrlichen „Strom"-Strophen Loerkes mehr Strom:

„Zuletzt steigen Nebel- und Wolkenrinnen
Zu mir auf wie die göttliche Kaiserpfalz.
Ich ahne, die Ewigkeit will beginnen
Mit einem Duft von Salz."

Was Bertram schafft, ist ein gewissermaßen geistiger Rhein. Man vernimmt nicht das breite dunkle Fließen, man spürt nicht brennenden Mittag auf der widerblendenden wagrecht weiten Fläche, man sieht nicht Fische schnellen und Geflügel tauchen, man schaut nicht, wie immer wieder großer Nachtschlaf die dennoch immer ziehenden Wasser überkommt, — jedoch, man ist von Gedicht zu Gedicht begierig, was dieser Geist, unendlich klug, oft weise, weithin wissend, von den Orten, Ländern, Menschen, Epochen, von den Dingen und ihrem Sinn und Doppelsinn, ihrer irdischen Bedeutung und ihrer ewigen Emporspiegelung zu sagen hat. Zu sagen: nun aber nicht mit der gescheut folgernden und schließenden Kraft eines Schriftstellers, sondern mit der bildenden Macht eines Dichters. Und auch in diesem geistigen Rhein rollt und schlägt es von dumpfem Strudel und verhohlenem Aufhall, runenhaft raunt es, spruchhaft pocht es, zornhaft murrt es, chorisch brandet es unter diesen Gedichten, die immer geheimen Aufrufes voll sind. Die Tiefe der Einsicht, der Reichtum der Kenntnis sind hier von Bildnerschaft und Singerschaft nicht abzulösen, sie gehören innerst zum Dichtertum dieses Dichters.

Und unmittelbares, unbedingtes Bedürfnis ist es, aus der Fülle der herrlichen Formungen wenigstens einiges wenige mitzuteilen. Das Gedicht „Königsstuhl zu Rhense" endet:

„Das Reich zerwest. Im Winde sucht das Horn:
O Volk. O Amt. O Haupt."

„Wandernder Spielmann":

„Wohl weiß ich manche gute Abendhelle,
Wo du, gesegnet Spiel, mir Rast erwirbst,
Doch eine Rune weist mir jede Schwelle
Ob auch bekränzt: Geh weiter, eh du stirbst."

Einer der „Niederwald-Gesänge" beginnt:

„Land, große Mutter unser, du wirst auferstehn."

Der Mönch von „Heisterbach":

„Dir ruft ein Vogel, den du nie gehört,
Zu süß entmüdet mußt du gehn und gehn —
Du kommst zurück. Dein Bruder schreit verstört.
Und du vergaßt, du fühlst nicht einmal, wen."

„Merlin im Odenwald":

„Der Tauber lacht vor Glück. Der Rabe schnarrt
Von Tod und Fraß. Ihr Lied, es klingt wie eins."

Dies ist das Seltsame: ein Buch voll des schwersten Ernstes und dennoch beglänzt von einer unsichtbaren Heiterkeit. Was ist es, das glänzt? Geist, im Reichtum seiner Freiheit. Nicht wie bei den ganz spezifischen, den pur dichterischen Dichtern vermengt sich Sinn dem Bildstoff und durchtränkt ihn zum Sinn-Bild, sondern das Bild wird geschaffen, Geist, der weiße Eisadler, setzt sich droben nieder, und Licht, weißes Geist-Licht, trieft von seinen scheinend gespreiteten Fittichen. Nietzsches Anruf erfüllt sich in diesem Buch: Heiterkeit, die güldene, ist zu ihm gekommen. Vom Siebengebirge heißt es:

„Und formt den Saum des Herbsts mit einem Trug
Von großem Süd ..."

So dies Buch: und formt den Saum des Nords mit einem Glanz von großem Süd.

Hjalmar Procopé

Von Johannes Öhquist (Hvitträsk)

Den 24. September 1927 starb in dem kleinen Städtchen Borgå in Finnland Hjalmar Procopé, einer der vier Dichter des schwedischsprechenden Finnland, die um die Jahrhundertwende die schwedischsprachige Lyrik Finnlands zu einer neuen Blüte brachten. Neben der sorgfältig ausgefeilten Goldschmiedekunst Mikael Lybecks, des ältesten unter den vieren (1864 geb.), der vor einigen Jahren starb, im Vergleich zu der von einer frischen See- und Schärenluft umwehten Natur- und Volkslyrik Arvid Mörnes (1876 geb.) und der von einem heißen Sensualismus durchglühten Troubadourerotik Bertel Gripenbergs (1878 geb.) wirkt Hjalmar Procopé (1868 geb.) fast wie ein Gedankenlyriker, obgleich der Ausgangspunkt seines Dichtens nie der Intellekt, sondern stets das Erlebnis ist. Aber seine grüblerische Veranlagung läßt ihn auch aus dem geringsten Erlebnis mehr als die augenblickliche Alltagsstimmung herausfühlen und es stets in Beziehung zum „Ewigen" setzen. So

kommt es, daß auch seine flüchtigsten dichterischen Skizzen immer in gewissem Sinne „interessant" sind, sei es durch ihre Pointe oder durch den symbolischen Sinn, der geheimnisvoll zwischen den Zeilen hindurchleuchtet. Er hat etwas mit Heinrich Heine Verwandtes (er hat auch vorzügliche Übersetzungen aus dem „Buch der Lieder" veröffentlicht), etwas von Heines Skepsis und Ironie, doch ohne das Ätzende und Kalte des deutschen Dichters, denn Procopé ist erfüllt von einer unversieglichen Liebe zu allem rein Menschlichen und Irdischen.

In metrischer Beziehung ist Proropé von einer fast anspruchslosen Gleichförmigkeit: einige wenige Versformen kehren bei ihm immer wieder, und er gibt sich kaum die Mühe, in diesen Gleichklang einige Abwechslung zu bringen. Doch fällt diese Einförmigkeit beim Lesen kaum auf, da man ununterbrochen durch den Gedanken- und Ideengehalt der Dichtungen gefesselt wird. In sprachlicher Beziehung unterscheidet sich Procopé von den drei übrigen Dichtern durch den Mangel an Pathos. Nur in den größeren Dichtungen, die oft morgenländische, mit Vorliebe alttestamentliche Motive behandeln, oder auch in seinen philosophisch angehauchten Kantaten und Festdichtungen, bedient er sich einer gewählten, getragenen Sprache. Meist zieht er eine realistisch gefärbte Alltagssprache vor und scheut gegebenenfalls auch vor dem Slang, ja, selbst vor Banalitäten nicht zurück.

Da ihm stets das persönliche Erlebnis zur Quelle des dichterischen Ergusses wird, ist es begreiflich, daß auch die politischen Schicksale seines Volks ihm den Stoff zu zahlreichen Gedichten boten, in denen Pathos und realistisch satirischer Alltagsstil sich die Wage halten. Ebenso haben ihn die sozialen Probleme seinerzeit zu manchen bedeutsamen Dichtungen angeregt, so vor allen zu der erschütternden, leider noch nicht übersetzten Ballade „Lumpenparade".

Seine letzten Jahre verbrachte er in einem „Dichterheim" in Borgå, das ihm dank der großzügigen Stiftung eines Verlegers als Wohnung angewiesen worden war. Sein durchaus persönlich geprägtes Dichtertum wird ihn noch lange als eine wenn nicht große, so doch markante dichterische Persönlichkeit in der schwedischen Dichtung Finnlands lebendig erhalten. Wir lassen hier einige Proben seiner Dichtungen in deutscher Übertragung folgen.

Lazarus' Bitte

Es heißt: „Die Erde ist ein Jammertal,
das Leben voller Pein und ohne Frieden;
doch ist uns einst nach jahrelanger Qual
im Jenseits ewg'e Herrlichkeit beschieden."

Ich stell' mir jenen Ort ganz anders vor,
wo, wie es heißt, wir unter Engeln schweben.
Und dürft' ich wählen vor des Todes Tor,
ich kehrte um und ging zurück ins Leben.

Ich wollte wieder alle Pfade gehn,
wo bitterst mir die Tränenflut geronnen,
ein jeder Winkel, der mein Leid gesehn,
wär teurer mir als aller Himmel Wonnen.

Und sänk' ich in des tiefsten Elends Pein,
und würde ich des ärmsten Bettlers Gleichen,
und fräßen Würmer mir an Mark und Bein,
daß ich gemieden ward von Arm und Reichen,

und müßte ich in obdachloser Not
den siechen Leib mit dürftgen Lumpen decken,
und bät' vergebens um ein Stückchen Brot,
und nur die Hunde kämen, mich zu lecken,

und böt' mir dann in meiner tiefen Scham
der Himmel seinen allerreichsten Segen,
und streckte, wie ein Vater, Abraham
dem Bettler lächelnd seinen Arm entgegen —

ich hielt' mich fest am Steine unter mir
und bät' ihn mit beschwörender Gebärde:
„O Abraham, die Hunde nimm zu dir,
mich aber laß, laß mich auf dieser Erde!"

(Ins Deutsche übertragen von Johannes Öhquist)

Ein stiller Fjord ...

Ein stiller Fjord ist meine ganze Welt,
wo nie die Wellen weiß im Sturme branden,
der Horizont, den meine Augen fanden,
er lockt mich nicht aus meinem Haus und Feld.
Er ist, trotz aller Ferne Wunderwildnis
nur eines Wassertropfens Spiegelbildnis.

Doch wenn mein Fjord auch nicht ins Weite schweift,
fühl' ich doch Salzduft in die Lüfte spritzen,
wenn eine Möwe, wie im Silberblitzen,
die Flut mit ihren weißen Flügeln streift.
Und jede Welle, die mein Land umfeuchtet,
grüßt mich vom Meer, das in der Ferne leuchtet.

So ist mein Fjord nicht ganz so klein und seicht,
und meine Welt vielleicht nicht ganz so enge.
Die den Granit umbranden, die Gesänge,
umrauschten ein Korallenriff vielleicht.
Sie sind ein Gruß von fernem Sonnenlande,
von Südsee und von palmumwogtem Strande.

(Ins Deutsche übertragen von Johannes Öhquist)

Versiegter Fluß

Du hättest rauschen können durch die Lande
als Strom des Lebens flutenreich und stolz,
als Lebensspender in dem Wüstensande
für Palmenhaine und für Rosenholz.

Doch namenloser Tod war dir beschieden
auf deinem Lauf zum ew'gen Ozean,
und niemals botst du Labsal dar und Frieden
dem Wanderer auf seiner müden Bahn.

Und doch, wer weiß — wär' dir das Glück gegeben,
nach eigner Lust zu strömen ohne Wehr,
dann wär vielleicht in breiter Flut dein Leben
dahingerauscht nach einem Weltenmeer.

Oasen hätt'st du aus dem Wüstensande
hervorgezaubert, blütenreich und kühl,
erschaffen hättest du Ägyptens Lande,
und, ruhmgekrönt, dein Name wär der Nil!

(Ins Deutsche übertragen von Johannes Öhquist)

Hans E. Kinck oder: Das Übermaß der Übersetzungen

Von Werner Mahrholz (Berlin)

Dieser skandinavische Autor ist mit dem größten Elan seines deutschen Verlags in die deutsche Öffentlichkeit eingeführt worden. Man hat in einem Prospekt Dutzende von sehr günstigen Urteilen deutscher Schriftsteller von Rang und Namen veröffentlicht. Man hat von seiten des Verlages eine zehnbändige Gesamtausgabe angekündigt. Kurz, man hat alles getan, die Übersetzung der Romane von Hans E. Kinck zu einem großen literarischen Ereignis für die deutschen Leser zu gestalten.

Wäre es nicht unhöflich, so möchte man wohl den Verlag fragen, ob die Aufnahme, welche die beiden ersten Romanbände gefunden haben, einigermaßen den Erwartungen entsprach. Aber nehmen wir selbst an, der Verleger wäre höchlichst zufrieden, so bleibt als zweite Frage bestehen: ist auch der deutsche Leser — ich meine nicht den Berufsleser, den Literaten, ich meine den simplen, sozusagen „einfachen" Leser ohne Prätention des „Dabeigewesenseins" — einigermaßen auf seine Rechnung gekommen?

Ich fürchte, die Antwort wird schlichtweg lauten: nein.

Was Hans E. Kinck wirklich bedeutet, das können wahrscheinlich nur Norweger voll ermessen. Vermutlich spielt er in der Entwicklung der norwegischen Literatur wirklich eine bedeutende Rolle: als naturalistischer Schilderer nicht nur, sondern auch als Sprachpolitiker, als Vereinheitlicher der Literatur- und der Volkssprache. Also zugegeben: Hans E. Kinck ist eine Figur der norwegischen Literaturentwicklung zwischen 1890 und 1910.

Das bedeutet aber zugleich: Kincks Probleme sind ganz und gar lokalnorwegische Probleme. Der Gebildete einsam zwischen Bauern (so in „Niels Brosmes Anfechtungen") und noch einmal: der Gebildete im Zusammenleben mit Ungebildeten (in „Herman Ek") in fernen Hochtälern und an einsamen Fjorden. Der Gebildete als soziologisches Phänomen in einem Lande fast ohne Großstädte, fast ohne Städte, fast ohne Dörfer.

Kincks Probleme sind, um es rund heraus zu sagen, für Deutsche, die in einem übervölkerten Lande, zur Hälfte in Großstädten, leben, nahezu unverständlich. Sie sind für deutsche Leser nur mit dem Kopf, nicht mit dem Herzen nachzuerleben. Sie sind, ganz offen gesprochen, für deutsche Leser langweilig.

Das gilt zunächst für Kinck, den Problematiker. Bleibt Kinck, der Darsteller. Unzweifelhaft, er kann Menschen schildern, er kann vor allem Naturerlebnisse gestalten. Aber nicht so sehr wie ein Dichter, als vielmehr wie ein sehr begabter Schriftsteller. Er fängt gelegentlich Stimmungen in der Natur, Spannungen zwischen Menschen prachtvoll ein: aber über all dem schwebt ein Hang von Langweiligkeit, denn seine Romane sind Thesenromane, Romane mit einem Weltanschauungshintergrund, mit einem Willensfonds, die dem deutschen Leser unverständlich, unzugänglich bleiben, weil er Norwegen zu wenig kennt.

Bitte, ich spreche vom Leser schlechthin, nicht vom Berufsliteraten, der von sich aus zu seiner Lektüre hinzutut.

Man braucht nur zehn Seiten Knut Hamsun zu lesen und dann 300 Seiten Hans E. Kinck — und man weiß unmittelbar gewiß, weshalb der Dichter alles sagen kann und jedem fühlenden Herzen ver-

traut ist und weshalb der Schriftsteller höchst wichtig für sein Land sein kann und sich deshalb noch nicht zur Übersetzung zu eignen braucht.

Mit anderen Worten, dürr und rauh: wenn die nachfolgenden acht Bände Hans E. Kinck nicht ganz anders sind, menschlich reicher und weniger lokal norwegisch, so ist ein großer Aufwand um nichts oder doch um zu wenig vertan. Ein guter naturalistischer Schilderer ohne besondere Eigenart als Mensch und Dichter, ein Mann, der gewiß in der norwegischen Literaturbewegung seinen ehrenvollen Platz hat, braucht heut, fünfzig Jahr nach Ibsen und zwanzig Jahre nach Hamsuns Auftreten, nicht mehr übersetzt zu werden.

Und damit sind wir eigentlich erst beim Thema.

*

Über Hans E. Kinck wäre wahrhaftig kein Essay zu schreiben, wenn man dabei nicht einmal auf einen Mißstand im deutschen Literaturleben der Gegenwart hinzuweisen Gelegenheit hätte. Ich meine: das Übermaß an Übersetzungen.

Wer dies heut ausspricht, gerät leicht in den Verdacht deutschtümelnder geistiger Enge. Nun, mir liegt nach meiner ganzen, oft bewiesenen Einstellung diese Enge sehr fern. Es ist mir auch sehr begreiflich, daß nach fünf Jahren geistiger Isolierung einmal sehr lebhaft der Wunsch in uns nach Weltweite und damit nach Weltliteratur strebenden Deutschen entstehen mußte, sich draußen umzusehen, kennenzulernen, was inzwischen im Ausland, in Ost und West, in Süd und Nord, entstanden war. Unzweifelhaft haben wir dabei wertvolle Schriftsteller kennengelernt; man braucht nur an Galsworthy, Wells, Anderson, Lawrence, Joyce, Sinclair, Lewis, an Valéry, Gide, Romains, an Pirandello und die jüngeren Russen zu denken. Auch die Übersetzung einiger großer Erzähler, die einer schon vergangenen Generation angehören, wie Conrad und Stevenson, ist noch mit Befriedigung zu nennen, obwohl schon in diesen Fällen eine schärfere Auswahl, eine strengere Auslese zu wünschen gewesen wäre. Unter der Psychose des „Die-Welt-draußen-kennen-lernen-Wollens“ beginnt sich aber jetzt ein so hurtiges Übersetzen in deutschen Landen breitzumachen, daß zur Besinnung gemahnt werden muß.

Der große Gedanke der Weltliteratur wird kompromittiert, wenn in diesem Tempo weiter übersetzt wird. Die Aufgabe des Übersetzens kann doch nun und nimmer darin bestehen, alles zu übersetzen, was irgend in einem der europäischen Länder eine hohe Zahl von Auflagen erreicht hat! Wer eine fremde Literatur und ihre Entwicklung intensiv verfolgen will, wird meist der fremden Sprache mächtig sein und dann die Lektüre des Originals der Lesung einer noch so guten Übersetzung vorziehen. Für ihn bedarf es der Übersetzungen nicht.

Die Grundlage eines Übersetzungsentschlusses müßte doch immer die Überzeugung bilden, daß ein Talent von übernationaler Bedeutung, das wirklich eine innere Botschaft an die Menschheit — nicht thematisch, versteht sich, sondern nach Form und Gehalt — hat, sich in vollendeten Werken manifestiert. Das bloß Gelungene — im handwerklichen Sinne —; das bloß Erfolgreiche — in seinem Lande nämlich —; das bloß Amüsante oder Pikante ist wahrhaftig keine Angelegenheit der Weltliteratur — und nur sehr selten eine Chance buchhändlerischen Erfolges in einem fremden Lande.

*

Hans E. Kinck und seine Übersetzung ins Deutsche soll bedankt sein. Sie macht einen Mißstand heutigen Literaturbetriebes offenbar: Hans E. Kinck oder das Übermaß der Übersetzungen.

Jack London oder: Das Übermaß der Anerkennung

Von J. E. Poritzky (Berlin)

Prinzipiell habe ich gegen die gesamte Kritik, die öffentlich geübt wird, einzuwenden, daß sie keine Maßstäbe mehr besitzt. Das Reißerische und Schreierische, ja das Brüllende unserer Zeit hat auf die Kritiker abgefärbt. Fast alle Kritiken haben etwas vom Stil der Ausverkauf-Anpreisungen der Warenhäuser, und die Vergleiche bewegen sich nur noch im Superlativ. Selbst die klügsten ruhigsten Köpfe, selbst die kältesten Federn schreiben in maßlos überhitzter tropischer Atmosphäre, nur um sich

und ihren Worten Gehör zu verschaffen. Es genügt schon lange nicht mehr, einem Buch nachzusagen, daß es gut sei; es ist gleich das wundervollste, das man je gelesen hat. Neue Männer werden von Künstlern, die etwas verstehen, sofort Tolstoj, Balzac, Homer an die Seite gestellt; aber man spürt, daß selbst diese Giganten, die zum Vergleich herangezogen werden, eigentlich nur Pygmäen sind, gemessen an der Geistesgröße des neuen Mannes. Die Tolstoj, Balzac, Homer und andere sind billig geworden wie Pflaumenmus. Dieser Zug unserer öffentlichen Kritik, so gemeinsam und allgemein, daß er keinem Menschen mehr auffällt, zeigt deutlicher als andere Symptome den Amerikanismus unserer geistigen Einstellung, die heillose Verwirrung der analytischen Fähigkeit und die völlige Abgebrauchtheit aller Worte. Die Worte sind Blechstanzen, die im Gehirn parat stehen wie die Bleibuchstaben im Setzerkasten. Es ist völlig gleichgültig, wie man etwas sagt und was man sagt, die Hauptsache ist: schreien! schreien! schreien! Maßhalten ist verpönt. Trunkenheit ist Trumpf! Reklame ist Losung! Amerika lebe hoch!

Ich mache diesen Unfug nicht mit. Wenn ich sage, daß ein Buch gut sei, so muß das schon sehr viel bedeuten, und wenn ich einen neuen Mann nicht gleich mit den größten Genies des Schrifttums vergleiche, mag man dennoch spüren, daß er lesenswert sei und Schätzung verdiene.

Summarisch ergibt das, was bisher über Jack London kritisch geschrieben worden ist, etwa das Bild, daß von Homer eine direkte Linie über Balzac und Tolstoj zu Jack London hinführe und daß der liebe Gott oder die Natur, die London geschaffen hat, unendlich weit hinter ihrem Geschöpf zurückbleiben. Warum? Das erfährt man nicht. Es wird einfach behauptet. Wer sich durch den Wörter-Dschungel durcharbeitet, begegnet nur superlativischen Formen.

Ich habe seinen Roman „Jerry der Insulaner" gelesen (Deutsche Verlags A. G., Berlin, deutsch von Erwin Magnus). Das ist eine Hundegeschichte, die zahlreiche andere ebensogut geschrieben haben und die im Wesentlichen ebenso unwahr ist wie alle die anderen Hundegeschichten, die ich kenne. Der Autor unterschiebt dem Hund gewöhnlich sein Gefühl und seine Gedankenwelt, und wir haben daher am Ende nicht den Seelenzustand des Hundes kennengelernt, sondern den Seelenzustand des Hundes, dem Jack London sein Gehirn geliehen hat. Mit gleichem Fug und Recht könnte man die Geschichte eines Apfelbaums schreiben und ihm menschliche Empfindungen und Gedankengänge insinuieren; aber dann sind wir schon im Bereich des Märchens.

Die Abenteuer, die sonst noch in dem Buch erzählt werden, scheinen viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Aber das ist für die ästhetische Beurteilung eines Romans unwesentlich.

In einem Vorwort polemisiert Jack London nämlich gegen die Kritiker, die seine Romane als Produkte der Einbildungskraft bezeichnen, während er will, daß man sie als wahrhaftige Erlebnisse hinnehme. Solange Jack London seine folkloristischen Studien auf den Südsee-Inseln und seine wilden Erlebnisse mit anthropophagischen Stämmen nicht in wissenschaftlicher Form herausgibt, sondern im Roman erzählt, ist es vollkommen gleichgültig, ob das, was er erzählt, wirklich und tatsächlich oder nur in der Phantasie erlebt ist. Niemals ist das „Was" ausschlaggebend, sondern das „Wie". London erzählt temperamentvoll und plastisch; er gibt wirklich ein Bild von Dingen und Menschen und bringt die Fremdartigkeit des Vorwurfs dem Leser gut nahe. Im Einzelnen ist er ausgezeichnet, wenn auch nicht unerhört neu; aber am Gesamtbild wäre vieles zu retuschieren und auf das Niveau der höheren dichterischen Wahrheit zu heben, wenn auch die Wirklichkeit darunter litte. Wie es bei einem Porträt nicht auf die absolute Ähnlichkeit mit der dargestellten Persönlichkeit ankommt und auch nicht darauf, ob der Beschauer das Modell kennt oder nicht, kommt es bei der Dichtung auch nicht darauf an, ob sie in banalem Sinne wahr ist, sondern ob sie sich zur Höhe der dichterischen Wahrheit erhebt. Das kann man dem Hunderoman „Jerry" nicht nachrühmen.

Künstlerisch wertvoller ist der Geschichtenkreis in „Ein Sohn der Sonne". Mit diesem Sohn der Sonne ist der Südsee-Insulaner David Grief gemeint, der diese Niggergeschichten krönt wie der Diamant den Goldreifen.

Es ist viel Bewegung, Farbe und Buntheit in diesem Buch, und die starke Aktivität, zu der die brutale Wildnis den Zivilisationsmenschen zwingt.

Eine Manuskriptseite von Lion Feuchtwanger

(Originalgröße)

412

höhenflug

am 2 juli einem sehr heißen tat morgens um lo uhr 2o min stieg d leutnant vic~~xxx~~ crecy auf um den bisherigen weltrekorf von 11. mete zu schalgen (die grenze zu der flugze auf steigen können war mathematisch festgestellt, nicht aber trotz vieler versuche im laboratori gab es eine sichere formel für die höhe bis zu der menschen lbend gelangen können) fünf flie ger hatten bis jetzt an dem kampf um den höhne flugrekord teilgenommen leutnant cr war der sechste

langsam kleetterte ~~xx~~ sein flugzeug "~~impavidu~~2 hinauf in die dünne von sausemdem wind durchr

... ein rasender ostwind in
gleicher höhe mit dem flugzeug impavid stieg der hor
rizont sah aus wie eine riesige schüssel wurde
weiter, undeutlicher leutnant crecy steuerte
sein flugzeug immer höher überaus langsam und
vorsichtig, wohl wissend, ddaß daß der mensch
liche köfper, zu funvermittelt in solche höhen
gebracht, bersten müßte; denn es zerrt der luft
leere raum an jeder zelle desliegx leibes, er
drängt jedes einzigste partikelchen, sein quent
chen luft an ihn, den raum herzugeb n, seine
endlose leere füllen zu helfen, er zeiht durc
die haut hindurch das blut heruas
inkurzer zeit doch ihm schien es sehr langsam,
gelangte derleutnant in ie eisige einsamkeit
der ganz großen höhe. ein paar wolken trieben
einschneesturm kommend von ihr

Ob es die Sonnennähe ist, die soviel Blutgier ausbrütet und die primitivsten Instinkte pfauenhaft aufleuchten läßt, mag denjenigen zweifelhaft bleiben, die den Einfluß des Klimas und Milieus nicht als dominierend betrachten. Auch in diesem Buch ist ein stofflicher Rest, der nicht Kunst geworden ist und hingenommen werden muß wie der grausige Tatsacheninhalt eines Kolonialberichtes.

Der Däne Jürgen Jürgensen in seinen schönen Büchern „Christian Svarres Kongofahrt", „Fieber", Dauthendey in seinen „Südseegeschichten", Rudyard Kipling in seinen „Dschungelgeschichten" — ich könnte noch viele andere anführen — sie haben alle gezeigt, wie auch dieser Stoffkreis Jack Londons aus der Sphäre der gut geschauten, quick geschriebenen Schwarzhautgeschichten auf ein Niveau reiner Kunst gehoben werden kann. Aber einen Anlaß, diese Prosa Londons an Homer, Balzac oder Tolstoj zu messen, besteht weiß Gott nicht; ich würde mich begnügen, allenfalls an Stevenson zu denken. Aber auch dieser Vergleich wäre übertrieben, denn ich halte Stevenson für die reichere Natur und für einen Kerl mit einem ungleich weiteren Horizont.

Ich will zugeben, daß ein Mann, der fünfzig Bücher veröffentlicht hat, nicht nach zwei Werken beurteilt werden kann; vielleicht hat er Bücher geschrieben, die auch ich höher werten würde. Aber ob fünfzig Bücher, die in achtzehn Jahren geschrieben wurden, nicht von vornherein zu einem gewissen Skeptizismus berechtigen?

Goethe-Schriften

Von Georg Witkowski (Leipzig)

Das Bibliographische Institut in Leipzig hat mit der Festausgabe von Goethes Werken sein hundertjähriges Bestehen würdig gefeiert. Sorgsamer Wortlaut, gewissenhaftes Ausnutzen der gesamten verwertbaren Forschung, gefällige Gestalt leihen dem, was hier geschaffen wurde, dauernden Wert. Aber soll wirklich mit den nun abgeschlossenen 18 Bänden das Ende erreicht sein? Sind doch bis jetzt nur die Dichtungen und die autobiographischen Schriften vorhanden, was soviel bedeutet, daß zur Ganzheit der Gestalt noch wesentliches mangelt. Hoffen wir, daß der verdiente Erfolg die Herausgeber zu einer Fortsetzung ermutige!

Frühere Zeiten hätten sich vielleicht mit solch einem Bruchstück begnügt, weil sie zu dem Goethe der großen, allumfassenden Schau, dem Goethe des zweiten Faust, keine Beziehung gewannen. Ein Hauptzeuge dafür ist der große Ästhetiker Friedrich Theodor Vischer. Wie das geschah, zeigt die Rede „Friedrich Vischer und der zweite Teil von Goethes Faust", gehalten von Th. A. Meyer bei der Übernahme des Rektorats der Technischen Hochschule Stuttgart (Stuttgart, A. Bonz' Erben), mit einer guten Darlegung der von Vischer unverstandenen letzten Faustgestalt.

Sie lehrt eine Lebenskunst, hervorgeblüht aus dem Denken des 18. Jahrhunderts und deshalb verwandt dem gleichzeitigen und gleichartigen Freimaurertum. Den Lichtsuchenden will aus den Werken großer Meister eine neue Sammlung (bei Leopold Klotz, Gotha, und bei Otto Meißner, Hamburg) dienen. Im ersten, von Bruno Noack herausgegebenen stattlichen Bande bietet sie Stellen aus Goethes Werken, die dem Maurer den Weg weisen sollen. Leider sind hier, wie so oft, naturwissenschaftliche Schriften und Briefe viel zu wenig herangezogen, und die Einleitung bleibt allzusehr auf der Oberfläche.

An das Eingangstor des inneren Werdens Goethes führen die straßburger Jahre. Herder, selbst noch ein Ringender, leitet den Jünger auf steinigem Wege zu jener Seelenschau, die er selbst errungen hat. Wie es damals in ihm aussah, zeigt Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Reich über die früher verstreuten und ungenauen Drucke hinaus vermehrt, erscheint er jetzt in den Schriften der Goethe-Gesellschaft, herausgegeben von Hans Schauer. Goethes Gestalt taucht hier erst am Schluß auf, aber die Welt, in der er bald heimisch werden sollte — der darmstädter Kreis, und vor allem Herders und Carolinens jugendliche Gestalten, noch nicht entstellt von den harten Linien der späteren Jahre — leuchten in diesen anmutigen Selbstzeugnissen in einer sanften, fast rokokohaften Färbung. Schauers Kommentar gibt alles, was man wissen kann, und deshalb mehr, als man zu wissen braucht. Andererseits muß man fragen, warum z. B. das mit Brief Nr. 73 gesandte Gedicht „aus Raummangel" nicht abgedruckt wird. Wenn schon so viel früher Gekanntes hier mitgeteilt wurde, konnte der Leser doch erst recht erwarten, daß ihm die eigentlichen Briefe so vollständig wie möglich dargeboten würden, und der Hinweis auf Suphans Herder-Ausgabe genügt keineswegs; denn wenige Empfänger des Bandes werden sie zur Hand haben.

Musterhaft ist eine weit schwierigere Aufgabe zum zweitenmal von Fritz Bergemann gelöst worden, indem er Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe (Leipzig, Insel-Verlag) nunmehr nach seiner ersten ausgezeichneten Veröffentlichung des authentischen Materials von neuem darbot. Hinzu kam eine Biographie von 170 Seiten, Erweiterung der früheren Skizze, die bereits Bettinas Leben mit Goethe zutreffend schilderte, soweit von dieser animula vagula überhaupt gesicherte Anschauung gegeben werden konnte. In den Mittelpunkt tritt der Satz aus der „Günderode": „Jede Liebe ist Trieb, sich selbst zu verklären", und er verhilft zu der gewiß günstigsten, wenn auch nicht unbedingt richtigen Deutung. In solchen Naturen wie Bettina erlischt nur zu leicht der Urinstinkt auf Zeiten oder für immer, überwältigt von anderen, flüchtigeren Trieben und Launen. Aber freilich ist eine solche Natur mit ihren Widersprüchen für den Betrachter anziehender als starke, eindeutige Menschlichkeit, und so fesselt auch Bergemanns in jedem Sinne treffliche Schilderung im Verein mit dem unvergänglichen Zauber der Briefe Bettinas den Leser immer von neuem.

Durch ihre eifersüchtige Wut gegen Christiane hat Bettina sich Goethe entfremdet. Die kleine Freundin hatte nicht nur dieses eine Mal unter der grausamen, vielbeneideten Schickung

zu leiden, die sie an den Großen fesselte. Ihm durfte sie ihr Leid kaum klagen, und so suchte sie das Ohr anderer. In dem jungen bremer Mediziner Nicolaus Meyer fand Christiane einen verstehenden Freund. Ihre Briefe an Meyer zeigten zum ersten Mal ihr wahres Bild, als Salomon Hirzel einen Teil davon 1856 herausgab. Nach einer zweiten Ausgabe von 1887 erscheinen sie jetzt vollständig: Goethes bremer Freund Nicolaus Meyer. Briefwechsel mit Goethe und dem Weimarer Kreis. Im Auftrage des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben von Hans Kasten (Bremen, Karl Schünemann). Die schöne, mit zahlreichen Bildern und Beilagen geschmückte Publikation bringt vor allem nach zwei Richtungen Gewinn: zur Geschichte der Sammlertätigkeit Goethes und für die Kenntnisse des Kleinlebens im Goethe-Hause. Was hat der stets dienstbereite Freund nicht alles für die Küche zu besorgen! Austern, Wein, Rüben, Fische, Bier, Butter, gleich fünfzig Pfund auf einmal. Auch so manches Literarische fällt ab, z. B. aus dem letzten Lebensjahr Schillers die Nachricht, er arbeite an einem neuen Trauerspiel „Attila". Und über dem Ganzen liegt ein anmutiges Behagen, gemehrt durch das Äußere des Buchs, die zahlreichen guten Bilder und Beilagen.

Für den Hochstand heutiger deutscher Buchkunst zeugt noch besser der Berthold-Druck „Johann Friedrich Unger im Verkehr mit Goethe und Schiller" (Berlin, Schriftgießerei H. Berthold, Abt. Privatdrucke). Der Herausgeber, Flodoard Freiherr von Biedermann, schildert die Verlagstätigkeit des berliner Buchdruckers und Holzschneiders: Goethes neue Schriften der neunziger Jahre, Schillers Jungfrau von Orleans, Schlegels Shakespeare und Schleiermachers Reden über die Religion neben so manchen anderen wertvollen Zeugnissen dieser Blütezeit deutschen Schrifttums erschienen unter seiner Ägide. Hätte ihm nicht Cotta den Rang abgelaufen und ein allzu früher Tod dem Wirken Ungers das Ziel gesetzt, vielleicht lebte der Berliner heute an Stelle des Tübingers als „der" Klassiker-Verleger fort. Achtzig ungedruckte Briefe Ungers an Goethe und Schiller nebst allen übrigen Zeugnissen ihrer Beziehungen erweisen die Tüchtigkeit des Mannes und das Vertrauen seiner großen Autoren. Dank der liebevollen Sorgfalt Biedermanns wird das Andenken Ungers von nun an lebendiger als bisher gewahrt bleiben.

Freilich begnügt sich unsere Zeit immer weniger mit den durch das Buch vermittelten inneren Gesichten. Aus dem Verlangen nach greifbaren Symbolen vergangener Größe ist ein Reliquienkultus erwachsen, der sich in Wallfahrten nach den Stätten einstiger Geistestaten befriedigt. Kein Ort wird davon mehr begünstigt als Weimar, dessen heutige Bürgerlichkeit so wenig von dem Geiste seiner großen Zeit verspüren läßt. Hans Wahl, der Verwalter der santa casa, ist ein treuer Hüter dieses Geistes und bekundet das von neuem in den hübschen, billigen Büchern über das Wittumspalais und Goethes Gartenhaus (Leipzig, J. J. Weber), gleich willkommen als Vorbereitung wie als Andenken.

Wer seine Schritte von Weimar in das Land Goethes hinauslenkt, dem bietet Valerian Tornius in seinem Wanderbuch „Mit Goethe durch Thüringen" (Leipzig, J. C. Hinrichs) eine anmutige Verbindung von Gedenkbuch und Reiseführer, an dessen Hand er sinnenden und offenen Auges über die Gräber heiliger Vergangenheit wandeln mag.

So ein kleines Buch zeugt davon, wie das innere Verhältnis zu der Welt Goethes sich gewandelt hat, auch in dem engeren Kreise der wissenschaftlichen Forschung. Instinktiv sucht man sein Bild, seine Zeit als Vision heraufzubeschwören, und beinahe verächtlich wird frühere philologische Kleinarbeit hinweggeschoben. Zugegeben, daß die mühsame Mosaiktechnik oft keinen lebensstarken Eindruck gab, und doch hat der Dienst am Worte, das gewissenhafte Erforschen des Einzelnen erst den Untergrund all der kühnen neuesten Goethe-Bilder bereitet. Musterbeispiele solcher treuen, von inniger Liebe zum Genius durchsonnten Arbeit hat seit dreißig Jahren Eduard Castle in seinen Goethe-Vorträgen und -Aufsätzen geboten. Es ist mit Freude zu begrüßen, daß der Österreichische Bundesverlag in Wien unter der Aufschrift „In Goethes Geist" jetzt diese meist an schwer zugänglichen Stellen erschienenen Untersuchungen und Darstellungen zu einem sehr stattlichen Bande vereint. Er bietet gründliche und gut geformte Belehrung über eine Reihe wichtiger, jeden Gebildeten anziehender Gegenstände.

Mehr einer berufsmäßigen Teilnahme gelten die „Goethe-Probleme" von Sp. Wukadinović (Halle, Max Niemeyer). Die viel erörterte Frage nach den im Mondlied „Füllest wieder Busch und Tal" verborgenen persönlichen Beziehungen wird mit Polemik gegen Petersen von neuem erörtert, die wechselnde Gestaltung als Ausfluß des Wandels in der Herzensbeziehung Goethes zu Charlotte von Stein erklärt. Am „Märchen" versucht sich nach so vielen Vorgängern auch dieser Deuter, indem er die Alchimie zur Hilfe ruft, ebensowenig endgültig überzeugend. Warum kann man sich nicht entschließen, dieses Spiel zeugungskräftiger Phantasie hinzunehmen als das, was es ist? Mit den Bruchstücken einer Tragödie aus der Zeit Karls des Großen hat sich auch schon so mancher vergeblich befaßt, um die dunklen Andeutungen der Skizze zu erhellen. Nun baut Wukadinović auf die Tagebuchnotiz „Über die Christianer" eine neue Hypothese, bringt das Stück mit Zacharias Werners „Kreuz an der Ostsee" zusammen, alles mit sehr geringer tatsächlicher Gewähr.

Wir sind hier im Bereich jener Scheinexaktheit, die am meisten den heutigen Mißkredit der alten Goethe-Philologie verschuldet hat. Für sie am bezeichnendsten ist die Tatsache, daß die beiden großen Zentralprobleme Religion und Naturanschauung in ihrem Umkreis überhaupt nicht erörtert werden.

Ein Vortrag von Gottfried Bohnenblust (Solothurn, Buchdruckerei Vogt-Schild) heißt „Der Gott Goethes". Goethe hat einen lebendigen, aber nicht einen persönlichen Gott. Spinozas deus sive natura ist nicht sein Glaube gewesen, aber freilich stand kein Philosoph ihm, dem Dynamiker, so nahe. Die Natur verkündet überall diesen Gott, dessen Gestalt nicht in irgendeinem Bild oder Dogma zu finden ist. Goethes Naturalismus ist nie Materialismus, aber auch nie Spiritualismus gewesen. Er kann so wenig der katholischen Kirche wie dem Protestantentum völlig gleichgesetzt werden; seine Religion ist über beide hinausgestiegen im Zeichen der Überwindung und des Glaubens an das Gefühl. Die gedankenreiche Rede gibt weit mehr, als hier mit diesen wenigen Worten angedeutet werden kann.

Vom Sinne der Goetheschen Naturforschung handelt Walter Jablonski (Berlin, Reuß & Pollack), zum großen Teil einzelne Stellen geschickt aufreihend und unter die drei Kategorien Einheit und Allheit, Identität und Entwicklung, Erscheinung und Idee ordnend. Er schreitet dabei auf lange Strecken neben Ernst Cassirer her und kommt zu einer durch solides Denken errungenen knappen Schilderung der naturwissenschaftlichen Arbeit Goethes und ihres Wertes.

Notwendig weisen Untersuchungen solcher Art in die Region jener seelischen Untergründe, in denen Gehalt und Form gleichzeitig keimen. Weil die wissenschaftlichen Schriften Goethes den Inhalt — wenigstens scheinbar — reiner zutage treten lassen, hat sich ihnen jetzt die Aufmerksamkeit in weit stärkerem Maße als früher zugewandt. Aber in den poetischen Werken und ihrer Form kommt Eigenart, Grundstimmung und Erleben der Seele Goethes nicht minder zur Geltung. An dem scheinbar eng begrenzten Thema „Der epische Stil von Hermann und Dorothea" zeigt Hans Steckner in einer Darstellung von 264 Seiten (Halle, Max Niemeyer), wie die epische Form von dem Zeitalter Goethes und der nachklassischen Epoche mißverstanden und erst durch Spitteler und seine Interpreten in ihrem Unterschied zum Roman begriffen wurde. Ob es nun angebracht sei, das Wesen des Epos gerade an „Hermann und Dorothea" aufweisen zu wollen, erscheint trotz alledem, was Steckner da-

für vorbringt, fraglich. Er hat gewiß recht, daß die übliche Bezeichnung „bürgerliche Idylle" nicht zutrifft. „Hermann und Dorothea" ist im Kern eine Novelle, entsprechend der Goetheschen Definition der Novelle als einer sich ereigneten unerhörten Begebenheit. Durch die Mittel des großen Epos wird das anekdotische Geschehen mit einer Hülle schildernder, gnomischer, das Einmalige zum Typischen steigernder Zutaten umgeben, der bescheidene Verlauf in das breite Zuständliche eingebettet und an vielen Stellen davon überwältigt. Der Hexameter tut das Seine dazu, um an Stelle der geselligen Tonart moderner Prosa-Erzählung, die dem Stoff angemessen gewesen wäre, den feierlichen, getragenen Stil des antiken Rhapsoden erklingen zu lassen. Steckner analysiert die so entstandene Mischform gut, auch was er für ihre in diesem Fall berechtigte Anwendung vorbringt, kann man gelten lassen; daß aber das Gedicht bis in epische Schichten hinaufreiche und trotzdem der Gefahr eines abstrakten Erstarrens entgangen sei, muß angezweifelt werden. Nur ein besonders feingeschultes Ästhetentum, wie das Wilhelm von Humboldts, wird die Schönheiten als lebendige, als in ihrer zeitlichen Bedingtheit höchste erkennen; natürliches Empfinden kommt diesem Werk Goethes trotz seinem volkstümlichen Stoff nicht nahe. Kritik und Schule haben vergebens alle Kraft aufgewandt, um das zu erreichen; „Hermann und Dorothea" mutet die Mehrzahl der Deutschen, auch der gebildeten, von jeher und heute erst recht wie ein artistisches Experiment an, und die instinktive Abneigung darf in diesem Fall als durch die Beschaffenheit des Kunstwerks gerechtfertigt gelten.

Wenn Schiller ein so geartetes Werk als Gipfel der Kunst bezeichnet, so bekundet sich darin die notwendige, aber doch beklagenswerte Tendenz zu antikisierender Formung im deutschen Neuhumanismus des 18. Jahrhunderts. Sie setzt in unserer großen Poesie mit Klopstock ein und verbindet sich mit allen den seelischen, künstlerischen, philosophischen und sozialen Aufstiegserscheinungen des deutschen Geistes. Um diesen geschichtlich so bedeutsamen Mittelpunkt kreisen die einleitenden Aufsätze des Jahrbuchs 1926 des Freien Deutschen Hochstifts, herausgegeben von Ernst Beutler. So reich und mannigfaltig ist der Inhalt dieses schönen Bandes, daß hier nur der dringende Rat ausgesprochen werden kann, selbst davon Kenntnis zu nehmen. Die Namen von Mitarbeitern wie Walzel, Petsch, Sommerfeld, Strich, und Gegenstände wie „Schiller und die Wahrheit" (von dem deutschen Gesandten in Bukarest Gerhard von Mutius), „Das Schöne der Natur und der Kunst" (von Heinrich Meyer-Benfey), ein Aufsatz über den ausgezeichneten Theatermaler Fuentes (von Wilhelm Pfeifer-Belli) und das durch Ebrard publizierte Stammbuchblatt des vierzehnjährigen Goethe mögen neben den vielen interessanten Tafeln als Lockmittel genannt sein.

Immer wieder ist das Jahrbuch der Sammlung Kippenberg (Leipzig, Insel-Verlag) in seiner liebenswürdigen Eigenart hier gekennzeichnet worden. Aus dem nun vorliegenden sechsten Bande seien die beiden Ansprachen Kippenbergs hervorgehoben, mit denen er die Ausstellung seiner Sammlung eröffnete und in Stockholm einen geschickten Überblick der Faustsage gab. Arthur Polmer bringt uns Caroline Ulrich, die Freundin Christianes, so nahe wie möglich, der Rinaldo Rinaldini-Dichter erscheint in der ganzen Breite seiner vielgeschäftigen Schreiberei und der internationalen Bedeutung seines Räuberromans bibliographisch abgespiegelt. So manche kleine Spende trägt zur Vermehrung des Einzelwissens bei mit jener altbewährten Exaktheit, die von keinem modischen Nebeln und Schwebeln angekränkelt ist.

Gleichsam am anderen Pol dieser Wissenschaft von heute, dem einer handfesten Massenkunst, stehen die biographischen Romane. Sie wollen das Geistige und Körperliche großer Naturen dem Begreifen und Betasten der Menge darbieten, indem sie ihre Helden so reden und handeln lassen, wie es den Vorstellungen ihrer Verfasser und der ihnen verwandten Leser gemäß erscheint. Innere Vorgänge werden in Monologe mit zahllosen rhetorischen Fragen übersetzt, kurze Angaben der Quellen mit Hilfe konventioneller Romanmotive breit ausgewalzt. Das Schwebende wird zu handfester Materie und das Dunkle ins banale Alltagslicht gestellt. Nach diesem Rezept hat Toni Schwabe früher den alten Goethe mit Ulrike von Levetzow auf der Bühne ihrer Erzählungskunst erscheinen lassen, und was damals (L. E. XXVII, 659) gesagt wurde, gilt auch von dem zweiten Goethe-Roman Toni Schwabes, „Der Ausbruch ins Grenzenlose" (München, Albert Langen). Das neue Thema heißt: Goethe und Frau von Stein vor der Flucht nach Italien. Sie will nicht mit, weil sie vor dem Bruch der Pflicht gegen Stein zurückscheut (Oh, ahnungsloser Engel du!), und er muß gehen, um sich selbst zu suchen, nachdem er „bebend und fiebernd, oft überströmt von den Tränen einer mystischen Glückseligkeit die letzten Stunden durchlebt hat, weil er sich des Opfers bewußt war, das er seinem Geschick jetzt darbringen wollte". Wer hätte sich nicht Goethes Stimmung bei der Abreise nach Italien so, genau so wie Toni Schwabe, vorgestellt! Wer hätte nicht, gleichsam lautlos, schon von Goethes Lippen die Worte zu Frau von Stein gehört: „Wir durchbrechen die Schranken steter Gebundenheit und stürzen uns in den seligen Ozean unserer Liebe —". Man begreift die Behauptung des Waschzettels: „Wer Goethe liebt, wird und muß dieses Buch lieben."

Nicht mit solchen Tönen braucht dieser Bericht auszuklingen. Als würdigster Schlußakkord diene ihm der schöne dritte Band der neuen Reihe der Publications of the English Goethe Society (London, Alexander Moring). Mit Freude hören wir, daß siebzig neue Mitglieder beigetreten sind, und die Liste der Vorträge zeugt von eifriger Tätigkeit. Sechs von ihnen werden in dem vorliegenden Bande vereint und bieten in gebildeter Form zusammenfassende Darstellungen, die von selbständiger Forschung künden. Daß auch Rudolf Binding und Ernst Toller in der englischen Goethe-Gesellschaft aufgetreten sind, zeugt dafür, daß sie weit besser als große deutsche Genossin die ihr gestellten Aufgaben erfaßt und erfüllt.

Proben und Stücke

Aus dem Werk von Ruth Schaumann

Landschaft zur Flucht

[Aus: „Der Knospengrund"]

Maria saß unter Bäumen
Wiegte im Schoß ihren jährigen Sohn,
Über ihr, in den Bäumen,
Sang ein Engel vom himmlischen Lohn.
Über die Bäume traten
Abendwolken den Heimzug an,
Sichelnd streifte ein Ackersmann
Durch die schweigenden Saaten.

Fallen da alle Ähren
Feierlich und gelind,
Fallen Marias Zähren
Bitterlich auf ihr Kind.
Dachte sie wohl an das Brot?
Dachte sie wohl an den Tod?
Herzliebstes Kindlein!

Ging der Bauer zum Dorfe,
Spann das Dunkel sein Nachtgeflecht.
Fürder am Rindenschorfe
Strich kein Häher und schlug kein Specht.
Häuserlichter erglommen,
Doch sie blieben im Fernen stehn
Und ein sabbatähnliches Wehn
Ist von den Hügeln gekommen.

Joseph fand seine Schläfer
In Geborgenheit eingehüllt
Und ihm hatte die Schale gefüllt
Ein barmherziger Schäfer.
Zu den Füßen und Säumen
Mutter und Kindes schlief er nun auch
Und es blühte der himmlische Hauch
Köstlicher auf in den Bäumen.

Kreuzigung
[Aus: „Das Passional"]

Alle Qualen in der Hölle setzten
Zitternd aus für hoffende Sekunden,
Als die Hämmer Fleisch und Blut zerfetzten
Und die Nägel tief ins Holz gefunden.
Helle Schauer rissen durch die Seelen,
Süßer Durst flog durch verbrannte Kehlen,
Flammenzungen in unselgem Bade
Wurden stumpf vor einem Hauch aus Gnade.

Und die Höllentore sprangen dröhnend,
Als der Pfahl in seine Grube sauste
Und das Bild der Himmel bleich und stöhnend
Alle Stimmen schwebend überbrauste.
Als des Tempels Linnentür zerrissen,
Als die Sonne schmolz in Finsternissen
Und in Schmerzen die lebendge Firne,
Fiel ein Tropfen Tau auf Adams Stirne.

Und man reichte einen Schwamm nach oben,
Essigschwer, da Er davon genommen,
Wurde Evas Angesicht erhoben,
Seufzend um ein segnendes Willkommen.
Als die Frage stieg, von Gott verlassen,
Sank ein Schatten in die Feuergassen,
Ging ein Luftzug durch versteintes Ringen
Und ein Kinderweinen ward ein Singen.

Droben neigten sich die frömmsten Frauen
Auf zerwühlten Schollen vor dem Tode,
Mit verdorrten Augen auszuschauen,
Ob nicht er auch ihre Leben rode.
Durch die Tiefe aber glitt ein Eilen,
Lief verklärt ein liebendes Verweilen,
Immer mehr von solchem Klang umgeben,
Wie befreite Vögel sich erheben.

Aus der Legende „Von Oferus, der St. Christophorus ward"

Wieder ging er, und seine Wanderung zählte schon Tage. Ein Bär lief ihm zu mitten in sehr großer Wildnis und er erwürgte ihn stumm mit der Hand. Daß er mit riesigem Schritt einer Schlange das Haupt zertrat, wußte er und spürte er nicht. Sie war im Laub gelegen, letzte Sonne in ihrem dünnen Körper zu ruhen. Ihr ausgetretener Geifer klebte an der Sohle des Riesen, dann strömte ihn der Saft zerschrittener Kleefelder ab.
Einmal fand er an einem Grenzstein Männer in schreiendem Hader. Ihre Beine zuckten im Zorn, und sie rissen einander an den Wämsen und warfen sich die Hauben vom Kopf. Er fragte nach dem Grund ihres Zwistes. Da sie stotternd vor seiner strengen Größe und einfältigen Macht einander beschuldeten, gab er jedem einen Schlag auf das Haupt, ärgerlich über ihre gackernde Rede. Dann hob er den Stein, der ihm Ursache ihres Streites deuchte, aus den Schollen des Rains und schritt, ihn unter dem Arm tragend, ruhig davon. Sie schrien ihm erst nach, als er wie ein wandelnder Wolkenschatten durch die Rebenwälder verschwand.
In der Kelter des Winzers stand er und trat ihm die Trauben. Satter Herbst wölbte sich über den Hängen, daraus der Leser Freudenrufen erscholl und ihre Stimmen sich erhoben wie ein bläulicher Taubenschwarm. Der rötliche Saft spritzte wie Quellen hinan und rann an seinen haarigen Beinen herab wie kühles und reinliches Blut. Sein eigenes Blut spürte die edle Kühle und ward ihm wohl in den Adern. Immer kräftiger trat er die Trauben, die von allen Seiten in die Kelter geschüttet waren, immer rascher schoß der Most in die Fässer hinaus. Der Winzer war es zufrieden. Aber am Abend gab es schweren Zank auf dem Hügel. Oferus begehrte Mahlzeit für drei. Das Winzervolk murrte um ihn vor dem Meister der Reben und verhöhnte die Ungeschlachtheit des Riesen. Trotzend wie ein Knabe und brüllend wie ein einsamer Stier lief der seltsame Fremde hinweg.
Schon kannte er die Sprache des Volkes nicht mehr. Seine Heimat war längst mit den Lauten der Mutterworte versunken. Er redete nichts mehr, oder nur durch einige Zeichen.
Einmal kam er an einen Strom. Der Fährmann setzte ihn über. Mitten auf dem Wasser erkannte er in ihm, zu spät, einen Pfennigloſen, legte das Ruder nieder und weigerte die weitere Fahrt. Da machte sich Oferus am Bug des Schiffes so schwer als er konnte und trieb so den Rand des Bootes unter das Wasser. Das Schiff füllte sich alsogleich, der Fährmann schrie, ruderte um sein Leben und brachte sich und den Tollen jenseits ans Ufer. Lachend ging Oferus fort.
Immer noch wanderte er. Über seinem Schein erlosch der letzte warme Schein dieses Jahres. Der Herbst kam zum Winter. Aller Glanz wurde kalt, die Helle ward grau. Schon erzählte man sich in der Landschaft Legenden von dem riesigen Pilger, dem wilden Mann ohne Ziel, und scheuchte die Kinder mit seinem Namen zum Gehorsam zurück. Es begann zu frieren. Der erste Rauhreif lag auf gestoppelten Feldern und nagte sich als Eis in den Fluß.
Oferus kam aus einem verwirrten Gehölz. Daß ihm einmal ein Haus, ein Dach gewesen, war nicht mehr in seinem Kopf noch in seinem Herzen. Ohne Ziel war sein Tag, dennoch gab jeder ein Erleben. Das machte ihn, den Genügsamen, satt. Aber nun fror ihn. Das dürre Laub in seinem Haar, rückgeblieben von einer raschelnden Nachtstatt, war weiß von Reif und seine Gewandung krachte und brach in der Kälte.

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Hugo Ball

„Ein hochgewachsener hagerer Mann. Reinster Typus des geistig Angestrengten, des Philosophen und Dichters. Die Miene eines von seinem Werk Aufgescheuchten, der noch im Wegwenden die Tragkraft eines Satzes abwägt. Dennoch waren seine ersten Worte sachlich konzentriert und auf die Situation vollständig eingestellt. Wir setzen uns im Grünen, in seinem Garten, den er soeben bestellt hatte und dessen Erträgnis ihm nicht mehr zugute kam. Die Unterhaltung legt sich sofort bei Hermann Hesse fest. Hugo Ball erzählte von seiner Biographie. Er tat es in einer feinen Art, die das eigene Verdienst bescheiden überging und nur den großen Dichter meinte. Überzeugend legte Ball die innere Beziehung zwischen ihm, dem Religiösen, und dem Dichter des ‚Klingsor' dar. Wunderbar, wie er, der Aszet und Gottergebene, dem weltfreudigen Maler-Dichter Hermann Hesse gerecht wurde. Im ‚Siddhartha', Hesses edelster Dichtung, fand der Biograph seinen eigenen ungewöhnlichen Lebensweg bejaht." Otto Zinniker (Bund, Bern 404).

„Was ist Hugo Ball eigentlich gewesen? Er war weder Gelehrter noch Dichter, mag er auch das Buch ‚Byzantinisches Christentum' geschrieben, wie ‚Die Flucht aus der Zeit' berichtet, einen Roman verfaßt und Gedichte veröffentlicht haben. Hugo Ball war ein Schriftsteller, ein katholischer Schriftsteller, der, von der Zeit ausgehend, zu einer überzeitlichen Weisheit gelangte. Vor allem aber war er ein Literat. Und zwar in dem Sinne, den er selber mit diesem so oft mißbrauchten Worte verbunden hat. ‚Literat', schrieb er, ‚ist für mich ein Ehrentitel. Der Literat ist einer, der das Wort um seiner selbst willen pflegt ... Es wäre gut, wenn die Dichter und die Gelehrten wieder mehr Literaten (Wortkünstler, Buchstabenfuchser) und die Literaten wieder mehr Gelehrte und Dichter (Logiker und Wundersüchtige) würden. Die Literatur setzt vor allem den Literaten voraus, wenn sie auch in den Dichtern und Gelehrten ihren Bestand hat.' Gerade als Literat, als Diener des Wortes, erkannte Ball das, was unserer Zeit fehlt, das Wort, den Logos, ohne den alle Worte sinnlos sind. Und so wurde er vor dem Verhängnis bewahrt, in der Literatur stecken zu bleiben, so wurde er ein Führer zur Autorität hin, ein Mittler echter Erkenntnis." Waldemar Gurian (Köln. Volksztg. 705).

Vgl. auch Karl Laux (N. Bad. Landesztg. 478, Germ. 460), Richard Hülsenbeck (Berl. Tageb1. 472).

*

Hermann Sudermann
Zum 70. Geburtstag

„Es ist nicht zu unterschätzen und behält seine historische Bedeutung: das große Publikum, das später Ibsen, Hauptmann, Strindberg, Wedekind zuströmte, hat sich häufig vielleicht erst bei Sudermann mit einer kühneren Thematik angefreundet und überwand später seine Zutaten. Es wurde reif auch durch ihn. Es wäre nicht denkbar, wenn sein Schaffen nicht auch gesunde Elemente besäße. Sie heizten die Luft an. Sie entfachten die Energien der Schauspieler, sie trieben das Theater zur Lebhaftigkeit an. Der Wirkungskreis des Theaters wurde durch Sudermann unleugbar erweitert." Emil Faktor (Magdeb. Ztg. 496 u. a. O.).

„Jedermann entsinnt sich des ungeheuren Erfolges, den Sudermanns erstes dramatisches Werk ‚Die Ehre' hatte. Gleich groß waren die Erfolge der nächsten Stücke, und diese Lorbeeren auf dem Theater senkten sich auch auf seine erzählenden Werke, von denen einzelne eine märchenhafte Auflagenzahl erreichten. Der Erfolg beschränkte sich nicht auf das deutsche Sprachgebiet. In Frankreich, in Italien, in Amerika, in Skandinavien, ja an asiatischen Orten war Sudermann einer der aufgeführtesten und gelesensten Autoren; wo er hinkam auf seinen ausgedehnten Reisen, wurde er als bekannter und gefeierter Gast empfangen, und seine imponierende äußere Persönlichkeit vollendete die Geltung, die ihm, da sein Wesen freudig war, freudig entgegengebracht wurde. Gehörte nicht viel innerer Halt dazu, um unter solchen verschwenderisch gespendeten Huldigungen nicht ein launisch-nervöser ‚Liebling des Publikums' zu werden? Aber das, wozu Sudermann sich unter diesen seltenen Glücksgeschenken entwickelte, war etwas ganz anderes: das war ein Arbeiter, ein unermüdlicher, verbissener Arbeiter. — Und dann kam der Umschwung. Der kritische Boykott. Der Gegensatz war kraß, war fürchterlich. Gehörte nicht noch mehr innerer Halt dazu, um unter dieser fortdauernden Anfechtung, unter diesem grellen Gegensatz zur früher ihm oktroyierten Halbgottähnlichkeit, entnervt, schaffensmatt zu werden? Aber Sudermann wurde nicht einen Augenblick von der Linie abgelenkt, die er einschlug, als der Ruhmeshimmel über ihm zu sternen begann: der Linie der Arbeit, der beseligenden, aufrichtenden, unermüdlichen Arbeit." Otto Neumann-Hofer (N. Zür. Ztg. 1633).

„Aber — und das ist seine Tragik — es fehlt ihm an den einfachsten Hemmungen. Zunächst: er hat nur

wenig ordnenden, richtenden, sichtenden Verstand. Er will ununterbrochen blenden, sich zeigen, sein Rad schlagen. Durch diese Koketterie streift er oft ans Lächerliche; das Ganze beruht aber — wie dies bei Eitelkeit ja immer der Fall ist — einfach auf einem Intelligenzfehler. Hiermit hängt ein zweiter Mangel Sudermanns zusammen: er hat keinen Geschmack. Er ist ein Krösus an originellen Bühnenideen, sensationellen Einfällen, brillanten Bonmots, aber er trägt diesen Reichtum in parvenühafter Weise zur Schau. Alles ist bei ihm überprächtig, überglänzend, sozusagen zu stark satiniert. Und drittens und vor allem: er hat nur wenig Humor. Nun ist ja Humor, ganz allgemein definiert, nichts anderes als die Gabe, über den Dingen zu stehen, sie von oben herab lächelnd und verstehend zu betrachten. Hieraus geht hervor, daß jeder Dramatiker Humor braucht, auch der tiefernste. Diesen Humor, diese Fähigkeit, zu objektivieren, die Menschen von allen Seiten zu sehen, sozusagen auch als Psychologe den stereoskopischen Blick zu haben, besaß zum Beispiel in hohem Maße Schiller, obgleich er doch durchaus kein Humorist im landläufigen Sinn war. Es ist ein tiefes Nichternstnehmen der Welt und ihres Laufes, das seine Wurzel aber nicht in der Frivolität und Gedankenlosigkeit, sondern im Gegenteil in einer weisen, gütigen Seele hat. Am meisten davon hat Shakespeare, der eben darum auch die stärkste dramatische Kraft ist, aber im Grunde haben es alle Dramatiker gehabt von Kalidasa bis Maeterlinck.
Wenn aber Sudermann von den genannten drei Eigenschaften auch nur ein bescheidenes Durchschnittsquantum besäße, wenn er nur so viel Humor hätte wie irgendein namhafterer Charakterkomiker, nur so viel Geschmack, wie ihn heute schon fast jeder Regisseur eines größeren Stadttheaters betätigt, und nur so viel Verstand wie ein Universitätsprofessor, dann hätte — ich bin so tollkühn, das zu behaupten — unsere Zeit in ihm einen der großen Erneuerer der Bühne, einen Theaterstern erster Ordnung vom Durchmesser Wagners oder Ibsens begrüßen dürfen." Egon Friedell (Köln. Ztg., Lit. Bl. 638).

Vgl. auch: Fritz Engel (Berl. Tagebl. 459); Friedrich Reck-Malleczewen (Münch. N Nachr. 266 u. a. O.); Carl Enders (Hannov. Kur. 452/53); Curt Elwenspoek (N. Bad. Landesztg. 488); Alfred Klaar (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 228); H. Rosenthal (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 228); Karl Neurath (ebenda); Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 455); Achim von Winterfeld (Württemb. Ztg. 226); Fritz Hammes (Bad. Pr., Lit. Umsch. 39); Paul Wittko (Hannov. Kur. 458/59 u. a. O.); P. Berglar-Schröer (N. Tagbl., Stuttgart 455); O. K. (Arb.-Ztg., Wien 207); Prag. Pr. (268). Sudermann als Rollenschreiber (Berl. Börs.-Cour. 457), Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. N. Nachr. 229), Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 489).

*

Ottomar Enking
Zum 60. Geburtstag

„Ein Sohn der Waterkant, typisch nordwestdeutschen Gepräges. Meer, Moor und Heide, die Natur und Landschaft seiner Heimat, ihre Seele, atmen in seiner Dichtung. Wilhelm Raabe und Fritz Reuter — Heinrich Seidel sind seine näheren Geistesverwandten. Auch dänisches Blut fließt in seinen Adern. Auch mit Niels Jacobsen und Gustav Wied hat man ihn verglichen. Aber alle Vergleiche hinken. Allgemeines Ur- und Erbgut hat in ihm einen durchaus eigenpersönlichen Verwalter gefunden. Als ein Eigener geht er durch die Literatur unserer Zeit hin, mit etwas fremden Augen über sie dahinblickend, unbeeinflußt durch alle ihre Moden, Schlagworte und Parteifahnen, und doch in ihr lebendig, von ihren Grundproblemen bewegt. Ein echter und rechter nordwestdeutscher Charakterkopf aus dem Seelen- und Geistesland ursprünglichster, unverfälschtester germanischer Wesensart. Und als solcher vor allem auch Charakteristiker, Charakterdarsteller, hineinspürend ins Innerlichste, ein niederländischer Klein- und Feinmaler, mit eigenbrötlerischen Zügen, wie er sie auch gern in seinen Kleinstadtoriginalen, Sonderlingen, kuriosen, skurrilen Menschheitsexemplaren zeichnet." Julius Hart (Tag 232).
„Man sollte Ottomar Enking den Tragiker der Familie nennen. Obgleich er als Kieler Junge über eine starke Dosis urwüchsigen Humors verfügt, der ihn zum unvergleichlichen Schilderer von Kleinstadtvergnügungen wie Stiftungsfesten und Kegelpartien macht, ist doch diese Begabung nur Außenwerk seines Wesens und zu seinem eigenen Schmerz von wohlmeinenden Freunden seiner Kunst in den Vordergrund gerückt worden. Tatsächlich ist er überhaupt kein Schilderer, geschweige denn ein ‚Humorist', sondern ein grüblerischer Problematiker, der seine feine Kunst der Seelenanalyse mit Vorliebe an den schwierigsten Gefühlskonflikten erprobt. Dahin gehört auch seine seit langen Jahren mit höchstem Erfolge geübte graphologische Tätigkeit." Otto Hachtmann (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 227).
Vgl. auch: Kurt Martens (Bad. Pr., Lit. Umsch. 39); P. B. (Deutsche Allg. Ztg. 452); Paul Wittko (Hannov. Kur. 452/53 u. a. O.); Hanns Martin Elster (Köln. Ztg. 635a).

*

Zola

Fünfundzwanzig Jahre nach seinem Tode:

„Was Napoleon mit dem Schwerte begann, wollte Balzac mit der Feder vollenden und gestaltete in seiner ‚comédie humaine' Frankreichs nachnapoleonische Ära. Wo Balzac endet, setzt Zola ein: seine zwanzigbändige Romanreihe ‚Die Rougon-Macquart', die Geschichte einer Familie unter dem Zweiten Kaiserreich ist gleichzeitig die Geschichte des Zweiten Kaiserreiches. Zola brauchte als Finale seines Romanwerks den Sturz des Zweiten Kaiserreiches, und die Geschichte hielt in dem Wettlauf mit den Schatten, die der Dichter bannte, Schritt. Das Leben mündete in sein Werk. Auch nach den ‚Rougon-Macquart' schrieb Zola Romane, aber das zweite Hauptwerk des Weltgestalters Emile Zola wurde sein eigenes Leben: sein mutiges Verhalten im Dreyfus-Prozeß — der aktivistische Dichter als Ankläger. Die Zeit von der Dreyfus-Affäre bis zum Weltkrieg sollte Romain Rolland gestalten — in der ‚Verzauberten Seele'.
Auch der ureigene Schöpfer der naturalistischen Bewegung ist nur ein Glied in der Kette der Entwicklung. In den Werken dreier Dichter fanden hundert Jahre französischer Geschichte ihren Niederschlag. ‚Nana' ist ein Protest gegen die blasse Dirnenromantik der ‚Kameliendame'. Aber Zolas Frühwerk ‚Thérèse Raquin' ist noch nicht frei von romantischen Resten. Renée Beraud du Chatel in der ‚Jagdbeute', Dénise Baudu im ‚Paradies der Damen', Christine Hallegrin im ‚Werk', bezeichnenderweise die angeheirateten Frauen in der Familie ‚Rougon-Macquart', könnten uns auch in den Büchern Balzacs und Stendhals begegnen. Der Begründer des Naturalismus schuf gleichzeitig das Standardwerk des Naturalismus. Aber ein Alphonse de Châteaubriand ist — im ‚Schwarzen Land' — heute naturalistischer als Zola." Lutz Weltmann (Deutsche Allg. Ztg. 454 u. a. O.).

„Dieser Schwerarbeiter der Kunst, der seine Romane aus mühevoller Anstrengung schuf, ist trotz allem ein großer Künstler. Er hat wundervolle Seiten geschrieben, die ihre Vibrationen durch Bogen dokumentarischer Ausbreitung der Schilderung hindurchsenden. Noch mehr: er besaß die Kraft der großen Vision. Er blickte genial über die Flächen, über die Massen, die er in der Komposition zusammenraffte. Durch seine Bergleute grollte die Revolution, durch seine Bauern die ausdörrende Arbeit unter der brennenden Sonne, durch seine Alkoholiker das soziale Elend, durch seine Prostituierten die Verantwortung der Gesellschaft, durch seine Finanziers die Skrupellosigkeit des Geldes. Er dachte zyklopisch, in Serien von Romanen. Die lange Reihe der Rougon-Macquart mag mißlungen sein als Thesenwerk. Das Gesamtbild, das sie entrollt, ist ein riesenhaftes Zeitgemälde, das Paris und das Frankreich unterm zweiten Kaiserreich und der ersten Jahrzehnte der Republik. Zola dachte nicht daran, Sozialist zu werden. Aber sein Schaffen wurde ein Sauerteig der Arbeiterbewegung, die von dem Metaphysiker des Kommunistischen Manifestes aufgewühlt worden war. Zola hat seine eigene proletarische Jugend in ein behagliches Bourgeoisdasein ausmünden lassen. Aber die Proletarier schrieben seinen Namen auf ihre roten Fahnen. Germinal, Assommoir, Nana zittern vom Schritt der Arbeiterbataillone.
Noch mehr, Zola besaß den Griff ins Menschliche. Freilich hat er es nur bei wenigen Exemplaren seiner Gestalten ganz von der Innenseite gesehen. Sie waren zu sehr Figuren im Gemälde. Aber wo es ihm gelang, da entstanden Porträts von seherischer Tiefe, die das Verworfene dem Reinen nahebringt. Alles Programmatische schwand hin unter der Regung des Poeten. Der Realist, Naturalist, der Dokumentensammler wurde zum puren Romantiker, der sich der Wirklichkeit entzieht und die künstlerische Impulsion in aller Traumhaftigkeit auskostet. Dann entfaltete die Inspiration mächtig die Flügel, die ins Ideal hinübertrugen. Was ihm in den Briefen an den Jugendfreund Cézanne wie unerreichbare Dichtung vorkam, wurde wahr. Er selbst vollendete das eigene Werk. Er überwand die Zweifel an sich selbst, an denen der Maler Claude des ‚Oeuvre', nach Cézanne gezeichnet, die Vollendung schwinden sah." Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 726 — 1 M.).

Vgl. auch: Fred A. Angermayer (Stuttg. N. Tagbl. 453); Eugen Lerch (Bad. Pr., Lit. Umsch. 39); Leo Lania (Berl. Börs.-Cour. 453); Emil Strodthoff (Hannov. Kur. 454/55); Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg., Wien 265); A. von Mauthausen (Magdeb. Ztg. 493); Ludwig Bauer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 630); Heinrich Mann (Magdeb. Ztg. 503), U. B. (Bund, Bern 441).

*

Wilhelm Müller

Zum 100. Todestag, 1. Okt.

„In diesem Leben ist alles leicht und angenehm, auch das Sterben. Ja, der Tod ist die größte Gunst der Götter; er bewahrte den schnell erworbenen Ruhm Müllers vor dem Verblassen, schützte den Dichter vor der Einsicht in die Begrenzung seiner Begabung. Denn auch sein Talent ist nur leicht und angenehm, heiter und gesellig. Heinrich Heine, der in einem Privatbriefe Müller gesteht, wie sehr er ihn angeregt und beeinflußt habe, schreibt in seiner ‚Romantischen Schule':

‚Wilhelm Müller, den uns der Tod in seiner heitersten Jugendfülle entrissen, muß hier ebenfalls erwähnt werden. In der Nachbildung des deutschen Volksliedes klingt er ganz zusammen mit Herrn Uhland; mich will es sogar bedünken, als sei er in solchem Gebiete manchmal glücklicher und überträfe ihn an Natürlichkeit. Er erkannte tiefer den Geist der alten Liedesform und brauchte sie daher nicht äußerlich nachzuahmen; wir finden bei ihm ein freieres Handhaben der Übergänge und ein verständiges Vermeiden aller uralten Wendungen und Ausdrücke.‘ So sah die Zeit Wilhelm Müller.

Wir aber müssen den ‚Mitschüler der Romantik‘, wie R. M. Meyer Müller nennt, schon anders sehen. Er gehört, geschickter Aneigner voll Sprachgewandtheit, zu denen, die, wie Heine selber in seinen frühen Gedichten, das Erbe der Romantik vertandeln und vertändeln. Seine Poesie ist gefällige Kostümdichtung ohne innere Erlebnissubstanz, aber die vorüberziehenden Erlebnisse flüchtig ergreifend und sie spielerisch in das Gewand entlehnter Formen kleidend. Seine Natur war gesellig heiter, dem anakreontisch Spielerischen, Tändelnden zugeneigt. Es ist bezeichnend, daß sein berühmter Müllerzyklus dem geselligen Spiel im Hause Stägemanns seine Entstehung verdankt. Ein anderer Kreis seiner Gedichte heißt ‚Tafellieder für Liedertafeln‘; ein dritter ‚Devisen zu Bonbons‘. Er zieht im Kostüm des Wanderers, des Jägers, des Landmanns durch die Welt; aber ihm mangelt die tiefere Erlebnisfähigkeit.“ Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 456).

„Ein deutscher Jakobiner war Wilhelm Müller freilich nicht, aber als blutjunger Student hatte er, hingerissen von dem freiheitlichen Schwung des Jahres 1813, den grünen Waffenrock der Freiwilligen Jäger angezogen; später, da am Herzen der ganzen Generation bittere Enttäuschung fraß, schämte er sich fast jener patriotischen Wallung. Wo Schwarz-Rot-Gold umstellt und gehetzt ward, nistete in seiner Seele Verzweiflung neben der Hoffnung auf bessere Zukunft. ‚In der großen Fastenzeit der europäischen Welt‘, die der Marterwoche entgegensah und auf Erlösung harrte, schnellte er schon in Tafelliedern, ‚politischen Chansons‘ und Stachelversen manchen Pfeil gegen das leidige Regime der Rückwärtserei. Aber sein großes Freiheitspäan brauste erst in den ‚Griechenliedern‘ auf. Vielleicht glaubte der Dichter, der 1817 in Wien im Umgang mit griechischen Revolutionären ihre Sprache gelernt hatte, und 1825 Fauriels ‚Chants populaires de la Grèce moderne‘ in deutsche Verse übertrug, wirklich nur für die Sache der Hellenen in die Saiten zu stürmen, aber in seinem Unterbewußtsein lief zur Melodie ein anderer Text. Wenn es sich in dieser Lyrik drängte von ‚der Freiheit Lieder‘, ‚der jungen Freiheit Blume‘ ‚der Freiheit Flagge‘, ‚der Freiheit Kinder‘, ‚der Sturm der Freiheit‘, ‚Hort der Freiheit‘, wenn Freiheit ihr drittes Wort war, sprach sich gewiß nicht vorschriftsmäßige Untertanengesinnung so aus.“ Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 729 — 1 M.).

Vgl. auch Friedrich Sternthal (Barm. Ztg., Lit. Bl. 220); Otto Hachtmann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 229); Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 458); O. K. (Arb.-Ztg., Wien 268); F. W. Henrich (N. Bad. Landesztg. 498); Rudolf Nußbaum (N. Zür. Ztg. 1641); Ernst Ludwig Schellenberg (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 227); Alfred Wirth (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 40).

*

Zur deutschen Literatur

Über Salomon Geßner schreibt Hermann Hesse (Bresl. Ztg. 232). Ebenda (227) findet sich ein Aufsatz von Hans Jessen über Sophie de la Roche, Breslaus erste Frauenrechtlerin.

Goethes „Wilhelm Meister“ und Stifters „Nachsommer“ behandelt Hans Harder (Germ., Ufer 38). — Einen Aufsatz über die Natürliche Tochter gibt Carry Brachvogel (Bresl. Ztg., Sonntag 251). — Die „Anfänge des Faust“ erörtert E. Wendling (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 9). — Über Jean de Pange „Goethe en Alsace“ unterrichtet Kunz von Kauffungen (N. Bad. Landesztg. 483). — Mit Otokar Fischers Übertragung des jungen Goethe ins Tschechische macht Paul Eisner (Prag. Pr. 256) bekannt. — „Carus über Goethe“ nimmt Karl Viëtor zum Thema (Berl. Tagebl. 437). Vgl. auch Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 237). — In die kürzlich aufgeworfene Streitfrage über die Verfasserschaft der Suleika-Gedichte führt C. K. (Bund, Bern 388) ein. (Vgl. Germ. 417.) — Über Ferdinand Heinke und seine Beziehungen zum Goethekreis („Ein Breslauer im Goethekreis zu Weimar“) unterrichtet D. (Bresl. Ztg. 240). — „Von der Nachfolge Schillers“ spricht Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 35). — Schillers Lob der Berge erörtert Tilly Lindner (Germ. 421). — Die Rätsel Schillers beschäftigen Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Lit. Bl. 592). — Schopenhauer als Dichter behandelt S. Meisels (Bad. Pr., Lit. Umsch. 38).

Über das Hesperien Hölderlins schreibt Paul Clemens Korth (Stuttg. N. Tagbl. 407), Hölderlins Gestalt in seinen Briefen zeichnet Otto Heuschele (Bad. Pr., Lit. Umsch. 32). — Des „Klosterbruders am Arno“, Wackenroder, gedenkt Fritz Ernst im Anschluß an die Schrift von Bonaventura Tecchi über Wackenroder, Firenze 1927, Edizione di Solaria (N. Zür. Ztg. 1560).

— Konrad Burdachs Studie über die Brüder Grimm und Karl Lachmann wird (Münch. N. Nachr., Einkehr 62) wiedergegeben. — Kleist, den tragischen Menschen, behandelt Ernst Lüdtke (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 205). — Über Bettina rediviva schreibt Karl Zimmermann (Köln. Ztg., Lit. Bl. 596). — Katharina Emmerich charakterisiert Emma Bockeradt als eine Vorgängerin der Therese Neumann (Deutsche Allg. Ztg. 439). — Die französische E. T. A. Hoffmann-Biographie von Jean Mistler (Gallimard) empfiehlt Frantz Clément (Magdeb. Ztg. 455). — An Helmina von Chezy erinnert Eva Rottenbacher (Köln. Ztg., Frau 622). — Fürst Pücklers letzte Liebe zu Rosalie, Gräfin de la Rochefoucauld schildert nach neuen Urkunden Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Köln. Ztg., Lit. Bl. 638).

„Die Droste als Spoekenkiekerin" schildert L. H. (Frankf. Ztg. 656 — 1 M.). — Grabbes „Tieferer Bedeutung" spürt Paul Friedrich (Westd. Allg. Ztg., Lit. Umsch. 196) nach.

„Wo Nietzsche seinen Zarathustra schrieb" gibt Carl Marilaun Anlaß zu einer Plauderei (Tag, Unt.-Rundsch. 232). — Friedrich Theodor Vischers gedenkt anläßlich des 40. Todestages Karl Fuß (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 428). — An Gisela von Arnim, die Gattin Herman Grimms, erinnert Heinz Neuberger (Allg. Ztg., Chemnitz 201). — Über die Ebner-Eschenbach schreibt Wilhelmine Frankl-Rank (Münch. N. Nachr., Frauenztg. 247). — Theodor Storms Bedeutung für die Gegenwart betont eine wertvolle Studie Alfred Bieses (Generalanz., Stettin 254), unbekannte Jugendgedichte von Storm teilt Ludwig Bäte (Schlesw. Nachr., Nordmark 212) mit. — Theodor Fontane im Riesengebirge schildert Hanns Fechner (Deutsche Allg. Ztg., Welt 425).

Walther Heymanns Dauerbedeutung für die Lyrik betont Sigfried von der Trenck (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 329). — Über Wilhelm Holzamer schreibt Richard Wenz (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 35 und Saarbr. Ztg., Gegenwart 233 und Stadtanz. für Köln, Staat und Volk 18). — Christian Morgensterns Nachlaß erörtert Efraim Frisch (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 39), ein unveröffentlichtes Blatt aus einem Jugendtagebuch wird (Münch. N. Nachr. 247) bekannt gegeben. — „Peter Altenberg und die deutsche Gegenwart" nimmt Anton Kuh zum Thema eines Rundfunkvortrags (Frankf. Ztg. 701 — 1 M.). — Eine Studie über Franz Kafka bietet Georg Schäfer (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 110).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Stefan George liegen, zunächst veranlaßt durch den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt, eine Reihe von Studien vor: Albert H. Rausch (Frankf. Ztg. 644 — 1 M.); Walther Tritsch (Deutsche Allg. Ztg. 433); Ludwig Marcuse (Bad. Pr., Lit. Umsch. 35); Fritz Brügel (Arb.-Ztg., Wien 263); Will Scheller „Stefan Georges neuer Ton" (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil., 10. Sept. u. a. O.). Bei Rausch heißt es: „Georges erste deutliche Wirkungen machten sich geltend um die Jahrhundertwende. Sie sind durchaus revolutionär zu nennen. Gegen das gewissenlose und oberflächliche Vers-Gesudel des Jahrhundertendes, gegen eine blinde Anbetung des naturalistischen, sich bis in das belangloseste Detail verlierenden Gestaltungsprinzips, gegen das formlos verzückte Gestammel der ‚Bekenntnisdichter' oder der ‚Stimmungslyriker' stand plötzlich die Erscheinung Stefan Georges auf dem Plan. Was er verkündete, war Auflehnung: bewußter Kampf für das heilige Gut der deutschen Sprache, dem die größte Gefahr drohte. Er rief zur Besinnung, mahnte zur Reinigung des tausendfach befleckten und durch wahllosen Gebrauch geschändeten Wortes ... Und er gab selbst das Beispiel durch die Tat. Seine Strophen, so schwer, so dunkel, so spröd sie waren, formten sich aus Worten, die auf ihre Ursprünge zurückgeführt waren: wo ein Wort war, war auch die Wortwurzel: also die wahrhaftige Essenz dieses Wortes, sein Gehalt, seine Seele, seine symbolische Kraft. Nichts mehr war von irgendwoher ‚übernommen'. Wort wurde nur, was der Ursubstanz des Dichters selbst entstieg. Diese Ursubstanz selbst war durchaus chaotisch, durchaus nicht a priori schon so oder so vorgeformt. Langsam und schwer wuchs aus ihr die Gestalt des Wortes, der Zeile, der Strophe, des Gedichtes, des Werkes: genau nach dem Maße der menschlichen Erschütterungen und Ergriffenheiten, denen sie ausgesetzt war." — In einem Aufsatz über Josef Ponten von Max Spanier (Bresl. Ztg. 265) liest man: „Weil Ponten das Gleichnis der Landschaft erforscht, weiß er auch um die Psyche des Menschen, und eindringlich drängen sich aus seinen Werken die Gestalten hervor. Er holt sie nicht von der Straße, nicht aus dem Café, wie nah er sich auch diesen Menschen fühlen mag, sie tönen aus seinem Innern und wachsen zur Vollendung. Es ist die Idee, Romantik, Strahl des Schönen, das all seine Menschen ins Sonntägliche rückt; auch bei denen, die taumeln, in denen Leidenschaften rasen, die irren, die keinen Halt zur Erde haben ... Der Mensch ist gut, denn die Erde ist seine Mutter." — Rudolf Kaysers Aufsatz über Hugo von Hofmannsthal wird (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 445) wiedergegeben, einen Besuch

bei Hofmannsthal schildert Robert Michel (Bresl. Ztg. 262). — Über René Schickele schreibt D. H. Sarnetzki (Köln. Ztg. 599a): „Schickele ist seinen Weg zunächst bis zur äußersten Konsequenz gegangen. Mit all den Wesenseigenschaften, die ihm dafür zu Gebote standen: der deutschen Geistigkeit, der gallischen Anmut und Farbigkeit, der deutschen Experimentierlust mit den Mitteln des reichsten dichterischen Ausdrucks, der westlich sprudelnden Beweglichkeit: auf dem Hintergrund einer elsässischen Tradition in Verbindung mit weltbürgerlicher Anschauung. Alles Voraussetzungen, die ihn auch zeitweilig zur führenden Erscheinung im dichterischen Expressionismus gestempelt haben. Bewußt, eindringlich, sprunghaft, barock, gegensätzlich in Anlauf und Zurückweichen, wild im Anwurf motorisch-sensibler Überspannung, abgleitend in sanfte spielerische Gebärde, aufflammend und elegisch, Typus zerrissener Stimmung, Weltkind einer unruhig-ziellosen Zeit." — In einem Aufsatz über Wilhelm Schmidtbonn sagt Otto Brües (Hannov. Kur., Unt.-Beil. 436/37): „Es gibt einen Prüfstein für alle lebenden Dichter, er heißt: Der Krieg. Auch Schmidtbonn war Kriegsberichterstatter, auch er ist im Felde gewesen, und es ist nun so, daß die Schriften, die er aus jenen Jahren mitbrachte, zu seinen schönsten gehören. Will es an sich schon nicht wenig heißen, daß keiner der Sätze, die er damals von sich gab, heute einen falschen Klang hat (wo doch unzählige damals berühmte Bücher heute nicht mehr vor uns bestehen): so bedeutet es noch mehr, daß alles, was Schmidtbonn damals gab, trotz der qualvollen Unruhe der Zeit, zu solch kristallinischer Gestalt heraufgeläutert war." — Als einen Gestalter des Kampfs des Menschen mit den Dämonen in seinem Innern kennzeichnet Ludwig Gorm den Dichter Peter Dörfler (Deutsche Allg. Ztg. 437); sein Blickkreis umfasse zutiefst Menschliches. — Einen Aufsatz über Heinrich Federer läßt Philipp Witkop (Münch. N. Nachr., Einkehr 68) in die Worte ausklingen: „So sind es wahrhaftig heilige Berge, zu denen Federer emporführt. Und so gilt sein Wort vom Bergführer des ‚Pilatus‘ im geistig-seelischen Sinne von ihm selber: ‚So vielen du den Weg in diese unverbrauchte Natur zeigst, so vielen hast du Feiertag ins Werkelleben gebracht ... Eine Brücke von den Gipfeln in die Tiefe baust du uns, die nützlicher als jedes menschliche Brückentum ist ... eine Brücke aus der Gemeinheit in die Reinheit.‘" — Einen warmempfundenen Hinweis auf Fridolin Hofer, den entdeckt zu haben, Federers Verdienst sei, schreibt Carl Seelig (N. Zür. Ztg. 1556); ungewöhnliche Selbstkontrolle schreibt er ihm zu. — Einen Überblick über die Hermann Hesse-Literatur bietet Hans Harder (Augsb. Postztg. 207) neben Hugo Balls Biographie auf die Schriften von Heinrich Geffert und K. H. Bühner verweisend. — Einen Tektoniker von Blut aus, der die strenge Form dem geistigen Gehalt innerlich anpasse, nennt Max Sidow (Stuttg. N. Tagbl. 440) den Verfasser des „Proletarischen Brautpaars" Karl Lieblich. — Einen Überblick über Adele Gerhards Schaffen gewährt Franz Grell (Schlesw. Nachr. 208), auf dem Wege von der Erkenntnis der Einheit des Ganzen bis zum vollkommenen inneren Erleben des universellen Einheitswillens habe sie die ersten Schritte mit intuitiver Zielsicherheit zurückgelegt. — Christian Jenssen feiert Erich Bockemühl als Jugendschriftsteller (Hamb. Fremdenblatt 205a). — Auf Arthur Schubart weist Rudolf Knussert (Münch. N. Nachr., Einkehr 70): „Schubarts Gemeinde wächst mit jedem neuen Werk; freilich wäre sie zehnmal größer, wenn er, wozu er ja auch die Befähigung bewiesen hat, Romane schriebe; denn der deutsche Durchschnittsleser will im Bilde bleiben, nicht immer wieder neue Bilder in sich aufnehmen. Die Novelle verlangt literarische Feinschmecker und deren gibt es im heutigen Deutschland nicht allzu viele. Und doch ist es beträchtlich schwerer, anstatt ein einziges Problem auszuwälzen, immer wieder neue Probleme zu bringen und sie immer wieder neu auf überraschende Art einzukleiden."

In einem Gruß zu Willy Pastors 60. Geburtstag (Tägl. Rundsch. 442) schreibt Gustav Manz: „Die Nornenfrage ‚Weißt du, wie das ward?‘ hat er in bezug auf sein persönliches Werden, seinen seelischen Aufbau in den letzten Wochen durch seine ‚Erinnerungen‘ (in unserer Unterhaltungsbeilage) aufklärend beantwortet. Aber sein Selbstbildnis ist nicht ohne Lücken! Wohl mußte er sich, durch die sachlich aneinandergereihte Kette der Tatsachen seines Lebens und Schaffens, notgedrungen entpuppen als ein würdiger Schüler von Herman Grimm und Gustav Fechner, als Mann des Wissens und der Bildung, als Deutscher von Schrot und Korn. Was er aber verschwieg, ein paar wichtige Züge, wir fügen sie heute ergänzend hinzu: seine ewige Künstlerschaft, seinen schicksaltrotzenden Frohsinn, sein Talent für phrasenlose Freundschaft." — Zum 75. Geburtstag von Richard von Kralik schreibt Friedrich Schreyvogl (Germ. 459 u. a. O.), ihm ein göttliches Daimonion zuerkennend. — Den 50. Geburtstag von Paul Friedrich begeht Julius Hart (Tag 236): „Der Dichter Paul Friedrich und der Kritiker sind symbiotisch-organisch miteinander verflochten und verwoben. Als Lyriker, Dramatiker, Epiker, Erzähler hat er sich bewährt. Er geht vom Inhaltlichen aus. Eine gedankliche, ideelle Kunst vor allem, mehr Schillerschen als Goetheschen Gepräges. Ein

Schiller mit Grabbe-Zügen. Traditionswille und Erneuerungssehnsucht bringen den Sturm und Drang in seine Natur und Kunst. Christus, Napoleon, Nietzsche, die als große Gestalten durch sein Drama hingehn, seine Künstlerromane und Novellen, um Grabbe, Beethoven, Jean Paul kristallisiert: sie weisen auf den heroischen Charakter seiner Kunst schon gleich durch die Stoffwahl hin. Auch er will weniger gelobt und mehr gelesen sein." — Vgl. auch Edgar Hüsting (Gen.-Anz., Stettin 272).

Den Lyriker Ernst Bertram in seinem neuen Gedichtwerk „Der Rhein" kennzeichnet Ernst Lissauer (Deutsche Allg. Ztg., Welt 461): „Diese lyrische Kunst stammt von zwei Dichtern ab: Hölderlin und George. Hölderlins prophetische Hymnen tönen fern in manchen Gesängen nach, an George gemahnt manche Führung der jambisch pathetischen Aufrufgedichte, die gewissermaßen aristokratische Auslese des sprachlichen Vorrufs; die Liebe für entlegene, seltsame, ja skurrile Worte, die oft durchaus unorganisch aus dem Gefüge grellen: ‚Salamandern', ‚Adamanten', ‚Gierde', ‚Künde'. Das strenge, überindividuelle Ethos empfing Bertram aber nicht von George, sondern, gleich ihm, von Nietzsche. Er ist nicht ein Abkömmling Georges und Enkel Nietzsches, sondern gleich George, ein Sohn, ein jüngerer."

Einen Aufsatz über Hans Friedrich Blunck's neuen Roman „Kampf der Gestirne" beschließt Christian Jenssen (Rhein.-Anz., Wissen 165) mit den Worten: „Der englische Dichter H. G. Wells sagt in seiner ausgezeichneten ‚Geschichte unserer Welt': ‚Wir wollen uns einer sehr interessanten Betrachtung zuwenden. Wie fühlte sich ein Mensch jener frühen Tage des Menschheitsgeschehens? Wie dachten die Menschen und was dachten sie in jenen fernen Zeiten des Jagens und Wanderns vor vierzig Jahrtausenden, ehe das Säen und Ernten begann? Jene Tage liegen weit hinter allen schriftlichen Aufzeichnungen zurück, und die Antwort auf die oben gestellten Fragen kann nur auf Vermutungen beruhen.' Was H. Fr. Blunck in dem ‚Kampf der Gestirne' gegeben hat, ist mehr als Vermutung, ist tiefste Versenkung und Besinnung auf die Ursprünge des Menschentums und visionär wahrhaftige Dichtung." — Auf die Autobiographie von Oskar Maria Graf „Wir sind Gefangene" weist Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 214): „Die anarchistischen Instinkte in Graf mögen darum — abgesehen von ihren Wurzeln in seiner geschilderten besonderen, oft die Grenzen des Pathologischen streifenden, seelischen Veranlagung — im Grunde zu einem wesentlichen Teil auch die eigenbrötlerisch verbohrten, exemplarisch unpolitischen und immer und je nur ‚privaten' Instinkte des Bauern und doppelt des bayerischen Bauern sein. — Von hier aus erklärt sich auch der verhüllte Grundton des Hasses und schwelender Antipathie in einzelnen Teilen seiner Bauerndichtungen — als eine besondere Form des Selbsthasses."

*

Zur ausländischen Literatur

„Der Italiener Shakespeare" überschreibt Erik Reger (Deutsche Allg. Ztg., Welt 437) einen Aufsatz, in dem er die Entdeckung Santi Paladinos (im „Impero") mitteilt, der italienische Protestant Michele Agnolo Florio sei mit Shakespeare identisch. — Neues über Oscar Wilde, der Selbstbiographie André Gides entnommen, berichtet G. F. K. (Magdeb. Ztg. 463). — An Joseph Conrad erinnert Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 430). — Die Frage „Ist Bernard Shaw ein Sozialist?" stellt Roy Hopkins (N. Zür. Ztg. 1599). — Shaws Stellung zur deutschen Kultur untersucht Oscar Weitzmann (Westdeutsche Allg. Ztg., Lit. Umsch. 208). — Unter der Überschrift „Sherlock Holmes ist unwiderruflich tot" schreibt Ernst Lorsy (Bund, Bern 375) über Conan Doyles lieblose Rede am Grabe seines Geisteskindes.

Die Dreihundertjahrfeier J. B. Bossuets begehen Eugen Lerch (Köln. Ztg., Lit. Bl. 634) und Josef Froberger (Köln. Volksztg. 711). — Balzacs wiener Talisman „Bedouck" erklärt Anton Bettelheim (N. Fr. Presse, Wien 22 611) auf Grund einer Deutung des Balzac-Forschers Bouteron. — Mit Léon Blum beschäftigt sich Alain de Léché (Voss. Ztg., Unterh.-Bl. 216). — Tagebuch-Mitteilungen André Gides (übers. von Hanna Szasz) werden geboten (Frankf. Ztg. 653 — 1 M.).

Einen Besuch in Duc, dem Alterssitz Casanovas, schildert Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Köln. Ztg. 584a). — Über Casanova, den Glücksritter, plaudert Franz Blei (Magdeb. Ztg. 451).

Miguel de Unamuno nehmen Hans Barth (N. Zür. Ztg. 1479) und Heinrich Mann (Berl. Tagebl. 465) zum Thema.

An Begegnungen zwischen Andersen und Heine wird erinnert (Frankf. Ztg. 712 — A.). — Eine Einleitung zu einer französischen Übersetzung des Tagebuchs von Sören Kierkegaard schreibt Rudolf Kassner (Frankf. Ztg. 713 — 1 M.). — Eine liebevolle Studie über Martin Andersen Nexö bietet Peter Jerusalem (Münch. N. Nachr., Einkehr 64). — Mit Sigrid Undsets Roman „Kristin Lavranstochter" setzen sich kritisch auseinander Georg Schäfer (Germ., Werk 19) und Viktor Kubczak (Schlesw. Volksztg. 25. Sept.). — Mit dem norwegischen Dichter Gabriel

Scott macht Käthe Miethe (Deutsche Allg. Ztg. 437) bekannt.

Panait Istrati, den rumänischen Dichter, feiert Lucy von Jacobi (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 226). — Anlässlich des sechzigsten Geburtstages von Peter Bezruč schreiben Jan Herben („Die ‚Schlesische Nummer'"), Arthur Holitscher („Bezručs Land"), Arne Laurin („Randglossen zu Peter Bezruč"), Rudolf Fuchs („Studie über die Unterschrift des Peter Bezruč"), Ferdinand Bach („Bezručs Verse und die musikalische Komposition") (Prag. Pr., Dichtung 38). — Notizen über K. M. Čapek-Chod macht Paul Eisner (ebenda 36). — Zukunftswege des tschechischen Romans weist Paul Eisner (ebenda 247).

Iwan A. Gontscharoff nimmt Eugen Gürster (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 108) auf Grund der bei Bruno Cassirer erscheinenden Gesamtausgabe zum Thema. — Neues von Dostojewskij berichtet Bodo M. Vogel (N. Bad. Landesztg. 440).

Bei den Tagores (Die Familie Tagore, „The Poet", Abanindranath, der Maler) verweilt Martin Hürlimann (N. Zür. Ztg. 1582, 1592, 1640).

* * *

„Das Farbenhören und die Farbe-Ton-Forschung." Von Georg Anschütz (N. Zür. Ztg. 1507).

„Infantilismus." Von Max Brod (Generalanz., Stettin, Buch 250).

„Instinktverwirrung." Kritik eines geistigen Irrtums. Von Wilhelm Ehmer (Lüdensch. Gen.-Anz. 206).

„Zur Frage des katholischen Romans." Zwei französische Stimmen (Massis, Mauriac). Von J. P. Franck (Germ., Werk 18).

„Priester und Bücher." Von Joseph Froberger (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 111).

„Industrie-Dichtung." Von Karl Fuß (Stuttg. N. Tagbl. 412).

„Im München der neunziger Jahre." Aus meinen Erinnerungen. II. Von Max Halbe (Münchn. N. Nachr. 268, 269).

„Der Dichter im Ringen der Zeit." Von Franz Herwig (Köln. Volksztg., Schritt 667).

„Dichter und Sprache." Von Hermann Hesse (Hannov. Kur. 448/449).

„Vom Volkslied." Von Ernst Lissauer (Gen.-Anz., Stettin, Buch 257).

„Deutscher Geist in Spanien." Probleme der Kultur-Propaganda. Von Artur Michel (Voss. Ztg., Unterh.-Bl. 214).

„Soll man Memoiren schreiben?" Unpolitische Erinnerungen. Von Erich Mühsam (Voss. Ztg. 418).

„Der Dichter und der Mystiker." Von Karl Muth (Köln. Volksztg., Schritt 686).

„Die heutige Theaterkrise und die Neuberin." Von Wilhelm Richard Riedel (Tag, Unterh.-Bl. 220).

„Über christliche Dichtung." Von Martin Rockenbach (Germ., Werk 19).

„Das Trinklied in der jungen Dichtung." Von Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Schritt 648).

„Aus einem literarischen Tagebuch." Von Wilhelm von Scholz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 610).

„Esprit und Geist." Zum Buch von Eduard Wechßler. Von Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 40).

„Um die Seele des katholischen Dichters." Von Josef Zimmermann (Köln. Volksztg., Schritt 686).

Echo der Zeitschriften

Die Bücherwelt. XXIV, 9. (Köln.) Zur Frage „Klerus und Literatur" ergreift Joseph Froberger das Wort, die schwere Aufgabe der katholischen Geistlichkeit zu würdigen:

„Die meiste Verwirrung wird damit angerichtet, daß man der aus den Sorgen um die Seelen geleiteten Kritik die künstlerische Bewertung entgegenhält. Seit vielen Jahren habe ich mich bemüht, die Berechtigung der beiden Maßstäbe nachzuweisen, sie wird jetzt wohl auch von allen anerkannt. Gegenüber einer Richtung, die eine sittliche oder religiöse Grundstimmung mit dem künstlerischen Wert gleichstellte und unter dem Vorwand, daß Wahrheit und Schönheit sich decken, für katholische Werke die literarische Höhe in Anspruch nahm, während sie Werken der anderen Richtung sie absprach, ist ein Kampf wohl nicht mehr zu führen. Daß auf den höchsten Höhen der Poesie sich Schönheit und Wahrheit vereinigen, leugnet wohl niemand. Aber gegenüber der Richtung, die auf die literarische Wertung das Hauptgewicht derart legt, daß sie nicht selten die gedankliche und weltanschauliche Wertung preisgibt, wird in der nächsten Zeit der Kampf unter den deutschen Katholiken neu entbrennen müssen. Es ist leider häufiges Versagen in diesem Punkte zu verzeichnen, daß unseres Volkes katholisches Gewissen von selbst die pflichtgemäße Handlungsweise heischen wird.

Aber es ist anderseits auch selbstverständlich, daß der Geistliche, wenn er als Kritiker tätig ist, die Gerechtigkeit hinsichtlich der künstlerischen Eigenschaften nicht vergessen darf. Es ist höchstens dann nicht nötig, wenn die Gemeinheit des Inhalts den Kindern der katholischen Kirche unter allen Umständen die Lektüre verbietet, weshalb in den für das Volk geschriebenen und zur weiteren Aufklärung bestimmten Zeitungen und Zeitschriften ein Eingehn auf etwaige literarische Werte von Schmutzschriften sich durchaus erübrigt. Aber bei ernstgemeinten Schriftwerken ist gerade der

geistliche Kritiker verpflichtet, auch den Schöpfungen eines Gegners, bei allem Ernste der grundsätzlichen Ablehnung, sonst die verdiente künstlerische Wertung angedeihen zu lassen. Beide Gesichtspunkte sind die Grundelemente der katholischen Kritik."

Dazu bemerkt der Herausgeber der „Bücherwelt" Bernhard Achtermann:

„Zur Frage unserer Literaturkritik für diesmal nur noch: In der Tatsache, daß Literatur wie irgendeine Lebensmacht die Seelen zu formen oder zu verunstalten, also die Arbeit des Seelsorgers zu fördern, zu hemmen oder gar zu durchkreuzen vermag, sind, das wird doch keiner bestreiten wollen, Recht und Pflicht des Klerus begründet, sich an der Literaturkritik zu beteiligen, sich um die Literatur (durch Darbietung von Volksbüchereien und sonstige literarische Beratung des Volkes) zu kümmern. Ebenso selbstverständliche Voraussetzung dafür ist freilich: Literaturkenntnis und -verständnis. Ererbtes Mißtrauen in solchem Betracht spukt noch immer in die Debatten; auch in jenem Artikel von Richard Knies verrät es sich. Eine Aussprache würde heute sicher viel davon zerstreuen. An uns wenigstens hat ‚süßlicher und blutrünstiger Kitsch' usw. keinen Anwalt; vor Geschmacklosigkeit wie vor blindem Eifer ist man aber in aller Welt nicht sicher.

Keine Kritik sollte die Wertung eines Kunstwerks, wo dessen Natur es fordert, auch von ethischen, dogmatischen usw. Gesichtspunkten aus vermissen lassen. Daß wir darauf halten, um so mehr, als auch volkspädagogische Rücksichten mitspielen, ist wiederum gutes Recht und heilige Pflicht. Der eigenen Spannung zwischen den Ansprüchen der Kunst und den gewöhnlichen Begriffen von Sittlichkeit sind wir uns wohl bewußt, auch die Gefahr für die Kritik, hier fehlzugreifen. — Manch anderer Kritiker erregt seinerseits, wie ebenfalls Richard Knies beklagt, dadurch Mißtrauen, daß er bei allem feinen Gefühl für Kunst einen Mangel an intuitiv witterndem, sublimem sensus catholicus offenbart. Das ist auch nicht ohne Belang bei unserem Literaturstreit."

Literarischer Handweiser. LXIII, 12. (Freiburg i. Br.) Gustav Keckeis beschäftigt sich seinerseits mit der Frage Klerus und Literatur („Besinnung") und gelangt dabei zur folgenden Einschätzung:

„Da nun einmal der Klerus als mitverantwortlich, ja als der Hauptschuldige an unserem Literaturelend bezeichnet worden ist, müssen wir uns ehrlicherweise mit der Beteiligung des Klerus am Literaturleben beschäftigen. Ein Mangel sei vorweggenommen. Der Klerus, der als Seelsorger der Lektüre nicht gleichgültig gegenübersteht, ist im allgemeinen literarisch nicht genügend geschult, um den einen Bezirk zu schützen ohne den anderen zu verletzen. Daher kommen seine Irrtümer auf künstlerischem Gebiete, seine bewußte oder unbewußte Einseitigkeit in der Beurteilung von dichterischen Werken. Daher wächst auch sein Mißtrauen gegen die dichterische Kulturfunktion, deren Wirkung er im ganzen und großen als negativ feststellen muß, gemäß der Überzahl areligiöser und unsittlicher Werke, deren bestimmte Art er aber im einzelnen schwer erkennen und abgrenzen kann. Er bemerkt sehr wohl, was für ein trüber Strom mannigfaltiger Verführung aus der schönen Literatur ins Volk fließt; aber er weiß nicht immer, wann und wo diese Verführung im Einzelfall wirklich ist, und er unterliegt der Neigung, die seelsorgerischen Maßstäbe als Gitter vor die künstlerische Gestaltung, nicht als wesentlichen Urgrund in sie zu verlegen. Von seiner Priesterpflicht aus gesehen hat er recht, daß er so handelt, solang er nicht deutlicher sieht; denn es ist in der Tat besser, in dubio für die Wahrheit des Glaubens und die seelische Reinheit einzutreten. Er hat aber darin nicht recht, daß er nicht entscheiden und richtig entscheiden kann und manches in einen Topf werfen muß, was besonders behandelt zu werden verdiente. Wenn er sich bei der großen Bedeutung der Literatur für die Lebensauffassung und Weltanschauung nun einmal mit der Dichtung beschäftigen muß, so wird es doch wohl auch nötig sein, daß er sich mit den künstlerischen Grundlagen, den Ausdrucksformen und Stoffgebieten vertraut macht. Er darf sich nicht darauf versteifen, die schöne Literatur von ‚ernster' Literatur abzusondern und sie in Bausch und Bogen als eigentlich unliebsam zu behandeln. Und gerade weil es schwer ist, echte Dichtung vom anspruchsvollen Ramsch der Pseudoliteratur, Schöpfung von bloßen Zeitbildern, Kunst von Virtuosität zu trennen, sollte der Klerus sich tiefere Kenntnisse zu eigen machen. Denn er würde überrascht sein, wie wenig er wirklich beachten, wieviel er abweisen könnte: seinem Priesterberuf dienend und die wahre Kunst fördernd. Denn daß in der Idee ‚Seelsorge' das Künstlerische und Priesterliche sich tiefinnerlich berühren, würde er dann mit freudiger Anteilnahme erfühlen."

Die Christliche Welt. XXXI, 18. (Gotha.) Ernst Moering schreibt über die Volksbühne und ihre magdeburger Tagung, kommt auf die Sprech- und Bewegungschöre und weist ihnen große Bedeutung für die Ausgestaltung der protestantischen Liturgie bei:

„Hier tun sich bisher ungeahnte Möglichkeiten von ganz erstaunlicher Eindruckskraft auf. Aber der Bericht

hierüber würde zu weit führen — nur das sei gesagt, daß im Sprechchor eine liturgische Möglichkeit von solchem Ernste liegt, daß alle sonstigen liturgischen Anregungen der letzten Jahre (von den Kerzen bis zum heiligen Schweigen) demgegenüber als affektierte Bemühungen erscheinen, weil nämlich der Sprechchor das Wort der Bibel in seiner Schlichtheit und Kraft, in seiner revolutionierenden Macht wirksam machen kann und in der protestantischen Kirche auf nichts das Augenmerk gerichtet werden sollte als auf das biblische Wort."

Die Scene. XVII, 9. (Berlin.) In „Probleme des Hörspiels" gelangt Arno Schirokauer zu der wichtigen Feststellung:

„Entspricht im Dichterischen ein Drama den Anforderungen des Hörspiels, so darf ein mutiger und geschickter Regisseur Schwierigkeiten ‚szenischer Art' nicht gelten lassen.

Zwanzig Jahre hat der Film gebraucht, um zu lernen, daß seine Bühne nicht der dreidimensionale Raum, sondern die zweidimensionale Fläche ist. Als er das begriffen hatte, war er schon Kunst. Um ein Kunstwerk zu schaffen, hat der Hörspielleiter nichts zu tun, als zu wissen, daß seine Szene die Zeit ist. Was auf der Bühne raumhaft nebeneinander geschieht, geschieht hier zeithaft nacheinander. Die Szene des Hörspiels ist die Zeit. Das Hörspiel hat keine Dimensionen. Die Dichtung kann ohne szenisches Beiwerk und bildhafte Ablenkung viel reiner in Erscheinung treten und ihre ästhetischen Qualitäten viel deutlicher kund tun, wenn der Spielleiter es versteht, die akustischen Werte, die jedes Dichtwerk besitzt, herauszuarbeiten. Eine Regievorschrift: ‚sie beginnt sich nach der Melodie zu drehen' macht auf der Schaubühne keine Schwierigkeiten. Sie ist richtig und unverwerflich ins Hörspiel transponiert, wenn die Darstellerin ihre Rede unterbricht, die Melodie ein paar Takte mitsingt (vielleicht im Rhythmus der Melodie in die Hände klatscht), dann ihren Text tunlichst in Rhythmus und Tonfall jener Melodie zu Ende spricht. Die räumliche Gleichzeitigkeit des Tanzes und der Dialogführung ist hier in ein Nacheinander verwandelt, die dichterische Absicht aber, die Wirkung der Musik auf Stimmung und Haltung der Sprecherin aufzuzeigen, ist mit den reinen und ganz dichterischen Mitteln des Singens erreicht.

Daß die Hörspielleiter kein anderes Material als das Wort und keine andere Szene als die Zeit haben, unterscheidet sie von ihren Kollegen hinter den Kulissen. Allegro — Andante — Presto — Adagio sind die Mittel des Hörspiels. Ein Dialog kann zögern, schneller werden, hasten, kriechen. Der mächtige tragische Ausdruck der dramatischen Szene ist hier eine Frage des Tempos. Es hat nicht gleich für den Film geeignete Schauspieler gegeben, und es gibt auch noch kaum Hörspieler, die ihre dynamischen Stimmittel zugunsten musikalischer, zeit-maß-voller Möglichkeiten zu zügeln vermögen.

Die Tempo-nahme des Dialogs, das ist die erste und wichtigste Aufgabe des Hörspielregisseurs. Er vernachlässige diese Arbeit nicht zugunsten einer anderen, dankbareren, populäreren, ja verblüffenderen. Er verschwende sich und seine Zeit nicht an die Hörkulisse, an den akustischen Aufbau der Bühne. Geräusche, wenn sie noch so bravourös die Szene bezeichnen, sind artistische Kunststücke, die wir uns gefallen lassen und deren Wichtigkeit wir nicht anzweifeln, wenn nur erst das Wichtigere festgelegt ist, nämlich die Wortführung des Wortkunstwerks."

Der Kunstwart. XXXX, 12. (München.) In seiner Studie „Welt und Gegenwelt" gelangt Wilhelm Michel zu einer interessanten Betrachtung über die Stellungnahme der Romantik zum Künstlichen, weiterhin zum Automatentum:

„Es läßt sich verfolgen, daß das besondere romantische Verhältnis zum Künstlischen gerade mit dem ungeheuer übersteigerten Begriff, den die Romantik vom Leben hat, zusammenhängt. Was der romantische Mensch anstrebt, ist eine schlechthin schrankenlose Lebendigkeit. Leben ist ihm nur denkbar als ein ‚ununterbrochener Strom', als eine uferlose Fülle, als ein ‚Schweben zwischen Sein und Nichtsein'. Auf unbegrenzte, in jedem Moment voll dargestellte Lebendigkeit fühlt er sich verpflichtet. Er hat mit Friedrich Schlegel die ‚Liebhaberey für das Absolute', mit Schweighäuser das Verlangen nach einer ‚kolossalen Existenz'. Aber gerade als Mensch kann er diesem übersteigerten Anspruch nicht genügen. Stets findet er sich und seinesgleichen in eine bestimmte, individuelle Daseinsform eingeschlossen. Und diese individuelle Form empfindet er als eine Ausgestoßenheit aus dem uferlosen Schwall des Lebens. Es erweist sich, daß in seinem Begriff vom ‚Leben' kein gesicherter Ort für menschliche Einzigkeit und Endlichkeit ist. Es darf im unendlichen Leben keine abgetrennte Einzelexistenz geben. Und so wird dem Romantiker das bestimmte, isolierte Geschöpf zu einem Wesen, das sich dem ‚Leben' versagt, das am ‚Leben' nicht teil hat. Er sieht es als hohle Maske, als Puppe, als Automaten. Er hat die Angst, das Grauen vor dem individuellen Sein. Aber auf der anderen Seite entgeht ihm nicht, daß Leben für den Menschen nur zu haben ist um den Preis der abgetrennten, isolierten Existenz. Das unendliche Leben, auf das er sich ver-

pflichtet fühlt, droht gerade ihm als Menschen den Untergang. Deshalb muß er sich der verzehrenden Grenzenlosigkeit zu entziehen suchen durch eine Flucht ins Enge, Beschränkte und Geborgene. Im Grenzenlosen findet er die Bedrohung durch panische Austilgung, im Begrenzten quält ihn die Sünde der Lebensentfremdung. Lebt aus der ersten Tendenz mehr die genialische, nach allen Seiten ausschweifende Frühromantik, so aus der letzten Tendenz mehr die bürgerliche, bis zur Dürre entsaftete Spätromantik. Aber noch in Eichendorffschen Gedichten ist das stets Unruhige und Doppelpolige des romantischen Verhaltens zu beobachten, wenn auch in gedämpfter, nicht mehr lebensprengender Entgegensetzung: das Herz des Dichters ist bald beim traulich Bleibenden und Behausten, in Gärten mit springenden Brunnen, wo über kleinem, geborgenem Dasein die Zeit lächelnd verweilt, bald bei der schweifenden Unrast, die mit dem Saitenspiel draußen romantisch vorüberwandert und nur eben einen Blick in den kühlen Gartenfrieden wirft.

So schwebt das romantische Lebensgefühl, eine Beute der Angst und oft der Verzweiflung, zwischen der Formscheu und der Chaosscheu mitteninne, nach keiner Seite endgültig gesichert. Vor seinem Blick verdorrt das individuelle Leben zur Maske, zum künstlichen Mummenschanz, zur hohlen Form. Menschen erstarren unversehens und lehnen als tote Puppen in den Stühlen, Tiere und Blumen erliegen einer bösen Verzauberung und verfallen in Starre. Dann bricht das Leben als ein chaotischer Schwall herein, geht aber sogleich, wie vorher der tötende Zauber, weit über sein Maß: nicht nur das Organische, sondern auch das Unorganische, das Tote und Gemachte beginnt zu sprechen und sich zu regen. Spielzeugkönige führen Schlachten auf, von den Wandteppichen treten die Figuren in den Raum, der Automat beginnt zu plärren, der ausgestopfte Vogel schlägt mit den Flügeln, Schatten und Spiegelbild führen ein eigenes Leben. Es gibt in dieser romantischen Welt Tod und Leben, wie in der wirklichen. Aber sie kommen und gehen nach fremdartig willkürlichen Gezeiten, ihre Verbindungen sind paradox und in hohem Maße unorganisch."

Der Deutschen-Spiegel. IV, 38. (Berlin.) Aus einem Aufsatz von S. W. Denro „Vom Siegeszug des deutschen Buches in Bulgarien" erfährt man interessante Einzelheiten über den erzielten Absatz und die Absatzmöglichkeiten des deutschen Buchs in dem Balkanstaat:

„Als Haupteinfuhrländer für Bücher in fremden Sprachen kommen lediglich Deutschland, Frankreich, Italien und England in Frage. Letztere beiden Reiche spielen in dieser Beziehung nur eine bescheidene Rolle. Die Gesamtzunahme der Bücherausfuhr aus diesen vier Ländern nach Bulgarien betrug im Jahre 1926 gegen das vorhergehende Jahr rund 70 v. H. Von den 1926 bezogenen fremdländischen Büchermengen entfallen nicht ganz vier Fünftel auf Deutschland und der Rest auf Frankreich (18 Prozent), Italien (2 Prozent) und England (1,5 Prozent). Der Absatz der im Jahre 1926 von bulgarischen Buchhändlern aus Deutschland bezogenen Bücher vermehrte sich gegen das Vorjahr um 300 Prozent. Während bei den von Italien und England gelieferten Büchern eine Mengensteigerung von rund je 200 Prozent eintrat, fiel das früher vorherrschende französische Buch mit einer knappen hundertprozentigen Vermehrung stark ab. Die französischen Buchhändler versuchen zum Teil mit Unterstützung der Regierung Frankreichs die alte Vormachtstellung zu behaupten bzw. wieder zu erreichen. Vor Kriegsbeginn bezog Bulgarien seine fremdsprachige Literatur fast ausschließlich aus Frankreich. Französische Verlegerkreise geben sich seit einiger Zeit die größte Mühe, den durch den Krieg verlorenen Bücherabsatz nach Bulgarien zurückzuerobern. Bei dem niedrigen Stande des französischen Franken hofft man den deutschen Buchverleger als lästige Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen. Den Franzosen wird nachgerühmt, daß sie längere Kredite gewähren und großes Entgegenkommen im kommissionsweisen Verkauf ihrer Verlagskinder zeigen. Frankreich schickt seine Professoren sowie seine Dichter und Komponisten regelmäßig nach Sofia und anderen Kulturstätten des Landes, um durch Vorträge und sonstige Veranstaltungen für französische Literatur und französischen Geist zu werben. Katholische Missionsschulen französischer Orden finden sich nicht nur in den Städten, sondern auch auf dem Lande und erfreuen sich regen Zuspruchs. Die Alliance française unterstützt durch Errichtung französischer Schulen in Bulgarien den Absatz von in Frankreich hergestellten Büchern.

Wie wir gesehen haben, steigerte sich trotzdem die Einfuhr deutscher Bücher zusehends. Unverkennbar nimmt das Interesse für deutsche Kunst und deutsche Wissenschaft zu. In der Nachkriegszeit stellen die bulgarischen Studenten, die auf deutschen Universitäten studieren, eine beachtliche Anzahl dar. Nach Bulgarien zurückgekehrt, bleiben diejenigen, die die überreiche literarische Produktion deutscher Kultur kennen und achten gelernt haben, als Käufer dem deutschen Buch treu, wie erst kürzlich der namentlich aus dem Weltkriege wohlbekannte bulgarische Politiker Wasil Radoslawow anläßlich seines Besuches der ‚Deutschen Bücherei' in Leipzig mit Genugtuung betonte."

* * *

„Minnesänger und Minnesang in Österreich." Von Erwin Felber (Radio III, 52. Wien).
„Goethes Suleika-Lieder." Von Fritz Büchner (Preußische Jahrbücher CCIX, 3. Berlin).
„Theaterdirektor Goethe." Von Irmgard Tanneberger (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 66).
„Goethe und die Reformation." Von Wilhelm Fischdick (Die Tat XIX, 6. Jena).
„Goethes Christentum." Von Willi Beils (Die Bücherwelt XXIV, 8. Köln).
„Goethes Lehre von den drei Formen der Religion und der Ehrfurcht." Von Erich Franz (Die Christliche Welt XLI, 17. Gotha).
„Goethes Führung." V. Von Eilhard Erich Pauls (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 9. Frankfurt a. M.).
„Goethe und die Freiheitskriege." Von Gustav Stresemann (Nord und Süd L, 5. Berlin).
„Goethes Weltanschauung und romantische Naturauffassung als Schaffensgrundlagen zu seiner Ballade ‚Erlkönig'." Von Hans Kohmann (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 9. Leipzig).
„August Klingemann." Von Hans Runge (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 67).
„Heinrich von Kleist." Von Franz Servaes (Der Volksbühnenbund III, 1/2. Berlin).
„Heinrich von Kleist." Von Ottilie Stein † (Volksbildung LVII, 9. Berlin).
„Karoline von Günderode." Von Leo Sternberg (Rheinische Heimatblätter IV, 8. Koblenz).
„Aus den Briefen von Fanny Tarnow an Louise von François." Herausgegeben von Adolf Thimme (Deutsche Rundschau LIII, 12. Berlin).
„Der Christ in Nietzsche." Von Helmut Burgert (Der Türmer XXIX, 12. Stuttgart).
„Mein Besuch bei Spitteler." Von Gregor Rabinovitsch (Annalen I, 10. Horgen-Zürich).
„Gedanken an Max Dauthendey." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 57).
„Rainer Maria Rilke." Von Gert Buchheit (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 9. Frankfurt a. M.).
„Briefe an eine Freundin." Von Rainer Maria Rilke (Die Neue Rundschau XXXVIII, 9. Berlin).
„Frau Ottilie Stein †." Von J. Tews (Volksbildung LVII, 9. Berlin).
„Zwei Briefe Wilhelm Speck's." Mitgeteilt von Wilhelm Dersch (Volk und Scholle V, 7. Darmstadt).
„Reimmichl, der Dichter-Pfarrer von Tirol." Von Sigmund Stang S. J. (Stimmen der Zeit LVII, 12. Freiburg i. B.).
„Johannes Mumbauer zum 60. Geburtstag." Von Joseph Feiten (Der Pflug V, 2. Wien).
„Eilhard Erich Pauls." Von Hans Westerburg (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 9. Frankfurt a. M.).
„Hermann Stehr." Von Johannes Hönig (Die Bücherwelt XXIV, 8. Köln).
„Adolf von Hatzfeld." Von Peter Bauer (ebenda).
„Adolf von Hatzfelds Ansprache zur Eröffnung der Dichterzusammenkunft." (Rheinische Heimatblätter IV, 8. Koblenz.)
„Rede an die Jugend." Von Wilhelm Schäfer (ebenda).
„Robert Hohlbaum." Von August Angenetter (Radio III, 49. Wien).
„Jakob Schaffner." Von Walter Erich Schäfer (Deutsches Volkstum IX, 9. Hamburg).
„Frank Thieß." Von Georg Schäfer (Die Bücherwelt XXIV, 9. Köln).
„Volk ohne Raum." [Hans Grimm.] Von Josef Feiten (ebenda).
„Herbert Eulenberg." Von Richard Sexau (Die schöne Literatur XXVIII, 9. Leipzig).
„Max Mell." Von Siegfried Freiberg (Der Kunstwart XL, 12. München).
„Die Dichtung Gottfried Hasenkamps." Von Paul Adams (Die Bücherwelt XXIV, 9. Köln).
„Der Dichter Bernhard von Hindenburg." Von Walther Eggert (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 6. Oliva).
„Paula Groggers ‚Grimmingtor'." Von Joseph August Lux (Der Türmer XXIX, 12. Stuttgart).
„Hilda Povinelli." [Eine tiroler Dichterin.] Von Erich August Mayer (Der getreue Eckart IV, 23/24. Wien).
„Ein Briefwechsel: Carl Dallago — Herbert Müller-Guttenbrunn (Das Nebelhorn I, 16. Graz).

* * *

„Innere und äußere Abenteuer [Joseph Conrad]." Von Alice Berend (Reclams Universum XLIII, 52. Leipzig).
„Die Romane Josef Conrads." Von Friedrich Schnack (Der Kunstwart XL, 12. München).
„John Galsworthy." Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 61).
„Jack London." Von Helene Richter (Radio III, 51. Wien).
„Blake und Runge." Von Hans Tietze (Der Kreis IV, 9. Hamburg).
„Ben-Jonson." Von Stefan Zweig (Saarbrücker Theaterblätter VI, 1).
„Charles de Coster." Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Niedersachsen XXXII, September. Bremen).
„Charles de Coster." Von Hans Leip (Der Kreis IV, 9. Hamburg).
„Ludwig Holberg ‚Odysseus von Ithaka'." Von Edgar Groß (Die Scene XVII, 9. Berlin).
„Dichtung als Sinnbild der Lebenswirklichkeit [‚Pelle der Eroberer' von Nexö]." Von Hans Ballhausen (Der Pflug V, 1. Wien).
„Sigrid Undsets Sehnsucht." Von Joseph Feiten (ebenda).
„Zola für die Schauspieler." Von Otto Suchland (Der Neue Weg LVI, 17. Berlin).
„Die sozialistischen Typen des Reporters Emile Zola." Von Egon Erwin Kisch (Die Neue Bücherschau VII, 3. Berlin).
„Zola, Der große Prophet." Von Henri Barbusse (ebenda).
„Die Erben Zolas." Von Leo Lania (ebenda).
„Der aktuelle Zola." Von Gerhart Pohl (ebenda).
„Ugo Foscolo." Von Ardengo Soffici (Der Lesezirkel XIV, 10. Zürich).
„Italo Svevo." Von Ernst Schwenk (Die Literarische Welt III, 35. Berlin).
„Der klassische christliche Volksroman." [A. Manzoni „Die Verlobten".] Von Hermann Herz (Die Bücherwe t XXIV, 9. Köln).
„Erinnerungen an Gogol." Von S. T. Aksakoff (Neue Schweizer Rundschau XX, 9. Zürich).
„Nikolai Nikitin: Der Flug, ein Roman." Von Max Herrmann-Neisse (Die Aktion XVII, 4–6. Berlin).
„Zur russischen Literatur." Von Benno Nesselstrauß (Neue Schweizer Rundschau XX, 9. Zürich).
„Das ungarische Schrifttum." Von Erwin H. Rainalter (Radio III, 49. Wien).

* * *

„Das Lustspiel als Gesellschaftskritik." Von Erhard Buschbeck (Radio III, 50. Wien).
„Das Wort im Drama." Von Karl von Felner (Die Vierte Wand, 1927, 21. Magdeburg).
„Das Jesuitendrama als Dichtung des katholischen Glaubens." Von Edmund Haller (Der Gral XXI, 12. Essen).
„Simultan-Bühne." Von Bruno Heyn (Die Scene XVII, 9. Berlin).
„Schauspieler und Drama." Von Robert Janecke (Die schöne Literatur XXVIII, 9. Leipzig).
„Das wiener Lokalstück." Von Hermann Kienzl (Österreich-Deutschland IV, 9. Berlin).
„Das historische Drama in der modernen Dichtung." Von Walter Landgrebe (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 62/63).
„Die magdeburger Erstaufführung von ‚Wallensteins Tod'." Von Bruno Th. Sartori-Neumann (Die Vierte Wand 1927, 21. Magdeburg).
„Mysterienspiele." Von Josef Stollreiter (ebenda).
„Die Gestalt Napoleons in der dramatischen Dichtung." Von Irmgard Tanneberger (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 60).

* * *

„Offener Brief." Von Rudolf Hans Bartsch (Das Tagebuch VIII, 36. Berlin).
„The man of Germany may be one day the man of Europe." Von Rudolf G. Binding (Rheinische Heimatblätter IV, 8. Koblenz).
„Dichtung und Weltsicht." Von Kurt Bock (Der Gral XXI, 12. Essen).
„Die Lage des Bühnenvolksbundes." Von Otto Boelitz (Der Volksbühnenbund III, 1/2. Berlin).
„Der Seelenrealismus im modernen Roman." Von Charlotte Demmig (Der Gral XXI, 12. Essen).
„Geist und Technik." Von Emil Ermatinger (Annalen I, 10. Horgen-Zürich).
„Von der Idee des Volksbildners unter Zugrundelegung der Persönlichkeit Anton Heinens." Von Hans Frankenheim (Der Pflug V, 2. Dortmund).
„Die Bildungskrise der Gegenwart und der deutsche Katholizismus." Von Heinrich Getzeny (Die Tat XIX, 6. Jena).
„Katholische Dichtung?" Von Hermann Ginzel (Hellweg VII, 17. Essen).
„Esprit und Geist." Von Josef Hofmiller (Süddeutsche Monatshefte XXIV, 12. München).
„Wort und Sinn." Von Fritz Klatt (Der Neue Weg 1927, 9. Wien).
„Dichter und Religion." Von Jakob Kneip (Rheinische Heimatblätter IV, 8. Koblenz).
„Von Künstlern der Übersetzung." Von Oskar Loerke (Die Neue Rundschau XXXVIII, 9. Berlin).
„Das Katholische im Geistesleben der Gegenwart." Von Alois Mager O. S. B. (Literarischer Handweiser LXIII, 12. Freiburg i. B.).
„Was ich in Koblenz gesagt hätte, wenn ..." Von Friedrich Muckermann S. J. (Der Gral XXI, 12. Essen).
„Gedanken über den Roman." Von José Ortega y Gasset (Neue Schweizer Rundschau XX, 9. Zürich).
„Der Dichter und die Gestaltung des Rheinstroms." Von Alfons Paquet (Rheinische Heimatblätter IV, 8. Koblenz).
„Die Kunst des Erzählens." Von Bernd Poieß (Der Pflug V, 2. Wien).
„Elsässische Literatur." Von L. Ed. Schaeffer (Die Elsässische Bühne III, 9/10, 11/12. Mülhausen i. E.).
„Das Görres-Werk." Von Wilhelm Schulte (Der Gral XXI, 12. Essen).
„Die rheinische Dichtung." Von Leo Sternberg (Rheinische Heimatblätter IV, 7. Koblenz).
„Das Problem der Gegenwartsdarstellung in der modernen Dichtung." Von Erwin Stranik (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 9. Frankfurt a. M.).
„Verdichtung der Gegenwart." Ein aktuelles literarisches Problem. Von Erwin Stranik (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 56).
„Vom Sinn der rheinischen Dichterzusammenkunft." Von Josef Windler (Rheinische Heimatblätter IV, 8. Koblenz).

Echo der Bühnen

Berlin

„Fünf von der Jazzband." Komödie in drei Akten. Von Felix Joachimson. (Erstaufführung im Staatstheater am 22. September 1927.)

Reizvoll die Selbstverständlichkeit aller dieser an sich nichtssagenden Vorgänge. Die Selbstverständlichkeit, mit der man sich zu viert in ein hübsches Mädel verliebt; die Selbstverständlichkeit, mit der sie mit den vieren auf und davon geht; die Selbstverständlichkeit, mit der man ihr ein Kleid, wenn's just fehlt, stiehlt; die Selbstverständlichkeit, mit der man nachts in das Zimmer des Mädels eindringen möchte; die Selbstverständlichkeit, mit der man zu viert, sich gegenseitig in Schach zu halten, die Nacht in ihrem Zimmer verbringt; die Selbstverständlichkeit (diesmal durch ein Gedicht repräsentiert, das der eine, und es ist der Mohr aus der Jazzbande, in der Wachnacht niederkritzelt) mit der man sich auf seinen Beruf besinnt und das Mädel, höchst unmusikalisch, wie sie ist, wieder fahren läßt; die Selbstverständlichkeit, mit der das Mädel die vier, in die sie sich doch ein bißchen verliebt hat, abziehen sieht. All diese Selbstverständlichkeiten nämlich führen innerlich den einen Namen: Jugend.

Felix Joachimson ist offenbar einer, der zur rechten Zeit jung zu sein versteht. Und weil er selber jung ist und diese unsere Tage aus dem Recht seiner Jugend ohne weiteres als Zeit der Jugend anspricht, kommt ein Spiel zustande, das irgendwie Stil hat.

Ernst Heilborn

Wien

„XYZ." Spiel zu Dreien in drei Akten. Von Klabund. (Uraufführung im Akademietheater am 24. September 1927.)

Bereitwillig geht der Bericht auf die Algebra des lakonischen Titels ein. Y = Weibchen, Z = Männchen, X ein anderes, im beliebigen Sinne liebenswürdigeres Maskulinum; Y verliebt sich in X, den sie und wohl auch weil sie ihn für Z hält; als sich die Identitäten berichtigt haben, wird X durch Z und hernach wieder Z durch X ersetzt. Flotter Stakkato-Dialog; überhaupt schnelles Zeitmaß, starkes Gefälle; der Schluß freilich versandet. Stil beiläufig Wedekind; der Lyriker Klabund kommt nicht zu Wort. Wer will, mag an Amphitryon oder an Kellers Strapinski denken, aber mit solchen Parallelen kommt man hier, wo alles auf den Körper gestellt ist, nicht weit und tut besser, sich ohne literarische Hemmungen dem Ulk, den Paradoxen, sogar den Kalauern dieser erotischen Trigonometrie zu ergeben.

R. F. Arnold

Leipzig

„Jenny steigt empor." Komödie in sechs Bildern. Von Hans Alfred Kihn. (Altes Theater, 21. September 1927.)

Eine historische Komödie — aus den Jahren 1918 bis 1923. Die Geistigen sinken ins Elend, die Fleischlichen schnellen empor und die Leute vom alten, moralbeschwerten Geblüt müssen mit ihnen gemeinsame Sache machen, um nicht ganz unter den Schlitten zu kommen. Wie im Volksstück von anno 1870 zeigen locker gereihte Bilder, mehr Romankapitel als Akte, Jennys Werdegang: vom Schuttplatz mit dem Zuhälter und dem ausgeraubten Freier zur Animierkneipe (Hintergrund Revolution, Sturm auf das Polizeigefängnis), zur eigenen Vorortwäscherei, dank dem gutgläubigen Liebhaber, dessen weltfremde Wissenschaft schließlich die Hilfe zum lukrativen kosmetisch-medizinischen Schwindelunternehmen und damit zu strotzendem Reichtum, sozialer Anerkennung gewähren muß. Das würde, ohne alle Sentimentalität vorgeführt und frei von jeder Absicht irgendwelcher inneren Besserung der Heldin, den Eindruck eines unbesiegbaren élan vital zurücklassen, wäre die Erfindung reicher, die Rücksicht auf Publikumsinstinkte nicht allzuoft dem Kunstwillen überlegen.

Georg Witkowski

Königsberg i. Pr.

„Cordatus." Ein dramatisches Bekenntnis. Von Alfred Brust. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 2. Oktober 1927.)

Ein dramatisches Bekenntnis: das stimmt nur zur Hälfte. Im Theatersinne ist diese lose Bilderfolge nichts weniger als dramatisch. Dennoch, für den feiner Organisierten, irgendwie fesselnd, weil ein Erlebnis dahinter steht; weil hier ein von Gott — vorsichtiger gesagt: von einem religiösen Ethos Besessener vor der Menge sein Herz aufreißt, sich preisgibt mit all seinen Schwächen und Seelennöten, seinen Kämpfen und Krämpfen: ecce homo!

Cordatus — das ist nämlich Alfred Brust selber. Der einsame Gottsucher. Der Fanatiker seiner Idee. Der Mensch von morgen.

Welchen Glaubens? Welcher Idee? Man könnte sagen: der christlichen Heilslehre; denn Cordatus (zu deutsch: der „Beherzte", der Herzensmensch), der das Gute im Menschen sucht, der Feindesliebe predigt und überall auf Hohn und Mißverstand stößt, geht einen ganz ähnlichen Passionsweg wie der Erlöser. Aber das Leit-(Leid-)motiv der Dichtung wird noch mit Anklängen aus anderen Religionskulten kontrapunktisch verwoben. Islamitischer Fatalismus, buddhistische Askese, katholische Heiligenverehrung, Seelenwanderungslehre — das alles wirbelt durcheinander. Und ein Jude spricht das vielleicht tiefste und schönste Wort des Stücks: „Wen die Menschen schlagen, der hat recht."

Hat Brust-Cordatus recht? Als Ethiker, als tapferer, glaubensstarker Verfechter seiner Lehre gewiß. Das „große reine Wollen", das am Ende dieses dramatischen (undramatischen) Oratoriums als der Weisheit letzter Schluß verkündet wird, den sittlichen Ernst kann ihm niemand absprechen, der seine Weltabkehr, sein Ringen mit Gott, seine Zweifel und Sehnsüchte kennt. Aber er setzt sich in diesem Werk auch mit dem Problem des schaffenden Künstlers auseinander — und hier widerlegt er sich selbst. Für ihn ist Dichten und Leben, das heißt: für andere leben eins. „Denn das Feuer, das der Heiland Christ entzündet hat, brennt noch immer. Doch es wachsen die wahrhaftigen Streiter ringsher. Und die Verkünder sind nicht Schriftner mehr, sondern Dichter, die ihr Leben als ein Dichtwerk leben." Und: „Das hat Europa kleingemacht, daß es soviel Schreibende und so wenig Lebende auf den Tisch des Daseins stellte." Sehr richtig. Nur gehört eben auch Brust zu den „Schreibenden", will sagen: zu den Umschreibenden. Er beherzigt weder Goethes Mahnung: „Bilde Künstler, rede nicht", noch folgt er der Erkenntnis seines Cordatus: „man muß sehr viel schweigen auf

dieser Welt", sonst würde er seine Dichtung nicht mit soviel gedankblasser, redseliger Symbolik, hie und da sogar mit frostiger Allegorie belasten. Man wünschte ihm einen Tropfen Sudermann (den er schätzt) oder Georg Kaiser ins Blut. „Letzte Ballungen des Tatsächlichen" lassen sich auch im Sinnbildlichen erzielen. (Schlagendster Beweis: Christi Gleichnisse.)
Es wäre ein billiges Vergnügen, wollte man Brust Anlehnung an Vorbilder nachweisen. Faust, Peer Gynt, Strindbergs Traumspiel, die (reichlich zitierte) Bibel spuken zwischen den Zeilen seiner Dichtung. Und in den Pubertätsnöten des jungen Cordatus meldet sich ein Stückchen „Frühlings Erwachen". Aber solche Reminiszenzen bröckeln vom Eigenwert des Werks nichts ab. Schließlich steht jeder, auch der originellste Künstler, auf den Schultern eines (oder mehrerer) Vorgänger. Peinlicher ist, daß man vor Bildern kein Bild sieht; daß es schier unmöglich ist, aus der Fülle gehäufter Motive den ethischen Kern dieses Bekenntnisses herauszuschälen; daß die Handlungslinien, statt konzentrisch um die Mittelpunktsgestalt zu schwingen, zentrifugal ins Uferlose verlaufen.
In summa: Wundervolle Einzelheiten — jedoch ein Ganzes ist es nicht. Ein Werk hohen geistigen Ranges — mit allzu weichen Händen geformt. Ein Dichter — aber kein Verdichter.

Hans Wyneken

Mannheim

„Kreuzabnahme." Tragödie in zwei Teilen. Von Ehm Welk. (Uraufführung im Nationaltheater am 12. September 1927.)

Ehm Welk gestaltet, wie sein „Gewitter über Gottland" ankündigte, mehr von der Idee als vom Menschen aus. Der Mensch charakterisiert sich für ihn nur insoweit er Ideenträger ist. Auseinandersetzung, Diskussion geht ihm vor der Verlebendigung und Versinnlichung der Konflikte. Innerhalb dieses Rahmens gelingen daher immer wieder Szenen von großer Eigenkraft und typischer Bedeutung, ohne daß sich das Werk zu einem Ganzen von ebensolcher Größe zusammenschlösse.
In zwei Teile gespalten, wechselt es von einem zum anderen den Mittelpunkt, löst ein Führer den anderen ab, rückt eine neue Idee an die Stelle der diskutierten, um ebenfalls zur Diskussion gestellt zu werden. Tolstoi beherrscht mit seiner urchristlichen, sich im Lieben und Dulden manifestierenden Gemeinschaftsidee den ersten, Nowikow, sein von ihm abgefallener und zu Lenins aktivistischem Kommunismus bekehrter Jünger den zweiten Teil. Scheitert Tolstoi am Allzumenschlichen, weil es ihm nicht glückt, den Einzelnen in den Dienst der Sache zu reißen und darin aufgehn zu lassen, so erschießt sich der Führer der Massen, Nowikow, von der Erkenntnis getroffen, daß die Welt, deren Verkünder er ist, die Welt des kollektivistischen, entpersönlichten und versachlichten Menschen für ihn, den Einzelnen, der täglich erfährt, wie weit Idee und Verwirklichung der Idee auseinandergehen, keinen Raum mehr hat. Die Idee im Bild der marschierenden roten Armee triumphiert über den Leib des von ihr verschlungenen Einzelnen fort.
Als Ergebnis bleibt ein Werk von reiner und starker Geistigkeit, mit dem sich denken, aber nicht fühlen läßt, das zuweilen den Flug ins Visionäre nimmt, ohne ganz durchzustoßen. Von der Idee eher ins Diskursive hinab- als ins Symbolische hinaufgezogen, läuft Welk Gefahr, im luftleeren Raum hängen zu bleiben.

Paula Scheidweiler

Braunschweig

„Heinrich von Hohenstauffen." Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Louis Engelbrecht. (Uraufführung im Braunschweigischen Landestheater am 11. September 1927.)

Es ist merkwürdig aber auch charakteristisch: fast alle Hohenstauffendichter vom Epigonen Raupach, selbst ein Grabbe nicht ausgeschlossen, bis in die Gegenwart hinein, sind ein Opfer desselben Fehlers geworden, sie vermochten den Stoff nicht im Sinne der Zeit, des Mittelalters, zu erfassen und zu zeichnen, sondern stets im Geist des 19. Jahrhunderts. Die Folge ist eine oft tendenziöse Färbung in einer Steigerung, die vom rein künstlerischen, vom ästhetischen Standpunkt unbedingt zu verwerfen ist. Engelbrecht vermag zwar seinen König Heinrich, Sohn Friedrichs II. — und damit hat ein Dichter sich endlich einmal freigemacht, von dem üblichen Hohen-Stauffen-Problem: Kaiser-Papst, Stauffe-Welfe — in die weltbewegenden Fragen der Zeit, Kreuzzüge, Kerkerverfolgung, Raubrittertum u. a. hineinzustellen — aber einen mittelalterlichen Fürsten hat er uns doch nicht skizziert, sondern den deutschen Kaiser, wie ihn „das junge Deutschland" vor achtzig Jahren erträumte. Die Tendenz liegt auf der Hand, immerhin, politisch und menschlich ist eine feine Charakterstudie geboten und der Gegensatz zwischen Friedrich, dem Vertreter einer südländischen Mischkultur, und Heinrich, der den Deutschen ein deutscher Kaiser — frei von Rom, frei von allem Undeutschen — sein will, scharf herausgearbeitet und die ganze Tragik des jungen Königs psychologisch tief gestaltet. Schönheit der Sprache und Feinheit der Charakteristik sind

die Stärke des Stücks; dem steht eine oft überaus langsam dahinfließende epische Breite gegenüber. In Erkenntnis dieser Schwäche wurden auch nur ausgewählte Szenen geboten. Louis Engelbrecht, der nunmehr 70jährige, Jünger und Entdecker Wilhelm Raabes, konnte so einen Bühnenerfolg erleben.

H. Kaufmann

Breslau

„Der Zar." Tragödie des Ostens in 13 Bildern. Von Hanns Gobsch. (Uraufführung im Lobetheater am 24. September 1927.)

Wer wollte leugnen, daß das Schicksal des letzten russischen Zaren tragisch beschattet war und tragisch ausging! Nur ergibt ein vom Leben episch gedichtetes, trauriges Schicksal noch lange keine Tragödie, wenn es so ungefähr, wie es sich abgespielt hat, auf die Bretter gestellt wird. Gobsch hat treulich das Leben abgeschrieben, ohne jeden Versuch, den gewaltigen Stoff und die aus seiner Entwicklung hervortretenden Charaktere dramatisch zu gestalten. Verhängnisvoll ist auch für Gobsch die heute üblich gewordene Übertragung der Filmtechnik auf das Theater. Er reiht dreizehn Momentphotographien aus der einundzwanzigjährigen Regierungszeit des zweiten Nikolaus aneinander und gibt einige knapp formulierte Texte hinzu. So ist ein Bilderbuch entstanden, keine Tragödie.

Bild um Bild die gleiche Situation. Der Zar sitzt oder steht da und empfängt Ratgeber, gute und schlechte. Den guten leiht der brave Mann williges Ohr, und sie gehen befriedigt, mit schönen Dekreten in der Aktenmappe, davon. Dann aber kommen die schlechten Leute und versetzen den Zaren in Angst, worauf er schleunigst das Gegenteil von dem dekretiert, was er soeben dekretiert hatte. Vermutlich ist Nikolaus in der Tat solch ein halb idiotischer Schwächling gewesen. Dann aber eignet er sich nicht zum einzigen „Helden" einer „Tragödie des Ostens", wie Gobsch sein Stück sehr kühn bezeichnet. In der wirklichen Tragödie des Ostens waren doch wohl noch andere Kräfte aktiv, etwa die revolutionären. Aber von ihnen ist kaum die Rede. Immer nur spricht der Zar, macht seine Torheiten und schiebt so die Dinge langsam, aber sicher zum für ihn bitteren Ende. Am Schluß hält er gar noch einen längeren Rechtfertigungs- und Selbstbetrachtungs-Speech, der mit den zwar zutreffenden, aber doch in diesem Augenblick und aus diesem Munde sanft komisch wirkenden Worten anhebt: „Mein Leben war eine Katastrophe."

Rings um den Zaren marschieren kompagnieweise die Träger geschichtsnotorischer Namen auf. Ein zweiter Irrtum des Autors, da er offenbar glaubt, eine Bühnenfigur werde dramatisch lebendig, wenn er ihr einen aus der Chronik der Zeit bekannten, klangvollen Namen anheftet. Die große Mehrzahl dieser Episodisten huscht nur gerade über die Bühne. Lediglich drei von ihnen sind dort etwas länger zugelassen: der Kriegs-Großfürst Nicolai, der Minister Witte und der „heilige Bauer" Rasputin. Dieser darf sogar ein Vergewaltigungs-Attentat auf eine Hofdame verüben, damit die Erotik nicht gänzlich in der „Tragödie des Ostens" fehle. Ohne jede Motivierung eingeflickt, wirkt die grelle Szene sensationell-filmisch, wiederum nicht dramatisch. Noch übler, als die vielen Männer, sind die wenigen Frauen im Stück daran. Nur die Zarewna, die sich gleich zu Anfang als „das deutsche Gretchen" bezeichnet, nimmt einigen Platz für sich in Anspruch. Ein höchst sonderbares „deutsches Gretchen", noch törichter, als sein russischer Faust. Erst ist es für Deutschland, dann ist es gegen Deutschland, jedoch vor dem frommen Dummkopf Rasputin beugt es sich stets tief in den Staub, sobald er mit dräuender Gebärde an das Kreuz faßt, das ihm auf dem feisten Bauche baumelt. Nein, auch ein Menschenbildner ist Gobsch nicht, so wenig wie ein Dramatiker.

Erich Freund

Echo des Auslands

Belgischer Brief

Der Tod von Georges Eekhoud bedeutet für die Literatur in Belgien einen großen Verlust. Zwar war das Lebenswerk dieses dreiundsiebzigjährigen Dichters abgeschlossen; in seinem Nachlaß fand man die Manuskripte dreier Novellenbücher, die stilistisch keine Überraschung boten; seine Themen waren ebenso fixiert wie seine Satzbildung, diese mit Absicht etwas überladene Satzbildung, an der sich so deutlich die Abkunft dieses französisch schreibenden, aber so gar nicht lateinisch organisierten Geistes verrät. Eekhoud stammte aus einer Offiziersfamilie Antwerpens und quittierte frühzeitig den Dienst, um sich der Schriftstellerei widmen zu können. 1871 trat er mit seinem ersten Gedichtband hervor, dem zwei weitere folgten, die heute indessen ungenießbar sind. Der Epiker kam 1883 mit der ersten Novelle „Kees Doorik" zu Worte. Dem Buch folgten rasch

eine Menge größerer Romane und Novellen, die zwar zum Teil in pariser Verlagen erschienen, sich beim französischen Publikum jedoch nicht der Zuneigung erfreuen konnten wie die Werke seiner Artgenossen Camille Lemonnier und Emile Verhaeren. Man weiß, daß Eekhoud zeitlebens bereut hat, nicht der flämisch-niederländischen Sprache Herr zu sein und in dieser publizieren zu können. Die Aufmerksamkeit, die ihm in Deutschland namentlich während des Kriegs zuteil wurde, war ihm eine große Genugtuung. Er war bis zuletzt als Lehrer an der Freien Universität Brüssel tätig, veröffentlichte auch verschiedene Bücher über darstellende Kunst, schrieb unermüdlich Vorworte für Kataloge und Zeitungsartikel, doch trifft der Verlust, der mit dem Tode dieses Mannes zu verzeichnen ist, weniger die Literatur in Belgien als die Gemeinde der überall verstreuten guten Europäer. Eekhoud besaß nicht das menschliche Ausmaß eines Romain Rolland — der Art nach war er in Belgien durchaus dessen Ebenbild. Die Clartébewegung hat Georges Eekhoud noch zuletzt in den Vordergrund geschoben. Dieses aktuellen Anlasses bedurfte es nicht, um Eekhouds Freisinn und politische Duldsamkeit ins rechte Licht zu rücken. Während des Kriegs ein Mann über den Parteien, zog er sich nach dem Kriege den Haß vieler Verblendeten durch seine mannhaft pazifistische Gesinnungsverkündigung zu. Es sind kennzeichnenderweise die Flamen gewesen, die sich zu ihm bekannt und seine allgemeine Rehabilitierung durchgedrückt haben.

Das letzte Buch, das Eekhoud herausgegeben hat, heißt: „Voyous de Velours“ und ist ein Neudruck des früher erschienenen „L'autre vie“. Es behandelt wie die meisten Bücher Eekhouds das Leben der Enterbten, der aus der gesellschaftlichen Ordnung durch eigene Schuld oder eigene Willkür Ausgetriebenen. Es ist in dem Verlage „La Renaissance du livre“, Brüssel, erschienen, ein Verlag, der sich seit einigen Jahren mit großer Rührigkeit auf die Ausgabe moderner Bücher geworfen hat. Hier erschienen Neudrucke der „Scènes de la Vie judiciaire“ von Edmond Picard, der „Evocations“ von Georges Rodenbach, der „Amours Rustiques“ von Hubert Krains und der „Famille Kaekebroeck“ von Leopold Courouble. Dieser Roman in vier Teilen, der nach der Manier von Zola, aber unter Bevorzugung mehr humoristischer Töne den Aufstieg einer brüsseler Unterstadtfamilie schildert, ist heute vergriffen; der Neudruck erweist, daß auch dieses Buch durch den Krieg endgültig in die Vergangenheit zurückgeschoben ist und heute nur noch den Wert etwas derber Unterhaltungslektüre beanspruchen darf. Es ergänzt die bekannten Beulemans-Komödien von Fouson und Wicheler, die im großen und ganzen die Stellung des zweisprachigen, zweirassigen brüsseler Bürgers mit mehr Geist und Verve gestalten.

In dem genannten Renaissance-Verlag erschien die Novellensammlung „Une rivalité farouche“ von Roger Avermaete. Dieser noch junge Autor blickt bereits auf sieben dichterische Veröffentlichungen zurück; in Deutschland kennt man ihn als Mitarbeiter an kritischen Zeitschriften. Seine Stellung ist wie die Eekhouds: Flame von Geburt und Rasse schreibt er französisch, um zu einer breiteren Hörerschar zu sprechen, und muß wie Eekhoud die Folgen tragen: sein Französisch ist überladen, hervorgestoßen aus einem Munde, der alles gleichzeitig und mit möglichstem Kraftnachdruck sagen möchte, nicht gebaut, nicht geläutert. Auch ohne das Humorvolle des Inhalts wirken die Geschichten Avermaetes schon durch ihren Sprachcharakter ein wenig komisch.

Ende November des vorigen Jahres fand in Brüssel eine feierliche Gedenktagung für Emile Verhaeren statt. Der Feier wohnte das Königspaar bei, für die flämische Literatur sprach über den Toten August Vermeylen, für die französische Francis Vielé-Griffin. Die Zeitschriften brachten Huldigungsartikel; die „Revue francobelge“ gab eine Sondernummer heraus. In dieser (1. Nov. 1926) sei insbesondere auf den Beitrag „Verhaeren und Deutschland“ hingewiesen, der den luxemburger Lyzeumsprofessor M. Esch zum Verfasser hat und Zeugnis ablegt von einer erfreulich unvoreingenommenen, der geistigen Annäherung zwischen Deutschen und Franzosen beistehenden Denkungsart.

Zur Ehrung des Gedächtnisses von Eugène Demolder hat sich ein Komitee gebildet, das in Belgien und im Ausland für das bessere Bekanntwerden dieses Schriftstellers eifern will. Von Demolder sind im Deutschen (Verlag Georg Müller) verschiedene Bücher erschienen. So sind dem Komitee denn auch Heinrich Mann und Stefan Zweig als Mitglieder beigetreten.

Unter den verschiedenen Literaturpreisen, die in der letzten Zeit zur Verteilung gekommen sind, seien die folgenden genannt: Den Staatspreis für das beste Essaybuch des Jahres 1926 erhielt A. Vermeylen für sein kunsthistorisches Werk: „Geschichte der europäischen Plastik“. Den Dreijahrespreis für koloniale Literatur (5000 Fr.) erhielt Frau M. L. Delhaise-Arnould für den Roman „Amedra“, eine Sittenschilderung aus dem belgischen Kongogebiete. Eine Menge erster Preise (2000 Fr.) und Ermunterungspreise verteilte die Provinz Brabant an französisch schreibende Schriftsteller. In der Provinz Westflandern wurde ein neuer Preis (5000 Frs.) für flämische Autoren ausgesetzt, der am 15. Dezember 1927 zum erstenmal zur Verteilung kommen soll. Auch die anderen belgischen Provinzen setzen bekanntlich größere oder kleinere Literaturpreise aus;

das Vorbild des kleinen Landes verdient in dem viel größeren und leselustigeren Deutschland entschieden Nachahmung.

Das Theater in Belgien zeigt innerhalb des französisch sprechenden Lagers eine bedenkliche Stagnierung. Jules Delacre, der bekannte brüsseler Bühnenreformer, mußte aus seinem „Théâtre du Marais" ausziehn; der Mietkontrakt lief ab; er hat bisher noch keine neue Unterkunftsstätte gefunden. Delacres Bestrebungen, die auf eine Säuberung der Theaterprinzipien nach dem Vorbilde der Klassik hinauslaufen, trugen in Belgiens Hauptstadt viel zur Hebung des Geschmacks und der schauspielerischen Schulung bei. Die Flämische Königliche Schauburg in Brüssel feierte im Herbst des vorigen Jahrs das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens, wobei ein Einakter von H. Teirlinck „Der Lahme und der Blinde", das groteske Spiel einer Brautwerbung, zur Uraufführung kam. Teirlinck ist ein Anempfinder. Die Strömungen des europäischen Theaters, die heute als letztes die Forderung der Überwirklichkeit ausrufen, haben in ihm reihum ihren Widerhall gefunden, wobei man zugeben muß, daß Teirlinck auch in der Anempfindung originell bleibt. Das von dem holländischen Regisseur Joh. de Meester geleitete „Vlaamsche Volkstoonell", das bekanntlich durch Gémier auch nach Paris zur Teilnahme an der internationalen Theaterwoche eingeladen wurde, brachte als Neueinstudierung Pol de Monts „Nuances", ein in der Technik neuartiges, im geistigen Gehalt schon wieder überwundenes Stück zum Thema des Weltkriegs, das sich nicht lange hat halten können.

Die Flämische Schauburg Brüssels hat die Errichtung eines Theatermuseums beschlossen, womit sie dem Beispiel des „Théâtre de la Monnaie" folgt, das unlängst ein gleiches Museum für das französische Theaterwesen in Belgien einzurichten beschloß.

Ende 1926 starb der flämische Dichter Karel van den Oever, der 1879 geboren war, als Erzähler im Stil der Heimatkunst („Kempische Vertelsels") begann und als mystischer Expressionist („Inwendig Leven van Paul") endigte. Während des Kriegs flüchtete er nach Holland und schrieb von hier aus eine religiös-metaphysische Rechtfertigung der flämischen Bewegung. In den letzten sieben Jahren veröffentlichte er mehr als zehn Bücher, Gedichte, Prosa, Essays. So sehr er sich als Geist reckte und streckte, hat er als Künstler doch nur eine lokal-flämische Bedeutung.

Omer Wattez, ein Schriftsteller aus der Generation Eekhouds, wurde am 10. Februar 70 Jahre alt. Er lebt in Brüssel, war ehedem Vorsitzender der Kgl. Flämischen Akademie und hat um die Kulturbewegung in Flandern beträchtliche Verdienste.

Von dem jüngeren Schriftsteller Paul Kenis erschien der Roman „Uit het Dagboek van Lieven de Myttenaere, Lakenkoper te Gent", worin die religiösen und kriegerischen Wirren der Jahre 1565—1568 behandelt werden; dem Buch wird eine gute historische Grundlage nachgerühmt; ihm werden sich noch zwei Fortsetzungen anschließen.

Die Streitereien und Angebereien unter den flämischen und wallonischen Aktivisten dürfen heute als beendigt gelten. Borms, der zu lebenslänglichem Kerker verurteilt wurde, befindet sich noch immer im löwener Gefängnis; alle Amnestieanträge blieben fruchtlos, doch wartet man offenbar nur eine weitere Sänftigung der öffentlichen Meinung ab, um auch diese verhängnisvollen Kriegsfolgen liquidieren zu können. Emanuel de Bom, der antwerpener Stadtbibliothekar, ist wieder an seinen Platz zurückgekehrt, nachdem er sechs Jahre lang an der „Vlaamsch Volksgazett" um sein Brot hatte kämpfen müssen. Die Ranküne gegen die Deutschen ist, mindestens unter den Flamen, zwar die offiziell befohlene Haltung, entspricht aber nicht der Grundstimmung einer ja auch durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingten Annäherungslust. Bedauerlich bleibt es, daß der deutsche Buchhandel noch nicht wieder zur Aufnahme der alten Geschäftsbeziehungen vorgegangen ist. Das Bildungsleben im flämischen Teil Belgiens ist wesentlich auf deutsche Publikationen angewiesen; unter den jüngeren Intellektuellen herrscht ein wirklicher Hunger nach dem deutschen Buch. Deutsche Zeitschriften werden überall an den Straßenkiosken verkauft, deutsche Bücher sieht man in den Auslagen der Geschäfte noch so gut wie gar nicht.

Antwerpen F. M. Huebner

Holländischer Brief

Die merkwürdige Vorliebe für Lyrik bei der jüngeren Generation hat die niederländische Prosakunst seit einigen Jahren etwas im Hintergrunde bleiben lassen. Ganz gerecht ist dies aber nicht. Unter den jüngeren Dichtern hat die Vorliebe für verfeinerte, über-ästhetische Kunst zwar bedeutendere Lyrik als Prosa entstehen lassen, nichtsdestoweniger aber sind einige interessante Romane zu erwähnen. Wobei zu bemerken ist, daß keiner dieser Romane aus dem Lager der „Vrije-Bladen"-Gruppe, der „regierenden Partei" unter den modernen Schriftstellern, hervorgetreten ist.

Der Preis für den besten holländischen Roman wurde in diesem Jahr von Herman de Man mit seinem Roman „Het wassende water" (Rotterdam, Nijgh & van Ditmar) erobert, was um so auffallender ist,

weil De Man zu den allerjüngsten holländischen Schriftstellern gehört. Erst 1923 debutierte er mit einem Roman aus dem Bauernleben in den Poldern von Südholland und Utrecht, und bis jetzt ist er in den drei oder vier Romanen, die er seitdem schrieb, diesem Genre treu geblieben. De Man beschreibt das Bauernland, die Gegend, wo er selber wohnt, mit großer Liebe und mit einem offenen Auge für den steifen, primitiven Charakter des holländischen Bauern, der sich oft noch mehr Kind seiner Landschaft als seiner Eltern fühlt und dessen innere Entwicklung daher oft von der Natur geleitet wird. „Das steigende Wasser" erzählt die Lebensgeschichte eines solchen Bauern, der sich zu einem der mächtigsten Insassen seiner Landschaft emporarbeitet, aber trotz seines sozialen und zerebralen Aufstiegs vergebens nach seelischer Harmonie und innerer Befriedigung verlangt. Eine Wassersnot ist der Kulminationspunkt des Buchs; hier zeichnet der Autor das Unheimliche einer solchen, tagelang in der Luft hängenden Katastrophe mit einer konzentrierten Schärfe, die jeden theatralischen Effekt meidet. De Man kennt seine Schwäche, die eine Schwäche des größten Teils der holländischen Romanliteratur ist: Bürgerlichkeit. Dadurch, daß er den primären Stand jeglicher Bürgerlichkeit: das Bauernleben, zur Grundlage seiner Romane machte, hat er diese Schwäche in eine Kraft verwandelt.

Auf diesem Wege sind ihm einige gefolgt. Auch eine ältere Schriftstellerin, J. P. Zoomers-Vermeer, deren frühere Arbeit ebenfalls unter dieser Schwäche litt, bekannte sich mit ihrem neuen Roman „Janna" (Amsterdam, Holkema) zum Genre De Mans. „Janna" ist die Geschichte eines Bauernmädchens von rohsinnlicher Veranlagung, die sich auf dem Lande wie eine Bestie austobt, Mutter wird, dann in die Stadt zieht, zur Dirne hinabsinkt, und endlich, wenn sie zum Bewußtsein ihrer widerlichen Existenz gekommen ist, als reuevolle Sünderin nach Hause, zu Eltern und Kind zurückkehrt. Dieser plötzliche Umschwung zum Schluß erfolgt völlig unerwartet und macht daher einen ziemlich komischen Eindruck; der Verfasserin hat es anscheinend an Kraft gefehlt, ihn psychologisch vorzubereiten und zu motivieren. Aber um so stärker war sie an verschiedenen Stellen in der Erzählung von Jannas Höllenfahrt. Dies ganze Buch ist in dem rohen, naturalistischen Ton eines bürgerlichen Wirklichkeitssinnes geschrieben, der mit herber Nüchternheit jegliche Mystik, die doch so voll um braungebrannte Bauernköpfe liegen kann, als unwichtig beiseite schiebt. Frau Zoomers-Vermeer und viele andere holländische Romanschriftsteller finden noch immer im präzisesten Naturalismus ihre größte Kraft des Ausdrucks. Es bleibt ein Naturalismus ohne innere Vertiefung. Die Lebensmystik, die vor allem in der holländischen Landschaft doch wie aus den Wolken herniederwebt, das Lebensmysterium und die treibenden Kräfte, die es erweckt und in die Welt schickt, sind ihnen anscheinend zu wenig konkret oder ihrem Publikum zu wenig interessant, um als Romanstoff zur Geltung zu kommen. Das Ausfasern einiger — oft nicht sehr wertvoller — bürgerlicher Seelen bleibt die Literaturmode des Tages.

Auch der neue Roman einer unserer bedeutendsten Schriftstellerinnen — in keinem Lande der Welt, glaube ich, findet man eine so große Anzahl Frauen unter den Prosaisten — schließt sich diesem Stil an. „Het brandende hart" („Das brennende Herz") von Anna van Gogh-Kaulbach (Amsterdam, Wereldbibliotheek) ist das Herz einer verheirateten Frau, einer Malerin, die in der Ehe keine Befriedigung ihres Seelenlebens finden kann, weil die inneren Konflikte zwischen ihrer Künstlernatur und den Pflichten einer Frau und Mutter ungelöst bleiben. Ein Problem also, das schon in nur zu vielen Romanen aller modernen Sprachen behandelt wurde und über das diese Autorin nicht viel neues zu sagen hat. Technisch ist sie zweifellos der Frau Zoomers-Vermeer überlegen; ihre Prosa ist kräftig und fesselnd, trotzdem aber nicht stark genug, um das Buch rein literarisch bedeutend zu machen. Phantasie und Verfeinerung des Gedankenlebens fehlen auch hier nur zu sehr; die hier und dort vortrefflich gelungene literarische Kleinmalerei kann diesen Mangel nicht ersetzen.

Ein Roman — schon wieder von weiblicher Hand geschrieben —, der alle holländischen Künstlerkreise seit einigen Monaten aus der Ruhe gebracht hat, ist „De Zondaar" („Der Sünder") von Alie Smeding (Rotterdam, Nijgh & van Ditmar). Mehrere Kritiker haben in großer Empörung diesem Werk jeden Anspruch auf literarische Würdigung verweigert, und es in hohem Maße „unmoralisch" genannt. Tatsächlich ist bei einer großen Anzahl der holländischen Schriftsteller (und vor allem bei dem weiblichen Teil!) ein Hang zum Erotischen bemerkbar, der sich oft in einem gierigen Aufwühlen der unschmackhaftesten Details des menschlichen Lebens äußert. Ohne dringende Notwendigkeit werden die unheiligsten und unappetitlichsten Intimitäten des geschlechtlichen Umgangs in Romanen, die trotzdem viel zu literarisch und zu ernsthaft sind, um als Schund beiseite geschoben zu werden, mit großer Ausführlichkeit beschrieben. Alie Smeding aber, eine junge Schriftstellerin, die sich in wenigen Jahren mit einer Reihe großer Romane einen Namen gemacht, hat in dieser Hinsicht alle ihre Vorgänge-

rinnen in den Schatten gestellt. Ihr letztes Buch beschreibt eine Ehe, in der der Gatte, Sohn aus tiefstehender Familie, sich gesellschaftlich emporarbeitet, während seine Frau gerade im Luxusleben der späteren Jahre abstumpft und in sinnloser Eitelkeit untergeht. Der Mann, eine primitiv-sinnliche Natur, findet bei seiner kühl-trägen Frau nicht die geringste Befriedigung seiner Triebe und kann schließlich nicht mehr umhin, diese bei anderen Frauen zu suchen. Seine Frau entdeckt den Ehebruch, eine heftige Szene erfolgt, aber aus Angst, ihr Luxusleben einzubüßen, heuchelt sie dem Gatten eine große Liebe, die sie zwinge sich „aufzuopfern" und bei ihm zu bleiben.

Die Tragödie dieses Mannes ist das Problem, das die Verfasserin sich gestellt hat. Sie löst es mit der ihr eigenen Technik: sehr viel Dialog und sehr wenig Beschreibung; aus einfachen Gesprächen läßt sie die Menschen sichtbar und die Charaktere fühlbar werden. Daß zwei dieser Menschen grob-sinnliche Naturen sind und mit einer Freimütigkeit, die durch keinen Hauch von Keuschheit gemäßigt wird, ihrer Natur nach handeln, sprechen und denken, gibt dem Buch den Anschein sexueller Übersättigung, die aber bei tieferem Nachfühlen eher arglos als absichtlich erscheint; so daß von einem „unsittlichen" Buch hier nicht die Rede sein darf. Auch wenn man gestehen muß, daß der gute Zola, neben Kollegen wie diese, gewiß keine besonders „unmoralische" Figur gemacht hätte!

Dies nur ein paar Griffe aus den Neuerscheinungen des holländischen Büchermarkts, der seit einigen Jahren deutlich an Lebendigkeit zunimmt. Ein nächstes Mal etwas über die jüngere Generation und ihre stärkste Seite: die Lyrik.

Im Haag — Simon Koster

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Karl und Anna. Von Leonhard Frank. Berlin o. J., Propyläen-Verlag. 174 S.

Die beiden Erzählungen dieses Bandes legen von sicherem Können Zeugnis ab, aber dies Können bekundet sich in gleicher Sicherheit auf sehr verschiedengeartete Weise: in der Titelerzählung in der Kraft der Durchführung, in „Schicksalsbrücke" in der Zartheit der Andeutung. Gemeinsam ist beiden Erzählungen die Verinnerlichung des Schicksals; es fließt gleichsam im Kreislauf des Blutes mit und bewirkt, daß Alltagsmenschen als Symbole erscheinen. Irgendwie gibt das den Gestalten Größe.

Diese Menschen des Leonhard Frank sind zugleich sehr erdverhaftet. Man weiß nicht recht, ob man lieber von einem animalischen oder vegetativen Zug in ihnen reden möchte. Leidenschaft ist ihnen eine Selbstverständlichkeit und Eros wie Essen. Aber die Selbstverständlichkeit nimmt der Leidenschaft nichts, sie gibt dies Terrestrische zu, ohne damit das Individuelle zu schwächen. Und um das Leiden ist es hier ähnlich bestellt wie um das Tun. Alles fließt mit im Kreislauf des Blutes.

Leonhard Frank weiß auch um die Verwendung des Irrationellen in der Kunst, oder es stellt sich dem Unbewußten ungerufen ein.

Berlin — Ernst Heilborn

Verhängnisse. Novellen. Von Jakob Schaffner. Stuttgart, Berlin, Leipzig o. J., Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 283 S.

Aus dem gleichen Kreislauf, den seine Gedichte feiern, rafft Schaffner die Stoffe zu sieben Novellen, die er in einem neuen Erzählungsband unter dem Titel „Verhängnisse" vereinigt. „Alles Strömen flutet dir Klang zu, das ewige Wallen nimmt Gesang von dir, und das sterblich bewegte Weben aus deinen Handlungen mit dem Schallen deiner Anwesenheiten und dem Schweben deiner Übergänge erhebt dich zur Harmonie ... Aus deinen tiefsten Quellen besteht das All, du Zweifelnder, und ohne Freiwilligkeit — was bist du? Unendlich ein Gefangener und du dein eigener Vogt!" — so schwebt es in der uns aus den Gedichten vertraut gewordenen Melodie der Allverwobenheit auch über diesen erzählenden Stücken und gibt zugleich dem Titel aus der Weltanschauung des Dichters die Deutung. Alle Gestalten, die im Mittelpunkt des erzählten Geschehens stehen — der von den Schatten auf „Schloß Kemmerow" gefangengehaltene Henno von Prowitz, der vom Mutterdämon bis zum Muttermord gehetzte Sohn, der Kampfflieger Heino, der „mit der Untreue gute Erfahrungen macht", und die anderen —, sie treffen sich in dem einen: „selbst im letzten Drang und Zwang lebt wunderbare Freiheit aus deiner Kraft"; sie alle kämpfen um ihre „Freiwilligkeit zum Universalgeschehen" ... Ihren reichsten, am stärksten gesammelten Ausdruck findet die symbolhafte Naturmystik Schaffners, nicht nur gedanklich sondern auch künstlerisch, im „Schrei"; die wohl mehr zufällig in denselben Rahmen geratene Geschichte „Wie Gottfried geboren wurde", in gewissem Sinn das Vorspiel zum „Grünen Heinrich", möchte man um ihrer schlichten Klarheit und Einfalt willen, in der nur der reine, stillbedächtige Erzähler waltet, als Zugabe am wenigsten missen.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Die Flammen des Herrn K. A. Liebling. Ein Roman aus dem Alltag. Von Manuel Schnitzer. Stuttgart-Berlin 1927. Deutsche Verlags-Anstalt. 250 S. Geb. M. 5,50.

Unsere gegenwärtige Dichtung leidet — wie schon manche frühere Epoche — an einer Überschätzung des Ungewöhnlichen, des psychologischen Grenzfalls. Der Neuropath ist überaus modern, noch mehr fast der Prophet, der so genau weiß, wie man es anstellen muß, um die Menschen zu bessern und zu bekehren. Um so mehr atmet man auf, wenn endlich einmal ein Autor sich des Mottos zu „Soll und Haben" er-

innert und, ohne Pathos und große Geste, die Geschichte eines der zahllosen bescheideneren Bürger schreibt, die von keiner Idee besessen sind, sondern schlicht und recht ihr anspruchsloses Leben führen. Manuel Schnitzer sucht, ganz wie Julian Schmidt es wollte, „das deutsche Volk bei seiner Arbeit", und zwar in der Zeit vor dem großen Fieber, das unserer Wirtschaft das überhitzte Tempo zurückließ. Viel und eifrig wird in seinem Buch gearbeitet, aber das allzu berühmte „Stampfen der Maschinen" dröhnt nicht darin; es spielt in keiner Metropolis, sondern einfach in dem gesund und kraftvoll aufstrebenden Berlin von 1910. Es ist also ein optimistisches Buch. Seine Helden haben alle viel Glück, aber sie verdienen es auch, denn sie sind alle ausnehmend sympathische Leute — keine Unschuldsengel, gerade der netteste hat eine gehörige Gemeinheit auf dem Gewissen — wenn ihnen etwas mißlingt, dann klagen sie nicht, und vor allem: sie klagen nicht an — sondern sie suchen in der Tätigkeit Trost und neue Erfolge, und wenn es als Reisender in künstlichen Blumen wäre. Lebenskraft und Lebensfreude gehen ihnen eben nicht so leicht aus, aber sie reden nicht viel darüber. Es ist leicht begreiflich, daß ein solches Buch eine Erfrischung bedeutet, wie man sie schon lange nicht genoß. Denn es vertritt freilich auch eine „Idee", aber eine, die es sehr nötig hat, vor der Vergessenheit bewahrt zu werden: daß nämlich nicht die Pose den Helden macht — sondern die Arbeit.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Angst. Roman. Von Walther Harich. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 320 S. Geb. M. 2,85.

Die von Thomas Mann herausgegebenen „Romane der Welt", unter denen schon manche Kolportageschartеke mich schwer verärgert hat, erhalten neuen Zuwachs durch einen sehr spannenden Roman von Walther Harich, dem kenntnisreichen Biographen E. T. A. Hoffmanns und Jean Pauls.

Es ist nicht die Lebensangst, die Harich zum Leitmotiv seines Romanes macht, nicht die Angst vor der Brutalität des Daseins, das einen Kämpfer fordert, der es zu beherrschen weiß, sondern die Angst vor einem unbekannten Unglück, die vielen Menschen eingeboren ist. Es gibt Menschen, die fühlen alles Furchtbare, das eintreffen kann, voraus. Sie wittern Fluch und Unheil, das alle sterblichen Wesen verfolgt, das es aber ganz besonders auf sie abgesehen hat. Sie schrecken nachts aus unseligen Träumen empor und starren die unsichtbaren Unholde, die in den Untergründen des Daseins hausen, entsetzten Auges an. Auf allen Wegen lauert ihnen das Unglück auf, bereit, sich über sie zu stürzen. Die Angst kreist ihnen im Blute wie ein tödliches Gift. Natürlich ereignet sich täglich in jeder Stadt ein Unglück. Jeden Tag werden Menschen von Brand, Raub oder verheerenden Krankheiten betroffen; viele sterben gewaltsam durch Dolch oder Gift, durch Überschwemmung oder Einsturz, sterben unter grauenvollen Qualen; aber wir wissen nie, welche düsteren Schatten diesen Katastrophen vorausfliegen. Wir wissen nichts von den Kämpfen, die vielleicht alle Menschen gegen ihre Ahnungen und Vorgefühle, gegen schlimme Anzeichen und Vorboten zu führen haben.

Der Held dieses Romans ist mit solchen Angstzuständen ganz besonders belastet. Er fühlt es voraus, daß er einmal nachts im dunklen Winkel einer unbekannten Stadt ermordet werden wird, abgestochen werden wird, ohne sich wehren zu können. Und nun wartet er seit seiner Jugend auf diesen Mord mit einem grauenerfüllten Fatalismus. Aber gerade durch dieses geduckte Warten, beschwört er sozusagen das Geschick herauf. Er sieht überall Anzeichen und Warnungen. Er fühlt, daß ihm etwas auflauert, das ihn vernichten will; sein Unterbewußtsein weiß um das Verhängnisvolle, das kommen wird, und die inneren Gesichte zeigen ihm auch, wie es kommen wird. Und genau so, wie er es vorausgeahnt hat, erfüllt es sich.

Ich nehme Harich nichts von seiner verblüffenden Konstruktions- und Erfindungsgabe, wenn ich sage, daß ihm solche Gedanken durch seine intensive Beschäftigung mit Hoffmann inspiriert worden sind. Wer hätte das Grauen der von innen heraufwachsenden, scheinbar grundlosen Lebensangst tiefer erlebt, als Hoffmann? Wenn er diese Ängste unter allerhand phantastischen Spukgestalten maskierte, war dies ja nur eine andere Form für den von Harich gewählten Inhalt. Hoffmann suchte diesen Ängsten leibhafte gespenstische Gestalt zu geben, die später Dostojewski und die anderen großen Russen, und nach ihnen Poe, die französischen Diaboliker und Parnassiers, Strindberg, Hamsun u. a. rein psychologisch dargestellt haben. Diesen Weg geht auch Harich, und er geht ihn mit Glück. Sein Thema ist mit starker Eindringlichkeit durchkomponiert, und die Spannung, die er hervorruft, ist durch psychologische Kunst geadelt.

Berlin — J. E. Poritzky

Tordis. Erzählungen. Von W. E. Süskind. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 258 S. Geb. M 5,50.

Dieses Buch dampft von Begabung. Man kann nicht sagen „sprüht", denn es liegen zu viel nordische Nebel darüber. Süskind wird von fern her überfallen vom fraulich Nordischen, man spürt Elfen und Kobolde in seiner Sprache von Andersen her, aus Namen: „Tordis", „Ingrid" saugt er Bangsche Lebenstrübung, „Fräulein Grita" hat sicher Hamsun gelesen. Damit soll keine literarische Abhängigkeit betont sein, nur eine Gefühlssphäre; fast überwältigend ist der quellende Reichtum an eigen gesehenen Bildern, die lebendurchdringende Klugheit und selbständige Menschenkenntnis. Ja, sie ist beklemmend frühreif in ihrer spielenden Erschöpfung der Situationen. Ist dies Jugend? Sie ist's in der Hingabe an die Wucht erster Empfindungen, sie ist's (schon nicht mehr ganz nur im freudigen Sinn) im Wichtignehmen kleinster Ereignisse, im Zerfasern von Gefühlchen, ist's im seitenlangen Aufrauschen der Ausdruckskraft, bis dann jäh wieder ein Ansatz zur Manier, zur literarischen Überspannung durchdringt. Wer aber von Jugend ein tatfrohes Ja, einen neuen Glaubenssieg erhofft, der wird erschüttert sein von so viel Vergeblichkeit im Erlebniskreis der hemmungslos — zuchtlos, nach einem Lieblingswort des Autors — in ihre Sensibilität versponnenen Gestalten dieses Buchs. Am Ende einer romantischen Vergangenheit sind sie früh zur feindselig dämmernden Realität eines grausamen Daseins aufgerüttelt — und erleben den Tag nicht mehr. Sie verflüchtigen sich. Aber mit so viel keuscher Anmut und tapferem Ernst in ihrer Bitternis, daß sie großer Liebe wert sind.

Mannheim — Erich Dürr

Das Grenzenlose. Fünfundzwanzig Geschichten. Von Hans Kafka. Berlin 1927, Die Schmiede. 238 S.

Hans Kafkas Geschichtensammlung „Das Grenzenlose" ist ein außerordentlicher Versuch: Reinhardts Theaterphantasien, Friedrich Kieslers Bühnenraumphantasien, die Ideale der bürgerlichen Gesellschaft hinsichtlich des Theaters als

Privatsensation und obendrein die literarischen Ambitionen eines begabten, aber in vieler Beziehung versnobten Schriftstellers zu einem einzigen Ausdruck zusammenzuschließen.
Aber immer verirrt sich Kafkas künstlerischer Ausdruck in stoffliche Sensation, nie gelingt es ihm, Max Reinhardt und Friedrich Kiesler plausibel zusammenzubringen — und was er auch an Sensationen der bürgerlichen Gesellschaft vor die gierigen Augen führt: ihren Hunger nach dekadenter Turbulenz stillt auch er nicht.
Was da Hans Kafka schreibt: Alles vortrefflich, neuartig und spannend! Doch (und dies ist entscheidend): unwichtig für die Kunst des Romans, unwichtig für die Kunst des Theaters, unwichtig für diese Gegenwart.
Du aber, Bürger, der du mit dem Theater von heute unzufrieden bist, der du in ihm Dinge ungestört geschehen siehst, welche noch vor zehn Jahren eine anders behelmte Polizei eifrig störte, nimm und lies: hier bist du und dein Grenzenloses!

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Kreatur. Roman der Zeit. Von Friedrich Wolf. Hannover 1926, Adolf Sponholtz. 251 S.

Bei so viel echter Naturkraft Friedrich Wolfs bleibt mir eins unverständlich: warum, wenn er einfache Menschen, Bauern gestaltet, quält er sie in eine — „Bauernsprachform" (ich weiß keinen anderen Ausdruck) hinein? Warum mischt er alle süddeutschen Dialektarten zusammen, um auszudrücken, was er primitiv, echt und richtig denkt und ebenso auch gestalten sollte?
Hier scheint mir ein falscher literarischer Ehrgeiz, Einfaches nur ja bedeutend aussprechen zu wollen, im Unterbewußtsein am Werke zu sein. Hier scheint mir auch ein individuell sich gebärdendes inneres Sträuben sich zu behaupten, das wohl umdenken, aber nicht umgestalten will.
Friedrich Wolf, auf dessen literarische Anfänge ich 1920 schon hinwies, sollte nach siebenjähriger, sehr erfolgreicher Arbeit nur diesen letzten Mut haben: das, was er als Kreatur fühlt, auch ursprünglich zu sagen. So bleibt in irgendeinem Punkt seine Wirkung literarisch verzwickt, gequält und absichtlich. Und könnte doch — so wie Wolf Ideen real zu gestalten Ansätze macht — ein vollkommener Gestalter gerade in diesem gegenwärtig allernotwendigsten Punkte sein.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Der rasende Reporter in Rußland. Zaren. Popen. Bolschewiken. Von Egon Erwin Kisch. Berlin 1927, Erich Reiß. 314 S.

In diesem Buch veröffentlicht Kisch die Ergebnisse seiner Rußlandreise. Eine Fülle dramatisch bewegter und farblebendiger Bilder jagt in fast verwirrend filmischer Hast an uns vorüber. Spannend und abenteuerlich-amüsant schon der Beginn der Bildfolge: Die Eisenbahnfahrt. Der Reporter sitzt in dem Coupé, belauscht und beobachtet in launiger Stimmung die originellen Typen unter den Mitreisenden. Kaum haben wir mit Kisch die Eisenbahn verlassen, so befinden wir uns schon in einer Galoschenfabrik. Der Reporter rast weiter. Er schleift uns mit. Er zeigt uns den Verkehr in Moskau, zeigt uns eine Universität für Fabrikarbeit, zeigt uns die Demonstrationen am 1. Mai: die gewaltigen Kundgebungen der revolutionären Massen und die Umzüge der Kirchgänger, die fromm und festlich am selben Tag die Auferstehung des Heilandes feiern. — Kisch läßt uns über derben Volkshumor lachen, dessen Anlaß eine Hochwasserkatastrophe ist. Er verschafft uns das Erlebnis einer sensationellen Gerichtsverhandlung. Er führt uns in die Männer- und Frauengefängnisse. Er zeigt uns verwahrloste russische Jugend und präsentiert uns einen kleinen Dichterstrolch. Er macht uns mit den Maßnahmen vertraut, mit denen die Sowjetregierung die kleinen Kokainschnupfer, Morphinisten und Miniaturbanditen zu heilen und zu bessern hofft. Er läßt uns einer Audienz bei dem Katholikos der Armenier beiwohnen, der wir außerordentlich interessante Informationen verdanken. Er läßt uns an einer Gerichtsverhandlung teilnehmen, die zum Zweck rechtlicher und gesundheitlicher Volksaufklärung „inszeniert" worden ist. Und schließlich stellt er uns den größten Biologen Rußlands vor, Professor Pawlow, der zwar ein erbitterter Gegner materialistischer Weltauffassung ist, aber mit seiner anti-individualistischen Lehre von den „bedingten Reflexen" zum unfreiwilligen Apologeten des Materialismus geworden ist. —
Dieses Buch, das uns über die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse im bolschewistischen Rußland orientiert, das uns geschichtliche Enthüllungen mitteilt und die Stellung der Kirche im Sowjetstaate beschreibt, gewinnt den Leser rasch durch die objektive Gewissenhaftigkeit der substantiellen, temperamentbeschwingten und humorgewürzten Berichterstattung. Nur selten sind die Reportagen ein wenig zu ausführlich. Erstaunlich jedoch ist die pupillare Beweglichkeit des unermüdlichen Reporters; erstaunlich seine Erlebnisfähigkeit und Beobachtungsschärfe. Diese Begabungsfaktoren haben ein Buch bewirkt, das nicht nur dem Informationsbedürfnis, sondern auch dem Spannungsbedürfnis des Lesers gerecht wird.

Berlin — Werner Türk

Der liebe Gott auf Urlaub. Zeitlose Legenden. Von Johanna Wolff. München 1927, Georg Müller. 236 S.

Wer Geister ruft, muß bereit sein, sie würdig zu empfangen; wer den lieben Gott zum Sprecher macht, muß wesentliche Dinge zu sagen haben. Bei Johanna Wolff aber spricht Gott, der Herr, nichts anderes als Alltagsfloskeln. Dieser peinliche Gegensatz ist natürlich bestimmend für die Wirkung des Buches. Das ist schade, denn man hätte der Verfasserin, die sicher viel echtes Gefühl besitzt, und deren Sprache sich mitunter bis zu einem schönen rhythmischen Pathos steigert, ein besser geglücktes Werk gewünscht.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Das Glück von Dürrnstauden. Ein Roman. Von Hans Watzlik. Leipzig 1927, L. Staackmann. 205 S.

Um die Pointe vorwegzunehmen: das Glück des Dorfes ist sein Unglück.
Die Bauern von Dürrnstauden, die ärmsten Bauern des Landes und deswegen viel geneckt und verspottet, haben das Glück, in ihrer Gemarkung reiche Graphitlager zu entdecken, sie beuten sie gemeinsam aus und ziehen reichen Gewinn daraus. Aber diesen Umschwung können sie nicht vertragen. Sie werden stolze „Bergherren", die auf ihre Bergleute geringschätzig herabsehen; sie lernen das Geldausgeben und verlernen das Arbeiten. In mannigfachen Zügen tritt das zutage.
Ihr törichter Bauernstolz hindert sie auch, ihre Kinder etwas Ordentliches lernen und eines etwa das Bergwesen studieren zu lassen. Sie sind daher ihrem Werkführer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Dieser aber ist ein ungetreuer Diener seiner Herren, läßt sich vom Konkurrenten

bestechen, bringt seine „Bergherren“ zu dem Glauben, ihr Bergwerk sei erschöpft und veranlaßt sie dadurch, es zu verkaufen. Sobald es aber verkauft ist, werden neue Graphitlager entdeckt, der Absatz hebt sich und die Bauern haben das Nachsehn. Warum waren sie so dumm?
Für sie aber beginnt nun die Katastrophe. Das viele Geld, das sie zunächst als Erlös für den Verkauf in Händen haben, zerrinnt ihnen zwischen den Fingern. Zu arbeiten aber haben sie verlernt. Einer nach dem anderen muß Haus und Hof verlassen; die jungen Leute halten es in dem veränderten Zuhause nicht mehr aus, das Dorf verödet. Das Bergwerk, der alte Feind, treibt seine Stollen jetzt sogar unter das das Dorf selbst: die Brunnen versiegen, die Häuser bersten. Der Verfall ist unaufhaltsam.

Ein Greis, der das Leben hinter sich hat, beobachtet als unbeteiligter Zuschauer Glück und Unglück des Dorfes und vertraut, was er sieht, den Blättern seines Tagebuchs an. Aus ihnen erfahren wir es. Eine einfache Geschichte einfach erzählt. Wir finden Watzlik auf dem Wege zu größerer Schlichtheit. Durch Konzentration, durch Zusammenziehung des „Romans“ in eine Novelle, würde die Geschichte noch kräftiger wirken.

Berlin — Gottfried Fittbogen

Jennys Bummel durch die Männer. Ein artiger Roman. Von Hans Bachwitz. Leipzig 1927, Lehmann & Schüppel. 269 S. Geb. M. 4,80.

Ein reizendes Buch, nach dessen Lektüre man den relativ frühen Tod des Autors bedauert, der vielleicht dem deutschen humoristischen Roman noch manches Gute gegeben hätte. Hier ist eine Leichtigkeit, die ironisch über die Schwächen der Menschen hintänzelt und doch Ernst genug besitzt, das Ganze nicht nur als launiges Luftgebilde flockig verschweben zu lassen, sondern einen ernsten Grundton bis ans Ende unaufdringlich festzuhalten. Dieses berliner Mädel, das von Schicksalslaune abenteuerlich umhergetrieben wird, ohne je ein „Abenteuer“ zu haben, dieses Mannequin der großen berliner Kleiderfirma ist ein so frisches bubiköpfiges Ding, das oft recht weltängstliche Herz auf rechtem Fleck, daß ihr das happy end (Begeisterung ihres Chefs, dem sie auf unfreiwilligem Abstecher ins Österreichische zahlreiche Kundschaft zugeführt, Verlobung, Kuß, Schluß) zu gönnen ist. Sie war in Garmisch, wo sie Modelle vorgeführt hatte, aus Versehen in den wiener statt den berliner Zug gestiegen, so ins verkehrsstreikende Österreich, insonderheit ins mondäne Hotel Schloß Adlersgreif bei Wien geraten, allwo sie als „Frau Generalkonsul Pasada“ eine männerverwirrende Tätigkeit ausübt. Die Typen, die dabei auftreten, sind vielleicht alle nicht sehr neu (der auch im Alltag sternheimisch radebrechende Expressionistendichterling, dessen Vater, der reiche hamburger Großkaufmann mit verborgener Neigung zum schönen Geschlecht, der Verfasser eines Buches über die Marneschlacht, ein Major a. D. mit „Ah“-Ton, der junge Wissenschaftler, den ein Losgewinn zum Frei-Aufenthalt ins Hotel bringt, diverse mehr oder weniger klatschsüchtige, männerfeindliche oder männerverfolgende Weiblichkeit), aber sie sind sicher hingestellt, unter Lächeln des weltkundigen Autors. Die eigentliche Handlungsverwirrung entsteht erst, als das echte Ehepaar Pasada in Jennys „Roman“ gerät.
Bachwitz zeigt feine Beobachtungsgabe, scharf durchschaut er das Lebensspiel um Geld und Liebe, die menschliche Pose, die menschliche Gemeinheit, da er aber nie vom Grundsatz einer tänzerischen Berichterstattung „nach Laune“ abgeht, bleiben Heiterkeit und Grazie eines lockeren Stils bis ans Ende in Sitz und Herrschaft, so daß die hübsche Jenny, die sich nichts vergibt, aber als berliner Kind nie moralin-sauer wird, vielmehr ihre junge Lebensangst immer hinter übermütigem Spiel mit dem Mann zu bergen weiß, als ein Geschöpf zum Verlieben hinwandelt durch die moderne Welt ihres großen Abenteuers.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Das andere Ich. Roman aus Paris. Von Friedrich Markus Huebner. Frankfurt a. M. 1927, Iris-Verlag. 182 S.

Sixtus Bassenheim, ein Deutscher mit erotischen und kulturpolitischen Ambitionen fährt nach Paris. Dort erwartet ihn die Geliebte. Heidnische Körperseligkeit beschwingt ihre gemeinsamen Tage. Brunstfieber durchschauern sie. Verzückungen lächeln in ihnen auf. Nervenspannungen durchknistern sie. Seltsame Wesensverschmelzungen ereignen sich in ihnen. Zauberisch wirkende Triebkräfte erfüllen sie mit Gespensterängsten: Sixtus hat über die Geliebte eine magische Gewalt gewonnen. Er vermag sie in geschlechtlichen Lustzuständen in einen Jüngling von seltsamer Zwitterschönheit zu verwandeln. Er vermag durch Sinnendämonie die Geliebte zu übersinnlichen Anstrengungen aufzurufen. Zu einem geheimnisumwitterten Wesen, dessen edelschlanke, kühn verlangende Jünglingshaftigkeit ihn zu weich anschmiegender Hingabe verpflichtet. Die Geliebte gelangt durch Sixtus in äußerste Sinnenversklavung. Das durch Sixtus geknüpfte physiologische Band wird durch seine Abreise gewaltsam zerrissen. Ein brutaler Schnitt trennt von der Geliebten das andere Ich.
Dieser erotische Roman ist selbst für moderne Begriffe in der wahrheitsbemühten Analyse sexual-psychologischer Vorgänge von erstaunlicher Offenmütigkeit. Mit bemerkenswerter Wortkunst gestaltet Huebner die lichtscheuesten Intimitäten des Geschlechtslebens. Ein wenig nüchtern wirken die abstrakten Dialoge. Sie belasten den Roman allzu stark mit ihrer Reflexionsschwere. Auch wirkt ihre herbe Intellektualität gerade nicht erwärmend. Peinlich mitunter berührt die schwelgende Ästhetenlust des Autors an der Abschilderung bürgerlichen Luxus' und sein Interesse an den Formen und raffinierten Willensäußerungen einer kapitalistisch überreizten und überzüchteten Geschlechtlichkeit. Dieses der Gesamteindruck: Ein im Okkulten kulminierendes Sexualerlebnis, das trotz der Wortfarbenfülle und plastischen Sprachkunst seiner Schilderung nur geringe Anteilnahme auslöst. Ein in seiner asozialen Haltung befremdendes Buch.

Berlin — Werner Türk

Wie die Pfarre in Wienlingen zu drei Bräuten kam. Eine ergötzliche Geschichte aus einer deutschen Kleinstadt. Von Nathanael Jünger. Wismar 1927, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 215 S. Geb. M. 5,—.

Sicherlich wird Nathanael Jünger auch mit diesem neuen Buch viel Erfolg haben, bietet es doch in flüssiger, humordurchwürzter Form gute Unterhaltung. Die Erzählung spielt in einer Kleinstadt, und die Schilderung der engen Gassen und ihrer trotz aller Höhenwünsche engen Bewohner ist ihm gut gelungen, ja, ein paar Gestalten sind in ihrer drolligen Urwüchsigkeit sogar meisterhaft herausgearbeitet. Jüngers Bücher tragen fast alle eine christliche Note; aber sie wirkt nicht immer aufdringlich, sondern wächst meistens

ganz selbstverständlich aus dem Milieu heraus und erfreut durch ihre klare Frische. So auch in diesem neuen Buch, das zu einem großen Teil in einem Pfarrhause spielt und ein köstliches Bild voll froher, freundlicher Farben bietet, die auch dadurch nicht verdunkelt werden, daß man mitunter von dem Gedanken nicht loskommt, die Gestalten seien ein wenig zu gewaltsam in das Bild hineingestellt worden.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Lüdinghoff. Roman. Von Diedrich Speckmann. Berlin 1927, Martin Warneck. 285 S. M. 5,–.

Diedrich Speckmann darf sich rühmen, durch seine Heideromane einer der beliebtesten Autoren in all den Kreisen zu sein, denen in erster Linie daran gelegen ist, gute, kräftige, gesunde literarische Kost zu genießen, und die sich bewußt von einer „modernen Kunstrichtung" abwenden und ihre Freude an einer zwar überkommenen, aber durchaus nicht altmodischen, sondern verfeinerten Erzählweise haben. Es liegt etwas ungemein Behagliches über all seinen Büchern. Er packt das Leben seiner Umwelt, also der Heide, an, wo er es findet, wälzt nicht sonderlich tiefe allgemeine Probleme, weiß aber den Leser stets schnell für alles, was an Freud' und Leid seine Gestalten trifft, was also ihnen Lebensproblem ist, zu erwärmen; was ihm um so leichter fällt, als er über einen flüssigen, leicht dialektisch gefärbten Stil und einen guten Humor verfügt. Auch sein neues Buch zeigt diese Vorzüge. Cord Lüding, Sohn eines kinderreichen Beamten, gewinnt auf einer Familientagung der Lüdingschen Sippe das Herz des alten Jan Lüding, eines niederdeutschen Bauern, der ihn mit nach Hause nimmt, in der Hoffnung, an ihm den würdigen Erben für das Stammgut der Familie zu finden. Aber die Gegensätze von Alter und Jugend, von alter und neuer Zeit, Stadt und Land, Autorität und Selbstbestimmung sind so groß, daß es jahrelanger Kämpfe bedarf, um das, was anfangs so einfach schien, glücklich durchzuführen. – Eine große Zahl prachtvoll gegenständlich gezeichneter Gestalten zieht an uns vorüber, und da der Dichter mit sicherer Hand die eigentümliche äußere und innere Not der durch den Krieg aufgerüttelten, neue Lebensformen suchenden Jugend malt und in den Mittelpunkt seiner Erzählung rückt, darf er gewiß sein, mit diesem neuen Buch seine ohnehin schon große Gemeinde noch zu vergrößern.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Rübezahl. Fünfzig Historien des Magisters Johannes Prätorius. Ausgewählt und mit Bildern geschmückt von Alfred Kubin. Augsburg 1927, Johannes Stauda. 106 S. Geb. M. 10,–.

Von manchen lebenden Künstlern trägt man bestimmte Begriffe mit sich herum, die sie selbst durch die Art ihres Schaffens mit der Zeit in uns entwickelt und bestätigt haben. Ich gebe zu, daß das den lebenden Künstler einengt und daß es vielleicht zu Ungerechtigkeiten des Urteils verführt. Ich gebe zu, daß man manchen Künstler schon als „Maler der roten Dächer" abgestempelt hat, der plötzlich zeigte, daß er auch Menschen zu malen versteht.

So ist Alfred Kubin für mich der Zeichner eines ganz bestimmten phantastisch-grausigen Formtypus; ein Zeichner, der die Furchtbarkeit seiner Gesichte und die Dämonie seiner Leiden mit einer nur ihm allein eignenden spinnwebhaften Intimität darzustellen vermag. Wenn Kubin Theodor Amadeus Hoffmann oder Poe illustriert, so weiß ich nicht nur, daß solche Dichter gut bei ihm aufgehoben sind, daß er ihnen sehr nahe kommt, weil er aus den Bezirken desselben Landes stammt, ich weiß vielmehr auch, ohne nur ein Blatt gesehen zu haben, wie er etwa das Sujet anpacken, gestalten und durchführen wird.

Er hat jetzt „Fünfzig Historien vom Rübezahl" des Prätorius im augsburger Verlag des Johannes Stauda erscheinen lassen, die reich illustriert sind. Das sind holzschnittartige Blätter mit kräftig breiten Strichen, derb humoristisch hingesetzt, rauh und gewollt ungelenk, als hätte Kubin Landsknechtshistorien auszubeuten gehabt. Ich gebe zu, daß auch in diesen Blättern viel Bewegung und Phantasie herrscht; aber in einem Grade, den ich nicht zu beschreiben vermag, weicht dieser Kubin von jenem ab, den ich aus seinen zahlreichen anderen Zeichnungen kenne und verehre. Diese Art Volksbücher im mittelalterlichen Stil der Holzschneidekunst scheinen nicht seine Sache. Das Wertvollste und Tiefsinnigste seiner starken Kunst, die sich gerade im Symbolhaften ungewöhnlich und unmittelbar mitzuteilen weiß, kommt hier nicht zur Geltung.

Aber das alles sei ohne jede Prätension gesagt; denn schließlich spreche ich als Laie von der Kunst des Meisters, über die ich nur aussagen kann, was sie in mir erweckt und auslöst, ohne daß ich mir ein Urteil darüber anmaßen möchte, was diese Blätter vielleicht wirklich bedeuten. –

Das Buch hat Jakob Hegner in Hellerau in der Manier und Type der alten Volksbücher prachtvoll gedruckt.

Berlin — J. E. Poritzky

Der Knabe mit den 13 Vätern. Ein humoristischer Roman nach B. G. Nušić. Von Roda Roda. Dresden 1927, Carl Reißner. 257 S. Geb. M. 6,–.

Neue sächsische Miniaturen. Von Hans Reimann. Ebenda. 252 S. M. 4,– (5,50).

Fred Angermayers „Komödie um Rosa" hat in Roda Rodas Roman eine Neubelebung und Verstärkung erfahren. Der Pfarrer, der Schulze, der Lehrer, der Krämer, der Gemeindeschreiber, der Gemeindediener, der Dorfkrüppel und noch eine Reihe anderer haben der schönen jungen Witwe Anka reichlich den Hof gemacht, und das Ergebnis ist ein siebenpfündiger Junge – „sieben Pfund Fleisch, nicht mehr" –. Aber diese sieben Pfund Fleisch führen für das Dorf Prepelnitza unerwartete und unabsehbare Folgen herbei, wovon die geringsten die Amtsentsetzung des Pfarrers, die Einkerkerung des Schulzen, die Flucht Ankas sind. Ihr Junge ist so glücklich, dreizehn und mehr Väter zu haben, denn im Lauf der Handlung faßt wohl jeder Prepelnitzer sich schuldbewußt an die Brust und glaubt der Vaterschaft sich verdächtig. Wie Ankas väterreicher Junge vielfache Taufen besteht, wie er zwischen Dorf und Dorf hin und her geschoben wird – ein lästiges, fressendes, quäkendes corpus delicti – wie er endlich in der Stadt landet, wo er einen höheren Beamten findet, der sich ebenfalls schuldbewußt an die Brust faßt und der wirkliche Vater zu sein glaubt, das ist alles mit Rodas pointiertem Humor erzählt, durch Anekdoten reich belichtet, durch kauzige Charakteristiken gerundet, saftig, aber nie obszön, voll eigener Drolerie und gutmütiger Ironie. Liebenswürdig lächelnd schwingt der Autor die Geißel; ihm liegt mehr daran zu unterhalten, als den Juvenal zu spielen. –

Reimann bringt eine lustige Fortsetzung seiner Königs-Anekdoten, Teile aus der Komödie „Der Ekel" und andere Schnurrpfeifereien. Ich habe oft vor Lachen aufgeschrien. Es ist nicht das Aschanti-Deutsch, das an der Pleiße ver-

zapft wird, über das man so erschütternd lacht; es ist dieser ohnmächtige Kampf Reimanns mit den Dingen (hart im Raume stoßen sich die Sachen!), die er mit einem Gemisch von Selbsthohn, Resignation, Lachen, Hilflosigkeit, Verzweiflung und Achselschütteln erzählt. Alte Weisheit, daß mit der Dummheit die Götter selbst vergebens kämpfen; aber die Dummheit, die sich schlau dünkt, die alles besser weiß, die nie bei der Sache bleiben kann, die alles zerquatscht und verdreht, schafft Kontraste, Umdeutungen, Verbiegungen, Mißverständnisse so urkomischer Art, daß man sich biegt vor Lachen.

Berlin — J. E. Poritzky

Das göttliche Gesicht. Roman. Von Bruno Goetz. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 213 S. M. 3,50 (6,–).

Es ist das chaotische Buch eines Neuromantikers, der seinen Mangel an Gestaltungskraft und Selbstdisziplin durch einen mystisch-theosophisch-symbolistischen Nebel ersetzt, in dem seine Figuren ein schattenhaftes Leben führen. Da ist viel Sehnen, aber wenig Können; viel Wollen, aber keine Wegrichtung. Kaum zu sagen, was in diesem Roman vorgeht.

Säufer, Mystiker, Bramarbasse, Großschwätzer, Irre und Besessene ziehen einen jungen Menschen, der auf einer Italienwanderung begriffen ist, in ihren Kreis. Alle diese Schemen suchen mit Hilfe von reichlichem Alkoholgenuß und zahlreichen philosophischen Banalitäten dem lärmvollen zivilisatorischen Leben zu entfliehen, um sich selbst zu finden. Das hoffen sie zu erreichen, indem sie alle ein bißchen den wilden Mann spielen und sich dämonisch gebärden. Der Verlag sagt in seinem Waschzettel: „Groteske, tragische und komische Elemente sind in diesem Werke so durcheinandergewirbelt, daß sie durchsichtig werden und uns ihren geheimen Sinn enthüllen."

Aber der geheime Sinn ist mir nicht aufgegangen. Läßt man die Absicht gelten, daß der Verfasser durch diese ungestalteten Gestalten und ihr Tun nur seinen eigenen gärenden Seelenzustand habe nach außen projizieren wollen, dann ist das Ergebnis erst recht mißglückt.

Berlin — J. E. Poritzky

Wandlung. Roman. Von Hermann Stegemann. Berlin 1927, August Scherl G. m. b. H. 269 S. M. 4,— (6,–).

Stegemanns robuster Erzählerstil entfaltet sich mit unleugbarer Routine. Von zwei nach der Kriegszeit herangewachsenen Mädchen heißt es: „Krieg und Umsturz, Kindheit und erstes Jugendalter lagen, zu einem Knäuel geballt, erinnerungsarm hinter ihnen." (S. 53.) Da jene Damen keinem Psychoanalytiker in die Hände fallen, sind sie trotz des Knäuels auf dem Wege prächtige Menschen zu werden. Daß es in diesem Buch von prächtigen Menschen wimmelt, darauf ist schon der Verlagsprospekt stolz. Und so bestehen sie denn alle mehr oder minder wacker die „Wandlung", die die neue Zeit von ihnen fordert, beweisen, daß es nur der rechten Mischung von Gemüsathletentum und poetischer Tatkraft bedarf, um auch mit den geänderten Verhältnissen im Sinne bürgerlicher Idyllik fertig zu werden. Ein Buch für den Hausgebrauch.

Mannheim — Erich Dürr

Der rebellische Kopf. Skizzen und Satiren. Von Paul Ilg. Frauenfeld und Leipzig 1927, Huber & Co. 202 S. Geb. M. 4,80.

Der bekannte kräftige und sichere Zuschnitt der Ilgschen Prosa bestätigt sich auch in diesen kleinen Arbeiten, einer Sammlung von Beiläufigkeiten. Resolut ist der Feldzug im kleinen gegen jede Art falscher Romantik geführt, die Desillusionierung der Alltäglichkeiten ist oft schlagend pointiert und die Schärfe der Ironie bedarf häufig der Milderung durch die vorgetäuschte Ich-Form, mit der sich der Autor in die Ironisierung einbezieht. Aber gerade diese Form des Humors läßt in ihrer derb-behaglichen Nüchternheit der Feststellungen um der Klarheit der Rechnung willen manche menschlich wichtige Frage ungelöst oder unbeachtet. Es wird nicht viel Federlesens gemacht. Überall spürt man den Deutschschweizer, der sich nach unruhigen Zeitläuften wieder auf das Naheliegende und die kleine Demokratie besinnt.

Mannheim — Erich Dürr

Stille Menschen. Von Gustav Schröer. Berlin 1927, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 126 S.

Das Hauptstück der drei Erzählungen in diesem Bändchen heißt: „Der Unbeholfene". Er ist so unbeholfen, daß er die Falsche kriegt. Aber der Autor weiß sich und ihm zu helfen. Er läßt die Falsche im Kindbett sterben, so daß er doch noch die Richtige freien kann. Das alte Rezept, jemand vor Scham etwas verschweigen zu lassen, was zum guten Ende doch zur Sprache kommt, wird vom Autor brav gehandhabt. Die sprachliche Form ist um nichts weniger konventionell aber sympathisch geräuschlos.

Mannheim — Erich Dürr

Ende einer Welt. Roman. Von Claude Anet. Deutsch von Georg Schwarz. Leipzig 1927, E. Weller & Co. 253 S. M. 4,– (5,50).

Claude Anet ist ein höchst gewandter Ein- und Anempfinder, der es diesmal mit der Welt vor zwölftausend Jahren, mit den Höhlenmenschen der Dordogne versucht. Er stellt Tableau zu oder nach ihren Zeichnungen auf den Grottenwänden der Vézère. Natürlich ist das Ganze geschickt, man kann sagen ingeniös ausgeführt — aus der überlegenen Kultursicherheit des Vielbeschlagenen, und darum im Grunde eben marklos. Wahrscheinlich wird das Buch um so mehr seinen Weg machen. Es ist von der geistigen Mischung, die, als gangbarer Artikel, so wie so ihre Abnehmer hat, mit der man sich kritisch nicht weiter auseinanderzusetzen braucht.

Thüngen i. Unterfranken — G. Ransohoff

Lyrisches und Episches

Der Kreislauf. Gedichte. Von Jakob Schaffner. Stuttgart o. J., Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 130 S.

Wenn ein Erzähler wie Jakob Schaffner auf der Höhe seines Lebens und Schaffens, in einer der Lyrik wenig holden Zeit einen Band Gedichte veröffentlicht, so kann er nur einer starken inneren Nötigung gefolgt sein. Eine ungestüme Welle eigensten Fühlens; ein Zwang, sein Wesen sich selber und den Verstehenden in unmittelbarerem Ausdruck gegenwärtig zu machen, muß ihn überwältigt haben. Als eine solche notwendige Selbstoffenbarung empfinde ich Schaffners Versbuch „Der Kreislauf". Es ist eine Binsenwahrheit und besteht doch zu Recht: Gedichte sind um so besser, je weniger man das Bedürfnis hat, sie deutend und lobend zu umschreiben. „Ich bin so stark und reich wie nie zuvor," klingt es stolz in den ersten Strophen auf, und wenn die letzten verklungen sind, darf die Antwort lauten: „Du bist's!" Jeder will erfahren, „wo der Kreislauf ruht" — aber nicht viele können mit gleichem Glück der Reife bekennen: „Leben,

wie sind wir dir immer nah!" „Voll gib mir Gefühl der Welt!" bittet der Dichter den „reichbewegten Geist des Lebens", und Erfüllung wird seiner Seele nicht in der Zweiheit der Liebe, nicht in der Vielheit der Güte, sondern „Glück und Ruhe schenkt die Allheit nur". Bald im beschaulich hingebreiteten Bild, bald im trotzig erstürmten Gesicht; jetzt in lächelndem Genießen und dann in wehmütigem Entsagen empfängt er des Lebens, der Natur, der ewigen Verwandlung unerschöpfliche Gaben und erhebt sich von den „Mutterdämonen" der Heimat dorthin, wo endlich „ehrfurchtsvoll bedächtig mein Flügel Gottes Flügel streift" ... Überflüssig zu sagen, daß Schaffners Verse bei mancher kühnen Formung sich nie ins Gesuchte verlieren. Goethesche Anklänge nehmen ihnen nichts von ihrer Besonderheit: ein scheinbar loses Gefüge der einzelnen Gedichtgruppen enthüllt sich als ein einheitlicher Rhythmus, der in der Gruppe „Volles Gefühl" seine höchste Steigerung erfährt, um über „Erkennen" und „Leben" im „Verschollenen Frühling" musikalisch auszuschwingen.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Molodaja Germanija. Antologija sowremennoj nemetzkoj poesii. Pod red. Grigorija Petnikowa. Kijev: Gosudarstvennoje Isdatelstwo Ukrainy. (Das junge Deutschland. Anthologie moderner deutscher Dichtung. Herausgegeben von Grigorij Petnikow. Kiew, Ukrainischer Staatsverlag.)

Das über 400 Seiten starke, sehr gut ausgestattete Bändchen ist ein schöner Beweis für das Interesse, das man in Rußland der neuen deutschen Dichtung entgegenbringt. Als Übersetzer fungieren die bekanntesten zeitgenössischen russischen Lyriker: O. Mandelstamm, S. Gorodezkij, B. Pasternak, F. Sologub, R. Iwnew, W. Piast u. a., leider auch der Volkskommissar für Bildungswesen der Sowjetrepublik Lunatscharskij, dessen holprige Verse sich sehr stark, aber nicht eben vorteilhaft von den meist recht gelungenen Leistungen der anderen abheben. Die Auswahl der Gedichte ist so, wie sie in einer in Sowjet-Rußland erschienenen Anthologie sein muß. Am stärksten vertreten sind Max Barthel (11 Gedichte), Walter Hasenclever (12 Gedichte), J. R. Becher und Iwan Goll mit je 9, Gerrit Engelke und Werfel mit je 8 Gedichten; in sehr großer Zahl erscheinen die Dichter des Aktions-Verlags (Kurd Adler, Ludwig Bäumer, J. van Hoddis, Edlef Koeppen, Hermann Plagge usw.). Dagegen läßt sich natürlich nichts einwenden; es gibt eben auch andere Gesichtspunkte als den nur ästhetischen und man muß sie gelten lassen; es berührt aber doch seltsam, wenn z. B. Stefan Zweig nur mit einem einzigen Gedicht — „An die Statue Karl Liebknechts" — vertreten ist.

Leipzig — Arthur Luther

Verschiedenes

Der amerikanische Journalismus. Mit einer Darstellung der journalistischen Berufsbildung. Von Emil Dovifat. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 255 S. Geb. M. 9.—.

Von meinem Laienstandpunkt aus als Nichtjournalist, muß ich von vornherein gestehen, ich habe selten eine etwas abseits meines Fachgebietes liegende Monographie gelesen, die mich vom ersten bis zum letzten Blatt so gefesselt hat wie die vorliegende. Es werden hier in drei Teilen geschildert: Das Werden des amerikanischen Journalismus, der amerikanische Journalismus der Gegenwart und die journalistische Berufsbildung. Was der Verfasser in den drei Abschnitten bietet, ist sachlich im Inhalt, prägnant in der Sprache und maßvoll im Urteil. Betreffs des letzteren wüßte ich keinen Satz herauszuheben, dessen Aussagen mit meinen Anschauungen als langjähriger Bürger der Vereinigten Staaten nicht übereinstimmten. Bedauern möchte ich freilich, daß der Verfasser in seinem ersten, dem geschichtlichen Teil eigentlich nicht über Horace Greeley und Bennetts journalistische Anfänge hinausgeht. Das Auftreten und Auswirken der Pulitzer, Hearst und Ridder würde Schlaglichter auf die gegenwärtige Lage werfen, die auch für den Außenseiter interessant sein würden. Doch vielleicht ist mein Wunsch unberechtigt; denn vieles, was ich mir als Fortsetzung des ersten Kapitels denke, ist im zweiten an den entsprechenden Stellen verarbeitet. An diesem zweiten Kapitel wird nur der Kritik üben können, der mit dem amerikanischen Zeitungsbetrieb aufs genaueste vertraut ist. Ich habe für vieles, was ich als Laie an diesem Betrieb beobachtet habe, in diesem Abschnitt des Buchs längst gewünschte Erklärungen gefunden. An dem dritten Kapitel über die journalistische Berufsbildung möchte ich besonders die sachliche Beurteilung der im letzten Jahrzehnt entwickelten akademischen Ausbildungskurse rühmen. Viele amerikanische Hochschullehrer der Humaniora sehen nämlich scheel auf diesen letzten, sich recht gespreizt gebärdenden Zuwachs akademischer Lehrtätigkeit; eine so sachliche Darstellung seitens eines Fremden berührt daher ungemein sympathisch. Vergeblich gesucht habe ich nach einem Abschnitt über die deutschen Zeitungen sowie über die nicht ganz unerhebliche fremdsprachige Tagespresse Amerikas. Wenigstens ein paar Sätze über dieses keineswegs unwesentliche Thema würden Dovifats Bild vervollständigen. Rechten möchte ich mit dem Verfasser nur über seinen Schlußsatz: „die deutsche Presse ... eine Führerin im öffentlichen Leben", die amerikanische habe auf diese Führerrolle verzichtet! Das kann man nicht gelten lassen. Oft habe ich mit meinen angelsächsischen Kollegen und Freunden während des Krieges die Hetznachrichten durchgesprochen. Immer wieder passierte es mir, daß, während sie ihre Gegengründe und Beweise vorbrachten, es mir durch den Kopf blitzte: was der da sagt, hast du ja selber heut früh in einem neuyorker Blatt gelesen. So kritiklos betet unter Umständen selbst der gebildete Amerikaner seiner Zeitung nach. In diesem Nachbeten ist ein gut Teil der Kriegspropaganda psychologisch begründet. Und die deutsche Presse? In keinem Lande der Welt kann die Großstadtpresse bis in den Unterhaltungsteil hinein einseitiger auf den engbrüstigsten Parteistandpunkt eingestellt sein als in Deutschland. Leider!

Aber das hat mit Dovifats Buch nichts zu tun. Kein Diplomat, kein ausländischer Kaufmann, auch kein deutscher Journalist größeren Formats wird sich in Zukunft die Mühe ersparen können, Dovifats Bücher über die amerikanische und englische Presse durchzuarbeiten. Amerika steht im Brennpunkt deutschen Interesses; vieles wird dabei vom falschen Gesichtspunkt aus gesehen. Über die amerikanische Presse kann sich aber jetzt jeder richtig informieren. Die Deutsche Verlags-Anstalt würde sich ein ungemein großes Verdienst erwerben, wenn sie Dovifats Buch an die Spitze einer Reihe von Monographien stellte, die in ähnlicher Form amerikanische Lebens- und Arbeitsgebiete behandelten. Vivant sequentes!

Neuyork — A. Busse



Äskulap und Venus. Eine Kultur- und Sittengeschichte im Spiegel des Arztes. Von Eugen Holländer. Berlin 1928, Propyläen-Verlag. 488 S.

Eine Kulturgeschichte ausschließlich vom medizinischen Standpunkt gibt es noch nicht, nur mannigfache Einzelarbeiten. Das vorliegende Werk des berliner Chirurgen, der nicht zum erstenmal als Kulturhistoriker auftritt, versucht, die Beziehungen zu ermitteln und zu erläutern, die seit Urzeiten zwischen der Menschengeschichte und der Heilkunde bestehen. Schon der Titel besagt, daß es nicht nur für den engeren Kreis der Fachwelt geschrieben ist, sonst würde er wissenschaftlicher klingen. In der griechischen Mythe ist Asklepios schlankweg der Gott der Heilkunde, Sohn des Apollon (unehelicher natürlich, wie das im Olymp Sitte war), seine Gattin hieß Epione, die „Lindernde", sein ältestes Töchterchen Hygieia. Apollon war nun nicht allein der allbekannte Musenführer, sondern als Strahlender gleichfalls ein Heilgott, in der Darstellung ein Ausbund von männlicher Schönheit, Hygieia die Göttin der gesunden Körperpflege, und aus diesen verwandtschaftlichen Verhältnissen heraus führt der Weg auf natürlichste Weise zu der Dame Venus als Göttin der Körperkultur und vollendeter weiblicher Schöne.

So kann denn auch der gebildete Laie bequem diesen Weg verfolgen, der uns aus der Wiegenzeit der Heilkunde zu ihrem ersten Aufbau in der Epoche der Altkulturen gelangen läßt, durch eine Jahrtausende umspannende Geschichte der Körperentwicklung, die zugleich den ewigen Wechsel des menschlichen Schönheitsideals widerspiegelt, mitsamt der unaufzählbaren Fülle der Hilfsmittel zur Verschönerung, von denen Schminke, Puder und Lippenstift die letzten Reste einer allgemeinen Körperbemalung geblieben sind. Im Tanz der Moden und der Mythen erfuhr auch der Haarschmuck unzählige Veränderungen, man schor sich kahlköpfig nach religiösen Gesetzen, und wenn man kahlköpfig geworden war, setzte man sich schon in Altägypten, bei Assyrern und Persern und im Rom der Kaiserzeit Perücken auf den Schädel. Man kräuselte das glatte Haar und glättete das gekräuselte, „blondierte" (wie heutzutage) das dunkle und graue, epilierte sich und bohrte glitzernde Steine in die Ohrmuscheln. Das weibliche Schönheitsideal der Vorzeit hatte nichts zu tun mit dem hellenistischen „Kanon" und noch weniger mit dem asexuellen Typ der Gegenwart, die diluviale Venus nichts mit der medizinischen. Es ist höchst interessant, sich an der Führerhand des gelehrten Verfassers weiter durch den Werdegang der Menschheit geleiten zu lassen, durch vergangene Kulturen und verschwundene Ideale, durch das Aufblühen und Sterben der Religionen, den Wechsel der Anschauungen, den oft wunderlichen Beziehungen zwischen Götterglauben, Götterwillen, Priestertum und dem sterblichen Leibe des Menschen. Dem Arzt entschleiert sich das Gesicht des Lebens leichter, seine Kunst hat immer den Kulturbegriff mitbestimmen helfen, nur entscheidet er heute über Glück und Unheil auf andere Weise als die Priester und Magier einer verklungenen Romantik.

Dem nichtärztlichen Leser bringt das Buch unendlich viel Neues, es berührt Grenzgebiete des Wissens, die dem Laien fern liegen, und bietet sittengeschichtliche Untersuchungen von klärender Beweiskraft, oft abstoßend nach unseren ethischen Begriffen und doch wichtig für die lange Stufenleiter aufwärtsführender Erkenntnis, aus dem Dunstkreis abergläubischer Vorstellungen bis zu den ersten Lichtträgern im Zeitalter der jonischen Naturphilosophen. Daß mich dies ganz eigenartige Werk bis zur letzten Seite fesseln konnte, liegt wohl auch an der glänzenden Darstellungsart Holländers, dem fein geschliffenen Stil, der selbst das Reinbelehrende ungemein reizvoll gestaltet. Der Verlag hat dem umfangreichen Kleinfolioband mit seinen zahlreichen, vortrefflich reproduzierten Illustrationen eine würdige äußere Ausstattung gegeben.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Leitfaden für Sprechchöre. Herausgegeben im Auftrag des Reichsausschusses für sozialistische Bildungsarbeit. Von Adolf Johannesson. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag. 46 S. M. 1,20.

Das Büchlein ist gediegen und verdienstvoll. Es erfüllt seinen Zweck, in Durcheinander und Dilettantismus der vielen Sprechchöre Ordnung zu bringen und sie zu ernster Arbeit am Wort zu erziehen. In der Ablehnung nichtsozialistischer Sprechchöre geht der Verfasser natürlich zu weit. Auch sie blühen, auch in ihnen wirkt der Wille einer vorwärts schauenden Masse, lebt Jugend und Sturm. Sicher sind die jungen Katholiken um Ignatz Gentges ihm in Theorie und praktischer Übung ebenbürtig. Auch im Erfolg, und ihr Repertoire ist durchaus nicht so mittelalterlich rückwärts gekehrt wie Johannesson es wahr haben möchte; Lothar Schreyer z. B. kommt aus der radikalen Sturmgruppe.

Ernst Tollers „Der Tag des Proletariats", Max Barthels „Das Leben" und „Das Licht ist erschienen", sowie einzelne Schöpfungen von Dehmel, Werfel, Bröger, Engelke, Lersch bilden den Kern des beachtenswerten Repertoires der sozialistischen Arbeiterjugend, auf das sie mit Recht stolz ist. Aber, bemerkt Verfasser mit Recht: „Fast alle bis jetzt vorhandenen Sprechchorwerke bewegen sich inhaltlich auf derselben Linie. Der Aufstieg des Proletariats wird in ihnen geschildert und fast jedes Werk schließt damit, daß die Jugend den endgültigen Sieg bringt. Ungeheuerliches Geschehen spielt sich vor unseren Augen ab, ein Geschehen, in dem das Volk Träger der Handlung ist. Sollte nicht auf diesem Boden das chorische Drama, das Schauspiel der Masse entstehen können? Wir harren seiner."

Inzwischen stimmt manches in den technischen Anweisungen bedenklich, und das Anhören von Sprechchören bestätigt diese Bedenken immer wieder. So die Anweisung der Bewegungsregie bei Heines Weberlied: „(Körper verzweifelt zurückwerfen:) Und uns wie Hunde erschießen läßt." — Das ist billigste Satzmalerei, Schule Strakosch, die an die Größe des dichterischen Bildes nicht entfernt heranreicht. — Oder wenn für die Aufführungen „einziehbares, möglichst farbiges Rampenlicht" oder „Kerzenbeleuchtung" gefordert wird. Das sind Stimmungskisten von Anno dazumal, himmelweit entfernt von dem propagierten Gedanken der Masse. Nehmt Bogenlampen, Azethylenlaternen; sie bringen die wahre Stimmung, den Sinn der Veranstaltung und geben in ihrem unheimlich wirklichen Licht alle nur wünschenswerten Schauer!

Berlin — Rudolf Frank

Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt. Von M. J. Bonn. Berlin 1927, S. Fischer. 191 S. M. 4,— (5,50).

Wie schon der Titel von Bonns neuer Amerikaschrift verrät, handelt es sich dabei um eine Art Synthese des modernen Amerikanertums, die bewußt über einen bloßen Tatsachenbericht hinausgeht und der alle politischen, wirtschaftlichen und seelischen Dinge im Amerika von heute nur Mittel sind,

um damit einen anschaulichen Begriff vom amerikanischen Leben selber zu geben. Das kann aber nur geschehen, wenn das amerikanische Wesen ernst genommen wird: als etwas Eigenes, Selbständiges und Selbstbestimmtes. Bonn stellt die politischen Strömungen dar, Ursachen und Sinn der Prosperität, den Puritanismus mit seinen Leistungen und Grenzen und schließlich die Götterdämmerung, die er in der Auflösung des amerikanischen Puritanismus erblickt. Durch alle Verzerrungen und Wirrnisse des amerikanischen Lebens von heute sieht er bereits „das amerikanische Ideal": „Eine Gesellschaft der Freien soll geschlossen werden, befreit von Angst und Schmerz, in der die politische Furcht durch die Demokratie, die wirtschaftliche Abhängigkeit durch überreiche Produktion und die Angst um die Seele durch den Glauben an einen gütigen Gott gebannt sein sollen." Wer mit des Verfassers Voraussetzungen nicht übereinstimmt, wird das eine oder andere Fragezeichen hinter seine Folgerungen setzen müssen, was aber nicht hindern kann, daß er von Bonns „Geld und Geist" als von einem inhaltsreichen und klugen und lesbaren Buch beeindruckt und vielfach angeregt ist.

Berlin — Friedrich Schönemann

Drüben steht Amerika ... Gedanken nach einer Ingenieurreise durch die Vereinigten Staaten. Von Otto Moog. Mit 13 Abbildungen. Braunschweig, Berlin und Hamburg 1927, Georg Westermann. 142 S.

Eine temperamentvollere Amerikaschrift als die Otto Moogs dürfte nicht leicht auszudenken sein. Das meiste ihres Materials samt Illustrationen ist uns vertraut, selbst ihre ständigen Zitate aus Henry Fords(von einem andern geschriebenen) „Werken" sind gang und gäbe, wenn auch Ford selber diesmal nicht als Wirtschaftsmessias, sondern als Betriebsgenie, was er wirklich ist, angeführt wird. Neu an dem Büchlein ist dagegen: was den deutschen Unternehmern und Arbeitern, aber auch den Bureaukraten ins Gewissen geredet wird. Einzelne technische Verbesserungen, die wir Amerika abgucken, nützen nichts, wenn wir nicht vom amerikanischen Geist lernen, der mit ungebrochener Initiative den Fortschritt verursacht. „Deutschland schläft, und unsere Industrie liegt im Sterben" sagt Moog, weil wir nicht mehr wirtschaftlich denken können, weil wir vor Staatsvergottung und Sozialisierungswahn den Weg zu den wirtschaftlichen Tatsachen nicht mehr finden. Der Kritiker ist scharf und einseitig, aber er trifft oft den Nagel auf den Kopf. Jedenfalls regt er zum Nachdenken an, was von den meisten deutschen Amerikaschriften kaum gesagt werden kann.

Berlin — Friedrich Schönemann

Kulturgeschichte der Neuzeit. Von Egon Friedell. Erster Band: Einleitung, Renaissance, Reformation. München 1927, C. H. Beck. 410 S. M. 12,– (16,–).

Die Verlagsreklame sagt mit Recht: „Eine seelische Kostümgeschichte, ein geistig-sittlicher Bilderbogen." So ist diese Kulturgeschichte von Friedell: unerhört amüsant, unerhört umspannend, unerhört gut geschrieben. Eine Kulturgeschichte, die man von der ersten bis zur letzten Seite liest, wirklich durchliest. Das ist sehr viel.

Friedell ist, methodisch gesehen, ein Phänomenologe. Er schildert Phänomene; er sucht sie in ihrer Einzigartigkeit und Einmaligkeit zu erfassen.

Friedell ist weiter ein Beurteiler der Phänomene. Er sucht überall, aus der Fülle modernen Wertempfindens heraus, neue Akzente zu setzen. Er geht mit der ganzen Unbefangenheit und Skepsis eines modernen Menschen an altgeheiligte Vorurteile heran und scheut sich nicht, die Dinge einmal ganz anders zu sehen und ganz anders zu werten. Er verfällt dabei nicht in den Fehler, um jeden Preis geistreich sein zu wollen. Er wägt ab und wertet dann. Am deutlichsten ist das bei Gesamturteilen – über die Renaissance als Literatenbewegung etwa, oder bei der Charakteristik Luthers – zu spüren.

Friedell bekennt sich zum Dilettantismus im Sinne Goethes. Ein Kulturhistoriker von Geblüt kann nicht anders sein als „Dilettant". Oder er muß sich zur Kulturphilosophie wenden. Und das eben lehnt Friedell innerlich ab. Friedells Buch hat eine helle Leichtigkeit; es fehlt ihm nicht an einem Schuß Feuilletonismus. „Von kuriösen Sachen ..." und so.

Friedell scheint ein Sinn jedes echten Historikers zu fehlen: der Sinn für geschichtliche Kausalität. Man sieht – vielleicht weil es ein erster Band ist – nicht, wie sich der Phänomene auseinander, miteinander entwickeln. Was dieser erste Band zeigt – man muß den zweiten und die folgenden abwarten, um hierüber urteilen zu können –, ist eine Abfolge von Bildern und geistigen Geschehnissen, die sozusagen jedes für sich sauber präpariert da liegen. Man sieht nicht die Geschehnisse sich auseinander entfalten. Warten wir die nächsten Bände ab.

Und noch eines als kritische Randbemerkung: es ist viel Räsonnement über die Dinge – zugegeben, sehr kluges Räsonnement und sehr anregendes – in diesem Buch. Die Erzählung, die Legende kommt ein wenig zu kurz. Der Leser muß viel von eigenem Wissensstoff dazu tun. Man möchte sagen, es fehlt ein wenig an Substanz der Mahlzeit.

Im ganzen aber: bei weitem das Beste auf dem Felde der Kulturgeschichte, was sich in den letzten Zeiten zeigte. Als Versuch groß gedacht und groß angelegt, ein riesiger Essay, an dem sich ein sehr kluger Mensch unserer Tage mit den Phänomenen vergangener Zeiten lebendig – höchst lebendig – auseinandersetzt.

Berlin — Werner Mahrholz

Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen oder die Geburt der Geschichte aus dem Mythos. Von Theodor Lessing. Vierte, völlig umgearbeitete Auflage. (Metaphysik und Weltanschauung. Herausgegeben von Hans Driesch und Werner Schingnitz.) Leipzig, Emmanuel Reinicke. VIII, 342 S. 8°.

Einer vierten Auflage gegenüber sind der Kritik in gewissem Betracht die Hände gebunden; zumal bei einem philosophischen Werk an dieser Stelle. Was jedoch immerhin eine kurze Notiz rechtfertigt, das ist der Umstand, daß Hans Driesch das Buch aus dem Beckschen Verlage herüber- und in seine Sammlung aufgenommen hat. Ja, daß er, der Sechzigjährige, darüber hinaus bekennt, durch dieses Buch in nicht unerheblichem Grade zu einer Revidierung früher von ihm gelehrter Dinge veranlaßt worden zu sein. Und zweimal unterstreicht er die große Ehrlichkeit, womit Theod. Lessing seine Sonde an die Wunde „Geschichte" gelegt habe. Das fordert entschieden Widerspruch heraus. Damit allerdings, daß der grundsätzliche Zweifler, Leugner und Herabsetzer eine Geschichtsphilosophie zusammengestellt hat, der an fürchterlicher Trostlosigkeit nichts an die Seite gestellt werden kann, muß sich der Gebildete abfinden; unsere Zeit

war wohl reif für eine derartige Blüte oder Frucht. Dagegen aber muß jeder Gewissenhafte, jeder wahrhaft Ehrliche protestieren, daß aus Geschichtchen, wie sie Hertslet und ich im „Treppenwitz der Weltgeschichte" zur Warnung vor landläufigem, gutgläubigem Nacherzählen unterhaltsam vorgebracht haben, ein System schlechthinniger Skepsis gemacht werde. Zweimal versichert uns Lessing, Hindenburg sei nicht der „Sieger von Tannenberg" — ja, wer ist es denn? Etwa Max Hoffmann? Das sähe Lessing, dem natürlich das Studium des zweiten Bands des Generalstabswerks nicht zugemutet werden kann, sehr ähnlich. Oder ist es lautere Geschichte, zu behaupten, Wilhelm II. wäre glatt vom Throne gefegt worden, wenn er nicht in den Weltkrieg gewilligt hätte? Was ist doch das für ein Afterwissen! Habeat sibi.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Aus dem alten Europa. Menschen und Städte. Von Helene Nostitz. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 246 S.

Wohlberechtigt ist das Erscheinen der dritten Auflage dieser Erinnerungen, denn sie besitzen jenes Reizvolle und Wertvolle, den Eigenklang. Manche der intimen Eindrücke, so etwa die des sterbenden wiener Kaiserhofes, wurden der Verfasserin durch die Stellung ihres Gatten, des sächsischen Gesandten, zuteil, aber weit häufiger handelt es sich um die Fäden zwischen der anmutigen Frau und bedeutenden Männern. So die Begegnungen und Gespräche mit Rodin, Rilke, Hofmannsthal und vielen anderen.

Helene von Nostitz bringt weder Holzschnitte noch Kupferstiche, eine scharfe Linienführung ist nicht ihre Sache, dafür gelingen ihr zarte, farbige Pastelle. Gelegentlich ist der Umriß etwas verwischt, immer wird das Erinnerungsbild persönlich, fein und andeutungsvoll wiedergegeben.

Berlin — Marie von Bunsen

So war der Krieg. Zweihundert Kampfaufnahmen aus der Front. Herausgegeben von Franz Schauwecker. Berlin 1927, Frundsberg Verlag G. m. b. H. 136 S.

Das schmettert, posaunt und stahlbadet wieder einmal! Heissa, wie da der deutschen Republik, den elenden Pazifisten das Maul gestopft wird! „Wehe uns, wenn jener nicht wieder heraussstiege — so wie er war 1914! Wenn sich die Gräber nicht öffneten und ihre Toten nicht entließen! Wenn aus den Knochen dieser Toten nicht ein Rächer erstünde! Wenn diese Toten nicht stärker wären als die heute Lebendigen!" Ist diesem Herausgeber, dem Herrn Franz Schauwecker, keinem unbegabten aber verstiegenen Stilisten zu helfen? Was dünkt euch um Locarno? Oder glaubt ihr, Poincaré habe, trotz Maximilian Harden, keinen Sinn für solche Lektüre? Angesichts der über sechs Millionen Toten und Verwundeten Deutschlands, der Millionen Engländer Franzosen, Russen, Italiener, Belgier gibt es wirklich noch Menschen, die literarisch mit Phrasengebrüll und stumpfsinniger Verlogenheit, mit erschütternden Photographien und entsetzlichen Bildern den Krieg „ausschlachten"? Angesichts des Elends, des Martyriums, irrsinniger Schmerzen in allen Ländern wagen es heute noch „nationale" Männer, den angeblichen „Geist" von 1914 anzurufen? Politisch mögen sich die Pazifisten mit ihm auseinandersetzen, deren „Blödheit" für den Herausgeber feststeht, literarisch kann man das Werk nur in jene sinnlose Phraseologie einreihen, die immer dann am herrlichsten blüht, wenn Weißbier die Gemüter erhitzt und die Gedankenlosigkeit entfesselt hat. Denn nur so läßt sich die Begeisterung und die Verantwortungslosigkeit vor der eigenen Nation begreifen. Im übrigen sind viel mehr und weit bessere Bilder in dem schon 1926 erschienenen Werk „Der Weltkrieg im Bild" enthalten, so daß Schauweckers Edition nicht nur überflüssig, sondern auch als eine Verlagsspekulation erscheint.

Berlin — Guido K. Brand

Geschichte Schleswig-Holsteins. Ein Grundriß. Von Otto Brandt. Zweite, verbesserte Auflage. Kiel 1926, Walter G. Mühlau. 198 S. M. 5,50.

Der bekannte kieler Historiker hat in diesem mit vollem Recht das „Historische Taschenbuch des Schleswig-Holsteiners" genannten Buch in bewundernswert klarer Form die außerordentlich komplizierte Geschichte der Nordmark von den ersten Anfängen an bis auf den heutigen Tag gezeichnet, in aller Kürze und dabei doch alle Verhältnisse deutlich heraushebend, sowohl die kulturellen wie auch die historisch-politischen Beziehungen zu allen Nachbarstaaten ins Licht gerückt und so die Zusammenhänge mit der nordischen und allgemein europäischen Geschichte aufgedeckt. Er hat sich dabei nicht nur auf deutsche Forschungen gestützt, sondern in weitem Maße auch auf die reiche Literatur Dänemarks, wie sie aus alten Archiven, neueren Publikationen und selbst aus den vergilbten Schriften der ältesten Chronisten erwachsen ist. Mit vorsichtig abwägender Kritik ist er überall zu Werke gegangen, stellt hier richtig, baut dort weiter aus und hat so ein Werk zustande gebracht, das nicht nur in der Provinz Schleswig-Holstein schnell begeisterte Freunde gefunden hat, sondern weit darüber hinaus, soweit man sich um die vergangenen wie auch die kommenden Geschicke dieser Grenzmark kümmert, das allergrößte Interesse verdient. Ich weiß augenblicklich kein Werk, das in solcher Kürze und Klarheit, und dabei doch alles berücksichtigend, unsere Heimatgeschichte zur Darstellung brächte.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Charlotte von Mexiko. Von Curt Elwenspoek. Stuttgart 1927, Walter Haedecke. 272 S. M. 3,80 (4,80).

Ein lesbares, fesselndes Lebensbild, im ganzen ist es wohl auch zuverlässig. (Gleich zu Anfang erleidet der Verfasser das Mißgeschick, Luise von Koburg und Luise von Toskanien zu verwechseln!) Weit eingehender, als in der ausführlichen Biographie des Grafen Corti: Maximilian und Charlotte, behandelt Elwenspoek das verwickelte Problem der Ehe dieser zwei schönen jungen Menschen, aber auch ihm ist die letzte Klarlegung nicht gelungen. Das Buch bringt mehr als ein persönliches Geschick, das Fürstenproblem liegt zwischen den Zeilen. Ein frühreifes, selbständig auftretendes Kind, das zum Schmerz des klugen Leopold von Belgien nicht als Prinz geboren wurde, die erblühende Charlotte wird als die schönste Prinzessin Europas gefeiert. Sie ist überaus ehrgeizig, hat den Glanz der ihr gewordenen Stellung rückhaltlos genossen; weitblickender, verständiger, fester als der liebenswürdige Gatte zeigte sie sich als geborene Herrscherin, hat mit bemerkenswerter Geschicklichkeit und Entschlossenheit in Mexiko, so oft es ihr zufiel, dem Staatsrat vorgestanden. Aber auch diese Fürstin zeigte unbegreifliche Verblendung, ließ sich gelegentlich jene Taktentgleisungen, die so oft auf Unkenntnis beruhen, zuschulden kommen.

Der entsetzlichen Enttäuschung, dem Zusammenbruch waren ihre Nerven nicht gewachsen, ohne das Schlimmste gekannt zu haben, verwirrte sich ihr Gemüt. Fast sechzig Jahre verdämmerte sie, ein Schemen, in standesgemäßer Umgebung dahin. Seltsam, eine ihrer Angewohnheiten — am Ersten eines jeden Monats setzte sie den Fuß auf einen am Schloßpark an-

geketteten Kahn. Ist das ein Erinnerungssymbol an jene verhängnisvolle Fahrt von Miramar nach Mexiko gewesen?

Berlin Marie von Bunsen

Höhenwege des Lebens. Suchen und Schauen. Von Albert Herzog. Barmen 1927, E. Biermann. 216 S. Geb. M. 4,80.

In Skizzen, längeren Tagebuchblättern gleichend, schreibt hier ein gereifter Mensch die Geschichte seines inneren Lebens, die durch Wahrheit und Aufrichtigkeit des Gefühls die Anteilnahme des Lesers wachruft. Ruhig und doch aus religiösen Empfindungen eines bewegten Herzens kommen die Worte dieses Glaubenden, ohne wehrlose Schwärmerei, aber fest überzeugt von der erdgebundenen Vergänglichkeit und von dem ewigen Sinn des Menschen. Im Gefühle „solcher Bestimmung alles Geschaffenen" dankt er für das Gnadengeschenk Leben und Menschenherz. Aus ihnen kommen alles Licht, alle Wärme und Freude. So fern uns manches klingt, fast altmodisch und aus einem begrenzten Leben, was hier Altersweisheit schlicht und wohlgemut vertrauend auf den menschlichen Widerhall vorträgt, es gibt dem Ganzen doch einen süßen Reiz.

Wien Franz Strunz

Das entdeckte Christentum im Vormärz. Bruno Bauers Kampf gegen Religion und Christentum und Erstausgabe seiner Kampfschrift. Von Ernst Barnikol. Jena 1927, Eugen Diederichs. 178 S. M. 5,– (7,50).

Die Hegelsche Philosophie des Absoluten endete in absoluter Kritik, in einer Kritik aller Kritik. Bei der Kritik alles Überkommenen und Bestehenden blieb schließlich als einzige alles überdauernde Wirklichkeit nichts anderes übrig als eben die Kritik. Feuerbach, Bruno Bauer, Max Stirner bekämpfen einander leidenschaftlicher als ihre Gegner. Sie hüteten ihren Atheismus so eifersüchtig, daß sie einander Reste christlicher Frömmigkeit vorwarfen. Das „entdeckte (d. h. entlarvte?) Christentum" von Bruno Bauer, 1843 in Zürich erschienen, auf Bluntschlis Veranlassung beschlagnahmt, seitdem verschollen, hier zum erstenmal veröffentlicht, ist nicht bloß für das Verständnis der vormärzlichen Zeit wichtig, sondern hat auch für die heutige Zeit insofern Bedeutung, als sie zeigt, daß es vor allem der Junghegelianismus gewesen ist, der die Gedanken der französischen Aufklärung „in den vulgären Sozialismus der atheistischen Agitation überführt hat". Sie ist nicht bloß gegen das damalige Staatskirchentum gerichtet, sondern gegen das Christentum, ja die Religion überhaupt, indem sie die damalige orthodoxe Theologie und Kirche als *das* Christentum bezeichnet, eine radikale Reaktion gegen das orthodoxe Kirchenchristentum der nachschleiermacherischen Zeit. Marx und Engels haben dieser Schrift „ein gut Teil ihrer eschatologischen Glaubensweise verdankt und sind durch sie in ihrem Atheismus stark und siegesgewiß geworden". Wir finden hier eine Erklärung für die Tatsache, daß in Deutschland im Unterschied von England der Sozialismus sich mit dem Atheismus verbunden hat, eine Verbindung, die zum Teil heute noch besteht. Die Gedanken, die Bruno Bauer hier mit leidenschaftlicher Energie ausgesprochen hat, sind in der heutigen Freidenkerliteratur noch lebendig. In der 79 Seiten umfassenden Einleitung gibt der Herausgeber aus eingehenden Studien ein scharf und feingezeichnetes Bild der vormärzlichen Zeit und der Zusammenhänge, in denen Bruno Bauer mit „seiner ehrlichen, wenngleich leidenschaftlich dämonischen Arbeit" gestanden hat, vereinsamt, verbittert, „verbissen in kalte Gedankenspiele, unter denen sein getäuschtes warmes Herz sich verbirgt – viel Geist aber unfruchtbar in dialektischen Figuren" (Varnhagen von Ense). – Am Schluß ist das „Glaubensbekenntnis" Edelmanns, eines deutschen Freidenkers des 18. Jahrhunderts, des „theologisch gewordenen Spinoza" vom Jahre 1745 abgedruckt. Bruno Bauer fühlt sich als „Edelmann redivivus".

Weimar P. Kirmß

Die Schrift. Von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Fünftes Buch: Das Buch Reden. Berlin o. J., Lambert Schneider. 145 S. M. 4,– (6,–, 10,–).

Das große Werk schreitet stetig in gleicher Vollendung fort und enthält im vorliegenden fünften Band den Abschluß der Mosesgeschichte, seine Reden an Israel in der Wüste und seinen Tod im hundertzwanzigsten Jahr. Noch nie klangen diese Worte so brennend und dröhnend in unser Herz, zum erstenmal geht uns hier der Atem von Moses Rede zu! Es ist, wie gewollt, die Bibel ein Buch zum Lesen geworden.

Berlin Kurt Münzer

Das Geschichtswerk des Herodotos von Halikarnassos. Neue Übertragung von Theodor Braun. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 810 S.

Als Macaulay, der englische Historiker, sein großes Werk verfaßte, soll er gesagt haben, daß man Herodot immer mit Vergnügen lesen werde und daß man sein Bestes tun müsse, um später auch noch gelesen zu werden. Mit dieser Anekdote schließt Theodor Braun seine kurze Einleitung der frisch übersetzten neuen Geschichtsbücher des Herodot. Neu gekleidet, durchaus modern in Sprache und Aufmachung erscheint der erste Historiker und lockt die Leserwelt, wie er es immer getan, durch die lebendige Darstellung erlebter Geschichte. Wenn Geschichte die Vergangenheit lebendig macht, veraltet sie nie. Wenn sie noch so gut dokumentiert ist, aber tot im Geiste liegen bleibt, wird sie stets von neuerer Forschung überholt werden und nach kurzer Frist nicht mehr lesbar sein. Wer moderne Geschichte schreibt, sollte Herodot immer wieder lesen und vor Augen haben. Es ist sehr dankenswert von Theodor Braun und dem Insel-Verlag, in dieser Zeit, die dem Buch an sich zu einer Zeit schwerer Kämpfe geworden ist, diesen schönen Band heraus gebracht zu haben. Ein vorzügliches Register vervollständigt das Ganze. Die militärischen Ausdrücke erleichtern das Verständnis in der geschmackvollen Form, die der Übersetzer gewählt hat.

München A. von Gleichen-Rußwurm

Himmelhoch jauchzend... Erinnerungen und Briefe der Liebe. Von Ernst Haeckel. Dresden 1927, Carl Reißner. 336 S.

Über den Philosophen Haeckel sind die Akten heute wohl geschlossen; als Naturforscher großen Stils wird Haeckel seine Bedeutung behalten. Die vorliegenden Briefe zeigen Haeckel als Menschen, sie vermitteln ein überaus sympathisch berührendes Bild seiner Persönlichkeit: Briefe persönlichsten Inhalts, geschrieben in den Jahren der Verlobung an die Braut. Sie geben zugleich einen Einblick in die Lebens- und Universitätsverhältnisse Jenas, in die ersten Jahre der Lehrtätigkeit Haeckels. Erschütternd ist der frühe Tod seiner Frau; aber gerade die Bemerkungen aus jener Zeit zeigen, wie sehr das persönliche Erleben in das Schaffen und in die Weltanschauung Haeckels hineinwirkt; wissenschaftliche Arbeit bedeutet für ihn Rettung aus einem Schmerz, der ihn sonst erdrücken würde, und erst nach dem Tode der Frau schwört er allen Glauben ab, zu dem er bis

dahin keine rein negative Stellung gehabt hatte. Dem Buch ist eine Reihe recht guter Abbildungen beigegeben.

Gießen Erich Stern

Prag und sein Aufstieg. Prag 1927, „Orbis"-Verlag. 167 S.

Eine Propagandaschrift, die als Sonderabdruck der „Prager Presse" über den Ausbau der böhmischen Hauptstadt zur Großstadt berichtet. Die Burg, die Flugverbindungen, Theater und Musikleben, Kunstsammlungen und Schulwesen Prag als Bibliothekstadt, soziale Fürsorge und gesellschaftliche Angelegenheiten werden von Fachleuten und Autoritäten auf den verschiedenen Gebieten in instruktiven Aufsätzen behandelt. Der Primator von Prag Karel Baxa hat der mit zwanzig Abbildungen geschmückten Sammlung ein knappes Vorwort vorangestellt, das die bisher geleistete Arbeit nach dem politischen Umsturz mit Befriedigung würdigt.

Prag Paul Leppin

Nachrichten

Todesnachrichten. Hugo Ball ist nach einer Meldung vom 15. September im Alter von 41 Jahren in Lugano gestorben. Er war in Pirmasens in der Pfalz geboren und hatte zunächst die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt als der Dadaismus, zu dessen Wortführer er sich machte, aufkam. Ball hat später sein Bohemetum völlig von sich abgestreift und sich einer von starker Begabung getragenen Zeitkritik zugewandt, von der die Bücher „Zur Kritik der deutschen Intelligenz", „Byzantinisches Christentum", „Die Folgen der Reformation", „Flucht aus der Zeit" nachwirkendes Zeugnis ablegen. Auf das Buch „Flucht aus der Zeit" hat Franz Strunz kürzlich in diesen Blättern (L. E. XXX, 53) einen warmen Hinweis geschrieben. Daneben darf Balls Hermann Hesse-Biographie als geistesgeschichtliches Dokument bewertet werden.

Arthur Achleitner ist am 29. September in München gestorben. Er war 1858 in Straubing geboren, seine Vorfahren aber hatten seit Generationen im Chiemgau an der tiroler Ache gelebt, und so wurde Achleitner, man möchte sagen, aus ererbter Anschauung ein Schilderer der Alpenwelt, die er etwa in 180 Bänden im bunten Wechsel der Romane, Erzählungen und Schilderungen verherrlicht hat. Sein besonderes Interesse galt dabei der Jagd und dem Waidwerk. Auch seine Beiträge zur Namenforschung bleiben für seine Gesamteinstellung nicht uncharakteristisch.

Artur Hoffmann, Verfasser der Lustspiele „So 'n Windhund", „Der Paragraphenkoller", „Perlhuhn macht's", ist nach einer Meldung vom 25. September im Alter von 52 Jahren in Düsseldorf gestorben.

Ottilie Stein, bekannt als Rednerin der Gesellschaft für Volksbildung, ist nach einer Meldung vom 10. September in Karlsruhe gestorben. Sie ist auch als Schriftstellerin hervorgetreten.

Jean Grand Carteret ist nach einer Meldung vom 1. September in Paris gestorben.

Hjalmar Procopé ist nach einer Meldung vom 29. September aus Helsingfors auf seinem Heim in Borgå plötzlich gestorben, nachdem er noch eben erst zum Ehrendoktor der Abo-Akademie ernannt worden war. Er war 1868 in Helsingfors geboren, war 1897 Magister in Helsingfors geworden und hat sich auch als Theaterkritiker und Übersetzer (Heine und Ibsen) betätigt. Von seinen eigenen Werken sind „Zur Wüste", „Belsazars Gastmahl", „Unwetter" bekannt geworden (vgl. Sp. 81).

Fürst Alexander Sumbatow, einer der bedeutendsten russischen Schauspieler (Theatername: Jushin) und Bühnenschriftsteller, ist am 17. September 1927 im französischen Badeort Juan-les-Pins gestorben. Als Abkömmling eines alten georgischen Adelsgeschlechts 1857 auf dem Gut seiner Mutter im Gouvernement Tula geboren, studierte er in Moskau Rechtswissenschaft, wandte sich aber nach Beendigung seiner Studien der Bühne zu und debütierte 1882 mit außerordentlichem Erfolg im Kaiserlichen (jetzt: Akademischen) Kleinen Theater in Moskau, dem er dann über vierzig Jahre angehören sollte, zuletzt als Direktor. Sumbatow war wohl der bedeutendste russische Shakespeare-Darsteller: Hamlet, Othello, Macbeth, Coriolan, Petruccio, Richard III. gehörten zu seinen berühmtesten Leistungen. Daneben wären zu nennen sein Posa, Egmont, Figaro, John Gabriel Borkman und eine kaum übersehbare Fülle von Gestalten aus den Dramen russischer Autoren. In seinen eigenen zahlreichen, durchweg sehr bühnenwirksamen Dramen bot Sumbatow anschauliche Bilder aus dem Leben der russischen Gesellschaft („Ketten", „Sonnenuntergang", „Ein Gentleman" u. a.), behandelte aber mitunter auch geschichtliche Stoffe, wie in dem durch Eugen Zabels Bearbeitung auch in Deutschland bekannt gewordenen „Im Dienst". Bei dem Interesse, das in Deutschland gegenwärtig dem russischen Drama entgegengebracht wird, ist es eigentlich nicht recht zu verstehen, warum man nicht noch andere Werke Sumbatows für die deutsche Bühne zu gewinnen versucht hat. Als Mann von ebenso gründlicher wie vielseitiger Bildung und durch und durch vornehmer Gesinnung hat Fürst Sumbatow auch sehr viel dazu beigetragen, das Ansehn des Schauspielerstandes in Rußland zu heben. Eine Charakteristik des Bühnendichters Sumbatow findet sich in dem Artikel „Russische Bühnendichter" von A. Luther (im L. E. VI, 1617 ff.). Dem Aufsatz ist auch ein Bildnis Sumbatows beigegeben.

Ryunosuke Akutagawa, der sich in seiner japanischen Heimat durch sentimental-philosophische Novellen und Romane einen weiten Leserkreis geschaffen hat, hat nach einer Meldung vom 28. August im Alter von 36 Jahren seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gesetzt.

* * *

Carl Schünemann-Preis. Die Inhaber des Carl Schünemann-Verlages, Bremen, haben zunächst für die Dauer von fünf Jahren einen jährlich wiederkehrenden Preis in Höhe von Mark 2000 gestiftet für ein künstlerisch wertvolles, deutsches Romanwerk lebensbejahender Art. — Die Stifter gingen davon aus: einmal, daß nicht genug getan werden könne zur Stützung der deutschen Dichtung gegen eine Überfremdung des Büchermarktes mit ausländischem Schrifttum, und zum anderen davon: einer unzweifelhaft heraufkommenden, neuen, zukunftweisenden Dichtergeneration die Wege zu ebnen. Es handelt sich also darum, ein in deutscher Sprache geschriebenes Romanwerk zu finden, das — ohne etwa in seichten Optimismus zu verfallen — vor allem einmal Ja sagt zu allen Vielfältigkeiten dieses Daseins und somit unserem heutigen Volksbewußtsein neuen,

tätig befreienden Auftrieb zu geben vermag. — Der Preis wird alljährlich am 1. Oktober vergeben für ein Romanwerk, das zwischen dem 1. Juli des vorhergegangenen Jahres und dem 1. Juli des Verteilungsjahres in Buchform erschienen ist. Das Preisrichteramt hat „Die Kogge, Norddeutscher Dichterkreis" übernommen, und zwar in der Form, daß jedes Mitglied der „Kogge" das Vorschlagsrecht hat für ein Werk, während unter den so vorgeschlagenen Romanen ein alljährlich zu wählender Preisrichter endgültig das auszuzeichnende Werk bestimmt. Zum Preisrichter für den Carl Schünemann-Preis 1928 wurde Wilhelm Scharrelmann bestimmt.

Jugendpreis Deutscher Erzähler 1927. Das Preisrichterkollegium des Jugendpreises Deutscher Erzähler hat beschlossen, den von der Deutschen Buch-Gemeinschaft G. m. b. H., Berlin, wie im Vorjahre, so auch für das Jahr 1927 gestifteten Preis von Mark 10000 unter erweiterten Bedingungen zu verteilen. Die Altersgrenze für die Teilnehmer am Jugendpreis 1927 ist vom 35. auf das 40. Lebensjahr hinaufgerückt worden. Ferner wird die Frist zur Einreichung von Manuskripten für den Jugendpreis 1927 bis zum 31. Dezember 1927 verlängert. Das Preisrichterkollegium fordert alle deutschsprachigen Erzähler, die das 40. Lebensjahr nicht überschritten haben, auf, bis zum 31. Dezember d. J. Manuskripte in Maschinenschrift, möglichst zu vier Exemplaren, an das Bureau des Verbandes Deutscher Erzähler, Berlin W 50, Nürnberger-Straße 9/10, einzusenden.

In dem Preis-Ausschreiben für Kurzgeschichten des Verlages Philipp Reclam jun. erhielt Hans Franck, Frankenhorst für die Novelle „Lauter ... Lauter ..." den ersten Preis. Es wurden ferner Preise verteilt an: Hans Christoph Kaergel, Dresden-A., Alice Krieger, Stettin, Gustav Halm, Köln-Ehrenfeld, Robert Jakob Lang, Uetikon a. See, Fritz Müller-Partenkirchen, Hundham, Will Scheller, Kassel, Erich Murawski, München und Roland Betsch, Karlsruhe.

Die internationale Presse-Ausstellung Köln 1928 hat ein Preisausschreiben auf ein Schauspiel erlassen, das die geistige Arbeit des Verlags und der Redaktion im Zeitungswesen sketchartig, fesselnd, aber auch streng sachlich vor Augen führen soll. Thema: „Eine Stunde Tageszeitung". Preis: 2500, 2000, 1500 Mark. Näheres durch die „Internationale Presse-Ausstellung Köln 1928", Köln Kaiser-Friedrich-Ufer 2.

Die Schweizerische Schiller-Stiftung hat das Bühnenwerk von Georg Oltramares „Don Juan ou la Solitude" mit dem ersten Preis in dem Preisausschreiben für das Drama gekrönt.

Maurice Dekobra hat einen jährlich auszuzahlenden Preis von 3000 Franken für den besten Abenteurer-Roman gestiftet, ein Preis, der von dem „Comité de la Société des Gens de Lettres" vergeben werden soll.

Georg Hermanns Romane „Jettchen Gebert", „Henriette Jacoby", „Kubinke", „Schnee", „Die Nacht des Dr. Herzfeld", „Einen Sommer lang" sind in Petrograd in russischer Übersetzung erschienen.

Von Joseph Delmont haben tschechoslowakische Verleger die Bücher „Die Insel der Gerichteten", „Die sieben Häuser", „Der Ritt auf dem Funken", „Wilde Tiere im Film", „Der Casanova von Bautzen" zur Übersetzung ins Tschechische erworben.

Hermann Sudermann ist von der Stadtgemeinde Königsberg zum 70. Geburtstag die Kant-Plakette verliehen worden. Der Vorstand des Verbandes Deutscher Erzähler hat ihn zum Ehrenmitglied des Verbandes ernannt.

In Falkenberg in der Mark ist ein Denkmal für Theodor Fontane errichtet worden. Ein märkischer Findling trägt das Bronzemedaillon, das der Bildhauer Paul Matzdorf geschaffen hat.

Bei einer Erinnerungsfeier in Antwerpen für de Coster, den Dichter des „Uilenspiegels", hielt der belgische Kultusminister, Camill Huysmans, eine Rede, in der er die Hypothese aufstellte, de Coster sei in Wahrheit der Sohn des lütticher Edelmanns und späteren päpstlichen Nuntius in München Mercy d'Argenteau gewesen. De Costers Vornamen Charles Marie wären die gleichen, wie die seines natürlichen Vaters. Der Nuntius habe sich von dem Dichter erst abgewandt, als dieser sich zu liberalen Ideen bekannte.

* * *

Der Verwaltungsrat der Deutschen Schiller-Stiftung, der am 9. September d. J. im Schiller-Haus zu Weimar seine Jahresversammlung abhielt, erläßt folgende Kundgebung: Die Deutsche Schiller-Stiftung, seit bald siebzig Jahren berufen, für das Wohl der deutschen Dichter und Schriftsteller zu wirken, sieht mit wachsender Sorge die zunehmende Überflutung unserer Bühnenspielpläne und unseres Büchermarktes mit ausländischen Werken. Die massenhafte Verbreitung nicht nur willkommenen besten, sondern jeden Fremdgutes bedroht je länger je mehr das Gedeihen unseres einheimischen Schrifttums und trägt wesentliche Mitschuld an der Verelendung deutscher Schriftsteller. Die Deutsche Schiller-Stiftung hält es für ihre unabweisbare Pflicht, die berufenen Stellen und die gesamte Öffentlichkeit mit ernster Mahnung auf die Gefahren dieser wahl- und uferlosen Überfremdung hinzuweisen. Gez. Lienhard, Donndorf, Lilienfein (Weimar); Enking (Dresden); Bettelheim (Wien); Landau (Berlin); Halbe (München); Krauß (Stuttgart); Brausewetter (Danzig).

Es wurde ein Manuskriptvertrieb, verbunden mit einer Photo-Illustrations-Zentrale, unter dem Namen: „Vor-Verlag" mit dem Zweck gegründet, die Manuskripte der Schriftsteller und das Bildermaterial der Photographen (auch der Amateure) wirtschaftlich zu verwerten. Anfragen mit Rückporto erbeten an den „Vor-Verlag", Wien, I., Schenkenstraße 2.

Der 3. und 4. Band von Meyers Lexikon (7. Auflage in vollständig neuer Bearbeitung mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen, Leipzig 1925, Bibliographisches Institut) beginnt mit der fürstlichen Familie der Conti und endet mit der fürstlichen Wissenschaft der Germanistik. Den Bänden ist selbstverständlich alles das nachzurühmen, was wir bereits bei den ersten Bänden lobend hervorheben konnten. Die Qualität versteht sich also von selbst. Auf Einzelheiten einzugehen erübrigt sich. Nur mag gerade an dieser Stelle besonders rühmend hervorgehoben werden, daß der Aufsatz „Germanistik" an Hand von Namen und Werken über die methodische Erforschung der deutschen Sprache und Literatur knapp, aber erschöpfend orientiert. Sehr schön und reich ist wieder der Bildschmuck, und die aus der Offizin des Bibliographischen Instituts hervorgegangenen Mehrfarbendrucke sind geradezu vorbildlich.

Die Adresse unseres Mitarbeiters Prof. Hermann Sternbachs ist von nun an: Lwów, V. Gymnasium, ul. Kuszewicza 5. Die p. t. polnischen Autoren wollen fortan ihre Besprechungsexemplare dorthin abgehen lassen.

Nachtrag zur Vorlesungschronik. GENF: Bohnenblust, Das Jahrhundert der Aufklärung. Deutsche Lyrik von Novalis bis Rilke. Spitteler. Nibelungenlied. — LAUSANNE: Bohnenblust, Der poetische Realismus. Goethes Faust. Gottfried Keller. — GRAZ: Polheim, Goethe. Kleinpaul, Die deutsche Operndichtung seit Gluck. Eichler, Geschichte der mittelenglischen Literatur. Schürr, Die italienische Literatur der Renaissance. Karl, Geschichte der französischen Literatur in der realistischen Periode des 19. Jahrhunderts.

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Paul Aretz Verlag, Dresden

Der Paul Aretz Verlag zu Dresden bringt in den Herbstmonaten Bücher auf den Markt, die als wichtige Beiträge zur Geschichte und Kulturgeschichte durchweg das Interesse jedes kultivierten Lesers und Bücherliebhabers erwecken dürften:
Raymond Poincaré, „Memoiren". Gertrude Aretz, „Königin Luise". Jasna Belović, „Die Sitten der Südslawen". Ludwig Bertrand, „Ludwig XIV.", „Memoiren Napoleons I.". „Aus den Tagen der Schreckensherrschaft, Memoiren der Frau Roland über die französische Revolution", herausgegeben von Max Krell. Curt Moreck, „Kultur- und Sittengeschichte der neuesten Zeit". Johannes Scherr, „Geschichte der deutschen Frauenwelt".

Otto Quitzow Verlag, Lübeck

Wir bringen in diesem Herbst einen Roman „Winter" von Friedrich Griese, der stärksten Hoffnung der jungen Generation, die zu fördern das Ziel unseres Verlages ist. Ferner erscheint von dem genialen Schweden Sigfrid Siwertz „Zurück aus Babylon", ein Roman, dessen Held ein abenteuerliches Leben bald in Paris, bald in Rußland führt und auf der Suche nach dem Kern dieses Lebens ist.
Der Norweger Gabriel Scott enthüllt in seinem neuen Buch „Und Gott...?" die Wirklichkeit zum Problem Ehe, Kind und Weltanschauung, indem er die Verzweiflung eines Elternpaares erzählt, dessen Familienglück ein tragisches Ende nahm.
In seinem Erstlingswerk „Andreas" schildert Günther Birkenfeld die seelischen Schmerzen und Unterdrückungen einer Jugend. — Den Beschluß unserer Herbstnovitäten bilden „Die Sprüche des Fu-Kiang" von Paul Gurk, geschmackvoll in gelbe Seide gebunden.

Der Universitas-Verlag, Berlin

Der Universitas-Verlag, Berlin, dessen groß angelegte Jack London-Ausgabe sich ungewöhnlich rasch durchgesetzt hat, bringt im Herbst die folgenden Neuerscheinungen:
Jack Londons gesammelte Werke werden durch sein Hauptwerk, den zweibändigen Entwicklungsroman „Martin Eden" ergänzt, sowie durch einen Band Kurzgeschichten aus Alaska „Der Sohn des Wolfs", das Erstlingswerk des großen Amerikaners, das seinen Ruhm begründet hat. Ferner erscheint Balder Oldens Roman „Ich bin Ich", der eine der wichtigsten Gestalten der jüngeren deutschen Geschichte, Carl Peters, den Begründer unserer Kolonien, der Vergessenheit entreißt. Neu aufgelegt wird Gunnarssons Roman „Sieben Tage Finsternis" (früher: „Der Haß des Pall Einarsson"), der bei seinem Erscheinen als eine ungewöhnlich starke Probe isländischer Dichtkunst großes Aufsehen erregte. Die Tiergeschichten von Charles G. D. Roberts, die sich allgemeiner Beliebtheit erfreuen, werden um einen weiteren Band „Augen im Busch" vermehrt.

Eugen Diederichs Verlag, Jena

Demnächst erscheinen im Eugen Diederichs Verlag, Jena auf philosophischem Gebiet von Parazelsus, „Volumen paramirum" („Vom gesunden und kranken Leben") in der Ausgabe von J. W. Achelis, in dem die dämonische Persönlichkeit dieses Renaissancemenschen auf der Suche nach seiner magischen Weltanschauung zum Ausdruck kommt. In diesen Zusammenhang gehört auch Will-Erich Peuckerts Werk „Die Rosenkreutzer, Zur Geschichte einer Reformation", in dem wir klare authentische Einblicke in die Absichten dieser geistig-religiösen Bewegung zur Weiterbildung der lutherischen Reformation und zur Schaffung einer deutschen Religionsanschauung für die Einheit des Lebens haben. Heinrich Knittermeyer in seinem Werk über „Die Philosophie und das Christentum" untersucht im Sinne von Gogarten die Grenzen philosophischer Erkenntnis für das konkrete Wahrheitsbedürfnis des Menschen und zwingt die Philosophie in eine größere Verantwortung hinein.
Auf volkspädagogischem Gebiet erscheinen im Eugen Diederichs Verlag in Jena zum erstenmal in zwei Auswahlbänden die „Schriften zur Volkserziehung und Volkheit" von N. F. S. Grundtvig, übersetzt und herausgegeben von Johannes Tiedje. Grundtvig kennt man bisher nur dem Namen nach als den großen Erzieher und Erneuerer des dänischen Volkes und Begründer der Volkstumspflege, der die innere Haltung des Volkes einzig und allein auf das Bewußtsein des Volkstums stellt. Gleiche Ziele vertreten auch die bei Eugen Diederichs in der Sammlung „Zeitwende" (der Schriftenreihe für lebensaufbauende Schul- und Bildungsreform) erscheinenden Werke „Freie Volksbildung" von Franz Angermann, dem Leiter des Volkshochschulheimes Sachsenburg, der der Sinnlosigkeit des Lebens und der Entgeistigung entgegenarbeitet und „Lebensschule und Kulturschule" von Georg Fr. Kühner, dem Rektor des Eisenacher Gymnasiums, der sich mit unseren höheren Bildungsanstalten auseinandersetzt, weil sie kein zweckdienliches Ziel mehr haben.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Altenhausen, Franziska von. Ein Roman aus dem Leben eines berühmten Mannes in Briefen aus den Jahren 1898—1903. Aus einem echten Briefwechsel gestaltet von Johannes Werner. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 261 S. Geb. M. 5,50.

Bachwitz, Hans. Jennys Bummel durch die Männer. Ein artiger Roman. Leipzig 1927, Lehmann & Schüppel. 269 S. Geb. M. 4,80.

Brod, Max. Die Frau nach der man sich sehnt. Roman. Wien 1927, Paul Zsolnay. 398 S.

Brües, Otto. Jupp Brand. Roman. Berlin 1927, Bühnenvolksbund-Verlag. 392 S. M. 5,– (7,–).

Christaller, Helene. Als Mutter ein Kind war. Eine Geschichte aus dem Leben. Basel, Friedr. Reinhardt. 296 S. Geb. M. 6,80.

Haas, Rudolf. Komm mit, Kamerad! Roman. Leipzig 1927, L. Staackmann. 240 S.

Harich, Walther. Angst. Roman. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 320 S. Geb. M. 2,85.

Heichen, Walter. Maria Stuart. Roman. Mit 8 Bildnissen in Kupfertiefdruck. Berlin, A. Weichert. 670 S.

Heubner, Rudolf. Tage in Thule. Roman. Leipzig 1927, L. Staackmann. 305 S.

Hohlbaum, Robert. Die Raben des Kyffhäuser. Der Roman der Burschenschaft und ihres Zeitalters. Leipzig 1927, L. Staackmann. 392 S. M. 4,– (6,–).

Huch, Rudolf. Spiel am Ufer. Ein Roman. (Bücher der Rose.) Ebenhausen bei München 1927, Wilhelm Langewiesche-Brandt. 116 S. M. 2,50.

Jünemann, Inga M. Die Kommilitonin. Roman. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 152 S. M. 2,– (3,50).

–, –: Lebenswellen. Roman aus jüngstvergangenen Tagen in drei Bildern. (Ebenda.) 212 S. M. 2,50 (4,–).

Jünger, Nathanael. Das göttliche Ich. Ein Christusroman aus der Gegenwart. Wismar i. M. 1927, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 352 S. Geb. M. 6,–.

–. Wie die Pfarre in Wienlingen zu drei Bräuten kam. Eine ergötzliche Geschichte aus einer deutschen Kleinstadt. (Ebenda.) 232 S. Geb. M. 5,–.

Knaur-Bücher. Streliske, Georg. Der Herr mit dem Jagdschein. Roman. 254 S. – Delamare, Georg. Der Mitternachtskönig. Ein Roman um Ludwig II. von Bayern. Aus dem Französischen übertragen von Maria Lazar. 255 S. – Chenevière, Jacques. Die einsame Insel. Roman. Aus dem Französischen von Eva Mellinger. 255 S. – Hervey, Harry. Der schwarze Papagei. Roman. Aus dem Amerikanischen übertragen von Richard B. Goßmann. 250 S. – Chadourne, Louis. Das gelobte Land. Roman. Aus dem Französischen übertragen von Katharina Brachvogel. Berlin 1927, Th. Knaur Nachf.

Krieglstein, Eugen. Zwischen Weiß und Gelb. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 310 S. Geb. M. 2,85.

Maclaren, J. Ich und meine Wilden. Acht Jahre im australischen Busch. Berlin 1927, Dietrich Reimer. 249 S.

Mathar, Ludwig. Die ungleichen Zwillinge. Ein Schelmen- und Tugendroman in einer Vorgeschichte und 16 Stationen. Berlin 1927, Bühnenvolksbund-Verlag. 447 S. M. 5,– (7,–).

Molo, Walter von. Die Legende vom Herrn. München 1927, Albert Langen. 320 S. M. 5,– (7,50).

Müller-Guttenbrunn, Adam. Der Roman meines Lebens. Aus dem Nachlaß zusammengestellt von seinem Sohn. Leipzig 1927, L. Staackmann. 323 S. M. 5,– (7,50).

Riem, Astri de. Das Tagebuch der Randi Einarson. (Engelhorns Roman-Bibliothek 1012.) Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 134 S. M. 1,– (1,75).

Poggel-Degenhardt, M. Königin Vasthi. Roman aus der Zeit Esthers. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 208 S. M. 2,50 (4,–).

Rust, Albert Otto. Count und Kanso. Roman. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet, K.-G. 232 S. M. 5,– (6,50).

Schaffner, Jakob. Verhängnisse. Novellen. Stuttgart-Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 283 S.

Schnitzer, Manuel. Die Flammen des Herrn K. A. Liebling. Ein Roman aus dem Alltag. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 250 S.

Schubart, Arthur. Neue Hundegeschichten. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Comp. 181 S. Geb. M. 4,50.

Stratz, Rudolf. Hexenkessel. Roman. Berlin 1927, August Scherl G. m. b. H. 300 S. M. 3,50 (5,50).

Strobl, Karl Hans. Erasmus mit der Wünschelrute. Roman. Leipzig 1927, L. Staackmann. 377 S. M. 4,– (6,–).

Viebig, Clara. Die goldenen Berge. Roman. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 350 S. Geb. M. 6,50.

Vring, Georg von der. Soldat Suhren. Roman. Berlin 1928, J. M. Spaeth. 394 S. M. 4,50 (6,–).

Watzlik, Hans. Das Glück von Dürrnstauden. Ein Roman. Leipzig 1927, L. Staackmann. 205 S. M. 3,– (4,50).

–, –: Der Riese Gottes. Eine Legende. (Volksbühnenbücherei 4.) Berlin 1927, Bühnenvolksbund-Verlag. 91 S. Geb. M. 1,50.

* * *

Bennett, Arnold. Theater. Roman. Übertragen von Karl Federn. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 320 S. Geb. M. 2,85.

Chesterton, G. K. Der heilige Franziskus von Assisi. Übertragen von J. L. Benvenisti. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 158 S. M. 2,80 (4,–).

London, Jack. Martin Eden. Bd. I/II. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-A. G. 270, 272 S. M. 6,– (9,60).

Melville, Herman. Moby Dick oder Der weiße Wal. Roman. Aus dem Amerikanischen übersetzt und bearbeitet von Wilhelm Strüver. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 301 S. Geb. M. 2,85.

Russel, John. Die Dochte von Macassar. Südsee-Novellen. Übertragen aus dem Amerikanischen von Lisa H. Löns. Hannover, Adolf Sponholtz. 185 S.

Tauchnitz Edition. Vol. 4785. G. K. Chesterton, The Return of Don Quixote. 286 S. – Vol. 4786. Hugh Walpole, Harmer John. 400 S. – Vol. 4789. Eden Phillpotts, The Jury. 271 S. – Vol. 4790. A. Conan Doyle, The casebook of Sherlock Holmes. – 296 S. – Vol. 4791. John Galsworthy, Beyond. 318 S. – Vol. 4792. H. Rider-Haggard, Allan and the Ice-Gods. 303 S. – Vol. 4793. George Moore, Celibate Lives. 278 S. – Vol. 4794. Baroneß Orczy, Sir Percy hits Back. An adventure of the scarlet pimpernel. 304 S. – Vol. 4795. Baroneß von Hutten, Flies. 271 S. – Vol. 4796. H. G. Wells, Meanwhile. The Picture of a lady. 295 S. – Vol. 4797. Horace Annesley Vachell, Dew of the sea and other stories. 319 S. – Leipzig 1927, Bernhard Tauchnitz. Pro Band M. 1,80 (2,50).

Gunnarsson, Gunnar. Sieben Tage Finsternis. Aus dem Dänischen übertragen von Else von Hollander. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-A. G. 316 S.

Timmermans, Felix. Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Aus dem Flämischen übertragen von Peter Mertens. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 189 S.

Hašek, Jaroslav. Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. Illustriert von Josef Lada. Prag 1926/27, Adolf Synek. 345, 353 S.

Vaněk, Karel. Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk in russischer Gefangenschaft. I. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. Illustriert von Jos. Lada. Prag 1927, Adolf Synek. 353 S.

Soschtschenko, Michael. Lustiges Abenteuer. Übersetzt aus dem Russischen von J. M. Schubert. Heidelberg 1927, Merlin-Verlag. 81 S. Geb. M. 2,–.

Tolstoj, Alexej. Ibykus. Der Roman eines Revolutionsabenteurers. Aus dem Russischen von Arnold Wasserbauer. Heidelberg, Merlin-Verlag. 230 S. M. 2,80 (3,80.)

Lyrisches und Episches

Aulke, Anton. Verloren ist das Schlüsselein. Ein Liederbuch der Liebe. Paderborn 1927, Ferdinand Schöningh. 83 S.
Fink, Fritz. Die silberne Schale. Gedichte. Charlottenburg 1927, Verlag „Hochschule und Ausland" G. m. b. H. 47 S. M. 1,50.
Heubner, Rudolf. Die Pansflöte. Gedichte. Leipzig 1927, L. Staackmann. 165 S.
Minnelieder aus Österreich. Dichtungen des 12. bis 14. Jahrhunderts. Mit einem Anhang der mittelhochdeutschen Texte. Ausgewählt und neu übertragen von Leo Grünstein. Wien 1921, Österr. Verlags-Gesellschaft, Ed. Hölzel & Co. G. m. b. H. 151 S.
Noboda, Alexander. Die Wunden der fremden Nächte. Drei Zyklen Gedichte. Köln 1926, Paul Gehly. 62 S. M. 2,–.
Stenglin, Felix Freiherr von. Zwischen Morgen und Abend. Gedichte. Berlin 1927, Pyramiden-Verlag. 46 S. Geb. M. 1,50.

* * *

Šrámek, Fráňa. Wanderer in den Frühling. Übertragen aus dem Tschechischen von Otto Pick. Geleitwort von Karel Čapek. Druck: Prag 1927, „Orbis". 31 S.

Dramatisches

Colerus, Egmont. Politik. Drama. Wien 1927, Paul Zsolnay. 181 S.
Sling. Der dreimal tote Peter. Eine Komödie nach dem alten Pitaval. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 124 S.

Literaturwissenschaftliches

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. In Verbindung mit Josef Nadler und Leo Wiese, herausgegeben von Günther Müller. II. Freiburg i. B. 1927, Herder & Co., Verlags-G. m. b. H. 150 S. M. 6,–.
Rischke, Margarete. Studien zu Frédéric Ozanan (Görres-Gesellschaft). Köln 1927, J. P. Bachem. 73 S.
Spiero, Heinrich. Raabe-Lexikon. Berlin-Grunewald, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G. 278 S. Geb. M. 5,75.
Treitschke, Heinrich von. Geschichte der deutschen Literatur von Friedrich dem Großen bis zur Märzrevolution. Aus der deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Spiero. Mit 8 Abbildungen. Berlin-Grunewald 1927, Verlagsanstalt Hermann Klemm, A.-G. 243 S. M. 6,– (7,50).
Zweig, Stefan. Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin. Mit 4 Lichtdrucktafeln. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 260 S.

Verschiedenes

Bohatta, Hanns. Einführung in die Buchkunde. Ein Handbuch für Bibliothekare, Bücherliebhaber und Antiquare. Wien 1927, Gilhofer & Ranschburg. 328 S. u. 26 Tafeln.
Braun, Hans. Die Macht des Seelischen. Eine organische Psychologie als Lebensorientierung des Einzelnen und der Gesamtheit. München 1927, R. Oldenburg. 188 S. M. 3,60 (4,20).
Feulner, Adolf. Kunstgeschichte des Möbels seit dem Altertum. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 654 S.
Frank, Rudolf. Das moderne Theater. (Wege zum Wissen, Bd. 88.) Berlin, Ullstein. 136 S.
Frohwein-Büchner, Martha. Gereimte Hessen-Späße. I. Heft. Marburg a. L. 1927, N. G. Elwertsche Verlags-Buchhandlung. 60 S. M. 1,–.
Haecker, Theodor. Christentum und Kultur. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 273 S. M. 5,50 (7,–).
Haupt, Albrecht. Geschichte der Renaissance in Spanien und Portugal. (Geschichte der neueren Baukunst, X. Bd.) Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 203 S.
Heuschele, Otto. Geist und Gestalt. Aufsätze und Briefe. Stuttgart 1927, Karl Haug. 150 S. Geb. M. 4,50.
Hoelz, Max. Briefe aus dem Zuchthaus. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Egon Erwin Kisch. Berlin, Erich Reiß. 127 S.
Holländer, Eugen. Äskulap und Venus. Eine Kultur- und Sittengeschichte im Spiegel des Arztes. Berlin 1928, Propyläen-Verlag. 488 S.
Johannesson, Adolf. Leitfaden für Sprechchöre. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag. 46 S. M. 1,20.
Köhler, P. Von der Nibelunge versunkenem Hort. I. Einleitung – Der Sündenfall. Leipzig 1927, Otto Hillmann. 35 S.
–, –. Von der Nibelunge versunkenem Hort. III. Mythen der Selbsterkenntnis. 1. Die Mythe vom Sohn des Lajos. (Ebenda.) 32 S. M. 1,50.
Lomer, Georg. Das Hohelied des Himmels. Bad Schmiedeberg 1927, F. E. Baumann. 57 S.
Natonek, Hans. Heilige? Kranke? Schwindlerin? Kritik der Mirakels von Konnersreuth. Leipzig 1927, F. Krick. 52 S. M. 1,–.
Oehlke, Waldemar. Deutsch. Wegweiser in Semester-Briefen für Studierende der deutschen Sprache und Literatur. Darmstadt 1928, Ernst Hoffmann. 40 S.
Platz, Gustav Adolf. Die Baukunst der neuesten Zeit. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 607 S.
Rudolf, Otto. Sinn und Aufgabe moderner Universität. Rede zur 400jährigen Jubelfeier der Philippina zu Marburg. 19 S. M. 1,50.
Scheller, Will. Meditationen. Einige Blätter Prosa. Druck: A. Bernecker-Melsungen. 27 S. M. 2,–.
Simon, H. F. Aus Walther Rathenaus Leben. Dresden 1927, Carl Reißner. 30 S. M. –,70.
Skalweit, August. Die deutsche Kriegsernährungswirtschaft. (Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges, Deutsche Serie.) Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 277 S.
Szatmari, Eugen. Das Buch von Berlin. (Bd. I. Was nicht im Baedeker steht.) München 1927, R. Piper & Co. 243 S.
Velzen, H. Theodor van. System des religiösen Materialismus. III. Wissenschaft Gottes. Leiden, A. W. Sijthoff. 232 S.
Ziehen, Theodor. Das Problem der Gesetze. Rede. (Hallische Universitäts-Reden 33.) Halle a. S. 1927, Max Niemeyer. 30 S. M. 1,20.

Redaktionsschluß: 5. Oktober

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Über künstlerische Konzeption

Von Walter von Molo (Berlin-Zehlendorf)

Über komplizierte Dinge soll man einfach sprechen. Konzeption, Empfängnis, Entstehen eines Werkes verlangen vielfache Voraussetzungen.

Für mich ist das Dichterische mit dem Menschentum so eng verknüpft, daß beide im Grunde die Manifestation des Gleichen sind, kosmische Überfülle, seelisches Nach-außen-Strahlen.

Die Kraft der Seele ist immer ästhetisch. Ihre Ausstrahlungen bestimmen die Form, wie jeder Inhalt die Form in sich trägt.

Wenn das Seelische Überdruck hat, so braucht es zur Konzeption den glücklichen Augenblick der Vereinigung mit einer Stoffmasse, in der gleiches seelisches Gut, gleiche innere Form vorhanden ist, oder in der das gleiche seelische Gut erweckt wird.

Ein banales Beispiel, aber man kommt damit am ehesten weiter: wenn ich in zarter, sehnsuchtsvoller Stimmung bin, dann ergreift mich unter Umständen die Bewegung eines Frauenkopfes, das verzweifelte Gesicht eines Kindes auf der Straße, ein solch geringfügiger Anlaß kann dann plötzlich alles von meinem bisherigen Leben in mir Aufgespeicherte in einer Richtung ordnen und die Folge kann, muß gewiß nicht, die Entstehung eines Werkes sein. Mein Schauspiel „Die helle Nacht" entstand durch den unvergeßlichen Klang einer Frauenstimme, die sechs Worte sprach; ich habe diese Frau nie gesehen.

Es ist wie bei der körperlichen Zeugung, viele, beim wahrhaft künstlerischen Menschen dauernde Vereinigungen seiner Seele finden mit Stoffmassen statt. Nur hie und da wird aber eine solche Vereinigung sichtbar oder sofort sichtbar.

Es gibt zwei Hauptwege, so wie es die „eigentliche Lyrik" und die „Gedankenlyrik" gibt. Es kann aus einem großen Gefühl heraus, aus der Anschauung gezeugt werden, es kann aus einer Idee, einer, um wieder ein Wort zu gebrauchen, hirnmäßigen Einstellung gezeugt werden. Nur Toren legen sich auf das eine oder andere als Kunst fest. In früheren Jahren war bei mir die Idee vorherrschend, das gemußte Wollen, heute wird immer mehr und mehr die Anschauung, das Müssen und Getriebensein ohne Einbildung eines freien Willens maßgebend. Der „Einfall" (oder ich mit dem Einfall) zeugt unendlich rasch Szene auf Szene bei mir, Bild auf Bild, so daß der Entwurf eines Werks sich unter Umständen in wenigen Stunden oder Tagen vollendet. Ein Beispiel: Mein Drama „Ordnung im Chaos" entstand dadurch, daß ich durch private Verhältnisse gezwungen, mich innerlich schmerzhaft darauf vorbereitete, energische Entscheidungen herbeiführen zu müssen, um Ordnung in chaotische Verhältnisse zu bringen. In dieses Stadium griff der „Zufall", daß mich ein unbekannter Herr aus Stuttgart eines Tages telephonisch anrief und mir sagte, ich müßte ein Friedrich-Drama schreiben, ich sei der Mann dazu. Ich war sehr unwillig über diese aufdringliche und wie ich meinte anmaßliche Störung, ich dachte nicht daran, dieser äußerlichen Anregung zu folgen. Auf einer langen Eisenbahnfahrt am gleichen Tage dachte ich verbittert an den „lächerlichen" Telephonanruf und sagte mir: wie stellt sich dieser Mann das Dichten vor? Wie sollte man so arbeiten? Ich dachte darüber nach, was alles zu überwinden wäre, um so ein Drama zu schreiben. Da war plötzlich innerhalb einer Stunde auf der Bahnfahrt der Entwurf fertig, und zwölf Tage später stand die Erstschrift.

Ist das Werk gezeugt, so folgt sonst in den meisten Fällen bei mir eine lange Zeit der Schwangerschaft. Ohne daß ich an die Arbeit denke, wächst sie in meinem Kopf weiter, bis mich eines Tages, oft nach Monaten, heftige Unruhe befällt, welche ich Wehen nenne, und ganz unerwartet beginnt dann die Niederschrift, die Geburt. Es folgen die „Erziehungszeiten", Zwischenräume, in denen ich das Werk weglege und es bewußt vergesse, unbewußt wächst das Werk aber weiter, es differenziert und entfaltet sich, und dann taucht es wieder ins

Bewußtsein, ich greife wieder ein, und es folgt die Zweitschrift.

Meine Erstlingswerke kannten nur eine Erst- und Zweitschrift. Später hat die Anzahl der Fassungen immer mehr und mehr zugenommen, bis sie bei meinem Roman „Luise" den Höhepunkt mit einem Dutzend Fassungen erreichte. Es war wohl damals die Unterernährung im Kriege daran schuld, daß ich mich schwerer als sonst zu konzentrieren vermochte, daß mehrere Fassungen nötig waren, wo bei voller Kraft eine genügt hätte. In den letzten Jahren ist die Anzahl der Fassungen und Niederschriften wieder geringer geworden, im allgemeinen komme ich jetzt mit zwei oder dreien aus. Allerdings wird jede Fassung immer wieder und wieder gefeilt, bis ich ganz Herr über den Stoff bin, bis ich im Manuskript von jedem Worte weiß, wo es und warum es steht.

Dieses Bewußtwerden spielt aber erst dann eine Rolle, wenn das Werk mindestens in der Erstfassung vollendet ist, von da ab tritt das Bewußtsein allerdings immer herrischer auf. Die Arbeit ist so weit von mir losgelöst, daß ich sie nun scharf kritisch betrachten kann, als wäre sie nicht von mir. Die letzten Überlegungen sind absolut bewußt und hirnmäßig, bei großer Pietät vor dem unbewußt gewordenen.

Für mich ist die künstlerische Konzeption genau das gleiche in geistiger Beziehung wie das körperliche Zeugen, wie die Schwangerschaft, in der das Gezeugte alle Stufen vom Uranfang durchläuft, wie sich das Kind im Mutterleib entwickelt; dann folgt unter geistigen Krämpfen, durch Wehen, die Geburt. Um diese abzukürzen, werfe ich die Erstfassung meist in hitzigstem Tempo aus mir. Dann setzt das Reifen und Größerwerden des Kindes und dessen „Erziehung" ein, bis sich das Kind, das Werk völlig von mir gelöst hat und ins Leben entlassen wird, weil die Zeugungskraft Geschwister verlangt, die nun gezeugt, geboren werden und nachdrängen, die nun ihre Rechte verlangen.

Karikatur und Parodie

Von Emil Lucka (Wien)

Sie stehen in einem eigentümlichen Verhältnis zueinander, aber sie sind im wesentlichen verschieden. Der Karikaturist sieht die Sonderbarkeiten, die Schwächen, die Lächerlichkeiten eines Menschen und vermag sie mit ein paar Strichen des Stiftes, mit ein paar Worten und Wendungen, die er ihm in den Mund legt, so überzeugend herauszuheben, daß sein unglückliches Opfer ganz und gar in dieser einseitigen Beleuchtung ausgeschöpft scheint. Wollen Künstler und Dichter einen Menschen so tief als möglich in seinem seelischen Grunde fassen und durch die Mittel ihrer Kunst lebendig machen, so treibt der Karikaturist — der an den Grenzen der Kunst lebt — die Charakterisierung ins Übermaß. Karikatur ist Übercharakteristik. In Wirklichkeit spiegelt sich ja das Seelenleben eines Menschen nur wie ein Schimmer auf seinem Antlitz, in seiner Gestalt; der Karikaturist aber tut, als bestände dieser Mensch aus einem einzigen Element, einer Neigung, einer Leidenschaft, die zu seiner Charakterisierung in Wirklichkeit beitragen mögen, sie aber lange nicht erschöpfen. Die Nase, die in der Erregung von einem rötlichen Hauch überflossen wird, leuchtet als Rubin aus einem einfältigen Gesichtsrund, die hohe Stirn des Denkers verquillt in die überhohe des Wasserkopfes, der gepflegte Vollbart des Gelehrten entartet zum Haargestrüpp des Nordpolfahrers; kurzum ein einziges, oft nicht zu wesentliches Merkmal wird so stark betont, als besäße dieser Mensch nichts anderes mehr. Auch der schlechte Maler und der Dilettant, die sich an ein Porträt machen, sehen zuerst jenes Auffallende und steigern es mit der Absicht zu charakterisieren, unwillkürlich wird ihr Bild zur Karikatur. Je größer ein Karikaturist ist, desto mehr verschmäht er, ein augenfälliges Merkmal, das schließlich wie jene gut gefärbte Nase oder ein Vollbart wenig von ihrem Inhaber künden, dick zu unterstreichen, er spürt vielmehr verborgene Regungen der Seele, einen heimlichen Hang zu Torheit, Laster oder Verbrechen auf und versteht dies in den Zügen

des Gesichtes, in der Haltung des Leibes, im Gang — man weiß nicht recht wie, so zu spiegeln, daß man ein Porträt zu sehen glaubt und zugleich viel mehr.

Gestalten großer Dichter stehen zuweilen an der Grenze von Charakteristik und Übercharakteristik, manche Lustspielfiguren Shakespeares sind schon Karikaturen, „Troilus und Cressida" schwankt in genialer Vieldeutigkeit. Neuere Dichter, bei denen Charakteristik nicht selten in Übercharakteristik ausartet, sind etwa Balzac, Flaubert, Heinrich Mann, Georg Kaiser. Die aber weniger um die scharfe Profilierung ihrer Menschen als um einen harmonischen Aufbau der Handlung und der Welt besorgt sind, scheuen die Möglichkeit der Übercharakterisierung so sehr, daß sie lieber unbestimmt bleiben als allzu bestimmt werden. Bei Gottfried Keller gibt es ein paar humoristische Gestalten, die an der Grenze des Karikaturistischen stehen, Goethe kennt den Hang zur Übercharakterisierung nicht. Ist einer dem Übermaß ganz verfallen wie etwa Carl Sternheim, so können wir uns über seine Figuren, die nicht mehr Menschen sind, belustigen, aber das künstliche Gebilde ermüdet schnell, und wir fühlen, daß hier nicht organisch gewachsene Seelen, sondern isolierte Charakterzüge herauspräpariert sind, die wild wuchern und deren innere Unmöglichkeit bald einleuchtet. Schon heute, da der Expressionismus knapp erledigt ist, empfinden wir viele seiner Schöpfungen wie Karikaturen, weil den Künstler die Wirklichkeit seines Modells gar nicht interessiert hat, sondern nur ein Element daran, das seinem Willen zur Stilisierung entgegenkam, ein Zug ist aus dem Zusammenhang des Ganzen gerissen worden, und ins Übermaß gesteigert.

Der Karikaturist der Rede ist der Witzling, der mit einem Bonmot einen Menschen verzerrt hinstellt. Im politischen Artikel gedeiht die Karikatur gut, viele Politiker und alle Pamphletisten gar sind Karikaturisten, sie sehen Dinge und Menschen nach einer Richtung ins Übermaß getrieben, nach der anderen völlig verarmt, wollen vielleicht gegen bessere Einsicht alles so sehen. Ihr Opfer erscheint gern als lächerlicher Popanz (während es doch vermutlich auch noch andere Seiten hat).

Weil jede Stilisierung Entfernung von der Wirklichkeit ist und sein will, so geschieht es leicht, daß uns Menschen, die in einem sehr fremden Stil dargestellt sind — etwa altmerikanisch oder polynesisch —, wie Karikaturen anmuten, und sind doch zweifellos als würdige Helden oder Götter gemeint. Ebenso scheinen dem Ununterrichteten, Kindern vor allem, Darstellungen in frühen Stilen als komische Karikaturen (etwa byzantinische oder frühgotische Heilige), dem Gebildeten aber, der sich in jene Art zu fühlen und zu formen hineinfinden kann, als edle, vielleicht ehrfurchtgebietende Gestalten. So liegt es zum Teil beim Beschauer, ob er ein Gebilde ernst oder karikiert sieht, in einem weiteren Sinn fließen die Unterschiede zwischen sachlicher Menschendarstellung und Karikatur ohne klare Grenzen ineinander.

Die Karikatur ist also ein verzerrtes, ein einseitig gesehenes und wiedergegebenes Abbild der Wirklichkeit. Die Parodie hat mit der Wirklichkeit überhaupt nichts zu schaffen, der Gegenstand, an dem sie arbeitet und den sie ihrerseits karikiert, ist ein Gebilde, das der Wirklichkeit entstammt, aber etwas Selbständiges und Neues geworden ist: ein Werk der Dichtung oder der Schauspielkunst, aber auch der Bildnerei und sogar der Musik. Der Vorwurf des Parodisten ist nicht ein wirklicher Mensch, ein wirkliches Ding, sein (wie auch des Kritikers) Gegenstand und seine Welt ist das fertige Kunstwerk. Aber während der Kritiker es zu verstehen, zu deuten und zu werten strebt, wird es vom Parodisten wie die Wirklichkeit vom Karikaturisten behandelt: er reißt einzelne Züge aus dem Ganzen, treibt sie ins Übermaß, verzerrt den Organismus zu etwas ihm innerlich Fremdem. Manche boshafte Kritik eines Kunstwerks ist eigentlich dessen Parodierung, während die geistreiche Parodie durch Überbetonung alles Krassen, Einseitigen und Unzulänglichen am Kunstwerk wie eine scharfe Kritik wirkt, die manchem die Augen öffnet, meistens wird sie allerdings ein peinliches Gefühl zurücklassen, man spürt die hämische Absicht, etwas Großes zu mindern.

Parodie ist also Karikatur des Kunstwerks, Karikatur in zweiter Verdünnung. Dem Parodisten, dem eigentlichen Nachempfinder, verbirgt das gedruckte Buch die Welt, er bohrt sich hinein, nicht um sich daran zu erfreuen wie der aufnehmende Leser, sondern um es karikierend zu verspotten. Am Karikaturisten, der die Wirklichkeit einseitig

und verzerrt sieht, haften noch Elemente des Künstlers, er ist ein Künstler mit hassendem Herzen, könnte man sagen, oft genug auch ein verunglückter Künstler oder Dichter, einer der nicht zugereicht hat, aus sich selbst Gestalt zu schöpfen, und dessen Ressentiment sich in der Verunglimpfung geschaffener Gestalt auslebt. Der Parodist hat mit dem Stoff aller Kunst: Welt und Seele nichts zu schaffen, er ist der richtige Literat, in dem nicht mehr Haß, nur noch Bosheit wirkt.

Viel häufiger als die beabsichtigte Parodie ist die unfreiwillige: einer durchtränkt sich ganz mit geliebten Dichtungen, gerät allmählich in einen Zustand, den er für Rausch des Schaffens hält, und reproduziert etwas, was nicht aus Welt und Seele seine Nahrung gezogen hat, sondern aus einem Buch. Dies ist der reinste Fall unfreiwilliger Parodie und gipfelt im Plagiat. Das Plagiat schöpft aus seiner Vorlage wohl ganze Sätze und Stücke, während die unfreiwillige Parodie meistens den Stil, die Fühlweise, die Weltdeutung, selten den rohen Stoff übernommen hat. Stoffliche Parodien, berühmter Theaterstücke besonders, amüsieren viele Leute, weil das nicht recht zugängliche Kunstwerk so auf ihr Niveau gebracht wird.

Alles Epigonentum ist unfreiwillige Parodierung des Meisters. „Wie er sich räuspert und wie er spuckt, das hat man ihm glücklich abgeguckt." Sehr ernst gemeinte Gedichte lesen sich nicht selten wie Parodien nach Goethe, Eichendorff, Heine, George, Rilke oder sonst einem Dichter mit starkem Eigenton; weist man den Urheber mit der gebotenen Vorsicht — denn er ist von seiner Originalität durchdrungen — darauf hin, so erwidert er etwa aufrichtigen Herzens, daß er sich eben am Allerbesten geschult habe, daß es Anmaßung sei, das Größte überbieten zu wollen, oder so ähnlich. Man kann ihm kaum begreiflich machen, daß Dichten nicht Nachempfinden meinen kann. Die Grenzen zwischen liebevoller Hingebung an einen Meister — Hans von Bülow hat sich einmal im bezug auf Richard Wagner „geisteigen" genannt —, geistige und stilistische Abhängigkeit, Nachempfindung, Parodie, Plagiat sind theoretisch nicht zu ziehen, im einzelnen bieten sich oft genug kaum lösbare Schwierigkeiten; gibt es doch sogar plumpe Plagiate an weniger bekannten Autoren, die jahrelang unbemerkt bleiben und vielleicht niemals entdeckt werden.

Der klassische Fall des Nachempfinders, der hier kulturell wertvoll wirken kann, ist der Übersetzer. Das Buch, das vor ihm liegt, ist die Welt, über die er nicht hinausschreiten darf, er hat sie in sich aufzunehmen und in anderem sprachlichem Stoff wiederzugeben; nicht immer vermag er die Grenzen einzuhalten, wo Nachempfindung zur Parodie wird. Das Ideal einer Übersetzung — und es ist manchmal erreicht worden — wäre freilich, daß die zugrunde liegende Dichtung über ihren sprachlichen Ausdruck hinaus in der Seele des Übersetzers völlig Gefühl und Anschauung geworden ist, und daß sich der Prozeß, der jene Dichtung zum erstenmal erzeugt hat, im Nachdichter wiederholt. Ihm ist das gedruckte Buch nicht eine starre Vorlage gewesen, sondern ein Wegweiser zu erneuter Schöpfung. So etwas kann freilich nur einem Dichter gelingen, ein Dichter ist ja, wer aus einer erschauten Welt ein Kunstwerk in Worten zu bilden vermag, und eine Nachdichtung übertrifft möglicherweise sogar ihre Vorlage, die erste Vision.

In der Schauspielkunst ist Parodieren häufig, es weckt unfehlbar Gelächter. Hier ist die Grenze wieder ganz klar: Mancher große Schauspieler treibt die Charakterisierung ins Übermaß, er „überspielt" die Rolle, so daß seine Leistung der Karikatur nahe kommt; wenige komische Schauspieler können der Verlockung ganz widerstehen, aus dem Bauern einen Tölpel, aus der beredten alten Frau eine lächerliche Schwätzerin zu machen. Die Parodie setzt dort ein, wo ein Schauspieler einen anderen nachahmt — unfreiwillige Parodie, wenn der Einfluß eines anderen, vielleicht eines Lehrers so groß ist, daß der Abhängige in fremdem Tonfall, mit fremden Gesten spricht; gewollte Parodie, wenn einer das Publikum zum Lachen bringt, indem er die Eigenheiten und Ungezogenheiten eines anderen Schauspielers zeigt und übertreibt; der Kopierte muß ein Schauspieler sein, einer, der Menschliches durch Leib und Wort ausdrückt — denn sonst wäre es die direkte Karikierung eines Menschen. Von Plagiat kann man sprechen, wenn einer, überzeugt, daß das Publikum den großen X., der niemals hier gewesen ist, nicht kennt, nachmacht, wie jener die Rolle angelegt

und ausgeführt hat, vielleicht auch nur in kleineren Zügen.

Der Zeichner eines Witzblattes, der ein berühmtes Bild verzerrt und karikiert, gibt eine malerische Parodie. Musikalische Parodie kommt selten vor, sie ist gelegentlich in Operetten versucht worden. Richard Strauß parodiert einmal den Gregorianischen Hymnus: „Credo in unum Deum", und Julius Bittner parodiert im „Musikanten" Richard Wagner und Richard Strauß.

Zum deutschen Drama

II

Paul Kornfeld

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Als Zuckmayer den „Fröhlichen Weinberg", Brecht „Mann ist Mann", Hasenclever den „Besseren Herrn" schrieben, mußten sie — nicht zum eigenen Schaden und zum Glück der deutschen Bühne — umlernen. Zu Paul Kornfelds letztem Bühnenwerk führt vom ersten ein gerader Weg. Am Anfang und vorläufigen Ende seiner dramatischen Produktion ist der Kleist-Preis merkwürdig vorbeigegangen: als Kornfelds „Verführung" erschien, schwärmte man für den „Bettler", den „Sohn", die „Seeschlacht", als Kornfeld den „Kilian" schrieb, waren Werke wie „Der fröhliche Weinberg" und „Ollapotrida" krönungsreif geworden. Damit sei nichts gegen Zuckmayer und Lernet-Holenia, nichts gegen ihre Preisrichter gesagt, aber man fragt sich doch, ob es immer ein Glück ist, nicht in den Umkreis der Mode gezogen zu werden und in der Stille Werk um Werk runden zu können.

Das Werk Paul Kornfelds blieb von Schlagworten verschont. Es nimmt eine Ausnahmestellung innerhalb der Dichtung unserer Tage ein: es ist auf keine Formel zu bringen. „Ich weiß nicht (schreibt Paul Kornfelds gründlichster Kritiker in einem Essay über ‚Himmel und Hölle'), ob ich Kornfelds Riesenlabyrinth richtig ergründet habe — aber wer findet hier den richtigen Ariadnefaden?" Mit aller gebotenen Vorsicht schreiben wir den Satz hin: Kampf gegen die Routine ist das geistige Zentrum von Kornfelds Dichtung. Es ist ein Kampf, den er unerbittlich gegen sich und andere führt. Gegen sich, wenn er es vermeidet, mehrere Arbeiten der gleichen Art hintereinander zu schreiben, um nicht auf einmal etwas aus Übung, aus Gewohnheit zu können. Gegen andere, wenn er mit außerordentlicher Zivilcourage Fehlurteile der Tageskritik, auch wenn sie ihn lobte, nicht auf Dummheit oder Bosheit, sondern auf die Routine zurückführt, die zur Phrase wird, wenn das Organ zum Erleben der Dichtung fehlt. Privater Kampf und dichterisches Grundthema Paul Kornfelds: der beseelte, erlebnisfähige Mensch im Konflikt mit denk- und herzensträgen Herdenwesen. Schon in Kornfelds dramatischem Erstling „Die Verführung"[1] ist dieses Thema angeschlagen: Bitterlich, der hamletische Mensch nach der Jahrhundertwende, geht an dieser Welt, die ihn quält, zugrunde. Äußere Todesursache: eine herzensträge Frau, sogar eine Frau, die Bitterlich liebt, hat es unterlassen, Gift gegen eine harmlose Flüssigkeit zu vertauschen. In „Himmel und Hölle" wird Graf Umgeheuer von seinem herzensträgen Dasein durch das Liebesopfer dreier herzenserwachter Frauen erlöst. Im „Ewigen Traum" steht das Liebespaar Carolus und Anna im Kampf mit Satzungen, die von Welterlösern ausgedacht waren. „Palme" ist mit seinem schrulligen Gekränktsein immer noch wertvoller als das Quartett, an dem er sich reibt. Wenn Kornfeld die „Sakuntala" nachdichtet, macht er keine dramaturgische Einrichtung, sondern vertieft die Sonderexistenz der Liebenden Sakuntala und Duschmanta. Im „Kilian" triumphiert der Buchbindermeister Kilian, der sich über die Dinge der Welt seine eigenen Gedanken macht, über den wahren Propheten, der über seiner Wissenschaft

[1] Die Werke Paul Kornfelds sind sämtlich im Verlag Ernst Rowohlt erschienen.

und seiner Rolle erstarrt ist. Jetzt plant der Dichter eine Don Juan-Tragödie, die die berühmte Gestalt nicht als routinierten Liebhaber zeigt, sondern als den Heimatlosen, der ewig nach dem Erlebnis sucht.

*

Paul Kornfelds Werke werden frühzeitig als dramaturgisch fruchtbar gerühmt. Und in der Tat ist des Dichters später als Essay veröffentlichtes Nachwort zur „Verführung": „Der beseelte und der psychologische Mensch" der entscheidendste Beitrag zur modernen Dramaturgie. Aber wenn man Kornfelds erste Werke heute wieder liest, überzeugt uns der Dichter sofort, der jedes Wort in langwierigem Schaffensprozeß filtriert, bis es gefühlsklar dasteht — und das Melos der Sprache ist allen Dramen Kornfelds gemeinsam —, während der dramatische Autor uns heute nicht sogleich in seinen Bann bekommt. Symbolisches ist noch etwas absichtlich und hart, mit Bitterlichs und Johannas Totschlag gehen wir kaum noch mit. Kühn und neu ist die Form von „Himmel und Hölle", Kornfeld, der von seinem Schauspieler verlangt, daß er wie der Sänger „sterbend noch ein hohes C herausschmettere, mit der Süßigkeit seiner Melodie mehr vom Tode aussagend, als wenn er sich winden und krümmen würde", hat den Mut, dramatische Szenen in Opernarien übergehen und ausklingen zu lassen: Aber für das Drama als Gattung ist mit dieser Neuerung nichts getan, sie ist Kornfelds eigenes Instrument, nur er weiß es zu spielen und nur er selbst kann diese Form wieder anwenden, wenn sie dem dramatischen Gehalt gemäß ist.

Wichtiger als das Dramaturgische ist bei Kornfeld das organische Wachsen von Werk aus Werk. Zwei Grundzüge gehen durch Kornfelds Dramen: der lyrisch-emotionelle und der weltanschaulich-komödienhafte. Das Lyrisch-Emotionelle überwiegt in der „Verführung" und in „Himmel und Hölle", monologisch-subjektiv klagt uns Bitterlich sein Leid, einstimmiger Chorus begleitet Jacob die Geschehnisse von „Himmel und Hölle", komödienhaft objektiviert sind die Variationen von Kornfelds ewigem Thema in den Komödien „Palme" und „Kilian". Beide Arten begegnen einander in der Komödie „Der ewige Traum", einem Aperçu, einer Glosse, die die Linie „Leonce und Lena" und „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung" fortsetzt und das Aufschlußreichste von Kornfelds Werken ist, mag „Himmel und Hölle" gewaltiger, „Kilian" gestalteter sein.

Es gibt im ganzen deutschen Drama der Gegenwart keine deutlichere Orientierungstafel als die Dramatik Paul Kornfelds. „Der ewige Traum" ist die Befreiung von Kornfelds Begabung zur Komödie (die gelegentlich schon aus der Tragödie „Die Verführung" hervorguckte), er ist in der Geistesgeschichte der Schlußstein der dramatischen Verworrenheit unserer Zeit. Carolus, der Ethiker wider Willen, vermag sich mit der geliebten Frau von der lächerlichen Mitwelt freizumachen, nachdem er in einem Zukunftsstaate, der die Ehe abgeschafft hat, durch Einführung der für sein individuelles Erleben notwendigen Ehe Umstürzler und Neuerer geworden ist. Aber die freie Liebe ist nur ein Beispiel — wie der Besitz in der „Legende", Kornfelds einziger epischer Dichtung, wie der Okkultismus im „Kilian" — das andere Blickfelder in sinnvoller Verkürzung zeigt. Tausend satirische Lichter läßt diese Literaturkomödie über die literarischen, kulturellen, politischen Schwätzer unserer Tage glitzern und entbehrt doch des tragischen faustischen Zuges nicht: der Erkenntnis, daß wir an der Welt nichts ändern werden.

„Nichts mehr von Krieg und Revolution und Welterlösung! Laßt uns bescheiden sein und uns anderen, kleineren Dingen zuwenden: einen Menschen betrachten, eine Seele, einen Narren, laßt uns ein wenig spielen, ein wenig schauen, und wenn wir können, ein wenig lachen oder lächeln!" lautet der erste Satz der Komödie „Palme oder der Gekränkte", die dem „Ewigen Traum" folgt. Im „Ewigen Traum" hat das Weltanschauliche noch in Carolus seinen Sprecher, in „Palme" ist es bereits komödienhaft objektiviert, die Idee bedarf keines Sprachrohrs mehr, sie spricht durch alle Gestalten im Fortschreiten der Handlung. Das Stück hat noch einen Grundfehler: das Handlungsgerüst ist zu schwach, das seelische Geschehen zu tragen. Aber durch die Arbeit am „Palme" schmiedete sich Kornfeld die Form zum „Kilian".

„Kilian oder die gelbe Rose" ist eine Komödie von fast hundertprozentiger Bühnenwirksamkeit, mit sicherer dramatischer Gleichgewichtsverteilung. Wäre das Stück zu Ende, wo der Buchbinder-

meister Kilian, in einem Okkultistenkreise für den erwarteten Meister genommen, selbst an seine Gottähnlichkeit zu glauben anfängt, als ihm der Meister begegnet und auf die Fragen nach letzten Dingen im Brustton der Überzeugung genau so antwortet wie er selbst, so wäre die Komödie an den Rand geschrieben, nichts mehr als ein Einfall. Nicht ohne Grund bildet das Liebesmotiv die Folie gegen das Prophetenmotiv. Einmal wird dadurch der Okkultismus mehr als die Verspottung einer aktuellen Zeiterscheinung, bekommt über die zeitgebundene Satire komödienhaftige Zeitlosigkeit — wenn die Mitglieder des Konventikels vom Okkultismus geheilt sein werden, werden sie sich sofort einer neuen Mode, einem anderen Okkultismus in die Arme werfen. Zum andern wird durch die Kontrastierung des Naturhaften mit dem Mystizismus der Okkultismus nicht materialistisch-aufklärerisch erfaßt, sondern religiös-metaphysisch: nicht die Dummheit, die Unfrommheit der Okkultisten wird getroffen. Eine Weltanschauungskomödie mit Menschen, die leben und Träger für die Ideen des Dichters sind, weil sie leben: ist die Gräfin ein Beispiel für jene Mystik, die versetzte Erotik ist, so weckt in Erika der mystische Zauber, gegen den sich ihr gesunder Instinkt wehrt, den echten Eros. Bei Erika und Mantl wird das Liebeserlebnis zum Welterlebnis, siegt über das Krummgewachsene, Affektierte, „Interessante" ihrer Umgebung.

Auch im „Kilian" ist eine Gestalt, die um die Absichten des Dichters weiß, den Zuschauer unterrichtet, wo der Dichter steht. Aber wie diese Gestalt mit dem Geschehen verzahnt ist, dazu dient, Kilian von seinem Gottesdünkel zu befreien (und den Nichts-als-Rationalisten des Kreises zum Okkultisten zu machen), zeigt wie Kornfelds dramatische Meisterschaft von Stück zu Stück reift.

„Nichts mehr von Krieg und Revolution und Welterlösung!" — Und Kornfeld hielt Wort. Ohne sich deshalb kleineren Dingen zuzuwenden. In diesem Stück ist nicht an einer einzigen Stelle die Rede vom Rhythmus, vom Tempo der Zeit. Aber wenn irgendwo ist hier eine Zeitkomödie (Der „Tasso" ist das edelste Drama der Humanität — und enthält kein einziges Wort über Humanität).

Frau Samson, Erikas Mutter, sind wir schon in dem Schwätzerkreis des „Ewigen Traumes" begegnet. Dort finden wir auch das Motto, das über allen Komödien Kornfelds stehen könnte, Beaumarchais Wort:

„Je me presse de rire de tout, de peur d'être obligé d'en pleurer."

Aus tragischem Weltgefühl geboren, zieht mit den Schöpfungen Paul Kornfelds echter Komödiengeist in das deutsche Drama der Gegenwart ein.

Das Problem Oskar Wöhrle

Von Eduard Reinacher (Köln a. Rh.)

Oskar Wöhrle war in aller Munde, als vor vierzehn Jahren sein autobiographischer Roman „Der Baldamus" erschien. Ein unruhiges Blut aus dem sundgauischen Volk erzählte seine Kindheit und Jugend und die wildesten Jahre seiner Wanderschaft. Das Buch klang aus in ein Bekenntnis zur einschichtigen Gesellschaftsordnung, was im Munde eines Elsässers nie etwas anderes bedeuten wird als das Bekenntnis zu der unverlierbaren und über alles zu achtenden Menschenwürde jedes einzelnen. Der „Baldamus" erlebte Auflagen. Es gab keine sozialistische Zeitung, die nicht das Ganze oder große Teile nachgedruckt hätte. Der Band „Die frühen Lieder", den Wöhrle in knappem Abstand auf den „Baldamus" folgen ließ, wurde bedeutend weniger bemerkt. Und doch war die Linie ungebrochen, denn der melodiöse Charakter dieser Lieder war der Wirklichkeit des Lebens, aus dem das alles kam, bis ins letzte verhaftet. Immerhin begannen die Wandervögel das Lied „Wach auf, du guter, du braver, du lustiger Landstraßgesell" zu singen.

Eine zweite Welle „Oskar Wöhrle" ging im Kriege über Deutschland. Der „Kanonier Wöhrle" gehörte zu den Männern der Arbeiterbewegung, die sich in den Augusttagen unter Abstraktion von ihrem politischen Wissen der Landesverteidigung zur Verfügung gestellt hatten. Auch der Dichter

Wöhrle tauchte im Kriegserlebnis unter. Die Blätter druckten seine Soldatenlieder, die Marschkolonnen sangen sie. Er hatte sie gedichtet „als ein Soldat in Reih' und Glied" — aber als ein solcher, in dem nicht nur der ungeheure Rhythmus des übermenschlichen und unmenschlichen Geschehens nachstampfte; das individuell Menschliche meldete vernehmlicher seine Ansprüche. In der Gestaltung zartester Regungen klangen Klage und Anklage auf. Zwei Bücher Soldatengeschichten („Soldatenblut" und „Das Bumserbuch") vertraten dieselbe Einstellung auf dem Gebiet der Kriegsepik. Hier wurden rücksichtslos Gebiete des „kriegerischen" Seelenlebens aufgedeckt, über denen in sonstiger Literatur der Schleier patriotischer Heuchelei zu liegen pflegte. Die Kritik hatte das Auftreten eines entschlossenen Wirklichkeitsschilderers festzustellen.

Seither hat Wöhrle zehn Jahre geschwiegen. Man hörte allerlei über ihn. Als Vorsitzender des Soldatenrats hatte er den sich bekämpfenden Parteien die geordnete und verlustlose Heimkehr der zehnten Armee abgerungen. Es wurde von seinen politischen Betätigungen gemunkelt. Er gründete einen Verlag, und das Haus mit der bunten Fassade in Konstanz, wo er residierte, wurde ein Treffpunkt der kulturell interessierten Bodenseereisenden. Das alles aber erklärt nicht sein Schweigen. Wer sein Gast war, konnte ihn feurig reden hören gegen sämtliche Literatur, gegen jede Produktion, gegen alles schließlich, was nicht im vegetativen Sinne „Leben" ist. Der Dichter erging sich in Dithyramben gegen das Dichten! Es war der Ausschlag eines sehr gefühligen, nervlichen Barometers auf die Atmosphäre der Zeit.

Der Grund des Schweigens lag in einer Kluft zwischen dem Geist jener Tage und Wöhrles Natur. Der Expressionismus verleugnete das Heimatliche, weil eine Verfälschung des Heimatbegriffes zu den literarischen Requisiten des Militarismus gehörte. Der Expressionismus hing am Stern des Menschheitsbegriffes — ohne Boden unter den Füßen. Menschen wie Wöhrle standen auf dem Boden eines Volkserbes — den Stern des Menschheitlichen in der Brust fest umschlossen. Das Menschlich-Tendenziöse war damals verlangt; das Menschlich-Beruhende stand abseits. Dazu kamen einander aufhebende Tendenzen im Innern Wöhrles selbst. Der verstandliche Materialismus marxistischer Doktrin; der animalische Materialismus eines südslawischen Blutsbestandteils; der Widerspruch zwischen einer naturalistischen Kunsttheorie und einer mythenbildenden Kraft der Phantasie: Gegensatzpaare, die in jedem der früheren Bücher Wöhrles aufzuweisen sind. Man wird sie in jedem seiner kommenden Werke wiederfinden, denn sie sind der Grund seiner dichterischen Spannkraft. Wenn aber diese Gegensätze sich aus dem Stillstand gegenseitiger Aufhebung lösen und in ein neues Kreisen der Kräfte eintreten, dessen Spuren in dichterischen Werken zurückbleiben, so ist der Anstoß bestimmt nicht zum letzten in einem neuen Ruf der Zeit zu suchen.

Das literarische Gefühl der Zeit hat sich zur Breite zurückgefunden. Das Gehetzte, Zerfetzte, Programmhafte, Bruchstückhafte, Gehirnliche und Überhirnische hat seine Zeitgeltung verloren. Die grundaufwühlende Beunruhigung hat sich gelegt. Es ist eine neue Gesinnung für den Aufbau im Wirklichen da, und Utopie und Tendenz saugen nicht mehr die Bejahungskräfte auf. Man sieht eine Welt um sich, die vorhanden ist. Sie steht; und wenn in ihr Wandlung zu bemerken ist, so werden dadurch noch nicht apokalyptische Krämpfe ausgelöst. Die Gesundheit ist wieder literaturfähig geworden. Und damit die Kunst des beispiellosen Wirklichkeitsschilderers Wöhrle.

Als solcher wird er sich zunächst durchsetzen, wenn er in diesen Tagen mit einer Neuformung seines „Baldamus" (Verlag „Der Bücherkreis", Berlin) und mit einem Band „Lieder des Landstreichers" (Westendverlag, Stuttgart) hervortritt. Proben aus einem Band „Alemannische Geschichten" die zerstreut erschienen, zeigen dieselbe Art. Der unbedingte Wirklichkeitssinn ist in unserer Literatur eine seltene Pflanze; anerkannt aber ist die Forderung und das Bedürfnis einer Epik, in der wir ein rücksichtslos gegebenes Spiegelbild unseres Aussehens und Benehmens finden. Wöhrle ist zumal in den „Alemannischen Geschichten" ein Gesellschaftsschilderer von erstmaliger Massivität. Hier ist alles Tatsächlichkeit. Das Gemüthafte ist Tatsache, nicht Projektion seelhafter Tendenzen; das Animalische ist Tatsache, nicht infantile Phantasie. Es ist Schicksal in diesen Geschichten, und dieses Schicksal ist Tatsache. Ein rasender Ajax

der Epik und ein Odysseus zugleich stellen sich dar. Auch die Lyrik der „Lieder des Landstreichers" hat epischen Kern. Erlebnisse am Weib, am Hunger, am Tod, an der Polizei, an der Heilsarmee, an den eigenen unbeschuhten und von Blasen gepeinigten Sohlen: Wirklichkeit über Wirklichkeit; wo aber etwas schwebt, da geschah ein gewaltiger Aufschwung von Kräften aus dem Erdboden, der sie band. Das Buch ist an Explosionen reich.

Der Umfang, in dem Wöhrle bedeutend werden muß, wird sich bestimmen durch den Umfang der epischen Motive, die er sich aneignen wird. Wenn Wöhrle die Gabe hat, so zu schreiben, daß der letzte, der überhaupt lesen kann, ihn verstehen muß, so steht als Aufgabe vor ihm das fast noch ungeschilderte Leben der Millionen, die auf ihren Erzähler warten. Deutschland, der breiteste Boden einer noch nicht geschaffenen Epik!

Hermann Hesses Ich-Problem

Von Erich Dürr (Mannheim)

Wir haben der Einsamkeiten so genug. Über alle Parteiungen hinweg schreit es nach Kollektivsinn, nach Volkhaftigkeit. Aber unserer Wartezeit ist viel Entsagungspflicht gegenüber falschem Prophetentum auferlegt. Wer wollte also generell entscheiden, ob die Ich-Bereitschaft, oder ob der Gemeinschaftswille härterer Selbstzucht Zeuge ist?

Hermann Hesse hat seinen Eigensinn. Er hat schon im „Demian" den Menschen dokumentiert, „der sich nicht mehr belügen will". Er bekennt sich rücksichtslos und aller uniformierenden Zeitmaxime zum Trotz zu dem Leidensweg in sich selbst hinein, der — nun ja, der entweder Irrweg, Irrsinnsweg, oder von Zauberflötenklang begleiteter Durchgang zur Selbstentäußerung werden kann. Dieser Fünfzigjährige scheint noch ebensoviel Zukunft vor sich zu haben, wie der Verfasser des „Camenzind". — Mit einer wesentlichen Einschränkung: Wenn der Dichter im „Camenzind" die Realisierung seines ebenso lebensdurstigen wie lebensscheuen Ichs etwas auftrumpfend in eine schwäbisch modifizierte Gottfried-Keller-Welt vollzog, so möchte man jetzt, da er seine demianische Jugendanalyse im „Steppenwolf"[1] ins reife Mannesalter fortsetzt, dem wahrheitsfanatischen Entschluß, ganz auf sich selbst gestellt nichts auszusagen als sein eigenes Leid, mehr Wehfreudigkeit wünschen. Man bekäme dann mehr Vertrauen zur Heilkraft der Selbstanalyse.

Hesse liebt die ungelösten Widersprüche wie nur je ein Mensch, in dem eine durch Generationen verdrängte Erbmasse plötzlich hervorbricht. Aber nicht nur, daß er sich am Schmerz dieser Liebe sonnt: er läßt noch sein Alter ego in dieser Sonne seufzen: „Ach, ich bin ein Steppenwolf." Es ist nämlich mit diesem Steppenwölfischen so beschaffen, daß es lediglich in der Gefühlssphäre bleibt, ohne daß namhafte wölfische Taten geschähen (mit einer beachtenswert fragwürdigen Ausnahme); schließlich erweist es sich als Verkörperung jenes Anarcho-Kritizismus, der mehr oder minder jedem Menschen eingeboren ist. Weshalb die Bezeichnung „Nur für Verrückte", mit dem der eingelegte „Traktat vom Steppenwolf" kontrasigniert ist, einigermaßen als Affektation wirkt. Denn daß dieser Steppenwolf es sogar fertig bringt, traurig darüber zu sein, daß er Gott sei Dank kein Bürger ist, das ist auch nur das erfreulich offene Eingeständnis einer sehr begreiflichen, nur sonst oft verhehlten Empfindung.

Der produktive Geist überwindet die eigenen inneren Widersprüche und wird eben dadurch schöpferisch; der Bürger, unfähig, sie zu überwinden, stumpft sich gegen sie ab, will sie nicht mehr wahr haben und wird Opportunist. Das Antiphilistertum des schöpferischen Menschen war immer voll fröhlicher Überlegenheit. Das neuerdings in der Literatur überhandnehmende Ressentiment gegen das Bürgertum, von dem auch der Steppenwolf nicht frei ist, ist ein Zeichen des Zweifels an der eigenen Produktivität. Hesse kennt diese Situation wohl. Ihre vollendete Darstellung im Steppenwolf ist vielleicht eine Über-

[1] Der Steppenwolf. Von Hermann Hesse. Berlin, S. Fischer Verlag. 289 u. 33 S.

windung der Krise. Nur müßte er aufhören, im Bürgerlichen zugleich auch das Apollinische seines Wesens, in der Mittelmäßigkeit zugleich Maß und Mitte zu bekämpfen.

Aber das Wolfsmaß sitzt diesem Proteus schlecht. Seiner Reizsamkeit erscheint jede Bindung schon als Erstarrung und Mangel an magischer Reserve. Nichthandelnd flüchtet er sich in die Vielgestaltigkeit des Traums und sieht selbst jene fragliche Tat, die endliche Realisierung seines Wolfstums (durch Ermordung seiner Geliebten) nur im Opiumrausch sich vollziehen. So bleibt die Lösung ganz ungewiß und subjektiv, sie „kommt nicht zur Welt". Immer ferner rückt das Buch der Sphäre des abendländischen Menschen, der handelnd sich befreit und bindet; immer williger fügt es sich der magischen Melodie jener „Geister auf dem Gange", die schon dem einsamen Faust ihr mephistophelisches Schlummerlied sangen. Und diese Wachheit der Sinne über aller melancholischen Bewußtseinstrübung bleibt auch der dichterische Triumph Hesses in diesem Buch, dessen schöner und einfacher Sprachstil allerdings dem dürren Wolfsthema entsprechend nicht ganz an die farbige Plastik etwa der indischen Reisebilder heranreicht.

Sehen wir im Steppenwolf mit dem Vorzug schlichter innerer Wahrhaftigkeit den eigentlichen Hesse unzweideutig entfaltet, so muß im Rückblick der bürgerlich saturierte Zug eines großen Teils seiner Vorkriegsproduktion als Abweg erscheinen. Eine literarisch-kritische Betrachtung jener Schöpfungen, müßte sich die Feststellung zum Ziel setzen, wie weit in ihnen schon der neue Hesse vorgefühlt, im Kern enthalten sei. Auch im Verhältnis zu Gottfried Keller dürfte das Wesentliche dieser Werke dort liegen, wo die Gefolgschaft aufhört. Leider wurde Karl Hans **Bühner** in seiner schon stilistisch nicht sehr erquicklichen Hesse-Keller-Studie[2] durch ungünstige Fragestellung einer stuttgarter akademischen Preisaufgabe zu einseitig auf die positive Seite des Problems festgelegt, ein Beleg dafür, wieviel Geistesarbeit in unserem Fakultätenbetrieb noch immer nutzlos vertan wird.

Mit wenigen Worten hat Hugo **Ball** in seinem Hesse-Buch[3] das Verhältnis der beiden Dichter viel wesentlicher skizziert. Freilich, Skizze ist in dieser flüssigen und geistreichen Gelegenheitsarbeit Balls manches geblieben, wobei man in Rechnung stellen mag, wie schwierig die Taktfrage bei der umfassenden Würdigung eines mitten im Schaffen stehenden Zeitgenossen ist. Sie ist im allgemeinen sehr glücklich gelöst. Deutlich zeigt sich, daß die beiden sich in der Gesinnung näher stehen als in der Artung; dies bestimmt die Art der Distanznahme. Ball zeigt sich bestrebt, das Schwäbisch-Landschaftliche im Wesen Hesses gegenüber dem Absolut-Menschlichen des Wahl-Heimatlosen abzuschwächen; ihm kommt es auf das Typische der zeitflüchtigen Erscheinung an, während die individuellen Ursachen dieses überbetonten Ich-Trotzes gegen alle Bindung und Bezogenheit nur gestreift sind. Am stärksten die Kapitel über den indisch beeinflußten Hesse. Vielleicht liegt es nahe, anzunehmen, daß ein Weiterschreiten über den Steppenwolf hinaus Opposition gegen diese Deutung, neue abendländische Position sein muß.

Neue Bücher zum Okkultismus

Von Wilhelm von Scholz (Berlin)

Die Folge dieser Aufsätze über Neuerscheinungen des okkultistischen Gebietes hat bisher wohl jedes der Einzelgebiete einmal in einer Sonderdarstellung behandelt und unter den zur Besprechung vorliegenden Werken die wesentlichen und wichtigsten zu kennzeichnen versucht. Nun rückt die Gefahr nahe, daß sich die Gedankengänge und die Charakteristiken wiederholen müssen; denn die große Masse der okkultistischen Literatur ist von einer erstaunlichen Gleichförmigkeit der wenigen Typen, die immer wiederkehren. Das liegt in der Art des Stoffes begründet, liegt darin begründet, was ich früher schon angedeutet habe, daß fast die ganze sich mit dem Okkultismus beschäftigende

[2] Hermann Hesse und Gottfried Keller. Eine Studie. Von Karl Hans Bühner. Stuttgart, Verlag von A. Bonz' Erben. 59 S. — [3] Hermann Hesse, sein Leben und sein Werk. Von Hugo Ball. Berlin 1927, S. Fischer Verlag. 242 S.

Literatur teils in verteidigenden, bekehrenwollenden Schriften der Überzeugten, teils in angreifenden der Ewigskeptischen besteht, die naturgemäß immer dieselbe Technik anwenden müssen. Auch die Erscheinungsweisen des Okkulten haben keine Änderung erfahren, die neuen Fälle gleichen den alten.

So sollen in Zukunft nur noch diejenigen Werke hier angezeigt und besprochen werden, die entweder durch eine besondere literarische Qualität ausgezeichnet sind oder durch ihren Inhalt doch noch eine Besonderheit gegenüber den früheren in dieser Aufsatzreihe besprochenen Büchern darstellen; gleichviel, welchem der okkulten Gebiete sie angehören mögen, ob dem Spiritismus oder der Parapsychologie, der Astrologie oder der Geschichte des Mediumismus.

Heute liegt ein Werk vor, das der Astrologie angehört und in der Tat etwas ganz anderes ist als die bisher aus diesem Stoffgebiet behandelten Bücher, obwohl sein Verfasser — Fritz Werle — hier schon einmal mit einem auch durchaus nicht gewöhnlichen astrologischen Buch „Wert und Wesen der Astrologie" hervorgehoben worden ist. Es sind Werles „Künstlerhoroskope" (München-Planegg, Otto Wilhelm Barth Verlag), die nicht nur dadurch etwas Neues sind, daß sie zum erstenmal die astrologische Erkenntnis, genauer gesagt, die Horoskopie, zur Ergründung oder Bestätigung der Kritik an bedeutenden Künstlern und ihren Werken versuchen, sondern auch einfach an sich mit ihrer psychologischen Einstellung zu den behandelten Künstlern durchweg zumindest so interessant sind, wie eine gute Analyse der betreffenden Dichter, Musiker, bildenden Künstler ohne Astrologie, rein auf dem Wege der Intuition gewonnen und den durchdachten, durchlebten Eindruck wiedergebend, sein würde.

Der erste flüchtige Blick, der das Buch ansieht, wird zu einem Vorwurf führen, wenn er die Lücken in der Reihe der behandelten Künstler bemerkt und sieht, daß bekannteste Leute, etwa Hauptmann und Thomas Mann unter den Dichtern, Schreker unter den Musikern, eine ganze Reihe wichtigster Namen unter den Malern fehlen. Dennoch muß dem Verfasser Absolution erteilt werden für diese Auslassungen; es ist höchst wahrscheinlich, daß er nicht von allen Künstlern, die er behandeln wollte, die genaue Geburtsstunde erhielt, die nun einmal zur Aufstellung eines Horoskops notwendig ist (der Grund, aus dem alle weiblichen Künstler ganz fehlen?), daß manche sie vielleicht sogar aus Vorsicht verborgen haben; vielleicht auch, wer weiß, daß der Autor des Buchs dies oder jenes Horoskop nicht behandelt hat, weil es zu schlimme Dinge aussagte oder allzu gewöhnlich war und damit den Ruhm seines Trägers zu sehr als ein Erzeugnis gerade seiner geistigen Durchschnittlichkeit erwiesen hätte. Auch kam es schließlich, da auf Vollständigkeit sowieso verzichtet werden mußte, ja doch wesentlich darauf an, eine Reihe möglichst verschiedenartiger Dichter, Künstler, Musiker gleichermaßen durch das Horoskop wie durch die nachprüfende kritische Analyse psychologisch und ästhetisch zu deuten; ein Verfahren zur Beurteilung zu stellen, das sich nun weiter als fruchtbringend oder als unfruchtbar erweisen mag.

„Die Konstellation war glücklich: die Sonne stand im Zeichen der Jungfrau und kulminierte für den Tag; Jupiter und Venus blickten sie freundlich an, Merkur nicht widerwärtig, Saturn und Mars verhielten sich gleichgültig; nur der Mond, der soeben voll ward, übte die Kraft seines Gegenscheins um so mehr, als zugleich seine Planetenstunde eingetreten war. Er widersetzte sich daher meiner Geburt, die nicht eher erfolgen konnte, als bis diese Stunde vorübergegangen. Diese guten Aspekten, welche mir die Astrologen in der Folgezeit sehr hoch anzurechnen wußten, mögen wohl Ursache an meiner Erhaltung gewesen sein: denn durch Ungeschicklichkeit der Hebamme kam ich für tot auf die Welt, und nur durch vielfache Bemühungen brachte man es dahin, daß ich das Licht erblickte."

Seit die Biographie des größten Deutschen mit diesen Worten beginnt, und da dieser größte Deutsche ein Dichter ist, liegt der Gedanke ja nahe, einmal die Horoskope der Dichter und Künstler im besonderen zu untersuchen. Ein Gruß aus jener Mittagsstunde des 28. August 1749 begleitet die Arbeit und rechtfertigt sie. —

Aber mit dem Werleschen Buch geschieht doch eben etwas Neues. Auch Goethe sieht ja — ich habe die Empfindung: halb gläubig, halb skeptisch — sein Horoskop als seine Schicksalshieroglyphe an, durch die ihm gleich im Beginn seines

Daseins das Leben gerettet wird. Das deckt sich mit der allgemeinen Einstellung: auch sie sieht vor allem Schicksalsausdruck in dem Lichterbild der Sterne, der Planeten und derer, welche die Tierkreiszeichen bilden.

Werle dagegen bringt mit seinen Künstlerhoroskopen, die kaum je vom Schicksal sprechen, Deutungen des Wesens, und zwar des künstlerischen Wesens bis hinein in die Analyse von Form, Stil, Stoffen. Ich gebe ein Beispiel aus dem Horoskop Rilkes: „Ein Horoskop voller Widersprüche, voller Unausgeglichenheiten und Härten, um so eigenartiger, daß er trotz allem Lyriker ist und über eine Sicherheit des Rhythmus verfügt wie kaum einer. Seine Geburtssonne steht am tiefsten Punkte des Himmels im Schützen, sein Mond in Quadratur zur Sonne und Merkur in den letzten Minuten des Zeichens Wassermann mit einem solchen starken Einfluß der Fische, welche das siebente Haus innehaben. Auch Mars bildet in engster Konjunktion mit dem Mond diesen glücklichen Aspekt zu Merkur und Sonne. Die ‚okkulten' Planeten stehen günstig über dem Horizont und in guten Aspekten zu den Lichtern; Uranus in einem Trigon zur Sonne und Neptun in einem Sextil zum Mond. Beide deuten hiermit, verbunden mit dem Stand der Sonne im vierten Hause, die große Medialität des Dichters an. Als solcher muß er Lyriker werden, muß die Fähigkeit haben, sich ganz in das Stimmungsbild seiner Umgebung zu verlieren... Stark betont wird dann das lyrische Moment vor allem durch die Stellung des Mondes und des Mars am Anfang der Fische, aus welcher der letztere eine Rezeption zu Jupiter im Skorpion bildet. Auch Venus im ersten Grad des Zeichens Steinbock, worin sie den Sekundäreinfluß des ihr verwandteren Krebs aufnimmt, prädestiniert zur lyrischen Form, und doch kann man bei all diesen Erwägungen nicht umhin, die Lyrik Rilkes mit Zweifel anzunehmen. Sie muß einen derart eigenen Klang, eine derart eigene Stellung im ganzen Komplex der Lyrik, des unter dieser Bezeichnung Zusammengefaßten einnehmen, daß man die Abweichungen von dem üblichen ‚Lied' und Liedhaftem aus seinen Konstellationen spüren muß. Viel besser ist die Bezeichnung ‚Gedichte' im reinsten Sinne dieses Wortes." (S.76 f.) Als Ergänzung eine Stelle aus der Horoskopdeutung über Alfred Mombert: „Eine ungemein starke Formgewalt bricht aus diesem Dichter durch seine Konjunktion Mond — Venus im Sextil mit Mars hervor. Ein seltsam eigenes Motiv wird dieser Form gehören. Die Flächen, in welchen sie sich bewegt, werden vielgestaltig sein und glatt. Nie wird man Unebenheiten bei ihm begegnen. Die stilistische Seite ist bis zu einer nur denkbaren Vollendung durch die Position dieser Planetengruppe und vor allem des Merkur im dritten Hause ausgeprägt. Dies würden die Bedingungen für einen hervorragenden Journalisten sein, für einen Menschen, der aus dem Nichts, einer schönen Phrase einen ganzen Roman zu schreiben weiß, der nachher doch das Gewand der Echtheit vortäuscht. Diesem Schicksal entgeht Mombert durch den Steinbock, in welchem sich die Planeten aufhalten und durch die starke Stellung seines Herrschers Saturn, der sich ebenfalls in diesem Zeichen und Haus befindet. Dieser gibt der Materie Mond, den empfangenen Eindrücken Tiefe, spaltet ihre Außenseite ab und läßt die ethischen Momente in den Vordergrund treten, wodurch er dann wieder der spielerischen Formsicherheit den wahren und echten Gehalt einführt."

Beide Beispiele zeigen das Verfahren deutlich, wobei es den astrologischen Fachleuten überlassen bleiben muß, den neuen von Werle versuchten Weg rein astrologisch zu begutachten. Von der Seite der Dichter und Künstler darf die Kritik vielleicht für künftige Auflagen ein paar Wünsche äußern. Zunächst den nach Erweiterung nicht nur unter den gegenwärtigen Dichtern und Künstlern, sondern auch in die Vergangenheit hinein, in welcher die ästhetischen Werte der Einzelnen schon zu festerer, allgemein gültiger Gestalt zusammengeronnen sind. Sodann: nach Ergänzung und Verbreiterung des allgemeinen einleitenden Teils, der Venus und Mars als die wichtigsten Planeten der Künstler behandelt. Hier müßte der Verfasser Anhaltspunkte dafür geben, welche gemeinsamen Züge den Dichtern, den bildenden Künstlern, den Musikern im Horoskop eignen; welche Stellungen grundsätzlich den Dramatiker, welche den großen Erzähler verraten. Er müßte es dem Leser und Laien erleichtern, das Gesetz zu finden, statt nur Einzelfälle, die jetzt noch die wesentliche Bedeutung des Buchs sind. Auch es erweist wieder, daß Werle

zu den geistigsten Schriftstellern dieses Gebietes gehört und allem Mißbrauch der Astrologie zu kleinlichen Zwecken völlig fern steht.

*

Das nächste von dem Durchschnitt der okkultistischen Literatur sich heraushebende Buch ist aus einem ganz anderen Gebiete: aus dem Mediumismus. Es ist eine durch kluge Auswahl der Originalberichte geschaffene und sachlich kommentierte Monographie Rudolf Tischners über das wohl größte Medium, das bis jetzt bekannt geworden ist: Daniel Dunglas Home (Oswald Mutze, Leipzig). Home ist Schotte (geboren 20. März 1833 bei Edinburg). Schottland ist das klassische Land des zweiten Gesichts, der Ahnungen, der Gespenstererscheinungen. (Man begründet bekanntlich das viel stärkere Vorkommen übernormaler seelischer Kräfte in Schottland und Skandinavien, namentlich in den nördlichsten Teilen wie Lappland, damit, daß dorthin die Hexenprozesse gar nicht oder nur wenig hingekommen sind, die in Mitteleuropa die medial veranlagten Menschen stark ausgerottet haben.) In der Familie der Mutter Homes war das zweite Gesicht ein Erbteil. Der Ursprung ist also gegeben.

Überblickt man nun die Phänomene, die von Home berichtet werden, in der Zusammenstellung der Originalberichte, wie sie hier vorliegt, so wird man sich verstärkt in die Lage versetzt sehen, die man gegenüber dem Okkultismus überhaupt einzunehmen immer wieder gezwungen wird; in verstärktem Maße, weil eben Home ein so außerordentlich bedeutendes, alle überragendes Medium war, dessen Phänomene, wenn sie vielleicht auch die absoluten Skeptiker nicht überzeugen, so doch von ihnen nie widerlegt und mit einem „non liquet" entlassen worden sind. Die ganze Art und die Beglaubigung der Phänomene erweckt erhöhte, Überzeugung von ihrer Echtheit — ihre Größe, z. B. das mehrfach bezeugte freie Schweben des Mediums selbst, das einmal sogar zu einem Fenster hinaus und zum anderen wieder herein geschehen sein soll, gibt dem Zweifel doppelte Nahrung.

Wäre die Aufgabe dieser Zusammenstellung, welche die Berichte, vor allem von Crookes (der doch wahrscheinlich in dem Fall Kathi King schwer getäuscht worden ist) Verley, Butlerow, Wagner, Aksakow und Lord Dunraven zusammenfügt, nur die: uns heute noch die genaue Beurteilung, ob die Kontrollmaßnahmen ausreichten, ob jeder Betrug sicher ausgeschlossen, ob die Deutung, welche die untersuchenden Gelehrten den Erscheinungen gaben, richtig war, so würde es immerhin interessant sein, doch vielleicht keine langdauernde Bedeutung haben. Ich glaube aber, daß man die Aufgabe eines solchen Buchs schon darin erblicken muß, daß die geschehenen Phänomene — gleichgültig noch, ob echt oder unecht — genau festgehalten und in ihm wenigstens davor bewahrt werden, daß sie entstellt und phantastisch vergrößert in der Erzählung weiterleben. Denn auf dem Wege zu dem lange erhofften Ziel, daß über die okkulten Dinge einmal eine Klarheit erreicht werden wird, wie sie, wenn auch nicht die mathematischen oder physikalischen, so doch wenigstens wie sie die geschichtlichen Dinge besitzen, ist sicherlich eine der wichtigsten Arten des Vorankommens der Vergleich. Man erinnert sich daran, daß Kant ausgesprochen hat, man werde wohl immer der einzelnen Geistererscheinung, Vorahnung oder ähnlichem Zweifel entgegenbringen, der Gesamtheit dieser Erscheinungen gegenüber aber doch zu einer gewissen Bejahung kommen müssen. Auch in den okkulten Experimenten wird im Einzelnen immer bestritten und Betrug vermutet werden; wenn aber eine reichhaltige und große Literatur dieser Vorkommnisse schließlich genau die sich wiederholenden Züge erkennen läßt, die allen Erscheinungen gleichmäßig zu eigen sind, so kann auf diesem Wege am ehesten eine sichere Beurteilung und eine allgemeingültige Anschauung gewonnen werden. Für eine solche Buchung der Vorkommnisse ist dieses Werk ein bedeutsamer Beitrag; bedeutsam sowohl durch das Thema wie durch die Art der Auswahl und das ruhige sachliche Urteil des Herausgebers.

*

Das dritte heute zu besprechende Buch ist von Eberhard Buchner, dem wir eine an dieser Stelle früher ausführlich anerkannte Übersicht über das ganze Gebiet des Okkultismus verdanken, und auch eine Auswahl und Zusammenstellung. Es verfolgt den glücklichen Gedanken weiter, der einst die beiden bei Langewiesche erschienenen Urkundensammlungen spontaner okkulter Vorkomm=

nisse „Das Unerkannte“ und „Das große Geheimnis“ entstehen ließ — wie diese als Stoffsammlung wichtig und wie die eben besprochene Tischnersche Home-Auswahl, ein Beitrag für das künftige, ich möchte sagen, statistisch zu gewinnende Urteil, hier über die spontanen Erscheinungen im Leben. Freilich beschränkt sich Buchner darauf, das wiederzugeben, was er in alten Zeitungen und Zeitschriften fand. Das Mitgeteilte ist also um mehrere Grade unbewiesener und wahrscheinlich ausgeschmückter als die Vorkommnisse, wie sie in den Langewiescheschen Büchern auf Grund der Zeugenmitteilungen, Briefe, privaten Niederschriften usw. erzählt werden. Wenn etwas in die Zeitung kommt, ist es ja fast immer schon nach der Seite der Sensation und des Interessanten hin überbetont und unterstrichen. Wie ungenau viele Berichterstatter, namentlich im Dunkel, zu sehen pflegen, wenn ihre Ungenauigkeit dem zugute kommt, was Schmock die Brillanten in einem Zeitungsartikel nennt, das werden wohl die meisten heutigen Menschen, die mit der Presse zu tun haben, schon selbst erlebt haben. Der Dokumentwert des Buchnerschen Buches „Medien, Hexen und Geisterseher“ (Albert Langen, Verlag, München 1926) wird also in noch erhöhtem Maße darin liegen müssen, wie weit die hier mitgeteilten Geschehnisse besser Bezeugtes einfach naiv bestätigen. Das Buch ist an solchen Bestätigungen nicht arm.

Das Buch ist auch, wenigstens vom 18. Jahrhundert an, einfach an sich eine unterhaltende Lektüre. Aber leider ist in dieser Hinsicht die schwere Type und Satzanordnung, in der es gedruckt ist, fast ein Hemmnis. Ich glaube: je entlegener ein Stoff und ein Geschehen ist, das erzählt werden soll, um so faßlicher, gewöhnlicher fast muß es uns entgegengebracht werden, um rasch Eingang zu finden und n cht zu ermüden.

Der Herausgeber sagt in seinem Nachwort noch ausdrücklich, daß sich der Leser davor zu hüten haben wird, die Berichte durchweg für bare Münze zu nehmen, und darauf angewiesen sein wird, sich aus einem Wust von Schwindel, Irrtum und Übertreibung die Wahrheit oder die Wahrscheinlichkeit selbst herauszuholen. Mit Recht spricht Buchner am gleichen Ort auch die Überzeugung aus, daß sowohl der Kulturhistoriker wie der okkulte Forscher beim Lesen seiner Sammlung auf seine Kosten kommen wird.

*

Durch die ersten vier Hefte neuen Jahrgangs der immer lesenswerten und besonders auch durch ihre Vielseitigkeit interessierenden „Zeitschrift für kritischen Okkultismus“ zieht sich als breitestes Band der Kampf um den physikalischen Mediumismus, in dem als Kämpen hauptsächlich der Graf Klinckowstroem und Rosenbusch auftreten, aber auch der Freiherr von Schrenck-Notzing, Mister E. J. Dingwal und andere Erwiderungen hören lassen. Ein skeptischer Aufsatz von F. Auerbach in Detmold über „Hellseher oder Taschenspieler“ wirft die interessante Frage auf, warum niemals bei einem Blinden hellseherische Fähigkeiten aufgetreten seien, die aller Wahrscheinlichkeit nach auf einer von vornherein falschen und leicht widerlegbaren Voraussetzung beruht; denn einer der bekanntesten münchner Hellseher und hellsehenden Menschenerkenner, Aub ist, soviel ich weiß, fast blind. Auerbach geht aber allerdings auf speziellere Fälle sogenannten reinen Hellsehens, das von Telepathie deutlich unterschieden ist, aus, für die indessen das Nievorgekommensein e nes B inden erst erwiesen werden müßte; würde es erwiesen, wären noch viele Gründe zu nennen, aus denen ein blinder Hellseher keine Gelegenheit zum Hervortreten gefunden haben mag. — Das Interesse unserer Zeit an der Astrologie erörtert Oskar A. H. Schmitz. — Sehr kurz, aber doch für Sache und Person wichtig, gibt Klinckowstroem seinen „Okkultistischen Lebenslauf“. Max Dessoir untersucht die Hellseherin Helene Schnelle; sein Aufsatz ist in seiner ruhigen Sachlichkeit ein Muster, wie aus diesen Dingen allein positive Ergebnisse gewonnen werden können; das Wenige, was sich dann ergibt ist dafür aber auch über jeden Zweifel erhaben. — Fast das interessanteste Stück der vorliegenden Hefte ist ein Beitrag des Grafen Perowsky „Namenlose Betrüger?“, in dem er einen Mann schildert, der, Kanzleirat im russischen Ministerium des Äußeren, stets offenbar aus okkultistischer Leidenschaft betrügerisch die mediumistischen Experimente, an denen er als bloßer Mitsitzender teilnahm, förderte (zum Beispiel indem er die Kontrolle nicht ausübte) und der dennoch ehrenwörtlich das Gegenteil versicherte. —

Ein paar angebliche Erscheinungen des toten Pauls I. von Rußland werden mitgeteilt. Der Fall des entlarvten Mediums Eleonore Zugun wird mehrfach erörtert. —
Die Zeitschrift „Hain der Isis", von der mir die ersten beiden Hefte dieses Jahres vorliegen, bringt, was mir als ihr Bestes erscheint, ein schönes Gedicht von David Luschnat „Weg des Meisters" und beschäftigt sich im übrigen vor allen Dingen mit dem Abbé Vachère de Grateloup, in dessen Nähe bekanntlich Hostien und Heiligenbilder bluteten und der schließlich exkommuniziert wurde.

Brief an Georg Hermann

Lieber Georg Hermann!

Ein neues Buch von Ihnen ist nicht nur immer eine reine Freude für mich; es hat vielleicht noch dieselbe Wirkung auf meine Seele, wie das überraschende Geschenk eines schönen sonnenreichen Tages im trüben Herbst. Aber es bedeutet mir noch mehr! Es ruft Erinnerungen herauf, den ungemünzten goldenen Gewinn unseres Lebens. Und damit haben Sie mich, der wie der Held Ihres neuen Romans „Tränen um Modesta Zamboni",[1] zuweilen träumerisch und nachdenklich ist, schon gewonnen.

Lassen Sie mich als Mensch zum Menschen von Ihrem Buche reden, wenn auch der Kritiker dabei zu kurz kommen mag. Hol der Teufel die verfluchte Beckmesserei! All die Zeugnisse, Maßstäbe, Vergleiche, Stockschläge und Kreidestriche seien verdammt! Verdammt die akademische Würde! Verdammt alles Besserwissen und Klügerseinwollen! Erinnerung — wie Ihr Held Robert Ludwig Schmidt zitiere ich den „Faust" — Erinnerung hält mich nun mit kindlichem Gefühle von all diesem Tun zurück.

Erinnern Sie sich — es ist wohl erst gute dreißig Jahre her! — wie wir gemeinsam im Akademisch-Literarischen Verein die alten Studentenlieder sangen und eifrig unsere Talente förderten? Wir hatten alle schon irgendwelche Bekenntnisse vor der Welt abgelegt und gezeigt, welche Wege wir zu gehn gedachten und welchen Zielen wir zustrebten. Martin Zickel hatte, dank der Förderung Erich Schmidts, schon seine ersten Theatersporen verdient; Paul Wiegler galt uns schon als sachkundiger Ästhet, wenngleich seine furchtbaren Bierpauken sein scheues und stilles Wesen Lügen straften, und Schacht dachte damals gewiß noch nicht daran, Reichsbankpräsident zu werden. Sie waren der Autor der „Spielkinder", und ich erinnere mich noch Ihrer stimmungsvollen Schilderung einer nächtlichen Buddelei in den Straßen Berlins, als hätten Sie sie erst gestern vorgelesen.

Welch einen Weg haben Sie seitdem durchlaufen! Aber immer hielten Sie zu sich selber; Sie waren — es ist das Schönste, was man einem Menschen noch zu seinen Lebzeiten nachsagen kann! — stets sich selber treu, obzwar kein Polonius es Ihnen als Lebensregel mit auf den Weg gab. Sie haben sich erfüllt. Sie waren schon als Student der begeisterte Künder der Künstler und sind Ihrem Lieblingstun auch treu geblieben.

Zu sehr fast! Denn, daß Ihren Roman ein Kunsthistoriker geschrieben hat, würde jedem Leser sich aufdrängen, der sonst nichts weiter von Georg Hermann wüßte. Ihr Buch schwelgt nicht nur in kunsthistorischem Wissen; es zieht nicht nur die gesamte Kunstgeschichte zu Vergleichen heran; es ergeht sich nicht nur in Reminiszenzen aller Kunstepochen und aller Künste, sondern es ist bis zum Bersten gefüllt mit Bildern. Sie breiten wahre Farbenorgien vor uns aus. Sie sehen nur in Bildern. Sie leben nur in Bildern. Das ganze Leben wird Ihnen zum Bilde. Aber zugleich rücken Sie dadurch Mensch und Landschaft in ein spezifisches Blicklicht. Dies geht so weit, daß ich sagen könnte: Niemand vermag Ihren Roman mit rechtem Genuß zu lesen und seine Wirkung restlos zu schmecken, der kunstgeschichtlich nicht genügend vorgebildet ist und gründlich Bescheid weiß und dem nicht, wie Ihnen, Kunst zum tiefsten Erlebnis geworden ist, ja, dem die Kunstsphäre nicht die einzige Luft ist, die er atmen kann. Wie viele, glauben Sie, wissen um die Baukunst Galeozzo

[1] Stuttgart, Berlin und Leipzig 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 265 S.

Allesis so Bescheid wie Sie? Um die Fresken Luinis? Die Zeichnungen Lorenzo Lottos? Die schwäbische Plastik Riemenschneiders? Um Simone de Pisaro? Puvis de Chavanne? Ganz zu schweigen von der Fülle der von Ihnen zitierten Künstler, die auch mir fern und fremd sind wie Hekuba. Sie werfen mit den gloriosen Namen um sich, wie der Fürst mit Goldstücken, wenn er sich unters Volk begibt. Und doch verlieren Sie nie die Fühlung mit der Natur. Sie sind heimisch in den Wäldern wie der Hirsch und der Fuchs, und Sie kennen den Duft und umschmeicheln die innerste Süße jeder Blume wie der Schmetterling. Sie waren immer ein Dichter. Sie haben Ihr Herz immer an Träume gehängt und haben immer das Unwahrscheinliche gewollt und gesucht. Wie Ihr Held (aber er ist ja gar kein Held, er ist nur ein Mensch!) Robert Ludwig Schmidt konnten Sie Geschichten ersinnen und uns glauben lassen, Sie sprächen von der Wirklichkeit, wenn alles nur Traum war, bunte Lüge und holder Wahnsinn. Wie der Wurm spannen Sie aus eigenem Leibe lichte Seide um Ihre zarten Träume.

Da erzählen Sie in einem einzigen Zuge und ohne sich durch Kapiteleinteilungen aufzuhalten, die seltsame Geschichte dieses Kunsthistorikers Robert Ludwig Schmidt, der sich auf eine Italienreise begibt, durch ein paar schöne Augen vom Ziel abgelenkt wird und mit Modesta Zamboni einen süßen Traum erlebt, um den ihn jeder Leser tief beneiden wird, und am Ende sagen Sie, wie die Mutter dem verzückten Kinde, das offenen Mundes an ihren Lippen hängt: Das Ganze war ein Märchen; ich hab' es mir nur zu deiner und meiner Freude ausgedacht; geh nun zu Bett und schlafe gut. „Denn die Kunst — meinen Sie — breitet ja dichter als irgend etwas sonst ihrem Adepten den Schleier der Maja über die Härten und Unversöhnlichkeiten des Erdgeschehens." Darin haben Sie recht. Aber weit mehr pflichte ich Ihnen bei, wenn Sie sagen: „Das Leben fängt in Wahrheit ja erst dort an, wo man der Kunst nicht mehr bedarf, weil das Dasein schon alle Erhöhung und alle Vergessenheit und alle Schönheit und alle Losgelöstheit, all das, was nur Kunst geben kann, in sich trägt."

Ich denke, wir verstehen uns. Dankbar reiche ich Ihnen die Hand und schicke herzliche Grüße in Ihr Haus, von dem Sie auf den Neckar und ins Badener Ländle herabschauen, das meine teure Heimat ist.

Ihr J. E. Poritzky

Eine Versnovelle Emil Ludwigs [1]

Von Ernst Lissauer (Wien)

Um es gleich vorweg zu sagen: ein entzückendes Gedicht, ganz leggiero, selbst noch dort, wo es con brio erdröhnt und appassionato erzittert. Die Strophe ist aus zehn Zeilen geflochten; es reimen die erste und vierte, zweite und dritte, die fünfte und achte, sechste und siebente, und dann die neunte und zehnte: nicht Stanzen, minder streng, bequemer, aber ihr Tonfall und Zug ertönt allenthalben vor. Und es ist ein typisches Stanzengedicht: heiter, witzig, schwebend, mozartisch, erzähltes Lustspiel, beständig akkompagniert von einem unsichtbaren, kleinen, durchsichtig instrumentierten Orchester. Musikalisch fühlt auch Ludwig das Werklein; er nennt's „Quartett": vier Personen und drei Sätze, die er nebenher Andante con moto, Appassionato und Allegretto benennt. Und wie bei Musik ist alles zu Klang und Form aufgelöst, verluftigt, — wie jene beiden Gerichte, die im Kapitel „Menu" serviert werden: „Frittura" — „leicht gebackene Luft" — und „Zabaione" — „leicht gequirlt, in Flocken".

Zwei Herren lernen einander im Schlafwagen kennen — Tom, dreißigjährig, bremenser Patriziersohn; Sylvester, dreiundzwanzigjährig, aus schlesischem Grafengeschlecht, Spätling, Lyriker —, bleiben unten im Tessin — wo Ludwig wohnt, und dem er die Novelle widmet — beisammen, werden Freunde, verlieben sich in dasselbe Mädchen, Valeska, die ländlich erzogene Tochter eines

[1] „Tom und Sylvester". Ein Quartett. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 228 S.

berühmten Arztes, der jetzt am Lago Maggiore, auf abgelegenem Landsitz arme Kranke betreut, Gemüse baut und Blumen hegt und im übrigen Winkel und Fläche der Kristalle messend dem geheimen Gesetz der Gottheit nachspürt. Das Mädchen wird von beiden angezogen, schon fällt sie fast dem älteren, dem derber Zufassenden, anheim, der nimmt sie mit Gewalt, verliert sie gänzlich, muß abreisen, der sanfte Poet gewinnt das schöne Mädchen zum Weibe und bleibt bei Wein und Kohl und Garten und See. Der Erstgeborene aber trägt — natürlich — die Züge Toms. Nur vier Personen; in diesem Quartett — Ludwigs Gleichnis fortzusetzen — spielt Valeska die erste, Sylvester die zweite Geige, Tom die dunklere Bratsche, der Vater das sonor sinnende Cello. Noch ein paar Nebenpersonen: der Briefträger, der Standesbeamte, Fox, der Hund, und Paris, die Katze. Schlafkoupee, See, Berge, Haus, Garten, Waldhaus. Das ist alles.

Das ist alles, und dennoch liest man diese halb Novelle, halb Idylle in einer beglückten Spannung, die weniger fragt, wie die Geschichte weiter gehn, als was dem Dichter noch alles einfallen wird. Denn diese knappe Fabel ist ausgestattet mit einer verschwenderischen Fülle von Einzelzügen, Wendungen, Vergleichen, Pointen, Blicken. Alles ist gestaltet vorhanden, das Haus und die Bergkette und der See und so weiter, und die Menschen und ihre Schicksale, und sie fallen nicht um und hauchen den Odem aus, wenn man das Buch zuklappt, sondern sie leben weiter, die im Tessin, der in Mittelafrika, und leben alle in Wirklichkeit und doch unter einer immer tönenden Musik; denn der Himmel über dieser Dichtung, die eine ernste Seele zu heiter günstiger Stunde erklungen hat, hängt voller Geigen.

Da sind Landschaften, mit schmalem Pinselstrich in verhohlenen Farben hingesetzt, wie Graphik, deren unfarbene Linien gleichwohl farbig wirken, nicht mit dem starken Auftrag lyrisch-hymnischen Freskos wie in Ludwigs Mittelmeer-Buch, sondern eben nicht eigentlich lyrisch, sondern episch, idyllisch, beinahe minutiös, und nur so weit lyrisch, um nicht der Stimmung und Atmosphäre zu entbehren:

> „Da schleichen Schnecken wohlbedacht vorbei,
> Die Spinne störend, die sich unten heftet,
> Ameisengänge sorgend sind beschäftigt,
> daß nicht die Amsel finde Bau und Ei.
> Der blaue Käfer fürchtet alle drei,
> und ihn die Fliege, die ins Blatt sich flüchtet,
> indes die Meise Blütenstengel schichtet,
> damit die Brut im Neste sicherer sei.
> Doch scheint's, sie alle sehen nicht noch hören
> den Eidechs, lauernd, alles zu zerstören."

Oder Dialoge, immer knapp, immer präzis, Wort, Antwort, Gegenwort sitzend, und, ob ausgesprochen oder stumm, wie bei aller dichterischen Wechselrede das Entstehen der Gedanken und die unausgesprochenen mit gestaltet. Da muß Tom abziehen, und gibt dem zurückbleibenden Sylvester, mit dem er zusammen im Waldhaus gewohnt hat, praktische Ratschläge, die ernsthaft gemeint sind und doch nur seine Erschütterung verhüllen sollen:

> „Kann ich — was helfen?" — „Danke. Bin allright.
> Professor macht das Auto unten klar.
> Wenn Sie sich Wasser holen: links Gefahr,
> leicht auszugleiten! Bitte, Holz nie breit,
> stets lang in den Kamin . . ."

Oder Wort und Widerwort wie Aktschlüsse: Der Vater fragt:

> „Gefällt dir der von Stahl? Nein? Der von Seide?"
> Valeska sieht ihn an: — „Ich weiß nicht. Beide."

Oder:

> „Er spricht zum Fenster: „Wenn dich Tom nicht freut, —
> so soll er reisen?" — „Ja." — „Schon morgen?" — „Heut."

Solche Novelle in Versen ist seit Jahrzehnten in deutscher Sprache nicht geschrieben worden. Sie stammt aus einem alten und weitverästelteten Geschlecht, das auch Epen und Versromane hervorgebracht hat: Ariosts „Rasender Roland", Wielands „Idris und Zenide" und „Oberon", Byronsche Gedichte, Uhlands „Fortunat und seine Söhne", Heysesche Novellen wie „Die Braut von Cypern", „Der Pinsel Mings" von Hopfen, Liliencrons „Poggfred". Die Stanze, zuweilen auch die Terzine, ist ihr Maß, behende und hurtig verschlingen sich die Zeilen, bunt, schlank, schwebend rollt sich der Teppich der Strophen ab, der Dichter steht daneben, wir sehen ihn weben und knüpfen, er weist lachend und deutend auf die Figuren und Szenen und fabuliert allerlei hinein, was ihm gerade vor Augen kommt oder durch den Sinn fährt. Solche desillusionierende Zwischenrede und spaßende Anspielung, wie sie diese Gattung erlaubt, fast fordert, braucht Ludwig nur ganz selten.

Und noch ein Zug ist hervorzuheben: der selbstverständliche Schick, mit dem die alltäglichen Verrichtungen und Gegenstände im Vers gebracht

werden, und zwar werden sie nicht sozusagen entzeitlicht und zeitloser Idylle angeglichen, sondern in ihrer heutigen, praktischen Modernität belassen, so wie der alte Herr seine Einsamkeit am See mit Komfort ausgestattet hat. In dieser Idylle ist die Rede von Pyjamas, Gamaschen, Bürste, Schwamm, Gummibeutel, und dies ist das Entscheidende: bei den meisten neueren Versdichtern fühlt man den Widerspruch zwischen den modernen Dingen — zumal wenn sie mit technisch bildlosem Fremdwort bezeichnet werden — und dem Vers, bei Ludwig ist er aufgelöst.

Die sichere Leichtigkeit, mit der dies Gedicht gestaltet ist, mit der es sich hält, hat es gemeinsam mit den Menschen, die es darstellt: es ist eine weltläufig leichte Sicherheit der Umgangsformen, die sich eben dort am klarsten erweist, wo die Konventionen vermieden werden, und die sich auch als Sicherheit im Umgang mit dem Schicksal bewährt. Wenn Tom aus dem Leben dieser Menschen ausgeschieden werden soll, schreibt ihm der alte Herr kurz ohne jegliche Begründung:

> „Wenn Sie sich mit dem Packen eilen,
> so bring' ich Sie im Auto nach der Bahn,
> und Sie erreichen noch vor Abend Mailand."

Und so fügt sich diese Erzählung auch in jene sehr schmale Folge von Dichtungen, die in gebundener Rede gesellschaftliche Vorgänge und Verhältnisse darstellen: Dingelstedts „Roman", Heyses „Salamander", Gedichte — zum Beispiel — von Hopfen, Schnitzler, Münchhausen.

Indes: gerade der Unsicherste, der in jedem Sinn Ungeschickteste, ist es, der schließlich siegt, fast ohne irgend etwas zu tun: nur durch die Zartheit seines Herzens.

Und dieses noch: wo Ludwig es bedarf, verfügt er auch über crescendo und forte und grave, wie in jenem „Waldstück", wo das Mädchen sich vergeblich der Gewalttat erwehrt. In Tun und Rede des alten Gelehrten aber klingt ein tiefes, nicht banal pantheistisches, sondern aus Naturerforschung stammendes und gespeistes, in Nachfolge Goethes erlebtes Gottgefühl:

> „Aus dem Kristallgesetz in Näh und Fernen
> steigt Gottes Logik auf, bis zu den Sternen."

So steht diese holdselige Kammermusik ebenbürtig neben den biographischen Symphonien Ludwigs: Charme, Grazie, Anmut und tiefere Bedeutung; ein Meisterwerklein; schlank und leicht wie aus dem Nichts geboren.

Die Studenten von Lyon [1]

Ein Brief statt einer Kritik

Von Guido K. Brand (Berlin)

Lieber Bruder!

... Ich weiß, daß Du Deine Bibliothek oft zur geistigen Erholung benutzt, um die Erinnerung an die vielen kranken Augen, an die dünnen und schmalen Wangen und schweren Krankheiten, die Dir während des Tages begegnen, auszulöschen. Es mag Dir manchmal gelingen, aber dann schrillt in der Nacht oft plötzlich die Glocke durch Dein Haus, ein Bauer spricht ein paar dunkle Worte und Du fährst durch die stillen Wälder in das nächste Dorf, um einem Menschen Schmerzen und Leid zu lindern.

Diese Zeit im Wagen wird Dir vielleicht manchmal eine Ewigkeit, denn wenngleich der Bauernkutscher sein Pferd antreibt und Wald hinter Wald versinkt: Du weißt, es wartet jemand auf Dich, es glaubt jemand an Deine Hilfe, jede Minute ist kostbar und Du ringst vielleicht schon, ehe Du an dem Krankenbett stehst mit Deinem Feinde, dem Tode.

Und nun meine ich, wenn Du dies Buch, „Die Studenten von Lyon" von Josef Ponten, von dem Du, wenn ich nicht irre, den „Babylonischen Turm" hast, in Deinen karg bemessenen, immer mit Gerüchen von Krankheiten und Arzneimitteln angefüllten Stunden liest, dann ist dies Werk dazu angetan, Dich gerade in diesen einsamen Nachtfahrten oder auch sonst auf den Wanderungen

[1] „Die Studenten von Lyon." Roman. Von Josef Ponten, Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt.

über Feld, bis ins Innerste auszufüllen, den weitesten Umkreis Deiner Gedanken zu umfassen, Dich abzulenken von den Schauern der Krankheiten und des Sterbens.

Ich will Dir den Inhalt nur im wesentlichen und kurz sagen: fünf Studenten aus Lausanne, Anhänger der Lehre Calvins wandern zu Fuß von Genf, wo sie bei ihrem Meister vorsprechen, nach Lyon. Erfüllt von dem Mut und dem Kampfesgeist dieses großen Mannes gehen sie Weg um Weg, an der Grenze gesellt sich ein französischer Kaufmann zu ihnen, der sich auf der Reise freundlich mit ihnen unterhält und sie auch in seine Wohnung in Lyon einlädt. Sie nehmen die Aufforderung an, aber kaum haben sie es sich etwas bequem gemacht, werden sie verhaftet. (Du kennst den Kampf des katholischen Frankreichs gegen die calvinistische Lehre und die grausame Härte der Verfolgung.) Der Kaufmann, ein Spitzel der Inquisition, typisch als blasser, fanatisch blickender, hinterhältiger aber gewandter Mensch geschildert, hat sie verraten. Sie werden in das Gefängnis gebracht, von einem Konzilium verhört, man versucht, sie von ihrem angeblichen Irrglauben abzubringen, um eine Verurteilung zu vermeiden, weil die Kirche, schlau wie sie ist, keine Märtyrer haben will. Der Inquisitor selbst versucht sich mit aller Schärfe seines Verstandes an ihnen, aber die Studenten bleiben stark, von Calvin durch wundervolle Briefe in ihrem Glauben gestärkt und gehen doch endlich den Weg zum Tod. (Dies letztere ist wörtlich zu nehmen, weil mit dem Öffnen der Zellen und den Worten: „Aller Versammelten Augen wandten sich auf die Türen" der Roman abschließt. Der Anblick ihres Todes auf dem Scheiterhaufen ist uns erspart.)

Du denkst vielleicht: ein wenig arm, um an Spannung reich zu sein und um Dir, dem immer Handelnden und Entscheidenden irgendwie näher zu kommen. Aber ich möchte Dir doch sagen, daß die Kraft Pontens seit seinem „Babylonischen Turm" und seit seinem Umwege über starke wundervolle Novellen — ich hoffe, Du erinnerst Dich noch meines Aufsatzes über ihn in „Der Literatur" — an Tiefe, Intensität und Breite gewonnen hat, die die vielleicht von Dir erwartete Schwäche, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist, in einem gigantischen Ausmaß überwindet. Handlung ist gewiß wenig, aber Spannung und Explosionsstoff an Großartigkeit und dynamischem Druck unübertrefflich vorhanden. Wenn ich es kurz zusammenfasse, so möchte ich dieses sagen: es ist ein geistiger Roman, mehr: eine geistige Dichtung mit der Dynamik und Spannung eines Zweikampfes. Da sind die öffentlichen Kämpfe, die die Calvinisten und die katholische Kirche führen, die Schilderungen der Zwistigkeiten in Genf, in Lyon, in Frankreich, deren verschiedene Gegner Dir immer durch ein oder das andere Charakteristikum nahegebracht werden, es sind die Verhandlungen vor dem Konzilium der Kirche, wo der eine der fünf Studenten in einer wundervollen Rede den Sturm aller Gegner erregt und Beifall bei seinen Freunden erntet. Es ist das entzückende, fröhliche Intermezzo an der Zollstation, von wo aus das Unglück dieser fünf Studenten seinen Weg nimmt. Aber daneben noch gewaltiger, noch aufregender und spannender sind die Kämpfe zwischen den einzelnen Menschen selbst, in Gefängniszellen, im Gerichtshof, beim Einzelverhör. Hier siehst Du förmlich wie zwei Menschen miteinander, aneinander emporwachsen, wie sie sich abmessen mit scharfen durch die Lider halb verdeckten Augen, so daß Du oft kaum erkennen kannst, wohin der Gegner zielt; hier schlagen sie Finten, gleiten zurück vor einem Schlag, weichen einander aus, begegnen sich wieder, führen — verschiedenen Glaubens, aber gleich stark — mit eben den Mitteln ihrer Gläubigkeit den Kampf um eine Weltanschauung und würden doch nie, weil es eben bei allen ein Bekenntnis ist, zusammenkommen. Sie überspielen sich, sagen sich Grobschlächtiges, Bäuerisch-Schlaues locken, dämpfen mit allen Registern ihrer Dialektik und ob Du Dry, den Inquisitor, ob Martial oder Peter oder Peterlein, den genialen Fünfzehnjährigen nimmst, ob Calvin oder den Vorsitzenden des Gerichts, der seiner Aufgabe nicht gewachsen ist: es ist immer jener geistige Aufprall, der die Waffen zum Splittern bringt, es ist die Versenkung und Bohrung in des anderen, des Gegners große, weite, geistige Räumlichkeit, aus der Flammen aufstürzen, Welten sich enthüllen, Religionen aufbrennen in der Glut der Bekenntnisse und aus der letzten Endes — wenn das Leben nicht früher endete — jene Einsamkeiten aufwachsen müßten,

die nur Gott um sich kennt. Es ist erschütternd zu sehen, wie diese fünf Menschen, die sich manchmal aus Verzweiflung nach dem Leben sehnen, langsam für den Tod reif werden, äußerlich von der Versuchung gelockt, aber innerlich stark wie die Märtyrer der alten Christenzeit. Vielleicht schwankt der eine oder andere einmal, weil Ory der grandios gezeichnete Inquisitor, sie an einer wunden Stelle trifft. Aber da sind wiederum die glaubensstarken Briefe ihres Meisters aus Genf, da ist ihr Glaube an Gott und die Gerechtigkeit. Aber es siegt die Macht, die Gewalt, die sich selbst durch diplomatische Mittel — auch diese werden versucht, von der Schweiz, von Deutschland her — nicht von ihrem Wege abbringen läßt.

Ich könnte Dir noch vieles sagen: über die Kunst Pontens, eine Landschaft zu schildern, aus der Du ersehen könntest, wie er seit seinen Anfängen gewachsen ist und doch dem architektonischen Aufbau des Landschaftlichen treu geblieben ist — Du weißt, er schrieb auch ein Buch „Architektur, die nicht gebaut wurde" und ist ein Kenner dieser Disziplin — über die Konzentration der Geschehnisse — und Tektonik der Reden und Gespräche, die gehalten und geführt werden, über die Verdichtung der Worte und Sätze, über ihren Rhythmus, kurz über seine Sprache. Und diese ist bei Ponten so stark und zwingend, so einfältig logisch und gesteigert, so breit und zugespitzt, so ernst und fröhlich, je nach den Gegebenheiten, daß Du des Glaubens wirst: so schreibt und dichtet nur ein Dichter.

Ich hoffe, Du findest in einer ruhigen Stunde Zeit, diese Dichtung zu lesen.

Dein treuer Bruder.

Kinder-Literatur

Von Rudolf Frank (Berlin)

Wie die Literatur eines entfernten Kulturlandes liegt seitab von dem Reich der neueren Literaturgeschichte die Literatur der Kinder: reichentwickelt, doch unerforscht und unbeschrieben. Es fehlt an maßgebenden Übersichten und damit am Maßstab. Wer das Beste für seine Kinder sucht, geht oft am Besten vorbei. Die von pädagogischen Instanzen geschaffenen Listen sind weder populär zum Gebrauch noch unparteiisch. Weil es das Goethische Gedicht: „Ein Meister einer ländlichen Schule..." enthielt, wurde einst mein „Goethe für Jungens" (der die Zuckmayer-Generation in Goethe und die Klassiker einführte) von der Aufnahme in das Verzeichnis empfehlenswerter Bücher ausgeschlossen: Das Gedicht „mache den Lehrerstand verächtlich", hieß es. Aber selbst wenn diese Listen vollkommen wären, das Wesentliche würde in ihnen verschwinden.

Es ist darum nicht verwunderlich, daß die künstlerisch besten, menschlich edelsten Kinderbücher ihr Ziel, die Kinder, meist verfehlen. Es ist ein Verlust für unsere Jugend, daß Christian Morgensterns „Klein Irmchen",[1] ein Bilderbuch, in dem seine holdeste Weisheit, sein zartester Humor sproßt, noch immer in erster Auflage beim Verleger liegt. Und gleiches gilt von der Muhme Rehlen,[2] in die sich Alice Behrend voll Liebe vermummte, gilt von dem „wunderbaren Geißleinbuch", diesem wirklich wunderbaren Dichterbuch der Ina Seidel und von dem geist- und kunstgesättigten „Schweinebuch" von Erna Pinner,[3] deren ungekünstelte Prosa ihren höchst lebendigen farbigen Zeichnungen an Lustigkeit und Buntheit gleichkommt, gilt von Rudolf Johannes Schmieds „Carlos und Nikolas",[4] der zartesten, anmutigsten und (ohne jedes Moralisieren) erzieherischsten Lausbubengeschichte der Weltliteratur. Nirgends schlägt das Kinderherz mit seinen Erwartungen und Beklemmungen, seiner heiteren Güte, kecken Zärtlichkeit und naturhaften Phantasie so rein wie hier. Den ganz heutigen, prachtvollen Kinderroman „Admiral Bobby" von Georg Fröschel[5] werden Junge und Alte gern für den

[1] „Klein Irmchen." Ein Kinderliederbuch. Von Christian Morgenstern. Mit Zeichnungen von Josua Leander Gampp. Berlin 1921, Verlag Bruno Cassirer. — [2] „Muhme Rehlen." Ein Märchenbuch. Von Alice Behrend. Köln 1921, Verlag Hermann Schaffstein. — [3] „Das wunderbare Geißleinbuch." Von Ina Seidel. Stuttgart 1925, F. Andr. Perthes Verlag. „Das Schweinebuch." Ein Schweinemärchen von der Geburt bis zur Wurst. Von Erna Pinner. Berlin 1919, Erich Reiß Verlag. — [4] „Carlos und Nicolas." Von Rudolf Johannes Schmied. Mit Originalsteindrucken von Walter Rößner. Berlin 1909. Verlag Erich Reiß. — [5] „Admiral Bobby." Eine abenteuerliche Geschichte für junge Leute. Von Georg Fröschel. Berlin 1923, Verlag Ullstein.

Lederstrumpf samt hundert vielgelesenen Indianer- und Seeräubergeschichten hingeben. Er ist voll Spannung, Originalität und kindhafter Liebenswürdigkeit. Aber auch er, obwohl in einem der mächtigsten Zeitungsverlage erschienen, ist von der Kritik übergangen, Eltern und Erziehern unbekannt, noch immer in der Erstauflage zu haben. — Der englische Riesenerfolg des „Doktor Dolittle",[6] der die Auflage des „Struwwelpeters" verdiente, hat es in Deutschland mit seinem ersten Band bis jetzt kaum auf elf, im zweiten nur auf fünftausend Stück gebracht. Und doch gehört dieses Werk zu den schönsten Prosaepen aller Zeiten, ist in seiner unsichtbaren Pädagogik schlechthin genial und nimmt in seiner heiteren Ethik künftige Entwicklungsstufen menschlicher Sittlichkeit voraus. Eine große Liebe umfaßt alle Rassen und Kreaturen bis hinab zu den Schaltieren. Die Übersetzung von E. L. Schiffer läßt nirgends den Gedanken an Übersetzung aufkommen.

Wie in der „großen" Literatur lassen sich auch in der kleinen bestimmte Richtungen verfolgen. Wir sehen Bahnbrecher und Epigonen, Einzelgänger und Bearbeiter. So hat das älteste Kinderbuch, der „Orbis pictus" von Amos Comenius (1658), darin man „alles fand, was einem Menschen zu wissen nötig und unentbehrlich" ist, durch die Jahrhunderte eine zahlreiche und begabte Nachfolgerschaft gefunden. Da sind, als heute umfassendste, „Das Wunderbuch für unsere Kleinen" von Hedwig Lohß, und „Das große Wunderbuch" von O. Zimmermann,[7] da sind die, Auge und Verstand unserer Kleinsten unerhörte Sensationen bietenden, unzerreißbaren Pappbilderbücher von Else Wenz-Viëtor, Helmut Scarbina und Gottfried Eisenhut,[8] des lichten und schlichten K. F. von Freyhold handkolorierte Bände: „Tiere", „Sport und Spiel";[9] das klar und schattenlos gemalte „Buch der Dinge" von Tom Seidmann-Freud.[10] Ohne Worte sprechen sie mit dem Kind in der ihm verständlichen Sprache der Bilder. — Wie im „Orbis pictus" jeder Gegenstand auf deutsch und lateinisch benannt war, so findet sich heute unter den Bildern des kleinen orbis pictus von Paul Haase: „Was ist das?"[11] die Bezeichnungen in deutscher, französischer, englischer Sprache.

Wichtige Bahnbrecher für das moderne Kinderbuch waren Paula und Richard Dehmel, die mit „Fitzebutze", „Buntscheck", „Rumpumpel"[12] die Kinderbuchproduktion aus Biedermeier-Nachahmung und Kitsch in eine phantastisch frische Luft führten, in der sie noch heute lebt und blüht. Auch die Entdeckung der für das Kinderbuch prädestinierten Illustratoren Kreidolf und Freyhold ist Dehmel zu danken. Diese beiden wirken noch heut[13] innerhalb der damals gesteckten Ziele. Auch Hans von Volkmann[14] lebt in diesem Bezirk, während die von Toni Eisgruber aus süßer Kleinmädchenseele gehauchten, wolkenzarten Bilderbücher[15] eine höchste Sublimierung des damals temperamentvoll, unbekümmert Begonnenen darstellen. — Schnurrige, eigene Pfade trabt „Das rote Pferd" von Elsa Moeschlin[16] und die in lustiger Freiheit geschriebenen Büchlein „Schneewittchen" und „Dornröschen" von Anna Frank-Meisel,[17] die hinsichtlich der Neuformung der alten Stoffe als vorbildlich zu bezeichnen sind. Ähnliches, wenn auch in Beschriftung, Text und Bild weniger beweglich und ausdrucksvoll, zeigen die zwei Bändchen „Männchen" von Conny

---

[6] „Doktor Dolittle und seine Tiere." Von Hugo Lofting. Mit einer Einleitung von Oskar Loerke, 1926 und: „Doktor Dolittles schwimmende Insel." Charlottenburg 1927, beide Bände im Verlag Williams u. Co. – Das im Verlag Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald, erschienene Buch „Onkel Doktor erzählt Märchen", ein ungeschickter Nachläufer des „Doktor Dolittle", Autor: Dr. med. E. Mosbacher, sei hier der Vollständigkeit halber angeführt und trotz der mäßigen Bilder als gelegentliches psychotherapeutisches Heilmittel empfohlen. – „Das Wunderbuch für unsere Kleinen." Die erste Einführung in Welt und Weltall. Dargestellt von Hedwig Lohß, und: „Das Große Wunderbuch, die Wunder der Welt in Wort und Bild." Dargestellt von O. Zimmermann. Stuttgart, beide im Verlag S. Andr. Perthes. – [8] „Schau hier hinein, alles ist Dein!", „Die kleine Welt, die dir gefällt!", „Liebe kleine Sachen zum Schauen und Lachen." Drei Pappbilderbücher ohne Text mit Bildern. Von Else Wenz-Viëtor. „Wir fahren und wir reiten ..." Von Helmut Scarbina. „Was alles des Nachts schläft." Von Gottfried Eisenhut. Alle fünf Bücher: Oldenburg, Gerhard Stalling Verlag. – [9] K. F. von Freyhold: Bilderbücher für die Kleinsten: „Tiere" und „Sport und Spiel". Köln, Hermann Schaffstein Verlag. – [10] „Das Buch der Dinge." Ein Bilderbuch für ganz kleine Kinder. Von Tom Seidmann-Freud. Berlin, Mauritiusverlag. – [11] „Was ist das?" Von Paul Haase. Der Anschauungsunterricht für unsere Kleinen. Berlin, Meidingers Jugendschriftenverlag. – [12] „Fitzebutze." Allerhand Schnickschnack für Kinder. Von Paula und Richard Dehmel. Köln, Verlag Hermann Schaffstein. – Karl Hofer. „Rumpumpel." Ein Buch für junge Mütter und ihre Kleinsten. Von Paula Dehmel. Im gleichen Verlag. – „Buntscheck" (ebenda) ist vergriffen. – [13] „Alte Kinderreime", „Schwätzchen", „Die Wiesenzwerge", „Blumenmärchen", „Die schlafenden Bäume", „Sommervögel", „Der Gartentraum". Köln, Verlag Schaffstein. – „Das Wintermärchen". Zürich, Rotapfelverlag. Sämtliche Bücher von Ernst Kreidolf. – „Hasenbuch" (Osterbuch) von Freyhold, Verse von Christian Morgenstern. Berlin, Verlag Bruno Cassirer. – [14] „Strabantzerchen". Bilder und Reime. Von Hans von Volkmann. Verlag Schaffstein. – [15] „Sause Kreisel, sause." Kinderspiele in Bildern. Von Elsa Eisgruber und Karl Hobrecker. Berlin, Verlag Hermann Stuffer. – „Vom Mäuschen und Mettwürstchen", „Das Hausgesinde". Beide von Elsa Eisgruber. Oldenburg, Verlag Stalling. – [16] „Das rote Pferd." Ein Kinderbuch. Von Elsa Moeschlin. Berlin, Verlag Herbert Stuffer. – [17] Im Selbstverlag, Stettin.

Meißen.[18] Seine eigene, wenn auch nicht gerade kindliche Handschrift hat, von entsprechenden Versen von My begleitet, Walter Trier in seinen Fridolinbüchern.[19]
Ein überreiches Gut an dichterischer Jugendkost bietet das 17. und mehr noch das 18. Jahrhundert. Hierüber orientiert, wenn auch mitunter einseitig, Karl Hobrecker.[20] Seine Bemerkung über den grandiosen Märchen- und Mythenschöpfer E. T. A. Hoffmann („der vielfach ge- und überschätzte E. T. A. Hoffmann hat nur verworrene Phantastik mit allerlei Brimborium, kein einfach-gemütliches Kindermärchen geschaffen") darf keinesfalls Eltern davon abschrecken, ihren Kindern vom neunten Jahr an Hoffmanns unvergängliche Märchen[21] in die Hand zu geben. Im übrigen basiert eine ansehnliche Reihe neuerer Kinderbücher auf Hobreckers verdienstvollen Forschungen und Ausgrabungen. — Sein von Helmut Scarbina illustriertes Rätselbuch[22] sowie ein „Lustiges Rätselbuch" von Ernst Kutzer[23] deuten die Bildhaftigkeit der alten, volkstümlichen Rätsel mit guten malerischen Einfällen aus. Dagegen erscheint, trotz des Alters der Verse, Hobreckers Jahreszeitenbuch[24] matt und mißglückt. Die antiquierte Sprache, die wohl nie ganz lebendig sprühte, lähmt Genuß und Verständnis.
Darum sollten Eltern und Erzieher auch die alten Märchen von Musäus, ja sogar die der Brüder Grimm,[25] vor allem aber die von „Tausendundeine Nacht"[26] nur in freier Nacherzählung vor den Kindern aufleben lasse. Auch die Kinder haben heute nicht mehr so viel Zeit, um der verschnörkelten oder gedrehten Diktion früherer Jahrhunderte zu folgen. Sie ist für sie, wie für uns, zur Fremdsprache geworden. Eine solche Nacherzählung erfüllt bereits ihren Zweck, wenn sie, den einfachen Gang der Handlung referierend, alles übrige den phantasietollen, abenteuerfrohen Zeichnungen überläßt, mit denen besonders „Das Märchenbuch" (Eine Folge von Märchenbüchern für Kinder und Erwachsene, mit ein- und mehrfarbigen Zeichnungen der besten deutschen Maler)[27] reich und köstlich durchsetzt ist. Die besten Arbeiten von Slevogt,[28] Walser,[29] Gulbransson,[30] Kalckreuth[31] ruhen in dieser großangelegten und musterhaft durchgeführten Sammlung. Einer der besten, wenn nicht der beste Nacherzähler überalterter Texte scheint heute Will Vesper,[32] der seine einfühlende Dichterkraft dem mehrfach erwähnten Verlag Stalling in Oldenburg widmet. Er wäre der rechte Mann, auch die Sagen des klassischen Altertums aus Schwabs Biedermeierpathos in ein kurzes, schlichtes Deutsch zu übertragen. Bis dahin wird man zu der, trotz guter Ausstattung und erstaunlicher Vollständigkeit, nicht mehr ganz zeitgemäßen Bearbeitung von Henningsen[33] greifen.
Wie die Literatur der Kinder auf der einen Seite an die Literatur der Großen grenzt, ja tief in sie hineingreift, so grenzt sie auf der anderen an Spiel und Spielzeug. Hier ist außer dem „Nürnberger Puppenstubenspielbuch" und dem Spielbuch: „Aus dem kleinen Städtchen"[34] besonders auf das, eben er-

[18] „Männchen." Von Conny Meißen. Berlin, Herbert Stuffer. — [19] „Fridolins Zauberland", „Fridolins Harlekinder", Fridolins Siebenmeilenpferd". Alle mit Versen von My. Berlin, Fridolinverlag (Ullstein). — [20] „Alte vergessene Kinderbücher". Von Karl Hobrecker. Berlin 1924, Mauritiusverlag. — [21] „Nußknacker und Mausekönig", „Die Königsbraut", „Zwei Märchen". Von E. T. A. Hoffmann. Illustrationen von Bertall und Klee-Palyi. In: „Klassiker, eine Bibliothek für die Jugend". München, Allgemeine Verlagsanstalt. — In der gleichen Sammlung erschienen die Bände: Goethe, Storm, Tolstoj, Keller, Dickens, alle mit gleicher Sorgfalt ausgewählt und illustriert. — „Nußknacker und Mausekönig", „Das fremde Kind". Von E. T. A. Hoffmann. Band 22 der Jugend- und Volksbücher. Köln, Verlag Schaffstein. — [22] „Wer will mit frischen Backen diese schönen Nüsse knacken?" Ein Rätselbilderbuch. Von Karl Hobrecker. Oldenburg, Verlag Gerhard Stalling. — [23] „Lustiges Rätselbuch." Mit Bildern von Ernst Kutzer. In der Sammlung: „Das Rheingold." Ein Jugendhort in Wort und Bild. Herausgegeben von Albert Sergel. Fürth i. Bayern, Verlag Löwensohn. — In der gleichen Sammlung erschienen: „Schattenspiele". Von Franz Pocci. „Abenteuer der sieben Schwaben." Von Ludwig Aurbacher. — [24] „Vom Gang der Jahreszeiten laß fröhlich dich begleiten." Oldenburg, Verlag Stalling. — [25] Von den zahllosen Ausgaben sei hier als neu und empfehlenswert genannt: Brüder Grimm „Kinder- und Hausmärchen". Ausgewählt von Severin Rüttgers. Köln, Verlag Hermann Schaffstein. Einzelausgaben s. u. Anm. 27. — [26] Die schönsten Märchen aus „Tausendundeine Nacht". Nach Weils Übersetzung aus dem Urtext ausgewählt und bearbeitet von Wilhelm Spohr. Köln, Verlag Hermann Schaffstein. Einzelausgabe s. u. Anm. 27, Buch 4 u. 10. — [27] Verlag Bruno Cassirer, Berlin. Buch 1, 2, 12, 13, 14: „Deutsche Märchen". Von Brüder Grimm. Buch 3: „Genofeva". Buch 4: „Alladin und die Wunderlampe". Buch 5, 7, 8: „Märchen". Von Hauff: Buch 6: „Rübezahl". Von Musäus. Buch 9: „Frau Holle" u. a. Buch 10: „Ali Baba und die vierzig Räuber". Buch 11 u. 15: „Märchen". Von Andersen. — [28] Die in Anm. 27 angeführten Bücher 1, 6, 10, 13, 14. — [29] Die in Anm. 27 angeführten Bücher 5, 7, 8. — [30] Anm. 27, Buch 15. — [31] Anm. 27, Buch 2, 12. — [32] Aus Stallings Jugendschriften besonders: „Parsival", „Gudrunsage", „Gute Geister", „Robinson Crusoe", „Münchhausen", „Don Quichote", „Die Kinderbibel", „Gullivers vier Reisen in fremde Länder". Oldenburg, Verlag Gerhard Stalling. — [33] „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums." Von Gustav Schwab, bearbeitet und herausgegeben von Nicolaus Henningsen. Köln, Verlag Hermann Schaffstein. — [34] „Nürnberger Puppenspielbuch", „Aus dem kleinen alten Städtchen". Von Else Wenz-Viëtor. In Buchform und Leporelloform. Oldenburg, Verlag Stalling.

schienene Wunderhaus von Tom Seidmann-Freud[35] zu verweisen, das voll geistvoller Überraschungen steckt und mit beweglichen Bildern und variabeln Geschichten die Aufmerksamkeit der jungen Leser in Bewegung hält.
Der Raum gestattet nicht, noch auf die kaum übersehbare Menge der Kinder-Jahrbücher, -Kalender, -Zeitschriften, -Witzblätter und vor allen Dingen auf Kinderdramatik (Weihnachtsmärchen, Osterspiele, Kinderstücke und Kinderrevue) näher einzugehen. Sie alle, selbst das neue Genre der Kinderrevue, würden die oben erkannte Macht der Tradition in der Kinderliteratur bestätigen. Die Literatur der Kinder ist anhänglich wie das Kind selbst, und das ist wohl der größte Unterschied, der sich zwischen ihr und der „großen" deutschen Literatur feststellen läßt.

Proben und Stücke

„Der Garten" [1]

Von Georg Hermann

Aber wie lebte Roberto Luigi, da ihm doch ein Tag in den anderen floß, so daß er bald alle Zeitrechnung verloren hatte? Da war der Park, der Garten zum Beispiel, Eichendorff mußte ihn gekannt haben, denn wie hätte er sonst sprechen können „von Gärten, die überm Gestein in dämmernden Lauben verwildern". Einen Garten wie den aber lernt man nicht so leicht kennen. Da war die Fontäne, die Wasseranlage mit der Neptungruppe und Najaden und Seerosen und steinernen Delphinen, die einst durch ihre Nüstern Wasserstrahlen warfen ... und mit den breiten Rändern, über die einst das Wasser wie eine dünne Silberschicht von Becken zu Becken rann, um in feinen gedrehten Strähnen wie gesponnenes Glas sich zu zerteilen, ehe es das unterste größte erreichte. Aber jetzt sonnten sich am Mittag Hunderte von Eidechsen darauf: braune, grüne und smaragdfarbene, solche mit schimmernden Bäuchen und solche mit schimmernden Rücken, und solche mit Stutzschwänzen, und solche mit langen Schwänzen wie Peitschenschnüre. Und bis man da jede persönlich kannte, das nahm gut einige Zeit in Anspruch. Manchmal liefen sie auch über den Weg mit rauhen Kieseln von Grasfleck zu Grasfleck oder besuchten den Sockel einer Abundantia, deren Füllhorn zerschlagen war ... und das mit Recht, denn die Zeiten waren hier nicht mehr so wie früher. Aber am liebsten waren sie doch auf dem Rand der Fontäne, hier hielten sie für alle wichtigen Fragen ihre Meetings ab, und je heißer die Sonne auf sie niederbrannte, desto wohler fühlten sie sich, trotzdem sicher andere Stellen des Gartens für sie viel nahrungsgesegneter waren. Mit manchen war Roberto Luigi befreundet. Sie fürchteten ihn nicht; und wenn er sich ruhig zwischen sie setzte, liefen sie sogar über seine Hand oder seine Schlangenhautstrümpfe. Andere wieder konnten ihn gar nicht leiden, streckten ihm die Zunge heraus, sowie sie seiner ansichtig wurden, und liefen dann unter höhnischen Bemerkungen davon. Besonders war es eine große Smaragdeidechse, zu der er durchaus in kein freundschaftliches Verhältnis kommen konnte, und dabei war es eine der allerschönsten.
Und dann ... trotzdem Eidechsen etwas sehr Angenehmes, Kluges und Schillerndes sind, und schon Goethe, wie er das mehrfach bekundete, zwischen ihnen und den Frauen Italiens, vor allem Venedigs, eine gewisse Ähnlichkeit nicht entging, nur daß er nie von Eidechsen, sondern von Lazerten sprach, weil das Wort vielleicht noch mehr das Raschelnde und Flüchtige malt, dann (man kann nicht immer mit Eidechsen leben) ... gab es da weiter unten im Park eine Tropfsteingrotte, in der bunte Muscheln und Achatdrusen eingemauert waren, und in der während der Mittagsglut, wohl weil es der kühlste Fleck weit und breit – Pan schlief und nicht liebte, daß man ihn störte. Man vernahm nur sein Grunzen und Schnarchen; aber sowie man dem Ton nachging, erwachte er, hörte es wohl, weil der Kies knirschte, und sprang hastig fort. Er hatte das mit den Zikaden im Oleandergebüsch gemeinsam, die auch zu lärmen und zu schrillen aufhörten und taten, als ob sie nicht da wären, sowie Roberto Luigi in ihre Nähe kam. Und erst wieder mit ihrem Konzert begannen, wenn sie meinten, er wäre fortgegangen. Im Tempel aber, den die Kletterrosen eingesponnen hatten, gelbe vor allem mit rosigen Kelchen, klein und herb duftend, stand der Apoll von Belvedere und schnellte seinen imaginären Pfeil ins Ungewisse. Er war in der Empirezeit wohl kopiert, denn die liebte ihn seit Winckelmann. Aber der Kopist hatte eine süßliche Schülerarbeit von Canova daraus gemacht. Doch wer wollte auch hier den rächenden Gott in seiner ganzen Strenge sehen und wiederfinden? Was tat er unter Rosen und neben großen Hortensien und Heliotrop in Tonkübeln mit Widderköpfen und Masken?
Und die Blumen – manche waren altmodisch und verwildert – kannte man gar nicht alle. Nur durch das eine lernte Roberto Luigi sie bald unterscheiden, daß der Park zu jeder Stunde des Tages und der Nacht anders duftete. Des Morgens ganz anders als am Mittag. Wenn man ihn mit verbundenen Augen hineingestellt hätte, er hätte endlich genau sagen können, welche Tages- oder Nachtzeit es war. Des Abends kamen Oleander, Tubarosen, Verbenen und Jalappen. In der Nacht begann noch die Erde selbst jenen violetten Geruch auszuströmen, der uns

[35] „Das Wunderhaus". Ein Bilderbuch zum Drehen, Bewegen und Verwandeln. Von Tom Seidmann-Freud. Berlin 1927, Verlag Herbert Stuffer.
[1] Aus Georg Hermanns Roman „Tränen um Modesta Zamboni". Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1928.

Eine Manuskriptseite

in Stenogramm und Maschinenschrif

von Josef Ponten

aus dem Roman „Die Studenten von Lyon"

hr seid einfach feige; Ihr zaudert, hier vor uns Vertrauten Euern Mangel
n Mut einzuräumen. Ihr zaudert, Ihr seid verlegen und benommen vor meiner
~~(er lächelte sehr bitter) - ach erbärmlichen - Grösse!~~ Aber wenn Ihr
eggegangen seid, werdet Ihr Eure Benommenheit bereuen und werdet sagen:
as haben wir uns beschwätzen lassen! Warum haben wir nicht den Mund aufge
an. Und Ihr könntet hier den Mund auftun, soweit Ihr wollt, und Ihr braucht
ar nicht feige zu sein. Hier wenigstens könntet Ihr Mut haben! Hier zeigt
hn, wenn Ihr ihn habt! Seht, Mut, es ist so eine Sache mit dem Mute. Die ihn
aben, müssen keineswegs immer die besten sein, und die ihn nicht haben,
rauchen durchaus nicht immer die minderen zu sein. Das hoffe ich wenig-
stens für mich selbst. Denn seht, ich bin gar nicht mutig.
Seht, ich, Calvin, Euer Meister, den Gott in diese Stellung wider seinen, Calvins
Willen berufen hat und der sie als ein schlechter Diener
ausfüllt, ich bin garnicht mutig. Mut, müsst Ihr wissen, ist nämlich auch
eine Sache des Blutes,
des Berufes und oft, sagen wir es, der Dummheit. Der
Jäger hat Mut, der Holzknecht hat Mut, der Tierbändiger, der [illegible], hat Mut, alle die
mit den kleinen Köpfen haben Mut. Alle die, welche die Gefahr nicht er-
kennen und den Wert des Lebens nicht zu schätzen wissen. Die Bauern
haben Mut, wir Städter haben keinen Mut mehr, wir fürchten uns vor den
Hunden auf der Strasse und vor ~~den Katzen und~~ den Mäusen ~~nachts~~ in den
Häusern. Mut ist eine Sache der Veranlagung und des inneren Gefühls, des
inneren Sicherheitsgefühls, ja eines Stolzes, den wir in uns haben müssen,
und der Verachtung der Welt und des Trotzes gegen sie. Ich habe diesen
Trotz nicht, das heisst, ich habe ihn nur, wenn ich hier in diesem Zimmer
bin, wenn ich der Welt von ferne trotzen darf, in Gedanken, in Absichten,
in Plänen, in meinem ganzen Sein und Wollen; und wenn es stille um mich ist;
denn dann bin ich Ich selbst. Wenn es aber laut um mich ist, wenn die
Gasse tobt und die Menschen schreien und brüllen oder mir auch nur ins

entfernt an Trüffeln und Veilchen erinnert. Am Mittag herrschte der Heliotropduft, und am Vormittag der der Rosen. Und am Morgen war jener Duft am stärksten, der immer über dem ganzen Garten lag, der des Nachts durch die offenen Fenster bis in sein Himmelbett drang, und den er auch schon in Lugano kennen gelernt hatte. Lange dauerte es, bis er endlich herausbrachte, daß er von einem grünen und hartblättrigen Strauch kam, der kleine weiße Sternblüten um die Ästchen hatte, und von dem die taube Lionella behauptete, daß er „Oleo" hieße; — mehr wußte niemand. Nach einem Regen jedoch rochen die Silberpappeln wie Harz und Wein; und in greller Sonne der Nachmittagsstunden waren es die Zypressen, grün und bitter. Also — wer kann sich rühmen, daß er die Geheimnisse eines solchen Gartens schnell auslernt! Als Roberto Luigi vier Wochen bald dort war, entdeckte er zum Beispiel plötzlich, daß an der einen Mauer ein riesiger Feigenbaum mit grauen, gedrehten Ästen stand, dessen dunkle Früchte niemand aberntete. Und wie er zum erstenmal mit vollem Bewußtsein die großen, grünen, gelappten Blätter sah, verstand er, warum das erste Menschenpaar in seinen Kindersorgen gerade zu ihnen seine Zuflucht nehmen konnte, und warum Giorgione und Tizian, wie sie die italische Landschaft entdeckten, ihn — den Feigenbaum — sogleich zuerst mit entdeckten. Auch fand er in einem fast leeren und verwahrlosten Glashaus alte Orangenbäume in grünen Holzkisten, die voll kleiner Früchte waren und zugleich weiße Blüten streuten. Und dann gab es Plätze, Steinbänke, Nischen und Lauben, die sehr verschieden waren, solche, wo man französische Bücher aus Urahns Büchereihen lesen konnte; solche, die nur italienische gestatteten; und die Bank unter dem Lorbeergebüsch klang ordentlich wider von den Versen Dantes und Petrarcas Sonetten. Die Silberpappeln jedoch rauschten stets zu deutschen Büchern, ohne daß auch nur ein Windhauch durch ihre Zweige harfte. Oh, es dauerte lange, bis man sich in einem derartigen Garten auskennt.

Und wenn man das schon wirklich glaubte, daß man mit hm fertig wurde, dann sieht man, daß er am Morgen ganz anders als am Mittag, und daß gar zur Nacht alles geändert ist; und daß jener Weg, den man hundertmal auf und nieder mit den Schritten abgemessen hat, plötzlich kürzer oder länger, aber jedenfalls ein ganz anderer geworden ist. Und wenn nun gar noch der Mondschein darüber hingleitet, ganz hell und schillernd wie Katzengold — kein Stern am Himmel, so hell und licht ist er — dann ist alles anders, und man ist wahrlich in Klingsors Zaubergarten ... Nein Eichendorff muß hier gewesen sein, denn er spricht ja auch von „Palästen im Mondenschein".

Lektüre in Gegensätzen

Von Max Jungnickel (Berlin)

Eichendorff im Walde lesen, das wäre: ein Licht mit einem leuchtenden Stern anzünden. Man muß die Gegensätze spielen lassen, dann wird alles wundersame Lebendigkeit. Ein wahrhaftiges Menschenmärchen sollte man unter Wäldergrün und Bächerieseln lesen. Nie mehr vergesse ich die Stunden, wo ich, vogelumzwitschert, waldwindumrauscht, „Romeo und Julia auf dem Dorfe" las.

In einer Herberge lese man keine Abenteurergeschichten, man greife nach Goethes Gedichten, und die Seele, die noch ganz voll von Landschaftsfarben bebt, wird wie ein seliger Fährmann in das ewige Schiff Goethes steigen.

Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt: Claudius wird wirklich an Winterabenden, bei Knisterkohlen und Bratäpfelduft. Nein, man lese Claudius, im Frühling, in Paris, auf einer Parkbank sitzend. Ein hinreißendes Stück deutscher Landschaft kniet dann vor den Füßen des Lesers.

Durch einen staubgewischten „Salon" lasse man die Schalkszunge eines Wilhelm Busch züngeln. Er wirkt hier wie ein gutmütiger Jakobiner.

Walther von der Vogelweide in einem Bauerngarten, wo alles sattfarbig durcheinanderwächst, wird zum deutschen Paradiesvogel.

Meiner Ansicht nach war Kleist oder Shakespeare oder Nietzsche nicht die richtige geistige Kost im Schützengraben. Diese Heroen mußten im heroischen Geschehen verwehen. Ich las im Unterstand des Knaben Wunderhorn und Grimms Märchen. Nie mehr habe ich mich so verbrüdert mit dem singenden, fabelnden Herzen meines Vaterlandes gewußt wie damals, als über mir der Tod kroch und ich verklärt über beide Bücher gebeugt saß. — Gegensätze spielen lassen, das gibt Leben und Wunder. Auf weiß schwarz setzen, auf grün rot. In Sandstrecken einen Baum bringen, über Verwüstung einen Vogel schicken, unter italienischen Sternen ein Buschwindröschen betasten: Dann fühlt man erst den tiefen Sinn eines Buches.

Echo der Zeitungen

Kleist und wir

Aus Wilhelm von Scholz' Kleist-Rede (Berl. Tageblatt 495):

„Die große politische Entwicklung der Gesamterde, aller Völker scheint immer überzeugender einen Zusammenschluß der Nationen über die alten Feindschaften und über die Vergewaltigung der Schwächeren durch die Stärkeren hinweg zu fordern; aber auch über die Sprachtrennungen hinweg. Und selbst die, die an diese Entwicklung, sei es als segensreich oder nur als unvermeidlich, glauben, können ganz deutsch gesinnte, ganz deutsch fühlende, ihr Vaterland inbrünstig liebende und an unserer gegenwärtigen Lage in der Welt jammervoll leidende Menschen sein, die von dem Widerstreiten des Vaterlandsgefühls und des Menschheits- und Zukunftsgefühls in fast unlösbare Konflikte gestürzt und innerlich zerrissen werden.

Um zu verstehen, wie sehr viel einschneidender diese von uns erlebte Wende der Zeit gegen alle früheren für das Vaterlandsgefühl ist, braucht man sich nur einmal etwa einen württembergischen Patrioten nach 1866 zu denken, der den Zusammenschluß mit den norddeutschen Staaten wütend bekämpfte. Er würde jeden Schwaben, der einer solchen Vereinigung das Wort redete, für einen Hochverräter erklärt und von sich gewiesen haben. Und dabei handelte es sich bei dem, was damals Vaterland hieß, um willkürliche, wohl entfernt noch mit Stammeserfassung zusammenhängende, im Grunde doch schon rein dynastisch-zufällige Staatsgebilde, denen die natürliche Vereinigung aller die gleiche Sprache sprechenden, auf gleicher Bildung, gleicher Kultur beruhenden Volksgenossen, die unweigerlich kommende große Volkseinheit gegenüberstand — die zu ahnen nicht schwer, der sich zu beugen keine allzu große Überwindung sein konnte.

Ermessen Sie daneben die Aufgabe, die unserem heutigen deutschen Gefühl gestellt wird: in einem Augenblick, in dem wir ganz machtlos und entrechtet sind, in dem wir jede Vertragsverletzung durch die Mächte hinnehmen müssen, ohne mehr als papiernen Einspruch erheben zu können, müssen wir uns entscheiden, ob unsere Vaterlandsliebe, die ein Rückgewinnen unseres verlorenen Rechtes ersehnt, uns hindern darf, um des Weiterbestandes auch unseres Volkes willen die nächste geschichtliche Forderung zu erkennen und anzuerkennen, Europa zu wollen — so wie doch Kleist auch über Preußen Deutschland wollte. Damit, daß der Verstand, wenn auch vorsichtig wägend und immer noch einmal zweifelnd, entschieden hat, hat ja das Gefühl noch nicht entschieden. Es sagt vielleicht dem Verstande: der Zeitpunkt ist schlecht gewählt; warten wir noch, bis wir wiederhergestellt sind, ehe wir, nun wieder unserer Bedeutung entsprechend mächtig, in einem größeren Ganzen aufgehen.

All diese Fragen deute ich nur an, um darzutun, mit wieviel Gefühlswirrnis, mit wie widerstreitenden Sehnsüchten, Wünschen heute unsere Brust erfüllt ist, wenn wir uns auf hoher Ebene der Vaterlandsfrage gegenübersehen; wie heute stärker als je auch in dieser Frage der geschichtlich wägende Verstand über dem reinen und selbstverständlichen Gefühl entscheiden muß, wenn Deutschland in der Entwicklung der nächsten Jahrzehnte nicht Gefahr laufen soll. Hinzu kommt, daß die früher so naheliegende, dem Manne meist rasch als die beste erscheinende Lösung aller bitteren Vaterlandsfragen, die kriegerische, heute, nach dem Blut und den Greueln dieses Krieges, als die schlechteste und fernste erscheint — und daß aus Kleist mit ganz naivem Feindhaß, mit altem Soldatensinn immer wieder Kampf- und Kriegsruf zu uns tönt.

Eine Gefühlsverwirrung erkennen, ihre Gründe sehen, heißt schon etwas, sie lösen und beheben. Hier heißt es mehr: indem wir in der Zeitlage und in uns diese Gründe feststellen, die Kleist selbst nicht berühren; indem wir mit fast unbestreitbarer Gewißheit finden, daß ein etwa zu befürchtendes chauvinistisches Überwuchern unseres Patriotismus die Gefahr dieser Zeit in der Breite unseres Volkes ganz gewiß nicht ist — eher ein unerfreuliches, von wenig Selbstachtung getragenes Sichaufdrängenlassen der fremden Standpunkte, das wahrlich himmelweit von einem neuen und guten Europäismus entfernt ist —, wird diese Erkenntnis zu der Aufgabe, in uns das Gefühl wieder so zu entwirren, daß es rein, klar und ungebrochen auf die Erscheinung Kleists antwortet. Gewiß nicht mit einem Unszurückschrauben in eine Epoche, die hundert Jahre vergangen ist, überhaupt mit irgendeinem Zurück- oder Rückwärtswollen, das immer verfehlt ist; wohl aber damit, daß wir uns innerlich bereit machen, in unsere, in Deutschlands Zukunft all das mitzunehmen, was je groß und tüchtig war in unserem Volke, indem wir keinen Gegensatz gegen unsere Vergangenheit, gegen unser Geworden-

sein aufkommen lassen, sondern mit der vollsten, wärmsten Liebe für Deutschland, wie sie Kleist beseelt hat, in unsere europäische, vielleicht einmal ganz menschheitliche Zukunft hineingehen. Haben wir diesen Gefühlsgrund in uns geschaffen und treten wir mit ihm dem Dichter der ‚Hermannschlacht‘ und des ‚Prinzen von Homburg‘ gegenüber, so wird unser Blick und unser Herz nicht mehr verwirrt. Klar erleben wir ihn als den Vorläufer einer Entwicklung, die er erst nur innerhalb der deutschen Stämme sah, und die für uns heute anfängt, die Kulturnationen zu umfassen, in deren Kreis wir uns unsere Stellung schon schaffen wollen — mit Klugheit im Rate und mit Werken der Kunst und der Wissenschaft, mit Menschheitsliebe und Menschheitshilfe. Immer unseres Deutschseins uns bewußt wie Kleist — aber nicht als des Feindes der anderen, sondern als ihres Bruders."

*

Heinrich von Kleist

„In diesem ‚Abseits der Gemeinschaft‘ ist die Tragik von Kleists gesamtem Leben verwurzelt. Vieles, was bisher unverständlich schien, ist uns dadurch klar geworden. Durch sein Leben wie durch seine Werke geht dieser Zug, ins Riesenhafte gesteigert im Michael Kohlhaas, wo das beleidigte Rechtsgefühl, so klar und eindeutig sein Rechtsanspruch auch erwiesen ist, ein ganzes Land in Not und Aufruhr stürzt, weil es doch nur den Anspruch des einzelnen vertritt entgegen den Interessen der Allgemeinheit. Viele Aussprüche in Briefen und Werken verweisen darauf, daß Kleist den starken Zug zur Gemeinschaft fühlte und nur den Weg nicht fand. Auch sein starkes Nationalgefühl ist von hier aus zu verstehen, er suchte diesen Zusammenschluß, weil ihm der größere menschheits-umfassende verschlossen war." — Sophie Lazarsfeld (Arb.-Ztg., Wien 285).

„Kleist hatte vor mehr als hundert Jahren schon den Blick dafür, was in seiner Zeit das Unumgängliche und einzig Notwendige war, was durch die Ereignisse des folgenden Jahrhunderts oft nur verdeckt und in seiner Entscheidung hinausgezögert worden ist, um endlich um so fruchtbarer und unerbittlicher doch zum Ausbruch zu kommen. Heinrich von Kleist ist deshalb eine Angelegenheit jedes einzelnen von uns wie des ganzen deutschen Volkes. Er sah sich beim Erwachen zu seinem eigenen Bewußtsein mit der Ratlosigkeit eines Kindes einem Geschehen gegenüber, in dem er das notwendige Verhängnis chaotischer Verwirrungen und Verwicklungen erkannte, während ihm die dichten Schleierschichten der Vorurteile allmählich von den Augen fielen und er die Herrlichkeit der kosmischen Ordnung schauen durfte.

Das war gerade das Qualvolle seiner Lage: Was ihm an Erziehungs- und Bildungsstoff gegeben worden war, versagte völlig dieser neuen vor seinen Augen sich eröffnenden Welt gegenüber. Mit staunendem Blick stand er vor dem Phänomen, erst verwundert, dann erschrocken, dann von einer ungeheuren Angst überfallen. Denn jetzt erwachte in ihm, erst ahnungsvoll, dann immer bestimmter fordernd, das Bewußtsein, daß er gerade berufen war, der Entdecker und Verkünder dieses Verhängnisses zu werden, um sein Volk aus dem Chaos zum Kosmos, aus der Finsternis ins Licht zu führen. Aus dieser Seelennot hat er die verloren gegangene ‚Geschichte meiner Seele‘ geschrieben. Aber sein Leben und Dichten hat fortan uns diese Geschichte enthüllt, und sie ist zum Symbol der Geschichte wie der Tragödie seines Volkes und Vaterlandes in den letzten Jahrhunderten geworden. Sein Ringen aber ist das qualvolle, dramatisch sich entfaltende Suchen nach der alten Wahrheit des Lebens, die durch das Christentum in die Welt gekommen und ewig gültig ist." — Friedrich Braig (Köln. Volksztg. 770).

„Kleists Kanterlebnis war der Geburtsschmerz des Dichters Kleist. Auch die Dichtung erschien in seinem Geiste als die neue Erwiderung des Unbedingten. Die absolute Dichtung in der Einheit von Shakespeare und Äschylos war das Ziel. Er wußte es nicht — und es gehört zu den wundersamsten Schauspielen in der Geschichte des deutschen Geistes — wie er in seiner Dichtung der tiefsten Kantischen Wahrheit —, jener Wendung, die er früher nicht erblickt — entgegenwächst. Sein letztes Werk ‚Der Prinz von Homburg‘, das schönste Vaterlandslied der Deutschen, lebt von der Dialektik des Kantischen Sittlichkeitsgedankens. Die Entwicklung des edlen Jünglings zum Manne ist die Erziehung zur Bewußtheit des vaterländischen Dienstes als dem unbedingten Sinn des Lebens und der Welt. Wenn unser Herz eins geworden ist mit dem vaterländischen Gesetze, als in dem für uns das Sittliche, das Göttliche Gestalt wird, dann ist das Ziel des Menschenlebens erreicht. Kleist hat das Ziel seines langen Suchens erreicht, und das Unbedingte gefunden, hat es wie Kant im Sittlichen entdeckt, hat den Kantischen Sittlichkeitsgedanken als Vaterlandsgedanken abgelesen. Er hat als Dichter das Werk vollendet, das Kant als Philosoph den Menschen gab, und wie Fichte in den ‚Reden an die deutsche Nation‘ die neue philosophische Kultur der Deutschen in nationalen Willen umgesetzt. Hier ist die von früh her so inbrünstig erstrebte Einheit in griechischer Reinheit der Linie und Shakespearescher Lebensfülle, hier ist ein Stück absoluter Wahrheit, die als künstlerische über das Grab

ihres Schöpfers hinausdauert. Kleists Verzweiflung war aus Kants Worten erwachsen und ist in Kants Geiste gestillt. Hier ist — mehr als das alles — der ewige Ruf der deutschen Vaterlandsliebe. Der dunkle Mann und Dichter leuchtet in seinem letzten Werke in der Klarheit der Verklärung auf als ein Führer der Deutschen." — Eugen Kühnemann (Königsb. Allg. Ztg., Gedenkbl., 18. Okt.).

Vgl. auch Karl von Felner (Bad. Pr., Lit. Umsch. 41); Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 242); Joachim von der Goltz (Deutsche Allg. Ztg. 485); Ernst Lüdtke (Generalanz., Stettin, Buch 285); Wilhelm von Scholz (Kleist-Rede) (Köln. Ztg., Lit. Bl. 672 u. Münch. N. Nachr. 283); Fritz Ernst (N. Zür. Ztg., Lit.-Beil. 1735); Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 485); Adolf von Grolman (N. Bad. Landesztg., Kunst 524); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissenschaft 41); Fritz Engel (Berl. Tagebl. 490); W. E. Schäfer (Württemb. Ztg. 243); Karl Heimann (Stuttg. N. Tagbl. 485); Marieluise Fleisser (Magdeb. Ztg. 530); Franz Servaes (Worte am Grabe) (Tag, Unt.-Rundsch. 250); Richard Schaukal (Wiener Ztg. 239, 240); Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 482); Friedrich Burschell (Barm. Ztg., Lit. Bl. 244); Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 285); „Anti-Kleist" (Tag 250); Hannov. Kur. (487); Brandenb. Anz., Roland (41).

Einzelnes: Georg Minde-Pouet (Lebensweg) (Königsb. Allg. Ztg., Gedenkbl., 18. Okt.); Hans Wyneken (Dramatische Sendung) (ebenda); Erich Jenisch (Königsberg) (ebenda); Adolf Schaer-Ris (Bern und Thun) (Bund, Bern 449, 451); Rudolf Schade (Zeitgenössisches Urteil) (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 245); Rudolf Jelikoff (Unsere Zeit) (Weser-Ztg., Lit.-Beil. 22); Paul Clemens Korth (Penthesilea) (Stuttg. N. Tagbl. 486); Hans Jürgen von Kleist (und die Kleists) (Voss. Ztg. 496); P. Berens (und Pestalozzi) (Köln. Volksztg., Lit.-Beil. 115); Hildegard Beil (letzte Stunden) (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 42); (Mensch) (Frankf. Ztg. 774 — 1 M.); Eugen Lerch (Penthesilea) (Köln. Ztg., Lit. Bl. 676); Hermann Bahr (Gegenwart) (Berl. Börs.-Cour. 487); Julius Hart (der Lebendige) (Tag, Unt.-Rundsch. 249); Georg Minde-Pouet (im Urteil der Mit- und Nachwelt) (ebenda); Maria Schultze-Pfaelzer (und seine Familie) (ebenda); Ernst Weiß (Erzähler) (Magdeb. Ztg. 529); Helmut Rosenthal (Preußische Idee) (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 243); Leopold Hirschberg (Verschollene Kleist-Musiken) (ebenda); Marga von Rentzell (Frauen) (ebenda); Karl Bömer (Journalist) (Köln. Volksztg., Schritt 762); Friedrich Braig (Dämonische) (Germ. Ufer 40); Thomas Mann, Wolfgang Goetz, Georg Kaiser, Carl Zuckmayer, Alfred Neumann, Alexander Lernet-Holenia (Äußerungen) (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 243); Hermann Unger (Musik) (Köln. Ztg., Lit. Bl. 694); Franz J. Böhm (Frauen) (N. Bad. Landesztg. 527); (Frauen) (Münch. N. Nachr., Frau 282).

*

Walter Flex
Zum 10. Todestag am 16. Oktober

„Walter Flex ward am 6. Juli 1887 geboren. Er machte den üblichen Bildungsgang des Sohnes eines guten Bürgerhauses durch: Vorschule, Gymnasium, Universität. 1910 promovierte er — nachdem er als Student den Versband ‚Im Wechsel', die Novelle ‚Der Schwarmgeist' und das Drama ‚Demetrius' veröffentlicht hatte — mit einer Arbeit über ‚Die Entwicklung des tragischen Problems in den deutschen Demetriusdramen von Schiller bis auf die Gegenwart'. Der Studienzeit folgten einige Hauslehrerjahre, in deren Verlauf Flex Zeit zur Niederschrift der ‚Zwölf Bismarcks', einer Anzahl Novellen zumeist aus der Stoffwelt des Dreißigjährigen Krieges und der Dramen ‚Lothar', ‚Klaus von Bismarck' und ‚Heiliges Blut' fand. Der aufflammende Weltkrieg brach die Friedensarbeit ab und stellte Walter Flex als Kriegsfreiwilligen in die Front. Die Art, wie sein opferbereites Wesen den Krieg als Erleben und Aufgabe nahm und sah, gestalten die Versbände ‚Volk in Eisen', ‚Sonne und Schild', ‚Im Felde zwischen Tag und Nacht', ‚Vom großen Abendmahl'. Zwischendurch laufen die Pläne zu einer Novelle oder einem Roman, die aus aller sozialen Zerklüftung des deutschen Volkes seine schicksalhafte Einigung suchen sollten. Leider blieb diese Arbeit — ‚Wolf Eschenlohr' — nach zwei Kapiteln und einigen Notizen unvollendet zurück. Es entstanden nur noch das Märchenspiel ‚Die schwimmende Insel' und das Kriegserlebnis vom ‚Wanderer zwischen beiden Welten'. Der jähe Tod setzte allen weiteren dichterischen Plänen ein jähes Ende."

*

„Unsere Gegenwart mag zu dem dichterischen Erbe Walter Flex' stehen, wie immer sie mag. Eins aber hat ihr Flex — wenn nicht so sehr als Dichter denn als Mensch — als Vermächtnis hinterlassen: aus aller Ich-Verlorenheit (mag sich das Ich auch zu Klassen oder Parteien kollektiviert haben) zur Heiligkeit und Demut des Du zu finden. Die jüngste Generation in ihren wichtigsten Kräften scheint, wenn nicht alle Anzeichen trügen, den Aufmarsch zu Walter Flex' großem Wollen zu wagen. Findet sie tatsächlich aus aller heillosen Parteiung zu der Flexschen Konsequenz im Dienst am Du, so wäre Walter Flex' Saat in fruchtbare Erde

gefallen." — Willi Schäferdiek (Hannov. Kur. 480/81).
Vgl. auch: Paul Vois (Deutsche Allg. Ztg. 481); Hermann Lohrisch (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 242); Jacobi (Tag, Unt.-Beil. 247); Kurt Varges (Stuttg. N. Tagbl. 481); C (Basl. Nachr., Lit. Bl. 284); Helmut Wocke (Münch. N. Nachr., Einkehr 76); † (Magdeb. Ztg. 527).

*

Herman George Scheffauer

„Aus dem Schwabenland stammt seine Familie. Einer seiner Vorfahren war Philipp Jakob von Scheffauer, der Freund des jungen Schiller auf der Karlsschule, der als Bildhauer später mit Dannecker wetteiferte. Mag sein, daß der Künstlergeist des alten Philipp Jakob in seinem späten Enkel zu neuem Wirken drängte; denn zuerst schien es, als habe Herman George sich ganz der Kunst und Poesie verschrieben. Auf der Universität von Kalifornien widmete er sich ausschließlich Kunstinteressen, und seine ersten Lebensäußerungen waren zartsinnige und doch starke Gedichte. Sonne und Natur der neuen Heimat weckten wohl die schlummernden schwäbischen Geisteserinnerungen, den unsterblichen Genius des Vorfahren. Vielleicht begann damit schon die Tragik in Seele und Leben des nach Amerika verschlagenen Schwabensohnes; denn Kalifornien ist nicht Amerika. Und als das Land seiner Geburt in den Krieg eintrat gegen die Heimat seiner Seele, wurde die geheime Krisis zu einer offenbaren, der innere Gegensatz zu einem gewaltsamen Bruch. Er warf Amerika, dem offiziellen Amerika, den Fehdehandschuh hin, weil es nach seiner Überzeugung nicht in der Wahrheit lebte, weil es die Gerechtigkeit vergewaltigte, und ward zu einem Vorkämpfer der deutschen Sache in der Welt, die für ihn eine Sache des Geistes und der Wahrheit war." — Chr. Fr. Weiser (Tag 242).
„Ein schöner, wohlgebauter Mann, heiter und gastfreundlich, durch und durch Gentleman, erwarb er sich viele Freunde. Die junge und liebenswürdige Hausfrau und ein reizendes Töchterchen erhöhten die Anziehung. Der scheinbar so fanatische Kämpfer war ein weicher, gütiger Mensch. Ein Arbeiter von unerhörtem Fleiß, und ich fürchte, er hat dessen zuviel getan. Vor etwa drei Wochen aus Dießen zurückgekehrt, bat er mich, ihn zu besuchen, und gestand mir, daß er mit den Nerven völlig zusammengebrochen sei und jede Schaffenslust und Schaffenskraft verloren habe. Wir versuchten ihn zu beruhigen und sahen ihn oft, aber es wurde sichtlich schlimmer. Am Abend vorher saß er noch, traurig lächelnd, an unserem Tisch und sprach beim Abschied noch wärmer als sonst und schien irgendwie gerührt ... aber wenn ich auch nicht ganz ohne Befürchtungen war, ein so rasches und furchtbares Ende hielt ich nicht für möglich. Daß außer der schweren Überarbeitung noch eine andere menschliche Tragik an seiner Depression schuld war, wußte ich wohl. Aber darüber ist — soweit man etwas wissen oder ahnen kann — nur Schweigen am Platz. Die Seelenkämpfe dieser Tage, die er mir nicht verbarg, verrieten, daß seine Gewissenhaftigkeit die Lage, in die er geraten war, nicht ertrug. Das puritanische Erbe in ihm war stärker, als er selbst glaubte. Es ist eine Tragödie dreier vornehm und liebevoll gesinnter Menschen, aus der die zwei, die in den Tod gegangen sind — oder zum mindesten einer, da ja die Vorgänge der letzten Minuten unbekannt sind —, offenbar keine Lösung sahen." — Karl Federn (Voss. Ztg. 478).
Vgl. auch: Karin Michaelis (N. Bad. Landesztg. 513); Fred A. Angermayer (Münch. N. Nachr. 277); Barmer Ztg. (238).

*

Fedor von Zobeltitz
Zum 70. Geburtstag

„Aus der Gegenwart hat er geschöpft und schöpft er noch heute in der langen Reihe seiner Erzählungen, die die achte Dekade schon überschritten haben, und selbst einen historischen Stoff sieht er nicht objektiv, will er nicht objektiv sehen, sondern nur das, was an ihm unterhaltend, kurios, amüsant ist. Das beleuchtet er dann von seinem subjektiven Standpunkt des Gegenwart-Menschen aus. Er weiß als erfahrener Redakteur, so wenig ihm ein seßhafter Posten auch auf längere Zeit behagt hat, was die Gemüter jeweils beschäftigt, und dazu liefert er seinen Beitrag in der ihm eigenen chevaleresken Art, voll Erfindungsgabe, Erzählertalent und stets voll Geschmack." — Fritz Homeyer (Voss. Ztg., Unt. Bl. 232).
„Bücherfreunde gibt es heute allenthalben. Leute, die eine seltene Erstausgabe, die schönen Drucklettern eines sorgsam ausgestatteten Buchs zu schätzen wissen. Zobeltitz hat diese Bibliophilen sozusagen erst organisiert und ihnen Einfluß sowie eine gewisse Macht gesichert. Er schuf ihnen das Blatt, das sie brauchten, die ‚Zeitschrift für Bücherfreunde'. Und er machte den ‚Verein der Bücherfreunde' zur Sammelstätte jener liebenswerten Kulturschicht, die inmitten der entfesselten Raserei des Zeitapparates den Mut zur ruhigen Beschaulichkeit, zur gelassenen Freude an den schönen Gewändern der Bücher haben will. Drei Jahrzehnte hat Zobeltitz hier werbend und fördernd gewirkt; und Erreichtes zeugt vielfältig für den Beginner und Förderer." — Jean Brinkner (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 232).

„Er präsentiert im deutschen Schrifttum einen besonderen Typus. Der Edelmann, der die Vorurteile der Kaste frühzeitig beiseite schob, sich der Buntheit des Lebens akklimatisierte, der Probleme der Zeit, der sozialen, der geistigen, moralischen sich bewußt ward und beim Untertauchen in den großen gleißenden Strom der Welt doch nie den festen Boden unter den Füßen verlor: den Boden seines Herkommens, seiner persönlichen Kultur, seiner inneren Tradition. Mit künstlerischem Elan trat er offenen Blickes in die weite freie Welt, seine Heimat aber blieb der Bezirk höfischen und gesellschaftlichen Lebens. Und er selber eine geistige Brücke zwischen diesem und jenem." — Otto Schabbel (Oder-Ztg., 6. Okt.).

Vgl. auch: Otto Schabbel (Hamb. Nachr., 4. Okt.); Paul Wittko (Hamb. Corresp. 465 u. Hannov. Kur. 463); Julius Hart (Tag 238); Flodoard Freiherr von Biedermann (Berl. Tagebl. 470); Karl Strecker (N. Bad. Landesztg. 501); Hans-Caspar von Zobeltitz (Deutsche Allg. Ztg. 463).

*

Zur deutschen Literatur

Eine Studie über Meister Eckehart bietet Karl Röttger (Köln. Ztg., Lit. Bl. 666). — Zum 175. Geburtstag des Freiherrn von Knigge („Umgang mit Menschen") schreibt Paul Wittko (Weser-Ztg., Lit.-Beil. 22).

Die Ahnenbilder der Frau Rat Goethe (Neuerwerbung des Frankfurter Goethe-Museums) schildert Fritz Buhl (Prag. Pr. 273). — Goethes Harzreise wird (Germ. 471) nachgezeichnet. — An das Fräulein von Göchhausen erinnert Clara Prieß (Münch. N. Nachr., Frau 275). — „Benjamin Constant und Goethe" nimmt Karla König zum Thema (Generalanz., Stettin, Buch 272), über „Nick Carter und Goethe" plaudert Reinecke (Prag. Pr. 277). — Über „Idealismus, Materialismus — und Goethe" schreibt Adolf Suchel (Schlesw. Nachr., Nordmark 248). — Als einen Nachfolger Goethes charakterisiert Bruno E. Werner (Deutsche Allg. Ztg., Welt, 30. Okt.) den Arzt Carl Gustav Carus.

Unter der Überschrift „Ein deutscher Dichter in Sibirien" gibt Paul Holzhausen eine Studie über August von Kotzebue (Köln. Ztg., Lit. Bl. 680, 686).

Die „liebende Bettine" charakterisiert Karl Zimmermann (Köln. Ztg., Lit. Bl. 648, 652, 658). — Eine Studie über E. T. A. Hoffmann als Theaterarchitekt bietet Rudolf Köppler (Bamberger Volksbl., Bamb. Bl. 20). — „Heine und Villon" nimmt Otokar Fischer zum Thema (Prag. Pr., Dichtung 42, 43).

Gelegentlich des 130. Geburtstages entwirft Paul Bergenholt (Stuttg. N. Tagbl. 462) ein Bild von Jeremias Gotthelf. — Solothurner Erinnerungen an Charles Sealsfield-Postl („Das Geheimnis des großen Unbekannten") zeichnet Eduard Castle auf (Bund, Bern, Kl. Bund 41). — Den „aktuellen" Nietzsche behandelt Georg Foerster (Stuttg. N. Tagbl. 498). — Ein Erinnerungsblatt an Arthur Achleitner veröffentlicht Arthur Schubart (Münch. N. Nachr. 270). — An Hermann Boßdorf erinnern Aufsätze von Richard Dohse (Schlesw. Nachr., Nordmark 254) und Albrecht Janssen (Hamb. Fremdenbl. 299).

*

Zum Schaffen der Lebenden

In einer Studie über Ernst Thrasolt von Paul Joseph von der Heide (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 114) heißt es: „Thrasolt ist Priester. Zwar in Schmerzen, weil er den Geweihten in sich ständig gegen den Menschen verteidigen muß. Er weiß gerade denen, die in tiefster Verzweiflung vergraben sind, einen Weg zu Gott zu bahnen. Denn er ist selbst einen ähnlichen Weg gegangen und muß und will ihn immer wieder gehen. Seine stärkste Kraft ist die unlösliche Verwurzelung in der Scholle. Wenn er auch seiner Heimat sehr fern ist — sie liegt an der Saar, und er lebt in Berlin — ihm geht es wie dem Menschen, der eine Handvoll heimatlicher Erde auf dem Herzen trägt und nicht sterben kann, solange er sie fühlt. Thrasolt empfängt alles von der Heimat: seine Stoffe, Bilder, den Klang seiner Sprache, den Rhythmus und die herbe Form seiner Verse." — Lisa Tetzners Vortragskunst kennzeichnet Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 282): „Lisa Tetzners Vortrag und ihre wirklich unvergleichlich tiefe, schlichte Wirkung gründen sich auf eine seelische Disposition zum Innigen, auf feinen Sinn für Humor, auf eine große Liebe zum Einfachen und auf ein sehr weiches Organ. Dieser freie Märchenvortrag verdankt aber seine Erfolge nicht nur natürlicher Begabung, sondern nicht zum kleinsten Teil auch einer sehr sorgfältigen technischen Durchbildung nach dem System eines berühmten Vortragsmeisters, lebt von kunstvoller Auswertung des deutschen Vokalschatzes, bezwingt durch maßvoll verhaltene aber zielsicher malende und pointierende Haltung und Gebärde."

Zum 70. Geburtstag Friedrich Schaefers grüßt Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenbüttler-Ztg. 223) den insichgekehrten Träumer und humorbegabten Niedersachsen feiernd. — Zum 60. Geburtstag von Otto Anthes, bekannt durch seine Kriegsgedichte und sein Drama „Don Juans letztes Abenteuer" schreibt Paul Wittko (Schlesw. Nachr. 234). — Die 60jährige Dorothea Goebeler feiert M. R. Jünemann (Germ. 499) ihren warmleuchtenden Humor und ihre echt weibliche

Art betonend (sie trat 1922 zur katholischen Kirche über). — Den 60. Geburtstag von Ludwig Fahrenkrog begeht Paul Wittko (Schlesw. Nachr. 245): „Ein starker deutscher Künstlermensch von außergewöhnlicher Vielseitigkeit des Leistungswillens wie der Leistungskraft ist der Maler und Dichter Ludwig Fahrenkrog. Man könnte in ihm einen letzten Ausläufer der Romantik erblicken. Wie der Maler, Musiker und Dichter zu Schlegels Zeiten ist seine Sehnsucht rückwärts gerichtet auf altdeutsche Gemütsart und altdeutsche Ausdrucksformen, auf im Volke verwurzelte altheimische Bräuche und Sitten." — Zum 50. Geburtstag von Toni Rothmund bemerkt Karl Willy Straub (Freib. Ztg. 267 und Karlsr. Tagbl. 271) sie habe „Fleisch und Blut gegeben, wo andere glaubten, genug getan zu haben, wenn sie den Geist gaben". — Zum 50. Geburtstag von Ewald Gerhard Seeliger grüßt Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 236): „Man mag in manchem mit der Kunst Seeligers, seiner oft allzu unwählerischen Art sich nicht einverstanden fühlen, wird ihm aber unter allen Umständen ungescheuten, verwegenen Wagemut in der Auffindung und Gestaltung abenteuerlicher Stoffe, verschwenderische Phantasie und frischlaunige Aufgeräumtheit zugestehen, die kräftige Gefühlswirkungen auszulösen vermögen." — Den Tierdichter Egon von Kapherr rühmt gelegentlich des 50. Geburtstags Adolf Glupe (Tägl. Rundsch. 509): „Als Dichter gibt Kapherr sein Bestes in Impressionen, die Stimmung und Gestalt wohlgeschlossen in sich vereinen. Seine Tiergeschichten gewinnen dadurch eine besondere Bedeutung, daß sie auch das Leben aussterbender Geschöpfe festhalten und nebenher den Naturschutzgedanken wirksam unterstützen. Seine Kunst ersteht aus dem Naturhaften und führt ins Naturhafte zurück; in ihm hat sie ihre Bedingungen, Maße und Mittel, in ihm ihr Ziel und ihren Wert. Um seines rückschauend zukunftbesorgten Schaffens willen soll und darf er an seinem 50. Geburtstag als einer der ersten deutschen Tier- und Naturdichter genannt und geehrt werden, der mehr durch die Sonderart seines Wesens als durch die Kette seiner Jahre der wild- und wildnisreicheren Vergangenheit verhaftet ist."

Den Roman von Otto Brües „Jupp Brand" kritisiert H. Lenz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 116): „Brües beobachtet alles Reale sicher und exakt, er läßt sich nur zu sehr zu breiter Deskription verleiten, statt die charakteristischen Züge bestimmt hervorzuheben. Er zerredet die besten Beobachtungen. Seitenlange Schilderungen sind keine Seltenheit bei ihm. Dazu kommt noch ein gewisses Mißverhältnis zwischen dem realistischen Milieu und der pathetisch gehaltenen Sprechweise seiner Personen. Doch das sind im Grunde Mängel, die sich leicht abschleifen und beseitigen lassen. Vorerst freilich gibt nur der vorliegende Roman einen Maßstab für die epischen Fähigkeiten von Otto Brües, und der künstlerische Wert dieses Buches ist — daran läßt sich beim besten Willen nicht vorbeikommen — kein hoher und überzeugender." — Den neuen Roman von Hans Friedrich Blunck rühmt Christian Jenssen (Hamb. Fremdenbl. 242): „Ein Buch von Not und Liebe. Die Not ist stärker und dauernder als Liebe, aber die Liebe wird dadurch echt und wetterfest. Die Schuld der Vergangenheit wirft ihren Schatten auf Heinrich Molter, etwas Unseliges und Trauriges geht mit ihm durch die unendliche Fülle dieser im Guten wie im Bösen fruchtbaren Landschaft. Aber schließlich siegt die Lebensenergie, die tätige Hoffnung, die mutige, gläubige Gestaltung der Zukunft." — Als einen heroischen Roman bezeichnet Will Scheller (Kassel. Post 292) den Hohenstaufenroman Otto Gmelins: „Die Welt dieses Romans gleicht für die meisten der des Märchens, das gerade von dieser Zeit, auf dem Umweg über die Sage, soviel in die Gegenwart gerettet hat. Aber in dieser beinahe märchenhaften Welt bewegen sich, körperhaft und seelenhaft faßlich, die kühnen Menschen, die um den Kaiser lebten, für und gegen ihn, wie Sterne um ein Zentralgestirn. Ihr Fühlen, Denken, Handeln zieht den Lesenden in den Bann der scheinbar fremden Welt, in der ihm bald nichts mehr fremd ist als das hohe, über alles Menschentum erhabene Licht der kaiserlichen Majestät. Wie sie damals mehr und mehr, sich selber opfernd, von allem Menschlichen sich entfernte, so rückt sie auch in diesem Roman mehr und mehr aus dem Bereich des Sinnenhaften weg in das unbetretbare, heilige Gebiet des Heroismus, des Übermenschentums, der wandellosen Unbedingtheit auf dieser so sehr bedingten, allzu wandelbaren Welt." — Einen eingehenden Aufsatz über Arnold Zweigs Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa" beschließt Julius Elban (Voss. Ztg. 500) mit den Worten: „Arnold Zweig teilt mit, daß der ‚Streit um den Sergeanten Grischa' (das Buch erscheint im Verlag Kiepenheuer in Potsdam) das Mittelstück eines Triptychons sei, dessen Gesamttitel ‚Trilogie des Übergangs' heißen werde. Nach seinem eigenen Empfinden ist danach das Kunst- und Gedankenwerk, das er jetzt bietet, ein Torso. Der Respekt vor soviel Wollen und soviel Können gebietet, das letzte Wort zu vertagen, bis das vollendete Werk vorliegt, dessen Anfang unvergeßliche Eindrücke in fast verwirrender Fülle hinterläßt." — Die Hauptgestalt in Leonhard Franks neuem Roman „Das Ochsen-

furter Männerquartett" hebt Rudolf Olden (Berl. Tagebl. 486) hervor: „Diese Hanna, die Sechzehnjährige, das echte Kind unserer besseren Zeit, ist etwas ganz Neues auch für Leonhard Frank. Züge von ihr trug wohl schon die schöne Arbeiterin in ‚Karl und Anna'. Aber ein so vollkommenes Liebesobjekt des Dichters und Lesers ist ihm hier zum ersten Mal beschert worden. Zum ersten Mal, daß eine seiner Gestalten ganz Anmut ist; ganz ausgeglichen und geschlossen, ganz voll Süße, gewachsen gereift auf den sonnigen Hängen der königlichen Weingärten, die den Vorbeutel tragen." — Einen Aufsatz über den Roman „Soldat Suhren" von Georg von der Vring leitet Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 481) mit den Worten ein: „Ein neuer Name. Eine starke Begabung. Eine literarische Erscheinung, wert, daß man sie ernst nimmt und sich mit ihr auseinandersetzt, denn möglicherweise ist von diesem Mann eine meisterhafte Leistung von dauernder Gültigkeit, eine Unsterblichkeit von mehr als dreißig Tagen zu erwarten. Der Verlag Spaeth in Berlin, der dankenswerterweise den Mut zu der Herausgabe gehabt hat, gibt an, daß Wilhelm Schmidtbonn (dem das Buch gewidmet ist) und Thomas Mann diesen Roman als ein ‚literarisches Ereignis allerersten Ranges' bezeichnet haben." — Walter von Molos „Die Legende vom Herrn" würdigt Artur Brausewetter (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 239): „Man darf an den Christus Walter von Molos nicht diesen oder jenen Maßstab legen, darf ihm nicht vorhalten, daß gegen seinen Christus dieses oder jenes biblische oder theologische Bedenken bestehe. Sondern muß sein Werk nehmen, wie es ist, muß in ihm die innerliche Befreiung und Offenbarung eines Motivs sehen, das dem Verfasser auf der Seele gebrannt. Und das wird man bekennen müssen, daß das vorliegende Buch ein literarisch wertvolles, ethisch und religiös ganz und gar ernst zu nehmendes dichterisches Bekenntnis zu Christus ist. Ja, das ist es. Eine ‚Legende'. Nicht mehr und nicht weniger."

*

Zur ausländischen Literatur

Eine Studie über die griechische Novelle bietet Nestle (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 10).

John Ford begreift Adolf von Hatzfeld als den Dichter der Schwermut (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 242). — Shakespeares „Antonius und Cleopatra" als Drama der Lust nimmt Frank Harris zum Thema (Berl. Börs.-Cour. 509), über Shakespeares Heirat schreibt Harris (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 256). — Über Frank Harris schreibt Otto Flake (Münch. N. Nachr., Einkehr 72). — Einen Aufsatz über G. K. Chesterton gibt Karl Müller (Köln. Volksztg. 743). — Ein Bild von James Joyce zeichnet Iwan Goll (Bad. Pr., Lit. Umsch. 42). — Eine drollig ernste Autobiographie bietet der irische Romanschriftsteller Liam O'Flagherty (Frankf. Ztg. 808 — 1 M.).

Auf neue Chateaubriand-Briefe weist Frantz Clément (N. Zür. Ztg. 1689). — Über Gobineau schreibt Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Lit. Bl. 662). — Gedanken über Maupassant von Henri Barbusse werden (Vorw., Unt. 502) veröffentlicht. — An Emil Verhaeren erinnert anläßlich des Ehrengrabes in St. Amand J. von Bülow (Köln. Ztg. 669a). — Zu Sarceys Centenarium schreibt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1709). — Einen Hinweis auf Ernst Hello gibt Robert Grosche (Germ., Ufer 41). — Eine Begegnung mit dem Arbeiterdichter Henri Poulaille schildert Anny Gutmann (Arb.-Ztg., Wien 276). — Paul Claudels Ansichten über Dichtung teilt Karl Bäuninger (N. Zür. Ztg., Lit.-Beil. 1644) mit.

An Pasquale Villari (1827—1917) erinnert M. C. (N. Zür. Ztg. 1750). — Ein Brief Alfred Kerrs an Pirandello wird (N. Zür. Ztg. 1735) bekannt gegeben.

Einen Besuch bei Felix Timmermans schildert Karl Jabobs (Germ., Ufer 41).

Das Thema „Strindberg und die Frauen" erörtert Karl Röttger (Köln. Ztg., Frau 678).

Einen Besuch bei Maxim Gorki schildert Erm de Bom (N. Bad. Landesztg., Unt. 535). — „Ein Tag aus dem Leben Tolstojs" beschäftigt Stefan Zweig (Berl. Tagebl. 486), eine Begegnung mit Tolstoj zeichnet K. S. Stanilawskij (Frankf. Ztg. 770 — 1 M.) auf. — Bemerkungen zu Fjodor Gladkows Roman „Zement" gibt Werner Thormann (Germ., Ufer 40).

Zum 60. Geburtstag des tschechischen Romanschriftstellers F. V. Krejči schreibt Kbk (Prag. Pr. 273).

* * *

„Zur Literatur des Saargebiets." Von Arthur Friedrich Binz (Germ., Werk 20).

„Das Ende Österreichs im Roman" (Felix Brauns „Agnes Altkirchner"). Von Fritz Brügel (Arb.-Ztg., Wien 290).

„Mein Schlußwort an Eugen Diederichs." Von Jonas Fränkel (Bund, Bern 437).

„Moral und Literatur." Von J. Froberger (Köln. Volkszeitung, Lit. Bl. 115).

„Die Quelle des Nibelungenliedes." Von W. Gellert (Barm. Ztg., Lit. Bl. 238).

„Die junge Generation." Ihre geistigen Aufgaben. Von Bernhard Guillemin (Hannov. Kur., Deutsche Jug. 468/69).

„Dichtung am Niederrhein." Von Christian Jenssen (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 278).

„Verjüngende Bücher." Von Thomas Mann (Hannov. Kur. 484/85).

„Der Lehrer und die deutsche Dichtung." Von Kurt Meyer-Rotermund (Braunschw. N. Nachr. 233).
„Das Recht auf Kitsch." Von Börries Freiherr von Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg., Welt 497).
„Das Rätsel des Nibelungenliedes." Von Karl Schneider (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 116).
„Wesen und Entwicklung der deutschen Ballade." Von Theodor Stiefenhofen (Karlsr. Ztg., Wiss. 42).
„Sterben einer Dichtergeneration." Von Alfred Wolfenstein (N. Bad. Landesztg., Kunst 550).
„Über historische Treue." Von Karl Wolfskehl (Frankf. Ztg. 777 – 1 M.).
„Mein Tag." Von der Technik des Dichtens. Von Heinrich Mann, Mechtild Lichnowsky, Hermann Stehr, Thomas Mann, Oskar Loerke (Bad. Pr., Lit. Umsch. 40).
„Das Theater, wie es der Autor sieht." Von Fred A. Angermayer, Arnolt Bronnen, Bernhard Blume, Carl Sternheim, Bert Brecht (Neckar-Rundsch. 42).
„Proletarierdichtung." Von E. Z. (Arb.-Ztg., Wien 297).

Echo der Zeitschriften

Die Scene. XVII, 10. (Berlin.) Leopold Jessner gibt seiner berechtigten Auffassung des „Prinzen Friedrich von Homburg" Ausdruck:

„Die Zeiten wandeln sich. — Die ‚Ewigkeit' des Kunstwerks erweist sich an der Möglichkeit, so und soviel zerreibende Gegensätze zu überdauern, so und soviel verschiedenen Blickpunkten standzuhalten.

Außer Debatte steht, daß Kleist's ‚Prinz Friedrich von Homburg' durch keine Staatsumwälzung berührt werden kann.

Denn wenn auch das äußerlich ‚Brandenburgische' darin verweht ist, so bleibt die innere menschlich-didaktische Haltung auch im heutigen, weltanschaulichen Sinn aktuell.

Der Große Kurfürst — enthoben seines Sieges-Allee-Postaments ist (wie ich es schon einmal bei Gelegenheit einer Volksbühnentagung in Hildesheim formulierte) lediglich das Sinnbild der Staatsautorität, der sich der noch so heldenhaft fortgerissene Einzelwille fügen muß.

Diese Manifestierung des ‚kategorischen Imperativs', dieser innere Kampf seines Für und Gegen, dieses leidenschaftliche Ringen eines Romantikers mit der Anerkennung der unbeugsam-strengen Forderung, die aus Königsberg kam, bildet die Keimzelle des Werkes.

Diese Forderung ist heute wie ehedem das bewegende Moment.

Nicht also die Maßregelung eines sensiblen Prinzen durch ein Hohenzollernsches Oberhaupt bleibt das Wesentliche. Sondern der Triumph der Staatsdisziplin über die Anarchie des einzelnen, indem sich der einzelne freiwillig fügt.

Wenn es daher am Schluß fanfarenmäßig heißt: ‚In Staub mit allen Feinden Brandenburgs', so soll man diese Stelle nicht streichen! Denn es stellt sich automatisch statt des historischen Begriffs ‚Brandenburg' der des ‚Staats' in seiner immer ungeschmälerten Gültigkeit ein."

Hochland. XXV, 1. (München und Kempten.) Unter der Überschrift „Bilanz" hält Karl Muth eine Umschau, in der er auch auf die aktuellen Probleme der katholischen Literatur-Bewegung und Kritik, zumal die Stellungnahme für und gegen den Klerus eingeht:

„Wer sich auf Wetter- und Sturmzeichen im geistigen Leben versteht, dem ist nicht verborgen geblieben, daß wir innerhalb der katholischen Welt vor einem Ausbruch großer und ernster geistiger Kämpfe stehen. Ein neuer Literaturstreit wird ihnen als Plänklergefecht vorangehen. Ob in diesem Streit von seiten derer, die sich heute schon in Abwehr und Verteidigung gedrängt sehen, die grundsätzliche Haltung, die sie sich als Katholiken schuldig sind, gewahrt werden wird, wie eine ältere Generation sie zu wahren bemüht war, das ist unsere Sorge. Wo die Dichter selber sich in den Nahkampf begeben, anstatt ihre Sache den Freunden, Interpreten und Kritikern zu überlassen, da wird mehr das Gefühl als die besonnen abwägende ratio die Waffen führen. Schon meldet sich in den Kundgebungen gegen eine zelotische und das Pädagogische einseitig herausstellende Kritik ein antiklerikaler Unterton, von einer Schärfe, wie er früheren Auseinandersetzungen unbekannt war. Da gilt es, nach zwei Seiten zu warnen und zur Besonnenheit zu mahnen. In erster Linie möchten wir aber doch denjenigen, gegen die der Aufstand der Schaffenden sich richtet, zum Bewußtsein gebracht wissen, daß die größere Verantwortung auf ihrer Seite ist. Es wird unerläßlich sein, daß sie zunächst mit sich selber ins Gericht gehen und sich fragen, ob der oft unerleuchtete Eifer, den sie im Verdächtigen und Abwehren bekunden, ihnen wirklich durch die Grundsätze geboten ist, in deren Namen sie zu streiten vorgeben; ob es nicht vielmehr angebracht wäre, die Kraft der Liebe und des Glaubens dort zu stärken, wo sie vermeinen, eine bedrohte Reinheit, die in vielen Fällen in einer gegen das Leben schlecht gewappneten

Unwissenheit besteht, durch bloße Prohibitionsmaßnahmen schützen zu müssen; ob der Schaden, den sie durch ihre Unduldsamkeit stiften, nicht größer ist als der Nutzen, dem sie zu dienen hoffen; ob sie die Verantwortung tragen mögen, eine wenn auch anfänglich turbulente, so doch in ihren Zielen katholische und von Liebe zur kirchlichen Gemeinschaftsidee erfüllte Künstlerschaft zu verärgern und der Entfaltung ihres Wesens im Sinne des Katholischen hinderlich zu sein. Das sollen sie bedenken und dabei eine Wahrheit beherzigen, welcher aus der Weisheit des gealterten Menschenkenners heraus Goethe mit den Worten Ausdruck gibt: ‚In jedem Künstler liegt ein Keim von Verwegenheit, ohne den kein Talent denkbar ist, und dieser wird besonders rege, wenn man den Fähigen einschränken oder zu einseitigen Zwecken dingen und brauchen will.'"

Die Tatwelt. III, 7/9. (Jena.) Eine neue weitergerichtete Betrachtungsweise in Hinblick auf die amerikanische Literatur fordert Friedrich Schönemann:

„Wir müssen die amerikanische Literatur geistiger und selbständiger nehmen, als es bisher bei uns geschehen ist. Das bedeutet allerdings, daß wir einige deutsche, sogar recht gelehrte Lieblingsvorstellungen über Bord werfen müssen. Amerika ist kein ödes, geistloses ‚Dollarika' und ebensowenig ein ‚anderes' oder vergröbertes, entartetes England. Es zeigt bei allen großen materiellen Aufgaben und noch größeren materiellen Versuchungen ein hervorragendes Maß von praktisch gefärbtem Idealismus. Das Erstaunliche an ihm ist nicht etwa nur ein ‚Wirtschaftswunder', sondern auch und vielmehr noch die ihm eigentümliche Geistigkeit. Das eine oder andere Amerikabuch unserer Tage wie Carl Brinkmanns ‚Demokratie und Erziehung in Amerika' oder M. J. Bonns ‚Geld und Geist. Vom Wesen und Werden der amerikanischen Welt' (beide im Verlag S. Fischer, Berlin) zeigt zum Glück bereits, daß in dieser Richtung eine bessere Erkenntnis des Amerikanischen heraufdämmert. Was der Soziologe und der Staatswissenschaftler zu verstehen beginnen, wird der Literaturforscher und Kulturhistoriker voll erfassen und ausdeuten können; denn die amerikanische Literatur führt zur Versenkung in die amerikanischen Lebensanschauungen und zum innerlichsten Verständnis des Lebensprozesses selber, aus dessen Tiefen die Literatur ähnlich schöpft wie die eigentliche Denkarbeit.

‚Klassik' wie ‚Moderne' Amerikas verbindet nicht nur das Streben nach einem geistigen Lebensgehalt, ob es sich Excelsior! bei Longfellow oder wahre Demokratie bei Whitman oder Lebensbeherrschung bei Dreiser und Hergesheimer nennt, sondern auch das Streben nach einem Lebensausdruck, der in Amerika zuhause ist, nach einem höheren Amerikanismus, dem amerikanischen Geist in der Literatur. Solch Streben nach dem geistigen Amerikanertum, recht eigentlich das Problem der amerikanischen Literatur, ist eine unendliche Aufgabe, deren bisherige Lösungen manch reizvolles Auf und Ab verraten. Die beiden entscheidenden Wendungen in der Entwicklung sind der Bürgerkrieg und der Weltkrieg."

Die schöne Literatur. XXVIII, 10. (Leipzig.) Zu einer sehr positiv gerichteten Einschätzung des norwegischen Schriftstellers Hans E. Kinck gelangt Agnes Miegel:

„Kinck hat — vielleicht ohne es zu wollen — die Alltagstragödie der ganz und gar Glaubenslosen geschrieben. Seine Helden besitzen alle wie Ek Begabung, Nerven, Tatendrang. Aber nirgends Liebe. So finden sie nicht das Zauberwort, das die Erde wieder in ein Eden verwandelt, so wandern sie in der Finsternis ihrer Verdammnis einen Leidensweg noch im Glück des Alltags, unfähig sich zu begnügen mit Geist und Sinnen, zu klug, um nicht ihre Leere zu erkennen und ohne jede Möglichkeit zur Fülle zu gelangen. Nicht verwurzelt in dem eigenen Blut, nicht in der großen Mutter Heimat. Gegen die Andersgearteten immer in Auflehnung, und bereit sie ‚in die Ferse zu stechen' — kaum aus persönlichem Groll, nur dem Gesetz der eigenen Natur folgend, dem kalten, harten und bösen, dessen Haß doch eigentlich aus der Schwäche des sich als unterlegen Fühlenden stammt.

Kinck selbst hatte etwas von ewiger und in großem Maß tobender Auflehnung gegen alles, was er in seinem kleinen Vaterland damals als eng, verstaubt und quälend empfand. Verzehrt vom Verlangen nach großen Aufgaben meinte er, daß ‚Berserkertaten' auch einen Herman Ek befreien würden. Aber er übersah, daß nur der ein wirklicher Heros und Führer wird, dem zuerst die größte Tat gelingt: sich selbst zu leiten, ‚Gerichtstag' bei sich zu halten, — und dazu ist Ek nicht fähig. Aber — und das ist das Versöhnliche dieses Buchs — man fühlt, daß er fähig ist, eine Macht zu ahnen, die noch im Zischen des Bösen das ‚Flehen' hört. Wenn er sie auch — dem größten Menschen zuschreibt." —

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 10. (Berlin und Leipzig.) Aus Rudolf Kaysers wertvoller Studie „Stendhal und die Gegenwart" sind die folgenden zusammenfassenden Abschnitte hervorzuheben:

„Stendhals Romane sind ganz Sehen und ganz Geist. ‚Raconter philosophement', schrieb er sich selbst einmal als Mahnung an den Rand eines Manuskriptes. Es ist das heimliche Postulat seines ganzen erzählenden

Werks. Nicht aber meint es Abstraktion, Gedankendichtung, Didaktik, sondern vielmehr die Erkenntnis des Wesentlichen und des logischen Ablaufs der Gefühle und Abenteuer. Eine gute Logik, heißt es einmal, ist die Voraussetzung eines jeden Genies (ein Wort von deutlich unöstlicher Haltung). Also auch des epischen. Deshalb verachtet Stendhal die romantischen Dekorationen eines Walter Scott und weiß, daß wichtiger als alle Schilderungen von Gesichtern und Kleidern die Darstellungen der Leidenschaften und Gefühle sind. Wie aber sie anders kennenlernen als durch sich selbst? Wie Psychologie schaffen, wenn nicht durch die Logik der eigenen Psyche? Wie die wechselvolle Gewalt des Daseins gestalten, wenn nicht durch das Medium des eigenen einmaligen Lebens? Stendhal war eben — trotz aller geistespolitischen Verpflichtungen der Stunde, die ihn manchmal zum Verbündeten der Romantiker gegen den Klassizismus machten — kein Romantiker. Um die Welt zu erfahren (und das ist der Sinn jeder Romankunst), muß er zunächst sich selbst erfahren. Aber es genügt nicht, die einzelnen Erlebnisse auszukosten und zu bekennen, sondern aus der Vielfältigkeit der Erfahrungen muß man die Naturgeschichte des menschlichen Lebens erlernen. Deshalb können ganz junge Menschen keine Romane schreiben. Deshalb war Stendhal dreiundvierzig Jahre alt, als er den ersten schrieb."

*

„Ein Mann wie er, der jede Zeile von seinem Ich aus und zu seinem Ich hin schreibt und dieses Ich doch immer wieder verbirgt und maskiert, steht anders zu seinen Lesern als solche Dichter, die nur aus Phantasie und Beobachtung ihre sachlichen Welten gestalten. Stendhal denkt immer nur an wenige Leser, die ihm ebenbürtig, ja in einem — im Glück — ihm sogar überlegen sind: ‚To the happy few!' Wie er in jedem Wort stets er selber ist — und deshalb fast ohne Liebe und fast immer allein —, so verlangt er es auch von jeder Kunst, von jeder Tat und also auch von seinen Lesern: ‚Ein Roman ist wie ein Violinbogen, und der Körper der Violine, der die Töne zurückgibt, ist die Seele des Lesers.'

Die Stendhal-Welt ist Natur, da sie ganz Ich ist, und sie ist ganz Ich, da sie Natur ist. Bereits der Jüngling erkennt, daß das Natürliche etwas Wesentliches in Kunst und Leben ist. Wenn er vor neue Menschen tritt, will er mit ihnen nicht reden, bevor er die Kraft in sich fühlt, auch vor ihnen natürlich zu sein. Auch seine Liebe zur Renaissance und die Leidenschaft für sein Wunschbild Italien entstammen diesem Erlebnis der Wirklichkeit, die er nie flieht, sondern nur kritisch erhellt. Er kennt sie in ihren edlen und unedlen Bezirken. Er weiß genau, welches Einkommen man zu dieser oder jener Lebenshaltung braucht, welche Salons man zu besuchen, welche Menschen man zu verachten hat. Er liebt das Dasein in allen seinen Wechselfällen und Formen, am meisten aber, wenn es leidenschaftlich, geistig und südlich ist."

* * *

„Der Dichter des Ackermann aus Böhmen, sein Werk und seine Zeit." Von Helmut Wocke (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 5. Leipzig).

„Goethe und die bildende Kunst." Von H. A. Korff (Zeitschrift für Deutschkunde 1927, 10. Leipzig).

„Goethes Ordnung." Von Ernst Lissauer (Reclams Universum XLIV, 1. Leipzig).

„Das Deutsche und das Fremde in Goethe." Von Karl Röttger (Ostdeutsche Monatshefte III, 7. Oliva).

„Goethe und die Astrologie." Von Julius Schiff (Preußische Jahrbücher CCX, 1. Berlin).

„Hölderlins Botschaft an uns." Von Hans Hartmann (Junge Menschen VIII, 10. Hamburg).

„Hölderlins Anteil an Schellings frühem Systemprogramm." Von Ludwig Strauß (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte V, 4. Halle a. S.).

„Kleist." Von a. (Der Deutschen-Spiegel IV, 41. Berlin).

„Dem Andenken Heinrich von Kleists." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XLI, 1. München).

„Heinrich von Kleist." Von Franz J. Böhm (Reclams Universum XLIV, 3. Leipzig).

„Kleist-Gedenk- und Bußtag." Von Bernhard Diebold (Der neue Weg LVI, 20. Berlin).

„Die Frauen um Heinrich von Kleist." Von Elise Dosenheimer (Die Neue Generation XXIII, 10. Berlin).

„Heinrich von Kleist und die Philosophie des Als-Ob." Von Richard Elsner (Das Deutsche Drama VII, 1. Berlin).

„Kleist und das deutsche Theater." Von Ferdinand Gregori (Der Kunstwart XLI, 1. München).

„Kleist-Büsten." Von Richard Groeper (Westermanns Monatshefte LXXII, 854. Braunschweig).

„Heinrich von Kleist als Journalist." Von Fritz Walter Henrich (Deutsche Presse XVII, 42. Berlin).

„Kleist und seine Umgebung." Von Kloevekorn (Saarbrücker Theaterblätter VI, 3).

„Über Heinrich von Kleist." Von Walter Kordt (Mannheimer Theater- und Verkehrs-Zeitung 1927/28, 1).

„Der Tod im Panzer." Zum Gedenktag Heinrich von Kleists. Von Wilhelm Michel (Hessisches Landestheater 1927/28, 3. Darmstadt).

„Tragödie der Männlichkeit." Zu Heinrich Kleists Geburtstag. Von Wilhelm Michel (Masken XXI, 3. Düsseldorf).

„Kleist und die berliner Theater." Von Artur Michel (Die Weltbühne XXIII, 42. Berlin).

„Am Kleistgrab." Von Marga von Rentzell (Der Türmer XXX, 1. Stuttgart).

„Heinrich von Kleist und die Gegenwart." Von R. Roseeu (Allgemeiner Wegweiser 1927, 42. Berlin).

„Heinrich von Kleist." Von Friedrich Rosenthal (Radio IV, 3. Wien).

„Kleist." Von Albrecht Schaeffer (Das Inselschiff VIII, 4. Leipzig).

„Kleists tragische Existenz." Von Ludwig Marcuse (Die Scene XVII, 10. Berlin).
„Textprobleme der Kleist-Inszenierung." Von Eugen Wolff (ebenda).
„Die ‚Verdeckte Handlung' bei Kleist." Von Lutz Weltmann (ebenda).
„Käthchen von Heilbronn." Von Jürgen Fehling (ebenda).
„Die frankfurter ‚Penthesilea'." Von Richard Weichert (ebenda).
„Die Gestalt des Oberst Kottwitz in Kleists ‚Prinz von Homburg'." Von Arthur Kraußneck (ebenda).
„Grillparzer und die Weltliteratur." Von Robert F. Arnold (Die Quelle LXXVII, 9. Wien).
„Wilhelm Müller und wir." Zu seinem 100. Todestag. Von Otto Hachtmann (Deutsche Rundschau LIV, 1. Berlin).
„Ein Manuskript von Friedrich Theodor Vischer über das Buch: Der alte und der neue Glaube." Von Robert Vischer (Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte V, 4. Halle a. S.).
„Drei Nibelungenbriefe Friedrich Hebbels." Von H. H. Houben (Reclams Universum XLIV, 2. Leipzig).
„Auf Scheffels Spuren." Von Bogdan Krieger (Deutsche Monatshefte III, 10. Berlin).
„Heinrich Leuthold." Von Carl Helbling (Der Lesezirkel XIV, 11/12. Zürich).
„Die Grundlinien der Novellen-Komposition Paul Heyses." Von Max W. Quadt (The Journal of English and germanic Philology XXVI, 2. Urbana).
„Thaddäus Rittner." Von Marianne Thalmann (Radio IV, 1. Wien).
„Gedenkblatt von Walter Flex." Von Fine Hüls (Deutsche Monatshefte III, 10. Berlin).
„Walter Flex." Von Hermann Lohrisch (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 5. Leipzig).
„Walter Flex zum Gedächtnis." Von Paul Ostwald (Der Deutschen-Spiegel IV, 41. Berlin).
„Jakob Boßhart und die zürcher Landschaft." Von Fritz Hunziker (Der Lesezirkel XIV, 11/12. Zürich).
„Friedrich Kluge." Von Otto Basler (The Journal of English and Germanic Philology XXVI, 2. Urbana).
„Nekrolog auf einen erfolgreichen Lustspieldichter [Robert de Flers]." Von Ladislaus Lakatos (Die Weltbühne XXIII, 38. Berlin).
„Nachruf an Hugo Ball." Von Hermann Hesse (Die Neue Rundschau XXXVIII, 10. Berlin).
„Pro et contra." Ein Wort der Erinnerung zu Hermann Sudermanns 70. Geburtstag. Von Kurt Busse (Preußische Jahrbücher CCX, 1. Berlin).
„Begegnungen mit Hermann Sudermann." Von Karl Neurath (Stadt-Anzeiger XXVI, 5. Mannheim).
„Hermann Sudermann." Von Friedrich Rosenthal (Radio IV, 1. Wien).
„Hermann Sudermann." Von Heinrich Spiero (Westermanns Monatshefte LXXII, 854. Braunschweig).
„Fedor von Zobeltitz zu seinem 70. Geburtstag." Von Curt Kohlmann (Die Lese 1927/28, 1. Köln).
„Fedor von Zobeltitz zum 70. Geburtstag." Von P. O. H. (Velhagen & Klasings Monatshefte XLII, 2. Berlin).
„Stefan George und Goethe." Von Will Scheller (Heimat-Schollen VII, 20. Melsungen).
„Ludwig Fahrenkrog." Von W. A. Krannhals (Der Türmer XXX, 1. Stuttgart).
„Karl Söhle und sein Werk." Von Fritz Diettrich (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 7. Oliva).
„Hans Franck, der Erzähler." Von Erich August Mayer (Der getreue Eckart V, 1. Wien).
„Däubler und die Maschinenzeit." Von Theodor Sapper (Die Horen IV, 1. Berlin).
„Eros und Ethos bei Hermann Boßdorf." Von Albrecht Janssen (Niedersachsen XXXII, Oktober. Bremen).
„Paul Friedrich." Von W. E. Gierke (Der Türmer XXX, 1. Stuttgart).
„Der fünfzigjährige Kurt Walter Goldschmidt." Von Georg Maria Hofmann (Ostdeutsche Monatshefte III, 7. Oliva).
„Krankheit über dem Buch." Von René Schickele (Das Tagebuch VIII, 38. Berlin).
„Walter Harichs ‚Angst'." Von Ernst Weiß (Das Tagebuch VIII, 41. Berlin).
„Das Werk Sternheims." Von Kasimir Edschmid (Hessisches Landes-Theater 1927/28, 2. Darmstadt).
„Jakob Haringer." Das lyrische Phänomen. Von Hellmut Schwabe (Die Neue Zeit IX, 18. New Ulm, Minn.).
„Franz Spunda." Von Georg Hallmann (Die schöne Literatur XXVIII, 10. Leipzig).
„Zu Feitens Moseldichtung." Von Hans Ballhausen (Der Pflug V, 3. Dortmund).
„Herwarth Walden, der Expressionist." Von Lothar Schreyer (Individualität II, 3. Wien).
„Ricarda Huch." Von Paul Wittko (Deutsches Volkstum IX, 10. Hamburg).
„Isolde Kurz." Von Karl Fuß (ebenda).
„Agnes Miegel." Von Wilhelm Stapel (ebenda).
„Ruth Schaumann." Von Hertha Federmann (Die schöne Literatur XXVIII, 10. Leipzig).
„Ruth Schaumann." Von Richard Knies (Literarischer Handweiser LXIV, 1. Freiburg i. B.).
„Auguste Supper." Von Karl Fuß (Der Türmer XXX, 1. Stuttgart).
„Margarete Weinhandl." Von Josef Woworsky (Blätter für Kunst und Schrifttum I, 1. Loeben).

* * *

„Lord Byrons Nachlaß." Von Karl Federn (Preußische Jahrbücher CCX, 1. Berlin).
„Wilfred Rowland Childe." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXVI, 6. Berlin).
„Ein Brief von D. H. Lawrence an das Inselschiff." (Das Inselschiff VIII, 4. Leipzig.)
„Maurice Baring." Von Karl Arns (Englische Studien LXI, 3. Leipzig).
„Emile Zola, nach 25 Jahren." Von Franz Clément (Das Tagebuch VIII, 40. Berlin).
„Das Vermächtnis Emile Zolas." Von Gerhart Pohl (Die Weltbühne XXIII, 39. Berlin).
„Stendhals erster Leser in Deutschland." Von Arthur Schurig (Das Inselschiff VIII, 4. Leipzig).
„Ein Besuch bei Madame Verhaeren." Von Charles Brütsch (Neue Schweizer Rundschau XX, 10. Zürich).
„Jean Cocteau." Von Klaus Mann (Das Tagebuch VIII, 39. Berlin).
„Die französische Lyrik neuerer Zeit." Von Walter Petry (Die Horen IV, 1. Berlin).
„Strindbergs Weg nach Damaskus." Von Wilhelm Hans (Euphorion XXVIII, 2. Stuttgart).

„Arvid Mörne." Von Lotte Mittendorf-Wolff (Ostdeutsche Monatshefte III, 7. Oliva).

* * *

„Das Drama ist ein Kampfspiel." Von Bernhard Blume (Bühnenvorschau des Stadttheaters Saarbrücken 1927/28).
„Theater ohne Raum." Von Albert Buesche (Hellweg VII, 18. Essen).
„Die deutsche Nationalbühne." Von Richard Elsner (Das Deutsche Drama VII, 1. Berlin).
„Auf den Spuren des Dramas." Von Joan Marin Sadoveanu (Klingsor IV, 10. Kronstadt).
„Das weltlose Drama." Von Wilhelm Michel (Die Neue Rundschau XXXVIII, 10. Berlin).
„Vom kölner ‚Fasteloovends-Spiel' D'r halven Hahn." Von Heinz Steguweit (Blätter für Laien- und Jugendspieler III, 4. Berlin).
„Grenzen des Lustspiels." Von Erwin Stranik (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 73).
„Der neue Dramatiker Ehm Welk." Von Z. (Mannheimer Theater- und Verkehrs-Zeitung 1927/28, 2).
„Moskauer Theatererfolge." (Das Neue Rußland IV, 7/8. Berlin.)

* * *

„Deutschland und die Deutschen im Spiegel italienischen Geistes." Von Giovanni Vittorio Amoretti (Zeitschrift für Deutschkunde 1927, 10. Leipzig).
„Mensch und Natur." Von Alfred Biese (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 7. Oliva).
„Über den Dichter und das Dichterische." Von Rudolf Borchardt (Die Horen IV, 1. Berlin).
„Die Lage der deutschen Dichtung in der Gegenwart." (Schluß.) Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 71).
„Dichtung und Kunst in Deutschland." Von Hans Martin Elster (Die Horen IV, 1. Berlin).
„Vom Unsegen der Presseämter." Von Erich Feldhaus (Deutsche Presse XVII, 43. Berlin).
„Von der Idee des Volksbildners unter Zugrundelegung der Persönlichkeit Anton Heinens (Schluß)." Von Hans Frankenheim (Der Pflug V, 3. Dortmund).
„Thüringer Lyriker." Von Hermann Hoßfeld (Thüringen III, 6. Weimar).
„Okkultismus und Dichtung." Von Arthur Hübscher (Süddeutsche Monatshefte XXV, 1. München).
„Dichter und Kirche." Von Jakop Kneip (Markwart III, 7. Hannover).
„Das katholische Bildungsideal." Von Wilhelm Moock (Hochland XXV, 1. München).
„Ästhetische Aufgaben des Sprachunterrichts." Von Richard Müller-Freienfels (Zeitschrift für Deutschkunde 1927, 10. Leipzig).
„Weströstliche Literaturbrücken." Von Waldemar Oehlke (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 1927. Heidelberg).
„Vom Volksmärchen in Ost- und Westpreußen." Von Karl Plenzat (Zeitschrift für deutsche Bildung III, 10. Frankfurt a. M.).
„Expressionismus." Von Herwarth Walden (Individualität II, 3. Wien).
„Weg und Werden der Bildung." Von Leo Weismantel (Europäische Revue III, 7. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

„Schinderhannes." Schauspiel in vier Akten. Von Carl Zuckmayer. (Uraufführung im Lessingtheater am 14. Oktober 1927.)

Carl Zuckmayer ist nicht eben das, was man einen Räuberhauptmann der Poesie nennen möchte —: vergegenwärtigt er sich den Schinderhannes, so wird auch der nicht zu einem Gewalttätigen, Wilden, sondern zu einem Philisterschreck jener Färbung, die den Philister so anziehend dünkt. Dieser Schinderhannes endet auf dem Schafott — der hier gebotenen Charakterschilderung nach könnte er mit gleichem Fug als Großvater im Enkelkreise das Zeitliche segnen.
Hauptsache ist, daß er sein Mädchen findet. Die hat er lieb, der ist er treu, wie nur einer. Geht es ans Sterben, ist ihm die Henkersmahlzeit bestellt, so ist es gar „rührend", wie er sie glauben machen will, er wisse nicht, was ihm bevorstehe, sie das gleiche Spiel mit ihm treibt; bis sie miteinander ins Bett finden. Tod, wo ist dein Stachel?
Gewalttätigkeiten begeht er kaum. Daß er, hier mehr Stratege als Räuberhauptmann, einem französischen Vortrupp sein Kannä bereitet, kann ihn allen vaterländisch Gesinnten nur empfehlen. Es wird denn auch nachher geradezu als Zug schnöder Undankbarkeit seitens des preußischen Heeres, in das er sich vertrauensvoll als Rekrut einreihen läßt, empfunden, daß man ihn aufs Schafott liefert. Diese philiströsen Preußen haben für die rheinische Romantik keinen Sinn!
Er ist der Volksheld, der jedwedes Unrecht ahndet, von lästigen Steuereinziehungen frei hält, die Armen auf Kosten der Reichen unterstützt, ein lieber Kerl. Der Räuberhauptmann, nicht sowohl durch ein Temperament als durch ein Glas Rheinwein gesehen.
Natürlich hat er die Sinnenfreudigkeit, die Zuckmayers eigenste Domäne ist. Da er die aber bei seinem schönen Zug der Treue zum einzigen Mädel nur an dieser einen betätigen kann, nimmt sie in dieser Beziehung die größere Hälfte der dramatischen Last auf sich: sie gebärt ihm sein Söhnchen ohne jeden Beistand inmitten des rauschenden Kornfelds; und ist ganz quick danach; nun also.
Von breiter Zustandsschilderung hebt sich die Gestalt des wirklich lieben Räuberhauptmanns ab, und diese Zustandsschilderung entspricht durchaus der Charakteristik

des Helden. Soziale Anklage wird erhoben, aber sie ist nicht bös gemeint; die Reichen werden gescholten, aber ein kleiner Aderlaß am Beutel stellt die Gesundheit alsbald wieder her; satirische Lichter blitzen auf, aber hinter der grünen Rheinweinflasche. End aller Enden gehen Franzosen und Preußen, Arme und Reiche, Räuber und Beraubte in einer Art Gleichschritt durchs Ziel, und Mutter Erde läßt ihre Reben wachsen für Gerechte und Ungerechte.

Ein Volksstück, gut gebaut in den Ensembleszenen und unterhaltsam. Ein paarmal läßt Zuckmayer aufhorchen, dann hat er das Wort und die Wortkargheit des Dichters. Aber das Schild mit dem Rautenkranz lockt auch da in die Schenke, wo die Fässer geleert sind. Und manchen mag ernüchtert die Empfindung überkommen, Blut in den Adern sei besser als der Wein der Sinnenfreudigkeit auf dem Tisch.

Ernst Heilborn

Hamburg

1.

„Treibjagd." Drama in drei Akten. Von Bernhard Blume. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus am 11. September 1927.)

Der junge Schwabe, dessen Napoleon-Stück man voriges Jahr im Thaliatheater sah, hat sich diesmal seinen Stoff aus der jüngsten Vergangenheit geholt, aus dem Oktober 1919, als Judenitsch mit den Weißgardisten auf Petersburg marschierte. Und die „Treibjagd" wird von Ogon, dem Chef der bolschewistischen Polizei auf Spione veranstaltet, die Judenitsch die Aufmarschpläne der Roten Armee besorgen wollen, den baltischen Baron Firks, den brutalen Tataren Gogolin und die schöne Tänzerin Balbanowa. Die Art, in der Blume die Fabel des Stücks durchgeführt hat, läßt erkennen, daß diese Fabel ihm nur Mittel zum Zweck war, ein Gemälde der Zeit zu geben, die seelische Situation darzustellen, in der sich die Menschen unter der Gewaltherrschaft befinden: Druck auf allen Hirnen, Angst in allen Herzen, nervenfressende Atmosphäre. Die Gestalten sind durchweg eindrucksvoll konturiert und mit vielen Details ausgemalt. Fast zu reich ist die Galerie von Charakterköpfen, fast zu subtil und zu eingehend geführt der Dialog. Die Handlung wird nicht rasch dem Ende entgegengeführt, sondern in drei breite Zustandsschilderungen aufgeteilt, die alle drei nach demselben Prinzip — bange, lange Erwartung von etwas Furchtbarem — gestaltet sind. Hier liegt der Fehler des Stücks, im Verkennen des Begriffs der Spannung. Der Zuschauer wird in anderem Sinn nervös, als die Gestalten auf der Bühne. Er wird ungeduldig, weil er zu lange warten muß, ehe er — banal gesprochen — erfährt, wie's weitergeht.

2.

„Skandal um Olly." Lustspiel in drei Akten. Von Heinrich Ilgenstein. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus am 28. September 1927.)

Eine sanfte Satire gegen die Oberflächenmoral der Gesellschaft, gegen die doppelte Moral, die dem Mann erlaubt, was sie der Frau verbietet. Eine Studienassessorin, die mit dem Direktor ihres Lyzeums verlobt ist, bekommt heraus, daß er aus einem früheren Liebesverhältnis einen Jungen hat. Da er ihr das verheimlichte und da sie obendrein dahinter kommt, daß ihr eigener sogenannter Pflegevater in Wirklichkeit ihr Vater ist, arrangiert sie es so, daß die Welt den Sohn ihres Bräutigams für ihr eigen Fleisch und Blut hält. Und nun geht der Skandal los, den Olly beabsichtigte, um der Welt zu zeigen, daß, was dem Mann recht ist, der Frau billig sein muß. Eine Satire, die kitzelt, aber nicht weh tut. Gewürzt mit witzigen Bemerkungen und mit kleinen Sticheleien auf Gegenwartszustände. Keine große Sache, aber ein unterhaltsames Theaterstück. Ein angenehmes Lustspiel mit groteskem Einschlag.

Carl Müller-Rastatt

München

„Die Traumgesichte des Adam Thor." Schauspiel in fünf Bildern. Von Max Halbe. (Uraufführung im Residenztheater am 25. Oktober 1927.)

In der diskreten Musik, die Robert Halbe zu dem Traumstück seines Vaters geschrieben hat, webt er um den Mittelakt die Melodie: „Lang, lang ist's her", so wie sie der Pfarrer Hoppe in der „Jugend" vor sich hinsummt. „Lang, lang ist's her": darin liegt die Lyrik und die Tragik dieses Spiels und dieses Dichters. Das Leben, wie es verweht, ist neben der heimatlichen Mutter Erde immer sein liebstes Thema gewesen. Nun singt er es wiederum das Lied von der Jugend, und die Jugend versteht ihn nicht mehr, obschon er es in der expressionistischen Weise vorträgt, vielleicht eben, weil die Weise expressionistisch ist. Wollte man seine Technik bemängeln, es hat die Fehler aller Traum- und Fieberstücke, die auf Strindberg gefolgt sind. Grillparzer baute einen Vorakt, um für den Traum, der darauf als Leben anhebt, den Boden zu schaffen. Gerhart Hauptmann ließ in die Umwelt seines Hannele hineinschauen; Strindberg zerriß seine Seele, sein Gewissen, sein ganzes Leben vor unseren Augen. Bei Halbe springen Gestalten plötzlich aus der Bildphantasie, ohne daß wir etwas von ihren Beziehungen

zum Träumenden erhaschten. Es ist darum gleichgültig, ob der eine ein Händler mit bunten Teppichen, der andere ein Kunstmaler und der dritte bald dies und bald jenes ist, und ob der Kunstmaler Limburger und der Händler Schätzli-Stüßli heißt, wenn sie sonst keine Realität besitzen, eine dichterische Realität wohlgemerkt, die uns erfaßt, ins Visionäre und Groteske mitwirbelt und die Gesichte zu einer höheren Wirklichkeit zusammenschließt.

Ein Unterschied zwischen Halbe und den Expressionisten besteht dennoch. Man nehme etwa Kokoschka. Er geht als Dichter von der Idee aus. Indem er den Prozeß darstellt, der zwischen den Geschlechtern, dem Manne und dem Weibe anhängig ist, setzt er gleichsam Hebbel dadurch bis zu einem Äußersten fort, daß er in einen Schrei zuspitzt, was jener in Dialogen zur Dialektik formte. Mag Halbe von einer Idee ausgehen. Was ihn durchleitet, ist das Gefühl. Selbst seine Reflexionen sind Gefühle, nicht Gedanken. Sein Adam Thor, der fünf Minuten vor dem Sterben, das Leben im Traum noch einmal durchlebt, scheint, sich anzuklagen. Es ist die Klage der Toten, wenn sie erwachen, daß sie ihr Leben an eitle Phantasien hingegeben haben. Das Gewissen ist hier nicht Unruhe wie bei Strindberg, sondern lyrisches Weh. Thor scheint zu sinnen. Sein Sinn ist Sehnsucht. Der ganze Abend ist Stimmung und Regie der Romantik. Man hat diesem Thor und Adam vorgeworfen, daß aus ihm kein Faust geworden sei und daß er nichts als die Wiederkehr der begehrten, geliebten und verschmähten Frauen zu träumen wisse. Das ist freilich ideell seine Grenze wie es dramatisch seine Schwäche ist. Aber wer darf von den Klängen eines Lebens, das eigentlich nur Jugend war, verlangen, daß sie anderes tönen als den schönen und so schmerzlichen Akkord der Liebe?

Joseph Sprengler

Dresden

„Legende." Schauspiel in drei Akten. Von Franz Jung. (Uraufführung der „Aktuellen Bühne" im Dresdener Staatstheater am 13. Oktober 1927.)

Ein seltsames Produkt, das Schaubedürfnis zu befriedigen, aber mit dramatischer Kunst hat dieses Novum nichts zu tun. Man spürt die Sehnsucht nach einem neuen Zeitstil, aber die Verbindung von Sprechdrama und Film und der Versuch, Raum und Licht als wesentliche dramatische Faktoren einzusetzen, sind nicht neu und in dieser „Legende" nicht bedeutend genug, um die Zertrümmerung der dramatischen Form zu rechtfertigen. Kühn setzt sich der Verfasser über Zeit, Raum, Dialog hinweg. Das gesprochene Wort ist von ganz untergeordneter Bedeutung. Eine unmögliche Allerweltssprache in Flickworten. Der Verfasser stellt diese nichtssagende Vulgärsprache des Volkes als wahr hin, vergißt aber bei diesem sprachlichen Naturalismus, die Personen als Träger der Handlung zu charakterisieren. Nicht das Wort, die Bewegung und Geste des Schauspielers entscheiden hier. Der Film redet, wo man doch Handlung als Erlebnis empfinden möchte. Dazu Lautsprecher, Radio, Jazz, Sirenentuten als Geräuschmusik. „Laß nur. So 'n Quatsch. Einmal muß man doch. Was du denkst, is nich ..." Vorläufig ist doch immer noch die Sprache das Mittel, sich auszudrücken. Hier aber ist Flickwort und Wortgeplärr mit geheimnisvoller Glóriole umgeben.

Eine Gerichtssitzung bietet den Rahmen der Handlung. Gattenmord. Die Gesellschaft als Schuldige dargestellt. Die Maschinerie als Gesellschaftsfunktion soll dramatischer Selbstzweck sein. Das gibt Möglichkeiten für einen gestaltenden Regisseur. Aber das Durch- und Nebeneinander ist kein Drama, mehr bebildertes Symbol des Irrsinns einer extremen Wirklichkeit. Irregeleiteter Film, entartetes Theater, gefilmter Hintertreppenroman in herausfordernden Widersprüchen. Auch der Titel „Legende", Heiligengeschichte, ist irreführend und frivol. Der Verfasser spricht von einer Romantik des Unbewußten, aber sein sprachliches Kauderwelsch ist Auswuchs einer kranken Phantasie. Der Schwerpunkt liegt im Szenischen. Letzte Spekulation auf das Schaubedürfnis. Dieses moderne Elendsgemälde ist ein undichterisches und krankhaftes Spiel gepeitschter Nerven. Ein wertloser Versuch, eine neue dramatische Prägung des Erlebnisses zu finden.

Johannes Reichelt

Wien

„Feuer in der Stadt." Komödie in drei Akten. Von Hans Saßmann. (Uraufführung im Raimundtheater am 19. Oktober 1927.)

Als in einer Kleinstadt rasch nacheinander Brände ausbrechen, bald bei diesem, bald bei jenem reichen Mann, konzentriert sich der Verdacht auf einen Berufskollegen Hjalmar Ekdals, der bisher ebenso beharrlich wie erfolglos Aufnahme unter die Honoratioren Krähwinkels angestrebt und ihnen Rache geschworen hat. Verhaftung, Hausdurchsuchung, große Szene mit dem Untersuchungsrichter (frei nach der „Roten Robe" von Brieux), zuletzt Freilassung wegen Mangels an Beweisen. Vormals verachtet, wird der Photograph nun Gegenstand primitiver Furcht. Und wie sich diese unter den Philistern auswirkt, stellt Saßmann in gemäßigt-groteskem Stil, so etwa auf dem halben Weg

vom „Heiligen Florian" zum „Roten Hahn", unterhaltlich dar. Da man aber einen ganz anderen, wiederum ein malkontentes Stiefkind der Gesellschaft, als Brandstifter feststellt und der vermeintliche Herostrat von seinem Piedestal herabsteigen müßte, legt er selber Feuer an.

Wie man sieht: die Charakterstudie eines Rebellen und Kohlhasen, die bei Saßmann nicht selten begegnen; ein mit wohlwollender Psychologie dramatisch vorgetragenes Kapitel aus der gerichtlichen Medizin, die von Brandstiftern in der Tat mancherlei Kurioses zu berichten weiß; ein Grenzfall, den nur hervorragende Darstellung verbürgen kann und wirklich verbürgt hat; bisweilen fast so etwas wie eine Kritik des Besitzes, der Moral, der Justiz. Im Dialog wird neben manchem platten Wort auch manches Nachdenkenswerte, ja sogar Tiefes laut; kleinstädtische Karikaturen versagen ohnehin selten, und da die Spannung nicht, wie üblich, gegen das Ende hin nachläßt, vielmehr dort ihren Höhepunkt erreicht und überdies noch ein in jüngster Zeit hierzulande durchgeführter Strafprozeß der freilich sehr unkomischen Komödie Aktualität beschert hat, finden sich genügend viele Bedingungen des Erfolgs zusammen.

R. F. Arnold

Krefeld

„Lyonels Kinder." Eine Moritat in drei Akten. Von Otto Brües und Heinz Steguweit. (Uraufführung am Krefelder Stadttheater am 22. Oktober 1927.)

Der Löwenmensch Lyonel, Attraktion unter Attraktionen, meldet sich im Titel als Symbol; doch bleibt die Sphinx zwei Akte lang unenträtselt. Erst im dritten erweist sie sich als Allegorie, aufgesteckt auf das Stück wie das Plakat des Löwenmenschen auf der Schaubude. Wieso seine Kollegen seine Kinder sind, natürlich metaphorisch, wird ohne Vorbereitung erst zum Schluß demonstriert, und statt daß sich das Gefühl im Naiven überschlage, kommt die Wirkung des gewollt Sentimental-Doktrinären auf. Bliebe Selbstgenügsamkeit das Merkmal dieser Moritat, sie wäre einer jener Fälle, die man als unbefangen gegeben freundlich hinnimmt. Aber die Unbefangenheit ist gestört durch literarischen Ehrgeiz, wenn ihn die Verfasser auch bestreiten. Der Moritat ist ein Element beigetan, das sie zur Moralität verfärbt, das Spiel der lustigen Schnörkel stocken und sie zerfließen macht, seine Ausgelassenheiten dämpft und die Saftigkeiten verdünnt. Schade! Die Kinder sind mir lieber als ihr Adoptivvater von Dichters willen. Zwar sind es Typen nach guten alten Vorbildern, doch läßt sich mit ihnen schon Eines rüpeln. Zumal Tünnes und Schäl sind zwei Burschen von unendlichem Humor. Ihnen, und nicht Lyonel, gehöre der Löwenanteil des Erfolges.

Karl von Felner

Köln

„Die große Hebammenkunst." Komödie in drei Akten. Von Robert Walter. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 8. Oktober 1927.)

Nimm alle Bildung zusammen, verehrter Humaniste, denn so du einmal in deinem Leben Plato oder Xenophon gelesen hast, vermagst du an dieser Komödie die Beständigkeit deiner Bildung nachzuprüfen. Vielleicht hast du eine mondäne Komödie erwartet und bist auf den Titel hereingefallen. Wie kann auch einer nur so ungebildet sein und nicht wissen, daß es sich hier um die Mäeutik des Sokrates handelt, jene Methode des alten Philosophen in seinen Schülern und dem athenischen Volke der Weisheit zur Geburt zu verhelfen. Und damit sind wir bei dem Wesentlichen, was gegen diese Komödie zu sagen ist. Theater der humanistisch Gebildeten. Aber das will heute nicht viel besagen, da das Theater sich immer mehr auf einen Kreis von Auserlesenen beschränkt, bei denen es noch einige Voraussetzungen machen kann, verstanden zu werden. Das Theater wird immer mehr eine Angelegenheit eines ganz bestimmten Kreises, nachdem der Film im erhöhten Maße die Schaugelüste der großen Masse befriedigt, wenn auch nicht restlos. Der Mangel an einem Volkstheater im besten Sinn wird immer fühlbarer. Das stellt man mit Bedauern auch bei dieser Komödie Walters fest. Allerdings, und das muß zum Lobe des Dichters gesagt werden, versteht es Walter das Überzeitliche in der historischen Person des antiken Philosophen charakteristisch und allgemeinverständlich herauszustellen. Beziehungsreichtum zur Gegenwart entschädigt für die zwanghafte Rückversetzung in das klassische Altertum. Aber diese Beziehungen, die sich von selbst einstellen, wenn Sokrates von Gottesverehrung, Jugenderziehung und Aristokratie des Geistes spricht, sind auf ganz anderem Boden gewachsen als der ist, auf dem wir unsere Kämpfe in der Gegenwart auszutragen haben. Eine philosophische Komödie, aber eine mit dem volkstümlichsten Philosophen als Titelheld. Die Gestalt des Sokrates reizt unbedingt zur Dramatisierung, aber die Dialogform des Plato, der uns von den Schicksalen seines Meisters berichtet, ist so zwingend, daß sie sich in jedem Sokrates-Drama auswirken muß. So wird auch Walters Komödie zu einem Dialog, in dem Sokrates die führende Stimme hat, wodurch alle anderen Personen in den Hintergrund gedrängt werden.

Es fehlt der große Gegenspieler, durch den das Drama erst das wird, was es sein soll: Kampf! In der Figur des Aristophanes hat Walter so etwas wie die Anfänge dafür geschaffen, aber alle die anderen werden ihm unter der Hand zu Karikaturen. Ich meine natürlich, gemessen an der idealistischen Übersteigerung des Sokrates. Ganz groß steht er da und die anderen ganz klein; nicht der Schatten eines Rechts fällt auf sie. Und dann predigt dieser Sokrates, werdet Menschen; aber das ist das Menschlichste an ihm selbst, er liebt sie, ist frei von Haß und voll von Heiterkeit. Es ist nicht schön, immer an dem Werk eines Dichters etwas auszusetzen, aber wir Heutigen sind nun einmal so, wir wollen von dem Gestrigen los und können uns doch in dem Heute nicht zurechtfinden. Das Publikum war jedenfalls mit seinem Dichter restlos zufrieden; fragt sich nur, ob diese Gunst seinem Stück erhalten bleibt. Ich glaube, die humanistisch Gebildeten sind heute zu dünn gesät, und der Idealismus geht eine gesunde Ehe mit den Realitäten der Gegenwart ein.

Paul Bourfeind

Breslau

„Schlachtenlärm." Komödie in drei Akten. Von Hadrian Maria Netto. (Uraufführung im Lobetheater am 22. Oktober 1927.)

Der Autor, seines Zeichens Schauspieler in Berlin, verquickt eine satirische Bloßstellung des Krieges, die er, in Shaws Manier, nach dem deutlich erkennbaren Muster der „Helden" anlegt, mit einer Parodie auf Maeterlincks „Monna Vanna". Zunächst hebt die Komödie auch in Shaws Bluff-Romantikstil an.

Irgendeine europäische Macht schlägt sich in Nordafrika mit den Arabern herum. Die Franken, von der Heimat her nur mangelhaft unterstützt, pfeifen auf dem vorletzten Loch, die Araber, glänzend geführt von ihrem großen Scheich Mohamed ben Abdul Kader, sind just dabei, den Gegner zu erdrücken. Plötzlich wendet sich die so bedrohlich scheinende Lage ins Urgemütliche, denn eines schönen Morgens erhält der Frankengeneral Valera die überraschende Friedensvisite seines Feindes, der sich ihm als alten — Studienfreund und Bummelgenossen aus Heidelberg vorstellt. Die blonde Mieze, deren fideles Andenken bei dieser Gelegenheit auflebt, spielt dann weiter keine Rolle im Stück, eine um so größere die junge, kapriziöse Frau des Generals, die ihrem lieben „Alten" gegen dessen Willen ins Wüstenlager gefolgt ist, als Fähnrich verkleidet! Sie heißt Vanna, wie die Monna Maeterlinckschen Gedenkens und genau, wie diese, geht (oder vielmehr — ist sie doch ein modernes Weib — fliegt) sie hinüber ins feindliche Lager, als trotz Alt-Heidelberg die erst so nett eingefädelten Friedensverhandlungen zwischen Scheich und General am militärischen Ehrenstandpunkt des letzteren gescheitert sind. Auch sie bekleidet sich zu diesem Zweck mit einem langen Abendmantel und wenn sie auch unter ihm ein wenig mehr anhat als ihre selige Namensschwester, so ist sie doch gleich dieser bereit, den Abendmantel und das Übrige fallen zu lassen, um nur ihren lieben General vor dem Untergang zu retten. Jedoch das große Opfer wird, geradeso wie bei Maeterlinck, nicht dargebracht, nur aus ein wenig anderen Gründen. Der schlaue General benutzt nämlich die Augenblicke, in denen sich der wilde Krieger Mohamed ausnahmsweise mit galanten Dingen beschäftigt, um ihm an der Spitze der Truppen einen weniger idyllischen Gegenbesuch zu machen. Da der General noch früh genug erscheint, so sinkt das edle Opferlamm Vanna völlig unbeschädigt in die Arme seines legitimen Hirten, während der grimmige Wüstenlöwe, der es fressen wollte, in den Käfig der Kriegsgefangenschaft wandert. Krieg und Stück sind aus. Nur nimmt, bevor der Vorhang fällt, der doppelt siegreiche General noch rasch seinen militärischen Abschied, weil er soeben am eigenen Ehemannsleibe erfahren hat, daß der Krieg nicht nur die Moral der Völker, bisweilen auch die Moral einer sonst vorwurfsfreien Frau untergräbt.

Ein in vielen Szenen wohlgelungener Schwank, dem die pikante Maeterlinck-Parodie ungleich besser gelungen ist, als die zwar immer sehr wort-, nicht aber immer sehr geistreiche Paradoxenattacke wider den Krieg.

Erich Freund

Echo des Auslands

Französischer Brief

Große Redner sind Zauberer. Vorbedingung der Rednergabe ist ein weit tragendes, zu Stufungen fähiges Stimmaterial. Vorbedingung ist ferner ein starker Wille oder ein starkes Gefühl. Aber der große Redner muß auch Musikalität in sich tragen, die Sprache beherrschen, klingende, an- und abschwellende Perioden bauen können; er muß Vokale und Konsonanten richtig verteilen und einen Hiatus an richtiger Stelle einfügen — erst wenn einer auf der ganzen Instrumentation der Stimme und Sprache mühelos spielen

kann — ist er Redner. Im Völkerbund in Genf, in der pariser Kammer übt Aristide Briands rednerische Zauberkunst Massensuggestionen aus. Er ist nach Jaurès der größte Redner Frankreichs. Liest man seine Reden, analysiert man sie wie ein Gedicht oder wie eine Partitur, so erkennt man die ciceronische Tradition in Aufbau und Tonfall. Eugène Figuière hat unter dem Titel „Paroles de la paix“ leider nicht ganze Reden des Staatsmannes herausgegeben, sondern nur Aussprüche, die zwar für die internationale Politik wertvoll, aber für den Kunstfreund und Sprachpsychologen nur insofern interessant sind, als aus dem Zusammenhang gerissene Sätze von Denkern und Dichtern. Schade, daß der Verleger die Schere so grausam handhabte. Aus dieser Anthologie kann ein Leser nicht entnehmen, daß jede Rede Briands „une heure de musique“ ist. Briands rednerische Kunstwerke erscheinen hier als Torsi. Höchstens das starke ethische Gefühl blieb in den einzelnen Ausschnitten erhalten.

Briands Bedeutung als Sprachrohr des französischen Empfindens von heute wurde mir klar, als ich das ethisch durchtränkte Buch von Pierre Lafu „La France perdue et retrouvée“ (Plon) las. Ein junger Franzose schrieb dies Buch, sprachlich und klanglich nuancenreich, wie eine lang gesponnene Rede Briands. Die Stimme der Zeit redet hier. Briand ist nicht einsam. Hier ist Nachwuchs. Lafu übt in der Art Nietzsches herbe Kritik an Frankreich, klagt an, will helfen, bessern. Er sieht uns Deutsche nicht, wie wir sind, sondern wie wir sein möchten. Manche von uns sehen Frankreich wie Lafu Deutschland. Bei diesem Parallelismus, der uns allen Hoffnung machen muß, denkt man unwillkürlich an den Schlußchor der neunten Symphonie. Lest Bücher wie dieses, um euch über Frankreich zu orientieren und nicht den Schund von Dekobra und Genossen.

Ein anderes Buch, in der gleichen Sammlung „Le roseau d'Or“ (Plon) erschienen, gibt ebenfalls den Barometerstand des gegenwärtigen Frankreichs: Jacques Maritain, „Primauté du spirituel“. Curtius hat in diesen Blättern Maritain, dem Führer des Neuthomismus in Frankreich im vorigen Jahr eine ausführliche Studie gewidmet. Dem ist wenig hinzuzufügen; denn die neue Schrift variiert nur die eng umzirkte Weltschau des fanatischen Renegaten; wichtig ist nur eine breite Darlegung der Krisis innerhalb des Katholizismus. Aus der großen Wirkung, die die Verurteilung der „Action française“ durch den Vatikan gehabt hat, kann man den Umfang der neuthomistischen Bewegung abschätzen. Maritain kämpft für „le règne de la surnature sur la raison“. Von allen Seiten wird die Erkenntnis der übernatürlichen Weltkräfte gesucht.

Marcel Brion, einer der tapfersten unter den Jüngsten, warmherzig und weitsichtig, der als Gottsucher und Weltenwanderer uns Nordländern nahe steht, entdeckte für Frankreich Bartholomé de las Casas, „Père des Indiens“ (Plon). Frédéric Boutet gibt in „Les aventuriers du mystère“ (Gallimard) ein „Tableau de l'Au-delà“, in dem er alle Arten übersinnlichen Glaubens und Aberglaubens charakterisiert und in ihrer historischen Entwicklung skizziert, ein zeitgemäßes Handbuch. Daß eine so geartete Generation auch den Schicksalsgedanken aufgreift, ist nicht verwunderlich, für Frankreich aber neu. Allendy, ein französischer Schüler Freuds, veröffentlichte bei Gallimard „Le problème de la destinée, étude sur la fatalité intérieure“. Er skizziert in dem Buch die Entwicklung der Schicksalsauffassung in China, Indien, im geschichtlichen Europa und kommt dann auf die Phänomenologie und Psychoanalyse der neuen Zeit zu sprechen, erläutert, wie die moderne Lebensschau das Schicksal des Menschen aus seinem Charakter ableitet. Solche handlichen, geistreichen, nicht durch Vollständigkeitstrieb belasteten Bücher sind leichter lesbar als unsere schwerfälligen, anmerkungsreichen Schriften. Dazu kommt, daß dieses Buch trotz des ernsten Stoffes in elegantem Stil geschrieben ist. Immer noch sträubt sich in falschem Akademikerstolz unser Gelehrtenstand gegen die Popularisierung des Wissensstoffs. Biographien in Romanform werden bei uns als „feuilletonistisch“ abgelehnt. In Frankreich ist seit einigen Jahren dieser Buchtypus verbreitet. Neuerdings bewährte sich Jeanne Galzy auf diesem Gebiet. Sie schilderte für Rieder & Cie. das Leben der Sainte Thérèse d'Avila. Ein weibliches Herz hat mit zarter Einfühlungsgabe die Entwicklung dieser großen Spanierin von der irdischen zur überirdischen Liebe nacherlebt und ausgestaltet. Die menschlich erfaßte Biographie, die allerdings orthodoxe Katholiken kaum zufriedenstellen wird, bringt diese ekstatische Seele dem Laien nahe. Endlich sei in diesem Zusammenhang angemerkt, daß Bernard Groethuysen in „Commerce“ eine eindringende Studie über den heiligen Augustin veröffentlichte.

Es kann nicht verwundern, daß die romantische Jugend Frankreichs, die das Außerordentliche, die Lebenssteigerung sucht, sich von der russischen Seele angezogen fühlt. Lafu wurde während des Krieges von Lenins überragender Größe gefesselt. Er glaubte schon damals in ihm den tatarischen Autokraten, den Machtwillen in Reinkultur zu erkennen. Eindrucksvoll schildert er Begegnungen und Gespräche mit ihm. Viele Fran-

zosen erliegen dem dämonischen Zauber der uferlosen Seele Rußlands. Claude Anet, dessen neue Bücher Weller deutsch verlegt, war der erste Prophet des neuen Rußlands. Duhamel, der kürzlich dort war, zeugt in den „Nouvelles littéraires" von seinen tiefen Eindrücken, Luc Durtain, der ihn begleitete, veröffentlicht in „Europe" in lapidarer Sprache Reiseschilderungen. Keiner der beiden urteilt kritiklos; das überlassen sie den Parteipolitikern der „Humanité", Meistern auf diesem Gebiet. Aus Duhamels und Durtains Schriften spricht ein tiefes Staunen vor der unerschöpflichen Lebenskraft des russischen Volks, vor der Gewittergewalt der tragischen Umwälzung, vor der zähen Energie der Führer. Die französischen Dichter fühlen tief im Innersten, welch schrecklich-großartiges Kapitel hier die Weltgeschichte verfaßt, wie angespannteste Menschenkraft hier Höchstes und Niedrigstes gleichzeitig vollbringt. Ein anderer junger Franzose, Etienne Brunet, hat schon vor einigen Monaten in hinreißender Beredsamkeit und dramatischer Aufreihung und Gegenüberstellung von Tatsachen in seinem Roman „La porte du sauveur" (Rieder) ein im Leidenschaftsfeuer geglühtes Bild der großen russischen Revolution gegeben, dem kürzlich die Engländer einen literarischen Preis zuerkannten. Es ist weniger eine Apologetik des Russentums als einer seelischen Hoch- und Überspannung. Nichts Furchtbares ist verschwiegen, und das Ende ist düster, wie das Innere der Zeit, siehe die glänzende Analyse des Buchs von César Santelli in „Europe" am 15. Oktober d. J. Diesem Buch folgt jetzt der Roman „La fausse mariée ou le moulin sur l'oprane" (Rieder) von Maurice Parijanine, der Jahre hindurch in verschiedensten Betätigungen das weite, unfaßbare, undefinierbare Reich durchquert hat. Das sind Dokumente nicht etwa einer fernen Zuneigung für eine fremde Rasse, sondern Bekenntnisse von Franzosen, die das heutige Russentum wahlverwandt zu ihrem eigenen Revolutionsgeist von 1789 empfinden. Schicksalsgemeinschaft verbindet einen großen Kreis französischer Intellektueller mit der russischen Führerkaste. Es glüht in beiden Ländern ein Bruderempfinden auf. Obwohl Rolland sich Rußland gegenüber immer kritisch verhalten und den Terrorismus vielfältig scharf verurteilt hat, bringt ihm das neue Rußland höchste Bewunderung entgegen, was ein Brief Lunatscharskijs an Rolland in „Europe" beweist. Das Interesse für alles Russische in Frankreich sitzt in gewissen Teilen des Volkes tief. Nicht zufällig, nicht aus oberflächlicher Laune sind alle Zeitschriften der Jugend erfüllt von russischen Problemen. Was Rußland für Frankreich bedeutet, hat Daniel Rops kürzlich in den „Cahiers du Sud" in einer Studie, „Anton Tschechoff" überschrieben, zusammengefaßt, die weit mehr enthält, als der Titel vermuten läßt. Auch auf Pierre Jean Jouve hat Rußland, besonders Dostojewskij, stark gewirkt. Die tief aufwühlende Liebesgeschichte, die Passivität und Todessehnsucht des einen Helden in seinem neuen Roman „Le monde désert" (Gallimard) bezeugen das.

Natürlich bleibt nach wie vor das Liebesspiel zwischen zweien oder dreien Thema für viele Romane. Unkomplizierte Naturen wie Pierre Girard schildern in hastigem Stil die Erotik der Oberfläche, deren Ziel nichts anderes als körperliche Vereinigung ist. In Girards neuem Roman: „Connaissez mieux le coeur des femmes" (Simon Kra) sind die Gestalten wie Schachfiguren gesetzt und begegnen sich bald in Zuneigung, bald in Haß. Auch Raymonde Machard zeichnet in ihrem neuesten Buch „La Possession" (Flammarion) primitive Menschen, die ein gerades und direktes Sinnenleben führen. Die Verfasserin findet vielfach knappe, schlagkräftige Dialoge. Von gleicher Einfalt, die Eisenbahnstunden angenehm verkürzt, ist Gaston Chéraus Roman „Egarés sur la route" (J. Férency et fils). Diesem Mitglied der Akademie Goncourt widmete Pierre-Paul Fournier seinen Roman „Le dernier amour du Colonel Lee" (Plon). Er ist persönlicher in Weltschau und Ausdrucksform, stark in der Ironie: „Les Anglais plus réalistes que les Français et moins gorgés de littérature, font de l'amour un acte plus précis qu'agréable. Ils aiment plaire vite, sont réguliers comme des pendules et parfaitement dépourvus d'imagination." Melancholisch-selbstironisch sind die Briefe der Geliebten an den Hauptmann. Auch Gabriel Joseph Gros bietet mehr als flache Unterhaltungslektüre. Er gestaltet das Schmerzlich-Trauervolle des Lebens, das Verwelken der Liebe und die Vereinsamung der Frau, die sich an Erinnerungen aufrecht zu halten sucht. Erlebensfähigkeit und menschliches Mitfühlen verleiht seinem Roman „Le meilleur de la vie" (Georges Crès & Cie.) Wert. Sobald ein Buch sich über den Durchschnitt erhebt, spürt man häufiger als je russische Einflüsse auf den Autor. Auch René Trintzius, den „La nouvelle revue française" mit einem Roman „Le soleil père" in die Literatur einführt, hat seine Jugend durch Aufnahme russischen Geistes geweitet und vertieft. Bürgerliche Konvention und individualistischer Freiheitsdrang bilden den Konflikt des Buchs; nicht im wörtlichen, wohl aber im übertragenen Sinne: der Antagonismus zwischen dem alten Europa und dem neuen Osteuropa. Das junge Mädchen, dessen seelische Entfaltung Trintzius erzählt, wird vor ihrem

Freiheitsdrang dadurch bewahrt, daß sie immer daran denkt „que tout se tient: ma vie et celle de tous les autres“. Melancholie schleicht sich in ihr Herz und durchtränkt es schließlich ganz. Zeitsymptomatisch ist, daß dieses im Krieg aufgewachsene Mädchen mit demselben Abscheu vom Kriege spricht wie der alte Briand. Also noch einmal — Briand steht nicht einsam. Seine Reden fassen die Volksstimmung zusammen.

Aus der Zeitschriftenliteratur ist vor allem der Aufsatz von Pierre Jaccard hervorzuheben „l'inutile paradoxe des néo-scolastiques“, der einen Überblick über die historische Entwicklung und die ganze Breite der neuthomistischen Bewegungen gibt. Jaccard urteilt auf Grund des aufgereihten Materials scharf und hart; er sieht im Thomismus „un péril non seulement pour le catholicisme mais pour le monde“ ... „car le néo-thomisme est un dangereux ferment de haine“. Alle, die sich mit dieser Bewegung befassen, die immer schneller an Umfang zu gewinnen scheint, müssen sich mit dieser bedeutenden Studie auseinandersetzen. An gleicher Stelle, in der „Revue de Genève“, veröffentlichte die Comtesse de Pange über die erste Deutschlandreise ihrer Urgroßmutter, Mme. de Staël einen wertvollen, literarhistorischen Beitrag. Endlich sei auf die neue Zeitschrift: „L'esprit international“, das Organ der Carnegie-Stiftung verwiesen, die von Paris aus für die Völkerverständigung wirkt.

Otto Grautoff

Elsässer Brief

Innerhalb der kulturell bemerkenswerten Erscheinungen im Grenzland sind aus dem verflossenen Jahr die wieder aufgenommenen deutschen Theateraufführungen zu erwähnen, die in Straßburg und den größeren Städten durch die Vermittlung einer schweizer Truppe ermöglicht wurden und sich im ganzen eines schönen Erfolgs erfreuen durften. Stücke besonderer Natur, wie Wedekinds „Erdgeist“, die in ihrer ersten Jugend hier unter Ausschluß der Öffentlichkeit vorgeführt wurden, sahen jetzt ein größeres Publikum. Wer vergleichen konnte, spürte an sich die Vergangenheit. Außer der Reihe sah man Hugo von Hofmannsthals „Welttheater“ in vorzüglicher Darstellung. Aber die Presse ist auf das „Mysterium“ nicht eingestellt, sie nahm kaum Notiz davon.

Auch die deutsche Operette wird in Straßburg gepflegt, und hätte noch größeren Zulauf, wenn Aufwand und Kräfte einer nicht subventionierten Nebenbühne, wo die leichtgeschürzte Muse Zuflucht fand, immer auf der Höhe sein könnten. Daß übrigens die Politik nicht aufgehört hat, auf die Bühne zu schielen, was unter dem Einfluß der allgemeinen Lage zu verstehen ist, bewies der Zwischenfall im straßburger „Edentheater“ (am Bahnhofsplatz), wo der Umstand, daß ein von einer leipziger Truppe schlecht aufgeführter Schmarren („Raffkes Ende“) vom Publikum ausgepfiffen wurde, einem Teil der Presse sogleich Anlaß zur Folgerung gab, man wolle überhaupt keine deutschen Vorstellungen mehr! Worauf die autonomistische Presse mit dem Hinweis auf das Millionendefizit des straßburger Stadttheaters erwiderte, wo in der Regel nur französische Aufführungen stattfinden.

Als die deutsche Sprache auf den offiziellen Bühnen nicht mehr gelitten ward, kam die Vereinsbühne in Schwung, die Dichtungen, wie Schmidlins „David“, ein Singspiel, komponiert von Professor Erb, und „König Saul“ von Deutsch in Sulz u. W. herausbrachte. Ein besonderes kritisches Organ, „Die Elsässische Bühne“, das im 3. Jahrgang steht, und von der (katholischen) oberelsässischen Verlagsanstalt Haegy (wie auch „Die Heimat“, „Elsaßland“ und ein reichhaltiger Volkskalender) herausgegeben wird, sorgt mit hohen Ansprüchen für die Erziehung von Bühnenleitern, Schauspielern und Publikum, bedauert aber bei jedem Anlaß die Langsamkeit des Fortschritts. In der vorletzten Nummer dieser Zeitschrift, die leider nicht regelmäßig erscheint, verbreitet sich L. Ed. Schäfer aus dem Literatenkreis des inzwischen als Zeitschrift wieder eingegangenen „Eisernen Mannes“ über die Lage der elsässischen Literatur. Er rechnet zu ihr, außer den Versuchen im Dialekt, die auf der Bühne des „Elsässischen Theaters“ dem Publikum vorgestellt werden (wo Direktor Stoskopf, gutem Vernehmen nach, demnächst wieder mit politischen Satiren aufwarten will), alles, „was im dichterischen Erzeugnis die elsässische Landschaft und Persönlichkeit festzuhalten trachtet“. Als dem Ideal am nächsten stehend, nennt er René Schickele: „Der hat seine Heimat ins Große gestellt, mitten in Europa hinein, und, wie sonst keiner, den Zug unseres Grenzlands vom Germanischen zum Romanischen eingefangen ... Er hat unser Land, die Leistungsfähigkeit unserer Heimat vor der Welt zu Ehren gebracht.“ Aber „er ist zu artistisch, um von unten herauf elsässisches Volkstum in breiter Komposition zu erfassen und zu umschreiben“.

Im selben Heft macht Jos. Albert das Sündenregister der Presse auf. Da werden befreiende Worte gesprochen über die Vernachlässigung der literarischen Sparte in der elsässischen Tagespresse deutscher Sprache, auch derjenigen, die sich einer Führerrolle erfreut. Die Ausbeute auf dem Gebiet ist in der Tat furchtbar mager. Wenn wir sehen, wie im badischen Nachbar-

land die „Badische Presse“ (Karlsruhe) eine gut aufgemachte „Literarische Umschau“ (mit Mitarbeitern, wie Otto Flake) als Wochenbeilage hat, und diesseits ein Blatt, wie „Der Elsässer“ seine frühere Halbmonatsbeilage, die vom Abg. Thomas Seltz herausgegebene „Kleine Revue“ (mit Luzian Pfleger und Professor Paulin als Mitarbeitern), seit Jahresfrist auf vier kleinen Halbseiten nur noch monatlich erscheinen läßt, so haben wir das Maß an literarischem Interesse in diesen Kreisen gezeigt. Was in der Presse im allgemeinen als „Literatur“ geboten wird, so sagt der Kritiker der „Elsässischen Bühne“, „ist Reklame in anderer Form“. Dabei hat jedes Blatt seit Kriegsende seine Sportbeilage. „Nur die Literatur bleibt das Stiefkind der Presse. Darf es uns da noch wundern, wenn unsere Jugend auf den Gymnasien, jene, die einmal Führer sein sollen, nur mehr Interesse haben an Fußball, Boxen und Autorennen, und nichts mehr übrig haben für die Schönheiten der Literatur und Kunst? Was unserer Presse nottut, sind vor allem literarische Beilagen, in denen die deutsche und französische Literatur zur Geltung käme, Bücher- und Zeitschriftenschau nicht zu vergessen! Man komme nicht mit der Ausrede, die Leser hätten daran kein Interesse. Nehmen wir an: nicht alle! Aber am Sport? Kaum alle. Letzten Endes ist es aber eine Frage der Erziehung.“ Das ist wohl richtig. Doch wird die Zeitung gerade in den Kreisen, die sonst auf das Erziehungsprinzip betonen, als Geschäft bewertet. Das Heil muß der Literatur also von anderer Seite kommen, von der freien Konkurrenz. Von dem Moment an, da ein im Wettbewerb erfolgreiches Blatt mit einer richtiggehenden literarischen Beilage den Anfang machen würde, würden die Rivalen auch bald auf dem Plan erscheinen. Es war nicht anders mit dem Sport. Die autonomistische Presse hat mit Proben auf literarischem Gebiet schon begonnen. Ein groß angelegtes Unternehmen hieß „Die Brücke“, eine Monatsbeilage, die, wie unser Kritiker bemerkt, mehr Politik als Literatur bringt. Die „Brücke“ lag dem Wochenblatt „Die Zukunft“ bei, sie konnte nicht durchhalten, soll sich aber unter anderem Titel auf eigene Füße stellen. Die seit Dezember 1926 in Straßburg erscheinende Tageszeitung „Die Volksstimme“ hat verschiedene Beilagen kulturpolitischen Charakters, darunter eine unter dem Titel „Volk und Buch“, die ihrer Reichhaltigkeit wegen in der „Elsässischen Bühne“ an erster Stelle genannt wird. In diesen Beilagen, wie in Feuilletons anderer Blätter, so des „Elsässer“ oder der straßburger „Humanité“ werden gelegentlich immer wieder Prosastücke alter deutscher Meister, so Pestalozzis „Lienhard und Gertrud“, Otto Ludwigs „Zwischen Himmel und Erde“, Hauffs „Bild des Kaisers“ u. a. nachgedruckt.

Von den Blättern französischer Sprache nimmt sich vor allem das „Journal de l'Est“, dessen Leitung in den Händen des Schwiegersohns von P. Bucher liegt, der Literatur an. Es bringt regelmäßig Notizen über die französischen neuen Erscheinungen, tut sich hervor in der Theaterkritik, und hat nun auch Literaturpreise ausgeschrieben, in bescheidenem Umfang zunächst, für die besten Romandichtungen, die sich irgendwie aufs Elsaß beziehen, unbeschadet der Form, die realistisch oder satirisch sein und den Stoff aus der Wirklichkeit oder aus der Utopie nehmen darf. Es ist ein Anfang, dem die Konkurrenz wohl Fortsetzungen geben wird. Das Schiedsgericht besteht aus Redakteuren, freien Schriftstellern, Universitätsprofessoren und Buchhändlern.

Unter den Schiedsrichtern befindet sich auch der Lehrer am straßburger Lehrerseminar, der aus dem Elsaß stammende Ed. Naegelen, dessen Roman „Le Revenant“ („Der Zurückgekehrte“), viel von sich reden machte, weniger wegen seiner literarischen Eigenschaften als wegen des Themas: Es werden in Form zusammengesetzter Leitartikel die Konflikte behandelt, in die sich die nach 1870 ausgewanderten Elsässer nach ihrer Rückkehr in die Heimat 1918 versetzt sahen. Der Verfasser, der sich dieser Arbeit wegen in Paris in öffentlichen Versammlungen seiner Parteigenossen (er ist sozialistischer Beigeordneter in Straßburg) rühmen ließ, hat sich, wohl im Geschäftsinteresse, gehütet, gerade das Problem in seiner Arbeit zu berühren, das im Elsaß eine so große, zeitweise sogar die Hauptrolle spielt: das religiöse.

Wurde schon das sehr reduzierte Interesse der elsässischen Presse für Literatur bemerkt, so wird es nicht wundernehmen, wenn sich auch der Wagemut der Verleger für Kunstwerke nur in bescheidenen Grenzen hält. Die Interessenten, Archäologen, Kunstschriftsteller (so unter anderen der in letzter Zeit als Verfasser eines Werkes über straßburger Treppenhäuser viel genannte Pfarrer Stoehr aus dem Kanton Hochfelden) sehen sich genötigt, mit deutschen Verlagsanstalten zu arbeiten. Deutsche Verleger haben binnen kurzer Zeit eine Reihe wichtiger Erscheinungen über Kunst und Altertum im Elsaß herausgebracht. Und die hiesige Presse, insofern sie unparteiisch ist, kann nicht umhin, das Lobenswerte anzuerkennen, ohne Rücksicht auf seine Herkunft. Das hat auf der französischen Seite Verdacht erregt und den Nächstbeteiligten den Vorwurf eingetragen, sie arbeiteten dem deutschen „Heimatdienst“ in die Hände. Vielleicht wird aber der Fall doch dazu beitragen, den Wettbewerb auf dem erwähnten Gebiet reger zu gestalten.

Das „Journal de l'Est“ machte bei der Gelegenheit auch darauf aufmerksam, daß der Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der straßburger Universität so gut wie verwaist ist, was zur Folge hat, daß die Studenten des Fachs entweder nach Paris oder nach Freiburg gehen müssen. Wann wird dieselbe Presse einmal die Zustände an der ehemaligen Universitäts- und Landesbibliothek unter die Lupe nehmen? Sie ist in Frankreich die zweitgrößte, hat aber seit Jahren viel von ihrer praktischen und wissenschaftlichen Bedeutung eingebüßt. Anschaffungen wurden nur wenige gemacht, die deutschen Erscheinungen überhaupt vernachlässigt. Der Fall kam im Parlament schon zur Sprache, wo geklagt wurde, daß die Studenten, um brauchbares Material zu finden, nach Basel oder Frankfurt müssen. Neuerdings scheint die Bezirksbehörde mit den nötigen Reformen ernst machen zu wollen. Es ist nicht mehr zu früh!

Straßburg — P. E. Baldeck

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Mario und die Tiere. Von Waldemar Bonsels. Stuttgart 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 325 S. Geb. M. 6,50.

„Fängt Waldemar Bonsels wieder von vorn an?“ fragt man sich beim Lesen dieses seines neuesten Buchs — es ist, als summte die Biene Maja umher, als streiften uns die Falterflügel des himmlischen Elfen die Stirn, und als hörten wir das Anjekind im Moor singen. Man tut gut daran, die Kunde und Verkündigung dieser Gestalten noch einmal auf sich wirken zu lassen, um ein Zwiefaches zu erfahren: daß es dem Dichter nur in der Kunstform jener Werke möglich ist, das große Kindliche seines Wesens auszuwirken und zu gestalten, das großäugige Erstaunen, die unzerstörbare Unschuld der Sinne und Seele — und zum anderen: daß sein Erleben, seine Schau der Natur in dem neuesten Werk eine Tiefe und Weite erreicht, die kaum überboten werden kann. Alles ehrfürchtige und andächtige Erfühlen, Ertasten und Erhören der Wunder der Schöpfung, das den Wert der früheren Dichtungen ausmachte, ist in dieser enthalten. Es kommt aber noch etwas hinzu, das sich schwer begrifflich benennen läßt. Ist es das große befreite gestillte Atmen? Ist es das Schweigen, das dieses Werk erfüllt, in dem dann mehr laut wird als Menschen-, Tier- und Baumstimmen, mehr, als was Wolken, Wasser und Wind verkünden? Hier forscht der Dichter nicht mehr sehnsüchtig wie einst nach der Fülle, er fühlt sich nicht mehr intuitiv ein in die zartesten Geheimnisse — er hat den Zustand erreicht, von dem Rainer Maria Rilke sagt: „Was andere kaum zu wollen wagen, wird mir einmal unwillkürlich sein“ — eine unio mystica, aus der heraus er die Dinge von innen schaut, in der ihm alles wie von selbst geschieht. Und es ereignet sich mit der Selbstverständlichkeit und Stille alles Geschehens in der Natur. Alles trägt sein Gesetz in sich und entfaltet sich wuchshaft nach dem Rhythmus, der sein Gesetz ist. Das ganze Werk ist seine Offenbarung. Es strahlt eine erlösende Heiterkeit aus, wie sie der hellenischen Seele eigen war, es ist erhellt von einem wissenden, schweigenden Lächeln. Man ist versucht von einer vollendeten Symbolik zu reden, wagt es aber nicht, denn hier ist wahrhaft mehr gelungen und Wirklichkeit geworden als eine meisterhafte Verwendung von Kunstmitteln. Es gibt eine Grenze, an der Kunstmittel aufhören als solche zu wirken und solche zu sein. Da kehrt sich das Verhältnis zwischen Gestalter und Gestaltetem um, das Gebilde wird mächtiger als sein Schöpfer. Dies ist hier geschehen. Es redet der Wald. Es strömt das Leben. Es waltet die Liebe. Das Geheimnis dessen, was wir Gott nennen, wird Wirklichkeit — fühlbar, schaubar, hörbar allen Sinnen und der Seele, und dennoch unfaßbar.

Lehrbach (Oberhessen) — Karl Rheinfurth

Eros Anadyomenos. Von Albert H. Rausch. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 132 S. Geb. M. 6,—.

Ein Buch von ernster und edler Haltung, nach Form und Wesen aus der Nachfolge Georges (dessen „Maximin“ hier gefeiert wird). Im Gefühlskreis nicht jedem zugänglich, da es die Liebe von Mann zu Jüngling zum Thema hat, den Eros, der in Männerfreundschaft leiblich und geistig Einigung fordert. Es geschieht fern unserer Zeit, in Kreisen begüterter Diplomatie, in England, Deutschland, Italien. Aber wie sich hier in gefühlsmäßiger Willensformung Schicksale hochgestufter Menschen bilden, das kann Kraftquelle sein auch für unsere Zeit, der in ihrem Schwanken nichts nötiger ist als Bindung einzelner aus selbstgewolltem Willen, an andere, an ein Ziel. Eros knüpft in diesem Buch Beziehungen zwischen einem älteren Diplomaten und einem jüngeren, die Frau des älteren löst ihre Ehe, der jüngere geht nach Tokio, der ältere stirbt an der Vereinsamung. Sein Sohn, die Gestalt, deren Werden wir verfolgen, geht nach der Reifeprüfung auf die mütterlichen Güter in Hessen. Ein Besuch in Rom und Capri gilt der Mutter und ihrem neuen Leben, sie ist in zweiter glücklicher Ehe dem Bruder des italienischen Außenministers verbunden. Dann die Entscheidung: Jener, der einst nach Japan ging, kommt nach Jahren der Weltwanderung nach Hessen, gewinnt auch den Sohn, er, der den Vater geliebt. Sie werden sich nahe sein für immer. Der Sohn fährt zur Mutter, gesteht ihr, daß das väterliche Erbe des Blutes stärker in ihm ist als das der Mutter, sie läßt ihn ziehen — in sein Glück und seine Lebensarbeit, die Bewirtschaftung seiner feld- und waldreichen Güter. Es erhebt sich die Frage, die große Frage: ist dieser Eros nur Blüte alter Zucht, Frucht einer langen Ahnenreihe, nur Gewächs auf dem Boden materieller Sorglosigkeit? Also nichts aus sich Gewachsenes, ein Ergebnis aus Vergangenheit? Wie dem auch sei, wie nun auch die Antwort lautet, hier ist er ein schönes und tiefes Gleichnis für das Unwandelbare, in aller Wandlung Unaustilgbare jener Macht, die Liebe heißt. Und wenn dies alles geschieht in Sätzen, die von einem echten Gefühl für die Heiligkeit des verkündenden Wortes getragen sind und sich doch nie

allzu sehr ins Artistische verlocken lassen, in Sätzen, die, ob sie die Landschaft Hessens malen oder das nächtliche Rom oder eine briefliche Seelenbeichte geben, hingleiten in Fülle und harmonischer Fügung, wird's uns doppelt ein Geschenk seltsam aufgerührter Stunde.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Soldat Suhren. Roman. Von Georg von der Vring. Berlin 1928, J. M. Spaeth. 394 S. M. 4,50 (6,–).

Immer, wenn ich einen Roman aus dem Kriege lese, fällt mir folgende Szene ein: mein Batteriezugführer, der Feuerwerker und ich stehen hinter den Mauern eines zerschossenen Gehöftes. Seit vierundzwanzig Stunden befeuern die Engländer die Ebene, über die wir im grellsten Mittagsglast mit Munition im Galopp rasten. Unsere Batterien hatten sich verschossen. Wir stehen und rechnen an unserer Munition herum. Links und rechts schlagen Blindgänger ein. Wir lachen. Mitten in einer Zahl zerkracht über unseren Köpfen die Luft, aus dem Dach stürzt eine Staub- und Steinwolke an die Sonne, der Unteroffizier fällt wie ein leerer Sack zusammen, der Feuerwerker greift sich an die Stirne, ich fliege an einen Balken, taumele, erhebe mich. Dann tragen wir den toten Zugführer in den Hof ... Das Bellen und Heulen über uns dröhnt stundenlang weiter ... Dies alles kann man erzählen, sagen, aber das Erlebnis dieser Sekunde kann man nicht dichten. Die Luft zerspringt, Feuer fällt in einen Schacht, Wände bersten, Erdfontänen zischen auf, Angst zerschnürt die Kehle, das Blut weicht aus dem Gehirn, das Denken ist Bruchteile von Sekunden ausgelöscht, tausend Bewußtheiten leuchten auf, werden verschüttet ... tot der eine, gerettet wir beide? Gott danken? Leben? Tod? Kinder, Frau, Mutter, Vater? ... Nein und nochmal nein, es geht nicht! Es ist Irrsinn, diese mörderische Sekunde zu schildern.

Ich weiß nicht, ob von der Vrings Buch ein paar Jahre früher oder zwanzig Jahre später hätte erscheinen müssen. Es ist gut geschrieben, nüchtern, sachlich, porträtierend. Unter den vielen, die ich las, von den besten eins. Es ist schon von ferne geschrieben, mit Abstand, aber immer noch wirklich genug, daß es packt. Gesteigert von den Anfängen in den Kasernen über die Rekrutendepots, Transporte von einem Kriegsschauplatz zum anderen hinweg bis zum Russenangriff bei Trysten. Es enthält alles, was der Krieg mit sich brachte, vom Essenholen bis zu den platzenden Handgranaten, vom Nachexerzieren bis zu den Läusen, von sadistisch-grausamen Unteroffizieren bis zu bewunderten Patrouillengänger, vom Wegebau bis zu Kopfschüssen, die einen wie eine Stange umlegen. Von der Vring schreibt eine einfache, klar gegliederte inervierende Grammatik, er schreibt wie ein Chronist. In dieser Sachlichkeit, die doch eine Wärme wie Biwakfeuer ausstrahlt, türmt sich der Moloch Krieg. Aber er zerbrennt dich nicht. Denn seine Wirklichkeit ist so ungeheuerlich, so entsetzlich, daß es dafür keine Worte gibt. Ich glaube es fast, denn ich habe noch keinen Mythos vom Krieg gelesen. Vielleicht gelingt es einem fünfzig Jahre später, und vielleicht wird er so schreiben wie von der Vring, so daß sein Buch nicht überflüssig wäre. Er muß vielleicht noch mehr verdichten, zusammenpressen, denn wenn eine halbe Stunde bei Armentières die Hölle sein kann, die Hirn, Nerven, Herz zerfrißt, kann man nur das unerhörteste und gleichzeitig einfachste Wort vertragen. Aber dieses einfachste Wort muß glühen. So wäre das letzte Kapitel aus Soldat Suhren, d. h. „Flucht", das dichterischste.

Berlin Guido K. Brand

Jakobäa. Eine Historie. Von Hermann Stegemann. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 232 S. Geb. M. 6,–.

Drei Viertel unserer historischen Romane spielen im Dreißigjährigen Krieg. Der ist neun Zehnteln dieser drei Viertel nicht mehr als „Milieu", billiger Vorwand für Grelles, Reservoir wohlfeilster Kontraste. Daß solch ein Buch wirklich die Zeit aufstehen läßt, sie aufstehen läßt aus nüchternem und doch durchpulstem Sachbericht — das ist sehr selten. Darum sei auf diesen Roman „Jakobäa" hingewiesen. Auf seine Sparsamkeit. Auf seine überschwängliche Herbheit. Auf eine Diktion, die knorrig und altertümlich ist, ohne antiquarisch zu wirken. Man kann mit diesem Buch sehr einverstanden sein — in seinen Grenzen, versteht sich. Ein Werk großen Vorwurfs, großen inneren Umfangs ist es nicht und will es nicht sein. Aus dem Schicksal eines Reiterobersten und seiner Tochter, die ihn durch die Bataillen begleitet, weist nichts hinauf, nichts hinaus in die Welt, nichts herüber zu uns. Aber da weiter zu argumentieren, ist fast schon ungerecht. Denn was sich noch sagen läßt, wendet sich gegen die Gattung und nicht gegen dieses Buch, das die Gattung so würdig wie wenig andere repräsentiert.

Wien Robert Neumann

Der junge Tobias. Eine Jugend und ihre Umwelt. Von Karl Scheffler. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 385 S.

Wenn Karl Scheffler seinen autobiographischen Roman, dessen Held Johann Schüler heißt, „Der junge Tobias" nannte, dachte er an jene apokryphe Bibellegende vom jungen Tobias, von dem es heißt, „daß ein guter Engel ihn geleitet und alles zum Guten lenkte, was er vorhatte". Und er dachte daran, daß auch sein Held „nicht ohne Anfechtung blieb, auf daß er bewährt würde". Wie Tobias wird der junge Johann Schüler zu Glück und Ruhm geführt, und, um das Symbol vollkommen zu rechtfertigen, ebenso wie der alte blinde Tobias durch das Heilmittel der Galle wieder sehen lernt, wird auch Johann Schüler, dessen Beruf das Schauen, durch die bittere Galle des Daseins von seinem guten Genius mit Sehen begabt.

Es ist ein Bekenntnisbuch, in dem uns Karl Scheffler die Synthese der Erfahrungen gibt, die sein Leben geformt und gestaltet haben. Er trägt bei seiner Schilderung allen erdenklichen Einflüssen Rechnung und versucht zu erklären, wie Eltern und Geschwister, Ort und Zeit, Luft und Wetter, Kost und Kleidung, Erziehung und Studium, Milieu und Gesellschaft ihn zu dem gemacht haben, der er heute ist. Dieser Lebensbericht wird mit epischer Ruhe und sympathischer Sachlichkeit dargestellt, und es ergibt sich dabei für den Leser der Gewinn eines einprägsamen Bildes von norddeutschem Handwerkerleben und von der Zeit zwischen 1870 und 1910. Manches, wie etwa gleich der Auftakt „Dorf und Stadt" scheint mir zu breit geraten, manches, wie das Kapitel „Erwachsene und Kinder" allzu lehrhaft; aber nie vermag man absolut zu entscheiden, wie bedeutsam dem Erzähler gerade die Dinge gewesen und geworden sind, die dem Leser unwesentlich erscheinen.

Das ganze Buch erinnert mich an ein gutes altes Bild von Thoma, wo der Mensch schaffend und träumend zugleich, Körper und Seele zugleich, sicher und klar in der Landschaft steht, sich allen Schicksalen und Zufällen preisgegeben sieht, aber, wie ein Baum, trotz Sturm und Wetter, Früchte tragen wird. So wächst Johann, stets sich selber treu, ins Leben und in seine vorgeschriebene Aufgabe hinein und geht unbeirrt und sicher durch Klippen und Fährnisse seinen Weg.

Das Buch ist still; das Buch ist schön. Es ist geschrieben aus Lust am Schreiben, aus dem Wunsch heraus, sich vor sich selbst hinzustellen, um sich zu erkennen, so wie die Maler gern ihr eigenes Porträt entwerfen, um den Menschen zu zeigen, wie sie sich selber sehen. Darum kann man nicht sagen, daß das Buch für besinnliche Menschen geschrieben sei; es ist wahrscheinlich ohne Zweck und Absicht geschrieben. Aber so, wie es nun einmal da ist, ein Stück Natur und ein Stück Entwicklungsgeschichte zugleich, bereichert es unseren Schatz an Selbsterkenntnissen. Daß es wie Hauptmanns „Michael Kramer" ausklingt — nur daß hier nicht der Vater dem Sohne, sondern der Sohn dem Vater im stummen Monolog die kreaturversöhnende Grabrede hält —, wirft freundliche Lichter auf Johann, der nun erkennt, daß das Leben eines Menschen seinem Nächsten sich erst ganz erschließt, wenn die Schollen seinen Sarg bedecken.

Berlin J. E. Poritzky

Brömseshof. Eine Familiengeschichte. Von Ina Seidel. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 273 S. Geb. M. 6,—.

Es klingt schon abgegriffen, von Ina Seidel zu sagen, sie sei eine Dichterin. Aber angesichts ihres neuen Buchs muß man dieses Wort wiederholen. Man muß es wiederholen mit all dem Beiklang, den ihm der Eindruck eines unverfälschten Schöpfertums verleiht. Wollte man aus dem „Brömseshof" den äußeren Vorgang herausschälen, so bliebe etwas fast Alltägliches: der Erbschaftskampf um ein Gut, der mit dem Motiv des Kriegsheimkehrers in Verbindung gebracht wird. Aber wie Ina Seidel das nicht Ungewöhnliche allem Alltäglichen entrückt, wie sie fern aller Literatur aus eigenem Erlebnis schafft, wie sie auch über dieses Buch wieder das Weben einer gezügelten Kraft und ungetrübten Reinheit breitet, das beweist aufs neue, daß sie in die Höhen dichterischen Frauentums hinaufragt.

An einer Stelle dieses Buchs steht das Wort von der „unverrückbaren Wurzelhaftigkeit". Um die mütterliche Gewalt der Scholle ringt der heimgekehrte Sohn des Gutes; er sucht zum Herzen derer, die ihn gebar, zurück, um durch sie mit dem heimischen Grund wieder zu verschmelzen. Denn der Krieg hat ihn wurzellos gemacht. Von dem Platz, den angestammtes Recht ihm zuzuweisen schien, haben andere ihn verdrängt. Er führt einen mehr schweigenden als trotzigen Kampf gegen die habgierige Sophie und gegen Johanne, die zweite der altjüngferlichen Schwestern, die in zäher Arbeit der Kriegsjahre mit dem heimatlichen Boden verwachsen ist. So eng verwachsen, wie Conrad erkennt, daß er sein Besitzesrecht nicht freien Herzens geltend machen kann. Die Jahre draußen haben seine Energie gebrochen, haben ihn duldsam gemacht. Und als das Geheimnis, das seit seiner Rückkehr wie eine dunkle Wolke auf dem Gute lastet, sich lüftet, als er hört, daß er der uneheliche Sohn seiner Mutter und seines Onkels ist, da geht er stillschweigend, wie er gekommen ist, mit seiner jungen Frau nach Mexiko zurück, wo er nach tollkühner Flucht aus russischer Gefangenschaft begonnen hatte, sich eine Heimat, seine Heimat zu schaffen. Die Gewalt der heimischen Scholle hat den Wurzellosen entlassen. Die Stiefschwestern gehen einem freudlosen Dasein entgegen, denn ihren unmütterlichen Händen versagt sich das Glück. Auch der erblindete Bruder, der seine Heimat in sich gefunden hat, tritt aus heimischer Enge in neue Erdverbundenheit hinüber. Nur im Erinnerungsbild der Mutter bleibt die unverrückbare Wurzelhaftigkeit auch über dem Meere wirksam.

Es ist das Wissen um die Seele der Erde, die den Menschen trägt, dem dieses Buch seine wehmutreiche Zartheit und seine verdichtete Atmosphäre verdankt. Gestalten saugen vom Saft der Erde und wachsen mit schlichter Notwendigkeit empor. Man steht in herber Luft auf frisch gepflügtem Acker, man hört von fernher den reinen Klang volltönender Glocken herüberschallen und man hört ihn ebenso rein und klar verhallen.

Halle (Saale) Edgar Groß

Welt ohne Seele. Roman. Von Heinrich Lilienfein. Stuttgart 1927, Cottasche Verlagsbuchhandlung Nachf. 221 S.

Dieser Roman mit dem kampfansagenden Titel umrahmt etwas schwer und erdrückend eine feine, zarte Novelle. Und wenn der Roman gegenüber den Typen des modernen Lebens, die er herausgreift, eine durchaus ablehnende und unholde Haltung einnimmt: der Verfasser der Novelle beweist, daß er trotzdem ein moderner, vom Zeitstrom lebendig durchpulster Mensch ist.

Welt ohne Seele bedeutet nicht etwa die harte, männliche Welt der Technik, sondern die Frauenwelt. Die Frau, der die Pflege innerlichen Lebens bisher als ihre vornehmste Aufgabe vererbt war, hat mit den äußeren Kennzeichen ihres Geschlechts auch dies verpflichtende Vorrecht aufgegeben. Die Unterschiede der Geschlechter scheinen verwischt, vielmehr ihre Wesensmerkmale gradezu vertauscht: der Mann ist in der Liebe der Zaudernde, verschämt Zurückhaltende geworden, das Weib die Draufgängerin. An zwei Typen stellt Lilienfein diesen Gefühlswandel dar: an einer Frau aus der Gesellschaft, die, unabhängig, herrisch, sich die Männer zum Liebesdienst heranholt und sie entläßt, wenn sie ihrer überdrüssig geworden, und an einem Tippmädchen von kleinerem Format, das nach getanem Bureaudienst sich mit Sport und Küssen vergnügt, gemäß dem Grundsatz: „Erst Leben und Liebhaben, dann einen wackeren Bürger zum Heiraten suchen!" Die beiden stellen dem gutherzigen Bibliothekar der Stadt nach, der aber anfangs von solchen Bewerberinnen nichts wissen will, sondern streng und zugeknöpft, sich hinter seinen Grundsätzen verschanzt, bis sie ihm gelegentlich entgleiten und er sich nichts weniger als zugeknöpft zeigt. Ist er damit ein moderner Schwächling, ein Unmann neuesten Gepräges? Ach, ich glaube, mich aus meiner Jugend zu erinnern, daß es früher auch nicht viel anders zuging, und das Wort vom willigen Toren ist, so viel ich weiß, nicht von einem heutigen Sexualpsychologen erdacht. Ebensowenig scheint mir die männerbehexende Circe gerade ein moderner Typus zu sein, und das in Sport und Liebe machende Bureaumädel von heute hat seine Vorgängerin in der Ballschönen von einst, die aus hundert Männerarmen schließlich in den Arm irgendeines Gleichgültigen flog. Gewiß hat sich ein tiefer Wandel in der Stellung der Frau zum Manne vollzogen, aber mit einseitiger Verurteilung wird man diesem Prozeß nicht gerecht.

Zwischen jenen etwas äußerlich gesehenen und nicht sonderlich geglückten Figuren steht eine dritte: die feine, bescheidene Geigerin. Sie ist eine Frau, die den tiefsten Bedürfnissen des Bibliothekars entspricht. Aber enttäuscht von der Liebe, spröde von Natur, kommt er ihr nicht recht nahe, und wenn er ihr in ihrer Bedrängnis auch hilft, so ist es doch kein Helfen aus rechter Anteilnahme und wirklichem Verständnis. Darum wird seine Wohltat der Frau zum Verhängnis, indem sie dem Mann, an den er sie empfohlen, verfällt. Zwei leidvoll Enttäuschte und seelisch Zerbrochene stehen

am Ende des Buches da, und nach altem Stil wäre damit ein tragischer Abschluß gegeben; denn wenn der Mann von früher auch seine noch so kümmerlichen Reste der besten Frau für wert genug hielt, sah er umgekehrt in einem freien Liebeserlebnis der Frau ein unüberbrückbares Ehehindernis. Wenn aber Lilienfein zeigt, daß auch eine Frau sich verlieren und wiedergewinnen kann und daß ein erotischer Irrtum sie nicht notwendig zu einem Wesen niederer Art macht, so bekundet er damit ein vertieftes und verfeinertes Verständnis. Man kann an dem Rahmen mancherlei aussetzen, aber das Bild selbst ist von einer sehr feinen, zarten Dichterhand gezeichnet, die sich, wie in diesem Menschlichen, so auch in dem Zauber vieler, schöner Landschaftsstimmungen offenbart.

Berlin — Wilhelm Hegeler

Henri Rousseau. Novelle. Von Hans Sochaczewer. Die Liebhaber Bibliothek. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 116 S. M. 1,50 (2,50).

Diese Novelle ist frappierend. Ohne ästhetische Mätzchen, unbelastet von einer Kunsttheorie schreibt jemand das Leben des Malers Henri Rousseau. Ohne Pathos. Ohne philosophischen Hinweis. Ohne metaphysische Spekulation. Ohne gekünstelte Literatennaivität.

Hans Sochaczewer sieht die Bilder Henri Rousseaus zentral aus der Persönlichkeit dieses Malers. Und so zentral gestaltet er auch das Leben: knapp, sachlich, eingebettet in die eigenartige Atmosphäre der Stadt Paris, an deren äußerstem Rande ein einfacher Mensch unbeachtet und nicht sehr ernst genommen sein ganz ihm eigenes Leben führt.

Die von Literaturkennern und Kunsttheoretikern so gepflegte „historische Wahrheit" wird vor solcher Darstellung überflüssig. Niemand fragt, ob Rousseau so gelebt habe. Jeder fühlt, daß er nur so gelebt haben könnte.

Über das Interesse am Thema selbst wächst das Interesse an dem Schriftsteller Sochaczewer, der, immer dann am stärksten, wenn er ganz leise und sehr still gestaltet, mit seiner Novelle dies heute so Notwendige wieder bewies: Einfachheit ist zu aller Zeit das letzte Ziel jeder Kunst.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Zwei Hamburger Strömer. Lustige Geschichten von Fritz und Franz. Von Carl Müller-Rastatt. Hamburg 1927, M. Glogau jr. 119 S.

Von zwei kleinen Hauskobolden erzählt der Dichter in diesem köstlichen Buch und meint, daß jedes richtige Haus derartige Hauskobolde haben müsse, sonst fehle das Glück. Sie sind nicht alle von derselben Sorte. Die einen sind flachsblond, die anderen schwarz oder braun, die einen tragen die Haare kurzgeschoren und die anderen in Flechten oder Locken, die einen haben kecke Spitznäschen und die anderen dreiste Stumpfnasen, die einen sind rank und schlank, die anderen rund und pummelig. Aber wie sie auch aussehen: sie sind der Mittelpunkt des ganzen häuslichen Lebens, sie sind die eigentlichen Herren des Hauses selbst da, wo man sie in strenger Zucht hält.

Und der Dichter erzählt auf so vielseitige und amüsante Weise von den „Herren" und von der „strengen Zucht", daß man aus dem Schmunzeln hier, aus impulsivem Lachen dort nicht mehr herauskommt. Ja, daß man sogar einmal, ich schäme mich nicht, es zu bekennen, so etwas wie feuchte Augen kriegt (bei dem Kapitel „Nationelle Kindererziehung"). Dabei sind die zwei hamburger Strömer keinesfalls zu verwechseln mit dem münchner Lausbuben. Sie sind ihm gegenüber gänzlich unliterarisch, absichtslos, herrlich natürlich, und rund herum zum Liebhaben. Eine Hauschronik persönlichster Art, voll keuscher Liebe, voll Poesie, ein deutsches Elternbuch.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Rautenkanz und Schwerter. Roman. Aus dem Barock August des Starken. Von Heinrich Zerkaulen. Bremen 1927, Carl Schünemann. 390 S. Geb. M. 7,50.

Dieser Roman aus dem Barock ist schön, ohne Schwere, ohne geistigen Ballast, lyrisch leicht, wie ihn ein Dichter schreiben muß, der am Rande der Welt, hoch über den Nöten des Alltags thront und sich nach dem Schmuck und dem Pomp eines erloschenen Jahrhunderts sehnt. Da beugen sich Perücken, blinkt die Puderdose, schreiten galante Schritte, flattern geheimnisvolle Billetts, rauschen prunkvolle Feste eines verschwenderischen, cäsarischen Monarchen ... im Abglanz Louis XIV. Ein gesegnetes Eiland für Dichter, die unsere Zeit fliehen.

Die Schicksale des Kurfürsten August des Starken von Sachsen und der vielbegehrten Gräfin Aurora von Königsmark sind zu bekannt, als daß ihre Geschichte hier erzählt werden müßte. Zerkaulen gibt ihnen keine neue Physiognomie, sie bleiben ohne psychologische Motivierung, ohne besonderes Ausmaß; nirgends kommt in dem Roman ein neuer menschlicher Gedanke, die Größe einer Persönlichkeit zum Durchbruch. Zerkaulen bleibt der Wahrheit zu nah, flüchtig streift er Weltpolitisches. Die Struktur des Romans ist klar und abgerundet, alle Gestalten sind belichtet, die Farben sind mild und ruhig. Man wartet auf eine große Tat, auf eine Entscheidung, eine Wendung, sie kommen nicht; stilles Heldentum siegt wie das der verlassenen Kurfürstin. In unserer Zeit, die ein lebhaftes Bedürfnis nach Casanova- und Memoirenliteratur schöner Frauen hat, wird auch dieses Buch seinen Platz finden.

Berlin — Max Spanier

Das Theater unserer lieben Frau. Von Ernst Decsey. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 400 S. Geb. M. 7,—.

Ernst Decsey, ein Plauderer aus der wiener Schule, die sich auch — weil sie so gut plaudern kann — schon oft mit Glück im Erzählen versucht hat, bietet in diesem Roman ein wiener Zeitbild. Die Motive kommen dem mit den wiener Verhältnissen vertrauten Ohr nicht ganz erdichtet vor. Ernst Decsey, sonst Musikkritiker vom Fach, versteht es, die Aktualitäten der Kunst-, Gerichtssaal- und Finanzrubrik in die richtige Stimmung zu setzen. Der Roman spielt in Wien, in Mödling, an der Riviera und auf dem Semmering, kurzum, überall, wo das wiener Gemüt die rosa Blume des Sentiments pflücken kann. Am besten gelingt das in Mödling: „Er legte den Kopf zurück, bis er die Mauer berührte, hielt das Gesicht gegen die Sonne und seufzte geschlossenen Auges: ‚Schubert ...' In Sascha wogte Musik."

In Wien wogt die Inflation. Da gibt's Börsenspekulationen, Schiebungen, Theatergründungen, Bauernminister, Erpresser und im Mittelpunkt eine rotblonde Frau, um die sich die mit nachdenklichen Farben bemalten Kulissen des Pleite-Etablissements Wien drehen. Die Fülle gutgesehener, ebenso leicht wie amüsant gezeichneter Figuren werden die Besucher dieses Theaters, dessen Ausstattung vielleicht unserem Zeitgeschmack entspricht, gewiß nicht enttäuschen.

Berlin — Soma Morgenstern

Spiel im Morgengrauen. Novelle. Von Arthur Schnitzler. Berlin 1927, S. Fischer. 159 S. M. 3,50 (5,50).

Der große Novellist Schnitzler ist in diesem dritten oder vierten Werk seines Wiederbeginns derselbe Künstler wie im „Blinden Geronimo", der Marionettenspieler des Schicksals; und wie im „Leutnant Gustl", der stofflich ein Parallelfall war. Denn abermals taumelt ein kleiner k. u. k. Offizier im Vorkriegs-Wien, gedankenarm und von durchschnittlicher Feigheit, zwischen Abend und Morgen in sein Verhängnis. Das ist die unheimliche Präzision, mit der Schnitzler einen solchen Untergang sich vollziehen läßt. Daß der Leutnant Kasda, der nur spielen wollte, um einen verabschiedeten Kameraden, einen Defraudanten, herauszureißen, am Spieltisch in dem badener Kaffeehaus, gegen den Konsul, schon mehr als zweitausend Gulden gewonnen hat und am Bahnhof ist, daß aber der Fiaker um eine fahrplanwidrige Minute den Zug nicht erreicht; und daß Kasda zurückkehrt, Pech hat und in der Dämmerung mit einer Schuld von elftausend Gulden Baden verläßt. Die Unentrinnbarkeit des Konsuls, der vielleicht ein dunkler Abenteurer ist und sicherlich ein erbarmungsloser Gläubiger. Und die Vergeblichkeit, mit der sich der Leutnant müht, die Stunden des neuen Tages, bis zum Ende der Termins, noch in Hast für seine Rettung zu nutzen. Ein Dramenmotiv: die Rache einer Frau, die der Offizier im Stundenhotel bezahlt hat, und die nun ihn in der Kaserne für ein Beisammensein, von dem er ihre sentimentale Hilfsaktion erhoffte, mit einer einzigen Banknote bezahlt. Zu spät ist die ganze Summe, um die er ohne Würde bettelte, da. Erschossen lehnt, als die Tür der Kasernenstube geöffnet wird, der Leutnant in der Diwanecke. Letzter Satz: „Die Kommission trat ein." Knapper und objektivkühler Schluß dieser Darstellung, die vorher mit der Person des jungen Mannes in der k. u. k. Infanterieuniform den Leser durch alle Fieberschwankungen eines gehetzten, wild verstörten, an das Leben sich klammernden Gefühls hindurchjagt.

Berlin — Paul Wiegler

Erasmus mit der Wünschelrute. Roman. Von Karl Hans Strobl. Leipzig 1927, L. Staackmann. 377 S. M. 4,– (6,–).

Der Goldberg. Ein Roman aus Kärnten. Von Karl Hans Strobl. Leipzig, ebenda. 234 S. M. 3,– (5,–).

Die Kapitel des „Erasmus" haben Überschriften wie: „Der Briefverkehr mit dem Himmel wird unterbrochen, aber Erasmus zieht es vor, den Schauplatz der Ereignisse zu verlassen"; und in allem folgt Strobl der Weise des älteren deutschen humoristischen Romans von Jean Paul her. Erasmus ist Freißleben, abgebauter Redakteur der „strammvölkischen" „Deutschen Wacht" in Wien und „Stuhljunker Lohengrin" im Gralsbund, der Weisheitsschule des Professors Hausiger. Mit dem Geld, das ihm noch ausgezahlt worden ist, einem vergilbten Meistersingerbüchlein und einer Wünschelrute zieht er, begleitet von dem Maler Sebastian Zobirei, durch deutsches Land, um sein Verzagen an des deutschen Volkes Zukunft wieder loszuwerden. Für diese Wanderung fällt Strobls lebendiger Phantasie manche schnurrige Geschichte und manches poetische Motiv ein: das Museum des Matrosen Ambonazi Huckauf, die Hebamme Kühleder, die „himmlische Posthalterin", die eugenetische Gemeinschaft in der Sächsischen Schweiz, Prinzessin Mathilde von Gerolstein und der okkultistische Schwindler Sophokles Savroupulo und dazwischen, in der einst österreichisch-schlesischen, nun tschechoslowakischen Kleinstadt, die romantische Begebenheit mit dem Mädchen Felizitas, dem traurigen Nixlein, das im wilden Strudel der Schneeschmelze der Wassermann sich in die Tiefe holt. Farbig und voll Lyrik der Erde ist in Strobls Buch zum Beispiel die Stimmung um einen Bauernfriedhof in Oberbayern. Zwar exerzieren am Rand dieses Friedhofs Stahlhelmer für den münchener Hitler-Putsch; und im Schlußteil, wenn Erasmus die Tierärztin Gertrud Seegebrecht liebt und mit dem Zeppelin nach Amerika fährt, wird Strobl ein bißchen sehr unbekümmert. Aber die Zeittendenz und die Belletristik sind zu ertragen, und man denkt an jene Episode der Felizitas und das Symbol der Wünschelrute, das Strobl wie einen Refrain von Raabescher Weisheit aus den Abenteuern des Erasmus heraushebt.

Nixe und Wassermann verraten den Spätromantiker. Im „Goldberg" hat das deutsche Volksmärchen schlechthin seine Wiedergeburt. Denn hier sitzt der zornige und gute Sankt Petrus mit der Baßgeige am Herdfeuer, eine eiserne Henne macht dem, der ihre sieben eisernen Eier aneinanderlegt, einen Wunsch frei, bei den Kalksäulen des Gutschenbergs spuken die „wallischen Manndler", die uralten Kobolde, die Venediger, drinnen im Berg hängt das schwarze Glöcklein, das dem, der es läutet, alle Goldadern im verwunschenen Berg sichtbar macht. Ein „Roman" wie eine Zauberlegende, von der Hirtin Hemma, die in sündiger Liebe dem jungen Grafen Quint von Hornburg, ihrem unerkannten Halbbruder, nach Italien folgt und, ohne ihn zurückkehrt, Mutter eines blöden Knaben, gegen den finsteren Haß der Gräfin und gegen die teuflische Niedertracht des böhmischen Bergknappen Wenzel sich ohnmächtig verteidigt. Das hat bei Strobl den echten Chronikton und eine treuherzige epische Einfalt, als wäre es kein Kunstprodukt, sondern stammte aus dem Folklore ferner Jahrhunderte.

Berlin — Paul Wiegler

Der Sprung ins Ungewisse. Roman. Von Paul Zifferer. Berlin 1927, S. Fischer. 306 S. M. 4,50 (6,50).

Eine Abrechnung mit der Zeit, dieser neue Roman des österreichischen Dichters und Diplomaten. Abrechnung mit den Mächten der rücksichtslos andrängenden Amerikanisierung, die wie eine breite Meereswelle Europa überflutet. Das Ende: Kapitulation vor diesen neuen Mächten, Rückzug auf die „innere Linie" eines vom Geist und Herz regierten, sensiblen Kulturmenschentums, als der Pflicht des „guten Europäers". Als welcher sich der sehr unheldische Held Anton Muhr, Mitglied der österreichischen Friedensdelegation im Paris der Nachkriegszeit, uns kundgibt. Er streift dies Diplomatentum ab als eine zu eng gewordene Haut, aber, nach Abenteuern Leibes und der Seele, kehrt er doch, im Wesen unverändert, nur reicher an Weltwissen, zum eigenen Ich zurück. Wie schon im 1919 erschienenen „Feuerwerk" waltet auch hier eine sehr artistische Sprachfügung, derzufolge viele Sätze glatt und haltlos vorbeigleiten, mehr ein Hemmnis für den wahren Willen des Buchs als ihm förderlich. Die große Szene des Buchs ist die Auseinandersetzung Muhrs mit „ihr", die er liebt, mit Tatjana, der Tochter des in Paris ermordeten russischen Petroleumkönigs, die, nach kurzer Ehe mit dem herzenskalten Gewaltmenschen von Neuyorks Gnaden Peter Glanor, Revuestar wird. Sie gesteht in diesem Augenblick, was sie niemandem gestanden, daß nämlich eine frühe Vergewaltigung ihr ganzes Liebesleben in nicht zu lösenden Bann getan hat. Er aber nimmt auch dies hin, wie er schon Glanor

gegenüber, den er materiell hätte besiegen können (er war, wie Glanor, Mitglied einer in Genua zusammentretenden Kommission, die den Zweck hatte, die von Glanor dem Vater Tatjanas entwendeten Petroleumdokumente wirksam auszubeuten), passiv blieb, ein deutscher Fürst Myschkin, russisch weich im Wesen, dem der Sprung ins Ungewisse nicht hemmungsloses Abenteuertum, sondern das Erleben neuer Seelenreiche bedeutet.

Neuyorks Genußtaumel und Skrupellosigkeit von Mensch zu Mensch gelingen dem Dichter dieses Erlebnisbuches ebenso in sicherer Konturierung wie etwa das pariser Kleinbürgertum oder eine seltsame „orientalische Kolonie" in Paris, die mesopotamische Friedensdelegation, der Muhr zeitweise angehört, als einer Zuflucht vor dem Nichts. Es geschieht hier alles wie auf einer Märchenfahrt durch das Zwischenzeitliche, durch unsere zwischen Zeitaltern schwankende Gegenwart. Die Figuren sind darum mehr Staffage in der Seelenlandschaft, die der zeitergriffene Muhr durchirrt, denn Selbstzweck, weshalb sie mit zwei oder drei Ausnahmen nur leicht belichtet auftauchen, um im unergründlichen Chaos der Epoche zu vergehen oder als Gespenster ihrer selbst ins Wesenlose zu entschwinden.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Jupp Brand. Roman. Von Otto Brües. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 392 S. Kart. M. 5,– (7,–).

Sich mit Otto Brües' politischem Bekenntnis auseinanderzusetzen, ist hier nicht der rechte Ort. Wenn er politische Ereignisse der Nachkriegszeit streift, wäre es notwendig, positivere Stellung einzunehmen; aber Brües will Dichter sein und nicht Politiker. Für die Kräfte gegen das Bürgertum scheint Brües nicht das rechte Verständnis zu haben, hier verkennt er, was organisch, durch soziale und ökonomische Entwicklung bedingt, zu dieser Spitze treiben mußte. Otto Brües ist ein offener Bekenner und mutiger Streiter. Er tritt mit achtungsvollem Verantwortungsgefühl an alle Fragen und löst sie auf *seine* Weise. Er gestaltet. Hier scheiden sich die Auffassungen über die Aufgaben des Dichters: Aktivität, Wille zur Neugestaltung unseres Lebens — Neuromantik, literar-ästhetische Formenkunst.

Otto Brües' Werk ist ein bürgerlicher Roman mit all seinen Tugenden und Fehlern. Der Lebensabschnitt junger Menschen aus der Nachkriegszeit. Jupp Brand fährt durch Deutschland, streift viele Schichten des deutschen Volks, nur die tiefsten nicht, und sucht den Stein der Weisen, um sein Volk damit zu retten. Das Volk gibt ih n nicht die Lösung, ein Sterbender ruft ihm die Botschaft: „Wir wollen den kleinen Alltag durchstrahlen, dann ordnet sich das Große von selbst." Wenn jeder sein Leben als Heiligtum auffaßt, leben wir bald in einem großen Tempel. Jedes Kapitel des Romans, eine herrliche Mosaik, hat sein Vorspiel, seinen Höhepunkt und seinen Ausklang. Oft erhebt sich die Sprache zu klingender Musikalität. Es ist religiöse Tiefe in Otto Brües. Wenn er in das Legendäre hinüberstreift, findet er die Kraft zur symbolischen Weite. Es ist ein deutsches Buch in seiner Anlehnung an die Tradition, in seiner Liebe zur Musik und zum deutschen Wald. Aber die Liebe zum eigenen Volk schließt die Liebe zur Menschheit nicht aus. Otto Brües steht erst auf halbem Berg, wird er den Gipfel erklimmen?

Berlin — Max Spanier

Die Frau, nach der man sich sehnt. Roman. Von Max Brod. Wien 1927, Paul Zsolnay. 398 S.

Neben seinen bedeutendsten Werken „Tycho Brahe" und „Rëubeni" hat Max Brod eine ganze Reihe reiner Liebesromane geschrieben, unterschiedlich im Wert, einige aber, die er selbst sehr ernst genommen hat, gleichfalls von hohem Rang. Wer die letzten überschlagen zu dürfen glaubte, wird angesichts des neuesten überrascht sein, wie glücklich und noch immer mehr versprechend der Dichter auf eine höchste Reife hin sich entwickelt. Nicht nur seine Erfahrungen haben sich beträchtlich erweitert, auch sein psychologischer Blick hat sich geschärft und vertieft, seine Erfindungsgabe, die schon in seinem Erstling „Schloß Nornepygge" imponierte, geübt und den Bedürfnissen der neuen Lesergeneration angepaßt. So ist er einer der wenige i Erzähler, die „marktgängig" geblieben sind, ohne an ihrem dichterischen Wert Einbuße erlitten zu haben. „Die Frau, nach der man sich sehnt" entspricht allen Forderungen, die man vom streng literarischen wie vom Verleger-Standpunkt aus an einen Roman stellen kann. Er ist abenteuerlich mit Geschmack, geistvoll mit Wärme, amourös mit Gemüt. Nur die Einleitung ist etwas umständlich und gezwungen, und daß dem Verfasser irgendein Fremdling nächtlicherweile gleich seine ganze Lebensgeschichte, eben den Roman, erzählt, ein schon zu abgenutzter epischer Rahmen. Dieser Fremde, in Paris zum Straßenhändler hi abgesunken, entpuppt sich als vormaliger österreichischer Offizier, der an der völligen Hingabe an eine große Liebe gescheitert ist. Die Frau, nach der er sich gesehnt und die er gefunden hat, mußte ihm verlorengehen und ihn zugrunde richten, nur weil beider Liebe zu übermächtig war. Brods Thesen von der Liebesleidenschaft sind nicht für jedermann überzeugend aber offenbar persönlich erlebt und deshalb niemals doktrinär.

Dresden — Kurt Martens

Unterm Kreuz des Südens. Roman aus Brasiliens Vergangenheit. Von Heinrich Schüler. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 642 S. Geb. M. 10,–.

Ein wunderbares Buch, voll exotischer Reize, voll spannender Begebnisse. Darin eine Art Vorgeschichte der Entwicklung Brasiliens aus einer schändlich ausgebeuteten, portugiesischen Kolonie zum nachmaligen stolzen, selbstherrlich aufblühenden Freistaat erzählt wird. Es ist noch nicht lange her, daß diese gewaltige südamerikanische Republik, die fast die Größe Europas hat, die Jahrhundertfeier ihrer Unabhängigkeit beging, bei welcher Gelegenheit ich selbst an dieser Stelle in einem „Brasilianischen Brie " den Werdegang ihrer Literatur bis in die jüngste Gegenwart darstellte. Nun, hier finden wir anschaulich und gemeinverständlich, in unterhaltender Form, den Werdegang ihrer frühen Geschichte geschildert. In einem geistvoll und fein versponnenen Gewebe taucht mannigfaches an Motiven auf, das für Brasiliens Geschicke charakteristisch ist, sodann erscheinen aber auch die wesentlichen Gestalten aus Volkssage, Wunderglaube und Rhapsodie, die die brasilianische Literatur nur zu wohl kennt. Da ist vor allem, als Hauptperson, der „gütige Jesus do Matto", der in der Wildnis geheimnisvoll wiedergeborene Heiland, den jene maßlos abergläubischen Hinterwäldler wunderdürstig verehren. Da sind als weitere brasilianische Volkstypen: der rauhe und herrische Fazendeiro, der Gutsherr, der seine Abstammung von den kühnen Eroberern der Wildnis herleitet, die resigniert gottergebene Herrin, der fanatische greise Einsiedler, der schlaue Waldläufer, die treu ergebene, alte Negeramme und Haussklavin, der verräterische Indianersklave, Offiziere des Königs brasilianischer Herkunft in ihrer so problematischen Stellung, der ränkesüchtige, rauhe portugiesische Edelmann, die berückend schöne Spa-

nierin hoher Geburt, intrigierende, machtlüsterne Jesuitenmissionäre, erbittert sich bekämpfende Portugiesen und Spanier, bekehrte Indianer, gerissene Kundschafter, zuchtlose Kohorten usw. Schüler, ein tüchtiger Kenner von Land und Leuten, dessen prächtiges Buch „Brasilien, ein Land der Zukunft" ich schon gelegentlich aufs wärmste empfehlen konnte, überrascht hier nun auch als wahrhaft fesselnder, dabei unverderbt natürlicher Erzähler.

Wien Martin Brussot

Das Glück des deutschen Menschen. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1927, L. Staackmann. 113 S. M. 2,– (3,–).

Bartsch, der über die Ungunst der Zeit klagt, ist in diesen Betrachtungen eines warmen, naiven Herzens viel harmonischer als in seinen Weltanschauungsromanen. Er spricht vom Leben des Großstadtmenschen, das er einer schlechten Bahnhofswirtschaft vergleicht, vom Zigeunertum, von der Sehnsucht nach Wald und Garten, von Gott, der ihm, dem „sogenannten Atheisten und Heiden", etwa das Naturgesetz ist, von Rilke und Hermann Löns, von der Angst des Herbstelns, vom Ofenfeuer und von der Landschaft der deutschen Stube, von den Spatzen und den Dingen des Alltags und von „Tiefe und Treue und Seele in der Liebe". Und manches von dieser Laienphilosophie eines unheilbaren und unverlierbaren Dichters wünscht man sich aufbewahrt noch für die nächste Generation.

Berlin Paul Wiegler

Menschheit. Roman. Von Franz Rebizek. Wien-Leipzig 1927, Carl Kon gen. 273 S. M. 4,– (6,–).

Der Verfasser, der bereits durch einige beachtenswerte Romane Anerkennung gefunden hat, gibt in seinem neuen Roman, der den prätentiösen Titel „Menschheit" trägt, ein apokalyptisches Bild der Vorkriegszeit, des Krieges und des Umsturzes. Die Handlung, in einem furiosen Tempo vorwärts gepeitscht, gibt oft Geschildertes; nur daß hier der Umsturz einen rasenden Ablauf nimmt und die erregte Phantasie des Erzählers erst abebbt, nachdem er der ganzen Erde den Untergang bereitet hat. An die künstlichen Riesenexplosionen, durch Menschen verursacht, schließen sich Eruptionen der entfesselten Natur. Furchtbare Orkane erheben sich, die erwachten Vulkane der ganzen Erde schleudern ihre höllischen Gluten gegen den zerfetzten blutigen Himmel, Springfluten verwüsten Meer und Land, Erdbeben verschlingen ganze Erdteile. – Die Welt, in der solch ein wahnsinniges Massenmorden möglich war, ist reif für den Untergang. Denn also will es der Dichter. Ein Moloch regierte. „Ein Opfer war diesem Moloch zu verrichten. Diesem glotzenden Ungeheuer, das diese Welt der Tränen regierte, das diese Geschöpfe, diese Formänderungen der Stoffe, so unsäglich leiden ließ. Es mußte verrichtet werden, reinigen mußte man diese Erde, reinigen mit den heißen, zuckenden, klaren Flammen."

Mit brünstiger Begeisterung jubelt der Dichter der neuen gereinigten Erde entgegen, und seine große Vision trägt ihn selbst empor. Er begeistert sich an seinen Gesichten, und mit der Verkündigung einer neuen schöneren Welt, wachsen auch Form und Stil der letzten Blätter weit über die voraufgegangenen Seiten hinaus. Die Schilderungen der Wirklichkeit wirken, vielleicht gewollt, chaotisch und dumpf. Die Vorgänge sind abrupt und monströs. Man hat das Gefühl als sei das Ganze in einem Depeschenbureau diktiert, denn weite Partien wirken zerhackt und bruchstückartig. Es ist Jazz in Worten. Aber ist Jazz wirklich der künstlerische Ausdruck unserer Zeit? Ich habe das Gefühl, daß das menschliche Leid sehr bald eine andere Form suchen und finden wird, in der es gestaltet sein will. Nicht aus dem Lärm des Lebens tönt die neue Sinfonie unserer Zeit.

Berlin J. E. Poritzky

Lyrisches und Episches

Von Mensch zu Mensch. Gedichte. Von Johanna Wolff. 4. Aufl. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 191 S. Geb. M. 4,75.

Liebe, die nimmer aufhört, träuft hier wie aus den Waben des gefüllten ersten Korintherbriefes auf uns herab; Liebe, die nicht eifert, Liebe, die nicht das Ihre sucht, die alles verträgt, alles glaubt, hofft und duldet. Und über das paulinische Christentum hinaus: der Tod ist für diese Dichterin nicht der Sünde Sold, sondern eine beglückende Form des Lebens, ist Erhöhung in die Gefilde jenseit des Schmerzes. Einer solchen Führerin folgt man nicht nur, man geht ihr entgegen und vertraut ihr die eigene Lebenshaltung an. Was wunder, daß der Stoff nicht überall durch die Form vertilgt oder ihr gleichgeordnet ist! Er zittert eben noch vom Erleben. Aber dies Erleben ist stark und kommt vom Starken her: da ist der Mann ein Anundfürsich, dem sie nicht auf fremden Geleisen nachspürt, da ist das spielende Kind, dessen kleine Freuden sie im vergrößernden Spiegel ihrer Verse auffängt, da ist die Totenklage, deren schönste heißt:

> Die Sonne scheint und scheint auch wieder nicht,
> Es ist kein Angesicht wie dein Gesicht –
> Jelisaweta!

Und überall, auch durch Tränen, der Jumalai-Ruf aus Hauptmanns „Pippa": Freude für alle! Ab und zu trifft sie den Volkston so glücklich, daß wir gleich der „Wirtin Töchterlein" daneben hören („Der sterbende Knabe") oder daß der Kehrreim im Gedächtnis haftet („Und du merkst es nicht!"). Dann aber schwillt es ekstatisch zur Leidenschaftlichkeit nietzschescher Diktion und zu weitgespannten Psalmflügeln an, wie in dem letzten Teil „Zu neuen Ufern". In der Landschaft ist sie nicht so heimisch wie in Menschenseelen; hier aber so ganz wie ein begnadeter Arzt: Diätetik heißt ihre Kunst und ist darum nicht weniger Dichtung, daß sie an Feuchtersleben erinnert.

Berlin Ferdinand Gregori

Gedichte. Von Otto Brües. Berlin 1926, Bühnenvolksbundverlag. 235 S. M. 2,70.

Der Rheinländer Otto Brües ist einer der begabtesten unter den jüngeren Dichtern. Ein nach vielen Seiten geöffneter, ein mannigfaltiger, durchaus lebendiger Mensch. Ein Mensch; unverbogen, unverkrampft; und einer, dem das Dichten eine natürliche Funktion ist. Solche Aussage bezeichnet die Art, noch nicht Weite, Tiefe, Breite, Größe seines Talents. Aber es ist wichtig, vorerst einmal diese Artung festzustellen. Denn die heutige Lyrik ist von der anderer Zeiten wesentlich unterschieden. „Jede Literatur-Epoche", sagt Storm in der Vorrede zu seinem ‚Hausbuch', „wird bekanntlich von einer Schar von Anempfindern und Nachahmern begleitet, welche, so lange dieselbe dauert, gleich den Grillen im Sommer nach Kräften in dem großen Konzerte mitsingen, um dann mit ihrem Ende spurlos zu verschwinden." Unsere Lyrik aber scheidet sich nicht nur in Schöpfer und Mitläufer, sondern auch in zwei große Kategorien: naturgewachsene Menschen und Vers-Spezialisten. Beide reden eine völlig verschiedene

Sprache und können sich untereinander nicht verständigen. Die früheren Eintagserscheinungen waren dilettantische, mehr oder minder ohnmächtige Talente; ein großer Teil der heutigen Lyrik ist gekennzeichnet durch die unlösbare Vermischung zweier Elemente, die sich sonst ausschließen: artistischer Dilettantismus. Diese Erscheinung beruht auf tiefen, geschichtlich soziologischen Ursachen, die ich in diesen Heften oft angerührt habe: es mangelt der tragende Unterbau eines schöpferischen Volkstums, alle alten Bindungen und Formen zergehen, neue bilden sich erst, die Künstler stehen isolierter und erdloser als je, und nur derjenige, dessen Wurzeln vermögen aus der gesamten Länge und Breite des Volkstums Kraft emporzusaugen, die bis in die überzeitlichen, unversehrbaren untersten Lagen des Volkstums hinab haften, überwindet trotz alledem die Isolierung — wie Scholz, Ina Seidel, Schäfer, Bertram. Zu diesen Dichtern zählt auch, vorerst als eine beginnende und verheißende Kraft, Otto Brües. Dies bezeugen seine Dramen „Die Füchse Gottes", „Der Prophet von Lochau", seine „Rheinischen Sonette"; dies bezeugt auch, als Ganzes genommen, diese neue lyrische Sammlung, obgleich sie dichterisch dem Sonetten-Band nicht ebenbürtig ist. Vor allem: sie ist viel zu umfangreich angelegt. Wie fast immer bei lyrischen Sammlungen, wäre weniger auch hier mehr gewesen. Gerade breite Naturen werden, wenn sie in die Dreißiger kommen, von dem Wunsch verführt, ein lyrisches Gesamtbild ihres Wesens zu geben, und nehmen möglichst viele Gedichte auf, um stofflich alle Seiten der Persönlichkeit darzustellen. Sie wählen nicht mehr mit strenger Sorgfalt die durchgebildeten Gesänge und Gedichte aus, sondern fassen die einzelnen Stücke als Urkunden des Wesens. Die Dichter des vorigen Jahrhunderts haben durchweg so gehandelt; daher kommt es, daß mit Ausnahme von Storm und Meyer eigentlich alle ihre Sammlungen mit einer Unmenge von Ballast beschwert sind, der nur bei den Bedeutendsten als wertvolles biographisches und biologisches Dokument empfunden wird. Die wahrhaft produktiven unter den modernen Lyrikern haben indes verhältnismäßig schmale Auslesen veröffentlicht. In dem neuen Bande stehen also viele Gedichte, die den Menschen Otto Brües bezeugen, die aber dichterisch nicht oder nur bedingt sein Eigentum sind: fremde Töne schwingen mit, zumal über den frühesten, andere sind gewissermaßen mit zu kurzem Stiel, zu hoch über der Sprachwurzel, abgepflückt, andere zu rasch niedergeschrieben. Darum ist es zu wünschen, daß er in der zweiten Auflage den Charakter des Selbstporträts und Tagebuchs abstreife und nur eine Auslese biete. Die Fülle der Töne, die Breite des Weltstoffs ist groß: volksliedhafte Klänge, chorische Kantate, reimlose Ode, Sonette, Ballade; Natur: Rhein-Strom und Rhein-Land; die große Stadt; das Bereich der Maschinen und Schlöte; der große Krieg: Aufbruch, Kampf, Sieg, Niederlage, Gedächtnis der Gefallenen; Volksgeschichte: Winfried, Münsterbauten, altkölnische Malschule, der junge Goethe, 1813. Jedoch: nur mit Bedauern wünscht man diesen Band verringert, denn ein entscheidender Wert der Persönlichkeit beruht eben in der Breite. Brües, obwohl Protestant, ist durch eine distanzierte Liebe dem Katholizismus verbunden. Ein Zyklus heißt „Missa urbana", — „die Messe des Städters" — ein anderer: „Die vierzehn Nothelfer": „Sankta Katharina (bittet ums tägliche Brot)", „Sankt Martin (klagt um das Leid der großen Stadt)", „Sankt Chr stophorus (watet durch die Steinwüste)". Brües meint durchaus den weltfreudigen Katholizismus, den, der Schafe und Weingärten, der nun auch Feuerspritzen und Flugzeuge einsegnet. Brües wirkt in Köln: in diesen Gedichten ist kölnischer Katholizismus; es ist in ihnen Köln: die riesige Großstadt, in welcher der uralt gotische Dom und der riesige Hauptbahnhof dicht nebeneinander ragen. Eins der besten Gedichte gestaltet das Werden der „Zeitung": das Erscheinen der Nachrichten auf dem Druck-Bande; Brües erfaßte diesen technischen Vorgang in seiner sinnbildlichen Kraft — wie in einem Aufsatz einmal Emil Ludwig — und dichtete in ihm unbewußt ein Gleichnis seiner eigenen ringshin leitenden, ringsher empfangenden Weltverbundenheit.

Wien — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Schauspieler und Schauspielkunst. Von Julius Bab. Mit 32 ganzseitigen Schauspielerporträts. Berlin 1926, Oesterheld & Co. 260 S. M. 6,50 (9,—).

Es sind nun bald zwei Jahrzehnte her, seit Julius Bab zusammen mit dem leider allzufrüh verstorbenen wiener Kritiker Willi Handl in einem gemeinschaftlichen Bande „Deutsche Schauspielerporträts aus Berlin und Wien" seine ersten berliner Schauspielerbildnisse herausgegeben hat. Und wenn er nach so langer Frist von neuem einen Band berliner Schauspielerbildnisse veröffentlicht, so treibt ihn dazu die ehrliche Überzeugung, daß seit einigen Jahren wieder „eine so auffällige Fülle neuer schauspielerischer Persönlichkeiten von Bedeutung auf unserer Bühne Einzug hält". Bab findet für seine Porträts eine neue Form, das Doppelbildnis, das vergleichende Porträt, das nicht nur die einzelnen Persönlichkeiten durch Kontrastwirkungen lebendiger macht, sondern durch die Vergleichung oder Abwägung verwandter resp. entgegengesetzter Naturelle eine („wenn auch sehr unsystematische") Darstellung der Schauspielkunst „in ihrem zeitlosen Wesen und in ihrer besonderen Verkörperung unserer gegenwärtigen Zeit" verbinden soll. So heißen u. a. die Untertitel „Krauß und Kortner oder Gestalt und Stimme", „Jannings und Klöpfer oder Leib und Seele", „Paul Hartmann und Ernst Deutsch oder der verwandelte Liebhaber", „Orska, Bergner, Massary oder Stoff, Form, Meisterschaft". Was Bab über die einzelnen Persönlichkeiten zu sagen weiß, ist immer grundgescheit, niemals ins Positive oder Negative übertrieben. Ein ganz ausgezeichnetes Buch, aber leider nur auf der berliner Erfahrung aufgebaut. Der Titel „Berliner Schauspieler und Schauspielkunst" wäre aufklärender gewesen. Mag Bab sich auch von vornherein in einem klugen Vorwort damit verteidigen, „daß die allerstärksten Kräfte fast alle in Berlin sichtbar werden müssen", so gibt er doch zu, daß Berlins Schauspielkunst „nicht schlechtweg die von Deutschland ist". In diesem Buch, das nach der Absicht seines Verfassers überörtlich aufgefaßt sein will, hätte selbst bei strengster Beschränkung auf die vollgültigen Talente ein so herrlicher Schauspieler wie z. B. der Münchener Gustav Waldau unmöglich fehlen dürfen.

Ein besonderes Kapitel ist dem „Nachwuchs" gewidmet. Aufrichtiger Dank sei Julius Bab dafür ausgesprochen, daß er es unternimmt, nach den Porträts der „Prominenten" auch die Nichtprominenten, die Ringenden und Kämpfenden wenigstens zu skizzieren. Und glücklicherweise gibt sich ihm eine reiche Ausschau. Nur hätte man hier gern auch den Namen der begabten jungen Maria Paudler gefunden, die man in diesem Zusammenhang nur ungern vermißt. Wer aber das ganze, frisch und temperamentvoll

geschriebene Buch zu Ende gelesen hat, wird gern Bab zustimmen, wenn er die Worte findet: „Ich denke, man wird meine Behauptung bestätigt finden, daß wir eine schauspielerische Generation von ganz ungewöhnlichem Reichtum des menschendarstellerischen Talents besitzen."

Krefeld — Ernst Martin

Die Chronik des deutschen Dramas. Fünfter Teil. Deutschlands dramatische Produktion 1919 bis 1926. Von Julius Bab. Berlin 1926, Oesterheld & Co. 375 S. M. 6,50 (9,–).

Die Zeitspanne von 1919–1926 ist für das deutsche Drama zweifellos die bedeutsamste, seitdem Julius Bab seiner treuen Chronistenpflicht gerecht zu werden versucht. Umfaßt diese Zeit doch die aufwühlenden Jahre nach dem Kriege, in denen gerade das dramatische Schaffen in der stärksten Weise vom Erlebnis des Zeitgeschehens abhängig werden mußte. Und nachdem in eben dieser Zeit der Regisseur der unumschränkte Herrscher auf der Bühne war, ein Theaterabend also oft ein verwirrendes Bild des aufgeführten Werkes spiegeln konnte, sei gern festgestellt, daß Bab seine Überzeugungen nicht unter dem Eindruck von Aufführungen, sondern aus der gewissenhaften Lektüre der einzelnen Werke gewinnt. Daß der Kritiker bei der Beurteilung auch dieser unruhigsten Periode dramatischen Schaffens die ewigen Gesetze, die nun einmal für das wirkliche Drama aufgestellt sind, unerbittlich gelten läßt, gibt seiner Arbeit eine objektive Geradlinigkeit, die ihn seinen Weg unbeirrbar vorwärtsführt. Allerdings möchte ich angesichts der Babschen Einschätzung jener Dichter jüngster Schule, die er selbst die „Gewaltsamen" nennt, doch bezweifeln, ob auch für sie die Grenzlinien gesteckt bleiben müssen, die Bab von Shakespeare, Goethe oder Hebbel her als unverrückbar erscheinen. Ob nicht doch ein neues Drama, von dem wir bislang vielleicht kaum die ersten Vorkämpfer ahnen, kommen wird, das zu neuen Inhalten auch neue Formen zu finden vermag?

Krefeld — Ernst Martin

Modernes Schauspielbuch. Ein Führer durch den deutschen Theaterspielplan der neueren Zeit. Von Rudolf Krauß. Achte, neubearbeitete Auflage. Stuttgart 1927, Muthsche Verlagsbuchhandlung. 489 S.

Der bekannte Schauspielführer erscheint in neuem Gewande, um toten Ballast erleichtert, um neue Dichter, wie Unruh, Werfel, Pirandello, Raynal u. a., und neue Werke vermehrt, so daß jetzt die Dramen berücksichtigt werden, die sich etwa in den letzten vierzig Jahren auf dem Theater eingebürgert haben. Als Nachschlagebuch zur genaueren Orientierung über die noch gespielte Bühnenliteratur wird auch die neue Ausgabe einem breiteren Publikum willkommen sein.

Halle (Saale) — Edgar Groß

Das moderne Theater. Von Rudolf Frank. Berlin 1927, Ullstein. 136 S.

Weniger wäre mehr gewesen. Das gilt von diesem Bändchen, das auf etwa 130 Oktavseiten ein Gesamtbild des heutigen Theaters zusammenpressen möchte und dabei notgedrungen oftmals in summarischen Abfertigungen steckenbleiben muß. Sonst gibt das kleine Buch den Lesern der „Wege zum Wissen", als deren 88. Band es erschienen ist, manche gute Orientierung, auch manches Beherzigenswerte über das heutige Theater und über den gegenwärtigen Theaterbetrieb mit auf den Weg.

Halle (Saale) — Edgar Groß

Hermann Sudermann. Sein Werk und sein Wesen. Von Kurt Busse. Stuttgart 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachflg. 206 S. M. 3,50 (6,–).

Seit Woldemar Kaweraus frühem Versuch ist Busses Arbeit die erste gründliche Untersuchung von Sudermanns einst viel umstrittenem, dann bodenlos verlästertem Werk. Es ist keine Gelegenheitsarbeit für den siebzigsten Geburtstag, sondern einer vor Kriegsgefangenenaufführungen Sudermannscher Stücke in dem Verfasser entwachsenen Neigung entkeimt. Diese Liebe betätigt sich nicht in Hymnen, sondern in der voraussetzungslosen Erschürfung von Sudermanns Formwillen und Formbezwingung. Busse wird selbst nicht fordern, daß man seine Ergebnisse ohne weiteres gläubig hinnehme – aber seine gründliche Arbeit macht, indem sie Sudermann vor dem Hintergrund der Zeit vereinzelt, den Weg zu ihm von überall her frei. Der Zusammenhang des an tragender Kraft so verschiedenen Gesamtwerks wird gesucht und auch da gefunden, wo andere zu anderer Motivierung von Stoffwahl und Stilart schreiten würden. Wie behutsam Busse sich zurückhält, zeigt seine Wertung der „Litauischen Geschichten", deren jüngst von Franz Werfel hervorgehobene mythische Tiefe ruhig stärkere Akzente vertragen hätte.

Berlin — Heinrich Spiero

Werner von Haxthausen und sein Verwandtenkreis als Romantiker. Von Eduard Arens. Mit unveröffentlichten Porträts. Aichach 1927, Lothar Schütte. 94 S. Kart. M. 4,–.

Eduard Arens versucht, gestützt auf ein aufgefundenes Tagebuch von Sophie von Haxthausen, das eine Reihe bisher unbekannter Gedichte ihrer zahlreichen Geschwister enthält, die Brüder Werner und August von Haxthausen, die Oheime von Annette von Droste, als künstlerische Persönlichkeiten zu charakterisieren. Die Familie gehört zu den ältesten Geschlechtern im paderborner Land, auf Bökendorf und Abbenburg, wo auch die junge Annette oft und gern weilte, herrschte reges Interesse für die romantische Dichtung und besonders für die Märchensammlungen der Brüder Grimm. Werner und August von Haxthausen waren mit den meisten Führern der Romantik und der vaterländischen Bewegung befreundet, beide sind auch politisch hervorgetreten. Goethe lernte 1815 in Wiesbaden Werner kennen, dessen Sammlung griechischer Volkslieder er einleiten wollte. Doch nur wenige Proben wurden in der „Wünschelrute", der Zeitschrift der Spätromantik, an der auch August von Haxthausen tätigen Anteil nahm (er veröffentlichte dort unter anderem die „Geschichte des Algierer Sklaven", die stoffliche Quelle zur „Judenbuche"), gedruckt. Die durch Arens veröffentlichten Dichtungen von Werner und August von Haxthausen sind von den romantischen Zeitströmungen wie von der sentimentalen Lyrik des 18. Jahrhunderts beeinflußt, ohne eine ausgeprägte Eigenart zu erweisen. Nicht die Familie von Haxthausen – Annettes Mutter ist eine Stiefschwester von Werner und August – sondern Clemens von Droste, der Vater Annettes, ist ihr künstlerischer Vorfahr; denn er allein ist in seiner gesamten seelischen Grundhaltung künstlerischer Mensch. Die wenigen aus dem aufgefundenen Tagebuch veröffentlichten Jugendgedichte von Annette, von denen nur eins noch völlig unbekannt war, sind für ihre dichterische Persönlichkeit belanglos.

Arens' Studie gelangt über eine mit philologischer Akribie zusammengefügte Materialsammlung nicht hinaus.

Berlin — Curt Wormann

Die illustrierten französischen Bücher des 18. Jahrhunderts. Von Max Sander. Taschenbibliographien für Büchersammler III. Unter dem Patronat der Schweizer Bibliophilengesellschaft. Stuttgart, Julius Hoffmann.

Cohens „Guide de l'Amateur de livres à vignettes" gehört zu den Vorlagen dieses Werks. Das soll indes den Wert des Sanderschen Handbuchs nicht herabsetzen. Man weiß, mit welchem feinen Verständnis sich im Frankreich der Ludwige die Buchkunst den Kupferstich dienstbar gemacht hat. Der Einwand der strengen Kunstrichter, daß die kräftige Holzschnittwirkung sich dem Typendruck am besten anpaßt, bleibt freilich bestehen. Trotzdem kann man an der bestechenden Eleganz der französischen Kupferstichwerke seine helle Freude haben: nicht nur an den illustrierten Klassikern und den großen Prachtausgaben mit den eingefügten Vollbildern, sondern mehr noch an der Textverzierung der kleinen Erotika durch Vignetten, Kapitelleisten, Schlußstücke. Da, wo der Huldigungsbombast vor dem Glanz von Versailles vorherrscht und alle Götter des Olymps und alle Heroen der Mythologie den König feiern helfen, werden die Kompositionen oft unleidlich überladen. Viel anmutiger sind die Liebesszenen, die Fahrten nach Cythere, die Spiele in blumigen Hainen, die Putten- und Amorettengruppen, Einfälle voll heiterster Sinnlichkeit, nie roh, wenn auch zumeist frivol, subtil in der Technik allerliebste Dokumente einer auf der Höhe stehenden Kleinkunst.

Max Sander hat nur die „wirklich illustrierten" Bücher aufgenommen und diejenigen fortgelassen, die lediglich ein Porträt oder ein gestochenes Frontispiz tragen. Immerhin hat er 2065 Titel verzeichnen können, mit genauer Angabe der Künstler und der gängigen Auktions- und Katalogpreise von 1919 bis 1925. Das ist besonders interessant, die Preisunterschiede klaffen oft weit auseinander — genau wie bei uns, wo im Versteigerungsfieber unkontrollierbare Strömungen die Preise oft wahnsinnig in die Höhe treiben. Eine kleine „Auswahl der schönsten illustrierten Werke" und ein Verzeichnis der wichtigsten Illustratoren, Stecher und Bindekünstler geht dem Katalog voran. Lobenswert an dem warm zu empfehlenden Hilfsbuch ist auch das sorgfältig gearbeitete Titelregister.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Marceline Desbordes-Valmore. Das Lebensbild einer Dichterin. Von Stefan Zweig. Mit vier Lichtdrucktafeln. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 260 S.

Stefan Zweig hat das Buch mit einem sehr warmen, intensiv gehaltenen Essay eingeleitet; es folgt eine kleine Auswahl von Gedichten Marcelinens in bemerkenswerter deutscher Übertragung, dann einige Auszüge aus Briefen, gewissermaßen ein autobiographischer Ausschnitt, schließlich einige Urteile von Zeitgenossen Madame Desbordes-Valmores. Der Leser ist also imstande, sich ein Bild von der Frau und Dichterin zu machen, die einmal schreibt: „. . . mein kranker Kopf war stets voll Melodien, und ein immer gleicher Rhythmus gab, mir unbewußt, meinen Gedanken Form . . . Ich mußte sie niederschreiben, um den fiebernden Klängen zu entgehen, und man sagte mir, es sei eine Elegie."

Zu Stefan Zweigs Darstellung läßt sich das eine sagen: er ist zu sehr Stilist. Es fehlt ihm an Ursprünglichkeit, er kommt nicht mit dem Einfachen aus. Er meint immer noch besonders zuspitzen, das Wort in doppelter Stärke nehmen, exquisit auftragen zu müssen. „Früh blinkt ihr Schnee vom Scheitel." Gerade wenn der Gegenstand, wie hier die Schicksale Marcelinens, ein gewisses Unmaß an sich hat oder mit sich bringt, verlangt der Leser, an seinem Schriftsteller einen kritischen Halt zu haben, von ihm aus das Gefühl gemessener Sicherheit zu gewinnen. Wäre der Vortrag schlichter, würde er uns nur noch williger, überzeugter finden.

Thüngen i. Ufrk. — Georg Ransohoff

Verschiedenes

Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Grafen von Waldersee. Erster Band: Die berliner Jahre 1886—1891. Herausgegeben von Heinrich Otto Meisner. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. XXVIII, 446 S., 8°. In Leinen geb. M. 14,—.

„Es geht hier," so schreibt Waldersee am 2. Dezember 1888 aus Berlin an General von Verdy du Vernois, „merkwürdig zu, aber finde ich [diese scheußliche Inversion begegnet einem in Waldersees Briefen oft] zunächst noch Gefallen an dem Getriebe; man muß aber doch aufpassen, wo man hintreibt, um nicht einmal unter die Räder zu kommen. Wenn man hoch auf den Baum steigt, so werden bekanntlich die Zacken, auf denen man sitzen soll, immer dünner." Ich wüßte nicht, was sonst aus dem Mitgeteilten den Charakter des Briefwechsels so treffend illustrierte wie die eben angeführten zwei Sätze. Man blickt in eine wahre Wolfsschlucht von Ränken und Machenschaften, Minen und Gegenminen. Der Eindruck unerfreulicher Art, den man schon aus Waldersees „Denkwürdigkeiten" gewonnen hatte, verstärkt sich hier durch zahllose Einzelzüge. Aber das hindert durchaus nicht, rückhaltlos anzuerkennen, daß hier ein eminent wichtiges Buch ausgegeben worden ist. Die Deva ist berühmt durch ihre Briefpublikationen; jahrzehntelange Vertrautheit mit dem, was bei solchen Veröffentlichungen von einem größeren Leserkreise gemocht wird und was nicht, hat eine vertrauenerweckende Routine erzeugt, die den Arbeiten dieses Genres ihren Stempel aufdrückt. Ich selber habe mal etwas Ähnliches (Briefwechsel Freytag—Stosch) für den Stuttgarter Verlag besorgt und weiß, mit welchen Fußangeln solch Unternehmen verbunden zu sein pflegt. Auch H. O. Meisner wird manchmal vor der Frage gestanden haben, ob er dies oder jenes Stück ganz oder teilweise bringen solle. Nun, das Bessere ist in derartigen Fällen stets der Feind des Guten; man sollte daher immer für das Gebotene dankbar sein. Ein Füllhorn von Neuem, von verblüffenden Informationen und reizvollen Aufklärungen (leider nicht überall beglückenden Inhalts) öffnet sich vor den erstaunten Blicken und rasch zugreifenden Händen. Die gewissen Rücksichten, die ich 1913 natürlich noch nehmen mußte, sind nun weggefallen (vgl. die Nr. 214, 216, 219, 220); Meisner hat sich über seine Grundsätze in einer 20 Seiten langen trefflichen Einleitung offen ausgesprochen. Was darf man jetzt allein aus den Holsteinschen Vertraulichkeiten, ja schon aus den fesselnden Berichten der auswärtigen Militärattachés (die durchaus nicht restlos in die „Große Politik der europäischen Kabinette" aufgenommen sind) an interessanten Stoffen für die Geheimgeschichte der letzten Bismarckzeit schöpfen! Es ist ein Jammer (von meinem Standpunkt aus), daß nach altem Gebrauch die Historiographie nicht zur Literatur der „Schaffenden" gezählt wird, sondern von dieser nur als Anhängsel geduldet und so nebenbei berücksichtigt wird.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Die deutsche Kriegsernährungswirtschaft. Von August Skalweit. Aus den Veröffentlichungen der Carnegie-Stiftung. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Weltkrieges, Deutsche Serie. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 277 S. Geb. M. 12,–.

Diese anschauliche Schilderung der deutschen Kriegsernährungswirtschaft kommt zu dem Ergebnis, daß dieselbe vor einer unlösbaren Aufgabe von vornherein gestanden habe. Verstärkt wurde das durch das Fehlen jeder wirtschaftlichen Mobilmachung und auch dadurch, daß man in den ersten Zeiten des Krieges, vor allem auch in dem Glauben an eine ganz kurze Dauer desselben, das Problem noch nicht sah. Aber im ganzen war die Lage, wie sie sich entwickelte, überhaupt nicht vorauszusehen und vorzubereiten, und so sehr der Verfasser Einzelheiten kritisiert, kommt er doch im Gesamturteil zu dem Ergebnis, daß die deutsche Kriegsernährungswirtschaft das leistete, was bei Lage der Dinge zu leisten möglich war. Vor allem war der Bruch mit der freien Wirtschaft bei all seinen Unzuträglichkeiten nötig. „Auch jedes andere System", so faßt der Verfasser zusammen, „hätte die Tatsache des absoluten Mangels nicht aus der Welt schaffen können, nicht die fehlenden Millionen Tonnen Brot- und Futtergetreide aus dem Boden stampfen, nicht die fehlende Zufuhr pflanzlicher und tierischer Nahrungsmittel ersetzen, nicht die fehlenden Kolonialprodukte herbeischaffen können. Gewiß, dieses Wunder hat auch das eingeschlagene System nicht vollbracht! Aber immerhin ist es doch bei diesem System möglich gewesen, daß ein auf Einfuhrgüter angewiesenes 70-Millionen-Volk, das die Feinde in wenigen Wochen rettungslos aushungern zu können geglaubt hatten, mehr als vier Jahre lang durchhalten konnte."

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Das Deutschtum in Rom seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Friedrich Noack. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt, Band 1 u. 2, 767 u. 667 S. Geb. M. 50,–.

Auf Grund eines unendlich reichhaltigen gedruckten und ungedruckten Quellenmaterials schildert das hier vorgelegte Werk die Geschichte des Deutschtums in Rom, einsetzend mit dem späten Mittelalter, wobei sowohl die in Rom ansässigen Deutschen mit ihren Organisationen, wie die Rom besuchenden deutschen Reisenden behandelt werden. Auf Grund einer ohne Zweifel unendlich mühseligen Arbeit hat der Verfasser eine gewaltige Fülle von Material vor uns ausgebreitet, das er selbst als nicht lückenlos bezeichnet und das in dem den ersten darstellenden Band ergänzenden zweiten durch ein Namensverzeichnis aller feststellbaren deutschen Reisenden ergänzt wird.

Man nimmt nicht ohne stilles Bedenken diese Bände in die Hand, die einen Überfluß an Einzelnamen und Einzeldaten, eine unendliche Fülle von Detail aller Art enthalten. Man wird auch meinen dürfen, daß der Verfasser dem Streben nach möglichster Vollständigkeit etwas zu sehr huldigt. Aber im ganzen wird man bei der Lektüre sehr angenehm enttäuscht, denn all die Fülle von Einzelheiten, die hier vor uns ausgebreitet werden, und die alle ein anscheinend spezielles Gebiet, das Schicksal des Deutschtums in Rom, betreffen, erweitern sich zu einem ganz allgemein kulturhistorisch interessanten Bild, das weit über den behandelten Gegenstand hinaus von erheblichem Interesse ist. Der Wandel der Zeiten, die Entwicklung der Weltanschauung, des religiösen und geistigen Denkens, die sozialen Umschichtungen und nicht zuletzt auch die politische Entwicklung in der engeren Heimat, spiegelt sich in durchaus lehrreicher Weise in der Geschichte des Deutschtums in Rom, in der Art seiner Organisationen und seiner Tätigkeit, wie in der Zusammensetzung der nach Rom kommenden Deutschen und dem Zweck ihrer Reisen.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Politische Geschichte der Deutschen. Von Albert von Hofmann. Fünfter Band. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 693 S. 8°. Geb. M. 14,–.

Der Schlußband, reichend von 1740 bis 1914. Ohne Kommata und ohne gelehrten Apparat; nur Text in kristallklarem Deutsch. Das Thema, an sich durch das gewichtige Wörtchen „politisch" bewußt eingeschränkt, behandelt in großzügiger Weise auch das Ausland allemal dann, wenn es die deutschen Geschicke beeinflußt hat; und unter „deutsch" versteht der anthropogeographisch geschulte Verfasser mit Recht stets das gesamte Deutschland. Ein glänzendes Beispiel für diese umfassende Berücksichtigung liefern namentlich die Jahre 1867–1869, wo Onckens „Rheinpolitik" in vorbildlicher Weise benutzt worden ist. Eine gewisse Animosität (zwischen den Zeilen nur!) gegen die den Segen der Reformation unterminierenden Jesuiten und gegen die den Aufschwung Preußen-Deutschlands mindestens seit 1762 unterminierenden Briten ist unverkennbar; im übrigen befleißigt sich Hofmann einer musterhaften Objektivität.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Der mißverstandene Nazarener. Ein Buch der Nachfolge. Von Willi Dünwald. München 1927, Georg Müller. 242 S. M. 4,– (6,–).

In einer Reihe Essays, die nicht theologisch sein wollen, versucht der Verfasser zu zeigen, wie doch Jesus in der Kirchen- und Dogmengeschichte mit wenigen Ausnahmen (zu denen er Franziskus, Meister Eckhart und Savonarola zählt) mißverstanden wurde. Die Problemstellung ist nicht neu, aber hier mit Geist und Eigenart durchgeführt. Die Aufsätze erheben äußerlich nicht den Anspruch, historisch-kritische Studien zu sein, obgleich sie Beherrschung und Durcharbeitung des Stoffes spüren lassen. Das menschlich tief Ergreifende religiöser Konflikte und Verwirrungen kommt mehrfach zum Ausdruck.

Wien — Franz Strunz

Tschaikowskij. Klassiker der Musik. Von Richard H. Stein. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 508 S. Geb. M. 14,–.

Die Musikgeschichtsschreibung ist in den letzten Jahren einem grundlegenden Wandel unterworfen. Vor allem auf dem Gebiet der musikalischen Biographie ist etwa seit Aberts Neugestaltung der Mozart-Biographie an Stelle der unzureichenden Lebensdaten- und Werkaneinanderreihung ein neuer Stil getreten, der den Komponisten in den Gesamtablauf musikalischer Zeitentwicklung zu stellen trachtet. Es ist das besondere Verdienst Steins, daß er seine Biographie Tschaikowskijs mit einer kurzen, klar gesehenen Geschichte der russischen Musik beginnt. Von hier aus kann er nun den Meister in seiner Bedeutung für den Gesamtkreis ganz anders erfassen und herausarbeiten, als es ihm ohne diesen entwicklungsgeschichtlichen Rahmen möglich gewesen wäre. Auch in der Schilderung der Lebensgeschichte selbst und in

der Analyse der einzelnen Werke hat diese Musikerbiographie neuen Stil und Geist. Sie ist ganz persönlich und tief lebendig geschrieben, verfällt dabei aber nicht in den Fehler, den wahrhaft romanhaften Lebenslauf Tschaikowskijs irgendwie sensationell auszuschmücken oder sich gar „in Denkmalspose neben den herrlichen Meister zu stellen". Endlich ist noch eine dritte Einstellung des Biographen zu seinem Thema erkennbar, oder besser gesagt — diesmal nicht zu seinem Thema. Denn der Verfasser beansprucht für sich das Recht, als Mitfühlender und innerlich Beteiligter an den allgemeinen Lebensgeschicken unserer Tage einiges des von ihm Durchdachten mit einfließen zu lassen in diese Musikerbiographie. Das gibt auf der einen Seite dem Werk einen neuen Ansporn, vor dem Leser voll innerer, lebhafter Teilnahme an allem Geschehen zu erscheinen; aber auf der anderen Seite sind wir dadurch gezwungen, sein Vergängliches und Erdgeborenes allzusehr zu erkennen. So entsteht ein etwas zwiespältiger Gesamteindruck, der vielleicht zu der tatsächlichen Zerrissenheit eines Tschaikowskij nicht einmal schlecht paßt. Sicher wird diese Musikerbiographie ihre Leser finden, eben weil sie interessant geschrieben ist. Und das unterscheidet sie immerhin bemerkenswert von zahlreichen ihrer Schwesterwerke.

Berlin — Eberhard Preußner

Mit fremden Federn. Parodien. Von Robert Neumann. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 175 S.

Herrlich!

Kaufen, lesen und vorlesen! Ein parodistischer Querritt durch die moderne Literatur! Robert Neumann Arm in Arm mit Georg Grosz! Zeichnet, wie dieser den Bürger, den Dichter unseres Jahrhunderts. Packt ihn nicht allein vom Formalen her. Packt ihn im Kern seiner Persönlichkeit, da wo Eitelkeit, Unvermögen, Dünkel und Geschwätzigkeit das Talent bestimmen oder bedrohen, packt ihn gerade da, wo die von Literaturkennern so gepriesenen, „individuellen Züge" rettungslos ins Tragikomische hinübergleiten.

„Ein bittersüßer Narr ...!"

Wer nach dem düsteren Ernst der „Pest von Lianora" sich selbst so entlassen und entlasten kann, hat dem ersten Versprechen schon die Tat folgen lassen.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Nachrichten

Todesnachrichten. Maximilian Harden (Witkowski) ist in Montana (Wallis) am 30. Oktober im Alter von 66 Jahren einer Bronchitis erlegen. Er wurde am 20. Oktober 1861 in Berlin geboren, hat das Französische Gymnasium besucht, zu seiner weiteren Ausbildung Privatstudien getrieben und sich dann dem Schauspielerberuf zugewandt. Er blieb im guten wie im bösen Sinn des Wortes Schauspieler auch in seiner journalistischen Tätigkeit, die er unter dem Pseudonym Apostata mit kritischen Essays zur Zeitgeschichte erfolgreich eröffnete (1892). Es folgten (1896) „Literatur und Theater", (1903) „Kampfgenosse Sudermann", „Köpfe" (1910 ff.). Von 1892—1923 hat Harden die „Zukunft" herausgegeben, die seiner publizistischen Tätigkeit die breite Basis sicherte. Ein Mann von ausnehmender Begabung, hat er infolge eines Mangels an Charakterfestigkeit, durch Widerspruchsgeist und allzu hemmungslose Hingabe an flüchtige Stimmungen vielfach und namentlich im Kriege das Vertrauen, das ihm seine Leser entgegenbrachten schlecht gerechtfertigt. Wußte man aber in Deutschland im allgemeinen, was man von ihm zu halten hatte, so war seine Wirkung im Ausland keineswegs unbedenklich.

Herman George Scheffauer hat, wahrscheinlich in Geistesumnachtung, am 7. Oktober seinem Leben gewaltsam ein Ende gesetzt, nachdem er zuvor seine Sekretärin getötet hatte. Er hat nicht nur als Herausgeber der „Romane der Welt", sondern auch darüber hinaus in seiner gesellschaftlichen Haltung und in seinen eigenen Werken eine wichtige und gute Vermittlertätigkeit zwischen Amerika und Deutschland ausgeübt. Unter seinen Büchern sind „Das geistige Amerika von heute" und „Wenn ich ein Deutscher wär'" auch in dieser Beziehung namhaft zu machen. Mit Dramen, denen der Erfolg nicht ganz versagt blieb, und mit Lyrik ist Scheffauer gleichfalls hervorgetreten.

Paul Hermann Hartwig, bekannt als Märchenschriftsteller und Kritiker, ist nach einer Meldung vom 13. Oktober in Dresden im Alter von 54 Jahren an Leukämie gestorben. Aus Mecklenburg gebürtig, war er zunächst Schauspieler, dann Journalist und hat als Feuilleton-Redakteur in Chemnitz und Dresden gewirkt. Unter seinen Werken sind auch die Dramen „Schubart" und „Die Neuberin" zu nennen.

Hermann Muthesius ist am 26. Oktober in Berlin einem Straßenbahnunfall erlegen. Träger und Durchbildner englischer Anschauungen, ist der hervorragende Architekt auch als Schriftsteller in Deutschland zu einem der führenden Vertreter gesunder, ästhetischer Prinzipien geworden. Unter seinen zahlreichen Büchern sind „Stilarchitektur und Baukunst" und „Landhaus und Garten" in besonderem Maß bemerkenswert.

Herman Gorter, der zu den bekanntesten neueren holländischen Lyrikern zählte, ist nach einer Meldung vom 30. September auf einer Reise nach Brüssel verstorben.

Lequex ist nach einer Meldung vom 13. Oktober im Alter von 63 Jahren in Belgien gestorben. Er war ein überfleißiger englischer Roman- und Novellenschreiber, der es sich hauptsächlich zur Aufgabe gesetzt hatte, den Deutschenhaß in England zu schüren und, schon vor dem Kriege, vor einer deutschen Invasion bange zu machen.

Gustav Danitowski ist am 21. Oktober in Warschau im Alter von 55 Jahren gestorben. Er war in Chylinsk, im Gouvernement Ka'an, geboren und hatte schon früh, als Student des cha'kower Polytechnikums sich literarisch versucht. Er verkehrte in damaligen revolutionären Kreisen, und dieses Gepräge tragen seine ersten Werke. Er war auf dem Gebiet der Novelle und des Romans tätig. Seine Bücher („Nego-Jaskólka", „Marja Magdalena" u. a.) sind bedeutende Talentproben, es geht ihnen aber die harmonische Fülle des Epikers ab.

K. M. Čapek-Chod, der Schöpfer des tschechischen naturalistischen Romans, starb in Prag am 3. November, infolge einer schweren Operation. In Taus am 21. Februar 1860 geboren, widmete er sich früh der Tagesschriftstellerei und hat sich vornehmlich als Polemiker und Kunstkritiker in den Národní Listy namhaft gemacht. Seine belletristische Laufbahn hat er bereits im Jahre 1892 mit einem Band Erzählungen eröffnet, aber erst fünfzehn Jahre später lenkte sein Roman „Kaspar Lén, der Rächer" allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn. Es folgten nun rasch aufeinander

Čapeks prager Romane, die durch ihre erstaunliche Lebenskenntnis, ihre psychoanalytische Grundlage sowie durch die gewagte Art ihrer tragikomischen Darstellung im tschechischen Schrifttum einzig dastehen: „Anton Vondrejc", „Turbire", „Die Kadrás", „Vilém Rozkoč" und „Řešany"; mit dem letzten Werk erwarb er knapp vor seinem Tode den großen Staatspreis der Republik. Eine Reihe von Erzählungen, die schon in 15 Bänden gesammelt sind, vervollständigen das große Lebenswerk des unermüdlichen Meisters, der seine führende, spät errungene Stellung auch unter der Jugend zu behaupten wußte.

Josef Thomayer, der berühmte tschechische Internist und Schriftsteller, starb am 18. Oktober in Prag in seinem 75. Lebensjahre. Neben seiner bahnbrechenden Forschertätigkeit, die ihn früh an die Spitze der tschechischen medizinischen Fakultät in Prag gestellt hat, ist er auch als Belletrist unter dem Decknamen R. E. Jamot namhaft geworden. Besonders seine fein stilisierten Bilder Příroda a lidé (Natur und Menschen) sowie seine geistreichen Lebenserinnerungen Z pouti životní (Aus meiner Lebenspilgerung) gelten als vorbildliche Werke der tschechischen Prosa.

Borislav Stanković ist nach einer Meldung vom 23. Oktober im Alter von 53 Jahren in Belgrad gestorben. Durch seinen Roman „Unrein Blut" (auch ins Deutsche übersetzt) und sein Schauspiel „Koštana" war er einer der populärsten Schriftsteller Serbiens geworden.

Anatolij Fjodorowitsch Koni, der hervorragende russische Kriminalist, ist am 17. September in Leningrad im Alter von 83 Jahren verschieden. Koni hat im öffentlichen Leben Rußlands eine bedeutende Rolle gespielt und stand in nahen Beziehungen zu den großen russischen Schriftstellern seines Zeitalters, denen auch eine Reihe seiner rein schriftstellerischen Arbeiten gewidmet war, wie „Dostojewski als Kriminalist", „Puschkins soziale Anschauungen", „Turgenjew und die Ssawina" u. a. Noch zu Lebzeiten hat Koni seine Memoiren in vier Bänden unter dem Titel „Mein Lebensweg" herausgegeben; der nachgebliebene fünfte Band soll in Kürze im Russischen Staatsverlag erscheinen. Sein äußerst wertvolles Archiv, das den Briefwechsel mit vielen berühmten Zeitgenossen — unter anderem einen ganzen Band Briefe Gontscharoffs — enthält, hat Koni der Akademie der Wissenschaften in Leningrad vermacht, deren Ehrenmitglied er war.

* * *

Die umfangreiche, über 500 Seiten umfassende Sammlung von Briefen Rainer Maria Rilkes an seine erste Braut und Jugendliebe Vally von Rhonfeld hat das literarische Archiv von Curt Hirschfeld, Berlin-Charlottenburg, erworben. Bis auf zwei in der Augustnummer unserer Zeitschrift veröffentlichte Stücke ist noch nichts davon verwertet worden.

Dem tiroler Dichter Hans Schrott-Fichtl ist das große goldene Ehrenzeichen vom Präsidenten der österreichischen Republik für seine Verdienste um Österreich verliehen worden.

Die Philosophische Fakultät der Universität Göttingen hat dem Dichter Hans Grimm die Würde eines Ehrendoktors verliehen.

Der Gottfried-Keller-Preis der Martin-Bodmer-Stiftung in Höhe von 6000 Franken ist dem Waadtländer C. F. Ramuz zuerkannt worden. (Bisherige Preisträger: Jakob Boßhardt und Heinrich Federer.) Unter Ramuz' wichtigsten Werken sind die Romane „Es geschehen Zeichen", „Ein Dichter kam und ging", „Das Regiment des Bösen" und der Novellenband „Die Sühne im Feuer" namhaft zu machen.

Hugo Buschmann, bislang Redakteur der „Hilfe" und des „Demokratischen Zeitungsdienstes" ist als Pressereferent in das Preußische Finanzministerium berufen worden.

Zum 28. Oktober erteilte der tschechoslowakische Unterrichtsminister für 1927 folgende Staatspreise in Höhe von je 5000 tsch. Kronen. Zum dritten Mal an K. M. Čapek-Chod für den Roman „Řešany". Lyrik: Ant. Sova für das Buch „Rauhe Liebe". Prosa: Josef Kopta für den Roman „Wächter Nr. 47" und J. Opolský für das Buch „Vampyr und andere Geschichten". Essay: Viktor Dyk für das Buch „Erinnerungen und Kommentare 1893—1918". Slowakische Belletristik: Theresia Vansová für den Roman „Der Fluch". Drama: den Brüdern Čapek für das Schauspiel „Adam, der Schöpfer" und Stanislaus Lom für das Schauspiel „Die büßende Venus".

Außerdem wurde der Homerdolmetscher Otmar Vaňorný für seine Übersetzung der Ilias und der Odyssee durch einen außerordentlichen Preis von 10 000 tsch. Kronen ausgezeichnet.

Die literarische Dotation des Landes Mähren ist zum 28. Oktober 1927 an folgende tschechische Schriftsteller verteilt worden: Jar. Durych, V. K. Jeřábek, E. Kramoliš, K. Elgart-Sokol und Vil. Závada, jeder von ihnen erhielt 3000 tsch. Kronen.

Im September ist in dem mährischen Städtchen Ingrowitz dem Schriftsteller-Bruderpaar Alois und Vilém Mrštík an ihrem Geburtshause eine Gedenktafel enthüllt worden. Der tschechischen Schriftstellerin Božena Němcová, deren Hauptwerk Babička (Großmütterchen) auch ins Deutsche übersetzt ist, wurde in Troppau ein Denkmal errichtet und am 28. Oktober festlich enthüllt.

Das im Verlag der „Nouvelle Revue Française" erscheinende „Cahier de Marcel Proust" bringt aus der Feder von Charles Daudet ein alphabetisches Verzeichnis aller in Prousts Werken auftretenden Gestalten nebst einer Kennzeichnung ihrer Schicksale und Erfahrungen.

Alfred Neumann, der sich im „Teufel" als ein Meister in der psychologischen Charakteristik historischer Persönlichkeiten erwiesen hat, zeichnet auch in seinem neuen Roman „Rebellen" (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1928) auf historischem Hintergrund menschliche Charaktere; aber er ist der Gegenwart bei weitem nähergerückt als im „Teufel". Das Florenz im Anfang des vorigen Jahrhunderts ist der Schauplatz, die Rebellion der Italianissimi gegen die Österreicher der Stoff, der Rebellenführer Guerra und die Geliebte des Großherzogs von Toscana, die Corleone, sind die Helden dieses großartigen Geschichtsbildes, in dem zahllose mehr oder weniger tief in die Handlung eingreifende Gestalten, unter denen besonders der Bettler Gioya, dessen Tochter Checca und Guerras Schwester Maddalena hervortreten, die farbige Staffage bilden. Und doch ist der ganze Roman erst der Vorbereitung zu der Rebellion gewidmet und schließt mit dem spannenden Moment, daß Guerra und seine Schwester verhaftet werden, während andere Rebellen durch die Kugeln der österreichischen Truppen fallen. So hat der Dichter es verstanden, im Leser starke Spannung auf den zweiten Band des „Romans vom Freiheitskampf der Italiener" zu erzeugen und, bewußt als Dramatiker, die erregenden Momente zusammenzutragen, die in dem, der Befreiung des Landes durch seinen Nationalhelden Guerra gewidmeten, zweiten Band zur Explosion und erlösenden Katastrophe führen werden. Wir behalten uns vor, in einem späteren Heft der „Literatur" ausführlich einzugehen auf das gewichtige Werk, das in jeder Zeile eine

Huldigung für Firenze la bella, die Stadt, die dem Dichter wie eine zweite Heimat ans Herz gewachsen ist, bedeutet.

* * *

Die „Psychologische Gesellschaft“ zu Berlin hat beschlossen, als „Berliner Gesellschaft für Psychologie und Charakterologie“ ihr Arbeitsprogramm derart zu erweitern, daß auch die Probleme der Charakterforschung, -feststellung und praktische Nutzung gepflegt werden. Es werden Konstitutions- und Typenforschung, Psychognosis, Psychopathologie und verwandte Gebiete, z. B. Physiognomik und Graphologie in ihrem Zusammenhang mit der systematischen und praktischen Psychologie mehr in den Vordergrund treten.

Folgende Übersetzungen deutscher Autoren sind letzthin auf dem russischen Büchermarkt erschienen: Thomas Mann „Die Buddenbrooks“, übertragen von W. S. Waldmann und M. E. Lemberg (Staatsverlag, Leningrad); Heinrich Mann „Mutter Marie“, übertragen von W. P. Stelletzkij (Verlag „Mysl“, Leningrad) und gleichzeitig von S. J. Lurie (Verlag „Knishnyje Nowinki“, daselbst), sowie in letzterem Verlag Arthur Landsbergers „Der Fall Hirn“, übersetzt von L. A. und W. A. Schpoljanskij; Arthur Holitscher „Das unruhige Asien“, übertragen von S. Berner und G. Jarcho (Verlag „Molodaja Gwardija“, Moskau); Albert Daudistel „Wegen Trauer geschlossen“, übertragen von M. Venus (Verlag „Wremja“, Leningrad) in russischer Umarbeitung (Verlag „Proletarij“, Charkow).

Das Hasencleversche Drama „Antigone“ in der russischen Übertragung von Ssergej Gorodetzkij ist in Moskau unter der Leitung von Tairoff im Kammertheater zur erstmaligen Aufführung gelangt, ohne lebhafteres Interesse zu erwecken. (P. E.)

Von Clara Viebigs Roman „Die Goldenen Berge“ erschien eine russische Ausgabe im Staatsverlag „Kniga“ (Das Buch) in der Übersetzung von G. Gordon. — Eine englische Ausgabe wird bei John Lane, London-Neuyork, erscheinen. — Von „Unter dem Freiheitsbaum“ erscheint im Januar bei Attinger in Paris eine französische Ausgabe in der Übersetzung von J. Delage.

Eine tschechische Goethe-Auswahl ist eben in Prag im Erscheinen begriffen, die vom prager Germanisten Otokar Fischer geleitet wird und breit ausgebaut ist. Die bisher erschienenen Bände umfassen Goethes Jugendfragmente in Vers und Prosa, darunter auch den Urfaust sowie Götz von Berlichingen und Werther. Diese erste tschechische Goethe-Ausgabe zeichnet sich durch ihre mustergültige Buchausstattung aus.

Wie die „Wetschernaja Moskwa“ mitteilt, wird demnächst die hinterlassene Übersetzung des ersten und zweiten Teils des „Faust“ von Valerij Brjussoff im Druck erscheinen.

Der Volksverband der Bücherfreunde gibt bekannt, daß er, trotz der Schwierigkeiten auf dem Büchermarkt, sich zu einer Preisherabsetzung entschlossen habe. Unter seinen Weihnachtsneuerscheinungen finden sich: Romanwerke von Bernard Shaw, Edna Ferber, Fritz Reck-Malleczewen, René Clair; Novellenbände von Ernst Wichert, Fritz Philippi, Maupassant; die Mozart-Biographie von B. Paumgartner u. a.

Aus der Werkstatt deutscher Verleger

Walther Gericke-Verlag, Siegburg

Im Walther Gericke-Verlag in Siegburg im Rheinland und Leipzig erscheint Mitte November als programmatische Äußerung „Das Ufer, Jahrbuch Rhein. Dichtung — 1928“. herausgegeben von Otto Doderer, unter Mitarbeit von Jakob Kneip, Herbert Eulenberg, Josef Winckler, Wilhelm Vershofen, Alfons Paquet, Wilhelm Schäfer u. a.

Im Druck befindet sich:

Wilhelm Vershofen, „Swennenbrügge, das Schicksal einer Landschaft“. Das erste Buch vom Verfasser des Fenriswolfes nach langen Jahren des Schweigens.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Arenhövel, Fritz. Kilian und Wenzeslaus. Abenteuer im Ameisenreich. Hannover 1926, Adolf Sponholtz G. m. b. H. 95 S. M. 1,— (2,—).

Bachwitz, Hans. Leute, die sich lieben. Ein lachender Roman. Leipzig 1927, A. Bergmann. 254 S.

Bartsch, Rudolf Hans. Die Verliebten und ihre Stadt. Roman. Leipzig 1927, L. Staackmann. 275 S. M. 5,— (7,—).

Behrend, Dora-Eleonore. Das Haus Tartinen und sein Ende. Roman in einem Prolog, einem Tagebuchfragment und den Schlußkapiteln. Berlin 1928, Brunnen-Verlag Karl Winckler. 341 S. M. 5,— (7,—).

Bernewitz, Elsa. Die Entrückten. Vier Geschichten vom Tode. München 1927, Albert Langen. 146 S. M. 3,50 (6,—).

Blunck, Hans Friedrich. Die Weibsmühle. Ein Roman aus Brasilien. Jena 1927, Eugen Diederichs. 290 S. M. 4,— (6,50).

Bockemühl, Erich. Das Kindergärtchen. Geschichten aus der Kinderzeit den Kindern erzählt. Mit 42 Bildern von Eugen Oßwald. Stuttgart-Gotha 1927, Fr. A. Perthes. 72 S.

Bonsels, Waldemar. Mario und die Tiere. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 325 S. Geb. M. 6,50.

Brausewetter, Artur. Der See. Roman. Breslau 1927, Bergstadt-Verlag. 272 S. Geb. M. 6,80.

Brod, Max. Tycho Brahes Weg zu Gott. Mit einem Vorwort von Stefan Zweig. Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 362 S.

Damer, Waldemar. Die Last des Schweigens. Roman. Leipzig 1927, Theodor Weicher. 191 S. M. 3,— (4,50).

Däubler, Theodor. Bestrickungen. Novellen. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 147 S.

Decsey, Ernst. Das Theater unserer lieben Frau. Ein wiener Roman. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 400 S. Geb. M. 7,—.

Delius, Rudolf von. Die Maske des Mannes. Ein erotischer Roman. Dresden 1927, Carl Reißner. 142 S. M. 3,— (4,50).

Deubel, Werner. Götter in Wolken. Roman. Jena 1927, Eugen Diederichs. 263 S. M. 4,50 (7,—).

Eisenlohr, Friedrich. Das gläserne Netz. Ein Roman aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 674 S.

Ernst, Paul. Gesamtausgabe der Werke. I. Komödianten- und Spitzbubengeschichten. II. Der Weg zur Form. Ab-

handlungen über die Technik, vornehmlich der Tragödie und Novelle. München 1928, Georg Müller. 382, 448 S.
Ertl, Emil. Geschichten aus meiner Jugend. Leipzig 1927, L. Staackmann. 213 S.
Frank, Leonhard. Das Ochsenfurter Männerquartett. Roman. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 297 S. Geb. M. 6,–.
Gabelentz, Georg von der. Der Topf der Maulwürfe. Leipzig 1927, L. Staackmann. 195 S. M. 3,– (4,50).
Geißler, Horst Wolfram. Traum in den Herbst und Anakreons Grab. Zwei Novellen. (Amelangs Taschenbücher, Bd. 14.) Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 80 S. Geb. M. 1,85.
Gmelin, Otto. Das Angesicht des Kaisers. Ein Hohenstaufenroman. Jena 1927, Eugen Diederichs. 319 S. M. 5,– (7,50).
Griese, Friedrich. Winter. Roman. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 404 S.
Günther, Johannes von. Cagliostro. Roman. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 418 S. Geb. M. 8,50.
Hadina, Emil. Götterliebling. Eine Hauff-Novelle. Leipzig 1927, L. Staackmann. 175 S. M. 2,50 (4,–).
Hahn, Herbert. Ein Meister der Liebe und andere Erzählungen, Legenden und Märchen. Stuttgart-Gablenberg 1927, Ernst Surkamp. 218 S. Geb. M. 5,50.
Hanstein, Otfrid von. Ein Flug um die Welt und die Insel der seltsamen Dinge. Erzählung. Mit 4 farbigen Tafeln und vielen Textbildern von Kurt Reimer. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 230 S.
Hartmann, Jula. Die Frau im Spiegel (Amelangs Taschenbücher, Bd. 15). Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 91 S. Geb. M. 1,85.
Hauptmann, Carl. Mathilde. Zeichnung aus dem Leben einer armen Frau. 3.–5. Tausend. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 333 S.
Herm, Heinrich. Dämon Meer. Roman. Berlin 1927, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 324 S. M. 4,50 (6,50).
Hermann, Georg. Tränen um Modesta Zamboni. Roman. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 265 S. Geb. M. 6,50.
Huebner, Friedrich Markus. Das Spiel mit der Flamme. Frankfurt a. M. 1927, Iris-Verlag. 90 S.
Huna, Ludwig. Granada in Flammen. Roman. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 360 S.
Kraze, Friede H. Die Freiheit des Kolja Iwanow. Braunschweig 1927, Hellmuth Wollermann. 367 S. M. 5,– (6,50).
Lambrecht, Nanny. Overstolz. Ein rheinischer Roman aus der Gegenwart. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 247 S. Geb. M. 5,50.
Langer, Georg. Christel Materns weiße Seele. Schlesischer Roman. Breslau 1927, Bergstadt-Verlag. 416 S. Geb. M. 7,50.
Lauff, Joseph von. Perdje Puhl. Roman vom Niederrhein. Berlin 1927, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 450 S. M. 5,50 (7,50).
Lersch, Heinrich. Der grüßende Wald. Legenden und Geschichten. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 130 S.
Lilienfein, Heinrich. Welt ohne Seele. Roman. Stuttgart 1927, J. G. Cottasche Verlagsbuchhandlung. 221 S.
Lübbe, Axel. Das gefangene Gefängnis. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 186 S.
Mang, Hans Nikolaus. Der Philosoph von Schneizleck. Mit 45 Bildern des Verfassers. München 1927, Delphin-Verlag. 334 S.
Mattl-Löwenkreuz, Emanuela von. Der verklärte Tag. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 147 S. M. 3,70 (5,20).
Michel, Robert. Jesus im Böhmerwald. Roman. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 274 S. M. 4,– (6,–).
Much, Hans. Meister Ekkehart. Ein Roman der deutschen Seele. Dresden 1927, Carl Reißner. 435 S. M. 6,– (9,–).
Müller-Partenkirchen, Fritz. München Zwei. Drin und drum herum. Leipzig 1927, L. Staackmann. 223 S. M. 3,– (4,50).
Müller-Rastatt, Carl. Zwei hamburger Strömer. Lustige Geschichten von Fritz und Franz. Hamburg 1928, M. Glogau jr. 119 S.
Neumann, Alfred. Rebellen. Roman. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 385 S. Geb. M. 7,–.
Obée, Adolf. König Ernemanns Rosengarten. Roman. München 1927, Georg Müller. 223 S. Geb. M. 2,–.
Oppermann, Karl. Das Land der Väter. Roman. Breslau 1927, Bergstadt-Verlag. 253 S. Geb. M. 6,–.
Paul, Jean. Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch. Mit 7 Zeichnungen von Fritz Koch-Gotha und einem Vorwort von Christian Kraus. Berlin-Grunewald 1927, Zettka-Verlags-G. m. b. H. Kronos-Verlag. 137 S.
Pick, Otto. Wenn wir uns mitten im Leben meinen. Prag 1926, Die Bücherstube. 54 S.
Rausch, Albert H. Eros Anadyomenos. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 132 S. Geb. M. 6,–.
Sacher, Friedrich. Stadt in Blüten. Leipzig 1927, A. H. Payne. 39 S.
Schmitt, Ernst. Das tolle Jahr. Ein Roman aus der Revolutionszeit 1848. Jena 1927, Eugen Diederichs. 238 S. M. 4,– (6,50).
Schnack, Friedrich. Die Orgel des Himmels. Ein Roman. Hellerau, Jakob Hegner. 235 S.
Schneider-Schelde, Rudolf. Der Frauenzüchter. Roman. München 1928, Musarion-Verlag. 315 S. M. 4,– (6,–).
Schoenaich, Paul von. Die Peitsche des August Schmidt. Zwischen Ford und Lenin. Eine leider nur zum Teil wahre Geschichte. Hamburg 1928, Fackelreiter-Verlag. 229 S.
Seidel, H. Wolfgang. Genia. Erzählungen. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 187 S. Geb. M. 2,40.
–, Ina. Brömseshof. Eine Familiengeschichte. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 273 S. Geb. M. 6,–.
Schneider, Maria. Mythen, Lieder und Legenden. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Comp. 58 S. M. 1,80 (3,–).
Schultz-Merzdorf, Fritz. Montur und Burschenhut. Roman aus dem alten Preußen. Berlin 1928, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 199 S. Geb. M. 4,–.
Schussen, Wilhelm. Die spanische Reise. Ein neuer Schelmenroman und ein halber. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Comp. 300 S. Geb. M. 7,–.
Sohnrey, Heinrich. Die Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein. Berlin 1928, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 151 S. Geb. M. 3,–.
Stegemann, Hermann. Jakobäa. Eine Historie. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 231 S. Geb. M. 6,–.
Teweles, Heinrich. Zwanzig Blätter ... Aus dem Tagebuch einer Frau. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 179 S. Geb. M. 5,–.
Trebitsch, Siegfried. Der Geheilte. Zwei Novellen. Berlin 1927, S. Fischer. 167 S. M. 3,– (4,50).
Uebelhör, Max. Ein Abenteurer von Ehre. Roman. (Der Abenteuer-Roman.) Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 268 S. Geb. M. 5,50.
Urbanitzky, Grete von. Der wilde Garten. Roman. Leipzig 1927, Hesse & Becker. 290 S.
Uzarski, Adolf. Kurukallawalla. Eine sensationelle Geschichte München 1927, Delphin-Verlag. 112 S.
Volbehr, Lu. Schiff in Not. Roman. Hamburg 1927, Broschek & Co. 273 S. Geb. M. 5,50.
Waldeyer-Hartz, Hugo von. Wagen und Winnen. Roman. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 247 S. Geb. M. 5,50.
Walter, Robert. Die Igeliade. Ein humoristischer Roman. Leipzig 1927, Philipp Reclam. 310 S.
Weigand, Wilhelm. Die ewige Scholle. Roman. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 628 S.

Wendlandt, Wilhelm. Gilgamesch. Der Kampf mit dem Tode. Ein Lebenslied. Berlin 1927, Brandussche Verlagsbuchhandlung. 212 S.

Wittig, Joseph. Der Ungläubige und andere Geschichten vom Reiche Gottes und der Welt. Gotha 1928, Leopold Klotz. 320 S. M. 6,– (9,–).

Zahn, Ernst. Brettspiel des Lebens. Roman. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 298 S. Geb. M. 6,50.

Zastrow-Loeben, Charlotte von. Maria Fee. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 443 S. Geb. M. 7,–.

Zerkaulen, Heinrich. Rautenkranz und Schwerter. Roman aus dem Barock August des Starken. Bremen 1927, Carl Schünemann. 391 S. Geb. M. 7,50.

Zifferer, Paul. Der Sprung ins Ungewisse. Roman. Berlin 1927, S. Fischer. 306 S. M. 4,50 (6,50).

Zobeltitz, Fedor von. Die Zwei in der Sonne. Roman. (Engelhorns Romanbibliothek 1013/14.) Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 272 S. M. 2,– (3,50).

–, –: Die Ruferin. Ein Künstlerroman von heute. (Die gelben Ullstein-Bücher.) Berlin 1927, Ullstein. 316 S. M. 1,–.

–, Hans-Caspar von. Die Quadriga im Weltkriege. Was vier junge Deutsche 1914–18 erlebten. Werner Holten – der Seemann. 226 S. – Georg Goetz – der Infanterist. 240 S. – Fritz Berlow – der Reiter und Flieger; Hans Hartwig – der Artillerist (im Erscheinen). Stuttgart-Gotha 1927, Fr. A. Perthes.

* * *

Boldrewood, Rolf. Im australischen Busch. Roman. Aus dem Englischen von H. J. Freiherrn von Reitzenstein (Der Abenteuer-Roman). Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 367 S.

Conrad, Joseph. Nostromo. Roman. Aus dem Englischen von E. McCalman. Berlin 1927, S. Fischer. 617 S. M. 6,– (8,–).

–, –: Sieg. Eine Inselgeschichte. (Ebenda.) 462 S. M. 5,– (7,–).

–, –: Taifun. Aus dem Englischen von Elise Eckert. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 152 S.

Dreiser, Theodore. Eine amerikanische Tragödie. Roman. In 3 Bänden. Aus dem Englischen von Marianne Schön. Wien 1927, Paul Zsolnay. 336, 376, 416 S.

Hutchinson, A. S. M. Das achte Wunder und andere Novellen. Aus dem Englischen übersetzt von Maria Lazar. München, Drei Masken Verlag. 277 S.

Joyce, James. Ulysses. Vom Verfasser geprüfte deutsche Ausgabe von George Goyert. Nr. 32. In einem Band. Privatdruck 1927, hergestellt vom Rhein-Verlag. 458, 465, 662 S.

London, Jack. Der Sohn des Wolfs. Übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1927, Universitas, Deutsche Verlags-A.-G. 276 S.

Maugham, W. Somerset. Der Besessene. Roman. Übertragen von R. Copping. Leipzig 1927, E. P. Tal & Co. 270 S.

Ossendowski, Ferdinand. Die Löwin. Ein marokkanischer Roman. Dresden 1927, Carl Dresden. 162 S. M. 3,– (4,50).

Tauchnitz-Edition. Vol. 4802. Joseph Conrad, Lord Jun. 358 S. Vol. 4803. – Youth and two others stories. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 312 S. Je M. 1,80 (2,50).

Passos, John Dos. Manhattan Transfer. Der Roman einer Stadt. Aus dem Amerikanischen von Paul Baudisch. Mit einem Vorwort von Sinclair Lewis. Berlin 1927, S. Fischer. 455 S.

Colette, Renée. Néré. Das Schicksal einer Frau. Roman. Wien 1927, Paul Zsolnay. 349 S.

Fleuron, Svend. Die gefesselte Wildnis. Roman eines zoologischen Gartens. Aus dem Dänischen von Thyra Jakstein-Dohrenburg. Jena 1927, Eugen Diederichs. 208 S. M. 3,– (5,–).

Gide, André. Die Falschmünzer. Roman. Übersetzt von Ferdinand Hardekopf. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 544 S. Geb. M. 9,–.

Hémon, Louis. Der Boxer und die Lady. Roman. Aus dem Französischen von Georg Schwarz. München, Drei Masken Verlag. 297 S.

Pallière, Aimé. Das unbekannte Heiligtum. Aus dem Französischen von Z. Holm. Berlin 1927, Welt-Verlag. 286 S.

Pergaud, L. Mart und Margot. Ernste und heitere Tiergeschichten. Deutsch von Adolf Heilborn. Illustriert von A. Dahle. Berlin 1927, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 226 S. Geb. M. 7,–.

Wild, Herbert. Der schlummernde Riese. Roman. Aus dem Französischen von Paul Baudisch. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 320 S. Geb. M. 2,85.

Coster, Charles de. Die Legende vom lustigen Schmied Smetse Smee. Deutsch von Owlglaß. Mit 6 Holzschnittoriginalen von E. Lörchen. Tübingen 1927, Alexander Fischer. 104 S.

Larsen, J. Anker. Der Garten des Paradieses. Zwei Sonntagsgeschichten. Deutsch von Gustav Morgenstern. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 193 S.

Larsen-Ledet und Harald Bergstedt. Narrenland. Ein Roman aus der Gegenwart. Aus dem Dänischen übertragen von Reinhard Kraut. Berlin 1927, Neuland-Verlag G. m. b. H. 244 S. Geb. M. 4,75.

Michaelis, Karin. Das Geheimnis (Gunhilds Wanderjahre). Roman. Potsdam 1927, G. Kiepenheuer. 312 S. M. 4,– (6,–).

Sick, Ingeborg Maria. Minnesang. Bilder von einst. Übersetzt aus dem Dänischen von Pauline Klaiber-Gottschau. Stuttgart 1927, J. F. Steinkopf. 281 S. Geb. M. 6,–.

Segercrantz, Gösta. Der Rivieradoktor. Roman. (Romane der Welt.) Aus dem Schwedischen übersetzt von Maria Lazar. Berlin, Th. Knaur Nachf. 315 S. Geb. M. 2,85.

Scott, Gabriel. Und Gott ...? Aus dem Norwegischen übertragen von Käthe Miethe. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 249 S.

Földi, Michael. Das gestohlene Leben. Roman. Aus dem Ungarischen übersetzt von Stefan Klein. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 182 S. M. 3,50 (4,50).

Kosztolányi, Desider. Lerche. Roman. Aus dem Ungarischen von Stefan Klein. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 246 S.

Szép, Ernö. Sünden. Ein Buch des Gewissens. Aus dem Ungarischen übersetzt von Stefan Klein. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 147 S. M. 3,– (4,50).

Die Rache des jungen Meh oder das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem Chinesischen übertragen von Franz Kuhn. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 331 S. Geb. M. 7,50.

Lyrisches und Episches

Albrecht, Max. Blumen und Nesseln. Gedichte. Herausgeber Sebaldus Eremita, Basel. 61 S.

Barthel, Ernst. Form und Seele. Dichtungen. Hannover, Kapitol-Verlag. 68 S.

Bockemühl, Erich. Die moderne Mariendichtung. Eine Anthologie. Mit 6 Kunstbeilagen. Gotha 1928, Leopold Klotz. 146 S. Geb. M. 5,–.

Drerup, Engelbert. Von der Lebensreise. Neue Gedichte. Aichach 1927, Lothar Schütte. 160 S. Geb. M. 4,–.

Kneip, Jakob. Bekenntnis. Grunewald 1927, Horen-Verlag. 173 S.

Koydl, Karl. Phoenix-Kreise. Eger 1927, Egerland-Verlag. 138 S.

Maag, Friedrich. Der Sturz. Ein dramatisches Gedicht. Detmold 1927, Meyersche Hofbuchhandlung. 39 S. M. 1,50.

Ponten, Josef. Römisches Idyll. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 90 S. Geb. M. 6,50.

Seeck, Walther. Klingt ein Lied . . . Gedichte. Leipzig 1927, Heinrich Blömer. 120 S. Geb. M. 3,–.
Trenck, Siegfried von der. Stern im Blut. Dichtung. Gotha 1928, Leopold Klotz. 180 S. Geb. M. 5,–.
Winkler, Hans. Gedichte. Leipzig 1927, Heinrich Blömer. 48 S.
Wolff, Johanna. Von Mensch zu Mensch. Gedichte. 4. Aufl. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 190 S.

* * *

Vagantenlieder. Aus der lateinischen Dichtung des 12. u. 13. Jahrhunderts. Carmina Burana. Übersetzt und eingeleitet von Robert Ulich. Den lateinischen Text bearbeitete Max Manitius. Jena 1927, Eugen Diederichs. 174 S. M. 6,– (8,50).

Dramatisches

Grund, Gustav. Das Spiel von Bethlehem. Nach alten Texten. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 44 S.
Herwig, Franz. Das kleine Weihnachtsspiel. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 44 S.
Miegel, Agnes. Spiele. Jena 1927, Eugen Diederichs. 86 S. M. 3,– (5,–).
Schiller, Friedrich. Demetrius. Völkergeschichtliches Drama in 5 Akten. Für die Bühne bearbeitet und ergänzt von Theodor B. Janssen. Druck: Salzwedel 1927, H. Hoffmann. 122 S.
Steguweit, Heinz. Die fröhlichen drei Könige. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 44 S.
Weege, Fritz. Das Christ-Geburtspiel. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 35 S.
Wir Rüpelspieler. Bd. 1. Heinz Steguweit, Die Gans. 32 S. – Bd. 2. Heinz Steguweit, Jha, der Esel. 42 S. – Bd. 3. Karl Wilhelm Bink, Nachtwächter. 35 S. – Bd. 4. Fritz Weege, Der Bauer und sein Knecht. 40 S. – Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag.

Literaturwissenschaftliches

Antscherl, Otto. J. B. de Almeida Garrett und seine Beziehungen zur Romantik (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher II, 5). Heidelberg 1927, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 217 S. M. 14,50 (17,–).
Becker, Arthur. Stavenhagen und seine Stellung in der Entwicklung des deutschen Dramas. Oldenburg 1927, Schulzesche Hofbuchhandlung. 96 S. M. 4,–.
Berendsohn, Walter A. Selma Lagerlöf. Heimat und Leben. Künstlerschaft. Werke. Wirkung und Welt. München 1927, Albert Langen. 371 S. M. 11,– (14,–).
Borcherdt, Hans Heinrich. Humor bei Goethe. Berlin 1927, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. 320 S.
Deutsch-österreichische Literaturgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Dichtung in Österreich-Ungarn. Unter Mitwirkung hervorragender Fachgenossen nach dem Tode von J. W. Nagl und Jak. Zeidler herausgegeben. Dritter Schlußband 1848–1918. 1.–3. Abt. Wien 1926, Carl Fromme G. m. b. H. 480 S.
Engel, Eduard. Geschichte der französischen Literatur von den Anfängen bis in die Gegenwart. 10., durchgesehene Auflage. Mit 32 Bildnissen. Leipzig 1927, Fr. Brandstetter. 556 S. Geb. M. 12,–.
Friedrich der Große (Große Meister, II). Auswahl aus seinen Schriften von Paul Daniel Bernoulli. Gotha 1928, Leopold Klotz; Hamburg, Otto Meißner. 235 S. Geb. M. 5,–.
Goethe im Harz. Goethes Harzreisen in seinen Tagebüchern, Briefen, Dichtungen. Mit Anmerkungen und Anhängen neu herausgegeben von Friedrich Dietert. 2., vermehrte Auflage. Dessau, C. Dünnhaupt. 120 S. M. 1,25 (2,–).
Keller, Gottfried. Briefe. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Max Nußberger. Leipzig, Bibliographisches Institut. 540 S.
Kleist, Heinrich von. 8. Oktober 1777 bis 21. November 1811. Hamburg 1927, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 63 S. M. –,45 (1,35).
Konrad, Karl. Das Studentische bei Wilhelm Raabe. Breslau 1927, Akademischer Verlag W. Finsterbusch. 52 S. M. 1,60.
Lucke, Hans. Annette von Droste-Hülshoff und ihr Verhältnis zur Romantik. Paderborn 1927, Ferd. Schöningh. 74 S. M. 2,50.
Maync, Harry. Deutsche Dichter. Reden und Abhandlungen. Frauenfeld 1928, Huber & Co. 304 S. M. 7,20 (9,60).
Müller, Hans von. E. T. A. Hoffmann und Jean Paul, Minna Dörffer und Caroline Richter, Helmina von Chézy und Adelheid von Bassewitz. Ihre Beziehungen zueinander und zu gemeinsamen Bekannten im Rahmen der Zeitgeschichte. Unter Mitwirkung von Eduard Berend. Heft 1. (Mit 5 Faks.) Köln 1927, Paul Gehly. 113 S.
Müsebeck, Ernst. Schleiermacher in der Geschichte der Staatsidee und des Nationalbewußtseins. Berlin 1927, Reimar Hobbing. 150 S. M. 7,20 (8,40).
Neumann, Carl. Jacob Burckhardt. München 1927, F. Bruckmann A.-G. 401 S.
Nickel, Emil. Studien zum Liebesproblem bei Gottfried von Straßburg (Königsberger Deutsche Forschungen, Heft 1). Königsberg i. Pr. 1927, Gräfe & Unger. 87 S. M. 3,–.
Recke, Elisa von der. Mein Journal. Elisas neuaufgefundene Tagebücher aus den Jahren 1791 und 1793/95. Herausgegeben und erläutert von Johannes Werner. Leipzig, Koehler & Amelang. 272 S. Geb. M. 8,50.
Stammler, Wolfgang. Von der Mystik zum Barock 1400 bis 1600 (Epochen der deutschen Literatur, II, 1). Stuttgart 1927, J. B. Metzler. 554 S. M. 5,– (7,–).
Vogler, Marta. Die schöpferischen Werte der Verlaineschen Lyrik. Zürich 1927, Orell Füßli. 93 S.

* * *

Landquist, John. Knut Hamsun. Sein Leben und sein Werk. Autorisierte Übertragung aus dem Schwedischen von Heinr. Goebel. Mit 10 Bildern. Tübingen 1927, Alexander Fischer. 150 S. M. 3,60 (4,40).

Verschiedenes

Aus dem Briefwechsel des Generalfeldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee. Bd. I. Die berliner Jahre 1886–1891. Herausgegeben von Otto Meißner. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 445 S. Geb. M. 14,–.
Breysig, Kurt. Der Stufenbau und die Gesetze der Weltgeschichte. 2., vermehrte Auflage. Stuttgart 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 337 S. M. 9,– (12,–).
Buber, Martin. Des Baal Schem-Tow. Unterweisung im Umgang mit Gott. Hellerau 1927, Jakob Hegner. 116 S.
Das Flammenzeichen vom Palais Egmont. Offizielles Protokoll des Kongresses gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus. Brüssel, 10.–15. Febr. 1927. Berlin 1927, Neuer deutscher Verlag. 284 S.
Dohna-Schlodien, Graf Nikolaus zu. Der „Möve" Fahrten und Abenteuer. Stuttgart-Gotha 1927, Fr. A. Perthes. 223 S. Geb. M. 6,80.
Eckardstein, Hermann Freiherr von. Persönliche Erinnerungen an König Eduard. Aus der Einkreisungszeit. Dresden 1927, Carl Reißner. 143 S. M. 3,– (4,50).
Elegius-Drucke. 1. Das Alte Bayern. 30 Zeichnungen und 38 Holzschnitte aus der Werkstätte Philipp Apians und Jost Ammans. Beschrieben und herausgegeben von Otto Hartig. – 2. Das Erbauungsbuch des guten Handwerkers. Geschrieben von Emil Barth und Cajetan

Maria Freund. — 3. Die Predigt von dem Glaßmachen. Das bayrische Handwerk nach den Angaben von Theodor Heller. München 1927, Deukula, Grassinger & Co. —

Federn-Kohlhaas, Etta. Walther Rathenau. Sein Leben und Wirken. Mit 20 Bildtafeln und Faksimiles. Dresden 1927, Carl Reißner. 256 S. M. 5,— (7,—).

Flake, Otto. Unsere Zeit. Vier Aufsätze. Berlin 1927, S. Fischer. 71 S.

Gleichen-Rußwurm, Alexander von. Die Lust der Welt. Schöner Frauen Liebe, Macht und Schicksal. München 1927, Drei Masken Verlag. 378 S.

Goldstein, Julius. Deutsche Volksidee und Deutsch-Völkische Idee. Berlin 1927, Philo-Verlag. 149 S. M. 2,90.

Gronemann, Sammy. Schalet. Beiträge zur Philosophie des „Wenn — schon!" Berlin 1927, Jüdischer Verlag. 295 S. M. 4,50 (6,—).

Hegemann, Werner. Napoleon oder „Kniefall vor dem Heros". Hellerau 1927, Jakob Hegner. 736 S. M. 14,— (18,—).

Hofmann, Albert von. Politische Geschichte der Deutschen. Bd. V. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 694 S.

Höllriegel, Arnold. Hollywood Bilderbuch. Mit 59 Bildern. Wien 1927, E. P. Tal & Co. 116 S.

Kircher, Rudolf. Fair Play. Sport, Spiel und Geist in England. Frankfurt a. M. 1927, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H., Abt. Buchverlag. 214 S. M. 4,— (6,—).

Kügelgen, Wilhelm von. Ein Meister des Lebens. Das Köstlichste aus den „Lebenserinnerungen des Alten Mannes" in Briefen an seinen Bruder Gerhard aus den Jahren 1840—67. Herausgegeben von P. S. von Kügelgen. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 253 S. Geb. M. 2,85.

Kurz, Isolde. Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen und Gedankengänge. 3. durchges. Auflage. Tübingen, Rainer Wunderlich. 152 S.

Lombard, J. Wir treiben in Nacht! Minden i. W., J. C. C. Bruns. 248 S.

Lomer, Georg. Die Götter der Heimat. Grundzüge einer germanischen Astrologie. Bad Schmiedeberg 1927, F. G. Baumann. 26 S. M. 1,—.

Ludowici, August. Denkfibel. Die Lehre vom organischen Gegensatz. München, F. Bruckmann A.-G. 135 S. Geb. M. 3,—.

Ludwig, Emil. Kunst und Schicksal. Vier Bildnisse. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 248 S.

Luther, Martin. Vorlesung über den Römerbrief 1515 bis 1516. München 1927, Christian Kaiser. 514 S. M. 12,50 (14,50).

Masereel, Frans. Die Idee. Ein Bilderroman in 83 Holzschnitten. Mit einer Einführung von Hermann Hesse. München 1927, Kurt Wolff. Text 18 S. M. 3,50.

Meier-Graefe, Julius. Pyramide und Tempel. Notizen während einer Reise nach Ägypten, Palästina, Griechenland und Stambul. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 403 S.

Neumann, Robert. Mit fremden Federn. Parodien. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 175 S.

—, Wilhelm. Die Laterne. Betrachtungen und Bemerkungen. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 315 S. Geb. M. 6,—.

Niebergall, Friedrich. Im Kampf um den Geist. Von Weltanschauungen und Religionen. München 1927, F. Bruckmann A.-G. 238 S. M. 6,— (7,50).

Pfleiderer, Wolfgang. Lichtbild und Film. Frankfurt a. M. 1927, Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H. 23 S.

Puttkamer, Albert von. Fünfzig Jahre Bayreuth. Mit 20 Abbildungen. Berlin 1927, Schlieffen-Verlag. 190 S. Geb. M. 14,—.

Rodenstock, Eugen und Joseph Wittig. Das Alter der Kirche. Kapital und Akten. Bd. I und Anhang (Beil. 1 u. 5). Berlin 1927, Lambert Schneider. 260, 273 S. Je M. 5,35.

Rohan, Karl Anton Prinz. Moskau. Ein Skizzenbuch aus Sowjet-Rußland. Karlsruhe i. B., G. Braun. 142 S.

Schallopp, Karl. Der Wandertag im Dienste der Gesundheit und des Unterrichts. Leipzig 1927, August Hoffmann. 118 S.

Schubert, M. Das Verhältnis der Vitalitätswerte zu den Geisteswerten in der Philosophie Nietzsches. Berlin 1927, in Kommission beim Saemann-Verlag. 77 S. M. 2,50.

Stern, Alfred. Einfluß der französischen Revolution auf das deutsche Geistesleben. Stuttgart 1928, J. G. Cotta-sche Buchhandlung. 248 S. M. 8,50 (11,50).

Tegtmeyer, Konrad. Paula Modersohn-Becker. Eine kleine Lebensgeschichte mit unveröffentlichten Briefen an Martha und Heinrich Vogeler-Worpsrede. Bremen, Angelsachsen-Verlag. 20 S.

Utitz, Emil. Die Überwindung des Expressionismus. Charakterologische Studien zur Kultur der Gegenwart. Mit 8 Bildtafeln. Stuttgart 1927, Ferdinand Enke. 190 S. M. 9,— (10,80).

—, —: Die Kultur in der Epoche des Weltkrieges. In den Grundzügen dargestellt. (2. Auflage von Kultur der Gegenwart.) (Ebenda.) 292 S. M. 11,— (13,—).

Waldmann, Emil. Die Kunst des Realismus und der Impressionismus im 19. Jahrhundert. (Propyläen-Kunstgeschichte, XV.) Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 652 S. M. 50,— (55,—).

Weismantel, Leo. Der Geist als Sprache. Von den Grundrissen der Sprache (Schriften zur deutschen Literatur, Bd. 11). Augsburg-Köln 1927, Benno Filser. 156 S. M. 4,— (5,—).

Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland. Eine Gabe für Karl Muth. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 394 S. M. 6,—.

Wiegler, Paul. Wilhelm der Erste. Sein Leben und seine Zeit. Hellerau bei Dresden 1927, Avalun-Verlag. 637 S. M. 15,— (22,—).

Winter, J. Fünfzig Jahre eines wiener Hauses. Wien 1927, Wilhelm Braumüller. 104 S.

Wolf, Georg Jacob. Arnold Böcklin. Aus Leben und Schaffen. München 1927, Fr. Bruckmann A.-G. 64 S. Geb. M. 2,50.

* * *

Belloc, Hilaire. Die Juden. Übersetzung und Nachwort von Theodor Haecker. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 232 S. M. 5,50 (7,50).

Cambon, Jules. Der Diplomat. Autorisierte deutsche Ausgabe. Berlin, Reimar Hobbing. 117 S. Geb. M. 6,—.

Die Schrift. Das Buch Jehoschua. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Berlin, Lambert Schneider. 102 S. M. 3,50 (5,—).

Stankoff, N. A. Im Dienste des Kapitals. Erinnerungen eines russischen Ingenieurs. Nach dem russischen Manuskript übersetzt von Elisabeth Hentzelt. München 1928, Ernst Reinhardt. 371 S. M. 7,— (9,—).

Redaktionsschluß: 5. November

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal. — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,—, Einzelheft Rm. 2,—



Radio-Poetik

Von Rudolf Frank (Berlin)

Vorläufig sind alle Begriffe und Regeln der im Rundfunk plötzlich aufgetanen Dichtungssphäre noch reichlich ungeklärt. In der Praxis versteht man unter „Hörspiel" das aus dem Wesen des Rundfunks hervorgewachsene Drama von der Posse bis zur Tragödie, unter „Sendespiel" die Bearbeitung und Anpassung irgendeines Bühnenwerks an die Eigenarten des Senders.

Das ist zunächst die ganze Terminologie. Durchdenken wir das Problem logisch, so muß das, rein auf Gehör gestellte, der Sichtbarkeit der Bühne, der Lesbarkeit des Buchs und selbst der bescheiden andeutenden Mimik des Vortragssaals entrückte, auf Ätherwellen gesandte, durch Lautsprecher oder Kopfhörer vernommene Wortkunstwerk (sei nun sein Grundcharakter dramatisch-dialogisch, lyrisch-musikalisch oder episch-rhapsodisch) sich zu eigenen, seinen neuen Daseinsbedingungen konformen Gesetzen finden, die seine Wirkungsmöglichkeit von hemmendem Beiwerk befreien und ihr neue Gebiete eröffnen.

Die alte dramatische Form, an der schon die Bühne unserer Zeit energisch rüttelt, verliert im Rundfunk völlig ihre Gültigkeit. Die Tatsachen, daß die Radioübermittlung weder die gewaltigen, im Wesen des Theaters begründeten Spannungen zwischen fortissimo und pianissimo, noch zwischen prestissimo und dem, von wort- und atemloser Mimik durchsetzten largo zuläßt, daß Dinge wie Abgang, Auftritt, Vorhang, Geste, Kostüm, Dekoration im Rundfunk entweder ganz ausgeschlossen sind oder ein völlig anderes Gesicht gewinnen, daß ferner der Radiohörer die suggestive Wirkung des Zuschauerraums, die Stimmung der umgebenden Masse, ihr Lachen und Weinen, entbehrt und in jedem Moment versucht ist, den Vorhang über dem Spiel fallen zu lassen und die Konkurrenz eines anderen Senders aufzusuchen, dies alles stellt den Autor des Rundfunks vor eine völlig neue Situation. Die Zahl seiner Zuhörer, Hunderttausend und mehr, verlangt nie dagewesene Massenwirkung, aber zugleich ist jeder der Hunderttausend ein König Ludwig von Bayern, dem im leeren Haus eine Separatvorstellung gegeben wird und der nur durch stärkste Spannung an seinem Platz festzuhalten ist.

Auch Epik und Lyrik sehen sich andern Bedingungen gegenüber. Der Romanleser hat ein fliegendes Tempo, das kein Funkrezitator erreichen kann, er kann überschlagen und bei Unklarheiten zurückblättern; der Leser von Gedichten hat die Überschrift und das strophische Bild vor Augen und kann den Eindruck durch mehrmaliges Lesen vertiefen.

Da die Methode der Übertragung und damit die technische Basis im Rundfunk, im Gegensatz zu den vielfältigen Arten bisheriger Übermittlung, immer die gleiche bleibt: Kopfhörer oder Lautsprecher (auch bei den recht verschieden gearteten Dichtungsgattungen, Lyrik, Epik, Drama) wird die Lösung des Problems „Rundfunkdichtung" in allen drei Kategorien vermutlich aus einer stärkeren wechselseitigen Durchdringung dieser drei Grundelemente erfolgen: Das Sende- und Hördrama wird sich der, jedem Hörer vertrauten Stimme des Ansagers bedienen, um ähnlich wie es schon das alte Weihnachtsspiel und das Volksschauspiel („Mariechen von Nymwegen" als Beispiel) tat und wie es in allen, mehr auf das Wort gestellten Literaturen der Fall war, durch Mittelsfiguren, wie Hanswurst, Eulenspiegel, Prologus, Chorus, Vorleser (in Strawinskijs „Geschichte vom Soldaten") die dramatischen Gespräche in epischen Bericht oder Erzählung einbetten und im Sendeschwank, in der Senderevue, besonders auch in den von Alfred Braun und Leopold Jessner entwickelten „Hörbildern" („Eine Havelfahrt", „In der Laubenkolonie" als Beispiele) den Ansager in gemütliche, ironische oder phantastische Beziehung zu den Personen der Handlung setzen. Neueintretende Personen, soweit es nicht in Shakespearescher Art („Still, die reizende Ophelia!")

geschehen kann, wird das Sendespiel mit dem naiv charakterisierenden Auftrittslied („Ich bin Menelaus, der Gute, der Mann der Helena"), oder Eingangsmonolog oder durch vorausgehende, lebensvolle Schilderung aus dem Munde anderer („Wir hatten sechzehn Fähnlein aufgebracht ...") steckbrieflich greifbar und doch dichterisch ins Phantasiebild der Hörer rücken. Es wird die fehlenden Kulissen und die mangelnde Atmosphäre aus Musik und musikartigen Geräuschen erbauen; Zeitabstände, über die im Theater das Fallen des Vorhangs hinweghilft, durch dramaturgisch mitsprechende Zwischenmusik deutlich werden lassen. Es wird sich zur Verlebendigung des Schauplatzes mannigfaltiger Geräusche bedienen, aus Vogelruf und Blätterrauschen den Wald, aus Hörnerklang die Jagd, aus Lokomotivenpfiff und Schaffnerrufen den Bahnhof, aus Gläserklingen, Pfropfenknall und Trinklied eine Schenke, aus Propellersausen ein Flugzeug vor die Sinne der Hörer zaubern. Jeder Schauplatz, wo Menschen sind, hat seine eigenen Geräusche, und es ist bei dem gegenwärtigen Stand der Technik möglich, sie alle im Senderaum zu produzieren und, genau reguliert, ineinander übergehen zu lassen. Ja, es lassen sich sogar im Rahmen des gleichen Stücks und ohne Zeitverlust Originalempfänge an weit auseinanderliegenden Orten (Fabrik, Flughafen, Rummelplatz, Zirkus usw.) vornehmen.

Wie in der Radio-Dramatik die lyrisch-epischen, so werden sich in der Radiolyrik die epischen und dramatischen Elemente vermehren und verstärken. Durch das Mikrophon tritt der Dichter in eine ganz enge, fast private Verbindung mit dem Hörer. Er spricht ihm ins Ohr, sagt ihm sein Geheimnis, sein Leben. Während das lyrische Gedicht im Buch als fertig abgeschlossenes Produkt eines (abgestreiften) Erlebnisses steht, haftet es in der sphärischen Ohrenbeichte im Erlebnis und wird mit ihm eins. — Ein Erlebnis ist weiter als ein einzelnes Gedicht. Oft haben wir den Fall, daß ein ganzes Dichterschaffen aus dem Quell eines einzigen Erlebnisses in tausenderlei verschiedenen Offenbarungen hervorsteigt. Die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", war das zeugende Erlebnis Eichendorffs, seiner Gedichte, seiner Novellen. Die ekstatische, verzweifelt hoffnungslose Liebe des tollen Musikers zur unerreichbaren Geliebten das schöpferische Erleben E. T. A. Hoffmanns. Dem Euphorions-Erlebnisdrang: „Immer höher will ich steigen, immer weiter will ich schaun!" entstammt viel Goethesche Dichtung bis zum Faust, und wenn wir den, diesem Erlebnis entsteigenden Gebilden nachgehen, so führen sie uns durch Spiel und Übermut, durch Lebensfluten und Tatensturm, durch Erbauung und Beschauung bis hinauf zu Gott, bis hinab zu den Müttern. Liegt es da nicht für den Rundfunkautor nah, aus allen Teilen dieses Erlebniskerns, die aus Versen, Sprüchen, Dramen, Briefen sprechen, für die Übermittlung durch das Mikrophon eine Einheit zu bilden, in der sich das ganze Erlebnis in seiner Totalität darstellt, und sich die vielfältigen Teile zur geschlossenen Kette fügen? — Bei dem Versuch, den ich in dieser Richtung unter dem Titel „Goethe spricht zu allen Jungen" zuerst für die berliner, dann für andere Funkzentralen unternahm, ergab sich eine besondere Steigerung des lyrischen Einzelklangs zu epischer, fast dramatischer Gesamtwirkung.

Bedenken, die diese Grenzverwischung zwischen den drei Reichen der Poesie als künstlerische Gefahr bezeichnen, steht unsere Erkenntnis entgegen, die in Epik, Lyrik, Drama schon längst nicht mehr Dichtungsgattungen, sondern Elemente der Dichtung erblickt, die sich vom „Hohen Lied Salomonis" über Dantes „Vita Nuova", Shakespeares Königsdramen, Goethes „Faust" bis in das Theater Hauptmanns, Hofmannsthals, Maeterlincks, in die episch-lyrischen Gesänge Momberts, Liliencrons und Dehmels und in die balladeske Szene Brechts hinein immer wieder zusammenfinden. Und selbst wenn wir von all dem absehen; kein Einwand aus der alten kann an die vor dem Mikrophon sich allmählich aufbauende neue Poetik rühren.

Nur eins lerne die aufdämmernde Funkdichtung aus dem Vergangenen: die Notwendigkeit einer theoretischen Basis überhaupt, den aufbauenden Sinn und Nutzen der Poetik, ohne deren tragendes Dasein kein poetisches Werk großen Stils Bestand hat.

Die literarische „ideale Forderung" als Gefahr

Von Karl Schultze-Jahde (Görlitz)

Es gab früher — und ihre Ausläufer sind heute noch recht munter — sozusagen eine Art ästhetische Staatsräson der literarischen allgemeinen Bildung, deren Verwalter die Universität und vor allem die Schule waren, und die sich besonders im Drama geltend machte, indem sie feste ästhetische „ideale Forderungen" (s. Ibsens „Wildente") an den Dramatiker stellte. Ihr formulierbarer Thesen-inhalt und ihre unformulierbare, wie man das so nennt, gefühlsmäßige Einstellung wurde durch die klassische Tragödie als das große Vorbild und die daran ausgebildete Theorie bestimmt, und zwar dürfte das Vorbild das Entscheidende gewesen sein, weil es, was wirksamer ist als die begriffliche Theorie und diese zumeist erst bedingt, eine Form- und Gehaltsstimmung erzeugte, die normativ wirkte und als Schablone an Neues angelegt wurde. Art und Gründe im einzelnen auszuführen, würde hier zu weit führen, und es soll auch kein Vorwurf aus diesem Vorgang abgeleitet werden, weil hinter diesem Vorwurf eine andere „ideale Forderung" stecken würde, aber die Tatsache besteht. In der Erzählung lag die Sache anders, die wuchs sozusagen wild, man hatte für sie keinen klassischen Maßstab und wertete sie unbefangen auch als unterhaltsame Anregung. Kennzeichnend für diese Situation ist es deshalb, daß die Erzählung im Unterricht überhaupt keine nennenswerte Rolle spielte, man wußte einfach nichts Rechtes mit ihr anzufangen; und es ist eine sehr merkwürdige Tatsache, daß alles das, was an ästhetischen Werten im Unterricht geboten wurde, fast durchweg mit einem gewissen Stigma des Unlebendigen gezeichnet war und ist; das liegt nicht etwa allein an der unterrichtlichen Art der Behandlung, sondern eher ist es umgekehrt: diese ist Symptom, nicht Ursache. Damit hängt es denn auch zusammen, daß man das klassische Drama und das Drama überhaupt infolge einer verfilzten Theorie als etwas ganz Besonderes und Schwieriges betrachtete und Dramenlektüre erst mit Bedenken in Tertia beginnen mochte, denn alle diese retardierenden Momente, Expositionen, Höhepunkte, Peripetien, Katastrophen, Knotenschürzungen, die das Wichtigste waren, um die sich aber beispielsweise im Roman kein Mensch kümmerte, und die auch der Komödie leider nicht im gehörigen Maße zu eigen waren, mußten ja für Quartaner oder gar tiefer hinab ganz unbegreifliche Probleme sein; wußte doch der Lehrer selbst nicht zu sagen, warum es sie eigentlich gab, es sei denn aus den bekannten „didaktischen" Gründen einer methodischen Pädagogik. Aber solche Einstellung machte sich doch auch mehr, als man denken sollte, auf dem Gebiete der freien Kritik geltend, eben wieder in der Dramatik, denn die sogenannten künstlerischen Gesichtspunkte, die sich immer als ziemlich steril erweisen und in der Kritik der Erzählungsliteratur oder in Malerei und Musik nie so geltend gemacht wurden, hatten dieselben theoretischen Großeltern, und das dramatische Niveau wurde ständig mit einem Gefühl höherer Bildungsverantwortlichkeit gemessen. Es war so ein theoretisches Ich-weiß-nicht-was an Form und Gehalt, was ein Drama „künstlerisch", wie es heißt, haben mußte, wenn es ein richtiges Drama sein sollte. Und dem Dichter ging es ebenso.

Es ist etwas Gefährliches um Niveauforderungen, wenn sie in irgendeiner Weise von Vorbildern oder einer Theorie ausgehen, die als irgendwie dogmatisch verbindlich aussehen; aber es ist gleichermaßen gefährlich, wenn aus revolutionären Anwandlungen gegen sie gefordert und geschaffen wird. De Lagarde hat in seiner temperamentvollen Art rigoros gemeint: alle Ideale binden. Wohlgemerkt: die, die einer hat als Formeln und Vergleichsmaßstäbe, nicht die, die er selber psychisch erfaßt und die als Form in ihm lebend sich gestalten. In allen Fällen, wo positiv oder negativ von Formelidealen ausgegangen wird, fehlt für freie Produktion die psychische Gleichgewichtslage, die ihren Mittelpunkt in sich hat, und die durch Zwecke, die von außen kommen, gestört wird. Das sind Gemeinplätze, die in jeder Literaturgeschichte — und nicht nur dort — zu finden sind; denn bei jeder Handlung, die sich mit einer naiven Selbstverständlichkeit um nichts

kümmert als darum, wie sie eine Sache selbst zustande bringt, wertet man gerade diese Selbstverständlichkeit als Kennzeichen genialer Leistung. Man kann deshalb geradezu sagen (und die Geschichte bestätigt es überall): klassische Dichtung, die als solche noch lebendig ist und als solche gewertet wird, bildet für das Schaffen immer eine Gefahr, denn von ihr her entsteht zu leicht diese rigorose Niveauforderung, die nicht weniger gefährlich ist, wenn sie revolutionär ein antiklassisches Niveau verlangt. Es scheint mir, daß auch die schiedsrichterliche Art unserer heutigen Kritik in dramatischen Dingen zu einem wesentlichen Teil hierher stammt.

Es sei nur auf einen Punkt hingewiesen: für die klassische Dramatik war das Problem Mittelpunkt; und in handgreiflichem Zusammenhang damit ist hie und da auch für die Literaturgeschichte die beengende Gegenstandsbestimmung aufgestellt worden, daß sie Problemgeschichte sein müsse. Und doch ist es auch Goethe und Schiller, wie das Preisausschreiben von 1800 beweist, zum Bewußtsein gekommen, daß das Problem nicht das Entscheidende ist. Aber die Problemgestaltung ist doch das Wesentliche geblieben und galt sogar, dank Ibsen, zeitweilig gerade als das Moderne; auch der Blick des heutigen Dramatikers ist in der Regel auf ein Problem gerichtet. Nicht als ob das Problem ein Abweg sei, bewahre! aber die durchgängige Problemforderung. Sicher scheint mir, daß auch die Komödienproduktion dadurch schwer belastet wird. Die Komödie hat nie recht für voll gegolten, so sehr auch Schiller theoretisch von ihrem Werte überzeugt war und Goethe praktisch im weimarer Repertoire für sie eintrat. Aber wiederum ist die klassische Komödie (Schillers Turandotbearbeitung, Grillparzers „Weh dem, der lügt!", Kleists „Zerbrochener Krug", Hebbels mißglückter, doch als Versuch beachtenswerter „Diamant") so problembeschwert, daß sie an intellektuellem und Stimmungsgewicht durchaus auf der Höhe der klassischen Tragödie steht und daher auch an ihrem Schicksal teilgenommen hat, im allgemeinen nicht zu den Kassenstücken zu gehören. Weder das durchschnittliche Publikum noch die Gebildeten, zumal heute, halten dies Niveau durch, so wenig wie die Klassiker selber das nachweislich getan haben; denn auch sie waren mehr Alltagsmenschen, als heroisierende und mythisierende Biographen uns glauben machen wollen. Und auch die Dinge des Alltags wollen ihr Recht, man kann nicht immer im Weihrauch der Tempel atmen und Festtagsmahle genießen.

Was für eine der Entwicklung der Erzählung vergleichbare lebendige Entfaltung hatte doch die Komödie des 18. und des Anfangs des 19. Jahrhunderts! Gewiß gab es bei ihr auch theoretische Erörterungen, aber keine geschlossene Theorie, sondern, was immer das belebende Moment ist, eine lebendige Tradition und einen immer regen Austausch des Dichters mit seinem Publikum. Gewiß, diese Komödie ist für uns zeitvorbei, aber es ist nicht richtig, diesen Maßstab anzulegen; wenn man sie einmal, losgelöst von unserer „idealen Forderung", für sich in ihrer Zeit betrachtet, so kann man nur bedauern, daß es keine Dichter mehr zu geben scheint, die einfach eine Begebenheit unseres Alltags mit der Theorieunbekümmertheit des Kinos, uninfiziert vom Problembazillus, zu einem Bühnenstück für ein Publikum machen wollen, das lediglich einige Stunden lang gut unterhalten sein will. Aber wir sind viel zu „gebildet", um uns gut unterhalten zu lassen, und meinen, „dem" Theater dadurch zu helfen, wenn wir das Publikum durch klassische und sonstige „wertvolle" Stücke, wie das Schlagwort lautet, erziehen. Aber es wird allerhöchste Zeit, daß man den gerade vom ästhetischen Standpunkt aus sterilen Erziehungswahn endlich dahin schickt, wohin er gehört, in die Rumpelkammer. Hat etwa Shakespeare sein Publikum erziehen wollen? Wer etwas taugt, wird — darum habe er keine Sorge — schon selber die berühmten Ewigkeitswerte bringen, und so stimmungsvoll und erzieherverantwortungsbewußt das auch klingen mag, wir können es, solange wir leben, wirklich nicht beurteilen. Schreibe der Dramatiker einfach, „wie es uns gefällt", wir wollen ihm danken, indem wir ins Theater gehn, und wer dem Publikum seiner Zeit genug getan, der mag vielleicht nicht für alle Zeiten gelebt haben, aber uns wenigstens hat er Freude gemacht.

Wenn es deshalb eine Devise für den heutigen Dramatiker geben könnte, so möchte man sagen, er solle —, doch halt, bei allen guten Geistern lebendiger Literatur! er soll ja gar nichts, nur

erfreulich wäre es, wenn auch er weder an sich noch an uns eine „ideale Forderung" richten wollte. Denn solche Liquidationen können erst mit Ruhm beglichen werden, wenn wir selber klassisch und so ein großer Gegenstand für künftige Literaturhistorie geworden sind. Aber was kann uns an der Kanonisierung durch unsere Nachfahren liegen?

Empirische Mystik

Von Ernst Heilborn (Berlin)

In diesem Buch von Alfred Döblin „Das Ich über der Natur" (Berlin 1927, S. Fischer Verlag) hat das Kriegserlebnis neuen Ausdruck gewonnen. So wird das Buch unser. Denn wirklich, wir kennen den Menschen der Vorkriegsjahre in uns selber nicht mehr. Er ist uns ein Fremder, dazu einer, der uns geniert. Die Notwendigkeit, uns eine neue, die innerliche, Welt zu erschließen, trennt uns von unserem eigenen früheren Selbst.

Aus Ablehnungen des Gestrigen erwächst dies unser Heute. Sprach die Mathematik bislang für die Physik, derart, daß die Formel für ein Lebendiges stand — Alfred Döblin wirft dies Skelett aus dem Hause. Das, was man unter Psychologie verstand und versteht, befriedigt nicht mehr. Nur an allzu kleinen Ich-Ausschnitt hielt und hält man sich. Vor einer astberaubten Kiefer sah man den Wald nicht. Mit völlig überzeugender, wie neu anmutender Erkenntnis tritt Döblin Darwin gegenüber. Stand für Darwin der Wandel in der organischen Welt im Mittelpunkt des Blickfelds, so betont Döblin die relative Ruhe in der Natur, die er eine schwingende nennt, in der ein „Gleichgewicht" immer wieder hergestellt werde. Auch Nietzsche gegenüber beinahe nur ein Achselzucken! Habe nach Nietzsche das Christentum die „ursprünglichen" Instinkte gefälscht, — es seien ihrer wahrlich noch genügend in dem Europa der Industrien und der Kriege vorhanden. Auch verherrliche er die „dumpfen, nur von außen gesehenen prächtigen Einzelexemplare bestialischer Artung". Daß der Mensch ein Kollektivwesen ist und produktiv nichts so wichtig ist wie eben sein Gesellschaftstrieb, das sehe Nietzsche nicht.

Es kam der Krieg, und wir wußten uns keine Antwort auf die Frage nach unserer eigenen Seele.

Und nun, da das alte Selbst abgestorben und sich neue Organe zu neuer Erkenntnis bilden, ist es, als würde uns Zuruf aus — einer beseelten Welt.

Aus dem Kriegserlebnis ist Döblins Buch erstanden, und was vor dem Kriege hochmütig Geltung beanspruchte, mußte abgelehnt werden, jedoch, auch aus verleugneter Jugend erwächst der Mann. Es mutet seltsam an: derselbe Döblin, der von seinem Ahnungsvermögen Schwingen nimmt, eine bis ins Letzte beseelte, eine nur im Ursinn wahrhaft lebende Welt zu begreifen, bedient sich dabei der rein empirischen, der aus der geschmähten Vorkriegszeit vertrauten, der Methode seiner Jugend- und Studentenjahre.

Das ist sein Buch: empirische Mystik.

Der Arzt Döblin geht von der Betrachtung eines Spirituslämpchens aus: wie die Flamme da aufglüht, ein eigenes, von allem Stofflichen losgelöstes Leben führt, um sich zu greifen begehrt. Ähnlich das Wasser: es hat seinen Geist, der danach trachtet, zu fließen, Tropfen zu bilden, zu verdunsten, in Tier- und Pflanzenleiber einzugehen. Die üblichen Vorstellungen fallen, mit ganz jungem Auge betrachtet Döblin die Natur. Da sind Wärme und Kälte nicht mehr Gradunterschiede der nämlichen Skala, sie werden zu Polen, und an dem Pol Kälte (Erstarrung) bildet sich was bislang organisches Leben hieß. Ähnliche Pole: Licht und Dunkelheit. Und damit ist die Bahn abgesteckt, die man nur weiter zu beschreiten braucht, um neuen Ausblick zu gewinnen. Es erweitert sich das Reich des Organischen. Auch Steine, auch Kristalle, auch Wasser und Elektrizität sind Organismen.

Es gibt nichts Unbeseeltes in der Natur. Was ist das aber: Seele? Aus der Einwirkung auf die eigene Seele spürt man, daß Koffein und Alkohol und Wasser nicht unbeseelt sein können. Und nun liest man bei Döblin: „Zwischen die harten Dinge ist etwas ganz Ungestaltes gestellt, das von der

größten Macht über das Harte und Gestaltete ist. Dieses Wogende, die gefühlbeladene Seele, ist nicht zu vergleichen mit dem Rauch, der entschwebt, nicht mit den Strahlen, die einen geraden oder gebogenen Weg haben. Denn sie haben alle ihre Gleichförmigkeit und sind zu berechnen. Nicht so diese flutende, flüssigste, strahligste aller Wesenheiten."

Alle Beseeltheit weist auf den einen Ursinn, dem sie entstammt. Aus dem, losgelöst, sie ein selbständiges Dasein zu führen scheint; und in dem sie, losgelöst, verharrt.

Nicht anders weist ein jedes Ich zurück aufs Ur-Ich.

Wiederum auf empirischem Wege, wiederum Arzt, gebeugt über das Lebewesen „Mensch", weist Döblin die verschiedenen und sehr wohl unterscheidbaren Iche in dem, was ein Ich scheint, auf. Er stellt nebeneinander das Trieb-Ich und das plastische, schon im Wachstum wirksame Ich und das Passions-Ich, in dem der Mensch zum Massenwesen wird, und das Aktions-Ich — „überall schickt in dieser Weise die Natur einen Willen auf die Reise —, das also ist das Ich".

Nun aber verhalten sich die vielen Iche zum Ur-Ich nicht anders als die vielen Beseeltheiten zum Ur-Sinn. Und hier nun bewährt sich eine neue, die seelenhafte Psychologie Döblins. Eben daß das Ich vom Ur-Ich stammt, macht es so ruhig und glücklich und (in der Abtrennung) so unruhig und unglücklich zugleich.

Es erstehen Antinomien — was ist real und unreal, was zeitlich und überzeitlich? für die Döblin einen nicht nur am Buchstaben haftenbleibenden, sondern auch geistig zufriedenstellenden Ausgleich findet. Diese Welt, die wir fassen, eine Täuschung? Nein. Doch kommt Realität nur dem Ganzen, nicht der Fülle der Teilwesen zu. Zeit, eine mächtige, maßgebende Qualität der Dinge. Ungemein tief auch, was Döblin über die alte Streitfrage nach Freiheit und Unfreiheit des menschlichen Willens zu sagen hat. Der Empiriker in ihm ergreift wieder das Wort und weist auf einen geworfenen Stein. Könnte der denken, er meinte, er flöge frei. Und der Gedanke wäre keineswegs falsch, denn nicht der Stoß hat die Bewegung, wie sie sich auswirkt, bedingt; er mußte Stein sein, um so und nicht anders zu fliegen.

In einen eigenen Zusammenhang treten die Dinge. In seinem Buch über den Zufall hat Wilhelm von Scholz über die Anziehungskraft des Bezüglichen geschrieben, um „Zufälle", kraft deren etwa verlorene Gegenstände nach langem Irrweg in die Hand ihres ursprünglichen Besitzers zurückkehren, zu deuten. Die nämliche Erfahrung, nun aber fest eingespannt in den Rahmen seiner Weltsicht, führt Döblin zu gleicher Folgerung. Wir haben eine Witterung für die Dinge, sie für uns.

Wo also steht man nun bei Döblin?

Daß die Überzeugung von Allbeseeltheit, vom Teilhaben des Ichs an einer Ur-Ichheit nicht ohne religiöses Vibrieren bleiben kann, dünkt selbstverständlich. Schleiermacher definierte Religion als Sinn für das Unendliche; der ist hier. Und doch wieder in anderer Art. Döblin spricht selbst einmal davon, daß, wenn er einen Tempel bauen würde, er ein großes ruhiges Wasserbecken in den Hof als Mittelpunkt setzen würde, und große unbehauene Steine an den Rand. Das ist in Döblin das spezifisch Moderne: es bleibt im Übersinnlichen ein sehr Sinnenstarkes. Auge und Nase und Tastsinn haben an dem seelischen Aufschwung teil. Auf Ausstellung eines Wechsels für ein Nachdemtod ist es wahrlich nicht abgesehen. Tod und Leben bedingen einander: wer zu der Jugend Ja sagt, hat kein Recht, zu der Verwesung Nein zu sagen.

Aus einer Ablehnung des Vorkriegsmenschen erstanden, weisen Döblins Philosopheme im neuen doch immer wieder den alten Menschen auf. Wir wandten uns vielleicht mehr dem Licht zu, und blieben doch im nämlichen Boden wurzelhaft gebunden. Merkwürdiger noch! Der Vorkriegsmensch wird abgelehnt und war damals doch einer, der auf nicht so gar anders gerichteten Pfaden zu dem nämlichen Ziel vordrang, zu dem sich heut Döblin bekennt. Eine dieser Vorläufererscheinungen, die immer da sind, um in der entfliehenden Zeit auf die kommende zu deuten; unverstanden bleiben und vereinsamt sterben: Gustav Fechner.

Sehr möglich, daß Döblin uns sagt, er habe von Fechner nie eine Zeile gelesen. Doch weiß er selbst von einem überzeitlichen Ineinanderfließen der Seelen. Ein Phänomen, das tröstlich scheint.

Die Falschmünzer

Von G. Ransohoff (Thüngen i. Unterfr.)

Der französische Roman ist alt. Mehr als dreihundert Jahre sind verstrichen, seitdem er in der „Astrée" seine erste epochale Leistung getrieben hat. Kann es wundernehmen, wenn wir heute erleben, daß er in eine kritische Wendung eingetreten ist? Ob es sich dabei um Anzeichen des Verfalls oder um Ansätze zur Veränderung und Verjüngung handelt, vermag noch niemand zu sagen. Wir sehen nur, daß er ausgetretene Wege hinter sich lassen, sich neue Ziele setzen will. Das Œuvre Marcel Prousts ist der eine Versuch gewesen, dem Roman, der Darstellung eine gesteigerte Dichtigkeit zu verschaffen, das wirkende Ich noch vollständiger in der Schilderung auszugeben, den Produktionsvorgang, in dem Ich und Werk ineinander verweben, noch engmaschiger zu gestalten.

André Gides „Falschmünzer",[1] von denen hier die Rede sein soll, sind das andere höchst interessante Experiment des französischen Romans über die gestrige und heutige Konvention hinaus. Sie sind eine Regung künstlerischen Eigenwillens, Mannigfaltigstes einbeziehend, aufrührend, üppig an Geist und planvoll witzigem Wechsel, nie fertig und gebunden, noch zu irgendeinem Ergebnis auslaufend: „Ich, dessen Erzählung sich aufs Geratewohl verzweigen und verwickeln darf, bin der Meinung, daß das Leben uns niemals etwas vorschlägt, was sich nicht, ebensogut wie als Ziel, auch als neuer Ausgangspunkt auffassen ließe. ‚Könnte fortgesetzt werden'... das müßten die letzten Worte meiner ‚Falschmünzer' sein..."

In der Form nie abschließend, in der moralischen Beurteilung nie konkludent: geboren aus grundmäßig skeptischer Einstellung zum Leben. Damit verträgt es sich, daß er über das Existente hinaus das Werdende sucht.

„Welche Probleme werden die kommende Generation beunruhigen! Für diese Kommenden will ich schreiben. Einer noch unbestimmten Neugier Nahrung liefern, einer Sehnsucht antworten, die noch nicht eingeordnet ist, so daß, wer heute noch ein Kind ist, morgen erstaunt sein wird, mich auf seinem Wege zu finden"...

Oder, was bietet mir, dem Schaffenden, die umgebende Wirklichkeit? „Es bleibt dieses: daß die Realität mich als plastischer Grundstoff interessiert; und daß ich mehr, unendlich mehr Sinn habe für das, was sein könnte, als für das, was in Wirklichkeit gewesen ist. Wie gebannt beuge ich mich über die latenten Möglichkeiten eines Wesens und bin traurig über jeden Keim, den die Stickluft der Konvention absterben läßt." — Überall die gleiche Abwehr gegen das, was ist, während die Sympathien dem gelten, die eigentliche Bedeutung dem zukommt, was sich erst seinen Weg an die Sonne wühlt. In diesem Roman überwiegen die Frondeurs, Schulbuben, junge Leute, die eben erst sich anschicken zur Persönlichkeit durchzubrechen und denen die Frechheit oder Unreife des Gehabens einen besonderen Anspruch auf die Gunst des Autors zu erwirken scheint. Es fehlt nicht an Älteren und ganz Alten, gewiß nicht; aber der Geschmack ist vorab auf die fruits verts eingestellt, auf das, was irritiert, zersetzt und seinen eigenen Zielen oftmals zuwiderstrebt — diejenigen, denen, mit einem Wort, noch die richtige Verantwortlichkeit sich selbst gegenüber abgeht.

„Meine früheren Bücher scheinen mir den künstlichen Wasserbecken der Parks vergleichbar zu sein, jenen Bassins, deren Umriß scharf und vielleicht vollkommen, deren gefangenes Wasser aber ganz ohne Leben ist. Jetzt soll es fließen, das Wasser, seinem natürlichen Hange gemäß, bald schnell, bald langsam, in Windungen und Verästelungen, die ich nicht vorauswissen kann und nicht vorauswissen mag."

Alle Personen dieses Romans, es sind Dutzende, folgen ihrem natürlichen Gefälle, sie leben sich aus; und so entsteht nicht eine einheitliche Geschichte oder Begebenheitsfolge, die man gedrängt zusammenfassen, irgendwie skizzieren könnte, sondern ein Nebeneinander von Ereignissen, Vorfällen; oder um in dem Bilde zu bleiben, das der Autor

---

[1] Roman, übersetzt von Ferdinand Hardekopf. Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin 1928. 544 S.

eben gebrauchte: es ist wie ein Rieseln vereinzelter Wasserläufe, die jeder sich seine eigene Rinne gegraben haben, und die nur dadurch zueinander Beziehung erhalten, daß sie schließlich alle in dieselbe Mündung auslaufen. So kreisen die Ereignisse auf den Schriftsteller Eduard zu. Man könnte auch sagen: er ist wie die Nabe, welche die einzelnen Speichen zusammenhält, wenn seine Bedeutung nicht doch noch eine wesentlich geistigere wäre. Das Tagebuch, welches er führt, rückt alles erst in einen ironischen Abstand; gegenüber der Kleinlichkeit, dem glatt Tatsächlichen nimmt es die literarisch artistische Prätension auf, die professionelle Begutachtung. Es ist distanzierter Rückblick und zugleich manchmal eine spöttische Salvierung des Autors vor sich selbst und seinem Stoff. Es ist der Teil des Buchs, der vermutlich dem Schaffenden den feinsten Genuß und Kitzel bereitet hat. Hier hat er das intensivste Gefühl, zu sich selbst zu kommen; hier lebt er sich in der Spannung zu seiner Materie am launigsten aus.

„Dieses Heft" — das Tagebuch, so erläutert Eduard einmal — „enthält somit, wenn Sie wollen, die fortlaufende Kritik meines Romans; oder besser: des Romans im allgemeinen. Stellen Sie sich vor, wie interessant es für uns sein müßte, wenn Dickens oder Balzac solche Tagebücher geführt hätten; oder wenn Tagebücher der Education sentimentale oder der Brüder Karamasow vorhanden wären: Entstehungsgeschichten dieser Werke, Notizkalender ihres Reifwerdens! Das müßte aufregend interessant sein ... interessanter als die Werke selbst."

„Falls ich nicht dazu komme, es zu schreiben, dies Buch, so wird es deswegen sein, weil die Geschichte des Buchs mich mehr interessiert haben wird, als das Buch selbst; weil sie seinen Platz eingenommen haben wird; — und das sollte mir nur lieb sein!"

Das bedeutet: wir gehören einer Zeit an, in der die wissenschaftlich gewertete Neugier stärker ist, als der unmittelbare Kunstgenuß und Kunstempfinden; in der die reflektierte Äußerung uns verständlicher, eher zugänglich ist, als der Impuls, integral unvermittelt. Wir sind weniger ergriffen, als spöttisch interessiert — und vielleicht ist es dieses Gefühl beinah amüsierten Anteils, in dem Eduard all die Personen seines Romans und seines Tagebuches erlebt.

Er ist zunächst eine ingeniöse Schöpfung — dieser Eduard: in einem Einfall sprühenden Witzes gezeugt, mit viel geistiger Überlegenheit ausgerüstet. Die Biegsamkeit seines Naturells, sein Hang zum Experimentieren gestatten ihm, da und dort dazwischenzutreten, zu vermitteln, Verfahrenes auszugleichen, Vielfältiges zu begreifen — so manches Rad, das sich auszulaufen droht, wieder in Gang zu setzen. Er ist die Zentralfigur des Buches ...

„Und das Thema des Romans, wenn Sie wollen, besteht nun in dem Kampfe zwischen dem, was die Wirklichkeit diesem Romancier bietet, und dem, was er seinerseits daraus zu machen bestrebt ist."

So weit die programmatische Ausdeutung eines geistreichen expédient. Aber hinterher, wenn man, zurückschauend, den Effekt dieser Mittlergestalt beurteilt, ist er entschieden weniger günstig. Dann erscheint er beinah in einer unleidlichen Situation. Er ist der Mann der ständigen Aushilfe, der immer einspringt: ob es sich darum handelt, einen Ehebruch wieder einzurenken, zehntausend Franken vorzustrecken, einen Weg zu machen, den sonst keiner machen kann oder will; oder sonst einer gefährdeten Existenz die rettende Stange hinzuhalten. Aus der Rückperspektive wirkt das nicht mehr so, wie im Augenblick der ersten Überraschung. Die witzige Absicht zerfliegt, der Witz trocknet ein, und es bleibt das Eintönige des künstlerischen Motivs, das uns nicht mehr recht überzeugt.

Aber es steht zu fürchten, daß der Leser über alledem keinen Einblick in Gang und Eigenart des Romans gewinnt. Versuchen wir, ob wir von einem anderen Punkt aus so etwas, wie eine Einheit erfassen können. Der Titel ist der Generalnenner, auf den die Mannigfaltigkeit des Einzelnen gebracht wurde; vielleicht hilft er uns weiter. Da, wo zum erstenmal von diesem Titel die Rede ist, heißt es: „Er denkt an den Roman, den er schreiben will, und der mit keiner seiner bisherigen Arbeiten Ähnlichkeit haben soll. Er ist nicht ganz sicher, ob der Titel ‚Die Falschmünzer' gut sei ..."

„Die Sache verhielt sich so, daß Eduard, bei dem Begriff ‚Falschmünzer' zunächst an gewisse seiner Kollegen gedacht hatte, und zwar in erster Linie an den Vicomte de Passavant (den schadhaft aristokratischen Literaten des Romans)." „Fast alle Menschen, die ich kennengelernt habe, klingen

falsch." ... „Ich beginne allmählich zu erkennen, was das ‚innere Thema' meines Romans sein wird: offenbar die Rivalität der wirklichen Welt und der Vorstellung, die wir uns von ihr machen. Die Art, in der die Erscheinungswelt sich uns darstellt, und in der wir versuchen, der äußeren Welt unsere private Deutung aufzuerlegen, macht das Drama unseres Lebens aus ..."

Hier ahnen wir zum erstenmal, daß der fälschende Anlaß in uns und in unserer Stellung zur Welt liegen mag.

„Ja, das wäre das Schönste: ein in sich vollendeter, forttönender ‚Akkord' — sagt von seinem Standpunkte aus, immer mit derselben thematischen Wendung, ein alter Musiker ... Aber unser ganzes Weltall ist von falschen Klängen überflutet! ... Falls man die Intransigenz seiner Jugend zurückgewinnen könnte: worüber wäre man wohl am meisten empört? Über das, was aus einem geworden ist!"

Und so fälschen alle und alles. Die Harmlosesten sind beinah noch die Schuljungen, welche nachgemachte Zehnfrankenstücke an den Mann bringen. Fälschend ist dieser ganze Bildungs-, Erziehungsbetrieb. Oder die Fratzen des Literatentums! Die gellende Literaturposse, die hier aufgeführt wird! Ein unendlicher Strom von Verbogenen und Verbildeten des Lebens, von solchen, die fälschen und selbst gefälscht wurden, zieht vorbei. — Welche sittliche Enttäuschung sich unter der glatten Decke einer wohlanständigen Ehe verbirgt! ... „Ach, das schlimmste Defizit eines Mannes, das des Charakters, kann lange verborgen bleiben: es enthüllt sich erst im Gebrauch ..."

Und wie steht es mit der Liebe, die sich anträgt, der Liebe der Mutter zu ihren Söhnen? „Sehen Sie, ich sage mir, daß uns Menschen früher oder später alles entgleitet, woran unser Herz hängt, und daß die zärtlichste Liebe nichts dagegen vermag ... Was sage ich? Sie wird nur lästig, diese zärtliche Liebe, sie erscheint zudringlich! Mit mir ist es soweit gekommen, daß ich selbst meine Liebe verstecken muß." ...

Dann die Feindseligkeit der Generationen gegeneinander: die Jungen in Haß und Verachtung gegen die Alten erbittert. Armand, eine tiefere, leidenschaftlichere Natur, hat in seinem elterlichen Kreise so viel von „Tugend" gepredigt bekommen, daß er das Wort nicht mehr hören kann, ohne höhnisch loszulegen. — Oder die Rotte der großstadtinfizierten Schulbengel, gärend schwärend von allen üblen Instinkten; sie streichen durch den Roman hin, gleich Ungeziefer, das die Gifte verschleppt. — Auf der anderen Seite eine rührende Gestalt, wie Rachel, die mit ihrer Selbstlosigkeit nur den schlimmsten Dank erntet, immer zurücktritt und immer zurückgesetzt wird.

Es ist schon so: das Leben, wie es prägt, verbildet und fälscht es auch.

Ein Repertorium von Gebresten und Beschwerden — „könnte fortgesetzt werden" — das sind die „Falschmünzer". Aber daß diese Unmasse genießbar, verdaulich bleibt, dazu hat es einen Aufwand von künstlerischer Beweglichkeit gebraucht, eine intensive geistige Durchleuchtung — den leicht hinsprudelnden, scheinbar mühelos wandelbaren Stil Gides, und, im einzelnen, welche sinnvolle Kontrastierung der Bestandteile! Dieses Aufzucken immer neuer interessanter Silhouetten und Szenen!

Dabei die vollendete Freiheit des Geistes, die Weite des Horizonts, den man einen europäischen genannt hat; die Unabhängigkeit, mit der alles vorgebracht, erörtert, nötigenfalls abgetan wird. So die Schilderung des protestantischen Milieus bei den Vedel-Azaïs — für diese im Wort strenggläubige, selbstgerechte Tugendecke hat der Protestant Gide eine besondere Witterung. „Puritanisches Spezialparfüm. Sicherlich ist bei katholischen oder jüdischen Zusammenkünften die Ausdünstung, sobald die Anwesenden sich untereinander gehen lassen, nicht weniger stark, ja vielleicht noch penetranter; aber man findet bei Katholiken doch häufig eine kluge Selbstbewertung, bei Juden eine Selbst-Entwertung — kurz: eine Selbstkritik, deren die Protestanten mir nur ganz selten fähig zu sein scheinen. Ist die jüdische Nase zu groß, so ist die protestantische Nase verstopft: das ist eine physiologische Tatsache ..."

Der Nationalismus erhält seine Abfertigung; ebensogut wie der genießerische Indifferentismus, der „Geist der Sorglosigkeit, der spielerischen Selbstgefälligkeit und tändelnden Ironie". Und die Jungen, die das erörtern, fühlen sich unerfüllt, streben neue Ziele an. Sie suchen ihr Selbst zu erfassen ...

„Man muß sein Gesetz in sich selber finden. Das Ziel muß lauten: ‚Verwirklichung des eigenen Wesens' — so sagt der weise Berater, Eduard ... ‚Nur indem Sie leben, können Sie lernen, wie Sie leben müssen'."
Der Roman endet, wie er enden kann. Von den einzelnen Vorgängen und Erlebnissen, die um ihre Eigenzentren rotieren, läuft das eine und andere auf seine Weise aus, wovon denn nicht weiter viel Aufhebens zu machen wäre. — Der Schluß selbst sticht ab. In aller Ausführlichkeit, etappenweise wird dargetan, wie ein unverstandener empfindlicher Knabe von Mitschülern heimtückisch, hinterlistig zum Selbstmord gedrängt wird. Während überall sonst im Buch der Ton sich schwebend über dem Stofflichen in beträchtlicher Höhe hält, wird hier interessiert eingehend berichtet. Das gibt einen Mißklang, einen Abstand zu der früheren artistischen Leichtigkeit. Und es gewährt nur einen geringen Trost, daß über dem Pistolenschuß schließlich die Pension Vedel-Azaïs ihre Zöglinge heimschicken muß.
Die ausgezeichnete Übersetzung verdient eine besondere Erwähnung.

Hauptmanns Till Eulenspiegel

Von Werner Türk (Berlin)

Ein Nachkriegsepos. Der Dichter nimmt Stellung zur Nachkriegszeit. Also Umkehr des Zeitflüchtigen? Also das Ereignis dichterischer Wandlung? Das erneute Bekenntnis zur Wirklichkeitsformung? Nein!
Lebensfremd tritt Hauptmann in unsere Zeit. Als Märchenträumer. Als grübelnder Mystiker. Als schönheitsuchender Bildungsaristokrat. Als mythologienberauschter Hellenenschwärmer.
Dieser weltentrückte Hauptmann unternimmt anfänglich den Versuch, die politischen Ereignisse der kampfzerrütteten, notzermorschten Jahre der Nachkriegszeit symbolisch-zeitlos zu erfassen. Er stellt die politischen Geschehnisse, die eindeutig-klaren, unmißverständlichen und von ihm auch wirklich benannten Tatsachen in eine Traumsphäre. Dort setzt er sie der Beleuchtung einer verfärbenden Magie aus. Dort umhüllt er die historische Wirklichkeit mit einem sinnverdunkelnden mystischen Gewölk. So macht er beispielsweise aus dem Kapitänleutnant Paasche einen Schloßherrn der Gralsburg und transplantiert den bekannten Fememord in die mythische Landschaft der Amfortas-Sage.

*

Hauptmanns Eulenspiegel-Dichtung (S. Fischer, Berlin) läßt sich in zwei Teile zerlegen. Der erste Teil enthält die verworrene und verwirrende Auseinandersetzung mit der Zeit. Die Confessio eines Pazifisten. Den Verzweiflungsjammer eines Patrioten. Am Ende des ersten Teils beschwört der Dichter einen Kampf der politischen Gruppen. Das Haßgebell der Parteileidenschaften aber verletzt seine Musikalität. Er packt seine Koffer und reist ab. Nach Griechenland. (Zweiter Teil.) In Griechenland nimmt er erst ein beseligendes Bad in den läuternden Fluten des Eurotas. Dann durchschreitet er die Hallen, Höfe und Tempel der olympischen Götter und befreit und erfrischt seinen Geist „im Anschaun maßwirkender Schönheit". Auch der Wonnen elysischer Wundergärten wird er teilhaftig. Und wundersam: An allen Wegen, auf denen der Dichter wandelt, blühen zahllose Gleichnisse. Sinnbildgewächse, die einen einschläfernden Duft ausströmen, und von denen der Dichter viele, viele pflückt.

*

Die fragwürdigsten Stellen des Gedichtes sind die politischen. Denn zum Politisieren fehlt Hauptmann in erster Linie das Rüstzeug einer nüchternen, klarsichtigen ratio. Grotesk ist das Gespräch Till Eulenspiegels mit einem Bolschewiken. In diesem Gespräch nimmt der Dichter zu dem neuen Rußland Stellung, und es zeigt sich, daß er dessen weltanschauliches Ethos nicht erfaßt hat. — Wenn Hauptmann an anderer Stelle von dem „allmächtigen" und „göttlichen Sattler" spricht, womit er den ersten deutschen Reichspräsidenten meint, dann stellt man fest, daß dem Dichter das Verklären besser gelingt als das Klären.

*

Zeitfremd der Dichter — zeitfremd sein Held.
Der Tscheche Hašek hat eine neue Narrenfigur geschaffen: den braven Soldaten Schwejk. Hauptmann versucht eine mittelalterliche zu erneuern: den Till Eulenspiegel. Hašek hat einen Narren unserer Zeit gestaltet. Hauptmann drapiert einen mittelalterlichen Possenreißer neuzeitlich: Er läßt ihn in eine zerschlissene Litewka schlüpfen. Zieht ihm eine mit Schellen besetzte Fliegerkappe über die Ohren. Umwickelt seine Beine mit Gamaschen und verleiht dem also Verkleideten Shag-Pipe und Pour le mérite. Dann setzt er ihn in ein Wägelchen. Läßt ihn mit zwei Pferdchen „Gift" und „Galle" durch das schlesische Land karren und erzählt uns, daß dieser visionengeplagte Vagant, dieser melancholisch-sanftmütige und nur in Liebesabenteuern kriegerische Bajazzo im Weltkrieg ein großer Kampfflieger gewesen ist. —
Träumend liegt der Offizier in seinem wackelnden Wägelchen. So fährt er seinen Liebesabenteuern entgegen und seinen Begegnungen mit dem Kapitänleutnant Amfortas, mit philosophierenden Zigeunern, mit einem entthronten König, mit Pachelbel, Sebastian Bach und Saturn.

*

Die Eulenspiegel-Dichtung überzeugt uns davon, daß Hauptmann die Nachkriegszeit nicht wirklich erlebt, nicht sozial erfühlt und auch nicht politisch durchschaut hat. Doch das soll nicht verschwiegen werden: Das Epos hat unleugbar starke malerische Momente. Sowohl die zartgepinselten spielerischen Miniaturen als auch die großen apokalyptischen Traumbilder mit ihrer gewaltsamen Allegorik beweisen den Meister der Farbe. Auch rüpelt in dem Gedicht urwüchsiger Humor. Auch blüht heidnische Sinnenlust in den Tillschen Abenteuern. Aber jede aufkeimende Freude am Werk wird sogleich von dem qualmenden Pathos der Diktion erstickt. Die sprachliche Gespreiztheit der hexametrischen Versgebilde ist schwer erträglich.
Alles Große ist schlicht. Hauptmann hat das einmal bewiesen. Dieses Werk ist unschlicht.

*

Mutige Wirklichkeitsbetrachtung, streng hinweisende und unerbittlich-entblößende Belichtung sozialer Zustände und Zusammenhänge sind Verpflichtungen gesellschaftlichen Verantwortungsgefühls. Diesen Verpflichtungen dürfte sich kein zeitgenössischer Dichter entziehen. Gerhart Hauptmann hat es getan.

Oskar Maria Graf

Von Arthur Friedrich Binz (Saarbrücken)

Die Hauptwerke dieses Erzählers sind herb und standfest, sachlich: oberbayerische Bauernerde, zuweilen übergellt von geradezu faunischem Lachen. Denn das Leben ist diesem Dichter bei aller Schwere und Finsternis zugleich — „ein Gaudi". Die bestechende Urwüchsigkeit Oskar Maria Grafs scheint leider bereits irgendwie dem „Bewußtsein als Verhängnis" zu verfallen und das spannende Bekenntnisbuch „Wir sind Gefangene", das man in einem Zuge herunterliest, wirkt mit Abstand betrachtet weit weniger stark als nach dem ersten Eindruck. Es wäre jedoch voreilig, heute schon zu entscheiden, ob Grafs Talent (plötzlich von der nach Naturgeruch hungernden Mode emporgetragen) durch den Erfolg verdorben wird. Jedenfalls ist der Dichter der Romane „Die Heimsuchung" und „Die Chronik von Flechting" Instinkt und Natur, von der Welt seiner Herkunft besessen, Herrscher über ein großes Arsenal gesammelter Köpfe und Käuze.
Oskar Maria Graf brach aus der heimatlichen Erde auf im Drang nach Freiheit. Aus oberbayerischer Bauernscholle wuchs er heran, wild und unbändig, aber immer geduckt tappte er sich durch die häusliche Enge und später durch die dreifach verfluchte Zeit. Bäcker, Vagabund, Liftjunge, Postaushelfer, Soldat, Simulant — immer gefesselt und gefangen, aber ganz vollkräftige ungebrochene Erde. Er rasselte mit den Ketten, biß um sich, rebellierte, denn Rebellion war in ihm von Anbeginn, bis er sich eines Tages nach langer und kurioser Lehrzeit als Dichter bestätigt

fand, bestätigt von so repräsentativen Sprechern wie Thomas Mann und Hugo von Hofmannsthal.

Das Thema seiner Dichtungen ist das Thema seines Lebens: Wir sind Gefangene in Fron und Fessel der Erde, im Dunst des ererbten Bluts und der Scholle, auf der wir geboren sind. Die Erde ist von Geheimnis umwölkt, Spuk sitzt am Kreuzweg, Ballade rollt unter den Fundamenten des Hauses. Das Leben steigt und fällt durch viele Geschlechter. Die Hände wühlen, mauern und raffen, der Donner der Ballade rollt, die Fundamente beben, der Blitz schlägt ein, ein Haus verbrennt, aber die Hartnäckigkeit des Menschen ist so groß wie die Dämonie der Mächte, die ihn bekämpfen, immer wieder schuftet er sich hoch, bis er unterm Gelächter der Mächte erneut daniederliegt, doch Kinder sind da und wühlen und raffen weiter, auf und ab, auf und ab. Blut kehrt sich gegen Blut, Vernichtung rast, der Mond scheint, das Wasser rauscht, Krieg rumort vorüber, das Korn wächst, der Hagel schlägt es nieder, die Bauern rackern früh und spät. Das Leben geht in seiner ewigen Monotonie. Graf müht sich die dunkle Logik auf ihr Gesetz zu bringen, er ringt mit den unwägbaren Gewalten, mit der Hartnäckigkeit, die ihm und seinem Bauernvolk zu eigen ist. Er sieht: Wir sind Gefangene. Wir sind besessen von unserer Umwelt, und die Umwelt besitzt uns; wir sind besessen von den Süchten unserer Ahnen, die wir im Blute tragen. Wir rennen unseren Spleenen nach, in lächerlicher Beharrlichkeit in Sonnenprall und Regenguß. Wir sind behext und verwunschen. Wir wollen zwingen und werden gezwungen im ewig gleichen Ring. In diesem Ring liegt alles beschlossen, Wirklichkeit und Geheimnis, Komik und Elend. „Es ist Tragisches in den oberflächlichen Dingen und Albernes in den tragischen ... Man kann kein Ding ausschließen und keines für so niedrig nehmen, daß es nicht eine sehr große Macht sei. Es gibt, vom Standpunkt des Lebens betrachtet, kein Ding, das ‚dazu gehört'. Es ist überall alles. Alles ist im Reigen." Diese Erkenntnis des zarten Hugo von Hofmannsthal (vgl. „Sebastian Melmoth") ist auch die Grunderkenntnis Oskar Maria Grafs, der zwar auf anderem Wege zu ihr kam.

Gern zeigt er Kettenschicksale durch Geschlechter hin in Verzahnung und Verschleifung. Spintisierer, Eigenbrötler, fanatische Schaffer, kurzum: friedlos Besessene sind sie alle, seine Gestalten, wie er selber irgendwie besessen ist von noch lange nicht zum Guten ausgegorenen Säften und Süchten. Grafs geistig seelische Herkunft aus dem äußerlich wohlumfriedeten Katholizismus ist es, die ihn nach der Erkenntnis des Gefangen- und Verlorenseins des Menschen in der Hand grausamer Mächte früh zur Auseinandersetzung mit dem Religiösen führt. Grübler sah er um sich, Außenseiter der Gemeinschaft, die von den übrigen Kirchgängern abstachen und sich zur Frage aufwarfen, wo andere sich mit dem Wort des Pfarrers zufrieden gaben. Unerklärbar, schier blödsinnig, dumm und tölpelhaft hauen „die Mächte" in das mit Mühe und Not geordnete Menschendasein. Ist es „die Bosheit Gottes?" Dreht sich die Erde „unter der Sonne Satans?" Gerade der einfache Landmensch kann in der Spannung solcher Gedanken oft mehr leiden als sich ahnen läßt. Vor allem in dem Roman „Die Heimsuchung" rührt Graf die Innenwelt des Bauern auf, die so großartig einfach und dennoch unendlich kompliziert sein kann in ihrer religiösen Problematik. Die Geschichte einer Sektiererfamilie wird erzählt, die in fanatischem Innenbrand nach Gott dürstet und bis zur Vernichtung heimgesucht wird durch die geheimnisvollen Kräfte ihres eigenen Bluts. Graf glaubt das Geheimnis zu überwinden, wenn er seine Logik erspürt, er kramt in alten Chroniken, um den Ablauf des Lebens in bestimmten Geschlechtern möglichst weit und tief zu studieren, aber immer findet er den Ring, das ewig sich drehende Geflecht des Geschicks, das in Herkunft und Blut seinen Ausgang nimmt. Auch die „Chronik von Flechting" zeigt Menschen und Mächte im Ring, die lächerliche Abhängigkeit von kleinsten Zufällen zu Glück und Gram. Auch hier: auf und ab, auf und ab, Komik und Elend. Diese Welt aus Komik und Elend, dieses Dörfleruniversum mit seiner inneren und äußeren Landschaft ist unnachahmlich Oskar Maria Grafs Eigentum, ist körperlich, ist sinnlich schmeckbar, riechbar, ist großartig einfach, hand- und standfest, ist Erde, Erde und ihr Geheimnisdunst. Simpel sind Grafs Sätze, unliterarisch, fest setzt er sie auf, keine Spur von

differenzierter Wort- und Klangwahl, aber alles scheint unverrückbar sicher gefügt. Seine Werke gedeihen schier ganz von selber, ganz aus Erde, in stumpfen, aber von innen her prachtvoll gefüllten Farben, saftvoll und urchig mit Mundart durchwachsen. Durch den Zug von Schwere und Dumpfheit des Geschehens rollt oft das befreiende, aus tiefer Brust sich dehnende Lachen. Graf kann ähnlich wie sein Landsmann Ludwig Thoma als ein großer „Humorist" gelten, denn seiner Beobachtung entgeht nichts von den Verschrobenheiten des Lebens.

Das Aufsehenerregendste, was Graf bisher geschrieben hat, ist die Geschichte seines Lebens: „Wir sind Gefangene", ein Bekenntnisbuch, in dem Graf sich in einer Art entblößt, die man mancherorts als Mache bezeichnet hat. Und doch ist dieser ungefüge, zu zwiespältiger Beurteilung herausfordernde Band ein Bilderbuch unseres Jahrzehnts, ein Bilderbuch der Knechtschaft und der Empörung. „Wir sind Gefangene" — das ist Stöhnen im Joch und lasches Getriebenwerden, Sichgehenlassen, es ist Trotz, Gelächter, es ist Gemeinheit, Dreck und Rausch, Verbissenheit und Schlamperei, im ganzen aber ist es Rebellion gegen die Art modernen menschlichen Existierens, Rebellion gegen die lahmgelaufene „Ordnung". Graf, geboren 1894, erzählt sein Leben vom 11. bis zum 25. Lebensjahr, von 1905 bis 1919, gibt also auch den Krieg und die Revolution, an der er in München aktiv beteiligt war. Der Mensch gilt nichts mehr, er ist nur noch eine Nummer im Heeresdienst. Der Soldat Graf stellt sich blödsinnig, macht nicht mehr mit und ist wirklich krank. Innerlich winselnd wie ein Hund, streift er durch die Gassen, der Hunger glotzt aus Millionen von Frauen- und Kinderaugen, in den Universitäten doziert man, als wenn es nichts von Elend gäbe. Es wird auch hier und dort gut gegessen und Hurra gerufen, die alte Maschine rasselt weiter, obwohl sie längst in allen Teilen kracht, jeder bringt sich selber in Sicherheit so gut er kann, aber in Graf ist ein Schrei: so soll und darf es nicht weitergehen, Explosion muß kommen. Das Buch wirkt unliterarisch und derb, aber man kann sich des Eindrucks nicht vollständig erwehren, daß es irgendwie mit Bauernschläue auf seinen Erfolg hin berechnet ist. Bei Licht besehen bleibt es rohe Fracht von der Galeere des Lebens, die nicht in die Sphäre des wahrhaft Dichterischen emporgeformt wurde. Die vorläufig letzte Arbeit O. M. Grafs „Wunderbare Menschen" (eine Art Fortsetzung des vorangegangenen Bekenntnisbuchs, in der er seine Erlebnisse bei einer münchener Arbeiterbühne erzählt) bestärkt mich leider, obwohl sie sehr lustige Unterhaltung bietet, in dem Verdacht, daß der begabte Dichter den Erfolg geschmeckt hat und Gefahr läuft, der Mode, die ihn füttert, bewußt Urwuchs vorzuführen, wobei er sich und andere entblößt, nicht um innerlich zu wachsen, sondern zum Gaudi des Publikums.

Die Sagen der Juden

Von Kurt Münzer (Berlin)

Das große Sammelwerk der jüdischen Legenden, Mythen, Auslegungen und Fabeln, das der Fleiß, die Literaturkenntnis, das historische Genie des Micha Josef bin Gorion zustande gebracht haben, ist nun auch in der schönen, stilgerechten deutschen Ausgabe zur Vollendung gekommen. Nachdem die ersten drei Bände schon vor dem Kriege vorlagen, sind nun der vierte und fünfte erschienen,[1] in derselben Sorgfalt, sprachlich ausgezeichnet übertragen, vom Verlage mit der bekannten Erlesenheit ausgestattet.

Vor einem Buch wie diesem schweigt zuerst aller Streit ums, aller Kampf gegen das Judentum. Dem sonst Einsichtslosesten geht hier auf, daß da ein Volk Literatur macht, die unsterblich ist, und daß es ein wahrhaft „auserwähltes" Volk sein

[1] Die Sagen der Juden. Gesammelt von Micha Josef bin Gorion. Übersetzt und herausgegeben von Rahel und Emanuel bin Gorion. Frankfurt a. M. 1926/27, Rütten & Loening. Band 4: Mose. Band 5: Juda und Israel. 418 und 498 S. M. 8,– (11,–) und M. 9,– (12,–).

muß, das diesen Mythus voll Gestalt und Gedanke, Empfindung und Gläubigkeit schaffen konnte. Der blinde Hasser wird jene Kultur gelten lassen müssen, von der solche fünf Bände Zeugnis ablegen. Eine Kultur, die mit der griechischen und römischen Vorbedingung und Mutterboden unserer Welt überhaupt gewesen ist. Ohne sie wäre das Denken heut in seinem Ausmaß nicht möglich, sie hat unser Weltbild mitbestimmt. Und es ist nun — jenseits von Historie und Wissenschaft — für jeden reizvoll, in dieses Urjudentum unterzutauchen. Der nicht hebräisch sprechende Mensch hat kaum eine Ahnung von der heroischen Literatur der Hebräer. Was außer der Bibel ist wohl von ihr unter die Völker gedrungen?

„Heroische Literatur" sagte ich und dachte an solche, hinter der ein Mensch, also ein Heros steht. Goethe sagt einmal zu Eckermann, daß die Deutschen „die Produktivität der Tat" nicht verstünden. Er dachte dabei an Napoleon, aber sein Gedanke war wohl Ergebnis seiner deutschen Erfahrung überhaupt. Produktivität der Tat: Idee in sich verwirklichen; Persönlichkeit sein. Lebendige Kraft, bildende Wirkung, die vom Schöpfer, nicht von der Schöpfung ausgeht. Deutsche Bücher haben selten einen Autor hinter sich. Wohl aber französische, immer aber hebräische. Solche Bücher sind vielleicht gar nicht mehr richtig literarisch zu werten. Sie sind Bruchstücke eines großen schöpferischen Wesens. Etwa Spinoza, Voltaire, Rousseau, die uns selbst mehr angehen als ihre schriftliche Hinterlassenschaft. Man liest Voltaire aus Kuriosität. Aber in allen Kulturen ist Voltaire selbst ein wirkender Begriff; er hat Weltanschauung mitgebildet. Das Schriftliche solcher Genies ist fast schon ein Irrtum. In diesem Sinne nennt Renan das Neue Testament eine „Verzerrung Jesu". Es gibt schon Länder, in denen die Bibel abgeschafft ist, aber Moses und Jesus können nie abgeschafft werden. Uns geht der „Emile" schon längst nichts mehr an, aber Rousseau wird unsterblich sein.

So ist die Bibel kein Buch, sondern eine Tat! Sie ist Literatur vom Heros, Bericht von den ewigen Persönlichkeiten. Ihren Mythus spinnen weiter aus die „Sagen" des bin Gorion. Sie heben aus den unermeßlichen Schatzgewölben einer ganz verborgenen Literatur köstliche Dinge hervor. Sie bauen die Bibel aus, sie paraphrasieren und kommentieren sie. Es gibt talmudische Schuldialoge in der Sammlung, aus denen der ganze skurrile Humor, die jüdische Spitzfindigkeit und Verstandeserziehung offen wird. Über den gewaltigen dräuenden Fundamenten der Bibel erhebt sich ein Aufbau, orientalisch bunt, leicht, durchsichtig, spielerisch, doch fest gefügt in seiner Anmut und Zierlichkeit wie seine Basis.

Alle, die wir aus der Bibel kennen, unsere alten, unvergänglichen Begleiter durchs ganze Leben, werden hier — aus Silhouette und Profil — runde Gestalt. Namen, die dort nur eben Namen sind, werden hier Mensch, Wandel und Stimme. Im Band „Mose" haben wir eine regelrechte Heldenbiographie, doppelt erzählt, erst an Hand der Thora, dann noch einmal nach den Quellen der Midrasch. Immer runder wird die Figur. Gleichnisse umspielen sie, Variationen der Begebenheiten, Sinngedichte. Es geht von der Geburt bis zum tragischen Heldentod. Der Gottesdiener und -verkünder wird schließlich von Ihm verlassen, sein Werk vollendet sich nicht, sein Grab bleibt unbekannt. Aber was ist das anderes als letzte irdische Entrückung des Propheten? Kein Zweiter stand auf wie er.

Zaubers voll ist der Band „Mose". Kindliches Märchen, tiefsinniges Gleichnis, Wunderlegende und phantastisches Fabulieren; wirklich: dieses Buch ist kein Buch. In einzelnen Stücken ein Katechismus, Aufgang treuen Ostjudentums, Frage und Antwort, um den Lernenden und Lauschenden zutiefst die Geschehnisse einzuprägen. Es ist die jüdische Geschichte! Aber diese Sagen lösen sie nicht in reine Mythe auf, sondern verdichten nur ihren tatsächlichen Kern. Jenseits der kanonisierten Bibel lernen wir hier die „mündliche Lehre" kennen, die Überlieferung der Lehre, der Gesetze und Geschichte von Geschlecht zu Geschlecht, wie man es den Kindern erzählte, wie man es in Talmudschulen diskutierte. Und also kommt zu dem Stoff der Erzählungen noch das Schönste hinzu: die Empfindung des Lehrers und Erzählers, die persönliche Sehnsucht nach dem Messias, die eigene seelische Bewegtheit, Schmerz und Lust der gebundenen Existenz. Aus all dem steigt die inbrünstigste Phantasie. Sie durchblutet diese Legenden. Zumal die um Moses, da die Urgeschichte natürlich am reinsten Mythus ist.

Im letzten Bande „Juda und Israel" stehen wir dagegen auf historischem Boden. Da sind wir mitten in der jüdischen Geschichte, in der Zeit der Helden und Führer und ihrer Kämpfe mit- und gegeneinander. Von Josua bis Esther. Staatsfragen tauchen auf. Neben dem einzigen Gott die Götzen Baal und Moloch, das goldene Kalb, Michas Heidenglaube. Der schlichte Glaube zerfällt, Theologie entsteht, wichtiger als Gott wird die Frage, von welchem Berg herab Er Seine Gesetze gab. Was mit der Spaltung in Samaritaner und Juden endet.

Mit der Vielfalt der Begebenheiten und Sagenstoffe wandelt sich auch die Form und der Stil der Wiedererzählung. Bald sind es Hymnen und lyrische Ekstasen, bald Psalmen, Weisheitssprüche, sachlicher Bericht. Aber alles eint sich zum Reinklang: jüdische Welt. Alle Widersprüche leben in ihr und sind doch Harmonie. Von allen Menschlichkeiten geschüttelt, ruht sie doch in göttlichem Gleichgewicht. Jüdische Welt — Verlorene Welt? ... Wem sie in diesen Büchern aufgeht, weiß, daß sie unvergänglich ist wie Gottes Raum, in dem sie sich bewegt.

Klassische Wirtshausgeschichten

Von Otto Doderer (Berlin)

Die Verbindung einer so läppischen Angelegenheit wie der Stammtischschnurre mit der höchsten Auszeichnung, die einer geschaffenen Form zuteil werden kann, mag zunächst befremdlich wirken, erklärt sich aber sofort, wenn die Begriffe auf den Sinn ihres Wesens zurückgeführt werden. Denn klassisch ist eine Sache, die in sich vollendet ist, und Wirtshausgeschichten sind mündlich verbreitete und mündlich sich überliefernde, vornehmlich für männliche und erwachsene Zuhörer bestimmte, also unsentimentale und damit unproblematische, kurze, scharf pointierte Geschichten, die nur zum Weitererzählen gelegentlich gedruckt werden — in der Literatur führen sie im allgemeinen die Bezeichnung Schwank.

Der Schwank ist insofern ein besonderer Fall, als er, ein altes Geschöpf der erzählenden Prosa, selber niemals Literatur wurde, obwohl es eine Zeit gab, in der er neben dem Märchen, dem Volksbuch, der Sage, der Legende, der Fabel und dem Volkslied eine vorherrschende Stelle im literarischen Leben des Volkes eingenommen hat. Die Kleriker schrieben seit dem 9. Jahrhundert die alten Dichtungen des Volkes, Heldenlieder, Sagen und Legenden, in die lateinische Sprache um, seit dem 13. Jahrhundert schufen die Ritter ihre in der Mehrzahl einem nichtdeutschen Kulturkreis entstammenden gereimten Epen, aber das Volk dichtete so, wie es sprach, und dichtete weiter von Mund zu Mund, was sich von Jahrhundert zu Jahrhundert zu ihm hingedichtet hatte. Wenig nütze ist der Einwand gewesen, den schon Wilhelm Grimm gegen die Überschätzung der höfischen Dichtung gemacht hat: „Weil diese Handschriften in großer Anzahl übrig sind, so beurteilt man die ganze Poesie der damaligen Zeit danach und nennt das deutsche Nationalgedichte, was doch nur als eine besondere Erscheinung in derselben, als die Kunstpoesie einer besonderen Klasse, darf berücksichtigt werden." Das auf die Ritterpoesie folgende, heute noch ziemlich nach wie vor als das Kapitel des „Verfalls" angesehene Zeitalter war nichts weniger als der fundamentale Ansatz zu einer wirklich aus der Einheit der Nation erwachsenen Nationalliteratur. Während die mit der Renaissance von außen angeschwemmte antike und romanische Literatur die deutsche Kunstdichtung beiseite drängte, war gleichzeitig von innen her die Volksdichtung wie ein Frühling ausgebrochen. Das Volkslied stand in Blüte, die deutsche Prosa war aus der deutschen Predigt aufgegangen, und es gab plötzlich ein einheitliches Deutsch. Damals, im 16. Jahrhundert, war die Schwankliteratur zu einer Mode geworden, und die Bücher hatten nun nicht mehr das große Lesepultformat, um von Einzelnen vorgelesen zu werden, sie wurden zierlicher, handlicher zum Mitnehmen und Selbstlesen, unfeierlich: Lektüre. Schnell hintereinander erschienen die berühmten Schwanksammlungen: „Till Eulenspiegel", Johannes Paulis „Schimpf

und Ernst", Jörg Wickrams „Rollwagenbüchlein", Jakob Freys „Gartengesellschaft", Martin Montanus' „Wegkürzer" und „Ander Teil der Gartengesellschaft", Michael Lindeners „Katzipori" und „Rastbüchlein", Valentin Schumanns „Nachtbüchlein", Hans Wilhelm Kirchhoffs „Wendunmuth", das „Lalenbuch", die „Schildbürger". Das war die Reiselektüre des 16. Jahrhunderts, bestimmt, wie es in der Vorrede zu Wickrams „Rollwagenbüchlein" heißt, „auf Schiffen und Rollwägen (Reisewagen), desgleichen in Scherhäusern und Badestuben erzählt zu werden". Grimmelshausens nach dem Dreißigjährigen Krieg erschienener „Simplizius Simplizissimus", der erste von Natur aus deutsche Roman, wurzelt in dem Boden dieser literarischen Wildlinge. Mit urwüchsiger Gewalt hatte noch einmal in den zwei Jahrhunderten vor dem dreißigjährigen Ausrotten alles Deutschen der einheitliche Geist des deutschen Volkes sich erhoben. Das Volkstum, das damals die Mythen vom Faust, Eulenspiegel und den Schildbürgern gestaltete, war eine Macht geworden. Es war die bürgerlichste Zeit Deutschlands, die Zeit der Mystik, des Reineke Vos, Brants, Murners, Fischarts, Rollenhagens, der Reformation und der Bauernkriege, Huttens, Hans Sachsens und des Meistersangs, Dürers und Grünewalds; die Lebensjahre von Cervantes, Rabelais und Shakespeare lagen mitten darin. Zugleich aber war sie die Teufelsbrücke zu der neuen Zeit, in der das Volk wie durch einen Abgrund gezweiteilt wurde in Gebildete und Ungebildete, während es vorher nur Gelehrte unter dem Volk gegeben hatte, und der Gelehrte Martin Opitz, der Erfinder der betont formalistischen Literaturkritik in Deutschland, hatte den Gebildeten die fremde Starre antiker Vorbilder in das künstliche, kalte Licht ihrer literarischen Bildung gestellt und gewissermaßen ein rationalistisches Prinzip auf die Dichtung übertragen. Ein Puritaner des Volkstums, Richard Benz, spottet: seit Opitz sei die Geschichte der Literatur „eine Geschichte der Formen, eine Sammlung von Schalen, die der Geist sich gebaut und wieder verworfen hat".

Als die große geistige Volksbewegung der Romantik jene Einheit des Volks auf einer allen gemeinsamen Grundlage wieder herstellen wollte, war diese nur eine Sentimentalität, die im Biedermeier und politisch im Heckerhut und Germanenbart von 1848 endigte. Sie entdeckte zwar die Kostbarkeiten der Volkslieder, der Märchen und Sagen und der Volksbücher, aber den stachelig derben Schwank, ausgesprochene Männerkost und oft zotig, da sie wie überhaupt die alte Dichtung nur für Männer da war, ließ sie in der Luft weiterleben. Nur in der Zeitschrift des einfachen Mannes, in den Volkskalendern, wie sie seit Mitte des 18. Jahrhunderts aufgekommen waren und unter denen Hebels „Rheinländischer Hausfreund", W. O. von Horns „Spinnstube" und Berthold Auerbachs „Gevattersmann" sogar literaturfähig wurden, erhielt der Schwank gelegentlich wieder schriftliche Gestalt, weil er dort in der Hand von Männern war, die nach dem Worte Schillers nicht „sentimentalisch" sich nach Natur sehnten, sondern „naiv" Natur waren.

Wilhelm Wisser, dem wir die Überraschung einer ganz neuen Sammlung alter Märchen aus der Gegenwart heraus verdanken, hat auf den Irrtum hingewiesen, zu glauben, daß Märchen nur von Frauen erzählt würden, und mit einer kleinen Statistik belegt, daß die Zahl seiner Erzähler die der Erzählerinnen, oft sogar bedeutend, übersteigt. Das entspricht hinwiederum der Erfahrung, daß sich in die Sagen, „Kinder- und Hausmärchen" der Romantiker eine ganze Anzahl unverkennbarer Wirtshausgeschichten eingeschlichen hat (so z. B. das „Märchen vom Schlaraffenland", „Tischlein deck dich", „Der Arme und der Reiche", „Hans im Glück", „Doktor Allwissend", „Wettlauf zwischen dem Hasen und dem Igel", „Die drei Wünsche", „Von einem, der auszog, das Gruseln zu lernen" usw.; die Geschichte „Vom Schwaben, der das Leberlein gegessen" und ebenso „Das tapfere Schneiderlein" stehen in Montanus' „Wegkürzer", 1557, „Die sieben [neun] Schwaben" in Kirchhoffs „Wendunmuth, 1562); nur verhältnismäßig wenige Märchen bleiben, die ursprünglich für Kinder ersonnen waren. Vulgär gibt es keinen Unterschied zwischen den einzelnen Arten der volkstümlichen erzählenden Prosa. Die Phantastik und Naivität des Volks spürt nicht die Grenzen, die ja auch ineinander übergehen. Märchen, Sage, Schwank und Fabel sind dem Volk schlechthin „Geschichten",

Gebilde der Phantasie, die der Freude am Schicksal, am Geschehen ihr Dasein verdanken und ihr entgegenkommen: dem Fabulierbetrieb, der eine geistige Form des Spieltriebs ist. Im Gegensatz zur Lyrik, die Ausdruck eines subjektivischen seelischen Zustandes ist, existieren sie als ein Bestandteil der Geselligkeit: ohne Geselligkeit wären sie überflüssig, sie wollen Zuhörern erzählt werden, während ein Gedicht erst durch die Melodie zum geselligen Lied wird. Wie die Volkslieder „zersungen" werden, haben die Volksgeschichten keinen einzelnen Urheber, sondern viele und immer wieder neue Umgestalter, vielerlei Varianten, sind sie anonym, ja internationales Gut, sie wandern. Hebel hat seine Quellen nicht angegeben, aber einige seiner Sachen findet man in anderer Form in alten Schwank- und Sagenbüchern oder im „Demokritos" oder auch im Ausland wieder (so den „Kannitverstan" in Frankreich und Spanien). Die Grimmsche Feststellung „Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer" läßt sich erweitern: der Schwank ist satirischer. Im Märchen und in der Sage, wie auch in der Legende, der Sage um Heiligenleben, ergötzt sich die Phantasie am Wunderbaren: an der Wahrscheinlichkeit des Unmöglichen, im Schwank und in der Tierfabel an der Schelmerei, dem Witz: an der „Inkongruenz" (Schopenhauer) der Vorstellung gegenüber dem Möglichen. Die oft mit dem Schwank verwechselte Anekdote, die Wirtshaus- bzw. Salongeschichte der Gebildeten einer individualistischen gesellschaftlichen Kultur, ist nur karikierendes Bonmot. Unter den Schwänken, den männlichen, darum unsentimentalen und satirischen Kurzerzählungen, gibt es Spott-, Narren- und Lügengeschichten, es gibt Weiber-, Pfaffen-, Bauerngeschichten und andere ständische oder auch landsmannschaftliche Gruppen. Wie nahe sie aber zum Teil dem Märchen sind, könnte durch viele alte Beispiele gezeigt werden. Auch akustische Spielereien, wie sie etwa Kleist in seiner „Anekdote" vom Branntweinsäufer und den berliner Glocken benutzte, leiten schon zum Märchen hinüber.

Boccaccio hat aus solchen „Wirtshausgeschichten" die Kunstform geschaffen, die das Vorbild der Novelle wurde, Balzacs „drollige Geschichten" gingen den Weg noch einmal zurück, und die „Märchen aus 1001 Nacht" oder der „Nasr Eddin" sind verwandte Kleinepik aus anderen Bezirken der Menschheit. Hier ist der novellistische Stoff an sich, elementare Epik, hier sind „epische Momente" in dem Sinne, wie es „moments musicaux" gibt. Dichten heißt verdichten, erzählen heißt das Leben vereinfacht darstellen, auf den konzentriertesten und konkretesten Fall gebracht. Die kleinen alten Erzählungen sind letzte Konkretion, wie eine These letzte Abstraktion ist. Sie sollten nur „bispil" = Beispiel sein, Sinnbild, Gleichnis, und darum nähern sie sich wie jede bedeutende Epik so oft dem Märchen, dem Mythischen. Ihre Gestalt erhielten sie von der Handlung, nicht von der Situation und vom Wort her, sie hatten nur eine innere Form, die durch keinen anderen Willen bestimmt war als den, zu fesseln, Spannung zu erzeugen, zu pointieren, Erwartungen zu wecken und durch den Ausgang den Kitzel der Überraschung zu bereiten. Klassisch freilich nach unserer Auffassung (der Begriff „klassisch" ist erst im 18. Jahrhundert entstanden) wird eine Erzählung erst in der Hand einer außergewöhnlichen Begabung. Denn obgleich nichts anderes von ihr gefordert wird, als daß sie eine sinnbildliche Handlung, also die konkreteste und konzentrierteste Gestalt einer Lebenserfahrung, unter dem Gesetz der äußersten Spannung vorträgt, so wird das Ereignis doch erst Erschütterung durch die seelische Tiefe, in die sie der Dichter hineinträgt. Wer nicht weiß, wie das gemeint ist, lese etwa die Kleistsche „Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege", in der ein flammendes dramatisches Temperament einen Stoff, der unter einem Dilettanten eine Belanglosigkeit wäre, mit einem Gänsehaut erzeugenden Tempo dahinjagt; oder den „Frieder und das Katherlieschen" der Brüder Grimm als das Muster einer psychologischen Darstellung; oder aber er spüre die Gewalt des epischen Aspekts in dem Hebelschen Satz: „Denn als der Jüngling den anderen Morgen in seiner schwarzen Bergmannskleidung an ihrem Haus vorbei ging — der Bergmann hat sein Totenkleid immer an —, da klopfte er zwar noch einmal an ihrem Fenster und sagte ihr guten Morgen, aber keinen guten Abend mehr." Er hat dann an diesen drei Beispielen — einer Beiläufigkeit eines großen Dichters, der Niederschrift eines Märchensammlers und an einer Kalendergeschichte

— die ganze Vorschule der Ästhetik eines guten Erzählers beisammen.

Es ist nicht nutzlos, einer Zeit intellektualistischer Überspannung, die auf der Suche nach der Kurzgeschichte ist und überdies noch immer das Volkstümliche mit dem Populären verwechselt, den Spiegel der alten kleinen Erzählungen vorzuhalten, die am Herdfeuer, im Wirtshaus, unter der Linde, um den Gartentisch und in der Spinnstube entstanden sind: die Vitalität des Stoffs und die Gebundenheit der Form an den Inhalt.

Lyrik

Von Ferdinand Gregori (Berlin)

„Der goldene Garten." Gedichte. Von Otto Hauser. Stuttgart 1926, Bonz & Co. 544 S.

„Gedichte." Von Nikolaus Welter. Braunschweig o. J., Westermann. 287 S.

„Gesammelte Gedichte." Von Karl Friedrich Schmid. München o. J., Piloty & Loehle. 207 S.

„Einkehr und Abwehr." Gedichte aus dem Nachlaß. Von Emil Spiegel. Herausgegeben von seinen Freunden. Wien 1925, R. Löwit. 257 S.

„Jaldabaot." Von C. A. Loosli. Bern 1925, Pestalozzi-Fellenberghaus. 135 S.

„Abseits." Von Anton Santer. Innsbruck 1925, Brenner-Verlag. 115 S.

„Eine Kostprobe." Gedichte. Von Willi Steputat. Gerdauen 1926, Literatur-Verlag. 96 S.

„Gedichte." VI. Von Jan Donraadt. Amsterdam 1925, Meulenhoff. 115 S.

„Ranken ums Haus." Ein Versbuch. Von Otto Promber. Dresden o. J., Ilse-Verlag. 149 S.

„Lieder einer neuen Zeit." Ein Versbuch. Von Otto Promber. (Ebenda.) 150 S.

„Die Wallfahrt." Lieder eines Erdenpilgers. Von Heinrich Heimanns. Wiesbaden 1925, Rauch. 126 S.

„Wetterleuchten." Von Franz Eichert. Innsbruck 1926, Tyrolia. 147 S.

* * *

„Astralis." Die Wind- und Sonnenlieder eines Wandervogels. Bonn 1927, Ludw. Leopold. 64 S.

„Der ewige Strom." Sonette. Von Fritz Fink. Rudolstadt o. J., Greifen-Verlag. 22 S.

„Ideal und Leben." Gedichte. Von Gerhard Grimm. Leipzig 1925, Privatdruck. 78 S.

„Musikalische Gedichte." Von Richard Plattensteiner. Dresden 1927, H. Minden. 63 S.

„Mond auf den Pfaden." Lyrische Skizzen. Von August Eigner. Wien o. J., Heimat. 84 S.

„Mädchenlieder." Von August Eigner. 3. Auflage. Wien o. J., Schönbrunner Verlag. 36 S.

„Die ewige Stimme." Sonette. Von Malea-Vyne. Berlin 1924, Orplid-Verlag. 31 S.

„Empor zum Licht." Gedichte. Von Franz Malik. Wien 1925, Selbstverlag. 45 S.

„Worte aus dem Leben." Lieder. Von Willy Zitzmann. Dresden 1924, Zwei-Tannen-Verlag. 200 S.

„Unter dem Abendstern." Vierter Gedichtband. Von Wilhelm Idel. Elberfeld 1927, Martini & Grüttefien. 111 S.

„Gedichte." Von Leopold Strauß. Mannheim 1926, Bensheimer. 88 S.

„Von Lust und Leid und Herrlichkeit." Gedichte. Von Else Rostalski. Magdeburg 1926, Feder-Bücherei. 88 S.

„Vom Leben zum Tode." Gedichte. Von Else Rostalski. Magdeburg 1925, Zacharias. 95 S.

„Der Jungfernkranz." Gedichte über eine Liebe. Von Paul Schult. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 42 S.

„Frührot." Gedichte. Von Willi Richard Fehse. (Ebenda.) 61 S.

„Wege mit Ingeborg." Von Udo Quandt. (Ebenda.) 46 S.

„Verworrenes." Von Heinz Oswald. (Ebenda.) 50 S.

„Der Schleier der Maja." Eine Gedichtfolge. Von Paul Hermann Tesdorpf. Stuttgart 1925, Kohlhammer. 61 S.

„Auf einsamen Wegen." Lieder von Altar und Zelle. Von P. Severin M. Seharl, O. M. Cap. München 1926, St. Antonius-Druckerei. 72 S.

* * *

„Mis Chindli." Von Sophie Haemmerli-Marti. Buchschmuck von E. Kreidolf. Zürich 1925, Rascher & Cie. 100 S.

„Us em Oberland." Alemannische Gedichte. Von Hans Martin Grüninger. Karlsruhe 1926, Badenia. 112 S.

„Das Philo-vom-Walde-Buch. Eine Auswahl. Von Marie Klerlein. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 156 S.

„Ein Erntekranz aus hundert Jahren tschechischer Dichtung." Übersetzt und herausgegeben von Rudolf Fuchs. München 1926, Kurt Wolff. 119 S.

„Lieder eines schlesischen Bergmanns." Von Petr Bezruč. Aus dem Tschechischen übersetzt von Rudolf Fuchs. (Ebenda.) 65 S.

„Arabischer Diwan." Von Wilhelm Heinitz. Hamburg 1926, Boysen. 32 S.

„Du und Ich." Von Paul Geraldy. Übertragungen. Von Franz von Rexroth. Wiesbaden 1926, Dioskuren-Verlag. 44 S.

* * *

„Gedichte." Von Walter Gutkelch. Berlin 1924, Reuß & Pollack. 24 S.

„Berufung des Jahrhunderts." Ein politisches Epos. Von Walter Gutkelch. Pyrmont 1926, Aton-Verlag. 32 S.

„Zwei Zyklen." Von Walter Gutkelch. Pyrmont 1926, Aton-Verlag. 28 S.

„Das Jugendgedicht." Von Walter Gutkelch. Berlin 1926, Der Fechter-Verlag. 61 S.

„Zerfall der Idylle." Eine Versnovelle. Von Walter Gutkelch. Pyrmont 1926, Aton-Verlag. 31 S.

„Röte dich, junger Tag!" Gedichte. Von Ernst Preczang. Berlin 1927, Arbeiter-Jugend-Verlag. 46 S.

„Hammer und Herz." Gedichte. Von Alfred Thieme. 1926. (Ebenda.) 44 S.

„Kreise." Gedichte. Von Hans Debrunner. Frauenfeld 1925, Huber & Co. 117 S.

„Balladen und Lieder." Von Egon Hajek. Hermannstadt 1926, W. Krafft. 48 S.

„Der Wanderer nach Niemandsland." Von Karl Hafischer. Leipzig 1926, H. Haessel. 135 S.

„Runen." Von Johannes Plath. Könnern a. S. 1925, Gralsritter-Verlag. 16 S.

„Wenn die Glocken rufen." Weiheklänge. Von Johannes Plath. (Ebenda.) 31 S.

„Garten der Liebe." Ein Buch von Liebe und Leid. Von Adolf Himmele. Heidelberg 1926, Pygmalion-Verlag. 152 S.

„Singlein flieg." Von Ernst Fritz. Hamburg 1926, Wulf von Liliencron. 56 S.

„Firn und Feuer." Gedichte. Von Paul Bühler. Basel 1927, Geering. 43 S.

„Der königliche Bettler." Die Gedichte dem heiligen Franz. Von Alfons Hayduk. Habelschwerdt 1923, Franke. 36 S.

„In der Dämmerung." Lieder. Von Ernst Balzli. Bern 1927, Francke. 48 S.

„Sonette aus der Einsamkeit." Von Paul Mühsam. Schweidnitz o. J., Heege. 36 S.

„Heimat-Strauß." Gedichte. Von Heinr. Gassert. Karlsruhe o. J., Badenia. 160 S.

„Ausgewählte Gedichte." Von Ferdinand Mayer-Eschenbacher. München 1927, Kösel & Pustet. 48 S.

„Im Ring der Stunden." Von Hans Moraht. Leipzig 1926, Xenien-Verlag. 94 S.

„Heimalei." Die gesammelten Gedichte. Von Kurt Bock. Eisleben, Glocken-Verlag A. Köppel. 94 S.

„Haus in Blumen." Gedichte. Von Heinrich Eckmann. Hamburg 1925, Rich. Hermes. 79 S.

„Gedichte." Von Konrad Paulis. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 118 S.

„Symphonie in Worten." Von Konrad Paulis. (Ebenda.) 59 S.

„Wir Menschen der Erde." Von Josef Szabo. Wien 1926, Stern-im-Osten-Verlag. 30 S.

„Der dunkle Weg." Balladen. Von Heinrich Ruppel. Melsungen 1925, Heimatschollen-Verlag. 131 S.

„Eros." Von Ernst Mannheimer. Wien 1926, Gundolf-Verlag. 47 S.

„Gedichte." Von Hans Rainer zu Harbach. Klagenfurt 1926, Kleinmayr. 80 S.

„Eisen und Stahl." Dichtung. Von Josef Wagner. Buchschmuck von Richard Hauer und Leopoldine Gärtner. St. Pölten 1924, Preßverein. 118 S.

„Von Wegfahrt und Heimkehr." Gedichte. Von Fritz Woike. Barmen 1927, Emil Müller. 152 S.

„Komm, Welt!" Gedichte. Von Richard Fischer. Dresden 1926, Pandora-Verlag. 134 S.

„Lob der Stille." Gedicht. Von Kurt Benndorf. Bilder von Friedrich Preuß. (Ebenda.)

„Nordwind." Balladen, Lieder und Reimereien. Von Peter Zoege von Manteuffel. Stuttgart 1926, Bonz & Co. 139 S.

„Gefühl ist alles." Gedichte. Von Ernest Hollmann. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 110 S.

„Der flammende Becher." Gedichte. Von Otto Michel. Hanau o. J., Orion-Verlag. 56 S.

„Lieder der Traumglut." Von Hans Rochocz. Heilbronn a. N. 1926, Kunter. 64 S.

„Stimmen des Lebens." Gedichte. Von Erich Bloch. Konstanz o. J., Buch- und Kunstverlag. 109 S.

„Morgen." Romanze in Sonetten und Liedern. Von Carl W. G. Meißner. Marburg 1926, Elwert. 39 S.

„Von trutzigen und putzigen Gesellen. Von dunklen und hellen Stunden." Von Ernst Hüttig. Leipzig o. J., Xenien-Verlag. 81 S.

„Weisen von Wonne und Weh." Volkstümliche Lieder. Von Rudolf Habetin. Schwarzenberg o. J., Glückauf-Verlag. 77 S.

„Dunkle Blumen." Balladen und Gedichte. Von Rudolf Habetin. Leipzig 1925, O. Hillmann. 80 S.

„Abgründe." Ein Schrei aus verborgenen Gassen des Lebens. Dichtungen. Von Alfred Schwarz. Wien 1924, Amalthea-Verlag. 65 S.

* * *

„Die tausend Schritte." Gedichte. Von Else Schmücker. Paderborn 1925, F. Schöningh. 111 S.

„Das selige Buch." Lieder und Gedichte. Von Erika Spann-Rheinsch. Augsburg 1925, Bärenreiter-Verlag. 102 S.

„In sinkender Sonne." Gedichte. Von Margarete Bruns. Minden o. J., J. C. C. Bruns. 60 S.

„Der goldene Becher." Bilder aus Venedig. Von Charlotte Francke-Roesing. 2. Auflage. Querfurt o. J., Burgverlag. 66 S.

„Das Passional." Von Ruth Schaumann. München 1926, Kösel & Pustet. 41 S.

„Die heiligen Reiher." Gedichte. Von Hilde Bergmann. Wien o. J., P. Knepler. 128 S.

„Landschaft—Menschen—Ich." (Pastorale—Grave—Appassionato.) Hundert Gesänge und Sonette. Von Franziska Martienßen. Geleitwort von Ricarda Huch. Berlin 1925, B. Behr. 116 S.

* * *

„Das Feuer." Dichtungen. Von Waldemar Bonsels. Dresden 1926, Reißner. 100 S.

„Das schwarze Buch." 1. Teil der Balladen vom Reitergeneral Sporck. Von Josef Mühlberger. Kukus a. E. 1925, Blaue Blume. 58 S.

„Gedichte." Von Josef Mühlberger. (Ebenda.) 1926. 42 S.

„Ikarusflug." Rhythmen. Von Wolf-Dieter Eicken. Leipzig 1926, Xenien-Verlag. 76 S.

„Wiener Gedichte." Von Anton Wildgans. Mit Zeichnungen von Ferdinand Schmutzer. Wien o. J., F. G. Speidel. 85 S.

„Vaterland." Ein Zyklus. Von Robert Hohlbaum. Bilder von Karl Alexander Wilke. Leipzig 1925, L. Staackmann. 80 S.

„Himmel, Erde und Frauen." Ein Sonettenkranz weltlicher Andacht. Von Emil Hadina. 1926. (Ebenda.) 62 S.

„Der ewige Garten." Von Helmuth Richter. Schweidnitz 1925, Heege. 108 S.

„Brücke." Gedichte. Von Hellmut Schwabe. Leipzig 1926, Deutsche Scholle. 47 S.

„Kristall der Ewigkeit." Gedichte. Von David Luschnat. Berlin o. J., Selbstverlag. Ohne Seitenzahl.

„Tänze und Beschwörungen des weissagenden Dionysos." Von Arno Nadel. Berlin 1925, F. Stössinger. 42 S.

„Eros." Akkorde und Dissonanzen. Von Georg Albert. Zürich o. J., Amalthea-Verlag. 112 S.

„Fehde und Feier." Lieder und Balladen. Von Herbert Lipp. Berlin o. J., Gebr. Engelke. 78 S.

„Gedichte." Von Wilhelm Tidemann. Bremen 1927, J. A. von Halem. 56 S.

„Neue Gedichte." Von Joseph Maria Lutz. Pasing o. J., Heinr. F. S. Bachmair. 29 S.

„Ausrast und Wanderschaft." Gedichte. Von Fred Neumeyer. Berlin 1925, Lambert Schneider. 58 S.

„Der Sünder." Die Beichte einer großen Liebe. Von Max Bittrich. Berlin 1927, Deutsche Landbuchhandlung. 66 S.

„Botschaft und Befehl." Von Max Barthel. Berlin 1926, Buchmeister-Verlag. 142 S.

„Gebändigte Kurven." Gedichte. Von Martin Kessel. Frankfurt a. M. o. J., Iris-Verlag. 75 S.

„Das Chaos." Von Rudolf Leonhard. Hannover 1919, H. Böhme. 108 S.

„Von Stundenleid und Ewigkeit." Von Gustav Schüler. Stuttgart 1926, J. G. Cotta. 206 S.

„Glockentraum." Neue Gedichte, Sprüche und Lieder. Von Albert Sergel. Hildesheim 1926, Borgmeyer. 180 S.

„Sommer-Sonette." Von Hans Brandenburg. Leipzig 1925, H. Haessel. 54 S.

„Gedichte." Darlegungen I. Von Alexander Mette. Dessau 1925, Dion-Verlag. 79 S.

„Abendleuchten." Ausgewählte Gedichte. Von Jakob Loewenberg. Hamburg 1926, M. Glogau. 141 S.

„Wandlungen der Seele." Gedichte. Von Otto Blüse. Melsungen 1925, Heimatschollen-Verlag. 79 S.
„Ikarus." Wege der Wandlung. Ein Gedichtkreis. Von Friedrich Hiebel. Hannover 1926, Wolf Albrecht Adam. 39 S.
„Aufschrei." Von J. Hildebert Reinhardt. Hannover 1926, Wolf Albrecht Adam. 39 S.
„Panflöte." Von Richard O. Koppin. Berlin 1925, Chryselius. 51 S.
„Das Gesicht der Nacht." Von Richard O. Koppin. (Ebenda.) 55 S.
„Die schaffende Freud." Von Georg Schmückle. Stuttgart 1925, Strecker & Schröder. 136 S.

Darf man wenigstens angesichts dieser erdrückend hohen Büchersäulen davon sprechen, daß man in ihnen wie in einer guten Photographie das Antlitz der gegenwärtigen Lyrik eingefangen habe? Stehen nicht vielleicht ebenso viele Namen noch außerhalb dieser Reihen und haben davon nicht manche so klare Züge wie Stefan George und Rilke, Agnes Miegel und Ina Seidel, Wilhelm von Scholz und Lissauer, Winckler und Lersch, Münchhausen und Ginzkey? Vielleicht ist die Buntheit der hier versammelten lyrischen Versuche trotzdem das eigentliche Charakteristikum unserer Zeit, und jedenfalls ist allen gemeinsam, daß sie nicht Vers für Vers, Gedicht für Gedicht notwendig sind. Von Rilke werden nach seinem Tode ein paar kostbare Briefe bekannt, die er an einen österreichischen Offizier geschrieben, als der ihm Lyrik zur Begutachtung übersandt hatte. Ein paar Sätze daraus: „Niemand kann Ihnen raten und helfen, niemand. Es gibt nur ein einziges Mittel. Gehen Sie in sich. Erforschen Sie den Grund, der Sie schreiben heißt; prüfen Sie, ob er in der tiefsten Stelle Ihres Herzens seine Wurzeln ausstreckt, gestehen Sie sich ein, ob Sie sterben müßten, wenn es Ihnen versagt würde, zu schreiben. Dieses vor allem: fragen Sie sich in der stillen Stunde Ihrer Nacht: muß ich schreiben? ... Dann nähern Sie sich der Natur. Dann versuchen Sie, wie ein erster Mensch, zu sagen, was Sie sehen und erleben und lieben und verlieren ... Wenn Ihr Alltag Ihnen arm scheint, klagen Sie ihn nicht an; klagen Sie sich an, sagen Sie sich, daß Sie nicht Dichter genug sind, seine Reichtümer zu rufen ... Und wenn ... aus dieser Versenkung Verse kommen, dann werden Sie nicht dran denken, jemanden zu fragen, ob es gute Verse sind ... Sie werden in ihnen Ihren lieben natürlichen Besitz, ein Stück und eine Stimme Ihres Lebens sehen ..."
Ich möchte am liebsten Rilke immer weiter zitieren, denn sein Brief ist die entscheidende Kritik auch der Versuche, die über meinem Referat stehen: Notwendigkeit des Schreibens; wie ein erster Mensch etwas sagen; keine Armut im Alltag und das eigene Werk als lieben natürlichen Besitz fühlen, sich um das Urteil Draußenstehender nicht kümmern ...!
Gerade für die Lyrik ist dies der wesentliche Standpunkt, der einzige. Denn über das Drama hat ebenso wesentlich die Aufführung mitzusprechen, über den Roman die große Menge der Lese- und Abenteuerfreudigen. Wohl will (und soll) auch Lyrik ins Volk dringen, aber das geschieht im besten Fall in zarten kleinen Dosen, und die werden fast niemals durch ein dick angefülltes Lyrikbuch aufgenommen, sondern meist im Gespräch, durchs Zitat, durch Abschreiben, durch die Komposition. Wie viele Gedichte unserer Besten sind denn so bekannt und geliebt, daß man sie Gemeingut des Volkes nennen könnte? Ziehen wir davon noch ab, was die Schule, das Lesebuch und die Zeitschrift vermitteln, so bleibt ein recht dürftiges Häuflein übrig.
Aber auch die Kritik ist mitschuldig. Wenn das Publikum in seiner Zeitung liest, daß ein neuer Lyriker hervorgetreten sei, der über Goethe und Mörike stehe, so wird es doch vielleicht neugierig und schafft sich das „Meisterwerk" an. Entweder ärgert es sich dann über die leichtfertige Überschätzung, die aus der Kritik gesprochen hat, oder aber — und das ist der häufigere Fall — es zweifelt am eigenen Urteil und sagt sich, es habe kein Aufnahme-Organ für Lyrik. Hier wie dort wird in Zukunft kein Lyrikbuch mehr gekauft, höchstens noch eine Anthologie zu Rate gezogen. Rilkes strenge Worte, die dem Dichter gelten, lassen sich sehr leicht auch auf den Kritiker anwenden. Muß er wirklich schreiben, wenn er sich „in der stillen Stunde seiner Nacht" fragt, und muß er so schreiben? Manchmal klingt's aus diesen Reklamenotizen, die sich neuerdings auch aus dem akademisch gewordenen Dichterkreis rekrutieren, als habe der Urteilende keine Ahnung von der allgemeinen gegenwärtigen Produktion, wenn er seinen Dichterling über das Niveau der Zeitgenossen erhebt.
Ich glaube nicht an die alte Klage, daß die Lyrik abgewirtschaftet habe. Die Menschen, soweit sie überhaupt für Seelisches empfänglich sind, hören ganz gern ein paar Lieder, ein paar lyrische Gedichte. Aber wohlgemerkt: ein paar, nicht einige hundert hintereinander, für die ebenso viele seelische Einstellungen nötig sind. Wäre es nicht mit Flugblättern getan oder einer anderen Art von Auswahl, Siebung, Essenz?
Wer außer dem Dichter und mir hat die 544 eng bedruckten Seiten des Otto Hauserschen Buches mit Andacht in sich aufgenommen! Wer wird es tun, auch wenn ich ihre Würdigkeit preise! Wer kann es tun; heute tun, da das Autotempo für Millionen von uns das Tempo des Lebens geworden ist! Seine Welt ist zudem die Welt des Humanisten und schleppt Hunderte von seltenen und ganz fremden Wörtern mit sich, die nicht nur für mich der Übersetzung und der Erläuterung bedürfen (Drapa, Tazetten, Variolenmale, Bdellion usw.). Wären nicht zugunsten der schöngeformten Erzählungen aus „Hellas" die Schwärmereien ums „Heilige Deutschland" und die zu stark nach Wissen schmeckenden Aufrufe an die „Deutsche Jugend" besser weggeblieben, die sich nebenbei auch in der Nachbarschaft der „Schönen Frauen" nicht wohlfühlen können? Ein Dutzend Juwele blitzt heraus, von einem Meister der Sprache, und nicht bloß der deutschen, gefärbt und geschliffen; mit feinstem Pinsel gezeichnete Selbstbildnisse, wie der „Epigone", „Des Gottes Ruf", „Sonnenfinsternis", „Mein Bild" — aber hierfür und für manches andere, das Otto Hauser gelungen ist, bedeutet der beängstigend voluminöse Band eher eine Verscharrung und Verdunkelung als ein Fanal. — Nikolaus Welter, der nicht nur innerhalb des Einzelgedichts zu wortreich ist (Bergsteigers Höhenlied), hätte sein freundliches Verstalent glücklicher zur Wirkung gebracht, wenn er über die primanerhaft gestalteten „Mären" und über seine Poesie der Arbeit mit dem Rotstift gefahren wäre — es scheint, er steht Hochöfen und Walzwerken nicht von innen heraus nahe wie etwa Lersch und Winckler — und warum mit einem Tandaradei, das nur ein dünnes Tirili ist, an die Nachtigall des Vogelweiders erinnern! — Karl Friedrich Schmid brauchte so seinen oft recht nüchternen und schulmeisterlichen „Eros" nicht aufzunehmen, keine Postkartennotiz wie „Im Kahn", keine Gemeinplätzigkeiten wie „Erkenntnis"; dafür fände man leichter den Weg zu seinem großgeschauten „Türmerlied" und zur Stille und verfließenden Weite der „Dämmerung". — Die Sammlung von Emil Spiegels Gedichten fällt, soweit sie zu breit gediehen ist, nicht ihm selbst, der gestorben, zur Last, sondern seinen Freunden, die sie nun herausgeben. Dichtung ist's übrigens nur zum kleinsten Teil und auch dann mehr Gesinnung als Schöpfung: Linie Voltaire — Aufklärung — politischer Liberalismus, da und dort aus Zitaten aufgebaut, von denen er gar nicht zu wissen scheint, daß es Zitate sind; im Epigramm manchmal treffsicher; in seinen jüdischen Tempelliedern ohne alttestamentarische Kraft. — Durch einen Traum, der die Weltschöpfung und ihre Geschichte bis zur Auflösung ins Nirwana zum Inhalt hat, gesundet in C. A. Looslis gereimten Quinaren ein Fiebernder. Die etwas unklare Mythologie des Kampfes zwischen Jaldabaot-Mammon und Achamont-Ingenia

(Materialismus und Idealismus) in dem als Richter der Messias waltet, könnte gewiß durch einige kühne Amputationen schärfer umrissen werden. Die Gegenüberstellung von Gut und Böse, am Schluß des Ganzen, deutet in ihrer Prägnanz auf einen nicht gewöhnlichen Gestalter. — Auch aus Anton Santers (von seinem Arzte posthum zusammengestellten) fein kultivierten Versen täte eine Auswahl not; seine Betrachtungen über Krieg und Landschaften wiederholen sich in etwas müden Sätzen; die Begegnungen mit Menschen sind dagegen von erquickender Einmaligkeit und Frische. — Willi Steputat, den der Verlag schon um seines Reimlexikons willen zu den Dichtern zählt und kurzerhand, weil er in Ostpreußen zu Hause ist, neben Simon Dach und Agnes Miegel als „Ebenbürtigen" stellt, erscheint mir nur als ein Sonntagsdichter, der seine freie Zeit glückhaft mit Reimesuchen ausfüllt. Er gibt hier die erste „Kostprobe", wie er sagt, aber schon von ihr hätte ein Zehntel genügt, um uns eine sympathische kleinbürgerliche Seele deutlich erkennen zu lassen. — Jan Donraadt, ein deutsch schreibender Holländer, hat die sprachlichen Differenzierungen des letzten Halbjahrhunderts nicht mitgemacht und „heinelt" eigentlich noch, nur daß sich seinen Versen auch noch etwas Nüchternheit beimischt. Die wird bei Otto Promber zwei handfeste Bände entlang fast zum Mittelpunkt; bei strenger Sichtung bliebe hier kaum noch ein Flugblatt übrig. — Wie Heinrich Heimanns aus religiöser Seele heraus, die er für dichterisch hält, eine allzubeträchtliche Zahl weihevoller Betrachtungen ausbreitet, so schickt der ehrwürdige und streitbare Franz Eichert seine zeitgebundenen „Rufe" und „Gereimten Leitartikel" in die Welt hinaus; sie werden wohl beide um ihrer Einseitigkeit willen gehört werden, aber nicht von unsersgleichen, die nach Klängen fahnden wie „Füllest wieder Busch und Tal" oder „In ein freundliches Städtchen tret ich ein".

Mit einem einzigen Siebenmeilenstiefel-Schritt steige ich über anderthalb Dutzend weiterer Versuche hinweg, die nicht eigentlich zu breit angelegt sind wie die vorher behandelten, sondern vermutlich binnen kurzem vor Schwäche in sich selbst zusammenfallen werden. Und ich weiß wohl, daß sich auch an sie allerlei Hoffnungen der Verfasser geknüpft haben, ja daß manche unter Wehen zur Welt gekommen sind.

* * *

Ein dreiteiliges Dialekt-Zwischenspiel zur Herzenserholung: Sophie Haemmerli-Marti braucht ja, da sie es schon zur 5. Auflage gebracht hat, unsern Glückwunsch eigentlich nicht, aber um der dichterischen Kunst willen muß ihr einmal gesagt werden, daß die aargauische Mundart bei ihr der vollkommene Ausdruck einer Weltanschauung geworden zu sein scheint, die sich auf Liebe und Humor aufbaut. Welche Lust und welcher Stolz, ihr innig betreutes Kind zu sein oder gewesen zu sein! Auch die alemannischen Gedichte Hans Martin Grüningers (2. Auflage!), die sich aufs Anekdotische beschränken (sogar die spezifische Lyrik hat bei ihm anekdotischen Einschlag) sind zum Verweilen hübsch erzählt. Und Philo vom Walde spart uns mit seiner Schau schlesischer Menschen und Verhältnisse eine ganze Kulturgeschichte und Orientierungsreise; selbst die Details sind bei ihm keine bloßen Arabesken und Werbemittel, sondern wesentlich. Diese drei Bändchen wollen gelesen und gehört sein!

Ein flüchtiger Sprung über die Grenze: Rudolf Fuchs führt uns sehr verdienstlich siebzehn tschechische Lyriker aus den letzten hundert Jahren vor, von denen die reichliche Hälfte — neben den bereits allgemeiner bekannten Erben, Neruda, Vrchlický, Březina — uns mit neuen seelischen Gütern, dichterisch verklärt, bekannt macht. Von einem dieses Kreises, Petr Bezruč (= Ohnhand), gibt Fuchs außerdem einen ganzen Strauß von Liedern und Balladen, die alle der Arbeit und der Erde nahebleiben. Es scheint, als seien dort Industrie und Schollenliebe noch eine Einheit. Die Übersetzung hat, wie jede Übersetzung von Lyrik, ihre Härten und Schwächen; sie sollte von recht vielen, die der tschechischen Sprache mächtig sind, nachgeprüft und veredelt werden. — Wilhelm Heinitz trägt uns auf den Flügeln östlicher Symbole nach Damaskus und bedient sich dabei abendländischer metrischer und klanglicher Mittel, die uns diese fremde Makamenfolge als eigene Kunst erleben lassen. Es ist Tanz und Musik in den sorgsam gestalteten Versen. — Was Rexroth von dem Franzosen Paul Geraldy übertragen hat, sind eigentlich Skizzen zu Theaterszenen, die vom Flirt leben, ein fast journalistisches Jagen nach neuen Erregungen, ja manchmal nicht mehr als eine Spielerei.

* * *

Walter Gutkelch: noch unsicher, bald in die Breite verfließend (Zerfall der Idylle), bald von August Strammscher Kargheit; bald mit normalem, bald mit eigenwilligem, an Stefan George mahnendem Druckbild; hier (Berufung des Jahrhunderts) fast parteipolitisch gebunden, dort mit befreiter, ins Göttliche entschwebender Seele (Einkehr, Ecce mater) zu echter Dichterschaft aufgerichtet; einmal durch erquälte Sprachformung rätselaufgebend, ein anderesmal durch Schlichtheit des Ausdrucks rührend; immer und überall fesselnd. — Ernst Preczang: gehört eigentlich nicht zur Arbeiter-Jugend, alte, ausgefochtene soziale Kämpfe klingen bei dem Sechsundfünfzigjährigen an und auch in überlebter Form; manchmal dennoch im Rhythmus so stark, daß ein sangbares Lied daraus wird. — Alfred Thieme, sein Genosse, in der Gestaltung wesentlich moderner, aber zu beredt; die Phantasie, sehr flügelig, wird trotzdem oft durchs ungehorsame Wort am Aufstieg gehindert. — Hans Debrunner: wo er Fernes, Großes, Hohes packen will, versagt sein Auge, sein Atem; aber die kleine Welt des Hauses tuscht er in Aquarellmanier sehr reizvoll hin und läßt sie sinnvoll erscheinen; er entgeht freilich nicht völlig den Nichtigkeiten, und den Reim sollte er kritischer betrachten (Dickicht — Sterngesicht; gemalt — alt). — Egon Hajek, siebenbürgischer Sachse: die Verse fließen ihm zu leicht aufs Papier; ehe er seine Ballade innerlich aufbaut, wächst sie schon äußerlich in Worten auf, so daß sie bis zur Unklarheit der Form anschwillt; aber in rein lyrischen Gebilden stehen kostbare Vierzeiler. — Karl Hafischer: der 1. Teil leidet unter der Breite der bürgerlichen Verhältnisse, der 2. müßte über die Einzelreize des Gartens zu höherer Synthese führen, der 3. bringt ziemlich gewaltsam das Tannhäuser-Problem in die zeitgenössische Erzählung und hilft nicht einmal zu einer überzeugenden Erlösung; das Ganze wohl aus Erlebnissen hergeleitet und mit sprachlichem Geschick erzählt, aber ohne symbolisch wirkende Bewältigung des Stoffs, der dem Verfasser vielleicht zu nahe war. — Johannes Plath: will deutsches Urgut geben, bleibt aber im Völkisch-Parteilichen befangen; voller Schlagworte, die man sich im Munde wahrhaft großer Deutscher — Luther, Dürer, Bismarck — nicht denken kann. — Adolf Himmele: wird von seiner Herausgeberin Gretel Holzbach „unter die ersten neuzeitlichen Lyriker" gestellt; vermutlich, weil sie diese ersten gar nicht kennt. Ich kann da nicht mit, finde seine Kriegsgedichte wässerig und in der Herzenslyrik sogar Zeilen und Strophen, die an unfreiwillige Komik streifen. — Ernst Fritz: er hat Freude an der Dichtkunst und will auch mittun; sein Sprachgut ist altüberkommen und nicht gehörig umgeschmolzen; wie oft braucht er nicht das Wort „Märchen", um Stimmung zu erzeugen! — Paul Bühler: Verse voll Klang und Bewegung, manchmal der Romantik zu sehr zugeeignet, so daß man keine Umrisse mehr erkennt. — Alfons Hayduk: ein herrlicher Vorwurf, Huldigung für den heiligen Franziskus, mit unzureichenden Mitteln angefaßt; wie aus zweiter Hand gegeben; ein paar gelungene Stellen klingen an Werfel an. — Ernst Balzli: kein Titan, obgleich er gern große Dinge durchdenkt; berückend und bereichernd, wo er ganz zart sein darf (Sommerabend; Beten). — Paul Mühsam: Die schönsten Sonette dieses Bandes sind die versöhnlichen, wo er seine Einsamkeit aufgibt und sich der

Welt überläßt; Weg zur Höhe der goethischen Zueignung. — Heinrich Gassert: eine Chronik von Kindheitserinnerungen in den Vierzeilern von Heines Bergidylle, aber ohne ihre Grazie und Süßigkeit, mehr schriftstellerisch als dichterisch. — Ferdinand Mayer-Eschenbacher: schaut die Welt mit schwermütig-vergeisterten Augen eines Dichters an, im Zufälligen Ewiges, im Einzelnen das Ganze erkennend; besonders inbrünstig neigt er sich den Schönheiten und Geheimnissen des katholischen Ritus zu und kleidet sie in neue, unberührte Firmlingsgewänder. — Hans Moraht: sprachlich etwas zu glatt, aber rhythmisch reich gegliedert; weitschweifig, wo er erzählt, und nicht frei von einem übertriebenen Pathos (Hindenburg). — Kurt Bock: auch er leidet unter seiner beträchtlichen Wortbegabung, überläßt sich ihr und dringt daher oft nicht zur verdichteten Gestalt vor; wo er Liedhaftes, Volksmäßiges anstrebt, künstelt er geradezu (Wiegenlied; Trinklieder). — Heinrich Eckmann: sein Weg kommt von Matthias Claudius her, aber seine Seele ist nur mäßig gefüllt; wo ihm etwas Anekdotisches hilft (Müde, Mutter), wächst auch sein Darstellungsvermögen. — Konrad Paulis: am liebenswertesten, wenn er mit leichtem Humor die Reize der kleinen Dinge singt, wohl auch einmal einen Blick ins Weite, wie mit Rilkes schwärmerischen Augen, werfend; und wenn — in seiner „Symphonie" — die unruhige dichterische Tiefe fehlt, durch musikalisierende Gliederung wirkungsvoll. — Josef Szabo: sucht die höchsten Himmel und bleibt, wie durch eine Galeerenkugel, mit ein paar Worten nüchtern der Erde verhaftet. — Heinrich Ruppel: ein Totentanz in Balladen, eher noch Todesfälle unter besonderen Umständen, aber meist ohne jede dichterische Besonderung erzählt, ja, manchmal zeilenweis reporterhaft nackt wiedergegeben. — Ernst Mannheimer: seine Form wird immer reiner und runder, so sehr, daß sich das zugrunde liegende Erlebnis verflüchtigt; oder fehlt es an Erlebnis? — Hans Rainer zu Harbach: Verse aus der „guten Gesellschaft", die noch zu existieren scheint; nicht aus geheimnisvoller Tiefe aufwachsend, konventionell die Höflichkeits-Übereinkünfte wahrend; aber auch nicht beleidigend oberflächlich. — Josef Wagner: Epos aus der Türkenzeit, sehr hübsch im fünf- und vierhebigen Vers und in Liedern erzählt; ohne Weitschweifigkeit und nur mit einer leicht erträglichen Zuwage von Sentimentalität. — Fritz Woike: gefällig, allzu gefällig; reizt nicht zum Widerspruch, ist aber anderseits ohne erschütternde Kraft; das Wort „deutsch" muß wieder einmal als Schlagwort herhalten und mitdichten; die Variationen zum Vaterunser und den Seligpreisungen sind nichts als Verbreiterungen. — Richard Fischer: sucht nicht nur im Kriege den Frieden auf, sieht überhaupt das hinter den Dingen Liegende, das Leid hinter den Augen des Mitmenschen und hört die Stimme Gottes aus den vom Regen bewegten Blättern des Baumes herniederrinnen; ein fein organisiertes Dichterohr! — Kurt Benndorf und Friedrich Preuß: die Stille kann klangvoller besungen und in zartere zeichnerische Linien eingefaßt werden als von ihnen. — Peter Zoege von Manteuffel: seine Lyrik hat leicht einen Anflug von Nüchternheit, aber die Balladen sind eine herzhaft erquickende Mischung von Sachlichkeit und Schwung. — Ernest Hollmann: neben einigen Nichtigkeiten, die leicht zu entfernen wären, ein sehr lebendiger Sinn für den Wechsel der Form, unter dem auch ganz kleine Erlebnisse aufblühen. — Otto Michel: da ist ein Gedicht „Versöhnung", das einen ganzen Dichter mit eins umzirkt und preist; aber sie sind eigentlich alle Bekenntnisse einer reinen eigentümlichen Seele, die sich ihr Lebensbrot von dort holt, wo Paul Gerhardt seine schöpferische Heimat hatte. — Hans Rochocz geht zwar auch auf älteren Spuren — hier heißen sie Hölderlin, Platen, Meyer, Nietzsche — aber seine Gebilde atmen nicht die Notwendigkeit seiner hohen Modelle aus; dem Klang zuliebe nehmen sie es mit dem Worte und seinem Sinn nicht genau genug. — Erich Bloch: die gute Tradition, der er folgt, läßt ihn nicht zu einem eigenen Gesichtsausdruck kommen; Gegenständliches verliert in seiner Hand die Greifbarkeit; dann auch scheut er vor Tändeleien nicht zurück („Stimmen des Glücks"). — Carl W. G. Meißner: das Peer-Gynt-Solveig-Erlebnis noch einmal als Zwiegedicht behandelt, zwischen einem Ritter, der in die Welt fährt, und einer Frau, die auf ihn wartet; aber auf geringerer Höhe als bei Ibsen; Tränen der Erschütterung bleiben aus. — Ernst Hüttig: derb und ergötzlich in den Spielmanns- und Landsknechtsliedern, die nun freilich ohne Scheffel und Baumbach nicht möglich gewesen wären; was er aber unter „Drinnen" enthüllt, klappert etwas hohl. — Rudolf Habetin: er nennt in einem Begleitbrief die Kritiker „blasiert", die von solchen (seinen) Liedern nichts wissen wollen; ich glaube aber, man müsse reichlich primitiv sein, um derlei Reimgeklingel für Dichtung zu nehmen. Oberflächlichkeit ist kein Zeichen des Volkslieds, und Komponiertwerden, worauf er sich einiges zugute tut, kein Beweis für dichterische Kraft. Sollte er seine Blasiertheit nicht einmal dazu bringen, ein einziges Zigeunerlied Lenaus zu lesen und seinen eigenen Zyklus danebenzuhalten? — Alfred Schwarz: ein Gottsucher, hier und da zu beredt und locker in seiner Diktion, aber auf dem Wege, der durch Zweifel und Erschütterung zum beruhigenden Ziele führen muß; ihn und uns.

* * *

Von den Frauen muß man diesmal mit minnesingerlicher Ehrfurcht sprechen. Da ist Else Schmücker: durch Leid zur Erlösung strebend, der Ohnmacht des armen Menschentums bewußt und doch bereit, die tausend schweren Schritte zu tun, die ein höherer Wille ihr auferlegt; in ihrer dichterlichen Demut eine fraulich-schöpferische Königin. — Erika Spann-Rheinsch wiederum schleudert aus ihrer reichgesegneten, immer staunenden Seele Lobgesänge zum Himmel hinauf, mit gleicher Inbrunst ein Gänseblümchen, ein Käferlein, einen Kristall an ihr unruhig glückliches Herz drückend; ihr Jauchzen hat Tränen und erschüttert zu Tränen. — In Margarete Bruns ist die Natur schmalhüftiger, die Kunst der Formung aufdringlicher — „odi profanum vulgus" steht heimlich über ihren Strophen; daher ihre Vorliebe für Baudelaire — aber auch in ihrer — sagen wir: großstädtischen — Welt ist dichterische Heimat. — Mit behutsamen Fingern, wie nur eine Frau venezianisches Glas oder Spitzen aus Burano betasten kann, greift Charlotte Francke-Roesing in die Geschichte Venedigs hinein und weckt diese weiblichste Stadt zu neuem Leben. — Mit fast schillerisch-männlichen Rhythmen geht dagegen Ruth Schaumann die Leidenswoche des Heilands an, und doch rinnen zwischen ihren harten Zäsuren die Tränen einer der heiligen Marien. — Hilde Bergmann, ein flammendes Merkzeichen auf dem Wege zur gottnahen Höhe; mit der wehmütigen Schwärmerei des in die Großstadt verschlagenen Edelmenschen liebkost sie Scholle, Blume und Getier, legt die Keimgedanken in den Werken großer Künstler bloß und trägt ihr allergeheimstes Leben vor das absolute Wesen. Bescheiden, wo ihr etwas gelingt; stolz, wo sie sich Diener fühlt am Werke des Höchsten. — Franziska Martienßen, mit dichterischen Worten von Ricarda Huch eingeführt, ist Verkündigung und Erfüllung in einem; köstliche Augenblicke irdischen Erlebens in köstlichen Schalen kredenzt, die wie Monstranzen leuchten und den ehrfürchtigen Betrachter ins Knie zwingen; hier ist jeder Vers, jedes Wort, ach, jeder Laut von den Freuden und Schmerzen des Empfangens, Tragens und Ausstoßens gezeichnet. —

* * *

Waldemar Bonsels läßt seine Lyrik, um wenige Stücke vermehrt, noch einmal drucken. Ich habe mich früher (L. E. XXIII, 24) darüber geäußert: sie sind nicht das Beste seines Werkes, nicht das Bleibende, zu locker gefügt, zu leicht auseinandergeweht. — Von Josef Mühlberger haben die Balladen von Sporck noch am ehesten ein Gesicht, das man nachzeichnen kann; hier hält ihn der derbe General, den er

erlebt hat, an der Stange und zwingt ihn bei der Stange zu bleiben. Rilke gibt demselben Sporck im „Cornet" fünf Worte und stellt ihn damit unvergeßlich hin; Mühlberger ist breiter, aber durchaus frisch und voll Rhythmus. Aus einem zweiten Bändchen tritt seine Natur weit schmächtiger hervor, obgleich er sich da um größere Dinge müht als um einen Menschen. — Wohnsitz und Stimme eines Dämons war Wolf-Dieter Eicken, der sich den Tod gab, weil er Erde und Himmel nicht zugleich umfassen konnte. Durch Klang und Rhythmus ruft er den Rhapsoden zum Beistand, zur Vollendung seines Werkes auf. Es verlohnt sich, des Jünglings Spuren zu folgen, wie er selbst Hölderlin und George, vor allem dem einsamen Bayernkönig gefolgt ist: anima candida. — In eine neue, bildhafte Umgebung, die kein Geringerer als Ferdinand Schmutzer geschaffen hat, stellt Anton Wildgans ein Dutzend alter, uns bekannter und zur Hälfte wohl vertrauter Gedichte hinein und spiegelt sie. Ein Sträußlein Immergrün, das er seiner Jugend und dem Wien seines Werdens zu Füßen legt. Unter einem verschollenen Kastanienbaum beginnt die kurze Wanderung, aber sie führt schnell weit, mitten ins Herz der Welt hinein. Nicht zu wiederholen, ein wie feiner Künstler hinter diesen Erinnerungen und Neugeburten steht! — Robert Hohlbaum, wie andere des Unfugs müde, der mit dem Worte „deutsch" getrieben wird, greift in die Schatzkammer deutscher Taten hinein, die zu einer Zeit geschahen, da man das Vaterland im heutigen Sinne gar nicht kannte. Von Wieland dem Schmied zu Zeppelin, von den Hohenstaufen zum Alten Fritz, von Luther zu Goethe, von Bach zu Wagner, und natürlich bei Bürger, Schiller und Kleist verweilend, breitet er vor uns aus, worauf wir stolz sein können. Und wir sind so stolz auf diese Taten, daß uns die Tränen kommen. Oder sollte das nur des neuen Gestalters Verdienst sein? — Mit keuschen, schier jungfräulichen Händen wägt Emil Hadina die auf- und absteigenden Teile des Sonetts gegeneinander ab, ehrfürchtig achtet er auf die Umarmungen der Reime, schmückt sie auf durch Alliterationen und füllt in die wohlbereitete Form edelsten Inhalt; aber die Form vertilgt ihn gottlob nicht ganz, das Erlebnis, das zugrunde liegt, dringt durch die Poren auf uns ein. Wem feuchten die Muttergedichte die Wangen nicht? — Zur Reinheit, zur Schönheit und anderen Erdenhimmeln pilgert die ekstatische Seele Helmuth Richters, und hier darf man sagen, daß ein Großer ihm freundschaftliches Geleit gibt: Hölderlin; das ist nicht nur Jüngerschaft, sondern auch gemeinsamer Aufschwung! — Eine streng disziplinierte Wort- und Versbeschränkung legt sich Hellmut Schwabe auf, der gewiß noch einige Schubladen voller Gebilde hat; aber wie beruhigt und beglückt gehen wir nun die Grenzen und Gebreite seiner Welt ab: wir können sie überschauen, und was wir schauen, wird Besitz. — David Luschnat bleibt nicht an den Deutlichkeiten des Alltags haften, er sucht die Dämmerungen, sucht Rätsel auf und gestaltet sie dann so, daß sie sich lichten, lösen, ohne sie des Zauberhaften zu entkleiden. — Was Arno Nadel im Bereich der gefesselten Materie und des Sozialismus nicht geglückt ist, Maß zu halten, gelingt ihm ganz und gar, wo es sich ums Grenzenlose handelt: sein kleines Heftchen ist wirklich dichterisch geformter Rausch. — Von Georg Albert sind mir die „Hundert Sonette" noch in Erinnerung und die las ich vor langen, langen Jahren (1911) — ein Zeichen seiner Gestalterpotenz; jetzt opfert dieser geistige Mensch dem Eros und betritt damit einen Tempel, dessen Priester er nur sehr bedingt sein kann. Sein Blut quillt wohl, aber es rauscht nicht, und wo er es zum Überschäumen antreibt, legt er doch nur eine zur Betrachtung geschaffene Seele bloß. — Andere Lyriker möchte man auf den engen Umkreis des Tag für Tag gelebten Lebens verweisen, bei Herbert Lipp ist's anders: wenn er die Liebe besingt (Alpenrose. Guter Rat) und bürgerlichen Humor entwickelt (Große Krampe. Der alte Rock), macht er's nicht besser als fünfhundert andere; auf höherer Warte aber, wo die ewigen Dinge ihn anglühen, hat er adlergleiche Kräfte. — Wilhelm Tidemann tritt zum ersten Mal hervor: im Glanz einer Jugendlichkeit, die ihn wie ein goldener Nimbus umzirkt. Wohl unserem Volke, wenn solche Jugend ihm entwächst! Da ist Herzensstille des schamhaften deutschen Menschen, vereint mit dem hellen Klang des Himmelsstürmers. Keine Wandervogel-Poesie (die ja überhaupt bisher nur dichterisches Surrogat geblieben ist) aber im höheren Sinne frei von lästiger, kleinlicher Bürgerlichkeit. So sehe ich den jungen Hutten, so oder ähnlich den jungen Goethe in die Welt treten. — Das Lob der Stille, um das sich Benndorf mit zweifelhaftem Erfolg bemüht, wird im Munde von Joseph Maria Lutz zur wahren Seelenfeier und leuchtet aus seinem Allerheiligsten wie durch seidene Schleier; ein scheues Streicheln von Wald und Park, von Toten und Geliebten macht alles seltsam lebendig und zieht uns magisch in die Zauberkreise dieses Dichters und seiner Welt. — In hymnischen Formen fängt am schönsten Fred Neumeyer die Landschaften, Menschen und Meister seiner Liebe ein: da ist keine hergebrachte Zeile, die man erraten könnte, sobald man das erste Wort weiß; da ist kein Reim, der um seiner selbst willen den Gedanken der Zeile beeinträchtigte oder gar verwässerte und verschleppte; geradezu über jedem Worte dürfte der Name des Dichters stehen, weil es sein eigen ist. — Totschlag, Verbannung, Fremdenlegion, Heimweh, Amnestie und Heimkehr: in kräftig-klarer Sprache, die epische und lyrische Elemente im Gleichgewicht hält, formt Max Bittrich ohne jede Anleihe bei der Sentimentalität einen abenteuerreichen Roman, der nur darum so kurz erscheint, weil er wie eine Zyklopenmauer Quader an Quader lückenlos gefügt ist. Eiserne Hand hat hier ein Schicksal doppelt gemeistert, der Welt und der Kunst gegenüber. — Die große Überraschung in Max Barthels neuem Buch ist seine lyrische Lauterkeit. Er hatte zwar schon immer nicht Politik statt der Dichtung geboten, auch wo er sich des Arbeiters mit Inbrunst annahm, aber diesmal greift er ganze zwei Arme voll von dem Gut auf, das jenseits jedes Parteibefehls wächst, und bringt uns Lebensdurst und Schwermut, Liebe zur Frau und zum Sohn, zu Land und Meer als frohe Botschaft in so unverbildeter und wohlgebildeter Gestalt entgegen, daß wir vor dem Wunder einer vollen, ungebrochenen Natur zu stehen meinen. Obgleich er das Volkslied und die Volksballade nirgends nachmacht, hat, was er sagt und singt, ihre eindringliche Gewalt. — Martin Kessel hat das Tempo dieser letzten Jahre in seine Poren aufgenommen und schleudert wie Fackeln seine neuen Metaphern heraus. Wenn sich das, was er an Beobachtung gibt, die gleichzeitig Durchgeistigung ist, Expressionismus nennen wollte, so hätte ich nichts dagegen, denn hier ist nicht nur ein Neues, hier ist etwas Dichterisches auf dem Wege. Er flucht der Großstadt, aber er gestaltet sie auch. — Rudolf Leonhard nennt den Weg, den er in den drei Teilen seines Buchs gegangen, europäisch. Er ist aber, glaube ich, vor allem deutsch, und einer Rechtfertigung bedarf es gar nicht. Die Einheit des ersten und letzten Gedichtes ist unverkennbar; die Formulierung mancher Anekdote nahezu symbolisch, und vielleicht kommt der Tag, da man die eine oder andere ins Schullesebuch aufnimmt. — Unleugbar wird die Sprache auch von Gustav Schüler neu gewendet, ein verbrauchtes Alltagswort so gestellt, daß es neue Verbindungen eingeht und sein Gesicht wandelt; aber der priesterliche Einschlag wird leicht didaktisch und das Didaktische rückt der Schablone nahe. Der Dichter unterhält sich zu gern mit Gott; als ob es ein bequemer Hausgenosse wäre. Wenn man neben sein „Gethsemane" das der Droste hält, das er doch gewiß kennt — ist's dann noch notwendig? — Albert Sergel gibt sein Schönstes und Schönes an sich im Umkreise der Häuslichkeit; es kommt aus Erlebnis und Wärme her und macht warm. Als Erzähler entgeht er nicht immer der Eintönigkeit; wo Agnes Miegel glücklich gewesen ist, könnte Sergel die Verwandtschaft des Stoffes meiden (Elbin.

Schmerzfrohe Stunde), und gar um den eisengepanzerten, den Krieg zu singen, bedarf es einer erzenen Tuba, keiner Schalmei. Aber, wie gesagt, wo seine Glocke nicht Sturm und Trauer läutet, bin ich gern sein Gast. — Hans Brandenburg hat sich vielleicht durch die Sonett-Form zur lyrischen Disziplin erst durchgerungen, die seinen früheren Versuchen fehlte. Zwar wechselt auch hier das jambische Maß hin und wider mit dem trochäischen ab, aber nur wiederum aus rein-lyrischen, symbolisch-notwendigen Gründen; nirgends mehr steht ein Flickwort oder gar ein nüchternes. Er führt seine komplizierte Seele auf künstlerisch klaren Ausdruck zurück, und ob er auch mit festen Klammern an Heimat, Gatten-Liebe, Kind und Tagestat geschmiedet scheint, sein Blick umfaßt vom Haus aus die Weite, die Welt, und auch sie mit greiffroher Sinnlichkeit. — Eine ekstatisch aufgereckte Anrufung künstlerischer Größe, ein rhythmisch bewegtes Schwelgen in den unruhigen Pulsen der Großstadt, und am anderen Ende seiner Welt eine stille Gebändigtheit der kleinen Herzensdinge: das ist der Eindruck, den Alexander Mette macht. Seine essayistischen Darlegungen wirken in dieser Verbindung unorganisch. — Zu Jakob Loewenberg, dem hamburgischen Schulmann, der den Bakel gewiß nie geschwungen hat, möchte man die eigenen Kinder gern in die Lehre geben, weil man selber gern in seiner Gesellschaft ist. Seine Bürgerlichkeit ist keine Enge, seine Verläßlichkeit keine Pedanterie; die wohlige Nähe Gustav Falkes wird fühlbar: diese Zeiten werden immer Gegenwart bleiben. Gibt's denn eine höhere Erkenntnis als die seines letzten Gedichtes: „Kein Ende, nur ein Kreis?" — Otto Blüse — mir ist der Name neu, aber ich meißele ihn gleich mit tiefen Furchen in mein Gedächtnis ein. Da er die alten Stoffe und alten Erkenntnisse der Lyrik aufgreift, müßte man breiteren Raum zur Verfügung haben als ich, um seine Quellhaftigkeit zu erweisen. Als Dichter ist er — vorläufig — in erster Linie, die auch die vorderste unserer gesamten Lyrik ist, Landschafter; am Menschlich-Figürlichen stößt er sich noch. Aber wie er die Stille hört, Tannenduft im losen Haare eines Waldliedes erspürt, die Seele ins Blaue auffahren läßt, damit die schmutzige Erde zum strahlenden Sterne werde, das ist reinste Dichterbotschaft. — Mit manchmal allzu merkbarem Ausweichen geht Friedrich Hiebel an den abgenutzten Worten vorüber und bildet neue; er will dem Alltag entfliehen; aber freilich ist schon heute seine Ausbeute auf dem Fluge zur Höhe beträchtlich. Vielleicht findet er das Urwort, das er sucht, in der Einsamkeit, die ihm Freiheit bedeutet, und Freiheit ist ihm nicht Gesetzlosigkeit, sondern gesammelte Hingegebenheit. — J. Hildebert Reinhardt schafft das, was man neue Romantik nennen möchte: ein Ertasten des Grenzenlosen. Schauer und Erschütterungen gehen von diesen vibrierenden Gebilden aus; Symbole geahnter Göttlichkeit treten hervor; und überall fühlen wir doch, sie leben, sind weder Schatten noch erkünstelt; Novalis redivivus. — Richard O. Koppin schmiedet in dem einen Heft einen kostbaren Ring der Jahreszeiten, der von kristallisierten Steinen und seidig beschäumten Perlen blitzt und glänzt: sein „Ostern" tanzt, sein „Herbsttag" bricht unter Tränen zusammen; durchseelte Natur, der ein erwählter Mensch auf neue Spuren gekommen ist. Das andere Heft ist einem großen musikalischen Werke zu vergleichen: 46 Variationen über das Thema Nacht; der Schmuck der Metapher wird zum Wesen; man lese, man lebe und ernte! — Von einem unserer gottgefülltesten Erzähler, von Kolbenheyer, hat Georg Schmückle die Überschrift seines eigenen Spruch-Evangeliums von der anderen Dreieinigkeit entlehnt; er gehört in seine Nähe, wenn er auch leichtblütiger ist. Pan läßt ihn nicht los und macht ihn recht eigentlich erst stark, Gott zu erkennen: denn vor Gott „besteht nur, was da liebt". Sind das nicht Klänge aus der Atmosphäre des zweiten Faustteiles? Und fühlen wir uns nicht überhaupt in das Bereich von „Gott und Welt" versetzt, das der Faustdichter zuerst bepflügt hat? Es ist eine Lust, diesen geistigen Naturburschen unter uns zu haben. Man sieht, die Großstadt und die Nervosität sind auch heute noch nicht alles.

Nun habe ich fast den Eingang Lügen gestraft. Wie bunt auch die Felder seien, wieviel strohiges Gras und Unkraut dazwischen wachse: auch ohne ein Dutzend hier nicht startender Prominenten lohnt die Wanderung. Vielleicht sogar ist die Lyrik, die sich nach der vorübergehenden Kriegserklärung der Dadaisten und ihres Gefolges wieder auf ihr Urtum besonnen hat und die Erde mit dem Himmel zu verbinden sucht, unsere höchstentwickelte literarische Kunstübung. Ich wüßte wenigstens auf dem Gebiete des Dramas keinen Dichternamen als so repräsentativ zu nennen wie hier und heute ein ganzes Dutzend.

Proben und Stücke

Chor der Lebendigen

(Aus „Gebändigte Kurven" von Martin Kessel, Frankfurt a. M., Iris-Verlag)

Aus Maschinen, aus Motoren
Wird der große Wahn geboren,
Angeworfen, durchgewacht,
Und kein Funke dieser Schlacht
Geht den Herrn der Welt verloren.
Aller Strom: Jahrhundertbeute.
Alle Zeit heißt: heute, heute!

Menschen sterben, Menschen drehn,
Täglich liegt die Stadt in Wehn,
Neugewonnen, neugefüllt,
Wenn die Masse Hunger brüllt,
Ist der Staat am Untergehn.
Morgen lenken neue Leute,
Und das Leben kündet: heute!

Die Gehirne, triebgegoren,
Sorgenblöcke zu durchbohren,
Reißen, ritzen Tag und Nacht.
Welten sind voraus gedacht.
Welten sind voraus verloren.
Noch der letzte Fluch bringt Freude,
Nichts ist ewig, nichts nur: heute!

Die Linde

(Aus „Das selige Buch" von Erika Spann-Rheinsch, Augsburg, Bärenreiter-Verlag)

Ich hielt vor die Linde ein Lindenblatt
Und schaute eins an zweier Statt.
Lebendiger Umriß durft erscheinen,
Dieselbe Form im Groß- und Kleinen.
Die volle, leichtgestreckte Runde
Bauscht sich aus zwiegeschweiftem Grunde

Und endet, über sich erhoben,
Als überschwenglich Spitzchen oben.
Die Rippen, schon das Blättchen tragend,
Die zeigt der Baum als Äste ragend,
Balsamischer Grüne heilsam Schweigen
Ist beiden urverwandt zu eigen.
Doch sieh, der Linde höchste Spitze
Erkor ein Fink zu seinem Sitze,
Helljauchzend tönt aus seiner Kehle
Des Baums und seiner Blätter Seele.

(Aus „Die heiligen Reiher" von Hilde Bergmann, Wien, Paul Knepler)

Laß mich dem Stets-Vergänglichen
das Ewig-Bleibende entwinden!
Laß mich im Unzulänglichen
die Wurzel der Vollendung finden!
Zeig' in der Dinge wildem Fluß
die Insel mir, die rettend trägt,
zeig' mir den Punkt, der ruhen muß,
wenn alles kreisend sich bewegt.

Denn mich verlangt's nach einem Sinn
in all dem Treiben und Geschehen ...
Laß mich verstehn, wozu ich bin,
laß in dein großes Spiel mich sehen,
laß die Gedanken wetterleuchten
um deines Geistes Firmament,
enthüll' dich so, wie im verscheuchten
Gewölk das Licht der Sterne brennt.

Sonst flattre ich wie dürres Laub
durch Wirbelwind und Ungewitter,
bin wie ein wegverirrter Ritter,
bedeckt von vieler Straßen Staub,
bin wie ein Pilger, den vergebens
die Sehnsucht um die Erde jagt
und dem der goldne Baum des Lebens
und der Erkenntnis sich versagt.

Schauendes Leben

(Aus „Landschaft, Menschen, Ich" von Franziska Martienßen, Berlin, B. Behrs Verlag)

Bild um Bild ersteht in stummem Schreiten
fühle nichts als meiner Füße Gleiten.

Schaue rings in weitgespanntem Ringe
Allgestalt der erdgewordenen Dinge:

zartes Filigran der Birkenbäume,
aufgebrochener Äcker dunkle Säume,

Wolkenschatten über jungen Fluren,
ferner Menschenhütten Hartkonturen,

windgebeugte Bäume der Alleen,
scheuer Blumen kelchgeöffnet Flehen —

Menschen, ihre Last vorüberführend,
Tritte, Schritte, sich im Wind verlierend,

flüchtigleichtes weißes Tücherwinken,
abschiedwehes Händeniedersinken —

Bild um Bild ersteht in stummem Schreiten,
fühle nichts als meiner Füße Gleiten.

(Aus „Sommer-Sonette" von Hans Brandenburg, Leipzig, H. Haessel)

Wir kämpfen an der letzten um die letzte
Grenze, die heilige, miteinander stets,
die unverrückbar zwischen uns gesetzte —
um Ich und Du, und um nichts andres, geht's!
Jedes verlangt und braucht vom andern Leben,
was dieses andere nicht geben kann
und was, versucht es dennoch sich zu geben,
gleich selbst erkennt, wie all sein Wert zerrann.
So stürmt das Ich, besitzend und besessen,
das Du vergebens an, Pflicht gegen Pflicht,
das Selbstbesinnen folgt dem Selbstvergessen
und bringt die Forderung neu vor Gericht.
Der Liebe Meer nimmt uns Verschlungne hin
und gibt gestärkt zurück nur das „Ich bin!"

*

Entzweiung — ja, gewiß! Doch nur, doch nur,
weil Zweiheit erst erzeugt die höhere Einheit.
Entzweiung — ja, gewiß! Doch nur, doch nur,
daß aus der Trübe sich gebiert die Reinheit.
Entzweiung — ja gewiß! Doch nur, doch nur,
damit von Pol zu Pol die Funken springen;
Entzweiung zwischen uns — doch nur, doch nur,
daß Ströme uns erst recht zusammenzwingen.
Entzweiung — ja gewiß! Doch nur, weil nur
aus Höllen sich die Paradiese ringen;
Entzweiung zwischen uns — doch nur, doch nur,
damit (schon hör' ich alle Engel singen)
aus liebender Versöhnung deiner feuchten
Augen mit einmal alle Himmel leuchten.

Abendfeier

(„Aus „Das Gesicht der Nacht" von Richard O. Koppin, Berlin, Carl P. Chryseliusscher Verlag)

Und alle Stimmen werden leiser,
nun's wieder Abend werden will,
dicht an den Kirchturm schmiegen sich die Häuser,
und unbefragt stehn alle Wegeweiser
und träumen still.

Lichtmüde Dämmerschleier spinnen
ihr Schattennetz weich übers Land,
und alle Bilder blassen und zerrinnen,
Turm, Gasse, Baum und Hof und Menschen sinnen,
tagabgewandt.

Eine Manuskriptseite von Alfred Kerr

(Originalgröße)

Liebster Heilborn,
hier hab' ich ein [illegible] vorgeholt.
Ganz glatt ist es damals offenbar nicht gegangen.
Aber die Fälle, wo es ganz glatt geht, sind
zu zählen.
Die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible], sondern [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] in Leipzig [illegible] [illegible] [illegible]
[illegible] für ein [illegible]. Mir [illegible] die [illegible]
ein —.

Herzlich Ihr
Kerr

Grwld., 14. 11. '27.

---

ie. Gib den Widerstand auf und das Zögern. D. [illegible]
jetzt, wer sie sind. Stelle Dich mit ihnen.

Lass ab von kurzatmiger Genäschigkeit. (Vielleicht bist Du dazu erwählt.) Wolle nicht gekitzelt werden ... statt Dich zu versenken. Nicht unterhalten sein durch Kniffe ... statt Dein Selbst zu vergessen.

Erwarte sonst nicht, an der russischen Rampe Deine Lustdiener zu [illegible] ... sondern schweigende Bildner deines Geschicks.

Kerl, Du kannst sie begreifen, wenn Du gleich ihnen etwas geworden bist: ein Stück Hellseher; ein Stück Eremit; ein Stück Schlafwandler; ein Stück Vogel. [illegible]

Geh in Dich. Kerl, Kerl!...

Echo der Zeitungen

Alfred Klaar

„Seit Jahrzehnten gehörte der kleine alte Herr mit dem klugen bärtigen Kopf zu den unentbehrlichen Gestalten der berliner Premieren. Seit Fritz Mauthners großer Vollbart an den Bodensee entschwunden war, war Alfred Klaar an seine Stelle aufgerückt. Er war der Senior, der Patriarch — vielleicht der letzte unter uns, der sich selber noch als ‚Kritiker' empfinden, der diesen merkwürdigen Beruf noch so als ernsthaften Beruf ansehen konnte wie die Generation von Julian Schmidt und Gervinus und den anderen gelehrten Kritikern, zu denen er im Grunde zeit seines Lebens gehörte.

Denn was Alfred Klaar von den später Geborenen unterschied, war, daß er den Werken des Theaters und der Dichtung, über die er zu urteilen hatte, immer mit den Mitteln der Wissenschaft, der gelehrten Kritik gegenübertrat. Er begnügte sich nicht mit dem Umschreiben seines Eindrucks, mit der Fixierung seiner Reaktion: er mußte einordnen, vergleichen, ästhetisch, historisch vorgehen — als Mann der Wissenschaft. Es hatte schon seinen guten Grund, daß er von seiner publizistischen Tätigkeit an der prager ‚Bohemia' im Jahre 1885 als Privatdozent an die deutsche Technische Hochschule in Prag ging, sich 1886 den leipziger Doktorhut erwarb und 1898 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Er gehörte durchaus zu der Generation, die Kritik nur als wissenschaftliche Arbeit auffassen konnte.

Das aber war es, was ihm seine Sonderstellung in der Schar der heute über das Theater Schreibenden gab. Nicht nur die ungeheure Erfahrung eines fast achtzigjährigen Lebens, die Summe seiner persönlichen Erinnerungen bedingte diese: sondern, daß er vom Wissen her, von der Gelehrsamkeit aus schrieb. Es war kaum zu vermeiden, daß man vieles ganz anders sah als er, daß man seinen Urteilen, vor allem in seinem späteren Alter, fremd gegenüberstand: indem er diese Urteile von seiner Erfahrung und von seinem Gelehrtenideal aus zu unterbauen versuchte, gab er ihnen regelmäßig Dinge mit, die auch dem etwas gaben, der im übrigen nicht mit ihm gehen konnte. Alfred Klaar stand neuen Dingen oft fremd und ablehnend gegenüber: er formulierte diese Fremdheit mit Intelligenz, Erfahrung eines langen Lebens und reichem Wissen — und gab ihr damit Werte auch für den Andersgläubigen. Das Ideal der gelehrten Kritik, wie es noch die Mitte des 19. Jahrhunderts erfüllte, hat in seiner Arbeit seinen letzten Ausklang erlebt." Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 519).

Vgl. auch: Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 519); Fritz Engel (Berl. Tagebl. 524); Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 260); Ernst Heilborn (Frankf. Ztg. 832 A.); Hermann Kienzl (Stuttg. N. Tagbl. 524); M. H. (Vorw. 524); Julius Knopf (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 260); Ludwig Fulda (Gedenkrede) (Voss. Ztg. 529).

*

Maximilian Harden

„Es war eine bunt zusammengewürfelte Gesellschaft — Studenten und junge Künstler; Deutsche, Franzosen, Engländer, Rumänen, Norweger —, die sich zu Anfang der neunziger Jahre allwöchentlich im Café Continental zu Berlin (Ecke der Neuen Friedrich- und Königstraße; jetzt lockt an derselben Stelle ein großes Warenhaus Käufer an) zusammenfand. Politische und künstlerische Probleme wurden bei schwarzem Kaffee oder Absinth debattiert; es ging immer sehr lebhaft, oft lärmend her. Hardens Apostata-Essays, die gerade erschienen waren, wurden gierig von uns verschlungen. Seine ‚Zukunft' lag auch bereits in den ersten Nummern vor. Und der eine oder andere aus unserem Kreise erzählte, daß es ihm gelungen sei, Beziehungen zu dem Herausgeber der ‚Zukunft' zu knüpfen, der gelegentliche Mitarbeiter für sein junges Unternehmen gebrauchen könne. Ein Engländer — ein hüftkranker junger Mann, der sich nur auf Krücken fortbewegen konnte und einige Semester Kunstgeschichte an der berliner Universität hörte — führte auch mich bei Harden ein. Die Arbeit, die uns jungen Leuten zufiel, bestand im wesentlichen darin, daß wir Material für größere Artikel zusammensuchen mußten. Jeder hatte ein bestimmtes Gebiet, das ihm, der Art seines Studiums gemäß, besonders lag. Der eine hatte Geschichtswerke zu wälzen, der andere die Klassiker der alten Griechen und Römer durchzuackern, der dritte auf kunstgeschichtliche Reminiszenzen zu fahnden usw. Das jeweilige aktuelle Thema, das Harden in einem seiner stets zündend und funkelnd geschriebenen Aufsätze behandeln wollte, wurde durch diese Klein- und Wühlarbeit, die wir auszuführen hatten, vorbereitet und wissenschaftlich verankert. Gewöhnlich gab uns Harden die Quellen und Wege an, die wir besonders im Auge

behalten sollten. Oft aber mußten wir selbst suchen und das, was er gerade brauchte, ausfindig machen. Wir hatten natürlich kein fertiges Manuskript zu liefern. Es genügten kurze Auszüge, namentlich Zahlen, die stets mit genauen Quellenangaben versehen sein mußten. Für eine derartige Arbeit, die uns selbstverständlich oft geraume Zeit in Anspruch nahm, zahlte er — für damalige Verhältnisse — recht splendid: meistens war es ein großes Goldstück, mit dem wir heimziehen konnten. Ich habe den kleinen Mann mit den großen, fesselnden Augen noch heute lebhaft in der Erinnerung. Er wohnte damals im alten berliner Westen. Seinem Arbeitszimmer entströmte eine nervenkitzelnde Weichheit: hohe, federnde Teppiche, ein mit Daunenkissen mollig betürmter Diwan, in die man zu versinken fürchtete, wenn man von der freundlichen Aufforderung, Platz zu nehmen, Gebrauch machte. Dazu ein dämmeriges Licht, das, durch farbige Fenstervorhänge gedämpft, in den Raum floß und eine eigenartige Stimmung hervorrief...
Nach Jahren, als ich meine erste längere Gefängnisstrafe, verursacht durch eine Veröffentlichung in der Parteipresse, verbüßt hatte, hörte ich noch einmal von Harden. Er schrieb mir, daß ich ihn besuchen solle. Ich ging zu ihm. Er empfing mich in seiner stillen, freundlichen Art, fragte nach meinem Ergehen und nach meinen Zukunftsplänen. Beim Abschied drückte er mir ein verschlossenes Kuvert in die Hand. Gute Freunde hätten für mich während meiner Gefängnishaft eine kleine Sammlung veranstaltet. Ich solle mich dafür erholen und für neue Arbeit kräftigen. Wie ich später von anderer Seite in Erfahrung brachte, waren Harden und Georg von Vollmar die Hauptspender gewesen. Mein Weg hat mich dann nicht wieder zu ihm geführt." L. Lessen (Vorw., Unt. 533).
Vgl. auch: Georg Bernhard (Voss. Ztg. 515); Friedrich Stampfer (Vorw. 515); Hermann Friedemann (Berl. Börs.-Cour. 510); N. Bad. Landesztg. (552); N. Zür. Ztg. (1873); Köln. Ztg. (704); Tägl. Rundsch. (510).

*

Gerhart Hauptmanns Till Eulenspiegel

„Was für ein Prachtkerl ist dieser Till! Er läßt sich nicht nur zwölfmal hintereinander mit einer Bäuerin ein, er sorgt nicht bloß bei der jungen Kronprinzessin für Nachwuchs, und läßt den Legitimen nicht ins Zimmer, er lebt auch mit der Baubo, der göttlichen Magd, deren Topographie mit Rabelaisscher Fülle beschrieben wird, und zeugt mit ihr zwölf Kinder, die allerdings auf tausend Jahre verteilt werden, die Statistik also etwas drücken. Daneben hält er sich für alle Fälle noch eine wilde Person, die mit ihm im Wagen fährt, wie Florian Geyer die schwarze Marai, aber jenem schwarzen Ritter ist er nur an Passivität ähnlich, sonst ist mir dieser Till doch lieber, weil er heidnischer, jünger ist und ganz ohne einen Rest von Theater." Emil Ludwig (Voss. Ztg. 538).
„Das ist es eigentlich, was diesem Epos das Schlimme gibt: daß im Grunde trotz aller großen und hohen Worte und Begriffe in ihm die völlige Beziehungslosigkeit Gerhart Hauptmanns zur Welt des Geistigen noch offenbarer wird als in seinen früheren Dichtungen. Er hat es hier wieder einmal ungeheuer mit der Bildung: mit der Gnosis, dem Mittelalter, der späten Antike, und dem frühen Christentum. All die Begriffe und Vorstellungen aber aus diesen Zeiten sind lediglich von außen her angepackt und angebracht: sie sind als Stichworte benutzt für Leser, die schon auf diese Stichworte eingestimmt sind, nicht als sinnvoller Ausdruck innerer Vorgänge für jeden. Diese inneren Vorgänge fehlen: es geht eigentlich gar nichts in diesem Buch vor. Man erlebt um Till und seine Abenteuer eine dumpfig verquollene Welt von Unklarheit, innerer Unordnung und Ersatz des Geistigen durch Gerede. Man erlebt ein Bekenntnis ohne Bekenner, erlebt noch einmal um 1927 ein spätes Echo der geistigen Makartzeit. Man denkt zuweilen, daß hier Nachklänge halbvergessener Jugendlektüre Hauptmanns wieder heraufgestiegen sind, daß in diesem Epos noch einmal der Demiurg des seligen Wilhelm Jordan wiedergeboren ist (obwohl der hiergegen noch ein Muster an klarem Denken und Ordnung ist). Man wird verstimmt und belastet, weil man sich die ganzen 18 Gesänge entlang in einer Welt bewegt, die zuletzt, so hart das klingen mag, menschlich wie geistig unfruchtbar ist. Der dieses Buch schrieb, ist nie aus sich herausgetreten und will nicht aus sich heraustreten bis dahin, wo die Gemeinsamkeit beginnt, im Geistigen oder im Seelischen. Ein isolierter Mensch ohne Anteil am Logos der Zeit spielt in heißem Bemühen mit allen ihm wichtig scheinenden Worten, um an diesen Logos und damit überhaupt an den Logos heranzukommen, und bleibt zuletzt doch immer unten in der kleinen Enge einer heute Gott sei Dank verschollenen Welt." Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 533 u. a. O.).
So widersprechen sich die Urteile!
Vgl. auch: O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. Bl. 748); Hans Natonek (Bad. Pr., Lit. Umsch. 46); Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1936); Franz Servaes (Tag, Unt.-Beil. 272); Hans von Hülsen (N. Bad. Landesztg. 584); Heinrich Bachmann (Germ., Werk 27); Otto R. Gervais (Barm. Ztg., Lit. Bl. 285); C. F. W. Behl (Kasseler Post, Bücher P. 341).

*

„Leicht erhört Hauff die fremden Töne; mühelos gleicht er sie sich an. Leicht, liebenswürdig, unterhaltsam ist sein dichterisches Naturell geartet; sein Realismus ist durch Einschlag und Hauch eines nicht sehr substanzhaltigen Romantizismus verdünnt. Wir fühlen dies mit besonderer Kraft, wenn wir etwa die Darstellung des Bauernkriegs in ‚Lichtenstein' oder des ‚Jud Süß' mit heutigen Gestaltungen vergleichen, dem ‚Utz Urbach' von Hermann Grädener oder dem ‚Jud Süß' von Lion Feuchtwanger; sie bestehen, ebensowenig wie die ‚Memoiren des Satan' neben Hoffmanns Phantasmagorien. Es mangelt an Unterstrom, Dynamik, Intensität. Und ähnlich steht es um seine Novellen. Wir entsinnen uns wohl aus unserer Jugend der Motive und der Gestalten, aber nicht als Menschen, sondern als ersonnener Figuren, die nur eben in dieser erzählten Welt Existenz haben. Der todwunde, böse Chevalier aus der ‚Sängerin', der edle und unglückliche Referendar aus den ‚letzten Rittern von Marienburg', die edle und unglückliche ‚Bettlerin vom Pont des Arts'. Und dennoch, diese Werke insgesamt gehören dem Bewußtsein der Nation an, sie zählen wirklich zum allgemeinen dichterischen Gut. Auch demjenigen, der diese Novellen und Romane mit künstlerischer Skepsis betrachtet, sind sie in einem menschlichen Sinne wert, weil sie mit seinem Dasein verwoben sind. Zahlreiche Stoffe, Erfindungen, Figuren, Sätze, Wendungen sind uns von Kindheit auf bekannt, ‚der Jugend Zauber für und für' liegt auf ihnen, auch diese Novellen und Romane sind wie von einem Kindermärchen licht überglänzt." Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Cour. 537).

Vgl. auch: Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 539); Edwin Rollett (Wiener Ztg. 265); Max Kirschstein (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 270); Alfred Wolfenstein (Barmer Ztg., Lit. Bl. 269 u. a. O.); Carl Georg von Maassen (Münch. N. Nachr. 314); R. Krauß (Tägl. Rundsch., Unt.-Bl. 269); Hanns Martin Elster (N. Zür. Ztg., 1953); Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. Bl. 734 u. Kass. Post 317 u. Hannov. Kur. 538 u. a. O.); Wilhelm Meridies (Germ. 537); Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 857 — 1 M.); Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 270); Richard von Schaukal (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 848); Gerhardt Neumann (Vorw., Unt. 545); Heinrich Peters (Tag, Unt.-Rundsch. 276); Hermann Hieber (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 11); Alfred Auerbach (Württemb. Ztg. 269); Paul Holzhausen (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 269); H. R. (Bund, Bern, Frau 494); Entholt (H. in Bremen) (Deutsche Allg. Ztg., Welt 533); (H. und Cotta, unbekannte Briefe) (Germ. 523).

*

„Es ist eine wundersame Erscheinung: ein deutscher Professor, an dessen Leiche ein Gelehrter wie Wilamowitz-Moellendorf das Bekenntnis aussprechen durfte: ‚Hier steht wohl keiner, der alle die Sprachen buchstabieren kann, in denen er Texte gedruckt hat', von dem der Redner rühmte, daß er ‚uns andere alle an Arbeitskraft und Arbeitslust weit hinter sich ließ', — dieser Mann fühlte sich unerbittlich gedrängt, sein Urteil über eine mißleitete Gegenwart hinauszusenden, mit trotziger Schärfe, mit drängendem Anspruch, mit flehentlicher Güte. Daß, wenn wir heute dieses Werk rückblickend überschauen, auch mancher Hinweis als Irrtum abzuwehren ist, mag nur den beschweren oder befriedigen, der nicht begreift, daß der Gang der Geschichte immer ein unvorhergesehener ist, daß die äußeren Begebnisse sich niemals der menschlichen Voraussicht fügen werden. Und dennoch: wieviel von dem, was Lagarde gewußt und gefürchtet, hat sich ereignet und zu grausamer Wirklichkeit entfaltet!" Ernst Ludwig Schellenberg (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 255).

„Allein wie sehr ist dieses Leben bis an sein Ende von den nahezu unbegreiflichen Folgen einer unglücklichen Jugend überschattet worden. Als zwölf Tage nach der Geburt ihres einzigen Kindes die neunzehnjährige Mutter Lagardes starb, entschied sich schon an ihrer Wiege das Geschick einer reichbegabten, großen Natur. Sie ist durch den völligen Mangel an mütterlicher oder väterlicher Liebe verkümmert worden, und wie durch einen Frost sind die feinsten Triebe ihres Wesens abgestorben. Das Bildnis des Mannes zeigt uns einen unendlich sensiblen Menschen; selbst wenn wir es aus seinen Briefen, vor allem aber aus einem Gedicht von ihm (das so überträchtig an Gefühlen und Ressentiments ist, daß darüber alle Form zugrunde ging) nicht wüßten, so würde sein Antlitz es unumstößlich zum Ausdruck bringen.

Die Abneigung des Sohnes gegen seinen pietistisch-konservativen Vater, einen berliner Gymnasialprofessor, war eine geradezu krankhafte; in späteren Jahren hat Lagarde oft bei der Erinnerung an ihn seine Augen zugehalten, als müsse er sie vor dem Anblick eines Gespenstes schützen. Während seiner Studienjahre kommt er mit dem alten Ernst Moritz Arndt in Berührung, und zu seinem Universitätslehrer, dem Dichter Friedrich Rückert, in dauernde Freundschaft. Sein größtes geistiges Erlebnis sind die Schriften Jakob Grimms, insbesondere seine ‚Deutsche Mythologie'. Die Eindrücke, welche in ihm durch dieses Buch wachgerufen wurden, sind wohl bestimmend geworden für seine geistige Haltung." Wilhelm Kiefer (Frankf. Ztg. 821 — 1 M.).

„Er verhielt sich dem Volk gegenüber wie einem geliebten Du, ohne dessen erwiderndes Vertrauen er nicht da sein konnte, von dem er sich wie von einer Frau getragen, erhoben und bestätigt fühlte. Die Nation war selber ein Gedanke Gottes von nie absterbender Schöpferkraft, aber sie hatte wie der Mensch in ihrem Erdenwandel gute und böse Tage, hohe Feierstunden und Zeiten der Ermattung und Schwäche. Man mußte sie, um ihr gerecht zu werden, so ansehen, wie sie in ihren besten Stunden war. Man mußte hinaufsteigen aus trüber Gegenwart in frühere Zeiten der Blüte und des reinen Altertums, wo sie ihre Verwandtschaft mit nordischer, hellenischer, evangelischer Art, wo sie schönes Menschentum in persönlich gefärbter Nuance offenbarte." Mario Krammer (Deutsche Allg. Ztg. 508).

Vgl. auch: Hans Schwarz (Magdeb. Ztg. 558); Richard von Schaukal (Hannov. Kur. 512/13); Wilhelm Schulte (Germ. 511); W. Nestle (Stuttg. N. Tagbl. 511); Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 256); Mario Krammer (Tag, Unt.-Rundsch. 262); G. Junge (Köln. Ztg. 705); Heinrich Taschner (N. Bad. Landesztg. 556 u. a. O.); Tim Klein (Münch. N. Nachr. 298); Georg Kleibömer (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 44).

*

Zur deutschen Literatur

Goethe in unserer Zeit nimmt Georg Meyer (Bad. Pr., Lit. Umsch. 47) zum Thema. Über Goethes einzige Enkelin Alma von Goethe schreiben Marie Luise Schüddekopf (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 259) und Hans Schönfeld (Köln. Ztg., Lit. Bl. 707). — Ein Wort für die Lyrik Schillers spricht Ernst Lissauer (Deutsche Allg. Ztg., Welt 521). — Schillers Erbe kennzeichnet Otto Heuschele (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 45). — Mit „Schiller und Kant" beschäftigt sich Eugen Peterson (Stuttg. N. Tagbl. 527). — Die „Tragik des Führers im Wallenstein" untersucht Carl Helbling (N. Zür. Ztg. 1899). — Schillers Mutter als Hausmutter schildert H. B. (Münch. N. Nachr., Frau 309). — Über Carl Gustav Carus schreibt „Zur Erinnerung seiner Werke" Otto R. Gervais (Barmer Ztg., Lit. Bl. 273).

Die ersten Aufführungen Kleistscher Dramen in Stettin ruft O. Altenburg (Generalanz., Stettin, Buch 320) in die Erinnerung zurück; über Heinrich von Kleist und den Korrespondenten von und für Deutschland schreibt Heinz Neuberger (Nürnb. Ztg. 246); vgl. auch Hans Strodel (Lüdensch. Generalanz. 242). — Gedenkblätter zum 70. Todestag von Eichendorff geben Paul Bellardi (persönliche Erinnerungen) (Tägl. Rundsch. 552) und Friedrich Märker (Stuttg. N. Tagbl. 553).

Grabbe in heutiger Beleuchtung zeigt Eberhard Moes (Germ., Ufer 44 u. 45). — Seume als vergessener Kämpfer für Freiheit und Recht, wird von G. N. (Vorw., Jugend-Vorw. 11) gefeiert.

An Riehls 30. Todestag wurde vielfach erinnert: Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 269 u. Wiener Ztg. 261); Karl Hauck (Persönliches) (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 268); Elisabeth Riehl (Persönliches) (Münch. N. Nachr. 312); Th. Maus (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 119); Karl Alexander von Müller (Münch. N. Nachr., Einkehr 84); Th. Maus (Karlsr. Ztg., Wissensch. 47). — Fontane als Entdecker Gerhart Hauptmanns feiert C. F. W. Behl (Deutsche Allg. Ztg. 548). — Friedrich Nietzsches Krankheit untersucht Paul Holzhausen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 754). — Über Jacob Burckhardt und Nietzsches Zarathustra äußert sich C. K. (Bund, Bern 499). — Wilhelm Raabe und die Frauen nimmt Hanns Martin Elster zum Thema (Köln. Ztg., Frau 733).

Erinnerungen an Bierbaum bietet Richard von Schaukal (Münch. N. Nachr., Einkehr 80). — Erinnerungen an Dauthendey zeichnet Curt Hotzel auf (Tag, Unt.-Beil. 282). — Reinhard Johannes Sorges Weg schildert Reinhold Lindemann (Germ., Werk 26). — „Rilke in Frankreich" würdigt Jean Cassou (Berl. Börs.-Cour. 513), von Rilkes Grab berichtet Anne Stern (Deutsche Allg. Ztg. 516).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Den Fall Wittig behandeln nach den Akten Johannes Manz (Köln. Ztg., Kultur 719) und n (Bund, Bern 506). — Gerhart Hauptmanns Kindheit schildert anläßlich des 65. Geburtstags Hans von Hülsen (Berl. Tagebl. 538), ein Gesamtbild sucht Carl Arend zu umreißen (Völklinger Nachr. 266). — Paul Ernst gelten Aufsätze von Hans Bogner (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 266) und Paul Wittko (Deutsche Tagesztg., 13. Nov.). Bogner schreibt: „Das ist also Paul Ernst: der Dichter, der das ewig Gesetzmäßige der Form wieder erlebt hat, der die Tradition unserer Klassiker weitergeführt hat, der klarer und bewußter als diese sah, daß Dichtung nicht in der Luft schweben kann, daß Formen des Lebens und der Dichtung sich aufs genaueste entsprechen müssen." — Über Hermann Kesser schreibt Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 533): „Darum nun liebe ich Hermann Kesser. Sitzt er am Schreibtisch mir gegenüber, sehe ich sein männliches Gesicht, das manchmal von der Furcht und der Traurigkeit eines edlen Geschöpfes überschattet wird, so fühle ich: Dieser täuscht sich in nichts. Er hat das Chaos in allen Adern. Er glaubt an den Untergang. Aber er ist um nichts zu bewegen, deswegen schlechte Musik zu

machen." — Agnes Miegel sind Aufsätze von Grete Berges (Schlesw. Nachr., Nordmark 271) und Paul Wittko (Tilsiter Ztg. 261) gewidmet; letzterer sagt: „Sternenklänge aus sphärischen Höhen werden in ihr lebendig. Und dann wieder dringt es wie aus unergründlichen Abgründen der Erde zu ihr herauf, aus den Urgründen und Untergründen des Seins in wahrem Sehertum. Geniale Hellsichtigkeit, schier leiblich fühlbare Zaubergewalt haben ihre Balladen vom ‚Opfer', von den ‚Frauen von Nidden' u. a. Und zugleich die Nachtigallensüße einer geigenhaft zarten Frauenstimme." — Auf Regina Ullmann weist Maria Nils (N. Zür. Ztg. 1924): „Regina Ullmann besitzt das Geheimnis, auch die Pausen zwischen den Worten sprechen zu lassen und in ihnen das ausdrücken zu können, was sie verschweigt." — Als wesentlichen positiven Wert in Hermann Burte erkennt H. Forstreuter (Magdeb. Ztg. 588) sein starkes Naturgefühl, das sich mit fast fanatischer Inbrunst äußere. — Max Bittrich gilt eine Beilage „Die Wolfsangel" des Mannh. Tagebl. (44). Hans Schmiedel sagt von einem seiner Romane „Reifendes Korn": „Bittrich weiß die Luft um diese bürgerlichen Tragikomödien herbfrisch fluten zu lassen, eine ganze Generationenkette biogenetisch in gedrängten Querschnitten zu deuten. Die Sprache erscheint oft gewaltsam gepreßt, ihres letzten Überschusses beraubt, bis zur denkbar möglichen Gediegenheit ausgehämmert. Die deutschtümliche Ader wird hier offenbar, wo Form geistige Zucht ist." — Über Christian Tränckner, seine Verdienste um seine engere Heimat, seine volkserzieherische Tätigkeit, seine Festspiele, seine Lyrik, seine Novellistik schreibt in warmer Anerkennung Jacob Bödewadt (Schlesw. Nachr., Nordmark 266).

Zum 70. Geburtstag von Helene Bettelheim-Gabillon grüßt Gisela Berger (N. Fr. Presse, Wien 22681) die „freie edle Frau", ihr Buch über ihren Vater hervorhebend. — Zum 60. Geburtstag von Felix Holländer schreibt Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 254): „Ich habe in den gesammelten Werken geblättert, habe mit den ersten Romanen ‚Jesus und Judas' oder dem ‚Weg des Thomas Truck' wieder angefangen und bin dabei selbst wieder so zwanzig- bis dreißigjährig geworden. Ja, Berlin und Felix Holländer gehören zusammen, und wer sich die Geistesgeschichte der werdenden Weltstadt vorstellen will, wird diese Konfessionen oder Explosionen als sehr echte Dokumente nicht übersehen dürfen. Gerade weil hier keine ängstliche Sonderung, keine sogenannte Aufklärung stattgefunden hat, weil alles, was unsere Jugend und die der ungestüm wachsenden Stadtriesin angepackt hat, hier zusammen-, aber auch hinausgeworfen wird. Da ist das soziale Erlebnis der achtziger und neunziger Jahre, der Marxismus in seiner ersten messianischen Zuversicht, da wir als junge Studenten in verräucherten Lokalen des Nordens den Arbeitern das ‚Kapital' zu erklären versuchten." Vgl. auch Fritz Engel (Berl. Tagebl. 513), Hugo Bieber (Berl. Börs.-Cour. 511). — Zum 60. Geburtstag von Oskar Mysing schreiben Carry Brachvogel (Köln. Ztg., Lit. Bl. 704) und Siegfried Raetzer (Tägl. Rundsch. 511). Bei ersterer heißt es: „Bleibt die Frage offen, wieso ein Erzähler von solchen Qualitäten nicht zu allgemeinem Ruhm und zu hohen Auflagen gelangt ist. Die Sache liegt einfacher, als man denkt. Zunächst: all diese Romane sind keine leichte Lektüre, sind besonders keine Lektüre für Frauen, für Vorkriegsfrauen, denen die Probleme dieser Bücher ganz fern lagen. Zweitens: es sind deutsche Bücher, durchaus deutsche (nicht zu verwechseln mit Hurra- und Rasseproklamationen!), geschrieben von einem Mann, der bei aller Kritik und Voraussicht immer ein Sohn der hanseatischen Heimat geblieben ist, das heißt ein Mensch von konservativer, aristokratischer Weltanschauung, dem wohl der wilhelminische Geist fremd blieb, nicht minder aber Massenschmeichelei und Internationalismus." — Zum 60. Geburtstag von Erich Schlaikjer grüßen Willy Pastor (Tägl. Rundsch. 543) und Paul Wittko (Altonaer Nachr. 270) beide an „Des Pastors Rieke" erinnernd. — Zum 60. Geburtstag von Ludwig Fahrenkrog gibt Kurt Engelbrecht eine eingehende Studie über den Maler-Dichter (Schlesw.-Holst. Landesztg. 247). — Des 50. Geburtstags von Johannes Mayrhofer wird (Köln. Volksztg. 812) liebend gedacht. — Zum 50. Geburtstag von Otto Wirz schreiben Frank Thieß (Münch. N. Nachr. 308), Walter Erich Schäfer (Magdeb. Ztg. 560), Hans Teßmer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 258), L. Fritz Gruber (Köln. Ztg. 708a), Thieß sagt: „Wirz hat sich bald nach Vollendung seiner ‚Novelle um Gott' vom Beruf des Ingenieurs in die große Einsamkeit seines uralten ‚Heidenhauses' am Thuner See zurückgezogen, wo er, ein Grübler, Wanderer und Weiser, nur seinen Plänen lebt. Doch mitunter treibt es ihn in die laute Vielfältigkeit des züricher Lebens. Und er (der eine gefeierte und bedeutende Sängerin zur Frau hat) versinkt in die Tiefen jener Kunst, in der die Kräfte des Phantastischen und des Mathematischen sich zu höherem Gebilde einen. Und so, sich aus verschiedenen Bezirken des Infinitesimalen im Endlichen formend, grüßen wir Deutschen diesen brüderlichen und großen Geist an seinem 50. Geburtstage, bewundernd und . . . ein wenig neiderfüllt."

Von Paula Ludwigs Gedichten sagt Hermann Kasack (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 46): „Viele Menschen werden

diesen schmalen Gedichtband als eins ihrer teuersten Bücher lieben. Weil manches darin an das Unerlernbare aller großen Kunst reicht; weil aus ihren Worten eine warme menschliche Größe strahlt; weil die Musikalität unseres eigenen Herzens darin lebendig wird. Weil in diesem ‚Himmlischen Spiegel' Liebe zu Dichtung, und Dichtung zu Liebe wird."

Den Dramatiker Eduard Reinacher anerkennt Martin Rockenbach (Köln. Volksztg. 854): „Bei Eduard Reinacher formt sich, soweit wir sehen, ein Drama unserer Zeit am reinsten aus den eigenen Lebensbedingungen des Dichterischen heraus. Bei Reinacher sieht man zukunftswichtige Grundelemente einer Erneuerung des deutschen Dramas von innen her besonders lebendig." — Ernst Barlachs dramatische Sendung charakterisiert Heinrich Bachmann (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 118): „So bühnenschwer Barlachs Stücke auch sind, so fern aller Brettergewandtheit, dieser Dichter hat viel zu sagen. Spürt er doch aus seinem Blute wieder tief hinab in unser Blut. Er grübelt adventisch über dem letzten Sinn unserer und aller Zeiten. Mit dem immerwerdenden, immerwährenden Mythos unseres Volkes steigen ihm aus unverbildeten unbestechlichen Seelenorganen die Ahnungen der letzten Schöpfungszusammenhänge. Und die auszusprechen — nicht als Wissender, sondern als Tastender — ist seine Aufgabe an die Zeit."

Einen Aufsatz über Arnold Zweigs neuen Roman „Der Sergeant Grischa" (Berl. Tagebl. 530) leitet Lion Feuchtwanger mit den Worten ein: „Dieser Sergeant Grischa, erschaffen von dem Dichter Arnold Zweig und soeben in dem Roman ‚Der Streit um den Sergeanten Grischa' (bei Kiepenheuer, Potsdam) ans Licht getreten, ist ein Mensch, dessen Namen wir uns gut merken werden; denn er ist der Held des ersten deutschen Kriegsromans von großem Format. Ja, des ersten Kriegsromans überhaupt." — Zu Hermann Sudermanns neuem Roman „Die Frau des Steffen Tromholt" bekennt sich Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 47): „Die ‚Drei Reiherfedern' hatte Hermann Sudermann Friedrich Spielhagen zum 70. Geburtstage gewidmet. Wie lange dünkt uns, die wir Spielhagen noch kannten, das her zu sein! ‚Die Frau des Steffen Tromholt' trägt keine Widmung, aber sie birgt die Spur einer großen dichterischen Entwicklung und ist die würdigste Widmung, die Sudermann sich selbst zum 70. Geburtstage darbringen konnte." — Karl Schefflers Roman „Der junge Tobias" wird von Paul Ernst hohe Anerkennung gezollt (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 280): „Nun haben wir in diesem Buch etwas ganz Merkwürdiges. Der Held ist ein organischer Mensch, der von seinem Engel geführt wird; der in einer ganz unorganischen Zeit lebt, selber aus seinem Boden herausgerissen, in ein ganz neues Leben verpflanzt wird, und doch immer das bleibt, was er ist, das wird, was er werden muß. Das Buch ist klassisch nicht nur in seiner Form, sondern auch in seinem Gehalt; und wie ein vollendetes Werk immer religiös ist, so ist es tief religiös." — Von Hans Meisels Roman „Torstenson", der zum Teil den diesjährigen Kleist-Preis erhielt, sagt H. H. B. (Germ., Werk 26): „Nicht im Stofflichen, sondern im Erzählerischen liegt der Wert des Buchs. Wie Hans Meisel erzählt, wie er die Fülle der Personen alle mit gleicher Sicherheit gestaltet, wie er dramatisch bewegt das Geschehen führt, wie seine Sprachkraft straff zusammenreißend und dann wieder spielerisch breit eine ganz ungewöhnliche Kraft der Formung erweist, das alles macht seine, trotz Anklänge an Alfred Döblin, bereits sicher sich aufreckende Eigenart aus. Mit diesem Erstlingswerk trat ein Könner hervor, dessen weiteren Weg große Erwartungen begleiten." — Eine überragende Leistung erkennt Robert Neumann (Münch. N. Nachr. 303) in Bonsels neuem Buch „Mario und die Tiere": „Bonsels' neues Buch ‚Mario und die Tiere' ragt so weit über seine frühere Produktion hinaus und reicht so viel tiefer hinab als seine früheren Jugendbücher, daß der Unterschied nicht mehr gesucht werden kann in einem Qualitativen, in einer Reifung an Kunst und Können, sondern in einer Änderung des schaffenden Menschen in seiner Gesamtheit." — Über Hans Friedrich Bluncks „Weibsmühle" schreiben Christian Jenssen (Hamb. Fremdenbl. 292) und Börries, Freiherr von Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg., Welt), bei dem es heißt: „Blunck ist einer unserer allerbesten Erzähler. Als seine Eigenheit sehe ich dies an, daß er nicht nur die dichterische Gabe hat wie nur je ein anderer Dichter, sondern, daß er daneben die lebenstiefe Weisheit eines Wilhelm Raabe und die feinsinnige Bildung eines Thakeray zeigt. Es ist eben doch — allem törichten Gerede von der Alleingeltung des Genius zum Trotz —, nicht ganz ohne Bedeutung, ob einer daneben auch die gediegene Bildung eines hamburger Regierungsrats und die echte Gelehrsamkeit eines wahrhaft europäisch erprobten Wissenschafters als Hintergrund hinter seinen Büchern stehen hat." — Sein gutes Bekenntnis zu Robert Neumanns „Die Pest von Lianora" wiederholt Ernst Lissauer (Münch. N. Nachr., Einkehr 82). — Von Josef Pontens „Römischem Idyll" sagt Hans Spielhofer (Münch. N. Nachr. 315), entspanntes Naturburschentum habe sich unbesorgt auch in der Form ausgelebt. — Zu den „Zwei hamburger Strömern" beglückwünscht Fritz Michel den Verfasser Carl Müller-Rastatt (Schlesw. Nachr., Nordmark 260): „Das Ganze steht

da in durchweg hellen Farben, ein Bild, gemalt von keinem Ästheten, Weltflüchtling, Theoretiker, dem man im letzten Grunde doch nicht glaubt, sondern von einem Zuständigen, einem Vater, der die Sprache der Kinder spricht und ihre Laute im Herzen mit sich getragen hat beinahe ein Menschenleben hindurch und mit sich tragen wird bis in das stille Refugium seines Groß- und Urgroßvatersessels. Nichts, rein gar nichts von den hundert und aberhundert Kinderbesonderheiten ist Ihnen verloren gegangen auf dem weiten Wege von der Erinnerung zur Feder. Immer wieder leuchtet aus all den fünfundzwanzig kunterbunten Geschichten von Fritz und Franz ein goldenes Kindergemüt und ein geradezu köstlicher Humor. Satire und Ironie sind bebrillte, stubenbleiche Greise. Der Humor aber, der ist der ewig Junge, der das restlos befreiende, erlösende Lachen weckt. Und dies Lachen wird kichernd oder schallend — je nach dem — lebendig in all den herzerfrischenden, frohsinnsprühenden Geschichten, zu deren Autor Sie sich wohl oder übel auch an dieser Stelle bekennen müssen." — Über Robert Hohlbaums Burschenschaftsroman „Die Raben des Kyffhäuser" liegen zahlreiche anerkennende Würdigungen vor: Fritz Trathnigg (Schlesw. Nachr., Nordmark, 15. Okt.), Karl Kreisler (Tagesb., Brünn, 515), h. s. (Bohemia, 29. Okt.), Karl Hans Strobl (N. Fr. Presse, Wien 22 680), bei dem es heißt: „Das weitläufige Geschehen ballt sich in gewichtigen Szenen zusammen, gipfelt in bewegten Riesenpanoramen. Das Wartburgfest, die Geburtsfeier von Karl Augusts Enkel, des ‚weimarer Altburschen', wie er in Wien spöttisch genannt wurde, der Tag von Hambach, der Sturm auf die frankfurter Hauptwache. Hier laufen die vielverschlungenen Fäden der Handlung wie in Knotenpunkten zusammen, verknüpfen sich, hier entscheiden sich Schicksale, um sich wieder in Einsamkeit und Dunkel zu verlieren. Ins Helle münden nur wenige. Der Weg, den die Burschenschaft nimmt, ist Preisgabe persönlichen Glückes der einzelnen. Jugend verblutet sich, zermürbt sich in Opfern, zerschlägt sich die Flügel an den Gitterstäben der Zeitgewalten."

*

Zur ausländischen Literatur

Shakespeares Heirat erörtert Frank Harris (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 256), über Shakespeare läßt sich auch Max Dortu (Vorw. 538) vernehmen. — Den „unsterblichen" Macaulay feiert Egon Friedell in kritischer Erörterung (Münch. N. Nachr. 324). — Eine „Plauderei um Shaw" gibt Hermann Bahr (Bad. Pr., Lit. Umsch. 47). — Ein Bild von Chesterton zeichnet Otto Forst de Battaglia (Hannov. Kur. 520/21). — Jack London widmet Georg Schäfer eine Studie (Köln. Volksztg., Schritt 853). — Mit James Joyce beschäftigt sich Walter Schmits (Köln. Ztg., Lit. Bl. 707). — „Als Edgar Allan Poe Zollbeamter werden sollte" plaudert Waldemar Keller (Germ. 547). — Des amerikanischen Dichters John Dos Passos „Manhattan Transfer" würdigt Sinclair Lewis (Bad. Pr., Lit. Umsch. 45).

Mit dem Marquis de Sade („Der göttliche Marquis") beschäftigt sich Franz Blei (Berl. Tagebl. 553). — „Prosper Mérimée und die Russen" nimmt B. Nesselstrauß zum Thema (N. Zür. Ztg. 1872). — Ebenda findet sich eine Studie von Th. Spoerri über Gérard de Nerval. — Sehr wertvolle Auskunft über Georges Duhamel gibt Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 850 — 1 M.). — Eingehend beschäftigen sich zwei Aufsätze mit André Gides Roman „Die Falschmünzer": Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1892) und Will Scheller (Kass. Post, Bücher Post 313).

Über Carlo Goldoni und die Wanderbühne schreibt Lola Lorme (Köln. Ztg., Lit. Bl. 727). — Über Arturo Farinellis neues Werk „Il Romanticismo nel mondo latino" unterrichtet P. Pirzo (N. Zür. Ztg. 2008); vgl. auch Hans Bodmer (ebenda 2021). — Auskunft über Grazia Deledda gibt — ei — (Magdeb. Ztg. 604).

Des spanischen Dichters Jacinto Verdaguer gedenkt A. Glitz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 117). — Über Unamuno schreibt Otto Forst de Battaglia (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 267).

Den Lebensweg Knut Hamsuns zeichnet Wolf Schramm (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 572). — Erinnerung an Gjellerup bietet Max Hayek (Stuttg. N. Tagbl. 550). — Sigrid Undsets neuen Roman „Olav Audunssohn" würdigt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1916).

Das Bildnis Tolstojs zeichnet Stefan Zweig (Köln. Ztg., Lit. Bl. 717). — „Tolstoj und seine Tochter" überschreibt Walter Sandoz eine Mitteilung (Bund, Bern, Frau 490). — Unveröffentlichte Aufzeichnungen aus Gorkis Kindheit und Jugend bildet W. Petroff (Bund, Bern 505).

Nachrufe auf Przybyszewski schreiben Marjan Szykowski (Prag. Pr. 324) und Will Scheller (Kass. Post 326).

Über den bulgarischen Roman unterrichtet Kiril Hristov (Prag. Pr. 305).

* * *

„Der Nobel-Preis für Literatur." (Grazia Deledda.) Von Hans Barth (Berl. Tagebl. 534).

„Über Literaturbetrachtung." Von Alfred Biese (General-Anz., Stettin, Buch 320).

„Die deutsche Lyrik seit Herder." Von Paul Ernst (Münch. N. Nachr., Einkehr 84).
„Fünfzig Jahre Schriftsteller." Von Julius Hart (Tag, Unterh.-Rundsch. 285).
„Die fehlende Literatur." Von F. M. Huebner (Bad. Pr., Lit. Umsch. 44).
„Die Ich-Form." Von R. Humm-Crawford (N. Zür. Ztg. 1986).
„Der Kritizismus im europäischen Roman." Von E. K. (N. Zür. Ztg. 1875).
„Maschine und Dichtung." Von Leo Lania (Arb.-Ztg., Wien 319).
„Der Schiller-Preis." Von Werner Mahrholz (Voss. Ztg. 533).
„Der Künstler und die heutige Zeit." Von Walter von Molo (Berl. Tagebl. 515).
„Die Wäscherin in der Weltliteratur." Von Franz Pfeffer (Bund, Bern 484).
„Vom Wesen der Legende." Von Karl Röttger (Köln. Ztg., Lit. Bl. 734).
„Der heroische Roman." Von Will Scheller (Karlsr. Ztg. Wiss. 44).
„Der Dichter und die Zeit." Von Fritz Strich (Hannov. Kur. 557).
„Deutsche Dichtung im heutigen Elsaß." Von Karl Walter (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 47).
„Randländer der Lyrik." (Ponten, Kneip, Morgenstern.) Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 263).
„Die schweizerische Dichtung der Gegenwart." Von Karl Friedrich Wiegand (Köln. Ztg., Lit. Bl. 744).

Echo der Zeitschriften

Deutsche Rundschau. LIV, 2. (Berlin.) Zur literarischen Einstellung der Persönlichkeit Friedrich Nietzsches hat Paul Fechter Wesentliches beizutragen:

„Man kann die dichtenden oder besser die schreibenden Menschen in zwei große Kategorien einteilen. Auf der einen Seite stehen die, welche im Besitz einer reichen, fühlenden, strahlenden Seele den eigenen Überschuß an Leid und Lust, den Gefühlsüberdruck, den das Leben in ihnen erzeugt, zu eigener Entlastung im Werk aus sich herausstellen müssen. Es sind die Menschen, denen das Gefühl alles ist, und denen das Wort, das sie brauchen, als lebendige Daseinsform des Gefühls, in dem dieses recht eigentlich erst seine vollendete Wirklichkeit bekommt, jeweils natürlich im Ablauf des seelischen Vorgangs erwächst und so lebendig in das Werk eingeht. Auf der anderen Seite stehen die, welche diesen quälenden und beglückenden Reichtum der Seele nicht haben, dafür aber die große Sehnsucht nach dem, was ihnen, genau genommen, innerlich schicksalsmäßig versagt ist, was sie aber auf dem Umweg über seine äußere Erscheinungsform, über das Wort doch wieder in sich hineinreißen möchten. Diese Menschen haben gewissermaßen das Wort eher als den seelischen Vorgang, der es tragen, schaffen, rechtfertigen müßte; sie greifen nach der Formel des Gefühls, um in ihrem Gebrauch das Gefühl zu ersetzen, oder rückwirkend in sich wenigstens seinen Widerhall, sein Echo in ihrer Leere zu erzeugen. Die natürliche Abfolge: erst Gefühl dann Wort, wird bei ihnen umgekehrt; erst Wort dann Gefühl. Aus dem Wort, aus dem zunächst nur begrifflichen, geistigen Anteil, aus den Kombinationen der Sprache wächst ihnen langsam ein Zustand nachträglichen Beteiligtseins, der Gefühle teils ersetzt, teils vortäuscht und schließlich seinerseits ebenfalls in die Worte greift, mit ihnen weiterbaut, sich steigernd und die Worte steigernd, die ganze Seele allmählich in einen Rauschzustand erhöhend, der dem seelischen des legitim Schaffenden, des sozusagen natürlichen Dichters auf der Gegenseite wenigstens verwandt erscheint.

Man könnte auch so sagen: auf der einen Seite stehen die Menschen des Wesens, auf der andern die des Schauspiels. Die wirklich dichterischen Menschen, die Wesen besitzen, leben aus diesem Besitz heraus in die Worte, die andern kämpfen mit den Worten um den Besitz. Sie spielen vor sich und vor der Welt mit den Mitteln der Worte die Rolle einer Seele, die wohl ihre Sehnsucht, aber nicht ihr Besitz ist. Sie bilden mit den Formeln des Gefühls, des Erlebnisses die Maske ihrer selbst, geben sich in heißem Ringen das innere Gesicht, das die Natur ihnen als wirklichen Besitz versagt und nur im Spiegelbild der Sehnsucht erlaubt hat. Der Schauspieler ist genau so menschliches Schicksal wie der Dichter, und im Grunde der viel tragischere Mensch, weil er um das Menschentum, das jener allzu reichlich mitbekommen hat, mit den Mitteln der Worte, die eigentlich lebendig nur dem anderen gehören, in sehnsüchtigem Wissen mühsam und hoffnungslos zugleich ringen muß.

Friedrich Nietzsches Schicksal war es, daß in ihm beide Typen, nur mit sehr verschiedenen Kräften, vereinigt waren. Seine Tragödie ergab sich daraus, daß er wohl ein dichterischer Mensch, mit ein wenig wirklicher, echter, dichterischer Substanz war, daß er aber, weil er eine größere Idee von dem hatte, was er werden sollte und wollte, sich mit der bloßen Auswirkung dieser kleinen Substanz auf sozusagen natürlichem Wege nicht begnügen konnte, sondern sich steigern, übersteigern, über der schmalen Grundlage seines seelischen Besitzes einen Riesenbau dichterischer und menschlicher Größe errichten mußte. Er nahm das ihm Gegebene

und wucherte mit diesem Pfund nicht nur wie jener getreue Knecht in der Bibel, sondern noch viel, viel mehr. Wie er vor den Menschen das Ideal seines Übermenschen aufbaute, so baute er vor sich die ungeheuerste Forderung auf, die ein Mensch nur an sich stellen kann: die Forderung nämlich, ohne die Voraussetzung großen Besitzes das Größte an dichterisch-geistiger Leistung zu schaffen, das seine Vorstellung in ihrem höchsten Flug nur irgend erjagen konnte."

Deutsche Monatshefte. III, 11. (Berlin.) Richard Breitling feiert in Lagarde einen Propheten des Deutschtums:

„Wie Nietzsche erkennt Lagarde, daß man im Spiegel der Vergangenheit wohl erkennen könne, daß das deutsche Wesen sich noch nicht völlig klar herausgestellt hat, daß es aber dadurch nicht zu lernen ist und daß man der eigenen Kraft vertrauen müsse. Daher sucht er hinunterzugraben an die tiefsten Wurzeln und die Gedanken jener ethischen Sphäre, in der seine stärksten Hoffnungen ruhen, zu Ende zu denken, damit im Lauf der Zeit eine Gefühlsgemeinschaft der Nation in gewissen Grundanschauungen und zugleich die Anerkennung dessen, was verschieden und mannigfaltig bleiben darf, zu erreichen.

Weil dieses Deutschland noch nicht Gestalt geworden und die Nationalität der Deutschen noch zu wecken ist, ‚weil dieser Baum nur durch die Pflege des stärksten Schößlings zu erhalten ist, welcher aus der am Boden abgehauenen Wurzel ausschlägt', bleibt ihm zunächst nur die Hoffnung auf einen Bund von Verschworenen, dessen Glieder in strengster Zucht, Uneigennützigkeit und Reinheit alle eigenen Mängel hassen und alles Echte scheu, bescheiden und warmherzig hüten und pflegen, ein geheimer und öffentlicher Bund zugleich, ‚an den alle sich anschließen könnten, deren unausgesprochenem Sehnen er das Wort böte'. In diesem Bund von Menschen, ‚welche vor Gottes Augen leben wollen, welche auf die, durch des höchsten Meisters Hand in Angriff genommene Bildung ihrer Seele achten und ihr danken', erblickt Lagarde den Anfang der Erfüllung jener uralten Sehnsucht nach einem geschlossenen deutschen Menschentyp, der das Tiefste des deutschen Wesens ausprägte in sichtbarer Gestalt. Unwillkürlich erinnern diese Gedanken an Friedrich Naumann, den verdienstvollen Vorkämpfer für die Idee eines mitteleuropäischen Staates, wenn er von einem Mitteleuropäertyp spricht. Auch Lagarde ist erfüllt von dem Glauben an die ungeahnte Macht eines neuen Geistes, der auf das deutsche Volk herniederfahren müsse. Aber er erkennt schärfer die Grenze, wo der reale Idealismus umschlägt in einen utopischen Idealismus. Er kommt dem Kern des Problems näher, weil er stärker die Unterschiede und den Reichtum der Individualitäten betont. Insofern bewegt er sich hier mehr als Friedrich Naumann in der Erdennähe realistischen Denkens. Es ist seine Überlegenheit und seine Größe, daß er die Mächte der Zersetzung mehr im Auge behält und doch nicht irre wird an dem Glauben, daß letzten Endes ethische Kräfte im Kampf um die Weltgestaltung siegen müssen und daß es daher auf die Bildung dieser Zucht und Treue haltenden Gemeinde, die in der vollendeten Anspruchslosigkeit eines allein mit dem Ewigen beschäftigten Lebens ohne Worte das Evangelium predigte, hauptsächlich ankomme: es ist das innerste Wesen einer solchen ‚Gemeinde', daß hier die verschiedensten Seiten des Ideals zum Bewußtsein kommen können. Das aber hält er für unerläßlich in der Bildung einer neuen Religion, in welcher er die einzige Waffe erblickt, um Zersetzungserscheinungen zu bekämpfen. Ohne diese im Lessingschen Sinne als sittliches Handeln verstandene Religion sieht er keine freie Bahn zur Entfaltung eines lebendigen und wahrhaftigen Deutschtums."

Der Bühnenvolksbund. III, 3. (Berlin.) Für eine neue Einschätzung des Werks von Hermann Sudermann tritt Paul Fechter auf den Plan:

„Man hat ihm von seinen ersten Stücken an dauernd vorgehalten, er sei ein glänzender Techniker des Theaters, er besitze ein ungeheures Wissen um Wirkungsmittel und -möglichkeiten der Szene und baue seine Stücke mit einer raffinierten Überlegtheit Schritt für Schritt auf, jeden Effekt berechnend, jede Spannung methodisch anlegend und den Hörer, wie Sardou, wie Dumas, wie Felix Philippi systematisch und bewußt einfangend. Eine Analyse seiner Stücke zeige deutlich, wie er mit dieser Knallerbsentechnik langsam seine dramatischen Explosionen vorbereite, wie all seine Wirkungen nur von außen kämen, mit äußeren Mitteln aus äußerlichen Überlegungen angelegt seien.

Feststellungen dieser Art — so oft sie gemacht worden sind — gehen von einer völligen Verkennung der Grundvoraussetzungen aus. Diese Behauptungen würden zutreffen, wenn Sudermann nicht eben von Hause aus ein absolut dramatisch bestimmtes Temperament wäre, wenn nicht die Anlage seiner Dramen ganz einfach der inneren Anlage seines Lebens, seinem eigenen inneren Tempo entspräche. Sudermann ist wirklich einer der ganz seltenen Fälle eines ursprünglichen dramatischen Temperaments, ein Mann, der ganz von selbst dauernd innerlich in Szenen lebt, der Leben überhaupt nur unter der Form des Dramas mit dramatischer Spannung, dramatischem Dialog

auffassen und darstellen kann. Wenn Sudermann ein Drama schreibt, sagen wir, wie ‚Johannisfeuer' oder wie ‚Das Glück im Winkel', so lebt er im Schreiben die dramatische Spannung seiner Szenen und Akte vollkommen mit. Was man Technik bei ihm nennt, kommt nicht aus der Überlegung, sondern aus dem Blut, ist nichts weiter als Selbstdarstellung der dramatischen Romantik, die rein aus Anlage in diesem Manne steckt. Sudermann ist durchaus nicht der bloße Macher: er konstruiert seine Szenen nicht, baut sie durchaus nicht technisch mit kühler Überlegenheit auf; seine Arbeiten werden nur darum technisch so richtig, weil er selbst dramatisch richtig lebt. Er gehört zu den seltenen Menschen, deren Temperament sich von vornherein in dramatischer Zielstrebigkeit auswirken muß."

Sozialistische Monatshefte. XXXIII, 2. (Berlin.) Einen eigentümlichen Verjüngungsprozeß in Maximilian Harden, den dann freilich der Tod nicht zum Austrag kommen ließ, erkennt Julius Kaliski:

„Die bis zum Jahr 1922 fortgesetzt ausgegebene ‚Zukunft' erbrachte von Heft zu Heft den Beweis, daß sie jünger geworden war, wie ihr Herausgeber selbst, der Schritt für Schritt wirklich jungen politischen Boden fand. Er schloß nicht, wie sonst alle unsere Intellektuellen, seine Augen vor der bolschewistischen Praxis. Von dem überstürzt begrüßten Wilsonismus kam er Schritt für Schritt zurück. Lloyd Georges Schiedsrichterrolle und die Ziele britischer Politik hatte er mit all der Schärfe, die ihm eigen war, erfaßt. Mit wacher Objektivität zeigte er die von allen sich deutschfreundlich gebärdenden Parteigängern Englands geschmähte Politik Frankreichs und vor allem die Poincarés in Dokumenten, die man in anderen deutschen Publikationen gar nicht oder nicht ohne Entstellung zu finden vermochte. Er wuchs in die Politik hinein, die die Einigung des europäischen Kontinents zur Grundlage, die Verständigung Deutschlands und Frankreichs zur ersten Voraussetzung, die wirtschaftsimperiale Gestaltung der Welt im Sinn des Weltsozialismus zum Ziel hat. Er war dort zu finden, wo für das neue Deutschland in einem neuen Europa gelebt und gearbeitet wurde. So sahen ihn die Teilnehmer der Aufbauabende der Gesellschaft der Freunde der Sozialistischen Monatshefte die Forderungen der kontinentaleuropäischen Politik vertreten, und als er sich entschloß, das Wiedererscheinen seiner ‚Zukunft' vorzubereiten, stand es fest, daß er dem neuen Deutschland vieles Neue sagen und geben würde.

Erfüllt von einer richtigen Idee, wurde Maximilian Harden jetzt größer und stärker als in den Tagen, in denen er als der erste Publizist Deutschlands galt. Sein Gang bis zum Ende zeigte den Sieg der Sache über die Einzelperson und gab ihm dadurch erst eine neue schaffende Zukunft."

Reclam Universum. XXXXIV, 5. (Leipzig.) Ein Bild von Robert Walters Schaffen entwirft Wilhelm Vogelpohl:

„Neben dem ansehnlichen dichterischen Vermögen verfügt Robert Walter über eine erstaunlich rege Phantasie und über einen nie ruhenden Beobachtungsdrang. Man braucht daraufhin nur seine Romane zu untersuchen. Wer Menschen darstellen kann, so echt und erdverbunden, der muß selber der Natur nahegeblieben sein. Der entdeckt ihre Geheimnisse auf allen Wegen, der kennt und liebt die Pflanzen und Tiere ebenso wie die Menschen. Daraus erklärt sich die Fülle und Farbe des Gegenständlichen in den Werken des Dichters. Landschaften und Stimmungen werden mit den sparsamsten Mitteln sicher festgehalten. Nichts ist geredet oder bloß gedacht. Alles ist Gestalt geworden. Dabei kommt ihm seine Meisterschaft in der Behandlung der Sprache zu Hilfe. Er speist und verjüngt seinen Wortschatz immer aufs neue aus dem erfrischenden Born der Volkssprache, aus der Sprache der Bauern und aller einfachen Leute, die heute noch unliterarisch reden. Trotz alles Naturhaften ist die Sprache des Dichters voll Geist und Seele und in sorgfältiger künstlerischer Feinarbeit gefügt. Mit wohltuender Sicherheit meistert er die Form jeder dichterischen Gattung, die Kurzerzählung, den Roman, das Drama. Und was von ihm an Gedichten bekannt geworden ist (Dudelsack, Geige und Ziegenhorn. Nachdichtungen polnischer Volkslieder), deutet klar auf das Ziel hin, dem er auf diesem Felde zustrebt: liedmäßige, ganz bildhafte Darstellung des Erlebnisses."

Neue Schweizer Rundschau. XX, 11. (Zürich.) In die Bedeutung des schriftstellerischen Werks des Preisträgers Charles Ferdinand Ramuz gewährt Edouard Blaser Einblick:

„Was er will und woran er seine beste Kraft setzt, ist, dem heimatlichen Leben in seinen Werken, unbeschadet des allgemein Menschlichen, die Lokalfarbe und den urtümlichen Erdgeschmack zu bewahren. ‚Wenn eines Tages', erklärt er auf der letzten Seite von Raison d'être, ‚dieses Wenige zustande kommt, daß ein Buch existiert — oder gar bloß ein Kapitel, ein einziger Satz — das nur bei uns geschrieben werden konnte, weil seine Kurve der Schweifung eines bestimmten Hügelkamms oder sein Rhythmus dem Wellenschlag des auf dem Geröll eines schönen Gestades irgendwo zwischen Cully und Saint-Saphorin brandenden

Genfer Sees angepaßt ist, so fühle ich mich gerechtfertigt.'
Diesen Sündenerlaß (‚Absolution'), den Ramuz erst von der Nachwelt zu erwarten scheint, dürfte jeder Schweizer bereit sein, ihm von vornherein zu erteilen, der an ihn ohne Voreingenommenheit, mit einfacher Hingabe an seinen Zauber herantritt. Will man ihn genießen, so muß man alle verstandesmäßigen Einwände, die bei der ersten Berührung mit dieser primitiven Kunst dem intellektualistisch verbildeten modernen Leser aufsteigen, beiseite lassen. Dem allein, der sich so weit überwinden kann, erschließt Ramuz die letzten Schätze seiner Bücher, von denen man unter dieser Bedingung tatsächlich das Gefühl hat, daß sie nur in der Westschweiz entstehen und einzig von ihm herstammen konnten, weniger wegen des Stils, der nachahmbar ist, als wegen des undefinierbaren, urwüchsigen Duftes, der einen jeden, der am Ufer des Genfer Sees gelebt hat, so eigenartig anheimelt.
Man kann sich fragen, wo die seltene Ausdruckskraft dieser schlichten Werke eigentlich herrührt, über denen die meisten Berufskritiker mit überlegener Miene den Stab schon deswegen zu brechen sich bemüßigt fühlen, weil ‚sie schlecht geschrieben sind'? Diese Fähigkeit, eine zugleich physische und seelische Atmosphäre zu schaffen, von der jeder Gegenstand und jede Begebenheit die ihnen wesentliche Färbung erhalten, hängt bei Ramuz in erster Linie mit einer hervorragenden Beobachtungsschärfe zusammen. Zweitens beruht sie auf den besonderen Eigenschaften seiner Sprache, namentlich auf seinem langsamen Beschreibungsverfahren, welches das Bild allmählich aus der Häufung trefflich gewählter, einander ergänzender und verbessernder Einzelzüge von Retusche zu Retusche zu einem Ganzen erstehen läßt, das von zwingender Wirkung ist. Dies ist aber zum Teil noch äußerlich. Die Ursache muß tiefer liegen, denn die Sprache ist nur ein Gewand, ein Ausdruck. Wie kommt es im Grunde genommen, daß, wenn wir Ramuz lesen, wir sofort bis ins Innerste ergriffen werden, warum fühlen wir uns, der befremdenden Schreibart ungeachtet, mit Poesie überflutet und gleichsam in eine pantheistische Stimmung versetzt, als wären auch wir mit der waadtländischen Erde eins geworden? Einfach weil der Dichter so konsequent zu den Dingen zurückgekehrt ist, daß er sich mit ihnen identifiziert. Ihm sind sie keine Objekte mehr. Er beschreibt sie nicht von außen. Er projiziert sie von innen heraus. Auch faßt er sie nicht begrifflich auf, sondern sein Schauen ist ein intuitives Erlebnis, das sich auf den Leser überträgt. Dieses Land, diese Winzer ist er selbst. Ihr Leben hat er zu dem seinigen gemacht, und er macht es auch zu dem unserigen, indem er es aus der an Zeit und Raum gebundenen materiellen Welt durch das Symbol ins Geistige hebt."

* * *

„Goethes Westöstlicher Diwan." Von Paul Fechter (Die Brücke II, 11. Berlin).
„Goethes Religion." Von E. H. (Die Christliche Welt XLI, 21. Gotha).
„Hier irrt Goethe." Von Emil Ludwig (Die Weltbühne XXIII, 44. Berlin).
„Goethes Führung." VII. Von Eilhard Erich Pauls (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 11. Frankfurt a. M.).
„Dem Andenken Heinrich von Kleists." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart LXIV, 1. München).
„Gedenk-Rede auf Kleist." Von Richard Benz (Masken XXI, 5. Düsseldorf).
„Die Frau bei Kleist." Von Curt Elwenspoek (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 90).
„Heinrich von Kleist als Urbild des Dramatikers." Von Hellmuth Falkenfeld (ebenda).
„Nachruhm." I. Kleist und das Ausland. II. Jud Süß. Von Walter Heynen (Preußische Jahrbücher CCX, 2. Berlin).
„Ein unbekannter Brief Heinrich von Kleists." Zum 150. Geburtstag des Dichters veröffentlicht. Von Paul Hoffmann (Velhagen & Klasings Monatshefte XLII, Bielefeld).
„Tragödie der Männlichkeit." Zu Heinrich von Kleists Geburtstag. Von Wilhelm Michel (Masken XXI, 3. Düsseldorf).
„Wilhelm Hauff." Von Walter von Hauff (Der Türmer XXX, 2. Stuttgart).
„Der Dichter des Lichtenstein." Zum 100. Todestag von Wilhelm Hauff. Von Walter von Hauff (Deutsche Monatshefte III, 11. Berlin).
„Eine Erinnerung an Hauff." Von Ernst Lissauer (Reclams Universum XLIV, 7. Leipzig).
„Zu Wilhelm Hauffs 100. Todestag." Von Werner Schendell (Die Literarische Welt III, 46. Berlin).
„Franz Stelzhamer." Von Eduard Castle (Radio IV, 9. Wien).
„Friedrich Armand Strubberg (1806–1889)." Von Kurt Schubert (Volk und Scholle V, 11. Frankfurt a. M.).
„Theodor Fontanes politische Anschauungen." Von Hermann Haß (Deutsches Volkstum IX, 11. Hamburg).
„Theodor Althaus und Malwida von Meysenbug." Von Bertha Schleicher (Der Türmer XXX, 2. Stuttgart).
„Wilhelm Heinrich Riehl." Zum dreißigsten Todestag. Von Arthur Fischer-Colbrie (Blätter für Kunst und Schrifttum I, 2. Leoben).
„Das geistig-politische Erbe Lagardes." Von Hermann Rinn (Der Kunstwart XLI, 2. München).
„Paul de Lagarde." Zu seinem 100. Geburtstag. Von Ernst Ludwig Schellenberg (Westermanns Monatshefte LXXII, 855. Braunschweig).
„Paul de Lagarde." Von Paul Schrecker (Die Literarische Welt III, 44. Berlin).
„Nietzsche und die Nachkriegsgeneration." Von Henri Lichtenberger (Nord und Süd L, 7. Berlin).
„Friedrich Nietzsche und Italien." Von Luigi Valli (ebenda).
„Vom Werden der Lönsschen Tierdichtung." Von Wilhelm Deimann (Markwart III, 8. Hannover).
„Ludwig Thoma in seinen Briefen." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum IX, 11. Hamburg).

„In memoriam Herman George Scheffauer.“ Von O. L. (Das Tagebuch VIII, 43. Berlin).
„Der letzte Theaterkritiker“ [Alfred Klaar]. Von Stefan Großmann (Das Tagebuch VIII, 46. Berlin).
„Harden.“ Von Kurt Tucholsky (Die Weltbühne XXIII, 45. Berlin).
„Maximilian Harden.“ Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt III, 45. Berlin).
„Gerhart Hauptmann und Else Lasker-Schüler.“ Von Harry Kahn (Die Weltbühne XXIII, 43. Berlin).
„Gerhart Hauptmanns Soll und Haben.“ Von Erich Lilienthal (Der Deutschen-Spiegel IV, 46. Berlin).
„Wie ‚Hanneles Himmelfahrt‘ entstand.“ Von Hans von Hülsen (Reclams Universum XLIV, 6. Leipzig).
„Über Hermann Stehr.“ Von Karl Röttger (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 8. Oliva).
„Hermann Sudermann.“ Von Curt Elwenspoek (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 80).
„Sudermann ante portas.“ Von Emil Lind (Der Neue Weg LVI, 21. Berlin).
„Barlachs Dramen.“ Versuch einer Sinndeutung. Von Eugen Rüther (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 11. Frankfurt a. M.).
„Thomas Manns ‚Tod in Venedig‘.“ Von Marianne Thalmann (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 9/10. Heidelberg).
„Otto Wirz.“ Zu seinem 50. Geburtstag. Von Frank Thieß (Deutsche Rundschau LIV, 2. Berlin).
„Egon von Kapherr als Jagdschriftsteller und Tierdichter.“ Zu seinem 50. Geburtstag. Von Adolf Glupe (St. Hubertus — Der Heger XLV, 43. Cöthen).
„Egon von Kapherr zum 50. Geburtstag.“ Von Adolf Glupe (Markwart III, 8. Hannover).
„Alfred Döblin: Arzt und Dichter.“ (Die Literarische Welt III, 43. Berlin.)
„Gedanken zu Leo Weismantels jüngstem Schaffen.“ Von Josef Bergenthal (Literarischer Handweiser LXIV, 2. Freiburg i. B.).
„Des Dichters Aufgang [Kotzde].“ Von Curt Haller (Blätter der Wilhelm Kotzde-Gemeinde 1927, 1. Stuttgart).
„Das Lied vom Gral.“ [Kotzde.] Von Ernst Bublitz (ebenda).
„Carl Bulcke.“ Von Paul Wittko (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 8. Oliva).
„Der Dichter Rudolf Pannwitz.“ Von Paul Wegwitz (Die Horen IV, 2. Berlin).
„Begegnung mit Rudolf Pannwitz.“ Von Kurt Liebmann (ebenda).
„Rudolf Maria Holzapfel.“ (Die Brücke II, 11. Berlin).
„Der Dichter Alfred Brust.“ Von Max Rich. Mothes (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 8. Oliva).
„Ein Roman der Kriegsgeneration [Otto Brües: ‚Jupp Brand‘].“ Von Heinrich Zillich (Klingsor IV, 11. Kronstadt).
„Von Hans Friedrich Bluncks neuen Büchern.“ Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum IX, 11. Hamburg).
„Zu Hans Friedrich Blunks Brasilienroman.“ Ein Brief des Dichters und sein Echo (Das deutsche Gesicht I, 4. Jena).
„Friedrich Griese.“ Von Ernst Metelmann (Die schöne Literatur XXVIII, 11. Leipzig).
„Das Werk Franz Lüdtkes.“ Von Alfred Petrow (Die Brücke II, 11. Berlin).
„Erwin Stranik.“ Von Edmund Klenow (Österreich-Deutschland IV, 11. Berlin).
„Walter Gutkelch-Heft.“ (Der Junge Kreis III, 2. Berlin).
„Ina Seidel.“ Von Eva Keßler (Der Kunstwart XLI, 2. München).
„Margarete Weinhandl.“ Von Josef Rudolf Woworsky (Blätter für Kunst und Schrifttum I, 2. Leoben).

* * *

„Lawrence.“ Von C. v. O. (Die Weltbühne XXIII, 46. Berlin).
„G. K. Chesterton.“ Von André Maurois (Die Weltbühne XXIII, 44. Berlin).
„Ulysses.“ [James Joyce.] Von Peter Panter (Die Weltbühne XXIII, 47. Berlin).
„Sinclair Lewis.“ Von Upton Sinclair (Die Weltbühne XXIII, 46. Berlin).
„Streifzug durch die jüngste englische Prosa.“ Von Karl Arns (Literarischer Handweiser LXIV, 2. Freiburg i. B.).
„Edgar Dacqué.“ Von Adolf Koelsch (Der Lesezirkel XV, 2. Zürich).
„Der Dichter Fleuron.“ Von Kurt Münzer (Das deutsche Gesicht I, 4. Jena).
„Die natürlichen Grundlagen der französischen Kultur.“ Von Ernst Robert Curtius (Nord und Süd L, 6. Berlin).
„Wesenszüge der französischen Kultur.“ Von Ernst Robert Curtius (Neue Schweizer Rundschau XX, 11. Zürich).
„Französische Literaturgeschichte und vergleichende Literaturbetrachtung.“ Von Eduard von Jan (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 9/10. Heidelberg).
„Molière.“ Von Walther Küchler (Radio IV, 8. Wien).
„Das Tragische im Werk von C. F. Ramuz.“ Von Karl Weller (Neue Schweizer Rundschau XX, 11. Zürich).
„Arturo Farinelli.“ Von Pietro Pizzo (Der Lesezirkel XV, 2. Zürich).
„Briefwechsel über Mussolini.“ Von Bernard Shaw und Friedrich Adler (Das Tagebuch VIII, 44. Berlin).
„Georg Brandes.“ Von Harald Skalberg (Hochland XXV, 2. München).
„Ein neues Werk von Sigrid Undset [Olav Audunssön].“ Von Ernst Alker (Literarischer Handweiser LXIV, 2. Freiburg i. B.).
„Die polnische schöne Literatur der Nachkriegszeit.“ Von Otto Forst-Battaglia (Jahrbücher für Kultur und Geschichte der Slawen III, 3. Breslau).
„Petr Bezruč.“ Zum 60. Geburtstag. Von E. Rippl (Slawistische Schulblätter I, 2/3. Prag).

* * *

„Politisches Drama.“ Von Julius Bab (Tat und Wille 1927, 2. Heilbronn).
„Der Rechtsgedanke im modernen Drama.“ Von Herrnritt (Deutsche Juristen-Zeitung XXXII, 21. Berlin).
„Der Einfluß des Films auf die Technik des heutigen Dramas.“ Von Walther Landgrebe (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 93).
„Der Besitz der Bühne.“ Von Max Mell (Der Kunstwart LXIV, 1. München).
„Das Theater als Fest.“ Von Wilhelm von Scholz (Die Horen IV, 2. Berlin).

* * *

„Das deutsche Studentenlied.“ Von Michael Birkenbihl (Velhagen & Klasings Monatshefte XLII, 3. Bielefeld).

„Betrachtungen zur Vorgeschichtsforschung." Von Hans Friedrich Blunck (Deutsches Volkstum IX, 11. Hamburg).

„Vom Sinn der Autobiographie." Von Rudolf Borchardt (Neue Schweizer Rundschau XX, 11. Zürich).

„Die erotische Emanzipation." Von Otto Flake (Die Neue Rundschau XXXVIII, 11. Berlin).

„Deutsche Geistesart." Von W. Hellpach (Nord und Süd L, 7. Berlin).

„Presse und politische Kultur." Von Kurt Hiller (Tat und Wille 1927, 1. Heilbronn).

„Mehr Formgefühl!" Von Bernd Isemann (Die schöne Literatur XXVIII, 11. Leipzig).

„Die territoriale Entfaltung des Buchhandels in der Republik Österreich." Von Carl Junker (Minerva-Zeitschrift III, 10. Berlin).

„Kulturproblem und Totalitätsideal." Zur Entwicklung der Problemstellung von Rousseau zu Schiller. Von Wolfgang Liepe (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 11. Leipzig).

„Das katholische Bildungsideal." Von Wilhelm Moock (Hochland XXV, 2. München).

„Zur sogenannten katholischen Literaturkrise." Von Fr. Muckermann (Stimmen der Zeit LVIII, 2. Freiburg i. B.).

„Die Legenden der drei Lebenden und der drei Toten und die Darstellung des Totentanzes im Mittelalter." Von Hermann Nasse (Blätter für Kunst und Schrifttum I, 2. Leoben).

„West-Östliche Literaturbrücken." Von Waldemar Oehlke (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 9/10. Heidelberg).

„Weltliteratur." Von Erwin H. Rainalter (Radio IV, 6. Wien).

„Vom Abenteurerroman." Von Frank Thieß (Die Neue Rundschau XXXVIII, 11. Berlin).

„Zeitungsromane." Von Gregers Werle (Das Tagebuch VIII, 44. Berlin).

„Sudetendeutsches Dichterland." Von Hans Zuchhold (Der Türmer XXX, 2. Stuttgart).

Echo der Bühnen

Hamburg

1.

„Die Petroleuminseln." Ein Stück in drei Akten (17 Bildern). Von Lion Feuchtwanger. (Uraufführung im Deutschen Schauspielhaus am 31. Oktober 1927.)

Der Stoff, den er selbst bereits in seinem Margarete Maultasch-Roman behandelt hat — die bedeutende, aber häßliche Frau und das Leben —, greift Feuchtwanger hier wieder auf, um ihn zu einem modernen Unterhaltungsstück auszumünzen. Heldin ist eine Petroleumkönigin auf einer Insel im Stillen Ozean, Gegenspielerin eine schöne, aber oberflächliche Frau. Um diese zwei die ganze — zugleich phantastische und realistische Romantik der modernen, großkapitalistischen Gesellschaft. Summen, deren bloße Nennung auf den Zuhörer berauschend wirkt. Schiebungen größten Stils. Kuli-Einwanderung. Finanzielle Transaktionen Sowjet-Rußlands. Nächtlicher Autowettkampf. Polizei-Affären. Und in diesem Trubel die „Affin", die häßliche, reiche, energische Frau, die in der Liebe zu kurz kommt, aber in der Finanzwelt Siegerin bleibt. Wie das modern gedacht ist, wurde es auch modern aufgezogen. In einer Form, die dem Film abgelauscht ist und ihn zugleich persifliert, und in einer Sprache, die an die Novellen der heutigen Magazine erinnert. Was der famose „Garragan" als Roman, das sind „Die Petroleuminseln" als Theaterstück. Frech, aber interessant.

2.

„Revolte auf Höhe 3018." Volksstück in vier Akten (fünf Bildern). Von Ödön von Horvath. (Uraufführung in den Hamburger Kammerspielen am 4. November 1927.)

Ein Stück, das noch keins ist. Allenfalls eine Studie. Vielleicht eine Talentprobe. Aber jedenfalls ohne Spur einer persönlichen Note des Autors. Kein Kriegsstück, sondern eine soziale Angelegenheit aus der Nachkriegszeit. Episode aus einem Bahnbau im Hochgebirg. Hier Kapitalismus, hier Handarbeit. Dazwischen — falsch gesehen — der Ingenieur, der geistige Arbeiter, der das Großkapital braucht, um seine Ideen ausführen zu können. Das Problem, das hier tatsächlich liegt, ist dem Autor noch nicht aufgegangen. Er stellt den Ingenieur einfach gegen die Handarbeiter und läßt diese beiden Parteien aneinander zugrunde gehen. Eine geschlossene Handlung hat er nicht zustande gebracht. Jedes Bild an sich ist geschickt gemacht. Aber was geredet wird, ist nicht eigenes Gedankenergebnis, sondern Lesefrucht, angelesen aus Büchern und mehr noch aus Zeitungen. Ein rührend unfertiges Jugendwerk.

Carl Müller-Rastatt

Chemnitz

„Die Entkleidung des Antonio Carossa." Von Rolf Lauckner. (Uraufführung im Stadttheater am 13. Dezember 1927.)

Rolf Lauckner beweist in dieser Komödie, der er einen konziseren Schluß gegeben hat, seine ausgesprochene

Komödienbegabung: er lächelt über die Gebrechen der Welt und zeigt in einem Hohlspiegel ihre tragischen Hintergründe. Wir erblicken das Doppelgesicht der Verirrungen und Verwirrungen unserer Zeit. Wie in früheren Stücken — „Apostel Paulus" ist der nächste Verwandte „Antonio Carossas" — läßt Lauckner die Prosa zuweilen in Verse übergehen. Aber die latenten und ausgeprägten Jamben sind in diesem Stück nicht den Szenen unterlegte Melodie, die Szenen steigernder Rhythmus — nur der Held spricht gelegentlich in Jamben: Komödiant noch vor sich selbst. Vorhandene Romanphrasen sind nicht stehengebliebene Sorglosigkeiten, Mangel an geschliffener Wortkunst, sondern kitschiger Wortschatz einer Gesellschaft, die innerlich so verlogen ist, daß sie zu echten Gefühlsausbrüchen sich aufzuschwingen nicht mehr fähig ist. Von zwei Frauen ausgehalten, Spieler, Münzfälscher, Erpresser, steht Professor Antonio Carossa, recte Anton Wagner, am Schluß entkleidet vor uns — und ist die stärkere Energie im Kampf zweier heuchlerischen Kräfte. Hier wird mit dichterischen Mitteln ein Sittengemälde der Zeit dargestellt, dessen nahezu geschlossene Gestaltung über die dramatischen Versuche hinausgeht, den Tatsachengehalt der Zeit im sachlich-berichtenden Umriß festzuhalten. Es ist Aufgabe der Regie, der Stilschwankungen zwischen subtilsten Kammerspielmitteln und kompakteren Possenscherzen, zwischen fünf Akten Theater und epischen Impressionen, Herr zu werden, den Ausgleich zwischen Realismus und Phantastik zu finden. Lutz Weltmann

Frankfurt a. M.

„William Penn." Schauspiel in fünf Akten. Von Alfons Paquet. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 12. November 1927.)

Alfons Paquet, der Weltwanderer und Friedensmann, trifft in der Gestalt des großen Quäkers William Penn sein eigenes Herz — als wär's ein Stück von ihm. Penn gründet drüben in Amerika ein Land, das von Europens Militär und Diplomatie verschont sein soll. Aber in England hat man wenig Sinn für dieses koloniale Utopia, und auch unter den Bürgern der neuen Welt denkt nicht jeder so friedlich, daß dem guten Penn alle Sorgen der Staatskunst erspart blieben. Gerade von diesen Hemmungen der Friedenspolitik soll das Drama handeln und eine zeitgemäße Parallele aufzeigen. Aber Paquet verkleidet seine szenische Biographie mit soviel Kostüm und läßt sie in einer so verklungenen Sprache reden, daß das Zeitgemäße nicht mehr spürbar wird. Penn kommt mit seiner Gutmütigkeit nur ungern vor die Rampe, redet viel zu wenig, wo's drauf ankommt; und handelt überhaupt nicht. Es ist viel Rührendes um die Gestalt; aber Verhaltenheit von Kraft und Sprache ist keine Theatereigenschaft. Auch das Nebenpersonal von Königen, Lords, Bischöfen, Damen und Indianerhäuptlingen belebt die Szene nur äußerlich und bemüht sich weder um Spannung noch Steigerung. Paquet kann sonst mehr. Bernhard Diebold

Bochum

„Der Kronprinz." Drama in fünf Akten. Von Arthur Ernst Rutra. (Uraufführung im Stadttheater am 3. November 1927. Als Buch erschienen im Chronos-Verlag, Stuttgart.)

Rutra will in seiner Tragödie eingestandenermaßen Erkenntnisse der letzten Jahre Gestalt werden lassen. Er setzt sich mit dem Problem der Staatsform auseinander, insbesondere mit Monarchie und Demokratie. Sein Stück ist zeitgemäß, es spielt nicht „in einem Lande, das den Krieg verloren hat", sondern „in einem Deutschland, das den Weltkrieg verloren hat". Der König, der sein altes Amt von keines Menschen Gnade haben will und der sein Leben als Denkmal von Stein lebt und das größere im Herzen seiner Untertanen wie seiner Familie zerstört hat, die Königin, die nie Königin gewesen ist und sich ihm nie innerlich verbunden fühlte, wecken peinliche Erinnerungen.

All seine Gestalten zeichnet Rutra angeblich mit überparteilicher Gerechtigkeit. Auch in der Frage, ob Monarchie oder Demokratie, sucht er jeder Partei gerecht zu werden. Mit dem Herzen steht er aber von vornherein zum Kronprinzen, der zunächst eine Art Volkskönigtum vertritt. Er ist die am sympathischsten geschilderte Figur, er kennt keine andere Majestät als den Dienst am Volke, er ist aber seiner Zeit vorausgeeilt, er kann von den Schatten der Vergangenheit nicht loskommen, daher legt er sein Amt in die Hände der Volksbeauftragten zurück und bittet sie, dem Volk, das er liebt und das ihn liebt, die neue Souveränität der Republik zu verkünden. Er steht zwischen den Republikanern, den lauter gesinnten Führern des Volks, und den Verfechtern der Tradition und der Dynastie. Von diesen ist Graf Potter die am markantesten gezeichnete Gestalt, ihn erfüllt nur der Gedanke an die geheiligte Majestät des Königs, er erkennt die sogenannte Menschlichkeit und ihre Gesetze nicht an, er ist nicht wie der Kronprinz ein Mann der Übergangszeit, er lebt nur in der Vergangenheit. Aber er ist ein Mann der Tat. Er läßt den Matrosentrupp gegen das Schloß vordringen, um seinen König den Soldatentod sterben zu lassen, und stirbt selbst den sinnlosen Tod

für die Idee des Mittelalters, indem er sich in die feindlichen Bajonette stürzt.
Diese beiden Fakta sind innerlich nicht begründet, sie scheinen bloße Zufälligkeiten, die die Handlung vorwärtstreiben oder irgendwie zum Abschluß bringen sollen. Abgesehen davon ist das Drama recht bühnenwirksam aufgebaut, obwohl die Handlung streckenweise ersetzt wird durch kluge und ausgeklügelte Disputationen, die weniger an das Herz als an den Intellekt appellieren. Rutra ist eher ein gescheiter und geschickter Dialektiker als ein Dichter, dessen Eigenerlebnis uns überzeugt und mitfortreißt. Karl Arns

Köln

1.

„Der kleine Bucklige." Eine Burleske in einem Akt (fünf Bildern). Von Gustav Halm. (Uraufführung am 19. November 1927 im Kölner Kammerspielhaus.)

Gustav Halm hat sich als Märchendichter einen Namen gemacht. Seine Eigenart ist ein feiner Humor, verbunden mit einer unverkennbaren Vorliebe für das Orientalische. Allerdings ist sein Orient der besondere des Westeuropäers und zumeist nur Vorwand für ungehinderte dichterische Freiheit. Zu der in Frage stehenden Burleske hat Halm den Stoff aus Tausendundeiner Nacht genommen. Ein verfressener Schneider lädt, um seinen erlahmenden Appetit zu beleben, den Buckligen zu Gast und stopft ihn dann mit Fischen so voll, daß er wie ein Toter liegen bleibt. Aus Furcht vor Strafe bringt er den Leichnam vor die Tür des Arztes. Der stößt beim Verlassen des Hauses den Buckligen die Treppe hinunter und ist der Meinung, er habe ihn getötet. Um der Strafe zu entgehn, bringt er den Buckligen zum Pastetenbäcker, der im Glauben einen langgesuchten Dieb vor sich zu haben, ihn erschlägt. Der schon dreimal Getötete wird nun vor dem Basar ausgesetzt, und ein harmloser Schreiber gerät über die Teilnahmlosigkeit des Scheintoten an seiner Kunst so in Erregung, daß er ihn noch einmal tötet, und darüber verhaftet wird. Vor Gericht erscheinen nun nacheinander die Mörder. Jeder von ihnen wird verurteilt und wieder freigesprochen, bis durch Frauenzank die Wahrheit ans Licht kommt und der Tote zum Leben erweckt wird.
Trotz mancherlei Witzigem, das Halm in diese Handlung verwoben hat, kann man bezweifeln, ob sich dieser Stoff zu einer Burleske eignet. Zumal auf der Bühne ermüdet er durch die Variation desselben Grundthemas in vier Bildern, zu denen das fünfte Bild nicht eine entsprechend kräftige Pointe bildet. Das Ganze ist ein anspruchsloses aber gefälliges Stückchen.

2.

„Todes Tanz." Ein Bühnenspiel. Von Eduard Reinacher. (Uraufführung 19. November 1927, Köln. Kammerspielhaus.)

Die ergreifende Größe mittelalterlicher Totentänze ist in der Einfachheit der Mittel begründet, durch die eine an sich primitive Kunstform der Allegorie zuweilen ins Monumentale gesteigert wird.
Eduard Reinacher ist eine zu komplizierte Dichterpersönlichkeit, als daß seine Lyrik durch die Simplizität des Szenischen eines Totentanzes eine Steigerung ins Monumentale erfahren könnte. Bei ihm steht vielmehr die Einfachheit des Szenischen zu der Versponnenheit und Versonnenheit der Verse in einem die Gesamtheit störenden Gegensatz. Er umkleidet das alte Motiv, daß der Tod alle Menschen, ob reich ob arm, ob hoch ob niedrig, in sein dunkles Reich holt, mit dem ganzen Reichtum seiner formschönen Lyrik, die schließlich über die Köpfe der Zuschauer hinweggesprochen wird. Für das Spiel auf der Bühne bleibt daher sehr wenig, wenn er sich auch bemüht, dem vielgestaltigen Tod zeitnahe Gewandung zu geben. Aber wenn auch der Tod einmal als Dirne dem reichen Mann erscheint, oder wenn er zu dem Kinoherrn herantritt, — nirgendwo ist ein entscheidender Schritt getan, die Allegorie in das Symbolische zu steigern, oder die Identität von Tod und Leben zu einer Umwandlung des alten Totentanzmotivs zu benutzen. Daher bleibt diesem Bühnenspiel die Möglichkeit, zu erschüttern, versagt, und das Szenische ist eher eine Belastung als eine Steigerung des Dichterischen an diesem Werk.

3.

„Der Judas von Tirol." Ein Volksschauspiel. Von Karl Schönherr. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus. 26. November 1927.)

Dieses Werk Schönherrs hat seine Geschichte: Es stammt aus dem Jahre 1895 und hätte damals schon im Theater an der Wien seine Uraufführung erleben sollen. Aber es kam anders. Das Manuskript blieb liegen und wurde auch nicht zurückgesandt. Aus dem Theaterarchiv fand es den Weg in die österreichische Nationalbibliothek. Dort wurde es von einem Privatdozenten aufgefunden, und nach zweiunddreißig Jahren unterzog Schönherr diese frühe Arbeit einer Durchsicht und Verbesserung.
Aber das Eigenartigste an der Geschichte dieses Werks: Es wird nicht in Wien aufgeführt, sondern in Köln am Rhein: Warum? Weil Köln einen Intendanten hat, der vorher in Graz Leiter des Theaters war. Dazu kommen die starken Beziehungen, die gerade Köln zu Österreich hat, der katholische Rhein zu der

ebenso katholischen Donau. Wenn diese Uraufführung nur den persönlichen Beziehungen des Intendanten Modes zu danken ist, so fügt sie sich doch nicht ganz unbedeutsam als Glied in die Reihe der Beziehungen ein, die sich vom Rhein zur Donau spinnen, und die mehrfach in öffentlichen Kundgebungen zum Ausdruck kamen.

Schönherrs Volksspiel entnimmt den Stoff der Geschichte des tiroler Volkshelden Andreas Hofer. Der Judas von Tirol ist der Knecht Raffl, der den Sandwirt ebenso verrät, wie der biblische Judas den Meister verraten hat, dessen Rolle in einem Passionsspiel zu übernehmen, ihn der Hochmut der freien tiroler Bauern zwingt. Raffl wollte den Christus spielen, aber diese Rolle kommt nur einem Großbauern zu, wie die Maria nur von der Tochter des Kreuzwirts gespielt werden darf. Während des Streites um die Verteilung der Rollen trommeln die Franzosen aus, daß auf den Kopf des Andreas Hofer eine Belohnung von zweihundert Golddukaten ausgesetzt worden ist. Da erwacht in Raffl der Gedanke, daß er sich von diesem Gelde ein Bauerngut kaufen kann und dann mit einem Schlage den übermütigen und selbstbewußten Bauern gesellschaftlich gleichgestellt wäre. Raffl, von den Bauern gezwungen, den Verräter zu spielen, wird wirklich zum Verräter an dem tiroler Volkshelden. Für drei Akte ist der Stoff zu dünn, denn nach dem ersten Akt ist der Verrat schon entschieden, wenn auch noch nicht ausgeführt. Die an sich einfache Handlung erfährt keine weiteren Komplikationen, zumal der Gegenspieler, die tiroler Herrenbauern, von Anfang an so starr gezeichnet sind, daß keine Wandlung mehr möglich ist. Die tragische Isolierung des Helden ist bereits im ersten Akt durch die sozialen Unterschiede gegeben. Infolgedessen können die folgenden Akte nur erklärend, aber nicht entwickelnd wirken. Sie zeigen wie der gespielte Verrat zum wirklichen werden muß unter den gegebenen Verhältnissen.

In der Bewegtheit seiner Massenszenen, deren Einzelpersonen kräftig und nicht ohne Humor und Verständnis für die Primitivität der Landbevölkerung charakterisiert sind, bietet das Stück gediegenes handfestes Theater, ohne daß die dramatische Linie einem starken und durchaus eindeutigen Abschluß zugeführt würde. Andreas Hofer bildet den unsichtbaren Hintergrund, gewissermaßen den nicht in Aktion tretenden Gegenspieler, dessen Bedeutung Schönherr am stärksten theatralisch auswertet, wenn im dritten Akt die Fackeln der Franzosen an der Bergleite aufleuchten und schließlich der gefangene Sandwirt von den Franzosen dem Zuschauer unsichtbar im Schein derselben Fackeln ins Tal hinabgebracht wird. Paul Bourfeind

Lübeck

„Wallenstein und Ferdinand II." Tragödie in 5 Akten. Von Paul Gurk. (Uraufführung im Stadttheater am 30. November 1927.)

Es will und soll kein Anti-Schiller sein! Gurk gestaltet ganz einfach geistige, gedankliche Spannungen. Hier Wallenstein (kurz vor seinem Ende): der geniale Kerl, der die Welt in der Hand hält, der die Königskrone mit kühlem Herzen beiseite schieben kann, dem aber alles daran liegt, Deutschland den Frieden zu schaffen, damit es nicht länger die „Hure unter den Völkern" sei. In der anderen Schicht des Dramas: der Kaiser Ferdinand, der an Wallenstein hängt, ihn verehrt, ihn beneidet, ihn liebt, der aber Krone und Kirche sichern muß, deren Vertreter es ihm leicht machen, den Ketzer fallen zu lassen. So ist die geistige Situation des Stücks: die Kräfte stoßen nicht unmittelbar gegeneinander, die Szenen laufen nebeneinander, der Kampf vollzieht sich, sozusagen, in der Atmosphäre. Unter der umfangreichen dramatischen Produktion dieses Paul Gurk (der 1921 den Kleist-Preis erhielt und in Berlin nur einmal gespielt worden ist) ist sein Wallenstein-Werk durch besonders klare, sichere Architektonik ausgezeichnet. Es ist aber im Grunde gar kein Wallenstein-Drama, sondern genau so sehr ein Ferdinand-Drama. (Hebbels „Dualismus des Rechts"!) Die Aufführung zog unwillkürlich den Akzent sehr stark auf Ferdinand; und das war nicht gegen den Dichter. Hans Knudsen

Meißen

„Narziß und Foningtunso." Tragikomödie in vier Akten. Von Alfred Grünewald. (Uraufführung im Meißner Stadttheater am 15. November 1927.)

Ein Stück brennende Philosophie auf die Bühne gezerrt und verschandelt. Es sollte die Tragikomödie des Geistes geschrieben werden, der Kampf des geistigen Menschen mit seiner Sehnsucht nach Reinheit und Schönheit in irdischer Gebundenheit, die mystische Verstricktheit zwischen Ästhetik und Ethik. Aber der kühne Wurf blieb im Wollen stecken. Als Versinnlichung der Idee Platos schuf der Verfasser die beiden Hauptträger des Stücks, Narziß und Foningtunso, und als Gegenspielerin eine verflachte Kundrygestalt, die in ihrem vertierten Triebe widerlich wirkt, ohne daß mit dieser Zeichnung im Gegenspiel die Idee der Reinheit des Geistes plastischer erschiene. Foningtunso, eine Neuauflage einer verzerrten Thersitesgestalt, häßlich, tierhaft, wird als Träger des Guten und Schönen dargestellt, dessen besseres Ich von den Kräften seiner Sehnsucht nach dem blonden Knaben Narziß auch in

entstellender Hülle aufleuchten soll, als Symbol alles menschlichen Seins; Narziß, der fünfzehnjährige Knabe, als verkörpertes Idol aus Platos Sehnsucht, als das „Projektionsphänomen" des besseren Ichs Foningtunsos. Diese Weisheit empfängt man aber nicht aus dem Geschehen auf der Bühne, sondern aus einer dem Programm beigefügten Einführung. Unangenehm berührt das verworrene ungeschlechtliche Gefasel, der dürftig unterdrückte naturwidrige Brunstschrei. Eine Tragikomödie der Unzulänglichkeiten. Die Grundidee ist schon ohne dramatische Lebenskraft, sie wird durch das Wortgeplätscher, das weder dramatische Impulse noch lyrische Vorzüge aufweist, verwässert. Armer Plato, dessen Schönheitsidol man hier versuchte, sinnfällig auf die Bühne zu zerren! Das ethische Wollen entschuldigt nicht bei diesem Unvermögen den Mißbrauch an der Kunst. Johannes Reichelt

Breslau

„Grenadier Felsing." Schauspiel in drei Akten. Von Ernst Geyer. (Uraufführung im Thalia-Theater am 5. November 1927.)

Ein Nach-Hinkemann sozusagen. Das Geyersche Schauspiel hat nämlich das physiologische Grundmotiv seines tragikomischen Ehekonflikts mit Ernst Tollers „Hinkemann" gemeinsam. Geyer selbst weist in etlichen Anmerkungen zu seinem Schaffen auf diesen „merkwürdigen Doppelfall der Ereignisse" hin, der ihn genötigt habe, sein Stück bis jetzt zurückzuhalten. Warum er es nicht noch länger, ja überhaupt zurückgehalten hat, da doch die bewußte „gleiche Voraussetzung" in ihrer ersten „Hinkemann"-Ausgabe viel zu viel Staub aufgewirbelt hat, um heute schon vergessen zu sein, sagt Geyer nicht. Dem Theater wäre jedenfalls nichts Wichtiges entgangen, wenn er seine Arbeit für immer in der Schublade bewahrt hätte.

Grenadier oder vielmehr Feldwebel Felsing ist ein Leidensgefährte Hinkemanns aus friderizianischer Zeit. Durch den Bauchschuß eines Österreichers hat er in der Affäre bei Burkersdorf sein Geschlecht eingebüßt und lebt seither mit seiner jungen, vollblütigen Frau in gezwungen platonischer, dennoch scheinbar glücklicher Ehe. Ein mißgünstiger Kamerad plaudert eines Tages das bittere Geheimnis aus. Um den Schwätzer vor der Garnison Potsdam Lügen zu strafen, will Felsing unbedingt ein Kind von seiner Frau haben, und da sie es von ihm nicht empfangen kann, so verweist er sie dieserhalb an einen strammen Unteroffizier von den Gardedukorps. Frau Felsing pariert gar nicht ungern Order, sie trifft sofort Anstalten zur Beschaffung des lebendigen Dementis. Anstatt aber über die prompte Erfüllung seines Wunsches zu frohlocken, kriegt es plötzlich der offenbar stark konfuse Feldwebel mit rasender Eifersucht. Er kopiert den Othello nach allen Regeln alter Theaterkunst und sticht endlich den doch von ihm selbst bestellten „Räuber seiner Ehre" über den Haufen, worauf nach ein paar salbungsvollen Schlußworten eines ständig betrunkenen Garnisonspfarrers (der „komischen" Figur der Tragödie) der Vorhang fällt.

In jenen bereits zitierten Eigenbemerkungen über sein Schaffen behauptet Geyer noch, sein Stück sei ein „Kind unserer mit Horrido vorüberrasenden Zeit", obwohl der große Friedrich seinen Schatten über die Ereignisse werfe. Ein doppelter Irrtum des Autors. Sein Stück rast nicht vorüber, sondern schleicht gemächlich einher, gehemmt von allerhand erzählenden Einschiebseln, und Friedrich wird zwar oft von seinen getreuen Unteroffizieren respektvoll erwähnt, wirft aber nicht die Spur seines großen Schattens auf die kleinen Ereignisse. Was sollte er wohl auch mit dem rein persönlichen Ehepech eines seiner vielen Feldwebel oder gar mit der törichten Art, wie der Mann es sich selbst eingerührt hat, zu schaffen haben? Allenfalls hätte Friedrich hinterher zu den Akten des Kriminalfalles Felsing in Variation einer seiner bekanntesten Marginalnoten bemerkt: Der Kerl muß zum Train.

Erich Freund

Echo des Auslands

Russischer Brief

Die sowjetrussische Literatur findet immer noch lebhafte Aufmerksamkeit. Die Frage ist wohlberechtigt: was hat eine Dichtung, die auf derart umgewälztem Boden sprießt, Ungeahntes zu sagen? Es gibt Gläubige, die a priori erklären, Rußland bringe die beste Literatur hervor, weil es die beste Revolution der Welt durchgemacht habe. Die Tatsachen zwingen indessen auch diese Parteigänger (Woronskij, Ljeschnjew), mit aller Schärfe gegen den nackten Schematismus und Nationalismus, die Farblosigkeit der Gestaltung, die Aufdringlichkeit der Tendenz, die Liebedienerei und „verlogene Ideologie", das unheilvolle Cliquentreiben, die sich in dieser Literatur breit machen, zu Felde zu ziehen.

Allerdings macht sich allmählich ein Wandel bemerkbar. Gleich den Frühlingsgrashalmen, die aus den Stein-

fugen des Stadtpflasters, allem menschlichen Widerstand zum Trotz hervordringen, von denen Tolstoj in den ersten Zeilen der „Auferstehung" erzählt, so bricht in der russischen Literatur aufs neue unbezwingbar die Seele hervor. Auch im materialistischen Rußland erwacht der Drang nach künstlerischem Erleben und Gestalten, nach psychologischer Vertiefung, nach vollem Menschensein. Man lauscht nicht nur auf die Parteithesen, sondern, wenn auch erst schüchtern und verstohlen, auf die eigene Phantasie. Man strebt nicht nur, die Errungenschaften und Mißstände des revolutionären Betriebs zu registrieren, sondern auch die Menschen zu ergründen, die das Leben erleben und schaffen. Die Literatur (auch die Lyrik) wagt es wieder, lyrisch zu sein. —

Die bedeutendste Erscheinung des letzten Jahres ist der neue Roman Leonid Leonows „Der Dieb". Leonow weicht der Aktualität nicht aus, er ist Realist. Aber er sucht bewußt nicht den vergänglichen, sondern den zeitlosen, den „nackten" Menschen. Seine Begrenztheit liegt jedoch darin, daß er die hüllenlose Wirklichkeit von vornherein durch das Prisma Dostojewskijscher Phantasie und Psychologie schaut. Er ist Epigone, wenn auch seine Variationen echt und persönlich klingen. Die Hauptgestalten seines Romans sind: ein gewesener Kommunist und Sowjetkämpfer, der, teils aus Not, teils aus Auflehnung gegen die Nepwendung, ein hervorragender Einbrecher geworden ist, eine innerlich zerrissene Kraftnatur; allerdings wird die Natur dieser, die Umwelt faszinierenden Kraft, sowie die Ursache ihrer unlösbaren Wirrnis nicht deutlich. Eine Frau aus dem Geschlecht der „infernalischen", tragischen Gestalten Dostojewskijs ist mit seinem Schicksal in hassender Liebe verflochten. Sein Gegenspiel ist ein Vertreter der erstarkenden Schicht der Sowjetkapitalisten, zielbewußt, skrupellos, siegesgewiß. Dann ist ein verkommenes Überbleibsel der untergegangenen vorrevolutionären Oberschicht da (eine der gelungensten Figuren) und vielleicht die eigenste Phantasieschöpfung Leonows: ein Sonderling und Träumer mit dem Aufleuchten einer unbestimmten Religiosität auf den selbstlosen Zügen, gleichsam die unverwüstliche Seele des alten, unvergänglichen Rußlands. Fast alle Gestalten mehr oder minder umrißlos, schattenhaft („die Menschen sind nur die Schatten dessen, was sie in sich tragen", heißt es einmal im Roman). Diese Verschwommenheit wird noch dadurch gesteigert, daß Leonow zugleich mit seinen Romanhelden auch den Dichter einführt, der diese Gestalten beschreibt. Der fingierte Autor verkehrt mit seinen Modellen, greift in ihre Schicksale ein, beobachtet und verwandelt sie in seiner Einbildung.

Eine Entwicklungsgeschichte der russischen Gesellschaft der letzten Jahrzehnte scheint das umfassende Schaffensziel Maxim Gorkijs zu sein. Diesmal ist es eine Biographie der geistigen Kulturschicht (der sog. Intelligenz) der letzten vierzig Jahre („Das Leben des Klim Ssamgin"). Wie gewöhnlich, räsonieren seine Helden unmäßig und meist in aphoristisch zugespitzten Sprüchen. Selbst psychologisch interessante Situationen und Charaktere werden dadurch meist starr, erdacht, unpsychologisch. So auch die an sich beachtenswerte Schilderung der Kindheit eines zur künstlich aufgebauschten Selbsteinschätzung erzogenen Knaben.

Eine verwandte Aufgabe stellte sich auch Konstantin Fedin in seinem, in der „Swesda" erscheinenden Roman „Die Brüder" (in Gelehrten- und Künstlerkreisen des vorrevolutionären Petersburg handelnd), und auch hier ist es das Werden eines Knaben, eines begabten Musikers, das dichterisch hervorragt. Es sind viele bildhafte Stellen im Roman, man spürt wohltuend die Freude des Dichters am reinen Gestalten, und begreift es, daß er sich bewußt gegen die herrschende Tendenzkunst sträubt. Aber auch er gibt nicht wirkliche Seelenzustände und Entfaltungen überzeugend wieder (diese einst spezifisch russische Fähigkeit hat wie so vieles andere stark gelitten), sondern rankt oft ermüdende Gedankengespinste um einen nicht immer vorhandenen oder gezeigten Erlebniskern; es ist weniger Psychologie als ein Psychologisieren. Und auch bei ihm ist jenes innerlich Verkrampfte, Unfreie, das der natur-, poesie- und seelenfeindlichen Richtung der herrschenden Geistesrichtung entspringt. — Viel Beachtung hatte auch Fedins frühere Erzählung „Transvaal" gefunden, die in straffer, anschaulicher Weise einen von der herrschenden Zerfahrenheit abstechenden, dem Wiederaufbau zielbewußt zugewandten Kulturpionier schildert. Es wurde dem Dichter mehrfach übelgenommen, daß er diese Rolle nicht einem Kommunisten, sondern einem fremdstammigen „Unternehmer" überwiesen hat.

Verhältnismäßig frei von der erwähnten inneren Eingeengtheit ist der gleichfalls historisch rückschauende Roman M. Prischwins „Die Zauberkette". Prischwin gehört zur älteren Generation der „Mitläufer" (der nicht parteigebundenen Schriftsteller), und hat sich als feinsinniger Ethnograph und Naturdarsteller hervorgetan. Auch in diesem, stark autobiographischen Werk ist er weniger freigestaltender Dichter als Erzähler von Erlebtem und Erträumtem. Denn es ist gerade die traumhafte Versponnenheit und Spinnlust, die Wunderstimmung, der Geheimnishauch der Kindes- und Jünglingsseele, die ihn vorzugsweise fesseln und die er, manchmal freilich etwas vag und

weitschweifig, wiederzugeben sucht: für sowjetrussische Verhältnisse lauter unzeitgemäße, ja ominöse Dinge. Aber auch bei Prischwin ist es, bezeichnend genug, keineswegs schöpferische Beschwingung, die diese Stimmungen ausströmen. Vielmehr geben sie sich als dumpfes Sehnen, als unerklärlicher Druck kund: die Welt erscheint von einer feindseligen, unheimlichen Zaubergewalt gebannt und gekettet, und rat- und rastlos sucht die Seele nach erlösenden Feenarmen, nach der verlorenen Einheit von Natur und Mensch. Zu den gelungensten Stellen gehört die abenteuerliche Fahrt zweier Knaben, die ausgerissen sind, um in Asien unentdeckte Länder zu erforschen.

Pilnajk sucht seit einiger Zeit seine Stoffe auf einer Reise im Fernen Osten. Es ist immer noch viel gewollt Bizarres, erklügelt Primitives in seiner Denk- und Schreibweise. Aber hie und da gelingt es ihm (z. B. in der zentralasiatischen Erzählung „Das große Herz"), einen erotischen Natureindruck plastisch zu veranschaulichen.

Daß auch die russische Intelligenz vor der Revolution innerlich von Fäulnis ergriffen war, ist bekanntlich ein Kardinalsatz der bolschewistischen Doktrin. Um dies gleichsam zu demonstrieren, versucht Andrej Belyj, selbst ein prominenter Vertreter dieser Schicht, in einem Roman „Der moskauer Sonderling", die alten Professorenkreise Moskaus mit beträchtlicher Sachkenntnis, manchmal allzu porträtmäßig, im ganzen ins Groteske verzerrt, zu schildern.

Ein neuer Name ist Fadjejew, dessen Erstlingswerk „Die Zertrümmerung" den jungen Autor rasch bekannt machte. Dem Vorwurf nach ist es eine der früher häufigen Erzählungen aus dem Bürgerkriege, mit den obligaten haltlosen bourgeoisen Intelligenzlern, unsicheren Bauern und stählern-pflichttreuen, heroisierten Bolschewisten. Nichtsdestoweniger wird diese Erzählung nachgerade als (in der proletarischen Literatur) epochemachend gefeiert, weil hier zum erstenmal die Helden nicht wie sonst schemenhaft, sondern wie wirkliche Menschen sich benehmen. Diese „Vermenschlichung" nun, mag sie objektiv auch noch so minimal sein, erreichte Fadjejew vorzüglich dadurch, daß er in sehr auffallender Weise die Darstellungsmethode Tolstojs nachahmt, und seine Helden unablässig einen analytischen psychologischen Spiegel sich vorhalten läßt. Und schon diese Imitation bedeutet tatsächlich einen Fortschritt, der gegen den bisherigen krassen Schematismus und „Finalismus" vorteilhaft absticht.

Auch Katajews „Defraudanten" haben nicht allein wegen der brennenden Aktualität des Themas so viel Interesse erweckt, sondern ebenfalls dank dem Bestreben des Autors, an die Dinge von innen heranzutreten, sie aus ihrer seelischen Beschaffenheit heraus zu erfassen. — Rein des Inhalts wegen erregte Malaschkins Erzählung „Der Mond von der rechten Seite" ungemeines Aufsehn, in welcher die erotische Verwilderung der Sowjetjugend mit restloser Offenheit beschrieben wird.

Ein höheres Niveau wahrt Ognjow in seiner aufschlußreichen Darstellung der tristen Verhältnisse in der „neuen" russischen Schule: „Das Tagebuch des Kostja Rjabzew". — Jewdokimows Roman „Glocken" bietet eine biedere Chronik der politischen Zustände ums Jahr 1905 mit besonderer Berücksichtigung der revolutionären Arbeiterbewegung. — Mehr dichterische Zwecke verfolgt hingegen Tynjanows „Der Tod des Vezier Muchtar", ein biographischer Roman aus dem Leben Gribojedows, des Autors der berühmten Komödie „Verstand bringt Leiden"; man wird zuweilen recht stark an Vorbilder wie Kolbenheyer erinnert.

Ilja Ehrenburg gab einen neuen Roman heraus: „Im Prototschnyj Pereulok". Wie immer bei diesem Autor, ein Gemisch von scharfer, boshafter Beobachtung, Sentimentalität und Skepsis. Gestreift werden sämtliche Schichten des heutigen Rußlands: verängstigtgierige neue Kapitalisten, Kommunisten, Fetzen der alten Lebensordnung, ein enthusiastischer, hingebungsdurstiger, armer, buckliger Geiger, der die sumpfige Niederung der geschilderten Lumpenproletariergasse verklärt, und dann die tragischen Blüten dieses Sumpfes, die verwahrlosten Kinder. Für die Grundstimmung des Autors ist das lyrische Intermezzo bezeichnend, das die Schilderung der ziellosen, marterreichen Wanderungen dieser unglücklichen Wesen krönt: „Und mich dünkte, es sei Rußland, das ebenso kindhaft und verwahrlost dahinschreitet, heimlos, von niemandem liebkost, von niemandem betreut — ein Land wie ein Kind, das schon alles durchkostete, immer weiter hinauswandernd auf der heißen, öden Straße, mitten durch fremde Ähren, fremden Reichtum. Und man vermag es kaum zu fragen: wird es, wird es sein Ziel erreichen?"

Der schweren Lage der hochqualifizierten, gebildeten Fachleute, von denen der Aufbau abhängt, mitten unter verwilderten, arbeitsscheuen, allem Höheren feindlich gesinnten Arbeitern und kommunistischen Bureaukraten, ist Bibiks Erzählung „Neubayern" gewidmet. — Gladkow streift in der Erzählung „Trunkene Sonne" viele aktuelle Tagesfragen der herrschenden Kommunistenschicht; im Mittelpunkt steht das Rowdytum der Jugend, sowie der Kampf gewisser edlerer Regungen gegen eingewurzelte bolschewistische Vorurteile. — Den Zusammenstoß „individualistischer" und „kollektivistischer" Regungen schildert auch Loginow-

Ljessnjak in „Steppenherden". — Viel gelesen wird Weressajews Buch über „Puschkin im Leben", eine reichhaltige Zusammenstellung zeitgenössischer Berichte. Auch Bruchstücke eigener Erinnerungen gab Weressajew heraus. Von Stanisslawskij, dem Schöpfer des künstlerischen Theaters in Moskau, liegt ein interessantes Memoirenbuch „Mein Leben in der Kunst" vor. — Unter den neuen, sogenannten „proletarischen" Lyrikern tritt immer mehr Jossif Utkin hervor, dem eine wärmere, farbenreichere lyrische Ader nachgerühmt wird.

Eine wertvolle Bereicherung brachte die Auffindung und Veröffentlichung einer hinterlassenen Erzählung Nikolaj Tolstojs, des 37jährig gestorbenen älteren Bruders des Grafen Lew Nikolajewitsch („Der Grenzhüter"). Das um 1850 herum entstandene, leider unvollendet gebliebene Werk schildert Natur und Sitten des Kaukasus, dessen Unterjochung gerade damals betrieben wurde. Es lehnt sich bewußt an die damals viel gelesenen amerikanischen Geschichten Fenimor Coopers an, überrascht jedoch durch ungewöhnliche Naturfrische, prächtige Tierschilderungen, Anschaulichkeit und psychologische Feinheit. Es berührt sich in manchem mit den etwas später entstandenen „Kosaken" des berühmten jüngeren Tolstoj, und hält künstlerisch den Vergleich damit aus. Wladimir Astrow

Südafrikanischer Brief

Bevor ich über die wertvollsten Neuerscheinungen, soweit sie mir zur Verfügung standen, spreche, sei es mir erlaubt, einige aufklärende Worte über den Begriff „afrikanische Kultur" zum besseren Verständnis der Lage Südafrikas voranzuschicken.

Der Begriff „Afrikaanse kultuur" drängt sich, obwohl noch jungen Datums, in der letzten Zeit mehr und mehr in den Vordergrund. Wenn wir von afrikanischer Kultur reden, so liegt darin der Begriff „Afrikaner" enthalten und hat somit mit dem, was gewöhnlich unter Afrika als geographischer Begriff oder mit Eingeborenenrassen verstanden wird, nicht das geringste zu tun. Afrikaner ist jemand von „dietsche", d. h. von niederländischer Abstammung, im breitesten Sinne des Wortes, also von europäischer Herkunft, der nur Südafrika als sein Vaterland betrachtet und für den das Land am Kap der Guten Hoffnung Alpha und Omega seiner Vaterlandsliebe darstellt. Die Kultur dieser Afrikaner heißt „afrikaans", d. i. er besitzt eine geistige Entwicklung, dem dietschen Boden entsprossen und den afrikanischen Zuständen vollständig angepaßt. Diese afrikanische Kultur bildet eine in sich abgeschlossene Einheit mit ihren besonderen Kennzeichen, z. B. auf dem Gebiete der Kunst, Gesellschaft, Literatur, Musik, den bildenden Künsten, Volkssitten und Gebräuchen, wie auch weiter auf dem der Religion und der Wissenschaft.

Es ist nicht zu leugnen, daß Südafrika bereits eine derartige afrikanische Kultur besitzt, die weder englisch noch niederländisch ist. Ich verweise in erster Linie auf die literarischen Erzeugnisse, worüber ich in verschiedenen Briefen bereits an dieser Stelle zu berichten Gelegenheit hatte, Erzeugnisse afrikanischen Bodens, die nirgend anderswo in der Welt hätten entstanden sein können. So z. B. die Gedichte „Die Vlakte" und „Die Ossewa" von J. F. E. Celliers, so die Kunstmalerei von Pierneef und Vollschenk, weiter die plastische Kunst von A. van Wouw, dem Schöpfer des Frauenmonumentes in Bloemfontein. Auch die Religion und die „Platteland", d. h. Flachlandgesellschaft, haben sich dem Lande vollkommen angepaßt. Weiter beginnt das afrikanische Schauspiel, seinen Kinderjahren zu entwachsen. Die Vorstellungen der Künstlertruppe P. de Groot wirkten in diesem Jahr überraschend. Auf dem Gebiet der Musik blüht hauptsächlich die Liederkomposition. Davon zeugt die „Groot Afrikaanse-Hollandse Liederbundel", 79 Lieder umfassend (Verlag De Bussy, Amsterdam). In den Universitätsstädten, hauptsächlich in Stellenbosch, tritt die Entwicklung einer spezifisch afrikanischen Wissenschaft auf kontinentaler Basis deutlich hervor, und hiermit haben wir die Quintessenz des ganzen Kultur- und Sprachenkampfes Südafrikas berührt. Wird in Südafrika die englisch-insuläre oder europäisch-kontinentale Kultur den Sieg davontragen?

Bis jetzt ist das soziale Leben noch nicht zu einem in sich abgeschlossenen Ganzen angelangt. Darum kann die Weiterentwicklung des südafrikanischen Volkes auch für uns Deutsche nicht unbeachtet bleiben. Vielmehr bin ich der Überzeugung, daß gerade die deutsche Kultur im breiteren Sinne des Wortes, d. h. nicht nach bestimmten nationalen Eigenschaften gemessen, in diesem noch im Wachsen und Werden begriffenen Volkstum Südafrikas eine bestimmende Rolle zu spielen vermag.

Einen Überblick über das Entstehen und Werden der südafrikanischen Sprachbewegung gibt uns das von dem afrikanischen Studentenbund herausgebrachte „Gedenkboek ter eere van die Genootskap van regte afrikaners 1875—1925" (Verlag Die Weste, Potschefstroom). Alles, was nur einen literarischen oder wissenschaftlichen Namen in dieser Bewegung besitzt, hat mit Beiträgen daran mitgearbeitet. Das Buch gibt in überraschender Weise ein Übermaß an Sach- und Fachkenntnissen und ist eine Schatzkammer für allerlei Informationen und ein Inventar des afrikanischen Kulturbesitzes.

Ein Blick in die jüngsten literarischen Erzeugnisse vermittelt die von Kritzinger herausgegebene Blütenlese „Ons jongste letterkunde“ (Verlag van Schaik, Pretoria). Sie umfaßt Auszüge aus dem Werk von fünfzehn südafrikanischen Schriftstellern nebst interessanten biographischen Einzelheiten und gibt, wenn auch nicht alle Autoren hier vertreten sind, ein gutes Bild der neuesten südafrikanischen Literatur aus den letzten fünf Jahren. Das Buch ist in erster Linie für Unterrichtszwecke gedacht.

Ein Standardwerk südafrikanischer Kultur ist zweifellos die Übersetzung der Bibel ins Holländisch-Afrikanische. Dies muß unbedingt als Bahnbrechendes betrachtet werden. Wie die damaligen Übersetzer der „Statenbijbel“ sehr viel aus früheren Übersetzungen geschöpft haben, so werden später die Bearbeiter der Afrikaansen Bibel aus diesem Werk schöpfen können. Wie die Bibelübertragung Luthers für das Hochdeutsche, so dürfte vielleicht diese Übersetzung die Grundbasis afrikaanser Sprache und Kultur werden.

Ein Werk von Bedeutung ist, wenn auch nicht von literarischem Wert, die erste afrikaanse Ausgabe des amtlichen Jahrbuches der Union Nr. 8. Bis jetzt erschien das Jahrbuch nur englisch und holländisch. Es war bestimmt keine leichte Aufgabe, die 1100 Seiten, worin die Fülle technischer Einzelheiten erscheint, zum erstenmal ins Afrikaans zu übertragen. Die südafrikanische Regierung Hertzogs zeigt hiermit ihre Entschlossenheit, der Parole: Gleichberechtigung der beiden Sprachen treu zu bleiben. In wenigen Monaten war die afrikaanse Auflage gänzlich vergriffen. Mit Spannung sieht das ganze afrikaans sprechende Volk ebenfalls der Vollendung der von der Regierung unterstützten Herausgabe des großen afrikaansen Lexikons entgegen. Die letzte Jahressitzung der südafrikanischen Akademie in Pretoria beschäftigte sich noch sehr eingehend damit.

Als neue Veröffentlichung dichterischen Charakters ist das Erstlingswerk von C. M. van den Heever „Stemmingsure“ (Verlag van Schaik, Pretoria) zu vermerken. Der Dichter ist im Hauptberuf Journalist, und zwar an der seit kürzerer Zeit gegründeten nationalistischen Zeitung „Die Volksblad“ in Bloemfontein tätig. Der Grundton dieser Erstlingsgedichte ist wehmütig und pessimistisch. Er beschäftigt sich gern mit den Rätseln des Todes und allem Vergänglichen dieser Erde. Er verrät ein dichterisches Gemüt und einen ganz eigenen Blick in das Leben. Doch werden die träumerischen Stimmungen bestimmt abebben, wenn einmal größere Erfahrungen seinen Gedichten einen volleren Klang und einen markigeren Inhalt verleihen.

Auf dem Gebiete der Prosa trat derselbe Schriftsteller mit einer umfangreichen Novelle „Op die plaas“ (Verlag Nat. Pers, Kapstadt), hervor. Schon der Titel besagt, daß es ein Griff in das heimatliche Leben ist. Die „Plaas“ ist die Farm. Die Schilderung ist etwas zu oberflächlich und das Ganze verliert an dramatischer Spannung dadurch, daß der Dichter sich zu gern in längere psychologische Ausführungen einläßt. Verdienstvolles findet sich trotzdem in diesem Erstlingswerk, hauptsächlich in den gut getroffenen und durchlebten Schilderungen des Farmlebens. Das dichterische Auge hat die Atmosphäre und die Farbensymphonie des Feldes in den wechselnden Jahreszeiten oft ganz überraschend gut erfaßt. Nur der Stil wird durch das etwas zu sehr ins Auge springende Suchen nach nicht spontan gefühlten Vergleichen verunziert.

Ein Roman ganz anderer Natur ist „Hy het sy merk gemaak“ von F. Postma (Verlag De Bussy, Pretoria). In diesem religiösen Roman steckt sehr viel Autobiographisches des Verfassers Prof. Postma, des jetzigen Rektors des Universitäts-Kolleges in Potschefstroom. Das Problem ist ungefähr folgendes: ist die junge afrikanische Kultur bereits in sich selbst stark genug, um ohne Nachteil einzelne ihrer Träger zu verlieren, und wird sie künftig stark genug sein, ähnlicher Abwanderung vorzubeugen, und mehr noch, fremde Elemente zu assimilieren? Daraus geht bereits deutlich hervor, daß wir es mit einem Tendenzroman zu tun haben, der das Problem der jetzigen afrikanischen Kultur als Faktor genommen, an der Hand einzelner Erlebnisse darstellt. Das Buch ist flott geschrieben in einem sehr freundlichen und von Humor durchsetzten Afrikaans. Tragik und Humor sind abwechselnd die Quintessenz des Ganzen. Dieser Roman ist in erster Linie vom ethischen und sozialen Standpunkt aus interessant. Die Tragik des Zusammenstoßes des aus dem Ausland importierten Unglaubens mit den konservativ religiösen Traditionen des Voortrekkergeschlechts ist eine ernste Botschaft an die Jugend Südafrikas und muß denn auch von diesem Standpunkt aus beurteilt werden.

Von dem bereits bekannten Jagdschriftsteller Sangiro (A. A. Pienaar) brachte die Nat. Pers, Kapstadt, einzelne Skizzen aus dem Leben der Diamantschürfer in Buchform heraus, „Diamantkoorts en twee fortuinsoekers“. Diese Skizzen erschienen früher in der Tageszeitung „Die Burger“, als der Verfasser noch als Berichterstatter für den Verlag tätig war. Sangiro behandelt in seiner bekannten fesselnden Art den Daseinskampf dieser unglücklichen weißen Schürfer mit seinen Erwartungen und seinen Katastrophen und legt hiermit den Finger auf eine sehr empfindliche Wunde des südafrikanischen sozialen Lebens.

Eine gut gelungene Jugenderzählung erschien von der Hand der Schriftstellerin Essie Malan „Deur 'n

geleende bril" (Verlag Nat. Pers). Literarische Ansprüche erhebt das Werk nicht. Es ist nützlicher Lesestoff für die Kinder in den Sonntagsnachmittagsstunden, in einem einfachen, jedoch fesselnden Stil geschrieben. Wenn die Schriftstellerin auch die afrikanische Sprache in ihren markanten Satzbildungen zu beherrschen versteht, ist es doch zu bedauern — und das gilt ebenfalls für viele andere Schriftsteller —, daß ihre Sprache viel zu stark von Anglizismen durchsetzt ist. Die wiederholten Warnungen, die von südafrikanischen Sprachgelehrten in den letzten Monaten, wie z. B. von Prof. Malherbe in seinen Vorträgen über südafrikanische Literatur in Stellenbosch an das junge Südafrika gerichtet wurden, sind sicher begründet und dürften nicht ohne Beachtung bleiben. Andererseits ist wieder für den Sprachforscher die Tatsache interessant, daß sogar das moderne Englisch vom Afrikanisch-Holländischen nicht unbeträchtlich im Wortschatz beeinflußt wurde.

In der Bücherserie „Almal sê boeke" des Verlags Nat. Pers, Kapstadt, der für billiges Geld volkstümliche Literatur verbreitet, erschienen „Korte verhale" von E. Serfontein. Hier verrät sich ein verdienstvoller Erzähler, obwohl der Inhalt nicht überall denselben literarischen Wert hat. „Onweershoogte" von M. E. Rothman bringt ein halbes Dutzend Erzählungen, die früher bereits in Zeitschriften erschienen. Sie sind flott geschrieben, ohne jedoch besondere Eigenschaften aufzuweisen. „Skaduwees van Nasaret" von C. J. Langenhoven ist um seiner Einleitung willen bereits interessant. Der Verfasser, ein polemisch-philosophisch veranlagter Dichter ist ohne Zweifel einer der vielseitigsten Autoren dieses neuen Kulturvolks.

Zum Schluß möchte ich noch auf ein paar Veröffentlichungen in englischer Sprache hinweisen.

Von P. W. Laidler erschien im Verlag Miller, Kapstadt, „The tavern of the Ocean". Das Buch ist eine soziale und historische Darstellung der Mutterstadt Südafrikas, Kapstadt. Es stellt die Entstehung und die Entwicklung dieses Eingangstores am Kap in einem geschlossenen und fließenden Stil dar und unterscheidet sich dadurch von den bereits zur Genüge vorhandenen Darstellungen der nackten geschichtlichen Tatsachen. Das Buch ist auch reich illustriert.

Zwei Veröffentlichungen, die vielleicht weniger in einen Bericht über die Literatur hineinpassen, jedoch in Anbetracht ihrer Aktualität trotzdem der Erwähnung wert sind, bilden die beiden Werke von Prof. Edg. Brookes, „History of native policy in South Africa" und „The political future in South Africa". Brookes ist einer der besten Kenner des südafrikanischen Landes und hat sich eingehend mit dessen vielen Problemen befaßt. Jeder, der sich über die innerpolitische Lage des Landes eingehend unterrichten will, wird an diesen Veröffentlichungen nicht vorbeigehen können.

Das erstere erscheint sogar bereits in der zweiten Auflage und liefert somit den Beweis, wie groß das Interesse an dem sehr brenzligen und akut gewordenen Problem der Eingeborenenrassen ist.

Südafrika steht noch immer in der Gärungs- und Entwicklungsperiode und wartet auf einen endgültigen Niederschlag seiner holländisch-afrikanischen Sprache. Vielleicht vermag die bevorstehende Bibelübersetzung ihn zu bringen. Vielleicht muß erst noch der große Dichter geboren werden, der die Volksseele zu fassen und sie zum Leben zu erwecken imstande ist, dieser Dichter-Denker, der Afrika seine bodenständige klassische Literatur schenkt und dadurch die endgültige Sprachform praktisch festlegt und die Spracheinheit schafft. Marc. Romeo Breyne

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Suite in Dur. Vier Erzählungen. Von Grethe Auer. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. Geb. M. 4,50.

Ihrer Sonderart nach kommen die hier vereinigten vier Erzählungen aus Menschlichem und zielen auf Menschliches hin. So liegt eine Art Ironie darin, wenn der musikalische Titel auf ein formales Spiel hinzudeuten scheint, während die musikalische Lebensgesinnung, aus der er kommt, durchaus in einer Auffassung der Musik beruht, der „Musik als intellektuelles Spiel" eine Lästerung bedeuten wird. Die Dichterin stellt ihre Erzählungen als vier Sätze einer Suite vor. Das Thema heißt: der Sinn des Leidens in der Menschenwelt. Die Abwandlungen gehen vom Allegro maestoso zum andante comodo, Scherzo und schließen mit einem Presto. Am Anfang steht ein durch Leiden demütig und gütig Gewordener, am Schluß eine durch unbekümmerte Lebenstüchtigkeit in Schuld Geratene, aber nach hingenommenem Leiden durch das Schicksal doch in ihrem Lebensweg Bestätigte — wobei als ungelöster Rest der leidende, aber nicht geläuterte Gegenstand jener Verschuldung zu bleiben scheint. Durch das ganze Buch hindurch spielt Frauliches eine Vorzugsrolle. In anziehender Weise werden Frauenrechte behandelt, sofern sie aus Frauennaturen abgeleitet sind. Der Verfasser dieses Berichts las die „Suite in Dur" zufällig unmittelbar nach Strindbergs „Schwarze Fahnen". So wenig beide Bücher als Kunstwerke unter gleichen Gesichtspunkten stehen, so interessant ist der Vergleich in bezug auf das während vier Jahrzehnten offenbar weit nach dem Kameradschaftlichen hin gereifte Verhältnis der Geschlechter, und in diesem Vergleich liegt wohl das schönste Daseinsrecht des Auerschen Buches angedeutet.

Köln Eduard Reinacher

Die ewige Scholle. Roman. Von Wilhelm Weigand. Berlin 1927, Horen-Verlag. 628 S.

Ein geborener Erzähler ist hier am Werk, der in wundervoller epischer Breite und glänzendem Stil ein Menschenschicksal aufrollt. Mit wenig Strichen sind die Gestalten gezeichnet, und doch stehen sie alle plastisch da, und in der großen Fülle der Personen ist nicht eine, und sei es die nebensächlichste, die nur flüchtig hingeworfen erschiene, nein, alle stehen sie in gleicher Klarheit da. Es geht um das Recht auf das Land, um das tiefeinschneidende Problem der Siedlung, wie es nach dem Kriege viele der besten von der Front heimkehrenden Männer packte, die plötzlich vor einem Nichts standen und die da glaubten, sich erst in inniger Verwurzelung mit der ewigen Scholle wiederfinden zu können. Damit verbindet der Dichter das Aufeinanderprallen einer bislang auf den Höhen wandelnden, allem werktätigen Leben fernstehenden Gesellschaftsklasse mit den aufstrebenden Geistern eines mit beiden Beinen im Leben stehenden Bürgertums und findet so Gelegenheit, sich mit politischen und geschichtsphilosophischen Fragen auseinanderzusetzen. Zugegeben, daß diese bisweilen in ziemlicher Länge erörtert werden und nicht immer ohne weiteres in Beziehung zum eigentlichen Roman stehen; aber was schadet es? Die Auslassungen sind so geistvoll, daß ich sie nicht missen möchte, und helfen dem an sich schon interessanten Werk neue, glänzende Lichter aufzusetzen. Daß um der Schilderung der nachrevolutionären Ereignisse in Bayern willen das Buch noch einen erheblichen kulturhistorischen Reiz hat, mag nebenbei gesagt werden.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Martin Overbeck. Der Roman eines reichen jungen Mannes. Von Felix Salten. Wien 1927, Paul Zsolnay. 293 S.

Ein Roman, in dem ein Lustspiel steckt, und der dialogisch durcherzählt ist wie ein helles, freundliches Theaterstück. Mit guten Menschen wie ein englischer Roman. Martin Overbeck, der Sohn des Millionärs, und das Fräulein Tine Schaffner, die Generalstochter in der Rettungsstation. Der dünne, schmächtige Maurer Peter Spieß, der oft berauscht ist, und Marie, sein kolossales Weib, das vor ihm zittert. Martin Overbeck soll Marta Pollheim, seine Jugendgespielin, heiraten. Aber er faßt eine Neigung für Tine Schaffner, drängt ihr sein Geld und seine Rosen auf, wird von ihrem flammenden Unwillen fortgewiesen, entschließt sich zu arbeiten, damit sie ihn achten kann, wird in der Landesbank, in der er sich um einen Posten bewirbt, als Sohn seines Vaters behandelt und flüchtet aus seiner weichen, privilegierten Existenz. Den Rest seines Eigentums schickt er dem Fräulein Schaffner für ihre Station. Nach ein paar Versuchen, die mißglücken, proletarisiert er sich, er wird Schwerarbeiter am Frachtenbahnhof, haut den starken Max nieder, besäuft sich, als Tine ihn noch nicht ernst nimmt, noch immer ablehnt, zerquetscht sich mit einer Kiste die Hand, wird von dem braven Peter Spieß, seinem Samariter, beherbergt und bricht aus Dankbarkeit für Peter, der einen Blutsturz hat und kuriert werden soll, in seine eigenen Millionärszimmer ein, holt seine Schmucksachen. Kicks, der Schäferhund, der seine Spur entdeckt, ist der Rin-tin-tin der Geschichte und der Versöhner. Nicht allzu überraschend; denn man weiß, daß man dem Optimismus des kleinen Romans vertrauen kann und seiner heiteren, temperierten Menschenliebe.

Berlin — Paul Wiegler

Der Roman meines Lebens. Von Adam Müller-Guttenbrunn. Aus dem Nachlaß zusammengestellt von seinem Sohn. Mit 16 Abbildungen. Leipzig 1927, L. Staackmann. 322 S. M. 5,– (7,50).

Wenn es sich hier nur um das handelte, was der Schriftsteller Müller-Guttenbrunn von sich zu erzählen hat, könnte man das Buch als eine der allzu vielen, belanglosen Memoiren ruhig beiseite legen. Müller-Guttenbrunn tauchte in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Kielwasser der „Realisten" auf und wurde von M. G. Conrad zuerst in der „Gesellschaft" vorgestellt. Seine Dramen blieben erfolglos. Dann erwarb er sich im Alter mit Romanen aus seiner deutsch-ungarischen Heimat einiges Ansehn und ein leidliches Auskommen. Dazwischen liegt sein beklagenswertes Schicksal als Theatergründer und Theaterdirektor, und dieses kann auch weitere Kreise interessieren; denn es ist in mancher Hinsicht lehrreich und macht zugleich mit den politischen und künstlerischen Verhältnissen unter der nun schon sagenhaft gewordenen Ära Lueger vertraut. Müller-Guttenbrunn gründete, nachdem er sich als Volksbildungsmann und Feuilletonist der „Deutschen Zeitung" in Wien eine Gemeinde geworben hatte, das Raimundtheater und leitete es anfangs offenbar nicht ohne Geschick. Wie und von wem er bald hinausgedrängt wurde, ist lesenswert. Seine Verehrer, die Antisemiten, verschafften ihm dann das neue „Kaiser-Jubiläumstheater", eine ausgesprochene Parteigründung. Der brave Müller-Guttenbrunn — ein anständiger Charakter und aufrichtiger Kunstfreund ist er zeitlebens gewesen — konnte sich hier erst recht nicht halten, da er sich weigern mußte, sich für die minderwertigen Parteidramatiker einzusetzen. Eine Zeitlang war er bei allen Parteien derart unten durch, daß kein Blatt mehr einen Beitrag von ihm nahm und er mit seiner Familie in schwere wirtschaftliche Not geriet. All diese Fakta sind pietätvoll und sorgfältig, oft bis ins Kleinliche, von seinem Sohn aus Tagebuchblättern und Briefen zusammengestellt worden; Ehrungen, die dem patriotischen Deutschungarn an seinem 70. Geburtstag von seinen Gesinnungsgenossen und engeren Landsleuten zuteil wurden, sind mit Genugtuung verzeichnet und im Bilde festgehalten.

Dresden — Kurt Martens

Der Topf der Maulwürfe. Von Georg von der Gabelentz. Leipzig 1927, L. Staackmann. 195 S. M. 3,– (4,50)

Der unmögliche und sinnwidrige Titel läßt nicht ahnen, daß es sich um fünf, teils phantastische, teils grausame Geschichten handelt, die ebenso verschieden im Wert wie im Vorwurf sind, bald in der deutschen Gegenwart, bald im mittelalterlichen Deutschland, Italien oder Spanien spielen und mich am ehesten an die „Legenden" des Deutschspaniers Henry Becquer erinnern. Auf die Erzählung „Opfer" hätte man gern verzichtet; sie fällt tief ab gegen „Leonardos Bild" oder „Juan Castillo". (In dieser Novelle gibt von der Gabelentz übrigens an, daß die berühmte Grabschrift „Hic jacet pulvis, cinis et nihil" auf dem Grabmal des Erzbischofs Portocarrero stünde. Ich glaube durch Suarèz zu wissen, daß sie die von Don Juan erdachte Grabschrift sei.)

Berlin — J. E. Poritzky

Spiel am Ufer. Roman. Von Rudolf Huch. Ebenhausen bei München 1927, W. Langewiesche-Brandt. 161 S.

Ein Zweiunddreißigjähriger, Überzüchteter ist in das Verhältnis zu seiner jungen Stiefmutter verstrickt. Die Mög-

lichkeiten, sein Liebesleben als Mann aufzubauen, zerlösen sich in der Säurewirkung des an Spaltungen des Ich erkrankten Intellekts. Der Mutterkomplex wirkt dabei in verschiedenen Masken mit — das Bild einer mittelalterlichen Römerin, die der Justiz zum Opfer fiel, weil sie den blutschänderisch sie verfolgenden Vater getötet hatte; das Bild der „Hausfrau", die neben Pellkartoffeln und Hering her von hohen Stunden spricht. Auch das Spiel mit dem Stern-Aberglauben wird der Selbstzerstörung dienstbar, deren Tendenz ist: „zurück in den Mutterleib!" Das lange hingezögerte und, da es kommt, wieder nicht durchgehaltene, sondern unter Angstvorstellungen fahrengelassene Erlebnis führt zur Katastrophe. Die Geliebte wird von einem Nebenbuhler ermordet. Nervlicher Zusammenbruch; Heilanstalt. Beschluß, zu „Mamie" zurückzugehn. Ersatz für die männliche Bestimmung und Aufgabe wird der Entschluß, die Verwaltung des Erbgutes zu übernehmen. — Das Buch ist geschrieben als Briefwechsel zwischen Stiefsohn und Stiefmutter. Knapp zusammengehalten, hochintellektuell, dramatisch. Man liest es in einem Zuge, bleibt lange damit beschäftigt, sinnt über die Möglichkeiten des Falls — und erwartet schließlich vom Verfasser einen zweiten Band, der den Neu-Aufbau seines unserer Zeit so nahen, leidenden Helden nachweise.

Köln a. Rh. — Eduard Reinacher

Hexenkessel. Roman. Von Rudolph Stratz. Berlin 1927, August Scherl G. m. b. H. 301 S. M. 3,50 (5,50).

Rudolph Stratz ist in seiner erzählerischen Eigenart längst bekannt und gewürdigt. Man weiß, daß er ein seltenes Talent besitzt, spannende Situationen zu erfinden und sie lebendig darzustellen; man weiß auch, daß es ihm weniger gegeben ist, die Handlungen seiner Personen psychologisch zu vertiefen und dem besonderen Fall durch künstlerische Gestaltung allgemeine Gültigkeit zu verleihen. Sein neuestes Buch wird also kaum Überraschungen bringen. Immerhin muß man feststellen, daß Stratz es sich diesmal leichter gemacht hat als sonst, daß er mit viel gröberen Mitteln arbeitet. Möglicherweise hat sein Stoff ihn verführt. Denn der „Hexenkessel", das ist das Berlin der Inflationszeit, und zwar nicht sowohl die Stadt des verzweifelten deutschen Bürgertums, als der Zufluchtsort russischer Emigranten aller Schattierungen — vom Sowjetemissär bis zum Weißgardisten. In diesem Milieu hat man vielleicht nur mit Revolver, Dolch und Messer, mit Briefunterschlagungen, falschen Pässen, Kabalen und Intrigen auskommen können. Hoffentlich kehrt Stratz von diesem Ausflug ins Gebiet des reinen Kriminalromans zur Schilderung von Gesellschaftsschichten zurück, die auch mit etwas weniger grellen Farben gemalt werden können.

Charlottenburg — Ludwig Fürst

Komm mit, Kamerad! Roman. Von Rudolf Haas. Leipzig 1927, L. Staackmann. 240 S.

Haas schildert in seinem neuen Roman abenteuerfrohe Erlebnisse der Wanderschaft durch deutsches Land.

Der Held des Buchs geht abseitige Wege, die nicht am Strang der Eisenbahnen und Städte liegen, dort, wo man echte, biedere, aus der Heimaterde gewachsene Menschen findet. Er liebt versteckte Täler, einsame Gehöfte, die so lieblich ins Wiesental hineingebettet sind, als wären sie blank aus einer nürnberger Spielwarenschachtel gekommen.

Die Heimatglocken, die von je am schönsten klingen, wenn die Heimat in Gefahr oder verloren ist, werden hier für die wackeren Südtiroler gezogen. Man müßte kein Deutscher sein, wollte man diesen Glocken nicht gern lauschen, sprechen sie doch von dem guten Kampf, den unsere Volksgenossen auf tirolischem Boden für die Erhaltung ihres Deutschtums, für die Sicherung ihres Besitzes führen. In diesem zähen Kampfe gibt es keinen beherrschenden Einzelhelden, im Vordergrund steht vielmehr der ganze Volksteil, hier versinnbildlicht durch ein paar wackere Männer; deshalb sind auch nicht die mehr oder minder romantischen Geschicke der einzelnen das Wichtige und Entscheidende, sondern das Bedeutsame, das, was dem Roman in erster Linie Wert verleiht, ist eben der Kulturumriß, den Haas gibt. In voller Breite zieht deutsches Volksleben an uns vorüber, das feste Beharren auf alter Sitte, der aufgedrungene Kampf in der Notwehr gegen den das deutsche Wesen vernichtenden Faschismus. Die Leiden der Deutschen im Sprachen- und Gebietskampf mit den Nachbarn, das ist der äußere Kranz, der neben den hübschen Schilderungen die innere Handlung umrankt, stark genug, um auch weit über Österreichs Grenzen gelesen zu werden, schon als aufklärende Schilderung der Zustände, in denen Deutsche zu leben und auszuhalten gezwungen sind.

Wien — Albert Leitich

Der Riese Gottes. Eine Legende. Von Hans Watzlik. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 91 S.

Die Legende vom heiligen Christophorus, dem großen Kinde, das den größten Herrn sucht, ist hier modernisiert. Der Schauplatz ist aus dem alten Orient in das deutsche Mittelalter verlegt, in dem noch Platz ist für sagen- und legendenhaftes Halbdunkel. Das Wesentliche ist die psychologische Motivierung und Vertiefung. Am besten wird man tun, wenn man beide Christophorusse gar nicht miteinander vergleicht. Ihrer Entstehung nach müssen sie zwei ganz verschiedene Gestalten sein, und so mögen sie auch beide nebeneinander Platz haben.

Berlin — G. Fittbogen

Als Mutter ein Kind war. Eine Geschichte aus dem Leben. Von Helene Christaller. Basel, Friedr. Reinhardt. 296 S. Geb. M. 6,80.

Diese „Geschichte aus dem Leben" führt in eine nicht gar so ferne Vergangenheit, wie der Titel vermuten läßt: Helene Christaller erzählt die Jugend ihrer Kinder. Sie erzählt mit Distanz und Humor, denn sie kennt den absoluten Wert der Dinge, aber vor allem erzählt sie aus einem warmen mütterlichen Herzen heraus, das mitzufühlen versteht und die mancherlei Ereignisse des Kinderlebens so wichtig nehmen kann, wie sie den Kindern erscheinen. Was ist das für eine prächtige Mutter und Erzieherin, immer eingedenk des natürlichen Wachstums, das sie leise lenkt und fördert, aber niemals unsanft beschneidet. Übrigens gibt sie keine künstlich gesehene „Entwicklung" (dafür sei ihr Dank), sie erzählt von den phantasiereichen Spielen der Kinder, von ihren Freunden unter Menschen und Tieren, von ihren Aufsätzen und manchmal auch von der Not des Alltags, und in allem spiegelt sich das Bild einer glücklichen, unbeschwerten und vertrauensvollen Kindheit. Wer Kinder lieb hat, wird das Buch mit Freude lesen — und mit Nutzen, denn es zeigt die Durchführung höchst moderner Erziehungsprinzipien vor zwanzig Jahren in einer gesunden und von Auswüchsen freien Form.

Berlin — Lili Lorsch

Genia. Erzählungen. Von Heinrich Wolfgang Seidel. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 187 S. Geb. M. 2,40.

Das kleine Büchlein, sauber und reizend ausgestattet wie alle Gaben dieses Verlages, schüttet eine Fülle reichster erzählerischer Erfindung über uns aus. Alles lebt hier von einer blühenden Dichterphantasie, die doch zugleich der Weisheit voll ist, indem sie durch die Schleier der Weltverzauberung das wahre Wesen aller Dinge ahnen läßt, geheimnisvoll und wie auf Wegen eines sechsten Sinnes. Sehr schön und merkwürdig vor allem die Titelerzählung, über der das Motto stehen könnte: Wen sein Ideal erreicht, der wird zertrümmert. Sie spielt in baltischem Gutsmilieu, das doch wieder so ganz anders ist als bei Eduard Keyserling oder Frank Thieß. Diese Gutsherren sind Menschen voll Schrullen und fixen Ideen, selten glücklich, umgeben von einem Wirrwarr merkwürdigen halbasiatischen Volkes, hier vor allem den Slowinzen. Ein solcher Gutserbe verliebt sich in der Jugend in ein schönes Slowinzenmädchen, Tochter eines alten umherziehenden Zauberers. Später heiratet er eine schöne und liebreiche Frau. Da naht das Verhängnis in Gestalt einer Verwandten, die auf Besuch kommt. Sie ist äußerlich das vollkommene Ebenbild des Jugendidols. Er reist ihr nach, kehrt gebrochen zurück, hinter schöner Hülle war ein Nichts an Seele und Gefühl. Bald drauf stirbt er. Sehr seltsam auch in ihrer scheinbaren Schlichtheit, die doch so viel Erdengeheimnis birgt, zwei andere Geschichten „Der Schirm des Meister Isenflamm" und „Der schöne Garten". Sie erinnern oft an Wilhelm Raabe, besonders die zweite. Es geschieht nichts, als daß — im ersten Fall — ein weiser Alter ein lebensunfrohes Mädchen mitnimmt zu einer armen alten Blinden und das Mädchen an der Dankbarkeit der menschenbeschenkten Einsamen wieder froh werden läßt. Es geschieht nichts, als daß — im zweiten Fall — eine Epidemie ein kleines Mädchen, Tochter einer Tingeltangelbesitzerin, am Weihnachtsabend ergreift und in herrlichen Fieberphantasien fortholt, während der Knabe im selben Zimmer, ihr Gespiele, verschont wird und mit seinem Großvater, den er für den Wächter eines großen Gartens hält und der doch nur Friedhofswärter ist, Weihnachten feiern kann, beim Lärm des Lokals im Erdgeschoß. Das ist alles ganz einfach und doch köstlich und zauberhaft, ist — Märchen des Alltags. Es stehen noch vier andere Geschichten in dem Büchlein, darunter eine von Goethes Enkel Wolfgang, dem das Genie des Großvaters immer den Weg vertritt zu eigenem Erleben. Ein Buch voll Phantasiefülle, Traumtiefe, voll Weisheit und voll Güte. Der Dichter des „George Palmerstone" hat sich uns erneut bewiesen.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Götterliebling. Eine Hauff-Novelle. Von Emil Hadina. Leipzig 1927, L. Staackmann. 275 S. M. 2,50 (4,—).

Als Festgabe zum 100. Todestag Wilhelm Hauffs stellt Hadina den frühverstorbenen Dichter des „Lichtenstein" und der unsterblichen „Phantasien im Bremer Ratskeller" in den Mittelpunkt seiner romantischen Erzählung: „Götterliebling".

In ein paar wunderbaren Szenen, in die die ahnungsschweren Strophen des „Reiterliedes" hineinklingen, wird das letzte Lebensjahr des zu schwindelnder Höhe des Glücks aufgestiegenen Poeten vor uns lebendig.

Zuerst der junge, glückstrahlende Bräutigam, der von der Wanderfahrt heimkehrt und mit seiner geliebten Base ein jauchzendes Wiedersehn feiert.

Die alte, traute Reichsstadt Nördlingen mit ihrem wunderbaren Zauber wird da vor uns hingebreitet, in der Hauff seine „Phantasien im Bremer Ratskeller" schrieb.

Dort erhielt der Dichter auch die Krönung seines Glücks durch seine Berufung an die stuttgarter Zeitung, die ihm die Heirat ermöglichte.

Dann erleben wir den Ehefrühling Wilhelm Hauffs, sehen das junge, glückliche Paar, dem schon die Gnade eines neuen, knospenden Lebens winkt. Bereits umschattet das Glück drohende Krankheit, schwere Berufssorgen und stockende Dichterkraft.

Endlich das Herbstlied, das den nahen Untergang ahnen und ihn fast als höchste Gunst des Himmels erscheinen läßt.

Eingesponnen in den Rahmen der Erzählung ist das verwandte Schicksal Wilhelm Müllers, des Dichters der „Müllerlieder" und der „Winterreise", und auch der gewaltige Schatten Franz Schuberts, des fernen wiener Komponisten, wird beschworen und grüßt als stummer Dritter in den Frieden des feierlichen Abschieds.

Wien — Albert Leitich

Das Land der Väter. Roman. Von Karl Oppermann. Breslau 1927, Bergstadt-Verlag. 253 S. M. 6.—.

Der Roman schildert den Kampf des eingesessenen Bauerntums gegen das Vordringen der Industrie, in diesem Fall besonders gegen den Bau einer Eisenbahn und der daraus resultierenden Umformung der äußeren und inneren Lebensbedingungen der Bewohner eines Heidegebiets. Das Buch ist mit großer Wärme geschrieben, einige Gestalten sind sehr gut herausgemeißelt, auch das Milieu ist sehr treffend gezeichnet, aber, wie das bei Bauerngeschichten so oft festzustellen ist, es fehlt an wesentlich neugesehenen Charakteren; letzten Endes ist alles schon wer weiß wie oft geschildert und gesagt worden. Und dennoch ist der Ansatz zu etwas erfreulich Neuem zu spüren, indem der Autor versucht, den ganzen Kampf nicht sowohl von außen zu gestalten, als vielmehr aus dem Innern des Helden herauswachsen zu lassen und so ein tragisches Schicksal zu gestalten. In diesem Bestreben berührt er sich mit Schroer, hält sich aber in seiner Liebe zu ländlichem Wesen nicht immer davon frei, zu einem subjektiv gefärbten Lobprediger dörflichen Schollenglücks zu werden und dabei die Heidebauern städtisch reden zu lassen. Doch weder das noch die etwas schablonenhaft wirkenden Naturschilderungen der Kapitelanfänge vermögen die Freude am Ganzen zu zerstören.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Aus Biedermeiertagen. Von Paul Steinmüller. (Unsere deutschen Erzähler. Herausgegeben von Walter Hamberger, 3. Reihe, 4. Gabe.) Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 136 S. Geb. M. 2,50.

Das neue Bändchen dieser Bücherei, nett ausgestattet in violettem Ganzleinen, bringt zwei Arbeiten Steinmüllers, beide anscheinend älteren Datums, erst jetzt herausgegeben. Die erste, „Urgroßvaters Reise in die sächsische Schweiz. Ein Tagebuch 1823", ist ein sentimentales Reisenotizbuch mit ein paar netten Bemerkungen über das damalige Berlin, sonst ziemlich belanglos. Die zweite dagegen, „Herrin auf Klissow", ist eine gut und wirksam erzählte Novelle mit tragischem Unterton. Aus deutschem Grenzgebiet zur Zeit der polnischen Freiheitskämpfe. Ein schönes Mädchen wird durch Ehe-

versprechen von einem polnischen Abenteurer verführt. Als dann dessen Frau angereist kommt, reist er mit dieser fort, Rückkehr versprechend, was natürlich nie Tatsache wird. Das Fräulein aber, nun reiche Gutsbesitzerin geworden, wartet, für die Welt eine Närrin, gebrochenen Herzens weiter, verkauft dann ihr Gut, stirbt in dem Städtchen, wo ihr Liebesglück geblüht. Nur ein Arzt, ihr Freund seit Jugendtagen, dessen stille Liebe sie ist, bleibt ihr bis ans Ende als mitfühlende Seele. Nach ihrem Tod erzählt er im Freundeskreis zur Rechtfertigung der Toten ihre Geschichte, in der, nicht zufällig, Stormsche Novellen vorgelesen werden, die selbst, in ihrer herben Schicksalsmelodie, aus dem Stimmungkreis Stormscher Novellistik stammt.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

T. 1000. Roman eines Riesenflugzeuges. Von Hans Richter. Hannover 1927, Adolf Sponholtz. 273 S. M. 5,50.

Ein flott und sauber geschriebener Roman, der die Ausgestaltung des künftigen Luftverkehrs zum Inhalt hat und lange bei der Rolle verweilt, die insbesondere Deutschland in dieser Entwicklung spielen wird.

Günter Truckbrott ist der Held, dem die Verantwortung aufgebürdet ist, der deutschen Aviatik den Vorrang zu sichern und den gewissen Sieg zu erringen. Und er schafft es natürlich. Wir schaffen es natürlich immer. Wenigstens in Romanen.

Mit einer guten Kenntnis des Flugzeugwesens ausgerüstet, gibt Hans Richter einen erfahrungsreichen Einblick in das aviatische Milieu, von dem ich so gut wie nichts verstehe. Aber ob es sich hier um einen guten oder schlechten Roman handelt, verstehe ich sehr gut.

Der Roman ist weder besonders gut noch geradezu schlecht. Er ist mittelmäßig. Der stahlhelmtrotzige Held Truckbrott, der willensstarke Hanseat von Gordon, seine willensstarke Tochter Barbara mit dem tiefen Gefühl, das sich nicht offenbaren kann, die willensstarke Gisela, verliebt in den willensstarken Hanseatensohn Rainer, die ehrgeizige und willensstarke Olga Surewski — sie schaffen es alle, alle. Sie sind so willensstark, daß man sich förmlich verkriechen möchte vor so viel Reckentum. Sie haben nie Augenblicke, in denen sie verzagen oder kleinmütig werden; sie haben nie Anwandlungen von Schwäche. Eisen im Blut, Pflichtbewußtsein in der Seele, den Blitz im Auge, den Trotz auf der Stirn, die berühmte Kühnheit um den Mund, so wandeln sie, ausstellungsreife und prämienwürdige Exemplare der Gattung Mensch, durch das ernste Leben, jedes Wort Schablone, jede Silbe ein Held, jede Geste Wilhelm II. Eben das ist ganz unterhaltend.

Berlin J. E. Poritzky

Der verklärte Tag. Roman. Von Emanuela von Mattl-Löwenkreuz. München 1927, Kösel & Pustet, K.-G. 147 S. M. 3.70 (5,20).

Hier lebt, trotz aller Wandlungen Europas, die gute alte Zeit durch eine Feudalösterreicherin aus Franz Josephs Epoche wieder auf. Im Besitz von Kindern und Enkeln, Dienerschaft und Schlössern, schreibt Großmama ein Tagebuch, das ein Roman wird. Ossip Schubin wäre ohne Zweifel einig mit dieser grand' mère, daß auch heute noch Kameliendamen unter uns wandeln, jählings bereit zu jedem Verzicht, damit reine Unschuld sich nicht mehr kränke!

So viel Ernst, so viel edle, ja beinah revolutionäre Form wird aufgeboten, mit der Kameliendame einen contract avantageux zu schließen. Denn Pius will ihre Abkömmlingin heiraten. Und dann weinen alle.

Pius ist der Sohn. Darum schön und ein Abgott. Die Töchter und Enkelinnen (Nini, Oliv, Trix, Comtesserln halt oder gar Prinzessen?) besitzen Schlafanzüge, Zigarettenetuis, Bubiköpfe und eine namenlos strenge Moral, so von der Firmung her oder aus dem Hausarchiv, ohne jede Revision. Dies hat seine Richtigkeit. So war man in der Jugend immer. Erst in Großmüttern reift nebenbei etwas von Marie von Ebnerschem Geist.

Oh, du mein Österreich, ja! Die Schubin hat es so oft besungen. Und es ist ein wenig schade, daß sie hier Romanschule macht. Denn: wären all die feinen, klugen, wirklich wohltätigen Worte, Beobachtungen, Nuancen, Charakterzüge Großmamas der gar zu wunderschönen Fabel verlustig gegangen, so hätte Baronin Mattl-Löwenkreuz uns mehr geschenkt. Aber sie bestand darauf, daß wir Rosinen der Lebensweisheit aus dem jetzt etwas altbackenen Teig, daraus einst die Kameliendame wurde, herausholen.

Noch einmal: dies ist sehr schade. Denn viele Partien des kleinen Buchs haben wirklich etwas von Marie von Ebnerscher Grazie, Weisheit und Weltkenntnis. Und manche feinen kleinen Episoden, wie z. B. das Wiedersehn der Großmutter mit einem Herrn, der sich verklungener Dinge nicht mehr erinnert, tragen Überlegenheit und Charme.

Pappenheim Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Der See. Roman. Von Artur Brausewetter. Breslau 1927, Bergstadt-Verlag. 272 S. Geb. M. 6,80.

„Der See" ist das Symbol jenes Unbegreiflichen, jener Kräfte, die wir nicht kennen und nur ahnen, die überall sind, in den Bergen, im Wald und in den Tiefen des Wassers. „Unser ganzes Leben ist vielleicht nichts anderes als ein fortwährender Kampf mit diesen geheimnisvollen Mächten", meint Brausewetter. Aber es gäbe etwas, das stärker sei als sie, das ist der Mensch, der unbekümmert seinen Weg nimmt. Immer geht es bei Brausewetter um Gegenwartsprobleme, er verleugnet dabei nie, im besten Sinne des Wortes, den Prediger und Seelsorger, selbst auf die Gefahr hin, daß hier oder dort die eigentliche Dichtung zu kurz komme. Aber immer legt man seine Bücher irgendwie bereichert aus der Hand. Hier stehen im Mittelpunkt der Erzählung zwei Herrschernaturen, der Arzt und „Diktator" und die jugendliche Herrin von Berghof. Für sie beide gilt der Satz: „Glaube an dein Königtum, und du bist König. Das ist die letzte Weisheit und die einzige, die die Verheißung hat." Nur daß der Arzt im Kampf um die Führung zum Egoisten wird und notwendigerweise tragisch enden muß, während die Frau noch rechtzeitig zur Selbstbesinnung kommt und in der Zweisamkeit mit einem geliebten Mann von dem besten Teil in ihr, dem Magdtum, erfährt. Die grundanständige Absicht des Dichters, die ehrliche Form seiner Diktion, bestimmen das Werk in hervorragendem Maße zur Lektüre für gesunde, junge Menschen, die einen Roman nicht nur als Unterhaltungslektüre betrachten.

Dresden Heinrich Zerkaulen

Charlott etwas verrückt. Roman. Von Wilhelm Speyer. Berlin 1927, Ullstein. 311 S. M. 3,—.

Nach dem Lärm, der sich um den neuen Roman Wilhelm Speyers erhoben hatte, hatte ich etwas wie einen Gesellschaftsroman unserer Zeit erwartet. Aber ich kann dem Buch nicht einmal den Titel eines amüsanten Unterhaltungs-

romans zubilligen. Daß dem Leser immer wieder klargemacht wird, man fahre im 130-Kilometer-Tempo, kann über die Armseligkeit der Handlung und den Mangel an Spannung nicht hinwegtäuschen, und das hieraus entstehende Mißverhältnis wirkt auf die Dauer peinlich und ermüdend. Gewiß, die Dialogführung ist stellenweise amüsant, man hört manchmal zugespitzte Geistreichigkeiten. Aber das verstärkt nur das Bedauern darüber, daß ein Schriftsteller, von dessen Begabung man Besseres erwarten dürfte, sich immer mehr an die Herstellung snobistisch aufgemachter Courths-Mahleriaden verliert.

Berlin-Steglitz Lili Lorsch

Mummenschanz. Acht Geschichten. Von Erich Kramer. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Comp. M. 3,– (4,50).

Solche Geschichten schreibt man an den langen Winterabenden, wenn einen die Langeweile plagt. Ein Mummenschanz ohne Musik und Galopp, ohne Tanz und ohne Bacchanal; die Demaskierung bleibt aus. Kramer dreht sich hinüber und „dreht" sich herüber, fünfzehnmal „dreht" er sich um und findet dennoch nichts Neues hinter dem Alltag. Den Geschichten fehlt jede Erlebniskraft und persönliche Formulierung.

Berlin Max Spanier

Die Spiegel-Bücher. Wien, Berlin, Leipzig 1927, Spiegel-Verlag. Band 1: Emil Ertl, „Leidenschaft". Zwei Novellen. 129 S. – Band 2: Hermann Heinrich Schefter, „Yankees und Indianer". 172 S. – Band 3: Alfred Schirokauer, „Der Tanz auf der Weltkugel". Roman. 126 S. – Band 4/5: Georg Hirschfeld, „Opalritter". Roman. 261 S. – Band 6: Manfred Georg, „Räubergeschichten". 145 S. Je kart. M. 1,50, Leinw. M. 2,50, Hirschfeld kart. M. 2,50, Leinw. M. 3,50.

„Weitere Spiegel-Bücher erscheinen in schneller Folge." Also eine neue „Sammlung". Nach Einsicht dieser ersten Bände gelangt man zu dem Urteil: viel Phantasieausschweifung, aber gutes Niveau im Sinne des halbliterarischen Unterhaltungsbuches. Umschlag jedesmal bunt bebildert, oft reichlich bunt. Ausstattung im übrigen gediegen. Am interessantesten Hirschfelds Roman, weil zeitgemäß aktuell und doch menschlich weitgreifend. Eine Art „Fall Kaiser". Dichtertum auf Geschäftsbasis, zerschellend an gerichtlicher Obrigkeit (der „Meister der Opale" verkauft aus dem Schloß seines reichen Freundes, dessen Verwalter er zeitweise ist, wertvolle alte Bilder nach Amerika, um seine Schulden zu bezahlen), dann dem Film verfallend. Durch die ergreifend modellierte Gestalt der Gattin des Meisters, die, einfaches Kind der Voralpen mit der Sendung des Herzens, das Schicksal tapfer erleidet, das die dauernde Überspannung dieses posierenden Daseins ihr schafft, kommt Tragisches in den mit sicherer Routine, nicht ohne Schwung und Geist erzählten „Sonderfall". – Manfred Georg will die Kurzgeschichte veredeln, indem er aus heutiger Welt stärkste Schicksalsmixturen auf wenig Seiten zusammenbraut. Leider bleibt er häufig im Schauerromantischen (Hinrichtung, Problem des Doppel-Ich) haften oder in deutlich aufgeplusterter Kriminalität (Ende eines Hochstaplers infolge Herzschlags). Aber ein paar Dinge sind starke Lebens-Reportage, so wenn eine Frau, widerwillig Weib geworden, ihr ganzes Leben der Rache am Manne weiht oder eine andere ihren herzkranken Mann durch lügnerisches Ehebruchsbekenntnis tötet, um dann frei und schuldlos vor sich selbst aus dem Sanatorium dem Leben entgegenzufahren. – Schirokauer bringt einen bunt exotischen Roman aus Südamerika, mit Urwald, Aufstand, Tod und Liebe, alles unter ausgewanderten Europäern spielend, die sich kulturfern angesiedelt haben. – Ertl erzählt, etwas altertümlich im Stil, aber nicht ohne starke Bewegung, die sich dem Leser mitteilt, zwei Geschichten um das alte Thema: der alte oder beruflich absorbierte Ehemann, die junge Frau, der Mann ihres Schicksals kommt, Leidenschaftserlebnis beider, dann Tod oder Trennung. Einmal im Kurort, das andere Mal im Hochgebirge, wo eine furchtbare Überschwemmung vom Gletscher her das Schicksal bringt. – Schefter gibt Notizen einer nord- und südamerikanischen Reise, flott und frisch, nicht ohne scharfe Kritik des Yankeetums und seiner Heuchelei, voll Liebe zum freien Naturleben der Gauchos und Indianer Argentiniens, bei denen Zeit und Geld noch keine Rolle spielt. Diesem südamerikanischen Idyll mit seltenen, aber furchtbaren Leidenschaftsausbrüchen wird manche nette Geschichte abgewonnen. Im ganzen: Dinge der Spannung und Anregung, ohne Ansturm zu den Sternen, aber auch ohne Geschmacksverirrung.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Lyrisches und Episches

Idyllen und Lieder. Von Börries, Freiherr von Münchhausen. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 68 S. Geb. M. 3,–.

Ein schwerblütiges und doch überaus graziöses Zwischenstück des dichterischen Freiherrnwerkes; aus seinem Altershausen, wo er tagsüber liebevoll den Gutshof abgeht und in die Ställe guckt, nachts den Erinnerungen und Tränen freien Lauf läßt. Ohne den geringsten parteipolitischen Einschlag ein wahrhaft deutsches Buch, an alte Meister unserer Künste gemahnend. Als der Dichter vor drei Jahren drei Idyllen für die Freunde der deutschen Bücherei in einem Privatdruck versteckte, tat er's, weil gar so viel Programm-Lärm in der Welt war: er fürchtete, daß man seine schlichte Schalmei nicht höre. Damals tobten noch Becher, Heinar Schilling und die „Roten Hähne" der „Aktion" wie der Wilde vor den Mauern und glaubten ihren vehementen Boxeransturm gegen unser langsam gewachsenes Sprachmysterium bis zum endgültigen Fall aller überkommenen Lyrik steigern zu können; heute unterhält man sich schon wieder gern mit dem Turmhahn von Cleversulzbach, weint bei Kellers „Alten Weisen" und saugt mit der Droste Süßigkeiten aus einem Rasenbette. Auch Münchhausen wirft nun zwei von den drei Idyllen in die breitere Öffentlichkeit hinaus, und wir haben schon wieder Stille genug in uns, um Kleines zu betasten und das Große, das hinter ihm steht, zu ahnen. Nicht einmal die mit klassischem Meltau belastete Odenform hält uns ab, zur reinen Menschlichkeit dieser dichterischen Seele vorzudringen („Augenaufschlag" – „Erfüllung"); wenn ein Eulenfederchen zum dramatisch bewegten Helden einer Idylle wird, ein Weihnachtsfest sich in hundert Festlein zerteilt, ein Blümlein am Wege die ernsthaftesten Sorgen von einer Menschenstirne scheucht – wie sollten wir solche zarten Seelenordner eines Dichters nicht ans eigene trostbedürftige Herz drücken! Und ist er denn was anderes, als wir es sind? Nicht wie wir anderen verliebter Gatte, beglückter, beinahe eitler Vater und – als Gutsherr – Freund und Vertrauter seiner Helfer, die sich Knecht und Magd nennen? Schwert und Lanze des

Balladikers haben dem Silberstift weichen müssen, den auch Albrecht Dürer gebrauchte.

Berlin — Ferdinand Gregori

Stimmen für Europa. Ein Chor ungarischer freier Rhythmen. Von Adam Aba. Berlin 1927, Aeterna Verlag. 50 S.

Im Geleitwort bemerkt der von den Freirhythmen und dem Überselbstbewußtsein der junglyrischen Richtung trunkene Interpret des neuesten poetischen Ungarn, bloß jene Gedichte in seine Miniatursammlung aufgenommen zu haben, deren Musik der eigenen konform schien. Das muß stimmen. Ferner aber behauptet er auch, es ergebe sich somit immerhin „das gesamte erste Viertel des 20. Jahrhunderts, von der schwülen Dämonie der Windstille und der flackernden Ahnung der Erdstöße über die Apokalypse des Krieges und den Sturzjubel der Revolte zum verklärten Erlebnis schlicht menschlicher Einkehr". Das stimmt nun um so weniger. In gedrängtem und geballtem Expressionistenpathos, aus dem die Absicht hervorlugt, gibt der Übersetzer-Dichter immer wieder nur sich selbst. Die zwanzig lyrischen Kundgebungen vom neuungarischen Parnaß, aus der Offenbarungsfülle des letzten Vierteljahrhunderts in monistischer und monotoner Weltschau herausgerissen — wie dürfen sie als repräsentative Auswahl gepriesen werden? Wo bleibt Endre Ady, der vielumstrittene Künder der ungarischen Jahrhundertwende? Wo bleiben die gefühlvollen Neuerer Oskar Gellért, Zoltán Nagy und Laurenz Szabó? Und wie nahe sind doch in dieser mißlungenen Zeitsynthese seelische Antipoden wie der beschauliche Neuklassiker Babits und der selbstentzweite Götzenstürmer Kassák einander gerückt! Auf alle Fälle will hier in der Eihaut des Übersetzers ein Dichter geboren werden, der jedoch dem Stürmer Kassák beträchtlich näher, als dem Klassiker Babits steht.

Budapest — Gustav Erényi

Verschiedenes

Religion und Kirche und Jesus. Was ist es um sie und was können sie uns heute sein? Leipzig, Berlin 1927, B. G. Teubner. 207 S. M. 3,50 (5,—).

Der Verfasser vertritt den echt protestantischen Grundsatz, daß die Kirche der Reformation je nach den Bedürfnissen der Zeit immer reformbedürftig und reformfähig sei. Es ist verdienstlich, diesen Grundsatz, so oft er auch schon ausgesprochen worden ist, immer wieder zu vertreten, heute mehr als je. Nach einem Überblick über die Geschichte des Christentums in den verschiedenen Kirchen kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß sich besonders im Luthertum eine starke innere religiöse Aushöhlung bemerkbar mache, weil hier der einzelne, ganz auf sich selbst gestellt, Anstoß nehme an dem alten Weltbild, das nun einmal den Hintergrund des Christentums bilde, und am meisten, weil das Lebensgefühl des heutigen Menschen in diametralem Gegensatz stehe zu dem religiösen Erlebnis Luthers, Sündenbewußtsein, Erlösungsbedürfnis, Vergebung der Sünden usw. Für dies alles habe der heutige Mensch kein Bedürfnis mehr, ebensowenig für alles Eschatologische, Jenseits, Unsterblichkeit. Christus könne ihm nicht mehr Erlöser sein, das Christentum nicht mehr Erlösungsreligion. Die evangelische Kirche müsse, indem sie sich ganz auf den Boden des heutigen Weltbildes stelle, dem Lebensgefühl des modernen Menschen dadurch entgegenkommen, daß sie nur die reine Religion Jesu als die Religion der Gottes- und Menschenliebe verkünde, unter Ausscheidung aller alten Dogmatik und aller Eschatologie, in der Art der Religion des deutschen Idealismus. Demgegenüber muß mit allem Nachdruck betont werden, daß heute, ja gerade heute doch noch ganz andere, viel tiefere religiöse Bedürfnisse vorhanden sind, als das Verlangen nach Erhebung im Naturgenuß usw., welche der Verfasser als den eigentlich positiv-religiösen Befund in der heutigen proletarischen Jugend (nach G. Dehn) ansieht: Erlösungsbedürfnis, das immer im deutschen Wesen gelegen, in der Not der heutigen Zeit besonders mächtig; die Besten wissen, daß nicht die äußere, sondern nur die innere Erlösung zur deutschen und christlichen Freiheit führt. Durch Luthers Predigt von der Rechtfertigung aus dem Glauben ist der Kern des Christentums aus dem Morgenland in das deutsche Leben verpflanzt worden. Die evangelische Kirche ruht auf der Rechtfertigung durch den Glauben, welche Luther in sich erfahren hat, und sie kann diese ihre religiöse Stellung nicht wechseln nach Lebensgefühlen, welche sich wandeln wie die Mode. Nur theologische Systeme unterliegen weltanschaulichen Veränderungen, nicht aber das Christentum. Die Mannigfaltigkeit der religiösen Bedürfnisse, die sich nicht auf eine Formel bringen lassen, zeigt, daß in dem deutschen Volk von heute viel mehr religiöses Leben vorhanden ist, als der Augenschein ahnen läßt. Gewiß muß die evangelische Kirche, wenn sie wirklich Volkskirche sein will, so weit und frei sein, daß sie all dieses mannigfaltige religiöse Leben, soweit es evangelisches Gepräge trägt, in sich sammeln kann. Aber sie darf dabei nicht, wie der Verfasser doch im Grunde verlangt, ihren Ursprung in der Tiefe, durch welche Luther gegangen ist, verleugnen. Sie würde damit ihr Bestes aufgeben, was sie dem Menschen, auch dem Menschen der Gegenwart, zu bieten hat. Von diesem ihrem Ursprung her trägt die Kirche der Reformation Kräfte in sich, die immer, in jeder Zeit von neuem, zum Fortschreiten und zur inneren Erneuerung drängen, ohne sich nach menschlichen Vorschriften und Plänen zu richten. Je nachdem aber die evangelische Kirche sie zur Entfaltung kommen läßt und den deutschen Protestantismus, das echte Luthertum, rein erhält gegen alle Verfälschung, wird ihre Zukunft sein.

Weimar — Paul Kirmß

Die Weltanschauung des Katholizismus. Von Peter Lippert. Aus der Sammlung: Metaphysik und Weltanschauung. Herausgegeben von Hans Driesch und Werner Schingnitz. Leipzig 1926, Emmanuel Reinicke. 113 S.

Das in einer individuellen, gedankenreichen Sprache geschriebene Buch des bekannten katholischen Gelehrten führt in die katholische Gedankenwelt und ihre grundlegenden Wertbegriffe ein, zeigt in ruhiger und sachlicher Weise den religionsphilosophischen Kerngedanken der katholischen Idee und entwirft mit religiöser Wärme das geschichtliche und gegenwärtige Bild des katholischen Menschen. Die Arbeit zerfällt in die Hauptteile: Inhalt der katholischen Weltanschauung, ferner Ursprung, Entwicklung und Eigenart derselben. In anerkennenswerter Klarheit werden die religiösen und ethischen Kräfte der Metaphysik der katholischen Volksreligion sichtbar und einen sich zu einem großartigen System der Religiosität. Das Buch wendet sich in erster Linie an Nichtkatholiken. Man kann es jedem empfehlen, der dogmatisch und metaphysisch über den Katholizismus und die Grundhaltung des katholischen Menschen fachmännische Belehrung sucht und über religiöse Entscheidungen der Gegenwart von katholischer Seite die richtunggebenden Anschauungen kennenzulernen wünscht.

Wien — Franz Strunz

Napoleon oder „Kniefall vor dem Heros". Von Werner Hegemann. Hellerau 1927, Jakob Hegner. 736 S. M. 14,– (18,–).

Das Buch ist in der Form wie in der Tendenz dem „Fridericus" des gleichen Verfassers verwandt. In der Form wirklich sehr „imaginärer" Gespräche werden die verschiedenen Seiten des Wesens Napoleons behandelt, wobei die verschiedensten Persönlichkeiten als Sprecher auftreten. Wie im „Fridericus" will der Verfasser den Glauben an die Größe der behandelten Persönlichkeit zerstören, und so trägt sein Buch auch den Untertitel: „Kniefall vor dem Heros". Indem recht einseitig alles ausgewählt wird, was gegen die politische und menschliche Größe Napoleons sprechen kann, erwächst ein Bild des französischen Kaisers, bei dem man nur staunend fragt, wie denn ein solcher Mensch immerhin zu großen historischen Leistungen fähig gewesen sein soll. Der wesentliche Fehler ist eben, daß Hegemann hier wie auch im „Fridericus" stets von modernen Problemen und Voraussetzungen Menschen der Vergangenheit beurteilt und verurteilt und die historischen Bedingungen ihres Seins nicht versteht, ja nicht zu verstehen versucht. Übrigens kommt Napoleon selbst in dem Buch noch verhältnismäßig gut weg, auch alle möglichen anderen Persönlichkeiten werden in ähnlicher Weise behandelt und alles Bedeutenden entkleidet, vor allem auch hier Friedrich der Große, daneben die Königin Luise, Bismarck usw.

Das Buch ist gewiß geistvoll, manchmal anregend und für den amüsant, der sich am Menschlichen großer historischer Persönlichkeiten freut. Aber tieferem historischen und politischen Urteil kann eine so einseitige Auffassungsart nicht dienen, und man darf nur bedauern, daß die ohne Zweifel vorhandene große Begabung des Verfassers dem Niederreißen, nicht dem Aufbauen dient.

Göttingen — W. Mommsen

Das wahre Abenteuer des Christoph Columbus. Von Marius André. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Johannes Eckardt. Wien und Leipzig 1927, Hans Epstein. 338 S.

So viel bleibt wenigstens von der Legende übrig, daß er einen Seeweg nach Westen gefunden hat, aber sonst wirklich nicht viel – wenn man nämlich sich dieser neuen Kolumbus-These anschließt. „Seine unerhörte Einbildungskraft ... die die menschliche Vernunft an den Rand des Abgrunds führen kann, dem er auch nicht entgehen wird; und auch eine mehr geistige als sinnliche Verführungsgabe, einen unerschütterlichen Willen zum Guten wie zum Schlechten, die Verschlagenheit des kaltherzigen Geschäftsmanns, den Geist der Lüge, der Verstellung und all dessen, was wir Bluff nennen. Mit diesen Eigenschaften ist Christoph Columbus vielleicht die vielfältigste und schwerstverständliche Gestalt der Weltgeschichte." – Der Laie wird daraufhin wahrscheinlich zweierlei einzuwenden oder zu fragen haben: einmal, wie denn aus diesem Komplex von Eigenschaften überhaupt eine Gestalt von weltgeschichtlichem Ausmaß zustande kommen kann? Zweitens, ob nicht, selbst wenn man das Moralisch-Ungünstige, das, was die Sympathie für den Mann beeinträchtigt, zugestehen müßte, nicht trotzdem Raum und Möglichkeit bleibt, daß er den genialen Funken, oder wäre es nur die Qualität des genialen Dilettanten in sich getragen habe? Gewiß sind das Zweifel und Erwägungen vagster Art. Sie besagen auch nur, daß der Laie, nachdem er dieses Buch mit Anteil und Eifer zu Ende gelesen hat, sich doch noch kein Urteil zutraut. Wir fühlen uns an- und aufgeregt, doch wir stutzen; und jenes Wort fällt uns ein, der Seufzer skeptischer Resignation, den einst vor der Fülle widersprechender Gesichte Michel de Montaigne niederschrieb: certes, c'est un sujet merveilleux, ondoyant et divers que l'homme ...

Thüngen i. Ufrk. — Georg Ransohoff

Erinnerungen und Erlebnisse. Von Angelica Balabanoff. Berlin 1927, E. Laubsche Verlagsbuchhandlung G. m. b. H. 294 S. M. 6,– (7,–).

Aus diesen politischen Aufzeichnungen wächst eine Gestalt heraus, die zur Bewunderung zwingt. Kühn ist die Stirn. Klarsichtig und weitschauend der Blick. Schlicht und doch leidenschaftlich die Geste. Von sachlicher Härte das Wort. Glühend und glaubensgewiß die Seele. Ein Soldat der sozialrevolutionären Idee.

Das Mitleid mit den entrechteten Massen zwang Angelica Balabanoff früh zur Aufgabe ihrer bürgerlichen Privilegien. Das war kein Opfer für sie. Das war eine Begeisterungstat. Der Eintritt in die sozialistische Ideenwelt entschädigte sie im Übermaß für die aufgegebenen Gesellschaftsvorrechte: Der Dienst am Befreiungswerk der Menschheit beglückte sie. Die materialistische Weltbetrachtung bereicherte sie durch neue tiefe Einsichten in die wichtigsten Geistesprobleme. Bald machte sich Angelica Balabanoff auf allen entscheidenden Kongressen des sozialistischen Internationalismus unentbehrlich. Bis zu dem Weltkriege redigierte sie gemeinschaftlich mit Mussolini den „Avanti", das ehemalige sozialistische Parteiorgan Italiens. Diese redaktionelle Zusammenarbeit mit Mussolini gab Angelica Balabanoff Gelegenheit, sich erfolgreich mit der Hirn- und Seelenbeschaffenheit ihres Kollegen zu befassen. Die Ergebnisse ihres damaligen charakterologischen Studiums, die den Inhalt eines der interessantesten und lebendigsten Kapitel dieses Buches bilden, zerstören schonungslos die Faszistenlegende von der „starken Individualität" Mussolinis. –

Nach dem katastrophalen Zusammenbruch der Zweiten Internationale rief Angelica Balabanoff gemeinsam mit einigen der internationalen Idee treugebliebenen revolutionären Pazifisten eine Antikriegsbewegung ins Leben: die Zimmerwald-Kienthal-Bewegung, deren erste Sekretärin sie wurde. Über die Kongresse und Aktionen der Zimmerwald-Bewegung legt Frau Balabanoff uns einen chronologisch geordneten Bericht vor. Der Informationswert dieses Berichtes, der durch die Gegenwartsbedeutung des belangvollen Zimmerwald-Kapitels noch erhöht wird, wird ganz besonders von denen dankbar anerkannt werden, die über jene pazifistischen Aktionen gar nicht oder unvollständig und einseitig orientiert sind.

Nachdem man in Rußland die Dritte Internationale gegründet hatte, hielt man Umschau nach einem ersten Sekretär. Man fand keinen geeigneteren und würdigeren als Angelica Balabanoff. Wie sehr Lenin sie schätzte, geht aus dem Wortlaut eines von ihm selbst verfaßten Ausweises hervor, den er der Genossin auf ihr Ersuchen hin aushändigte: „Genossin Balabanoff arbeitet seit langer Zeit in der Partei und als das allerhervorragendste Mitglied der kommunistischen Internationale. Ich bitte ihr jegliche und vollste Unterstützung zu gewähren."

Drei Jahre nach der Ausstellung dieser Empfehlung, Lenin lebte nicht mehr, „schrieb (so vermerkt Frau Balabanoff) irgendein Beamter des Zentralkomitees der russischen kommunistischen Partei, es sei überhaupt eine Schande für die Partei, daß ich ihr jemals angehört hätte." Was

war geschehen? — Angelica Balabanoff hatte sich gezwungen gefühlt, angesichts der angewandten Parteimethoden, ihre Arbeit in der kommunistischen Internationale aufzugeben. Sie hatte sich aus Gründen ihrer sozialistischen Überzeugung von den Bolschewisten losgesagt und war ins Ausland gereist, um der italienischen sozialistischen Partei im Kampf gegen den Faszismus beizustehen. Inzwischen hatte man sie in Rußland verleumdet und aus der Partei ausgeschlossen.

Ihr Schicksal ist nicht Einzelfall geblieben.

Trotz dieser tragischen Erfahrungen schließen Angelica Balabanoffs Memoiren nicht in dem düsteren Mollakkord krafterlahmender Resignation, sondern mit der hoffnungshellen Durharmonie lebensstarker Überzeugung. Ungebeugt von der Schicksalsschwere der durchlittenen Enttäuschungen einer kampfdurchstürmten Vergangenheit beschließt Angelica Balabanoff das Werk ihrer Erinnerungen mit dem Ausruf: „Der Geist des Sozialismus ist nicht tot. Er kann nicht sterben!" —

Berlin — Werner Türk

Algier oder die 13 Oasenwunder. Von Walter Mehring. Berlin 1927, Die Schmiede. 172 S.

Es ist das eigenwillige Buch eines Menschen, der sieht, der empfindet, und der Empfundenes mit einem burlesken Humor überkrustet. Mitgefühl des Juden und objektive Kühle des Westeuropäers — das Heinesche Erbe — schmelzen zusammen; der erhitzte Dichter drängt sich bald vor den sachlichen Schilderer, und zuweilen fährt der eisigkalte Beobachter dem leidenschaftlich Ergriffenen rüttelnd über den Mund. Das immer Unfaßbare und Imponderabile der fremden Welt ist glücklich eingefangen und schwingt zwischen den Zeilen. Aber daß diese Eindrücke im launenreichen Kabarettstil wiedergegeben sind, macht die einzelnen Bilder reizvoll durch den Antagonismus von Form und Inhalt. Um Gottes willen nicht sentimental werden, heißt die Losung, und wenn man Rotz und Wasser heulen möchte. Tun wir objektiv und umpanzern wir uns mit der berühmten Schnoddrigkeit des Berliners, und sollten wir innerlich auch verglühen.

Wie Walter Mehring den nordafrikanischen Menschen schaut und empfindet, wird durch die Unmittelbarkeit seiner Impressionen dem Leser zum starken Erlebnis. Es gibt das Folkloristische, Andere, Auffällige in Andeutungen, die mehr sagen als wissenschaftliche Schilderungen. Sein Buch ist farbig, temperamentvoll und schmissig. Wenn es fast mit Absicht allem Lexikonwissen aus dem Wege geht, entschädigt es dafür durch einige starke Geschichten, die, offenbar dem Boden der Wirklichkeit entsprungen, Art und Wesen des Arabers gut beleuchten und dennoch in die Sphäre des Poetischen gerückt sind.

Berlin — J. E. Poritzky

Walther Rathenau. Sein Leben und Wirken. Von Etta Federn-Kohlhaas. Mit 20 Bildern und Faksimiles. Dresden 1927, Carl Reißner. 256 S. M. 5,— (7,—).

Die hier vorgelegte Biographie konnte den ganzen Nachlaß Rathenaus benutzen und hat natürlich schon durch mancherlei Veröffentlichungen daraus Bedeutung. Im ganzen erhalten wir freilich kein bisherige Auffassungen umwerfendes Bild, aber eine liebevolle und zugleich nicht unkritische Darstellung des Lebenslaufs von Rathenau mit sorgfältiger Analyse seiner Schriften und die Schilderung einer bedeutenden und in ihrem eigentlichen Wesen von den Zeitgenossen kaum verstandenen Persönlichkeit.

Göttingen — W. Mommsen

Organische und mechanische Musik. Von Paul Bekker. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 114 S. M. 3,75.

Auf der Grundlage einer Phänomenologie der Musik baut Bekker sein neuestes Werk, eine Sammlung von fünf bedeutsamen Vorträgen auf. Die wertvollste Erkenntnis ist die Rückführung der Erscheinungen auf das Wesen selbst. Das Material der Musik ist für Bekker allein der Klang. Jede Untersuchung musikalischer Wandlungen und Gesetze hat auf die Klangmaterie als Norm zurückzugreifen. Um die Erscheinungen der Musik durch das Wesen der Klangmaterie zu erklären, nimmt Bekker die Methode gegensätzlicher Aufstellungen zu Hilfe. Der Einheit des Urphänomens wird die Dualität, die Bipolarität gegenübergestellt. Fundamentale Gegensatzpaare sind für ihn: Vokalklang-Instrumentalklang; Organik-Mechanik; Polyphon-Harmonisch. Wenngleich die Forschungen des Tonpsychologen Carl Stumpf ziemlich sicher erwiesen haben, daß zwischen Vokal- und Instrumentalklang kein prinzipieller, sondern nur ein gradueller Unterschied besteht, so ist doch der von Bekker definierte Dualismus von großer praktischer Bedeutung. Die bestehenden Widersprüche werden sich klären, und sicher wird das, was Bekker der Wissenschaft an Erkenntnissen zu geben hat, einst auch von der wissenschaftlichen Gegenseite anerkannt werden müssen. Mehr als jede musikästhetische Schrift regt diese Vortragsreihe zu weiteren Untersuchungen an.

Berlin — Eberhard Preußner

Nachrichten

Todesnachrichten. Leonhard Nelson, Professor der Philosophie in Göttingen, ist nach einer Meldung vom 2. November im Alter von 45 Jahren gestorben. Ein Neukantianer, dem es auf psychologische Deutung und Fortbildung Kants ankam, der an Fries anknüpfte und sich auf dem Wege der psychologischen Reflexion unmittelbare Erkenntnisse erhoffte und als Schriftsteller wie Lehrer besonders auf die Religionsphilosophie, ja auch auf die Politik des Tages („Demokratie und Führerschaft") starken Einfluß gewann.

J. G. Birnstiel ist am 3. November im Alter von 69 Jahren gestorben. Er war Pfarrer in Schönengrund, dann in verschiedenen Gemeinden in Basel, war 1913 vom Pfarramt zurückgetreten und nach Romanshorn am Bodensee übergesiedelt. Seine volksschriftstellerische Tätigkeit sowie seine Tätigkeit als Schriftleiter am „Schweizerischen Protestantenblatt", am „Religiösen Volksblatt", am „Schweizerischen Tierfreund" hatte er bis in die letzten Tage seines Lebens fortgesetzt.

Jakob Wychgram ist nach einer Meldung vom 19. November in Freiburg i. Br. im Alter von 69 Jahren gestorben. Er hat als Oberstudiendirektor in Leipzig gewirkt und ist besonders durch seine Schiller-Biographie sowie seine Schriften über das deutsche Volkstum und die deutsche Literatur bekannt geworden.

Arnold Hasselblatt ist nach einer Meldung vom 11. November im 76. Lebensjahr in Dorpat gestorben. Er hat viele Jahre hindurch das Deutsche Blatt Dorpats mit hohem Geschick geleitet und galt seit Jahren als der Senior der deutsch-baltischen Journalisten.

Caroline von Kerr ist nach einer Meldung vom 17. November in Berlin nach kurzer Krankheit gestorben. Sie war seit 1900 Korrespondentin der pariser Ausgabe des „New York Herald" und hat sich als Übersetzerin deutscher Romane bewährt.

Gomez Carillo, der zumal durch seine glänzend geschriebenen Reiseberichte bekannte spanisch-südamerikanische Schriftsteller, ist nach einer Meldung vom 1. Dezember in Paris gestorben. Seine Ehe mit Rachel Meller sowie seine Beziehungen zur Tänzerin Mata Hari haben auch über das literarische Interesse hinaus viel von ihm reden lassen.

Augusto Novelli ist nach einer Meldung vom 17. November in Florenz gestorben. Als Theaterimpresario, Schauspieler und Komödiendichter des florentiner Volksstücks war er in ganz Italien eine populäre Figur geworden.

Stanisław Przybyszewski ist am 23. November in Jaronki bei Inowroclaw gestorben. Er war als Sohn eines Dorfschullehrers in Lojewo bei Hohensalza 1868 geboren, besuchte das Gymnasium in Thorn, ging nach bestandenem Abiturium nach Berlin, wo er sich vorerst mit Architektur und Kunstgeschichte befaßte, später aber dem Studium der Naturwissenschaft und Psychophysik sich zuwandte. Er war eine Zeitlang in der Redaktion einer in Berlin erscheinenden polnischen sozialistischen Zeitung beschäftigt, sagte sich aber bald von der Politik los, um seinen literarischen und musikalischen Studien und Neigungen nachgehen zu können. Von Berlin aus unternahm er Reisen nach Frankreich, Spanien und Skandinavien, kam hierauf nach Krakau, von dort nach Lemberg — nach dem Umsturz und der Aufrichtung Polens war er vorübergehend Beamter auf der polnischen Post in Danzig und lebte zuletzt in Warschau. In der deutschen „Moderne" spielte Przybyszewski eine bedeutende Rolle. Er verkehrte im friedrichshagener Kreise, dem zu jener Zeit auch die berühmten nordischen Dichter nahestanden. Mit Dehmel war er besonders eng befreundet, erfreute sich aber auch der Achtung und Liebe aller anderen, die sowohl den Dichter in ihm als auch den vorzüglichen Interpreten Chopinscher Musik verehrten. In diesem Kreis gehört er mit zu denjenigen, die dem Geist und der Sehnsucht der Zeit den stärksten, individuellsten Ausdruck zu verleihen vermochten. Seine ersten Werke sind ausschließlich in deutscher Sprache verfaßt. Er übersetzte sie nachher ins Polnische und begann seit 1898 in polnischer Sprache zu dichten. Manche seiner Bücher, die vor wenigen Jahrzehnten viel Aufsehn erregten („Zur Psychologie des Individuums", „Totenmesse", „Vigilien", „Homo sapiens", „Satans Kinder", „De profundis" u. a.), sind heute so gut wie vergessen; auch seine späteren, in polnischer Sprache verfaßten Dramen („Zlote runo", „Dla szczeicia" u. a.) vermögen heute weder Zeit noch Publikum zu interessieren. Sein letztes Drama „Móciciel" („Der Rächer") ist vor nicht langer Zeit in Warschau aufgeführt worden, ohne eine größere Wirkung erzielt zu haben. Von psychologischem und literarhistorischem Wert ist sein autobiographisches Buch „Moi współczesni" („Meine Zeitgenossen") (Vgl. L. E. XXIX, 107.) (H. St.)

* * *

Der Schiller-Preis ist zu gleichen Teilen Hermann Burte, Fritz von Unruh und Franz Werfel zuerkannt worden. Die Kommission hat damit zum Teil auf ältere Kommissionsbeschlüsse zurückgegriffen. Burte wie Unruh waren schon früher namhaft gemacht worden, vom damaligen Kaiser aber nicht bestätigt worden. — Die Lingner-Werke in Dresden haben zu dem 7000 Mark betragenden Preis aus eigenen Mitteln 10 000 Mark beigesteuert. Eine Beihilfe, die von dem Kultusminister angenommen worden ist.

Der Nobelpreis für Literatur für 1926 ist Grazia Deledda zuerkannt worden, die bereits als halbes Kind in die Literatur eingetreten und für Deutschland von Julius Rodenberg entdeckt worden ist, jüngst aber durch ihren Roman „Die Flucht nach Ägypten" die Aufmerksamkeit des weiten Auslands auf sich gezogen hat. Ihr erstes, 1893 erschienenes Buch war eine Sammlung sardischer Novellen. Unter ihren späteren Romanen sind „Elias Portolu", „Gerechtigkeit", „Der Schatz", „Heimweh", „Die Flucht nach Ägypten" besonders hervorzuheben. Grazia Deledda steht zur Zeit im 53. Lebensjahr.

Der Kleist-Preis, über den in diesem Jahr Monty Jacobs zu entscheiden hatte, ist Gerhard Menzel in Gottesberg für sein Drama „Toboggan" (1000 Mark) und Hans Meisel für seinen Roman „Torstenson" (500 Mark) verliehen worden. Monty Jacobs begründet seine Entscheidung in folgenden Sätzen:

„Gerhard Menzels Drama erweckt Hoffnungen auf das Werden eines neuen dramatischen Talents. Sein Wurf: das Aufbäumen eines Willens gegen sein Schicksal, eines Sterblichen gegen den Tod. Seine Kraft: dem im Kriege gefallenen und durch eigene Kraft auferstandenen Hauptmann Toboggan den Atem des Lebendigen und das Phosphoreszieren des Gespenstes zugleich zu schenken. — Hans Meisel zeigt gleichfalls das Tasten einer neuen Begabung auf Döblins Wegspur. Sein Roman packt ein politisches Problem unserer Zeit, die Diktatur, ohne daß dem Autor der Phrasenschaum vor den Mund tritt, so fern er auch aller Nüchternheit bleibt. Ein Buch, scheinbar zeitlos, und doch im Takte der Zeit vibrierend, eine Erzählung von jungen Leuten im Strudel der Gegenwart, ein Bild des Ostlandes mit seinen Menschen und Massen, mit Kurlands Städten und Rußlands Steppen. Die Probe auf die Echtheit des Zeitgefühls besteht jede Seite des Buchs, die Probe eines schöpferischen Fabulierens bietet die Simson-Legende im Tonfall des neuen Rußlands."

Der Gerhart-Hauptmann-Preis (3360 Mark) ist Max Herrmann (Neisse) zugesprochen worden.

In Triest ist ein Denkmal für den durch seine Petrarca-Forschungen ausgezeichneten Literarhistoriker Attilio Hartis, der in Triest als Stadtbibliothekar gewirkt und sich auch in irredentistischem Sinne politisch betätigt hat, enthüllt worden.

Die Stiftung Charles E. Linthicum in Chicago setzt Preise von 1000 und je 100 Dollar für die beste Studie oder Monographie über das wissenschaftliche Eigentum aus. Die Arbeiten sind bis zum 1. März 1929 einzureichen. Näheres durch das Internationale Institut für geistige Zusammenarbeit in Paris.

Die „Académie méditerranéenne" hat einen Preis von 5000 Franken gestiftet, der für französische Werke, die das Mittelmeer und den heraufkommenden Mittelmeergeist verherrlichen, verliehen werden soll.

Von der Viking-Press, New York, ist Arnold Zweigs Roman „Der Streit um den Sergeanten Grischa" und Lion Feuchtwangers Gedichtbuch „Pep" erworben worden.

Die Verleger Bell & Sons in London geben für den Unterricht der deutschen Sprache in den Schulen Englands und den Kolonien eine kommentierte Ausgabe der „Biene Maja" von Waldemar Bonsels heraus.

Thomas Manns „Unordnung und frühes Leid" ist von Lavinia Mazzucchetti ins Italienische übertragen worden.

Alfred Neumanns „Rebellen" werden in ungarischer Sprache im Franklin-Társulat-Verlag in Budapest erscheinen.

Eine Übersetzung von Goethes „Faust" ins Polnische durch den Dichter Emil Zegadlowicz ist erschienen.

Der pariser Verlag „Renaissance du livre" veranstaltet eine von J. Rouge geleitete neue Ausgabe von Schillers Werken in sechs Bänden.

Die Reihe der Emil Droonberg-Romane, die bereits in tschechischer, ungarischer und englischer Sprache erschienen ist, wird nunmehr auch bei J. T. Swartsenburg in Zeist (Holland) in holländischer Sprache erscheinen. Der erste Band Minnehaha (Lachendes Wasser) wird im Frühjahr 1928 herauskommen. Die anderen Bände folgen dann in kurzen Abständen.

In Gemeinschaft einer deutschen Film-Gesellschaft plant die moskauer Sowkino-Gesellschaft die Verfilmung von Schillers „Räubern".

Dem „Figaro Littéraire" ist zu entnehmen, daß Zolas Bücher noch heute im Verkaufsrekord an erster Stelle unter den französischen Schriftwerken der letzten fünfzig Jahre stehen. Seit Zolas Tod sind allein in der meistgelesenen Ausgabe 1 233 000 Exemplare verkauft worden, was unter Hinzurechnung der anderen Ausgaben rund 2 Millionen Exemplare ergibt.

In der Bibliothek der Gesellschaft der Wissenschaften in Trondhjem ist ein größeres Manuskript Henrik Ibsens, ein Entwurf zu der „Komödie der Liebe" aufgefunden worden. Das Manuskript ist durchgehend in Versform gehalten und bildet ein Übergangsstadium von „Svanhild", der 1860 entstandenen Prosakomödie, die sich in den nachgelassenen Schriften findet, und dem Versdrama, das 1862 erschien.

Das Manuskript von Oscar Wildes Schauspiel „Die Herzogin von Padua" ist in Neuyork aufgetaucht. Es war von dem Sohn eines Druckers, der in London im Winter 1880 zwanzig Abzüge für Wilde gedruckt hatte, nach Neuyork gebracht worden.

Nach amtlicher Angabe haben die im russischen Gebiet tätigen 65 Verlage 1684 literarische Werke in einer Gesamtauflage von nahezu 15 Millionen Exemplaren herausgegeben; davon stehen als erzählende Werke 1306 an der Spitze. Der Durchschnittspreis beträgt 56 Kopeken für das Exemplar. 39 der Verlagsanstalten sind in staatlichem oder genossenschaftlichem Besitz, 26 private Verlage.

Die Zahl der Shakespeare-Aufführungen auf deutschen Bühnen ist nach dem „Jahrbuch der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft" im Verhältnis zum Jahr 1925 etwas zurückgegangen: 1683 Aufführungen, an denen 169 Theater-Gesellschaften beteiligt waren. Berlin steht mit 117 Vorstellungen an der Spitze. Es folgen: Hamburg 66, Leipzig 65, Breslau 54, Wien 51, München 43, Köln und Chemnitz je 35, Dresden 34, Hannover 33, Altona 29, Bochum 28, Nürnberg 26, Konstanz, Magdeburg und Stuttgart je 22, Meiningen und Trier je 20, Frankfurt a. M. und Oldenburg je 17, Düsseldorf 15, Königsberg 14, Karlsruhe 12, Weimar 10 Aufführungen. Am meisten wurde „Was Ihr wollt" gespielt; es folgen „Die Zähmung der Widerspenstigen", „Othello".

Anläßlich des 70. Geburtstages des bekannten Wiegendruckforschers Konrad Haebler, hat die Wiegendruck-Gesellschaft ihre Mitgliederversammlung am 29. Oktober 1927 in Dresden einberufen, bei welcher Gelegenheit auch eine Wiegendruckausstellung stattgefunden hat. Der bisherige Vorstand, von Rath (Bonn), Crous (Berlin), Jolles (Berlin), Freys (München), Hirsch (Frankfurt a. M.), wurde wiedergewählt und durch von Klemperer (Dresden) und zwei Beisitzer für Amerika erweitert. Dank der Unterstützung durch die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft konnten mehr als 10 000 Mark dem Gesamtkatalog der Wiegendrucke, deren dritter Band sich im Druck befindet, zugeführt werden. Vereinsgabe für die Jahre 1927/1929 soll eine Bibliographie der Inkunabelliteratur werden, zu deren Herstellung die berufensten Kräfte gewonnen sind.

Von Nikolaj Lesskoffs „Gesammelten Werken" (C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München) sind Bd. 7, 8, 9, die die Ausgabe abschließen, erschienen. Diese Bände enthalten fast nur Nichtübersetztes. Der Roman „Klerisei" (Bd. 8) wird zum erstenmal unverkürzt in der Übersetzung von Arthur Luther geboten. Der 9. Band bringt unbekannte Geschichten und Legenden und die wertvolle Biographie Lesskoffs von Erich Müller.

Im Verlag der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung, München, ist eine neue Ausgabe von Jacobsens „Gesammelten Werken" in drei Bänden erschienen, die sich sowohl durch ihre vornehme Ausstattung — braune Leineneinbände mit Goldaufdruck und grünem Schnitt — wie durch den überaus billigen Preis von 7,50 Mark in Kassette empfiehlt. Die Ausgabe enthält alles, was für den Liebhaber von Jacobsens Werk in Betracht kommt. Das Druckbild ist geschmackvoll. Die Übersetzung von J. Sandmeier liest sich angenehm.

In der bekannten Sammlung „Kröners Taschenausgabe" (Alfred Kröner Verlag, Leipzig) sind als Band 53/54 von Jacob Burckhardt „Die Kultur der Renaissance in Italien" und „Die Zeit Konstantins des Großen" erschienen. Die Ausgaben empfehlen sich, abgesehen von ihrer angenehmen Druckausstattung, durch die zuverlässige Textrevision.

Im Verlag Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart-Gotha, ist „Das Wunderbuch der Technik" von Diplomingenieur Arnold Meyer in vornehmer Ausstattung mit 245 Abbildungen erschienen. Das Buch wendet sich neben den Erwachsenen auch an die reifere Jugend. Es umfaßt das Gesamtgebiet der modernen Technik, von der Kohlengewinnung bis zur Luftverkehrstechnik, wobei den modernen Leistungen auf dem Gebiet der Elektrizitätsverwendung besonders eingehend Rechnung getragen wird.

Die neue Ausgabe von „Kürschners Deutschem Literatur-Kalender" 1928 (Walter de Gruyter & Co., Berlin) weist die unermüdliche und gründliche Arbeit des Verlags von neuem auf. Unter den Schriftstellern sind etwa 1000 neue Namen hinzugekommen, so daß jetzt die Daten von rund 8200 Schriftstellern geboten werden. Als sehr wertvoll erweist sich der neubeigegebene Absatz über Schriftwerkrecht, den Alexander Elster bearbeitet hat. Besonders dankenswert ist auch die Liste der Toten und die der

übersetzer zu begrüßen. Daß auch diejenigen Schriftsteller, die im Jahre 1928 einen Zehnjahrsgeburtstag feiern, besonders hervorgehoben sind, wird neben den interessierten Redaktionen auch viele Freunde des Literatur-Kalenders lebhaft interessieren. Auch in diesem Jahr präsentiert sich der „Kürschner" als ein Werk, auf das die deutsche Publizistik stolz sein darf.

F. Walther Jlges, Köln-Bayenthal, schreibt uns: In Ergänzung meines 1926 erschienenen Werkes „Casanova in Köln" setze ich meine Quellenstudien zu dem Leben des venezianischen Abenteurers Casanova fort, besonders, soweit sein mehrfacher und längerer Aufenthalt in Deutschland in Frage kommt. Ich wäre dankbar für Hinweise auf unbekannte Archivalien, die ihn erwähnen — Fremdenlisten, Prozeß- und Polizeiakten, Eingaben, Briefe, Magistratsprotokolle, Gesandtschaftsberichte, Zeitungsartikel usw.

Damen und Herren, die Briefe oder sonstige Schriftstücke von J. J. David in ihrem Besitze haben, werden höflichst gebeten, mir dieselben auf kurze Zeit zur Einsichtnahme zu überlassen.

H. Groeneweg, Reynier Vinkeleskade 5 huis Amsterdam, Holland

Mit der Fortführung meiner Arbeiten über den Philosophen Franz Baader (1765—1841), insbesondere mit der Veranstaltung einer vollständigen Ausgabe seiner Tagebücher beschäftigt, bitte ich alle Besitzer von Handschriften Baaders, mir diese leihweise und durch Vermittlung der Handschriften-Abteilung der Preußischen Staatsbibliothek, Berlin, gegen Erstattung der Unkosten und unter Gewähr vollkommen unbeschädigter Rücksendung auf kurze Zeit zur Verfügung zu stellen. Um vorherige briefliche Ankündigung an die unten angegebene Adresse ersucht Dr. David Baumgardt, Privatdozent an der Universität Berlin, Berlin-Grunewald, Franzensbader Straße 4.

Uraufführung. Ems in Oberösterreich. „Lauriacum", Festspiel von Waldemar Albert (1. Oktober 1927).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Aram, Kurt. Oh Ali! Roman. (Romane der Welt.) Berlin 1927, Th. Knaur Nachf. 320 S. Geb. M. 2,85.

Auer, Grethe. Suite in Dur. Vier Erzählungen. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 282 S.

Baker, Josephine. Memoiren. Mit 30 Zeichnungen. München 1928, Meyer & Jessen. 213 S. M. 3,— (3,80).

Becker, Herbert. Gripse. Novellen. Leipzig 1928, C. Weller & Co. 247 S. M. 4,— (6,—).

Bergengruen, Werner. Das Kaiserreich in Trümmern. Roman. Leipzig 1927, K. F. Koehler. 407 S. Geb. M. 7,80.

Bethge, Hans. Die Treulose. Novellen. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-Anstalt. 155 S.

Bock, Alfred. Die Oberwälder. Roman. 7.—11. Tauf. Berlin 1928, Deutsche Landbuchhandlung. 220 S. Geb. M. 4,—.

Bregendahl, Marie. Jungvolk. Roman. Übersetzt aus dem Holländischen von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig, Georg Westermann. 390 S. Geb. M. 8,—.

Braun, Felix. Agnes Altkirchner. Roman in 7 Büchern. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 994 S. Geb. M. 12,—.

Britting, Georg. Michael und das Fräulein und andere Geschichten. Frankfurt a. M. 1927, Iris-Verlag. 124 S. M. 1,50 (2,50).

Bronnen, Arnolt. Film und Leben. Barbara La Marr. Roman. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 320 S.

Busse, Hermann Eris. Tulipan und die Frauen. Roman. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 328 S.

Das Räuberbuch. Spannende Geschichten von Raub und Überfall. Herausgegeben von Arthur Fr. Binz. Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 207 S. M. 2,50 (3,—).

Die Geschichte der Brüder Chamade. Herausgegeben von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1928, Insel-Verlag und Horen-Verlag, Berlin. 232 S.

Eggebrecht, Axel. Katzen. Zeichnungen von B. F. Dolbin. Berlin 1927, Herbert Stuffer. 116 S. M. 2,— (3,—).

Ehrler, Hans Heinrich. Das Gesetz der Liebe. Gotha 1928, Leopold Klotz. 315 S. Geb. M. 8,—.

Federer, Heinrich. Am Fenster. Jugenderinnerungen. Berlin 1927, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 454 S. M. 5,50 (7,50).

Franck, Hans. Der Regenbogen. Siebenmalsieben Geschichten. Leipzig 1927, H. Haessel. 507 S. M. 5,— (8,—).

—, —. Das Pentagramm der Liebe. 24.—30. Tausend. (Ebenda.) 246 S.

Frank, Emil. Aus einer alten Residenz. Erzählung. Münster i. W. 1927, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 159 S. Geb. M. 2,—.

Franke, Ilse. Die Weisheit der Kinderstube. Gereimtes und Ungereimtes aus Kindermund erlauscht und erlebt von einer Mutter. München 1928, Georg Müller. 127 S.

Freißler, Ernst W. Der Glockenkrieg. Roman. München 1927, Albert Langen. 252 S. M. 6,— (8,50).

Friedenthal, Richard. Marie Rebscheider. Vier Novellen. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 225 S. Geb. M. 6,—.

Frisch, Efraim. Zenobi. Roman. Berlin 1927, Bruno Cassirer. 286 S. Geb. M. 6,50.

Frohes Schaffen. Das Buch für Jung und Alt. Schriftleitung: Ernst Baum. Wien 1927, Deutscher Verlag für Jugend und Volk. 499 S.

Geiger-Gog, Anni. Maidi. Die Geschichte eines Kindes. Stuttgart 1927, D. Gundert. 158 S. Geb. M. 4,—.

Greinz, Rudolf. Das Paradies der Philister. Roman. Leipzig 1928, L. Staackmann. 373 S. M. 4,50 (6,50).

Hartwig, Theodor. Vorbei ... Skizzen und Reflexionen. Wien, Anzengruber-Verlag. 159 S.

Hedin, Sven. Mein Leben als Entdecker. Mit 8 bunten, 150 einfarbigen Abbildungen und 15 Karten. Leipzig 1928, F. A. Brockhaus. 403 S.

Hesse, Hermann. Die nürnberger Reise. Berlin 1927, S. Fischer. 124 S. M. 3,— (4,50).

Houben, H. H. Der Ruf des Nordens. Abenteuer und Heldentum der Nordpolfahrer. Mit 11 Abbildungen und 6 Karten. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 320 S.

Huggenberger, Alfred. Die Brunnen der Heimat. Jugenderinnerungen. Leipzig 1927, L. Staackmann. 242 S. M. 3,— (5,—).

Jacob, Heinrich Eduard. Dämonen und Narren. Drei Novellen. Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 228 S. M. 4,— (6,—).

Jaehn, W. Wer wirft den ersten Stein? Mädchenschicksale unserer Zeit. Aufgezeichnet nach den Wahrnehmungen in der weiblichen Wohlfahrtspflege. Stuttgart 1927, Walter Hädecke. 160 S. M. 2,60 (3,80).

Janoske, Felix. Onkel Elias. Ein Roman der Lebensfreude. Leipzig 1927, Fr. Wilh. Grunow. 233 S.

Jansen, Werner. Die Kinder Israel. Mose-Roman. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 302 S. Geb. M. 6,50.

Junge Deutsche. Hansjürgen Wille, Rosenkavalier. Novellen. 117 S. — Ernst Penzoldt, Der Zwerg. Roman. 206 S. — Martin Beheim-Schwarzbach, Die Runen Gottes. Novellen. 298 S. — Manfred Hausmann, Die Verirrten. Zwei Novellen. 92 S. — Wolfgang Hellmert, Fall Vehme Holzdorf. Novelle. 104 S. — David Luschnat, Die Reise nach Insterburg. Novelle. 132 S. — Fred von Zollikofer, Die Nacht von Mariensee. Drei Kapitel aus dem Leben Ludwig Heinrich Christoph Höltys. 107 S. — Max Sidow, Haß. Novellen. 186 S. — Bert Schiff, Iwan und Feodora. Roman. 235 S. — Leipzig 1927, Philipp Reclam jr.

Kassebaum, Hermann. Christel Böhmer. Die Not eines Volkes im Spiegel eines Menschenlebens. Leipzig 1927, Theodor Weicher. 217 S. M. 4,— (5,50).

Kastein, Josef. Melchior. Ein hanseatischer Kaufmannsroman. Bremen 1927, Friesen-Verlag. 422 S. Geb. M. 6,—.

Kirsch, Max. Ein Robinson der Wüste. Abenteuerliche Erlebnisse eines Jungen. Wien 1927, Franz Schneider. 164 S. Geb. M. 3,80.

Klug, Ludwig. Bauern und Heide. Skizzen. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 126 S. Geb. M. 3,—.

Kraigher-Porges, Josepha. Lebenserinnerungen einer alten Frau. II. Kreuzwege des Lebens. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 350 S.

Krämer, Philipp. Die sterbenden Inseln. Rechenschaft einer Reise. München 1928, Georg Müller. 143 S.

Kromer, Heinrich E. Gustav Hänflings Denkwürdigkeiten eines Porzellanmalers. Leipzig 1927, C. Weller & Co. 221 S. M. 3,50 (5,—).

Kurz, Isolde. Die Stunde des Unsichtbaren. Seltsame Geschichten. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 256 S. Geb. M. 7,50.

Kurz, Karl Friedrich. Die goldene Woge. Roman. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 326 S. Geb. M. 6,85.

Larsen, Sven. Die Saat der Mohren. Der Roman eines Herrnhuter Missionskindes. Leipzig 1927, Bernhard Steffler. 268 S.

Lernet-Holenia, Alexander. Das Geheimnis Sankt Michaelis. Berlin 1927, S. Fischer. 94 S.

Lienert, Meinrad. Der Schalk im Hirthemd. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 224 S. Geb. M. 5,60.

Luhmann, Heinrich. Die Heiligen in Holzschuhen und andere Geschichten. Mit Holzschnitten von R. Wirth. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 117 S. M. 5,50 (7,—).

Maxis, Emil. Der Weg in den Morgen. C. M. von Webers Jugendroman. Breslau 1927, Bergstadtverlag. 265 S. Geb. M. 6,—.

Meder, Joseph. Von der Scholle herauf. Lebenserinnerungen. Mit einem Bildnis des Verfassers. Wien 1928, Anton Schroll & Co. 423 S. M. 7,50 (9,—).

Münzer, Kurt. Jude ans Kreuz. Roman. Wien 1928, R. Löwit. 230 S.

Olden, Balder. Ich bin Ich. Der Roman Karl Peters. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-Anstalt. 292 S.

Paquet, Alfons. Städte, Landschaften und ewige Bewegung. Ein Roman ohne Helden. Hamburg-Großborstel 1927, Deutsche Dichter Gedächtnis-Stiftung. 478 S. Geb. M. 6,—.

Polgar, Alfred. Ich bin Zeuge. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 288 S. M. 5,— (8,—).

Presber, Rudolf. Der Stern von Saragossa. Ein berliner Roman. 7. Auflage. Berlin 1927, Eelle-Eyßler A.-G. 434 S. M. 5,— (7,—).

Presber, Rudolf. Masken. Roman. Berlin, Guido Hackebeil A.-G. 383 S. Geb. M. 7,—.

Reck-Malleczewen, Fritz. Liebesreigen und Fanfaren. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 155 S.

Riemkasten, Felix. Alle Tage Gloria. Geschichten von unserer Tochter Mananne. Mit zahlreichen photographischen Aufnahmen. Berlin 1928, Brunnen-Verlag Karl Windler. 154 S. M. 4,— (5,50).

Roda Roda. Die Streiche des Junkers Marius (Engelhorns Roman-Bibliothek, 1015/16). Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 277 S. M. 2,— (3,50).

Roniger, Emil. Panoptikum. Zürich 1928, Rotapfel-Verlag. 250 S. Geb. M. 6,50.

Roth, Joseph. Die Flucht ohne Ende. Ein Bericht. München 1927, Kurt Wolff. 253 S. Geb. M. 6,50.

Röttger, Karl. Der Eine und die Welt. Der Legenden erster Band. München 1928, Georg Müller. 382 S.

—, —: Zwischen den Zeiten. Erzählungen und Legenden. (Ebenda.) 203 S.

Schäfer, Wilhelm. Novellen. München 1928, Georg Müller. 424 S.

Schaper, Edzard-Hellmuth. Der letzte Gast. Roman. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Comp. 232 S. M. 3,50 (5,—).

Scheurmann, Erich. Die Lichtbringer. Die Geschichte vom Niedergang eines Naturvolkes. Leben und Dichtung in 19 Bildern. Oberhof 1928, Maien-Verlag. 236 S. M. 4,50 (5,50).

Scheyer, Moriz. Flucht ins Gestern. München 1927, Georg Müller. 227 S. Geb. M. 2,—.

Schickele, René. Blick auf die Vogesen. Roman. (2. Band von „Das Erbe am Rhein".) München 1927, Kurt Wolff. 504 S.

Schlosser, Johanna. Kleine Geschichten aus Taunus und Westerwald. Hachenburg/Marienberg, C. Ebner. 115 S.

Schlüter, Herbert. Das späte Fest. Drei Erzählungen. Berlin 1927, S. Fischer. 193 S. M. 3,— (5,—).

Schmidt, Franz Werner. Prachtmädel Gerda. Eine Mädchengeschichte. Buchschmuck von Martin Claus. Wien 1927, Franz Schneider. 203 S. Geb. M. 3,80.

—, —: Deutsche Heldensagen. Neu erzählt. Buchschmuck von Karl Mahr. (Ebenda.) 136 S. Geb. M. 3,—.

—, —: Pick reist nach Amerika. Eine lustige Schiffsgeschichte. Buchschmuck von Martin Claus. (Ebenda.) 95 S.

Schmitz, Oscar A. H. Melusine. Der Roman eines Staatsmannes. München 1928, Georg Müller. 338 S.

Schudel-Benz, Rosa. Die Besessenen von Loudun. Ein Prozeß aus der Zeit Richelieus (Stern und Unstern. 9. Band). München 1927, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 155 S. M. 2,20 (4,—).

Schulenburg, Werner von der. Jesuiten des Königs. Roman. Stuttgart 1927, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. 263 S.

Schwarzkopf, Nikolaus. Amorsbronn. Eine Erzählung. München 1928, Georg Müller. 213 S.

Sochaczewer, Hans. Sonntag und Montag. Roman. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 258 S. M. 4,— (6,—).

Sommer, Fedor. Zwischen Mauern und Türmen. Ein Roman aus dem 18. Jahrhundert. Halle a. d. S. 1928, Buchhandlung des Waisenhauses. 563 S. Geb. M. 10,—.

Stehr, Hermann. Auf Leben und Tod. Erzählungen. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 314 S.

Steinmüller, Paul. Aus Biedermeiertagen (Unsere deutschen Erzähler, 3. Reihe, 4. Gabe). Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 136 S. Geb. M. 2,50.

Sternbeck, Alfred. Flibustier und Bukaniere. Seeabenteuer aus vergangener Zeit. Mit 16 Bildtafeln. Berlin 1928, Reimar Hobbing. 400 S. Geb. M. 12,—.

Sterneder, Hans. Die Zwei und ihr Gestirn. Leipzig 1927, L. Staackmann. 330 S. M. 4,50 (6,50).
Sternheim, Carl. Busekow. Novellen. Wien 1928, Paul Zsolnay. 156 S.
Stevenhagen, Lovis. Atomfeuer. Der Roman eines Weltunterganges. Leipzig 1927, Fr. Wilh. Grunow. 343 S.
Stucken, Eduard. Die weißen Götter. Roman. 11.–20. Tausend. Berlin, Erich Reiß. 525, 520 S.
Sudermann, Hermann. Die Frau des Steffen Tromholt. Roman. Stuttgart 1927, Cottasche Buchhandlung Nachf. 652 S.
Terramare, Georg. Eginhardt im Märchenland. Mit Bildern von Alfred Hagel. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 82 S. M. 6,– (8,–).
Thieß, Frank. Frauenraub. Roman. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 257 S. M. 4,– (6,–).
–, –: Der Kampf mit dem Engel. Novellen. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 258 S. Geb. M. 4,90.
Tornius, Valerian. Der Mörder. Eine Novelle. Mit 8 Federzeichnungen von Olaf Gulbransson. Leipzig 1928, C. Weller & Co. 140 S.
Unser Weihnachtsbuch für Klein und Groß. Herausgegeben von Helene Pagés. Mit Bildern von Lore Gronau. Freiburg i. B. 1927, Herder & Co. 180 S. Geb. M. 5,–.
Vallerin, Petrea. Der Kurier der Königin. Roman. Mit Zeichnungen von R. Wirth (Rast und Feiertag). München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 201 S. M. 2,50 (3,30).
Vesper, Will. Der Heilige und der Papst. Eine Novelle. Leipzig 1928, H. Haessel. 115 S. M. 2,– (4,–).
Wartenberg, Hubert. Mariska von Konstanz. Historischer Roman. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 104 S. M. 1,30 (2,30).
Wedekind, Eduard. Studentenleben in der Biedermeierzeit. Ein Tagebuch aus dem Jahre 1824. Herausgegeben von H. H. Houben. Mit 21 Abbildungen und 3 Faksimilen. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 188 S. Geb. M. 6,–.
Wibbelt, August. Ut 'n Mönsterlanne (Quickborn-Bücher, Band 34). Hamburg, Quickborn-Verlag. 62 S. M. –,80.
Wittek, Bruno Hans. Sturm überm Acker. Roman. Breslau 1927, Ostdeutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. 406 S. M. 5,– (7,–).
Wohl, Ludwig von. Der Präsident von Costa Nueva. Der Roman eines Abenteurers. Leipzig 1927, K. F. Koehler. 219 S. Geb. M. 4,50.
Zingerle, Ignaz. Tiroler Erzählungen (Hausens Bücherei, Nr. 177/78). Saarlouis, Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 135 S. M. –,70 (1,–).
Zweig, Arnold. Der Streit um den Sergeanten Grischa. Roman. Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 552 S. M. 6,– (8,50).

* * *

Chesterton, G. K. Die verdächtigen Schritte. 6 Detektivgeschichten. Deutsch von H. M. von Lama. Mit Zeichnungen von R. Wirth (Rast und Feiertag). München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 175 S. M. 2,50 (3,30).
–, –: Die Sünden des Prinzen Saradin. 6 Detektivgeschichten. Deutsch von H. M. von Lama. Mit Zeichnungen von Wirth (Rast und Feiertag). Ebenda. 158 S. M. 2,50 (3,30).
Curwood, James Oliver. Die Straße der Väter. Roman. Aus dem Englischen von Paul Baudisch. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 319 S. Geb. M. 2,85.
Deeping, Warwick. Hauptmann Sorrell und sein Sohn. Roman. Aus dem Englischen von Curt Thesing. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 485 S. Geb. M. 8,50.
Ferber, Edna. So groß. Roman. Deutsch von Gertrud von Hollander. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 425 S.
Fortune, Dion. Liebe aus dem Jenseits. Aus dem Englischen übersetzt von Else Baronin Werkmann. München 1927, Kurt Wolff. 289 S. Geb. M. 6,–.
Galsworthy, John. Aneinander vorbei. Novelle. Übersetzt von Leon Schalit. Wien 1927, Paul Zsolnay. 61 S.
–, –: Das Herrenhaus. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von Lise Landau. Wien 1927, Paul Zsolnay. 352 S.
Storm, Lesley. Virginia. Roman. Aus dem Englischen von Eva Mellinger. Berlin, Th. Knaur Nachf. 319 S. Geb. M. 2,80.
Tauchnitz Edition. Vol. 4805/06. H. G. Wells, The World of William Clissold. Vol. 1/2. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 317, 376 S. Je M. 1,80 (2,50).
Wells, Herbert George. Die Welt des William Clissold. Ein Roman mit einem neuen Standpunkt. Deutsch von Helene M. Reiff und Erna Redtenbacher. Wien 1927, Paul Zsolnay. 401, 456 S. M. 5,80 (11,–).
Hergesheimer, Joseph. Kap Java. Roman. Aus dem Amerikanischen von Toni Harten-Hoencke (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachf. 319 S. Geb. M. 2,85.
Lewis, Sinclair. Elmer Gantry. Roman. Aus dem Amerikanischen von Franz Fein. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 684 S.
Barbusse, Henri. Jesus. Deutsch von Eduard Trautner. Leipzig 1928, C. Weller & Co. 246 S. M. 4,– (6,50).
Bloch, Jean-Richard. Kurdische Nacht. Übertragen von Paul Altmann. Zürich 1928, Rotapfel-Verlag. 321 S. Geb. M. 8,–.
Callias, Suzanne de. Lucienne und Reinette. Roman. Aus dem Französischen von Ernst Geigenmüller. Leipzig 1927, C. Weller & Co. 242 S. M. 5,– (6,–).
Clair, René. Adams. Roman. Aus dem Französischen von Lina Frender. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 171 S.
Colette, Phil und Vinca. Roman. Aus dem Französischen von Lissy Radermacher. Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 159 S. M. 3,50 (5,–).
Duhamel, Georges. Briefe nach Patagonien. Aus dem Französischen von Magda Kahn. Zürich 1928, Rotapfel-Verlag. 179 S. Geb. M. 6,30.
–, –: Freuden und Spiele. Aus dem Französischen von Gertrud Niehans. Zürich 1928, Rotapfel-Verlag. 202 S. Geb. M. 6,30.
Gobineau, Arthur Graf. Die Abenteuer des glückhaften Gefangenen. Übersetzt von Ernst Levy. Köln a. Rh. 1927, Hermann Schaffstein. 303 S. Geb. M. 8,–.
Istrati, Panait. Nerrantsoula. Roman. Aus dem Französischen von Erna Redtenbacher und Hanna Wolff. Hamburg 1927, Gebr. Enoch. 192 S.
Kessel, Joseph. Die rote Steppe. Novellen. Aus dem Französischen von Fritz Pasternak. Stuttgart 1927, Julius Hoffmann. 170 S.
Ramuz, C. F. Das große Grauen in den Bergen. Roman. Deutsch von Werner J. Guggenheim. Leipzig 1928, C. Weller & Co. 283 S. M. 4,50 (6,50).
Sabatini, Rafael. Scaramouche. Roman der französischen Revolution. Aus dem Englischen von Curt Thesing. Leipzig, Grethlein & Co. 440 S.
Borgese, Giuseppe Antonio. Rubé. Roman. Aus dem Italienischen übertragen und eingeleitet von Curt Gutkind. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag G. m. b. H. 402 S. M. 6,– (8,–).
Cervantes Saavedra, Miguel de. Schelmen- und Liebesgeschichten. Ausgewählt und herausgegeben von Owlglaß. München, Albert Langen. 189 S. Geb. M. 3,–.
Bojer, Johan. Die Auswanderer. Roman. Herausgegeben von J. Sandmeier. Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1927, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 454 S. M. 6,– (8,–).

Geijerstam, Gösta. Das Sommerparadies. Übersetzt aus dem Norwegischen von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 137 S. Geb. M. 4,–.

Hamsun, Knut. Landstreicher. Roman. Übertragen von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1928, Albert Langen. 494 S. M. 7,– (10,–).

Nexö, Martin Andersen. Gesammelte Werke. Deutsche Original-Ausgabe. Band IV. München 1928, Albert Langen. 290 S.

Undset, Sigrid. Olav Audunssohn. Herausgegeben von J. Sandmeier. Aus dem Norwegischen von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 470 S. M. 6,75 (9,–).

Didring, Ernst. Mann auf Posten. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig, Georg Westermann. 326 S. Geb. M. 6,80.

Siwertz, Sigfried. Zurück aus Babylon. Roman. Aus dem Schwedischen von Alfons Fedor Cohn. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 306 S.

Svedstrup, Alexander. Erik Gudmand. Roman. Aus dem Deutschen von Pauline Klaiber-Gottschau. Stuttgart 1927, J. Engelhorns Nachf. 464 S. M. 7,50 (9,50).

Stefansson, Vilhjamur und Violet Irwin. Des Zauberers Rache. Die Abenteuer eines Eskimojungen. Hannover, Adolf Sponholtz G. m. b. H. 300 S. Geb. M. 6,–.

Talvio, Maila. Die Glocke. Roman. Aus dem Finnischen von Marta Römer. Braunschweig, Georg Westermann. 377 S. Geb. M. 7,50.

Dostojewskij, Rasskolnikoffs Tagebuch. Mit unbekannten Entwürfen, Fragmenten und Briefen zu „Rasskolnikoff" und „Idiot". Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. Mit 7 Bildbeigaben und 1 Faksimile. München 1928, R. Piper & Co. 208 S. Geb. M. 6,–.

Kusmin, Michael A. Der stille Hüter. Roman. Aus dem Russischen übertragen von J. M. Kusmin. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 273 S. M. 4,50 (6,–).

Lesskoff, Nikolaj. Gesammelte Werke. Band 7, 8, 9. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 384, 317, 344. S. Geb. je M. 5,50.

Tolstoj. Vater und Tochter. Tolstojs Briefwechsel mit seiner Tochter Marie. Herausgegeben von Paul Birukoff. Zürich 1927, Rotapfel-Verlag. 234 S. Geb. M. 6,30.

Bengalische Erzähler. Der Sieg der Seele. Aus dem Indischen übertragen von Reinhard Wagner. Berlin, Weltgeist-Bücher-Verlag G. m. b. H. 285 S. Geb. M. 5,50

Lyrisches und Episches

Faßbinder, Franz. Einkehr. Ein Buch Gedichte. Zusammengestellt von F. Faßbinder. Münster i. W. 1927, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 304 S.

Feuchtwanger, Lion. Pep. J. L. Wetcheeks amerikanisches Liederbuch. Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 62 S. Geb. M. 3,50.

Freudenheim, Hans. Der graue Weg. Gedichte. Wien. Anzengruber-Verlag. 109 S.

Hauptmann, Gerhart. Des großen Kampffliegers, Landfahrers, Gauklers und Magiers Till Eulenspiegel Abenteuer, Streiche, Gaukeleien, Gesichte und Träume. Berlin 1928, S. Fischer. 303 S. M. 16,– (20,–).

Herbst, Kurt. Alle Jahre wieder. Weihnachtsklänge für Groß und Klein. Berlin 1928, Deutsche Landbuchhandlung. 54 S.

Kneip, Jakob. Der lebendige Gott. Erscheinungen und Wunder. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 126 S.

Ludwig, Emil. Tom und Sylvester. Ein Quartett. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 228 S. M. 4,50 (7,50).

–, Paula. Der himmlische Spiegel. Berlin 1927, S. Fischer. 62 S.

Münchhausen, Freiherr Börries von. Idyllen und Lieder. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 68 S.

Renner, Gustav. Welt und Seele. Eine Auswahl Gedichte. Altes und Neues. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Comp. 132 S. M. 2,– (3,50).

Roelli, Hans. Am Abend. Worte, Weisen und Lautenbegleitungen. Mit 5 Bildern von Franz H. Graf. Stuttgart 1927, Verlag Silberburg G. m. b. H. 78 S. Geb. M. 3,50.

Röttger, Karl. Buch der Liebe. Gedichte. München 1928, Georg Müller. 103 S.

Schaumann, Ruth. Die Rose. 24 Holzschnitte mit Versen. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 52 S. M. 4,– (5,–).

Thurow, Hermann. Flug in die Welt. Gedichte. Berlin 1928, Arbeiterjugend-Verlag. 47 S. M. –,50 (–,90).

Wildgans, Anton. Kirbisch oder Der Gendarm, die Schande und das Glück. Ein episches Gedicht. Leipzig 1927, L. Staackmann. 215 S.

Winkler, Christine von. Gedichte. Dresden, im Selbstverlag. 163 S.

Woikowsky-Tillgner, K. von. Die Menschenkrankheit. Gedichte. Wismar, Friedrich von Wolff. 48 S.

* * *

Altrussische Kirchenlieder. Nachdichtungen von Paul Althaus. Jena 1927, Eugen Diederichs. 76 S. Geb. M 6.,–.

Die homerischen Götterhymnen. Verdeutscht von Thassilo von Scheffer. Jena 1927, Eugen Diederichs. 112 S. M. 4,50 (7,50).

Fleischer, Max. Der Porzellanpavillon. Nachdichtungen chinesischer Lyrik. Wien 1927, Paul Zsolnay. 118 S.

Géraldy, Paul. Du und Ich. Gedichte. Deutsche Nachdichtungen von Clara Katharina Pollaczek. Wien 1927, Paul Zsolnay. 72 S.

Dramatisches

Dantz, Carl. Der Aufstieg. Ein Sprechchor der Leidenden, Hoffenden und Triumphierenden. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag.

Eckart, Walther. Das Freiheitsspiel vom Wilhelm Tell. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 63 S. M. 1,–.

Ehrke, Hans. Füer! Drama in 4 Akten (Quickborn-Bücher, Bd. 35). Hamburg, Quickborn-Verlag. 63 S. M. –,80.

Frankenberg, Alex von. Der Widersacher (Das Reich. Partitur der Welttragödie). Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 88 S.

Fulda, Ludwig. Höhensonne. Lustspiel in 3 Akten. Stuttgart 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 103 S. M. 2,–.

Gerlach, Kurt. Der Christmarkt. Ein Weihnachtsspiel. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 42 S. M. –,90.

Goethe, Faust. Eine Tragödie. Mit 49 Bildern der „Faust-Wirklichkeiten" von Hans Wildermann. Regensburg 1927. Gustav Bosse. 384 S.

Jacobs, Karl. Der Mummenschanz. Ein lustiges Spiel. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 63 S. M. 1,–.

Kaergel, Hans-Christoph. Volk ohne Heimat. Ein Schauspiel in 3 Aufzügen. 3. Aufl. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 64 S. M. 1,25.

Liebmann, Walter. Wahn. Drama in 4 Aufzügen. Dortmund 1927, Fr. Wilh. Ruhfus. 111 S.

Mögelin, Else. Ein Christgeburtsspiel in 6 Bildern. 2. Aufl. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 47 S. M. 1,50.

Schönherr, Karl. Gesammelte Werke. Band I/IV. Wien, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 440, 312, 356, 315 S. In Halbleder geb. M. 36,–.

Seidenfaden, Theodor. Das Spiel von Sankt Christophorus. Ein deutsches Volksspiel in vier Vorgängen. 3. Aufl. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 79 S. M. 1,75.

* * *

Stenström, Walter. Schnick und Schnack, die beiden. Ein Schelmenspiel in 2 Akten. Aus dem Schwedischen von Pia Budde. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 52 S. M. 1,25.

Literaturwissenschaftliches

Alexander von Humboldt und das Preußische Königshaus. Briefe aus den Jahren 1835–1857. Herausgegeben und eingeleitet von Conrad Müller. Mit 11 Bildtafeln und 1 Faksimile. Leipzig 1928, K. F. Koehler. 346 S. Geb. M. 12,50.

Aus Gottfried Kellers glücklicher Zeit. Der Dichter im Briefwechsel mit Marie und Adolf Exner. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 177 S. Geb. M. 11,–.

Breitling, Richard. Paul de Lagarde und der großdeutsche Gedanke. Wien 1927, Wilhelm Braumüller. 116 S. M. 3,60 (6,–).

Cotta. Briefe an Cotta. Das Zeitalter der Restauration 1815–1832. Herausgegeben von Herbert Schiller. Stuttgart 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 579 S. M. 10,50 (14,50).

Dohse, Richard. Gustav Kohne. Sein Wesen und sein Werk. Mit 4 Bildtafeln. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. 89 S.

Ermatinger, Emil. Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung. Aufsätze und Reden. Wien 1928, Amalthea-Verlag. 403 S.

Fiesel, Eva. Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. 1801–1816. Tübingen 1927, J. C. B. Mohr. 259 S. M. 12,–.

Glaser, Rudolf. Rudolf Heubner und seine Dichtung. Leipzig 1927, L. Staackmann. 70 S.

Greyerz, Otto von. Das Volkslied der deutschen Schweiz (Die Schweiz im deutschen Geistesleben, 48/49. Band). Frauenfeld 1927, Huber & Co. 232 S. Geb. M. 4,–.

Hägni, Rudolf. Alfred Huggenberger. Persönlichkeit und Werk. Leipzig 1927, L. Staackmann. 62 S. M. –,80.

John, Hans. Goethe und die Musik (Musikalisches Magazin, Heft 73). Langensalza 1928, Herm. Beyer & Söhne. 172 S. M. 4,50.

Kappstein, Theodor. Emil Frommel. Ein Gottesfreund unserer Zeit. Sein Leben und Wirken aus eigener Erinnerung erzählt. Gotha 1928, Leopold Klotz. 400 S. Geb. M. 8,–.

Kleinberg, Alfred. Die deutsche Dichtung in ihren sozialen zeit- und geistesgeschichtlichen Bedingungen. Eine Skizze. Berlin, J. H. W. Dietz Nachf. G. m. b. H. 443 S. Geb. M. 12,–.

Korff, H. A. Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. II. Teil: Klassik. 1. Buch: Weltanschauung. Leipzig 1927, J. J. Weber. 117 S.

Kühnemann, Eugen. Herder. 3. Aufl. München 1927, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 670 S. Geb. M. 16,–.

–, –: Schiller. 7. Aufl. (Ebenda.) 557 S. Geb. M. 14,–.

Naumann, Hans. Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Dritte, erweiterte Aufl. Stuttgart 1927, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 384 S. M. 8,– (10,–).

–, Margarete. Friedrich Naumanns Kindheit und Jugend. Gotha 1928, Leopold Klotz. 121 S. Geb. M. 4,–.

Österroth, Franz. Unter Tag. Bergbau- und Bergarbeiterdichtung unserer Zeit. Berlin 1927, Arbeiterjugend-Verlag. 46 S. M. –,50 (–,90).

Stifter, Adalbert. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von der Adalbert-Stifter-Gesellschaft mit Geleitwort von Hugo von Hofmannsthal. Wien 1928, Jos. Grünfeld. 95 S. M. 2,–.

Weiglin, Paul. Die dramatische Literatur und Kunst in Deutschland (Die Bücherei der Volkshochschule, Bd. 61). Bielefeld 1928, Velhagen & Klasing. 119 S.

Wild, Friedrich. Die englische Literatur der Gegenwart seit 1870. Drama und Roman (Welt und Geist. Die Literatur der Gegenwart). Wiesbaden 1928, Dioskuren-Verlag. 403 S.

* * *

Harris, Frank. Shakespeare. Der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte. Deutsch von Antonia Vallentin Berlin 1928, S. Fischer. 413 S. M. 8,50 (11,–).

Malaische Weisheit und Geschichte. Einführung in die malaiische Literatur. Die Krone aller Fürsten. Die Chronik der Malaien. Aus dem Malaiischen übertragen von Hans Overbeck. Jena 1927, Eugen Diederichs. 273 S. Geb. M. 11,–.

Verschiedenes

Arnold, Robert F. Der Irrgarten. 333 deutsche Rätsel. Wien 1928, Österreichischer Bundes-Verlag. 179 S. M. 2,30.

Beenken, Hermann. Bildhauer des 14. Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Mit 150 Abbildungen. (Deutsche Meister.) Leipzig 1927, Insel-Verlag. 283 S.

Bekker, Paul. Organische und mechanische Musik. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 114 S. M. 3,75.

Berger, Siegfried. Professor D. Wilhelm Bithorn. Bad Pyrmont 1927, Ernst Schnelle. 23 S.

Betsch, Roland und Lorenz Wingerter. Rheinpfalz. Ein Heimatbuch. Mit Bildbeigaben von Hans Fay, Karl Graf und Fr. Jossé. Leipzig 1928, Friedrich Brandstetter. 453 S. Geb. M. 8,–.

Binding, Rudolf G. Rufe und Reden. Führungen und Betrachtungen. Frankfurt a. M. 1928, Rütten & Loening. 246 S. M. 5,– (6,50).

Blei, Franz. Frauen und Männer der Renaissance. Hellerau b. Dresden 1927, Avalun-Verlag. 381 S. Geb. M. 14,–.

Brandi, Karl. Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge. 7., überarbeitete Aufl. Leipzig 1927, B. G. Teubner. 282 S. Geb. M. 7,–.

Briefwechsel Friedrich der Große mit seinem Bruder Prinz August Wilhelm. Herausgegeben und eingeleitet von Gustav Berthold Volz. Deutsch von Fr. von Oppeln-Bronikowski. Mit 16 Bildbeigaben. Leipzig, K. F. Koehler. 342 S. Geb. M. 12,–.

Bühler, Johannes. Ordensritter und Kirchenfürsten. Mit 16 Bildtafeln und 1 Karte. Leipzig 1927, Insel-Verlag 474 S.

Die Wunder der Kurischen Nehrung. Stimmungsbilder gesammelt und herausgegeben von Otto und Helmut Stallbaum. Königsberg i. Pr. 1927, Im Selbstverlag. 71 S. Geb. M. 4,50.

Döblin, Alfred. Das Ich über der Natur. Berlin 1928, S. Fischer. 247 S. M. 5,– (7,–).

Driesch, Hans. Die sittliche Tat. Ein moralphilosophischer Versuch. Leipzig 1927, Emmanuel Reinicke. 210 S. M. 8,50 (11,–).

–, Margarete. Frauen Jenseits der Ozeane. Unter Mitwirkung führender Zeitgenossen aus jenen Ländern. Heidelberg 1928, Niels Kampmann. 267 S. M. 9,50 (11,–).

Dritter Kongreß für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft. Halle, den 7.–9. Juni 1927. Bericht. Herausgegeben von Wolfgang Liepe. Stuttgart 1927, Ferdinand Enke. 294 S. M 24,–.

Forst-Battaglia, Otto. Stanislaw August Poniatowski und der Ausgang des alten Polenstaates. Mit 1 Faksimile und 16 Bildbeigaben. (Menschen, Völker, Zeiten, XVII.) Berlin 1927, Paul Franke. 393 S. M. 4,50.

Frenssen, Gustav. Möwen und Mäuse. Grübeleien. Neue Folge. Berlin 1928, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 359 S. M. 5,– (7,–).

Führende Frauen Europas. 16 Selbstschilderungen. Herausgegeben von Elga Kern. München 1928, Ernst Reinhardt. 286 S. M. 7,50 (9,50).

Hampe, Theodor. Die nürnberger Malefizbücher als Quellen der reichsstädtischen Sittengeschichte vom 14. bis zum 18. Jahrhundert. (Neujahrsblatt XVII.) Bamberg 1927, C. C. Buchners Verlag. 102 S. M. 3,40.

Hey, Wilhelm. Die schönsten Fabeln für Kinder. Ausgewählt von Paul Sanuleit. Mit 50 farbigen Bildern von Eugen Oßwald. Stuttgart-Gotha 1927, Fr. Andr. Perthes. 52 S. Geb. M. 3,80.

Hofmiller, Josef. Über den Umgang mit Büchern. (Bücher der Bildung, Band 26.) München, Albert Langen. 213 S. Geb. M. 3,–.

Kircheisen, Friedrich M. Napoleon I. Ein Lebensbild in 2 Bänden. Bd. I 1769–1805. Mit 15 Lichtdrucktafeln. Stuttgart 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 371 S.

Kosnick, Heinrich. Lebenssteigerung. München 1927, Delphin-Verlag. 181 S.

Lachendes Volk. Humor in Vers und Prosa. Zusammengestellt von Walter Eschbach und Willi Hofmann. Berlin 1928, Arbeiterjugend-Verlag. 283 S. M. 3,– (4,–).

Lebede, Hans. Der Ring der Venus. Sieben Variationen eines alten Themas. Mit 8 Tafeln und 3 Abbildungen im Text. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 162 S.

Lessing, Theodor. Blumen. Berlin 1928, Oesterheld & Co. 225 S. Geb. M. 3,50.

Ludwig, Oskar Vinzenz. Die Nibelungenstraße. Ein Kulturhistorisches Wanderbuch. Mit 48 Illustrationen und 2 Karten. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 304 S.

Mensch und Erde. Herausgegeben von Graf Hermann Keyserling (Schule der Weisheit). Der Leuchter 8. Buch. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 418 S. Geb. M. 18,–.

Meyer, Arnold. Das Wunderbuch der Technik. Mit 245 Abbildungen. Stuttgart-Gotha 1927, Fr. Andr. Perthes. 228 S. Geb. M. 8,–.

Meyers Lexikon. Siebente Auflage. In vollständig neuer Bearbeitung. Mit etwa 5000 Textabbildungen und über 1000 Tafeln, Karten und Textbeilagen. Fünfter Band. Germanium–Hornbaum. 1787 S. Sechster Band. Hornberg–Korrektiv. 1787 S. Leipzig 1926/27, Bibliographisches Institut.

Müller-Freienfels, Richard. Geheimnisse der Seele. München 1927, Delphin-Verlag. 349 S.

Nötzel, Karl. Die russische Leistung (Wissen und Wirken, Band 45). Karlsruhe i. B. 1927, G. Braun. 114 S. M. 2,40.

Offenbach, Hans. Jenseits der Einsamkeit. Aphorismen. Berlin, Weltgeist-Bücher-Verlag, G. m. b. H. 58 S.

Paumgartner, Bernhard. Mozart. Mit Noten- und Handschriftenproben und 8 Illustrationen. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 494 S.

Peuckert, Will-Erich. Die Rosenkreutzer. Zur Geschichte einer Reformation. Jena 1928, Eugen Diederichs. 453 S. M. 14,– (17,–).

Rilke, Rainer Maria. Gesammelte Werke. Bd. I/VI. Gedichte, Schriften in Prosa. Übertragungen. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 413, 354, 482, 424, 300, 384 S.

Rosenstock, Eugen und Joseph Wittig. Das Alter der Kirche. Kapitel und Akten. II. Lief. Berlin, Lambert Schneider. S. 265 bis 556. M. 5,35.

Ruesch, Arnold. Todesstrafe und Unfreiheit des Willens. Ein Beitrag zur Rechtfertigung der Todesstrafe. Darmstadt 1927, Otto Reichl. 59 S. M. 3,–.

Sachse, Arnold. Friedrich Althoff und sein Werk. Berlin 1928, E. S. Mittler & Sohn. 361 S. M. 12,50 (15,–).

Scheurmann, Erich. Die Rückkehr ins Eine. Ein Buch der Besinnung (Einkehr-Bücher, 1). Bad Schmiedeberg 1927, F. E. Baumann. 77 S. M. 2,20 (4,–).

Stein, Briefe und Schriften. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Karl Pagel. Leipzig 1927, Bibliographisches Institut. 392 S.

Steiner, Walter. Französischer Geistesdruck am Rhein. Geschehenes und Gegenwärtiges nach authentischem Material (Rheinische Schicksalsfragen, 15/17). Berlin, Verlag „Rheinischer Beobachter". 249 S. M. 6,–.

Stirner, Karl. Am Wallfahrtsort. 19 Vierfarbendrucke. Einführung von Franz Stärk. Stuttgart, Schwaben-Verlag A.-G.

Suali, Luigi. Die Erleuchteten. Das Leben des Buddha. Frankfurt a. M. 1928, Rütten & Loening. 330 S. M. 5,– (7,–).

Tyrolt, Rudolf. Theater und Schauspieler. Aphorismen, Betrachtungen, Kritiken. Graz 1927, Leykam-Verlag. 140 S.

Valentin, Veit. Friedrich der Große. Mit vielen, zum größten Teil bisher unveröffentlichten Bildern aus der Zeit. Berlin 1927, Erich Reiß. 151 S.

Wantoch, Hans. Spanien. Das Land ohne Renaissance. Eine kulturpolitische Studie. München 1927, Georg Müller. 213 S. Geb. M. 2,–.

Weinhandl, Margarete. Schleswig-Holstein. Eine Landschaft in 7 Schöpfungen. Wolfach i. B. 1927, Ferdinand Acker. 91 S. Geb. M. 4,–.

Weißmann, Adolf. Die Entgötterung der Musik. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 116 S. M. 3,–.

Wohlbold, Hans. Mysterienweisheit. Menschheitsentwicklung vom Mythos zum Christentum. München 1927, Delphin-Verlag. 288 S.

Wolff, Ludwig. Die Helden der Völkerwanderungszeit. Mit 16 Abbildungen. Jena 1928, Eugen Diederichs. 240 S. M. 6,50 (9,–).

–, Theodor. Pariser Tagebuch. Berlin 1927, S. Fischer. 285 S. M. 4,50 (6,50).

Wolters, Friedrich. Vier Reden über das Vaterland. Breslau 1927, Ferdinand Hirt. 170 S. Geb. M. 6,50.

* * *

Das Tagebuch der Brüder Goncourt. Politik, Literatur, Gesellschaft in Paris von 1855–1895. Deutsch von Olga Sigall. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Wiegler. München, Albert Langen. 247 S. Geb. M. 5,–.

Jensen, Johannes V. Verwandlung der Tiere. Zur Plastik der Entwicklung. Aus dem Dänischen von Erwin Magnus. Berlin 1928, S. Fischer. 270 S. M. 6,50 (8,50).

Norden, Fritz. Tacitus Germania. Berlin, Welt-Geist-Buch Verlags-Gesellschaft m. b. H. 92 S.

Gurk, Paul. Die Sprüche des Fu-Kiang. Lübeck 1927, Otto Quitzow.

Redaktionsschluß: 5. Dezember

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Volkshochschule und Literatur

Von Curt Wormann (Berlin)

Stärker als irgendein anderes Gebiet der Erziehung hat die Volkshochschulbewegung innerhalb weniger Jahre Aufstieg und Niedergang erlebt. Vor dem Kriege vornehmlich eine Einrichtung konfessioneller oder politischer Vereinigungen, wurde sie in den Revolutionsjahren eine Angelegenheit des ganzen Volkes. Doch schon 1922 waren von den unzähligen neugeschaffenen Volkshochschulen nur sehr wenige übriggeblieben. Die Bewegung selbst aber ist nicht, wie weite Kreise glauben, versandet, nur ihre Betätigungsform hat sich gewandelt. Man hat sich nach vielen Erfahrungen auf das Wesen wahrer Volksbildung besonnen, die nicht mit prunkvollen Zahlen aufwarten soll, sondern unermüdliche Arbeit auf begrenztem Feld von Grund auf, organischer, gestufter Aufbau ist. Die Volkshochschule ist weder ein Zweig der heutigen Universität noch eine Fachschule für berufliche Ausbildung, sondern selbständige Bildungsstätte. Ihr Ziel ist nicht, möglichst viel Wissen auf den verschiedensten Gebieten in gemeinverständlicher Form zu vermitteln, sondern zu selbständigem Denken, zu weltanschaulicher Vertiefung, zu eigenem Erwerb der Kultur- und Wissensgüter anzuregen. Die Volkshochschule ist eine Stätte der Menschenbildung. Sie ist eine Hochschule, weil sie ernste, hingebende Mitarbeit verlangt auf der Grundlage der Freiheit und Selbstverantwortung. Ihre Lehrform ist vornehmlich die Arbeitsgemeinschaft, zu der sich zwanzig bis dreißig Menschen für längere Zeit zusammenfinden, um sich ein bestimmtes Gebiet zu erschließen; der Dozent ist Anreger und Führer, der nicht nur lehrt, sondern auch in der Gemeinschaft lernt. Alle Einzelarbeit aber steht im Dienste einer neuen Kultur, eines neuen Gemeinschaftsbewußtseins.

Diese grundsätzliche Besinnung erscheint notwendig, um die Irrwege, die die Literaturkunde als Arbeitsgebiet der Volkshochschule erlebt hat, für die Zukunft auszuschalten. Dagegen braucht nicht auf die Schwierigkeiten, die der gesamten Volkshochschultätigkeit entgegenstehen, eingegangen zu werden: die verschiedenen Altersstufen, die verschiedene Herkunft und Vorbildung der Hörer, der Gegensatz der Weltanschauungen usw. Bei allen kunstwissenschaftlichen Kursen, besonders bei den literarischen, ist es aber außerdem erforderlich, sich von vornherein über die besonderen Einstellungen der Hörer zur Kunst Rechenschaft zu geben, die es auch erklären, warum viele tüchtige Fachleute, besonders Universitätslehrer in der Volkshochschule oft scheitern. Die eine Grundhaltung, zumeist den Frauen aller Stände eigen, sieht in der Kunst den heiteren Gegensatz zum Leben, den schönen Schmuck, aber auch die bloße Zerstreuung. Nicht durch Predigt dagegen, sondern durch behutsame Führung gelingt es, das echte Erleben aufzurütteln, die Lebensfülle und Lebensbeziehung des Kunstwerks zu verdeutlichen. Es ist völlig falsch, dieser Grundhaltung zuliebe „leicht", „unterhaltend" sein zu wollen, dann ist die Gefahr des Spießbürgertums und der Halbbildung unaufhaltsam. — Wichtiger für den Volksbildner in der industriellen Großstadt ist die zweite Grundhaltung, weil sie den aktivsten Schichten der Volkshochschule, den organisierten Arbeitern und Angestellten zu eigen ist. Für sie ist Kunst wiederum keine Urkraft, sondern ausschließlich Verkündigung einer Weltanschauung, Produkt der Gesellschaft, Waffe im politischen Kampf. Diese tendenzbetonte Wertung ist vornehmlich der Literatur gegenüber lebendig, weil sie sichtbarer als die anderen Künste den Zeitgeist widerspiegelt, außerdem gerade in der Gegenwart vielfach den politischen und weltanschaulichen Strömungen bewußt dienstbar ist. Dieselben jungen Kommunisten, die in der literarischen Arbeitsgemeinschaft Gedichte von Storm, Keller, Rilke als fernen Klang aus einer vergangenen, für uns nicht mehr werthaften Welt bezeichnen, singen in der Singschar voll Hingabe Volkslieder der gleichen Grundstimmung. — Man muß zunächst versuchen, diese politisch-ethische Einstellung in allerdings oft jahrelanger Arbeit innerhalb des Gemeinschaftskreises in ein vertieftes Erkennen der Zeitbedingtheit aller Dichtung, d. h. ihrer kräftegeschicht-

lichen Grundlagen umzuwandeln, wobei man auch für die Literaturwissenschaft selbst fruchtbare, noch viel zu wenig getane Arbeit leistet. Erst nach dieser Umwandlung gelingt es dann, die Erlebnisfähigkeit für die Zeitlosigkeit, für den Ewigkeitszug aller großen Kunst zum siegreichen Durchbruch zu bringen, indem man immer wieder darauf hinweist, wie diese Begriffe nicht Lebensfremdheit oder erstarrte Tradition umschließen, sondern ein ständig sich erneuerndes Ringen um die geformten Lebenswerte und Deutungen der wesenhaften Kunst.

Aus der Erkenntnis dieser Grundhaltungen wie aus den Zielen der Volkshochschulbewegung ergeben sich Methode und Themen der literarischen Arbeitsgemeinschaft. Historische Vollständigkeit ist ebenso wie ästhetische Abstraktion auszuschalten, ein begrenztes Gebiet muß im Mittelpunkt stehen, am zweckmäßigsten jeweils eine Dichterpersönlichkeit, weil sie leichter als eine Epoche unmittelbare Anschauung gewährt. Der Dichter ist nicht durch bloße Lebensbeschreibung zu verdeutlichen, sondern in seinem Werk selbst aufzuzeigen als Gestalt. Zugleich aber sind die Wechselwirkungen mit den Zeitkräften zu betrachten, die Zusammenhänge mit der politischen und Wirtschaftsgeschichte wie mit der Philosophie und den künstlerischen, kulturellen und religiösen Strömungen. Bei der Auswahl der Themen muß man sich nicht von dem Grundsatz der Abwechslung, sondern des inneren Zusammenhanges leiten lassen, man wählt entweder Grundtypen der dichterischen Persönlichkeit oder verdeutlicht Wesen und Entwicklung von Gattungen durch ihre stärksten Verkörperer. Von dem jeweiligen Mittelpunkt aus kann man dann vor- und rückwärts Verbindungslinien unter besonderer Berücksichtigung der Gegenwart ziehen, ein vertieftes Erkennen geistesgeschichtlicher Gesetzlichkeit erreichen. Öffentliche Vorträge sind nur als Einführung zweckmäßig, um aus dem größeren Kreis der Zuhörer die eigentliche Arbeitsgemeinschaft herauszubilden, die Besonderheit des Themas und die Art des Dozenten klarzustellen. Die entscheidende Arbeit geschieht, wie schon grundsätzlich betont, in der Arbeitsgemeinschaft. Neben den Werken der Dichter werden ihre Briefe, Tagebücher, Selbstbiographien sowie verwandte oder entgegengesetzte Künstler und Kunstwerke herangezogen. Die Zusammenarbeit mit einer gutgeleiteten Volksbücherei ist zur erfolgreichen Durchführung der notwendigen Hauslektüre sehr wesentlich. In dem Kursus selbst liest man viel vor, beziehungsweise läßt vorlesen, um der Auseinandersetzung immer neuen, sinngemäßen Boden zu geben, kleine Referate der Fortgeschrittenen fördern auch die Aktivität der anderen. Sehr gute, noch nicht genügend ausgewertete Hilfsmittel sind Leseabende, an denen Dramen mit verteilten Rollen gelesen werden, sowie literarisch-rezitatorische Übungen. Man darf sich keineswegs vor „schauspielerischem Dilettantismus" fürchten, den man mit Humor leicht ausschalten kann. Man gewinnt durch derartige Veranstaltungen oft den Zugang zu sonst völlig verschlossenen Menschen, sie wecken vielfach, wie die Singscharen der Jugendbewegung, überhaupt erst das schöpferische Nacherleben. Das Wort als Klanggebilde, die besondere Form einer Dichtung wird vielen zuerst in diesen Übungen offenbar, zumal die Schule den Form- und Klangsinn eher gehemmt als gefördert hat. Bei dem Vortrag von Gedichten muß man selbstverständlich „Bunte Abende" vermeiden, vielmehr ein einheitliches Thema zugrunde legen. Die Aktivität wird schon dadurch angeregt, daß jeder sich selbst die Gedichte für das betreffende Thema auswählt. Der Hauptwert ist nicht auf die Technik des Vortrags, sondern auf seine sinnvolle Art zu legen, viel ursprüngliche Sprechbegabung bei Arbeitern und Angestellten wird dadurch gefördert. Die Teilnehmer dieser Leseabende und rezitatorischen Übungen, die immer im Zusammenhang mit den literarischen Arbeitsgemeinschaften stehen müssen, gewinnen eine neue Empfänglichkeit für gute Theater- und Vortragsabende, Anregung für eigene Hauskultur, eine viel ursprünglichere und echtere Beziehung zur Kunst als vorher.

Diese Ausführungen sollen keine starren Gesetze, sondern nur mögliche Wege aufweisen, ohne sich mit organisatorischen Einzelheiten zu beschäftigen. Vor allem wollen sie allen an der Entwicklung und Geltung der Dichtung wie ihrer literarkundlichen Deutung Interessierten zeigen, wie in den literarischen Arbeitsgemeinschaften der neuen Volkshochschulbewegung eine Stätte geschaffen ist, wo Literatur nicht als bloßes Wissensgut, sondern um ihrer selbst willen gepflegt wird mit dem Einsatz des ganzen Menschen!

Rilke: Gesammelte Werke

Von Felix Braun (Wien)

Ein großer Dichter hat mit uns gelebt. So waren keinem wie ihm die Reiche unabgegrenzt. Er konnte von jedem in jedes hinübergehen und den Besitz des einen mit dem des anderen vertauschen, nicht bloß um des geliebten Vergleiches willen: aus seiner Kindheit, die ihm nie verging, waren ihm die Tiere, die Blumen, die Dinge wandellos geblieben, jene schmerzend selige Allgegenwart nie ihm entsunken. Ein Schwebender des Traumes, wechselte er ein Bewußtsein des Raumes, das von dem des Geistes nicht unterschieden war. Kein Ding, das sein wunderbar blaues Auge anschaute, war mehr von seiner Idee getrennt, zugleich ein Unendlichfaches seiner Verwandlungsmöglichkeiten offenbarend, die zum Vorschein kamen wie Facetten. Vollends, wenn dieses Auge auf das Geschick eines Menschen traf, irgendeines der Armen, welche wie stumme Vollstrecker von Mahnungen die Wege der Dichter kreuzen, hob sich das furchtbare Prinzip der Individuation auf und das einzelne Leben war nur mehr ein Versuch des Seins, an dem das Nämliche erschüttert, was bei der Betrachtung eines Wasserfalls den Gedanken an jede dieser stürzenden Wellen mit Trauer belädt. Wer so das Lebendige ansah, konnte es nur als eine Kadenz von Toden erfassen, und doch war der Tod das Einzige, dem gegenüber das Prinzip der Individuation nicht in Wegfall kam. Was der Blick dieses Dichters in der Kunst der Zusammenschau selbst des Unvereinbarsten vermocht hat, ist über die Sagbarwerdung des Unsäglichsten hinausgegangen, die irdische Erscheinung wurde so ergänzt, daß, was ihr zum Vollkommenen, zum Teilhaben an der Idee, mangelt, aus der ewigen Sphäre des Dichterischen hinzugefügt wurde; und dennoch erkennt, wer nun die erste Gesamtausgabe der Werke von Rainer Maria Rilke auf seinem Tisch vor sich liegen hat — in den sechs graubraunen Leinenbänden des Inselverlags, die in Goldschrift das Monogramm des erlauchten, unsterblichen Namens tragen —, er erkennt, im Blättern schon, den schwer in Träumen „wie in Schneewehn" Gehenden, der sich nur retten kann durch Flucht, durch Verwandlung und durch Singen.

Die gesammelten Werke Rainer Maria Rilkes, die ihn nunmehr zu dem Klassiker erklären, der er bereits war, da er als Knabe die hold melodischen ersten Verse geschrieben, enthalten nur die Dichtungen und Schriften, die der Dichter selbst gebilligt hat: es fehlen die frühen Erzählungen, die Dramen, viele Aufsätze, auch das Buch über die worpsweder Maler. An der schönen Ausstattung hat er selbst noch mitgewirkt, und so ist es in der wahren, traurigsten Bedeutung des Wortes eine Ausgabe letzter Hand geworden. Sie wird durch den Inselverlag vermehrt werden, wenn der Nachlaß ganz gesichtet, und sie wird ergänzt werden durch einen Band der Briefe, in dem das Antlitz des Dichters völlig zu erblicken sein wird.

Über die berühmten Werke — ob man sie heute schon zu würdigen vermag, muß Frage bleiben — bedarf es keines hindeutenden Worts. Aber es ist Neues und Ungekanntes in den sechs Bänden: Gedichte, die meisten aus den letzten Jahren, jedes groß, tief, schön; sodann Prosastücke, aus denen eine Jugenderinnerung („Die Turnstunde") und Teile aus einem „Traum-Buch" hervorleuchten; im Band der Übersetzungen stehen die Sonette des Michelangelo zum erstenmal geschlossen beisammen; aber der wunderbarste Fund ist doch das dritte „Requiem": „Für einen Knaben," in dem Rilkes angstvolles Knabenherz selber zu hören ist: sein ganzes Erinnern und Lieben, seine tiefste Musik schwebt in diesen kostbaren Versen, die wohl noch der Zeit des „Buches der Bilder" angehören dürften, aus der auch, wie von lauter Silber schimmernd, der „Sankt Georg" und die herzergreifende „Nonnenklage" stammen mögen, darin eindringlich das entsetzte Ahnen vom Sich-Verlieren des eigenen Lebens kundgegeben ist, das aus Rilkes Dichtung niemals wich:

> Denk, so kann es vergehn
> Mit dem täglichen Schalle.
> Am Ende leugnen es alle,
> Keiner hat es gesehn.
> War es das meine, Herr Jesus?

Allein sowie nach dem Tode die „Seele im Raum" frei wird, — da nun erweist es sich, daß sie die

Seele ist. Nur — wie schwer nicht fällt ihr das Aufschweben!:

> O wie durchgehn sich die großen Umarmungen. Welche
> wird mich umfangen, welche mich weiter
> geben, mich, linkisch
> Umarmende?

„Welt zuviel und Erde genug" war die Last; „Hinhalten will ich mich" die Aufgabe der Kraft; am Ende aber blieb der täglich Geopferte „ausgesetzt auf den Bergen des Herzens". Dieses ungeheure Gedicht einer innersten Verlassenheit, hochüber der „letzten Ortschaft der Worte", über dem „letzten Gehöft von Gefühl", weiß keinen Trost mehr: denn der Wissende, der sich selbst schaut, begibt sich des Trostes. Ja, „die von dem Wind der Sehnsucht aufgeschlagenen Bücher des Einsamen" sind es, die wir hier lesen. Oder sehen wir nicht vielmehr seine unausgesprochenen Worte mit seinem eigenen Atem in die Winternacht geschrieben? Hören wir nicht in der schweren Stille die Quelle, die „im Innern ewig weint?" Von diesen Gedichten, die hier stehen, einen letzten Stil bekundend, welcher noch hinausgeht über die „Duineser Elegien", und die alle bestürzend persönlich in der Klage sind, spiegelt den Verzweifelnden keins so wahr ab wie das, aus äußerster Sehnsucht nach dem Heil, „Wendung" genannte: hier kann man ihn gewahren als den immerdar Fremden in dem „abgewendeten" Zimmer des Gasthofs, „und im vermiedenen Spiegel wieder das Zimmer, und später vom quälenden Bett aus wieder": „da beriets in der Brust über sein fühlendes Herz", das nicht genug liebende:

> Denn des Anschauns, siehe ist eine Grenze,
> und die geschautere Welt
> will in der Liebe gedeihn.
> Werk des Gesichts ist getan,
> tue nun Herzwerk
> an den Bildern in dir, jenen gefangenen ...

Oh, wäre „Herzwerk" geleistet, nie wäre die Geliebte „im voraus verloren", nicht „müßte man sterben, wenn man sie kennt". Liebe aber wird allein ins Herz selber gepflanzt, Erkenntnis ihres Fehlens bringt sie nicht hervor. Überall in diesen Versen, die denen Hölderlins nahe aufgeschwebt sind, auch in den Prosasätzen, erscheint das gleiche knabenhafte Leidensangesicht, geneigt über die edlen Hände, die gern sich festhielten irgendwo, aber sie müssen sich, da Sterne versagt sind, an Dornen klammern.

Das entschieden Persönliche, das in den „Gesammelten Werken" erschütternd überschaubar wird, war gewiß eine der Ursachen, aus denen Rainer Maria Rilke, so lange er noch unter uns lebte, so sehr geliebt wurde. Hat man dies einmal eingesehen, daß alle seine Werke nur sozusagen von seinen Augen aus gedichtet wurden, so wird man den Gesichtspunkt der Auswahl seiner schönsten Gedichte, die als Band 400 der Inselbücherei erschienen, zu würdigen fähig sein. Von der teuren Person des Dichters aus ist die Lese aus dem „Buch der Bilder", den „Neuen Gedichten", einigen der frühen und etlichen der letzten Verse angeordnet worden. Eine edle Frau, mit Rilkes Leben und Werk im höchsten Begriff, dem der Liebe, fördernd verbunden, Katharina Kippenberg, hat das Büchlein kraft reinen Wissens, um die Dichterschaft Rilkes nicht nur, sondern um alles Dichtertum, zusammengesetzt. Es ist von Bedeutung, daß keine chronologische Einteilung gewählt, sondern nach einer inneren Zusammengehörigkeit die Aneinanderreihung getroffen wurde. Hier findet man „die Kinder von Rosen, die er irgendwo erzog", versammelt, die so sehr geliebten, im Gedächtnis wohnenden Gedichte des „Buches der Bilder" („Herbsttag", „Kindheit", „Aus einer Kindheit"), die schönsten Gestaltungen der „Neuen Gedichte" („Der Panther", „Der Schwan", „Der letzte Abend", „Das Bildnis", das mythisch-erhabene „Lied vom Meer"), alle diese Strophen, die geliebt wurden wie nichts in unserer Dichtung und die auch der heutigen und jedweder Generation zu eigen sein müssen, denn sie sind ja unsterblich. Mit sinnvollem Recht wurde das an Goethes Reich grenzende „Es winkt zu Fühlung fast aus allen Dingen" an den Schluß gesetzt. Möge niemals vergessen werden, daß es dieses Buch gibt.

Als vor Jahresfrist die Todesnachricht durch die Welt ging, war sie wohl für keinen, der je eine Zeile dieses Dichters gelesen, geschweige denn für den, der sein Antlitz hatte erblicken dürfen, zu fassen. Immer wieder schrieben die Freunde einander das nicht Hinnehmbare, und immer wieder schrieben Fremde an diejenigen, von denen

sie meinten, sie wären Freunde des Dichters gewesen. Nun aber scheint es wahrhaftig, als ob in einer Zeit wie der jetzigen ein Herz wie das Rilkes nicht mehr hätte schlagen, als ob eine Luft wie die um uns von ihm nicht hätte geatmet werden können. In dem Augenblick, da die erste Gesamtausgabe erscheint, ist der Grundstein zur Dauer eines Werks gelegt, das in seiner Zeitfolge miterlebt zu haben, das erhebend beglückende Bewußtsein derer bedeutet, die Rainer Maria Rilke, ob auch nur von fern, ob auch nur für Stunden, haben begleiten dürfen.

Stendhal und Italien

Von Rudolf Kayser (Berlin)

Der erste Aufenthalt Henri Beyles in Italien, in den Jahren 1800 und 1801 ist entscheidend bereits für sein gesamtes Italien-Erlebnis, aus dem ja ein guter Teil seiner Bücher stammt. Schon jetzt steht der eigentümliche Charakter dieser Begegnung zwischen einem Menschen und einem Lande fest, schon jetzt ist ihre psychologische und historische Struktur zu erkennen, die sich später nicht mehr verändert, sondern nur noch verstärkt.

Henri kam, trotz seines großen Wissens und seiner philosophischen Schulung, mit keiner besonderen geistigen Vorbereitung nach Italien. Seine Begeisterung galt keinem Bildungsideal, nicht einmal der Geschichte der Kunst und des Landes. Italien bedeutete ihm Hingabe an die Freiheit, an das Abenteuer und an sich selbst. Endlich ist er zum Genuß seiner Jugend gekommen und zum erstenmal in der Lage, seine Einsamkeit und Ich-Besessenheit fruchtbar zu machen, da er einen Lebensraum findet, in welchem er sich frei bewegen kann. Deswegen bedeuten diese beiden Jahre einen Wendepunkt in seiner Biographie. Deswegen wird der spätere Stendhal immer mehr Italiener oder wünscht, es zu sein; denn er ist zum erstenmal zu einem eigenen Dasein gekommen, zu einem Leben, das ihm zusagt. Noch nach Jahrzehnten suchte Stendhal, auf seinen Reisen dieses italienische Erlebnis wiederzufinden. Er war schon ein Fünfzigjähriger, als er sich in der Gegend von Toulouse erinnerte: „Je me crois dans ma chère Lombardie, je suis charmé.“

Trotzdem ist jetzt und in Zukunft seine Einstellung zu Italien. keineswegs unkritische Schwärmerei. Wenn er sich auch für einen Romantiker hält, so tritt aller Begeisterung doch immer wieder Erkenntnis entgegen, eine kritische, überlegene Erkenntnis der Menschen, der Landschaft, der Kunst. Aber er lebt sich in diese Welt so ein, daß in ihr eine Heimat heranwächst, die er bisher nicht besessen hatte. Der Gegensatz zwischen Frankreich und Italien wird für ihn zum Gegensatz zwischen Vergangenheit und Gegenwart: weniger also ein Problem der Nationalität oder der Geschichte als eine Frage seines persönlichen Schicksals und seines privaten Lebens. Der Süden steht vor ihm. Aber er belastet ihn nicht mit seinen großen geschichtlichen Daten, sondern ist ihm vielmehr ein leuchtender, farbiger Lebensraum. Henri steht sich selbst jetzt gegenüber in einem hellen und belebenden Licht, sieht sich nicht mehr im düsteren Grau der grenobler Jahre und den Enttäuschungen des kurzen pariser Aufenthalts. So bedeutet für ihn Italien genau das Gegenteil wie etwa für Goethe, der ungefähr fünfzehn Jahre zuvor durch seine italienische Reise die radikal entgegengesetzte, entscheidende Wendung erfuhr. Goethe kam nach Italien mit einer ganz bestimmten Bildungsvorstellung des Landes und gab unter dem Eindruck des geschichtlichen Erlebens seine subjektivistische Leidenschaft auf. „Die Revolution, die ich voraussah und die jetzt in mir vorgeht, ist die, die in jedem Künstler entstand, der lang emsig der Natur treu gewesen und nun die Überbleibsel des alten großen Geists erblickte.“ Henri Beyle liegen Antike und Renaissance noch ganz fern. Die Befreiung, die er durch Italien erfährt, ist, ganz im Gegensatz zu Goethe, die Befreiung zum radikalsten Subjektivismus, zu einem persönlichen Klima seiner Seele. Henri spürt mit einer gewissen Erleichterung, wie fremd ihm zunächst dies Land ist, wie neugierig es ihn macht, und er bewundert diese Menschen, die gar nicht wissen, was Kunst ist und wie

schwierig ihre Probleme. Es ist bezeichnend, daß er den stärksten künstlerischen Eindruck nicht von Bildern oder Bauten empfängt, sondern von der Musik. Wenn er später in der „Geschichte der Malerei in Italien" sich der Renaissance zuwendet, so bedeutet das keineswegs „Renaissancismus", nicht das Bekenntnis zu einem großen Zeitalter, dessen Kunst und Menschen schlechthin sein Ideal bedeuten. Stendhal spürt vielmehr, daß Italien in der Renaissance nur sein eigenes Wesen am größten gestaltet hat, daß dieses Zeitalter seine plastische Stunde war.

Mit diesem Charakter seines ersten Italien-Erlebnisses hängt es zusammen, daß Stendhal niemals ein hervorragender Kenner und Gestalter der italienischen Malerei geworden ist. Das Erlebnis Italien geht dem Erlebnis der italienischen Kunst voran und ist viel stärker und jugendlicher. Stendhals ungewohnten Augen muß der künstlerische Reichtum des Landes eine Last bedeuten. Er erleichtert sich dadurch, daß er hinter dieser Welt das Land sieht und Menschen, denen er sich verbunden glaubt. Heinrich Wölfflin bemerkt einmal, daß Stendhals Kunstanalyse weit mehr auf das Allgemein-Menschliche, auf die Empfindung eingeht als auf die künstlerische Form. Darin aber liegt das Entscheidende. Deshalb stellt Stendhal bei seinen Betrachtungen über italienische Kunst das Leben der Künstler als ihre eigentliche Substanz dar und nicht die Form ihrer Werke.

In seiner Art der Anschauung, in seiner psychologischen Betrachtung, die immer von der sinnlichen Erscheinung ausgeht, zeigt Stendhal sich als Abkömmling des französischen Sensualismus, als Schüler der Cabanis, Condillac, Tracy, die ihm immer mehr zu seinen philosophischen Meistern wurden. Italien gibt ihm die erste Gelegenheit zu Beobachtungen und Vergleichen. Er begegnet sich in anderen, und alle Abenteuer bereichern seine Selbsterkenntnis wie seinen Besitz an Welt. Er treibt, ohne es zu wissen, schon jetzt eine Art Physiologie der Seele, die dann sein entscheidender Charakterzug wird. Wenn Jacob Burckhardt den geistreichen Stendhal bewundert, den „scharfen Darsteller der Zustände der Renaissancezeit", so weiß er auch, daß diese Leistung auf „tiefer psychologischer Beobachtung" beruht. Sie läßt ihn Landschaft, Kunst und Menschen lesen wie die Seiten eines Buchs. „Das Universum ist eine Art von Buch, von der man nur die erste Seite gelesen hat, wenn man nichts sah als sein Land." Das ist die ungeheure Macht, die Henri Beyles Begegnung mit Italien auslöste.

Es ist denkbar, daß ein anderes Land, das ihn ebenso von seiner Vergangenheit völlig entfernt hätte, ein gleich großes Erlebnis bedeutet haben würde. Aber das Italien jener Zeit war ihm besonders nahe. Er sieht es mit den Augen des bonapartistischen Abenteuers und seiner Erfolge. Es ist ihm das Land der Energie, der natürlichen Kraft, der wagemutigen Freiheit. In der „Geschichte der Malerei in Italien" hat er diese Erkenntnis, bei Gelegenheit der Papstherrschaft des Mittelalters, ganz deutlich formuliert: „Es ging hier nicht um Religion, noch gar um Moral. Sie haben es verstanden, ohne äußere Gewalt wilde Tiere zu bändigen, die nichts als die Kraft schätzten: darin liegt ihre Größe." Ein Wort, das von Nietzsche hätte stammen können. Und wenn Stendhal nach Jahrzehnten in seiner Darstellung von Rossinis Leben die Kunst als Resultat des physischen Zustandes eines Volkes und seiner gesamten Kultur und Geschichte bezeichnet, so ist dies nur eine Umschreibung seines Italien-Erlebnisses, bei dem Kunst und Geschichte nur die Auswirkung dieses physischen Zustandes des Volkes sind.

Henri Beyle betrat Italien während des Vorspiels zur Napoleon-Legende. Noch gibt es nicht das Empire, noch ist der ganze Weg, der zwischen der sentimentalen Revolution eines Rousseau und dem starren Klassizismus des Kaisertums liegt, nicht zu Ende geschritten. So wie das Land Italien in Stendhals Bewußtsein, dringt die italienische Renaissance in das Bewußtsein der Zeit ein: als ein Aufschwung zu Macht und Kühnheit. Man entdeckt in der Vergangenheit den neuen Menschen der Gegenwart. Und wenn der Erfinder des Wortes „Renaissance", der Historiker Michelet, in dieser italienischen Vergangenheit „une âme ardente et curieuse" entdeckt, so ist das im Grunde die gleiche Entdeckung Italiens, die der junge Henri Beyle gegenüber seiner Gegenwart und ohne Wissen um die Vergangenheit vorgenommen hat.

„Im Anfang war die Liebe“

Von Anselma Heine (Berlin)

Bertha Schleicher, die getreue und tief sich einliebende Biographin der Meysenbug, hat uns bereits im Jahre 1916, zum hundertjährigen Geburtstage dieser klugen Ethikerin und aristokratischen Sozialistin deren Lebensbild geschenkt. Wir lernen darin aufs intimste jene Frau kennen, die — feinste Blüte des 19. Jahrhunderts — es so erstaunlich gut verstand, dem sonoren Nachklang weimarisch-klassischer Bildungsideale den revolutionären Geist ihrer Epoche zu gesellen. Ja zu verbinden.

Fräulein Schleicher gab dann, vier Jahre später, „Briefe an und von Malwida von Meysenbug“ heraus. Und übergab kürzlich der Handschriftensammlung der weimarer Landesbibliothek die gesamte schriftliche Hinterlassenschaft der Verstorbenen. 826 Blatt Manuskripte und 164 Briefe. Vorher aber noch erschien die obige Sammlung.[1] Der die Herausgeberin ein kurzes einprägsames Vorwort schrieb.

Wir haben es in dieser Veröffentlichung mit einer Art Tagebuch zu tun, das die letzten dreißig Jahre eines fast neunzigjährigen edel gefüllten Lebens in vertrauensvollster Aussprache begleitet. Denn vor der aufs tiefste geliebten Pflegetochter öffnet sich Malwidas ganzes Herz.

Zum Titel des Buchs verdeutschte Bertha Schleicher jene Worte, die Malwida am Ende und als Resultat ihres Lebens ausgesprochen hat: „L'amore fù al principio“.

Ich weiß nicht, ob jungen Menschen dieses Buch ebensoviel bedeuten wird, wie uns, die wir die Zeit des Berühmtwerdens der Meysenbug miterlebten. Und der in ihrem Leben und Schreiben sich offenbarenden geistigen Welt noch ein wenig nahe standen; wir, die wir uns noch selber in den Kämpfen um die Freiheit der Entschließung befanden.

Als ich erwachsen wurde, schien mir diese, vierzig Jahre Ältere, die in aller Unauffälligkeit und ganz ohne gewaltsame Allüren so souverän über sich selbst verfügte, ein unerreichbares Ideal. Kam doch zu allen ihren Vollkommenheiten und Vorzügen auch noch die Romantik zu ihrem Recht: ihre Flucht aus Kassel, wo ihr Vater die Stellung eines Hofmarschalls bekleidete. (Eine unglückliche Jugendliebe trieb sie fort). In Berlin wegen ihrer „revolutionären Gesinnung“ verdächtigt und verfolgt. Ihre nochmalige Flucht, die sie schließlich nach London und zu dem Bildner ihres neuen Lebens, dem russischen Schriftsteller Alexander Herzen führt, an dessen Tochter sie Mutterstelle vertritt. Durch ihn gelangt sie in den Kreis der freisinnigen Männer im Exil. Eine internationale Gesellschaft!: die Deutschen Kinkel und Schurz, die Italiener Mazzini und Garibaldi, der Ungar Kossuth, der Franzose Blanc.

Olga Herzen nun, verheiratet an den Gelehrten Monod, ist es, an die die hier vorliegenden Briefe gerichtet sind. Fast dreitausend, voll lebendiger Weisheit. Geschrieben aus einer tätigen Ruhe heraus; jener Ruhe, die Resultat eines reichbewegten und ereignisvollen Lebens ist. Dokumente ihres Denkens und Seins.

Da Malwida diese Briefe schreibt, liegen ihre eigenen Stürme und Kämpfe hinter ihr. Aber es spiegeln sich in ihnen desto klarer alle Stürme und Kämpfe ihrer Umgebung und Gegenwart. Und ihre Teilnahme an Politik und Kunst, an allem, was Geist ist, sowie am Wesen und an den Geschicken ihrer Freunde ermattet nicht bis zu ihrem Tode. „Man liebt im Alter edler, tiefer; empfindet und versteht feiner,“ sagt sie „weil der Wille nicht mehr so stark wirkt wie die Erkenntnis.“

Malwida von Meysenbug hat Gedichte und Erzählungen geschrieben, Essays, einen Roman; alles das ist vergessen. Was ihren Ruhm und ihre Stärke ausmacht, ist ihre Menschlichkeit. Bestehen bleibt nur, was die Liebe aus ihr schrieb. „Die Memoiren einer Idealistin“ und „Der Lebensabend einer Idealistin“ sind ganz erfüllt von ihrer mütterlichen Liebe zu der Jugend der Zukunft, die sie leiten und belehren möchte. Aus dieser Liebe heraus auch sind die Briefe an ihre Wahltochter

[1] Briefe von Malwida von Meysenbug an ihre Pflegetochter. Herausgegeben von Bertha Schleicher. München, Becksche Verlagsbuchhandlung.

entstanden. Die Liebe auch war es, die sie zur Freundin all der Bedeutenden machte, die ihren Weg kreuzten. Ob sie sich äußerte als mitstrebende, oder sich in die kluge Zuhörerin verwandelte, die dem andern seine eigene Produktion als Geschenk zurückgab; ob sie zur tätigen Helferin wurde — immer trug sie in ihrem großen Herzen die Wünschelrute, die zu klopfen beginnt, wenn sie auf Gold stößt. Nicht als Dichterin, als Philosophin erntet sie ihre Lorbeern. Immer nur als Liebende. Eine Meisterin der Freundschaft! Richard Wagner, Nietzsche, Romain Rolland erfuhren es. Was davon sich in ihren Briefen an die Pflegetochter spiegelt, ist wie köstliches Kleinod, das im Lichte funkelt.

Junge Deutsche

Von Eduard Reinacher (Köln)

Iwan und Feodora. Roman. Von Bert Schiff.
Der Zwerg. Roman. Von Ernst Penzoldt.
Die Reise nach Insterburg. Novelle. Von David Luschnat.
Haß. Novellen. Von Max Sidow.
Die Verirrten. Novellen. Von Manfred Hausmann.
Die Nacht von Mariensee. Drei Kapitel aus dem Leben L. H. C. Höltys. Von Fred von Zollikofer.
Die Runen Gottes. Novellen. Von Martin Beheim-Schwarzbach.
Rosenkavalier. Novellen. Von Hansjürgen Wille.
Fall Feme Holzdorf. Novelle. Von Wolfgang Hellmert.

Zu dem Titel der Bücherreihe, die mit diesen neun Werken einsetzt, ist offenbar das Wort „Erzähler" zu ergänzen. Damit ist auch die zeitgemäße Mission erwiesen, die der Verlag Ph. Reclam jun., Leipzig, durch diese Herausgabe zu erfüllen strebt, und zu der er sich durch eine sehr haltungsvolle, von E. R. Weiß bestimmte Ausstattung bekennt. Man kann wohl sagen, daß die deutschen Verleger schöner Literatur wenig dringlichere Kulturaufgaben vor sich sehen sollten als die, tüchtige Kräfte für das Handwerk des Erzählens zu gewinnen. Fällt es doch denen, die in Deutschland dichterisch begabt sind, und gerade den Begabten, in den meisten Fällen allzu schwer, anderes als Lyrik hervorzubringen. Schuld daran ist zu einem guten Teil, daß man das Erzählen noch zu wenig als formliche Angelegenheit erfaßt hat, daß man zu wenig von der Kunstübung des Erzählens weiß, daß allzuoft ohne Kunst und ohne Übung erzählt wird, und daß es den schöpferisch Veranlagten darum schwer wird, den Punkt der Formbildung zu sehen, in dem sich ihre hochgespannten Wollungen mit der Darbietung epischen Stoffs schneiden können. Andererseits gehören übermäßige Kräfte dazu, in diesen antilyrischen Zeiten Lyrik zu schaffen, die im Alten und im Neuen hinreichend verankert ist, um getrost die Zukunft erwarten zu dürfen; so gehen wertvolle Kräfte in ergebnislosen Versuchen zugrunde, während über Gebühr erzählerische Übersetzungsliteratur verbraucht werden muß, um dem Ruf des Marktes zu genügen. Der Verlag Ph. Reclam verdient darum besonderen Dank, wenn er durch diese repräsentativ ausgestattete Reihe für ein junges, einheimisches Erzählertum bei der Leserschaft, für die Aufgabe des Erzählens aber auch bei den jungen Schriftstellern wirbt.

Die Autoren sind in der obigen Anführung nach dem Lebensalter geordnet; die Spanne der Geburtsjahre reicht von 1890 bis 1906. Schon damit ist gesagt, daß in der Reihe nicht eben Monotonie herrschen kann — ein Abgrund liegt zwischen der Jugend von 1890 und der von 1906. Andererseits ist die Einheitlichkeit in gewissen Punkten, die durch die Auswahl bedingt wurde nicht zu verkennen. Es ist offenbar, daß der Verlag bewußt darauf verzichtet haben muß, in dieser Reihe literarische Experimente zu machen. Keins der Bücher braucht die Anforderungen eines bürgerlichen Leserkreises zu scheuen. Keins steht in irgendeiner Beziehung unterhalb der Ebene bürgerlicher Bildung. Keins entzieht sich den Verpflichtungen moralischer Rechenschaft oder den atmosphärischen Wirkungen neuer Menschlichkeit.

Dagegen stehen sogleich die erheblichen Unterschiede in allerlei Richtungen, von der Technik angefangen. Wolfgang Hellmert erzählt den Fall des Fememörders Holzdorf mit blendender Sicherheit, bis ins letzte zufassend und knapp, während Fred von Zollikofer für seine ergreifende Darstellung aus dem Leben des hinwelkenden Hölty schon beinahe den Anspruch einer Erzähltechnik erhebt, die nicht Begebnisse, sondern deren plastische Schatten, hinter dem Schleier des Betrachtlichen auftauchend, bietet. David Luschnat und Manfred Hausmann geben eigentliche Ausschnitte aus dem Leben und zugleich norddeutsche Folklore, Hans Jürgen Wille hält mit sauber gearbeiteten Stücken — „früh gereift und zart und traurig" — das, was eine transparente, ausgeformte Ohrmuschel der Titelphotographie verspricht. Max Sidow gehört zur Partei der Zufassenden und stellt mit der Novelle einer

Frauenrache „Die Uhr" eines der Glanzstücke in der Sammlung hin. Dagegen fabuliert Martin Beheim-Schwarzbach um Brände von Gottesfragen und wendet Farben und Kostüme auf, um zu erweisen, daß es ihm um das Leben, nicht nur um Theoreme geht. Ernst Penzoldt entwickelt am Faden einer abrollenden Jugend das süße Rokokoidyll einer fränkischen Kleinstadt und eines müden Geschlechtes durch die Prüfungen, Zerstörungen und Erbauungen des Krieges und Nachkrieges an die Frage der Zukunft heran — in steter Verflechtung des Lächelnden mit dem Tragischen. Bert Schiff endlich, der Achtzehnhundertneunziger, gestaltet in Breite das Schicksal einer Liebe, die aus Verzweiflung, Enttäuschung, Überspannung aufsteht und ihrem Gesetz bis zum Morde folgt und darüber hinaus zur Sühne.

Nach dieser Aufzählung des Einzelnen ist es nicht leicht, wieder zum Gemeinsamen zu kommen. Man möchte als solches am liebsten den Ausdruck einer Hoffnung hinstellen: daß unser junges Erzählertum fortschreitend das Opfer (oder die reinliche Abspaltung) des Lyrismus vollenden und der für das Erzählen einzusetzenden Urkraft mehr und mehr die Form dichterisch begeisterter, des Zugriffs auf das Interesse des Lesers sicherer Gesellschaftsschilderung erobern möge. Der Einsatz dieser Sammlung verdient den Ausdruck dieser Hoffnung.

Es war sehr schön[1]

Stundenbuchaufzeichnungen

Von Guido K. Brand (Berlin)

9 Uhr

Wenn ich über Alfred Kerr, den Menschen, den Dichter, den Kritiker, den Musiker, den Gütigen, den Wüterich, den Fechter, den Prellbock, den Bekenner, den Bewahrer, den Vernichter, den Aufrichter nicht schon Manches gesagt und gesprochen hätte, müßte ich alles noch einmal sagen. Zum Fünfzigsten haben sie nicht viel getan, weil Krieg war und weil ein Maschinengewehr oder ein Flammenwerfer wichtiger war als ein geistiges Wort. Um diese Zeit — damals war wohl der Kohlrübenwinter und wir lagen in Dünaburg und sahen dem Eisbrechen auf der Düna zu — sanken die Geist-Werte unter pari. Wir fraßen die Soldatenzeitung von Ober-Ost. Da waren auch Dichter als Redakteure und Kartothekgefreite, die für den Horizont Seiner Königlichen Hoheit Prinzen Leopold von Bayern schrieben. Über Alfred Kerr habe ich nie etwas gelesen in diesen herrlichen Blättern. Dagegen stand viel darin, wenn ein Muschik ein Bündel Holz gestohlen hatte. Hernach wurde er bestraft. Unsere Kunst. Unsere Weisheit. Unser Expansionswahnsinn. Unsere Kriegführung. Darüber muß man Arnold Zweig: Den Streit um den Sergeanten Grischa nachlesen. Wenn sonst ein Dichter fünfzig wird, entgeht er kaum einer Gesamtausgabe, kaum einem Frühstück, kaum einem Kritiker.

10 Uhr

Ich habe wieder in der herrlichen Sammlung seiner Aufzeichnungen gelesen. Beim Schließen der Augen habe ich gemerkt, wie sichtbar Kerr schreibt. Nicht anschaulich. Nein, wirklich sichtbar. Denn er schreibt auch die Helligkeit des Lichts, in Spanien, im Baskenland, an der Riviera; er schreibt auch die Dunkelheit verbohrter Hirne, Blindwütiger und Verstockter. Jene, die ihn bespucken, begeifern und politisch deuteln, jenen schreibt er ein memoriam, daß ihnen die Augen übergehen müßten ... ja, hätten sie eben Augen, oder Sehnerven, die zum Gehirn gingen. Nutzt es was, Kerr, wenn Sie ihnen noch einmal sagen, daß Sie für Deutschland und gegen den Krieg waren? Nutzt es was, wenn Sie Ihre wundervolle Liebe zum deutschen Tirol, zu Bozen-Bolzano mit brennendem Blute bekennen, wenn Sie Ihr zitterndes Herz hinschreiben in tiefen Worten über das Ötztal? Wir wußten es längst, es ist uns nur eine neue Bestätigung Ihrer Mission, das Deutscheste zu bekennen. Aber für jene? Lassen Sie es sich nicht verdrießen, Sie sind jetzt erst sechzig und denken Sie an Bernard Shaw, der Ihnen

[1] Es sei wie es wolle — Es war doch schön! Von Alfred Kerr. Berlin 1928, S. Fischer Verlag. — Für Alfred Kerr. Ein Buch der Freundschaft. Von Joseph Chapiro. Berlin 1928, Ebenda.

schreibt: „Mensch, Sie haben doch gerade erst angefangen zu leben!"

11 Uhr

Da Sie nun doch sechzig sind, nutzt es Ihnen nichts und bis meine Zeilen gedruckt sind, werden alle über Sie hergefallen sein und werden fragen: Wo haben Sie denn Ihren Bart? Ich muß sagen: das schönste in dem Chapirobuch ist der Beitrag von Tristan Bernard, dem Bärtigen. Diese Skizze sollte als Flugblatt herausgegeben werden, und lebten wir zur Zeit Gutenberg-Gensfleischs, dann wäre es schon geschehen. Wenn er meint, wahre Ironie vertrüge sich schlecht mit einem rasierten Munde und dann behauptet: „Der Ironiker durchschreitet die Welt, hinter das transportable Buschwerk seines Bartes gekauert, das ihn zwar gegen Ansteckung schützt, ihn aber doch nicht in der Weise isoliert wie etwa eine Rüstung oder die verschlossene Festung eines elfenbeinernen Turmes", so entsinne ich mich noch meiner Tätigkeit in einer Redaktion, an der ich manchmal bei Ihrem pariser Freunde Paul B. eine Lanze für die ganz Jungen brechen wollte. Aber vielleicht ist Ironie jetzt in die beiden Bestandteile zerfallen, die in richtiger Dosierung eben den Ironiker ausmachen: die Schärfe, das Ätzende und die Güte? (die ja jedem Ironiker innewohnt). Über das erste braucht man nicht mehr viel sagen: Sie sehen scharf, Sie beobachten scharf, Sie schreiben scharf, manchmal keß-vulgär, Sie stechen, hauen, parieren scharf. Und daneben sind Sie doch ein gütiger Mensch. Woher käme denn sonst Ihre Liebe zu Deutschland, zu Ihren Kindern, zu Ihrem Mozartle? Ja woher käme denn sonst Ihre Liebe zur Literatur, zur Dichtung, zum Handwerk, zur Schreibe? Das kann doch nicht erst mit sechzig gekommen sein? Das war beim „Pan" schon so, den wir als Studenten in Würzburg lasen, das war noch früher, als Sie Ihr Tagebuch um 1900 schrieben. (Wiederum müßte der Absatz „Wilhelm besucht uns" [S. 284 ff.] als Flugblatt gedruckt werden.)

12 Uhr

Auge und Wort sind eins: alles Gesehene ist komprimiert. Er muß zusammenpressen, weil er unendlich viel sieht: Länder, Meere, Menschen, schreiende Märkte und Einsamkeiten, Berge, Flüsse, Paläste, Hütten, Salons, Estaminets, Magnaten und Ziegenhirten, schöne Frauen und Melkerinnen. Hunderttausende sehen das auch. Er aber fängt alles ein: ihr Licht, ihren Schatten, ihr Gesicht, Augen und Bewegungen, ihre Linien und seelischen Protuberanzen, ihre Stimmungen und Nuancen, ihre Unterschiede und Gemeinsamkeiten. Vielleicht gibt es überhaupt nichts, was er nicht sieht, weil er alles durchdringt? Aber er schreibt nicht alles, denn längst ist seine Kunst so groß, nur das Wesentliche, das Dingliche oder Geistige, das Seelische oder Äußerliche darzustellen, in ein Konglomerat von Worten und Sätzen zu fassen, die Letztes und Tiefstes, wie nur so nebenbei ausdrücken. „Ich sah durchaus nicht auf hohen Lohn. Sondern verbohrt-selbstmörderisch auf die Erfüllung eines bestimmten Stil-Traumes" (S. 431). Dies stand auch im Berliner Tageblatt. In der Einleitung schreibt er auch: „hier sind Quittungen für Erlebtes. Ein Dank an den Schmerz. Ein Gruß an das Glück. Ein Tritt an den Tod". Das ist es: Quittungen. Die Welt gibt ihm die Rechnung. Er quittiert. (Arnold Zweig meint auch, man sollte mit vierzig schon etwas Richtiges über sich selbst sagen und nicht so gschamig sein.)

1 Uhr

Seine Kritiken, seine Welt im Drama, seine Welt im Licht, seine Reisebücher, seine Tagebücher: das Ganze ist der Mensch Kerr. Der Streiter für das Große, Wertvolle, Bleibende (die Erde ist immer unwandelbar), der Ja- und Neinsager, der Bekenner und Erkenner (auch der Fehler bei Gerhart Hauptmann), der gütige Sammler des aufkommend Starken. Lest die Fahrten in die Pyrenäen, an unbekannten Küsten Italiens mit dem Lucca-Heine, nach Bayern, Schlesien, nach Paris, mit dem sanft-weichen Florettstich gegen Thomas Manns Reservation: über aller Begegnungen steht das Wort Himmel. Er sieht ihn, er erlebt ihn, er versenkt sich in ihn und überdacht die Erde, auf der er wandert, bergsteigt, dichtet, schreibt mit dem köstlichen Bogen des Horizonts, dessen Schwingungen für uns durch unsere Straßenschächte längst vernichtet sind.

2 Uhr

Ich habe manche Stelle zweimal gelesen. Wegen ihres Klangs, ihres Rhythmus', ihrer Tonhöhe. Ich habe mich gefreut über das Rapier gegen

Kraus, den Wiener; über sein Breslau und sein Lourdes. Am tiefsten aber berührte mich die große Liebe zu Deutschland. Überall war er. Wo war er nicht? Aber überall behielt er Deutschland im Herzen. So begann er in den neunziger Jahren schon, und so wird er sein Letztes einmal (sehr fern) schreiben. Heine hat weit von Düsseldorf und Hamburg weg nach Deutschland gerufen. Kerr schrieb über ihn in Lucca (S. 112—133). Ich notiere das nur, weil kein Mensch seiner Heimat entgehen kann. Schon Danton antwortet (bei Büchner) auf einen Rat zu fliehen, daß man das Vaterland nicht an den Stiefelsohlen mitnehmen könne. Denn sie haben alle ihre Liebe im Herzen, nicht auf der Zunge.

Ich las dann noch Chapiros Freundschaftsbuch. Die Einleitung, die Bemerkungen und Beiträge von Bahr, Loebe, Schnitzler, Gémier, Einstein, Kayser, Hiller usw. An Tristan Bernard und Shaw blieb ich hängen. Es ist zum Sechzigsten ein Freundschaftsdienst. Chapiro sagte mir wenig zu, weil ich Kerrs Werke zu gut kenne. Warum mit Trompeten blasen? Aber nehmt es mit. Schon wegen der Bilderchen. Und dann: daß Alfred Kerr nicht mit der Friederike Kempner verwandt ist. Das soll Willy Schäffers bei Wedderkop letzthin viel besser gemacht haben.

Nach allem hatte ich das Gefühl: Kerrs Stil-Traum ist erfüllt. Die Welt gehört ihm.

Zum deutschen Drama

III

Wilhelm von Scholz

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Als vor vier Jahren der 50. Geburtstag des Dichters in Konstanz gefeiert wurde, war es höchst sinnvoll, daß die Festwoche mit dem (übrigens in Berlin noch nie gespielten) „Juden von Konstanz" begann und mit dem „Wettlauf mit dem Schatten" endete, die Strecke Weges wurde gezeigt, die der konstanzer Bürger zurückgelegt hatte — von jenem Werk, mit dem er sich in der neuen Wahlheimat die Heimatlosigkeit von der Seele schrieb, bis zu jenem, mit dem er sich internationale Geltung verschaffte, dem ersten deutschen Stück, das nach dem Kriege im Ausland zur Aufführung kam.

In den vier Jahren, die seitdem vergangen sind, hat Wilhelm von Scholz noch zwei Werke geschaffen, in denen er seiner Linie treu blieb, obschon das eine, das Drama „Die gläserne Frau", dichterisch konzipiert, dichterisch nicht die gleiche Durchschlagskraft hat wie seine übrigen Werke — wir werden sehen, daß der Mystiker Scholz gleichzeitig einer der schärfsten Denker ist, und in der „Gläsernen Frau" fügten sich die beiden Grundzüge seiner Dichtung nicht ganz zueinander. Das zweite ist „Perpetua", sein erster Roman, der im mittelalterlichen Augsburg spielt, aber, zeitlose Probleme aufrührend, ein Zeitdokument ist: hier ist um die rätselhafte Verbundenheit schwesterlichen Blutes mit Meisterhand ein Romangeschehen gewoben, das nicht unfromm Seltsames analysiert und zerstört, sondern an göttlich bedingte Zusammenhänge glaubt. Auch hier zeigt sich Scholzens Werk als eine einzige Synthese: als er Präsident der Dichterakademie wurde, ward ein repräsentatives Lebenswerk offiziell gekrönt. (Neben der Verleihung — und Begründung — des frankfurter Goethe-Preises an Stefan George eins der erfreulichen Ereignisse in unserer in der Behandlung geistiger Dinge nicht eben glücklichen und geschickten Zeit.)

Es gibt eine Novelle von Wilhelm von Scholz, die Ouvertüre und Motto seines Gesamtwerks sein könnte. Es ist die „Antwerpener Sage" aus dem Bande „Zwischenreich". In dieser Erzählung ist schon der ganze Scholz. Der junge Karl V. verliebt sich zu Antwerpen in ein Mädchen, das eine Dirne von Profession ist. In seiner Gegenwart wird sie sichtlich schöner, und, von seiner Liebe übersonnt, ein liebenswertes Weib. Ist der Kaiser abwesend,

dann wird ihr Gesicht laszив und gewöhnlich wie zuvor. Des Kaisers Umgebung hält sie für eine Hexe, die auf den Herrscher verderblichen Einfluß ausübt — da läßt Karl sie malen, und die Wirkung seiner Gegenwart auf das Bild ist die gleiche wie die auf die Person, die sich selbst im Todeskrampf verschönt, als er sich über die Leiche der von ihrem Zuhälter Erstochenen neigt.

Das ist das „Zwischenreich“, in dem fast alle Werke des Dichters beheimatet sind; es ist dem Leser überlassen, ob er in dieser Fabel nur ein Symbol für die Macht der Liebe sehen will, oder ein Bekenntnis zum Glauben an die Magie der Seele, der höchste Religiosität ist, und weit entfernt von allem modischen Okkultismus. In diesem „Zwischenreich“ liegt auch die Lösung seines Romans „Perpetua“, dieses „Zwischenreich“ ist auch die Welt seiner dramatischen Dichtung.

*

„Mystik ist die Binnenseite der Realität.“ Sie machte die Alterswerke Ibsens transparent, sie wurde organisch in den Werken des „Naturalisten“ Gerhart Hauptmann frei, mehr musikalisches als stoffliches Element, das dramatische Starrheit lockern sollte. Wilhelm von Scholz verstand Mystik nicht nur zu erleben, sondern auch zwingend zu gestalten. (Schade, daß der Schöpfer der einzigen haltbaren modernen Dramaturgie seine dichterische Kraft jahrelang als Theoretiker des Neuklassizismus verzettelte.) Die Mystik Wilhelm von Scholz' ist unabhängig von Kostüm und Zeit: sie hat gleiche dramatische Kraft im orientalischen Spiel „Vertauschte Seelen“, in der mittelalterlichen Legende „Das Herzwunder“, in dem Stück aus unserer Zeit, dem „Wettlauf mit dem Schatten“. In diesem Stück bannt ein Romandichter ahnungsvoll Geschehnisse der Wirklichkeit. Man denkt unwillkürlich an Zola, der für sein Romanwerk als Abschluß den Sturz des dritten Napoleon brauchte und dem die Weltgeschichte Helferin wurde, bevor er den zwanzigsten Band der „Rougon-Macquard“ vollendete. Ähnliches wurde bei Wilhelm von Scholz Ereignis: sein Jugendwerk „Mein Fürst“ ist eine Auseinandersetzung über das Wesen der Revolution, die vom Volke geleitet wird, wenn der Fürst sich der Volksstimme verschließt — das Wertvollste daran ist der Umstand, daß die Dichtung schon 1899 und nicht erst 1918 geschrieben wurde.

Aber der Schöpfer dieses Revolutionseinakters ist ein Geistig-Konservativer. Wir haben in den letzten Jahren voreilig manches über Bord geworfen, was man reumütig wiederzubekommen trachten wird. Wilhelm von Scholz hat mit der besten Tradition der Vergangenheit nie gebrochen. Möglich, daß ein Theaterstück wie die „Gefährliche Liebe“ (nach Laclos' „Liaisons dangereuses“) im vorliegendem Sprachleib nicht recht spielbar ist. Seine wesentlichen Werke bleiben. „Der Jude von Konstanz“ ist das letzte deutsche Jambendrama von Format. Es gibt Dramen, deren Dialog treibender ist, wenige, deren dramatischer Gehalt unerbittlicher ist, noch wenigere, wo der Tod des Helden so zwingender Abschluß ist: Nasson kann für die zerrissene Gemeinschaft mit den Juden und den Christen nur durch sein Aufgehen im All eine neue Heimat finden. Tod nicht als Sühne für Schuld, sondern als metaphysische Notwendigkeit.

*

In diesem Frühwerk sind viele andere Schöpfungen des Dichters im Keime enthalten — selbst Hölderlins „Empedokles“, dem Scholz als Dramaturg und Regisseur in Stuttgart die endgültige Bühnenfassung gab, und der edle Nasson reichen sich die Hände, der Ätna und der Scheiterhaufen in Konstanz sind Symbole der gleichen transzendenten Heimat.

Der scharfe Denker kündigt sich an, der in der Schrift „Der Zufall“ fast rationalistisch-naturwissenschaftlich über das Verhältnis des Zufalls zum Schicksal nachdenkt und in dieser „Vorform des Schicksals“ die Anziehungskraft des Bezüglichen nachweist, der kritische Deuter, der tief in eigenes und fremdes Schaffen hineinleuchtet: „Dem Zuschauer ist das Drama — jede Inhaltsangabe der Berichte bestätigt es — ein ausgebreitetes Geschehnis, von dem er einen Teil sieht und den andern fast mit zu sehen glaubt. Dem Dramatiker ist es eine Szenenreihe . . ., bei der alle erzählten Teile der Handlung sich erst an der Stelle ins Gewebe des Geschehens drängen, wo ihr Erzähltwerden als Wirkungsmittel direkt die Bühne betritt.“ Aber neben dem Denker und Kenner des Dramas ist auch der Lyriker und Mystiker nicht zu

übersehen, der Erbe der Minnesänger und Mystiker vom Bodensee, der Scholz gleich der Droste und Mauthner zur zweiten Heimat wurde.

Hätte Wilhelm von Scholz nur den „Juden von Konstanz" geschrieben, er hätte eine feste Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart geschlagen. Aber auch die Kreise, die er um diesen Ausgangspunkt schrieb, bestätigten den Dichter als eine universelle Erscheinung im Zeitalter des Spezialistentums, als geistige Potenz in ungeistiger Zeit.

Julius Stockhausen

Von Eberhard Preußner (Berlin)

Die einfachste und zugleich deutlichste Sänger-Biographie ist ohne Zweifel die Schallplatte. Über Carusos Gesang erfahren wir durch sie unendlich viel mehr als durch alle noch so geschickt gesponnenen Anekdoten und alle noch so geheimnisvoll verbreiteten psychologischen und physiologischen Andeutungen der Sänger-Methode. Im Fall Stockhausen fehlt uns das Hilfsmittel der klanglichen Überlieferung leider ganz. Seine Methode lebt zwar noch in einer Reihe von Schülern fort, aber von dem Wesen des ihm allein eigentümlichen Gesangstils wissen wir Jüngeren nur vom Hörensagen.

Der Gestalt eines Stockhausen, der für die Entwicklung und Gestaltung des deutschen Kunstliedes von richtunggebender Bedeutung war, hätte sich leicht die verklärende und ausschmückende Mär der Historie bemächtigen können. Um so mehr müssen wir es begrüßen, wenn Julia Wirth, die Tochter des Sängers, nach Dokumenten ein festumrissenes Bild von Julius Stockhausen, „dem Sänger des Deutschen Liedes" entwirft,[1] an das wir uns nun halten können.

Die Bedeutung dieser Briefsammlung für die Musikgeschichte ist kaum hoch genug anzuschlagen. Der Geschichte des deutschen, französischen und englischen Konzert- und Opernstils, der Geschichte des Musiklebens in der Spätromantik werden hier von allen Seiten neue wichtige Nachrichten zugeführt, die erst eine spätere geschichtliche Gesamtdarstellung des 19. Jahrhunderts voll ausnutzen wird. Das „Konzert des alten Stils" erleben wir in den Eltern, dem Künstlerpaar Stockhausen. Im Sohn offenbart sich der gewaltige Umschwung und Wandel des Konzertstils, der musikalischen Werke und ihrer Darstellung mit einer Schärfe, die vielleicht grade durch den Gegensatz Eltern — Sohn besonders deutlich wird.

Doch statt diese musikgeschichtlichen Wandlungen klarzulegen, möge hier versucht werden, die Frage zu beantworten: Was kann dieses Dokumentenwerk dem Menschen von heute, der Stockhausen weder gekannt noch gehört hat, an Werten vermitteln? Die Beantwortung der Frage ist für die Lebensbreite des Werks (über den persönlich am Sänger selbst Interessierten hinaus) von entscheidender Bedeutung.

Die fruchtbarste Erkenntnis, die wir aus diesen Bekenntnissen erfahren können, ist die, daß hier ein Mensch von durchaus nicht außerordentlichen Mitteln allein durch rein menschliche Qualitäten und durch den Reichtum an innerer Erlebnisfähigkeit zu der Reife einer in sich geschlossenen Künstlerpersönlichkeit geführt wurde. Stockhausen besaß nicht Technik, sondern Glauben. Das Märchen vom heiteren, gottbegnadeten Künstler, dem die Kunstäußerung als eine von der Natur in den Schoß gelegte fertige Frucht zufällt, weicht der sachlichen Erkenntnis von der Arbeit eines um Wahrheit ringenden Menschen. Nicht die Geste des an sich Genialen, sondern der Dienst eines Demütigen am Kunstwerk schafft die künstlerischen Grundlagen. Einige, von Stockhausen ohne jede Herausstellung des Besonderen gemachten Mitteilungen beleuchten dies in aller Nüchternheit des einfach Gesagten. „Meine Musikstunde ist verlegt worden, statt abends um 6 Uhr ist sie jetzt morgens um 5 Uhr," schreibt der Schüler. Der 17jährige aber bekennt: „Je ne connais rien de plus beau qu'étudier et si je conserve ces sentiments scholastiques, j'étudierai jusqu'à la fin de mes jours."

[1] Im Verlage Englert & Schlosser, Frankfurt a. M. 1927, erschienen.

Der Fleiß war Stockhausens Wechsel auf den Erfolg. Geradezu überraschend aber ist die Sicherheit, mit der dieser Fleiß alle Anstrengungen in den verwickeltesten Lebenslagen stets auf das allein richtige Ziel verwendet. Die Kraft des jungen, noch kindlichen Stockhausen, mit der er die umgebende Gesellschaft in ihm gemäß oder ungemäß unterscheidet, ist erstaunlich. Im Elsaß geboren, in Paris gebildet, fast mehr in der französischen und englischen als in der deutschen Sprache zu Hause, muß er gleichsam selbst erst für sich Heimat und Heimatsprache entdecken. Als Kind noch dichtet er zur Geburtstagsfeier der Mutter:

„Nom de Marguerite

Ton nom, chère maman, c'est celui d'une fleur,
Qui blanche comme un lys représente ton cœur;
Dans un superbe pré, on voit les marguerites
Dominer leurs voisines, les fleurs les plus petites;
C'est ainsi qu'on te voit au milieu du troupeau,
Regardant gambader chaque petit chevreau."

Dann aber, wie in plötzlicher Besinnung, schreibt er aus St. Quen an den Vater: „Mit Dir möchte ich mich jetzt mündlich unterhalten. Es kommt mir alles Deutsche so kräftig vor." Das Französische erklärt er jetzt als fremd, die modernen Wege seiner französischen Lehrer am pariser Konservatorium sind ihm unverständlich. 1846 schreibt er aus Paris: „Wenn man darüber nachdenkt, verursacht es Pein zu erleben, wie heute Musik gemacht wird. Das Wort ‚machen' drückt meine Gedanken aus." So plötzlich ergriff ein Wandel der Anschauungen den jungen Stockhausen. Sein Ziel war bereits zum größten Teil erreicht, als es in eben diesem Paris wenige Jahre später auf einem Konzertprogramm der Société Philharmonique hieß: „Schubert, deux mélodies chantées en allemand par M. Stockhausen." Wir, die wir heute mit Stolz zu erwähnen pflegen, daß kein anderes Volk eine so vollendete Form des Kunstliedes besitzt wie das deutsche, und betonen, daß selbst der nationale Franzose zu sagen pflegt „le lied", übersehen leicht, was diese schlichte Ankündigung auf dem pariser Konzertprogramm damals bedeuten mußte.

Wir übersehen auch, was es heißt, Stockhausen den klassischen Ausdeuter des deutschen Liedes zu nennen. Denn damals war Stockhausen kein Meister im klassischen Stil, sondern der Entdecker und Künder neuer Werke. Mit welcher Sicherheit er das Wertvolle vom Unbedeutenden in der zeitgenössischen Literatur zu scheiden wußte, mit welcher heiligen Begeisterung er das als echt und wahr Erkannte zum Leben für alle Zeiten erweckte, das dankte ihm damals ein Komponist wie Brahms, heute dankt es ihm die Musikgemeinde, deren selbstverständlicher Besitz das Lied Schuberts, Schumanns und Brahms' geworden ist. Wenn irgend etwas im Lebensablauf Stockhausens für die heutige Generation von Bedeutung ist, so seine Kraft in der Einsetzung für das unbekannte neue Werk. 1856 sang Stockhausen zum erstenmal in Wien den ganzen Zyklus der Müller-Lieder von Schubert. Und der Kritiker Hanslick berichtete: „Wie durch stillschweigende Verabredung hatten sich alle echten Anhänger deutscher Musik zu dieser Produktion eingefunden." Oder ein anderes Beispiel: 1854 lernt Clara Schumann Stockhausen kennen und notiert im Tagebuch: „Bekanntschaft des Herrn Stockhausen. Herrlicher Sänger. ‚Frühlingsnacht', ‚Schöne Fremde' und vieles von Robert sang er tief ergreifend." Fünf Tage später gaben beide bereits ein gemeinsames Konzert in Ostende, in dem sie Lieder von dem damals bereits umnachteten Robert Schumann sangen.

Den Musiker mögen in diesem Werk mehr die Briefe von Brahms, Clara Schumann, Wagner und Joachim, den Literaturhistoriker mehr jene von Klaus Groth, Theodor Fontane interessieren; vor der Arbeit und dem Willen des Menschen Stockhausen müssen wir alle bewundernd stehen.

Neues zur Jugendschriftenfrage

Von Erwin Ackerknecht (Stettin)

Auch wer nicht Gelegenheit gehabt hat, die pädagogische Fachliteratur der letzten dreißig Jahre zu verfolgen, konnte bemerken, daß sich in dieser Zeit auf dem Gebiet der literarischen Erziehung ein bedeutsamer Umschwung vollzogen hat: Um die Wende des Jahrhunderts kam ein frischer Luftzug zunächst in den Jugendschriften-



betrieb (und übrigens auch in das Volksbüchereiwesen). Die patriarchalischen, nach Darstellung und Ausstattung künstlerisch unzulänglichen Jugendschriften eines Chr. von Schmid, Nieritz, von Horn, Franz Hoffmann usw., die bisher im Vordergrund des Jugendbüchermarktes und der Schülerbüchereien gestanden hatten, verschwanden von der Bildfläche, und an ihrer Stelle wurde aus den Schätzen der Weltliteratur alles, was dem Kinde geistig halbwegs zugänglich erschien, in geschmackvollen und meist billigen Ausgaben auf den Markt gebracht. Die Losung lautete, von dem verdienstvollen hamburger Pädagogen **Wolgast** ausgegeben: Nur echte Kunst darf dem Kinde geboten werden; alle ausdrücklich für das Kind geschaffenen Erzählungen sind von vornherein abzulehnen, wenn der Geschmack des Kindes nicht schon im Keim verdorben werden soll. Diese Bewegung hatte nun nicht nur den großen Wert, daß mit einer Menge elender „Jugendschriften" gründlich aufgeräumt und daß eine nicht minder große Zahl kindertümlicher Werke von solchen Erzählern, die auch den künstlerischen Forderungen literarisch Hochgebildeter genügten, dem Jugendschriftenmarkt und besonders der Auswertung durch die Schule gewonnen wurde, sondern jene pädagogische Durchforschung der neueren Weltliteratur befruchtete mittelbar auch immer mehr den Deutschunterricht der höheren Schulen. Die neuen preußischen Lehrpläne bedeuten einen gewissen Abschluß der Bewegung, die von der Beschränkung auf Klassikerlektüre im Deutschunterricht zur unterrichtlichen Berührung mit dem Schrifttum der Gegenwart hinführte.

Alle diese segensreichen Folgen sind — wie so manchmal in der Kulturgeschichte — von einer falschen Theorie ausgegangen. Falsch war sie, denn sie verkannte, daß erst mit dem Abschluß der seelischen Pubertät diejenige Schichtung der Grundkräfte unseres Innern vollständig eingetreten ist, auf Grund deren in der Regel künstlerische Werte als solche überhaupt erst erlebt werden können. Kein Wunder also, daß die neue Jugendschriftenbewegung, indem sie die „spezifische Jugendschrift" überhaupt verwarf, mit vielem, was lediglich kindische Mache von Jugendschriftenfabrikanten war, auch Schriften vertilgte, die dem kindlichen Gefühlsbildungsbedürfnis durchaus gemäß und zuträglich waren. Und umgekehrt: Sie begünstigte eine Art literarischer Zwangsernährung des geistig-seelischen Organismus' des Kindes (z. B. mit realistischer Erzählungskunst), der dessen innere Aneignungsfähigkeit nicht gewachsen war. Die Wolgastsche Theorie hatte, wie alle rationalistischen Versuche früherer Zeiten, das Kind als eine Miniaturausgabe des Erwachsenen zu verstehen, gewissermaßen eine Dimension zu wenig, um dem wirklichen Leben gerecht werden zu können. Sie sah alles in der Fläche und sah deshalb Widersprüche, wo gar keine sind: Daß im Übergang vom Märchenalter zum „realistischen" Alter ein starkes, reines, bildendes Gefühlserlebnis an einer im Sinne des Erwachsenen künstlerisch unzulänglichen „spezifischen Jugendschrift" demselben Menschen widerfahren kann, der in voll entfaltetem Zustand nur auf höchste Kunst anspricht, ist wohl logisch unvereinbar, nicht aber biologisch, nicht für eine Betrachtungsweise, die sich bewußt bleibt, daß, was sich unserem begrifflichen Erfassen auf eine Fläche projiziert darbietet, in Wahrheit aus der Tiefendimension heraus verstanden werden muß, weil es, bildlich gesprochen, hintereinander liegt.

Den ersten grundsätzlichen Vorstoß gegen den verdienstvollen Irrtum Wolgasts habe ich selbst in den ersten Monaten des Jahres 1914 in einem Aufsatz „Jugendlektüre und deutsche Bildungsideale" (wiederabgedruckt in meinen 1926 in zweiter Auflage erschienenen „Büchereifragen") unternommen. Wie ich voraussah, wurde die von mir skizzierte neue Problemstellung in den Kreisen der Jugendschriftenpädagogen zunächst nicht verstanden. Wie ich ebenfalls voraussah und in einem 1917 nachfolgenden Aufsatz „Jugendbücherei" auch ausdrücklich voraussagte, setzte jedoch bald darauf die fachpsychologische Durchforschung der seelischen Pubertät ein, und es wurde damit auch von der experimentellen Seelenkunde die Frage der literarischen Bildung des Kindes in ihrer ganzen Tragweite erfaßt.

Es ist kein Zufall, daß es gerade Charlotte **Bühler** war, die Bahnbrecherin auf dem Gebiet der Pubertätstheorie, deren vorzügliche Schrift über „Das Märchen und die Phantasie des Kindes" (2. Auflage, Leipzig 1925, J. A. Barth) nicht nur den Anstoß gab, sondern auch den Grund legte für die ganze neue fachpsychologische Literatur über die Frage des literarischen Verständnisses der Kinder (und „Jugendlichen"). Als die wichtigsten Untersuchungen, welche uns die letzten Jahre gebracht haben, seien hier folgende drei erwähnt und in Kürze charakterisiert: „Das literarische Verständnis der werktätigen Jugend zwischen 14 und 18" von Hans Heinrich **Busse** (Leipzig 1923, J. A. Barth), „Kind und Buch" von Albert **Rumpf** (Berlin 1926, Dümmler) und „Das literarische Verständnis der Jugendlichen und der Bildungswert der Poesie" von Max **Zollinger** (Zürich 1926, Orell Füßli).

Busse nennt sein Buch bescheiden „eine entwicklungs- und sozialpsychologische Studie". In Wirklichkeit ist es das fast dreihundert Großoktavseiten umfassende Ergebnis einer mit ungeheurem Fleiß und großer methodischer Sorgfalt betriebenen, über drei Jahre sich er-

streckenden planmäßigen Durchforschung der literarischen Interessen und Reaktionen von sechzig jungen Leuten aus dem katholischen Jünglingsverein in Freiburg i. B. Wenn das Beobachtungsmaterial auch einem weltanschaulich und stammestümlich verhältnismäßig scharf und eng begrenzten Kreise entnommen war, so bedeutet das natürlich keine Einschränkung für die grundsätzliche Bedeutung dessen, was hier bezüglich der Entsprechung zwischen dem seelisch-geistigen Entwicklungszustand des einzelnen Jugendlichen und der ästhetischen Höhenlage seines „Kunsterlebnisses" festgestellt wurde. Besonders gut ist es Busse gelungen, im Sinne neuzeitlicher Typenpsychologie verschiedene Hauptarten des literarischen Reagierens von Jugendlichen und die Einflüsse sozialer Vorbedingungen (Elternhaus, Schule) auf sie deutlich zu machen. Immerhin bietet dieses Buch, schon weil sein Schwerpunkt doch in der Beobachtung der Sechzehn- bis Achtzehnjährigen liegt, für den eigentlichen Jugendschriftentheoretiker im Verhältnis zum Umfang des darin dargebotenen Materials nicht so viel wie die beiden anderen, ungemein konzentrierten Schriften.

Rumpf gründet seine Untersuchung auf eine Umfrage nach meistgelesenen Jugendbüchern, die er 1924 an mehrere tausend Büchereien des Borromäus-Vereins gerichtet hat. Mehr als sechshundert Büchereien antworteten ausreichend, so daß das Lieblingsbuch von etwa 30 000 Kindern (aus verschiedenen Gegenden Deutschlands) im Alter von 9—16 Jahren erfaßt wurde. Auch diesmal gilt es, daß die weltanschauliche Einschränkung dem grundsätzlichen Ergebnis der Untersuchung keinen Eintrag tut. Wohl würden bei einer Erweiterung der Umfrage auf nicht-katholische Büchereien selbstverständlich weitere Verfassernamen aufgetaucht sein, auch würde sich manche Prozentzahl verändert und damit manche Kurve in den (sehr lehrreichen) graphischen Darstellungen des Büchleins im einzelnen etwas verschoben haben, aber die psychologischen Grundtatsachen wären nicht einleuchtender zu erweisen gewesen. Die wichtigsten Kapitel des ungemein klaren und treffenden Büchleins sind die, in denen Rumpf glänzende Analysen der typischen Arten von Jugendbüchern gibt, wobei er genau untersucht, welche Arten den Knaben und Mädchen gemeinsam und welche dem einen oder dem anderen Geschlechte eigentümlich sind. An dem „exotischen Abenteuerbuch" und an der „spezifischen Jugendschrift alten Stils" weist Rumpf dann unwiderleglich nach, daß auf dem „Wege vom Wirklichkeitsfremden zum Wirklichkeitstreuen", den das Kind bis zum Abschluß seiner seelischen Pubertät zurückzulegen pflegt, das „Wirklichkeitsnahe" liegt. Das ist die Wegstrecke, wo der Hang zum Phantastischen noch nicht überwunden, wohl aber das Interesse bereits auf das Wirkliche gerichtet ist, die Stelle, wo die kindliche Phantasie noch auf einfache Charakteristik, rasches Fortschreiten der Handlung, promptes Funktionieren der moralischen Weltordnung angewiesen ist und doch die „Kausalität des Wunders", wie sie im Märchen vorausgesetzt wird, nicht mehr erträgt. Und dieser Stelle gegenüber muß die Wolgastsche Theorie völlig versagen. Ich muß leider darauf verzichten, hier Einzelheiten anzuführen aus Rumpfs Auseinandersetzung mit Wolgast, die übrigens durchweg den schuldigen Respekt wahrt. Wer sich ernsthaft über den heutigen Stand der Jugendschriftentheorie unterrichten will, wird ohnedies das Büchlein selbst zur Hand nehmen müssen.

Zollinger hat, wie schon der Titel seiner Schrift andeutet, seine Untersuchungen noch tiefer in philosophische Bereiche hinein ausgedehnt, indem er das, was er erfahrungspsychologisch über das literarische Verständnis der Jugendlichen festgestellt hat, fruchtbar zu machen sucht für eine wesentliche Erfassung des Bildungswertes der Poesie überhaupt. Er hat deshalb seine Untersuchung gegliedert in die drei Abschnitte: „Das Verstehen des literarischen Kunstwerkes", „Das literarische Verständnis des Jugendlichen" und „Das literarische Verständnis im Bildungsprozeß". Der erste Abschnitt gibt besonders treffende Hinweise auf den Wesensunterschied zwischen dem logischen Verstehen und dem organischen Verstehen schönliterarischer Werke und auf die Rolle, welche dabei die Sprache spielt. Er zeigt einleuchtend, wie sich im organischen Verstehen des literarischen Kunstwerks ein dem Schaffensvermögen des Künstlers gleichartiges, aktives Verhalten und damit ein geistig-seelischer Entwicklungsvorgang (man könnte vielleicht bildlich sagen: ein Stück Persönlichkeits-Erbauung) auswirkt. Insbesondere, führt er aus, „erfüllt auch das Verstehen der Dichtung die tiefste Sehnsucht des Menschen: die Sehnsucht nach der Bestätigung des Ich durch die Vereinigung mit dem Du". Der zweite Abschnitt beginnt damit, daß zunächst in ganz großen Zügen die Bedeutung der Pubertät für die seelische Konstitution des Heranwüchslings — um ein Scherzwort Gottfried Kellers zu gebrauchen — dargestellt wird. Zollinger stützt sich hier natürlich vor allem auf die Untersuchungen von William Stern, Charlotte Bühler und Spranger; aber er hat aus Eigenem so viele treffende Bemerkungen hinzugefügt, daß diese Ausführungen auch für den Kenner der erwähnten Spezialliteratur lehrreich sind. (Besonders hingewiesen sei auf die ausgezeichneten Bemerkungen über jene gerade in unserer Zeit nicht seltene Menschenart, die überhaupt nie bis

zum Abschluß ihrer seelischen Pubertät kommt.) Bei der darauffolgenden Nutzanwendung auf die literarische Erlebnisfähigkeit der Pubertierenden betrachtet er jeweils die beiden Hälften der eigentlichen Pubertät (13./14. und 15./16. Lebensjahr) und die Stufe der Adoleszenz (16.—20. Jahr) gesondert, wobei er höchst aufschlußreiche Äußerungen von Jugendlichen — Schülern eines schweizerischen Gymnasiums — einstreut.
Den Höhepunkt der philosophisch vertieften Betrachtungsweise des Verfassers bietet dann aber der dritte Abschnitt. Er geht hier aus von der klaren Erkenntnis, daß „die Empfänglichkeit für die Werte der großen Kunst einen bestimmten Grad geistiger Reife voraussetzt, während umgekehrt die kindliche und jugendliche Seele Bedürfnisse hat, die mit ästhetisch einwandfreien Mitteln nicht befriedigt werden können". „Trotz Wolgast", sagt er ausdrücklich, „ist die moralisierende Erzählung für das frühe Kindesalter, dem das Gehorchenmüssen ein zentrales Lebensproblem bedeutet, die geeignete literarische Kost, wie die Reiseschilderung, der Abenteuer- und Ritterroman für die durch einen ungeheuren Erlebnishunger gekennzeichnete erste Pubertätsstufe". Und dann wird dem Leser eine Fülle von wohlgemünzten erziehungskundlichen Wahrheiten gespendet, die sich zumal kein Deutschlehrer entgehen lassen sollte. Leider ist hier kein Raum, um auch nur stichprobenweise wiederzugeben, was Zollinger in diesem letzten Abschnitt ausführt über die unvermeidliche Verschiedenheit des literarischen Erlebnisses des Lehrers und des Schülers und ihre unterrichtliche Fruchtbarmachung, über die tiefen Gründe für den verführerischen Reiz, den alle noch umstrittene Literatur für den jugendlichen Leser hat, über die Gefahr, daß bei „der Einstellung des dichterischen Kunstwerkes in den Bildungsprozeß" an sich schon seine außerästhetischen Werte überbetont werden, über die Wechselwirkung zwischen der auf wissenschaftlichem Wege gewonnenen Wissenserweiterung (z. B. auf dem Gebiet der Erdkunde und der Geschichte) und der gefühlsmäßigen Anteilnahme an einem künstlerisch gestalteten Stück fremder Welt (z. B. exotische und historische Erzählung), über die Erschließung der menschlichen Beziehungen durch literarische Kunstwerke, wo die gesteigerte Subjektivität des Übergangsalters eine unbefangene Beurteilung dieser Beziehungen im täglichen Leben zu verhindern pflegt, insbesondere über die Vertiefung, Reinigung und Milderung erotischer Spannungszustände, und schließlich über die Hilfe, welche die Weltanschauungsnot vieler junger Menschen durch dichterisch gestaltete Weltanschauung — und zunächst nur durch sie! — erfährt. Die vielen, trefflich ausgewählten und angewandten Beispiele aus der Weltliteratur, die hier eingefügt sind, bestätigen, was der aufmerksame Leser schon nach den ersten Seiten des Büchleins weiß: daß Zollinger selbst ein Mann von umfassender literarischer Bildung und von sicherem menschenbildnerischen Instinkt ist. Aus der gesamten neuesten Fachliteratur zur Jugendschriftenfrage hebt sich sein Büchlein hervor als das reizvollste Dokument innerster und lebendigster Berührung mit der Literatur wie mit der Jugend, als ein Erzeugnis feinsten pädagogischen Taktes und phrasenlos geistvoller Darstellung. Neben dem Rumpfschen Büchlein verdient es, in den Händen aller zu sein, die Klarheit gewinnen wollen über die jugendbildnerischen Kräfte der Schönen Literatur.

Proben und Stücke

Aus: Alfred Kerr, „Es sei wie es wolle, Es war doch so schön!" (Berlin 1928, S. Fischer Verlag.)

Caput I

Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang Unteilbares Tirol

I.

Gehört nicht uns Deutschen ein lichtes Land?
Weggeholt ist es heute. Sie dürfen es nicht behalten. Das bozener Geleucht. Diesen Armvoll Sonne. Diesen adligen Sommer.
Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang. Uns genommen durch Kriegsrecht; uns geblieben durch Menschenrecht. Keiner kann es entfremden; keiner darf es enteignen. Dies deutsche Sprachland; dies deutsche Weinland; dies deutsche Blumenland; dies deutsche Lichtland.
Ein Ruf soll ergehn: „Heraus damit!" — solange noch unsereins Worte hat; und eine Feder; und eine Sehnsucht; und einen Willen.
Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang.

II.

„A Glück mueß ma' ha'm!" sprach ein Mädel heut — in Nordtirol.
So was von lieblich-starker Luft gibt's nicht mehr...
Brauchst keinen Kopf aus dem Fenster zu stecken: man sitzt am Tisch im Zimmer, liest, schreibt, sinnt, summt — und, fhh-fhh-fhh, der Raum ist voll von was Schwerem, Starkem, Gewürztem; fast Greifbarem.
Das bleibt hier ein ewiges Gerausch' (lieber, wohlgesinnter Setzer, nicht etwa Geräusch — sondern es kommt von

„rauschen"): weil soviel Rauschebäche, nein: wilde Bergströme niederjagen, niedergischten, hinsprühen, um Quaderblöcke toben, überspritztes Gestein runden. Einmal herrlich zu atmen; zweitens herrlich zu hören ...

III.

Drittens erst noch herrlich zu schauen. Da liegt ... nicht ein bildschönes, vielmehr ein wildschönes Tal.
Seht ihr das? fühlt ihr das —: Bergwald rings mit Schneegipfeln, Matten, Hochdörfern, Almen, Kuhglocken, Heuduft, Holzhäuseln, Heiligenbildern, Stadeln, Baumbrücken, Schluchten, Abgründen, Felsflüssen, Buntblumen, Jochen, Marteln und Einsamkeiten.
A Glück mueß ma' ha'm.

IV.

Daß der Mensch in einem Tal haust, macht es nicht. Daß er am Ende dieses Tals haust — das macht es.
Mein Tal scheint eine Sackgasse zu werden; plötzlich von Wänden versperrt ... Jedoch um diese vorgeschobenen Wuchtwände kann einer herumsteigen, über Jöcherl'n und Joche wegstiefeln, mitten in schierer Machtnatur voll Reinheit und Grün und Sonnenlicht und Gletschernähe und verlorenen Weilern und schwindelnd hochgelegten, stillen, manchmal überdachten Brücken.

V.

Eine davon heißt kurz: Teufelsbrücke; weil der Teufel hier vielleicht auf etwas wartet.
Verhextes Werk, in grauslicher Höhe flitzend, fliegend; über dem Stromdonner kaum fühlbar schwingend, geheim schaukelnd, stumm dröhnend.

VI.

Ja, es wird ein schauerlich-kitzliges Gefühl, dort oben zu stehn. In die wüste, durchbrauste, felsige, wütend überschäumte Wunderschlucht zu gucken: wenn das Wasser ... Wenn das Wasser steil unter dem Betrachterich rast, er sich auf einer Kirchturmspitze rettungslos ausgesetzt meint, den Boden unterm Fuß im Geiste verliert ... und nun langsam hinabfliegt mit schwindendem Bewußtsein — während im Kopf sich alles Unterste zu oberst kehrt, mein Körper durch den Luftwirbel sinkt, der weißbrüllenden Flut näher kommt, immer näher, jetzt prallt mein Hirn dicht unter dem glasiggrünen, lichtgrell umsprühten Wogenwasser auf den Felsblock — — aus is' ...
Aber man steht noch oben. Das Brückengebälk hat nur bißl geschwankt, bißl gequietscht.

VII.

Heiliges Licht; unersetzbares Daseinsgefühl. Die paar Jahrzehnte, die man hienieden verbringen darf, sind mit keinem erlittenen Schmerz zu teuer bezahlt.
Neu immer die Welt spüren; auch nach dem Unglück. Neu den starken Wein des Hierseins trinken. Neu immer anfangen.
Nirgends vorläufig ein Abschied! (Nur manchmal eine Rast.)

VIII.

Hier sitz' ich und werfe die Buchstaben aufs Papier, alle die Fenster stehn auf, es quillt und rauscht und träuft und gischtet; Hauch aller Bergwälder strömt herein ... und ein Büschel blauen Thymians liegt noch auf dem Tisch, mit scharfem Ruch — gestern am Felsstrom in der Abendruhe gerupft.
Zwar dort unten, wo die Alpen ins lateinische Land niedergehn, im Südlicht, am blauen Wasser ... da roch der Thymian dreimal so stark; zehnmal so star
Aber Thymian hier im nordischeren Gebirg' schenkt gleichfalls der Nase den Lieblingsduft.
Meinen Dank, Thymian. Meinen Dank, Tirol.

IX.

(Alle Wiesen mit Steinnelken gefüllt, nebst wilden Stiefmüttern und Kamillen und sonstwas.
Denn die Tiroler haben erst einen Teil hier bemäht.
Von den Heuwocken, den Stecken, darum das Heu gehängt und gestopft wird, kommt ein Duft, — aaah!)

X.

Was war das unten im Zitronenland, wo der Thymian stärker atmet?
Vormittags ist man immer hinaufgeklettert auf die bewachsenen Felslehnen, mit Oliven, Kräutern, Blumen, Limonen, betrieften Höhen, Schmalgründen, Ziegen, fernem Kindersang, Mägdesang ... Und hinter Doldengespinst und Ästegewirr lag unten das Blaue: der See. Dichtwild alles davor durcheinandergewachsen; Bäume farbig überschlungen, umklettert vom Duftgerank.
Und wenn der Tag schwieg, sprach die erglänzend weite Stille ...
Flut von Fasano! (Gegenüber: die Sehnsuchtsfelsen.)
Das — war.

XI.

Hier jedoch in Nordtirol ist die Kraft und die Frische und ein strotzend gekühlteres Dasein mit wohliger Hartheit.
... Dennoch ziehn die Gedanken in das Lichtland.

XII.

Noch einmal:
Gehört nicht uns Deutschen auch ein lichtes Land?
Weggeholt ist es heute. Sie dürfen es nicht behalten! Das bozener Geleucht. Diesen Armvoll Sonne. Diesen adligen Sommer.
Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang. Uns genommen durch Kriegsrecht; uns geblieben durch Menschenrecht. Keiner kann es entfremden; keiner darf es enteignen.
Dies deutsche Sprachland; dies deutsche Weinland; dies deutsche Blumenland; dies deutsche Lichtland.
Ein Ruf soll ergehn: „Heraus damit!" — solange noch unsereins Worte hat; und eine Feder; und eine Sehnsucht; und einen Willen.
Das schönste Deutschland liegt am Brennerhang.

Eine Manuskriptseite von Alexander Lernet-Holenia

(Originalgröße)

E (lachend): Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Präsident, das wird man nie herausbekommen, was da los war...

O Wünschen die Herrschaften etwas spielen zu lassen?

Gen!... Ja ... dies Lied, wegen dem der Radau war. (Tempo di marcia) Ich möchte wissen, warum ich's nicht hören soll! (Er singt mit gräulicher Stimme:) It is a long way to Tipperary... (Gelächter. Es wird weiter und zugetrunken.)

B (lachend): Aber nein! (Sie singt:) It is a long way to Tipperary, it is a long way — to go... (Die Musik spielt leise mit.)

Ma (singend): It is a long way, to Tipperary... (dann parlando:

Spikel (singend): to the sweetest girl I know! (Er küsst sie.) Das war ein weiter Weg, Schatz, bis zu dir!

E (kaum parlando) Das war ein weiter Weg, Schatz, bis zu dir!

Gentleman (feierlich): It is a long way to Tipperary...

Die andern: It is a long way — to go!
It is a long way to Tipperary,
To the sweetest girl I know!

(Die Musik fällt jäh ein. Von der Bar kommen die Tänzer herein. [illegible] Lachen, Reden (ganz) und Musik.)

[illegible]nd Tanzen überall auf [illegible] Bühne, vom farbigen Licht [illegible] kleinweise überspielt.

— To the sweetest girl I know —
— to the sweetest girl I know...
It is a long way to Tipperary!
(Vorhang)

L'amor che muove il sole e l'altre stelle!

Echo der Zeitungen

Die Quesada-Bibliothek geht nach Deutschland

„Die größte und wertvollste südamerikanische Privatbibliothek ist soeben nach Deutschland geschenkt worden. Es handelt sich um die weit über Südamerika hinaus bekannte Bibliothek des Dr. Ernesto Quesada, die nach der letzten Zählung, einschließlich Depot und Archiv, 81 774 Stücke umfaßt. Dr. Quesada hat sie der Preußischen Staatsregierung überwiesen als Basis eines Südamerika-Instituts in Berlin, und sie ist, in 616 Kisten verpackt, am 16. November mit dem Dampfer ‚Weser' des Norddeutschen Lloyd nach Europa verschifft worden, um am Orte ihrer Bestimmung zum Studienmaterial für unzählige deutsche Studierende zu werden. Die Quesada-Bibliothek ist das Werk zweier Mannesleben: Vicente G. Quesadas und Ernesto Quesadas. Sie umfaßt alle Geisteswissenschaften, mit besonderer Betonung des historischen, soziologischen, juristischen und literarischen Elements. Vicente G. Quesada begann die Sammlung um 1853 — also zu einer Zeit, in der es noch möglich war, durch persönliche Beziehungen auch solche Schriften zu erlangen, die, in sehr kleinen Auflagen gedruckt, zwar wertvollstes Studienmaterial darstellen, heute aber bereits Raritäten geworden sind. An guten persönlichen Beziehungen mangelte es ihm nicht. 1852 Legationssekretär in Bolivien, war er von 1854 bis 1861 Nationaldeputierter für die Provinz Corrientes im Kongreß zu Parana. Danach leitete er — 1861 — als Direktor und Herausgeber zunächst die „Revista del Parana", sodann die Revista de Buenos Aires (von 1863 bis 1871), letztere übrigens ein bibliographisches Unikum (in der Quesada-Bibliothek enthalten), wurde sie doch in all ihren 25 Bänden viele Jahre später wortgetreu wieder verlegt! Von 1871 bis 1877 Leiter der heutigen Nationalbibliothek, wurde Vicente G. Quesada 1877 Minister des Innern; war 1878—1882 Deputierter für die Provinz Buenos Aires im Nationalkongreß — während welcher Zeit er, von 1881 bis 1883, die „Nueva Revista de Buenos Aires" leitete — und ging 1883 als Gesandter nach Brasilien. Danach blieb er bis zu seiner Pensionierung in seinem 72. Lebensjahr im diplomatischen Dienst, in Washington, Rom (Vatikan), Madrid und Berlin. — Alle diese Tätigkeiten brachten ihn, der selber intensiv literarisch tätig war, in engen Kontakt mit der intellektuellen Welt seiner Zeit — ein Umstand, der in der Bibliothek seinen gewichtigen Niederschlag fand.

Als Vicente G. Quesada endgültig in den diplomatischen Dienst überging, übergab er seinem einzigen Sohn, Ernesto, nicht nur die Leitung der „Nueva Revista de Buenos Aires" — die dieser von 1883 bis 1885 fortsetzte —, sondern auch seine Bücherei. Und was im allgemeinen nicht häufig ist, war hier der Fall: Vater und Sohn, über das verwandtschaftliche Verhältnis hinaus befreundet, hatten auch die gleichen Neigungen und Interessen. Auf diese Weise wurde die Bibliothek im gleichen Geiste weiter aufgebaut.

Ernesto Quesada, den sein Vater in mehreren europäischen Ländern Schulen und Universitäten besuchen ließ, um ihm von Kindheit an eine möglichst universale Geistesbildung zuteil werden zu lassen, erhielt seine Gymnasialbildung in Deutschland, und zwar in Dresden. Diese Knabenjahre wurden für ihn bestimmend für eine lebenslang durchgehaltene aufrichtige Hochschätzung deutscher wissenschaftlicher Arbeit: nicht nur während der Kriegshetze vom ersten Augenblick an für Deutschland eintretend, ist Quesada auch lange vorher und stets nachher bemüht gewesen, deutsche und argentinische ehrliche Geistesarbeit einander zu nähern, ohne alles und jedes Strebertum und ohne allen und jeden Egoismus, ein Bestreben, das durch die Schenkung seiner über alles geliebten Bücher noch bei Lebzeiten an deutsche Studierende ihre Krönung findet. — Er ist, übrigens in zweiter Ehe, mit einer Deutschen verheiratet, und zwar mit der jüngsten Tochter des bekannten düsseldorfer Malers Heinrich Deiters (Träger der preußischen Medaille für Kunst und Wissenschaft), die unter ihrem Schriftstellernamen L. Niessen-Deiters aus einer Reihe von Büchern und aus ihrer langjährigen Mitarbeiterschaft an der „Kölnischen Zeitung" bekannt ist.

Ernesto Quesadas berufliche Laufbahn wie seine wissenschaftlichen Neigungen kamen der Bibliothek in gleicher Weise zustatten: dreißig Jahre lang Richter, davon zwölf Fiscal de Camera, Professor der Soziologie an der Universität Buenos Aires, Professor der Nationalökonomie an der Universität La Plata, Autor von 160 eigenen Arbeiten (Bücher und Broschüren), Mitglied aller wichtigen wissenschaftlichen Körperschaften von Südamerika und einer Reihe nordamerikanischer und europäischer, durch wissenschaftlichen Austausch ein Menschenleben lang im Kontakt mit der ganzen intellektuellen Welt seines Erdteils: so war ihm fast mehr noch als seinem Vater die Möglichkeit gegeben, die Bücherei zu vervollständigen, in die er einen großen

Teil seines persönlichen Vermögens hineinsteckte. So sammelte er — beispielsweise — die Veröffentlichungen aller südamerikanischen Universitäten, möglichst von ihren Anfängen an. Es sind auf diese Weise in der Bibliothek Folgen enthalten wie die Annalen der Universität von Santiago de Chile seit 1845, oder wie die Revue des Historischen Instituts von Brasilien vom Jahre 1839 ab. — Eine ganze Reihe großer Reisen, teils um die Welt, teils in die Länder aller fünf Erdteile, vergrößerten nicht nur den eigenen Gesichtswinkel, sondern jedesmal auch die Bibliothek, die H. Sparn in seinem Werk über die Bibliotheken der Welt als die wichtigste Privatbibliothek von Südamerika bezeichnet." — „Deutsche La Plata Zeitung" (18. Nov.).

*

Alfred Kerr
Zum 60. Geburtstag

„In diesem elastischen Jubilar wird ein Mann geehrt, der sein Talent lebenslänglich in den Dienst der Theaterkritik gestellt hat. Nichts wäre falscher, als diesem reimfrohen Schlesier einen Verlegenheitsplatz am Tische der Dichter zu suchen. Er selbst, gewohnt, ohne Schüchternheit den eigenen Wert zu betonen, beansprucht freilich den Poetenrang für sich. Aber er meint damit den Rang des Schöpferischen, des Künstlers, dem die Sprache gehorcht und der den Strom der Sprache nach seinem Willen gelenkt hat. Gerade weil er als Kritiker, als Journalist ein produktiver Geist ist, hat er es nicht nötig, daß man seinen Ruhm mit Ausreden begründet." Monty Jacobs (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 301).

„Kerrs Name wird verbunden bleiben mit dem Aufstieg des Naturalismus, Ibsens und vor allem des jungen Gerhart Hauptmann, dem er seine beste Arbeit gewidmet hat. Vielleicht war es Heimatsverwandtschaft, vielleicht gemeinsame Wesenszüge: vor dem Schlesier fand Kerr seine feinsten Töne, das, was wir noch heute als sein Eigenstes empfinden. Daneben blieb vor allem seine Wertung Wildenbruchs im Gedächtnis, über die er das Scheffelwort setzte: ‚Er ist nur ein Trompeter, und doch bin ich ihm gut.' Wer einen Zugang zu dem widerspruchsvollen Wesen auch des Schriftstellers Kerr finden will, mag auch zu den Seiten über Jean Paul greifen, vor denen man dem Verfasser gern das Recht zu seiner Berufung auf Robert Schumann zugesteht, auf Schleuder und Harfe der Davidsbrüder. Wer die bleibenden Dinge von ihm finden will, mag sich überhaupt an die ersten Bände der ‚Welt im Drama' halten, in denen das Positive Kerrs, sein Lebensgefühl, seine persönliche Form noch ohne Erstarrung am reinsten schwingt. Auch hier ist manches schon Vergangenheit; manches aber wird bleiben als Ausklang der Linie, die von Heinrich Heine nach der neuen Großstadt Berlin führte. Es ist kein Zufall, daß Kerr auch in seiner Lyrik Heinesche Klänge aufgenommen und fortgesetzt hat; zuletzt stammt sogar seine Prosa von dort. Seine Möglichkeiten wie seine Begrenzung sind damit umschrieben, das Literarische wie das Lebendige, Wegbereitende, das er in seinen guten Stunden besaß und noch heute besitzt." Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 602 u. Hannov. Kur. 600/01).

„Himmlischer ward nie die Heilslehre: Mein Reich ist von dieser Welt! verkündet. Ob Kerr sich selbst einen Stilisten nennt und andere ihn einen Impressionisten heißen, ist er doch nur eines wirklich: Vitalist. Verse seines schlesischen Landsmannes Johann Christian Günther schimmern mit Sternenglanz über seinem Schaffen:

> Das Fernglas darf ich auch nicht erst gen Himmel drehn.
> Ich bin der Erden nah, hier leben große Wunder,
> Die größten in mir selbst.

Schon die Titel der Bücher, in denen er Glück, Glanz und Gloria seiner irdischen Fahrt einfängt, sagen alles, vor Jahren zwei Bände ‚Die Welt im Licht', der erste ‚Verweile doch!', der zweite ‚Du bist so schön!', jetzt, wie das meiste von S. Fischer verlegt, ein neues Werk ‚Es sei wie es wolle, es war doch so schön'. Alle drei sind, wie auch die fünf Bände ‚Die Welt im Drama', wie auch ‚O Spanien' und ‚Neuyork und London', wie auch die Versauslesen ‚Die Harfe' und ‚Caprichos', ohne jede Spur von billigem Optimismus, ein brausender Hymnus auf das Leben. Immer wieder fliegt der Dichter aus Berlin, ‚Preußisch-Halbamerika', in die lockende Weite, nach Port Said, Santa Cruz, Tanger, Drontheim, Palermo, zu den nordischen Fjorden, den Kanarischen Inseln, den Süßen Wassern von Eyub, aber auch was er aus der Nähe, aus der Mark, aus bayrischen Gauen, vom pommerschen Strand in seine Zelle trägt, ist eitel Honig." Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 955 — 1 M.).

Vgl. auch: Fred Hildenbrandt und Fritz Engel (Gedicht) (Berl. Tagebl. 607); Franz Köppen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 301); Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 601 u. a. O.); Leo Rein (N. Bad. Landesztg. 649); Carl Helbling und Robert Faesi (N. Zür. Ztg. 2185); Albert Malte Wagner (Nürnb. Ztg. 305).

*

Anna Schieber
Zum 60. Geburtstag

„Als Anna Schieber vor mehr als dreißig Jahren bei David Gundert ihre Kindergeschichten ‚Röschen, Jaköble und andere kleine Leute' und ‚Allerlei Kraut

und Unkraut' herausgegeben hatte, da hat auch von denen, die den Menschen und das Werk näher kannten, niemand geahnt, daß die liebenswürdige, anspruchslose Erzählerin, wenn es um das Sechzigste herumgehe, zu den führenden Frauen der Feder im Schwabenland gehören werde, weit über die schwarz-roten Grenzpfähle hinaus unter den Besten genannt. Was ihr aber damals schon Anwartschaft auf Größeres verlieh, das war die lichtklare Reinheit ihres Wesens und eine heimliche Kindlichkeit, bereit, das jungfräuliche Gefäß ihrer Seele zum Dienst am Ewigen weihen zu lassen." R. K. (Württemb. Ztg. 289).

„Ihr Weg ist ein unablässiges Kräftesammeln und -umwandeln zu immer engerem Verbundensein mit Erde und Himmel.

Auf diesem Wege ist sie als Künstlerin das geworden, was sie ist: die Mutter, die mit dem Volk im Gleichnis redet, die ihm Erkenntnis und Erbauung schenkt durch die volkstümliche Erzählung. Sie kann erzählen, wie nur eine Mutter erzählen kann. Man möchte sagen, sie hat hier einer der mütterlichen Frau angeborenen Fähigkeit ihre künstlerische Weihe gegeben. Sie erzählt aus innerer Fülle heraus — wundervolle Märchen, erschütternde Balladen, kurze und lange Geschichten von mancherlei Menschenschicksal — so, daß man meint, es könne dies Erzählen ebensowenig ein Ende nehmen wie das lebendige Leben. Sie erzählt mit einem seltenen Adel reiner, zarter Empfindung und — was das Größeste ist — mit Verantwortung. Deshalb bleibt sie dem Volke nahe in allen Schichten und Ständen, spricht eine Sprache, die es versteht, ohne ihr künstlerisches Gewissen zu beflecken, deshalb wirkt ihre Dichtung hinein ins Leben." Vilma Kopp (Stuttg. N. Tagbl., Frau 2).

Vgl. auch: Karl Matter (Bund, Bern, Frau 542); Karl Fuß (Köln. Ztg., Frau 788); Paul Wittko (Hamb. Corresp., Unt.-Bl. 580); Karl Fuß (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 49).

*

Zur deutschen Literatur

Über Meister Eckhart schreiben Karl Röttger (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 587) und Joseph Bernhart (Frankfurter Ztg. 962 — 1 M.). — An die 180. Wiederkehr von Bürgers Geburtstag erinnert Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 51).

Zur Wandlung des Goethe-Bildes (Goethe und Carus) bietet Rudolf K. Goldschmit eine Studie (Bad. Pr., Lit. Umsch. 51), über Carus läßt sich Heinrich Berl (Bad. Pr., Lit. Umsch. 49) vernehmen. — Krisenjahre Goethes behandelt Oskar Walzel (Köln. Ztg., Lit. Bl. 786). — Eine Begegnung eines bayrischen Professors der Pädagogik mit Goethe in Halle teilt Karl Schmeling nach den Aufzeichnungen mit (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 287). — Einen Aufsatz über den jungen Wilhelm von Humboldt veröffentlicht Siegfried Kaehler (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 294 und Berl. Börs.-Ztg., Kunst 282).

Schleiermachers Stellung zu den Frauen untersucht Else Wentscher (Köln. Ztg., Lit. Bl. 796, 800). — Zu den Kleist-Erinnerungsblättern bleibt die Beilage der Kreuzzeitung (487) mit Beiträgen von Georg Minde-Pouet, Hans Knudsen, Hanns Martin Elster, Walter Heynen, Marga von Rentsell nachzutragen. — Über E. T. A. Hoffmann („Besuch in Bamberg") schreibt Walther Harich (Münch. N. Nachr. 336), über die Zeichnungen Hoffmanns Richard von Schaukal (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 122). — An Tiedge erinnern anläßlich des 175. Geburtstags Wilhelm Dietlein (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 51) und Paul Wittko (Magdeb. Tagesztg., Unt.-Beil. 291). — Als den König der Ballade feiert Theodor Stiefenhofer (Karlsr. Ztg., Wissensch. 49) den Grafen Moritz Strachwitz.

Mit Levin Schückings Römerfahrt beschäftigt sich Karl Buchheim (Köln. Ztg., Lit. Bl. 800), über Schükking als Kritiker schreibt Karl Buchheim (ebenda 768). — Die Dichterliebe Nikolaus Lenaus und Sophie Löwenthals schildert Schulze-Bauer (Stettiner Generalanzeiger, Buch 334). — Nietzsche als Schlagwortschöpfer behandelt Kurt Pieper (Tag, Unt.-Rundsch. 301), zu der Krankheitsgeschichte Nietzsches findet sich (Köln. Ztg., Lit. Bl. 762) ein Beitrag. — Ungedruckte Briefe von Hieronymus Lorm teilt Karl Kreisler (Tagesb., Brünn 563) mit, über Lorm und die Politik schreibt Kreisler (ebenda 561).

Karl Stamms letzte Gedichte würdigt Konrad Bäuninger (N. Zür. Ztg. 2245). — Die gesammelten Werke Rilkes bespricht Hugo Marti (Bund, Bern 537); vgl. auch Conrad Wandrey (Münch. N. Nachr., Einkehr 92). — Erinnerungen an Hermann Löns gibt Theodor Fisher (Tag, Unt.-Rundsch. 297). — Auf Arthur Pfungsts gesammelte Werke weist Ferdinand Tönnies (Deutsche Allg. Ztg. 584). — Christian Morgensterns „Mensch Wanderer" nimmt Karl Justus Obenauer zum Thema (Münch. N. Nachr., Einkehr 94). — Zu Franz Kafkas Nachlaß-Roman „Amerika" äußert sich S. Kracauer (Frankf. Ztg. 952 — 1 M.). — Nachrufe auf Michael Georg Conrad schreiben Hans Brandenburg (Frankf. Ztg. 968 — 1 M.), Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg. 302), Julius Hart (Tag, Unt.-Beil. 23. Dez.) und Will Scheller (Kasseler Post 353), Erinnerungen werden (Köln. Ztg. 807a) geboten. — Ein Gedenkwort an Franziska Mann gibt Moritz Goldstein (Voss. Ztg. 583).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Der Jugend des Dichters Stefan George widmet Will Scheller einen Aufsatz (Kasseler Post, Bücher P. 341). — Zur Charakteristik von Alfred Brust schreibt Erich Dürr (N. Bad. Landesztg. 623): „Es zeugt von Brusts Wissen um die Dämonen unserer Welt, daß er die verschiedenen Möglichkeiten und Notwendigkeiten der Erlösung und besonders die Verwirrung in der Heilsauffassung der heutigen Menschheit in verschieden gearteten Heilandstypen darzustellen sucht. Durch jede Dichtung Brusts geht zumindest ein Erlösermensch, von dessen reinem Wissen um eine über die Zufälligkeiten des Daseins erhabene Welt eine seelisch heilende Wirkung ausgeht. Denn weder an den Buchstaben einer Moral noch an den eines Glaubens sind solche Wirkungen geklammert, sondern an die Kraft zur unerbittlichen Selbsterfüllung." — In Hinblick auf Adele Gerhard schreibt Franz Grell (Schlesw. Nachr., Nordmark 289): „Bücher von der Art des ‚Pflüger' sind gerade in der gegenwärtigen Zeit, in der sich eine neue Epoche anbahnt, von wegweisendem Wert und sollten die größte Verbreitung finden, vor allen Dingen auch bei der besinnlicheren Jugend." — Zu Robert Walter, seinem epischen wie dramatischen Schaffen, bekennt sich Emil Strodthoff (Hamb. Frembenbl., 26. Nov.): „In Walter haben wir (die Aufführungserfolge seiner Komödien bestätigen es) einen Dramatiker, der auserwählt sein könnte, dem deutschen Theater reformatorische Dienste zu leisten. Berufen ist er!" — Einen Aufsatz über Hans Friedrich Blunck läßt Heinrich Schleichert (Altonaer Anz., Nordd. Nachr. 284) in die Worte ausklingen: „Überblickt man das bisherige Schaffen von Hans Friedrich Blunck, so kommt man ganz kurz ungefähr zu dem folgenden Schluß. Von der Saga der Volkwerdung im ‚Kampf der Gestirne' bis zum Roman ‚Die Weibsmühle' schafft der stark in Heimat und Volkstum verwachsene, nordisch geartete Dichter den stetig sich ändernden und doch stetig gleichbleibenden Mythus des Deutschtums, der deutschen Seele, des deutschen Menschen." — Den kämpferischen Idealismus Burtes feiert Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg., Lit. 558): „Tatsächlich ist jeder Vorwurf äußerlichen Pathos' widerlegt, sobald man sich die Mühe nimmt, die Rollen des ‚Katte' auf ihre stilistische Geschlossenheit und ihre sprachliche Einheitlichkeit hin zu prüfen. Sie alle zeigen uns Burte als den Dichter, der mit seinen Problemen fertig geworden ist und das Errungene in geläuterter Form verfestigt hat. Daß sie außerdem bühnengemäß lebendig zu machen sind, ist Beweis für die völlig beherrschte und zur zwingenden Gültigkeit gebrachte Psychologie, die sie trägt." — Das Bild des hamburger Dichters Hans Leip zeichnet Willy Seidel (Münch. N. Nachr., Einkehr 90): „Hans Leip ist hell, hart und klar. Ein hochgewachsener Mann mit scharfgeschnittenem Gesicht. Ein Aristokrat, der im Moment, da er ein böses Milieu betritt, dieses veredelt. Ein Demokrat gleichzeitig von reinstem Wasser, der allen Schichten, in denen es ehrlich zugeht, Bruder und Kumpan ist." — Auf Julius Kühn weist oh. (Thür. Dorfztg. 278): „Im nahen Koburg, droben auf der alten Feste, scheint goldene Sonne in fruchtbaren dichterischen Garten. Keinem anderen gehört er als Julius Kühn, einem Schriftsteller von klugem Geist, feinster Sprachkultur und tiefer Heimatliebe, einem Dichter von erlesener Form. Besonders in den letzten Jahren ist Kühn weit über die Grenzen des Frankenlandes hinaus bekannt geworden, und noch viel Schönes und Gutes darf man von ihm erwarten." — Friedrich Schnacks neue Bücher, denen er franziskanische Inbrunst nachrühmt, empfiehlt H. H. Bormann (Germ. 565). — Von Bernd Isemann erzählt Hans Brandenburg (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 567): „In Kolmar geboren, in der äußeren und inneren Nachbarschaft von Grünewalds Isenheimer Altar, lebt Isemann seit einem Vierteljahrhundert in und bei München, seit vielen Jahren im eigenen Haus und Garten gegenüber der Schleißheimer Schloßgartenmauer, kein Literat, kein Schriftsteller, kein in Tagesfragen befangener Zeitmensch, sondern Lehrer, Gärtner und Dichter, und in dieser Dreieinheit ein stilles und hohes Vorbild." — Eine eingehende Studie über Jakob Schaffner bietet Peter Bauer (Germ., Werk 27). — In Felix Holländers Gesamtwerk erkennt Heino Schwarz (Düsseld. Nachr. 554) Leben und Bewegung, doch seien die Romane auch von Beengtem, Mißlungenem nicht frei. — Seine Studie über Hofmannsthal wiederholt Rudolf Kayser (Magdeb. Ztg., Weihnachtsbeil.). — Über Hermann Kesser sagt M. M. Gehrke (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 298): „Von allen Schriftstellern, die ich kenne, will er mir am wenigsten in die beliebte Umwelt des Kaffeehauses passen, und ich habe ihn auch noch nie in einem Romanischen Café oder einem (Zürcher) Odeon getroffen. Ich kenne ihn in der bücherreichen und sachlichen Atmosphäre des Arbeitszimmers und, besser noch, in der weichen Luft und Linie südwestdeutscher Landschaft, am Rheinstrand und in Bodenseegärten, die nach langer Hochgebirgszeit seit ein paar Jahren Kessers Umgebung sind. In dieser weichen Luft wachsen die gemeißelten Sätze eines äußerst männlichen Stils, und zwischen fröhlichen Weinbergen ringt ein von Ernst und Größe seiner Aufgabe übererfüllter Geist um nichts Geringeres als um Gestaltung und Umgestaltung der Welt im kon-

kretesten Sinn." — Den Griff des Schöpfers und Gestalters erkennt Fritz Michel (Schlesw. Nachr., Nordmark 295) in Manfred Hausmann. — Die Kraft leidenschaftlichen Ringens hat nach Karl Lehmanns Aussage (Münch. N. Nachr., Einkehr 96) Kurt Heynicke von der Lyrik folgerichtig zum Drama geführt.

Zu Alfred Huggenbergers 60. Geburtstag schreiben Karl Fuß (Köln. Ztg., Lit. Bl. 796 u. Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 299), Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2214), lf (Bund, Bern 563), Hans Kägi (Württ. Ztg. 300), bei dem es heißt: „Es wird immer etwas Wunderbares bleiben, wie Alfred Huggenberger, trotz der vollen Anerkennung seiner Berufsverpflichtung, trotz der auf dem Lande vorherrschenden Geringschätzung der Poeterei, sich aus der Gemeinschaft der Bauern, die ihn früh schon mit manchem bürgerlichen Amt betrauten, zum Verkünder ihrer tiefsten Geheimnisse erhob. Daß er bei aller, sogar im sprachlichen Ausdruck spürbaren Wirklichkeitsfreude, bei allem Humor, der seine Erzählungen und Fabeln urkräftig überglänzt, nie zu ihrem bloßen Verräter oder gar Spötter geworden ist, dies hat ihm das Herz und die Achtung selbst der konservativsten seiner Genossen gewonnen." — Als einen sehr wesenhaften Dichter Sachsens grüßt Heinrich Zerkaulen (Leipz. N. Nachr. 346 u. a. O.) Rudolf Heubner (vgl. auch Paul Wittko Hamb. Corr. 599). — Zum 60. Geburtstag von Walter Harlan melden sich zum Wort: Wolfgang Goetz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 300), Heinz Berger (Hamb. Corr. 599), P. B. (Deutsche Allg. Ztg. 601), — ner (Tägl. Rundsch. 599), wo es heißt: „Wenn wir den Namen des jetzt Sechzigjährigen nennen, denken wir zuerst an das Werk, das damit am innigsten verbunden ist: an ‚Das Nürnbergisch Ei‘. Hier, wo in der sinnbildlichen Welt der nürnberger Renaissance der Meister Peter Henlein um die Erfindung der Federuhr ringt, hat Harlan das Beste gegeben, was seine leise Kunst zu geben vermochte; er hat einen Menschen geschaffen, der gelassen den Tod auf sich nimmt, um sein Lebenswerk nicht vor der Vollendung durch eine Operation, deren Ausgang fraglich sein muß, bedrohen zu lassen. Tragik und stille überlegene Heiterkeit begegnen sich da zu zarter Mischung; und eine gütige Menschlichkeit gibt jedem Wort der besinnlichen vier Akte warme Farbe und vollen Klang." — Zu Karl Röttgers 50. Geburtstag schreiben Rudolf Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 298), Heino Schwarz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 298 u. a. O.), Robert Janecke (Magdeb. Ztg. 653), W. Hermanns (Köln. Ztg., Lit. Bl. 790). Paulsen sagt: „Karl Röttger gehört nicht zu den Lauten, aber auch nicht zu den Stillen im Lande, vielmehr ist er ein leise und unermüdlich arbeitender, nach und nach sich Gehör erzwingender Dichter, den kein Widerstand der Welt nötigen kann, das zu verschweigen, was zu sagen und im gestalteten Wort seinen Mitmenschen zu geben er sich gedrungen fühlt. Wohl geht es ihm um Menschentum, wie nur je unseren Klassikern, wohl steht er sehr fern dem bloßen Artistensein, aber die Kunst ist ihm durchaus keine beiläufige Angelegenheit, sondern die Mitte, um die sein ganzes Wesen kreist, so daß er nicht sich selbst bespiegelnd neben sich steht. Darum ist dieser Mann eine so wichtige und wertvolle Erscheinung in unserer Zeit, da viele Dichter zu Literaten geworden sind und sich von ihrem innersten Selbst abgespalten haben, um ‚Publikumsamüsierer‘ werden zu können."

Zu Gerhart Hauptmanns „Till Eulenspiegel" sind die Aufsätze von Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 347), Raoul Auernheimer (N. Fr. Pr., Wien, 20. Nov.), Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 341) nachzutragen. — Walter Georg Hartmann schreibt (Deutsche Allg. Ztg. 594): „Alexander Lernet-Holenias neuestes Gedichtbuch trägt den Titel: ‚Das Geheimnis St. Michaels‘. Man schlägt den dünnen Band auf und blättert. Man liest ein Gedicht, horcht zunächst nur hinein, liest ein paar Verse, liest ein paar Zeilen. Und da ist zuerst schon ein Gefühl da, das man etwa nennen könnte: ein Gruß an die unbekannte menschliche Person des Dichters. Denn sie wird wirklich und deutlich!"

Über Robert Hohlbaums Roman „Die Raben des Kyffhäuser" liegen Aufsätze vor von Fritz Trathnigg (Schlesw. Nachr., 15. Okt.), Ernst Holzmann (Wiener N. Nachr., 17. Nov.), Karl Kreisler (Tagesbote, Brünn 515); Trathnigg sagt: „Nur ein Dichter wie Hohlbaum, dem Deutschland zum tiefsten Erleben seiner Seele geworden ist, konnte diesen Roman der Burschenschaft und ihres Zeitalters schreiben, der sich aus einem Studentenbuch zum Roman des deutschen Volks weitet, der an die letzten Fragen deutschen Sehnens rührt und von den starken, lebenspendenden Wurzeln des Baumes hinaufweist zu der mächtigen Krone, die sich treu über deutsches Land breitet und im Winde ihr urewiges Lied rauscht: Deutschland, Deutschland über alles!" — Über Josef Pontens „Studenten von Lyon" schreiben Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 283) und Stefan Zweig (Münch. N. Nachr. 344), bei dem es heißt: „So wird dieses Buch Josef Pontens ein ganz geistiges Kampfbild, ausgedrückt in Gestalten, dargetan in erschütterndem Geschehnis: ein sonderbar kühnes, durchaus eigenartiges Werk, das ihn auf einer anderen und höheren Linie zeigt, als wir ihn bisher kannten: als starken Dialektiker, als Durchbildner des Irrationalen. Aber auch der große Landschafter, der dichterische Architekt Josef Ponten ist in diesem Werke nicht abhanden gekommen. . . .".

Alfred Kontorowicz charakterisiert (Magdeb. Ztg. 643) Otto Flakes Sommerroman als ein Ineinander von Milieu und Schicksal. — Zu Alfred Neumanns „Rebellen" bemerkt Heino Schwarz (Hamb. Fremdenbl. 327): „Neumann hat in dem vorliegenden Buch ein Mosaik gegeben, das ‚Rebellen' heißt, sich aber auch ‚Rebellion' nennen könnte und in dem Gasto Guerra Stein unter Steinen, will sagen Rebell unter Rebellen ist! Der Dichter des ‚Teufels' verheißt einen zweiten Roman, in dem das Schicksal Guerras im Mittelpunkt stehen, seinem Höhepunkt und Ende zugeführt werden soll. Man darf ihm nach dem grandiosen Gemälde einer Zeit in Gärung und eines Krieges im Dunkeln, das man in den ‚Rebellen' kennengelernt hat, mit Spannung entgegensehen." — Den Karl Peters-Roman von Balder Olden „Ich bin ich" empfiehlt Paul Steinborn (Berl. Tagebl. 595): den absonderlichen Menschen zeichne Olden in vollendeter Sprache und Haltung. — Clara Viebigs neuen Roman „Die goldenen Berge" rühmt Heino Schwarz (Hamb. Fremdenbl. 306): „Hell leuchtet es daher trotz alles Dunkels aus dem neuen Buche Clara Viebigs! Es ist — weist die sozial empfindende Dichterin auch ernst auf manchen Mißstand hin — nicht verneinend, sondern bejahend, es führt zu den Bergen, die unsere Reben reifen, zu den Menschen, die sie hegen und pflegen, lehrt Land und Leute erkennen und lieben!" — Von Heinrich Zerkaulens Erstlingsroman „Rautenkranz und Schwerter" sagt Herbert Scheffler (Oldenb. Nachr. 330): „Er ist eine schöne Leistung, dieser erste Roman Zerkaulens. Eine Leistung, die der Überfremdung des Büchermarkts besser entgegentritt als Klagen und Aufrufe. Ein gutes deutsches Buch, dem ein besserer Weihnachtsabsatz zu wünschen ist, als dem tausendundersten Boulevardroman.". — Eine große Dichtung voll Musik und Wohlklang nennt Karl Laux (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 121) Friedrich Schnacks Roman „Die Orgel des Himmels". — Eine Würdigung von R. von Tavels neuem Roman „Veterane-Zyt" leitet Hugo Marti (Bund, Bern 530) mit den Worten ein: „Ein neues Buch von Tavel — das bedeutet, abgesehen von allen Überraschungen, Nachdenklichkeiten und Tröstungen, immer eine Einladung in eine Gesellschaft, in der man sich gut unterhält und wo der Gwunder auf seine Rechnung kommt."

Zu Döblins „Das Ich über der Natur" bemerkt Werner Milch (Berl. Tagebl. 591): „Daß ein Mensch aus eigener Kraft und unter Umgehung jeglicher Schularbeit die gleichen Wege gehen muß, die die Fachwissenschaft geht, daß ein Mensch mit ganz originaler Kraft und Gewalt Wege findet, wie sie unsere großen Denker aus sich gefunden haben, daß einer mit eigenen Worten neu denkt, was immer noch ein gut Teil unseres besten philosophischen Gedankengutes ist, das ist ein so überwältigender Beweis für die Größe des Dichters und Denkers, daß sein ebenso begrifflich scharfes wie wahrhaft dichterisches Buch uns ein ganz großer und bedeutsamer Besitz sein muß." — Vgl. auch H. A. Wyß (N. Zür. Ztg. 2061). — Als Chronist seiner Zeit wird Hermann Bahr von Wilhelm Meridies gewürdigt (Germ., Werk 29). — Das neue Werk von Gustav Frenssen „Möwen und Mäuse" empfiehlt Karl Strecker (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 590) als Querschnitt durch das Denken und Fühlen eines bedeutenden Menschen. — Eine Studie über Gundolfs „Paracelsus" leitet Karl Wolfskehl mit den Zeilen ein (Münch. N. Nachr. 334): „Kein Bildnis ist dem außerordentlichen neuen Buch von Friedrich Gundolf ‚Paracelsus' (Verlag Georg Bondi, Berlin 1927, 135 S.) beigegeben, selten aber hat selbst Gundolf so deutlich, so unausweichlich Züge, Beziehungen, Abgrenzung einer Einzelgestalt zusammenzufassen gewußt. Obwohl die äußere Erscheinung des großen Begründers der Wirklichkeitswissenschaft, des großen Heilers und des großen Gläubigen nur gelegentlich seiner Ablehnung von Amtstracht und Würdenprunk gestreift wird, steht er doch vor uns in aller seiner Vollkraft, überreich an Mut, Hochmut und Demut, volksnah, entdeckerisch auf sich selber gestellt: ‚deutsch, neu und allein', so hat er sich selber genannt."

*

Zur ausländischen Literatur

Frank Harris' neues Shakespeare-Buch analysiert Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 52), über den „Strohmann" Shakespeare schreibt Hermann Bahr (Münch. N. Nachr. 332), seine Hamlet-Bearbeitung rechtfertigt Gerhart Hauptmann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 286). — Den englischen Dichter und Mystiker der Barockzeit Richard Crashaw charakterisiert Wilhelm Tholen (Germ., Ufer 48). — H. G. Wells „Erziehung zur Utopie" nimmt Bernhard Diebold zum Thema (Frankf. Ztg. 930 — 1 M.). — Ein Bild des Dichters Chesterton wird (Stuttg. N. Tagbl. 577) geboten. — Den Geschmack des englischen Lesers untersucht Lion Feuchtwanger (Berl. Tagebl. 568). — Sinclair Lewis zeichnet sein Selbstporträt (Frankf. Ztg. 930 — 1 M.), über Sinclair Lewis schreiben Arthur Feiler (Frankf. Ztg. 908 — 1 M.); Albert Ehrenstein (Berl. Tagebl. 598); Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 595); Dorothea Hofer-Dernburg (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 300). — Einen Aufsatz über Jack London bietet Friedrich Bartsch (Tag, Unt.-Rundsch. 307). — John Dos Passos'

neuen Roman „Manhattan Transfer" würdigt Max Krell (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 299). — Theodore Dreisers „Eine amerikanische Tragödie" bespricht Hans Sochaczewer (Berl. Tagebl. 571).

Henri Beyle als Commis schildert Rudolf Kayser (Bad. Pr., Lit. Umsch. 49, 50). — Den arbeitenden Balzac charakterisiert René Benjamin (N. Zür. Ztg. 2085). — Von einer Stunde bei Claudel erzählt F. A. Kramer (Köln. Volksztg. 909). — Einen Besuch bei Paul Géraldy schildert Peter Murr (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 295). — Eine Studie über Paul Valéry gibt Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 48 u. a. O.). — Georges Bernanos charakterisiert Eduard Schröder (Germ. 577). — Mit Felix Timmermans beschäftigt sich Georg Schäfer (Germ., Ufer 46). — Eingehende Studien über André Gides Roman „Die Falschmünzer" veröffentlichen Friedrich Sieburg (Frankf. Ztg. 946 — 1 M.); Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 50); Otto Heuschele (Stadtanz., Köln 608).

Über jungholländische Lyrik orientiert F. M. Huebner (Bad. Pr., Lit. Umsch. 52).

Über Grazia Deledda äußert sich W. M. Esser (Köln. Volksztg., Schritt 910). — Die Prosawerke Pirandellos würdigt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 2233).

An Björnson erinnert A. Damm (Barmer Ztg., Lit. Bl. 285). — Erinnerungen an Strindberg aus der Feder von Stanislaw Przybyszewski werden (Bad. Pr., Lit. Umsch. 48) wiedergegeben. — Über Hamsuns neuen Roman äußern sich Walter von Molo (Berl. Tagebl. 577); Hanns Johst (Münch. N. Nachr. 329 u. a. O.); Willy Pastor (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch., 590). — Das neue Werk von Sigrid Undset „Olav Audunssohn" würdigt Juliane von Stockhausen (N. Bad. Landesztg., Kunst 627).

Ein Bild von Nikolai Leßkow bietet Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 573). — Aus Gorkis Kinder- und Jugendjahren erzählt R. Grusdeff (Bad. Pr., Lit. Umsch. 51). — Begegnungen mit Fedor Sologub schildert Nikolaj Ocup (Prag. Pr. 337).

Von Begegnungen mit Stanislaw Przybyszewski erzählt Franz Servaes (Köln. Ztg., Lit. Bl. 782). — Mit Juljusz Kaden-Bandrowski macht Otto Forst de Battaglia bekannt (Berl. Tagebl. 596 u. Berl. Börs.-Cour. 588).

Prag in der deutschen Literatur der letzten dreißig Jahre nimmt Albert Komma zum Thema (Köln. Ztg., Kultursp. 774). — Über tschechische Literatur in Brünn gibt Arne Novák einen Überblick (Prag. Pr. 333). — Über F. X. Šaldas Beziehungen zur deutschen Literatur berichtet Otokar Fischer (Prag. Pr., Dichtung 52; vgl. auch Prag. Pr. 351). — Ebenda (340) wird geschildert „Wie Panait Istrati zur Literatur kam".

Die türkische Literatur nimmt Mehmed Nadji-Bey zum Thema (Berl. Tagebl. 617).

* * *

„Die repräsentative und die aktive Akademie" (Wilhelm von Scholz — Alfred Döblin) (Berl. Börs.-Cour. 603).

„Aus einem literarischen Tagebuch." Von Wilhelm von Scholz (Köln. Zeitung, Unterh. Bl. 772).

„Neue deutsche Lyrik." Von Julius Bab (Hannov. Kur. 596/97).

„Das deutsche Weihnachtsspiel." Von Richard Beitl (Germ., Ufer 47).

„Aus der Weihnachtsstube Wilhelm Raabes." Von Paul Bülow (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 300).

„Winckelmanns Ende." Von Friedrich Burschell (Berl. Börs.-Cour. 607).

„Kleine Warnung." Von Otto Flake (Stett. General-Anz., Buch, 18. Dez.).

„Literaturgeschichte." Ein Problem. Von Paul Friedrich (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 296).

„Das eigene Buch." Von J. Froberger (Köln. Volkszeitung, Unt.-Beil. 903).

„Geistige Not der Zeit." Von Otto Heuschele (Württ. Ztg. 282).

„Enthirnung der Lyrik." Von Heinrich Eduard Jacob (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 285).

„Persönliche Anmerkung zur Geschichte des Expressionismus. Von Hermann Kesser (Frankf. Ztg. 965 — 1 M.).

„Tierdichtung in alter und neuer Zeit." Von Otto Koenig (Arb.-Ztg., Wien 350).

„Der Roman der Gegenwart." Von Heinrich Lenz (Köln. Volksztg. 911).

„Das deutsche Märchen." Von Friedrich von der Leyen (Hannov. Kur. 602/03).

„Ein eidgenössisches Festspiel des 17. Jahrhunderts." Von E. Leupold (Bund, Bern, Kl. Bund 49/50).

„Eine soziologische Literaturgeschichte." Von Karl Leuthner (Arb.-Ztg., Wien 330).

„Alte Schweizer Poetenstücke." Von Tilly Lindner (Germ., Ufer 49).

„Das Muster eines politischen Romans (Arnold Zweig, ‚Sergeant Grischa')." Von Karl August Meissinger (Germ., Werk 30).

„Grenzmärkisches Schrifttum." Von Herybert Menzel (Generalanz., Landsberg, Ostmark 29).

„Amerikanische Tragödie." Von Georg Meyer (Bad. Pr., Lit. Umsch. 52).

„Junge Generation." Von Erich Mühsam (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 290).

„Die Literaturgeschichte unserer Zeit (Albert Soergel)." Von Börries Freiherr von Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg. 564).

„Die künftige Führung der Volksbühne." Von S. Nestriepke (Berl. Tagebl. 612).

„Spannung." Von Georg Freiherr von Ompteda (Weser-Ztg., Lit. Beil. 27).

„Genesis des Kunstwerks." Von Jakob Schaffner (N. Zür. Ztg. 2074).

„Spannungen in der katholischen Literaturkritik." Von Lothar H. Br. Schmidt (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 291).
„Deutschlands Eintritt in die Weltliteratur." Von Fritz Strich (Frankf. Ztg. 892 — 1 M.).
„Roman und Legende." Von W. E. Süskind (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 624).
„Die geistige Arbeit des Schriftstellers." Von Otto Wedbigen (Köln. Volksztg. 955).
„Vom Tunnel über der Spree." Von Fedor von Zobeltitz (Deutsche Allg. Ztg. 608).
„Zu der katholischen Literaturkrisis." Von einem bayerischen Bauernpfarrer (Köln. Volksztg. 921).

Echo der Zeitschriften

Nord und Süd. L, 8. (Berlin.) In seiner programmatischen Erklärung „Die intellektuelle Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich" sagt der preußische Kultusminister C. H. Becker:

„Was Deutsche und Franzosen zueinander zieht, ist nicht die Gleichheit, sondern die Verschiedenheit. Jeder ersehnt, was der andere besitzt. Der Krieg hat uns insofern näher gebracht, als jeder die Stärke, Eigen- und Andersartigkeit des Gegners hat achten, ja bewundern lernen. Wir Deutschen ringen um die Form, um den Stil, um die Gestaltgebung des Menschlichen, um die Gestaltwerdung des Göttlichen, um das Formprinzip in Werk und Gedanke. Das neue Frankreich sehnt sich nach dem Unbegrenzten und dem Absoluten, nach der Lockerung der Form. Eine Synthese muß und wird gefunden werden. Die führenden Geister beider Nationen werden sich zuerst verstehen. Sie sind auf dem besten Wege. Schwieriger liegt es bei der mittleren Bildungsschicht. In den akademischen Berufsständen beider Länder, nicht in der Führerschicht, aber in der Masse liegt die Hemmung, die sich innerpolitisch als Reaktion, außenpolitisch als Unversöhnlichkeit auswirkt. Die intellektuelle Zusammenarbeit ist also zunächst eine Frage des Weitblicks, der Einsicht, der geistigen Führung.

Sie ist aber weiter auch eine Frage des Alters. Eine grundsätzliche Neueinstellung zu dem ehemaligen Gegner erfordert eine nur den innerlich Jugendlichen mögliche Anpassungsfähigkeit an die Problemstellung des neuen Europas. Die intellektuelle Verständigung ist nicht eine Frage der Organisation, sondern der Generation. Sie ist endlich und hauptsächlich eine Frage der nationalen Erziehung. Was helfen die schönsten Versöhnungsgesten, wenn sie nur dazu dienen, Rache- oder Revanchegedanken zu verschleiern? Nicht aus Festen und den Salons, sondern aus den Massengräbern erwächst die Erkenntnis von Menschentum und Menschenwert, und damit zugleich der heilige Wille, der die Wiederkehr einer psychologischen Gesamtlage, wie sie zum Weltkrieg geführt hat, für alle Zeiten unmöglich macht."

Hochland. XXV, 3. (Kempten.) Als den Philosophen des Gottmenschentums und der Unionsidee behandelt Karl Pfleger Wladimir Solowjew:

„Gottmenschentum: Das ist eine für Solowjews Weltanschauung und Lebensarbeit derart wichtige Idee, ein für die von ihm inspirierte russische Metaphysik des Geistes derart zentraler Begriff, daß wir dabei verweilen müssen. Er selbst gesteht, daß seine Anschauung über die Bedeutung der grundlegenden christlichen Wahrheiten für das Leben, insbesondere über die Dreieinigkeit Gottes und das Gottmenschentum, ‚zu ungewöhnlich ist und, mit wenigen Worten ausgesprochen, nicht verständlich wäre'. Es scheint uns übrigens, daß man selbst die von ihm in den ‚Geistigen Grundlagen des Lebens' gegebene Zusammenfassung seiner religionsphilosophischen Ideen nur dann wirklich würdigen kann, wenn man vorher die ‚Zwölf Vorlesungen über das Gottmenschentum' gelesen hat. Dasselbe gilt von seiner genialen Moralphilosophie, der ‚Rechtfertigung des Guten', und überhaupt von allen ihm wichtigen Erkenntnissen und wesentlichen Gedanken. Die Idee des Gottmenschentums ist eben für ihn die erste und elementarste der geistigen Lebensgrundlagen. Er hat nicht bloß seine Theorien, sondern sein Leben darauf gebaut, und sein ganzes Schaffen verfolgt von da an bis zu den knapp vor seinem Tod (1900) beendeten ‚Drei Gesprächen' (deren Mittelpunkt der Antichrist ist) mit eiserner Konsequenz das Ziel, die Idee des Gottmenschentums dem öffentlichen Bewußtsein einzuhämmern. Sein literarisches Werk ist eine sinfonische Entfaltung dieses Leitmotivs von immer sich steigernder Wucht und Intensität. Welchen Inhalt und Sinn hat nun für Solowjew die Idee des Gottmenschentums?

Es handelt sich nicht bloß um eine christologische Frage, sondern auch um eine anthropologische. Es gilt, dem Menschen seinen wahren Platz im Kosmos, seiner Kultur die einzige, wahre, ewige Grundlage anzuweisen, und das ist die göttliche Wahrheit des Christentums. Das Unglück und die Sünde der modernen westlichen Kultur besteht darin, daß ihr die positive Grundlage und der absolute geistige Mittelpunkt fehlt. ‚An Stelle

eines absoluten Mittelpunkts haben wir geradeso viele relative und vorübergehende Lebens- und Bewußtseinszentren, wie wir verschiedene Bedürfnisse und Interessen, Geschmacksrichtungen, Neigungen, Meinungen und Ansichten haben.' Daher verliert sich im innern wie im äußeren Leben der Menschheit der letzte Rest von Einheit, Geschlossenheit und Eintracht. Und dies trotz der angestrengtesten neuzeitlichen Bemühungen, für die Menschheit ein einigendes und organisierendes Prinzip zu finden. Der Sozialismus ist nichts anderes als solch ein Organisationsversuch für den Bereich der praktischen Lebensinteressen, der Positivismus für das theoretische Gebiet der wissenschaftlichen Erkenntnis. Natürlich sind sie zum Scheitern verurteilt, weil sie gerade jenes absolute, allumfassende religiöse Prinzip ausschließen, das seiner Natur nach alle lebendigen Kräfte in Mensch und Menschenwelt zu einigen allein berufen und fähig ist. Die Zivilisation des Westens überhaupt ‚stellt einen vollständigen und folgerichtigen Abfall der natürlichen Menschenkräfte vom göttlichen Prinzip dar, ihre ausschließliche Selbstbehauptung und das Streben, auf diesen Kräften selbst das Gebäude einer allgemeinen Menschheitskultur zu errichten'. Aber gerade ihr Mißerfolg, prophezeit Solowjew, wird sie vor der definitiven Katastrophe der Vernichtung retten, indem er sie sehend und aufnahmebereit macht für das einzige und universale Weltheil: die Wahrheit des Gottmenschentums."

Deutsche Hochschulwarte. VII, 7. (Prag.) Aus Paul Winters Aufsatz über Ernst Lissauer geben wir die nachfolgenden Ausführungen wieder:

„Lissauer, der Tiefe des Geistes mit natürlicher Fülle verbinden will, schafft im Geist so wie die Natur in der Ewigkeit schafft. Es ist sein preußischer kategorischer Imperativ, der ihn streng, langsam und gesondert, ‚Lage auf Lage' schichten läßt — es ist die Kraftquelle des elementaren Menschen, die ihn in expulsiver Glut zu weltumfassender Gebärde hochtreibt. So schafft er im Geistigen wie die Natur schafft. Wie ein Strom, der mit kühler Gelassenheit Felsen wälzt, an der Erde schafft und Schicht auf Schicht absetzt, so den ordnenden Willen erfüllt; dann aber steil aufschließend geiserartig in kurzen, wuchtvollen Stößen, jäh aufeinander, ohne Ruhepause für verebbendes Abklingen in rauschenden Kaskaden sich ausgießt. Lissauer hat im ‚Psalm vom gedoppelten Gott' die Zwieseitigkeit seines menschlichen und künstlerischen Wesens selbst ausgesprochen. Oft, nicht selten, stört diese Zwieseitigkeit den künstlerischen Einklang. Es gibt ekstatische Gesänge in den Gedichten von Ernst Lissauer, da hetzt er sich hoch und bleibt doch nüchtern. Lissauers strenges und herbes Bewußtsein, der Damm seiner Persönlichkeit, machen ihm ein liedhaftes Ausquellen der Seele unmöglich. Er muß sich im Kampf erst hinaufarbeiten, gegen seinen Willen, gegen den Damm der Persönlichkeit. Dichtersein ist ein ständiges Ausfließen aus dem Ich in die Welt, aus der Welt zum Ich, ein lauter, ein leiser, ewiger Wechselwellensang des Lebens, in dem Schwimmer und Flut ein geheimnisvoll Eines sind. Wenn wir aber in seinen Gedichten dieses lesen:

> Von meinem Lampenschein bei Nacht
> War eine Amsel aufgewacht,
> Als ob der Morgen glühe.
>
> Indes mein Herz, nach Tage bang,
> Frohlockte, daß der Vogel sang,
> Und freute sich der Frühe.

dann empfinden wir das eigentlich als nicht lissauerisch. Denn gerade ‚der gedoppelte Gott' ist der Gott Ernst Lissauers, die jähe Glut und der aufgesparte Wille, das wache Bewußtsein und die stärkere Inbrunst. Darum ist alles, was uns als Gedicht und Werk durch den Staudamm seines Wesens geflossen kommt, sickerndes Gerinnsel oder elementare, über alle Ufer dahinbrausende, gischtende, flutende Gewalt."

Neue Schweizer Rundschau. XX, 12. (Zürich.) Dem Kritiker Kerr widmet Bernhard Diebold die Zeilen:

„Der Nichts-als-Kritiker ist Schwere. Der Künstler-Kritiker ist Leicht-Sinn! Zum Verständnis zitiere ich Schiller: Ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst. Sie nehmen ihn zwar nicht immer ernst, denn ‚edeln Friedrich', aber hat er diesmal nicht doch recht mit der ‚Heiterkeit?' Die Formen des Lebens suchen, die Substanz als Kehricht fallen lassen, den Abglanz der Wahrheit elektrisch andrehen, dann in der Helle tanzen. Was der Dichter noch dumpf in Ahnungen sagt, treibt der Kritiker ins Helle. Was der schlechte Autor stammelt, macht der Kritiker zur gratscharfen Erkenntnis. Wo der Autor Löcher baut, füllt sie der Kritiker als ‚Gegenschöpfer'. Wo des Autors Genius im Intellektuellen unzurechnungsfähig blödelt, wird der Kritiker zum ‚nicht unzurechnungsfähigen Dichter'. In dieser Arbeit des Für-andere-Dichtens, Für-andere-Denkens, in diesen Nach- und Aufdichtungen verfehlter Stücke, in diesen Kristallisationen aktelanger Meisterwerke, in der magischen Abkürzung des dichterischen Großverfahrens auf drei Spalten — da liegt Schöpferisches. Kerr sagt aber nicht erst: Schöpferische Kritik! sondern er reiht neben die Dichterkünste: Dramatik, Epik und Lyrik — die Kritik. Vom Formalen aus hat er sicher recht. Seine Abhandlungen sind Denkspiele von sublimster Artistik. Ob aber ‚Kritik als Kritik' im End-

zweck Kunst ist? — darüber laßt uns ein andermal streiten, wenn's nicht Geburtstag bimmelt von den Türmen. Das eine bleibt: wenn einer, so ist Kerr ein Künstler! Sprachschöpfer, der uns allen die Stimmbänder gelockert hat. Ein Winkelried gegen die Phalanx der Schreibe-Priester. Künstler in der ersten Reihe seiner Generation."

Die Neue Rundschau. XXXVIII, 12. (Berlin und Leipzig.) In Willy Haas' Geburtstagsgruß zu Kerrs 60. Geburtstag liest man:

„Kerr hat ein Stück reale Zukunft geschaffen, indem er sie dachte und sagte. Das ist vielleicht eine optische Täuschung: er hat niemals gedacht, ‚es' dachte in ihm. Die Zukunft gab ihm das Denken, sie gab ihm auch, sie zu wollen; so dachte er sie denn, so wollte er sie denn — und sie kam. Aber die Dialektik solcher Beziehungen dürfen wir nicht weitertreiben, wenn wir nicht die ganze Erörterung auf Dialektik stellen wollen. Wir sprechen von einem Menschen, dessen Umrisse wir festlegen, nicht verflüchtigen wollen. Sein Denken ist eine Art von historischem Hier und Dort zugleich, von gleitendem Vorwegnehmen, von synthetischer Geschichtschreibung in die Zukunft (das Gegenteil des Historikers, des rückwärtsgewendeten Propheten), wie es nur einmal in der uns bekannten Literatur vorkommt; aber es ist sein Denken, es gehört ihm, Punktum. Folglich hat er ein Stück Zukunft geschaffen, indem er es dachte: Müller 4. Das ist sein Aktivismus.

Diese aktive Seite muß eingerechnet werden. Wir haben immerfort von einer Übergangszeit gesprochen, die ‚war', von einem Alfred Kerr, der ‚schrieb'. Aber er schreibt ja noch, wie eh' und je. Und die ‚Übergangszeit' — ist sie vorbei? Gibt es überhaupt andere Zeiten als ‚Übergangszeiten'?

Das werden die jeweiligen Stationsvorsteher der jeweils aktuellen Endstation uns nicht einreden. Die Strecke geht weiter. Die Fahrt geht weiter. Kerr hat oft nebenher auch das Amt eines Stationsvorstehers bekleidet, man hört hie und da die Meinung (meist von jungen Dichtern, die er schlecht kritisiert hat), er bekleide sie heute nicht. Es ist höchst gleichgültig. Er ist seinem eigentlichen Lebensberuf nach gar kein Stationsvorsteher, sondern ein Lokomotivheizer, und zwar in einem Bahnbetrieb, in welchem der Lokomotivheizer mit dem Lokomotivführer identifiziert werden muß."

Der Neue Weg. LVI, 23. (Berlin.) Viktor Barnowsky erzählt von seiner ersten Erfahrung als Regisseur mit Agnes Sorma:

„Agnes Sorma, die berühmte, die größte Schauspielerin Deutschlands unter dem Regiewillen des kaum beschriebenen Blättchens V. B. Mir wurde wirklich selbst bange vor den Geistern, die ich gerufen hatte. Aber es gab kein Zurück mehr, und so begannen die Proben zu Hebbels ‚Maria Magdalena'. Die Sorma trat auf, aber noch bevor sie den Mund geöffnet hatte, ging ich auf sie zu und bat sie, den Auftritt zu ändern. Nie und nimmer werde ich den Blick vergessen, der darauf mein Auge traf. Und mit einer unnachahmlichen Geste, die ungefähr bedeutete: ‚Kindchen, das mache ich schon, bemühen Sie sich nicht', setzte sie in nicht mißzuverstehender Weise die Probe fort. Mein erster Gedanke war: Die Auguren hatten recht. Mein zweiter: Wenn sich das noch einmal wiederholt, weiß es am Nachmittag die große und die kleine Theaterwelt Berlins, und du riskierst das bißchen schwer genug errungene Vertrauen des eigenen Personals. Mein Gegenzug erfolgte; ich ging zum Angriff über, zum unsichtbaren und passiven allerdings. Denn von nun ab kümmerte ich mich nicht im geringsten mehr um die göttliche Agnes, d. h. ich blieb freundlich, ergeben und dankbar, zur Sache selbst aber sprach ich kein Wort mit ihr. Um so mehr allerdings und um so eindringlicher mit den anderen Darstellern. Wenn man das noch sprechen nennen kann. Es gibt Leute, die nannten es ein Geraufe, aber schön war es, es trieb Blut und Geist in die Fieberkurve und legte sonst gebundene Kräfte frei. Zwei Tage später nach der Probe berief mich die Göttliche zu einer Unterredung in mein Bureau. Mit verschränkten Armen und unergründlich blitzenden Augen, mit vor Ungeduld zuckenden Lippen pflanzte sie sich vor mir auf und sagte: ‚Sagen Sie mal, was denken Sie sich eigentlich? Warum sprechen Sie nicht mit mir? Warum sagen Sie mir nichts?' — ‚Ich dachte, gnädige Frau, es wäre Ihnen unangenehm', kam prompt die Antwort von mir zurück. ‚Quatsch', sagte Agnes, die Göttliche, darauf, ‚Sie können doch was, das habe ich gemerkt, und mit Menschen, die etwas können, bin ich noch immer gut ausgekommen.'

Von diesem Augenblick an begann zwischen Agnes Sorma und mir eine Zusammenarbeit, wie ich sie mir schöner, glücklicher und erfolgreicher kaum vorstellen kann. Einmal, auf einer Lustspielprobe, hatten wir beide das Gefühl, daß von unseren improvisierten Einfällen vielleicht ein neues Lustspielchen hätte leben können. Aber meine Einfälle lebten wiederum wahrscheinlich auch nur von dem Fluidum der ungewöhnlichen Frau."

* * *

„Sechshundert Jahre nach dem Tode Meister Eckeharts." Von Alfred Ehrentreich (Die Tat XIX, 10. Jena).

„Goethes erste Brockenbesteigung vor 150 Jahren." Von Günther Deneke (Das Inselschiff IX, 1. Leipzig).

„Zur Lebensidee Goethes." Von Martin Kaubisch (Die Tat XIX, 9. Jena).

„Chamberlains Goethe." Von Franz Koch (Deutsches Volkstum IX, 12. Hamburg).

„Goethes Führung." Von Eilhard Erich Pauls (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 12. Frankfurt a. M.).

„Goethes studentische Sendung." Von Karl Hans Strobl (Der getreue Eckart V, 3. Wien).

„Hölderlin, Sänger des Volkes." Von Wilhelm Michel (Masken XXI, 6. Düsseldorf).

„Hölderlins Ode Chiron." Von Bernhard Rang (Der Kunstwart XLI, 4. München).

„Romantischer Konservativismus: ‚Novalis'." Von Benno von Wiese (Neue Schweizer Rundschau XX, 12. Zürich).

„Die Tragik in Kleists Leben und Dichten." Von Heinrich Meyer-Benfey (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 6. Leipzig).

„Kleist und das Ausland." Von Walter Heynen (Masken XXI, 6. Düsseldorf).

„Aus Varnhagens österreichischer Soldatenzeit." Von Erwin Stranik (Freie Welt 8, 178. Reichenberg).

„Ferdinand Raimund." Von Max Lederer (Radio IV, 13. Wien).

„Grabbes Stellung in der deutschen Dichtung." Von Eberhard Moes (Mannheimer Theater- und Verkehrs-Zeitung, 1927/28. Nr. 16. Mannheim).

„Wilhelm Hauff als Journalist." Von Otto Dresemann (Deutsche Presse XVII, 50. Berlin).

„Die Sturm- und Drangperiode. Ein Abschnitt aus Vorträgen über neuere deutsche Poesie von Friedrich Theodor Vischer. Mitgeteilt von Robert Vischer (Deutsche Rundschau LIV, 3. Berlin).

„Bedenkliches vom alten Gerichtsrat Storm." Von Kurt Matthies (Deutsches Volkstum IX, 12. Hamburg).

„Neue Stormbriefe." Von Wilhelm-Ernst Tornette (Die Bücherschale 1927, 3. Berlin-Lichtenrade).

„Auf Scheffels Spuren." Von Bogdan Krieger (Deutsche Monatshefte 1927, 10. Berlin).

„Briefe Herman Grimms an Hedwig Olfers." Herausgegeben von Margarete von Olfers (Velhagen & Klasings Monatshefte XLII, 5. Berlin).

„Der Christ in Nietzsche." Von Paul Schulze-Berghof (Der Türmer XXX, 3. Stuttgart).

„Studiosus Löns." Von Thomas Hübbe (Fortunatus 1927/28, 8. Lahr, Baden).

„Reinhard Johannes Sorges Weg." Von Friedrich Fuchs (Hochland XXV, 3. München).

„Erinnerung an Siegfried Jacobsohn." Von Siegfried Trebitsch (Die Literarische Welt III, 48. Berlin).

„Gedenken an Siegfried Jacobsohn." Von Kurt Tucholsky (Die Weltbühne XXIII, 48. Berlin).

„Der Kritiker S. J." Von Harry Kahn (ebenda).

„Rainer Maria Rilke." Von Hans Hajek (Deutsches Volkstum IX, 12. Hamburg).

„Rainer Maria Rilke und die Rosen." Von Elisabeth von Schmidt-Pauli (Die Horen IV, 3. Berlin-Grunewald).

„Die Wirklichkeit des Menschen in Rilkes letzten Dichtungen." Von Justus Schwarz (Die Kreatur II, 2. Berlin).

„Rilke an Rodin." (Das Inselschiff IX, 1. Leipzig.)

„In memoriam Hugo Ball." Von Friedrich Fuchs (Hochland XXV, 3. München).

„Maximilian Harden." Von Samuel Saenger (Die Neue Rundschau XXXVIII, 12. Berlin).

„Alfred Klaar. † 4. Nov. 27." Von Friedrich Adler (Deutsche Hochschulwarte VII, 7. Prag).

„An der Bahre Alfred Klaars." Von Alois Brandl (Österreich-Deutschland IV, 12. Berlin).

„Gustav Schiefler und die Literatur." Von Hans W. Fischer (Der Kreis IV, 12. Hamburg).

„Johanna Wolff zu ihrem 70. Geburtstag am 30. Januar 1928." Von Gerhard Hellmers (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 9. Oliva).

„Leopold Weber." Von Carl Meißner (Deutsches Volkstum IX, 12. Hamburg).

„Gerhart Hauptmann." Von Irmgard Tanneberger (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 100).

„Hauptmanns Hamlet-Bearbeitung." Von Erich Franzen (Die Literarische Welt III, 51/52. Berlin).

„Kolbenheyers Feldzug wider das Ich." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum IX, 12. Hamburg).

„Ludwig Fahrenkrog als Künder deutscher Wesensart." Von Kurt Engelbrecht (Deutsche Monatshefte 1927, 10. Berlin).

„Paul Steinmüller." Von Ernst Ludwig Schellenberg (Der Türmer XXX, 3. Stuttgart).

„Stefan George." Von Will Scheller (Reclams Universum XLIV, 11. Leipzig).

„George und Rilke." Von Walter Heinsius (Der Kreis IV, 12. Hamburg).

„Rudolf G. Binding. Zu seinem 60. Geburtstage." Von Paul Winter (Deutsche Hochschulwarte VII, 3. Prag).

„Für Alfred Kerr." Von Eduard Korrodi (Neue Schweizer Rundschau XX, 12. Zürich).

„Alfred Kerr." Von Max Rychner (ebenda).

„Zu Kerrs 60. Geburtstag." Von Robert Musil (Die Literarische Welt III, 51/52. Berlin).

„Alfred Döblin." Von Max Pulver (Der Lesezirkel XV, 3. Zürich).

„Arzt und Dichter." Von Alfred Döblin (ebenda).

„Kleine Nachtischrede an Heinrich Mann." Von Walter Mehring (Das Tagebuch VIII, 53. Berlin).

„Felix Salten." Von Eduard Buschbeck (Radio IV, 11. Wien).

„Felix Braun." Von Adolf von Grolman (Die schöne Literatur XXVIII, 12. Leipzig).

„J. E. Poritzky." Von Hugo Wolfgang Philipp (Die Bücherschale 1927, 3. Berlin-Lichtenrade).

„Rudolf Heubner." Von Heinrich Zerkaulen (ebenda).

„Die Legende vom Herrn [Von Walter von Molo]." Von Ernst Lemke (Die Christliche Welt XLI, 23. Gotha).

„‚Die Eingeengten' von Franz Herwig und ‚Das Grimmingtor' von Paula Grogger (Stimmen der Zeit LVIII, 3. Freiburg i. Br.).

„Franz Werfel." Eine Würdigung. Von Anna Jacobson (The Journal of English and Germanic Philology XXVI, 3. Urbana, Ill., U. S. A.).

„Der Streit um den Sergeanten Grischa [Arnold Zweig]." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXIII, 50. Berlin).

„Alfred Neumann." Autobiographische Skizze. (Zeitschrift des Sortimenters 1927, Dezember. Mainz).

„Hanns Johst." Von Marianne Thalmann (Radio IV, 10. Wien).

„Frank Thieß." Von Oskar Maurus Fontana (Das Tagebuch VIII, 51. Berlin).

„Karl Röttgers neue Dichtungen." Von Will Hermanns (Die Christliche Welt XLI, 24. Gotha).

„Ein Dichter der deutschen Seele [Zdenko von Kraft]." Von Elly Weberѕ (Der getreue Eckart V, 3. Wien).

„Werner Jansen. Ein deutscher Schatzgräber und Dichter." Von Richard Sexau (Westermanns Monatshefte LXXII, 856. Braunschweig).
„Über Friedrich Eisenlohrs Roman ‚Das gläserne Netz'." Von Martin Bormann (Die Horen IV, 3. Berlin-Grunewald).
„Friedells ‚Kulturgeschichte'." Von Alfred Döblin (Die Weltbühne XXIII, 52. Berlin).
„Theodor Haecker." Von Matthias Laros (Literarischer Handweiser LXIV, 3. Freiburg i. B.).
„Der Lyriker Rudolf Kapri." Von Theodor Riegler (Österreichische Monatshefte „Der Fährmann" IV, November. Wien).

* * *

„Der Ulysses des James Joyce." Von Otto Zarek (Das Tagebuch VIII, 49. Berlin).
„Ulysses: Sub specie aeternitatis [James Joyce]." Von Iwan Goll (Die Weltbühne XXIII, 52. Berlin).
„Martin Eden" [Von Jack London]. Von Manfred Georg (ebenda).
„Der Deutsche im englischen Spiegel." Von Rudolf Imelmann (Zeitschrift für Deutschkunde XLI, 12. Leipzig).
„Der amerikanische Anti-Demokrat H. L. Mencken." Von Friedrich Schönemann (Deutsche Rundschau LIV, 3. Berlin).
„Der Amerikanismus in deutscher Auffassung." Von Friedrich Schönemann (Literarischer Handweiser LXIV, 3. Freiburg i. B.).
„Mit George Duhamel." Von Frantz Clément (Das Tagebuch VIII, 49. Berlin).
„Abendländischer Geist in Frankreich." Von Hermann Platz (Abendland III, 2. Köln).
„Charakterzüge der französischen Lyrik." Von Victor Klemperer (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung III, 6. Leipzig).
„René de Clercq." Von Franz Fromme (Deutsche Blätter 1927, 4. Rendsburg).
„Miguel de Unamuno." Von Ludwig Marcuse (Das Tagebuch VIII, 50. Berlin).
„Hans E. Kinck: Hermann Ek." Von Hans Schimmelpfeng (Die Christliche Welt XLI, 23. Gotha).
„Sigrid Undset." Von Juliane von Stockhausen (Blätter für Kunst und Schrifttum I, 3. Leoben).
„Katholisches Germanentum zu Sigrid Undsets historischen Romanen." Von Franz Michel Willam (Hochland XXV, 3. München).
„Erinnerungen an Strindberg." Aus den Memoiren Przybyschewskis (Die Literarische Welt III, 49. Berlin).
„August Strindbergs Weihnachtsbaum 1893." Von Frida Strindberg (Deutsche Rundschau LIV, 3. Berlin).
„Von der heutigen Dichtung in Holland und Flandern." Von F. Markus Huebner (Hellweg VII, 22. Essen).
„Zum Tode des polnischen Dichters Stanislav Przybyschewski." (Die Literarische Welt III, 49. Berlin.)

* * *

„Hörspiele." Von Rudolf Arnheim (Die Weltbühne XXIII, 51. Berlin).
„Neue Formen dramatischer Kunst." Von E. K. Fischer (Der Kunstwart XLI, 3. München).
„Humor im Weihnachtsspiel." Von Hans Heckel (Der Bühnenvolksbund III, 4. Berlin).
„Das moderne Lustspiel der Franzosen." Von Walther Landgrebe (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 108).
„Das weltlose Drama." Von Wilhelm Michel (Der Kunstwart XLI, 4. München).
„Lustspielhumor." Von Helene Richter (Radio IV, 12. Wien).

* * *

„Die Erziehung zum Schriftsteller." Von Sherwood Anderson (Die Literarische Welt III, 51/52. Berlin).
„Die klassische Utopie." Von Ludwig von Bertalanffy (Preußische Jahrbücher CCX, 3. Berlin).
„Das erfolgreiche Buch." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXVIII, 12. Leipzig).
„Die deutsche Dichtung der Gegenwart." Von Hanns Martin Elster (Österreichische Monatshefte „Der Fährmann" IV, November. Wien).
„Dichtermütter." Von Hanns Martin Elster (ebenda, Dezember).
„Vom dramatischen Kern der Volkssage." Von Theodor Erlacher (Die Blätter für Laien- und Jugendspieler IV, 1. Berlin).
„Das ästhetische Problem." Von Karl Federn (Preußische Jahrbücher CCXI, 1. Berlin).
„Von der zeitlichen Aufgabe des Romans und der Novelle." Von Hans Grimm (Deutsches Volkstum X, 1. Hamburg).
„Über den neuen historischen Roman." Von Eduard Gudenrath (Markwart III, 9. Hannover).
„Dilettantismus." Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum IX, 12. Hamburg).
„Erlebnis mit Gedichten." Von Rudolf Jardon (Die Tat XIX, 9. Jena).
„Angewandte Dichtung." Von J. M. Huebner (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 97).
„Graz und sein Roman." Von Hermann Kienzl (Österreich-Deutschland IV, 12. Berlin).
„Die Anfänge der deutschen Bewegung." Von Heinz Kindermann (Zeitschrift für deutsche Bildung III, 12. Frankfurt a. M.).
„Theaterkritik als Kunstwissenschaft." Von Walther Landgrebe (Baden-Badener Bühnenblatt VII, 102).
„Die Botschaft der Bruderliebe in jüngerer deutscher Lyrik." Von Helene Lingelbach (Zeitschrift für Deutsche Bildung III, 12. Frankfurt a. M.).
„Ortsnamen in neuerer deutscher Lyrik." Zur Geschichte eines technischen Mittels. Von Albert Ludwig (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen, Bd. 152, 1/2 u. 3/4. Braunschweig).
„Protest gegen ein Preisausschreiben." Von Karl Heinz Martin (Das Tagebuch VIII, 53. Berlin).
„Freiheit der Kunst." Mit einem Brief Walter von Molos an Hanns Martin Elster (Die Horen IV, 3. Berlin-Grunewald).
„Was blieb?" Von Friedrich Muckermann S. J. (Das Tagebuch VIII, 51. Berlin).
„Altgermanische und frühdeutsche Dichtung (bis 1150)." Von H. Naumann (Zeitschr. f. Deutschkunde XLI, 12. Leipzig).
„Übersetzer und Philologen." Von Rudolf Pannwitz (Die Horen IV, 3. Berlin-Grunewald).
„Dichtung und Aktualität." Von Erwin H. Rainalter (Radio IV, 11. Wien).
„Das deutsche Rokoko in der zeitgenössischen Dichtung." Von Friedrich Rosenthal (ebenda 14).
„Deutsche Mystik." Von Friedrich Schulze-Maizier (Das Inselschiff IX, 1. Leipzig).
„Umfrage bei den besten Autoren über das beste Buch des Jahres" (Das Tagebuch VIII, 49. Berlin).

Echo der Bühnen

Frankfurt a. M.

1.

„Erotik." Komödie in drei Akten. Von Alexander Lernet-Holenia. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus: 23. Dezember 1927.)

Lernet-Holenia beweist mit seinen Possen die Nichtigkeit der menschlichen Rede selbst im wichtigsten Geschehnis. Es ist ein aller sonstigen Dramatik widerstrebendes Prinzip, da jeder Autor seine Leute ja immer das Klügste und Folgerichtigste des eigenen Denkerhirnes reden läßt. Vielleicht macht diese künstlich kultivierte Logik ein gut Teil des im schlimmen Sinne „Literarischen" aus. Lernet-Holenia exzediert also ins Gegenteil und vertreibt aus literarischer Spitzfindigkeit gerade das Literarische aus seinen Dialogen. Die Reden flattern aneinander vorbei; die bedeutsamsten Aufklärungen müssen auf Umwegen erschlichen werden; in der heikelsten Situation werden statt praktischer Ratschläge Sentenzen deklamiert. Den Zusammenhang des Ganzen bildet weniger die Rede als die krasse Handlung der Vorgänge. Der Handlungseinfall ist also Kern und Herz in solchem Drama. Wenn wir nun in „Erotik" diese Spielidee entbehren müssen, wenn alle Aktion aus Lernets „Ollapotrida" und fast alle Satire aus der „Österreichischen Komödie" entlehnt und kopiert ist, so bleibt als Neues nicht viel mehr als ein Ephemeridenschwarm von guten Witzen über Erotik. Erotik ist unter diesen verflirteten österreichischen Herrschaften auch selber nicht viel mehr als das Geschwätz darüber. Wenn Baron Clemens in zwei auf einer Ottomane sich küssenden Damen bereits einen lesbischen Exzeß zu erblicken glaubt und in seiner prüden Anlage die Nachricht von dem Unaussprechlichen dem Gatten und dem Bräutigam der Damen in derart mißverständlichen Formen hinterbringt, daß die Herren auf ganz normal vollzogene Ehebrüche schließen müssen und dementsprechende Verwicklungen beschwören — so ist das erste Mißverständnis für die hundert folgenden Wortverdrehungen und Irrungen gegeben. Aber das Motiv befeuert kaum einen vollen Akt, geschweige einen zweiten oder dritten. Dieser dritte ist ein sinnloses Anhängsel, das offenbar nur zur Abendfüllung dient. Barbetrieb mit Tänzerinnen und Saxophon sollen uns für diese Nichtigkeit freundlich stimmen. Aber während die gewollten Nichtigkeiten des ersten Akts uns mit dichterischer Absicht lachen lassen, erzeugt das Witz-Gerede zum Schluß nur Langeweile. Auch von den schönsten Hors d'œuvre-Platten läßt sich nicht auf die Dauer leben. Lernet-Holenia muß für seine nächste Komödie zuerst die Melodie und erst nachher die Begleitung einfallen.

2.

„Bayrische Königstragödie." 13 Bilder. Von Friedrich Lichtnecker. (Uraufführung im Frankfurter Neuen Theater am 10. Dezember 1927.)

Die Bilderfolge einer mehr biographischen als dramatischen Konstruktion. Es ist Ludwig II., der in doppelter Bewertung gezeigt wird. Als Mensch edel, genialisch und tragisch. Als König romantisch, zeitfern, egozentrisch bis zum Wahnsinn. Der Absolutismus Louis XIV. ist sein Glaubensbekenntnis; auch Ludwig fühlt sich als Sonnenkönig. In diesem Zenit bestätigt er seine Würde. Diese Würde des Königs fühlt er befleckt durch die Sexualität des Animals Mensch. Daß es Homosexualität ist, verstärkt die Unnatürlichkeit der Situation. Die tragische Formel lautet: König ist ein Mensch, dem es seine Würde verbietet, Mensch zu sein. Krampfhaft hält sich Ludwig an die Insignien des Königtums; sitzt auf dem Thron und erwartet den Nachfolger. Wird in die Irrenzelle abgeführt; endet im Starnberger See. Der Aufstieg der Handlung hat geistige Problematik; Kritik und Satire durchwittern die Szenenluft. Ein Familienrat der Wittelsbacher ist mit sachlicher Ironie geladen. Sachliche Ironie! Denn nicht eine karikaturistische Behandlung der bayrischen Prinzen, sondern die Zusammenstellung der Tatsachen ergibt die Groteske. Der Autor trägt nicht zuviel auf; das ist sein Verdienst. Aber er hält die Parallele von Satire und ernsthafter Psychologie nicht durch. Die Romantik wird in der zweiten Hälfte der Bilderfolge stärker; das ästhetische Bild überdeckt das satirische. Ist es das Mitleid des Autors mit seinem Geschöpf? Ist es, daß die poetische Romantik ihn selber berauschte? Jedenfalls schwankt der Stil. Aber die theatralisch gelungene Konstellation des großen Einzelpersonals von Männern des Hofes, der Regierung, der Ärzte und Lakaien um die Königsfigur, ergibt ein interessantes Schachspiel, das allerdings am Schluß der geistigen Spannung entbehrt. Bernhard Diebold

Dresden

1.

„Die Eselsklippen." Komödie in 5 Akten. Von Hans Alfred Kihn. (Uraufführung in der Komödie am 5. Dezember 1927.)

Mit seiner Komödie „Meiseken" hatte Hans Alfred Kihn aufhorchen lassen. Erdgeruch und die unerbittlich herbe

Zeichnung seiner Gestalten zeigten hier Anläufe zum Volksstück. Die dilettantische Führung der Szenen in der Komödie „Eselsklippen", die unplastische Zeichnung der Charaktere, die ohne jeden inneren Humor ist, die unverblümte Derbheit in Linienführung und Sprache, die nach Tendenz wittert und das Geschehen nicht aus der Verbundenheit der Charaktere entwickelt, richten das Stück. Der Titel „Komödie" ist mißbraucht worden. Auch nicht der leiseste Anlauf zur Vermenschlichung ist vorhanden. Üble Wortnaturalistik und Kolportage. Die Bevölkerung eines ganzen Heimatstrichs ist als Lumpenpack hingestellt. Ausgerechnet Wilhelm Raabes Heimat zwischen Harz und Weser. Das Peinlichste von allem: man weiß, ehe seine Personen derb und schmierig um die Sache herumreden, schon besser über das Geschehen Bescheid. Es bleibt der sensationelle lüsterne Zeiteffekt um Schnaps, Spiel und Weiber. Abstoßend die Verherrlichung des ungebändigten sexuellen Triebes, widerlich diese in Traktätchen verabreichten Einzelgifte zur Volkserniedrigung.

Das Geschehen ist übelster Hintertreppenroman. Ein verkommenes Gemeindekind, eine Kellnerin der verrufensten Animierkneipe der Großstadt, wird als angebliche Gräfin mit ihrem Grafensproß auf ihr Heimatdorf losgelassen und flüchtet schließlich in die Arme eines Dorf-Don-Juans, eines Alimenten-Rekordbrechers, den seine acht Dorfschönen mit Mistgabeln und Dreschflegeln auf der Bühne bedrohen. Respekt vor solchen Fruchtbarkeitsbeweisen eines Dorf-Casanovas, aber die Versinnlichung des Lasters um Weib und Schnaps der verlotterten Dörfler ist auf der Schaubühne eine Geschmacksverirrung.

2.

„Die kleine Komödie." Drei Aufzüge. Von Siegfried Geyer. (Uraufführung in der Komödie am 27. Dezember 1927.)

Bei dem Übergewicht französischer und englischer Lustspiele auf deutscher Bühne begrüßt man dieses brauchbare deutsche Lustspiel, das immerhin einige Anläufe zur Komödie aufweist. Die Sehnsucht nach einem Zeitlustspiel wird auch hier nicht erfüllt. Ein gutes Rollenlustspiel mit einem zwar alten, aber wirksamen Motiv: Dienstpersonal und Herrschaft tauschen die Rollen. Man könnte die nach einem galanten Abenteuer hungernden Hauptpersonen in Rokokokostüme kleiden und hätte ein nach allen Regeln der Kunst gezimmertes Schäferspiel. Inhaltlich etwas mager, weltfern, aber witzig, von satirischen Streiflichtern auf die Gesellschaft erfüllt und von guter Situationskomik. Und doch reicht die hübsche Idee in ihrer Untermalung nicht für drei Akte aus. Ein Schulbeispiel für einen gestreckten Bühnenwitz, dessen Pointe im dritten Akt stumpf wird. So köstlich auch die beiden ersten Akte unterhalten, man wird des überspielten Motivs müde. In den ersten Akten voll feiner Spannungen, wie die Korrektheit der Gesellschaftsformen und die Ungebundenheit des Gefühls der Bediensteten aufeinanderplatzen und sich wieder eine behagliche Stimmung über dem Sturm der Entgleisenden breitet. Man spürt die Freude an den vertauschten Lebensrollen und erlebt über der Blasiertheit der Gesellschaft und der Kleinheit und Enge der sich aufbäumenden Dienenden doch das versöhnende Lächeln dieses modernen Rokoko.

Johannes Reichelt

Godesberg

„Jakobe von Baden." Trauerspiel. Von Eduard Reinacher. (Uraufführung in der Schauspielbühne Godesberg am 30. November 1927.)

Ein historischer, freilich eigenwillig ergänzter Stoff ist hier äußerlich zu einem privaten Kammerspiel und innerlich zu einem dramatischen „Mythos" der Seelen geformt; nur eine wirkliche „Dichtung" bringt dies fertig.

Drei Personen stehen im Zauberkreis der Reinacherschen Dichtung: die gefangene Jakobe, ihr ehemaliger, totgeglaubter Geliebter, ihr schwachsinniger Gatte. Im Herzen Jakobes und um Jakobe geht der Kampf vor sich; Jakobes Mund sehnt sich der Freiheit entgegen — aber das Mütterliche ihres Wesens liegt wie ein Senkblei im Herzen; der Geliebte, der Manderscheider Hans Philipp, umdrängt Jakobe und wirbt um ihre Flucht, aber der wahnsinnige Jülicher Herzog Johann Wilhelm bettelt um ihr Bleiben, und sein Betteln rührt tiefere Dinge in Jakobe an als das Werben des Befreiers. Es wächst die reine, selbstlose Liebeskraft der schönen, edlen Herzogin im Kampf der Kräfte rechts und links zu einem wunderbaren Strahlen auf. Und so mächtig und rein ist die Leuchtkraft der leiblich-seelischen Schönheit Jakobes, daß sie auch noch den Geliebten, den Entführer, mit hineinzieht in ihr Schwärmertum selbstloser Hingabe. „Die Stunde blüht und treibt Blumen" —: Die Gefängniszelle ist wunderbar von „Ewigkeits"-Geist durchweht, die Worte werden transparent für ein „ewiges Leben", wie es sonst nur in der Erlösung nach dem Tode gedacht werden kann. Und siehe da: schon ist auch der Tod, der Vollender, der Gottesbote, da und mäht die reife Herzensfrucht. Licht weht über die Bühne und taucht die Menschenleiber in Verklärung ein.

Reinachers Drama ruht — etwa wie ein Drama Claudels — ganz in der dramatischen Dynamik der Sprache, und die Sprache, schwer von menschlichem

Gehalt, wesentlich bis in jedes einzelne Wort hinein, ist angelegt aufs tief Innerliche, fast „Legendäre". Die Schauspieler müssen menschlich der großen Forderung gewachsen sein, ganz naiv und mit dem Herzton ehrlicher Ergriffenheit den seelischen Aufflug vom Selbstischen zur selbstlosen Liebe schwer und gewichtig darzusprechen. Martin Rockenbach

schaftlichkeit eines Dichters, der nicht lediglich ein Zerrbild von Zeitzuständen geben will, sondern bemüht ist, positiv aufzubauen, indem er zeigt, wie die lebendige Verwirklichung aller kulturtragenden neuen Gedanken von der menschlichen Persönlichkeit abhängt, die berufen ist, sie in die praktische Tat umzusetzen. Theo A. Sprüngli

Koblenz

„Freiheit wider Willen." Komödie. Von Heinrich Lilienfein. (Uraufführung am Stadttheater am 15. November 1927.)

Seelische Erfassung von Problemen, die uns heute bewegen, und ihre künstlerisch vertiefte Gestaltung kennzeichnen alle epischen und dramatischen Werke Heinrich Lilienfeins. Im Ringen mit solchen Problemen gelangte er zu der Erkenntnis, daß brennende Gegenwartsfragen, die unserem Empfinden für kühl-sachliche Auseinandersetzung gegenständlich noch zu nahe sind, wesentliche Lösungsmöglichkeiten im befreienden Lächeln tragen. Solches Lächeln leuchtet denn auch über „Freiheit wider Willen", mit der sich Lilienfein zum erstenmal auf das Gebiet der politischen Komödie begeben hat. Die Handlung spielt zur Zeit der französischen Revolution in einem kleinen deutschen Fürstentum. Ein junger, aufgeklärter Herrscher möchte der Freiheit eine Gasse bahnen und erklärt sein Ländchen zur Republik. Aber die nur auf persönlichen Vorteil bedachten, zu demokratischer Selbstregierung unfähigen Volksführer vermögen das ideale Werk nicht zu vollenden. Betrügerische Reaktionäre siegen. Der Fürst, als einzig im höheren Sinne freier Mensch, zieht in die Welt, ein „Bürger derer, welche kommen werden". — Lilienfein bejaht ohne Umschweife aufwärts gerichtete Entwicklungsmöglichkeiten der Revolution. Aber er wendet sich — ohne tendenziöse Einseitigkeit — scharf gegen die — uns nur zu wohlbekannten — verspießbürgerlichten Scheinrepublikaner, deren geistige Beschränktheit, die nur phrasenhafte Schlagworte kennt, einen reinen und großen Gedanken zum Possenspiel und zur Hemmung für wahren Fortschritt macht. — Unschwer erkennt man in den Menschen um die Wende des 18. Jahrhunderts die deutschen „Revolutionäre" von heute, unschwer auch die übrigen Beziehungen des dramatischen Geschehens zu unserem politischen Leben. — Spannungsgeladene Zusammenfassung der Ereignisse, die ein sprachlich meisterhafter Dialog trägt, geht mit köstlicher Schilderung der politischen Atmosphäre Hand in Hand. Suggestiv und über die direkte Eindruckskraft einiger Aufführungsstunden hinaus, glüht die Leiden-

München

„Zwischen Indien und Amerika." (Ohne Schwerpunkt.) Eine Komödie in 3 Akten. (Vier Bildern.) Von Ferdinand Lion. (Uraufführung durch die „Junge Bühne" im Schauspielhaus am 8. Dezember 1927.)

Es wurde viel gelacht in dieser Nachtvorstellung. Ohne Bitterkeit. Zuweilen kamen die Leute aus dem Lachen gar nicht heraus. Man begriff alles sofort. Da waren keine zu erhaschenden Anspielungen. Das war ja die Gegenwart selber, wie wir in ihr leben. Mit so viel Komik, Dummheit und Charakterlosigkeit ist auch unsere nachwilhelmische, nachrevolutionäre Zeit geladen, daß ihre Typen: die Filmdiva, der Boxer, der religiös erotische Schriftsteller, der Großindustrielle, der Großherzog a. D. nur zu erscheinen brauchen, und die Komödie kann beginnen. Nicht als ob der Komöde dann überhaupt nichts hinzuzufügen hätte. Lion gab Witz an Witz, Glosse und Aphorismus. Drum läßt er, was auf dem Theaterzettel Komödie benannt wird, zwischendurch als Diskussion bezeichnen. Eigentlich sind die vier Szenen weder dies noch das, sondern einfach ein Aufmarsch von Figuren auf einer Reliefbühne, der von vornherein jede Tiefe fehlt, da nur Fläche sein soll. Und vielleicht ist daran, gewollt oder nicht, der beste Witz, daß dem Stück auch die Handlung fehlt. Wer sollte handeln unter den Menschen ohne Schwerpunkt, es sei denn, daß Handeln so viel heißt wie business. Geschäft ist Geschäft, gleichgültig, ob mit Seife oder östlicher Weisheit, in Konzernen oder geheimen Seelenzirkeln. Schließlich siegt in dem Ringen Europas um Indien und Amerika, zwischen dem beschaulichen und dem pragmatischen Denken doch der Sinn für Profit. Poesie suchte man vergebens, wo sie ohnehin stören würde. Aber es ist am Ende doch ein Mangel, daß selbst der „Manager" des Spiels, der im „Haus der Weisen" alles betreibt und vertreibt, nicht recht zum Stoß gelangt, ein Marquis von Keith, der keine Schatten des Schicksals wirft. Man hat von Wedekinds Figuren immer behauptet, daß sie aneinander vorbeireden. Am köstlichsten sprechen sie in Sternheims „Hose" um eine Idealität nebeneinander hin: der Bürger, der Friseurgehilfe und ein Platoniker. Bei Lion reden die sozial so verschieden Geschichteten

hintereinander her. Auch sein Dialog hat also den Stil des improvisiert Angereihten, eben der heutigen Revue.

Joseph Sprengler

Köln

„Die fröhlichen drei Könige." Von Heinz Steguweit. (Uraufführung im Kölner Schauspielhaus am 4. Dezember 1927.)

Die liebenswürdige Poetennatur Heinz Steguweits hat mit kühnem Griff die legendären und in ihrer Erscheinung traditionell festgelegten heiligen drei Könige in die Gegenwart versetzt. Er folgt dabei den Spuren Uhdes, der in der Malerei Christus mitten unter die friesischen Fischer brachte. Das Mittelalter sah Christus als Zeitgenossen, die kölner Malerschule stellte ihn im Gewande der Zeit dar, warum soll der moderne Dichter sich nicht von der historischen Tradtiton, die wir so oft als Belastung empfinden, befreien? Wenn wir zu den Quellen des religiösen Erlebnisses vordringen wollen, dann müssen wir uns von aller unnötigen Belastung frei machen. Der Heiland wird in jedem Herzen geboren, heute noch und immer. Der Ausweis echten Königtums ist aber das Herz, es gibt ungekrönte Könige. Also schuf Heinz Steguweit den König Melchior zu einem ehrsamen Schornsteinfeger um, der zugleich Hausbesitzer ist, und Kaspar wird bei ihm zu einem preußischen Schupomann. Balthasar aber ist Bäckermeister geworden. Joseph, ein Straßenhändler, und Maria, eine Blumenverkäuferin, finden ein Kind, dessen sie sich trotz ihrer Armut annehmen. Gerührt durch diese Tat menschlicher Nächstenliebe, bringen die heiligen drei Könige dem Kinde ihre Gaben dar: der Hausbesitzer erläßt den Mietzins, der Bäckermeister verzichtet auf die Bezahlung des geborgten Brotes, ja auch der Schupomann bringt als Gabe seinen Rock dem Kinde. Das alles ist kühn und vielleicht gewagt, aber man muß es verstehen als das Streben, sich von der Tradition frei zu machen und zu den Quellen des Erlebens in der Gegenwart vorzudringen. Die Bühnenwirksamkeit des Stücks leidet etwas darunter, daß es in seinem Wesen eine auf die Inszene zugeschnittene Geschichte bleibt, ohne sich zur vollen Rundung eines dramatischen Volksstücks auszuwachsen.

Paul Bourfeind

Echo des Auslands

Französischer Brief

Endlich sind die beiden letzten Bände des großen Romanwerks von Marcel Proust „Le Temps retrouvé" (Gallimard) erschienen. Fünfzehn Jahre sind seit der Ausgabe des ersten Bandes, den Bernard Grasset 1913 veröffentlichte, verstrichen; erst jetzt ist das Epos mit dem 15. und 16. Band zum Abschluß gelangt. Der Dichter hat weder die Vollendung noch die internationale Resonanz, die er gefunden hat, erlebt; er starb im November 1922. Bald nach seinem Tode hat „La nouvelle Revue française" als starken Band ein Sonderheft herausgegeben, das sein Leben erzählt, seine zeitgeschichtliche Bedeutung umreißt sowie Urteile über ihn aus allen Ländern vereinigt. Von diesem Buch: „Hommage à Marcel Proust" wird gleichzeitig mit den letzten Romanbänden eine Neuauflage veranstaltet, die dem großen Kreis der Proust-Verehrer willkommen sein dürfte. Außerdem veröffentlichten Robert Proust und Gaston Gallimard unter dem Titel: „Chroniques" eine Sammlung seiner Essays, die zwischen 1890 und 1921 in pariser Zeitungen und Zeitschriften erschienen, so daß dem breiten Publikum jetzt alles Wesentliche von Proust zugänglich gemacht ist. Die Schlußbände des Romans sind ein Abgesang, schildern das Versinken einer Gesellschaftsschicht, die nur noch in einzelnen Ruinen in die neue, die Nachkriegszeit hineinragt. Der Anfang des „Temps retrouvé" spielt im Jahre 1916. Aus diesen Jahren kennen wir ein anderes Zeitbild: Romain Rollands „Clérambault", enger, einseitiger, pathetischer. Proust schildert das aristokratische, sozial und geistig führende Paris in jener ihm eigenen ornamentalen Breite, die nur deshalb nicht ermüdet, weil aus seinen Gesellschaftsmenschen letzte Tiefen des Unterbewußtseins ins Licht der Darstellung gezogen sind. Die skeptische, ironische und sarkastische Kommentierung des Weltkrieges, die den führenden Personen des Epos, aus der Weisheit ihrer Lebenserfahrung, aus dem reifen Alter ihrer weltanschaulichen Totalität, in den Mund gelegt wird, gibt einen ganz neuen Begriff von der pariser Gesellschaft in den Kriegsjahren. Auch dort also erkannte man den Wahnsinn der europäischen Zerfleischung, die Relativität eines Sieges, die Selbstmordgefahr der alten Kulturträger. Und wenn Paul Souday nun auch Marcel Proust (s. „Temps" v. 17. Nov.) mit dem verachtenden Scheltwort eines Defaitisten belegt, so beweist er damit noch einmal, daß in Frankreich der grimmigste Feind eines Gleichgewichts zwischen Frankreich und Deutsch-

land der verbissene Nationalismus Voltairescher Färbung ist: der theologische Gallikanismus und der Laien-Gallikanismus (sofern diese contradictio in adjecto gestattet ist).

Der Teppich einer Zeit, wie Marcel Proust ihn wirkte, ist von einem überfeinen, überfeinerten (Souday sagt femininen) Geist geschaffen, der wunderbar zarte Gesichts-, Gehör- und Geruchsnerven hatte, so daß er auch die subtilsten Untertöne, die dünnsten Zwischentöne aufnahm. Eine morbide Seele, sagen einige Jüngere, die im Krieg Aktivität, im Sport Sehnenstraffung lernten und alles in allem maskuline Ertüchtigung erstreben. Anderen erscheint gerade diese Rasse bedenklich. Jean de Pierrefeu erhebt schon wieder mahnend seine Stimme: „Paterne ou l'ennemi des sports" (J. Férenzci et fils). Er ist zwar der Ansicht, daß „le sport doit sauver le monde", allein er will, daß Sport nicht weiterhin Selbstzweck sei, daß er in die übrigen Erziehungsphasen eingeordnet, daß er vergeistigt werde: „Je suis sûr qu'on trouve choquant d'escalter l'animal humain et de lui accorder une importance qu'à ses yeux mérite seul l'esprit..." „Il est absurde d'imiter les Grecs quelques heures le dimanche, alors que, du lundi au samedi, notre existence n'a plus rien commun avec la leur." Ein anderer junger Franzose, der von Anbeginn an zu Hoffnungen berechtigte, den die Zeit wie ein Sturm hin und her fegt, ohne daß er bisher in irgendeinem Glauben oder Unglauben Anker geworfen hätte, beklagt sich in seinem neuen Buch „Le jeune Européen" (Gallimard) über den Maschinismus, die Mechanisierung der Zeit, der die Menschen versklavt und den Geist zermürbt. „Stemm' dich dagegen, stähle deine Kraft," möchte man diesem jungen Europäer zurufen, der als Revolutionär auszog, eine neue Gesellschaftsordnung, eine neue Ästhetik, eine neue Kunst bauen wollte und jetzt durch banalen Sexualismus (L'homme couvert de femmes) sowie durch Lamentationen ermüdet. Er bleibt trotz allem eine Hoffnung, aber es wird Zeit, daß seine guten Gaben positiv umgesetzt werden, wie es sein Altersgenosse Philippe Soupault tut, der in „Histoire d'un Blanc (au sans pareil)" einfach, aufrichtig, schwungvoll die Geschichte seiner Entfaltung erzählt. Seine behende Frische, seine lebensfrohe Aktivität haben Proust überwunden und ihn selbst zu einem Europäertum französischer Färbung geführt, das zukunftsreich ist. Das bestätigt sein anderes Werk: „Le nègre" (Simon Kra), das noch gestraffter im Instinkt und Geist ist. Die Apologie des Negers ist ein Glaubensbekenntnis, der Wunsch nach Einfachheit, Stärke, Unmittelbarkeit dem Leben gegenüber. Sein Neger ist ein Bandit im Kleide der Unschuld, Sadist mit Kinderlachen um die Lippen. Soupault scheint mit dieser Erzählung sagen zu wollen, daß die Grausamkeit und die Lust des Lebens ihm höher stehn als künstlich gedrechselte Literatur. Auch Jean Prévost, allem Intellektualismus abhold, strebt nach Einfalt, Instinktklarheit und Gesundheit und beschreibt in seinem Roman: „Merlin, Petites amours profanes" (Gallimard) mit „neuer Sachlichkeit" den Sport der körperlichen Liebe, wie in einem früheren Buch: „Les Plaisirs des sports" das Interesse unserer Zeit an Ring- und Boxkämpfen, an Wettrennen und Schwimmen. Die Erzählung, eine detailliertere Parallele zu „L'homme couvert de femmes", ist in ihren sachlichen Beschreibungen des Liebesakts von jener unkomplizierten Seelenlosigkeit, die den Körper zu einem Automaten erniedrigt. Die Ironie, die gelegentlich aufblitzt, ist zu kärglich, um die Lektüre des Buchs erträglich zu machen. Hier kann man einen traurigen Einfluß der Mechanisierung unserer Zeit feststellen; denn bei Prévost ist selbst das Liebesleben maschinell. Treffend schrieb Marcel Arland in der „Nouvelle Revue française", dem Buch fehle etwas Krankheit, womit nur der Gesundheitsfanatismus Prévosts ironisiert und sein Mangel an Lebensmystik gekennzeichnet werden soll. Um diese Literaturgattung zu vervollständigen, hat Francis Carco in „L'amour rénal" (Albin Michel) eine Art Führer (viele werden Adressenangaben vermissen) durch die Stätten der käuflichen Liebe von Paris herausgegeben. Das Buch wird natürlich viele tausend Leser finden; aber die Franzosen sollen sich nicht wundern, wenn durch solche Schriften der Ruf ihrer Literatur sinkt. Müssen Bücher dieser Art geschrieben werden? Wird nicht durch sie auf die niedrigsten Instinkte der Masse spekuliert? Zugegeben sei, daß Carco, wie in seinen früheren Romanen, das Schmerzliche, Leidvolle, Qualschwere des Dirnen- und des Zuhältertums herausarbeitet. Während aber „Bubu de Montparnasse" eine starke Dichtung war, sind Prévosts und Carcos Bücher eine buchhändlerische Exportware schlechtester Sorte; denn sie haben keine innere Existenzberechtigung.

Wieviel ernster ringt der hier schon mehrfach genannte Zeitkritiker Daniel Rops um ein eigenes Weltbild, um die Rettung Europas. Während Carco und Prévost unsere kranke Kultur nur verfluchen und verdammen, stellt er die großen Ankläger gegen unsere Zeit sowie die Schöpfer eines neuen Seelenzustandes als leuchtende Vorbilder heraus: Strindberg, Tschechoff, Conrad, Rilke, Unamuno, Pirandello und Duhamel. „Carte d'Europe" (Perrin et Cie.) heißt das neue Buch. Eine vergleichende Zeitgeschichte, in der das

Gemeinsame und das Besondere von sieben europäischen Nationalgrößen herausgearbeitet ist. „Il s'agit", heißt es in der Einleitung, „de décider si, oui ou non, nous considérons encore la civilisation européenne comme la plus haute expression que l'histoire ait donnée du génie humain, et si, convaincus de cette prééminence, nous sommes décidés à la défendre." Daniel Rops ist einer der klügsten, weitsichtigsten und leidenschaftlichsten Verteidiger des jungen Europas.

Der Dezember ist der Monat der Preise. Die Autoren versuchen sich Freunde zu machen, die Verleger jagen ihre Novitäten hervor, Annoncen brüllen Genies aus. Die Kritiker haben Berge von Büchern zu bewältigen. Die Preisrichter lesen, konferieren und entdecken den großen Epiker des Jahres. Den Goncourt-Preis erhielt Maurice Bedel für seinen Roman „Jérôme 60° Altitude Nord" (Gallimard), ein amüsantes, kurzweiliges Unterhaltungsbuch, für einen Debütanten eine achtungswerte Talentprobe. Die Norweger werden sich wundern, daß die Goncourt-Akademie eine Karikatur ihres Landes, ihrer Sitten, ihrer Frauen preiskrönt. Die Satire ist teilweise komisch, im großen und ganzen aber von einem Globetrotter gezeichnet, der Norwegen mit romanischem Hochmut betrachtet und nur das Äußerliche sieht — ein Buch, das keineswegs geeignet ist, die Bande zwischen den europäischen Ländern zu festigen. Der Preis Théophraste Renaudot fiel dem jungen Bernard Nabonne zu, der in „Maïtêna" (Crès et Cie.) einen baskischen Roman von melodramatischer Pathetik geschaffen hat, die auf die Dauer etwas auf die Nerven fällt. Dieses Element hätte die Preisrichter etwas zurückhalten sollen. Wennschon ein Anfänger sich in unwahren Übersteigerungen gefällt, so ist immerhin vor seine Zukunft ein Fragezeichen zu setzen, obwohl er sich in mehreren Abschnitten als plastischer, farbiger und treffsicherer Sittenschilderer erweist. Auch der Preis der „Vie heureuse" hat einen Debütanten ans Licht gezogen: eine Bretonin, die vor zwanzig Jahren nach Kanada auswanderte und dort als Lehrerin ansässig wurde: Marie Le Franc. Ihr Roman: „Grand Louis l'Innocent" (Rieder et Cie.) ist der einzige unter den drei ausgezeichneten Romanen, der, über den literarischen Durchschnitt weit emporragend, eine Preiskrönung verdient. Die Verfasserin wird gegenwärtig von zahlreichen Dichtern und Kritikern als Phänomen gefeiert; nur Paul Souday und Edmond Jaloux stehen kühl reserviert neben den hell Begeisterten. Vielleicht wird ihr in Frankreich nur deshalb zugejubelt, weil ihre allegorische Dichtung, tief aus romantischem Geist herausgehoben, in der gegenwärtigen Neuromantik Resonanz findet. Mag dem so sein; uns Deutsche würde gerade dieser Umstand freudig stimmen, denn er beweist, daß das heutige Frankreich nordischer Mystik zugänglich ist. „Grand Louis l'Innocent", ist die Geschichte einer einfältigen, auf die einfachsten Formeln zurückgeführten Liebe. Das Urmütterliche der Frauenliebe ist in dem Buch gestaltet und eingehüllt in bretonische Atmosphäre, ein Buch von übernationalem Wert, das jedem Volk in jeder Sprache etwas zu geben vermag.

Neben diesem tief menschlichen Buch hätte Marc Chadournes Roman „Vasco" (Plon) einen Preis verdient; denn auch in ihm ist die Unruhe und die Sehnsucht einer neuen Generation eingefangen. Zweifellos gibt dieser aufgewühlte Gottsucher tiefere Einsichten und Erkenntnisse als der flache, selbstzufriedene Maurice Bedel. Die fleißigen Brüder Marius-Ary Leblond bemühen sich seit langem, Balzac, Zola, Rolland, Proust gleich, ein Gemälde der Zeit zu geben. Ihr ernstes Streben verdient Anerkennung; aber ihrem mehrbändigen Roman: „Les martyrs de la république", deren dritter Band soeben erscheint (J. Férenzci et fils), fehlt dichterische Vision, Umsetzung der Erfahrungen und Erlebnisse in sinnliche Bilder. Das Auftreten führender Staatsmänner der Republik lähmt nur, so daß ein unglückliches Gemisch von politischer Zeitgeschichte und Roman entstand.

Ein besonders erfreuliches Ereignis für die deutsch-französischen Beziehungen ist die Tatsache, das seit dem 1. November 1927 im Verlag von Emile Paul eine Monatsschrift: „La Revue d'Allemagne" erscheint, deren Redaktionsausschuß Felix Bertaux, André Cœuroy, Ernst Robert Curtius, Henri Focillon, Jean Giraudoux, Otto Grautoff, Edmond Jaloux, Jean Lépine, Lévy Brühl, Henri Lichtenberger, Thomas Mann, Marcel Ray, Jules Romains angehören. Es ist nicht nur das erstemal, daß Deutsche und Franzosen zusammen in einem Redaktionsausschuß sitzen, der die Erkenntnis Deutschlands in Frankreich fördern will, sondern in der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen überhaupt das erstemal, daß führende Franzosen sich zu einem solchen Zweck in einem groß angelegten Zeitschriftenunternehmen vereinen. Als Schwesterzeitschrift der „Revue d'Allemagne" geben vom 1. Januar an Otto Grautoff, Heinrich Eduard Jacob, Maurice Boucher, Jean Giraudoux, Edmond Jaloux, Henri Lichtenberger u. a. im Verlage von Walter Rothschild monatlich eine deutsch-französische Rundschau heraus.

Otto Grautoff

Amerikanischer Brief

Der großen Masse seiner Landsleute kaum dem Namen nach bekannt, selbst unberührt von der Hochkonjunktur unseres Literaturbetriebes, hat Edwin Arlington Robinson seit Jahren in stillster Zurückgezogenheit und Sammlung seinen Dichterträumen gelebt und dabei doch, oder gerade deswegen sich den Ruf wahren können, Amerikas bedeutendster Lyriker zu sein. Nun ist er im späten Frühjahr mit einem längeren Epos „Tristran“ einmal wieder vor die Öffentlichkeit getreten. Es ist die jedem deutschen seit Wagner geläufige Geschichte Tristans und der Isolde. Robinson hat in der englischen Literatur bedeutende Vorbilder gehabt; es sei nur an Swinburne, Matthew Arnold, Tennyson und die Amerikaner Arthur Symons und Thomas Hardy erinnert, die sich alle an dem nach angelsächsischer Auffassung mit den Artussagen verbundenen Stoff mehr oder weniger ausführlich versucht haben. Trotz all dieses Glanzes ist es Robinson gelungen, der Kritik das einstimmige Urteil abzunötigen, er habe sie alle übertroffen. Man lobt an seiner mehr als viertausend Verse zählenden Dichtung besonders die Gleichmäßigkeit der dichterischen Kraft, der alles beherrschenden Wirklichkeitsstimmung und der dem Inhalt in jeder Weise glücklich angepaßten Form und Sprache; nirgends versagt weder das eine noch das andere dieser dichterischen Elemente. Die wenigen handelnden Personen werden herausgehoben aus der nebelhaften, legendären Umwelt, in der sie uns vertraut sind; ihr Handeln und ihr Wesen wird, man könnte sagen, rationalisiert. Selbst der Marke am Schluß der Dichtung, wie er, mit dem Blick auf das Meer, hineinschaut in sich selbst und sein Schicksal, ist nicht der gottergebene Christ und Mystiker des Mittelalters; er ist der Edelmensch einer neueren Zeit, der über die große Enttäuschung seines Lebens hinausblickt in das All und, sich selbst nur sehend als den Teil eines Ganzen, über sein Schicksal urteilt aus einer modernen Weltanschauung heraus.

Ist der Raum, den die Kritik einem Buch widmet, ein Maßstab für seine Bedeutung, so wäre als nächst wichtigstes Buch der letzten Monate Charles und Mary Beards zweibändiges Werk „The Rise of American Civilisation“ zu nennen. Beard, früher Professor der Geschichte an der Columbia Universität in Neuyork, ist einer der bekanntesten und geachtetsten Gelehrten des Landes. Er gehört einer liberalen, positivistischen Richtung von Historikern an; sein Recht auf Lehrfreiheit bekundete er im Kriege dadurch, daß er als Protest gegen Übergriffe der Universitätsleitung seine Stellung aufgab und mit verwandten Geistern die „New School of Social Research“ gründete, die in ihrer Tendenz und Aufmachung, wenn auch nicht in ihrer Bedeutung, der berliner Hochschule für Politik gleichkommt. Dieser Gesinnung entspricht denn auch dies Werk seiner Forschung, in der seine Frau mit ihm zusammengearbeitet hat. Es scheint den beiden im wesentlichen daran zu liegen, mit chauvinistischen Banausenurteilen betreffs amerikanischer Errungenschaften aufzuräumen. Denn es kommt ihnen nicht darauf an, sich in Gegensatz zu landläufigen Meinungen zu setzen, z. B. betreffs der Männer, die unsere Konstitution schufen, oder betreffs der Motive, die den Konflikt mit England im Jahre 1812 herbeiführten, die nach der Meinung der Verfasser sehr viel mehr in agrarischen Interessen der jungen Kolonisten als in Machtfragen ihrer Gegner lagen. Doch haben wir es keineswegs mit einer politischen Geschichte zu tun; im Gegenteil, den größeren Teil des Textes nimmt die Behandlung kultureller Fragen ein, etwa wie die Entwicklung des Erziehungswesens oder der Gegensatz zwischen Provinz- und Großstadtkultur oder in mehreren Kapiteln die Fortschritte unserer Literatur. Alles dies wird in prägnanter Form geboten, man könnte fast sagen: in zu prägnanter Form. Denn wenn den lebhaft geschriebenen Kapiteln etwas fehlt, so sind es die gelegentlichen Ruhepunkte überschauender Betrachtung des Beurteilten, es fehlt mit einem Wort das Element der Reflexion. Aber so sehr es auch Gelehrtenarbeit ist, es hat die angelsächsische Note, die solche Werke gemeiniglich von deutschen Werken unterscheidet: kein gelehrter Snobismus, sondern Gemeinverständlichkeit für alle Intellektuellen. Eine Veröffentlichung, die im Frühjahr weitere Leserkreise auch außerhalb des Gebildetenkontingents interessierte, waren die Memoiren jenes praktischen Naturforschers Luther **Burbank**, der auf seinen großen Besitzungen in Kalifornien mit der Natur spielte, bis er Dinge hervorbrachte wie die kernlose Apfelsine oder die in Südafrika als Pampelmouse bekannte eßbare Frucht. Der Mann des Erfolgs steht immer beim Amerikaner in Ansehn, und zwar steht der praktische Erfolg höher im Werte als der geistige. Dieser Einstellung hatte Burbank entschieden sein Ansehn zu verdanken. Ihm lag es an den praktischen Möglichkeiten von Kreuzungen und Neuschöpfungen, wobei er nicht von der Idee, sondern vom Experiment ausging. In diesem Sinne sind denn auch seine Memoiren abgefaßt, und ihr Anklang beim Publikum ist daher leicht erklärlich; es sind Naturbetrachtungen packender Art und Einzelheiten seiner Versuche, die sich wie schillernde Erzählungen lesen.

Zu einem bedeutend beschränkteren Kreis wirklich geistig Suchender redet dagegen ein Mann wie George

Santayana. Er hat an der Harvarduniversität einen Lehrstuhl für Philosophie. In Deutschland ist er trotz einer ganzen Reihe von Schriften ziemlich unbekannt. Verwiesen sei hier auf eine kürzlich von ihm erschienene Schrift: „Plato and the Spiritual Life", eine Entgegnung auf Dean Inges „The Platonic Tradition in English Religious Thought". Trotz seiner engen Berührung mit der Entstehung des christlichen Dogmas, so etwa könnte man Santayanas These zusammenfassen, und trotz seiner sonstigen konstruktiven Elemente hat der Platonismus keinerlei Bedeutung für den heutigen christlichen Begriff des geistlichen Lebens, kann also in der heutigen Gedankenwelt christlicher Anschauungen nicht mehr zu suchen sein. Im Grunde verengt der Verfasser hier auf einen einzelnen Fall Ideen, die er schon vor einer Reihe von Jahren in seinem Buch „Skepticism and Animal Faith" niedergelegt hat.

Die „Times Book Review" brachte kürzlich eine Liste der demnächst zu erwartenden Romanbände, wir zählten 89 Titel, also ein reichlicher Segen, der sich da auf die amerikanische Leserwelt des kommenden Winters mit besonderem Anschwellen ergießt. Eine eigentliche Ebbe hat er in diesen Jahren der Prosperität, die die Literatur in gleichem Maße wie die Industrie beglückt, eigentlich überhaupt nicht zu verzeichnen gehabt. In diesen Sturzbächen der Produktion versagen leider auch oft die Stützen der jungamerikanischen Bewegung. Das gilt von dem bewährten Kämpen Theodore Dreiser, dessen Novellenband „Chains, Lesser Novels and Stories" eine sehr ungleiche Sammlung von fünfzehn Erzählungen ist, die inhaltlich so ziemlich alle von ihm schon früher behandelten Themen und Lebensgebiete umfassen. Glücklicher ist er mit der Umarbeitung seines vor fünf Jahren erschienenen Romans „The Financier" gefahren. Diesen Frank Cowperwood, den skrupellosen Dollarjäger, und sein Glück und Ende dürften sich deutsche Romanciers genauer ansehen, wenn sie in ihren Werken den gleichen Typ unentbehrlich finden und dann zumeist doch etwas Exotisches, zum mindesten völlig Unwirkliches schaffen. — Unter unseren Romanciers ist einer, der es in verhältnismäßig kurzer Zeit zu Ansehn gebracht, ohne sich zu einer besonderen Gruppe oder Schule zu bekennen. Sein Name ist Louis Bromfield. Im Frühjahr erhielt er den großen Pulitzer-Preis für seinen Roman „Early Autumn" und in diesen Wochen beendet er mit „A Good Woman" eine Serie von vier Romanen, die er unter dem Sammeltitel „The Escape" herausgibt. „A Good Woman" ist ein Titel voll bitterer Ironie, denn seine Heldin Emma Downes ist nichts weniger als gut; sie ist der Typ der dekadenten Puritanerin mit allen ihren Sonderbarkeiten.

Floyd Dell und John Farrar, zwei unserer bekannteren Schriftsteller, zeichnen als Herausgeber der Murray Hill Biographies, einer der „English Men of Lettres" vergleichbaren Serie. Bisher sind erschienen „Upton Sinclair, A study in a Social Protest" und „Nathaniel Hawthorne, A study in Solitude"; ihnen sollen sich anreihen Biographien von Emerson, Robert Frost und Amy Lowell. Die beiden seither erschienenen Bände sind gründliche Arbeiten, die die Serie in vielversprechender Weise einleiten.

Der Aufgabe, die Literatur als Forschungsgebiet zu erweitern und auszubauen, sucht man auch bei uns immer näher zu kommen, auf journalistischem und auf akademischem Wege. Es handelt sich dabei nicht so sehr um eine geisteswissenschaftliche Durchdringung der Materie, sondern mehr um eine analytische, und wieder nicht im Sinne einer Textbearbeitung, sondern vornehmlich in der Richtung der Formkritik. Der H. Holt Verlag hat gleich zwei Werke dieser Art herausgegeben: James Clodt Bowmans „Contemporary American Criticism" und Lewis W. Smiths „Current Reviews". Beides Sammlungen von Buchbesprechungen aus den Federn namhafter Schriftsteller, beide wohl in erster Linie gesammelt für Zwecke des Unterrichts. An sich keine üble Methode, wenn man feststellen will, was nun eigentlich in der Auffassung der Berufensten Buchkritik sein soll. Aber man darf dabei nicht, wie es leider in diesen Büchern den Anschein hat, aus den Ergebnissen solcher Nebeneinanderstellungen ein mechanistisches Schema aufstellen wollen. Denn im Grunde genommen zeigen die meisten der Besprechungen doch, daß die Antwort auf die Frage noch schwebt: was ist wahre Buchkritik?

Wie stark man sich heute bei uns an der europäischen Literatur zu orientieren sucht, zeigt die Übersetzungsliteratur. Der Verleger G. H. Doran bringt in englischer Übersetzung auf den Markt „The Life and Letters of Anton Tchekov", daneben „The Letters of Anton Tchekov to Olga L. Knipper", und als drittes Werk „Anton Tchekov, Literary and Theatrical Reminiscences". Der letzte Zweck dieser Vollständigkeit kann doch nicht nur der sein, einen interessierten Leserkreis mit einem fruchtbaren Schriftsteller des Auslands vertraut zu machen, sondern einer nach dem Kern und Wesen des Wortkunstwerks suchenden Schriftstellerwelt die Ideen und Anschauungen eines ausgereiften und erfolgreichen Künstlers näher zu bringen. Denn diese Sammlungen von Briefen, Essays und Memoiren erinnern lebhaft an Hebbels Briefe und Tagebücher, so voll sind sie von eigenen Urteilen über das literarische Kunstwerk.

Den großen Pulitzer-Preis für das beste Drama des Jahres erhielt ein junger Universitätsdozent Namens

Paul Green für eine Tragödie unter dem Titel „In Abraham's Bosom“, einem der Form wie dem Inhalt nach sehr kühnen Werk. Struktur pflegt Green so wenig wie andere Moderne, aber er wagt ein Thema anzupacken, das ihm in seiner unmittelbaren Umgebung als Bürger einer der sogenannten Süd- oder früheren Sklavenstaaten leicht gefährlich werden könnte. Sein Drama ist im Grunde eine Anklage gegen seine Landsleute, daß sie ihren schwarzen Mitbürgern gegenüber wortbrüchig geworden sind, und eine Warnung, daß dem Leben des amerikanischen Schwarzen ein Inhalt gegeben werden müsse, wenn er nicht eines Tages ihn sich selbst suchen sollte. Das Stück ist mehrere Wochen lang auf einer sehr kleinen Versuchsbühne gespielt worden, in die große Welttheaterstraße des Broadway konnte es nicht einziehen, ein Zeichen, wie unsere Direktoren heute über moderne Stücke denken. Besonders erheblich war denn auch die ganze Ausbeute des letzten Spielwinters nicht. Neben Greens Werk ließe sich vielleicht noch nennen Somerset Maughams „The constant Wife“, schon im Titel als Seitenstück zu dem englischen Roman „The constant Nymph“ gedacht, und R. E. Sherwoods „The Play is the Thing“. Alles was sonst einigen Wert und Zugkraft besaß, war der europäischen Literatur entlehnt.

Einen dritten und angeblich letzten posthumen Band von Gedichten Amy Lowells haben ihre Testamentsvollstrecker bei Houghton Mifflin kürzlich herausgebracht. — Unter dem etwas absonderlichen Titel „The American Caravan“ erscheint erstmalig als Wiedergeburt eines früheren Unternehmens bei der Macaulay Comp. ein Jahrbuch der amerikanischen Autoren, im ganzen ein Seitenstück zu Kürschners Literaturkalender, aber noch sehr verbesserungsbedürftig. — Der sehr rührige A. Knopf Verlag zeigt eine ganze Reihe von demnächst erscheinenden Übersetzungen aus dem Deutschen an, darunter Oskar Maria Grafs Autobiographie, Frank Thieß „The Gateway of Life“, Max Brod „The Redemption of Tycho Brahe“. Außerdem sind in der oben erwähnten Liste künftiger Neuerscheinungen genannt Sudermanns „The Mad Professor“, Werfels „The Man Who Conquered Death“ und „The Burden of Guilt“, Schnitzlers „Daybreak“, Franks „Kingly Days“, dazu außerhalb der erzählenden Literatur Gleichen-Rußwurms „The Worlds Lure“, Angelica Balabanows „Reminiscences and Life Events“, Bonsels „Indian Journey“, Eugenie Schumanns „The Schumanns and Johannes Brahms“, auch ein Band „Correspondence between Richard Strauß and Hugo von Hofmannsthal“ und mehrere auf den Krieg bezügliche Werke und Memoiren; als besondere Merkwürdigkeit wäre zu erwähnen: Floyd Gibbons, „The Red Knight of Germany“, womit der deutsche Flieger Richthofen und seine Taten während des Weltkrieges gemeint sein soll.

Neuyork A. Busse

Kurze Anzeigen

Um zur Klärung der wichtigen Frage beizutragen, wieweit der deutsche Büchermarkt mit Werken ausländischer Literatur überflutet ist, bieten wir im nachstehenden eine Zusammenstellung von Kritiken über ausländische Romane und Erzählungen, die in deutschen Übersetzungen vorliegen. Man wird, wenn man diesen Besprechungen seine Aufmerksamkeit zuwenden will, erkennen, daß die Antwort auf die vieldiskutierte Frage nicht einfach auf Ja und Nein zu stellen ist.

Romane und Erzählungen

Jenseits. Roman. Von John Galsworthy. Berlin, Th. Knaur Nf. (Romane der Welt). 318 S. Geb. M. 2,85.

Der Verfasser der „Forsyte Saga“ ist in Deutschland recht bekannt geworden — muß deshalb aber jedes seiner Bücher übersetzt werden? Dieser Geschichte der unglücklichen Ehe Gyp Wintons mit einem schwedischen Violinvirtuosen, ihres selig-unseligen Liebesidylls in freier Verbindung mit einem anderen und des schließlichen Zusammenbruchs ihres Glücks mag vom englischen Standpunkt sehr viel Gutes nachgesagt werden können; unter hundert deutschen Lesern werden aber neunundneunzig nicht begreifen, warum nicht eine Ehescheidung (zu der alle zureichenden Gründe vorliegen) die Lage entscheidend ändert und einen Ausgang nach der schönen alten Formel: „Und wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute“, ermöglicht. Jener hundertste Leser wird freilich begreifen, wieso das englische Scheidungsverfahren einen triftigen Grund darstellt und Galsworthy für seine Landsleute keine langen Auseinandersetzungen nötig hat. Solch weißer Leserrabe wird dann aber am Ende auch genug Englisch können, um das Original vorzuziehen, womit gegen die Übersetzung Hermynias zur Mühlen im übrigen nichts gesagt werden soll.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Das achte Wunder und andere Novellen. Von A. S. M. Hutchinson. Deutsch von Maria Lazar. München, Drei Masken Verlag. 277 S.

Des Verfassers Roman „Wenn der Winter kommt“ war vor ein paar Jahren in England der meist gekaufte Roman, also ein Saisonerfolg, wie er im Buch steht. Dieser Tatsache ist wohl die Übersetzung dieser Novellen zuzuschreiben, denen man nur nachsagen kann, daß sie sich ganz unterhaltsam lesen, ohne aber weiter einen besonderen Eindruck zu hinterlassen. Hutchinson sucht den Mangel, den er anscheinend selbst fühlt, durch die besondere Art der Erzählung (beständiges Zwischenreden des Erzählers) zu beheben; ich kann nicht finden, daß

es dadurch viel anders wird. Eine besondere Veranlassung zur Übersetzung scheint mir also nicht gegeben gewesen zu sein. Der Übersetzerin (Maria Lazar) sei verraten, daß das „Patentleder", das S. 128ff. eine gewisse Rolle spielt, zu deutsch Lackleder heißt.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Der Besessene. Roman. Von W. Somerset Maugham. Leipzig, Wien 1927, E. P. Tal & Co. 270 S.

Somerset Maugham ist seit langem als erfolgreicher, wenn auch wahrlich nicht eigene Wege gehender Dramatiker (so etwa Art Lindau) bekannt; als Romanschriftsteller scheint er höheren Ehrgeiz zu haben. Wenigstens ist dieses Buch (englisch „The Moon and Sixpence") eine beachtenswerte Leistung, und zwar nicht bloß, weil man bei den Geschicken der Hauptgestalt an Gauguin und seinen Kampf um die Kunst denken soll. Die Erzählung gibt sich als die Erinnerungen eines persönlichen Bekannten an den Maler Strickland; sie werden durch Nachrichten ergänzt, die der Berichterstatter auf Tahiti über die letzten Jahre und das furchtbare Ende des nach seinem Tode berühmt gewordenen Monomanen der Kunst gesammelt hat. Dabei bleibt weislich alles beiseite, was in eine kunstgeschichtliche Monographie gehören könnte; nur leise wird angedeutet, was das letzte Ideal dieser Kunst war: ein einziger Europäer hat ihr höchstes Wunderwerk gesehen, ehe es für immer zerstört wurde, und auch der war kein Kunstkenner noch -gelehrter. Aber eben aus diesen Schilderungen der Nichtverstehenden ergibt sich der erstrebte Eindruck; wir verfallen dem Eindruck dieses „Besessenen", der vollkommen amoralisch nur der einen Sache dient, mag sie die Welt noch so sehr für Gelächter und schmerzliche Scham halten; mit all seinen abstoßenden Eigenschaften und Handlungen bleibt er dem treu, was mehr ist als alle Menschensatzung, dem Rufe in ihm, der Sendung, um derentwillen er da ist. Eine solche Gestalt dem Leser näher zu bringen, ist schon eine Leistung, welche die Übersetzung verdient. Die vorliegende von R. Copping ist bis auf einige Austriazismen gut lesbar.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Das Paradies der Diebe. Von G. K. Chesterton. Autorisierte Übertragung von Clarisse Meitner. München 1927, Musarion-Verlag. 349 S. M. 4,80 (6,–).

In der Novelle gelingt Chesterton, einem der führenden Sprecher des Katholizismus im gegenwärtigen England, die metaphysische Vertiefung besser als im Roman. Die vorliegenden Detektivgeschichten, in deren Mittelpunkt natürlich wieder Pater Brown steht, sind zum Teil kleine geschlossene Kunstwerke. Dem Durchschnittsleser mögen sie als etwas ertüftelt vorkommen, aber sie zeugen doch von der unerschöpflichen Erfindungsgabe und dem ganz ungewöhnlichen Scharfsinn des Dichters. Er selbst ist dieser Pater Brown, der eigentlich aus zwei Menschen besteht, aus einem „Mann des praktischen Lebens, der, bescheiden wie eine Primel und pünktlich wie eine Uhr, die kleine Runde seiner Pflichten machte", und aus einem „Mann der theoretischen Überlegung, der noch viel schlichter, aber auch viel stärker war und sich nicht leicht aufhalten ließ". Chesterton selbst betitelt seine Sammlung einfach und sinnvoll „The Wisdom of Father Brown". Die Übersetzerin macht ohne innere Nötigung die zweite der Novellen mit dem etwas marktschreierischen Titel zur Titelnovelle. Die Übersetzung selbst klingt im allgemeinen echt „Chestertonian", aber ich beanstande Stellen wie „Haare und Krawatte waren schwarz und flatternd" (S. 5), „Pater Brown fuhr fort, Weißfische zu verzehren" (S. 81), „aber es schien von einem so eigentümlichen Widerhall gefolgt" (S. 275) u. a. m.

Bochum Karl Arns

Menschen, Göttern gleich. Roman. Von Herbert George Wells. Autorisierte Übersetzung von Paul von Sonnenthal und Otto Mandl. Berlin 1927, Paul Zsolnay. 382 S.

Wells sieht hier sein Utopien, sein Erden- und Menschheitsbild nach 3000 Jahren, noch ganz mit den Augen des Europäers. Die Technik, die das Leben Europas seit einem Jahrhundert bestimmt hat, bildet in Utopien das Hauptmittel des Fortschritts. Das technische Bild ist keineswegs so sehr neu, Wells hat sich nicht aus unseren technischen Vorstellungen gelöst. Er geht nur den europäischen Weg, den der abendländischen Wissenschaft, um 3000 Jahre weiter. Er gibt keine Synthese aller auf der Erde lebendigen Kräfte. Er ist, um es antithetisch zu sagen, amerikanisch, aber nicht indisch, er ist rational, aber nicht mystisch. Er geht vorüber an der Möglichkeit, daß im Menschen Kräfte schlummern, die, wenn sie geweckt werden, jede Technik überflüssig machen. Er glaubt zu sehr an die Macht des Intellekts. Intellektuell gut gelöst ist z. B. das Nebeneinander von Erde und Utopia. So liest man den Roman letzten Endes nicht als eine großartige dichterische Vision eines großen Künstlers, sondern immer mit der Einstellung: So also sieht Wells die Erdenzukunft, so möchte er sie haben. Und darin liegt auch die Antwort auf die Frage nach der Gestaltung.

Bochum Karl Arns

Der heilige Franziskus von Assisi. Von G. K. Chesterton. Übertragen von J. L. Benvenisti. München 1927, Jos. Kösel und Fr. Pustet. 159 S. M. 2,80 (4,–).

Wenn wir von seinen Gedichten absehen, so hat Chesterton sein Bestes geleistet, wenn er über Menschen schrieb. Seine rastlos schweifende und abschweifende Methode mindert den Wert der Prosaschriften, insbesondere der Essays, in denen er sich mit Gegenständen befaßt, die sich nicht um eine bestimmte Persönlichkeit konzentrieren. In seinen Biographien wird er ständig in Zucht gehalten durch die eine ragende Gestalt. Das gilt auch von diesem 1923 erschienenen Franziskus-Buch, das Benvenisti jetzt in ein dem Original ebenbürtiges Deutsch umgesetzt hat. Chesterton wendet sich besonders an „den gewöhnlichen modernen Menschen, den wohlwollend, aber skeptisch Gesinnten", also an den Nicht-Katholiken, der die scheinbaren Widersprüche im Wesen des Heiligen nicht zu einem organisch Ganzen zu formen vermag. Für Chesterton stellt der Heilige nur einen einheitlichen Menschen dar, vor allem ist ihm die Stigmatisation kein unglücklicher Schandfleck an der sonst so schönen Geschichte, sein Grundgedanke ist wohl, daß der Heilige „wie die Verzeihung Gottes durch die Welt ging". Auch wer die psychologische Beweisführung in dem kurzen Aufriß nicht für geschlossen erachtet, wird seine Freude haben an dem biographischen Märchen, an der alten Legende, der der Dichter seine leuchtenden Farben aufgesetzt hat.

Bochum Karl Arns

Petroleum. Roman. Von Upton Sinclair. Übersetzt von Hermynia zur Mühlen. Berlin, Malikverlag. 638 S. M. 4,– (7,–).

Wer diesen so ausgiebig angekündigten „Feigenblatt"-Roman zur Hand genommen hat, in der Erwartung, Sin-

clair von einer neuen Seite kennenzulernen, wird das Buch enttäuscht zur Seite legen müssen. Hier ist kein Phönix aus der Asche alter Gedanken neu und siegreich zum Himmel geflogen. Sinclair wandelt die bekannten Ideen in der schon zum Überdruß bekannten Form ab. Er gruppiert die Verderbtheit der Reichen der großen Welt jenseits des Wassers und die gläubige Erwartung der Arbeitermassen nach einer besseren, weniger beschwerlichen Zukunft um das Schicksal eines jungen Industriemagnaten. In der Manier von „König Kohle" wird dieser eine Gerechte aus dem glänzenden Reich der Dollarmillionäre überzeugter Anhänger des Marxismus und bekräftigt so beiläufig seine Weltanschauung durch eheliche Verbindung mit einer jungen Sozialdemokratin jüdischen Blutes. Auf 638 Seiten verleugnet Sinclair nirgends seine journalistische Abstammung. Er ist immer auf Sensationen aus. Zeitereignisse wie Präsidentenwahl und Petroleumskandal werden ebenso in den Gang der Handlung einbezogen wie Rundspruch und die modernsten Errungenschaften der Technik. Aber von diesem breiten Hintergrund heben sich seine Figuren nicht ab. Der Journalist mit seinem regen Sinn nach Aktualität hat nicht die Muße, sich mit seinen Gestalten liebevoll zu befassen. Er scheidet sie in gute und schlechte nach seiner Art: „100 Prozent", er stellt sie zumeist in irgendeiner Verzerrung ihres Wesens vor. Kein abgerundetes Bild der Charaktere läßt diese Schatten von Menschen uns näherkommen. Liebe, Haß oder Mitgefühl schwingen bei ihrem Erleben nicht mit in unseren Herzen. Ein Verstand war hier am Werk, kein Dichter, einer, der Geld verdienen will und nicht dazu kommt, sich in der Hast des amerikanischen Lebens auf sich selbst zu besinnen.

Wien — Gustav Braun

Eine amerikanische Tragödie. Roman. Von Theodore Dreiser. Übersetzt von Marianne Schön. Wien 1927, Paul Zsolnay, 3 Bde. 336, 376, 416 S.

Theodore Dreiser erreichte 1926 mit seinem umfangreichen Roman „An American Tragedy" eine unbestreitbare Höhe seines Schaffens, ohne daß man deshalb nötig hätte, ihn durch unmögliche Superlative in Verlegenheit zu setzen. Er ist seit „Sister Carrie" (1900) und „Jennie Gerhardt" (1911) als Romanschreiber innerlich und technisch gewachsen. Was immer seine Stärke war, nämlich psychologische Eindringlichkeit und soziales Einfühlungsvermögen, das ist jetzt zur Kunst gereift. Seine Schwächen: stilistische Schwerfälligkeit und journalistische „Reportage" treten in dem Rahmen einer großangelegten Menschentragödie ganz zurück; sein Roman ist stets interessant, voll Lebensbeobachtungen und eindringlicher Menschendarstellung, und alles ist durchglüht von der Liebe des sich selbst in seinem Stoff vergessenden Romandichters. In seinem Denken der hoffnungslose problematische Deutsche, der kein Problem recht eigentlich zu Ende denken kann, in seiner Methode eine Art verspäteter Nachfolger Zolas, so ist Dreiser heute einer der wuchtigsten Schriftsteller des modernen Amerikas.

Als „amerikanische Tragödie" wird die Irrjagd nach dem Erfolg aufgefaßt und in der Entwicklung einer schwachen Seele gezeichnet. Clyde Griffith wird vom Ehrgeiz nach oben gerissen, von seinem ebenso ungezügelten Triebleben dagegen unten gehalten. Er gerät zwischen zwei Frauen, die seinen Zwiespalt versinnbildlichen, und sieht nur im Mord einen Ausweg. Er verursacht den Tod seiner ersten Geliebten, ohne den Mord buchstäblich zu begehen, wird aber als Mörder hingerichtet. War er schuldig? Eine ganze Reihe schwieriger Fragen wird berührt, viel Zustandsschilderung gegeben und amerikanische Gesellschafts- und Kulturkritik, und das alles neben der einfachen und oft unvergeßlich erzählten Geschichte eines verwirrten Menschenherzen.

Marianne Schöns Übersetzung ist lesbar und macht einen sehr guten Eindruck, nach Stichproben zu urteilen.

Berlin — Friedrich Schönemann

Manhattan Transfer. Der Roman einer Stadt. Von John Dos Passos. Mit einem Vorwort von Sinclair Lewis. Übersetzt von Paul Baudisch. Berlin 1927, S. Fischer. 456 S.

Selbst wenn man mit Sinclair Lewis' Vorwort nur teilweise übereinstimmt, muß man doch in der Hauptsache seiner Meinung sein, daß „Manhattan Transfer" vielleicht das erste Buch ist, in dem das wahre Manhattan steckt. Freilich darf man sich nicht so weit überreden lassen, daß man nun etwa „den neuyorker Roman" proklamiert; der ist so unmöglich wie „der" londoner oder „der" berliner oder gar „der amerikanische Roman". Man kann Dos Passos loben, ohne seine Vorgänger wie Howells oder die Wharton herabzusetzen. Dos Passos' Technik ist ähnlich wie bereits in den „Drei Soldaten" die des Nebeneinander, die wir seit Gutzkow kennen und in Walter von Molos „Das Volk wacht auf" interessant finden, wenn uns auch die Grenzen dieser Erzählertechnik einleuchten. In der amerikanischen Moderne neigt besonders Sinclair Lewis dazu, wenn auch nur zur Ausschmückung seiner großen satirischen Gemälde. Wir leben in einer Art internationaler Angst vor dem Ein-Helden-Roman, die wir hoffentlich bald wieder überwinden. „Manhattan Transfer" ist ein fesselnd interessantes, starkes Buch mit echtem Leben und der dazugehörigen menschlichen Fülle. Selbst im Großstädtisch-Fragmentarischen sind seine Gestalten lebendig. Der Reiz des Skizzenhaften, der die „Drei Soldaten" auszeichnete, findet sich hier auch neben der großen Anlage des wahren Romans. In Einzelheiten, besonders Wiederholungen mancher Motive tut der Verfasser leicht zuviel und damit der künstlerischen Wirkung Abbruch. Alles in allem aber erkennt man in „Manhattan Transfer" einen großen Fortschritt des Erzählers und Lebensgestalters Dos Passos, der zu den besten Hoffnungen in der modernen amerikanischen Literatur überhaupt berechtigt.

Die Übersetzung des vorzüglich ausgestatteten Bandes ist gut lesbar bis auf die eine oder andere schlechte Angewohnheit, z. B. die Übertragung von „I guess" in „schätze" ist ein wirkliches Greuel vorm Geist der deutschen Sprache und durch nichts zu rechtfertigen.

Berlin — F. Schönemann

Im australischen Busch. Roman. Von Rolf Boldrewood. Aus dem Englischen übertragen von Hans Joachim Freiherr von Reitzenstein. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 367 S. (Der Abenteuer-Roman.)

Dick Marston, Pferdedieb, Goldgräber und Buschräuber, benutzt die letzten Wochen vor seiner Hinrichtung, um zu erzählen, wie sauer unehrliches Brot verdient werden muß. Der Bericht wirkt durch seine schlichte Sachlichkeit; der Erzähler macht sich nicht zum Helden, verzichtet auf jeden Schimmer falscher Romantik und läßt doch ahnen, wie verkehrtes Ehrgefühl, Freude am ungebundenen Leben, Lust am kecken Spiel mit der Gefahr zwei eigentlich brave Jungen auf die schiefe Bahn bringen, nachdem der erste Schritt auf das böse Beispiel des Vaters hin getan ist. Daß es mit dem Hängen doch nicht ernst wird, sondern daß der reuige Sünder

die Möglichkeit zur Umkehr erhält, ist dann um so erfreulicher. Den Hintergrund der Erzählung bildet das Australien der Mitte des 19. Jahrhunderts, die Zeit der ersten Goldfunde und damit des Beginnes des Aufstiegs der Kolonie zum Staat; der Charakter erinnert an Gerstäckers beste Leistungen, vermeidet aber dessen allzu romanhaftes Beiwerk. Also tüchtige und gesunde Lektüre; besondere Nervenreize darf der Leser freilich nicht erwarten. Die Übersetzung ist allem Anschein nach gut.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Dochte von Macassar. Südsee-Novellen. Von John Russell. Hannover, Adolf Sponholtz. 185 S.

Auf der inneren Seite des Schutzumschlages stehen empfehlende Worte, und der seltene Fall liegt vor, daß man diese Anpreisung (es handelt sich freilich auch um ein Urteil des kürzlich tragisch aus dem Leben geschiedenen H. G. Scheffauer) wörtlich hierhersetzen könnte. Das sind wirklich glänzende Geschichten aus dem wilden und verworrenen Leben der tropischen Küsten, meist von grotesker Tragik, manchmal auch von ebenso groteskem Humor. Der Ton liegt auf dem unerhörten Geschehen, seine Träger sehen wir nur als Typen des Menschengeschlechts, das der liebe Herrgott oder die Abenteuer- und Gewinnlust des weißen Mannes in diese Paradiese hineinversetzt hat — auch so kann gelegentlich eine Persönlichkeit eindrucksvoll hervortreten wie etwa im „Verlorenen Gott", einer auch durch die Erzählertechnik hervorragenden Geschichte. Zwar findet der Verfasser vorläufig noch nicht immer die beste Einkleidung seines Stoffs (so in der Titelnovelle oder im „Roten Mal"; hier und dort ist der Erzähler ungeschickt gewählt); aber trotz solcher kleinen Anstöße haben wir alle Veranlassung, der Übersetzerin (Lisa H. Löns) wie dem Verlage dafür zu danken, daß sie uns die Bekanntschaft mit diesem neuen Meister der short story vermittelt haben.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Löwin. Ein marokkanischer Roman. Von Ferdinand Ossendowski. Deutsch von C. H. Pollag. Dresden 1927, Carl Reißner. 162 S. M. 3,— (4,50).

Es ist fast still geworden um Ossendowski, nachdem er noch vor fünf Jahren die gelehrte und Laienwelt, das Publikum aller Erdteile fiebrig erregt hatte. Seine letzten zwei Afrikabücher bewegten die unzuverlässige, treulose Menschheit kaum noch. Und sein drittes Afrikabuch? Auch dieses wird nur noch im Kielwasser seiner ersten Abenteuerwerke mittreiben. Er hat endlich seine wahre Form gefunden: den Roman. Er besteht nicht mehr auf Erlebnistreue und Dokumentenechtheit: er gibt zu: Roman. Wenn auch die Fabel zusammengebraut sein mag aus umgehenden Anekdoten. Schließlich benutzt er sie nur, um an ihr Afrika selbst zu entfalten, Marokko in seinem wunderbaren Gemisch von uraltem Kult und heutiger Verderbnis, von Heiligkeit und Verruchtheit. Bedarf es noch der Erwähnung, daß er glänzend schildert? Ob Markt in Marrakesch, Lager Abd el Krims, Atlasschluchten, Tempeldienst: das alles blüht farbig, lärmend, atmosphärisch überzeugend aus bedrucktem Papier. Die Fabel geht uns wenig an: diese Geschichte zweier Liebenden; die Frau als Sklavin verkauft, in einem Freudenhaus niederster Ordnung dienend; der Mann Räuber, Flüchtling, Schlangenbeschwörer, Soldat. Aber beide sind nur Mittel, ein geheimnisreiches Volk und Land darzustellen. Und das gelingt. Als Roman ist das Buch zu wenig spannend, zu primitiv. Aber sein Rankenwerk bildet seinen Reiz und Wert.

Berlin — Kurt Münzer

Wir treiben in Nacht! Roman. Von J. Lombard. Aus dem Französischen übersetzt von Else Baronin Werkmann. Minden 1927, J. C. C. Bruns. 248 S.

Gegen Ende dieses Romans geht ein Petroleumgebirge in Flammen auf, und der regierende Lord, bitte, der im Roman regierende Lord, fährt mit seiner Gesellschaft im Flugzeug darüber weg. Das heißt wahrhaftig in der Nacht ein Licht aufstecken, heißt in den Regionen des Geistes schweben. Der Roman — die Sorte, welche Lombard, Dekobra u. a. vertreiben — hat, dank der modernsten Errungenschaften, das Herrschgebiet Alexanders überschritten und den Machtkreis Roms erfüllt: er zieht von Schottland, wo das Feudal- und Ahnenschloß am düsteren See ragt, nach Biarritz, dem Mittelmeer, Baku, Turkestan. Highlife, äußere Politik, englische Ölinteressen, Machenschaften der Sowjets. Immer und nur auf den Höhen der Menschheit. Und die letztere natürlich in ihren ausgefallensten Exemplaren gezüchtet. Ob man das Ganze hinterher mit Dekobra „La madone des sleepings" oder mit Lombard „La route obscure" nennt, macht keinen Unterschied. Nur gewiegte Kenner schmecken durch, daß Dekobra das Aroma in der Vollendung trifft. Sonst wird die Masse nach demselben Rezept angerührt.

Thüngen i. Unterfr. — Georg Ransohoff

Renée Néré. Das Schicksal einer Frau. Roman. Von Colette. Aus dem Französischen übersetzt von Rosa Breuer-Lucka. Wien 1927, Paul Zsolnay. 349 S.

Colette hat keine Furcht vor dem Häßlichen, sie ist schonungslos, scheut sich nie, ihren Gestalten das Wort in den Mund zu legen, das bis zum letzten enthüllt, sie spart nicht die Geste, die bloßstellt und verrät. Darum stehen Menschen und Dinge so krud-eindeutig da, bis auf den Grund erkennbar. Aber Colette ist nicht nur eine unerschrockene künstlerische Könnerin, sondern darüber hinaus ein künstlerisches Temperament. Sie setzt eine Vehemenz hinter ihre Schöpfungen, ein Unerbittliches, das diese nicht mehr losläßt; bei diesen Figuren hat man nur selten den Eindruck, daß mit ihnen Roman gespielt wird, sondern die meisten sind alltags-, schicksalsecht und müssen ihre Straße gehen. Das gilt auch von der Heldin des vorliegenden Buchs. Renée Néré ist die Frau, welche zu altern anfängt und sich Rechenschaft davon ablegt — ähnlich wie Léa in „Chéri". Doch die Kurtisane in ihrem buntschillernden Kreise blieb immer noch zu sehr Genießerin und ihrem Milieu verhaftet, um ganz traurig wirken zu können. Auf Renée lastet Entsagung, sie ist eine Einsame, Schriftstellerin nach Anlage, gewohnt, in sich zu bohren, was sie empfindet, zu vertiefen. An der ersten Enttäuschung in ihrer Ehe hat sie gleich so viel innere Einbuße erlitten, daß sie nicht wieder hochkommt; daß sie zu klar sieht, zu einsichtig geworden ist, um noch an ein neues dauerndes Liebesglück der Alternden zu glauben. Darum Verzicht und Betäubung, als vagabonde, auf hastigen Künstlerfahrten. Fast monologisch, in Tagebuchaufzeichnungen, wird das mit reifer Feder, schmerzlich und verweilend, ausgetragen.

Thüngen in Unterfr. — Georg Ransohoff

Der Boxer und die Lady. Roman. Von Louis Hémon. Deutsch von Georg Schwarz. München, Drei Masken Verlag. 298 S.

Louis Hémon, der jung gestorben ist, hat den Ruf hinterlassen, daß er Zeit seines Lebens ein Verschlossen-Suchender war. Sein Weg hat ihn auch nach Kanada geführt, von dessen französischen Kolonisten im hohen Norden er in „Maria Chapdelaine" eine Schilderung gegeben hat, die sich durch

ihre Schlichtheit aufzwingt. Hier ist das Wort, karg und schmucklos, durchaus in den Dienst der Sache gestellt. Das Buch wirkt überzeugend redlich, es ist achtbar, selbst wenn man das Talent darin nicht eben als etwas Außergewöhnliches ansprechen kann. — Auch in dem vorliegenden Roman, im „Boxer und der Lady" steckt gewiß viel ernste Beobachtung. Es mag Mühe gekostet haben, allein die technische Grundlage zu bewältigen; und die unterschiedliche Darstellung des englischen und französischen Ringkampf-Publikums zielt auf volkspsychologische Charakteristik ab. Doch was darüber hinaus als Roman figuriert, das Intermezzo der Aristokratin mit dem Kraftmenschen, ist oberflächlich, roh und dürftig, ist eine Verirrung, die dem Zeitgeschmack zur Last fällt.

Thüngen i. Unterfr. Georg Ransohoff

Onkel Angiël. Von Panait Istrati. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von O. R. Sylvester. Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 242 S. M. 4,— (6,—).

Den Breiten nach ist das die Gegend, die man vor fünfzig Jahren als „Halbasien" kennengelernt hat; aber wieviel wilder, greller, in ihrer leidenschaftlichen Blöße korrupt und unbefangen, verworfen und abgründig tief, sengend schwül oder faulig, strömen diese brünstig heißen Erzählungen des Gräko-Rumänen hin! Er schreibt es sich vom Leibe, aus demselben Blut, das in seinen Gestalten pulst. Er gehört zu ihnen, hat Rasse im Federstrich. Dieses zweite Bändchen, das die „Geschichten des Adrian Zograffi" fortsetzt, steht künstlerisch noch über dem früheren. Eine Gestalt wie den Onkel Angiël hat Istrati vordem noch nicht gehabt: ein Koloß in phantastischem Aufriß, grausig zwischen Tragik und Humor.

Thüngen i. Ufrk. Georg Ransohoff

Bella. Roman. Von Jean Giraudoux. Deutsch von Efraim Frisch. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 183 S. Geb. M. 6,—.

Wir kennen Giraudoux schon von „Siegfried et le Limonsin" her als einen weltmännisch gerichteten, sprühend geistreichen Kopf, der sich auf die Selbständigkeit seiner intellektuellen Haltung, auf seine intime Unabhängigkeit etwas zugute tut und verstandesmäßig überlegen, wie er ist — man verzeihe den Ausdruck —, gern am eigenen Witze schmort. Ganz gewiß kein langweiliger Umgang; schon eher wird er manchmal eintönig, wenn er immer nur dieselbe Saite seines Instrumentes spielt. Das ständige Witzgeplänkel lichtert über Menschen und Dinge hin, ohne ihnen auf den Grund zu reichen.

In der „Bella" der gleiche elegante Schliff des Worts, doch aggressiver diesmal, bis zur Schärfe des Pasquills. Giraudoux läßt seine satirische Laune an Zuständen und Personen der hauptstädtischen Amtswelt aus. Die Kundigen haben dahinter den Kampf, das Machtringen zwischen den Berthelots und Poincarés erkannt. Die brillierende Bosheit und das stimulierend Persönliche haben dem Werkchen einen Sensationserfolg bereitet. Es nennt sich „Roman", obwohl die romanhafte Einkleidung nicht seine eigentliche Stärke ausmacht. Manches ist fein konturiert, die beginnende Liebesgeschichte von kunstvoller Enthaltsamkeit; nichts ist banal, aus dem Bestand verbrauchter Motive entnommen; im Gegenteil, das einzelne ist immer interessant, mit eigenen Augen durchaus geistreich erschaut, erlebt. Nur die Schürzung zur romanhaften Einheit ist vernachlässigt, oder es fehlt der Griff des dichterischen Zusammenhalts. In dem Moment, da das Pasquill seinen Zweck erreicht oder ausgetragen hat, ist für den Autor auch der Roman abgetan, packt er zusammen oder läßt alles zusammenklappen. Das persönliche Stoffliche und die blendende Form sind das Entscheidende. Alles wieder durchsättigt, ja übersättigt mit Geist — auch die Gestalten in ihrer antithetischen Absichtlichkeit. Manchmal, gar nicht selten übernimmt sich der Esprit, er will den Ausdruck zu sehr sublimieren, überspannt ihn ins Gesuchte: „Das Wort ... dieses Geräusch des Gedankens" ... „Arme von einer schönen Flügelweite ... Es war ein idealer Galgen, um darauf die Reiher, die Schwäne zu kreuzigen." So kommt es vor, daß der Stil vor lauter Pointe und Spielerei ins Fade verschlägt. — „De l'esprit partout!" Das alte Leidwesen bei denen, die im schöngeistigen Frankreich zu viel davon haben. Zugleich die Stärke und die Begrenzung in der Veranlagung Giraudoux'.

Thüngen i. Unterfranken Georg Ransohoff

Entsetzen. Roman. Von Maurice Level. Deutsch von Georg Schwarz. Berlin 1926, Neue Berliner Verlagsgesellschaft. 182 S.

Kein Kunstwerk, keine Leistung von psychischer Tiefe, aber ein Beweis von Geschick und darstellerischem Talent — ein Kriminalroman, der auf einer absonderlichen Idee beruht und sie spannend bis zum Äußersten durchführt. Das Grauen, das diesen Experimentator in der Welt des Verbrechens vor seiner selbst gelegten Schlinge erfaßt, ihn verstrickt, ihn hilflos ausliefert, ist mit einer gewissen Geistigkeit fühlbar gemacht. Im letzten Moment dann, auf der letzten Seite der erlösende Umschwung, und wieder mit einem Anstrich psychologischer Möglichkeit. Wer das Genre liebt, wird auch diesem Buch etwas abgewinnen können. Bei verwöhnten Gaumen mag es anders sein.

Thüngen i. Unterfranken Georg Ransohoff

Der Mann mit den 100 PS. Roman. Von Pierre Frondaie. Deutsch von Grete Reiner-Straschnow. Berlin, Ullstein. 308 S. M. 3,—.

„Ein glühender Liebesroman, der in alten Schlössern und Modebädern der modernen Welt spielt" — so auf dem Titel zu lesen. Was kann man mehr verlangen? Die Kritik steht entwaffnet da. Was hätte sie dagegen einzuwenden? Höchstens kann sie noch aus dem Text zitieren: „Ihr Körper hob sich aus einem Kleid, das einer aufbrechenden Blüte glich. Diamanten rieselten an ihr herab wie Tau. Zu ihren Füßen gekauert, nähte die Zofe eine Perle an ihren Rock fest." Das Weitere entsprechend: Gefühle und Sensationen so überschüssig wie Diamanten. Man fragt sich, was den Verlag veranlaßt hat, solche Ware zu importieren? Ein solches Buch kann nur den einen Erfolg haben, daß das Publikum darauf hereinfällt. Das Buch ist weder drei Mark wert, noch die Zeit, die man darüber verliert.

Thüngen i. Unterfranken Georg Ransohoff

Kleinstadt. Von Claude Anet. Deutsch von Georg Schwarz. Leipzig-Wien 1927, C. Weller & Co. 273 S. M. 3,50 (6,—).

Auch Anet hat Besseres geschrieben, als diese willige Mache aus Schalem und Drogiertem ohne jeden Anspruch auf Künstlerisches. Literarisch kleinbürgerliche Instinkte kommen auf ihre Rechnung.

Thüngen i. Ufrk. Georg Ransohoff

Die Einöde der Liebe. Roman. Von François Mauriac. Übertragen von G. Cramer. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 177 S. In Leinen M. 5,50.

Der Einfluß Marcel Prousts ist zwar unverkennbar, aber das Buch hat gleichwohl seine eigene Feinheit und Originalität, mehr Feinheit als Kraft, dann und wann werden die Grenzen dieses Könnens fühlbar. Das zeigt sich gleich im Titel, der, prätentiös sentimental, den Gehalt des Romans doch nicht recht herausbringt. Dabei ist „Einöde der Liebe" übrigens eine gar zu buchstäblich steife Umdeutschung des „désert de l'amour". Ob „Einsamkeit in der Liebe" besser wäre? Das schmarrenhaft Gefühlvolle in dieser Wendung würde dem französischen Ausdruck wohl einigermaßen kongruent sein. — Den Gestalten, so selbständig interessant sie erschaut, in ihren organischen Wandlungen erfühlt sind, fehlt ein letztes zur völligen Rundung. Aber die Nebenfiguren sind mit knappen Strichen ganz lebensecht hingestellt. Was dem Buch zur Vollendung abgeht, ist das Zwingende des genialen Zugriffs. Es tritt alles zu reflektiert heraus, statt daß es plastisch für sich dastünde. Es liegt eine Besinnlichkeit über dem Ganzen, die Vorzug und Mangel zugleich ist.

Thüngen i. Ufrk. — Georg Ransohoff

Schloß Esterhazy. Roman. Von Jean Cassou. Aus dem Französischen von Rose Richter. Wien 1927, J. Herz & Cie. 161 S. M. 4,50.

Die musikalische Phantasie eines neuen Gérard de Nerval. Eines, der Schubert und Beethoven kennt und die Sonatinen von Anton Diabelli und aus Diabelli eine Figur seines in sechs „Träume" zerfließenden, von einem „Intermezzo in realistischer Manier" und einem „Melodrama" unterbrochenen lyrischen Romans macht. Aus der Beethoven-Literatur hat er das Schloß Esterhazy. Aus der Schubert-Literatur das Wien des Biedermeier. Schubert selbst wird sichtbar, mit seiner Brille und seinem schlecht sitzenden Anzug, und in seiner Stube, zwischen Noten und Veilchensträußen; und er, der Scheue, verliebt sich in Fräulein Lina. Beethoven tritt nicht auf, aber der wienerische „Pompe-funeberer", der ihn bestatten hilft, und eine Illusionsgestalt, die Kunde von seiner Welt in den Bierkeller hinabbringt, die „elysische Tochter", die „üppige Riesin", die Freude. Seiten aus dem „Werther" schaltet Cassou ein und Reminiszenzen an E. T. A. Hoffmann: den Fremden mit der weißgekleideten Tänzerin, die „verrückt" ist, die eine Puppe zu sein glaubt; den Fremden, der den blau geäderten Antiphantasmolithen in der Vitrine gewahrt und die Scheibe zertrümmert. Lavendelgeruch und leise Kammermusik, die ein Wien-Enthusiast nicht von 1827, sondern von heute mit Zärtlichkeit arrangiert hat.

Berlin — Paul Wiegler

Kurdische Nacht. Von Jean-Richard Bloch. Übertragung von Paul Amann. Zürich 1928, Rotapfel-Verlag. 321 S. Geb. M. 8,—.

Romain Rolland, der in Bloch eine der großen Hoffnungen, ja die große Hoffnung der neueren französischen Literatur sieht, hat die nuit Kurde das zweite Meisterwerk des Vierzigjährigen genannt, an ihr „die flüssige, brennende Luft, die reine Linienführung, die stolze Umrißschärfe, die pfeilhaft schwirrende, sich einbohrende Sprache" bewundert. Bloch selbst sagt von seinem asiatischen Roman: „Bloßer Austritt einer ungebundenen Seele, die aus Raum und Zeit vorschießt, um ihresgleichen zu begegnen." Er beruft sich auf seine östlichen Affinitäten, auf seine intime Zugehörigkeit zu jener fernen Rasse und heißeren Sonne — zu den „uralten Klängen" ... „des Kontinents der Leidenschaft". Und wieder Romain Rolland bezeugt ihm, daß heute kein zweiter so wie er, der Jude, „die harmonische Durchdringung" des Orients und Okzidents vollzogen habe. Die kritische Schicklichkeit gebietet, diese illustre Stimme, ihr Urteil zu verzeichnen — auch wenn wir bescheiden beifügen müssen, daß auf uns Fernstehende weder die nult Kurde noch die Persönlichkeit ihres Dichters eine faszinierende Wirkung auszuüben vermochte.

Thüngen i. Ufrk. — Georg Ransohoff

Die rote Steppe. Novellen. Von Joseph Kessel. Aus dem Französischen von Fritz Pasternak. Stuttgart 1927, Julius Hoffmann. 170 S.

Einer, der viel gesehen hat und das Geschaute und Erfühlte zu gestalten vermag. Die Académie Française hat es ihm bestätigt, indem sie ihm für diesen Novellenband ihren großen Romanpreis zuerkannte. All diese Szenen aus dem großen Tollhaus des Ostens wissen das Grauen, das sich von dort aufhebt, bildhaft zu fassen; da ist nicht eine, die sich nicht zum Erlebnis rundet, zu einem Schicksal, das auf noch furchtbar Größeres, erbarmungslose Vergewaltigung aller, hinführt. Man steht immer unter demselben atmosphärischen Druck und atmet eine Luft, die Entsetzen in sich trägt.

Thüngen i. Ufrk. — Georg Ransohoff

Der Pfarrer vom blühenden Weinberg. Von Felix Timmermans. Deutsch von Peter Mertens. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 189 S.

Dieser Roman gehört nicht zu den stärksten Leistungen Timmermans'. „Pallieter" strotzt von anderer Fülle, trinkt das Leben in volleren Zügen; „Jesuskind" und so manche der Legenden haben ihre lächelnd schalkhafte Innigkeit, der nichts wieder gleichkommt. Aber „Der Pfarrer vom blühenden Weinberg" bleibt immerhin ein liebenswürdiges Buch, von goldenen Humoren angesonnt, etwas bläßlich, etwas weihrauchschwül. Daß ein blühendes Menschenkind schwindsüchtig werden und sterben muß, damit der Geliebte, ein Ungläubiger, den Weg zur Taufe finde — es gibt verstockte Herzen, die darüber noch nicht eitel Genugtuung und dichterische Befriedigung empfinden.

Thüngen i. Unterfr. — Georg Ransohoff

Die blinden Herrscher. Ein Roman um Rasputin. Von Joseph Kessel und Helene Iswolsky. Aus dem Französischen übertragen von R. und B. von Ungern-Sternberg. Stuttgart 1926, Julius Hoffmann. 300 S. M. 4,80 (6,50).

Der Vorzug dieses Romans ist, daß seine Verfasser mit den geschichtlichen Vorgängen und sozialen Verhältnissen, die sie darzustellen haben, wirklich vertraut sind und daß sie nicht Sensation machen wollen, sondern ehrlich bemüht sind, wie es im Vorwort heißt, „den akuten Zersetzungsprozeß eines weiten und mächtigen Reiches wahrheitsgetreu zu schildern". Das ist aber auch alles, was sich zu ihrem Lobe sagen läßt. Wenn sie sich — ich zitiere das Vorwort weiter — dann noch vermessen, „die inneren Ursachen eines Zusammenbruchs ohnegleichen nach Möglichkeit zu begreifen und begreiflich zu machen, das Antlitz des Schicksals zu entschleiern, das über den Völkern waltet", so haben sie sich entschieden zu viel zugemutet. Über eine gewissenhafte Darstellung der äußeren Geschehnisse kommen sie nicht hinaus,

und es wäre besser gewesen, auf alle „psychologischen" Exkurse und „dichterischen" Zutaten zu verzichten.

Leipzig — Arthur Luther

Mark und Margot. Ein Tierbuch. Von L. Pegaud. Berlin, Bong & Co. Geb. M. 7.–.

Das Buch selbst besteht aus mehreren Tiergeschichten, die ebenso ungleich in ihrer Länge wie in ihrer Güte sind. Die beiden Geschichten von „Mark", einem Steinmarder, haben viele Fehler biologischer Art: der Steinmarder ranzt nicht im Frühling, sondern im Februar (der Baummarder gegen Ende Januar), nährt sich wenig von Waldvögeln, lebt wenig im Walde, stöhnt nicht bei Schmerz usw. Auch sonst hat diese Geschichte eigentlich wenig „Pointe". Steinmarderaugen sind auch nicht rot. Bussarden fällt es nie und nimmer ein, einen Marder anzugreifen und diesem nicht, sich in der Luft in das Bussardherz zu „fressen". Sela.

Die folgende Elstergeschichte hat mitunter etwas undeutlichen, zum Teil unklaren Text, trotz der anscheinend guten Übersetzung. Sie erscheint recht lebenswahr und lebenswarm und ist zweifellos gut beobachtet und prächtig mitempfunden. Sie („Margot") ist die beste im ganzen Buch. Doch eines noch: Pulverrauch riecht keine Elster, denn Vögel haben keinen Geruchsinn! Traurig, aber famos geschildert ist „Margots" Ende. — Die anschließende Eichkatergeschichte, die eigentlich nicht viel sagt, ist recht nett und frisch. Besonders hier kommt die Güte der Übersetzung, die sich in der Marder- und Fuchsgeschichte leider vulgärer Ausdrücke bedient („Maul", „Pfoten", „Riecher" usw.) zur Geltung und macht dem Übersetzer, Adolf Heilborn, alle Ehre. Die Hasengeschichte ist künstlerisch gut, doch glaube ich, daß der Hase in Wirklichkeit nie von blutdürstig-bösen Kaninchen zerbissen wird. Der Hase meidet die quecksilberigen Kaninchen und verläßt häufig Kaninchengegenden. Jedoch ich lasse hier „dichterische Lizenz" gelten, gebe auch zu, daß gelegentlich kleine „Susammenstöße" vorkommen mögen. Junge Häsinnen werden zweifellos von Kaninchenrammlern belästigt und mitunter beschädigt. Die Maulwurfgeschichte steht dichterisch hoch und ist anschaulich geschrieben.

Die an sich hübsche, recht poetische Fuchsgeschichte hat wiederum biologische Mängel und Unwahrscheinlichkeiten, von denen sich scheinbar die meisten Ausländer nicht freimachen können.

Zum Schluß Froschgeschichte mit Schlange, Raubvogel und Froschluftreise. In jeder Weise allerliebst geschildert. Sperber fressen aber keine Schlangen. Alles in allem: aus diesem Buch ließe sich, wenn man gewisse Fehler und kleine Übersetzungsmängel ausmerzte, viel machen, sehr viel sogar. Es ist ein ansprechendes Werkchen, das aber inhaltlich und sprachlich nicht an Jack London oder Fleuron heranreicht, geschweige denn an Löns. Noch lange nicht.

Zehlendorf-Berlin — Egon von Kapherr

Jahrmarkt der Gescheiten. Roman. Von Pio Baroja. Deutsch von Elisabeth Wacker. Romane der Welt. Berlin, Th. Knaur Nachf. 324 S. Geb. M. 2,85.

Baroja ist in Spanien bekannt durch seine kaninchenhafte Fruchtbarkeit, wobei ihm nachgesagt wird, jeder neue Roman sei im Grunde ein Abklatsch des stets vorhergehenden. Man bemängelt seinen saloppen, reporterhaften Stil, die indolente Technik, seine unbändige Schwatzhaftigkeit, die vom Hundertsten ins Tausendste kommt. In der Tat, wie toll springt er um mit Zeit, Ort, Handlung, mit Personen, Ideen, schweift er immer wieder ab von der Fabel, die überall frisch versickert, biegt er Charaktere um, aller gesunden Logik spottend. Hier ein Musterbeispiel schlimmster Sorte: man lese bloß diesen schwachen Roman. Da kehrt so ein junger Spanier, der in England zur „Tüchtigkeit" erzogen worden, heim in seine Vaterstadt, um dort einfach tüchtig zu verlottern. Er entdeckt, daß er einem Lottermilieu entstamme, ergo: spielt, sauft und rauft er, treibt er sich mit Verbrechern und Dirnen herum, begeht er Verrat, Betrug, Treulosigkeiten — kurz, Schurkenstreiche sind ihm Alltagsbrot. So bringt er es schließlich noch bis zum Abgeordneten. Na, ich denke, für diesen ehrenwerten Repräsentanten wird sich jeder rechtschaffene Spanier bedanken. Baroja hat gewiß auch weit Besseres schon geschrieben; dieses Buch erweist leider nur seine Schwächen.

Wien — Martin Brussot

Die gefesselte Wildnis. Roman eines zoologischen Gartens. Von Svend Fleuron. Deutsch von Thyra Jakstein-Dohrenburg. Jena 1927, Eugen Diederichs. 208 S. M. 3,– (5,–).

Ein neuer Fleuron! Das genügt heut — bis in Leihbibliotheken, Provinz und Landgut. Er ist längst durchgedrungen, er wird auch noch von denen gelesen, denen das Tier stumm blieb; denn bei ihm bekommt es die Stimme, die noch der Taube hört. Bei Fleuron wird die Idee des Tieres Gestalt, es wird in seinen Büchern sichtbarer als unserem Auge das lebendige. Und wenn wir hier mit ihm den zoologischen Garten durchwandern, so fallen die Gitter, und Aug in Aug mit dir steht das wahrhaftige tierische Tier, die Wildnis selbst, die entschleierte Natur, Gott ... Gott in seiner letzten Zuflucht: im Tier.

Berlin — Kurt Münzer

Die Juwikinger. Roman. Von Olav Duun. 1. Band. Per Anders und sein Geschlecht. Deutsch von Sandmeier und Angermann. Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 573 S. M. 7,50 (10,–).

Was bei uns jedes Jahrzehnt nur einmal hervorbringt: ein episches Werk von homerischem Ausmaß, wenn auch nicht Gehalt — das produziert das skandinavische Schrifttum leichter und häufiger. Und kaum ist uns die Undset gewonnen, so schenkt man uns den oben längst bekannten und bewunderten Duun, der in zwei gewaltigen Bänden die Schicksale eines Bauerngeschlechts aufrollt — mit der Breite, Schwere und Eindringlichkeit, die seinen Menschen kongruent ist. Alles, was man das Novellistische nennen könnte: in Erfindung, Fabel und Darstellungsfluß — fehlt. Die Begebenheiten werden fast unsichtbar unter der Ausführlichkeit der Erzählung, der Schilderung. So daß dem Buch alles Spannende, stofflich Erregende, sinnlich Reizvolle abgeht. Es verlangt fast den Leser von gestern, so sensationslos ist es; jedenfalls verlangt es außer Zeit einen besinnlichen Ernst und stoffliche Genügsamkeit, daß man fragen könnte: wo ist das Publikum, das derlei aufbringt? Wird es wohl an ihm versagen und blamabel dastehn vor diesem Roman? Ich fürchte fast. Und es wäre schade um dieses Buch, das zu schreiben eine so seltene Kraft der Gesinnung und Darstellungskunst erfordert, eine Hingabe, für die Charakter so notwendig ist wie Genie. Es ist gewiß kein Buch, in das man sich verliebt, oder das man liebt, oder das in anderer Form Lebensbesitz wird. Aber es ist das gute Buch! Für manches Ohr klingt das wie Todesurteil — und soll doch gerade das Gegenteil sein! Vieles, was wir lieben, wird mit uns sterben, indes dieses ungeliebte Buch noch leben wird. Denn es ist

eine wahrhafte — in Wort und Empfindung wahrhafte — Chronik vom skandinavischen Bauern, die Saga vom ewigen Fjord, eine Geschichte der nordischen Natur, deren Menschengeschöpfe erdverbund.ner und kreaturhafter sind als sonstwo. Es ist viel weniger ein Roman als ein Kulturdokument, ein Stück Menschheitgeschichte, in der das Einzelleben unwichtiger ist als das Urmächten gehorchende Geschick der Gesamtheit. Es wäre näherliegend, Duun mit Reymont zu vergleichen als mit der Undset, wie man es oben tut. Duuns Menschen sind so natur- und nationbedingt, daß man oft nicht die menschliche Verständigung mit ihnen findet. Aber die Volkheit, die sie bilden, geht uns bei Duun stärker und tiefer auf als sonst bei irgendeinem. Das Individuum sagt uns wenig, aber das Buch im ganzen viel. Es wird leider kein Gewinn fürs Publikum sein, aber ein Schatz in deiner und meiner Bibliothek.

Berlin — Kurt Münzer

Die von Sneckenström. Roman. Von Marika Stjernstedt. Deutsch von Rhea Sternberg. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 316 S.

„Sie ist neben Sigrid Undset wohl die populärste Schriftstellerin in Schweden. Von der schwedischen Presse erst leidenschaftlich umkämpft, hat sie den künstlerisch einwandfreien und menschlich reinen Wert der Dichtung bald erkannt und das Buch über die literarischen Vorzüge hinaus als einen feinen Darsteller katholischer Geistesart begrüßt."

Vielleicht muß mancher diesen Satz des Verlages (auf dem Umschlag) erst zweimal lesen, ehe er sich dieses Deutschs eines deutschen Verlages schämt. Nein, ich hoffe, jeder — soweit er nicht im Verlage Herder ist — stutzt sofort! Ist es nicht recht unbegreiflich, daß man in diesem großen alten Institut diesen gedruckten Satz hinausgehen läßt? Nach diesem ersten Schreck ist dann das Buch eine angenehme Enttäuschung. Zwar kann ich die literarischen Vorzüge nicht finden und nicht die Möglichkeit eines Vergleichs mit der Undset; wohl aber geht einem die Menschlichkeit des Romans warm auf. Es ist eine stille Familiengeschichte, deren Konflikte, selbst noch da, wo sie grell gefärbt sind, doch fast lautlos abgehandelt werden. Die Ruhe der Vorgänge ist sehr sympathisch. Und noch sympathischer, mit welcher Einsicht, Güte und Milde Katholisches gegen Lutherisches abgewogen ist. Die Art zu erzählen, ist primitiv, fast ungewandt. Aber gerade das gibt dem Roman Echtheit und Überzeugungskraft, gibt ihm den Erlebniston. Die fünf, sechs Menschen wecken den Glauben an ihre Realität, und zumal die Mutter, im Grunde die einzige Katholikin des Buchs, gewinnt eine Lebensdichte, die schon allein ihm Zustimmung, ja, Dankbarkeit sichert.

Berlin — Kurt Münzer

Die Brigg „Zwei Brüder". Eine Seemannsgeschichte. Von Richard Melander. Deutsch von Rhea Sternberg. Freiburg i. B. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. 175 S. M. 3,— (3,50).

Es ist eine Geschichte für die unreife Jugend von damals, die inzwischen grauköpfig geworden ist. In Segelschiffzeiten spielt sie, in verschollenem Jahrhundert, und ist mit Moral und Sentenz diskret gespickt. Ich wage es nicht, das Büchel einem der in meiner stillen Straße spielenden Buben zu schenken: sie lieben mich — ich will von ihnen nicht verachtet sein.

Berlin — Kurt Münzer

Sieben Tage Finsternis. Roman. Von Gunnar Gunnarsson. Deutsch von Else von Hollander. Berlin 1927, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 316 S.

Dieser ausgezeichnete Roman kann mit dem sechsten Tausend beginnen, weil die ersten fünf vor sieben Jahren klang- und spurlos sich verkrümelten. Damals hieß dieses gute Buch „Der Haß des Pall Einarsson", und ich erkannte es auf der ersten Seite wieder — trotz dazwischen liegender gelesener tausend und tausend anderer Bücher. Ich schlug auf, was ich damals geschrieben (L. E. XXIV, 9), und fand, ich müßte es wiederholen. Noch immer glaube ich nicht an diese Möglichkeit, Wahnsinn zu erzwingen. Aber von dieser schwachen Stelle abgesehen, ist es ein lebensvolles, gedankenreiches und unvergeßliches Buch.

Berlin — Kurt Münzer

Das Geheimnis (Gunhilds Wanderjahre). Roman. Von Karin Michaelis. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 312 S.

Es lassen sich sportliche Geschlechter, entsentimentalisierte Gruppen denken, die diesen dritten Band der Karinschen Memoiren mit vertieftem Abscheu beiseite werfen — und ich kann mir eigene Seelenverfassung denken, die dieses energische Vorgehen entzückt billigt. Denn was diese schielende Gunhild da an Naivität aufbringt, was sie sich da an romantischer Verstiegenheit und phantastischer Verbohrtheit leistet, ist schon läppisch und auf drei Bände ausgedehnt unerträglich. Kann ich mir denken! könnte man sagen! Solche Bücher müssen den glücklichen Moment abpassen. Und dann — dann kann man wohl, in sie verstrickt wie in Märchen, geradezu bezaubert sein von dieser quellenden Erzählungsfülle, von diesem strömenden Einfallsreichtum, von diesem jugendlichen Mut (einer reifen Frau), ein ebenso unwahrscheinliches wie wahres Mädchenschicksal in seiner ganzen gelebten Unmöglichkeit aufzurollen. Man muß eingestellt sein. Man muß vier Wochen schwere Lektüre, Arbeit, Plage hinter sich haben: dann taucht man in diese blutwarme, sentimentale, rosenrote Geschichte wie in einen Jungbrunnen. Wer aber nicht mehr jung sein kann, hüte sich, in dieses Buches Bad zu steigen. So seien d nn unsere Jungen vor ihm gewarnt und unsere Alten ermuntert. Es gibt — nebenbei — Figuren gerade in diesem dritten Band von einer Lebendigkeit, Wahrheit und Wärme, die unsere liebe Frau Karin auf alter Höhe zeigen. Sie ist doch eine Dichterin! Sie produziert wie nur eine entfesselte Maschine, Buch auf Buch. Aber doch ist in jedem der Genius großer Fabulierkunst, der Atem einer Persönlichkeit und — ein unversehrt glühendes Herz.

Berlin — Kurt Münzer

Der Rivieradoktor. Roman. Von Gösta Segerkrantz. Deutsch von Maria Lazar. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 314 S. M. 2,85.

Dieser Roman darf nicht für sich betrachtet werden. Dann muß man ihn ablehnen als nichtig und humorlos. Aber er ist erschienen in der Sammlung „Romane der Welt", die von den um jeden Preis Ernsthaften und „Literatur"-Durstigen so leidenschaftlich abgelehnt und von den naiven Lesern, den Welthungrigen und Leben-Verlangenden so leidenschaftlich geliebt wird. Es gibt unter den bisher dreißig Bänden dieser Reihe ein Dutzend Meisterwerke (daß es amerikanische sind, sollte uns beschämen, doch nicht entrüsten und national verstimmen!), Romane aus dem tatsächlichen Leben, aus Gebieten, die unseren Schriftstellern

so fremd wie unzugänglich sind, von Menschen, denen wir in Büchern noch nie begegneten; es gibt in dieser Sammlung ausgelassene englische Geschichten, amerikanische Grotesken, sogar einen edlen, sanft langweiligen Galsworthy (wann wird der herrliche Lawrence entdeckt werden?!); kurz und gut: die Romane der Welt sind Labsal, Trost und Hoffnung für den Wüstenwanderer der europäischen Literatur. Und nun ich also mich bekannt, darf ich gestehen, daß dieser letzte schwedische Roman ein Fehlgriff ist. Er hat den einzigen Vorzug, die Riviera trefflich zu schildern. Sonst ist er — in den Figuren Schablone, in der Handlung langweilig, im Dialog schwerfällig. Sein Humor ist gewaltsam und seine Spannung verfehlt. Es ist mühsam, ihn ganz zu lesen. Und das ist ein Todesurteil. Wenn er hinreißt, darf es ein Schmarren sein: ich will ihn gesegnet entlassen.

Berlin Kurt Münzer

Narrenland. Ein Roman aus der Gegenwart. Von Larsen-Ledet und Harald Bergstedt. Deutsch von Reinhard Kraut. Berlin 1927, Neuland-Verlag. 244 S.

Wenn der Sinn eines Buches — von allen höheren Absichten abgesehen — der ist, gelesen zu werden, so hat dieses Buch keinen. Ich könnte mir denken, daß außer dazu Bestellten keiner die Keuschheit dieses Romans aufblättert. Ein Roman, geschrieben zwecks Abschreckung vom Alkohol. Ach, kann er denn seine Aufgabe erfüllen? Wird ihn wer lesen? Ein Tendenzroman: gut! Eine Propagandaschrift: warum nicht? Aber muß so etwas nicht spannend, erregend, bewegend, feurig geschrieben sein? Und hier blüht nur die Langeweile, tödliche. Bestellte Arbeit? Jedes Vorurteil wird aufgehoben, wenn nur was Rechtes herausgekommen ist. Aber dieser Trinker- und Abstinenzlerroman bekräftigt, bestätigt, erhärtet das leidenschaftlichste.

Berlin Kurt Münzer

Minnesang. Bilder von einst. Von Ingeborg Maria Sick. Deutsch von Pauline Klaiber-Gottschau. Stuttgart 1927, J. F. Steinkopf. 282 S. Geb. M. 6,—.

Man muß höflich sein. Wenn nicht mehr zu Damen, so doch immer noch zu Büchern. Hinter jenen steckt oft nichts, hinter diesen aber immer Arbeit, Sehnsucht, Wille, Liebe. Und wenn all das auch zu nichts führt als zu dreihundert Seiten, die man nach dreißig verflucht: so muß man doch Respekt haben vor dem, was diese dreihundert hervorbrachte, eben: Arbeit, Sehnsucht, Wille, Liebe ... Aber oft kann man höflich sein nur im Schweigen. Öffnet man erst den Mund, so quillt die tödliche Wahrheit. Und sollte ich denn sagen, daß dieser Liebesroman aus dem Mittelalter (Undset! Deine Nachfolge!), dieser kindlich-kindische, zuckersüße, sinnige Roman, dieses vorvorgestrige Geschwafel — — — Aber sagte ich es nicht? Es gibt eine Höflichkeit, die endet, wenn das Schweigen gebrochen wird. Lasset mich höflich bleiben. Ich schweige!

Berlin Kurt Münzer

Jungvolk. Roman. Von Marie Bregendahl. Deutsch von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig o. J., Georg Westermann. 390 S. Geb. M. 8,—.

Wenn man dieses Buch beginnt, fragt man sich dreierlei, ob solcher Roman geschrieben, ob er übersetzt und schließlich ob er gelesen werden muß. Und siehe da! Plötzlich entwickelt sich aus umständlicher Dorfschilderung und belangloser Bauernmalerei ein Mädchenschicksal, ein ganz gewöhnliches Dutzendschicksal eines jungen Dinges, das sich in einen schönen Burschen verliebt, ein Kind bekommt, es — vom Geliebten verlassen — mordet und im Wahnsinn ein verdorbenes Leben zu Ende lebt. Und das ist mit rührender Schlichtheit erzählt, mit warmer Liebe, mit der Gelassenheit eines durch Leid zum Lächeln gekommenen Menschen. Es ist Wahrheit in dem Buch; nicht die große künstlerische, die überwältigt (ich denke etwa an Mauriacs „Einöde der Liebe", diesen herrlichen Flaubert-Roman von heute, dieses große Kunstwerk, in dem das Leben übertrumpft ist), sondern die irdische, menschliche, die bewegt und rührt. Auch das ist etwas, ist schon viel. Und ich weiß nicht, ob die klugen Männer recht haben, wenn sie sagen: man lobe heute zu viel; man müsse den größten Maßstab an jedes Buch legen. Soll man wirklich? Hat nicht jedes Lebewesen — und das ist jedes Buch, das ja doch von einem Menschen in die Welt gesetzt ist — sein eigenes Maß, und tut man ihm nicht Unrecht durch Vergleich und Anlegen eines Maßes, nach dem es einfach nicht geschnitten ist? Es gibt hundert Leute, die werfen eine Bregendahl fort und beginnen erst bei Flaubert und Zeitgenossen — um Lebende nicht durch Nennung zu beschämen. Hundert! Aber es gibt tausend, die vor Flaubert usw. versagen und bei Bregendahl mitzuleben beginnen. Soll man diese Tausend verhungern lassen, weil sie nur Weißfisch essen, aber nicht Sterlett? Haben diese Tausend und diese billigen Weißfische nicht dasselbe unbegrenzte Lebens- und Freuderecht wie die raren Hundert und der kostbare Sterlett? Ob vielleicht — o Gott gnade meiner Vermessenheit und Ruchlosigkeit! — ein Sterlett nicht weniger notwendig im kosmischen Haushalt ist als der Weißfisch? ... Seien wir milde! Schenken wir ihnen das geliebte Leben! Sehen wir zu, auch da Schönheit und Ethos zu finden! Es ist gewiß da. Und so lebe denn, Marie Bregendahl. Du wirst vielen Frauen abendliche Feierstunde sein. Daß es die Frauen sind, denen ihr niemals in Bar, Diele und Golfklub begegnet, die nie am Volant, in den Premieren und auf den Terrassen von Deauville sitzen: ob sie nicht dennoch ihr Recht, ihren Reiz, ihre göttliche Notwendigkeit haben?

Berlin Kurt Münzer

Die Auswanderer. Roman. Von Johan Bojer. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1927, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 454 S. M. 6,— (8,—).

Wunderbar! — dieses große Wort muß das erste sein, wenn es gilt, von diesem Buch auszusagen: ja, es ist wunderbar. Es wird der Höhepunkt von Bojers Schaffen sein. Sind seine „Lofotfischer" schon ein Volksbuch über Norwegen hinaus, so ist diese Saga vom Auswanderer das Buch der Völker, der Welt. Aus Heimatliebe, Heimweh geboren, gilt es für jedes Land. Es ist das Buch der Auswanderer. Das Norwegische gibt ihm nur die Farbe. Alles andere ist allgemein menschlich, in allen Sprachen nachfühlbar, allen Herzen verständlich. Dieses herrliche Buch spricht nicht weniger zum Herzen als etwa Hamsuns „Segen der Erde". Vielleicht eher noch eindringlicher. Sein Horizont reicht noch weiter. Hamsuns Echo verklingt an Deutschlands Grenzen. Romanischer Empfindung muß er fremd bleiben, amerikanischem Geist immer andersweltig. Aber dieses Werk Bojers hat in seiner Wirkung keine Grenzen.

Da ist in Norwegen ein Strand, ein Hügel mit armen Leuten. Ein Herrenhaus steht da, ein Gutshof, in dem der Oberst mit seiner schönen Tochter lebt. Die versieht sich in den Knecht Ola, der dafür vom Hof muß, Brandstifter aus Rache wird, gejagt in den Wäldern lebt, bis man ihn fängt und ins Zucht-

haus steckt. Als er frei wird, trägt die Oberstentochter, die schuldig ist an seinem Schicksal, sich ihm zur Frau an. Sie wandern aus — mit einem Dutzend Dorfgenossen, alternde Arme, junge Begeisterte, daheim Unbrauchbare. Und sie wandern in die unendliche Prärie, in das ungebrochene Land. Und nun beginnt die Legende des Menschengeschlechts überhaupt. Die Eroberung der Erde, ihre Aufteilung und Bestellung; die Bildung von Gemeinschaft, Volk, Staat; die Entwicklung zu Religion, Nächstenliebe, Zivilisation. Seele wird. Leidenschaften, Laster und Tugenden, Krankheiten und Kräfte erziehen die Menschheit. Aus den Kämpfen des einzelnen formt sich der Kampf der Allgemeinheit um Gott, ums Gesamtglück. Das Leben wird . . .

In großem Bogen vollzieht sich Ereignis. Sieht man näher zu, ist es aus lauter Einzelheiten gefügt, deren jede für sich Roman ist, erschütternd, heiter, tragisch oder grotesk. Man lächelt unter Tränen, das Herz zuckt. Da sitzt man im gesicherten Haus im warmen Stuhl und liest von erdachtem Geschehen – und es geht einen an! Aber eben: nichts ist erdacht, alles ist Erlebnis, und ein Dichter berichtet. Zwanzig Menschen stehen auf seiner Schöpferhand, er bläst sie an, und schon umringen sie dich, du lebst mit ihnen, du leidest, Deutscher, Heimweh nach Norwegen, du erleidest, nie Dagewesener, die Schrecken der Prärie. Das Wunder ist geschehen: du bist zauberhaft versetzt in andere Welt und bist verwandelt in ihren Bewohner; und wenn du wiederkehrst: niemals wirst du die Erinnerung an sie verlieren ...

Berlin — Kurt Münzer

Der Garten des Paradieses. Zwei Sonntagsgeschichten. Von J. Anker Larsen. Deutsch von Gustav Morgenstern. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 193 S.

Ein frühes Buch von unserem lieben Dichter! Eine Keimzelle zu den Werken, die geliebter deutscher Besitz geworden sind. Eine längere, eine kürzere Geschichte von Menschenjugend, Entwicklung, von Leid, von Erfüllung. Und schon hier alles das in Skizze, was später so lebengefülltes Werk wird. Am deutlichsten sichtbar hier der Grund, aus dem des Dichters Schöpfung kommt: die Gläubigkeit, die Religiosität (im schönsten, weitesten Sinne), die grenzenlose Liebe zu allem Geschaffenen. In der ersten Novelle möchte ein Andersenscher Tonfall stören — als uneigen. Aber Anker Larsen war jung, und wie schnell ist er dann ein Eigener geworden! Und schon diese kleinen Geschichten geben, was wir aus seinen großen Romanen so beglückt schöpfen: Trost, Wärme, Begegnung mit Menschheit und Erquickung an Menschentum. Es gibt wenige Bücher, die so stark wie die Anker Larsenschen als leibhafter Umgang mit einem geliebten, Liebe ausstrahlenden Menschen wirken.

Berlin — Kurt Münzer

Und Gott ...? Von Gabriel Scott. Deutsch von Käthe Miethe. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 249 S.

Einem Mann, der zu alledem noch Schriftsteller ist, verbrennen seine beiden Kinder. Sein Weib fällt in Wahnsinn. Und der Mann, da er eben Schriftsteller ist, schreibt sich das Herz frei an einen Freund, den Pfarrer. Es entsteht kein Buch, sondern ein Bekenntnis zu Gott, von Gott weg; eine unendliche Sehnsucht zu Gott hin martert sich mit Zweifel; eine Liebe zum Schöpfer ficht sich selbst an. — Solche Bücher kommen immer wieder aus dem Norden zu uns. Es gibt Konflikte, die nicht unmodern werden, und Probleme, die leider nur die Modernen als zu schwierig, ernsthaft und innerlich von sich fernhalten. So quälend es ist, diesen Aufschrei zu lesen, so wohltuend ist es, wieder einmal einem Herzen zu begegnen, das sich von Tanz, Motor und Rekord weg dem Ewigen zuwendet. Ich fürchte, das Buch wird allein bleiben, wie der Mensch in ihm, der nicht nur sagen kann, was er leidet, sondern der die Gnade hat, leiden zu können. Es geht ihm nicht auf, daß Gott sich ihm am unwiderleglichsten eben in seinem Leide offenbart. Ein ganz durchseeltes Buch, also ein Fremdling unter den Büchern.

Berlin — Kurt Münzer

Zwischen gestern und morgen. Eine Novellenfolge. Von K. Fedin, B. Pilnjak, B. Lawrenjow, A. Drosdow u. a. Deutsch von Wolfgang E. Groeger. Geleitwort von Roman Gul. Berlin 1927, Taurus-Verlag. 339 S.

Eine gute Auswahl aus der neuesten russischen Novellenliteratur. Vertreten sind zehn Autoren mit je einer Erzählung. Bei den meisten überwiegt das stoffliche Interesse das künstlerische. Man liest diese Erzählungen, um das „neue Rußland" kennenzulernen, man sieht es sich langsam aus Blut und Schmutz emporringen. Ergreifend ist die übrigens schon mehrere Male übersetzte Geschichte „Das Kind" von Wsewolod Iwanow; den neurussischen Humor (Galgenhumor?) lernt man am b sten aus der kleinen Erzählung von Schischkow „Der Taucher" kennen. Für die Qualität der Übersetzung bürgt der Name Wolfgang E. Groeger. Schade, daß Groeger nicht auch die Einleitung geschrieben hat — wenn eine solche überhaupt notwendig war. Das Geleitwort eines sonst unbekannten Herrn Roman Gul enthält nichts als leere Phrasen, die zudem noch in einem sehr schlechten Deutsch vorgebracht werden.

Leipzig — Arthur Luther

Der schwarze Mönch. Novellen. Von Anton Tschechow. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Richard Hoffmann. Wien 1927, Paul Zsolnay. 334 S.

Es war lange Zeit in Deutschland ganz still geworden um Anton Tschechow. Neuerdings scheint sich aber das Interesse ihm wieder zuzuwenden. Seine Stücke erscheinen wieder auf den deutschen Bühnen, seine Erzählungen werden neu übersetzt und in Auswahlbänden, die nach den verschiedensten Grundsätzen zusammengestellt sind, auf den Markt gebracht. Der vorliegende Band zeigt den Dichter nur von einer Seite — als melancholischen Pessimisten, als Schilderer des grauen Alltags, der, eben weil er so grau und eintönig ist, die Seele mit Bitterkeit und Verzweiflung erfüllt. Der Band enthält drei große Erzählungen aus des Dichters reiffter Zeit, alle drei schon aus früheren Übersetzungen bekannt: „Der schwarze Mönch", „Meine Frau", „Drei Jahre". Angehängt ist die kurze Skizze „Schläfrig". Die Übersetzung ist recht schwerfällig.

Leipzig — Arthur Luther

Die Bauern von Wory. Roman. Von Leonid Leonow. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Bruno Prochaska und Dmitrij Umanskij. Wien 1926, Paul Zsolnay. 572 S.

Leonid Leonow, der so schnell berühmt Gewordene, gehört zu den stärksten Talenten unter den jungen russischen Erzählern. „Die Dachse" (so lautet der Originaltitel des vorliegenden Romans) sind sein erstes größeres Werk, kleinere Erzählungen, Skizzen und Märchen waren ihm voraus-

gegangen. Was hier geboten wird, ist eine Chronik des russischen Dorfes in der Zeit unmittelbar vor dem Kriege, während des Krieges, in den Tagen der Revolution, in den ersten, schwersten Monaten der Räteherrschaft. Der Gegensatz zwischen Dorf und Stadt wird scharf herausgearbeitet, wir sehen den Bauern mit Verzweiflung im Herzen in den Krieg ziehen, dessen Sinn und Zweck er nicht versteht, sehen ihn im Schützengraben, verzehrt von unstillbarem Heimweh, wir sind Zeugen des ersten wilden Freiheitstaumels beim Ausbruch der Revolution und des ebenso wilden Hasses gegen die neuen Gewalthaber, als diese die Ernte für die „Arbeiter- und Bauernrepublik" beschlagnahmen. Man könnte die groß angelegte und groß ausgeführte Dichtung ein Seitenstück zu den „Polnischen Bauern" des Nobelpreisträgers Reymont nennen. Der Unterschied ist nur, daß Leonow das russische Dorf in der Umwälzung und Umwandlung zeigt; er ist dynamisch, während Reymont statisch ist.

Leipzig — Arthur Luther

Die Glocke. Roman. Von Maila Talvio. (Aus dem Finnischen von Marta Römer.) Braunschweig, Georg Westermann. 377 S. Geb. M. 7,50.

Es ist immer erfreulich, wenn man — wie in diesem Fall bei der finnischen Verfasserin Maila Talvio — eine stark aufsteigende Linie im künstlerischen Schaffen feststellen kann. Ihr neues Werk, „Die Glocke" läßt, in sehr guter Übertragung von Marta Römer, fernes, finnisches Volkstum und finnische Natur in so eigenartiger, fesselnder und charakteristischer Gestaltung vor uns erstehen, wie es kaum bisher seit Kivi und Linnankoski einem finnischen Schriftsteller gelungen ist.

Was hierüber hinaus dem Buch seinen besonderen Wert verleiht, ist die Tiefe und Schönheit, mit welcher Maila Talvio das Problem der Sehnsucht — symbolisiert durch die Kirchenglocke von Paalajärvi — darstellt. Ob diese Sehnsucht den ruhlosen alten Dorfgeiger zum Sterben auf der Heimaterde treibt — ob sie weiterbrennt in seinem Enkel Matti, in dessen Drang, die in ihm singende Sphärenmusik zu vollkommenen Kompositionen zu gestalten —, ob Kreeta-Karoliina, die Reiche, Herrische und ihr alter vertrunkener, hundetreuer Verehrer vor der Erfüllung ihrer Sehnsucht sterben müssen, wie auch Mattis Tochter, die heiße, wilde Sorja, oder ob schließlich Tumma Falckes Sehnen — das Sehnen ihres ganzen Volks — sich glorreich erfüllt, als Mann und Söhne mit den deutschen Rettern die Heimat befreien — immer lauschen wir erschüttert dem Glockenton der Sehnsucht, die in tausend Melodien die Herzen von Generationen durchläuten. „Niemals geht die Sehnsucht verloren, einmal erfüllt sie sich... Der Tod ist nur ein Augenschein. In Wahrheit gibt es nur ewige Vereinigung in gemeinsamer Sehnsucht."

Hvitträsk — Rita Oehquist

Das gestohlene Leben. Roman. Von Michael Földi. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Ungarischen von Stefan J. Klein. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag G. m. b. H. 183 S. M. 3,50 (4,50).

Die großen Russen verstanden, ein Menschenschicksal aus Mord zu entwickeln oder in Mord auslaufen zu lassen. Hier wird ein mit filmtechnischer Rabulistik erklügelter Mord mitsamt allen seinen psychologischen Ungeheuerlichkeiten ins Harmlos-Trickhafte fortgesponnen. Der talentlose, bettelarme Maler von unehelicher Abstammung erdolcht seinen legal geborenen steinreichen Halbbruder. Man empfängt vom scheindramatisch um sich fuchtelnden Verfasser just nicht die Überzeugung, daß es dazu kommen mußte. Doch nach dem Dostojewskischen Auftakt unvermittelt eine schlecht inszenierte Vertauschungskomödie! Im Zeitalter okkultistischer Phantasterei kostet es keine besondere Mühe, den Mörder mit dem Anzug und der Seele des Ermordeten auszurüsten. Ohne Schwierigkeiten und unbemerkt lebt nun der refüsierte Kunstmaler in der Hülle des anderen weiter. Er liebt, er zecht und — was noch viel unbegreiflicher dünkt — er denkt sogar für ihn. Die durch eine solche Lage bedingten gemütlichen und sentimentalen Wendungen münden schließlich in einen sogenannten hochdramatischen Abschluß. Der Held, der zum Anfang rabiat gemordet hat, verfällt nach etlichen Übergangsmätzchen zum Schluß einem sich pathetisch gebärdenden Wahnsinn. Ein solches Durcheinandermischen der Kompetenzen erscheint uns nun doch nicht erlaubt. Denn so läuft der Verfasser Gefahr, durch seine literarischen Anlehnungen den Effekthascher zu schädigen.

Budapest — Gustav Erényi

Die Rache des jungen Meh oder Das Wunder der zweiten Pflaumenblüte. Aus dem chinesischen Urtext übertragen von Franz Kuhn. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 8°. 331 S. Geb. M. 7,50.

Eisherz und Edeljaspis, der Geschichte einer glücklichen Gattenwahl, die wir vor einem Jahr an dieser Stelle anzeigen konnten und die heut bereits im 12. Tausend vorliegt, läßt der Insel-Verlag jetzt von demselben Übersetzer, Franz Kuhn, die Übertragung eines weiteren chinesischen Romans folgen: Örl tu meh, das Wunder der zweiten Pflaumenblüte, Die Rache des jungen Meh. Der Roman ist ein hohes Lied der Kindesliebe, der konfuzianischen Grundtugend, und der Freundschaft. Im Mittelpunkt stehen zwei Beamtensöhne mit ihrer Liebe, die endlich zum guten Ende gelangt, und mit ihrem Kampf gegen die Intriguen und Niederträchtigkeiten eines Scheusals von allmächtigem Minister, in dem sie zugleich das Unglück ihrer Väter und Freunde rächen. Der Roman ist erstaunlich reich an vielfältigem, spannendem Geschehen und bietet ein überaus anziehendes lehrreiches Bild des chinesischen Lebens zur Zeit der Tang. Er sei wie sein Vorgänger allen Freunden wertvoller Lektüre bestens empfohlen. Mit der Herausgabe dieser Übertragungen erwirbt sich der Insel-Verlag neue Verdienste um die Erschließung der Weltliteratur.

Leipzig — G. Menz

Altägyptische Erzählungen und Märchen. Ausgewählt und übersetzt von Günther Roeder. Mit 16 Tafeln und 102 Textabbildungen. (Die Märchen der Weltliteratur, herausgegeben von Friedrich von der Leyen.) Jena 1927, Eugen Diederichs. 342 S. Geb. M. 7,—.

Jene strenge und scharf profilierte, von der Naturwahrheit merklich abgekehrte Bilderschrift Altägyptens, die den Beschauer auch in ihrer Anwendung auf Architekturwerken wie eine magische Spiegelung versunkener Geheimnisse immer so seltsam berührt, findet in den hier zusammengestellten literarischen Dokumenten aus dem Zeitraum dreier zum großen Teil noch unerforschter Jahrtausende eine sehr bemerkenswerte Ergänzung. Diese Dokumente, die sich aus Gebilden freier Phantasie und aus Niederschriften realistischer, teils auch privater Art abwechslungsreich zusammensetzen, gestatten nämlich einen manchmal überraschenden Blick in das Leben des Ägypters, und in das innere nicht zuletzt, wie sich's unter den Einwirkungen des Alltags gestalten



möchte. Gewiß: tiefere Rätsel, wie sie die ägyptische Kulturgeschichte noch immer in großer Zahl zu bergen scheint, werden auch hier nicht gelöst, manches Rätselhafte vielmehr durch die Mitteilung ganz unverständlicher Bruchstücke, die sich in einer doch für ein breiteres Publikum bestimmten Sammlung immerhin befremdlich ausnehmen, geradezu verstärkt. Aber die Mannigfaltigkeit der Ausdrucksformen wie der Inhalte bedeutet doch eine lehrreiche Erschließung seelischer und geistiger Daseinskräfte, die im altägyptischen Kulturleben eine zweifellos nicht unbeträchtliche Rolle gespielt haben. Denn schließlich treten als Quellen dieser literarischen Äußerungen charakteristische Bewußtseinselemente Altägyptens deutlich zutage: ein leidenschaftliches Heimatgefühl vor allem, das den Unterschied zwischen dem eigenen und fremdem Land tief schicksalhaft empfindet und deshalb trotz des zeitlichen Abstandes heute noch starken Widerhall erweckt, und geschichtliche Erinnerung, welche die Tatsachen zwar unbedenklich mischt, indessen als ein Merkmal ausgeprägten und geistig fruchtbaren Nationalbewußtseins anzusprechen ist.

Kassel — Will Scheller

* * *

Die Frau des Steffen Tromholt. Roman. Von Hermann Sudermann. Stuttgart und Berlin 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 652 S.

Der siebzigjährige Sudermann hat in dem Roman von der „Frau des Steffen Tromholt" wohl sein allerpersönlichstes Buch geschrieben. Ein Buch des Erinnerns an einen unersetzlichen Menschen, ein Buch der Dankbarkeit für eine Frau, die mit dem „Genietum des Herzens" das Leben eines egozentrischen Mannes begnadete, die sich selbst, ihr Menschtum und ihre geistige Persönlichkeit, zum Opfer gebracht hat, um erst nach dem Tode in der allzu späten Erkenntnis des Mannes Siegerin zu werden über alle Widerstände, die zeitlebens zwischen ihr und ihm ein unaufhaltsames Zerstörungswerk verrichteten. Die Gestalt der Frau, um die und um derentwillen das Buch geschrieben ist, steht in ihrer zarten, reinen, gefühlvollen und fast zu schmiegsamen Weiblichkeit zunächst klar umrissen vor dem Leser, um dann freilich im Verlauf des Romans in eine unwirklichere, allzu verklärte, etwas aufdringlich schimmernde Atmosphäre entrückt zu werden. Rings um diese Brigitte, verwitwete Senius, die der Maler Tromholt, weil er nun mal seine Freiheit liebt, nur auf ein Jahr heiratet, um dann doch willig-unwillig für Lebenszeit an sie gekettet zu bleiben, herrscht lauterste Menschlichkeit. Sie ist der gute Geist nicht nur Steffen Tromholts, sondern auch des Sudermannschen Buchs, das nur von ihr seinen Wert empfängt. Denn alles übrige, die Konflikte, die Abenteuer, die künstlerischen und gesellschaftlichen Milieuschilderungen, ist diesmal ganz ins Papieren-Romanhafte geraten. Nichts von der starken und interessanten Erzählungskunst des „Tollen Professors" ist hier zu spüren. Dafür hilft Sudermann sich mit schlimmen Theatereffekten über die Armut des Stofflichen hinweg. Er wollte wohl so etwas wie die Problematik einer Künstlerehe geben, in der die Persönlichkeiten von Mann und Frau auf Tod und Leben um das Recht auf sich selbst kämpfen. Aber dieser Steffen Tromholt, der sich immerfort mit dem Gedanken herumquält, was aus ihm ohne eheliche Bindung alles hätte werden können, ist im Grunde nicht mehr als ein sehr oberflächlicher Genußmensch, dessen ganze „Genialität" und „Wildwüchsigkeit" in dem Hang nach Weiberaffären besteht. Es waltet eine falsche, eine verjährte Romantik des Künstlertums in ihm und dem ganzen Buch, und so kommt es, daß dem Gegenstand des Tromholtschen Ehekonflikts die echte, die wirkliche Schwere mangelt. Nie wird man das Gefühl los, daß hier immer große Worte um etwas geredet, große Opfer um etwas gebracht werden, was nur in dem Willen des Verfassers zum Romanschreiben und nicht in der Wirklichkeit seinen Ursprung hat. Die ganze Anlage dieses Romans ist darum schief geraten, und Brigitte Tromholts Schicksal bleibt Konstruktion. Nur ihre Gestalt lebt — einsam und darum im tiefsten Sinn beziehungslos zwischen Romangespenstern. Auch die etwas matschige Sinnlichkeit, die in dem erotischen Abenteuer Tromholts mit einer dämonisch kostümierten Dame aus höfischen Kreisen waltet, oder die pariser Bohème-Romantik, aus der er sich die Dänin Astrid gewinnt, eine „edle" Liebesgefährtin mit einem ach wie herben Lebenslos, auch diese bald grellen, bald schmachtenden Episoden machen das Ganze weder lebendiger noch anmutender. Wirklich überzeugend und stark ist nur Tromholts erbittertes Ringen mit der verbrecherischen Neigung zur eigenen Stieftochter gestaltet. Die alte Theaterroutine, die ihn jedoch veranlaßt, ein Gespräch plötzlich überraschend umzubiegen oder am Schluß die späte Erkenntnis Tromholts von der schöpferischen Menschlichkeit seiner toten Lebensgefährtin als kaum noch erwartete Pointe effektheischend anzubringen, stört die epische Harmonie diesmal aufs empfindlichste. So muß man sich außer an die Gestalt Brigittens, in der Sudermann sein Bestes gab, an einige, mit schlichterem Empfinden beseelte Naturschilderungen halten, um diesem in der Absicht sympathischen, in Anlage und Ausführung verfehlten Roman gelegentliche Reize abzugewinnen.

Berlin-Wilmersdorf — C. F. W. Behl

Blick auf die Vogesen. Das Erbe am Rhein. Zweiter Band. Von René Schickele. München, Kurt Wolff. 504 S. Geh. M. 6,— (8,—).

Im Roman begegnet es dem Baron Klaus von Breuschheim, daß er von Paris aus politischer Bestrebungen bezichtigt wird, mit denen er gar nichts zu tun hat. Dem Dichter René Schickele könnte gleiches widerfahren, daß man ihm nämlich von französischer Seite Tendenzen nachsagt, die er gar nicht vertritt. Sein Buch, so wie es ist, ob gewollt oder nicht gewollt, rührt Sehnsucht in uns auf und greift uns manchmal ans Herz. Diese Landschaftsmalereien aus dem Elsaß — ein Duft, ein Schimmer, beseligtes Erleben, sinnliches Hinnehmen — sie sind zu stark empfunden, um nicht über die literarische Wirkung hinaus, menschlichen Nachhall, sentimentale Stimmung bei uns zu wecken...

Wie der Elsaß um sein Eigenleben ringt, wie er sich widrig empfundener Bevormundung zu erwehren sucht, sich mit ihr abfindet, oder an ihr zu Schaden kommt — wie ein Riß, ein Bruch hindurchgeht durch das Land, durch die einzelne Familie, zwischen Brüder, Eltern und Söhne ein Schwierig-Aufreizendes tritt: das ist der Inhalt dieses Romans. Das Elsaß genügt sich selbst, Fremdeinmischung schwärt ihm im Fleisch, es will nur sich selbst gehören. Der Bund, den Klaus von Breuschheim mit seiner Jugendfreundin Viviane eingeht, besagt in symbolischem Bedeuten, daß dieses Volk nur unter seinesgleichen glücklich werden kann. Frei und für sich — und dadurch Vermittler nach Osten, wie nach Westen. „Sein Herz klopfte in der Schwebe zwischen Deutschland und Frankreich, angesichts des Rheins, der ein heiliger Strom war... Das Elsaß wird leben und eure Hände ineinanderlegen..." So der tiefe Glaube,

der aus der Gegenwart hinaus in eine bessere Zukunft führt.
An Glanz und Vielfältigkeit und Abgeschlossenheit kann dieses Buch sich nicht mit „Maria Capponi", dem ersten Bande der Trilogie, messen. Es ist provinzieller, begrenzter, des häuslichen Gezänkes zu viel darin — auch des Un-gelöst-Problematischen. Die Figuren der politisch-industriellen Welt, die Hartmann, Loman (Stinnes), Kieper, Sarcarot (Poincaré) stecken zu sehr in den Schäften der Vorbilder, wie wir sie aus dem Zeitungsblatt kennen; sie ragen zu sehr aus der Tagesgeschichte in den Roman hinüber — oder reißen uns aus dem Roman heraus in die Tagesgeschichte zurück.
Doch diese Ausstellungen hindern nicht, daß wir den Roman in Geist und Herz genießen, ihn lieben, nicht zuletzt — um jener Wehmut willen, die er in uns aufstört.

Thüngen i. Ufrk. Georg Ransohoff

Die letzten Bürger. Roman. Von Theodor Heinrich Mayer. Leipzig 1927, L. Staackmann. 331 S. M. 5,— (7,—).

Beim Lesen dieses Buches auf meinen täglichen Fahrten habe ich es in Gleichnissen erlebt: daß wir Zeugen lebendiger Gesellschaftsgeschichte sind. Man kann sich kaum sprechendere Vignetten zu Mayers historischem Schlüsselroman denken als die: man fahre an einem der bekannt milden wiener Tage, die diese Stadt in fast hellenischer Heiterkeit zeigen, die Lastenstraße entlang, fühle beim Blick über den weiten Platz zwischen den Museen mit seinem ragenden Maria Theresien-Denkmal zum antikisierend altösterreichischen Burgtor die patriarchalische Behaglichkeit der Wienerstadt und erblicke gleich darauf jenseits der Bellaria die zerbrannte Ruine des Justizpalastes, ein stummes, schauriges Zeichen des elementaren Ausbruchs einer Massenleidenschaft bei dem sonst so gutmütigen Volk, das eben diesen hellenisch heiteren Boden bewohnt, aber zum Teil in der schicksalhaften Armut des Proleten und in dessen dumpfer Verbitterung gegen den Bürger. Und man beachte dann den steingewordenen Zukunftswillen des Proletariats in den himmelragenden Monumentalbauten des heutigen Wien, um zu ahnen, welches geschichtliche Nebeneinander, welche Überschneidung zweier Zeitalter unsere Gegenwart gerade in Wien ist.
Bürgerdämmerung? Th. H. Mayer scheint diese Frage schon in der Titelgebung seines Lueger-Romanes zu bejahen. In einem großen Zeitengemälde breitet er die Tragik eines Führerlebens aus, das er als ein einsam wissendes Ausharren auf verlorenem Posten auffaßt. Ob diese Auffassung des Lebens des großen wiener Volksbürgermeisters und Kleinbürgerführers Karl Lueger (gest. 1910) die historisch richtige ist, hat der Geschichtsforscher zu entscheiden; doch als Roman, also als Dichtung freischaltender Phantasie, sind „Die letzten Bürger" schon als Sujet eine große Sache: Ein Führer auf verlorenem Posten als geschichtliche Notwendigkeit! Welch dankbares Thema, wie wert des Fleißes eines tüchtigen Romanciers! Daß Lueger — im Roman heißt er Brunner — in der Menge von Politikern, Industriellen, Aristokraten und schönen Frauen nicht mit ganzem Gelingen als Mensch erzeichnet wird, ist auf die Größe der Aufgabe zurückzuführen, den Roman einer Klasse zu schreiben. Oder aber will der Verfasser seinen Leopold Brunner als ein verschimmerndes Symbol eines Zeitalters zeichnen. Menschlich hätte ihn uns der Autor in seiner bewährten novellistischen Art vielleicht näher gebracht. In der Geschichte hätte er weniger philosophieren und mehr hören und sehen müssen. Mayer zeichnet aber in großen und feinen Umrissen und trägt dann pastos eine Haupt- und Staatsaktion auf, ins volkhaft Realistische, ins Detail aber begibt er sich leider selten, obwohl er gerade hier die unmittelbarste Wirkung erzielen könnte wie in der Firmgodel-Szene gleich zu Anfang. Er bringt eine erstaunenswerte Fülle geistreicher Gleichnisse und gereifter Betrachtungen; fast alle seiner Gestalten sprechen darum seine Sprache. So wird das ganze Werk in eine poetisch-unwirkliche Sphäre gehoben, ist aber, in dieser, aller Beachtung wert. Zum wahrhaft Berückenden wird das Fühlen des Malers Peter Reisinger, in dessen Schaffen der Dichter die Jahrhunderte der wiener Bürgergenerationen und die kleinen Gassen Alt-Wiens ebenso wie die gigantische technische Zukunft und eine erahnte Heimat namens Welt geoffenbart sieht. Ganz wunderfein sind die Frauen als ewige Symbole behandelt. Es ist nicht immer leicht, die einzelnen Schlüsselfiguren zu erkennen, die der Verfasser meint. Viele mögen ideale Typen sein, wie denn das Ganze der Roman einer Gesamtheit und nicht der einzelner ist. Und die Protagonisten Brunner und „der dunkle Heiland der Massen" Doktor Geyer (Viktor Adler) sind auch nur die Symbole geschichtlich notwendiger Mächte — der eine des anderen Bedingung, der Kleinbürger fast der Schrittmacher des Arbeiters. Ihr Ringen um die Seele der Massen Wiens, dieser unvergleichlich persönlichen Stadt, liest sich wie ein unentrinnbares Naturgeschehen und Geschick. Und hierin liegen Wert und Absicht des Romans: den bürgerlichen Sinn der Stadt, zu einer bestimmten Zeit ihrer und der Welt Geschichte, zu deuten. Der Roman ist der erste einer Trilogie.

Wien Friedrich Wilhelm Illing

Die Eine Einzige und die Anderen. Roman. Von Hans von Haebler. Leipzig 1927, Theodor Weicher. 325 S. M. 4,50 (6,—).

Eine stille, in ihrer klaren und sauberen Darstellung um so eindringlicher wirkende Geschichte erzählt uns Hans von Haebler in einem Entwicklungsroman eigener Art. Der junge Baron Hans Heinz von Rotek, eine vornehme, gradlinige Natur, geht seinen Weg durchs Leben, von seinem prächtigen Vater als bestem Freund und Vertrauten beraten. Er erringt sich eine einflußreiche Stellung, erkennt aber, wiederum dank dem Vorbild seines Vaters, am Ende die eigentliche und große Forderung der Zeit: nicht Geld und Gut und Macht zu erringen, sondern mit dem Volk und der Jugend in inniger Gemeinschaft am Aufbau unseres Vaterlandes tätig mitzuarbeiten. Wer aber soll ihm hier und auch sonst im Leben die Gefährtin und liebende Genossin sein? Wo ist sie, die „Eine Einzige"? Viele „Andere" begegnen ihm; er lernt wohl Liebe, Kameradschaftlichkeit, schwesterliche Hingabe kennen, aber nicht sie, die dem Mann sein „Ein und Alles" bedeutet. Bis er sie schließlich doch findet und nun sein Leben ganz im Sinne seines Vaters gestalten kann.
Hans von Haebler weiß den an sich einfachen Vorwurf so zu gestalten, daß unser lebendiges Interesse bis zum Schluß hin wach gehalten wird. Er ist ein feiner Menschenkenner und versteht es meisterlich, uns seine dichterischen Gestalten menschlich nahe zu bringen. Welch köstliche Figuren: der Baron Rotek, ein Adelsmensch durch und durch, der wessenburger Alte, rauh und kantig im Äußeren, treu, gerade und ehrlich in seinem Handeln und seiner Gesinnung, und dann Hans Heinz im Mittelpunkt, eine Gestalt, rein und aufrecht in seinem Denken und Fühlen. Dazu die vielen Frauen, in

feinster Weise gegeneinander abschattiert. Man möchte das Buch auch dem heranwachsenden Geschlecht in die Hand geben, reiferen Menschen, die in der Unrast und den Wirrsalen unserer Tage nicht zurecht kommen. Mit seiner tiefen Ethik und seiner klaren Erkenntnis des Wesentlichen kann dieser erfreuliche Zeitroman zu einem wertvollen Helfer im Kampf um die sittliche Erneuerung unseres Volkes werden.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Die linke und die rechte Hand. Roman. Von Raoul Auernheimer. Berlin 1927, S. Fischer. 197 S. M. 1,50 (2,50).

Das schöne, der wiener Lebenssphäre gern zugestandene Recht auf Unentschiedenheit und Unverbindlichkeit in jedem Sinn wird von Auernheimer denn doch etwas zu ausdrücklich als menschliche Grundlage seines Romans ausgenutzt. Revolution ist in Wien, Titel und Vermögen fallen, aber die Herzen parieren noch immer, und der Doktor Höfer, der vom Autor als ein Sozialdemokrat mit Herz dargestellt wird, tritt, ohne mit der Wimper zu zucken, seine Freundin dem Baron Weidenau ab, der ihm nun einmal in dem „Verwurzeltsein" (wie es einmal in der Geschichte heißt) überlegen ist.

Ein gewisser Geschmack in der Diktion verhindert immer wieder einen allzu kräftigen Abrutsch ins Banale, wenn er auch schon nicht verhindern kann, daß die schätzenswerte österreichische Eigenschaft eines unbestreitbaren Charme hier in der orthographischen Verkürzung als „Scharm" auftritt und darum allzuoft als ein marktgängiger Artikel behandelt wird. „Das ungefährliche Land" wird Österreich einmal in dem Roman genannt — aber schließlich erweist es diese allzu leichthändig geschriebene Geschichte (und die größere „Geschichte" der letzten Monate in Wien), daß man auch die Moral des Steinklopferhans nicht übertreiben soll.

München — Eugen Gürster

Ein Abenteurer von Ehre. Roman. Von Max Übelhör. (Der Abenteuer-Roman.) Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 268 S. Geb. M. 5,50.

Max Übelhör kann erzählen; es gibt Szenen in diesem Buch, die wirklich Meister Dumas selbst nicht besser hinzulegen vermocht hätte. Aber solche Episoden müssen zu einem Ganzen zusammenwachsen, das hieb- und stichfest ist, und in dieser Beziehung ist nur zu sagen, daß der Verfasser zwar die herrlichsten theoretischen Einsichten besitzt und gelegentlich (S. 64f.) entwickelt, daß er aber leider praktisch keinen Gebrauch davon macht. Ein Nachkomme des Königsmachers der Rosenkriege, ein Willensmensch ganz großen Formats, schützt sich doch beizeiten gegen die Anklage der Bigamie! Daß Beweisurkunden in Zimmern der Schlösser von Warwick und Windsor versteckt sein sollen, ist an sich ein Labsal für ein romantisch empfindendes Gemüt; aber schließlich hat man doch einen Verstand, und der fragt, wie in aller Welt unter den gegebenen Verhältnissen die Papiere dahin gekommen sein sollen. Und die Geschichte vom Detektiv, der für das Verbrechen, das er selbst begangen hat, einen Unschuldigen vor die Geschworenen stellen läßt, nach der für ihn sehr peinlichen Aufklärung recht bald aber wieder sich so vollkommenen Vertrauens aller beteiligten Stellen erfreut, daß er den König von England veranlassen darf, sich am Bart zu zupfen (nämlich um zu beweisen, daß er der richtige King sei), na, diese Geschichte ist denn doch auch in den vom Verfasser so gepriesenen Gefilden englischer freier Individualitätsentwicklung ziemlich unmöglich. Findet der Verfasser den Ausgleich zwischen Phantasie und Verstand, gewöhnt er sich dazu stilistische Unarten (wie den Unfug mit dem ehrlichen Demonstrativum dieser, diese usw.) ab, so kann er ein Meister des Abenteuerromans werden.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Verschiedenes

Das Gesetz der Liebe. Von Hans Heinrich Ehrler. Gotha 1928, Leopold Klotz. 315 S. Geb. M. 8.—.

Schon manches Jahr muß Ehrler, sozusagen im Nebenamt, an diesem schwerwiegenden Werk gearbeitet haben; denn das umfangreiche und tiefgründige Wissen, das darin zum Vorschein kommt, erwirbt man sich nicht so geschwind, und die Gedanken, von denen es getragen wird, reifen nicht über Nacht. Um zu dem, was er unter dem Gesetz der Liebe versteht, durchzudringen, bedurfte es eines gediegenen philosophischen Unterbaues, den er — vielleicht mit einer für den Dichter manchmal schmerzlichen Hingabe ans Abstrakte — entschlossen ausgeführt hat, das Angeeignete und durch tausenderlei von ihm beschworene Eideshelfer Bezeugte so vollkommen in den eigenen Geist eingehen lassend und es neu gestaltend, daß es als etwas ganz und gar Selbständiges erscheint.

Ehrler erläutert seine Philosophie des Ich und Du. Durch die Dinge kommen wir alle miteinander in untrennbare Berührung und Verbindung, werden wir, ohne uns immer darüber klar zu sein, einander verwoben und verknotet. Aber das Ich sträubt sich gegen das Du, der Drang zum Selbstsein wehrt sich gegen das Gebot der Gemeinschaft. Da ist es nötig, daß in einer übergeordneten Bindung jedes zu seiner und beide zusammen zu ihrer Befriedigung kommen. Das Mittel der Bindung kann aber nur ein geistiges sein. Die Formgesetze der Welt müssen von geistiger Ur-Sache ausgehen und auf geistiges Ziel eingestellt sein. Ehrler erblickt dieses im „immanenten Verhältnis des transzendenten Schöpfers zum Geschöpf, welches wir Liebe nennen, welches uns als Einwesen bindet und mit diesem zusammen dem Geistwesen anknüpft". Das Gesetz der Liebe ist also letzten Endes identisch mit Religion. Mit der Religion, die sich ganz auf Liebe gründet: mit der christlichen.

Es ist nicht eben leicht, sich durch den philosophischen Vorhof durchzuarbeiten, bis man in den Tempel selbst gelangt. Ehrler glaubte vielleicht gerade als Nichtzünftiger den Beweis seiner Gelehrsamkeit und seine Vertrautheit mit der zünftigen Terminologie erbringen zu müssen und überfrachtet seine Darstellung mit Fremdwörtern, die er in einem besonderen Verzeichnis am Schluß erläutern muß. Aber schon zwischen den theoretischen Ausführungen macht der Dichter nicht selten aufhorchen, und zum Kern seines Buchs vorgedrungen, fühlt er sich, fühlt man ihn wieder ganz als solchen. Mit feurigen Zungen deutet und predigt er das christliche Liebesevangelium als überzeugter, wenn auch keineswegs erstarrter und dem Protestantismus feindseliger Katholik, aber doch als Katholik, der die Werke neben den Glauben stellt, in Buße und Beichte unerläßliche Heilsmittel, in der Ecclesia militans et triumphans die Krönung des Gebäudes erblickt, auf den heiligen Franziskus einen Hymnus anstimmt. Das systematische Werk wird schließlich zur Erbauungsschrift, deren metaphysisch-moralischer Gehalt Dichterweihe empfangen hat und also zugleich ästhetischen Genuß bereitet. Wer aber von dem Buch eine Naturgeschichte der sinnlichen Liebe erwartet hat, wird sich bald enttäuscht davon zurückziehen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Jesus. Von Henri Barbusse. Deutsch von Eduard Trautner. Leipzig 1928, E. Weller & Co. M. 4,– (6,50).

Ob der Schriftsteller das Recht hat, historische Figuren nach seiner Phantasie und seinem persönlichen Geschmack zu formen, ist eine Frage, die verneint werden muß. Indem er sich täuscht, täuscht er den Leser: also ist er bei der Darstellung einer geschichtlichen Persönlichkeit verpflichtet, sich an die geschichtliche Wahrheit zu halten.

Diese Ansicht ist für Barbusse maßgebend gewesen, als er seinen „Jesus" schrieb. Damit ist keineswegs gesagt, daß er sich an die kanonischen Bücher und die geheiligte Überlieferung hält, sofern die historische Wahrheit geltend gemacht werden soll. Im Gegenteil, er ist der Meinung, daß diese nur wenig Glauben verdienen. So behält er sich für die Behandlung des Feststehenden seine Freiheiten vor, glaubt aber in keinem Augenblick ein Bild aus den Augen verloren zu haben, dessen Wirklichkeit nicht allein durch die kirchlichen Schriftsteller und Lehren bezeugt wird: daß „im 8. Jahrhundert Roms ein Mann war, der in seinen Händen hielt und für alle hochhielt das Leiden, das Elend und die Größe des Menschen". Als Quelle benutzt der Verfasser außer dem Alten Testament und Neuen Testament eine Anzahl von deuterokanonischen und apokryphen Büchern, Texten und Anhängen: Evangelium Petri, Protevangelium Jakobi, Evangelium der Kindheit, Papyros von Oxyrhynchos, Doktrin von Addai, Acta des Thomas, syrisch-palästinensisches Lectionnaire, verschiedene extrakanonische Manuskripte (besonders die des Codex Cantobrigiensis), nicht kanonische Aussprüche Jesu, Überlieferungen von Clemens von Alexandrien, Origines, dem heiligen Augustin, dem Pseudozyprier, dem Pseudo Clemens Romanus u. a. Was die Persönlichkeit Jesu betrifft, so ist er für Barbusse „der Mensch, der am göttlichsten Mensch war und der mehr als jeder andere den Menschen verstanden, auf die Füße gestellt und aufgerichtet hat". Und Ziel und Zweck seines Buchs? Er weiß, daß diese Dinge nicht der Vergangenheit angehören, daß es Dinge sind von jeder Zeit. Wenn er die heiligen Schriften und so viele andere Werke, die man darüber schrieb, durchgearbeitet hat, tat er es nicht, das merkt man auf jeder Seite, aus einer artistischen Freude, eine Vergangenheit wieder herzustellen und wie ein Archäologe ein Evangelium ohne Widerspruch und Mangel zu finden. Er tat es, um sich an die Unruhigen und Gequälten dieser Zeit zu wenden, in der soziale, intellektuelle und moralische Konflikte den Menschen bedrängen und bewegen, zu sein „wie das heilige Vorbild, das man ihm niemals unverhüllt zeigte: ein Zerbrecher von Abgöttern".

Danzig — Artur Brausewetter

Möwen und Mäuse. Grübeleien (neue Folge). Von Gustav Frenssen. Berlin 1927, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 359 S. M. 5,– (7,–).

Diese neue Folge der „Grübeleien" ist ein feines, tiefes und wundersames Buch. Es ist so ganz anders, als sonst so oft Tagebuchblätter und Lebensaufzeichnungen sind, geradezu rührend in seiner Schlichtheit und ganz frei von aller Selbstbeweihräucherung, im Gegenteil, von einem Wahrheitsfanatismus, der sich selber ganz hüllenlos gibt. Ein ganzer Mensch spricht aus jeder Zeile, ein Mensch, der durch alle Tiefen und Höhen gestiegen und alle Schrecken und Seligkeiten des Lebens kennengelernt hat und daher ein feines Verständnis für alle inneren und äußeren Menschennöte hat, das ihn zum Führer macht, der die Irrenden, Zweifelnden, die um das Durchsetzen des eigenen Ich Ringenden wundersam stärkt, den Hochmütigen, Selbstgerechten, den Pharisäern die Maske herunterreißt. Man merkt es den einzelnen Stücken an, daß sie nicht immer Augenblickseinfälle sind, sondern meistens Ergebnisse ernsten Sorgens und Grübelns um das Wohl des Einzelmenschen und des ganzen Volkes. An alle Dinge, innere und äußere, rührt er, an große Menschheitsfragen und an solche, die zu Kirche und Schule, Recht und Sitte, Kunst und Wissenschaft irgendwie in Beziehung stehen, und betrachtet daneben mit derselben Liebe durch „Adamsaugen", die nach ihm die rechten Dichteraugen sind, auch die scheinbar geringsten und kleinsten Leiden und Freuden der Menschen. Von ganz besonderem Interesse erscheint mir die Darstellung seiner eigenen Entwicklung, die, auch wenn man von seiner Person absieht, als Dokument sehnsüchtigen Ringens um die freie Entwicklung des Künstlertums erschüttert und hebt.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Völker, Rassen, Sprachen. Anthropologische Betrachtungen. Von Felix von Luschan. Berlin 1927, Deutsche Buchgemeinschaft. 383 S.

Der frühere Direktor am Museum für Völkerkunde hat als nachgelassenes Werk den vorliegenden Überblick über das Entstehen von Rassen und Sprachen der neuen Zeit geschenkt und in seiner Bescheidenheit „Anthropologische Betrachtungen" genannt. Mir liegt es fern, ein Wort über den wissenschaftlichen Wert seiner Ausführungen zu sagen, aber ich möchte nicht versäumen, darauf hinzuweisen, in welch vorbildlich schöner Sprache hier ein Gelehrter seinem Wissen Ausdruck verlieh und selbst da, wo er entgegengesetzte Meinungen zurückwies, scharfem Tadel edle Form zu geben wußte. Da es sich auf anthropologischem Gebiet vielfach nur um Meinungen handeln kann, ist Luschans Ansicht jedenfalls stets interessant, weil sie von einer starken Persönlichkeit vertreten ist, auf Grund umfassender Fachstudien. Das Thema, das heute allgemein interessiert, wird dem Buch viele Freunde gewinnen, und es ist als ein Verdienst der Buchgemeinschaft zu betrachten, das Werk in vorzüglicher Ausstattung herausgebracht und dadurch weiten bildungsbedürftigen Kreisen zugänglich gemacht zu haben.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Wilhelm der Erste. Sein Leben und seine Zeit. Von Paul Wiegler. Hellerau bei Dresden 1927, Avalun-Verlag. 639 S. M. 15,– (22,–).

Es ist ein feines und schönes Bild, das der Verfasser hier von Kaiser Wilhelm I. und seiner Zeit zeichnet, mit anschaulicher Darstellungsgabe und zugleich mit einer für den Nichtfachmann großen Vertrautheit mit dem historischen Stoff. Es ist nicht Zweck der Besprechung eines solchen Buchs, auf einzelne Unstimmigkeiten zu verweisen, die naturgemäß mit unterlaufen sind; nur eine wichtige Einzelheit sei erwähnt. Wiegler meint, das österreichisch-deutsche Bündnis von 1879 bzw. die Tatsache, daß das Band zwischen den Hohenzollern und dem russischen Zarentum damit zerrissen sei, wäre die Ursache von 1914. Das ist auf alle Fälle unrichtig, zumal wir jetzt wissen, daß das Bündnis mit Österreich für Bismarck mit den Zweck hatte, Rußland wieder an Deutschland heranzuziehen und daß das österreichische Bündnis erst in der nachbismarckischen Zeit jene Auffassung von „Nibelungentreue" erhielt, die nach der Auflösung des Rückversicherungsvertrages allerdings den Gegensatz zu Rußland herbeiführte. – Im ganzen erwächst durch Wieglers Darstellung ein plastisches Bild der Welt

Wilhelms I., die mit ihren großen wie mit ihren schwachen Seiten in feiner und ansprechender Form geschildert wird. Man darf der Art populärer Geschichtschreibung durch die Feder eines „nicht fachwissenschaftlich" vorgebildeten Künstlers, wie sie Wiegler hier verfolgt, den Vorzug vor der Emil Ludwigs geben, jedenfalls vom Standpunkt des Historikers aus. Ludwig hat die Neigung zu kühnen und geistreichen Urteilen, die neu sein sollen, aber mit dem historischen Tatbestand nicht immer viel gemein haben. Wiegler läßt das eigene Urteil stärker zurücktreten, lebt sich auch mehr in das Wesen der historischen Persönlichkeit und ihre Zeit ein, und vermittelt mit künstlerischer Darstellungsgabe einen Einblick in ihr Leben und Treiben. Er verzichtet freilich durchweg auf große Zusammenfassungen und Charakteristiken, die allgemeine Bedeutung der Ereignisse wird selten herausgearbeitet, wodurch der Verfasser freilich auch vor der Gefahr kühner Konstruktionen, wie sie Emil Ludwigs Schriften bezeichnen, bewahrt bleibt. Sein Buch läßt sich eher mit einer trefflichen Miniaturmalerei vergleichen und hat den Charakter alter Chroniken. Vielfach rein chronologisch eingestellt, werden in wenigen Sätzen hintereinander die verschiedensten Dinge, Persönliches, Außenpolitik, Innenpolitik, Hoffeste usw. berichtet. Und doch kommt bei der künstlerischen Darstellungsgabe Wieglers dabei ein Bild heraus, das Leben und Treiben jener Zeiten und die verschiedenen Seiten der Persönlichkeit Wilhelms I. gerade dadurch lebendig macht, weil sie immer wieder zeigt, was alles gleichzeitig auf ihn einstürmte oder ihn bewegte. Im ganzen ein Buch, das vielen, die ausführlichere oder strengere wissenschaftliche Darstellungen nicht lesen können oder wollen, Freude und Belehrung bieten wird.

Göttingen — M. Mommsen

Der Geist als Sprache. Von Leo Weismantel. Augsburg-Köln, Benno Filser. 156 S. M. 4,– (5,–).

Für Weismantel ist die Sprache ein Verhältnis. Deshalb ist sie ihrem Wesen nach dialogisch. Sie ist eine Brücke zum du; sie ist die Begegnung zum Schicksal hin zwischen den Menschen, zwischen Liebenden und Geliebten, Mann und Frau, Eltern und Kindern, Freunden, Kameraden, Arbeitskollegen, also eine Begegnung in der Liebe, in der Familie, an allen Arbeitsorten, im Gemeinderat und Staatsrat. Selbst wenn der Mensch monologisch spricht, hat er einen Gegensprecher: die Erinnerung, die Sehnsucht, die Reue, den Willen, das Unglück, das Schicksal, Gott. Hat der Sprecher keinen solchen Gegensprecher, spricht er wirklich für sich allein, dann ist es für Weismantel Unsinn. Dann ist der Sprecher dem Wahnsinn verfallen. Weismantel sieht die Sprache an als die wichtigste Funktion des Lebens überhaupt. In drei Gesprächen zeigt er es, d. h. der Verfasser zeigt die Sprache am Funktionieren, und da er mit den einfachsten Funktionen beginnt, schildert er auch auf die allereinfachste Weise. Dies Verfahren ist meisterhaft. Es berichtet nicht nur von einer Funktion, sondern sie bewirkt auch im Lesenden eine Funktion: nämlich die eines ganz bestimmten beziehungsreichen Mitdenkens.

Den Gesprächen ist ein Anhang beigegeben. Dieser Anhang — so fragmentarisch er ist, bedeutet für mich die Hauptsache des kleinen Buchs: er enthält nämlich grundrißhaft, aber als Ergebnis praktischer Versuche, eine Reformierung unseres Schulunterrichts. Daraus könnte man fordern: Nicht mehr das Wissen über die Dinge, sondern ihre Beziehung zu ihnen soll in den Mittelpunkt aller Schularbeit gestellt werden. Weismantel beweist die Vorteile eines solchen Unterrichts an Hand von gemachten Erfahrungen, die außerordentlich fesseln und — überzeugen. Er faßt sie zusammen in einen Entwurf seiner geplanten Stilkunde, ferner in drei Berichte, und zwar über „Versuche zum Erlebnisaufsatz", einen Versuch zu einer „Lehre vom Schildern" und einen Versuch zur „Einführung in die gestaltenden Kräfte des Bühnenspiels", schließlich in eine Rede: Zu den Fragen: Kind, Jugend und Bühnenspiel.

Münster i. W. — Hans Roselieb

Die Entgötterung der Musik. Von Adolf Weißmann. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 116 S. M. 3.–.

Dem Glauben folgt der Unglaube, dem göttlichen Musikzeitalter das einer entgötterten Musiksprache. Die Maschine bekämpft den singenden Menschen. Das ist Weißmanns Grundgedanke. Von hier aus zeichnet er die einzelnen Bilderkapitel, die blitzlichtartig die heutige musikalische Situation beleuchten. Die Maschine, sich in den mannigfachsten Erscheinungen als Sport, Film, Schallplatte, elektrische Tonerzeugung äußernd, entwurzelt den alten in Oper und Konzert ruhenden Musikbetrieb. Ohne endgültige Parteinahme wird alles kühn in seinen Gegensätzen gegeneinander gestellt. Und da wir gerade an solchen kurzen, lebendig die Situation erfassenden Broschüren Mangel leiden, wird gewiß jeder Informationshungrige begierig nach Weißmanns kritischer Übersicht greifen.

Berlin — Eberhard Preußner

Almanache und Kalender

Von Fritz Carsten (Berlin)

Die Mode der Verlegeralmanache nähert sich dem Kulminationspunkt. Ursprünglich bestimmt, lediglich als Propagandamittel den Verlegern zu dienen, ist der Almanach inzwischen der Gefahr oder vielleicht der glücklichen Notwendigkeit anheimgefallen, ein Verlagswerk zu werden, das seine Berechtigung in sich selbst trägt. So ist der Almanach von S. Fischer, Berlin, z. B., der in sorgfältigster Auswahl Abschnitte aus den Werken des Verlages bringt, so zusammengestellt, daß er eine dauernde Bereicherung jeder Bibliothek ausmacht. Selbst die rein der Reklame dienende Einführung von Oskar Loerke über das Verlagsjahr 1927 ist ein literarisch orientierender Essay geworden. Ebenso hat der Insel-Verlag zu Leipzig, der selbst eine solche einleitende Orientierung fortläßt, vom Guten das Beste in seinen Almanach aufgenommen, und die prächtigen Illustrationen erlauben sogar, das Büchlein als Geschenkwerk anzusehen. L. Staackmann Verlag, Leipzig, leitet seine Sammlung durch den Delpyschen Aufsatz „Aufbauende Erzählerkunst" ein. Man könnte sich zwar vorstellen, daß manche Leser gegen die Ansichten des Verfassers Opposition machen, jedenfalls aber entsprechen sie den Tendenzen, unter denen der Verlag seine Auswahl trifft. Auch Paul List, der sehr rührige Verlag in Leipzig, in dem viele Werke der Weltliteratur erscheinen und der in diesem Jahr mit dem außerordentlichen Buch von Lawrence „Aufstand in der Wüste" den deutschen Bücher-

markt wahrhaft bereichert hat, verfehlt nicht, in seinem Almanach all seine Kanonen zum Schuß kommen zu lassen. Zdenko von Kraft ist der Herausgeber eines Almanachs, den Adolf Bonz & Co. in Stuttgart „Zeitbürtige Dichtung" nennen. Der Verleger von Scheffel, Ganghofer, Hansjakob, Richard Voß und anderen Größen der Vergangenheit tut damit bewußt den Schritt in die neue Zeit. Ein ganz neuer Verlag „Das glückhaft Schiff" in Stuttgart gibt mit seinem ebenso betitelten Almanach, einem „Fahrtenbuch für Sonne, Wind und Wetter", zusammengestellt von Hans Richard Lesser, seine Visitenkarte ab. Da dieser aber viele Namen enthält von Autoren, die in anderen Verlagen groß geworden sind, so kann man bei seinem ersten Besuch das eigentliche Gesicht des Eintretenden noch nicht erkennen. Anders beim Rhein-Verlag, Basel, der mit seinem „Unidyllischen Verlegerjahrbuch": „Die Fünf Weltteile" ganz ausdrücklich betonen will: Ich bin Ich. Der Titel weist darauf hin, daß die deutsche Literatur nicht sein eigentliches Feld ist, aber gleichzeitig wehrt sich der Verlag dagegen, daß seine Erzeugnisse mit der Übersetzungsliteratur, die jetzt leider den deutschen Büchermarkt überschwemmt, in einen Topf geworfen werden. Sei auch die Ära des Weltschrifttums angebrochen, so sei doch eine sorgfältige Prüfung notwendig, um aus dem literarischen Nachwuchs aller Länder die Schicht auszuwählen, deren Kennzeichen eine neue geistige Universalität ist. Namen wie James Joyce, W. St. Reymont, Madeleine Marx, Ilja Ehrenburg, sprechen bereits für sich selbst. Dazu kommt, daß die Aufmachung des Almanachs und die Auswahl der Beiträge die Hand eines geschmackvollen und feinempfindenden Redakteurs zeigt. Weniger befreunden kann man sich allerdings mit dem Preisausschreiben, das den Almanach beschließt und durch das Laienurteile über die Bücher des Verlages erbeten werden. Der Laie soll genießen, aber nicht kritisieren. Es besteht ein großer Unterschied zwischen Geschmack und Urteil. Wozu ein Urteil provozieren von Lesern, die höchstens über ihren Geschmack auszusagen verstehen? Der Greif-Almanach, den die J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart, wie alljährlich, herausgibt, bringt einige der interessanten Autorenbriefe aus dem soeben erschienenen zweiten Band der „Briefe an Cotta", und zwar aus dem Zeitalter der Restauration 1815—1832. Das Hauptstück aber gehört dem Jubilar dieses Jahres: Hermann Sudermann. Da ist es ganz besonders hübsch, daß der Verlag ein Bild des Notgeldes zeigt, das Sudermanns Heimat, die Gemeinde Heydekrug, in der Inflationszeit gedruckt hat. Der Avers zeigt das noch bebärtete Porträt des Dichters, der Revers das bäuerliche Geburtshaus. Und wieviel ist der Prophet mit Vaterhaus wert? 50 Pfennige. Paul Zsolnay Verlag, Wien, läßt es sich was kosten, seine erfolgreichen Galsworthy, Heinrich Mann, Werfel, Wells u. a. dem Leser durch den Almanach nahezubringen. Sein Almanach ist nicht nur inhaltlich reichhaltig, sondern auch in der Ausstattung ganz besonders geschmackvoll. Entsprechend der Vielseitigkeit ihrer Verlagswerke und der Gemeinnützigkeit ihres ganzen Betriebes tritt der „Güldene Schrein", den die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung, Hamburg-Großborstel, „guten Lesern und freundwilligen Buchberatern" widmet, bescheidener auf. Doch werden gerade hier sehr ernste Essays aus der Feder von Max Wieser über den „Deutschen Roman der Gegenwart", von Richard Jahnke über „Wesen und Werden der Sprache" und viele andere dankbar genossen werden. Die C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, München, gibt einen Almanach der Rupprechts-Presse für die drei letzten Jahre heraus, der sich, dem Zweck angepaßt, durch sorgfältigste Druckausstattung und vortreffliche Bildbeigaben auszeichnet. Ebenso ist der Katalog der F. Bruckmann A.-G. in München von wundervoller künstlerischer Ausführung und sicher ein gutes Propagandamittel für die Erzeugnisse des Verlages. Dasselbe gilt von Eugen Diederichs', Jena, Verlagsalmanach, der unter dem Titel „Die geistigen Aufgaben von heute, morgen und übermorgen" die „Bindung in Blut und Boden" sucht und diese mit seinen Verlagswerken zu finden hofft. Er selbst führt seine Gedanken in einem tiefschürfenden Essay aus.

Es mögen hier zwei Jubiläumsschriften angereiht werden, von denen die eine dem ausgezeichneten volkswirtschaftlich-wissenschaftlichen Verlag C. E. Poeschel in Stuttgart, von dem jetzigen Besitzer Alfred Druckenmüller, anläßlich des 25jährigen Besitzes, gewidmet ist, die andere der Amelangschen Buch- und Kunsthandlung in Berlin, die seit 120 Jahren besteht, gilt. Über sie hat Max Osborn, ebenfalls anläßlich des 25jährigen Jubiläums, das die jetzigen Besitzer Georg Eggers und Henry Benecke im Oktober 1927 gefeiert haben, einen Aufsatz verfaßt, der als ein Beitrag zur Geschichte des geistigen Berlins gelten kann. Eine neuartige Erscheinung auf dem Büchermarkt ist das in „handgedruckter Voile" kartonierte Jahrbuch der Deutschen Werkstätten in Hellerau. Diese Firma hat einen bedeutenden Einfluß auf den Geschmack unserer Innenarchitektur und gibt in ihrem Jahrbuch Artikel, die sich auf ihren Wirkungskreis beziehen, nebst Aussprüchen bedeutender Männer und Frauen über Fragen des Geschmacks in Heim und Lebensführung. Unterstützt wird der Text von außerordentlich fein ausgeführten Abbildungen, die allerlei Gegenstände des täglichen Gebrauchs in künstlerischer Form vorführen. Der Kalendercharakter wird betont als Geschenkkalender für jeden Monat im Jahr, geteilt in Geschenke für große, mittlere und kleinere Geldbeutel. Die Ausstattung des Jahrbuchs macht es für Bücherfreunde zu einer bibliophilen Gabe.

Von Kalendern ist für uns zuerst wieder der Goethe-Kalender von Bedeutung. Wie immer widmet er seine Hauptarbeit den Ereignissen vor hundert Jahren in der Umgebung Goethes, und da ist es diesmal Karl August, der im Vordergrund der Erörterungen steht; denn 1828 war sein Todesjahr. Das Gratulationsgedicht Goethes zum 1. Januar 1828:

„Fehlt der Gabe gleich das Neue,
Sey das Alte nicht veraltet,
Wie Verehrung Lieb und Treue
Immer frisch im Busen waltet.
usw."

war das letzte Neujahrsgedicht, das er dem Lebensfreunde gewidmet hat. Interessieren wird auch der Aufsatz von Robert Weber über „Vertonungen Goethischer Gedichte im Einzellied". Der Eichendorff-Kalender, von Wilhelm Kosch begründet und herausgegeben, erscheint bei Lothar Schütte in Aichach. Ein Nachkomme Eichendorffs, wohl sein Enkel, veröffentlicht „Begegnungen und Gespräche mit Eichendorff und Urteile über ihn". „Aus alten Stammbüchern" berichtet Jakob Bara, in denen merkwürdigerweise Eichendorff selbst zweimal nur mit den Worten: „Zu geneigter Erinnerung an..." und „Zu gütigem Andenken an..." enthalten ist, während andere kleinere Dichter sich des Verses nicht enthalten haben. Als schweizerischer Eichendorff-Komponist wird Othmar Schoeck von Hans Corrodi gewürdigt und Adolf Dyroff spricht „Über die Wirkung der Eichendorffschen Poesie". Im übrigen bringt der Eichendorff-Kalender die verschiedensten Erinnerungen an die Romantiker. Besonders wertvoll ist auch der Aufsatz über Entstehung und Lokalisierung des Lenauschen „Postillon". Als Heimatkalender sind die „Heimatblätter des Historischen Vereins in Bamberg", C. C. Buchners Verlag in Bamberg und der hier schon öfters gewürdigte „Kalender der Waldstätte" der Gebr. J. & F. Heß in Engelberg zu erwähnen. Aus letzterem sei Meinrad Inglins „Lob der Heimat" hervorgehoben. Von Abreißkalendern liegt Fritz Heyders, Berlin-Zehlendorf, „Kunst und Leben" vor mit ganz ausgezeichneten Holzschnitten und sorgfältig ausgewählten Versen, und der bei Carl Schünemann in Bremen erscheinende plattdeutsche Kalender, der für das scheußliche

Wort „Kalender" das hübsche plattdeutsche: „Dagwiser" findet. Möge ihm eine frohe Fahrt beschieden sein! Er verdient sie.
Denselben Wunsch darf man dem Kalender „Mutter und Kind" des Hippokrates-Verlags G. m. b. H., Stuttgart, mit auf den Weg geben. Ein origineller Gedanke hat ihn geboren und künstlerisches Verständnis ihn geschaffen. Im Kinderzimmer oder im Arbeitszimmer der Mutter sollte er seinen Platz haben.

In die weite Welt führt der Reichsbahn-Kalender, der den „innigen Zusammenhang zwischen Reichsbahn und Wirtschaft" klarzulegen berufen ist. Ebenso sind die vielfältigen Beziehungen der Reichsbahn zu den einzelnen Industriezweigen behandelt. Statistische Bilder, die Einblick in technische Einrichtungen, Verkehrsbewältigungen, Rationalisierung, Personalfürsorge usw. geben, wechseln ab mit Landschaftsbildern, die zeigen, wie schön das deutsche Land ist, durch das die Reichsbahn ihre Züge rollen läßt.

Nachrichten

Todesnachrichten. Michael Georg Conrad ist am 20. Dezember nach längerer Krankheit einem schweren Herzleiden erlegen. Er entstammte einer Bauernfamilie, war am 5. April 1846 in Gnodstadt in Unterfranken, das ihn zu seinem 80. Geburtstag zum Ehrenbürger ernannte, geboren und hat 1880 sein erstes Buch „Parisiana", das seinen Beziehungen zu Zola während seines mehrjährigen pariser Aufenthalts Rechnung trägt, veröffentlicht. Er war 1885 nach Deutschland zurückgekehrt und hier, wie einst unter den Zolas, unter den Einfluß Ibsens gekommen. Ein Verfechter des Naturalismus, hat Conrad 1885 in Gemeinschaft mit Wolfgang Kirchbach die „Gesellschaft" gegründet, die als das Organ des deutschen Naturalismus galt und der Bewegung Ziele setzte. Unter Conrads eigenen Werken sind sein breiter Roman „Was die Isar rauscht" und sein Buch „Majestät", in dessen Mittelpunkt ein idealisierter Ludwig II. steht, zu nennen. Conrad, der in seinen letzten Jahren auch mit ernsten Sorgen zu kämpfen hatte, war eine Zeitlang demokratischer Reichstagsabgeordneter gewesen.
Franziska Mann ist nach einer Meldung vom 9. Dezember in Berlin einem schweren Herzleiden erlegen. Sie hat eine rege publizistische und Übersetzertätigkeit entfaltet, ist vielfach mit Novellenbüchern, Skizzen und Erzählungen an die Öffentlichkeit getreten, unter denen das Buch „Könige ohne Land" am bekanntesten geworden ist. Ihr eigentliches Wirkungsgebiet hat sie aber in der Jugendliteratur gefunden. Hier ist ihr „Flug ins Kinderland" an erster Stelle namhaft zu machen.
Heinrich Rietsch ist nach einer Meldung vom 20. Dezember im 67. Lebensjahr gestorben. Ein geborener Deutsch-Böhme, hat er in Wien unter Hanslick und Adler Musikwissenschaft studiert. Seit 1900 gehörte er der prager philosophischen Fakultät an. Unter seinen durch Objektivität ausgezeichneten Werken sind „Die deutsche Liedweise", „Grundlagen der Tonkunst", „Die Tonkunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts" zu nennen.
Fjodor Kusmitsch Ssologub — mit seinem bürgerlichen Familiennamen Teternikoff — der bedeutende russische Dichter und Schriftsteller, starb am 5. Dezember in Leningrad, nach einer langen qualvollen Krankheit, im Alter von 64 Jahren. Er entstammte einer Handwerkerfamilie, war lange Zeit Gymnasiallehrer in einer Provinzstadt und wurde in den 90er Jahren des verflossenen Jahrhunderts dank seiner formvollendeten Lyrik und einiger Romane, deren bedeutendster „Der kleine Dämon" ist, eine der führenden Persönlichkeiten des russischen Symbolismus. In den letzten Jahren waltete er seines Amts als Vorsitzender des „Allrussischen Schriftstellerverbands" und hinterläßt noch zwei ungedruckte Gedichtbände, sowie diverse Prosaschriften. Einige Romane und Novellen des Verstorbenen — „Der kleine Dämon", „Totenzauber", „Süßer als Gift", „Buch der Märchen" — sind seinerzeit in deutscher Übertragung im münchener Musarion-Verlag erschienen. Ssologub war ein guter Kenner der deutschen Literatur und hat u. a. Kleists „Penthesilea" ins Russische übertragen. (P. E.)

•

Der Literatur-Preis des württembergischen Goethe-Bundes, der für das beste aus den letzten drei Jahren stammende Buch eines württembergischen Dichters ausgesetzt ist, ist Hans Heinrich Ehrler für seine demnächst erscheinenden Gedichte zugesprochen worden.
Der Eichendorff-Preis 1927, bestimmt für das beste Literaturwerk eines oberschlesischen Schriftstellers oder eines deutschen Schriftstellers, das oberschlesische Schilderungen bietet, ist Gertrud Aulich für ihre Manuskripte „Die Umkreisung" und „Die Gleichnisse" verliehen worden. Ein Betrag in gleicher Höhe (M. 500) ist Bruno Wittek für seinen schlesischen Bauernroman „Sturm überm Acker" gestiftet worden.
Der Goncourt-Preis wurde Maurice Bedel für seinen Roman „Jérôme am 60. Grad nördlicher Breite" zuerkannt. Bedel steht im 38. Lebensjahr.
Der Preis Renaudot wurde Bernard Nabonne für seinen Roman „Mai-tena" verliehen.
Den Preis Fémina erhielt Marie Lefranc für ihren Roman „Grand Louis l'Innocent". Frau Marie Lefranc lebt seit langen Jahren in Kanada.
Der Preis Moreaus wurde Guy-Charles Cros, geboren 1879 in Paris, für verschiedene Lyrik-Bände verliehen.
Der Preis Brieux, in Höhe von 30 000 Franken, konnte in diesem Jahr nicht verteilt werden, soll aber im nächsten Jahr bestimmt vergeben werden.
Auf dem Friedhof von Ixelles in Brüssel wurde ein Denkmal zu Ehren De Costers, des Verfassers des „Tiel Uylenspiegel", eingeweiht.
Die Akademie Montadori verlieh ihren Literaturpreis, in Höhe von 20 000 Lire, dem tessinischen Dichter Francesco Chiesa.

•

In Wesselburen fand die feierliche Einweihung des Hebbel-Museums statt.
Ein reicher budapester Bürger, Franz Baumgarten, hat sein gesamtes Vermögen testamentarisch zu einer Stiftung zum Wohl ungarischer Schriftsteller bestimmt.
Die schweizer Schiller-Stiftung hat für ihre Bücherschenkung Werke folgender Autoren gewählt: Grethe Auer, Wilhelm Balmer, Carl J. Burckhardt, Francesco Chiesa, Emil Ermatinger, Robert Faesi, Werner Johannes Guggenheim, Walter Keller, Meinrad Lienert, Walter Muschg, Franz Odermatt, Hans Roelli, Richard Schneiter, Rudolf Schwarz, Adolf Vögtlin, Maria Waser, Henri Frédéric

Amiel, Bernard Barbey, Pierre Girard, Jean Léry, Albert Malche, D. Petit-Pierre-Berthoud, Jean-Paul Zimmermann, Elmo Patocchi, Carlo Sganzini, Heinrich Federer, Giachen Michel.

Zum 35jährigen Jubiläum der schriftstellerischen Tätigkeit Maxim Gorkijs bereitet der Russische Staatsverlag in Moskau eine außerordentlich billige Volksausgabe der Werke in sieben Bänden vor, die in einer Auflage von 100 000 Exemplaren erscheinen soll. Die Wahl der für diese Ausgabe bestimmten großen Romane, kleineren Erzählungen, Erinnerungen und Aufsätze ist von Gorkij selbst getroffen worden. Außerdem ist seitens des Staatsverlags ein Sammelband von ca. 25 Druckbogen unter dem Titel „Gorkij in den Erinnerungen zeitgenössischer Schriftsteller und in seinen Briefen an dieselben" in Aussicht genommen, sowie ferner die Ausgabe einer populären Biographie des Jubilars.

In der hier bereits mehrfach erwähnten Memoirenserie des moskauer Verlags M. und S. Ssabaschnikoff sind letzthin zwei neue Bände von literarhistorischem Interesse erschienen. Die „Tagebücher Valerij J. Brjussoffs 1891 bis 1910", herausgegeben von seiner Witwe und N. S. Aschukin, bilden ein wichtiges Dokument für die Biographie des Dichters und die Geschichte des russischen Symbolismus, in dem letzterer eine so hervorragende Rolle spielte. Ebenso bedeutsam sind für den Werdegang des verstorbenen Literarhistorikers Michail O. Gerschenson die „Briefe an seinen Bruder", in einer Auswahl herausgegeben von M. A. Ziawlowskij, die gleichzeitig ein lebendiges Bild russischen Studenten- und Schriftstellerlebens während der letzten vier Jahrzehnte entrollen.

Der Prozeß um das literarische Erbe des so tragisch verschiedenen russischen Dichters Ssergej Jessenin, geführt von seiner ersten Frau und Mutter seiner zwei Kinder gegen die dritte Gattin, ist zugunsten dieser letzteren entschieden worden. Die Klage lautete auf Nichtigkeitserklärung der dritten Ehe Jessenins mit der Enkelin Lew N. Tolstojs, da bei deren Schließung der Dichter gerichtlich nicht von seiner zweiten Gattin, der ebenfalls tragisch dahingegangenen, amerikanischen Tänzerin Isadora Duncan, geschieden war. Das moskauer Volksgericht motivierte sein Urteil damit, daß trotz der fehlenden Formalitäten Sophia A. Tolstaja, wie allgemein bekannt, die effektive Gattin Jessenins war.

Das Tschechoff-Museum in Moskau, das trotz seines kurzen Bestehens schon mehrmals — im Anschluß an den noch immer nicht zu Ende geführten Ausbau der Museen in der Hauptstadt der Räterepublik — sein Heim wechseln mußte, ist neuerdings und voraussichtlich wohl endgültig der Lenin-Bibliothek (vormals Rumjanzeff-Bibliothek) angegliedert worden, wo ihm zwei große Räume im Erdgeschoß der einstigen Rumjanzeff-Gemäldegalerie zur Verfügung gestellt sind. Das eigentliche Tschechoff-Museum, das bereits der Besichtigung zugänglich ist, nimmt den ersten Saal ein und präsentiert sich äußerst anziehend mit seiner fast erschöpfenden ikonographischen Abteilung, sehr reichlichem Autographenmaterial und sonstigen Dokumenten, sowie Tschechoff-Reliquien. Sehr ärmlich dagegen ist vorderhand die Vitrine mit den fremdsprachigen Ausgaben der Werke Tschechoffs ausgefallen, und es wäre sicherlich eine schöne und übrigens nicht mehr als billige Geste, wenn die deutschen Verleger dem moskauer Museum ihre bezüglichen Übersetzungen des russischen Novellisten und Dramatikers zuwenden würden. Die Sendungen können direkt an das Tschechoff-Museum, Moskau (Waganjkowskij Pereulok), gerichtet werden.

Der zweite Saal, der erst in einigen Monaten eröffnet wird, ist dem Tschechoff-Kreis gewidmet, und auch hier ist bereits, dank des energischen Wirkens des Museumsleiters, E. E. Leitnecker, eine große Anzahl wertvoller Zeitdokumente zusammengebracht; besonders fallen einige ausgezeichnete Schriftstellerbildnisse aus der Hand führender russischer Künstler ins Auge. — Zu bemerken ist noch, daß auch die mit dem Museum eng verknüpfte „Tschechoff-Gesellschaft" unter dem Vorsitz N. D. Teleschoffs eine rege Tätigkeit entwickelt und durch öffentliche Sitzungen und Vorträge zur Kenntnis des Schaffens Tschechoffs und seiner Epoche nicht wenig beiträgt. (P. E.)

* * *

Uraufführung. Wien. „Anna Mayer." Vier Akte. Von Käthe Braun-Prager (Kunstspiele, 8. Dezember 1927).

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Anthologie jüngster Prosa. Herausgegeben von Erich Ebermayer, Klaus Mann, Hans Rosenkranz. Berlin 1928, J. M. Spaeth. 283 S. M. 4,50 (6,—).

Bahr, Hermann. Der inwendige Garten. Roman. Hildesheim 1927, Franz Borgmeyer. 194 S. M. 3,— (4,50).

Bergengruen, Werner. Das Buch Rodenstein. Mit 24 Kohlezeichnungen. Von Georg Poppe. Frankfurt a. O. 1927, Iris-Verlag. 263 S. M. 8,— (10,—).

Brie, Marie. Johannes Tauler und der Gottesfreund. Roman. Basel 1927, Rudolf Geering. 304 S. M. 3,60 (4,40).

Der Rosenstock. Bd. 16. Hans Philipp Weitz, Madonna in der Glorie. Römische Künstlernovelle. 96 S. — Bd. 17. Victor von Uthmann, Der Kieselbauer. Eine Märchennovelle. 93 S. — Bd. 18. Wilhelm Wiesebach, Onkel Ferdinand. Eine absonderliche Geschichte. 120 S. — Bd. 19. Dorothea Hollatz, Die letzten Tränen und andere Erzählungen. 123 S. — Hildesheim, Franz Borgmeyer.

Fey, Christian. Die Fahrt des jungen Roßmer Theumar. Köln 1927, J. P. Bachem G. m. b. H. 233 S. M. 4,— (5,40).

Haebler, Hans von. Die Eine Einzige und die Anderen. Roman. Leipzig 1927, Theodor Weicher. 325 S. M. 4,50 (6,—).

Hirschfeld, Georg. Der große Teppich. Roman. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag G. m. b. H. 289 S. M. 3,— (5,—).

Joho, Karl. Narrenzwetschgen. Karlsruhe i. B. 1927, C. F. Müller. 221 S.

Jünemann, Igna Maria. Kinderland. Was Mensch und Tierlein zu erzählen wissen! 24 Federzeichnungen von Tamara Ramsay. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 109 S. Geb. M. 3,—.

Kollbrunner, Oskar. Die Schenke des Mister Bucalo. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 289 S. Geb. M. 6,—.

Lichnowsky, Mechtilde. Das Rendezvous im Zoo (Querelles d'amoureux). Wien 1928, Jahoda & Siegel. 72 S.

Linzen, Karl. Marte Schlichtegroll. Roman. Bd. I/II. 16.–20. Tausend. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. Zusammen 545 S. M. 10,– (11,–).

Mehring, Walter. Paris in Brand. Roman. (Romane der Welt.) Berlin 1927, Th. Knaur Nachf. 238 S. Geb. M. 2,85.

Pilf, Traugott. Der heilige Pillendreher. Roman. Leipzig 1927, Verlag der Buchhandlung des Verbandes der Ärzte Deutschlands. 195 S. M. 4,75 (5,50).

Schultze, M. von. Im Lande der Magyaren. Erzählung aus Ungarns Vergangenheit. Mit Bildern von Fritz Bergen. Köln, J. P. Bachem G. m. b. H. 144 S. M. 3,50 (4,50).

Stockhausen, Juliane von. Greif. Die Geschichte eines deutschen Geschlechts. Roman. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 310 S. M. 6,– (8,–).

Watzlik, Hans. Der wilde Eisengrein. Ein Gerücht aus den Lusenwäldern. Reichenberg 1927, Gebr. Stiepel G. m. b. H. 149 S. M. 3,80.

* * *

Jerome, K. Jerome. Malvina von der Bretagne. Ein kleiner Roman. Deutsch von Hermynia zur Mühlen. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag G. m. b. H. 134 S. Geb. M. 3,–.

Jewitt, John. Makwinnas Gefangener. Meine Abenteuer und Leiden bei den Indianern am Nutkasund. Aus dem Englischen übersetzt und bearbeitet von A. Jacobi. Leipzig 1928, F. A. Brockhaus. 158 S.

Hurst, Fannie. Mannequin. Roman. Übersetzt von Andor Braun. Wien 1927, Paul Zsolnay. 347 S.

Knittel, John. Therese Etienne. Roman. Zürich 1928, Orell Füßli. 476 S. M. 4,80 (6,40).

Tauchnitz Edition. Vol. 4810. Aldous Huxley. Two or three graces and other stories. Leipzig 1928, Bernhard Tauchnitz. 271 S. M. 1,80 (2,50).

Vuilleumier, J. F. Carl Christophs grüne Fassade. Novellen eines unruhigen Herzens. Aarau 1927, H. R. Sauerländer & Co. 215 S. Geb. M. 5,–.

Keller, Walter. Tessiner Märchen. Gesammelt und übertragen. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 253 S.

Hamsun, Marie. Die Langerudkinder. Erzählung. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1928, Albert Langen. 225 S.

Paludan, Jacob. Die Felder reifen. Roman. Übersetzt von Erwin Magnus. Potsdam 1927, Gustav Kiepenheuer. 372 S. M. 4,– (6,–).

Mereschkowski, D. Der Messias. Roman. Deutsch von Johannes von Guenther. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 422 S. Geb. M. 9,–.

Sostschenko, Michael. So lacht Rußland! Humoresken. Aus dem Russischen von Mary von Pruß-Howatzky und Elsa Brod. Prag 1927, Adolf Synek. 149 S.

Sokol, Elgart. Der Zensor. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reimer. Prag 1927, Kommissionsverlag Adolf Synek. 191 S.

Lyrisches und Episches

Boeglin, Hans. Dämmerndes Reich. Gedichte. Detmold 1928, Meyersche Hofbuchhandlung. 79 S. Geb. M. 2,50.

–, –: Die Stufe Welt (1924–25). Terzinen. Ebenda. 47 S. Geb. M. 2,–.

Ernst, Frieda Zoë. Ringende Seele. Gedichte. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 68 S. M. 2,– (3,–).

George, Stefan. Die Fibel. Auswahl erster Verse. (Gesamtausgabe.) Berlin, Georg Bondi. 141 S. M. 4,50 (6,50).

Glück, Guido. Anteil und Schicksal. Gedichte. Troppau 1928, „Vorwärts". 77 S.

Luschnat, David. Die Sonette der Ewigkeit. (Ist-ist-Bücher Folge 14.) München 1927, Paul Stangl. 115 S.

Reimer, Thomas Wilhelm. Dichtungen. Berlin 1928, Kurt Bock. M. 4,– (6,–).

Schaumann, Ruth. Der Rebenhag. Gedichte. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 219 S. M. 3,50 (5,–).

Schödel, Otto. Die Geister in dem kleinsten Haus. Gedichte. Detmold 1928, Meyersche Hofbuchhandlung. 57 S. Geb. M. 4,–.

Werfel, Franz. Gedichte. Wien 1927, Paul Zsolnay. 467 S.

Wertheimer, Paul. Der Triumphzug des Eros. Mit Original-Lithographien von Franz Windhagen. Wien 1926, Amalthea-Verlag. 53 S.

Dramatisches

Schönherr, Karl. Der Judas von Tirol. Volksschauspiel in 3 Akten. Leipzig 1927, L. Staackmann. 93 S.

Literaturwissenschaftliches

Arndt, Ernst Moritz. Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von Erich Gülzow. Mit 4 Lichtdrucktafeln. Stuttgart 1928, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 240 S.

Chapiro, Joseph. Für Alfred Kerr. Ein Buch der Freundschaft. Berlin 1928, S. Fischer. 182 S. M. 3,– (4,–).

Eggli, Edmond. Schiller et le romantisme français. I/II. Paris 1927, Librairie Universitaire J. Gamber. 647, 670 S.

Gallwitz, S. D. Der neue Dichter und die Frau. Berlin 1927, F. A. Herbig G. m. b. H. 182 S. Geb. M. 6,50.

Götze, Alfred. Ein fremder Gast. Frau von Staël in Deutschland 1803/04. Nach Briefen und Dokumenten. Mit 24 Abbildungen. Jena 1928, Frommannsche Buchhandlung Walter Biedermann. 175 S.

Heer, Gottlieb Heinrich. Jakob Christoph Heer. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 96 S. Geb. M. 2,40.

Hohenstein, Friedrich August. Schiller. Die Metaphysik seiner Tragödie. Weimar 1927, Hermann Böhlaus Nachf. 181 S. M. 10,–.

Houben, H. H. J. P. Eckermann, sein Leben für Goethe. Der 2. Teil. Nach seinen neuaufgefundenen Tagebüchern dargestellt. Leipzig 1928, H. Haessel. 80 S. M. 10,– (13,–).

Hunziker, Rudolf. Jeremias Gotthelf. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 228 S. Geb. M. 4,–.

Jelikoff, Rudolf. Georg Büchner und sein „Dantons Tod". Eine Einführung in sein Schaffen. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 39 S. M. 1,50.

Stoll, Adolf. Der junge Savigny. Kinderjahre, marburger und landshuter Zeit Friedrich Karl von Savignys. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Mit 217 Briefen aus den Jahren 1792–1810 und 34 Abbildungen. Berlin 1927, Carl Heymann. 434 S. M. 12,– (13,–).

Strich, Fritz. Dichtung und Zivilisation. München 1928, Meyer & Jessen. 248 S. M. 5,– (7,50).

Thoma, Ludwig. Die Geschichte seiner Liebe und Ehe. Aus Briefen und Erinnerungen. Herausgegeben von Walther Ziersch. München 1928, Georg Müller. 267 S.

Zincke, Paul. Paul Heyses Novellen-Technik. Dargestellt auf Grund einer Untersuchung der Novelle „Zwei Gefangene". Karlsruhe i. B., Friedrich Gutsch. 278 S.

Verschiedenes

Angermann, Franz. Die freie Volksbildung. Grundlagen – Ziele – Wege. Mit einem Anhang: Der Relativismus in der freien Volksbildung. Jena 1928, Eugen Diederichs. 179 S. M. 6,25 (4,80).

Arntzen, Johanna. Vom Heiland und seinen Freunden. Jugendlegende. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 207 S. M. 4,50 (6,–).

Bahr, Hermann. Der Zauberstab. Tagebücher 1924/26. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 388 S. M. 7,– (9,–).
Bäumer, Gertrud. Die Frauengestalt der deutschen Frühe. Berlin 1928, F. A. Herbig G. m. b. H. 38 S.
Beyer, Georg. Katholizismus und Sozialismus (Schriften zur Zeit). Berlin 1927, J. H. W. Dietz Nachf. 157 S.
Binder, Hermann. Wille und Werk. Mit einem Jugendbildnis des Dichters, 21 Abbildungen im Text und einem Faksimile der marbacher Dramenliste. Stuttgart, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. 194 S.
Böhmer, Leo. Die rheinische Separatistenbewegung und die französische Presse. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 128 S.
Brey, Henriette. Die blaue Stunde. Besinnliches zwischen Tag und Traum. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 181 S. M. 2,50 (4,–).
Coudenhove-Kalergi, R. N. Held oder Heiliger. Wien 1927, Paneuropa-Verlag. 240 S. M. 4,50 (7,–).
Das Pantheon. Ein Hausbuch deutscher Dichtung und Kunst in der Gegenwart. Herausgegeben von Hanns Martin Elster. Berlin 1927, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H. 635 S.
Egloffstein, Hermann Freiherr von. Carl August im niederländischen Feldzug 1814. Mit einer Tafel und einer Karte (Schriften der Goethe-Gesellschaft, 40. Bd.). Weimar 1927, Verlag der Goethe-Gesellschaft. 248 S.
Federle, Ludwig. Märchen. Ravensburg 1927, Dornsche Buchhandlung. 90 S. M. 1,20.
Fischer, E. Kurt. Masuren. Mit 32 Zeichnungen von Julius Freymuth. Königsberg i. Pr., Riesemann & Lintaler. 33 S.
Friesische Sagen. Von Texel bis Sylt. Gesammelt und herausgegeben von Herm. Lübbing. Mit 27 Tafeln und 32 Abbildungen im Text. Jena 1928, Eugen Diederichs. 284 S. M. 7,– (9,–).
Frobenius, Else. Mit uns zieht die Zeit. Eine Geschichte der deutschen Jugendbewegung. Mit 16 Tafeln. Berlin 1927, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 431 S.
Gundolf, Friedrich. Paracelsus. Berlin 1927, Georg Bondi. 135 S. M. 3,50 (5,50).
Harden, Maximilian. Von Versailles nach Versailles. Hellerau bei Dresden 1927, Avalun-Verlag. 638 S. Geb. M. 15,–.
Harzland-Sagen. Gesammelt und herausgegeben von Fr. Sieber. Mit 21 Tafeln und 57 Abbildungen im Text. Jena 1928, Eugen Diederichs. 333 S. M. 7,– (9,–).
Hausenstein, Wilhelm. Kunstgeschichte. Berlin, Deutsche Buch-Gemeinschaft. 526 S.
Hennecke, Fr. O. Meister des Lebens! Imperative für besinnliche Leute. Hamburg 1927, C. Boysen. 151 S. Geb. M. 5,–.
Houben, H. H. Nicht 30 sondern 50 Jahre Urheberschutz! Ein Wort in letzter Stunde. Berlin 1927, Ed. Avenarius. 32 S.
Huch, Ricarda. Im Alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 445 S. M. 10,– (15,–).
Jezower, Ignatz. Das Buch der Träume. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 729 S.
Kapp, Julius. Paganini. Eine Biographie. 13. und 14., neubearbeitete und wesentlich erweiterte Auflage. (Klassiker der Musik.) Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 234 S. Geb. M. 10,–.
Kerr, Alfred. Es sei wie es wolle, Es war doch so schön! Berlin 1928, S. Fischer. 469 S. M. 5,50 (7,50).
Kühner, Georg Friedrich. Lebensschule und Kulturschule. Zur Umgestaltung der höheren Schule. Jena 1927, Eugen Diederichs. 50 S. M. 1,80.
Lange-Eichbaum, Wilhelm. Genie, Irrsinn und Ruhm. München 1928, Ernst Reinhardt. 498 S. M. 13,– (16,–).
Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. Herausgegeben von Wilhelm Spael. 23.–24. Jahrgang. 1926–1928. München, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 256 S.
Lübke, Anton. Technik und Mensch im Jahre 2000. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 372 S. M. 8,50 (11,–).
Neue österreichische Biographie. Vierter Band. Erste Abt. Biographien. Wien 1927, Amalthea-Verlag. Abt. Wiener Drucke. 225 S.
Olearius, Adam. Die erste deutsche Expedition nach Persien (1635–1639). Nach der Originalausgabe bearbeitet von Hermann von Staden. (Alte Reisen und Abenteuer 20.) Leipzig 1927, F. A. Brockhaus. 159 S.
Rosenfeld, Hans. Glaube und Weltanschauung als Grundlagen europäischer Kulturentwicklung. Berlin 1927, Lambert Schneider. 79 S. M. 2,25.
Schmid-Kunz, Walter. Die Geschichten vom Christus-Kind, wie sie die alte Barbara erzählt hat. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 252 S. M. 6,– (8,–).
Soden, D. Hans Freiherr von. „Was ist Wahrheit?“ Vom geschichtlichen Begriff der Wahrheit. (Marburger Akademische Reden, Nr. 46.) Marburg 1927, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 27 S. M. 1,–.
Spies, Heinrich. Kultur und Sprache im neuen England. Zweite, ergänzte Auflage. Leipzig 1928, B. G. Teubner. 222 S. M. 6,– (8,–).
Stolz, Heinz. Das klassische Düsseldorf. Leipzig 1928, Klinkhardt & Biermann. 114 S. Geb. M. 4,80.
Uhde, Jürgen. Ich und Du. Tiere und Menschen abseits vom Wege. Oldenburg, Schulzesche Hofbuchhandlung. 150 S.
Vischer, Robert. Drei Schriften zum ästhetischen Formproblem (Philosophie und Geisteswissenschaften, Bd. 6). Halle a. d. S. 1927, Max Niemeyer. 78 S. M. 4,–.
Weiser, Lily. Altgermanische Jünglingsweihen und Männerbünde. (Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft, Heft 1.) Bühl 1927, Konkordia A.-G. 94 S. M. 3,–.
Weismantel, Leo. Die Blumenlegende. Mit Bildern von Alfred Hagel. 4.–6. Tausend. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 124 S. M. 6,– (8,–).
Wukadinović, Spiridion. Franz von Sonnenberg. Halle a. d. S. 1927, Max Niemeyer. 263 S. M. 11,– (13,–).
Zoozmann, Richard. Muckipuckis wundersame Fahrten und Abenteuer. Mit 74 Federzeichnungen von Kurt Lange. 252 S. Geb. M. 5,50.
Zweig, Arnold. Juden auf der deutschen Bühne. Mit 16 Bildtafeln. Berlin 1928, Welt-Verlag. 301 S.

* * *

Die Schrift. Das Buch Richter. Verdeutscht von Martin Buber gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Berlin, Lambert Schneider. 112 S. M. 3,50 (5,–).
Guilbert, Yvette. Lied meines Lebens. Erinnerungen. Eingeleitet von Alfred Polgar. Übersetzt von Franz Hessel. Mit 21 Kupfertiefdrucktafeln. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 288 S.

Redaktionsschluß: 5. Januar

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–. Einzelheft Rm. 2,–

Moderne Arbeiterdichtung

Von Fritz Diettrich (Dresden)

Die soziale Dichtung der neunziger Jahre hatte endgültig abgewirtschaftet und sich in einen kleinbürgerlichen, passiv-eingestellten Ideenkreis verloren, als die Arbeiterdichtung ihre erste künstlerische Geltung erfuhr. Der typische Proletarier mußte als Dichter ganz andere Wege gehn als der soziale Dichter der neunziger Jahre. Seine Wege wurden konsequenter. Sein dichterischer Ausdruck umfassender. Er war um ein Abweichen vom Parteidogma viel weniger besorgt als die alte Generation der sozialen Dichter. Ihm wurden Parteidogmen nicht zum künstlerischen Diskussionsstoff. Es zwang ihn in erster Linie, ganz Dichter zu sein; denn das Zusammengehörigkeitsgefühl, die Solidarität mit seinen Genossen, war etwas von vornherein Feststehendes, etwas Selbstverständliches, worüber er sich wohl gesprächsweise ausließ, aber nicht von Gedicht zu Gedicht. Dagegen donnerte der Rhythmus der Arbeit in seinen Liedern. Mächtig dehnten sich die Bilder aus Bergwerk, Schmiede und Fabrik. Klirrend wie das Aufeinanderschlagen von Panzerplatten konnten seine Worte werden. Der deutschen Dichtung erstand tatsächlich etwas völlig Neues, auferstand das Dröhnen des Industrialismus in künstlerischem Gewand. Das bloße Mitleid ist dem modernen Arbeiterdichter ein unschöpferisches Moment geworden. Wohl ist es auch bei ihm da; aber es ist am Rade seiner Entwicklung höchstens eine Speiche unter vielen.

Die sozialen Dichter der neunziger Jahre stellten sich ganz auf den Sozialismus ein. Die Arbeiterdichter dagegen verkörpern den Sozialismus, spannen ihn zugleich weiter, sprengen damit seine starren Grenzen und verlassen ihn trotzdem niemals! Und je umfassender und unbesorgter sie sind, umso mächtiger ist ihre Wirkung und ihr Widerhall bei den Genossen. Denn wie das Proletariat seine Daseinsbedingungen von Jahr zu Jahr wandelt und aus dieser Wandlung immer neue, bislang unentdeckte Kräfte zieht, so erweitert, so wandelt auch der moderne Arbeiterdichter seine geistigen Grenzen und fragt nicht auf Schritt und Tritt den Parteikoder, der wohl für das Wirtschaftlich-Organisatorische des Proletariats unumstößlich sein mag, der aber auf die proletarische Geistesentwicklung beengend und hemmend wirken würde, sobald man ihn als Papst und Diktator gegen die geistigen Grenzerweiterungen der Arbeiterdichter gebrauchen wollte.

Die Frage nach den Beziehungen der Arbeiterdichter zur deutschen Geistestradition ist zwiefach zu beantworten. Nenn' ich die Namen der Arbeiterdichter Karl Bröger und Max Barthel, so hat es den Anschein, als ob diese Vertreter der Arbeiterdichtung, die sich zwar von den Einflüssen der sozialen Literatur der neunziger Jahre freigemacht haben, demütig und ergriffen vor der großen Tradition des deutschen Geistes stünden, allerdings, ohne sich von ihr erdrücken oder durch ihren Reichtum entmutigen zu lassen. Bröger zog mit einem Band Goethescher Gedichte ins Feld. Barthel schreibt selbst, ihn hätten „Bücher zärtlich gegrüßt". Bröger, der echte proletarische Liederdichter, sangbar wie keiner von allen Arbeiterdichtern, verrät in seinen Versen Wesensverwandtschaft mit Goethe und Gottfried Keller und trägt wie sein großer Landsmann Albrecht Dürer die ganze Phantastik und Märchendämonie des fränkischen Waldes in sich. Dabei ist ihm wie Dürer eine Ökonomie der künstlerischen Mittel eigen, wodurch es ihm gelingt, mit einem Schlage das Zwingende einer Begebenheit, eines Menschen, einer Landschaft festzuhalten. Schreibt Bröger Legenden, so legt er seine Verse mit so eindringlicher Einfachheit hin, daß man meinen könne, es triebe ihn dazu, der Geschichtenerzähler des Proletariats zu werden, ähnlich wie Franz von Assisi es war, der Stern über der Armut Italiens. Heinrich Lersch hingegen, dem Größten unter den modernen Arbeiterdichtern, sind traditionelle Beziehungen schwerer nachzuweisen. Wenn auch ihm die Tradition die Amme seiner Kunst war, so sind doch die letzten seiner Dichtungen so einzigartig,

so neu und nie gehört, daß es anmutet, als habe Lersch, ohne dadurch seinen künstlerischen Halt zu verlieren, nur noch wenig traditionelle Beziehungen, als sei er ganz ein Eigener, von dem man nicht mehr sagen kann, er stünde auf den Schultern dieses oder jenes Vorbildes, er stünde im Echo dieses oder jenes Meisters. Anfangs hatte ihn der Krieg, später die Revolution zum Dichter geschmiedet. Aber er wandelte seine Gesinnung nicht etwa mit der politischen Konjunktur, wie so mancher Literat. Er war überhaupt nicht politischer Dichter im Sinne der Revolutionsdichter von 1918, die sich heute längst nicht mehr um den Zusammenhang mit dem Proletariat kümmern und denen auch das Revolutionäre keine uneigennützige Angelegenheit gewesen ist. Heinrich Lersch ist in erster Linie Proletarier, beladen mit einer eminenten Sehnsucht nach Entwicklungsmöglichkeiten. Erst dadurch wurde er zum Revolutionär in immer steigendem Maße, erst dadurch wuchsen seine Strophen wie feurige Ströme an, entwuchsen sie der letzten traditionellen Bindung an das Dichtwerk Walt Whitmans. Steht sein letztes großes Werk „Mensch im Eisen" nicht vor uns wie die zurückgedämmte Kraft einer nicht ausgetragenen Revolution? Ein Sturm von Bildern rast über uns hin, eine Kraftfülle bricht hervor, die uns trunken macht, eine Kraftfülle, hervorquellend aus dem Urgrund des Proletariats und am Schicksal gestählt. Ich wüßte heute in der vielgestaltigen modernen Literatur keinen Dichter, der wie Heinrich Lersch berufen wäre, der Zeit das Herz so gewaltig zu öffnen und das Blut der Zeit in so auserwähltem Wortgefäß aufzufangen! Viele heutige Dichter sind unsagbar bemüht, das Bild unserer Zeit zeitlos widerzuspiegeln. Doch am vollkommensten gelang es bis jetzt Heinrich Lersch, und kein Zufall ist es, daß gerade er ein Arbeiterdichter ist.

Fragen wir nach den geistigen Beziehungen der Arbeiterdichter zur zeitgenössischen Literatur, zur lebenden Dichtergeneration aus allen geistigen und gesellschaftlichen Lagern, so gewinnt unsere Betrachtung deshalb ihren besonderen Reiz, weil sich aus der Gegenüberstellung von Arbeiterdichtung und nichtproletarischer Dichtung eine höchst interessante Kritik am Zustand der modernen Literatur überhaupt ergibt.

Geht man auf die Vorbedingungen ein, aus denen heraus die Arbeiterdichter ihre Werke schaffen, so sieht man, wie aus dem Wechsel von körperlicher Leistung einerseits und geistiger Leistung andererseits ein geheimnisvoller, sich fortgesetzt erneuernder Quell von Erlebnissen hervorbricht. Wir sehen, wie dies direkte Teilnehmen an der Gestaltung des heutigen Lebens, wie dies Mithämmern, -weben und -heuern die Dynamik der Zeit gleich einer Transmission ins Geistige umschaltet. Denn unser Zeitalter, das Zeitalter des Arbeiters, ist auf diese Weise wohl am tiefsten erlauschbar. Die Fabrik ist heute, um mit Goethe zu reden, der sausende Webstuhl der Zeit geworden. Und die Arbeiterdichter, die, mitwirkend Tag für Tag, die gewaltige Stimme, die unerbittliche Stimme gehört haben, die das Wohl und Wehe, das in vielerlei Takt daraus hervordonnert, erlebt haben bis in die letzte Tiefe ihrer Seele, waren dadurch der dichterischen Verkündung nahegerückt, waren zu Verkündern gestählt durch die Unmittelbarkeit ihres Zeiterlebnisses. Denn wo kein Erlebnis ist, ist auch kein Dichter! Und je gemeinsamer das Erlebnis, um so näher die Möglichkeit zu machtvoller Gestaltung, um so durchsichtiger auch die Auserwähltheit des Dichters. — Im allgemeinen darf man heute die Literatur nicht unter diesem Gesichtswinkel betrachten, denn man liefe Gefahr, daß sie einem unter den Händen zerbräche. Weniger als je können wir heute sagen, daß die moderne Literatur, die nichts zu tun hat mit Arbeiterdichtung, aus einem gemeinsamen großen Erlebnis entstanden sei. Und nicht nur das große unmittelbare Erlebnis fehlt, es fehlt ihr auch die vermittelnde Einfalt. Mehr denn je ringen die heutigen Dichter um interessante Stoffe. Doch immer wieder müssen wir feststellen, daß selbst die farbigst konzipierten Werke verblassen vorm unerbittlichen Antlitz der Zeit. Immer wieder müssen wir feststellen, daß es ganz ungeheurer Kräfte bedarf, um gegen die Macht der modernen Wirklichkeit die Macht einer ideellen Wirklichkeit, die Macht der künstlerischen Schöpfung zu setzen.

Die moderne Literatur ist voller Seltenheiten und Kostbarkeiten, wenn wir ihre Werke einzeln betrachten. Sie ist aber ein heilloser Wirrwarr, wenn wir sie als Ganzes ins Auge fassen, weil jede Einzelkraft an einem Strang für sich zieht und weil

durch dieses Ziehen an den verschiedensten Enden die geistigen Kräfte sich gegenseitig aufheben und lähmen. Die moderne Arbeiterdichtung, die noch so jung ist, zieht, um bei diesem Bilde zu bleiben, in einer Richtung, an einem einzigen Strang und vereint in einem Dutzend Persönlichkeiten einen Willen, einen Weg und ein Ziel. Dadurch und nur dadurch entsteht die Macht einer Kultur! Im Mittelalter schufen die gotischen Baumeister alle in verwandtem Sinne und bauten um eine große göttliche Idee ihre Werke herum. Die Dichter der alten Heldenepen, alle waren sie von einer einzigen Idee besessen und wurden durch sie zu ihren Werken angefeuert. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Dieses Goethe-Wort sollten wir als Maßstab für alle Kunstwerke nehmen, ob in Dichtung, Musik, Malerei. Die moderne Arbeiterdichtung, indem sie sich bewußt darauf beschränkt, nichts als Arbeiterdichtung zu sein, ist auf einem guten Wege, durch diese Beschränkung Meisterliches hervorzubringen. Sie braucht deshalb nicht ins Zunftmäßige auszuarten, wie hie und da befürchtet wird. Sie ist am geringsten gefährdet, sich zu zerstreuen, und dies ist es, was sie heute vor der übrigen modernen Literatur auszeichnet.

Alexander Castell

Von Kurt Martens (Dresden-Loschwitz)

Die Sonderart einer Nation prägt sich am deutlichsten in ihrem Bürgertum aus; in den obersten und niedersten sozialen Schichten verwischt sie sich und gewinnt internationale Färbung. Deutsche Plutokratie und deutsches Proletariat wirken, nicht nur der Tendenz nach, fast schon europäisch, das Europäische wieder zeigt sich dem Amerikanischen verwandt. Diejenigen Erzähler, deren Stoffgebiet außerhalb der bürgerlichen Sphäre liegt, haben es deshalb schwer, als Repräsentanten ihrer Nationalliteratur zu gelten; scheinbar entwurzelt teilen sie das Schicksal ihrer Gestalten.

Der Schweizer Alexander Castell lebt seit länger als zehn Jahren in der Fremdenkolonie von Paris. Die französische Denk-, Gefühls- und Ausdrucksweise ist ihm vertrauter als die deutsche. Noch schreibt er in deutscher Sprache; es wäre aber nicht verwunderlich, wenn er eines Tages, wie etwa der Holländer Maarten Maartens mit seinen englischen Romanen, zur Sprache seiner zweiten Heimat überginge. In jedem neuen Buch finden wir Castell dem französischen Geist enger verbunden, mehren sich die Gallizismen derart, daß man den Eindruck einer allerdings vorzüglichen Übersetzung aus dem Französischen gewinnt.

Die Welt, in der sich Castell als Romancier, zum größten Teil auch in seinen Novellen bewegt, ist die sogenannte „große Welt", das Milieu der gesicherten Vermögen, der guten Erziehung, des Müßigganges comme il faut, der konventionellen Vergnügungen und des Flirt, der Zeit genug hat, sich auszuwachsen zur grande passion. Die drei Romane[1] „Bernards Versuchung" (1911), „Büßer der Leidenschaft" (1913), „Spleen" (1926) gehören zum Genre des roman passionel und bewegen sich exakt auf der Linie, die von Stendhal, über die Goncourts und Maupassant mit einem Sprung nach Deutschland hinüber zum diskret ironischen Impressionismus des Grafen Eduard Keyserling führt.

„Mabel", die erste Novelle seines Erstlingswerks, des Sammelbandes „Der seltsame Kampf" (1910), die München zum Schauplatz hat, während für Castell später außer Montreux nur noch Paris in Betracht kommt, enthält im Keim schon das ganze Programm seines Lebens und Schaffens: „Vor dem Einschlafen nehme ich, wie täglich, einen Band Stendhal. Er war schon damals einer meiner nächsten, teuersten Seelen. Er wußte, worauf es ankam. Nicht auf Ewigkeitsspekulationen und die soziale Frage..." Oder: „Da ich von früher Jugend an mein Dasein — nach einer, wie es schien, eingeborenen Veranlagung — kaum auf die Basis äußerer Wirksamkeit, wohl aber auf die passive Erkenntnis meiner eigenen Person gestellt hatte..." Und „der Graf", der neben dem jugendlichen

[1] Alexander Castells Werke sind im Verlag Albert Langen, München, erschienen.

Helden und seinen beiden Geliebten als überlegener Räsonneur auftritt, ist porträtähnlich gezeichnet, Eduard Keyserling selbst. Sein Einfluß auf Castell muß entscheidend gewesen sein. Die aristokratische Haltung der Keyserlingschen Romane, ihre äußere Gleichartigkeit bei sorgfältigster Pflege der Nuancen, der weltkundige, resignierte Esprit ihrer Betrachtungen und Gespräche hat denen von Castell unverkennbar als Vorbild gedient. Die Novelle „Der seltsame Kampf", die seinem ersten Band den Titel gab, ein Schloß-, Park- und Ehebruchsimpromptu ganz in der Melodie von seines Meisters „Dumala" und „Bunte Herzen" erfühlt und komponiert, folgt in der Doktrin der Leidenschaft gleichzeitig den Spuren Henri Beyles.

Blieb Keyserling auch noch in den Jahren seiner Zugehörigkeit zur münchner Bohême heimlich der Landedelmann unter seinen baltischen Standesgenossen, so siedelte sich Castell nun persönlich wie mit seinen Werken unter den Déracinés von Paris an, schwärmerisch verliebt in die Atmosphäre, die Boulevards, Bars und Elite-Restaurants, den sinnlich heiteren Lebensstil der Weltstadt, dieses Paradieses der Globetrotter- und Don-Juan-Naturen.

„Bernards Versuchung" und „Spleen", die beiden pariser Gesellschaftsromane, ihrer Entstehung nach durch einen Zeitraum von sechzehn Jahren getrennt, fließen nach Form und Inhalt zusammen zu einem fast einheitlichen Werk, nur daß jener sich in den Kreisen des Faubourg St. Germain aus der Vorkriegszeit, dieser in der neureichen Fremdenkolonie der Gegenwart bewegt. Was geht vor? Damals wie heute nichts Weltbewegendes oder sonderlich Neues. Alexander Castell wird als Bernard in einigen Salons und in verschwiegenen Absteigequartieren heimisch, gleitet bald mehr bald weniger beglückt und erschüttert aus einem Frauenarm in den andern, wird in die Amouren seines Freundes d'Aureville verwickelt, lernt spielend allerhand Casanova-Künste, übt sich konversierend in der Dialektik der Leidenschaft, erlebt in der Deputiertenkammer den Sieg eines Ministers, auf der Straße einen Generalstreik, im Zirkus einen Negerboxkampf, auf dem Rennplatz die Sensation des Grandprix, am Strand von Deauville die Badesaison. In „Spleen" bleibt er als rüstiger Vierziger vorwiegend Beobachter des Liebeslebens seiner amerikanischen Freundinnen, der alternden Milliardärin Jessie, der kecken Billy, die ihr den immer noch heißgeliebten, wenn auch längst schon geschiedenen Gatten raubt, der armen, vom Ladykiller Fred in den Tod getriebenen Xenia, der kleinen Proletarierin Antoinette, die er wohl oder übel ihrem künftigen Alphonse überlassen muß. Und wieder der obligate Szenenwechsel zwischen Bars und Boulevards, Golfplatz, Turf und Badestrand.

Flüchtige Leser könnten sagen: „Wozu das alles? Dergleichen kennen wir längst aus zahlreichen berühmten Romanen der eingeborenen pariser Schriftsteller!" Vielleicht würde auch der rein psychologische Roman „Büßer der Leidenschaft" sie enttäuschen, der die Ausstrahlungen morbider pariser Zivilisation am Gestade des Genfer Sees, unter dem Dach einer vornehmen Villa analysiert. Vergleicht man aber Alexander Castells Werke mit den nächsten ihn überstrahlenden Verwandten seines Geistes und seiner Kunst, etwa mit Maupassants „Notre vie" und „Fort comme la mort", so entdeckt man bei ihm doch einen erstaunlichen Fortschritt in der Kunst der Veranschaulichung, in der Vertiefung der Konflikte, in der Verfeinerung und Vergeistigung aller triebhaften Vorgänge. Deutsche Gediegenheit verleugnet sich weder in der Zeichnung der Umwelt und der scharf individualisierten Charaktere, noch in der überzeugenden Logik fortschreitender Handlung, noch in den faszinierend spirituellen Dialogen, die das breite Fundament seiner grazilen Kompositionen bilden.

Mag es immerhin nur eine „mondäne" Kunst sein, die Castell pflegt, eine durchaus „westlerische" Kunst, die sich im Kult exquisiter Form und subtilen Taktes erschöpft, immer wieder in den skeptischen Sensualismus des Welt- und Lebemannes mündet, selten sind die Wonnen und Qualen des Geschlechterkampfes in einer verwöhnten Gesellschaftsschicht mit einer so intensiven und reichen Erfahrung, einem so treffenden, reifen Urteil gestaltet und in ihrem Zusammenhang mit der Kultur unseres Zeitalters bloßgelegt worden. Die Kraft seiner Einfühlung in die Natur der modernen Dame grenzt ans Geniale, die souveräne Beherrschung des Vortrags, der nirgends eine matte Stelle, geschweige denn eine Entgleisung aufweist, sticht wohltuend ab von dem hemmungslosen Fa-

bulleren einer jüngeren Erzählergeneration, die sich an Dostojewski und der russischen Seele versehen hat. —

Die Novelletten- und Skizzenbände Castells, unter denen „Capriccio" (1913) der inhaltsreichste ist, geben teils scharf umrissene pariser Impressionen wieder, Szenen aus dem Quartier Latin und vom Montmartre, erotische Bluetten und kriminelle Abenteuer, teils Charakterstudien von absonderlichen Herren und Damen, von Mädchen und Kindern, die irgendwie Opfer der Großstadt oder, wie in der virtuosen Erzählung „Das Fenster", einer pathologischen Verirrung wurden. Sie ergänzen mehr das Bild des Menschen als des Erzählers Castell, dessen Entwicklung im wesentlichen abgeschlossen erscheint.

Castell verdient einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte, abseits von seinen schweizer Landsleuten, als eine nicht eben große und originale, aber künstlerisch sehr gepflegte, auf engstem Gebiet glänzend entfaltete, wohltuend ausgeglichene Persönlichkeit.

Notizen über mich selbst

Von Alexander Castell (Paris)

Ich erinnere mich, einst mit Vollard darüber gesprochen zu haben, daß ein bekannter englischer Sammler den „Lac d'Annecy" von Cézanne für einen hohen Preis gekauft hatte. Vollard verzog ein wenig das Gesicht: „Ah oui. C'est le tableau de la Suisse," sagte er. „En peinture on n'a jamais rien su faire de la Suisse..." Für Vollard gehörte der „Lac d'Annecy" zur Schweiz, und die Schweiz war für ihn, wenigstens was ihre Eignung für die Landschafter anbetrifft, ein gefährliches Sujet.

Als ich ein paar Jahre vor dem Krieg zu schreiben begann, empfand ich ähnliches. Keller hatte das Bürgertum vorweg genommen, Gotthelf die Bauern, Meyer das Historische, was blieb noch... die Berge, das was Vollard „La Suisse" nannte. Es war für meine Möglichkeiten zu pompös.

Es war für mich schwer, sozusagen eine Domäne für meinen Ausdruck zu finden.

Man stellt sich oft vor, daß man einen künstlerischen Willen habe, der unsere Intentionen beeinflußt. Ich glaube heute, daß dies ein Irrtum ist. Wir vollbringen alles eher aus einem dumpfen, uns selbst fast unerklärbaren Trieb. Es kommt mir z.B. seltsam vor, daß die dritte Novelle, die ich in meinem Leben schrieb, „Das Fenster" war. Ein Vorwurf, für den ich als Basis nur ein Fenster, die Novemberdämmerung einer Straße und das Leben des Boul' Mich hatte.

Als sie ein Jahr später erschien und mir mein Erstlingsbuch große Erwartung und Bangigkeit gab, ging ich am Weihnachtsabend wieder denselben Boul' Mich hinauf. Ein Kiosk war damals vor der Taverne du Panthéon. Ich kaufte eine Nummer einer großen Schweizer Zeitung, die zufällig das Buch kritisierte und etwa sagte, man dürfe einen jungen Menschen, der derartiges schreibe, nicht beglückwünschen, sondern man müsse Angst um seinen Verstand haben.

Nur Josef Viktor Widmann, der Dichter des „Heiligen und die Tiere", trat im „Bund" für mich ein. Ich habe ihn nie gesehen oder gesprochen, aber er hatte mein Vorbild gefühlt. Er sprach ein Wort aus: Stendhal.

Ein Buch und ein Autor haben mich jahrelang bewegt. Das Buch war: „L'Education sentimentale", doch ich kam Flaubert ferner. An Stendhal hänge ich noch wie am ersten Tag. Sein unlyrischer, intellektueller, präziser und dokumentierter Stil, seine Art, Menschen und Lebensvorgänge liebenswürdig, unhypokritisch, nicht moralisch und etwas melancholisch zu betrachten, hat mich zu allen Zeiten entzückt.

Er kam jung nach Mailand, er hat nur diese Stadt geliebt und diese Liebe sogar auf seinen Grabstein gesetzt. Ich habe ähnliches immer für die Atmosphäre von Paris empfunden. Er hat Jahre in

einem Milieu verbracht, wo man selten ein Wort las von dem, was er schrieb. „Quelquefois pendant dix mois je n'ai pas prononcé un seul mot de français ..." Ich habe dasselbe mit dem Deutschen erlebt.
Allerdings riet mir neulich ein schweizer Kritiker, fortan französisch zu schreiben.
Meine Liebe zu Paris lag mir vielleicht im Blut, weil meine Mutter in Frankreich geboren war.

Um weiter zu sagen, was mich an Stendhal bewegte: Er war zeitlebens voller Unruhe, lebte „sur la branche", zu deutsch sozusagen auf einem Baumast sitzend, mit allen Sicherheiten, die eine solche Position bietet. Und wie schön ist das Abenteuerliche an ihm. Entzückend, welche Meinung man in Österreich offiziell von ihm hatte, als man ihm das Exequatur für sein Konsulat in Triest verweigerte. Der Regierungsrapport ist irgendwo publiziert worden.
Sein Tagebuch, seine „Souvenirs d'Egotisme" haben mich immer begleitet, seine Testamente, das Fazit seiner Einsamkeit, machen mir Herzklopfen.

Man hat zuweilen in mir einen mondänen Autor sehen wollen, weil ich Menschen aus der Gesellschaft schilderte. Ich tat dies aus folgendem Grund: Das Instinktleben des Menschen ist klarer, wenn er den materiellen Sorgen enthoben ist. So schilderte ich manchmal Reiche. Die Prozedur war die, sozusagen einem Bazillus den besten Nährboden zu geben, um seine Evolutionen in Reinkultur zu verfolgen.

Großen Erfolg hatte ich beim Publikum nicht. Als Entgelt einmal einen Brief von Spitteler, eine Karte von Schnitzler ... Wer mir in ungewisser Zeit moralisch half, war Felix Poppenberg. Ich war in Villerville am Meer, als er mir die Aushängebogen der „Neuen Rundschau" mit einer Besprechung über „Bernards Versuchung" schickte. Das Buch war sechs Monate vorher erschienen, und es war kaum ein Ton zu hören. Da kam dieser Brief. Wir schrieben uns nachher, aber es war mir nie vergönnt, ihn zu sehen. Ich trauerte um ihn wie um einen Freund ... Das Beste, was man über diesen seltenen Menschen schrieb, war ein Gedicht von Kerr.
Ich habe dann ein paar Jahre lang geschwiegen ... habe viele Menschen gesehen, ohne sie sehr zu schätzen.

In spleenigen Stunden blättere ich in einem Band von Stendhal. Sein Buch „de l'Amour" fand in elf Jahren siebzehn Leser. Sein Verleger schrieb ihm darüber: „On peut dire qu'il est sacré, car personne n'y touche ..." Das ist eine Art von Heiligkeit, auf die auch ich Anspruch erheben kann.

Hinweis auf Wilhelm Lehmann

Von Siegmund Bing (Nürnberg)

Der Name Wilhelm Lehmann (für den Uneingeweihten mörderisch nichtssagend!) dunkelt im Schatten. Zwar hat der Dichter, der, zünftiger Neuphilologe, im hohen deutschen Norden, nahe der dänischen Grenze, als Gymnasiallehrer amtet, vor vier Jahren, nach Döblins Spruch, mit Musil den Kleist-Preis geteilt; aber das Lesepublikum nimmt von solchen Familienereignissen der Literatur wenig Notiz. Und den Preis verwehte die Inflationswelle ... Als, vor gut zehn Jahren, die Dichterpersönlichkeit des heute gerade in der Mitte zwischen Vierzig und Fünfzig Stehenden bedeutsam in Erscheinung trat, herrschte Krieg. Die Musen schwiegen nicht nur, sondern wurden stündlich entehrt. Der knabenhaft zarten Körperlichkeit Lehmanns blieben Verwundung und Siechtum erspart; doch jahrelange englische Gefangenschaft kränkte ihm die Menschenwürde und lähmte seine Schaffenskraft.
„Gedruckt während der Kriegszeit auf Papier mit Holzschliffzusatz", meldet mit puritanischem Pathos die von 1917 datierte Buchausgabe seines ersten Romanwerks „Der Bilderstürmer" (bei S. Fischer, Berlin); ein Abdruck in der „Neuen

Rundschau“ war vorangegangen. Im gleichen Verlag folgte 1918 „Die Schmetterlingspuppe“ ...Dem anspruchsvollen Beruf, welchen Lehmann lange an den freien Schulgemeinden von Wickersdorf und Holzminden ausübte, ehe er in den Staatsdienst zurückkehrte, entrang sich erst nach weiteren drei Jahren „Weingott“, Romanarbeit von höchst persönlicher Prägung und Spannweite, wohltuend gedämpft und eingedämmt nach der stürmend eruptiven Gewalt des Frühwerks. An Größe und Intensität des Weltbilds, sublimierter Wirklichkeit und eigenwilligem Wurf kommt nur weniges diesem Universitätsroman gleich. Ihm ist wahrhaft das Universum Hintergrund.

Moritz Heimann und Oskar Loerke erkannten dies sogleich und spürten das spröde Erdreich deutscher Lesewillkür nach empfänglichen Stellen ab. Doch gibt es eine Wünschelrute, das „Publikum“ zu erkunden, — zu züchtigen? — Nochmals wollte Heimann für den Dichterfreund werben (in der „Literatur“!): da nahm ihn der Tod fort. Loerke hat in seine ausgezeichnete und auszeichnende Sammlung „Zeitgenossen aus vielen Zeiten“ Wilhelm Lehmann, den scheinlos unter uns Lebenden, aufgenommen.

„Weingott“ erlag verlegerischem Mißgeschick. Gleich zwei Novellen „Vogelfreier Josef“ und „Der Sturz auf die Erde“ (der in der „Frankfurter Zeitung“ Erstabdruck fand), ist das hohe Werk heute obdachlos, der Verschleuderung preisgegeben. „Der bedrängte Seraph“, eine frühe Erzählung, gehört der „Falken“-Reihe der Deutschen Verlags-Anstalt an. Ein neues Roman-Manuskript, „Der Überläufer“, Frucht schweigsamer Jahre, gedieh soeben zur Vollendung. —

Die sonderliche Bedeutung dieses langsam gereiften und dem äußeren Anschein nach schmächtigen Œuvre ist nicht einfach zu vermitteln. Vor allem geben ihm Erdbesinnung, kosmische Verbundenheit und der geheimnisvolle Zusammenhang alles Kreatürlichen Eigenart im Bereiche deutschen Schrifttums: Einzigart. Vielleicht hat angelsächsische Literatur auf Lehmann eingewirkt, William Blake zumal; er liebt aber gewiß auch so heterogene Leute wie Shelley und Whitman. Hymnischer Klang wechselt mit spitzer rationalistischer Anschauung. Es ist fast unvorstellbar, was an Gleichnis, naturhafter Beziehung, an Wissen um Säfte und Geblüt in dieser schwierigen, oft barock verschnörkelten Prosa lebt. Ein „Angetrauter der Schöpfung“ (mit einem Wort aus „Weingott“) scheint Lehmann; „Ohnmacht der Fülle“ (mit einem anderen) nimmt ihn zuweilen hin und überwuchert zehrend, was ihn sonst nährt. Auch von Jean Pauls Genius — er ist ein heller strömender Ahnherr Lehmanns — sagt man ja, daß er an Reichtum und Übermaß zugrunde gehe. Wilhelm Lehmann taucht manchmal in des Grundes Grund: seine dichterische Äußerung, von Anbeginn in ihm trächtig, wächst dann ins Ungestalte oder steht auf „abstrakten Beinen“, wie „Weingotts“ Alterskantus. Da und dort braut auch noch Chaos um seine Gebilde; graut erst der Schöpfungstag. Doch selbst wo die Bildnerkraft versagt, ist die Bildkraft unvergleichlich. Und die Augenblicke der Trübung und künstlichen Schwellung gehen vorüber, schwinden im Antlitz dessen, was Lehmann als den „süßen Geist der Gestaltung“ apostrophiert. Seine Einverleibung in die Phänomene der ruhlos zeugenden Natur wird ihm dann zu eigenstem Besitz, zu frohlockender Besessenheit. *Einer* Wallung, *eines* Willens, *eines* Zornes ist sein kosmischer Begriff: Wolken und Gräser entbrennen in derselben Wollust um die nackte Schönheit eines Mädchens; den Gottesleugner, Naturketzer, Erdfremden stoßen noch im Sterben die Steine gehässig von sich.

Nur zu schmählichem Ende fruchtet ihm, dem „Bilderstürmer“ und Anti-Prometheus, sein karger Trotz; das bejahende Paar aber zieht ein in der Erde Satzung und Segen. Der Virilste, „Fürst des Lebens“, überdauert inmitten der gläsernen Melodie der „Schmetterlingspuppe“ die Lauen und Angekränkelten. Und im „Weingott“ schlägt schließlich der elementarische Trieb den Helden, umzuckt wie mit einem letzten Gewitter den Verwitternden ...

Nichts als Rahmen und Umriß können diese Zeilen geben: Lehmanns Persönlichkeit und dichterisches Wesen läßt sich nicht in ein paar Sätze pressen. — Von seiner Lyrik ist nur wenig bekannt geworden. Aber vielleicht hat er nirgends sich, Sein und Sinn, so einfach ausgedrückt wie in den Strophen an den Sohn:

„Die Winterlinde, die Sommerlinde
Blühen getrennt.
In der Zwischenzeit, mein lieber Sohn,
Geht der Gesang zu End.

Die Schwalbenwurz zieht den Kalk aus dem Hügel
Mit weißen Zehn

Ich kann es unter der Erde
Im Dunkeln sehn.

Ein Regen fleckt die grauen Steine.
Der letzte Ton
Fehlt dem Goldammermännchen zum Liede:
Sing du ihn, Sohn!"

Der Briefwechsel Hildebrand-Fiedler

Von Hermann Uhde-Bernays (Starnberg)

Lange, fast allzu lange erwartet, sind die Briefe endlich zur Drucklegung gekommen, die Conrad Fiedler, der Denker, und Adolf Hildebrand, der Künstler, vor einem halben Jahrhundert gewechselt haben. Ein umfangreicher Band liegt vor (erschienen im Verlag Wolfgang Jeß in Dresden), würdig und gediegen ausgestattet, wie es dem Wesen der beiden Männer entspricht, die in ihm das Wort führen. Unter den zahlreichen Publikationen, welche gegenüber den abfälligen Aussprüchen der Generation von heute den Nachweis zu erbringen berufen sind, wie hoch das geistige Leben der damaligen Zeit in Wirklichkeit stand, müssen diese Schriftstücke an erster Stelle genannt werden. Aber sie geben mehr als eine zeitliche Resonanz. Indem sie ganz aus dem Bereich des Alltags sich emporheben zu jenen Sphären, die nur der Heilige, der Weise, der Humanus heißt (wie Goethe sagt), betreten darf, gewinnen sie den überzeitlichen Wert der inneren Tiefe, der sie zu klassischem Range erhebt. Sie bezeugen, wie stark die Tradition von Weimar sogar die Träger der deutschen Kultur erfüllte, die nicht mehr Söhne, sondern schon Enkel der Begründer derselben waren, und nicht Ausnahme war es, Regel vielmehr, wenn sich um diese Träger ein Kreis bildete, der ihnen die Entfaltung seiner geistigen Eigenschaften auch heute noch dankt. Dazu war freilich damals die freudige Hingabe erforderlich, die jetzt als „törichter Autoritätsglaube" rücksichtslos zur Seite geschoben wird.

Wer Fiedler und Hildebrand persönlich kannte, findet in der Sammlung der Briefe begreiflicherweise Anregungen von besonderer Stärke. Die Macht der Persönlichkeit Fiedlers, der wortkarg und bescheiden, am liebsten als Statist, in größerer Gesellschaft zurücktrat, um im Zwiegespräch erst durch die Klugheit und Sicherheit seiner kritischen Bemerkungen zu überraschen, war allerdings nicht groß. Der kleine, zierliche Philosoph blieb neben seiner mit Schönheit und allen Vorzügen der großen Welt ausgestatteten Gattin immer ein wenig vernachlässigt und ließ nicht sogleich erkennen, welche Fülle und Klarheit des systematisch ausgebildeten Denkvermögens hinter der zurückgeschrägten Stirne lag, welche Reinheit der Gesinnung, welche Herzensgüte als seelische Fundamente sein Dasein trugen. Hildebrand dagegen, temperamentvoll, laut, unduldsam, ein Redner von gebietender formaler Überlegenheit, der Gleichaltrige gern zurückzudrängen, jüngere Freunde teilnehmend zu gewinnen gewohnt war, besaß auch in seiner äußeren Erscheinung, seinem von vorn gesehen dem Sophokles des Lateran ähnlichen edeln Haupte, um dessen Mundwinkel die gebändigten Züge starken Willens und grimmer Verachtung stritten, seinem durchdringenden Blick, seinen reckenhaften Bewegungen das Kennzeichen des Herrschertums. So ergänzten sich diese beiden Naturen aufs glücklichste: „Wir haben auf ganz verschiedenen Punkten gebohrt, hatten ganz verschiedene Probleme und gerade das Schöne und Spezielle unserer geistigen Beziehung war diese gegenseitige Unabhängigkeit. Jeder verstand den andern, hatte aber seine eigene innere Quelle", hat Hildebrand später einmal geschrieben. Nachdem er und Fiedler in jungen Jahren Freunde geworden waren, erhielt sich die Innigkeit des Verhältnisses bis zum Tode Fiedlers. Sie hatten sich in der gemeinsamen Verehrung für Marées gefunden, dessen künstlerische Lehre mehrfach den Ausgangspunkt der gegenseitigen Mitteilungen bildet, ohne die Selbständigkeit der beiden Jüngeren unter den älteren Meister zu beugen. Doch fühlt man sich hier an das Scherzwort erinnert,

das einstens Fiedler, Hildebrand, Marées, als Vater, Sohn und heiliger Geist benannte!

Unter diesem Zeichen ist der Inhalt der Briefe vorwiegend von ästhetisch-wissenschaftlicher Art, der die kulturhistorische Einschätzung nachträglich aus dem Grunde beschieden wird, als ein wesentlicher Teil der in ihnen besprochenen Fragen im unmittelbaren Zusammenhang mit dem gegebenen Stande der künstlerischen Entwicklung aufgeworfen, zum mindesten zu ihm in Beziehung gesetzt ist. Hildebrands Schrift über das „Problem der Form" gehört zu den ernsthaftesten erkenntnistheoretischen Äußerungen, die jemals von einem Künstler niedergeschrieben wurden, und ihr Einfluß ist durch Heinrich Wölfflins Methode grundlegend geworden für die kunstwissenschaftliche Forschung. Die durch lange Jahre betriebene Vorarbeit zu dieser Schrift, die durch ihren Grundsatz, den Nachweis der Wichtigkeit des Sehens für die Gesetze der formalen Gestaltung des Kunstwerks, einer neuen künstlerischen Betrachtungsweise den Weg eröffnete, wird im Austausch der Gedanken mit Fiedler deutlich überliefert. Wir können verfolgen, durch welche strenge Schulung seines Denkens Hildebrand, der nicht umsonst als Sohn eines gefeierten Universitätslehrers aufgewachsen war, das endgültige Resultat erreichte, erkennen nicht ohne innere Bewegung, wie schwer die Eigenschaften des Gefühls mit den Eigenschaften des Verstandes in ihm ringen mußten, um endlich der kühlen Sachlichkeit der präzisen These zu unterliegen. Nicht minder reizvoll ist es, den schwankenden Beziehungen der Freunde zu Marées nachzuspüren, die durch den Eigensinn des schwer zu behandelnden Malers wohl äußerlich gelockert werden, niemals aber die Festigkeit des Glaubens an seine künstlerische Mission zu erschüttern vermögen. Auch Richard Wagners Persönlichkeit und Werk werden höchst einsichtig und gerecht im Für und Wider ihrer Kampfstellung erörtert, und in knappen aphoristischen Sätzen fallen Streiflichter von überraschender Schärfe auf Begas und Böcklin, Lenbach und Thoma, Feuerbach und Leibl, auch auf Mommsen und Curtius und auf den Gegensatz von Berlin und München. Nur selten einmal dringt in die lichte Atmosphäre ein irdischer Wunsch. Aber göttliche Heiterkeit verklärt die menschlichen Ansprüche einer solchen idealen Freundschaft.

In einer kristallenen sprachlichen Durchsichtigkeit zeigt sich die formale Bedeutung der Briefe, deren stilistische Vorzüge nach den Temperamenten von Fiedler und Hildebrand zu scheiden einen besonderen Genuß gewährt. Maßvoll und feierlich schreiten Fiedlers Perioden, an Kant geschult. Mit deutlicher Vorliebe für klangvolle Wendungen fügt sich Hildebrands Satzbau zusammen, an Schillers Beispiel mahnend. Glückliche Kinder eines Zeitalters, in dem die Beherrschung der deutschen Muttersprache jedes Gebildeten selbstverständlicher Besitz war! Daher fehlt dem natürlichen Schwung der schriftlichen Rede von Fiedler und Hildebrand auch die aufdringliche Subjektivität, fehlt dem bescheidenen Ton derselben die literarische Absichtlichkeit, ohne welche der Erfolg heutigen Tages auszubleiben pflegt. Der höchste Ruhm dieser Briefe ist aber gerade die unbestechliche, unbeirrbare Vollkommenheit ihrer Objektivität.

Diese Eigenschaft (vielmehr das Nichtvorhandensein des Gegenteils) hat anscheinend Hildebrand verhindert, die Veröffentlichung des Briefwechsels zu seinen Lebzeiten zu gestatten. Wäre derselbe vor etwa zwanzig Jahren erschienen, so ist gewiß, daß er eine allgemeine, freudige und dankbare Zustimmung gefunden hätte. Nun weckt er vor allem wehmütige Erinnerungen, die aber von der Hoffnung begleitet werden, daß er auf die menschliche und sprachliche Kultur des deutschen Volkes vorbildlich und erzieherisch wirke.

Schwejk

Von J. E. Poritzky (Berlin)

Ein großes Geraune geht durch die Lande: der neue Cervantes sei erstanden, der große Rabelais habe sich reinkarniert. Wir leben in einer großen Zeit. Nachdem ich während der letzten Wochen den neuen Homer, den neuen Goethe, den neuen Balzac und den neuen Dostojewski ausposaunen gehört habe, hat der neue Cervantes mich nicht mehr sonderlich aufgeregt.

Der neue Cervantes ist ein Tscheche und heißt Jaroslav Hašek und sein Don Quijotte nennt sich Josef Schwejk. (Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk während des Weltkrieges. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. Illustriert von Josef Lada. 6 Bände. Verlag von Adolf Synek, Prag 1926/27.)
Dieser Schwejk ist der reine Tor, Hundehändler und prager Parsifal in eins, und das trägt ihm Titulaturen ein wie Blödian, Heupferd, Riesenochs, Rindvieh, Oberkretin. Aber er ist auch auf seine Weise schlau, besonders wenn es gilt Hunde zu klauen und diese wieder verjüngt, verschönt, besoffen gemacht, gestutzt, gefärbt zu verkaufen. Sein besonderes Kunststück ist etwa, einem Menschen, der dringend einen Papagei kaufen möchte, dafür eine blinde alte Dogge anzudrehen. Er redet wie ein Wasserfall, er redet von früh bis spät, er redet alles kurz und klein. Man begreift nicht, daß ihm die Klappe vor Müdigkeit nicht schon im zweiten Bande stillesteht. Er redet auf Befehl und ohne Befehl, und man mag ihn anzapfen wo man will, er hat für alles Gleichnisse und verwandte Erlebnisse. In seinem Kopf wimmelt es von Beispielen und Geschichten, wie im Pelz eines alten Karrenhundes von Flöhen. Zahllos sind die Läuse, die er in der Kriegsgefangenschaft beherbergt; aber weit zahlreicher sind seine Geschichten.
Er ist treuherzig wie ein Kind und ohne Arg. So viel Unheil er auch anrichtet, er ist immer unschuldig. Er behauptet es wenigstens. Es ist nur der Schein, der stets gegen ihn ist. Keine Drohung schreckt ihn, kein Kerker ängstigt ihn. Wie es ist, so muß es sein. Er ist Fatalist. Er nimmt alles ganz selbstverständlich hin: Ohrfeigen, Schnaps, Weiber, Fußtritte, Arrest, Irrenanstalten. Es gleitet alles an ihm ab, denn er ist mit Gleichmut eingefettet. Er bewahrt in jeder Lage seine Ruhe und seine ewig lächelnde Kindervisage, das Gesicht der heiligen Einfältigkeit. Alles Ungemach der erbosten nervösen Umwelt, das auf sein dämliches Haupt herabhagelt, kümmert ihn nicht mehr als ein Rhinozeros ein bißchen Spatzenschrot. Alle böse Laune, alle gemeine Tücke, alle Schuftigkeit erlahmt an seiner pelzigen Seele; es ist, als ob eine kleine Welle gegen den Gaurisankar anrenne. Er scheint immer soeben vom Himmel gefallen. Was auch immer er verpatzt oder verbrochen hat, er war nie schuld. Fragt man ihn, was er sei, antwortet er treuherzig: ein Idiot von Geburt an. Zweifelt man an seinem Rest von Verstand, beruft er sich auf seine Papiere und zahlreichen behördlichen Stempel, die es bekräftigen, daß er blöd sei. Er ist der Trottel katexochen, ein Trottel von gargantuanischem Ausmaß. Sein Glück ist, daß ihn nie sein Humor verläßt. Hat er Brot, so frißt er; hat er keins, so singt er seine sauischen Liedeln; singt er nicht, so quatscht er; kurz, sein Mundwerk geht wie ein geölter Motor. Steckt man ihn ins Loch, so gefällt es ihm dort ausgezeichnet; wirft man ihn, empört über seine Idiotie, in eine Irrenzelle, so behagt es ihm glänzend, und bringt man ihn in Dunkelarrest, so fühlt er sich restlos glücklich; denn hier ist er ungestört, hier kann er ruhig seinen Gedanken nachhängen. „Gedanken" nennt er das, wenn sein Gehirn um Gulasch, Weiberpodexe und Bier kreist. Gegen diese dummschlaue Kreatur ist nicht anzukommen, nicht in Gutem und nicht in Bösem, weder mit Stich noch mit Hieb. Eine Aureole der Dummheit schirmt seinen Wasserkopf.
Aber der Krieg witzigt auch diesen Burschen. Aus dem Idioten wird ein Schlauberger. Die Not macht seinen Bregen erfinderisch, und er versteht seine amtlich verbriefte Blödheit wie einen Panzer vor sich herzuhalten. Was sag ich! Seine Blödheit macht ihn unverwundbar wie Siegfrieds Hornhaut. Weder Granaten noch Schrapnells, weder Läuse noch Ratten, weder Hunger noch Ruhr nehmen ihm im Kriege etwas von seiner stupenden Dickfelligkeit. Mitten im Sperrfeuer bewahrt er die Ruhe eines weidenden Ochsen. Wo alles den Kopf verliert, benimmt er sich heldisch, denn er hat keinen Kopf. Er opfert sich auf für seine Kriegskameraden; aber er vergißt nicht, laut darauf hinzuweisen. Er weiß eine Menge Schlechtes von seinen Vorgesetzten zu erzählen; darauf aufmerksam gemacht, daß ein Vorgesetzter auch gute Seiten habe, macht er sofort einen Engel aus ihm, und die Worte in seinem Munde werden Sirup und Honig. Er kommt seinem Regiment öfters abhanden, und alle sind glücklich ihn los zu sein; aber er findet sich wieder zurück, und niemand ist glücklicher als er. Er wird zum Tode verurteilt, und schon wartet der Strick auf ihn; aber das

stört ihn nicht mehr als ein Wanzenstich, und als ginge es zum Tanz, singt er seine flotten Stanzeln. Er fühlt sich gefeit; es wird ihm schon nichts passieren, und es passiert ihm auch nichts. Er weiß ein Schock Geschichten, die genau so harmlos ausgingen; es gibt überhaupt keine Situation im Leben, für die er nicht die passenden Geschichten wüßte. In Kriegsgefangenschaft der Russen, wo andere — wie Chaplin im „Goldrausch" — schon gekochte Stiefel und Patronentaschen verzehren, weiß er noch immer Würste und Schinken aufzugabeln. Wie? Das ist sein Geheimnis. Schließlich nimmt er mit Katzen- und Hundekadavern fürlieb, denn alles, was kaubar ist, ölt seinen erstaunlichen Quatsch-Mechanismus.

Aber ist dieser brave Soldat Schwejk wirklich so blöd? Es stellt sich heraus, daß seine gesamte Umgebung, vom General bis herunter zum Fähnrich, noch tausendmal dümmer, humorloser, versoffener und hirnloser ist, als der blöde Schwejk. Allein das ist schon Tendenz des Autors und nicht mehr Charakteristik der Personen. Ja, das ist die andere Seite dieses monströsen Opus, daß es mit einem Haß gegen den Krieg und alle Kriegspersonen erfüllt ist, der hier einen geradezu infernalischen Ausdruck erhält. Bravo! Der Kampf gegen den Krieg wird hier allerdings in der Hauptsache durch Häufung des Ekels geführt. Ganze Partien des gigantischen Schwejk-Opus gehören in das Gebiet der Koprolalie. Auch Barbusse hat in seiner „Hölle" nicht umhin gekonnt, von menschlichen Exkrementen zu sprechen. Aber was im „Schwejk" geschieht, ist eine ganz überflüssige Häufung von Widerlichkeiten und Scheußlichkeiten. Wir wissen ja, daß der Krieg kein Spaziergang durch einen Rosengarten ist; wir wissen, daß der Krieg eine sinnlose, widerwärtige Schlächterei ist, und daß diejenigen, die solche Kriege herbeiführen, schuldig, roh, verbrecherisch und dumm sind. Aber indem man dem Leser des „Schwejk" fast auf jeder Seite ein Vomitiv verabreicht, nimmt man dem Werk seine Lesbarkeit und also ein groß Teil seiner agitatorischen Kraft. Ich könnte Stellen zitieren, daß der Leser sofort nach dem Eimer rufen würde. Man wird unnötigerweise durch so entsetzlich ekelhafte Partien geführt, daß man nicht einmal, sondern hundertmal daran ist sich zu erbrechen. Das buchstäbliche Wühlen in den menschlichen Exkrementen wird einem so häufig und so supranaturalistisch vor Augen geführt, daß einem speiübel wird. Natürlich hat das nichts mit Kunst zu tun, wie denn überhaupt das ganze Werk nicht das Geringste mit Kunst zu tun hat.

Und das ist die dritte Seite dieses Werkes. Als Tendenzschrift gegen den Krieg reiht es sich den großen Antikriegsschriften an, aber seine Wirkung hätte eine hundertprozentig größere sein können, hätte man von den sechs Bänden drei gestrichen. Aber dann wäre wahrscheinlich das Geschäft nicht so groß gewesen. Denn warum soll man das Pathetische nicht dem Nützlichen verbinden? Warum soll man eine Kampfschrift gegen den Krieg nicht gleichzeitig zu einer Einnahmequelle machen dürfen?

Nein, in das Gebiet der Kunst gehört dieses Werk nicht. Es mag allenfalls als Volksbuch gelten, wenn man glaubt, daß dem Volk disziplinlose, unorganische und kompositionslose Bücher gebühren. Aber dann würde das Volk mit Recht fragen, warum man dieses Monstrum Schwejk, das tags und nachts, winters und sommers, ja, im Schlafe selbst endlose Kaskaden redet, das an Geschichten reicher ist als ein Tannenwald an Nadeln und dessen Erinnerungsschatz reicher ist als die Steppe an Gräsern, nur sechs Bände hat voll reden lassen und nicht sechzig. Denn dieser Schwejk kann so fortquasseln bis zum Jüngsten Tag. Er beherrscht die Kraut- und Rübentechnik. Es ist wirklich kein Kunststück mit Schwejks unausdenkbar trivialem Geschwafel, das dem Leser bereits vom dritten Bande ab stark auf die Nerven zu gehen beginnt, noch sechzig Bände zu füllen; es besteht keine künstlerische Notwendigkeit beim sechsten Bande aufzuhören, nachdem man nicht die Notwendigkeit empfand, Schwejk bereits nach dem zweiten Bande den Mund zu schließen. Wenn man fortfährt, die ältesten Zoten über die schon Noah nicht mehr lachte, auf neu zu lackieren und nochmals feilzubieten, kann man sie den braven Schwejk erzählen lassen, bis der hundertste Band gefüllt ist.

Nur bis zum vierten Bande (S. 133) hat Jaroslav Hašek das Manuskript geführt, denn am 3. Januar 1923 starb er, vierzig Jahre alt. Dann hat Karel Vaněk diesen Band zu Ende ge-

schrieben, noch erbitterter und noch kotreicher, und hat einen fünften und sechsten Band angeschlossen (Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk in russischer Gefangenschaft). Aber auch diese beiden angehängten Bände üben im wesentlichen keinen anderen Reiz aus, als den Brechreiz. Denn was hier noch angeführt wird, sind ermüdende Wiederholungen des bis zum Überdruß variierten Themas vom Kriege, der illustriert wird an Korruption, Bestechung, Feigheit, Dummheit, Hunger, Läusen, Huren, Fressen und Verdauen. Es ist Lektüre für Landsknechte.

Aber wenn man es wagt, diesen Redebrei neben einen Don Quichote oder Gargantua zu stellen, kann ich den kühnen Anpreisern nur empfehlen, diese gottvollen Werke noch einmal zu lesen. Sie werden dann selbst die begangene Profanierung erkennen und einsehen, daß vom Don Quichote bis zum Schwejk eine größere Entfernung ist, als von der Sonne bis zur gemeinen Erde.

Der Stegreifspieler Karl Valentin

Von Eugen Gürster (München)

Ich weiß nicht, ob Karl Valentin, Münchens großer komischer Schauspieler, zu den zahlreichen Konventikeln beigezogen worden ist, die seit Jahren über geeignete Maßnahmen für Münchens Wiederaufstieg mit einer harzzähen Sachlichkeit beraten und bald von einem Kulturkonservativismus süddeutscher Prägung, bald von einem gesteigerten Fremdenverkehr das Entscheidende erhoffen. Sicher ist, daß noch in den trübsten Zeiten des nachkriegerischen München allabendlich da, wo Karl Valentin seine skurrilen Einakter spielte, Münchens beste Essenz in einer mimischen Bindung sichtbar wurde, die — sonderbare Mischung! — von urmünchnerischem Charakter und doch weltgültig war. Es ist ein Beweis für die gute Sicherheit, mit der Karl Valentins tragikomischer Witz aus dem Grunde eines hier noch lebendigen Volkshumors erwächst, daß ihn auch das seit einigen Jahren einsetzende Interesse der Literaten und der Prominenten nicht um Haaresbreite von der sicheren, instinktiv erfaßten Linie seiner komischen Gestaltungskraft abgedrängt hat. Man muß einmal die tiefe Ratlosigkeit dieses Komikers erlebt haben, wenn ihm etwa der und der seiner literarischen Verehrer ein Opus gewidmet oder den Besuch eines modegängigen Theaterstücks angeraten hat, um zu spüren, wie naiv Karl Valentin zu seiner Kunst steht (schon dieser Ausdruck würde ihn ärgern), und wie das, was seine Freunde entzückt, die beinahe (beinahe!) noch unkontrollierten Äußerungen einer abseitigen, mit dem Genieblick einer liebenswürdigen Bosheit begabten Natur sind.

Am Anfang von Karl Valentins mimischer Laufbahn steht — wenn eine bezeichnende Anekdote nicht trügt — die große Schicksalsfrage: „Warum?", — die er ausstieß, als er, damals noch Varietemusiker, Zeuge eines ungewöhnlichen Kraftaktes wurde; und es gibt wohl kein Stückchen von ihm, in dessen Kern nicht jenes gespenstische „Warum" rumorte. Für Karl Valentin ist keine Gegebenheit unbezweifelbar und gewiß, und manchmal erscheinen ihm die kleinen Hemmnisse, die der Vollendung aller guten Dinge im Weg liegen, schier unüberwindlich und nur durch kleine Teufeleien des Spottes und durch listige Pfiffigkeit zu besiegen. So nimmt er denn, er, der geborene Vorstadtromantiker, die festlichen Situationen des bürgerlichen Daseins (an das er im übrigen unerschüttert glaubt wie an ein Verhängnis) zum Vorwand, um an ihnen immer wieder zu gestalten, wie durch die Betriebsstockungen der äußeren Lebensmaterie Vernunft zum Unsinn und Wohltat zur Plage wird. Es ist da beispielsweise Weihnachtsabend, und er erscheint als fürsorglicher Hausvater mit einem Weihnachtsbaum; aber es fehlt das „Brettl", der Untersatz, genug, um die heißgeliebte Festromantik fragwürdig erscheinen zu lassen. Nun braucht bloß noch der Schlotfeger zu kommen, während die Kinder andächtig singen, um aus Valentins gepreßter Seele den Ruf zu entlocken: „So is recht, heiliger Abend und stinka!"

Man kennt bei der Beamtenschaft gewisser Länder eine Form der passiven Resistenz, die unter dem Deckmantel der wörtlichen Befolgung aller Vorschriften gerade durch die allzugenaue Erfüllung dieser Regeln den Betrieb zum Stillstand bringt. Karl Valentin fühlt sich zuweilen gestoßen, dem Leben gegenüber diese passive Resistenz zu üben; er nimmt dann das Leben wörtlich und beweist sich selber triumphierend, daß er recht hat. „Zu spät," ruft ihm einmal der Kapellmeister im „Theater in der Vorstadt" zu, als er wieder einmal den Einsatz verpaßt hat, da zieht Valentin protestierend seine Uhr. Oder wer kann ihm mit logischer Widerlegung kommen, wenn er als Be-

weis für das Wirken des Zufalls angibt, daß er in der — verkehrsbelebten — Neuhauserstraße gerade von einem Radfahrer gesprochen hat und daß da „zufällig" auch ein Radfahrer dahergekommen sei?

Der Kampf mit der Materie und den nicht zu enträtselnden Schwierigkeiten der menschlichen Verbindungen nimmt bei Karl Valentin oft die Gestalt einer sachlichen, ohne alle Erbitterung geführten Auseinandersetzung an. Von Chaplin, der auch in seiner Weise mit dem Chaos der äußeren Welt im Krieg liegt, trennt ihn der gänzliche Mangel jeder bewußten Clownerie, das Tempo seiner Komik, die kaum ein Presto kennt, und ein aus seinem Wesen kommender Verzicht auf das Groteske. Valentin, um ein Vergleichsbild zu wagen, fühlt sich als ein Teil dieser sinnlosen Welt, gegen die Chaplins Komik zu protestieren scheint. Da sehen wir z. B. in dem Einakter „Der Firmling" ein sozusagen feines Restaurant mit kleinen Tischen, Blumenarrangements und dergleichen, natürlich viel zu elegant für den Privatier und seinen gefirmten Sohn, die von Karl Valentin und seiner so begabten Assistentin Lisl Karlstadt dargestellt werden. Noch keine zwei Sekunden haben die beiden ihre Nasenspitze hereingesteckt, und schon sind sie in einen lautlosen Kampf mit dem Tisch, der Tischdecke, den Blumen und all dem Zeug verwickelt, das sich auf eine teuflisch-tückische Weise unter ihren Händen zu einem Chaos geballt hat. Oder er schreibt sich eine Rolle als Inspizient eines Rundfunksenders, der die Geräusche unwiderruflich an die falsche Stelle setzt und einen pathetischen Vortrag von Schillers „Glocke" zum Anlaß nimmt, die Schiffsglocke in der besten illustrierenden Absicht zu läuten; ein andermal steht er als Pauker ratlos wie Bileams Esel zwischen Pauke und großer Trommel, mitten im furioso des Orchesters sich selbst zur Untätigkeit verdammend.

Man soll nicht sagen, daß wir in eine auch sonst nur zu bereitwillig geübte Überschätzung der Kabarett-Artistik verfallen; gerade weil Karl Valentin so gar nichts mit den bizepsschlagenden bayrischen Volkssängern oder jenen Varietékomikern zu tun hat, die auf dem Podium Humor erschwitzen, weil ihn die Kraft und Eigenart seiner komischen Begabung auf eine besondere selbstgeschaffene Art des Stegreifspiels gedrängt hat, auf einen münchner „Mimus", darum wollen wir hier ausdrücklich von ihm reden. Valentin erklärt immer wieder, daß ihm der Vortrag jeder nicht von ihm selbst stammenden Zeile Höllenqualen bereite; so kommt er dazu, auf einen Fetzen Papier die Situationen aufzuschreiben, die ihm vorschweben, und im Laufe der Wochen und Monate werden dann diese primitiven Handlungsgerüste immer dichter von den Einfällen seines leisen und pfiffigen Witzes umsponnen, bis ihre Gestalt feststeht. Jene Orchesterszene, die den nie abreißenden Kampf eines Biermusikdirigenten mit einem langbeinigen, vom Leben verkürzten Musiker zum Gegenstand hat, der seinem Beruf am liebsten jede Achtelsnote abhandelt und der schon zu Beginn des Musikstückes die Halluzination des Ausrufs „Pause" hat, wie hat sie sich mit den Jahren von jeder vergröbernden Wirkung frei gemacht!

Das uns so vertraute Beziehungssystem dieser äußeren Welt ist für Karl Valentin nirgends dicht genug, um nicht einem Zweifel Raum zu geben, ob nicht vielleicht doch noch andere Verbindungen zwischen den Dingen möglich sind, als die, die uns geläufig geworden sind. Einmal besuchte er mich, schlug am Klavier das a an, und vergewisserte sich dann durch Niederdrücken einer Schreibmaschinentaste, ob diese beiden Instrumente die gleiche „Stimmung" hatten. Mit solcher umstürzenden Beziehungssetzung ist Valentin bereits in dem luftigen Bereich des seligen Palmström, der einmal vor seinem Zwicker staunt, daß er nicht „gehe", „gleich als ob das Glas, wie eine Uhr, nun eben ‚gehen' müßte". Valentin denkt die theoretischen Möglichkeiten eines so mystischen Kontakts ziemlich weit zu Ende; ich entsinne mich einmal einer spukhaft komischen Erzählung, die er für eine Zeitung schrieb, allwo er „Kinder Trinkwasser pflücken" ließ.

Karl Valentin, es ist kaum zu glauben, hat eine hoffnungslose Liebe zum großen Pathos; als man einmal im Zirkus Krone das historische Schauspiel von der „Sendlinger Mordweihnacht" spielte, ging er jeden Abend hin und konnte von den heroischen Abgängen, die dort zu sehen und zu hören waren, zu Tränen gerührt werden. Vielleicht ist das tiefste Wesen von Valentins großer tragikomischer Stegreifkunst aus einem notgedrungenen Verzicht auf ein solches Pathos der Sehnsucht zu verstehen, aus einer ganz und gar unliterarischen, kaum noch bewußten Darstellung einer vom Schicksal erzwungenen inneren Resignation; der unendlich lange Mann, dessen Körperlichkeit auf zwei rührend dünnen Beinen aufgebaut ist, wurde zum Stegreifdichter und Tragikomiker, indem er an sich selbst die Unmöglichkeit seines eigenen Ideals darstellte. „Ein münchener Gespenst" hat man ihn einmal höchst zutreffend genannt, und der hinter die Maske seines pfiffigen und kleinen Gesichts Blickende weiß, daß hier aus vielen Höllenstürzen von Depression und Ratlosigkeit, aus Verzicht auf billige Selbstinszenierung und in einem täglich erneuerten Kampf mit einem stets zum Ausbruch bereiten Ich jene stille und bedeutende Stegreifkunst gewachsen ist, um derentwillen wir ihn lieben.

Humor der Welt

Von Leo Rein (Berlin)

Einundzwanzig zu besprechende Bücher erheben den Anspruch, dem Leser Humor darzubieten. Darunter sind neun Bände, welche die Humore aller Nationen betreffen.
Am nächsten kommt Roda Rodas Sammlung dem Begriff „Welthumor". („Welthumor" in sechs Bänden, Simplizissimus-Verlag, München.) Hier ist ein knapper Querschnitt von dem gegeben, was bisher an Kenntnis fremder Literaturen zu uns drang. Chinesisches, Japanisches, Indisches, Arabisches, Tatarisches, Negersprachen sind vertreten; natürlich alle Kulturnationen; wohl sämtliche deutsche Dialekte mit Einschluß des Jiddischen und anderer verdorbener Mundarten ausgewanderter Deutscher; besondere Berücksichtigung erfährt auch die südslawische Literatur, deren Mittler Roda Roda schon so oft ward.
Diese Sammlung geht vom Altertum bis zur Gegenwart — wobei mit Recht die Gegenwart heutiger Naturvölker (Neger) der Anfangszeit von Kulturvölkern gleichgesetzt wird.
Charakteristisch für die Sammlung Rodas und Etzels ist: Volkstümlich durchsichtige Formung des Stoffs, kraftvolle Humore, schlagende Wirkung der Proben. Ihre Folge ist locker historisch; nur die Nationen stehen nebeneinander.
Welche Folgerungen, welche allgemeinen Gesichtspunkte ergeben sich aus der Lektüre solcher Weltsammlung? In der Rodaschen Sammlung spricht das Gemeinsame der Nationen, das Menschliche.
Diese Sammlung ist sozusagen sofort, ohne gelehrte Beschwerung, gebrauchsfertig zum Genuß; doch werden Quellenhinweise gegeben.
Obwohl sie somit nicht geschaffen ist, die Wanderung literarischer Stoffe durch die Weltliteratur zu verfolgen, bemerkt man doch oft zufällig das Auftauchen bekannter Motive an den überraschensten Orten. Da ist z. B. eine Erzählung der Wakonde-Neger (in „Der erste Strahl", S. 17) von der Schildkröte und dem Elefanten: sie enthält das gleiche Motiv wie unser Märchen vom Swinegel. Wie der Swinegel mit dem Hasen bei uns, so wettet dort die Schildkröte mit dem Elefanten, daß sie schneller sei als er. Und sie gewinnt die Wette mittels des gleichen Tricks, den der Hase anwendet: der Mitwirkung des Weibchens, das täuschend ähnlich am Ziel schon sitzt. Auch das Eulenspiegel- und Schwankmotiv des Bezahlens des Geruchs von Speisen durch den Klang des Geldes ist in einer japanischen Anekdote schon vorhanden („Rasseln für Prasseln", ebendort, S. 48).
Welche geheimnisvollen literarischen Wege führen vom Wakonde-Neger zum plattdeutschen Verfasser des Swinegel-Märchens? Welche Brücke von Eulenspiegel zu Japan? Welche ungeheuren Völkerwanderungen haben die Motive fortgetragen, verweht, so daß sie auf anderem Boden andersgeformte Früchte trugen?
Da aber damals das „Zeitalter des Verkehrs" nur eine Hyperbel war: so ist mit größerer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß gewisse Gedanken, gewisse Motive, gewisse Erfindungen zu etwa gleicher Zeit auf verschiedenen Stellen der Erde unabhängig voneinander auftauchten — vermöge der gleichen Organisation der menschlichen Logik, die in manchen Dingen zwangsläufig zu den gleichen Resultaten kommt.

*

Die Tierfabel scheint, bei Naturvölkern, eine der frühesten literarischen Formen zu sein. In ihr obsiegt der Schwache über den Starken — mittels Geist und List. Sie ist also eine geistige Ausdrucksform des primitiven Kampfes ums Dasein ... zudem später eine erwünschte Gelegenheit, menschliche Verhältnisse verhüllt darzustellen.
So sieht man in dieser schönen Sammlung die Primitivität der Naturvölker in die beginnende Kultur des klassischen Altertums übergehen. Man bemerkt auf dieser kurzen Weltreise durch den Humor, wie mit fortschreitender Zeit die ironische Durchdringung und Durchleuchtung aller seelischen und Lebensgebiete fortschreitet; wie die pathetische Auffassung des Lebens zurücktritt; wie die ironische Betrachtung sich immer mehr verfeinert und selbst tragische Stoffe durchdringt. Lyrik wird durch groteskere Nachfolger Christian Morgensterns, wie Joachim Ringelnatz oder Munkepunke, fast verhöhnt. Noch grimmiger wird diese ironische Betrachtung, wenn es sich um Politik, das heißt: um Verwirklichung von Kulturidealen handelt. Indes dürfen sich geruhigere Naturen auch an sanfteren Humoren gütlich tun.
Schmuck der sechs Bücher — nicht „Buchschmuck" ist möglichst zeitgenössische Kunst. Von griechischen Vasenbildern über altfranzösische Karikaturen, über die klare Technik deutscher Holzschnitte zu Callots gespenstischen Stichen, über englische Satiriker wie Hogarth und Rowlandson, über Busch zu den Künstlern des Simplizissimus — aus seiner großen Zeit.

*

Walter Petrys Sammlung „Humor der Nationen" (vier Bände, Wertbuchhandel, Berlin) verfolgt ersichtlich andere Ziele. Herrscht bei Roda im allgemeinen die volkstümlich-klare und schlagende Wirkung, so ist Walter Petry literarisch-exklusiv. Seine preziöse Vorrede erweist ihn als Stefan George-Schüler. Bei Roda Roda schlagende Humore; bei Petry bedeutet Humor oft schon: Abwesenheit von Tragik; oder scheinbare Tragik, die heiter sich löst. Roda Rodas Feld ist die Welt; Petry beschränkt sich, vorläufig wenigstens, auf vier Nationen. Roda wandert durch die Zeiten; Petry nur durch die Zeit vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Roda Roda nimmt alle literarischen Formen vom Sinnspruch bis zum Märchen, von der Anekdote bis zum Drama, vom Feuilleton bis zum Roman — Petry aber begnügt sich mit der Novelle ... die aber vollständig abgedruckt ist. Auch zeigt der Bildmangel die asketischere Absicht.
Dafür entschädigen die Schönheit und Seltenheit vieler Stücke und ihr strenges Niveau. Diese Sammlung wird nicht in die Massen dringen — aber sie wird anspruchsvolle Leser haben.
Und sie bietet Möglichkeiten einer literarisch-völkerpsychologischen Betrachtung.

*

Im Bande „Frankreich" leuchtet der Witz und die Klarheit einer Nation, welcher der Sinn für Metaphysisches nicht fehlt — die aber auch noch Abstraktes sinnfällig, Unendliches endlich zu machen vermag. In der Mitte stehn Liebespsychologien, Liebespikanterien ... aber diese Mitte wird von kosmischen Phantasien umrahmt. Die Mitte ist die Frau ... und in diese Mitte zielt der französische Witz. Da ist etwa eine pikante Geschichte Maupassants „Die Schwestern Rondoli": Jemand reist Jahr für Jahr nach Italien, aber nie kommt er weit; schon an der Grenze wird er von einer der Schwestern Rondoli abgefangen, zwecks Liebe; jedes Jahr von einer andern Schwester, denn die Schwestern wachsen nach; und so wird er wohl nie nach Italien hineinkommen ... Oder Villiers de l'Isle-Adam konstruiert in witziger Umwertung sonst geltender moralischer Werte eine Art von Kokotten-Ehre: Eine Kokotte hat moralische Anwandlungen, betrachtet sich als eine Ausgestoßene ihres Standes, der ja schon ausgestoßen ist — also die Angehörige eines ausgestoßenen Standes fühlt sich aus diesem ausgestoßenen Stande ausgestoßen, weil sie ... jemanden ohne Bezahlung geliebt hat! Hier ist die witzig-ernste Stabilisierung einer Moral der Unterwelt, die jenseits der bürger-

lichen, aber ebenso konsequent wie sie, auf der immerhin natürlichen Solidarität der Standesgenossen fußt.
So erscheint der erotische Witz Frankreichs und die Kultiviertheit seiner Behandlung von Liebesfragen. Die Peripherie aber, sein Metaphysisches, wird hier von Voltaire ... und von André Gide dargestellt. Voltaire läßt („Mikromegas") je einen Bewohner des Sirius und des Saturn auf die Erde kommen; es ist wiederum eine Satire in der Art Swifts mit der Gegenüberstellung von Riesen und Zwergen; Erde und Menschen werden unter dem kosmischen Gesichtswinkel klein; und es wird mit hellem Witz gezeigt, wie komisch wir den kosmischen Gästen vorkommen müssen. André Gide aber, der Moderne, schreibt eine höchst ernste und schmerzliche Offenbachiade „Der schlechtgefesselte Prometheus". Das ist ein Prometheus, der in pariser Kaffeehäusern wandelt; und der wir selbst sind. Der Adler aber, der an uns frißt, ist unser Gewissen; unser Glaube; unsere Idole; auch unsere Hemmungen und Bedenken ... dieser Prometheus bringt zum Schluß seinen Adler um ...

*

Dagegen steht Nordamerika, in seiner geistigen Form durchaus britisch, noch am Anfang seiner geistig-literarischen Entwicklung; — Latein-Amerika fehlt in dem Bande „Amerika" ganz. An dem sehr vielversprechenden Anfang eines überwachen und scharfen Realismus. Wie in Rußland sind hier geistige Entwicklungen erheblich verkürzt worden. Man ist Pionier des Neuesten — gewissermaßen aus Mangel an Tradition. Dennoch ist der Beginn des Bandes fast amerikanische Romantik — mit Washington Irving. In seiner Novelle „Die Sage von der schläfrigen Schlucht" erscheint Nordamerika noch idyllisch, ein Pastorale vom Pflanzer- und Farmerleben gibt sich, und sogar Gespensteraberglaube herrscht, der aber humoristisch verwendet wird. Schwermütig ist auch noch die Atmosphäre der Erzählung Nathaniel Hawthornes „Peter Goldthwaites Schatz". Immerhin ist hier schon, um den Helden als Kaufmann und dem Wertpapierschatz, ein modern-kommerzielles Milieu. Mit Bret Harte kommt man in das Amerika der Goldgräber, der Tramps und des Lagerlebens. Wie sich hier von unten herauf die Bildung einer neuen Gesellschaft vollzieht; wie hier einer unter den Goldgräberjungen, kaum ist er zu Geld gekommen, gesellschaftliche Instinkte zeigt und sich zwecks Repräsentation eine Pseudo-Mutter ins Haus nimmt — das ist sehr hübsch aufgewiesen. („Prospers alte Mutter".) Mit Jack London aber ist man im heutigen Amerika der Vagabunden und Verzweifelten. Ein amerikanischer Maxim Gorki spricht hier, einfach, voll volkstümlicher Vitalität („Blinde Passagiere"). Und schon hat er in O. Henry einen Schüler gefunden: der geht, in der Erzählung „Der Mann, der höher stand", ins richtige Verbrecherleben, zeigt, wie moderne Einbrecher, Hochstapler, Gauner einander helfen — und einander auch betrügen ... dies aber mehr aus sozusagen sportlichem Wettbewerb.

*

Im Bande „England" verfolgt man dann den Humor des Mutterlandes. Den Humor einer kraftvollen Nation — der es sich leisten kann, Tragik oder etwa Grausamkeit zu streifen. Welch grausiger Humor, wenn Jonathan Swift etwa damaliges Kinderelend darstellt und den satirischen Abhilfevorschlag macht, Kinderleichen zu essen! Man muß Nerven haben, um dergleichen lesen — geschweige denn schreiben zu können. („Ein bescheidener Vorschlag".) Der Humor der schlimmen Streiche, der practical jokes, der kraftvollen Schadenfreude schimmert noch durch Thomas Hardys Anekdote „Der Pfarrer und der Küster": Ein auf seine Trauung wartendes Brautpaar wird versehentlich in der Kirche eingeschlossen und vergessen — während Pfarrer und Küster indessen munter auf der Jagd sind. Dies ist eine Satire auf die Jagdleidenschaft und Sportbegeisterung englischer Geistlicher ... Satire also auf eine nationale Eigenschaft.
Die anmutigeren Seiten des Inselvolks werden hier von D'Israeli, Louis Stevenson, Oscar Wilde, Chesterton dargestellt. Wie D'Israeli in der Erzählung „Ixion kommt in den Himmel", mit Göttern und Menschen in ironisch-eleganter Alltagssprache, eine funkelnde Offenbachiade schreibt. Wie Wilde in dem bekannten „Gespenst von Canterville" den überaus reiz- und geistvollen Kontrast: kaltschnäuzig-unverfrorenen Amerikanismus und Gespensterromantik setzt. Und wie Chesterton eine Detektivgeschichte auf ein ragend hohes Niveau hebt — ein Meister zeigt, was sich aus dem Genre machen läßt („Das blaue Kreuz").

*

Im Bande „Deutschland" wird der Gefahr, vor Einheimischen Bekanntes zu wiederholen, begegnet — wohl durch Schönheit, mehr aber noch durch Seltenheit der ausgewählten Stücke. Mit wenig Ausnahmen sind hier aparte Dinge gewählt oder Arbeiten, die man in den „Sämtlichen Werken" zu Hause bisher merkwürdigerweise übersah oder überlas. So entdeckt man in Helferich Peter Sturz einen wenig bekannten, aber sehr geistvoll-verständigen älteren deutschen Prosaschriftsteller — seine hier abgedruckte „Reise nach dem Deister" erörtert auf eine artige ironische Weise weibliche Eigenschaften. Von allerliebstem Humor ist Jean Pauls „Aufenthalt in der Nepomukskirche während der Belagerung der Reichsfestung Siebingen": humorhafte Schilderung eines Kleinlebens und eines kleinen Krieges zwischen zwei Kleinstädten, ein echter Jean Paul mit seinen Vorzügen und Fehlern. Für die neuere Zeit stehen Paul Scheerbart, Robert Walser, Robert Müller. Bei Scheerbart heiratet, „in der Mitte des 20. Jahrhunderts", ein Zukunftsarchitekt in buntem Glas und Eisen vom Fleck weg eine Dame, weil sie harmonisch zu seinem bunten Glas abgetönt „Graues Tuch und zehn Prozent Weiß" trägt! — eine etwas kunstgewerbliche Zukunftsphantasie, deren technischer Teil bereits Gegenwart zu werden beginnt. Hervorragend geschrieben ist Robert Müllers Erzählung „Arena" — die spukhafte Gestaltung gewisser Ängste, die einen inmitten der tobenden Entwicklung technischer Verkehrsmittel, hier bei der Benutzung der Eisenbahn, überkommen, meisterhaft mit würgender Angst vor dem Zusammenstoß! Dabei ist das Ganze nur ein technischer Traum — aber der Kern des Traums ist Wirklichkeit.
Das sind wenigstens geistige Teile von Deutschland und seinem tiefen, besinnlichen Geiste, der sehnsüchtig ins Unendliche dringt ... freilich mit der Gefahr, sich in seinen Labyrinthen zu verirren.

*

Ein Abgrund steht zwischen dieser gehaltvollen Sammlung und den sechs Bändchen vom „Heiteren Bücherschrank" (Verlag Braun & Schneider, München) — die mit Recht darauf verzichten, für deutschen Humor repräsentativ zu sein. Leichteste Unterhaltungslektüre! Da ist etwa „Marion, das Buch vom Kinde", von Richard Rieß. Man möchte Eltern den Geschmack an diesem immerhin erlebten Kinderbuch nicht verderben. Aber läßt sich über Kinder nichts Tieferes sagen? Ein gelungenes Buch — auf einer niedrigen Basis: es ist so ein gewisses Sich-niedlich-Machen eines Erwachsenen darin. — Oder Karl Ettlinger schreibt eine Erzählung, um zu beweisen: „Der Bub' muß seine Prügel haben". Diese Geschichte zieht wenigstens gewisse Reize aus dem frankfurter Dialekt, der in ihr zuweilen durchbricht. Parodistik und Klassik mischen sich, wenn etwa in einem Traum die zur Salzsäule erstarrende Frau Lots im frankfurter Dialekt angeredet wird ... Auch „Roda Roda erzählt" hier — und zwar weit weniger Gewichtiges als in seiner großen Sammlung: Soldaten- und Junggesellenschwänke. Eher Feuilletons sind Julius Kreis' „Er, Sie, Es". Kleine, harmlose Satiren, Kleinlichkeiten des Alltags, kleinlich be-

handelt. Sächselnd kommt Hans Bachwitz im „Bibimatz". Etwas gepflegter, ironischer Ton — aber die Satire entwaffnet durch Geistmangel. Am nettesten sind noch die „Aufrichtigkeiten" von Fritz Müller-Partenkirchen. Hier sind doch wenigstens ein paar kleine Nachdenklichkeiten. Etwa „Wie buchen Sie..." — in der der Tod und ein Buchhalter seltsame Konversation führen. Oder „Sinn" und „Es wäre möglich" — die immerhin nachdenklichere Perspektiven eröffnen.
Sonst aber: Harmlosigkeiten in Buchform, wirklich nicht repräsentativ für deutschen Humor.

*

Sind es dafür Einzelerscheinungen, wie Robert Walters Roman „Der Stein der Narren"? (Philipp Reclam jun., Leipzig.) Für das Eulenspiegel- und Kauzhafte im deutschen Humor gewiß. Die geistigen Väter dieses Romans sind alte deutsche Bauernschwänke; auch blicken Wielands „Abderiten" anscheinend segnend auf ihn herab. Mindestens verrät der Roman manches von der Seele des heutigen Deutschlands; seine Gegenwart wird angepackt. Walter zeichnet den modernen Bauern und das moderne deutsche Bauerndorf, mit Kriegervereinssitzungen und kühn geschwungenen Reden. Aber auch mit der Bestialität, der Blutschande von Verwandtenliebe und -ehe. Und mit manch anderer Narrheit, Holzerei und Streit. Zwei norddeutsche Heidedörfer entzweien sich um einen Steinfund, der zum Kriegsgefallenendenkmal werden soll; über dem Zank, der fast zum Krieg wird, wird der Zweck zunichte. Der Roman soll ein Bild deutscher Uneinigkeit malen — in kleinem Raum. Der Verfasser sieht mit einem heiteren, einem nassen Auge Zerklüftung und Narrheit; manch treffend ironisches Wort fällt; und oft kraftvoll und sympathisch wird auf Junges, Brodelndes und Zukunftsträchtiges hingewiesen (der Junglehrer Lür Eibenrausch, der Maler Christopher und ihre Welt).
Diesem Bauernroman Walters stellt sich der Bürgerroman Karl Rosners „Der geschundene Eros" gegenüber (J. G. Cottasche Buchhandlung, Stuttgart-Berlin). Während aber Walter die Gegenwart betrachtet, wurzelt dieser Roman Rosners in der großbürgerlichen Gesellschaft der wilhelmischen Epoche — um mit einem schnellen Überblick in der Nachfriedenszeit zu enden. Er zeichnet Liebesirrungen, Wirrungen in einer gut berliner Familie. Rosner formt diese Dinge mit sachten, taktvollen Händen, vorsichtig und behutsam. Ja, der Kronprinzen- und König-Schriftsteller will nicht mehr anecken, er hat seinen Frieden mit den neuen Verhältnissen geschlossen und läßt, in sozusagen nationalliberaler Stimmung, seine Huld leuchten über Gerechte und Ungerechte, Juden und Christen, feine und moralisch saubere Frauen und auch nicht ganz intakte, er bedenkt mit leisem Spott die stolzen Kaufleute und pompösen Kavaliere jener Epoche, er läßt einen alten Mann seine späte Liebe erleben und ruft seinen Freunden versöhnlich zu: Seid nicht so penibel, irgendwo steckt überall ein Knacks! Diese intime Beobachtung, diese ironische Betrachtung einer teils affigen, teils edlen Welt ist sehr nett — soweit ihr Ausdruck nicht spitz und preziös wird. Dann denkt man mit dem Wort einer Rosnerschen Heldin: Quätscherchen! Ach, und was war das für eine Welt? Eine Welt, in der ein nettes, kleines Frauchen noch darüber erröten mußte, daß ihr alter Herr Fabrikant von Spüleinrichtungen und W. C...s war!

*

Nach den rustikalen Humoren Walters, nach den sanften bürgerlichen Rosners bemerkt man mit Vergnügen die ätzenderen satirischen Eigenschaften Hans Reimanns in „Lohengrin" und „Sago" (Carl Reißner, Verlag, Dresden). Hans Reimann ist vorzüglich Parodistik und versteht diese Kunst meisterlich. Zeit seines Lebens führt er satirisch Krieg mit Hedwig Courths-Mahler, Karl May und mit andern Göttern und Halbgöttern des Kitsches und Halbkitsches. Er sammelt ihre herrlichsten Blüten, schichtet sie zuhauf und entfesselt das Gelächter. Freilich, was wäre Hans Reimann ohne seine Opfer? Nun, es bliebe dann noch der Dadaist übrig, der Reklamesprüche und Ausdrücke des kommerziellen Lebens als hanebüchene Kuckuckseier ins literarische Nest legt. Und es bliebe der Selbstironiker übrig, der noch aus dem Umstand Humor zieht, daß er Sachse ist — was für ihn eine gleichfalls parodistische Angelegenheit ist.
Daneben fällt Alexander Moszkowskis Buch „Von Genies und Kamelen" (Eulenspiegel-Verlag, Leipzig) ab. Feuilletons von dünnem Humor; eine vergangene Welt in papierener Sprache. Die besten Stücke zeigen den logisch-mathematischen Witz des grundgescheiten und viel wissenden Verfassers.

*

Einundzwanzig Bücher erhoben den Anspruch, Humor zu haben — einige mit Fug. Tausend Humore wandeln auf dieser Erde: behagliche und grimmige, beschauliche und anfeuernde, lachende und melancholische, satirische und tragikomische. Tausende von Schriftstellern bemühen sich, sie einzufangen.
Aber sie sind oft wie die Jäger, die vergeblich dem fliehenden Wild nachsetzen. Nur in den leuchtenden Schöpfungen der literarischen Genies strahlt der wahre Humor der Welt.

Proben und Stücke

Aus „Bernards Versuchung." Ein Roman von Alexander Castell. München, Albert Langen

„Was wollten Sie sagen?..."
„Es würde Ihnen sehr wehe tun, wenn ich es äußerte..."
Sie hob den Kopf und besann sich: „Sagen Sie's dennoch... sagen Sie's..." bat sie.
Seine Augen wurden melancholisch und heiter zugleich... er sah beiseite, wie einer, der sich geniert: „Ich hatte damals den kindischen Glauben, ich sei Ihr erster Liebhaber gewesen..."
Als er nach einer Weile aufschaute, starrte sie seitwärts nach dem Fenster. Ihr edles Gesicht war seltsam schmal und klein geworden.
Sie antwortete nichts auf seine Worte.
Da ging er zu ihr hinüber, nahm ihre beiden Hände und küßte sie hingebungsvoll und zärtlich: „Liebling... ich bin Ihnen ja so unendlich dankbar..."
Sie sagte leise: „Ich war so zu Ihnen, wie ich sein mußte, damit Sie glücklich wurden..." Dann hieß sie ihn aufstehen, als ob sie Angst vor ihm hätte.
Nun saßen sie sich wieder gegenüber, und er fühlte sich seltsam beklommen, trotzdem in diesem Moment seine Nerven ganz ruhig waren.
Er fragte: „Was tun Sie morgen?"
„Ich fahre mit Margot nach Versailles, um nachmittags im Park zu spazieren, es muß jetzt dort sehr schön sein."



Sie redeten wieder von gleichgültigen Dingen.
Später sagte sie: „Ich werde jetzt gehen ..."
Er antwortete: „Mein Blut ist jetzt ganz still, und doch weiß ich, daß ich noch heute furchtbar um Ihretwegen leiden werde ..."
„Wir sind jetzt nach großen Mühen auf einen ruhigen Weg gekommen, und darauf müssen wir bleiben ..."
„Nein ... o nein," bat er, „ich will demütig sein, keinen Hauch von Eifersucht will ich zeigen, aber Sie müssen mir wieder gehören ... mir ... ich habe mich so lange und so entsetzlich nach Ihnen gesehnt ..."
Er war aufgestanden und näherte sich ihr. Sie hielt ihm zur Abwehr die Hände entgegen, er zog sie an sich, küßte ihre Augen, seine Lippen suchten ihren Mund. Da entwand sie sich ihm.
„Nein ... es darf nicht sein ..." Ihre Worte klangen so merkwürdig bestimmt und hoffnungslos, daß er vor ihr zurückwich. Es war nicht nur ein Sträuben, es lag auch ein Wille darin, der aus der Tiefe des Herzens kam.
Sie stand am Kamin. Er schritt erregt auf und ab. Er redete, flehte.
„Jetzt würde alles schrecklich und voller Qualen werden ..." sagte sie müde und traurig ... „wie bald werden Sie mir für diesen meinen Entschluß dankbar sein ..."
Er lehnte am Fenster. Durch die Gardinen empfand er die Kühle der Nacht. In seinen Ohren sang das Blut dumpf und quälend. Er wollte irgend etwas finden, das sie bewegen, sie überzeugen müßte; aber sein Gehirn versagte.
„Und wie sollte das enden?" begann sie nach einer Weile des Schweigens.
„Warum sprechen Sie immer vom Ende? ..." fragte er trostlos.
„Weil es so sein muß ... kommen Sie ... sagen Sie mir Adieu! ..."
„Ich kann nicht ..."
„Dann muß ich gehen ..."
„Bleiben Sie ... noch einen Augenblick ..."
„Geben Sie die Hoffnung auf ..." sagte sie wehmütig lächelnd ... „ich darf nicht mehr schwach werden; meine Familie verlangt mich. Dort ist meine Pflicht. Und bedenken Sie: Sie sind ein junger Mensch, Sie leben noch völlig in Ihrer Leidenschaft, Sie würden leiden ... und dann: ich könnte Ihnen ja nicht mehr geben ... ich war Ihnen alles, was ich Ihnen sein konnte ... damit ist für einen Mann immer das Ende da, selbst wenn er es noch nicht einsehen will. Es meldet sich doch, und dann sind die Männer unbarmherzig. Erst dann würden Sie mir vielleicht sehr weh tun, und ich muß doch klug sein ... nicht?"
Sie sagte dies in einem einfachen Tonfall als ob sie zu einem Kinde spräche, dem sie Mut machen wollte.
„Und nun lassen Sie mir einen Wagen holen ..." bat sie.
Er wollte eben dem Mädchen läuten, als er sich noch einmal umdrehte. Sie hatte sich vor den Spiegel gestellt und den Hut abgenommen, um ihre Coiffüre zu ordnen. Da hielt er inne, sein Instinkt sagte ihm, daß dies der letzte Moment war. Trotzdem er im Spiegel ihr Bild nicht sehen konnte, spürte er, wie sie auf jede seiner Bewegungen merkte.
Jedes ihrer schönen, zarten Worte ist vielleicht doch ein Betrug ... ging es ihm auf ... vielleicht jammert sie und will begehrt sein ... oder sie wird übermorgen zu einem anderen in die Wohnung fahren.
Sie griff schon wieder nach ihrem Hut. Da trat er hinter sie. Eine jähe Verzweiflung hatte ihn erfaßt. Wenn er sie jetzt nicht zurückgewann, dann verlor er sie für immer.
Er legte seine Hände auf ihre Schultern. Ihre Augen begegneten sich im Spiegel. Er küßte eine Stelle ihres Halses, wo ihre glänzend braunen Haare anfingen und ganz blond schimmerten. Seine Lider schlossen sich wie unter einer magischen Betäubung.
Er sagte ein Wort, das sie oft in der größten Lust ihres Körpers ausgestoßen hatte.
„Wiederhole es ..." bat er ... „wiederhole es" ... schrie er auf.
Sie blieb stumm, aber er fühlte, wie sie stille hielt, wie sie sich an ihn lehnte ... wie ihr Blut im Halse klopfte ... ihr Kopf sank zurück ...
Sie war wie ohnmächtig und ließ sich hinüberführen. Und jetzt kam der letzte atemlose Kampf. Taumelnde Liebkosungen, wahnwitzige Hast des Entkleidens, Küsse, stöhnender Jammer, denn sie durfte ... sie durfte nicht zur Besinnung kommen. Jeden Augenblick fühlte er, wie ihr Wille sich sträubte und ihre Sinne drängten. Für Momente erwachte sie und wollte flüchten. Im Halbdunkel zwang er sie hin und her, bis seine seit vielen Wochen gepeinigten und gemarterten Sinne sie bändigten. Alles, was je vorher mit ihr geschehen war, jede Erinnerung an eine fremde Umarmung, wollte sein Haß ertöten. Sie sollte es fühlen, wie selig es machte, so wild und grausam geliebt zu werden ...
Sie lag ein paar Minuten wie gelähmt und tot.
Er war glücklich. Ein unendlicher Jubel durchströmte ihn. Er wollte es ihr sagen, kniete vor ihr nieder und nahm ihre Hand.
Sie schien davon zu erwachen und zog sich zurück.
Auf kein Wort gab sie mehr Antwort. Völlig apathisch raffte sie ihre Kleider zusammen und sagte nur: „Bleiben Sie da ..."
Sie trug alles hinüber und lehnte die Türe an. Er hörte, wie sie im Wohnzimmer den Riegel nach dem Korridor vorschob.
Lange lag er lautlos in der Dunkelheit. Vor den Fenstern schwamm der Nebel im Schein der Glühlampen in einem feinen silbernen Licht.
Allmählich überkam ihn eine große Bangigkeit, aber er hatte nicht den Mut, aufzustehen und hinauszugehen.
Er hörte sie hin und her schreiten.
Dann knarrte draußen wieder der Riegel.
Er sprang auf und schrie ihren Namen. Er lief ihr nach bis auf den Korridor. Sie stieg eben, eilig und ohne sich umzusehen, die Treppe hinab.
Er löschte das Licht aus und lief ans Fenster.
Da sah er noch, wie sie unten auf dem Trottoir stand, einen Wagen heranwinkte und einstieg.
Regungslos starrte er dem Gefährt nach, bis es gegen das Senatsgebäude hin im Getümmel verschwand.
Jetzt erst war ihm, als ob alles zu Ende sei.
Er setzte sich in einen Fauteuil vor dem Kamin. Es fror ihn plötzlich. Die Kohlen glimmten noch leise.

Eine Manuskriptseite von Max Brod

Aus: „Die Frau, nach der man sich sehnt".

(Originalgröße.)

[illegible]

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Michael Georg Conrad

„Was dieser Mann, dessen innerstes Wesen zum kämpferischen Vorstoß drängte, für das deutsche Schrifttum in jener bewegten Entwicklungszeit der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts geleistet hat, das steht heute fest und unbestritten da. Und sein Lebenswerk hat, trotzdem es an Gegnern und Feinden nie gefehlt hat, die ehrliche Anerkennung gefunden, die es verdient.

Weil er eine Persönlichkeit war, konnte Michael Georg Conrad eine Generation repräsentieren, jene Generation des alten München, deren — um ein Wort Hermann Bahrs zu zitieren — ‚unermüdlicher Heerrufer und Vorkämpfer‘ er war. Dieser Ruhm durfte sein ganzes Leben begleiten, das er jetzt als Einundachtzigjähriger nach längerer, monatelanger Krankheit verließ.

Er war ein guter Kämpfer; und es war sein berechtigter Stolz, für den Kreis seiner literarischen Freunde mit funkelnden geistigen Waffen einzutreten, aufstrebende Talente mit selbstloser Hingabe zu fördern und für das, was er für fruchtbar und zukunftsträchtig hielt, leidenschaftlich zu werben. Freilich, ebenso scharf und ebenso begeistert sauste sein kritisches Wort gegen alles, was seiner männlichen Überzeugung zuwider sein mußte: da griffen seine Streitschriften mit bezwingendem Elan an und ruhten nicht eher, bis der Gegner niedergerungen war.

Gern hat er dem Tag und seinen raschen Ansprüchen gedient. Unzählige Artikel wanderten von seinem Schreibtisch, um klar und unzweideutig ein Ja oder ein Nein in die Welt hinauszurufen. Alles, was rings um ihn geschah, zwang ihn zur Anteilnahme; schuf seine besondere Ausdrucksart, die auf das exakte Herausarbeiten des Wesentlichen drang, auf eine lebendige Sichtbarmachung der Dinge und Geschehnisse, die die unvergessene Zeit des werdenden und des gereiften Naturalismus stürmisch bewegten. Michael Georg Conrad war ein Führer, der sich mit jedem Augenblick bewähren mußte." (Tägl. Rundsch. 597.) Vgl. auch: Hans Brandenburg (Münch. N. Nachr. 348); P. H. (Deutsche Allg. Ztg. 597).

*

Thomas Hardy

„Thomas Hardy ist gestorben, und er ist mit den höchsten Ehrenbezeugungen, über die der Staat verfügt, in Westminster Abbey beigesetzt worden. Der Premier Großbritanniens, Bernard Shaw, Wells, Barrie, andere große Leute trugen die Urne zu ihrer letzten Ruhestätte; jede Zeitung, jede Zeitschrift widmete dem Verstorbenen lange Nachrufe. Thomas Hardys Herz aber wurde, seinem Wunsche gemäß, auf dem Friedhof des Dorsetdorfes, wo er so viele Jahre gelebt, beigesetzt. Diese Teilung ist ein Symbol. — Hardys Herz gehörte ‚Wessex‘, wie er Dorsetshire, in dem er und die Gestalten seiner Romane lebten, getauft hatte. Er kam sehr selten nach London, führte ein einfaches, zurückgezogenes Leben, scheute die Öffentlichkeit. Nie schrieb er für Zeitungen, nie äußerte er seine Ansicht über irgendwelche Probleme des Tages, nie stellte er seine Persönlichkeit in den Vordergrund. Er besaß den hohen ‚Order of Merit‘, den Adel hatte er abgelehnt. ‚Far from the madding crowd‘, wie einer seiner berühmtesten Romane heißt, verlief auch sein Leben.

Hardys Werk zerfällt in zwei fast genau gleich lange Perioden: dreißig Jahre lang schrieb er Romane, dreißig Jahre lang Gedichte. Seine berühmtesten Romane: ‚Tess of the D'Urbervilles‘, ‚The mayor of Casterbridge‘, ‚Jude the obscure‘, ‚Far from the madding crowd‘ hatten sehr großen Publikumserfolg; seine Gedichte, die er selbst höher schätzte, gefielen nur einer Minorität. In allen Nachrufen (und fast jeder Schriftsteller von Bedeutung in England hat einen Nachruf veröffentlicht) wird die eine Seite von Hardys Werk zu ihrem Nachteil mit der anderen verglichen. Die Verehrer der Gedichte finden die Romane zu populär, die der Romane die Gedichte zu esoterisch. Trotzdem besteht kein scharfer Kontrast zwischen beiden, aber in den Romanen ist das dramatische Interesse der Handlung so stark, daß der Leser den resignierten Fatalismus, die tiefe Melancholie übersieht, die in den Gedichten rein zutage treten. Diese Melancholie, dieser Schicksalsglaube aber widerstreben dem Temperament des Durchschnittsengländers auf das heftigste, und wegen ihrer war Hardy ein zwar hochgeachteter, aber nicht im eigentlichen Sinne des Wortes populärer Schriftsteller." Paul Cohen-Portheim (Frankf. Ztg. 64 A.).

„Aus einer weltentrückten, halbidyllischen Landschaft wachsen Hardys Menschen mit der organischen Langsamkeit der Natur. Ein langsames Werden, Reifen und — sollte man meinen — ein geruhsames Zurücksinken in die Arme der Erde. Aber hier bricht die Linie des Dichters und Engländers Hardy, in dessen Seele, ungleich der seiner Landsleute, sich starke pessimistische Elemente angesammelt haben — die reinste und ent-

zückendste seiner Frauengestalten, Tess of the d'Urbervilles, endigt, auch hierin dem deutschen Gretchen vergleichbar, auf dem Schafott. Jude the Obscure, der umsonst nach den Höhen des Geistes strebende Proletarier, muß erleben, wie sein irrsinnig gewordener Sohn seine eigenen Geschwister aufhängt, während die Grabschrift des dämonischen Mayor of Casterbridge die Grabschrift der Verzweiflung ist. Der Gute und Reine wird von Hardy nicht belohnt, sondern von einem blinden Weltwillen zermürbt und zerrissen. Keine poetische Gerechtigkeit, sondern ein sinnloses Niedermetzeln gerade der Besten unter uns. War es ein Wunder, daß das viktorianische Zeitalter aufschrie, als Hardy seinen Glaubenssatz, daß Erfolg auf Erden der Dank Gottes ist, Lügen strafte, und daß man ihm vorwarf, Schopenhauer und Hartmann hätten ihn dem Geiste Englands entfremdet? Wenige englische Dichter sind deshalb wegen des Abwickelns ihrer Geschehnisse schärfer angegriffen worden als Hardy." Kurt von Stutterheim (Berl. Tagebl. 24).

Vgl. auch: Bernhard Fehr (N. Zür. Ztg. 84 u. Basl. Nachr., Sonntagsbl. 5); Bernard Guillemin (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 33 u. a. O.); Hans Rörig (Köln. Ztg. 25a); P. L. (Bund, Bern 24 u. a. O.); E. E. S. (Bund, Bern 27); L. (Deutsche Tagesztg. 26); Köln. Volksztg. (38); Karl Arns (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 128); Jos. Froberger (Köln. Volks-Ztg., Unt.-Bl. 124).

*

Vicente Blasco Ibañez

„Es ist noch nicht lange her, daß ich auf der Rückkehr von einer Reise durch Spanien Blasco Ibañez in Mentone aufsuchte, um ihm die Grüße einiger Freunde zu überbringen. Ein köstlicher Herbst breitete seinen Zauber über die schimmernden Felsen der Cote d'azur. Dort, wo sich die Bucht von Garavan der italienischen Grenze zuneigt, residierte der Dichter gleich einem Fürsten im Exil. Inmitten tropischer Gärten, frei am Berghang gelegen, erheben sich die schloßartigen Gebäulichkeiten, die ihm zur Wohnstätte dienten. Am Wohnhaus selbst hatte er einen hohen Turm errichten lassen, zu dessen Spitze hinauf ein Aufzug führte. Von dort oben konnte der Blick des Dichters ungehindert über das blaue Meer und tief hinein in das französische und italienische Küstenland wandern. Der Turm blinkte und leuchtete von fern her in der Sonne, denn er war ganz mit bunten Kacheln gedeckt, den azulejos seiner farbenfrohen Heimat Valencia. Und aus Valencia stammten die Wandverkleidungen und Skulpturen im Innern seines Hauses und die Figuren und Vasen, die über die Parkanlagen hingestreut waren. Der spanische Dichter brauchte um sich die Illusion seiner Heimat. Aber je mehr er sich mit ihrem bunten Widerspiel umgab, um so stärker entbrannte in ihm das Heimweh, empfand er in allem äußeren Reichtum die Leere der Fremde. Blasco Ibañez war vielleicht der reichste Dichter der Welt. Aus allen Teilen der Erde strömten ihm die Erträgnisse seiner Werke zu. Als ich ihn besuchte, war gerade eine Sendung mit der ersten Übertragung seiner Romane aus Japan eingetroffen. Dem Hauptwohngebäude war ein großer Saal angegliedert, in dem sich der Meister des Naturalismus die zahlreichen Verfilmungen seiner literarischen Erzeugnisse vorführen ließ. Der lebensechte Stierkämpfer-Roman ‚Sangre y Arena', der bereits vor zwanzig Jahren auch in deutscher Übersetzung (von Julio Brouta) erschien, ist allein etwa ein dutzendmal verfilmt worden. Die Wände des Vorführungsraums bedeckten von oben bis unten Plakate in allen lebenden Sprachen. Man meinte in einer internationalen Filmausstellung zu sein.

Mit innerer Bewegung, aus der vielleicht ein Unterton von Selbstvorwurf klang, sprach der Dichter von dem republikanischen Deutschland, an das er anfangs nicht habe glauben wollen, das ihm nun aber zu einer wunderbaren Offenbarung des Fortschritts der Welt geworden. ‚Unsere Welt', so sagte er, ‚ist ja so jung. Sie zählt eigentlich erst ein paar Jahre, gemessen an den Tausenden der Geschichte und an den Millionen ihres wirklichen Ursprungs. Wenn ich die große Erzählung beendet habe, an der ich eben arbeite, und die von der Entdeckung Amerikas handelt, beginne ich mit einem Roman, der den Titel tragen soll: ‚La juventud del mundo', ‚Die Jugend der Welt'. Er wird zum großen Teil von Deutschland handeln und in Deutschland spielen. Ich hoffe in anderthalb bis zwei Jahren nach Deutschland zu kommen, um das Reich kennen zu lernen, dessen gewaltige politische Wandlung mich im Innersten ergriffen hat. Denn heute schon bin ich überzeugt, daß Deutschland, dessen Stärke es stets gewesen ist, großen Gedanken die Form zu geben, den republikanischen Geist in sich zur höchsten Vollendung entwickeln und Mittelpunkt und Hauptstütze der vereinigten Republiken Europas werden wird. Heute schon ist das republikanische Deutschland die größte Garantie für den Weltfrieden. Der republikanische Gedanke wird die Grenzen überwinden und zum Verschwinden bringen." Fritz Wahl (Frankf. Ztg. 81 — 1 M).

Vgl auch: L. H. (Berl. Tagebl. 48); Otto Albrecht van Bebber (Berl. Börs.-Cour. 51); H (Köln. Volksztg. 80); O. Wiberg (N. Bad. Landesztg 58); j. Madrid (Bund, Bern 57); Eduarda Foertsch (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 40).

*

Herman Grimm
Zum 100. Geburtstag

„Die Generation, die kurz vor dem Beginn des 20. Jahrhunderts zu studieren anfing, ist die letzte, die noch lebendige Erinnerungen an den Universitätslehrer Herman Grimm besitzt. 1901 ist er in Berlin gestorben. Wir sehen ihn so, wie ihn Wildenbruch liebevoll beschrieben hat: ‚Dieser Mann war alt, lang und hager; er hatte einen weißen Vollbart, scharfe und bedeutende Züge, eine ziemlich große, gebogene Nase und sinnende, gedankenvolle Augen, die aber etwas düster blickten. Er trug den Oberleib etwas vornübergebeugt und bewegte sich mit lässigem, beinahe etwas schleppendem Gang.‘

So ist er uns zwischen dem Matthäikirchplatz und der Universität begegnet, so sah der Mann aus, den nicht nur die akademische Luft, sondern eine ganz eigenartige, zu scheuer Ehrfurcht zwingende geistige Atmosphäre umgab. Gewiß: Grimm war der Biograph Raffaels und Michelangelos, gewiß: er hielt kunstgeschichtliche Vorlesungen, sogar mit Benutzung des damals noch vielumstrittenen Skioptikons — für uns junge Studenten bedeutete er aber mehr und noch anderes. Wir sahen in Grimm den heimlichen Botschafter des Goetheschen Weimar im Berlin Bismarcks, wir ehrten in seiner Person die große Epoche, aus der er stammte: als Sohn Wilhelm, als Neffe Jakob Grimms, als Schwiegersohn Bettina von Arnims, und wir liebten ihn, weil uns seine innere Jugendlichkeit mit allen Vorzügen und Fehlern bezauberte. ‚Mir kommen unter den jungen Leuten‘ — hat Grimm einmal gesagt — ‚deren Blicke in den Vorlesungen auf mich gerichtet sind, die besten Gedanken.‘“ Wilhelm Waetzoldt (Deutsche Allg. Ztg. 7).

Vgl. auch: Heinrich Taschner (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 2 u. a. O.); Max Osborn (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 5); Paul F. Schmidt (Vorw., Unt. 9); Friedrich Sternthal (Magdeb. Ztg. 10); Will Scheller (Hannov. Kur. 4/5); Magda Janssen (Tag, Unt. Rundsch. 5); Friedrich Sternthal (N. Bad. Landesztg. 5); Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 5); Will Scheller (Stuttg. N. Tagbl. 8); Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Lit. Bl. 9).

*

Wilhelm Busch
Zum 20. Todestag

„‚Was soll ich viel sagen?‘ schreibt er ein paar Wochen vor seinem Tode: ‚Ich stehe auf der Grenze von Hier und Dort, und fast kommt es mir vor, als ob beides dasselbe wäre.‘ Am 6. Januar 1907 fühlt er abends einen Schmerz in der Seite. Den Morgen darauf wollte er nach Hannover verreisen, um seine Geldgeschäfte, wie alljährlich, zu ordnen. Am 8. Januar gibt er den Kindern noch das übliche Reisegeld. Den Nachmittag verbringt er lesend im Lehnstuhl. Abends zieht er seine Uhr noch auf, und hängt und legt alles an seinen Platz, wie es sich gehört. Am 9. Januar, gleich nach 8 Uhr früh, entschläft er ohne Bewegung und ohne Kampf. Den üblichen Pfennig ihm in den Sarg nach altem Brauche mitzugeben, vergaß der Sargschreiner. Am 13. Januar begräbt ihn sein Neffe, ohne Leichenrede, wie er's gewünscht hatte. Die Schulkinder singen: ‚Geht nun hin und grabt mein Grab.‘ Sein Grabstein trägt, gleich dem Schopenhauers, keine Inschrift als den Namen. Eine Föhre beschattet ihn. Dahinter steigt sehr sanft eine Hügellinie an.

Das Leben dieses Mannes war innerlich unendlich reicher, als seine Werke vermuten lassen, selbst die der Allgemeinheit unbekanntesten und persönlichsten: ‚Eduards Traum‘ und ‚Der Schmetterling‘. In Stille beginnt es, ein Onkel Pastor betreut seine Jugend, im Pfarrwitwenhaus zu Wiedensahl schafft er seine unsterblichen Bildergeschichten, im Pfarrhaus zu Mechtshausen lebt er sein Dasein heiter und gütig zu Ende. Wenn dereinst die Geschichte des evangelischen deutschen Pfarrhauses geschrieben wird, darf der Name Wilhelm Busch nicht vergessen werden. Den blitzartigen Geistreichtum seines Zeichengriffels nachzuempfinden vermag ganz wohl nur der Kunstgenosse. Die witzigen Pointen seiner Verse sind in Deutschland so volkstümlich wie die der Fabeln Lafontaines in Frankreich. Sein Gebiet ist klein, aber er bebaut es fünfzehn Jahre lang unermüdlich. Nicht das Publikum wird der Bilderpossen überdrüssig, sondern er.“ Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 8).

Vgl. auch: Friedrich Märker (Stuttg. N. Tagbl. 11 u. N. Bad. Landesztg., Kunst 14); Edwin Rollett (Wiener Ztg. 8).

*

Wilhelm Schäfer
Zum 60. Geburtstag

„Wer ist denn, zu dem ein Volk aufsehen kann, in einer Zeit, da seine Seele sich nicht nur umbildet (was immer lebensnotwendig und darum schön ist), sondern in Gefahr ist, sich für hundert Jahre im Äußerlichen zu verlieren, mehr als die Not fordert? Wenige bestehen da, die das Licht des Lebens aus der Vergangenheit in die Zukunft tragen, unbeirrt Fuß haltend im Sturm. Das Gesicht Wilhelm Schäfers, an Dostojewski erinnernd, zerwühlt, zerfurcht, vom Wetter zerrissen, aber mit dem großen, unbesiegten, in dich drängenden Blick des Auges muß vor jedem Menschen unserer Zeit stehen. Man lese die zwei ersten Seiten des ‚Zwingli‘, um mit Schäfer aufzusteigen dahin, wohin wir alle

müssen, wenn wir nicht untergehn wollen: zur Gestaltung über dem Chaos." Wilhelm Schmidtbonn (Hannov. Kur., Lit. Beil. 24/25).

„Wilhelm Schäfer ist ruhig und unbeirrt seinen Weg gegangen — so ruhig wie wenige, so unbeirrt wie wenige. Eine von vornherein scharf eingestellte Begabung hat es sowohl gefordert wie erleichtert. Sein Werk ist einheitlich, das Zeitmaß seines künstlerischen Ganges ist gemäßigt, aber unermüdlich. So wie der Gang von Berg-Leuten ist — die Welt der Berge hat Schäfer immer geliebt. Im bergigen Rheintal hat Schäfer lange gesessen, die Welt der Schweiz hat ihn lange festgehalten, heute siedelt er am Bodensee angesichts der blauen buckligen Welt. Die Ebenmäßigkeit seines künstlerischen und die Ruhe seines menschlichen Wesens verraten die Vorbestimmtheit des Epikers. In einer goethisch-nüchternen arbeitssimplen Stube seines sonst opulenten Hauses dichtet er, am Arbeitspulte stehend wie ein Mönch — eine altertümliche und ehrwürdige Erscheinung. Aber das Altertümliche will ich als etwas sehr Lebendiges verstanden wissen. Daß er sich in jugendlicher, jugendstarker, jugendreiner Weise begeistern kann, davon habe ich Beweise. Er ist ein Kämpfer gegen Überlebtes und Vermorschtes, gegen das Eigensinnig-Klebende, das Überaltete, das nach dem Gesetz der Trägheit und vom Genuß des Vorrechtes nicht weichen will. Besonnenheit und Begeisterungsfähigkeit, Bestimmtheit und Bewegtheit, Bewahrungssucht im Rechten und gute Neuerungssucht — das sind die Hauptcharakterzüge solcher altjunger Männer!" Josef Ponten (Münch. N. Nachr. 19).

„Wilhelm Schäfer hat heute den Ruf als einer der vornehmsten Bewahrer des deutschen Sprachgutes. So etwas nennt man einen Stilisten und glaubt dann, gut untergebracht zu sein. Schon ist man der Sorge ledig, als gäbe es hier außerdem noch einiges Wesenhafte und Aktuelle, das Auseinandersetzung zu fordern hat. ‚Aktuell' ist Politik, und unter Wesenhaftigkeit versteht man am liebsten eine neue Spielart der Liebe. Nun, man wird in diesem Land noch froh über die paar Persönlichkeiten, die Kraft, Würde und reines Werk vorleben. Die Spielarten verstehen sich von selbst, und die Politik wird übermorgen anders aussehen. Aber Dichtung und Kunst gibt es immer nur in einer ‚Spielart'. Kunst kommt von Können, und Dichten ist musikalisch-sichtiges Erscheinenlassen von Dingen, die sonst nicht sind. Das Sterbliche fällt ab. Kreise und Dreiecke verlieren sich in nichts zurück. Mancher überanstrengte Satz bleibt willig auf der Strecke, und sein Schöpfer bedauert ihn am wenigsten." Jakob Schaffner (Frankf. Ztg. 52 — 1 M.).

„Es ist mir eine Ehre und Freude, Wilhelm Schäfer, dem modernen Meister der Anekdote, zu seinem 60. Geburtstag meine herzlich kameradschaftlichen Glückwünsche vorzubringen. Sein treuer und heiterinniger Dienst an der deutschen Sprache, die schöne und menschliche Haltung seines Geistes, die ich als einen undüsteren Konservatismus bezeichnen möchte, haben mich ihm immer in hoher Achtung und Sympathie verbunden, und seine Popularität erschien mir als eine beruhigende Tatsache der Zeit. Der Wunsch, daß sein Meistertalent uns noch viele vollgehaltige Früchte tragen möge, hat alle Aussicht der Erfüllung; denn dies Talent ist von der Art, daß es der Jugend nicht bedarf und vielleicht erst im Alter sein Optimum an Lebensbedingungen finden wird." Thomas Mann (N. Zür. Ztg. 105).

Vgl. auch: Paul Bois (Deutsche Allg. Ztg. 32); Heinrich Saedler (Köln. Volksztg. 51); Edwin Rollett (Wiener Ztg. 16); W. E. Schäfer (Stuttg. N. Tagbl. 31); Eduard Reinacher (Münch. N. Nachr. 19); Peter Hamecher (Tag 17); Otto Doderer (Deutsche Tagesztg. 32 u. N. Bad. Landesztg. 35); Josef Laumen (Germ., Werk 2); Will Scheller (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 17); Leo Greiner (Berl. Börs.-Cour. 33); Otto R. Gervais (Barm. Ztg., Lit.-Beil. 14); Paul Landau (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 16); H. F. (Magdeb. Ztg. 36); Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 18); Ernst Müller (Neckar-Ztg., Neckar-Rundsch. 3); Hermann Christians (ebenda); Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Lit. Bl. 37); Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 16); Karl Fuß (Schwäb. Merkur 32).

*

Gustav Meyrink
Zum 60. Geburtstag

„Aus seinen Romanen mit ihrer phantastischen Durchdringung von diesseitigem und jenseitigem Leben steigt wie eine durchsichtige, ungreifbare, stets vorhandene Erscheinung jene Welt tieferer Zusammenhänge auf. Der Alltag ist hier nicht mehr ein Reich der Komik, sondern das eines tragischen Verstricktseins von Wesen, über die im Kampfe überweltlicher Mächte entschieden wird, an dem sie mit ihrem Ganzen so teilhaben, daß sie sich selbst das Urteil sprechen. Diese Wesen sind alle in ihrem Ich gespalten, gleichzeitig Menschen des 20. Jahrhunderts und Angehörige irgendeiner früheren Zeit und überdies zeitlose Geister aus jenseitigen Bereichen. In keuchendem Ringen um Gut und Böse wirken sie eine Kette von Begebenheiten, die an grausigen Ereignissen, Qualen, Verbrechen reich ist, an Irrtümern, Verfehlungen und Erhöhungen, aus der aber die Begnadeten schließlich austreten, in-

dem sie den sinnlichen Zwang der Geschlechtsbestimmungen verlassen und in geistiger Zweigeschlechtigkeit sich ganz in die zeitlose Sphäre erheben.

Der große Reichtum an Erfindungen — und ‚Der Enzel vom westlichen Fenster' aus dem Jahre 1927 zeigt, daß er dem Sechzigjährigen in gleicher Breite quillt — geht in diesen Werken Hand in Hand mit einem ungemeinen Wissen von all den Wegen und Abwegen okkulter Bestrebungen, durch die Zeiten und Völker durchzustoßen verlangten. Wenn auch von beiden nicht die höchste und reinste Wirkung ausgeht — die jenen Werken eignet, welche das irdische Dasein als Symbol von den ewigen Mächten durchdrungen zeigen —, so weisen sie doch Gustav Meyrink innerhalb der phantastischen Literatur einer Zeit, die sucht und nicht findet, seine einmalige und besondere Stelle an." Ludwig Gorm (Deutsche Allg. Ztg. 29).

Vgl. auch: H. Rainalter (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 16); Hermann Sinsheimer (Berl. Börs.-Cour. 31 u. a. O.); Will Scheller (Köln. Ztg. 37a u. a. O.); Otto Pick (Prag. Pr. 18); Alfred Balte-Alba (Stuttg. N. Tagbl. 28); Hanns Martin Elster (Schlesw. Nachr., Nordmark 18); Friedrich Alfred Schmid-Noerr (Münch. N. Nachr. 16); J. M. Demmel (Volksztg. Wien 4); F—ld (Magdeb. Ztg. 34).

*

Johanna Wolff
Zum 70. Geburtstag

„Die revolutionären Dränger unter den jungen Dichtern unserer Zeit wollen diese Menschenerde der Ungerechtigkeit und Fühllosigkeit zerschlagen und das Paradies der ewigen Gerechtigkeit mit hartem Griff aus den Sternen holen und auf die Erde verpflanzen. Aus dem Rausch solcher Utopien bleibt beim Erwachen nur Pessimismus und Verzweiflung zurück. Dieser Hoffnungslosigkeit stellt sich die Frauenlyrik unserer Zeit mit ihren instinktsicheren Seelenkräften, ihrem Optimismus und ihrer Naturhingegebenheit trostreich entgegen. Da werden in Agnes Miegels Balladen die naturmythischen Kräfte lebendig und binden das Menschenherz an die geheimen Schauer des Lebens. Ina Seidels Weltinnigkeit löst sich in Wind- und Wellenschlag auf, und ihr Leib wandelt sich in Berg und Wald und Wasserfall. Anders, herzwärmer und doch das Leben fest fassend ist Johanna Wolff, härter, näher den Menschen und dem Alltag. Der herbe ostpreußische Heimatboden hat sie gelehrt, daß die Voraussetzung der Ernte die Arbeit ist; daß Paradiese ohne Menschennot und Menschenfreude Gräber menschlicher Kultur sind. Sie hat den Weg gefunden aus dem Paradies kindlicher Träume ins wirkliche Menschenleben hinein. Ihre Losung heißt nicht: Zertrümmert die Welt, damit der Weg ins Paradies frei werde, sondern: Noch viele Paradiese müssen überwunden werden, um ins höhere Menschenleben emporzusteigen." Gerh. Hellmers (Köln. Ztg., Frau 49, u. N. Zür. Ztg. 167).

„In Johanna Wolffs Gedichten brodelt und braust vulkanisch in heimlichen Untertönen eine mühsam gebändigte Feuerseele, die bei erdentrückter Hochspannung sich hinauslebt aus der Enge des Irdischen hinauf in ‚übererdliche' Verklärungen. Herz und Hirn wurzeln trotzdem fest im Boden der Wirklichkeit. Wie vordem an der Unterelbe in abwechselungsreiche Heidelandschaft, so schaut sie heute bei stillem, nur leicht bewegtem Leben in die anmutvolle, sonnige Landschaft am Nordende des Lago Maggiore, in eine fast subtropische Blütenwelt auf eigenem Grund und Boden, wo ihr Sinnen inständig geht auf das, was hinter dem Greifbaren und Sichtbaren sein muß, was in den Dingen lebt und webt. So sind ihre Dichtungen inbrünstige Verdichtungen des Erschauten und im Erschauen ihr Erschlossenen." Paul Wittko (Ostpreuß. Ztg., Frau 2).

„Es ist sicher kein Zufall, daß in den Titeln von Johanna Wolff das Wort ‚Leben' wiederkehrt. Von dem Gedichtbande ‚Du schönes Leben' bis zu dem Roman ‚Hans Peter Kromm der Lebendige' ist ein langer Weg, und eine große Entwicklung liegt dazwischen. Aber die Grundmelodie ist die gleiche geblieben, und alle Gedichte, Erzählungen und Dramen der Dichterin sind Variationen über das unerschöpfliche Thema ‚Leben'." Lisa Kunstmann (Tag 24).

Vgl. auch: Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 24); W. L. (Deutsche Allg. Ztg. 50); Paul Wittko (Hamb. Fremdenbl. 30 und Hannov. Kur., Frau 54/55); Benno Diederich (Hamb. Nachr., Zeitschr. für Wiss., 28. Jan. 1928); Artur Korallus (Tilsit. Allg. Ztg. 25).

*

Zur deutschen Literatur

Über Meister Eckhart schreiben Otto Karrer (Germ., Ufer 1) und Martha Charlotte Nagel (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 4). — An Eva Lessing erinnern gelegentlich des 150. Todestages Karl Fuß (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 18) und Heinrich Schneider (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 8). — Goethes „Ordnung" nimmt Ernst Lissauer (Hannov. Kur. 6/7) zum Thema. — Lotte Buffs 100. Todestag wurde mannigfach in Erinnerung gebracht: Johanna L. Fries (N. Zür. Ztg. 78); Wolfgang Goetz (Deutsche Allg. Ztg., Welt 25); Hedwig Fischmann (Bund, Bern, Frau 22); Marie Schempp (Württemb. Ztg. 12); Beate Bartels (Köln. Ztg., Frau 21); Heino Schwarz (Stadt-Anz. f. Köln, Frau 3 u. a. O.).

Ein Bericht von Philarète Chasles über Hölderlin in Paris wird (Frankf. Ztg. 8 — 1 M.) veröffentlicht. — Auf Grund des neuen Buchs von Friedrich von Oppeln-Bronikowski zeichnet Erich Bachmann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 6 u. 7) das Bild des Hoffmann-Freundes David Ferdinand Koreff. — „Neues zu Friedrich Schlegel" bietet Leo Just (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 126).

Briefe von Gustav Freytag an seine Tochter werden (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 2) bekannt gegeben. — Über den handschriftlichen Nachlaß der Charlotte Birch-Pfeiffer gibt Artur Kutscher (Berl. Tagebl. 7) Auskunft. — Friedrich Hebbel und Rochus von Liliencron behandelt Theobald Bieder (Schlesw. Nachr., Nordmark 6). — Über die Frühreife des Gymnasiasten Nietzsche schreibt Paul Holzhausen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 15), über Voltaire und Nietzsche Kurt Engelbrecht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 14). — An den 120. Geburtstag von David Friedrich Strauß erinnert Paul Feldkeller (Stuttg. N. Tagbl. 45). — Über J. J. Bachofens griechische Reise findet sich ein gut orientierender Aufsatz (N. Zür. Ztg. 62). — Ebenda (2279) wird ein Brief Friedrich Theodor Vischers an Jacob Burckhardt mitgeteilt. — Adolf Pichlers ausgewählte Werke (Reclam) würdigt Anton Dörrer (Tirol. Anz. 9). — Des 60. Todestages von Adalbert Stifter gedenken Richard von Schaukal (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 24, u. Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 86), Erik Reger (N. Bad. Landesztg. 48), Edwin Rollett (Tag, Wien 1851).

Des 75. Geburtstags von Gustav Falke gedenken Hermann Todsen (Köln. Ztg., Lit. Bl. 19) und A. Glitz-Holzhausen (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 127). — Das Bild von Cäsar Flaischlen wird (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 6) in die Erinnerung zurückgerufen. — Ludwig Jacobowski zum Gedächtnis schreibt Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Pos. Tagebl. 19 u. a. O.), der auch (Pommersche Tagesp. 8) Alwine Wuthenow zum Gedächtnis schreibt. — Erinnerungen an Ludwig Thoma als Gastgeber zeichnet Walther Ziersch (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 20) auf. — Der „Nächte mit Frank Wedekind" gedenkt Georg Hirschfeld (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 13). — Zur Erinnerung an Reinhard Johannes Sorge trägt Martin Rockenbach (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 126) bei. — Erinnerungsblätter an Michael Georg Conrad bietet Emma Margarete Greßler (Stuttg. N. Tagbl. 34). — Das Bild von Engelbert Pernerstorfer, der auch uns ein lieber Mitarbeiter war, wird von Hugo Schulz (Arb. Ztg., Wien 6) gezeichnet, interessante Mitteilungen aus dem Nachlaß macht Robert Arthaber (ebenda 8). — Des Todestages von Rilke ist vielfach gedacht worden: Hermann Hesse (Bund, Bern, Kl. Bund 1); Georg Schaeffner (ebenda); Gausebeck-Dörper (Magdeb. Ztg. 1); „Rilke und die Bettlerin" (N. Zür. Ztg. 3); Will Scheller (Lyr. Nachlaß) (Karlsr. Ztg., Wissensch. 4 u. a. O.); Otto Heuschele (Duineser Elegien) (Bresl. Ztg. 607).

Eine wertvolle Studie über Eduard von Keyserling bietet Otto Flake (Köln. Ztg., Lit. Bl. 23).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über die menschliche Bedeutung Stefan Georges schreibt Albert H. Rausch (Gießener Anz. 7). — Eine autobiographische Skizze „Arzt und Dichter" bietet Alfred Döblin (Magdeb. Ztg., Tägl. Unt.-Beil. 9). — Den Träger des münchener Dichterpreises Carossa feiert Albrecht Schaeffer (Münch. N. Nachr. 28). — Mit Frank Thieß beschäftigt sich Michael G. Lap (Münch. N. Nachr., Einkehr 2): „Es ist nicht zu verkennen, daß Frank Thieß mit einer gewissen Bewußtheit am Werke ist. Bei ihm ist sie freilich eine Tugend. Macht sie doch eine wunderbare Einheit und Geschlossenheit von Weltanschauung und Werk deutlich. Thieß' schöpferische Kunst, sein Lebensrhythmus, seine Diktion und seine meisterliche, klare, geprägte Sprache machen seine Bücher zu einer fruchtbaren Keimzelle für eine Erneuerung künftiger Kultur." — Ein „Wiedersehen mit Hasenclever", vom „Sohn" zum „besseren Herrn", wird (Neckar-Ztg. 305) von F. gefeiert. — Zur Gesamtausgabe von Paul Ernsts Schriften bieten Emil Ermatinger (Münch. N. Nachr. 13) und Otto Stoessl (Frankf. Ztg., Lit.-Bl. 5) gewichtige Aufsätze. — Über Joseph Wittig schreibt H. Bth. (N. Zür. Ztg. 161). — Einen Aufsatz über Ernst Weiß (Bad. Pt., Lit. Umsch. 2) leitet Paul Wiegler mit den Zeilen ein: „Ein Erzähler; selten Dramatiker (‚Tanja'). Auch Lyriker, in den rhythmischen Kreisen des ‚Versöhnungsfestes'. Ein Autor von vierzehn Werken. Einer, der schon in seinem Anfang, mit dem Roman ‚Die Galeere', ein scharfes, geistiges Gesicht hatte, der schöpferisch ist wie nur ein paar außer ihm, und dennoch sich oft in Frage stellte, der nur durch härtesten Kampf zur Einheit gekommen ist und immer von neuem sich zergrübelte, von neuem die epische Form bezwang." — Auf den Lyriker Fritz Michel, als auf einen von seiner Mission gläubig Erfüllten, macht Grete Berges (Braunschw. Landesztg., Lichtung 1) aufmerksam. — Den fränkischen Dichter Julius Maria Becker rühmt Walther Eckart (Münch. N. Nachr., Einkehr 6) als eine eigenartige, bedeutende Dichternatur. — Als einen zwischen Naturalismus und Realismus Stehenden charakterisiert Walther Bethke den pommerschen Erzähler Konrad Maß (Generalanz. Stettin, Buch 7). —

Einen Stillen, dazu einen Beherrscher alemannischer Sprache erblickt Max Ernst (N. Zür. Nachr., Lit. Warte 5) in Fridolin Hofer. — Alice Fliegel wird von Grete Berges (Schlesw. Nachr., Nordmark 12) eine „Dichterin der Erfüllung" genannt.

Zu Rudolf Alexander Schröders 50. Geburtstag schreiben: Richard von Kühlmann (Berl. Tagebl. 44); Hugo von Hofmannsthal (Münch. N. Nachr. 25); Walther Brecht (ebenda); h. st. (N. Zür. Ztg. 142); Peter Hamecher (Tag 22); Fritz Schwiefert (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 21); Paul Bois (Deutsche Allg. Ztg. 42). Bei Hofmannsthal heißt es: „Schröders Werk steht einheitlich und geschlossen vor uns wie kein zweites im deutschen Sprachbereich. Zwei mäßige Bände würde es umfassen — den Gehalt aber mißt nicht diese Zeit, sondern eine spätere. Die Jahrzehnte gehen hin und verändern nichts an diesem Werk, das mit der ersten Gedichtreihe völlig da war, völlig erkennbar — und von niemandem erkannt. ‚Elysium', die ‚Zwillingsbrüder' — die ‚Deutschen Oden', die ‚Neuen deutschen Oden'; es traten die großen Elegien dazu, die großen strophischen Gedichte, genannt ‚Widmungen', die ‚geistlichen Gedichte'. Durch jedes Hinzutretende wird das Ganze stärker, ohne in seinem Aspekt die leiseste Veränderung zu erfahren. Nur von dem, was unter höchsten Gesetzen steht, würde ich solches auszusprechen wagen. Hier ist unserer Welt, einer Welt des angstvollen Werdens, ein dämonisch starkes Sein entgegengestellt." — Zum 50. Geburtstag von Egon Friedell grüßen Felix Salten (Münch. N. Nachr. 21) und Heinz Viktor (Frankfurter Ztg. 54). Salten schreibt: „Nun ist dieser fröhliche junge Mann ein Fünfziger geworden. Jetzt merkt man erst recht, wie wertvoll er uns allen seit langem schon war. Er hat vielerlei Gaben, vielerlei ganz voneinander verschiedene Gesichter, und er hat in jeder Gestalt die Undurchdringlichkeit, die großen Humoristen so oft zu eigen ist. Seinem Wesen beigemischt ist etwas Jungenhaftes. Er hat zugleich den Ernst, der ihn die ‚Judastragödie' schaffen ließ. Er hat die Freude am Leben und am Lebensgenuß, und diese Freude ist, wie bei allen schöpferischen Menschen, von Melancholie untermalt. Er hat, bei aller Reife, die köstliche Frische dauernder Anfängerschaft. Deshalb ist keine Spur von Müdesein an ihm wahrzunehmen und deshalb ermüdet er auch nie den stets größer werdenden Kreis derjenigen, die ihn lächelnd bewundern." — Grüße zum 50. Geburtstag von Karl Röttger schrieben auch Heino Schwarz (Mannh. Tagebl. 351 u. Münch. N. Nachr. 354 u. a. O.); Paul Wittko (Hamb. Corr., Ztg. f. Lit. 3). — Einen Aufsatz zu Carl Albrecht Bernoullis 60. Geburtstag leitet Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 46) mit den Worten ein: „Dieser erstaunlich jung gebliebene Geist feiert heute seinen 60. Geburtstag. Der Lehnstuhl wird ihn noch lange nicht zur Beschaulichkeit einladen, denn der Schreibtisch ist Bernoullis Schlachtfeld. Vor ihm verdoppelt er sich. Hier der eine Bernoulli, der über das Konzil von Nizäa schreibt, dort der andere, der das Dutzend Dramen voll macht, hier ein Gelehrter, der zu der Jesus-Forschung einen Baustein bringt, über den die Bauleute zu entscheiden haben, ob's der Eckstein wird, dort der Romancier, der einen jungen basler Archäologen schildert, der, um nicht selbst ein ‚Altertum' zu werden, auf einem römischen Trümmerfeld das Leben, die Liebe sucht; dort der Bernoulli, der lange nach der Gestaltung seiner Romanfigur ein großartigeres Modell in der historischen Wirklichkeit in J. J. Bachofen findet und ihn in zwei gehaltvollen Büchern darzustellen strebt." (Vgl. auch: Werner Joh. Guggenheim, Bund, Bern 13.) — Zum 60. Geburtstag von Gustav Schüler schreiben Paul Wittko (Deutsche Tagesztg. 44); Heinrich Spiero (Tag 23); H. F. (Magdeb. Ztg. 49). Spiero sagt: „Als zur Zeit des verebbenden Naturalismus Gustav Schülers Gedichte zuerst in die Welt traten, wurden sie von manchen als ein bewußter Protest gegen die Richtung der Zeit aufgefaßt und demgemäß von den einen abgelehnt, von den anderen gepriesen. Solche Einstellung verkannte jedoch völlig das Wesen dieses Dichters. Er hatte in Wahrheit mit den literarischen Strömungen des Zeitalters unmittelbar nichts zu schaffen. Er stand weder in einem Gefolge noch in einer Opposition. Er setzte als neues Glied eine Überlieferung fort, die, mit dem 16. Jahrhundert beginnend, um 1800 und um 1900 mit erneuter Kraft auflebt, sodann aber im 19. Jahrhundert matt wird und nur noch hier und da eine Blüte treibt. Ich meine die Entwicklung des evangelischen Kirchenliedes und des geistlichen Volksliedes." — Zu Karl Federns 60. Geburtstag melden sich Ma (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 28) und W. L. (Deutsche Allg. Ztg. 54) zum Wort: er sei der Typ des ‚écrivain', dem das Handwerk des Schreibens, die Kenntnis des Metiers im geistigen wie im soziologischen Sinne eine Selbstverständlichkeit sei. — Zum 60. Geburtstag von Richard Nordhausen sagt H. K. (Deutsche Tagesztg. 50), er habe, sich in den Dienst der Tagespresse stellend, das Gold seiner Begabung als Kleinmünze ausgegeben, doch habe er auch als Romancier starke Erfolge gehabt. — Zum 70. Geburtstag von Lisa Wenger schreibt K. (N. Zür. Ztg. 121), sie sei eine rechte Märchenerzählerin und zwar in beglückender Art (vgl. auch Bund, Bern, Frau 34). — Zum 75. Geburtstag von Anna von Krane schreiben M. R. J. (Germ. 43) und Philipp Huppert (Köln. Volksztg. 70), der sie eine wahre Volkserzählerin nennt und ihr segensreiche

Nachwirkung zuerkennt. — Zum 80. Geburtstag von Adelheid Wildermuth schreibt Anna Blos (Stuttg. N. Tagbl., Frau 6), ihren Lebensgang und ihre Verdienste um das Werk ihrer Mutter darstellend.

In einer eingehenden Studie über den Dramatiker Ernst Lissauer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 33) nennt ihn Robert Neumann einen Dramatiker größten Formats. In einer Analyse von Ernst Lissauers Vers hebt Paul Winter (Stadtanz. Köln, Schatzkästlein 2) das kantig Ungefüge, Spröde, stolz Aufgeweckte hervor. — Die jüngste Lyrik der Ruth Schaumann rühmt Joseph Sprengler (Köln. Volksztg., Schritt 55): „Klänge werden Strahlen, der Strahl wird Duft."

Über Alfred Neumanns „Rebellen" liegt eine Reihe rühmender Aufsätze vor: Viktor Meyer-Eckhardt (Münch. N. Nachr., Einkehr 8); D. (Stuttg. N. Tagbl. 600); Ernst Lissauer (Frankf. Ztg. 2); K. (N. Mannh. Ztg. 549); Paul Vois (Deutsche Allg. Ztg. 521), der ihn einen blendenden, überaus überlegten Darsteller, einen glänzenden Zeichner nennt. Ernst Lissauer beschließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Summa summarum: ein vortrefflicher menschen- und bildreicher, geschichtlicher und dennoch nicht zeitgebundener Roman, nicht von letzter Intensität und Dämonie, aber voll Geist, Menschlichkeit und Fülle." — Erneut liegt eine Reihe von anerkennenden Aufsätzen über Robert Hohlbaums „Die Raben des Kyffhäuser" vor: Ernst Holzmann (Wiener N. Nachr., 17. Nov.); Wa (Bresl. Ztg. 573); A. Gerschack (Tagespost, Graz 343); A. Körner (Fr. Pr. für Texas 63). — Von „Mario und die Tiere", dem neuen Werk von Waldemar Bonsels, sagt Ernst Holzmann (Wiener N. Nachr. 755): „Gesprochen wird überhaupt nicht viel, im Wald ist man schweigsam; um so eindringlicher klingt die Sprache der Seele, die keine Worte kennt. Auch die Tiere, neben Mario und Dommelfei die Haupthelden der Erzählung, sind stumm. Sie sind hier nicht wie in der ‚Biene Maja' oder in ‚Himmelsvolk' Träger menschlichen Denkens und Fühlens, es werden von ihnen keine kleinen Geschichten und Märchen erzählt, sie sind und bleiben vielmehr immer Tiere, in ihrer Wesensart völlig natürlich. Wir lernen sie alle kennen, die großen und kleinen Waldtiere, die Vögel und die Fische, aber nicht etwa in Einzelbildern und Sonderschilderungen, sondern im Mit-, Neben- und Gegeneinanderleben, engverwoben zur lebendigen Einheit der Natur, zum wechselvoll flutenden, seelenvollen Ganzen. Hier fallen die feinsten und tiefsten Worte des Dichters, die seine Liebe zu den Tieren und seine fast andächtige Ehrfurcht vor den Geschöpfen der Erde offenbaren." — Auf den Erstlingsroman von Walter Mehring „Paris in Brand" weist Fritz Engel (Berl. Tagebl. 22): „Mehring erzählt das in tupfender Art, sprunghaft, aber in einer prachtvoll malenden Sprache. Man gleitet aus dem Buch oft in die Stadt Paris selbst, in ihren Weihrauch und ihr Lustgeflimmer. Er zeigt keine einzige moralische Gebärde, aber man spürt sein grimmiges Lächeln und auch noch in der Scheinresignation des letzten Satzes den bitteren Hohn: ‚Denn der Sinn alles Lebenswandels, und wäre es derjenige einer Heiligen und Gottgesandten, ist eine gelungene Abendunterhaltung.'" — Hermann Stegemanns Historie „Jakobäa" nennt A. W. (Dresd. Anz. 535) eine Musterleistung hohen Stils. „Ein ragender Gipfel deutscher Erzählungskunst ist dieses wahrhaft herrliche Buch."

Eine Studie über Rudolf Maria Holzapfel von Romain Rolland findet sich (Berl. Tagebl. 5). — A. W. (Bund, Bern 51) rühmt Herbert Cysarz nach, daß er das Temperament wieder in die Wissenschaft eingeführt habe. — Über die Reden und Aufsätze von Fritz Strich gibt Eduard Korrodi eine auch in ihrer kritischen Einschränkung sehr bemerkenswerte Studie (N. Zür. Ztg. 88).

*

Zur ausländischen Literatur

Legitimes und Illegitimes zu Shakespeares Heirat erzählt Alois Brandl (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 19). — Über Jack London schreibt, anläßlich der von der Witwe herausgegebenen französischen Biographie, H. E. Huggler (N. Zür. Ztg. 72). — Zwei Aufsätze beschäftigen sich mit Joseph Conrad: „Um Joseph Conrads Seele" von Otto Forst-Battaglia (Frankf. Ztg. 40 — 2 M.) und „Joseph Conrad als Typus des heutigen Angelsachsen" von Fritz Reck-Malleczewen (Tag, Unt.-Rundsch. 4). — Den Galsworthy-Roman „Der Weiße Affe" würdigt Felix Salten (Münch. N. Nachr., Einkehr 4). — Eingehende, kritische Studien zum „Ulysses" von James Joyce liegen vor: von Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 27 — 1 M.), der seine Betrachtungen mit Folgendem schließt: „Ein Kompendium für die Eingeweihten, wird ‚Ulysses' doch wohl nur für die Literatur apokryph bleiben. Vielleicht weil ihm der Segen der Freiheit nach der Befreiung fehlt — der düstere Schein der Unterwelt liegt zu sehr auf ihm; Unterwelt in jeglicher Bedeutung. Er ist die Frühgeburt vielleicht einer neuen Zeit"; von Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 37 u. a. O.), von Manfred Georg (Bad. Pr., Lit. Umsch. 1), von H. Sch. (Bund, Bern, Kl. Bund 2).

An den 300. Geburtstag von Charles Perrault erinnert Louis Gauchat (N. Zür. Ztg. 57). — „Balzacs Reise durch Deutschland" aus der „Revue des deux

mondes“ wird wiedergegeben (Frankf. Ztg. 5 — 1 M.). — Edmond und Jules, die Brüder Goncourt, nimmt Rudolf Kayser (Berl. Tagebl. 19) zum Thema. — Von Flaubert und seinen Freunden erzählt Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 84 — 1 M.). — Ein Gedenkblatt zu Jules Vernes hundertjährigem Geburtstag („Der Edison der Dichtung“) schreibt Max Peschmann (Deutsche Ztg. 28a). — Über Marcel Proust plaudert Max Unold (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 52), als Chroniqueur betrachtet ihn Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 37). — „André Gide — oder der Individualismus“ überschreibt Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 39) einen Aufsatz; ein Gespräch mit dem Dichter (André Gide und Deutschland) teilt Walter Benjamin (Deutsche Allg. Ztg. 49) mit. — Zu André Maurois' „Leben Disraelis“ äußert sich, auf die großen und unzweifelhaften Vorzüge hinweisend, Oscar Levy (Frankf. Ztg. 14 — 1 M.). — Bemerkungen zur französischen Literatur der Gegenwart „Poésie pure“ bietet Georg Schaeffner (Bund, Bern, Kl. Bund 4,5). — Mit der Auslegung der französischen Kultur durch Ernst Robert Curtius macht H. R. von Salis (N. Zür. Ztg. 51) bekannt.

Auf den neuen Roman von C. F. Ramuz „La Beauté sur la terre“ macht E. K. (N. Zür. Ztg. 115) aufmerksam und bietet gleichzeitig eine deutsche Probe.

Über Unamuno schreiben, anläßlich der Verhaftung seiner Gattin, Fritz Heinzius (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 4) und Bernard Guillemin (N. Bad. Landesztg. 10).

„Am Grabe Ibsens und Björnsons“ überschreibt Paul Graßmann (Hannov. Kur. 20/21) ein Gedenkblatt. — Die Frage „Wirklich Ibsen-Dämmerung?“ wirft Werner Deubel (General-Anz., Stettin 21) auf. — Mit Sigrid Undsets Roman „Kristin Lavranstochter“ beschäftigt sich Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg. 288).

Leo Schestow behandelt Ludwig Marcuse (Bad. Pr., Lit. Umsch. 2). — Über russischen Volksgesang unterrichtet Karl Nötzel (Münch. N. Nachr. 1).

Mit dem japanischen Theater macht Felix Baumann (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 20) bekannt.

* * *

„Das ‚Farbenhören‘ und die ‚okkulten‘ Erscheinungen.“ Von Georg Anschütz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 18).

„Das schweizerische Drama.“ Von Caesar von Arx (Bund, Bern 49).

„Die französische und die deutsche dramatische Kunst.“ Von Henry Bernstein (Berl. Börs.-Cour. 35).

„Wie im alten Österreich Dichter Gesuche schrieben und erledigt erhielten.“ Von Anton Dörrer (Das deutsche Volk, Berlin 3).

„Poesie aus dem tiroler Volk.“ Von Anton Dörrer (ebenda 7).

„‚Die deutsche Lyrik seit Herder‘ (Emil Ermatinger).“ Von Paul Ernst (Münch. N. Nachr., Einkehr 84).

„Neue Formen dramatischer Kunst.“ Von E. K. Fischer (Köln. Volksztg., Schritt 17).

„Die Jagd im Spiegel der deutschen Literatur.“ Von O. Francke (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 27).

„Wie sie Bücher kaufen.“ Ergebnis einer Umfrage. Von Otto R. Gervais (Barm. Ztg., Lit. Bl. 8).

„Mein Weg zu Gneisenau.“ Von Wolfgang Goetz (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 45).

„Dichtung und Journalismus.“ Von Rudolf Goldschmit (Köln. Ztg. 5a).

„Neue Generation.“ Von Otto Heuschele (N. Bad. Landesztg. 3).

„Ewige Wiederkehr der Antike.“ Von Otto Heuschele (Neckar-Rundsch., Heilbronner Bl. 49).

„Der Weg des deutschen Buchs.“ Verlagsort München. Von Siegfried Jacoby (Berl. Tagebl. 9).

„‚Die Werdenden‘.“ Eine berliner literarische 25-Jahr-Erinnerung. Von Franz Lüdtke (Landsberger General-Anz. 293).

„Arbeiterdichter.“ Von Th. Maus (Karlsr. Ztg., Wiss. 3).

„Der Rundfunk und das realistische Drama.“ Ein Beitrag zum Kapitel: Radio und Theater. Von Eberhard Moes (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 23).

„Die neuzeitliche Dichtung der mittleren Ostmark.“ Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Posen. Tagbl. 24).

„Die Tragik der Dichtkunst.“ Von Harald Paulsen (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 18).

„Menschen um Achtzehn.“ Von Alfred Petrau (Landsberger Gen.-Anz. 303).

„Verdeckte Handlung.“ Ein Beitrag zur Dramaturgie. Von Robert Petsch (Hamburg. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 14).

„Wort und Ton in der zeitgemäßen Kunst.“ Von Eberhard Preußner (Leipz. N. Nachr. 15).

„Vom Winter in der Dichtung der Gegenwart.“ Von R. (Germ., Ufer 2).

„‚Iphigenie‘ oder ‚Über die Grenzen des neuhebräischen Dramas‘.“ Von Arthur Sakheim (Frankf. Ztg. 49 — 1 M.).

„Die Gestalt des Paracelsus.“ Von Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wiss. 2).

„Die Periodenlehre in der modernen Kunstforschung.“ Von Theo Schneider (Stettin. Generalanz., Buch 14).

„Wie entsteht ein Roman?“ Von Hermann Ungar (Berl. Tagebl. 28).

„Vom deutschen Volkslied im Elsaß.“ Von Karl Walter (Köln. Ztg., Lit. Bl. 15).

„Deutsche Dichter und Auslandsdeutschtum.“ Von Wilhelm von Scholz, Hermann Stehr, Josef Ponten, E. G. Kolbenheyer, H. F. Blunck, Hanns Johst, Walter von Molo, Robert Hohlbaum, Gustav Frenssen, Rudolph Stratz (Tägl. Rundsch. 3).

Echo der Zeitschriften

Der Türmer. XXX, 4. (Stuttgart.) Zum Fall Wittig schreibt Maximilian Maria Ströter einen gut orientierenden Aufsatz, in dem es heißt:

„Beim Fall Wittig lag auf beiden Seiten zwar nicht sachnotwendige, wohl aber zeitnotwendige Zwangsläufigkeit. (Gutachten S. 143.) Diese Zwangsläufigkeit wird umfassend dargelegt. Sie besteht darin, daß die Kirche (oder vielmehr ihr Apparat) nach dem Vatikanum, das bekanntlich die päpstliche Unfehlbarkeit dogmatisierte, die Richtung genommen habe, daß alle möglichen Maßnahmen wie unfehlbare genommen sein wollen.

So verringert sich die persönliche Schuld an dem bitteren Unrecht gegen Wittig, wie sich auch seine persönliche Schuld an dem schmerzlichen Bruch verringert. Der Institution wird nachgewiesen, daß sie, entgegen den ausdrücklichen milden und vorsorglichen päpstlichen Anordnungen, die stärksten Mittel angewandt, daß sie antik-römisch statt christlich-katholisch sei, daß sie nicht einmal die juristischen Pflichten erfüllte, wo sie mütterliche zu erfüllen hatte, daß die Denunzianten nicht die Liebesgebote Christi beachtet haben. Nun sind die Trümmer da! Von Wittig wird gesagt, und es ist aktenmäßig belegt, daß er an Entgegenkommen weit über das Maß dessen gegangen ist, wozu er verpflichtet war. Aber es wird Wittig zum Vorwurf gemacht, daß er seine Sohnespflicht restlos hätte erfüllen müssen, auch wenn die Mutter versagt habe! Er habe sich Christus ähnlich zeigen und sich demütigen sollen. Da übersehen die Gutachter nach meinem Empfinden, daß er sich ja nicht als Person, sondern als Fall fühlte, durch den der ‚römische Übermut' mitsamt dem System in Deutschland gebrochen werden sollte. Es heißt ja bei den Gutachtern selbst, ‚der Fall Wittig interessiere die breite Öffentlichkeit als ein Teilproblem der Kirche überhaupt'. (S. 146.) Die enorme Kirchentreue Wittigs ist unverkennbar: wer würde sonst ein paar Jahre lang Aufregungen auf sich nehmen? Ein nichtkirchlicher Mensch ließe die Herren unter sich und ginge seiner Wege.

Die Stationen des Wittigschen Weges sind: Einbruch des Mißtrauens, Indizierung eines Teiles seiner Schriften, Exkommunikation seiner Person. Wittig und die Gutachter bestreiten Berechtigung und Wirkung der letzteren; und das Bücherverbot ist nach Ansicht der Gutachter so bequem und gescheit, wie wenn sich einer um einer Wunde willen Arm oder Bein abschlüge und vielleicht noch den Kopf dazu. (S. 211.)

Für den Katholiken ergibt sich, wenn er die indizierten Schriften lesen will, daß er um eine Erlaubnis einkommen muß. Ich hatte geglaubt, wenn der Autorität so die Reverenz erwiesen sei, käme es kaum vor, daß die Erlaubnis verweigert würde. Durch die Zeilen des Herrn Professor Wittig erfahre ich aber, daß es oft geschehen sei. Aber diese Entscheide gehören wohl der Vergangenheit an.

Die Akten wollen ein sozusagen geburtshelferisches Werk zu einer besseren Zukunft sein, ähnliche Dinge verhüten, dem Volk aus seiner kirchlichen Not und der Kirche aus ihrer Entvolkung helfen. Die beiden Gutachter, Eingeweihte, die jahrelang in einer bischöflichen Registratur gearbeitet haben, verfolgen die gleichen Ziele. Sie schrieben ihre Arbeit weder der Kirche noch Wittig zuliebe oder zuleide. Sie kennen Wittig persönlich nicht. Wittig-Rosenstock hatten Weite genug, diese Gutachter zu ertragen, die nicht platt genug sind, nach dieser oder jener Seite die Zensuren ‚recht' oder ‚unrecht' zu verteilen. Der Verfasser dieser Zeilen möchte Wittig, den Mann und sein Werk (besonders den Katholiken), wieder nahe bringen. Es grenzt an Lieblosigkeit, ihn erst sensationell emporzutragen, und ihn dann zu vergessen, diesen Mann, der seine Wurzeln bewußt im religiösen Volkstum belassen hat und von da Kraft nimmt und ausströmt."

Europäische Revue. III, 10. (Berlin.) Unter den Typen der „Geistigen", die Albert Thibaudet aufstellt, findet sich auch der folgende:

„Wir kommen zu jenem Geistigen, der kein Denker ist, dessen Amt es nicht ist, Ideen zu besitzen und sie auszudrücken, sondern bloß, Kunstwerke der Feder zu schaffen, wie Maler und Bildhauer dies im Stofflichen tun. Die Frage, ob dieser Geistige, als Romanschriftsteller oder dramatischer Autor, von einem umfassenden humanistischen oder einzig von lokalem Geist geleitet wird, ist an sich nicht so wichtig oder soll vielmehr nur von dem Gesichtspunkt der sinnvollen Auswirkung seiner Kunst betrachtet werden. Man weiß beispielsweise, welch ungeheure Wirkung vom Roman des 19. Jahrhunderts ausging. Wird man es nun etwa tadeln, wenn ein Schriftsteller sich fest in einen Erdenwinkel verwurzelt hat, wenn er sich zum Dolmetsch, zum Apostel, zum Erwecker eines bestimmten Landes, einer bestimmten Gesellschaft, einer bestimmten Klasse gemacht hat, oder wird man nicht vielmehr in Erwägung ziehen, ob nicht gerade darin eine glückliche Vorbedingung für seine Kunst liege? Ein Shakespeare, ein Racine, ein Goethe konnten von weitausgreifender Menschlichkeit sein. Aber ein Dickens, ein Flaubert, ein Dostojewski, wie mußten sie sich über ein Stück

Erde oder ein Stück Menschheit neigen, das sie ausschließlich, eifersüchtig betrachteten, wie mußten sie davon besessen sein, als wäre es eine fixe Idee! Die Entwicklung der Nationalismen, der Übertritt der Intelligenz in den nationalen Dienst, der ‚Verrat der Geistigen', das alles hat jene Atmosphäre schaffen helfen, die dem Roman günstig ist, hat in den Schriftstellern den Sinn für die Eigenart, für das charakteristische, individuelle Leben geweckt. Ich will mich über diesen Punkt nicht weiter auslassen. Ich möchte bloß zu bedenken geben, wie verwickelt diese Frage ist. Ein Künstler wird nicht nur von seinen Ideen und seinem Temperament geleitet, sondern auch vom Gesetz und von den Erfordernissen seiner Kunst. Er ist in hohem Maße unabhängig von den Kategorien ‚Internationalismus' und ‚Nationalismus'."

Die Neue Rundschau. XXXIX, 1. (Berlin und Leipzig.) Zur Kunst des Romans gibt Wilhelm von Scholz wertvolle Beiträge. Was er über die Einheit des Romankunstwerks sagt, scheint uns in erster Linie bemerkenswert:

„Es scheint fast, daß die Einheit des Romankunstwerks — im Gegensatz zu der die Ästhetik jedes Jahrhunderts einmal wieder überzeugenden Zeit- und Handlungseinheit des Dramas — nur dieselbe zu sein braucht, die auch eine einheitliche Lebensarbeit charakterisiert: die einer bestimmten geistigen Persönlichkeit als Schöpfers; freilich noch dazu: wenn sie von einer bestimmten Menschenwelt bewegt ist. Aber nicht mehr! Was dann im Geiste des Dichters auftaucht, hat Daseinsrecht, schließt sich mit allem anderen zum Ganzen zusammen, bereichert, bewährt es. Es läßt sich so sagen: was vom Thema des einzelnen Romans fortführt, erhöht in ihm gleichzeitig das allgemeine Wesen des Romans: umfassende Ganzheit. Es ergänzt, es bringt ein Fehlendes hinzu.

Hier schaltet sich eine Erfahrung des Erzählenden unter die Erkenntnisse des Lesers: wie die Zeiten, in denen der Dichter sucht, in denen sich ihm der Weitergang der Hauptgeschehenslinien nicht fügen will und doch die Phantasie, die Arbeitslust rege sind, mit Abschweifungen, Episoden, Beiwerk, Fülle, Mannigfaltigkeit, Buntheit die Erzählung zur Ganzheit, zum Vortäuschen der Welt weiten.

Dies wirkt bis in die kleinste Abschweifung, das Bild, den Vergleich. Nicht die Verdeutlichung eines Vorgangs ist der wichtigste Sinn des Bildes; vielmehr: die Benutzung einer Beziehung, einer Parallelheit, um mit dem von Erkennensfreude erwärmten Gefühl den zweiten Vorgang zum ersten dazu erleben, sehen, hören, tasten zu lassen. Raum, Tiefe, Hintergrund entsteht. — Das Bild ist ein Akkord, ein Mehrklang. Es ist Abschweifung von Wesen zu Wesen: vom Wesen des einzelnen Werks zum Wesen der Gattung. Es ist höchste Kunst des Erzählers. Beglückend, es zu fühlen, wenn jedes Bild, und also jeder Satz fast, zur Weite fortstrebt und, wie aufschwebende Vögel den Himmel raumvoll erhöhen, die innere Welt dehnt, ihr eine noch umfassendere Wirklichkeit gibt. Im weiten Weltgewölbe, dessen Innenrund alle Bilder, Episoden, Abschweifungen hinausgeschoben haben, gestaltet sich dann wie unter dem Firmament das Schicksal, das Handeln und Leiden der Menschen eines Romans ohne einengenden Sinn, nur durch Sein überzeugend wie die Wirklichkeit, unabänderlich wie das Vergangene, viel unausweichlicher als jede geglaubte oder erkannte Notwendigkeit eines Sinnes." —

Die Horen. IV, 4. (Berlin.) In der Musikalität sucht Friedrich Kurt Benndorf das Wesensgeheimnis Alfred Momberts:

„Noch niemals war Dichtung so sehr ‚Tongeburt'. Daraus erklärt sich auch ihre ‚Unverständlichkeit'. Denn wie die Musik, wendet sie sich eben gar nicht an den ‚Verstand'. Mit ihren scheinbar willkürlichen, nur logisch wirkenden Verknüpfungen der Sinneserscheinungen will sie, wie die Musik, Spannungen des Gemüts, Bewegungen des Geistes und metaphysische Harmonien hervorbringen. Sie entwickelt Gesichtsvorstellungen nach Analogie von Gehörsvorstellungen — aus dem ‚Geiste der Freiheit'. Sie folgt musikalischen Bildungsgesetzen und schafft ‚Symphonien', mit thematischer und motivischer ‚Durchführung', mit Kontrastierung von ‚Tonarten' und Satzcharakteren. Die einzelnen Gedichte sind Takte oder Taktperioden einer ‚Partitur'. Hervorgehobene und immer wiederkehrende Symbolworte (oder Seele-Worte) umwaltet das Unbestimmte, Schwebende des Musikgeistes. Wenn Mombert das Wort-Tonzeichen ‚Meer' setzt, so meint er ein Meer, das unendlich größer und tiefer ist als jedes irdische Meer, ein unsichtbares, ein Innen-Meer, den Chaos-Zustand des Welt-Ich. Dieser Geist der Musik in seinen Gedicht-Symphonien verlangt stärkste Beachtung des Dynamischen und Agogischen sowie aller (— wie in Tonstücken subtil eingetragenen) Ausdruckszeichen, besonders auch aller Absätze, aller Kehren im Weg-Aufstieg eines jeden Werks. Weil die Bilder ganz dem Musikalisch-Rhythmischen entsteigen, kommt es viel mehr auf das Tempo an als auf das Logisch-Begriffliche. Hätte ein Skalde (— wo gibt es heute einen solchen?) zum Beispiel den ersten Teil der ‚Schöpfung' zu singen (— denn es handelt sich durchaus um Gesang!), so wären die markierten Abteilungen der Gedichtfolge

seine Haltepunkte. Dazu müßte dieser Skalde die rhythmischen und klanglichen Werte des einzelnen Gedichtes völlig beherrschen, um die Sinn-Werte des Ganzen zur Geltung zu bringen, und desgleichen sich bewußt sein, daß er Raum-Gefühle hervorrufen soll; denn das Ich, das Momberts Dichtung umkreist, ist ja der Inbegriff des Raums."

Ostdeutsche Monatshefte. VIII, 9. (Berlin.) Eine Studie über Johanna Wolff leitet Gerhard Hellmers mit den Worten ein:

„Das ganz Besondere an Johanna Wolffs Dichtung ist die Reife und die Kraft in Gedanken und in Ausdruck. Da ist kein suchendes Tasten, kein schwächliches Gefühl, keine jugendliche Unreife in der Wahl ihrer Stoffe; ihr vom Konventionellen ganz gelöster Stil hat frauliche Herbheit und prophetisches Feuer in Prosa wie in gebundener Form. Ihr eigenes Leben ist ihr Stoff, und ihr persönlicher Rhythmus ihre lebendige Form. Das kommt, weil sie in harter Lebensarbeit vierzig Jahre alt wurde, bevor eines ihrer Werke erschien. Dann erst fand sie die Muße zur Ernte und ihr reiches Erleben dichterisch zu formen. Diese künstlerische Spätreife gibt jedem einzelnen ihrer Werke eine seltene innere Geschlossenheit, gedanklich und formell. Aber auch dann noch kommen ihre Werke nicht in rascher Folge. Langsam, in bedächtigen Abständen, nach sorgfältiger Ausformung fällt die voll ausgetragene Frucht ihres Innenlebens. Dann ist sie aber auch von goldner Reife und gesunder Kraft, zusammengepreßt in Form und Inhalt. Knabenhafte Unreife und Ungeduld, Pubertätsnot, erotische Selbstentblößung, ohne die ja unsere heutige Nachkriegsdichtung in Prosa und Vers nicht leben und nicht sterben kann, rührten nie an ihr seelisches Kräftezentrum. Sie war reif und gesund, als sie ihr Leben dichterisch zu gestalten begann. Und da ihrer Ehe leibliche Kinder versagt waren, goß sie ihre ganze Schöpferkraft in ihre Dichtung."

* * *

„Wilhelm Heinse." Ein Vorläufer der neuen Schule. Von August Ewald (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 1. Leipzig).

„Goethes Gedicht ‚Kore'." Von Arthur von Gwinner (Velhagen & Klasings Monatshefte XLII, 6. Bielefeld).

„Goethes und Herders weimarer Anfänge." Von Oskar Walzel (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 11/12. Heidelberg).

„Charlotte Buff." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel V, 3. Berlin).

„Die ‚Räuber' als Moritat." Von Robert F. Arnold (Sonderdruck aus dem Jahresbericht des Schwäbischen Schillervereins 1927).

„Unveröffentlichte Briefe Ernst Moritz Arndts." Von E. E. Becker (Der Türmer XXX, 4. Stuttgart).

„Hölderlins Ode Chiron." Von Bernhard Rang (Der Kunstwart XLI, 4. München).

„Über Clemens Brentano." Von Friedrich Gundolf (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 1. Leipzig).

„Die Brüder Eichendorff in Wien." Von Jakob Baxa (ebenda).

„Eichendorffs ‚Taugenichts'." Von Thomas Mann (Der Wächter X, 1/2. Graz).

„Das Krankheitsbild Annette von Droste-Hülshoffs." Von Hulda Eggart (Süddeutsche Monatshefte XXV, 4. München).

„Nestroy-Renaissance." Von Siegfried Loewy (Radio IV, 18. Wien).

„Friedrich Hebbel." Von Franz Horch (Radio IV, 15. Wien).

„Zur Phantasie Gottfried Kellers." Von Else Mentz-Fleißner (Germanisch-Romanische Monatsschrift XV, 11/12. Heidelberg).

„Neue Beiträge zur Klaus-Groth-Biographie." Von Ewald Reinhard (Der Wächter X, 1/2. Graz).

„Herman Grimm." Zum 100. Geburtstag. Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt IV, 1. Berlin).

„Wilhelm Busch." Von Hermann Löns (Markwart IV, 1. Hannover).

„Wie und wo lebte Wilhelm Busch?" Von R. Dangers (Deutsche Monatshefte IV, 1. Berlin).

„Nietzsches Genferliebe." Von Gottfried Bohnenblust (Annalen II, 1. Zürich).

„Christian Morgenstern und der Symbolismus." Von Viktor Klemperer (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 1. Leipzig).

„Jugendbriefe." Von Max Dauthendey (Die Neue Rundschau XXXIX, 1. Berlin).

„Ferdinand von Saar." Von Karl Quenzel (Alpenländische Monatshefte 1927/28, 4. Graz).

„Max Halbe." Von Wolfgang Born (Reclams Universum XLIV, 12. Leipzig).

„Unveröffentlichte Briefe von Albin Egger-Lienz (Süddeutsche Monatshefte XXV, 4. München).

„Eine alexandrinische Eulenspiegelei." Zum Fall Hauptmann. Von Friedrich Fuchs (Hochland XXV, 4. München).

„Die Wiedergeburt Eulenspiegels [Hauptmann, Engel]." Von Frank Thieß (Deutsche Rundschau LIV, 4. Berlin).

„Dietrich Schäfers Lebenserinnerungen." Von Franz Lüdtke (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 10. Danzig-Oliva).

„Wilhelm Schäfer zu seinem 60. Geburtstag (20. Jan. 1928)." Von Otto Doderer (Westermanns Monatshefte LXXII, 858, Braunschweig).

„Zu Wilhelm Schäfers 60. Geburtstag." Von Thomas Mann (Die Literarische Welt IV, 3. Berlin).

„Wilhelm Schäfer." Von Philipp Witkop (Die schöne Literatur XXIX, 1. Leipzig).

„Thomas Mann im Rheinland." Von Karl von Felner (Zeitlupe 1928, 1. Krefeld).

„Heinrich Mann in Paris." Von Arthur Ernst Rutra (Die Literarische Welt IV, 3. Berlin).

„Egon Friedell." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch IX, 4. Berlin).

„Über Alfred Mombert." Von Hans Franke (Die Horen IV, 4. Berlin).

„Alfred Neumann: Rebellen." Von Georg Hallmann (Die Bücherschale 1928, 4. Berlin).

„Franz Werfel und seine Tragödie der Zeit." Von Joseph Sprengler (Hochland XXV, 4. München).
„Leonhard Franks ‚Männerquartett'." Von Valeriu Marcu (Das Tagebuch IX, 3. Berlin).
„Hans Friedrich Bluncks Märchendichtung." Von Heinrich Ehl (Der Kunstwart XLI, 4. München).
„Alfred Huggenberger, der Sechzigjährige." Von Hans Kaegi (Deutscher Literaturspiegel IV, 7. Berlin).
„Alfred Huggenberger." Von Hans Kaegi (Die Bücherschale 1928, 4. Berlin).
„Der revolutionäre Künstler Karl Kraus." Von Benedikt Fantner (Junge Menschen VIII, 12. Hamburg).
„Dialog über Karl Kraus." Von Franz Leschnitzer (Der Fackelreiter I, 1. Hamburg-Bergedorf).
„Karl Kraus und die Sprache." Von Paul Sonnenfeld (Junge Menschen VIII, 12. Hamburg).
„Ernst Kratzmann." Von Robert Hohlbaum (Der getreue Eckart V, 4. Wien).
„Rudolf Paulsen." Von Annamarie Ahrenkiel (Die Besinnung I, 4. Aarau).
„Alban Stolz' Weihnachtsgedanken." Von Bruno Schmid (Der Wächter X, 1/2. Graz).
„Helmuth Richter." Von Wolfgang Federau (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 10. Danzig-Oliva).
„Johanna Wolff." Von Paul Wittko (Der Türmer XXX, 4. Stuttgart).
„Marie Louise Enckendorff und ihr Werk." Von E. L. Bähler (Die Besinnung I, 4. Aarau).
„Die religiösen Dichtungen der Erika Spann-Rheinsch." Von Lotte Mayer-Dübach (Hochland XXV, 4. München).
„Eine Dichterin christlicher Mystik. Ruth Schaumann." Von A. Wurm (Seele X, 1. Regensburg).
„Religiöse Dichterinnen. II. Gertrud von le Fort. — Elisabeth Langgässer." Von Richard Knies (Literarischer Handweiser LXIV, 4. Freiburg i. B.).
„Grete von Urbanitzky: Der wilde Garten." Von Martha Bode (Die Bücherschale 1928, 4. Berlin).

* * *

„Die Quellen der Polonius-Gestalt im ‚Hamlet'." Von Wilhelm Marschall (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVI, 1/2. Heidelberg).
„‚Robinson Crusoe' im Lichte der neueren Forschung." Von Hermann M. Flasdieck (Deutsche Rundschau LIV, 4. Berlin).
„Hardy und die Nation." (Die Literarische Welt IV, 4. Berlin).
„Zum ‚Ulysses' von James Joyce." Von E. Giedion-Welcker (Neue Schweizer Rundschau XXI, 1. Zürich).
„Der deutsche ‚Ulysses' [James Joyce]." Von Walter Muschg (Annalen II, 1. Zürich).
„Elmer Gantry typisch? — Wofür?! [Sinclair Lewis]." Von Heinrich Frick (Die Christliche Welt XLII, 1. Gotha).
„Besuch bei Upton Sinclair." Von Klaus Mann (Das Tagebuch IX, 1. Berlin).
„Jack Londons Grenzen." Von Karl Schröder (Arbeiter-Jugend XX, 1. Berlin).
„Voltaire und das Problem der religiösen Toleranz." Von Eduard von Jan (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVI, 1/2. Heidelberg).
„Die Erzieherin Balzacs." Von Kurt Offenburg (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 10. Danzig-Oliva).
„Neuere Forschungen über Victor Hugo." Von Arthur Franz (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVI, 1/2. Heidelberg).
„Montaigne oder: Die Schule der Weisheit." Von Ladislaus Lakatos (Das Tagebuch IX, 2. Berlin).
„Essay über Stendhal." Von Paul Valéry [deutsch von Herbert Steiner] (Neue Schweizer Rundschau XXI, 1. Zürich).
„Das gegenwärtige Frankreich." Von Friedrich Hirth (Minerva-Zeitschrift III, 11/12. Berlin).
„Die französische Literatur der Gegenwart: Geisteswissenschaft." Von Edouard Dujardin (Deutsche Rundschau LIV, 4. Berlin).
„Zur Psychologie der deutsch-französischen Verständigung." Von Ernst Robert Curtius (Die Neue Rundschau XXXIX, 1. Berlin).
„Für oder wider C. F. Ramuz." Von Charly Clerc (Der Lesezirkel XV, 4. Zürich).
„Holbergs Ironie und die Ironie der Romantik." Von Hans Winkler (Edda XXVI, 3. Oslo).
„Aus ‚Ibsens Frauengestalten'." Von Louise Dumont (Masken XXI, 8. Düsseldorf).
„August Strindberg: ‚Der letzte Ritter'." Von Walther Landgrebe (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 6).
„Vittorio Alfieri." Von Marianne Thalmann (Radio IV, 17. Wien).
„Giacomo Leopardis ‚Gedanken'." Von Albert Baginsky (Junge Menschen VIII, 12. Hamburg).
„Giacomo Leopardi." Von Robert Saitschick (Hochland XXV, 4. München).
„Spanische Literatur bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts im Lichte deutscher Forschung. Ein Rückblick und Ausblick." Von Adalbert Hämel (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVI, 1/2. Heidelberg).
„Gogol, Züge zu seinem Porträt." Von Walter Heynen (Masken XXI, 7. Düsseldorf).
„N. W. Gogol." Von N. Trubetzkoj (Radio IV, 16. Wien).
„Der Spieler Dostojewski." Von Paul Burg (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 10. Danzig-Oliva).
„Wladimir Ssolowjeff als Philosoph des Gottmenschentums und der Unionsidee." Von Karl Pfleger (Hochland XXV, 4. München).

* * *

„Die deutsche dramatische Produktion 1926." Von W. Frels (Die schöne Literatur XXIX, 1. Leipzig).
„Ereignisse vor dem Ende unserer Theaterkritik." Von Willy Haas (Die Literarische Welt IV, 2. Berlin).
„Das substanzlose Theater." Von Harry Kahn (Die Weltbühne XXIV, 1. Berlin).
„Franz Dingelstedts Presse-Fehde mit Georg Harrys in Hannover." Von Hans Knudsen (Niedersächsisches Jahrbuch IV. Hildesheim).
„Theater als Gemeinschaftskunst." Von Heinrich Leis (Der Scheinwerfer III, 8. Essen).
„Vom Werden des Dramas." Von Albin Lesky (Alpenländische Monatshefte 1927/28, 3. Graz).
„Das weltlose Drama." Von Wilhelm Michel (Der Kunstwart XLI, 4. München).
„Drama und Film." Von Robert Petsch (Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1927, Frankfurt a. M.).

„Die psychologische Einheit in Schillers romantischer Tragödie." Von Joh. Georg Sprengel (Zeitschrift für Deutsche Bildung IV, 1. Frankfurt a. M.).

* * *

„Die Kunst im Volke." Von Rudolf Arnheim (Die Weltbühne XXIV, 3. Berlin).

„Vom Dichterruhm in der Schweiz." Von Carl Albrecht Bernoulli (Annalen II, 1. Zürich).

„Briefe aus dem Biedermeier." Von Viktor Jovanovič (Alpenländische Monatshefte 1927/28, 2. Graz).

„Eulenspiegel-Glosse." Von Alfred Kerr (Die Neue Rundschau XXXIX, 1. Berlin).

„Deutsches Schrifttum in verlorenem Lande." Von Hanns Löschnigg (Alpenländische Monatshefte 1927/28, 1. Graz).

„Aufriß der deutschen Literaturgeschichte. II. Ritterliche Dichtung (1150—1300)." Von Friedrich Neumann (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 1. Leipzig).

„Allgemeine Literaturwissenschaft." Ein Programm. Von Robert Petsch („Hochschulfragen" des Hamburger Fremdenblattes, 21. Dez. 1927 und 9. Jan. 1928).

„Der Mythus des Deutschen Klassizismus." Von Franz Schultz (Zeitschrift für deutsche Bildung IV, 1. Frankfurt a. M.).

„Fünfundsiebzig Jahre Gartenlaube." Von Karl Tschuppik (Das Tagebuch IX, 3. Berlin).

„Schweizerisches Literaturschicksal." Ein Gespräch mit Eduard Korrodi. Von H. Wyssenberg (Die Literarische Welt IV, 3. Berlin).

Echo der Bühnen

Berlin

1.

„Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk." Von Jaroslaw Hašek in der Bearbeitung von Max Brod und Hans Reimann. (Uraufführung der Piscatorbühne am 23. Januar 1928.)

Sehr lebendig wird der brave Soldat Schwejk, und das nicht nur durch die Verkörperung eines Darstellers. Er gewinnt durchaus Bühnenphysiognomie. Er steht im Bühnenlebensraum.

Mit Kriegsausbruch setzt seine Bühnenwallfahrt ein. Die wichtigsten Etappen sind: die Verhaftung durch den Polizeispitzel; die Fahrt im Rollstuhl und mit Krücken zur Musterung; die Erfahrungen im Garnisonslazarett; die gefällige Zerknirschung bei der Predigt des Gefängnisgeistlichen; Bursche beim Herrn Oberleutnant; der Hundediebstahl; die Eisenbahnfahrt an die Front; das Abirren vom Wege; die Verhaftung als russischer Spion; die erneute Eisenbahnfahrt frontwärts; vor der Desertion im Schützengraben —: soviel Etappen, soviel Gelegenheiten, die Schwejk-Natur zu offenbaren, die abgrundtiefe Dummheit hervorzukehren, die gerissener Klugheit verzweifelt ähnlich sieht. Die durch Jasagen zu jeder Beschimpfung, zu jeder Lebensunbill den Beleidiger und Gewalttäter, vielleicht auch das Schicksal entwaffnet.

Dieser Schwejk hat etwas von einer einigermaßen schmutzigen Schildkröte; bei jeder drohenden Gefahr zieht sie den Kopf in ihr Gehäus zurück; Panzerschild ist die Dummheit

Von den gehäuften Greueln des Romans (vgl. Sp. 323) ist in dem Bühnenstück wenig zu spüren. Die Komik ist szenenweise so stark, daß selbst der Krieg einigermaßen lächerlich wird (So lacht der Delinquent über den Beutelfrack seines Henkers).

Die Episoden stehen gleichberechtigt nebeneinander. Es gibt keine Steigerung, keine Handlungslinie. Nur von einer Chronologie der Episoden ließe sich reden. Das hat zur Folge, daß das Interesse an Schwejk stagniert. Zugegeben, daß es bis zum Schluß, der durchaus kein Abschluß ist, vorhält. Aber von einem innerlichen Mitleben kann schwer die Rede sein, Schwejk bleibt der Passant, dem man an neuer Straßenecke nicht ungern von neuem begegnet.

Nichts von Drama. Im Drama wird man in seiner eigenen Seelennot beschworen und von ihr erlöst. Hier bleibt man durchaus der ferngerückte Zuschauer — und wenn die Piscatorbühne kraft ihrer ganz neuen bühnentechnischen Voraussetzungen die freie Szenenfolge vor dem Drama (zunächst, hoffen wir) bevorzugt, so erweisen ihre an sich faszinierenden Bühnenwechselbilder nichts so sehr wie die Notwendigkeit dramatischer Kost für uns Seelenhungrige.

2.

„Heimweh." Schauspiel in vier Akten. Von Franz Jung. (Uraufführung durch das Studio der Piscatorbühne am 8. Januar 1928.)

Franz Jung macht sich für sein Drama einen ausgesprochen und wesentlich epischen Kunstgriff zu eigen. Er setzt mit dem Abschluß ein. Erregter Auftritt in einer rotterdamer Hafenschenke, einer wird niedergestochen.

Zu einem wirren Wechsel von Erinnerungsbildern wird das Drama als solches. Der Wirt der Schenke, in der der Mord vollführt wurde, blickt auf seine Erlebnisse da unten in der Südsee, wo er als Schiffskoch weilte, zurück. Er liebte, und die er liebte, war einem anderen gefolgt. Jetzt eben war sie noch, zur Hafendirne hinabgesunken, zugegen. Es brodelt durcheinander: Explosivszenen, ganz nahe gerückt; zarte Silhouetten geahnter Zwiesprache; Gedächtnis- und Unterbewußtseins-Dämmerungen.

Ein Vorgang tritt klarer belichtet hervor. Der Mann der das Mädchen zu flüchtigen Flitterwochen mit sich

genommen hatte, wollte es los sein; hatte sein Herz an eine kleine Chinesin gehängt; verschrieb sich den Freund als Stellvertreter bei der Geliebten, und wirklich, sie glitt zu jenem hinüber, um schnell und schneller zu fallen, und zu einem Fallstrick wurde ihr das Heimweh . . .

Zum Drama fehlt alles. Die Handelnden bleiben Schatten, und mit ihren Taten hat man sich wie mit wechselndem Wetter abzufinden. Wenn etwas über sie entscheidet, sind es bestenfalls Stimmungen. Aber das ist es gerade, wessen diese neue Inszenierungskunst benötigt. Sie will (ich wiederhole: hoffentlich vorerst) nicht das Drama, sondern das Textbuch. Je weniger drin steht, desto mehr läßt sich hinzutun.

Im Bilderfluten dieser Regie erzwingt sich Franz Jungs dramatisches Textbuch eigenartigen Stimmungseindruck: etwa den, der Ohnmacht des Einzelnen dem Geschehen gegenüber. Des Hineingerissenwerdens vieler Körner in eine große Mühle, und niemand hat ein Interesse daran zu fragen, ob sie sich hohl oder voll erweisen, auch nicht, ob das Zermahlenwerden etwa wehe tut?

Franz Jung hat mit Worten lebende Bilder gestellt. Seinem Wort als solchem ist hie und da ein eigener Flüsterton gegeben.

3.

„Robert Emmet." Ein Schauspiel in fünf Akten. Von Wolfgang Goetz. (Berliner Erstaufführung im Deutschen Theater am 3. Februar 1928 [Uraufführung Stuttgart] Buchausgabe: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin.)

Durch die Unzuverlässigkeit der Anhänger war der Sturm auf die dubliner Zitadelle mißglückt. Angesichts der rettenden Fischerboote, erklärte Robert Emmet, vorerst nach Dublin zurückkehren zu müssen, um von dem Mädchen, dem er anverlobt war, Abschied zu nehmen. In Dublin wurde er ergriffen und vor die englischen Richter gestellt. Vor ihnen hielt er jene Rede, die den Irländern noch heute als das Manifest ihrer Freiheit gilt. Der sich verbeten hatte, daß auch nur sein Name auf seinen Grabstein gesetzt werde, lebt, ein Baldur der Freiheit, der Bräutigam Grün-Irins, in Thomas Moores „Irish Melodies" fort.

In dramatisch geschlossenen Akten hat Wolfgang Goetz diesen Lebens- und Schicksalsgang vorgeführt. Von einem Konflikt zwischen Vaterlands- und Frauenliebe läßt sich hier schwer reden. Wohl taucht auch bei Goetz die Frage auf, ob Emmet diese tollkühne Abschiedsfahrt zu der Braut unternehmen durfte, ob es nicht vielmehr Pflicht des Patrioten war, sich fliehend seinem Vaterlande zu erhalten; aber es kommt Goetz nicht darauf an, Antwort zu finden. Er hält die Frage in der Schwebe. Er nutzt sie gleichsam nur als Charakterspiegel für seinen Helden. Durchaus fern liegt es ihm, einen Schuldbegriff im Sinne des älteren historischen Trauerspiels daraus zu konstruieren. Dieser Mensch handelt so und nicht anders; er selber trägt die Kosten seines Tuns.

Das Bild des romantischen Revolutionärs, des Jünglings, dem das Herz Grün-Irins schlägt und dem die Herzen der Mädchen zufliegen, ist für Wolfgang Goetz bestimmend geworden. Einer, der das Recht für sich in Anspruch nimmt, sich seinen Helden zu träumen. Damit war auch die Stilgebung bedingt. Weit davon entfernt, dem lebendigen Anprall von Mensch zu Mensch aus dem Wege zu gehen, nimmt Goetz doch der Aussprache die Kargheit des unmittelbaren Wortes. Sein Dialog liebt das Verweilen. Das Einflechten einer Sentenz ist willkommene Verzögerung, und Blumen blühn am Wege.

Ein Robert Emmet in deutschen Melodien. Als ein heimlicher Nachfahr der Romantik, gibt sich Goetz hier, einer, der seinen Traum auf die wesensfremde moderne Bühne getragen hat. Ernst Heilborn

Frankfurt a. M.

1.

„Der Frauenarzt." Schauspiel in drei Akten von Hans J. Rehfisch. (Uraufführung im Frankfurter Neuen Theater am 28. Januar 1923.)

Wäre die junge Dramatik, die in Berlin der Fahne des Kritikers Ihering folgt, wirklich so gegenwartsgierig auf Sachlichkeit erpicht wie sie zu schreien beliebt, so hätte sie den Stoff des „Frauenarztes" nicht Rehfisch überlassen. Aber vor lauter Erotik vergessen sie deren soziale Konsequenzen. Kinder werden gezeugt, geboren oder abgetrieben. Namentlich die Abtreibung — und der Paragraph 218, der sie bestraft — ist zur Zeit der hohen Milchpreise, der Wohnungsnot und des Abbaus des Familienlebens zum beliebten Diskussionsstoff geworden. Jenen Dramatikern aber, die sich am lautesten für das Wohl der Masse einsetzen, fällt weder die „Komödie" noch die „Tragödie" der Abtreibung ein, und sie überlassen das brennende Thema als neutrales „Schauspiel" dem gewandten und theatersicheren H. J. Rehfisch.

Der behandelt die Sache als dramatischen Schulaufsatz, führt uns im zweiten Akt in das Ordinationszimmer von Dr. Fechner, wo sukzessive die Hauptfälle in Gestalt der Patienten anrücken; die Lebedame, der die kleine Operation schon zur Gewohnheit wurde; die Frau gefährlichen Alters, die noch mit fünfundvierzig einen Kretin gebären muß; die arme Lotte, die ihrem jetzigen Bräutigam nicht das Kind ihres vorherigen Bräutigams in die Ehe schieben möchte.

Endlich Frau von Carlow. Mit ihr nimmt die Sache tragische Wendung.
Sie hat den Dr. Fechner von der Straße aufgelesen und ihm eine neue Praxis errichtet. Denn Fechner hat für eine aus humanen Gründen vollzogene Abtreibung ein Jahr Gefängnis absitzen müssen und damit Praxis und Position in der „Gesellschaft" verloren. Nun kommt Frau von Carlow als der Ideen-Engel der Gesellschaft, spricht wie ein Staatsanwalt von der Heiligkeit des keimenden Lebens, redet das schönste Papier aus dem Kommentar zum Strafgesetzbuch, und schließt mit der idealen Forderung an Fechner: Nie wieder abtreiben! Fechner schwört's ihr aus Zuneigung und schuldiger Dankbarkeit für die neue Praxis. Aber da muß nun die arme liebe Lotte kommen mit ihrem keimenden Verhängnis im Leibe.
Tragische Frage: Staatsräson oder Humanität? Carlow oder Lotte. Der Doktor entscheidet sich für letztere und scheidet sich dadurch auch von der Carlowschen Gesellschaft. Ein Erpresser, der von Lottes Operation weiß (auch Erpressung blüht auf der Schattenseite des Paragraphen 218), ein Erpresser veranlaßt des Doktors Flucht nach Indien. Möge ihn die Beulenpest verschonen. Schlimmer als die soziale Pest ist sie wohl auch nicht.
Das alles ist gut zur Unterhaltung und Belehrung. Aber es hat keine Energie, hat keinen Schrei, spürt keine Not und kokettiert mit Hilfe der Frau von Carlow doch ganz offen mit dem Staatsanwalt. So weise es ist, nach Hebbelschem Rezept im philosophischen Drama sämtlichen Parteien recht zu geben, so kraftlos wirkt die neutrale Anlage des Konflikts im realistischen Alltagsstück. Die kleinen Leute im ersten und letzten Kaffeehaus-Akt sind gut berlinisch gezeichnet und dankbar geraten. Die großen Rollen sind auf Programm festgelegt und reden namentlich mit Frau von Carlow Drucksachen. Gut gespielt ist aber der Erfolg dieser Aktualität gesichert.

2.

„Der Präsident." Komödie in drei Akten. Von Georg Kaiser. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 23. Januar 1923.)

Das Stück schwebt zwischen zwei Stilen: zwischen denkender Satire und ulkendem Schwank. Die Typen sind Karikatur aus dem Witzblatt. Die Handlung ist feinste Berechnung Kaiserscher Denkspielerei.
Im Zeitalter der vielen problematischen Kongresse erfindet Kaiser den problematischen Präsidenten dazu. Es gibt nämlich Kongresse, die überhaupt nur für die Eitelkeit des Präsidenten abgehalten werden. Unser Präsident ist Vorsitzender des Internationalen Kongresses gegen den Mädchenhandel. Es könnte auch etwas anderes sein. Die Hauptsache ist: man läßt sich interviewen, photographieren, durch Radio verbreiten und empfängt den Präfekten. Das ist im Grunde wichtiger als Mädchenhandel. Kaiser prägt den Lapidarsatz: „Man muß Präsident sein — in irgendeiner Sache — dann liegt der Weg offen!"
Dieser Satire entspricht die groteske Handlung. Elmire, die Tochter des Präsidenten, ist eben der klösterlichen Erziehung entnommen worden, um noch heute am Schauplatz des Kongresses ihrem künftigen und ihr völlig unbekannten Gatten vorgestellt zu werden. Die in Liebe Unerfahrene wird nach alter Patriarchenweise der „guten Partie" zugeführt. Elmire wird an den reichen Gaston Sillerin-Dudat verkuppelt und verkauft durch ihren wohlmeinenden Vater: den Präsidenten des Kongresses gegen den Mädchenhandel. Wer treibt da Mädchenhandel?
Elmire sträubt sich gegen den unbekannten Gaston. Hoteldiebe dringen in ihr Zimmer unter der Maske von Kongreßmitgliedern. Sie klären die verschüchterte Naive über Mädchenhandel in Argentinien auf. Der Kongreß des Papas wird dem Mädchen zweideutig. Die Erziehung des Klosters macht sie zur christlichen Idealistin. Die Eitelkeit des Vaters muß ausgerottet werden. Sie wird in Person mit Sennor Ravanini und Miß Brown nach Buenos A'res ziehen zum aktiven Kampf gegen die Mädchenhändler. Der gelbe Koffer mit Vaters ganzem Vermögen wird mitgenommen. Dann wird Papas Seele rein. Dem Präsidenten gegen den Mädchenhandel geht die eigene Tochter durch ins Land der Mädchenhändler. Der Herr Präsident hat in „irgendeiner Sache" Kongreß gemacht. In eigenster Sache hat er die Blamage. Es ist ein Nichtiges um das Präsidium an sich.
Die Unwahrscheinlichkeit der Mittel weist in die Posse. Um der Philosophie und Idealkonstruktion willen ist hier alles erlaubt. Der gelbe Koffer, Elmirens Vertrauensseligkeit, ihr christlicher Verrat, die grenzenlose Dummheit des Präsidenten — das alles dient einer leichtfertigen Handlung und einem glänzenden Gedanken. Die Figuren sind wie aus der französischen Boulevard-Posse: ihre Fadenscheinigkeit entschuldigt ironisch die Brutalität der Vorgänge. Das Stück amüsiert geistreich. Es ist nicht zum Lesen; es ist zum Spielen.

Bernhard Diebold

Wien

1.

„Opfer." Drei Akte. Von Lätitia von Ucken. (Uraufführung in den Kunstspielen am 17. Januar 1928.)

Das im Titel verheißene Opfer wird ausschließlich von einer sehr komplizierten Über-Altruistin gebracht, und

zwar unablässig und in immer neuen Gestalten und nach verschiedenen Seiten hin, die durch die Mitglieder einer großbürgerlichen Familie bestimmt sind: Vater, Mutter und Sohn — diese hinwiederum durch ein bellum omnium contra omnes und den herkömmlichen Gegensatz oder Haß der Generationen sozusagen verbunden. Solange bringt jene, in naturalistischer Umwelt schwer glaubliche Frau Opfer, Opfer, bis ihr kein anderes übrig bleibt, als ihr eigenes Ich; und auch dieses wird hingegeben. Parallel läuft das nicht ohne eine gewissermaßen mütterliche Wärme dargestellte „Leiden eines Knaben". Mit Problemen und Reminiszenzen überfrachtet, schlägt das gleichwohl nicht uninteressante Stück mit der Kleptomanie dieses erblich von allen Seiten her schwer belasteten Knaben und mit dem, was sich für die Handlung aus solcher verhängnisvollen Erbschaft ergibt, eine vielleicht neue Note an.

2.

„Das Nachfolge-Christi-Spiel." Von Max Mell. (Uraufführung im Burgtheater am 21. Januar 1928.)

Die Geradlinigkeit in der langsam fortschreitenden Entwicklung, der persönlichen und der technischen, des Künstlers Mell wird durch dies Drama nicht beirrt, das seinen literarischen Stammbaum nicht verleugnet und mit seinen Vorgängern, dem „Wiener Kripperl", dem „Apostel"- und dem „Schutzengelspiel" thematisch, stilistisch und geistig eng zusammenhängt, ohne daß man doch im mindesten von einer Manier sprechen könnte. Wiederum erklingt das hohe Lied von der alles verstehenden und verzeihenden Liebe, aber jetzt mit kunstreicher Polyphonie instrumentiert, wiederum wird Biblisches neuzeitlich lebendig und wahr, statt der Apostel und Schutzengel nun der Erlöser selbst, wiederum entlockt der Poet dem rauhen Instrument der Knittelverse einen unbegreiflichen Reichtum an Tönen, wiederum eine Dichtung, in der kein Vers leer läuft, in der unser Anteil nicht einen Augenblick aussetzt. Da Franz Nabl in diesen Blättern vor noch nicht Jahresfrist (L. E. XXX, 18) anläßlich einer grazer Vorlesung des Werks über dessen Tatbestand ausführlich berichtet hat, sei dieser heut nur kurz in die Erinnerung zurückgerufen. Ein steirischer Edelmann der Barockzeit wird durch alle Stadien des Kalvarienberges, unbildlich gesprochen: durch alle Leiden der Passion geführt, Verrat, Gericht, Hohn, Geißelung, ja Kreuzigung und Opfertod, selbst die Auferstehung mangelt nicht, die des durch ein Martyrium neu bewährten urchristlichen Geists.

Wie kühn diese Konzeption auch sei, hier wird sie Ereignis und Erlebnis. Um jenen neuen Heiland drängen sich in buntem Hauf Gestalten über Gestalten, alle der Reihe nach in seinen Bannkreis gezogen, bis sie ihn endlich insgesamt wie Planeten umkreisen. Dennoch trägt jede eine ganz besondere Physiognomie, jede besitzt, die für eine eigene Dichtung, sei's auch nur eine Novelle oder ein Lied, nötige Tragfähigkeit. Wenn irgendwo, so bekundet sich in der souveränen Herrschaft über diese Menge ein künftiger, nein, ein gegenwärtiger Meister. Und all diese Fülle vor dem Hintergrund eines von volkfester und landsicherer Hand gemalten farbensatten Zeitbildes, und in einem gewaltigen Einakter von Kleistischen Abmessungen, der keine Atempause, der keinen Zweifel daran gestattet, daß in dieser ganz realen und realistischen Welt noch Wunder geschehen. Ein reines, ein reiches, ein reifes Werk.

3.

„Mädchen für Alles." Volksstück in einem Vorspiel und drei Bildern. Von Viktor Léon und Ernst Decsey. (Uraufführung im Raimundtheater am 20. Januar 1928.)

Wenn zwei Verfassernamen unter einem Titel stehen, wird leicht die Frage laut, wie sich die Partner in die Arbeit geteilt haben mögen. Wo hören Beaumont und Erckmann auf, wo fangen Fletcher und Chatrian an? Als sich die beiden hier in Rede stehenden Schriftsteller erstmals verbündeten, wir meinen den vor zwei Jahren mit einem wahren Operettenerfolg beglückten „Musikanten Gottes", da konnte man unschwer das musikgeschichtliche und überhaupt musikalische Element dem Biographen Bruckners, die handfeste Theaterarbeit dem alten Praktikus Léon zuweisen; vielleicht trifft Letzteres auch bei den „Mädchen für Alles" zu; dann bliebe für Decsey die Erfindung, das gewissermaßen Novellistische übrig. Indes, was immer wem immer zuzuschreiben sei — alles, was man hierzulande von einem Exemplar der Gattung „Volksstück" zu erwarten pflegt, alles das haben die Kompagnons gewissenhaft geliefert: Gemeinverständlichkeit, Zimmerreinheit, harmlosen Spaß und rührenden Edelmut, billige Aktualitäten und gleichwertige Moral, dargetan an einer Gegebenheit unter (anfänglich) kleinen Leuten, bei welcher, wer Lust hat, an den Namentausch in Jean Pauls „Siebenkäs" denken kann — wegen der beiden „Mädchen für Alles", von denen, aus unverwerflichen Motiven, A solange für B gilt und B für A, bis die Sache verjährt ist und auch sonst alles sich zum Guten eingerenkt hat. Für die an dieser Stelle schon oft gerühmte und nie genug zu rühmende tiroler Erl-Truppe geschrieben, sind ihr die „Mädchen für Alles" bis über die Ohren verschuldet.

4.

„Johann Orth." Eine österreichische Ballade. Von Friedrich Schreyvogl. (Uraufführung im Deutschen Volkstheater am 18. Januar 1928.)

Wenn wir den Titelhelden unseren reichsdeutschen und eigentlich auch den jüngeren österreichischen Lesern in seiner Geschichtlichkeit vorstellen — und das müssen wir wohl, er ist ja trotz wiederholter Poetisierung und Verfilmung so gut wie vergessen —, so ergibt sich zugleich der äußere Tatbestand dieses Schauspiels, dessen gezierte Benennung als Ballade sich wohl nur durch den Ausgang oder Ausklang rechtfertigen läßt. Vor neunundbreißig Jahren legte Erzherzog Johann Salvator, aus der toskanischen Nebenlinie des Kaiserhauses, nachdem er „oben" durch öffentliche scharfe Kritik des Heerwesens und durch sonstige Schriftstellerei, dann durch eigenmächtige Balkanpolitik völlig in Ungnade gefallen war, seine militärischen und dynastischen Würden nieder, nannte sich (nach seinem schönen Schloß bei Gmunden) Orth und erwarb das Patent eines Handelskapitäns und ein Schiff, das mit ihm und seiner Lebensgefährtin Milly Stubel 1891, vermutlich an der südamerikanischen Küste, spurlos verschwand; dies große Fragezeichen hebt diesen frondierenden Prinzen aus einer Reihe anderer in verschiedenen Fürstenhäusern heraus und lockt die Dichtung an; sie bedürfte gar nicht erst des durch Werfel gegebenen Beispiels. Aber freilich steht dies mit sicherer Hand geschaffene Beispiel dem neuen Werk im Weg, thematisch und auch künstlerisch, und Schreyvogls persönliche Note, die wir nicht zu verkennen glauben, ist nicht stark genug, um seiner „Ballade" eine mehr als episodische Dauer zu sichern. In andern, auch in dramatischen Dichtungen, aufgeführten und unaufgeführten, hat er, auf dessen große Begabung wir an dieser Stelle schon vor acht Jahren nachdrücklich hingewiesen haben, viel stärkeren Kunstwillen betätigt als hier, wo nicht nur Literat und Dichter, sondern auch verschiedene Stile einander in den Haaren liegen und sich überdies wieder einmal erweist, daß die junge Generation, zu der Schreyvogl zählt, geschichtliche Bedingtheit nun einmal nicht verträgt. Am glaubhaftesten noch erscheint, am stärksten wirkt, sei's geschichtlich, sei's symbolisch, Johann Orths Gegenspieler, der nach dem Muster von Werfels Juarez sorgfältig hinter der Szene gehaltene Kaiser Franz Joseph. Alle andern sind Schatten, denen der belebende Bluttrunk nicht gespendet worden ist, selbst die Geliebte des fürstlichen Abenteurers zerfließt in Nebel — und so die gesamte Ballade eines unzweifelhaft ernsten und ernst zu nehmenden Dichters.

5.

„Es ist mein Wille!" Lustspiel in einem Akt. Von Paul Goldmann. (Uraufführung im Akademie-Theater am 5. Januar 1928.)

Da Titel, Kostüm, geringes Personal und Zeitausmaß auf so etwas wie ein Proverbe nach Art Mussets vorbereiten, erwartet man auch so etwas wie gallische Eleganz; aber die Grazien sind diesem Herrenabend ferngeblieben und mußten erst durch die (vortreffliche) Darstellung herbeizitiert werden. Daß ein Rokoko-Serenissimus, bei dem der Verfasser etwa an den alten Dessauer oder Friedrich Wilhelm I. oder sonst einen soldatischen Sultan der Zopfzeit gedacht haben mag, nicht ungestraft in das Liebesleben seiner Umgebung hineinkommandieren dürfe, da es sich — um verblümt zu reden — der Kompetenz des alten Herrn entzieht, darum dreht sich die stellenweise nicht unwitzige Komödie, die man, wiewohl oder weil vieux jeu, als Nachspiel zu Molières „Amphitryon" (in Fritz Rumpfs derber Bearbeitung) immerhin gelten lassen konnte.

Robert F. Arnold

Bochum

„König Stahl." Tragödie in fünf Akten. Von Reinhold Zickel. (Uraufführung im Stadttheater am 24. Januar 1928. Als Buch erschienen im Iris-Verlag, Frankfurt a. M.)

Dieses Spiel von gestern hat an aktuellem Interesse einigermaßen eingebüßt. Die Gegenrevolution, wie sie König Stahl im Bunde mit den „drei starren Systemen", dem General, dem Pfarrer und dem Priester, plant, war schon 1921 eine Utopie und ist es 1928 erst recht. Aber immer noch rührt dieses überpersönliche Vater- und Sohndrama irgendwie an unser soziales Gewissen. Zickel gibt seinen Ideen mehr als nur augenblicklich wirkende Formen. Übertreibungen und Übersteigerungen fehlen natürlich nicht, wie in jedem Revolutionsdrama: Dem Salon steht die Kaschemme gegenüber, der dekadenten, erotisch übersättigten Bourgeoisie das Proletariat als wilde Meute in allen Spielarten, dem zynisch alle Ideale mordenden zweiten Sohn des Stahlmagnaten der Ältere, der aus der Stahl- und Goldhölle des Vaters in die proletarische Gemeinschaft flieht, ohne seine Seele wiederzufinden. An ihm wird das Fatum lebendig, das den reinsten Gemeinschaftsdrang in Vereinsamung enden läßt, an ihm, der durch die Hölle der Schlachten gegangen ist, spiegelt sich des Dichters schmerzvolles Eigenerlebnis wider. Die bürgerliche Gradlinigkeit ist ihm ebenso verloren gegangen wie seinem Bruder, mit dem er sich im Extremen berührt. An seine fanatische Selbstentäußerung und an seine verrannte Ideologie ver-

mögen wir aber nur schwer zu glauben. Eher glauben wir dem Vater, einem Napoleon nach Ausmaß seines Willens, nicht seiner Kräfte, seine Überzeugung von der Revolution als einem schnell zu liquidierenden Bankerott, sein naiv egoistisches Bekenntnis zur Arbeit, sein Einsamkeitsgefühl im eigenen Hause, das nach dem Tode der ersten Frau zum „Haus Herzeleid" geworden ist. Die Tragödie droht jedoch zur Groteske zu werden, wenn der nahezu Sechzigjährige noch einmal das Brautbett aufzäumen will. Die „Bluthochzeit" mit der abgesetzten Braut seines Ältesten wird durch den von der abgesetzten Mätresse des Jüngeren angeführten Arbeiterhaufen gestört. Die Kugel des rasenden Arbeiterweibes, dem er nur den Sarg für das jüngste Kind bezahlt hat, trifft ihn als „Mörder des Volkes" und den ersten Sohn, der beinahe zum Vatermörder geworden wäre und im Tode den gehaßten Vater zu schützen sucht. Und am Schluß steht das Chaos, liegt das Trümmerfeld. Kein Funke der Hoffnung entzündet sich darüber.

Zickel läßt es bei der Anklage bewenden, aber er bleibt nicht in den klassenkämpferischen Deklamationen der Revolutionsdramatiker stecken, er weiß zu sehen und zu gestalten. Nichts bleibt blaß und schemenhaft. Die sicher wirkende Theatralik ist stellenweise zu grell und knallig. Die Motivierung orientiert sich nicht immer an der Logik. Der gewaltsame Schluß entbehrt der inneren Notwendigkeit. Die Sprache hat Blut und Wucht. In das ernste Pathos drängen sich leider zu oft naturalistisch derbe Kraftausdrücke und billige kalauerhafte Wendungen. „Weltgeschichtlichen Atem" hat die Diktion nicht.

Karl Arns

Köln

„York." Schauspiel in fünf Akten und einem Vorspiel. Von Ernst Lissauer. (Uraufführung der neuen Fassung am Kölner Schauspielhaus am 21. Januar 1928.)

Gedrängter stellt sich der neue York uns dar, mehr auf dramatische Wirkung hin geballt. Aber wenn auch die Umarbeitung besonders dem letzten Akt zugute gekommen ist, so bedeutet sie doch keine wesentliche Veränderung des Werks. York ist doch derselbe, mit Reflexionen belastet, die seine Handlungsfähigkeit beeinträchtigen. Man kann ihn nicht besser charakterisieren als mit den außerordentlich treffenden Worten des Dichters selbst: „Ein aufrecht Feuer, rings von Erz umschient. Bisweilen springen Flammen vor zwischen Schließen und Ringen — ein herrlich Geblüt; allein er dient."

Ein solcher Held will nicht recht in unsere Zeit passen, und der Dichter ist durch die Wahl eben dieses Helden zu sehr an die Geschichte gebunden. Übrigens scheinen diese Helden Lissauer zu liegen, hatte er uns doch in seinem Eckermann bereits die Gestalt des Dieners Goethes dargestellt, eines Mannes, der sich der Größe des Dichters zum Opfer bringt. Immerhin bleibt die sprachliche Meisterung des York eine dichterisch bedeutsame Leistung, die in der zweiten Fassung besonders klar wird. Die Absicht des Dichters ist unverkennbar, den Konflikt zwischen absolutem Gehorsam und dem Recht der Selbstentscheidung der Zeit gewissermaßen als Spiegel vorzuhalten. Aber wir verstehen die Selbstopferung des Geistigüberlegenen nicht mehr, besonders, wenn er sich einem Herrscher zum Opfer bringt, den der Dichter selbst als einen braven Privatmann bezeichnet, und von dem er betont sagt: „Wer Herrscher ist, wenn eine Zeit verbrennt, des Todsünde heißt: die subalterne." Dieser York ist einmal durch Schaden am eigenen Leibe klug geworden und zum anderenmal zu tief in den Traditionen des absoluten Königtums befangen, als daß er ein dramatischer Held wäre. Drama bedeutet aber immer noch Handlung und ist auch immer noch der Ausdruck innerer Bewegtheit zumindest oder der Leidenschaft. York ist ein Held, der nicht zum Entschluß kommt, oder doch erst dann, als ihm die Entscheidung durch den König aufgezwungen wird, und der dann die Tat zugunsten des verantwortungsscheuen Königs vor dem Volk verleugnet. Daß der König dieses Opfer annimmt, ist seine tiefste Erniedrigung vor York, wenn nur der Held das empfände, dessen höchstes Glück es bedeutet zu dienen.

Uniformen schaffen auf der Bühne immer ein lebendiges Bild zumal bei einem Volk, das entmilitarisiert ist. Vielleicht entzündete eine heimliche Sehnsucht und das Aufleben unterdrückter kriegerischer Instinkte den freundlichen Beifall der Zuschauer, die der Held kaum begeistern konnte, und denen der schwache König das Königtum verdächtig zu machen geeignet war.

Paul Bourfeind

Leipzig

„Der brennende Stall." Komödie in vier Akten. Von Hans Rothe. (Altes Theater, 28. Januar 1928.)

Der brennende Stall ist die Ehe, und die Frauen rennen gleich den Schafen blöden Auges in die Flamme. Das ist die These, und wie alle solche allgemeinen Behauptungen bietet sie für eine Groteske den erwünschten Untergrund. Ob der Satz für richtig zu erachten sei, darauf kommt gar nichts an. Ob die Puppen menschenähnlich anmuten, bedeutet noch weniger; wenn sie nur belustigend umeinander tanzen, wenn nur mit sicherer Hand und kühlem Kopf die Fäden des Spiels

gelenkt werden. Hans Rothe, der mit seinen Shakespeare-Verdeutschungen Achtung erworben hat, erweist solche Sicherheit in seinem ersten aufgeführten eigenen Werk. Innere Verwandtschaft, nicht Nachahmung Wedekinds und Sternheims, führt zu gelockerter Szenenfolge, zum emanzipierten Behagen an der witzigen Situation, zur Karikatur des Spießers, des hochstaplerischen Frauenausbeuters und Schauspielers, der schließlich zum Pastor wird, des idiotischen Universitätsprofessors. Im Mittelpunkt, wie früher so oft, das freiheitsdurstige Mädchen, gleichen Schicksals wie am Ende Wedekinds Franciska. Nur daß die Mischung Clownerie und Grausen, Mut und Rückkehr ins Philistertum noch nicht gelingt. Aber zu der unbezweifelbaren Begabung Rothes wird sich wohl bald das Können gesellen, und dann darf er als Anwärter des Throns deutscher Komödiendichtung gelten.

Georg Witkowski

Mannheim

„Demetrius Jakymowycz." Zwölf Bilder aus Österreich 1918. Von Alfred Endler. (Uraufführung der „Jungen Bühne" des Nationaltheaters am 15. Januar 1928.)

Chaos und Vision, dazwischen Bilder von eisklarem Zynismus, Aufschreie aus innerster Not und angstverkrampfter Seele, Delirien und Depressionen, solcherart und ohne anderen Zusammenhalt als den gemeinsamen Grauens bieten sich Endlers Szenen dar, eine Geburt der Kriegs- und Nachkriegszeit und verspätete Manifestation des Expressionismus. Als Sachbestand herauszuschälen wäre der Kern einer Bauerntragödie, Schicksal primitiver Menschen, die der Krieg und Daseinsnot um letzte Hemmungen gebracht haben. Ein hungriger Wolf, hetzt der alte Bauer seine beiden Söhne, Deserteure vor dem Gesetz, in den Tod, aus Angst vor behördlicher Nachforschung und aus Habgier, in den Besitz der Kriegsrente zu kommen. Aber Endler stößt bloß auf Realitäten hin, zerrt und wirrt sie durcheinander, ohne Versuch zur Kristallisation, zur Deutung. Und ebenso bohrt er in der Seele des Demetrius, dieses von Vater und Heimat verleugneten und namenlos gemachten Menschen, der unter seinen Händen ein Bündel krankhafter Triebe, eine armselige Kreatur von angstgeschüttelter Leidensfähigkeit wird. Das Stück ist ein weiteres Dokument zur Charakteristik einer Generation; aber so ganz in sie und ihre Nöte verkrampft, so ganz in ihr gefangen, daß es nur die Symptome ihrer Krankheit, aber nicht den Willen zur Genesung verrät.

Paula Scheidweiler

Weimar

„Theater." Ein Stück in drei Akten. Von Heinrich Lilienfein. (Uraufführung am 19. Januar 1928.)

Ein tiefschürfendes Schauspiel, in dem vornehmlich das Problem behandelt wird, ob und inwieweit die Schauspielerin in naivem, halb unbewußtem Schaffen mit der ihr angeborenen und bewahrten Reinheit ihrer Seele die höchsten Gipfel der Kunst zu erklimmen, vermag, auch wenn es ihr nicht vergönnt wird, dem dem Weibe als solchem innewohnenden Triebe nach Liebesglück an sich selbst Genüge zu schaffen. Vor einem solchen Dilemma steht die Heldin in Lilienfeins Schauspiel. Sie hatte in einem auf die Macht des unbesiegbaren Eros eingestellten Drama ihre Rolle nicht ausgeschöpft. Vielleicht war, was sie selber mehr oder weniger deutlich empfindet, ihre Kraft zur restlosen Lösung der Aufgabe durch die Gedanken an den sie liebenden und von ihr wieder geliebten Mann gehemmt, weiß sie doch, daß er — er ist alles andere, nur keine Künstlernatur — die Bloßstellung weiblicher Liebessehnsucht auf dem Theater als eine Verletzung des Feingefühls ansieht. Und doch wird ihr diese Ahnung vom Grunde ihrer derzeitigen Unzulänglichkeit alsbald durch ziemlich deutliche Glossen eines für sie interessierten Theaterdirektors zur unabweisbaren Gewißheit. Sie versteht es recht wohl, was er mit seiner Bemerkung meint, daß es leider so gar wenige jungfräuliche Königinnen auf dem Theater zu spielen gebe. Bei alledem ist sie über den unverblümten Zynismus dieses Theaterpraktikers so empört, daß sie in diesem Augenblick den Heiratsantrag des geliebten Mannes als Rettung ihrer weiblichen Reinheit ansieht, und so in den Hafen eines allerdings, wie sich bald herausstellt, recht problematischen Eheglücks einlenkt. Allein, so wenig als den Seidenwurm das Verbot zu spinnen zu lähmen vermag, so wenig gewinnt sie es über sich, in dem etwas eintönigen Nebeneinanderleben trotz zarter Aufmerksamkeiten von seiten des Gatten, dem übermächtigen Drange zur weiteren Ausübung ihres Berufs zu widerstehen. Das Manko ihrer Kunst, das ihr jener Theaterdirektor mit brutaler Deutlichkeit vorgehalten hatte, ist in der Ehe geschwunden. Die Versuchung, die inzwischen in der Aufforderung ihres früheren Prinzipals, durch die Übernahme der tragenden Rolle dem neuen Drama eines gemeinsamen Freundes einen Erfolg zu schaffen, an sie herangetreten ist, erleichtert ihr einigermaßen den Entschluß, sich, wenn gleich blutenden Herzens, von dem Gatten zu trennen.

Der scharf zugespitzte Dialog der feinverästelten Handlung gibt mehrfach Anlaß zu einer in die tiefsten Geheimnisse der Künstlerseele hineinleuchtenden Diskussion des bisher wohl auf der Bühne noch nicht erörterten

Problems. Der sich mächtig steigernden Handlung wird im dritten Aufzug mit einer verblüffenden, an Schillers präzise Art erinnernden Wendung, ein wirksamer Abschluß. Die kultivierte, an manch feingeschliffenem Aperçu reiche Sprache verrät den vornehmen Dichter, der ein kundiger Seelendeuter ist und manches Rätsel im Wandel der vielgestalteten Psyche des Weibes zu lösen versteht.

Otto Francke

Trier

„Ahasver." 4 Bilder im Rhythmus unserer Zeit. Von G. L. Schloß. (Uraufführung im Stadttheater am 27. Januar 1928.)

Dieser Versuch ist ein außerordentlich schwacher Nachzügler der einmal mit bewundernswert großem und schönem Elan um die „Menschheitsdämmerung" bemühten Verfasserin. Hinter vier Bildern, in welchen der ewig Friedlose, der nicht sterben kann, in die Gegenwart tritt, möchte Imaginäres in die Szene wachsen und möchten die ewig menschlichen Gefühle in unsern Herzen treffen, jene Gefühle, ohne die alles Leben tot und kalt ist wie das Ahasvers. Aber es gelingt der Autorin kein Umriß, keine Gestalt und nicht die geringste Atmosphäre. Ohne den aus Instinkt flammenden Rhythmus des Spiels, ohne Leidenschaft des Wortes und ohne Formungswillen bleiben diese Bilder lockere und haltlos verschwimmende Dilettantenarbeit, die mit Dichtung im einzig möglichen und höheren Sinn nichts gemein hat.

Arthur Friedrich Binz

Echo des Auslands

Polnischer Brief

Slowacki, dessen irdische Überreste am 28. Juni 1927 vom Montmartre nach Krakau gebracht und dem Wawel übergeben wurden, ist von dem nationalen Dreigestirn polnischer Dichtergrößen derjenige, von dem in voller Bedeutung des Wortes gesagt werden kann, daß er Schule machte. Zwei Generationen, die von gestern und heute, lernten bei ihm das Geheimnis der Sprache, das Wissen um ihre Vieltönigkeit und ihre bislang unbekannten hunderterlei Eigenheiten und Eignungen. Slowacki hat die polnische Literatur auf jedem Gebiet um neue Werte bereichert; er ist, in Anlehnung an Shakespeare, der eigentliche Schöpfer des polnischen Dramas großen Stils geworden. Julius Kleiner hat ihm in seiner großen Monographie „Juljusz Slowacki" das schönste Denkmal gesetzt.

Slowackis Einfluß machte sich aber besonders in der Lyrik geltend. Mag die gegenwärtige polnische Lyrik anderer Erde entwachsen, in Stoff und Form, in Stil und Farbe von derjenigen Slowackis noch soweit abstehn, es ist nicht zu leugnen, daß sie ihre sprachliche Vielfalt und ihren Klangreichtum, nicht selten Geste und Pose aus diesem Urquell sich holt. Sie ist freilich in der Umstellung und Umdeutung der Begriffe, Worte und Bilder ein weites Stück von ihm abgerückt. Denn wie anderswo hat auch die polnische Lyrik ihre Domäne erweitert und unter ihre Oberhoheit den Tag mit seinen tausend Nöten wie auch mit seinen Eisenkonstruktionen, Fabriken, Maschinen und technischen Errungenschaften gestellt. Die Dichter konnten an der Zeit nicht vorbeigehn. Sie nahmen sie, belichteten und deuteten sie, bis Leser (sofern es solche gab) und Autor ihrer satt wurden. Die Zeit hat die Menschen um das Festtägige ihrer Seele gebracht und sie zu Körpermenschen, nahezu zu bloßen Zahlen entwürdigt, die als „Menschen ohne Gesicht" in Josef Alexander Galuszkas lyrischem Buch „Ludzie bez twarzy" herumspuken. Ein Verwundeter der Zeit, stößt er seinen Seufzer „Traurig ist die Erde" aus, ruft nach Licht, hungert nach Sehnsucht und dürstet nach Enthusiasmus. Galuszka beginnt aus der Enge bisheriger „Vielfalt" hinauszustreben, gestaltet aus innerem Besitz heraus, und obgleich auch in diesem Buch noch manche Verschrobenheit zu finden ist, erscheint doch das Meiste echter als in seinen früheren Dichtungen. Es sind Töne drin zu finden, die herzlich anmuten. Ähnliche Töne berühren das Ohr auch in den Dichtungen der Maria Pawlikowska und J. K. Illakowicz — zwei wesentlich anderen Strukturen als diejenige Galuszkas. Es tut nicht not lyrische Namen zu häufen —; es sei an der Andeutung genug, daß in der Lyrik, soweit sie mir zugänglich war, ein Abrücken von der „groben Realität" und lastenden Dumpfheit der Zeit und ein Aufflug in nicht falsch zu verstehende Romantik (Romantik als Widerstand, mentale Opposition gedacht) sich bemerkbar macht. — Zur Hälfte der Lyrik und zur Hälfte der Epik anzugliedern ist Bruno Jasienskis Poem: „Słowo o Jakobie Szeli", eine zum Mythus sich empormühende Rehabilitierung des durch den galizischen Bauernaufstand im Jahre 1846 berühmten oder vielmehr verrufenen Bauern Jakob Szela, den der Verfasser als den ersten klassenbewußten Verfechter der Bauerninteressen hinstellt.

Waclaw Sieroszewski ist in seinem Roman „Miłość samuraja" jeder Originalhascherei abhold. Er geht

seinen einmal begonnenen Weg weiter, ohne nach rechts oder links abzubiegen, und was er sieht und was er sagt, heißt aufmerken und hinhorchen. Seine Menschen sind ganze Wesen, ganz in Tugend sowohl als in Gebresten, bar jener Rührseligkeit, mit der Verfasser erotischer Romane ihre Figuren sonst zu behaften pflegen und dank der Hand eines Künstlers uns so sehr nahegebracht, daß wir uns in den Konflikten dieser japanischen Menschen ohne Mühe zurechtfinden. Freilich: leichter hat man es und heimischer fühlt man sich — wie ich hiesigen Blättern entnehme — in zwei von der Nachkriegsatmosphäre stark angehauchten Büchern von Zofja R. Nalkowska und Julius Kaden-Bandrowski. Des ersten Buch heißt „Choucas, ein internationaler Roman", des zweiten „Europa zbiera siano" („Europa macht Heuernte"). Beiden Büchern wird von der heimischen Kritik Gutes nachgesagt. Die Verfasser erfreuen sich übrigens seit längerem eines guten Namens und stehen mit ihrer Prosa nicht in letzter Reihe (vgl. L. E. XXVIII, 366). Gleichfalls das Nachkriegseuropa nimmt zum Thema Bruno Winawer in seinem nach außen hin unscheinbaren Buch „Boczna antena" („Die Seitenantene") mit dem Untertitel „Die letzten Bulletins von ewigen Fronten". Winawer, hinter dessen Humor sich blutiger Ernst, nicht selten tiefe Trauer birgt, rüttelt hier an der Hohlheit des sogenannten europäischen Menschen von heute, dessen Seele, von Werktagslärm, Arbeitsstaub und Rekordrausch beherrscht, keinen Festtag hat, dem die Namen aller Boxerchampions und Rennpferde geläufig sind, der in den Tennistriumphen der Susanne Bescheid weiß, der wohl all die Weitläufer, Hochspringer und Ballstößer kennt, aber keinen der mühevollen, stillen und lichtwärts führenden Schritte, die ein Edison, Einstein, Hopkins, Bohr, Rutherford und so viele andere getan haben und tun. Das Buch entblößt den europäischen oder überhaupt den Menschen seiner Scheinkultur und zeigt ihn in seiner jämmerlichen Seelenarmut und wesenlosen Nichtigkeit. Das Buch der Aniela Kallas, „Czyscieo" („Fegefeuer"), ist das Kriegstagebuch einer Frau, die einfache, stellenweise erschütternde Worte über das Grausame und Sinnlose des Krieges findet, mit dem sie sich nur schwer abzufinden vermag. Eine starkbegabte, viel gespielte dramatische Dichterin, versteht Aniela Kallas auch die Prosa des Romans zu meistern. Das hat sie neuerlich mit dem Roman „Malka Schwarzenkopf" bewiesen. Aus Pietät für ihre verstorbene Freundin Gabryela Zapolska (vgl. L. E. XXIV, 1251) und auf deren ausdrücklichen Wunsch hat sie deren gleichnamiges Drama in einen Roman umgegossen. Eine Leistung, die nur einem wahrhaften Dichtertalent zuzutrauen ist. Aus einem Roman ein Drama herauszubekommen ist üblicher und leichter als das umgekehrte Verfahren. Und dieses umgekehrte Experiment ist Kallas vollauf gelungen. Nachschaffend hat sie eine durchaus neue Schöpfung geboten und das darin behandelte Ghettoproblem, dank ihrem psychologischen Wissen und künstlerischen Können, erweitert und vertieft.

Auf dem Gebiete des Dramas ist nicht vieles anzumerken. Stanislaw Przybyszewskis Drama „Der Rächer" („Mściciel") segelt unter wohlbekannter Flagge und auf Przybyszewskischen Wassern, beladen mit der diesem Dichter eigenen Zauberkraft der Sprache. Nur haftet dem Problem etwas Gestriges an. Witold Wandurski versucht in seinem „Spiel von Herodes" („Gra o Herodzie") ein nach seinem Sinne zeitgemäßes „proletarisches Fastnachtsspiel" zu schaffen.

Einige Bücher führen in „Dichters Lande" und tragen manch Wissenswertes zum Aufschluß ihres Lebens, Denkens oder Schaffens bei. In dem Buch von Wladyslaw Mickiewicz „Moja matka" („Meine Mutter") steht zwar die Frau des größten polnischen Dichters im Mittelpunkt des Interesses (wie arm ist dieses Kapitel im Vergleich mit der Christine-Literatur!), nichtsdestoweniger werfen die vielen Details, die in dem Buch zu finden sind, wenn auch familiärer, alltäglicher Natur, einen hellen Schimmer auf den Dichter selbst, dessen Stubenmenschlichkeit uns durch den Sohn nahegebracht wird. Trauriger ist es, wenn der Vater dem Sohn ein Grabdenkmal setzt. Stefan Żeromskis „Erinnerung an Adam Żeromski" („O Adamie Żeromskim wspomnienie") ist dem Gedächtnis seines jungverstorbenen Sohnes gewidmet. Hier spricht ein Dichter mit sich selbst, mit seiner Seele, mit dem unerbittlichen Geschick, das einen Vater das Schmerzlichste erleben läßt: den Tod seines Kindes. Mit Herzblut ist dies Buch geschrieben, ein Bekenntnisbuch also, das, obgleich es nichts über Literatur aussagt, ein kostbarer Beitrag zum Kapitel Żeromski ist, da die darin eingeschlossene Gedankenwelt an des Dichters Ideologie anknüpft, sie mancherorts erhellt und in seinen Werken deuten hilft — darum auch ein ungewollter Kommentar zu seinem sämtlichen Schaffen, dessen Grundthema das Leid ist (vgl. L. E. XXVIII, 266). — Ausdrücklich als Kommentar zu seinen Werken hat Josef Weyssenhoff seine Arbeit: „Mój pamiętnik literacki" („Mein literarisches Merkbuch") gedacht. Hält man diesen Blättern das von einem Hauch des Weltalls berührt eautobiographische Buch Przybyszewskis entgegen (vgl. L. E. XXIX, 107), in welch einen engen Denk- und Fühlkreis werden wir gestellt! Wir erfahren, daß Weyssenhoff Schriftsteller geworden,

nicht aus Liebe zum Fach oder Gegenstand, sondern aus Empörung. Er erzählt, wie er sich zu Welt, Stoff und Leser einstellt, wie er seine Romanfiguren schuf, was an ihnen wirklich, was erdacht oder zugedacht ist. Er bezeichnet die Musik als die demokratischeste Kunst (Gut fürs Hinterhaus!). Das Musikalische in der Dichtung bringt ihn aus der Fassung und zu der Auffassung, daß „die Propaganda dieser musikalischen Richtung in der Poesie nur dem auserwählten Stamme Israel dienlich sei". Seinen Deutschen- und Judenhaß, zu dem er sich offen bekennt, rechnet er sich als hohe Tugend an, und von dieser erleuchtet, macht er die, jedenfalls höchst originelle, Entdeckung, daß „die russische Revolution (1905) eine jüdisch-deutsche Machination, eine jüdisch-deutsche Verschwörung gegen Polen gewesen sei", was er in seinen Romanen „dokumentiert" (vgl. L. E. XXV, 169). Ein enger Kreis. Darüber vermag auch sein Stil nicht hinwegzutäuschen.

Die Literaturgeschichte und -kritik hat manch gute Frucht gezeitigt. — Konstanty Wojciechowskis „Geschichte des Romans in Polen" („Historja powiesci polskiej") ist die erste zusammenfassende Monographie dieser Dichtungsgattung. Die ihm vorgearbeitet haben, beschränkten sich zum großen Teil auf einen kurz abgemessenen Zeitraum oder eine Abzweigung mitten in dieser Gattung. Wojciechowskis Buch umreißt mehr denn drei Jahrhunderte aus Polens Literaturbestrebungen vom 16. (hier beginnen die Vorboten des polnischen Romans) bis tief in das 19. Jahrhundert hinein. Eine Fülle von Kenntnissen bringt das Buch in geordneter Darstellungsweise. Die Einführung in die Geschichte des Romans, im ersten Kapitel, ist freilich flüchtig und lückenhaft. — Henryk Schippers Arbeit über den „Sentimentalismus in Mickiewicz' Schaffen" („Sentymentalizm w twórczości Mickiewicza") ist ein aufklärender Beitrag zu dieses Dichters romantischer Periode. Dem vor hundert Jahren verstorbenen (1826) Publizisten und Politiker „Stanisław Staszic" ist ein großes Sammelwerk gewidmet. Staszic hatte sich auch an die Übersetzung der Ilias gemacht, von der mehrere ungeordnete Fragmente in der von Alexander Brückner festgestellten Handschrift des Übersetzers vorhanden sind. Diese Fragmente ordnet und unterzieht einer textkritischen Prüfung Viktor Hahn. Eine feinsinnige, gerechte und in das Wesen des Schaffens sich tief einfühlende Würdigung erfährt die Dichterin „Konopnicka" in der Monographie von Julia Dickstein-Wieleżynska. Die menschliche Persönlichkeit und der schöpferische Mensch werden beide mit gleichem Bemühen in helles Licht gerückt und, wie Kunstwerk mit Leben eng verwebt ist, gezeigt. Jerzy Eugeniusz Płomienski ehrt das Andenken des 1919 verstorbenen Kritikers („Zapomniany krytyk") Tadeusz Dąbrowski, dessen Kriegstagebuch („Usmiechy wojny") aus der Zeit der Russeninvasion 1914/15 er herausgegeben hat und dem er ein verdientes Denkmal aufzurichten sucht. Płomienskis Abhandlung ist nicht nur ein liebe-, sondern auch verständnisvolles Zeichnen und Erfassen alles dessen, was Dąbrowski in dem kurzen Zeitraum seines Lebens gelehrt und geleistet hat. Dąbrowski war einer der ersten, der Urbanismus in der Dichtung forderte, und einer der wenigen, die mit textkritischer Ausrüstung an die Werke Słowackis herantraten.

Deutsche Bücher und deutsche Dichter waren mehrfach Gegenstand der Behandlung. So vor allem Thomas Mann, den Warschau zu Gast hatte, Rilke, Bronnen, Döblin, Hesse, Schaukal — um nur bei den ausführlicheren Aufsätzen zu bleiben. — In ältere Literatur greift zurück die für das polnische Publikum von Jakob Rollauer (nach Simrock) bearbeitete und erklärte „Sage vom Doktor Faust" und „Die Theophiluslegende".

Von neuen Blättern sind zu notieren: „Ruch literacki" (II. Jahrgang) eine literaturgeschichtliche Monatsschrift und „Pologne Litteraire", die für polnische Dichter und Dichtung im Westen Propaganda zu machen bemüht ist.

Lemberg Hermann Sternbach

Schwedischer Brief

Erik Wilhelm Olsons „I morgon" (Morgen) ist ein schmächtiger, einfach-vornehm ausgestatteter Novellenband, der innerlich und äußerlich den Stil des bekannten Verlages P. A. Norstedt och Söner sehr gut repräsentiert. Er wirkt wie ein Prisma, das in seinen Facetten den großen Überfluß der Welt in Verkleinerung sammelt, ihre Lustspiele und ihre Tragödien, und dessen magische Lichtbrechung das Abenteuer im Alltag enthüllt. Einfach, kühl und vornehm ist sein Stil, Zeugnis und Tat einer ungewöhnlich kultivierten Begabung. Sein Widerspiel — im günstigen Sinn — ist die „Schilderung" des Fischerlebens an der schwedischen Westküste von Gustaf Lindwall „Vårt dagliga bröd" (Unser tägliches Brot), ein Buch, das den Alltag im Abenteuer des Meeres und Strandes findet, das von kargem, hartem und gefahrvollem Dasein berichtet, welches gerade deswegen schön und sinnvoll ist; denn es hat noch die schöpferische Unmittelbarkeit des Lebens. Ein Pendant dazu bilden Albert Eklundhs Jagdschilderungen „På jakt" (Auf der Jagd), intime Natur-, Tier- und Menschenbilder, aufgefangen von einem detailsicheren Weidmannsauge, empfunden von einer

Jägernatur, die in kraftvoller Männlichkeit von verstandesvergifteter Zivilisation bewußt zu grausamschönen Urtrieben, an denen wenigstens nichts verfälscht ist, zurückkehrt. Das beste der vorliegenden Norstedtbücher ist aber bestimmt Frau Gurli Hertzman-Ericsons Novellensammlung „Norrifrån" (Vom Norden). Es hat mich überrascht, wie diese göteborger Schriftstellerin, deren bisherige Bücher in Stadtumwelt spielen, sich in die Wildnisse des entlegenen Norrlands hineingelebt hat, wie sie ihre merkwürdigen Menschen, die zähen Kolonisten und die nomadischen Lappen versteht, die in den halbarktischen Einsamkeiten zum Uralt-Primitiven heimkehren müssen, oder es nie verlieren können. Mythos erfüllt die drei Geschichten, die der Titel umfaßt: „Der Kolonist erzählt". Gerade deswegen bleibt ihnen — und auch den anderen Novellen — die übliche, wohlfeile und falsche Romantik fern, die der Krebsschaden der durchschnittlichen Dichtung über Norrland ist.

Von diesem Fehler hat sich der realistische Totalist Ludvig Nordström bestimmt ferngehalten, der Nationalökonomie in Dichtung verwandeln will (was ihm freilich nicht immer gelingt). Diesmal gab er — bei Albert Bonnier — ein Werk heraus, das in gewissem Sinn eine Apotheose seiner Heimat ist: „Stor-Norrland. En andlig totalitet". (Groß-Norrland. Eine geistige Totalität.) Er preist die großen Sägewerks- und Holzhandels-A.-G. als die Befreier Norrlands aus Armut und Abseitigkeit, die diese ungeheure Provinz zur führenden gemacht haben, die für die Geschicke des übrigen — kleinen — Schweden bestimmend sein muß. Ohne Zweifel ist das Werk sehr verdienstlich und in vieler Beziehung eine treffende Neuorientierung, aber doch etwas einseitig. Denn Norrlands Urwälder werden bald erschöpft sein und damit hat die Blüte der Provinz ihr Ende erreicht. Deshalb scheint das Kolonialsystem der Regierung, das einen selbständigen Bauernstand stützt, nicht so unrichtig, wie Nordström glaubt. Und jener ist sicher auch als Kulturträger wichtiger als die wurzellose Klasse der Industriearbeiter, abhängig von allen Klimaumschlägen der Konjunktur. — Aus den bei Bonnier erscheinenden Büchern sei auch der artige kleine Roman von Margit Palmær angeführt „Studentska" (Studentin), der eine gute und humorvolle Schilderung des gegenwärtigen Upsala gibt, ein neues Werk von Rudolf Värnlund (der an dieser Stelle schon öfters genannt wurde) „Upproret" (Der Aufruhr), ein Roman des ebenfalls stark sozialistisch orientierten Eyvind Johnson „Stad i mörker" (Stadt im Dunkel), das vielgelobte Sommerbuch von Sigrid Orlog „Den gyllene fågeln" (Der goldene Vogel) und die Erinnerungen des genialen Zeichners und begnadeten Humoristen Albert Engström (Ur mina memoarer). Bonnier gibt übrigens jetzt auch eine repräsentative Sammlung der schwedischen Literatur seit 1900 heraus „Die neuen Erzähler", die von Professor Fredrik Böök redigiert wird; von den geplanten 24 Bänden liegen bereits acht vor. Erwähnenswert ist auch die schöne Übersetzung der Novellen Bandellos von David Sprengel.

Eine wertvolle Ergänzung (und sozusagen erhellende Kritik) zu den Büchern von Frau Gurli Hertzman-Ericson und Ludvig Nordström bietet die kulturhistorische Erzählung von Carl Edquist „Det stora nödåret" (Das große Notjahr), erschienen im Verlag von Diakonistyrelsen. Die ganze Lebensfülle einer echten (wenn auch primitiven) Kultur strahlt aus diesem Bericht der Schicksalsverbundenheit bäuerlichen Daseins mit den Naturmächten, dem Göttlichen und dem Dämonischen, einem Bericht, der übrigens eine epische Berufung dartut. Soll dieser Reichtum autochthoner Volkskultur wirklich der Industrialisierung zum Opfer fallen, wie Nordström will?

Der Verlag Hugo Geber — dessen Winterbuch „Ett leende" (Ein Lächeln), ein pariser Roman von Birgit Th. Sparre, nachträglich mit Anerkennung genannt sei, da er die Gabe eines freilich noch nicht ganz sicheren Talents ist, ein Buch übrigens, in dem ein Wiener und ein Ungar Hauptpersonen sind — hat im Sommer viel Übersetzungsliteratur herausgegeben, neben verschiedenen Angelsachsen auch Karel Čapeks „Krakatit" und Novellensammlungen von Luigi Pirandello, dem Argentinier A. Giménez Pastor und dem Finnen Pentti Haanpää. Sehr wertvoll in jeder Hinsicht, musterhaft sogar, ist die Pathographie von Bror Gadelius über Tegnér und Fröding „Skapande fantasi och sjuka skalder" (Schaffende Phantasie und kranke Dichter), da sie deutet und erhellt, und nicht verwirrt und herabsetzt, wie es sonst bei Pathographien meist der Fall ist. Diesem Arzt können die Geisteswissenschaften dankbar sein. Ein bekannter Religionshistoriker, Efraim Briem, behandelt „Moderna religionssurrogat", die Ersatzmittel und Verfälschungen wirklicher Religion, den Spiritismus, die Theosophie und Christian Science, die ja nicht nur im Norden zu einer wirklichen Kulturgefahr geworden sind.

Klara Johansson, die führende unter den schwedischen Kritikerinnen, die vor kurzem den 10000-Kronen-Preis der Gesellschaft „De Nio" erhielt, gab bei Wahlström och Widstrand eine ausgezeichnete Sammlung ihrer Essays heraus „Det speglade livet" (Das gespiegelte Leben), ein packendes Bündel tiefer Bucherlebnisse.

Unter den zahlreichen neuen Büchern aus dem Verlag Åhlén och Åkerlund nimmt einen Ehrenplatz der Roman von Ernst Didring ein, „Mästarlotsen" (der soeben auch in Übertragung bei Westermann in Braunschweig unter dem Titel „Mann auf Posten", erschien). Als Fortsetzung von „Stormens öar" („Die Inseln des Sturms" — ebenfalls verdeutscht vorhanden) berichtet er von den weiteren Lebensschicksalen des Lotsen Albert Sjöberg, des kühnen Seemannes in Stockholms Skärgård. Die ewige Unruhe des Meeres und die große Einsamkeit der Inseln (die freilich — und leider — mondän zu werden beginnen) spielt in kampfvolles Menschenlos hinein und in die Vielfalt seiner Auf- und Niedergänge. Eine bedeutende erzählerische Kraft ist hier am Werk, die sich aber doch nicht in die Region großer Epik erheben kann. An die Westküste führt uns der beliebte Prosaist Ejnar Smith mit seiner „Skärgårdshistoria" „Tilleman Kruse". Ein alter Fischer und Schiffer, der mit seinem Sohn in Unfrieden lebte, muß sich als Vormund seiner verwaisten Enkelin annehmen. Der vereinsamte Greis und das kleine Mädel leben in einer Hütte zusammen, naturnahe Primitivität und altkluge Stadtzivilisation berühren sich. Andeutung eines Weltbildes ist immerhin gegeben. Doch mit dem Tode des Alten bricht die Geschichte, deren eigentliche Hauptperson doch Hildur Kruse ist, zu abrupt ab. Deswegen vielleicht, weil die üblichen 250 Seiten schon überschritten waren. G. Martins erzählt in „Granit" die Lebensgeschichte eines Steinbrucharbeiters, der allmählich — unter Verzicht auf die sozialistischen Ideale seiner Jugend und auf die Liebe zum Handwerklichen — zum Leiter einer großen Steinbruchs-A.-G. hinaufsteigt. In diesem „Fresk", das ganz löblich den Segen der Arbeit predigt (aber freilich, bedeutet das nicht vielleicht einen Widersinn gegenüber der Kunstform des Romans?), gibt es ein paar gut aufgefaßte und unterhaltsame Gestalten, vor allem den Verwalter Winter, der eine herrliche deutsch-schwedische Sprachmischung als Verständigungsmittel verwendet. Leichte Ware sind die Geschichten von Theater und Umgebung „Dagsländor och nattfjärilar" (Tagediebinnen und Nachtfalter) von Hjalmar Meißner, und der recht gut konstruierte Detektivroman „Skuggan" (Der Schatten) des vielseitigen S. A. Duse, des Offiziers und Polarforschers.

z. Zt. Upsala — Ernst Alker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Winter. Roman. Von Friedrich Griese. Lübeck 1927, Otto Quitzow, Verlag. 404 S.

Unter den wenigen ganz großen Werken des Winters ist dieser Roman eines der tiefsten und seltsamsten. Griese rechtfertigt das Wort Dichter in dem Ursinn des schöpferischen Gestalters, der aus einer pertuitiven Schau und Versenktheit das Wesen der Dinge erkennt. Und wie aus dem Boden die Früchte wachsen, wie die Erde sie festhält mit ihren Wurzeln, so wachsen die Menschen auf aus seinem mit Visionen, Geheimnissen, lebendigem Sein erfüllten Raum und er breitet vor uns eine riesige Landschaft hin mit Bauern, die karg und rauschhaft zugleich sind, in Gesetzen des Werdens und Vergehens an die Jahreszeiten gebunden sind, zäh an der Erde, der Ackerkrume, der Wiese festhalten und warten, bis ihrer Mühe und Arbeit Lohn wird. Wie der Sommer mit seinem Erdgeruch über Land geht, wie Herbst wird und furchtbarer Winter einbricht, der Hunger und Sterben mit sich bringt, wie menschliche Kräfte sich wehren, Tiere stumm und brüllend in den Ställen liegen, Gesichter hinter gefrorenen Fenstern warten, wie ein einziger seltsamer Mensch über die Naturgeschehnisse hinauswächst und mit der Sicherheit eines Wissenden um die Rätsel der Menschen und der Erde den Weg zur Erlösung aus der Haft der Naturkräfte geht, ist mit jener eindringlichen Gewalt gedichtet, die unserer Sprache innewohnt, wenn ein großer Mensch sie handhabt. Aus dem einfachen Wort wächst das Gesicht der Landschaft, der Atem der Jahreszeiten, Geschehen, Bewegung und Charakter, das Geheimnis und die Macht eines Menschen, die Unergründlichkeit des Erdhaften und das Gesetz des Diesseits, das uns alle aneinander bindet. In seiner Sprache ist jene Sparsamkeit der Grammatik, jene Klangfülle und Schwere der Sätze, die aus sich selbst zur Form werden, wenn sie Mensch- oder Dinggestalt annehmen. Solch ein Werk kommt nur aus der Tiefe eines Herzens.

Berlin — Guido K. Brand

Der letzte Gast. Roman. Von Edzard-Hellmuth Schaper. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Comp. 232 S. M. 3,50 (5,–).

Ein begabter Erstlingsroman, reich und inbrünstig-ekstatisch in der seelischen Selbstentäußerung. Es wird auf einer sehr breiten, fürs Formale oft allzubreiten Basis das Seelenleben eines aufwachsenden Bildhauersohnes, Melchior Bruun, in all seinem fast kosmisch weiten Phantasietaumel verfolgt. Auf bange Kindheitsjahre in der dänischen Heimat, die mit dem Tod des Vaters abschließen, folgen wirre und vergebliche Annäherungsversuche ans Leben, in Berlin und Warschau, schließlich das Ende, das selbstgewählte Hinsinken ins heimatliche Meer. Dieser Melchior ist eines jener von Ahnen und Schicksal her beschwerten, seltsamen und kostbaren Menschenkinder, die immer der „letzte Gast" sind, nie zu den Menschen gelangen, immer im Ich verbleiben müssen. Das drückt sich bei ihm in seinem vergeblichen Muttersuchen (er weiß bis ans Ende nicht, wer ihn gebar) und in seinem steten Sichbelastetfühlen mit der Wesensart des toten Vaters aus. Als er die Mutter gefunden glaubt, ist's eine reiche Frau, die ihn zum Geliebten wünscht. Diese letzte Enttäuschung überlebt er nicht.

Da sich das Formale selten nur diesem regellosen Sturm seelischer Ausbreitung, der bis an Wahnsinnsgrenzen tobt, fügen will, spröde ist, sich nicht ergibt, konnte das Ganze nur ein Versuch sein, begabter Versuch, eine ganz einsame, früh gezeichnete, früh vollendete Seele vor uns sich aus- und zu Ende leben zu lassen.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Die Geschichte der Brüder Chamade. Von Albrecht Schaeffer. Leipzig 1928, Insel-Verlag und Berlin, Horen-Verlag. 232 S.

Diese Geschichte soll die deutsche Bearbeitung eines französischen Originals sein. Schaeffer legt darin die Verschlungenheit der seelischen Fasern einer elsässischen Familie bloß. Dunkle und sonderbare Triebe treten ans Licht. Allmählich enthüllt sich die katastrophale Handlung eines der Brüder, eines Teufels im geistlichen Berufe. Die Familie ging aus einem Städtchen hervor, das tief in der Erdfalte liegt, ständig umhaucht und oft bedroht von der Sumpfatmosphäre. Sowohl geographisch und klimatisch wie auch schicksalhaft von der Vererbung aus, ist die satanische Handlung aufs natürlichste und beklemmendste bedingt. Der Autor erzählt behutsam sachlich, wodurch die krankhaft verknoteten und verrankten seelischen Beziehungen wie von einem geheimen, gottdienenden Richter sanft in der Form, furchtbar in der Tat aufgedeckt werden zum Zweck der Heilung, Ordnung und Sühne. Es wirkt, als ob sich ein reinigender Seelenprozeß vor uns abspiele. Er befreit den Leser mit. Und das ist das köstlichste von den Gefühlen, die dies Werk in uns zum Schlusse auslöst. Die Persönlichkeit des Dichters tritt zurück, wird anonym. Sein Werk ist eine moderne. überaus feinsinnige Erneuerung der chronikhaften Schreibweise.

Münster i. Westf. — Hans Roselieb

Das Wilhelm Schmidtbonn-Buch. Herausgegeben von Max Tau. Lübeck 1927, Otto Quitzow. 436 S.

Die siebzig Geschichten der Papageien. Von Wilhelm Schmidtbonn. Nach dem Türkischen neu erzählt. Stuttgart 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 333 S.

Garten der Erde. Von Wilhelm Schmidtbonn. Märchen aus allen Zonen. Berlin 1927, Deutsche Buch-Gemeinschaft. 435 S.

Die letzte Seite des Schmidtbonn-Buchs von Max Tau gibt Auskunft, daß die wohlüberlegte Auswahl eine Gabe zu des Dichters 50. Geburtstag hatte sein sollen. Der damalige Verlag brach zusammen, und erst durch Übernahme in den jungen, um wirkliche Dichtung ernst bemühten Quitzow-Verlag war das Erscheinen möglich. Das Buch soll auch jetzt noch willkommen sein; denn es kann nie zu spät sein, für den Dichter Schmidtbonn zu werben. Die Auswahl ist so angelegt, daß sie möglichst viele Seiten der dichterischen Ausdrucksform erkennen läßt. Es sind Verse aus dem wichtigen „Lobgesang des Lebens" vorausgeschickt, es sind (aus den „Uferleuten") rheinische Geschichten herausgeholt, Schmidtbonns dichterisch gestaltete Kriegserlebnisse sind bedacht, als „Erzählungen" sind Hauptstücke aus der „Flucht zu den Hilflosen" oder aus den „Unberührten Frauen" gewählt, und dem Märchen- und Legenden-Erzähler ist guter Raum gegeben. Am schwierigsten wäre es gewesen, aus dem dramatischen Schaffen Schmidtbonns etwas auszuwählen; die Wiedergabe einzelner Szenen ist meist ein Malheur. Ich halte daher den Ausweg, den der Herausgeber Tau gegangen ist, für recht gut und günstig: er hat von Jul. Bab einen Essay „Schmidtbonn als Dramatiker" schreiben lassen und wird damit am besten dem nützen, den er zu Schmidtbonn führen möchte, und ebenso dem, der Schmidtbonn kennt und eine solche Zusammenfassung und Gesamtbeurteilung dankbar durchgeht. Wer den Dichter liebt, wird dieses sorgsam gearbeitete Buch verbreiten helfen.

Schmidtbonns oft bewiesene Liebe zum Märchen führte ihn nach dem Orient, zu dem Papageienbuch (Tuti-Nameh), das aus dem Indischen ins Persische und Türkische gewandert ist. Bei uns hat dieses Märchenbuch eine gewisse Verbreitung gefunden durch die Übersetzung aus dem Türkischen von Georg Rosen (1858), aber doch auch erst nachdem (1912) die „Bibliothek der Romane" des Insel-Verlags die alte Rosensche Übersetzung erneuerte. Absichtlich: Übersetzung; Schmidtbonn aber sagt: neu erzählt. Und ich glaube, man wird, wenn nicht forschende, wissenschaftliche Absichten vorliegen, das berühmte Märchenbuch nunmehr nur noch in der Schmidtbonnschen Erneuerung in die Hand nehmen; wer lesen, genießen, sich freuen will, der ganz bestimmt. Niemand wird das große Verdienst und ernste Bemühen eines Mannes vom Range G. Rosens verkleinern wollen. Aber: wenn wir bei Rosen lesen: „Indessen könnte der König auch auf die Bahn des Sprichworts: ‚Alles Neue ist süß', geraten und, den Wert eines alten Dieners verkennend, meiner überdrüssig geworden sein, so daß er in Ermangelung eines andern Vorwandes, mir den Auftrag an das Meer erteilt hätte, um mich aus dem Wege zu schaffen," so ist das gewiß kein schönes und schon gar nicht ein dichterisches Deutsch. Schmidtbonn faßt das in den Satz zusammen: „Es kann nichts anderes sein, als daß er neue Gesichte um sich sehen und mich Alten einfach beiseite bringen will." In dieser Weise ist das Ganze aus dem Scheinbar-Türkischen, aber Un-Deutschen in eine uns genehme, lesbare, dichterische Form umgegossen; und so ist in solchem Sinne das Papageienbuch auch wiederum ein Schmidtbonnsches Buch geworden.

Daß jene, seit 1922 vorliegende Märchensammlung „Garten der Erde", die aus dem großen, weiten Schatz der Märchendichtung aller Völker die köstlichsten Stücke mit sicherem und feinem Gefühl für Echtes, Großes, Tiefes zusammenstellt, in einer Ausgabe vorgelegt wird, die auf Massenabsatz bei einer Leserorganisation gestellt ist, kann man nur mit Freude begrüßen. Diese Neuausgabe lockt hoffentlich den also gewonnenen Leser, auch zu dem anderen Werk des Dichters zu greifen.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Michael und das Fräulein und andere Geschichten. Von Georg Britting. Frankfurt a. M. 1927, Iris-Verlag. 124 S. M. 1,50 (2,50).

Das ist begabtes Kleingeplänkel, hoffentlich vor großem Kampf. Die Geschichten sind fast pointenlos erzählt, aber in ihnen ist dieselbe gesunde Lebensnähe, das gleiche unverwirrt einfache Erleben des Irdischen zu spüren wie in den schönen Gedichten, die der neue Mann hie und da im Blätterwald aufblühen ließ. Prachtvoll das „Duell der Pferde", worin sich zwei Pferde in Tollwut die Haut vom Leibe reißen, bis sie als lebende Kadaver fortgeschafft werden. Hier ist vielleicht starker Nachwuchs auf dem Felde Ludwig Thomas. Warten wir ab, bis ein größeres, weiter gespanntes Zeugnis dieser jungen Kraft vorliegt.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Leute — die sich lieben! Ein lachender Roman. Von Hans Bachwitz. Leipzig 1927, A. Bergmann. 254 S.

Dieser letzte Roman des verstorbenen Lustspielautors hat wieder zweifellos humoristische Qualitäten einer leicht beschwingten Art. Leider deckt aber oft das Bewußt-Witzige den tieferen Quellen entsprudelnden echten Witz zu, so daß dann geschrieben und künstlich erdacht erscheint, was vielleicht intuitiv gewollt war. Ein Junge, Chopinscher Abstammung, Sohn eines dicken, pseudolebemännischen hamburger Kaff ef rmenbesitzers, will unbedingt in Musik, nicht in Kaffee machen, und schließlich wird ihm ein großer Opernerfolg zuteil. Was dazwischen liegt, ist vi l Narretei, Verwechslungs- und andere -komödie und Anekdoten und Gerede Raabescher und anderer Observanz. Die Studentenzeit des jungen Batz in Leipzig erinnert oft an Bierbaums köstlichen „Stilpe", da ist ein ähnlich lächelndes und heiter erwärmtes Sicherinnern an die Stadt Leipzig und die guten Sachsen. Ein reicher Studiosus halb spanischer, halb sächsischer Herkunft, sprachlich wild versächselt, eine Tante, deren unendlichem, ihre:ı toten Gatten betreffenden Anekdotenstrom die Verwandtschaft Batz nicht entgehen kann, sorgen für Erheiterung, und am Ende sind Batz jun. und der Halbspanier zu gehöriger Brautlust gelangt. Es ist schade um Bachwitz. Sein frisches, vielwendiges Erzählen, das auch den Ton des illustren Kaufherrntums von der Waterkant ausgezeichnet trifft, hätte bei weiterer Ausbildung in die Tiefe und Breite vielleicht große Chancen der Entwicklung gehabt, der Entwicklung zum guten humoristischen Roman, der ja in Deutschland mit dem Fernrohr erspäht werden muß. Diese Chancen hat der rasche Tod mitgetötet.

Berlin-Steglitz Werner Schickert

Schattenpuppen. Ein Roman aus Java. Von Willy Seidel. München 1927, Albert Langen. 252 S. M 4,50 (7,–).

In Willy Seidels neuem Roman tritt die Möglichkeit in Erscheinung, daß das Werk bei wiederholter Lektüre gewinnt, obwohl es von Anfang an die dauernde Teilnahme des Lesers in Anspruch genommen hat, — in Anspruch genommen für die Figuren des Geschehens, für die Welt, in der dieses Geschehen sich abspielt, und nicht zuletzt für das Problem, das ihm zugrunde liegt, das ihm seine geistige Färbung, sein Tempo, seine Ursachen und seine Wirkungen vorschreibt: das Problem des Europäers, die rein menschliche Lebensfrage des okzidentalen Ich in der Atmosphäre des insularen Indien. Der Held ist ein deutscher, auf Java naturalisierter Arzt, den eine deutsche Frau aus seiner durch Kokain geförderten Gleichgültigkeit dem eigenen Schicksal gegenüber aufscheucht, der sich zu lösen sucht von dem süßen Gift, dies Wort im engsten und im weitesten Begriff genommen, und einsehen muß, daß es zur Besinnung zu spät geworden ist. Seidel hat dieses Geschehen mit einer aus unmittelbarer Anschauung gesättigten Farbigkeit gestaltet. Ohne sich mit eigenen Meinungen einzumischen, läßt er die Begebnisse aus ihren plastisch geschilderten Voraussetzungen sich entwickeln, dergestalt, daß beim Leser immer die Illusion vorherrscht, er selber sehe alldem zu und höre die mannigfaltigen Stimmen der verschiedenfarbigen Menschen und vernehme all die Geräusche der betörend bunten Welt mit ihrem verschwenderischen Duft aus zauberhaften Blumenkelchen. Und als wäre er selbst es, der alles dies von einer höheren Warte aus mit kaustischem Humor betrachtet. So fügt er sich am Ende auch der Einsicht in die Notwendigkeit dieses Schicksals, das besagt, daß ein Entwurzelter nicht wieder heimkehren kann, weil er die Heimat verlor an ein Sichgehenlassen, das von ihm, ehe er etwas davon ahnte, Besitz ergriffen hat, ohne ihm etwas dafür zu bieten als ein gewisses weißes Pulver in einer Schildpattdose. Zwei Wege gibt es nur, die da drüben so etwas wie Glück ermöglichen: saubersteś, eindeutiges Beharren auf dem Standpunkt des weißen Mannes, oder völlige Hingabe an die Wesensart des Landes. Auch in Seidels Roman kommen solche Typen vor. Der dritte Weg ist ohne Ziel und ohne Frucht; er endet im Nirwana der künstlichen Betäubung. Der Verfasser dieses Romans, ein Dichter von Rang, beweist es ohne andere Argumente als diejenigen, die nur dem Dichter zur Verfügung stehen — durch die Argumente gestalteten Lebens, das weit über das Behagen einer übrigens glänzenden Unterhaltung hinweg an stark schwingende Saiten im Innern des Lesers rührt.

Kassel Will Scheller

Verschwende — und gewinne. Von Friedrich Freksa. Berlin 1928, Karl Windler, Brunnen-Verlag. 184 S.

Ein anmutiges Thema. Eines Dichters Thema.

Geehrt und geachtet sei der brave Sparer! Aber tausendmal gepriesen jener, der frei vom bürgerlichen Geldbegriff, ein ernst und lächelnd bewußter Verschwender, der irdischen Güter genießt, ehe Rost und Motten sie fressen! Jener, der nicht zum Hörigen des Geldes wird, sondern hingegeben dem Rausch goldenen Überflusses, sich Wunsch und Stunde gewährt, ehe sie müde verwehen; in Weisheit vorausahnend, unbenommen, ewig, sie ins Unendliche spiegelnd, lebt Erinnerung von solcher Erfüllung zur rechten Zeit. Steht nicht der Götter Lächeln über dem Verschwender? Und das Gesetz, das dem Gewinn verheißt, der zu wagen wagt?

In vielen kurzen, gut pointierten Geschichten erbringt Freksa den Beweis für sein Titelwort. Es fehlt weder an Variationen noch an Wiederholungen. Dennoch ermüden diese nicht. Denn alles in dem kleinen Buch ist so wohlgelaunt, so heiter und oft überlegen. Und bald wird der Leser an die großen Stätten internationalen Lebens, bald in die Erdenwinkel von Ulm oder Ingolstadt geführt.

Lang ist der Vormittag vergangen, da zwischen elf und zwölf Uhr die Hosentaschen voller Tantiemen-Goldstücke Otto Erich Hartleben selig die Friedrichstraße entlang ging und jedem Mädchen, das ihm begegnete, ein Goldstück schenkte. Unvergessen jedoch lebt und lächelt sie weiter, diese Stunde. Anderen Gewinn wiederum erntet der Abenteurer Johnny, der in vier Ehen ein und derselben Frau vier Vermögen opferte, der Kellner, dessen Traum nach der Welt eine Erbschaft ermöglicht, die ihm zweieinhalb Jahre erlaubt an den Tischen zu tafeln, an denen er sonst dienend stehen muß.

Ja, es lebe der weise Verschwender, es lebe das Häuflein jener happy few, die in einem köstlichen Trank den Becher des Lebens austrinken, an dem die Ängstlich-Sparsamen nur nippen.

Dornburg a. d. S.
Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Die ungleichen Zwillinge. Ein Schelmen- und Tugendroman in einer Vorgeschichte und sechzehn Stationen. Von Ludwig Mathar. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 448 S. M. 5,– (7,–).

Man muß wissen, Ludwig Mathar kommt aus Monschau, einem kleinen Vennstädtchen an der Westgrenze. Er kennt

sein Volk, knorrige, derbe Menschen, seine Feste, volkstümlicher und religiöser Art. und seine Weine. Die muß man probieren! Er fabuliert mit der Lust eines trunkenen Zechers, eines weltfrohen Mönchleins, das gefüllte Glas vor sich auf dem Tisch, nun kann es losgehen: Weg mit der Trübsal und der Grübelei, Sonne und Frohsinn herbei, Schmerz wird Heiterkeit, die Dummheiten und Fehlgänge der Jugend werden die köstlichsten Taten. Es kommt nicht auf das Was des Romans an, sondern auf das Wie. Er sprudelt und quirlt vor Laune in saftiger, strotzender Sprache; dazu kommt ein gewürzter Humor, Freude am Schalk und an Eu nspiegeleien. Es ist die Geschichte von Till und Will, den Zwillingen, die wi Werktag und Sonntag zusammenpassen. Herrlich ist das Kapitel, in dem Till als Heiliger nach Rom geht und als ein Weltkind zurückkehrt. Hier tönt das Lachen einer freien starken Diesseitsbejahung. Darob verzeiht man Mathar manche Entgleisung. Wer in trüben Stunden zu diesem Buch greift, wird sich bald mit dem Autor freuen.

Berlin — Max Spanier

Kleine Geschichten aus Taunus und Westerwald. Von Johanna Schlosser. Hachenburg/Marienberg, C. Ebner. 114 S.

In den Dorfgeschichten unserer besten Volksschriftsteller wird auf dem Untergrund eigentümlicher Sitten und Bräuche das bäuerliche Leben im Wechsel von Freud und Leid dargestellt mit allen Abtönungen und Abstufungen bis zur erschütternden Tragik, die in primitiven Verhältnissen ebenso häufig zu finden ist wie auf den Höhen der Zivilisation, wenn sie auch dort nicht dieselben sensationellen Formen annimmt. Dieser Nachtseite des Daseins hat sich Johanna Schlosser ausschließlich bemächtigt, und sie hält in ihren gestrafften Erzählungen die düstere Klangfarbe fest, ohne sie durch irgendwelche humoristische Zutaten abzuwandeln. Sünde und Rache, Zerfall und Vernichtung, Einsamkeit und Tod schl ichen wie nicht zu bannende Gespenster unter diesen armseligen Walddörflern umher, und die Nemesis folgt dem V rgehen mit bisweilen unwirklicher Geschwindigkeit auf dem Fuß. Der Schauplatz ist durch knappe Landschaftsschilderung und Verwendung der Mundart im Gespräch gekennzeichnet; das im Taunus und Westerwald festgewurzelte Volkstum uns im Sinne der Heimatkunst nahe zu bringen, ist die Absicht der Verfasserin offenbar nicht gewesen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Tulipan und die Frauen. Roman. Von Hermann Eris Busse. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 328 S.

In diesem Buch, das zwar der Gegenwart angehört, sich aber von der Berührung mit dem Zeitgeist fast ängstlich freihält, regt sich eine unverbrauchte dichterische Kraft, die eben durch ihre Eigenwilligkeit für sich einnimmt. Eine warme Sinnlichkeit, die sich nichts weniger als schüchtern gibt, durchpulst Personen und Geschehnisse. Des Verfassers frohes, freies Künstlertum fragt nicht viel nach landläufiger Moral, und auch der Leser folgt ihm hierin willig, weil sich alles gewissermaßen mit Naturnotwendigkeit aus dem romantischen Charakter des Helden und seiner Umwelt ergibt. Wenn ihm schließlich seine Frau nach einer wohlverdienten Strafpredigt verzeiht, daß er „von sattem Glück und weichem Bett weg" als Landstreicher in die Welt gelaufen ist, warum sollten wir Unbeteiligten ihm darob gram sein? Wir dürfen ja hoffen, daß sein siedendes Blut sich nach dieser letzten Wallung für immer abgekühlt hat, und daß aus dem „Possenreißer des Gefühls" der wertvolle Mensch geworden ist, zu dem ihn die Natur bestimmt hat. In Busses Loblied auf Wein, Weib und Gesang ist von geistiger Kultur so viel eingegangen, daß wir hinlänglich Anregung zum Nachsinnen über seltsame Lebenswege und Schicksalsverschlingungen empfangen. Und in dem Roman, den der Freiburger in Freiburg, im südbadischen, spielen läßt, blüht ein seßhaftes und selbstsicheres Bürgertum, dem bei aller ihm zugesprochenen Leichtblütigkeit die Zukunft offen steht. Was Busse da aus seinem Innern geholt hat, wenn auch schwerlich ohne Beihilfe vertiefter Wirklichkeitserscheinungen aus nächster Nähe, bietet er in sprachlichen Ausdrucks ormen dar, die das Vorhandensein eines noch wenig angetasteten Eigenkapitals bezeugen.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Der große Teppich. Roman. Von Georg Hirschfeld. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 289 S. M. 3,– (5,–).

Hirschfeld ist in letzter Zeit von unheimlicher Produktivität. Ich zähle in der Spanne eines Jahres mindestens drei Romane. Das scheint aber nicht unbedingt zum Nachteil für die Qualität seines Geschriebenen zu sein, nach vorliegendem Roman zu urteilen. Es ist ein flüssig geschriebener, problem- und menschenreicher Zeitroman, reif im Stil und der Grundstimmung des Lebensausgleichs, der die Tragödien mildert. Da steht neben Lukas Gondermark, dem Weltwanderer und erfolgreichen Autor indisch getönter Erlebnisbücher, sein Bruder Ralf, der nach einem Leben des Gehetztseins zwischen Geschäft und Vergnügen sich in seiner Grunewaldvilla erschießt, als ihm Konkurs droht. Seine Frau, Vera, wird Lukas' Frau, aber die äußerem Taumel geneigte, wenn auch tieferer Lebensauffassung nicht ganz abgeneigte Frau kann von dem weltüberwindenden Innenmenschen Lukas restloses Glück nicht empfangen. Ein tragisches Ereignis löst die Ehe, sie wird mit einem schwankenden, aber eben „heutigeren" Mann, einem Kabarettkünstler, glücklich. Lukas zieht sich in die Einsamkeit eines Besitztums zurück, findet endlich in seiner Sekretärin das Du der wahren Ehe. Das ist lebhaft und ohne jeden Schwulst, dabei durchaus nicht ohne „Tiefengang" erzählt und es zeigt sich wieder Hirschfelds besondere Begabung für das Szenische menschlicher Auseinandersetzungen. Da ist oft Drama im Roman. Seine Bücher liegen auf einer durchaus annehmbaren, ja für Deutschland wünschenswerten Ebene zwischen Unterhaltungsbuch und hoher Dichtung. Für den Gesellschaftsroman im besonderen bringt er ungewöhnlich geschliffenes Rüstzeug mit.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Anthologie jüngster Prosa. Herausgegeben von Erich Ebermeyer, Klaus Mann, Hans Rosenkranz. Berlin 1928, J. M. Spaeth. 283 S. M. 4,50 (6,–).

Die deutsche Sprache ist schwer, aber doch manchmal nicht schwerer als die einfache Logik. Die Vorrede der Herausgeber hätte sich begnügen dürfen, größtmögliche und unbedingte Objektivität in der Auswahl anzukündigen; sie mußten es aber größtmöglichst und unbedingtest haben, und somit ist der Stil der Einleitung nicht „der idealste". Dieser Einwand gilt gegen eine der Richtungen, die in dem Buch vertreten sind, gegen die vom französisch n Prosastil angehauchte. Die französische Sprache gestattet eine Häufung der Attribute, die der Charakter der deutschen Sprache nicht ge-

stattet. Joachim Maas hätte seine inhaltlich ansprechende Skizze „Die Namenlose aus der Seine", wenn ihm schon das Gesetz der deutschen Sprache entglitten ist, französisch schreiben müssen; es hätte sich wohl ein Übersetzer gefunden. Aus der entgegengesetzten Himmelsrichtung kommt Boris Silber, der bei ein gen Schnitzern in der Z itfolge doch besseren Willen zur deutschen Sprache beweist und in gelöstem, lebendigem Stil die Karamasowiade „Koljas Flügel" vorträgt. Hans Lorbeer mit „Die junge Mutter" und Werner Türk mit „Kellernächte" geben Einsätze zu sozialen Romanen, denen die Fülle noch Wucht bringen mi ßt. Das gleiche gilt auf dem Gebiet des Psychologischen von Manfred Sturmann („Abschied von Europa"), Hilde Böhm („Theater"), Michael Ney („Vom Leben des Studenten Raimund"). Auch Willi Schäferdieck, der Dichter des Leiferde-Dramas „Mörder für uns", bietet leider nur zwei Bruchstücke aus einem Roman des Zusammenbruchs, den er uns als Ganzes vorlegen sollte, damit wir seinen moralistischen Schwung in einem soliden Körper erkönnten.

Die Zahl der Fertigen, die unverkennbar wissen, was sie wollen, und ihren Willen mit Können ausfüllen, ist drei: Georg von der Vring mit der Soldatengeschichte „Die Furt", Manfred Hausmann mit „Zwei Mörder grüßen das Leben", und W. E. Süskind mit dem ironisch-ästhetisch gebändigten Amerikanismus seines „Valentino".

Das Wohlwollen für das Ganze des Buchs, um das die Vorrede wirbt, versteht sich von selbst, und man kann dieser Anthologie jüngster Prosa nur von Herzen das Echo wünschen, das ihre Fortsetzung in kommenden Jahren ermöglichen würde! Unter den Freunden deutscher Prosa sollte der Wunsch, über die neuen Hoffnungen unterrichtet zu werden, selbstverständlich sein. Und für die jungen Erzähler ist eine solche Tribüne lebensnotwendig. Der rauhere Teil einer Schule der Erzähler ist der Unterhaltungsteil der Tageszeitung, wo erbarmungslos nach dem Bedürfnis der Leser gesiebt wird. Diese Schule ist nicht zu unterschätzen, aber es ist auch sicher, daß ihre Ergebnisse vor höheren Ansprüchen nicht bestehen, wenn ihr Wirken nicht durch vornehmere Triebkräfte gesteuert wird. Die Anthologie jüngster Prosa 1928 ist der Kampfplatz eines edlen Wettbewerbs. Wir hoffen auf weitere Bände.

Köln — Eduard Reinacher

Die Nürnberger Reise. Von Hermann Hesse. Berlin 1927, S. Fischer. 124 S. M. 3,– (4,50).

Der verhaltene Humor einer Berührung des Einsiedlers Hesse mit der „Welt". Mit Dank sehen wir diese zuerst in der „Neuen Rundschau" erschienenen Blätter nun in so angemessenem Gewand selbständig geworden in unseren Händen. „Wir", das sind natürlich die Literaten und Interviewer, und ausführlich, geradezu urgemütlich schließt er sich uns auf, trinkt da und dort einen Schoppen mit uns, verrät etwas von seinen siamesischen Freunden in Zürich, schwärmt von seinen Heimatgefühlen in schwäbischer Landschaft, die er von Tuttlingen über Blaubeuren und Ulm bis Augsburg in fast archaischem Reisetempo durchmißt, schimpft unverfroren über die lieblose Geschäftsstadt, die das alte Nürnberg erdrückt, und versäumt nicht, uns unter die Nase zu reiben, wie wenig ernst er uns (und sich selbst) im Zeichen literarischer Betriebsamkeit nimmt. Der kleine Teufel, der uns dabei beim Kragen hat, ist, wenn wir ihn überhaupt bemerken, ein graziöser Schalk und benimmt sich würdig, fast ernsthaft. Hesse wittert Humor. Und im Augenblick, da wir Mitreisenden vielleicht könnten vertraulich werden wollen, ist er schon ausgestiegen. Was hat er erzählt? Kleinigkeiten wohl, vielleicht Empfindsamkeiten, jedenfalls nichts von erheblichem Kurswert. Aber die Stimme klingt nach. Das war alles sans phrase und klang sehr deutsch und gewissenhaft.

Mannheim — Erich Dürr

König Ernemanns Rosengarten. Roman. Von Adolf Obée. München 1927, Georg Müller. 224 S. Geb. M. 2,–.

Was soll, fragt man sich auf den ersten Seiten, bei so viel braver Märchensüße des Titels die ausgeprägte Hamsun-Kopie im Stil? Am Schluß, wenn hemmungslos der süße Gott der Versöhnung gesiegt und den Segen des Kapitals über Gerechte und Ungerechte ausgestreut hat, fragt man nichts mehr. Man erklärt sich manche Entgleisungen und Enttäuschungen daraus, daß hier einer mehr versucht, als er kann, z. B. auch wenn er sein „abendfüllendes" Büchlein einen Roman nennt. Man wünscht seinem Talent, das sich zuweilen in hübschen Einfällen und geschickten Stoffgruppierungen zeigt, bescheidenere Ziele als einen Gesellschafts- und Industrieroman.

Mannheim — Erich Dürr

Am Eichentisch. Erzählungen. Von Peter Dörfler. München 1927, J. Kösel & Fr. Pustet. 254 S. Geb. M. 5,–.

Die sorgfältig erworbene Erzählertechnik Dörflers befriedigt ein Bedürfnis nach unterhaltsamer Erbauung. Einfache, meist aus dem bäuerlichen Leben wachsende Beispiele der Bestätigung christlicher Sittlichkeit sind auch in diesem reichhaltigen Band manchmal zu feiner und stiller Größe hinaufgeführt, gedanklich wenigstens, und ein bißchen im Stil von Reminiszenzen aus der „guten alten Zeit". Aber ein Erzähler mit so volkstümlichem Ziel müßte schon ein Johann Peter Hebel sein, um durch die originale Kraft des Ausdrucks auch für die deutsche Literatur eine Bereicherung zu bedeuten.

Mannheim — Erich Dürr

Ergo sum. Jahre des Reifens. Von Oscar A. H. Schmitz. München 1927, Georg Müller. 390 S. M. 6,– (9,–).

Bedeutenden Vertretern der deutschen Selbstbiographie erging es so, daß sie über die Schilderung ihrer jüngeren Jahre nicht wesentlich hinausgekommen sind. Daß dies viel für sich haben kann, zeigt das Gegenbeispiel der dreibändigen Schmitzschen Selbstdarstellung. War im ersten Band der Werdegang, im zweiten die literarische Umwelt des Autors interessant, so identifiziert sich nun die Schilderung der letzten achtzehn Jahre bis 1925 so vollständig mit der persönlichen Existenz des Verfassers, daß sie eigentlich nur noch wie ein Tagebuchauszug wirkt. Es fehlt die Distanz zu einer als Ganzes gestalteten Selbstanalyse. Was zwischen Reisedaten und private Beziehungen an allgemeinen Betrachtungen und Exkursen gestreut ist, teilt sich als Bildungsbestand zumeist in allzu glattem Geplauder mit: Erkenntnisse zitatenreich aus zweiter Hand. Diese gipfeln (gestützt durch eine sehr einseitige Erfassung Kants) in einer geistigen Relativitätstheorie, deren „Summa summarum" sich zu einem ziemlich blaß formulierten Individualitätskult bekennt. So ist dieser Band denn weniger als eigenwertige Schöpfung zu beurteilen, denn als ergänzende lebensgeschichtliche Erläuterung für die Leser der Schmitzschen Werke, denen die eingehenderen Ausführungen über Schmitz'

Stellung zur Psychoanalyse, zum Weltkrieg, zur Astrologie denn auch willkommen sein werden.

Mannheim — Erich Dürr

Muckipuckis wundersame Fahrten und Abenteuer. Von Richard Zoozmann. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 250 S. Geb. M 5,50.

Dieser „Roman für größere Kinder" ist nicht so originell, wie es der Waschzettel des Verlegers wahr haben möchte. Hoch über ihm, unendlich hoch, schwebt Niels Holgerson mit den Wildgänsen (Selma Lagerlöf), geht Peterchens Mondfahrt (Gerd von Bassewitz). Auf dem hundertsten Teil des mit ihm bedruckten Papiers ist Storms kleiner Häwelmann hundertmal so dichterisch. Zoozmanns Naivität ist erkünstelt, sein Witz billigstes Feuilleton, und seine Art, zu moralisieren und zu belehren, hat sich die Kinderliteratur gottlob seit über einem Vierteljahrhundert abgewöhnt.

Berlin — Rudolf Frank

Die Last des Schweigens. Roman. Von Waldemar Damer. Leipzig 1927, Theodor Weicher. 191 S. M. 3,– (4,50).

Das Problem an sich ist nicht übel: soll man im gegebenen Fall das Schweigen über Vergangenes brechen, oder die Last des Schweigens weiter tragen, bis es vielleicht Glück, Freundschaft, Ehre, Liebe zerbricht? Waldemar Damer hat sich der Schwierigkeit, die die künstlerische Bewältigung und Lösung der Frage in sich birgt, nicht völlig gewachsen gezeigt. Was er da gewissermaßen als „erläuternde Handlung" bringt, ist noch nicht genügend ausgereift. Es ist noch allzu romanhaft im alten Sinn, und auch die Sprache schwelgt in Floskeln und Wendungen, die in ihrem Schwulst und ihrer abgegriffenen Prägung zum Teil ganz unmöglich sind. Bei harmlosen Lesern mag das Buch immerhin Spannung und Rührung auslösen. Einer literarischen Wertung hält es, besonders infolge seiner sprachlichen Unzulänglichkeiten, nicht stand.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Der Treulose. Novellen. Von Hans Bethge. Berlin 1927, Universitas, Deutsche Verlags-A.-G. 155 S.

In seiner stillen, vornehmen Art erzählt Hans Bethge ein paar knapp geformte Novellen oder besser Skizzen, deren Thema die treulose Frau ist, die dem Mann nicht im eigentlichen Sinne treulos wird, und ihn nicht etwa gröblich hintergeht, sondern die aus Beweggründen der verschiedensten Art einem anderen den Vorzug gibt. Tragisch oder heiter ist der Ausgang. Dazu ein paar „Miniaturen", kleine Gedichte in Prosa, voll Duft und Eigenart. Eine feine, unaufdringliche Kleinkunst wird hier geboten, die in der Stille genossen sein will, bei der man nachdenklich gestimmt wird, wie bei einer Handvoll Herbstblumen mit ihrem Abglanz des Sterbens auf der einen Seite und ihrem bunten Farbenspiel auf der anderen.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

München Zwei. Drin und drum herum. Geschichten. Von Fritz Müller-Partenkirchen. Leipzig 1927, L. Staackmann. 223 S. M. 3,– (4,50).

Fritz Müller-Partenkirchen, der durch seine zahlreichen humorvollen Skizzen und Novellen schon lange vorteilhaft bekannt geworden ist, geht auch in seinem neuesten Band „München Zwei" wieder auf sein Lieblingsthema, die Darstellung seiner bayerischen Landsleute, ihrer Eigenheiten und ihrer urwüchsigen Natur zurück. Wiederum weiß er allerhand Charakteristisches und Lustiges von ihnen zu erzählen, wobei ihre Gemütsart und ihre besondere Veranlagung vortrefflich beleuchtet sind. Hier und da sind auch wohl ein paar ernstere oder gar tragische Konflikte angegriffen; doch selbst hier wirkt, wie es in der Art des Verfassers liegt, ein leiser Humor mildernd und versöhnend. Im ganzen überwiegt die heitere Kleinkunst der knappen und in sich geschlossenen Skizze, in der der Verfasser es zu einem besonderen Könnertum gebracht hat.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Der Philosoph von Schneizleck. Ein humoriger Roman. Von Hans Nikolaus Mang. München 1927, Delphin-Verlag. 334 S.

Ein bißchen bunt geht es in dem „humorigen Roman" von Mang zu, ein bißchen sprunghaft und künstlerisch ungebändigt. Aber gleichwohl: der Verfasser, dessen Name mir bisher nicht begegnet ist, hat Talent und Humor, der in strotzender Fülle aus diesen krausen Erlebnissen eines alten „bierfröhlichen" Urbayern spricht. Was er da alles an Reden und Widerreden, an Glossen und ulkigen Randbemerkungen „verzapft", ist schon des Lesens wert. Ein amüsantes Buch, kantig und derb, wenn auch allzusehr in die Länge gezogen.

Frankfurt a. M. — Richard Dohse

Ein Meister der Liebe und andere Erzählungen, Legenden, Märchen. Von Herbert Hahn. Stuttgart-Gablenberg 1927, Ernst Surkamp. 218 S. Geb. M. 5,50.

In dieser Geschichtensammlung ist eine feine Begabung zu spüren, die allerdings noch nicht den richtigen Weg gefunden hat. Es stört eine Verstiegenheit der Symbolik, die nicht etwa einem Übermaß an Phantasie entstammt (das wäre ein Plus), sondern einer nicht das rechte Wort findenden Unklarheit; es stört eine Geschwollenheit des Ausdrucks, der sich um dichterische Werte bemüht, ohne die Dichtersprache zu beherrschen. Der Wunsch, zuviel sagen zu wollen, verdirbt manches schön empfundene Stück. Dagegen ist anderes, schlicht Erzähltes, gut gelungen — ich nenne Stücke wie „Der alte Jude" oder die innige „Hirtenlegende". Am besten, ausgeglichensten erscheint mir das Märchen vom „Sternenröslein" mit seiner an Andersen erinnernden Mischung von Güte und leiser Ironie. Ich möchte Herbert Hahn wünschen, daß er sein künftiges Schaffen auf diesem famos erzählten Geschichtchen (hier sitzt tatsächlich jedes Wort) aufbaut und die Sternenklarheit und Rosenreinheit, die ihm sonst etwa anhaftet, mit ein wenig — nur ein wenig — Erdenschwere untermischt.

Berlin — Lili Lorsch

Onkel Elias. Ein Roman der Lebensfreude. Von Felix Janoske. Leipzig 1927, Fr. Wilh. Grunow. 223 S.

Mit einer fabelhaften Leichtigkeit und Sicherheit ist die Geschichte erzählt, und in all den Szenen, die von der Musterökonomie des Onkel Elias, der eine Seele von Mensch ist, handeln, läutet es lieblich ins Wiesental hinein, als wäre die ganze Landschaft blank aus einer nürnberger Spielwarenschachtel gekommen.

Jedem Griesgram sollte man den Roman in die Hand drücken: nimm, lies und freue dich! Jedem Sorgenvollen ihn geben: Laß dir die schweren Falten aus der Stirne streichen! Aber vielleicht werden ihn die hellen Menschen doch am besten verstehen.

Immer wieder springt, wie eine Goldader, ein wunderbarer Humor als freudige Heiterkeit, als derbsinnliche Lebenslust aus dem Roman empor, und er wirkt darum so hell, erquickend und kräftig, weil er Nebenerscheinung ist und wohltuend das ernste Werk durchzieht, gleichsam nur in Stunden des seelischen Gleichmaßes wie ein lange verborgener Brunnen zutage tritt.

Wien — Albert Leitich

Cagliostro. Roman. Von Johannes von Guenther. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 418 S. Geb. M. 8,50.

Zwischen Rabelais und Casanova. Guenther hat recht getan, den liebenswerten Gauner trotz mancher literarischen Antezedenz uns wieder einmal vorzuführen. Das Buch ist saftig, bunt und oft auch spannend — Labsal für einen, der durch die historische Belletristik dieser Zeit sich frißt. Dennoch: am Karat des rohen Diamanten gemessen ist die Raute, die Guenther sich da erschliffen hat, zu klein. Zu viel fällt unter den Tisch: Cagliostros Werden, Cagliostros Niedergang (der der eigentliche Romanstoff wäre!). Das dankbare Sujet verpflichtet, es sich schwer zu machen. Guenther gibt sieben Stationen auf Cagliostros Weg — Zustände, niemals Wandlung. Die fällt dramatisch-undramatisch in den Zwischenakt. (Besser, er hätte die Zwischenakte gedichtet.) Das ist mehr als bedenklich. Das ist, vom Standpunkt ernster epischer Kritik gesehen, fast schon ein — Nein, kein Todesurteil. Trotz dieses Einwands, und obwohl es, verzeihen Sie, ein wenig kindlich ist, Freimaurer als Idioten hinzustellen (Kapitel „London"), und obwohl, verzeihen Sie, das Nachwort, das um Gottes willen nichts gesagt und nichts gemeint haben will, nicht eben an einem Übermaß guten Geschmacks laboriert, bleibt das Buch — schon dem famosen Kapitel „Petersburg" zulieb — sehr lesenswert. Nicht nur Menschen — eine ganze Zeit steht auf. Was will man mehr von einem historischen Roman?

Wien — Robert Neumann

Zwanzig Blätter ... Aus dem Tagebuch einer Frau. Von Heinrich Teweles. Leipzig 1927, Köhler & Amelang. 179 S.

Ein belangloses Buch. Auf 179 Seiten Bilder aus einem Frauenleben des vorigen Jahrhunderts zu beschwören und das „Wichtigste" dieses Lebenslaufes darin festzuhalten, reicht weder die Persönlichkeit dieser Frau noch die zaghafte Hand ihres Autors aus. So bleibt einzig der Eindruck von allzu wichtig genommener Nichtigkeit haften.

Mannheim — Paula Scheidweiler

Der Glockenkrieg. Roman. Von Ernst W. Freißler. München 1927, Albert Langen. 252 S. M. 6,— (8,50).

Der unter dem Namen E. W. Günther bekannt gewordene Mitarbeiter des „Simplizissimus" hat in dem vorliegenden Werk einen köstlichen humoristischen Bauernroman geschaffen, der, abgesehen von dem etwas romantischen Schluß, in allen Teilen helle Freude weckt. Die Geschichte spielt in zwei italienischen Bergdörfern, die sich dem von außen immer näher heranrückenden industriellen Leben ganz verschieden gegenüberstellen. Das eine stemmt sich in bäuerischer Stiernackigkeit dagegen und torkelt so dem wirtschaftlichen Ruin entgegen, das andere öffnet ihm in leichtsinniger Lebenslust Tür und Tor und lacht und schwindelt sich schnell zu Wohlhabenheit empor. Kein großes Geschehen, mag man einwenden. Gewiß nicht; aber genug, um dem Verfasser Gelegenheit zu geben, eine Fülle von köstlichen Gestalten lebendig zu machen, die alle so scharf umrissen und drollig dargestellt sind, daß man aus dem künstlerischen Entzücken und behaglichen Schmunzeln nicht herauskommt. Und wie er erzählt! Scheinbar ganz formlos, als böte er eine schlichte Dorfchronik, von irgendeinem harmlos plaudernden Einödpfarrer erzählt, und gibt doch reifste stilistische Kunst, die turmhoch über die vielen sich dichterisch gebärdenden Dorfromane hinausragt.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Bestrickungen. Novellen. Von Theodor Däubler. Berlin-Grunewald 1927, Horen-Verlag. 147 S.

Erinnerungen Däublers, novellistisch gestaltet — aber sie bleiben seltsam trocken! Die triestiner Landschaft, Paris: Orte und Gegenden voll Spannungen, Farbe, Reiz und Bewegung — doch Däubler reiht holprige Sätze aneinander! Mühsam die Gedanken, welche die Erinnerung beschwört, kurzatmig die seelische Bewegung, welche sonst die Gedichte Däublers zum Tönen bringt.

Ein Däubler ohne Klang — seltsam! Wollte Däubler sachlich sein und blieb karg? Wollte er ohne Pathos erzählen und wurde spracharm? Der Verlag gab dem Buch eine ausgezeichnete Ausstattung.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Dämonen und Narren. Drei Novellen. Von Heinrich Eduard Jacob. (Raimund, Byron, Nero.) Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 228 S. M. 4,— (6,—).

Welch ein gesundes, kräftiges Buch! Es weht in ihm etwas von der ursprünglichen, derben, tapferen, genialen Komödiantenluft des vergangenen Jahrhunderts, in dem Schauspieler-sein noch nicht ein Beruf, sondern eine Berufung war. Verrückt — und trotzdem! ausgeübt.

Welch ein tragischer Dichter in diesem Komödianten Raimund, welch ein genialer Komödiant in jenem Tragiker Byron (Nero liegt ein wenig abseits, ein wenig von außen gestützt, nicht so zentral gepackt). Irgendein sprachmusikalisches Element, ein fast dämonisches Wissen um die alte, jetzt verkommene Kunst großzügiger, komödiantischer Rhetorik, die in jedem Atemzug Ausdruck eines Menschen und einer Landschaft war, geistert in diesem Heinrich Eduard Jacob, ein bauernstark ursprünglich revolutionäres Element des Gefühls, eine schauspielerische Lebendigkeit, die sich schriftstellerisch umsetzt. Ein gesundes, ein kräftiges, ein liebenswertes Buch.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Der Weg aus der Brunnenstube. Roman. Von Anton Dörfler. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde. Wegweiser Verlag. 264 S.

Die Geschichte des Menschen, seines Suchens, Irrens, Träumens, Erwachens. Reinalt heißt er hier, der Arzt und Träumer, der nichts in der Wirklichkeit erlebt, was er nicht oft schon dutzend- und hundertmal genau oder ähnlich vorher träumend erfahren hätte, dem das Leben dadurch immer mehr zum Theater wird, der aus dieser Einstellung heraus auch mit dem besten Willen keinen Unterschied zwischen Gut und Böse empfinden kann. „Wer einmal in die geheimste Brunnenstube seines Innern den Gang gewagt, auch durch die letzte Tür in die letzte Einsamkeit geschaut hat, der weiß dann, daß unsereinem ... kaum mehr was in sich selber zu tun bleibt."

Er ist keiner von den selbstverständlich Lebenden; sein Leben ist unbehindertes Suchen nach einer Tat. So wird er ein

Mann der Einsamkeit aus innerster Veranlagung. Und ihm verwandt sein Freund, Schindler, der verträumte Lehrer, der Schauspieler, Kapellmeister und Regisseur ist, wenn auch nur vom Strubacher Liebhaberverein. Beide abseits nicht nur von Strubach, sondern von der Welt, beide mit großer Liebe und innerlichem Eindringen gezeichnet ebenso wie Agnes, die Geliebte und spätere Gattin des Arztes.
Der Verfasser, der nicht mit Peter Dörfler zu verwechseln ist, begegnet mir auf dem Gebiete des Romans zum ersten Male, und ich stehe nicht an, ihn eine starke und verheißende Begabung zu nennen sowohl was Linienführung seiner Charaktere wie Eigenart der Gedanken und Entwicklung einer stets fesselnden inneren Handlung betrifft.

Danzig — Artur Brausewetter

Zenobi. Roman. Von Efraim Frisch. Berlin 1927, Bruno Cassirer. 286 S. Geb. M. 6,50.

Eine ähnliche Type wie Thomas Manns Felix Krull ist dieser Zenobi, geborener Hochstapler aus Reichtum an ungezügelter Einbildungskraft und aus dem Drang, öffentlich eine Rolle zu spielen, ein Stück Künstler, der in Verkleidungen schwelgt, ein Stück selbstgefälliger Idealist und Menschenfreund. Der Verfasser geht der Entfaltung dieses Charakters mit großer künstlerischer und psychologischer Akkuratesse nach, in jenem klassizistisch-unpersönlichen Stil, der den gelassenen epischen Fluß und den wohlgegliederten Periodenbau einem dramatisch bewegtem Tempo vorzieht. Eine Reihe anmutig und ergötzlich erfundener kleiner Abenteuer geben Zenobi Gelegenheit, sich auf dem Trapez sublimer Schwindeleien zu produzieren. Das Zusammentreffen des naiven Amateurs mit einer berufsmäßigen Hochstaplerin bringt ihn erst zu einer gewissen Klarheit über sich selbst. Schließlich fällt er in einem sinnlos noblen Zweikampf — es sei denn daß er von seiner Wunde genesen ist und noch immer hier und dort sein Wesen treibt. Um den zeitsymbolischen Kern, auf den es E. Frisch offenbar ankam, sichtbar werden zu lassen, hätte er sein Werk wohl auf einer etwas breiteren Basis und vor bewegterem Hintergrund aufbauen müssen.

Dresden — Kurt Martens

Perdje Puhl. Ein Roman vom Niederrhein. Von Joseph von Lauff. Berlin 1927, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 450 S. M. 5,50 (7,50).

Joseph Lauff schöpft wieder aus dem Quell seiner Heimat. Er kehrt in die niederrheinische Kleinstadt, mit den schmalen Gassen, dem breiten Markt und der ehrwürdigen katholischen Kirche zurück; aus dem Schatten der Häuser und der Sakristei treten die Menschen, plaudern und scherzen mit ihrem echt niederrheinischen Gemüt. Der Küster von Sankt Aldegondis wird „zum Krebsschaden am Leibe der katholischen Kirche". Perdje Puhl, der mit Bibelsprüchen um sich wirft, andere zur Kirche weist, ist voll Geiz, Habsucht und Niederträchtigkeit; neben seinem heiligen Beruf wuchert er und untergräbt fremde Schicksale. Schuld lädt sich auf Schuld, bis der Turm zusammenbricht. Seine Schurkerei wird entlarvt, und er findet seinen gerechten Lohn. Der Roman beginnt mit behäbiger Ruhe, wächst langsam zur Tragik und endet mit einem dramatischen Finale. Die Menschen sind mit feiner Schattierung gezeichnet, voll Humor, guter Laune, treue Diener der Kirche. Lauff kennt seine Landsleute genau und weiß um ihre Schwächen und Eigenart. Sie haben etwas von der Weite und der Ruhe der niederrheinischen Landschaft, wie sie sich zwischen Xanten und Cleve erstreckt.

Berlin — Max Spanier

Stubenhansel. Von Louis-Edouard Schaeffer. Straßburg, Neuer Straßburger Verlag. 101 S.

Immer wenn man im Elsaß aufs Land kam, hatte man die Fiktion in einem illustrierten alten Historienbuch zu blättern, das uns Sitten, Gebräuche und Geschichten entgegenbrachte aus einem Deutschland, das es bei uns längst nicht mehr gibt; ein Holzschnitt- und Kalender-Deutschland. Wie in festen Truhen sorgfältig aufbewahrt kamen uns da deutsche altmodische Urwüchsigkeit, Naivität, Derbheit und bäurischer Witz entgegen und heimelten uns an.
Mit Schaeffers „Stubenhansel"-Buch geht es uns ebenso. Der Verfasser ist leidenschaftlichster Elsässer! Ein liebevoller Sammler seiner heimischen Dialektgedichte; Schilderer der ihn umgebenden Landschaft, ihrer Menschen und Sitten. Vor allem ihrer Empfindungen. Die aber formen sich ihm am liebsten zu Märchen oder schlicht gefaßter Betrachtung. Aus der Vergangenheit ergräbt er sich Legenden, formt sie neu und schafft aus ihnen eine Sprache, die aus Wald und Volk zu stammen scheint. Sein „Elsässer Weihnachtsbüchlein", sein „Bloy-Wiß-Rot" und auch sein Buch vom „Elsässischen Leid" geben die rechten Töne, sowohl für die im Land Gebliebenen wie für die Sehnsucht der von dort Verbannten. Elsässische Märchen, Sagen und Geschichten bringt auch sein „Stubenhansel". Der Titelheld ist eine jener mittelalterlichen Turmfiguren, die man, durch ein kunstreiches Uhrwerk bewegt, allstündlich aus ihren Fensternischen hervortreten und irgendeine, stets wiederholte Gebärde ausführen sieht.
Schaeffer will diese, im elsässischen Legendenschatz wohlbekannte Figur da am bensheimer Rathaus „zu einem rechten Hausgenossen machen". So etwa wie einen Kanarienvogel, sagt er, dem man das Wort als Kosenamen zugelegt hat. „Nicht Gast nur, sondern Gefährte sei mein Büchlein den Bewohnern elsässischer Häuser. Ein Stubenhansel im wörtlichen Sinne, zur Freude und Aufmunterung seiner Wohngenossen."
Wirklich ist — wo auch man das Buch aufschlagen mag — ein Warmes, Vertrautes spürbar, dargebracht in einer Sprache, die den Leser mit „Du" anredet. Ihm gleichsam die Hand auf den Ärmel legt.
Man täte dem Buch unrecht, wollte man es nur literarisch bewerten. Dieses treue deutsche Elsaßbuch! Das kunstlos ist wie ein Naturgewächs. Und nur liebgehabt werden will.

Berlin — Anselma Heine

Die Geschichte vom schwarzbraunen Mädelein. Von Heinrich Sohnrey. Berlin 1928, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 152 S. Geb. M. 3,—.

In dieser tragischen dörflichen Liebesgeschichte steckt ein guter Novellenstoff, aber es ist Sohnrey nicht gelungen, mehr als eine Andeutung der verschiedenen sich kreuzenden Konflikte zu geben. Die Erzählung vermag zu interessieren, soweit sie Gelegenheit zur Schilderung volkskundlich interessanter Sitten und Bräuche bietet, sie wird lahm, sobald sie dichterische Intuition verlangt. Die Tragödie des Liebhabers, die, breit aufgerollt, zu Anfang alle Spannung auf sich vereinigt, bricht unvermittelt ab, die Tragödie des Vaters, die das Ende des Buchs füllt, setzt unvermittelt und schlecht motiviert ein. Die Gestalt des Mädchens, das Geliebten und

Vater verläßt, bleibt unklar und widerspruchsvoll, ihre Beweggründe, ihre Handlungsweise werden nicht genügend erhellt. Das Buch scheint darunter zu leiden, daß eine ältere Vorlage nicht genügend überarbeitet wurde, worauf auch gelegentlich ein Flüchtigkeitsfehler hinweist. Sprachliche Mißbildungen allerdings, wie die Bezeichnung „der Geweihte" für einen Hirsch oder das unmögliche „er stob zusammen", bleiben unerklärlich.

Berlin — L. Lorsch

Das Kindergärtchen. Geschichten aus der Kinderzeit, den Kindern erzählt. Von Erich Bockemühl. Stuttgart-Gotha 1927, Friedrich Andreas Perthes. 72 S.

Kindliche Berichte und kleine Aufsätze aus dem Leben der Kinder, die, nachdem sie durch eines feinen, behutsamen Menschen Hand gegangen sind, nun wieder zu den Kindern zurückkehren. Aber sie haben bei dieser Zubereitung doch etwas von ihrem Ursprünglichen verloren. Die Vitamine sind weg.

Berlin — Rudolf Frank

Der Frauenzüchter. Roman. Von Rudolf Schneider-Schelde. München 1928, Musarion Verlag. 315 S.

Dieser Roman hat die Voraussetzung zu Spannung, Phantastik, Leidenschaft und Geist. Denn er enthält — was soeben Benno Vigny in „Nell John" viel phantastischer und weiterblickend geschildert hat — die Geschichte einer sozusagen künstlichen Frau. Ein Arzt (der Zukunft) verschönt im hypnotischen Experiment ein Mädel vom Lande zur Helena. Das ist eine Möglichkeit! Schleich hatte schon eine Broschüre über diese Allmacht des Gedankens geschrieben, und die Psychoanalytiker haben schon eine Bibliothek über die Gestaltungskraft der Seele drucken lassen. Aber was nun bei Schneider-Schelde sich ergibt und folgt, ist doch letzten Endes phantasielos und geistarm. Statt die Welt setzt das neue Geschöpf nur fünf Männer in Bewegung, es läuft schließlich auf einen Brunst- und Kriminalroman hinaus statt einer logischen Fortsetzung des Themas. Ein schöner und wirklich heutiger Stoff ist verschnitten und verdorben worden. Übrig bleibt ein gut lesbarer, kluger, menschenkennerischer und kultivierter Roman.

Berlin — Kurt Münzer

Die Saat der Mohren. Roman eines herrnhuter Missionskindes. Von Sven Larsen. Leipzig 1927, Bernhard Steffler. 268 S.

Herrnhut: Hundert Begriffe steigen auf. Das Antlitz des Grafen Zinzendorf, Protestantismus, Nüchternheit, Entsagung, Entbehrung, Enge, Weltabgeschiedenheit und wiederum Gemeinschaftssinn, Opferwilligkeit, Gehorsam, Zucht, letzte Entäußerung um einer Idee willen, die über Kontinente hin Werk und Kraft wird.

Dies alles lebt in Sven Larsens Geschichte eines Missionskindes, die ebenso anspruchslos wirkt wie sie auch sein will. Manchmal erschrickt man fast vor dem Maß an Realistik und Puritanismus, das hier angehäuft ist. Fröstelnd und beengend umfängt die Atmosphäre herrnhutischen Knabeninternats. Durch die Seiten gehen Lehrer — sie heißen Bruder Rauth, Bruder Demuth, Schwester Lundt. — Vor ihrem Nahen meint man, erstürbe der letzte Traum. Und doch gibt es selbst in dieser Welt der ungeheuerlichen Freudlosigkeit, des kleinlichen Alltags, Erlebnisse, Lachen und Feste, wie z. B. Weihnachten. Irgendwo in diesem Buch findet sich eine kleine traurige Episode: Kinderliebe. Herrnhuter Mädchen und Knabenanstalt sitzen sich sonntäglich in der Kirche gegenüber. Zwei Augenpaare treffen sich, schenken sich Seligkeit. Nur stilles Verstehen verbindet. Die Umstände gestatten kein einziges Wort. Bis zu jenem letzten Gruß, den das kleine sterbende Mädchen dem verzweifelten Jungen schickt. Traurigkeit, Traurigkeit.

Aber Herrnhuts Gedanke und Tatkraft sind zu bestaunen. —

> „Hin durch die weiten Reiche dieser Erde
> Ziehn wir zum Paradiese mit Gesang —"

sprach so nicht einmal Herman Bang mitleidsvoll?

Dornburg a. d. Saale — Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Overstolz. Ein rheinischer Roman aus der Gegenwart. Von Nanny Lambrecht. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 247 S. Geb. M. 5,50.

Ein frisch-fröhliches Buch ohne Sentimentalität und falsche Romantik, ein rheinischer Roman voll Licht, froher Laune, sonniger Landschaft, Rheinstrommusik und Mauskopferherrlichkeit, der dennoch in unserer Zeit wurzelt. An den Gestalten kann man seine Freude haben, leicht und beschwingt, verträumt und sonderlich. Die Handlung: Der „letzte" Baron Overstolz verliebt sich in ein armes Luderchen, schön, flink, lebendig, ein „rheinisches Mädel", und macht es zu seiner Frau. Darob große Entrüstung, aber der Baron steht seinen Mann. Für seine leichtfertige Spekulation wird er bitter bestraft; aber sein Weib rettet das Geschlecht, es wird den neuen Overstolz gebären.

Ein flotter Unterhaltungsroman.

Berlin — Max Spanier

Weiße Magier. Roman. Von Egmont Colerus. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 502 S. M. 6,50 (8,—).

Der wiener Colerus (ein Colerus van Geldern mit holländischer Familienvergangenheit), Autor eines „Pythagoras", eines Marco Polo-Romans, eines „Tiberius auf Capri", ein Talent für das Historisch-Dekorative, ein rhetorischer Makart, ist hier Erzähler der Gegenwart. Aber sein inneres Wesen verändert er nicht. „Die Handlung des Romans umfaßt den Zeitraum 1910 bis 1921." Österreichische Gymnasiasten schließen den Bund der Weißen Magier, schwören Keuschheit. Ihr Oberster heißt nicht Leopold Ostettner oder Franz Bilek, hat keinen Namen aus dem bürgerlichen Adreßkalender, sondern den klingenden Namen Romuald Hördalun. Sein Beichtiger und väterlicher Seelenfreund ist der Religionslehrer, der Pater Liberatus, der ihn den „lächelnden Faust" nennt. Einer nach dem andern erliegt der Wonne und dem Fluch des Geschlechtstriebs. Fritz Gerber wird von einer schönen Kusine verführt, die dazu eine Gräfin ist. Geza Villamos in Tirol von der Frau eines Rechtsanwalts, die zuerst Probiermamsell war. Carlo Brandes ist Gast in einem Dirnensalon, heiratet aber und wird normal glücklich. Am schlimmsten steht es um Felix Rappner, einem zerrissenen Weiningerschen Reflexionsmenschen, und seine Ehe mit Mimi Dornach, eine Strindbergsche Qual-Ehe, in die sich ein Vampyr eindrängt, der perverse Sempacker, der Satan, der auch das Fräulein Ortrud Alvens bedroht. Hördalun, sehr vermögend, reist nach der Südsee. Dann tritt er auf dem großen Schriftstellerball seine Mission an als Retter Rappners und strafender Richter Sempackers. Nach seinem Vortrag über morgenländische Erotik kommt, von „magischer Gewalt" angezogen, Ortrud

zu ihm, und ihre „Seelen und Körper" werden „zur Einheit". „So danke ich dir," sagt sie nachher, „Großer, Geliebter, daß du mich begnadetest." Er vergiftet Sempacker mit einem malaiischen Rauschgift, gegen das Romuald selbst, obgleich er mehr als die Hälfte der aufgelösten Pille trinkt, länger als sein Opfer immun bleibt. Sempackers Blick haftet „an den Flügeln der Tür, auf denen in großen goldenen Lettern der Name Felix Rappner leuchtete". Er entleibt sich in seiner Wohnung, während Romuald Hördalun, seine zitternde Hand in der von Ortrud Alvens, genest. Schade, daß diese Begabung noch nicht gelernt hat, sich zu zügeln. Mehr Wirklichkeitskontrolle, und sie wäre außerordentlich.

Berlin — Paul Wiegler

Die Glocke um Mitternacht. Sagenhafte Spukgeschichten aus der Pfalz. Von Ernst Noeldechen. Kaiserslautern 1926, Paulus-Verlag. 144 S. Geb. M. 3,–.

Die Glocke um Mitternacht – das ist schon der rechte Titel für ein Buch, das freilich mit kaum geringerem Recht (beispielsweise) die bleiche Hand an der Kirchhofsmauer genannt werden könnte. Denn das Gruseln des hier erzählten Spuks, der geisternden Fürsten, Ritter und Soldaten, der Elfen und Zwerge, der himmlischen und höllischen Erscheinungen geht nicht ans Herz, leider, kann es nicht, weil es nur Angelegenheit wenn auch noch so anspruchsvoller Worte ist, nicht Sache von künstlerisch gestaltetem Erleben. Alte Sagenmotive werden hier, variiert und rhetorisch aufgeputzt, in einer beinahe schauspielerisch gespreizten Sprache bemerkbar, die „Frau Fama" mit allen Requisiten einer längst vermoderten Papier-Romantik beschwört, Glockenblumen bedeutend läuten, Raben höhnisch krächzen und den Gottseibeiuns schwärzlich umgehen und allzu kecken Burschen, die zwischen Gräbern Unfug treiben, den Garaus machen läßt. Von dem Angstschweiß aber, der auf den Stirnen der solchem Spuk Begegnenden perlt, weiß der Leser nichts. Denn mit jener phantastischen Dichtung, in deren unmittelbarem Gefolge das Grauen, das Herzumklammernde, lebt, hat diese „Glocke um Mitternacht" nichts zu tun.

Kassel — Will Scheller

Märchen. Von A. Usteri. Mit Zeichnungen vom Verfasser. Basel 1926, Rudolf Geering. 173 S.

Unwissenschaftliche Aufzeichnungen eines Wissenschaftlers, dichterische Äußerungen eines Mannes, der kein Dichter ist – wenn dergleichen zusammenkommt, mag schon ein merkwürdiges oder doch jedenfalls eigenartiges Buch entstehen. In der Tat liegen diese Märchen außerhalb des Gewohnten. Ihre Wurzeln reichen hinab in die Erinnerung an kindhafte Phantasie-Erlebnisse, deren spätes Auftauchen ja manchem so etwas wie eine dichterische Bewegung vermitteln mag, und in ein lebenlang gewachsenes, höchst persönliches Verhältnis zur – Botanik, das über sachliches Wissen hinaus einer mythischen Beseelung des Vegetativen zustrebt. Ebendies, insbesondere aber die Blumenwelt, spielt hier eine Hauptrolle. Gleichwohl kann sich auch der Gelehrte nicht ganz verleugnen: aus lehrhaften und allegorischen Schnörkeln lächelt er bedachtsam hervor. Im einzelnen sind diese Märchen so fein und leicht gestrichelt wie die Zeichnungen des Verfassers, die den aparten Reiz dieses liebenswürdigen und unterhaltsamen Buches nicht unwesentlich erhöhen.

Kassel — Will Scheller

Das göttliche Ich. Ein Christusroman aus der Gegenwart. Von Nathanael Jünger. Wismar 1927, Hinstorffsche Verlagsbuchhandlung. 335 S.

Der Autor nennt sein Buch zwar einen Roman; aber ein Roman ist es nicht, sondern eine um eine dürftige Handlung gewundene Sammlung von Gesangbuchversen, über hundert Bibelsprüchen, deren Quelle immer in Fußnoten angegeben ist, und unsagbar langen theologischen Abhandlungen, letztere aber nicht im Stil eines mit beiden Beinen kampffroh im Leben stehenden Streiters wie Luther, sondern erfüllt von unklaren, uns Menschen von heute, auch denen, die sich innerlich mit dem Christentum verbunden fühlen, oft völlig unverständlichen Redensarten, verschwobenen, gekünstelten Bildern, wie sie im Sektenwesen unserer Tage fast krankhaft zu nennende Blüten treiben. Ich bin durchaus kein Gegner speziell christlicher Romane. Die christliche Weltanschauung hat in der Kunst genau dieselbe Berechtigung wie jede andere; aber wenn sie ihre Formgebung im Roman sucht und als Dichtung gewertet werden will, müssen die Gesetze der Kunst oberstes Gebot sein, und das ist hier nicht der Fall. Hier ist maßgebend gewesen der Wunsch des Verfassers, für ganz bestimmte religiöse Forderungen, für eine äußerst orthodoxe Einstellung und Lebensdurchdringung Propaganda zu machen, und so ist ein Buch entstanden, das außerhalb jeder literarischen Kritik steht, weil es mit Dichtung überhaupt nichts zu tun hat. Ich anerkenne die Wärme, mit der der Autor für Gefangenenfürsorge, Heimstätten, Gemeindeblätter usw. eintritt und hätte es begrüßt, wenn er dafür die Form einer Kampfbroschüre gewählt hätte. Als Roman ist seine Arbeit durch und durch konstruiert, gewaltsam zusammengestellt und trotz einiger leidlich gelungenen Gestalten für literarisch eingestellte Leser ungenießbar.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Wagen und Winnen. Roman. Von Hugo von Waldeyer-Hartz. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 247 S. Geb. M. 5,50.

Ein flott geschriebener Unterhaltungsroman, der letzten Endes aber nur aus einer Reihe von Bildern besteht, die etwas gewaltsam durch eine fabelhafte Zusammenführung der vom Autor entweder in düsterem Schwarz oder hellem Weiß gezeichneten Gestalten miteinander verbunden werden, Gestalten, an deren plastischer Herausmeißelung dem Autor scheinbar weniger gelegen ist als daran, ein allgemeines Bild der Zustände in Bremen gleich nach der Revolution zu geben. Dies alles hat er geschickt gemacht; aber damit ist doch nicht „der Roman vom Wiederaufbau der Handelsseefahrt", wie der Untertitel besagt, entstanden, sondern nur ein kleines Bild aus dem großen Gemälde deutschen Aufstiegs. Aber um des starken, mutigen Glaubens willen, der die Blätter von „Wagen und Winnen" durchweht, wollen wir dem Autor dankbar sein.

Kiel — Wilhelm Lobsien

Von lustigen Tieren und dummen Menschen. Eine Melange. Von Joseph Delmont. Berlin 1927, Neue Berliner Verlags-Gesellschaft m. b. H. 323 S.

Es gibt so viel Hübsches und höheren Ansprüchen Genügendes von Delmont, daß dieses „lustige" Buch betrüblich ist. Schon die erste Seite ist in ihrem „Humor" fast abstoßend. Ich habe nie gefunden, daß sich über den Geschmack streiten läßt; es gibt guten und schlechten! Rechtfertigt Österreichertum den herzigen Untertitel „Eine Melange"? Diese Art,

vom Tier zu schreiben, geht denen, die das Tier lieben, auf die Nerven und mehr. Aber ich weiß — mit Kummer! —, daß gerade dieser neckische Ton, diese verniedlichende hier, sentimentalisierende Manier da das Publikum für sich hat. Genießbar bleiben in dem Buch die einfach berichtenden Tieranekdoten und die zwanzig Seiten vom Affenfang. Der Rest — sei gnädiges Schweigen.

Berlin Kurt Münzer

Neue Hundegeschichten. Von Arthur Schubart. Stuttgart 1927, Adolf Bonz & Co. 181 S. Geb. M. 4,50.

Dieses harmlose Büchelchen ist hoffentlich auch bescheiden genug, nicht mehr zu beanspruchen als die schlichte Mitteilung: es ist da —

Berlin Kurt Münzer

Tage in Thule. Roman. Von Rudolf Heubner. Leipzig 1927, L. Staackmann. 305 S.

Es ist eine interessante Gesellschaft, die Heubner in Thule, will sagen auf der Insel Borkum, zusammenführt, um hier köstliche Sommertage zu verleben, und so ist auch die Schilderung ihrer Erlebnisse zu einem überaus lustigen Unterhaltungsbuch geworden. Wie sagt doch Falke in einem seiner Versbücher? „Man kommt auch einmal ohne Tiefsinn aus." Zwar gebärdet sich der Held mit Vorliebe tiefsinnig; aber man glaubt ihm nicht, glaubt auch nicht ohne weiteres den anderen Gestalten; doch was schadet es? Man amüsiert sich, lacht auch bisweilen herzhaft auf und klappt am Ende das Buch mit dem fröhlichen Bewußtsein zu, einige Stunden angenehm verbracht zu haben und einem Autor gefolgt zu sein, von dem man aus anderen Büchern weiß, daß er ein wirklicher Dichter ist; — und ist das heute nicht schon dankenswert?

Kiel Wilhelm Lobsien

Der Vagant. Von Irmela Linberg. (Der Brunnen Nr. 13.) Altona 1926, Hans Ruhe. 52 S. M. —,75 (1,25).

Das also ist die Geschichte vom Knaben Elk und den Mägdelein Gwendolin und Margret! Jugend vor den Toren des Lebens, denkt man zu Anfang, um nachher staunend zu erfahren, daß diese Jugend mit einer erotisch recht bewegten Vergangenheit belastet sein soll. Eine Familienblatt-Mischung aus Unreife und künstlerischem Unvermögen.

Berlin-Steglitz Lili Lorsch

Im Zeichen des Steinbocks. Aphorismen und Gedankengänge. Von Isolde Kurz. Tübingen, Rainer Wunderlich. 152 S.

In einem wundervollen Einleitungsgedicht erklärt die Dichterin den Titel des Buches: diese Gedanken stammen aus dem Geist eines Menschen, der im Zeichen der wachsenden Sonnenkraft geboren ist, und der seine Eigenart unter diesem Symbol gehütet und entwickelt hat. Diese Erklärung ist ein Versprechen, das vom Werke gehalten wird. Den Inhalt skizzieren, würde heißen, den inneren Umfang eines modernen Menschen abschreiten, der noch die Kraft besitzt, dem goethischen Ideal umfassender Menschlichkeit nachzuleben. Ein Standpunkt innerer Freiheit ist gehalten, von dem aus gewagt werden darf, die wundeste Stelle der Gebundenheit an Nietzsche bloßzulegen. Umfang und Rang charakterisieren dieses seltene Frauenbuch.

Köln Eduard Reinacher

Das Frida Schanz-Buch. Neue Märchen, Erzählungen, Gedichte. Herausgegeben von Walther Günther Schreckenbach. Fürth i. Bay., Bilderbuchverlag G. Löwensohn. 134 S.

Das Schneekind. Ein Wintermärchen in Versen. Von Frida Schanz. Mit Bildern von Ernst Liebermann. (Ebenda.) 18 S.

Frida Schanz lebt noch. Nicht nur in ihren Märchen und Geschichten, die uns aus der Jugendzeit herüberklingen, auch in Person lebt sie, deren Gestalt uns selbst schon zum Märchen geworden ist. Ihr siebzigster Geburtstag naht heran. Dieses Buch ist eine erste Huldigung und zugleich der Grundstein für eine sehr zu begrüßende Sammlung ihrer sämtlichen, heute noch ganz verstreuten Kinderdichtungen. Es enthält neue Beiträge der alten Märchenmutter, die die unverminderte Wärme ihres Herzens beweisen. Neuere Autoren, die in ihre Fußstapfen getreten sind, umgeben sie und bringen ihr, wie Enkel der Ahne Blumen und Früchte, das Beste dar, was sie für Kinder aussinnen konnten. Frida Schanz selbst erscheint mit 25 neuen Stücken, die übrigen Arbeiten sind von Elisabeth Dauthendey, Anton Dörfler, Jungnickel, Börries von Münchhausen, Wilhelm Popp, Erich Wentscher, dem Herausgeber Schreckenbach u. a. Bilder von Thoma, Schiestl, Josua Leander Gampp u. a. begleiten den Text.

„Das Schneekind", das die Dichterin außerhalb des Jahrbuchs in der von Albert Sergel herausgegebenen Sammlung „Das Rheingold" erscheinen läßt, ist von dem wehmütigen Untergedanken der Vergänglichkeit der Kinderzeit und Kinderliebe getragen. Fast zu traurig für ein Kinderherz. Und ist nicht Frida Schanz selbst der lebende Beweis, daß das wahre Kind im wahren Menschen nie dahinschwindet?

Berlin Rudolf Frank

Dämon Meer Roman. Von Heinrich Herm. Berlin 1927, Grotesche Verlagshandlung. 324 S. M. 4,50 (6,50)

Der Autor ist geborener Franzose, und das merkt man seinem Deutsch auf jeder Seite so sehr an, daß man auf die Vermutung kommen könnte, er habe seinen Roman zuerst französisch niedergeschrieben und dann unter Benutzung eines Wörterbuchs ins Deutsche übertragen, ohne dabei den jeweils einzig richtigen und erforderlichen Ausdruck zu finden. Das fällt besonders bei den seemännischen Ausdrücken auf, die bisweilen in eine Form gekleidet sind, die der Bewohner unserer Wasserkante, ja der älteste Fahrensmann nur dann verstehen wird, wenn er sie ins Französische rückübersetzt und so zu deuten versucht. Kein Wunder daher, daß ihm manche stilistische Ungeheuerlichkeit in die Feder kommt! Der Waschzettel sagt: „Das Meer ist die heiligste Liebe dieses Dichters." Mag sein! Aber das Meer klar und plastisch schildern kann er nicht. Er referiert, statt lebendig zu gestalten und türmt eine Fülle von Bildern übereinander, die im einzelnen zwar bisweilen originell sind, im ganzen aber ersticken und verwirren statt zu klären und oft von einer komischen Gequältheit sind. Die schweizer Berge scheint er besser zu kennen, und so überträgt er oft Bilder, die seine Bergbeschreibungen freundlich schmücken, ohne weiteres aufs Meer, und dann kommt, wenigstens für uns Küstenmenschen Norddeutschlands, etwas Böses dabei heraus; als „Dämon" empfindet man das Meer jedenfalls nie. — Und die eigentliche Erzählung? Sie ist dermaßen unklar, verworren und unglaubhaft, daß es schwer hält, sie zu Ende zu lesen.

Kiel Wilhelm Lobsien

Zwischen Weiß und Gelb. Von Eugen Kriegl-stein (von Binder-Krieglstein). Berlin, Th. Knaur Nachf. 310 S. M. 2,85 geb. (Romane der Welt.)

Es ist schön, daß diese Romanreihe auch ab und an einen deutschen Verfasser zu bringen beginnt; in der Freude ob solch löblichen Tuns sei nur beiläufig bemerkt, daß man drei Novellen eigentlich nicht unter ihrer Flagge segeln lassen kann. Die Geschichten geben sich als Episoden aus der abenteuerreichen Tätigkeit ihres Verfassers im fernen Osten vor und während des russisch-japanischen Krieges; sie sind flott und unterhaltend erzählt, freilich auch, wie es scheint, ein bißchen schnell geschrieben, sonst könnte doch nicht auf S. 20 klar stehen, daß ein Mann und eine Frau einander „nie anders als in geistiger Beziehung gegenübertreten" werden und diese Erkenntnis auf den folgenden Seiten wieder spurlos verschwinden, sonst würde die immer wiederkehrende Schreibung „Madame Helène" eine bessere Probe vom „geistreichsten und prickelndsten" Französisch geben, sonst würde nicht ein Oberst innerhalb 12 Zeilen (S. 276) zum General werden. Im übrigen kommt der Leser auf seine Kosten, wenn er sich mehr völkerkundlich-geographisch als literarisch einstellt; die erste Erzählung bleibt freilich auch dann unbefriedigend, weil ihr Ausgang allzusehr an das Hornberger Schießen gemahnt.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Mann, der seinen Mörder sucht. Roman. Von Ernst Klein. Berlin, Th. Knaur Nachf. 255 S.

Wer die eine Reichsmark für dies „Knaur-Buch" ausgibt, ist schon insofern nicht betrogen, als er (ein Umstand, von dem das Titelblatt, allem Landesbrauch entgegen, nichts verrät) noch eine zweite Geschichte „Das Bild ohne Kopf" hinzuerhält. Diese zweite Geschichte ist sogar die bessere, weil sie auf der Erde bleibt und ihr Geheimnis mit irdischen Mitteln wahrt und enthüllt, während in der ersten der in der Gegend herumspazierende Geist eines Scheintoten die Aufgaben der Staatsanwaltschaft übernimmt, und zwar mit solchem Erfolge, daß er sich später, da er dem Leben wiedergegeben ist, genau an seine als Geist gewonnenen Einsichten erinnert. Zu solchen Kunststücken gehört doch ein bißchen mehr als eine gewisse Erzählergabe: der Verfasser sollte sich ruhig mit der landläufigen Kriminalgeschichte begnügen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Landstreicher. Roman. Von Knut Hamsun. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1928, Albert Langen. 494 S. M. 7,– (10,–).

Inzwischen ist über das Buch schon überall geschrieben worden, und jeder, der von Buch überhaupt weiß, kennt es. Zumindest aus der weihnachtlichen Bücherschau seiner Zeitung. Ein Buchklub hat es seinen Mitgliedern zugeteilt, und die Sortimenter Hamburgs sind darob dem Verleger aufs Dach gestiegen. Und vier Wochen, nachdem es da war, groß aufgezogen, gingen schon buchhändlerische Anekdoten darüber um. Dieser Hamsun wird stärker verlangt als frühere. Reklame macht es doch. Und da der Mensch aus Vorurteil gewoben ist, sollte man es nicht vor einem Hamsun haben, der plötzlich das Buch der Stunde ist?...

Oh, gesegneter Hamsun! Drei Seiten Landstreicher – und man bittet dir ab, man lebt in dir, man ist verzückt vor dieser Schau in heiliges Land. Eine entlegene Fjordbucht, eine Handvoll Fischer, Vaganten, leichte Frauen, tüchtige Mädchen, ein kleiner Mord, Ladengeschäfte, Fischtrocknerei, Jahrmärkte: oh, du bist es! Jünger denn je. Denn wieder ist die Liebe da aus „Pan" und „Victoria", jene unsterbliche, nie irdisch wandelbare, unantastbare und schüchterne Liebe, die kein anderer Dichter kennt. Kam er uns nicht manchmal abgeirrt vor, unser Dichter, wenn er sich sozial versuchte oder städtisch oder geistig? Gesteht es nur: nicht mit reinem Herzen habt ihr über jedem Buch Halleluja gesungen. Nur man traute sich nicht recht, zu zweifeln, zu schwanken. Aber hier ist er wieder da, der heimgekehrte Dichter. Jetzt, mit Sechzig, ist sein Blick weiter. Er formt einen größeren Rahmen, er malt erst die Welt und stellt dann seine Liebenden hinein. Sie sind nicht mehr allein mit ihrem Gott auf Erden. Nicht nur der Mensch, auch die Menschheit ist da. Und also malt er hier die Bucht, das Volk, das Land, Häfen und Handelsküsten. Aber wichtig ist ihm das liebende Paar, nein: der liebende Mann...

Hamsun liebt die Liebe. Aber liebt er die Frau? Ist der Gotterfüllte bei ihm nicht immer der Mann? Treu, tückelos, rein, Kind und Weiser: der Mann. Der Mann leidet am Weibe. Es ist nur alles so hohe Dichtung bei ihm, daß Strindbergs Naturlaut: Bestie! (zum Weibe) bei ihm in der Verklärung der Gestalt Musik wird. Ja, liest man diesen Dichter nicht, wie man Musik hört?

Es ist fast Irrsinn, Hamsuns Biographie zu schreiben. Dieses Buch erhärtet es. Denn gibt es Hamsun? (Gab es Homer?) Seine Bücher kommen einfach aus dem dichtenden Element des beseelten Alls. Sie haben eine ganz persönliche Atmung, persönliche Schwermut und immer gleichen Tonfall. Aber dennoch steht keine „Person" hinter ihnen. Darum ist auch nichts in ihnen, was Intellektuelle „Geist" nennen. Es gibt kaum geistlosere Bücher als die Hamsunschen. Sie sind „nichts weiter" als beseelt... Sie sind das Paradigma für Dichtung. Es lebt heut kein Zweiter, der auch nur annähernd so dichtet. Denn wer kann so sich seiner selbst und Wichtigkeit und Bildung entäußern und nichts anderes sein als schöpferisches Prinzip? Hamsun ist wahrhaftig kein Mensch, der Bücher schreibt. Man nenne Hamsun den gestaltenden Willen, den mystischen Erzeuger einer Welt, da alles seinen Namen haben soll. Aber einmal werden sechs seiner Bücher namenlos Urenkeln heiliges Dichtungsgut sein. Darunter „Landstreicher". Hamsun hat recht: es komme nicht auf ihn an; es solle ihn gar nicht geben. Hamsun: das sind unsterbliche Bücher.

Berlin — Kurt Münzer

Olav Audunssohn. Von Sigrid Undset. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. Frankfurt a. M. 1928, Rütten & Loening. 470 S. M. 6,75 (9,–).

Kaum ist das eine Epos der Undset übersetzt, beginnt das nächste zu erscheinen. Und Mißtrauen sei gesegnet, wenn es so großartig enttäuscht wird. Denn auch dieses Werk, von dem hier der erste Band vorliegt, ist ein Werk! Man spürt schon dieser Basis an, wie die Architektur sich entfalten wird.

Das Buch geht dieses Mal weniger in äußere als in innere Breite. Es sind eigentlich nur zwei Menschen, deren Leben entfaltet wird, während „Kristin Lavranstochter" eher eine Familiengeschichte, ein Volkheitsroman war. Auch hier ist die Umwelt – Ausgang des 13. Jahrhunderts – ohne Zuhilfenahme irgendeines Requisits, nicht einmal der Sprache, bis ins Phantastische leibhaft, gegenwärtig gezeichnet. Aber es handelt sich nur um ein Schicksal, das zwei Menschen umschließt. Sollte es – als Gegenstück zu Kristin – der Roman des Mannes werden? Er ist es, weil alle

Liebe des Lesers diesem Olav zuströmt, stärker als seiner Erwählten, der im Blute schwachen, im Herzen unerschütterlichen Ingunn. Doch spielt die Frau keine geringere Rolle im Buch, eher die größere. Und die Dichterin geht diesem Geschöpf mit zärtlicherer Sorgfalt nach und mütterlicherem Gefühl. Aber Olav, in größeren Zügen gemalt, einfacher konturiert, ist doch der schönere Mensch des Romans, der also nach ihm heißen darf. Er, der die Vierzehnjährige zum Weibe macht, den Familienintrigen von ihr entfernen, und der zu der Gefallenen und Verachteten zurückkehrt, um sie an sein wunderbares Manneszherz zu nehmen. Ein Jahr liegt „Kristin Lavranstochter" zurück, und gewissenhaft, wie man ist, hat man sich des öfteren gefragt, ob man dieses Epos nicht überschätzt hat, als man es bewundernd und liebend der Weltliteratur zusprach. Man fürchtete sich, die Probe zu machen und die drei Bände noch einmal vorzunehmen. Nun kann man am anderen Werke prüfen, es und sich. Und siehe: es war recht! Wo ist bald ein zweiter historischer Roman, der verschollenes Menschentum, vermoderte Sitten und Sittlichkeit, zerstäubte Wesen so erschütternd lebendig macht, der über alles Staunen und Bewundern hinaus so unser Herz ergreift, weil er vor siebenhundert Jahren Gewesene mit dem Mysterium der Seelenhaftigkeit in unsere begnadete Stube stellt? Gerade jetzt ist uns allerlei Historie im Buch vorgesetzt worden. Das waren oft gute Zeit-, oft auch schöne Seelengemälde aus der Zeit. Aber was wird „Zeit" für ein Begriff bei der Undset? Zehn Seiten — und es ist uns nicht mehr bewußt, daß da Historisches gedruckt ist. Es umfängt dich, als wandelte der Dichter dein eigenes Tiefstes ab. In den Undset-Büchern ist eine Atmosphäre, in die man sofort entrückt wird. Eine Wahrheit, in der das eigene Wesen schmilzt. Eine Wirklichkeit, zu der wir aus dem Traum unserer Banalität erwachen. Also Kunstwerk, Dichtung. Ohne Abzug. Man will kritisieren — und muß sich hingeben. Man will betrachten — und muß lieben. Es ist — nehmt einiges von allem — doch eine Lust, zu lesen!

Berlin — Kurt Münzer

Mann auf Posten. Roman. Von Ernst Didring. Deutsch von Else von Hollander-Lossow. Braunschweig o. J., Georg Westermann. 326 S. Geb. M. 6,80.

Dieser Roman ist so unromanhaft wie möglich. Eine Lotsenfamiliengeschichte aus den Schären mit klanglosen, einfachen Schicksalen; ein wenig Ehebruch, das ist der Vorgänge erregendster Faktor. Aber um so größer das Verdienst des Schriftstellers, wenn man sein Buch trotzdem mit Spannung und Liebe liest. Es genügt eben, von Menschen zu hören. Und die — wir wissen es bereits — kann Didring schildern. Menschen im Umgang und Kampf mit der Natur, hier dem Meer. Es gibt da die Darstellung einer Fahrt im Nebel, die großartig ist. Ob er reife Männer, werdende Knaben modelliert, unruhige Frauen oder in ihr schuldloses Blühen versunkene Mädchen: alle gelingen ihm. Ein Buch von Didring lesen, ist Umgang mit lebendiger Menschheit. Und das ist schöner als alle Konstruktionen von Geist und Kunst.

Berlin — Kurt Münzer

Verschiedenes

Zwei-Mark-Bücher. München 1927, Georg Müller.

Jedermann weiß heute, welcher Reichtum unserem Volk aus den kleinen Bändchen der Reclamschen Universalbibliothek zugeführt wird. Kostbare Denkmäler des Schrifttums aller Nationen und aller Zeiten, auch Werke der Kunst und der Wissenschaft vermittelt die Insel-Bücherei seit vielen Jahren in zierlichen schmalen bunten Geschenkbändchen. Diesen zwei Buchreihen, ohne die unser deutsches Kulturleben in dieser unserer heutigen Form kaum denkbar ist, gesellt sich nun eine dritte verheißungsvolle Reihe: „Zwei-Mark-Bücher" Georg Müllers. Fast jeder dieser Bände umfaßt 200 Seiten schön gedruckt auf edlem Papier, in Halbleinen, in buntes von Paul Renner entworfenes Papier gebunden. Aber solches genügte bei weitem nicht, diese Bücherei zu rechtfertigen, wäre nicht ihr Gehalt ein durchaus wertvoller. Es muß anerkannt werden, daß ein großer geistiger Reichtum durch die Serie vermittelt wird. Ältere und zeitgenössische Autoren, Prosa- und Versbände wechseln miteinander ab. Hier nur eine Probe aus den letzten 10 Bänden (60/70). Da sind neben Catulls Gedichten (Deutsch und Lateinisch nebeneinander) die deutschen Minnesänger, Shakespeares Versdichtungen in neuer Übertragung, neben den Tagebüchern und Briefen Dürers Novellen von Alfred Neumann, dem letzten Kleistpreisträger. Es ist kein Raum hier, des weiteren einzelnes zu nennen, es soll nur alles in allem mit Dankbarkeit auf dies Unternehmen hingewiesen werden, das die Möglichkeit in sich trägt, beste Werke des Schrifttums zu verbreiten und immer neuen Kreisen zuzuführen.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Rheinpfalz. Ein Heimatbuch. Von Roland Betsch und Lorenz Wingerter. Mit Bildbeigaben von Hans Fay, Karl Graf und Friedrich Jossé. Bd. 27 von Brandstetters Heimatbüchern deutscher Landschaften. Leipzig 1928, Friedrich Brandstetter. 453 S. Geb. M. 8,—.

Frohe, fröhliche Rheinpfalz! Wer je ihren Zauber empfunden, fühlt ihn wieder aus diesem schönen, warmen Heimatbuch, das so viele Hände zusammengetragen und das zu filmartigem Eindruck wird. Geschichte und Kulturgeschichte, Dichtung und Wahrheit, Besinnliches und Heiteres, alles kommt hier zu Wort, begleitet von hübschen Bildern.

Von Ufer zu Ufer wirft sich die große Rheinbrücke, ein stolzestes Industriebild hebt sich vom Horizont. Nie vergißt es, wer es je gesehen. Der speyrer Dom spiegelt sich im breiten Fluß, Martin Greifs Heimatlied tönt auf und die Kernersche Weise von eines Kaisers Grabesritt. Knapp und klar wird die Geschichte des Weinbaus in der Pfalz erzählt. Ernst von Wolzogen preist „Wach-, Dürk- und Deidesheimer" und über allen Weinbergsegen klingt es aus dem Westöstlichen Diwan: „Daß aber der Wein von Ewigkeit sei, daran zweifle ich nicht."

„Graf Eberstein führet den Reihn", die „Jäger aus Kurpfalz" reiten durch den grünen Wald, bunt und lachend fegt pfälzischer Sommertagszug vorbei, am Weg steht des Sickingen Gestalt, der, wie die Chronik berichtet, sein männlich und trotzig Gemüt bis in den Tod behielt. Unversieglich aus köstlichen Briefen strömt das Heimweh der Pfälzer Liselotte und aus pfälzer Boden bricht Anselm Feuerbachs Leben auf.

Ich kann aus der Mannigfaltigkeit der Beiträge nur ein paar herausgreifen, die von ganz besonderem Interesse sind, u. a. einen Aufsatz über pfälzische Mundarten von E. Christmann und einen Beitrag zur Geschichte der Auswanderer von Josef Hofmann „Pfälzer Kolonisten in Nordamerika". Wirklich erfreulich ist dieses Heimatbuch. Es belehrt und beschenkt. Es ist stolz, es ist deutsch.

Dornburg a. d. S.

Carola Freiin von Crailsheim-Rügland

Abenteurer am Preußischen Hofe 1700 bis 1800. Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Mit 16 Bildern. Berlin 1927, Gebrüder Paetel. 215 S. M. 5,– (7,–).

Friedrich von Oppeln-Bronikowski, der ausgezeichnete Übersetzer und Herausgeber der Werke Friedrichs des Großen, hat einmal die hinteren Ecken seiner Schreibtischladen ausgekramt. Da fand sich allerhand Interessantes, was bei anderen Arbeiten so nebenbei herausgekommen sein mag. Es ließ sich recht und schlecht zusammenfügen; freilich die Klammer durfte nicht allzu fest gezogen und die Gesetze der Komposition nicht gar streng beachtet werden: Abenteurer am preußischen Hofe von 1700–1800. Da marschieren sie nun auf, einer nach dem andern, wie in einer Jahrmarktsbude: Hochstapler, Falschmünzer, Schwarzkünstler, Zauberer, Kurtisanen und Geisterbeschwörer, gutgläubige Narren und geschickte Spekulanten, armselige Opfer eines unbezähmbaren Gold- und Machthungers, schiefe Existenzen, schuldig und unschuldig aus der Bahn Geschleuderte, Bekannte und Unbekannte. Der Apothekerlehrling Böttger, der beim Goldmachen das Porzellan erfand, Gaetano, dessen Künste am Galgen belohnt wurden, der politische Hochstapler Klement, der Baron Poellnitz, der Schwindler Trenck, die europäischen Größen Casanova, St. Germain und Cagliostro, unter dem zweiten Friedrich Wilhelm dann die Bischofswerder und Wöllner und die zur Gräfin Lichtenau aufgestiegene Wilhelmine Encke. Und durch alle hindurch sieht man auf den preußischen Hof und auf seine gerade in diesem Säkulum so verschiedenen Repräsentanten. Ein Querschnitt durch das Jahrhundert in seltsamer Schräglage, eine ungewöhnliche Perspektive und eine eigentümliche Beleuchtung. Man liest deshalb diese locker aneinandergereihten Stücke, mehr skizzenmäßig als fertig, nicht immer ganz ausgewogen in ihrem Aufbau, doch mit einiger Belehrung und auch mit Vergnügen.

Stuttgart — Karl Pagel

Das Liebesleben des Genies. Von Emil Lenk. Radeburg 1926, Madaus & Co. 382 S.

Emil Lenk in Wien, der wohl Arzt ist und die psychiatrische und psychoanalytische Literatur, voran die „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“ kennt, will „keine historische Aufzählung älteren Stils“ geben und „keine Summierung lasziver und zufälliger Details“, sondern auf Grund einfacher menschlicher Dokumente das Entstehen des Kunstwerks aus dem Erlebnis deuten. Er beschäftigt sich, Material sammelnd und bis zu einem Teilgrad gestaltend, mit Goethe, Lenau, Heine, Novalis, Liszt, Mozart, Hoffmann, Berlioz, Grillparzer, Wagner, Beethoven, Weber, Schopenhauer, Chopin, Hebbel, Schiller, Strindberg, Napoleon und Hölderlin. Und, was auf den Arzt weist, mit den „inversen“ Genietypen: Platen, Verlaine, Whitman, Wilde und den anderen. Überall viele authentische Zitate, die dem Buch ebenso dienen wie die gut gewählten Bildnisse.

Berlin — Paul Wiegler

Herren und Städte Italiens. Eine Wanderchronik. Von Curt Sigmar Gutkind. München 1928, Allgemeine Verlagsanstalt. 427 S. Geb. M. 8,50.

Jede Stadt – dies ist der Grundgedanke, auf dem sich das vorliegende Werk aufbaut – hat ein hinter ihrer Fassade verborgenes Gesicht, das sich dem offenbart, der ihr Lebensschicksal kennt, das sich aus vielen, großen und kleinen, grauenhaften und belustigenden Begebenheiten zusammensetzt. Dieses zweite, heimliche Gesicht von vierunddreißig italienischen Städten sichtbar zu machen, ist Gutkind in hohem Maß geglückt. Eine Stadt nach der andern tut uns, oft schon nach einer einzigen Erzählung, die Tore ihrer Seele weit auf, daß wir als Wissende eingehen und in ihr leben. So leiht die geschilderte Niederreißung Mailands durch Friedrich Rotbart (18. März 1162), die noch heute tief im Unterbewußtsein Milanos schlummert, dem düstern Geheimnis eine Zunge, das aus dem trägen Wasser des Naviglio aufsteigend, wie Nebel über der unruhigen Stadt steht. Und der, Bargello genannte, Palazzo del Podesta in Firenze wird, wenn wir die Geschichte von Lando da Gubbia hören, zum lebenden Dämon der Tyrannei. Steine beginnen zu bluten, verklungene Namen stehen auf, um zu lieben, zu morden, weitläufige Palazzi bevölkern sich mit prächtigen und brutalen, zarten und bizarren Gestalten.

Vielleicht verbot die Überfülle des vorliegenden Stoffs, das seelenanalytische Material über Mittelalter und Renaissance auf das Altertum und die neuere Zeit auszudehnen. Da das Buch als erstes einer größeren Reihe gedacht ist, steht zu hoffen, daß die folgenden Bände – sei es auch auf knapp bemessenem Raum – das psychische Totalbild Italiens nach beiden Richtungen hin ergänzen.

Berlin — Rudolf Frank

Lenin und Gandhi. Von René Fülöp-Miller. Mit 105 Abbildungen. Wien 1927, Amalthea-Verlag. 306 S.

Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, die beiden Hauptgegner der noch immer in Europa herrschenden Gesellschaftsordnung nebeneinander und zugleich einander gegenüber zu stellen – den Apostel der rücksichtslosen Gewalt und den Prediger des passiven Widerstandes. Erfreulich ist die Objektivität der Darstellung, besonders gegenüber Lenin, von dem man sich auch in Deutschland bereits ein Götzenbild zu schaffen beginnt, das kaum noch von der offiziösen russischen Ikone zu unterscheiden ist. Aber auch bei Gandhi weiß Fülöp-Miller das allgemein Menschliche von dem nur Indischen zu scheiden, und beiden großen Führern und Verführern gegenüber wahrt er den Standpunkt des guten Europäers. „Asien, dessen Geist sich aus den Worten des Inders Gandhi, aber auch aus jenen des Russen Lenin gegen Europa erhebt, mag uns in mancher Hinsicht überlegen sein; zu *einer* Wahrheit hat sich aber nur Europa durchzuringen vermocht: zu der Erkenntnis, daß der Ankläger niemals zugleich Richter sein darf. So wird denn Europa den beiden Anklägern wohl sein Ohr leihen, dem verdammenden Urteil aber selbstbewußt seine Verteidigung einer auf der sittlichen Freiheit der Persönlichkeit aufgebauten, reichen und mannigfaltigen Kultur entgegenzuhalten verstehen; hat doch das Abendland schon bisher jeden aus dem Osten kommenden großen Gedanken organisch in eine neue Bereicherung seines eigenen Wesens zu verwandeln gewußt.“ So ist das Buch ein neues Zeugnis für die Ernüchterung und Selbstbesinnung nach der Russenschwärmerei und Asienbegeisterung der letzten Jahre, und darum allein schon zu begrüßen. Der Bilderschmuck ist sehr reich, fast zu reich.

Leipzig — Arthur Luther

Moskau. Ein Skizzenbuch aus Sowjet-Rußland. Von Karl Anton Prinz Rohan. Karlsruhe 1927, G. Braun. 142 S.

Unter den vielen, viel zu vielen Rußland-Reisenden, die es bisher für nötig befanden, nach einem Aufenthalt von vier

Wochen in Moskau der Welt ihre Meinung über das Paradies oder die Hölle des Bolschewismus zu verkünden, fallen zwei durch ihre objektiv vorurteilslose Haltung, durch die Klarheit und Gesundheit ihres Urteils auf — Georges Duhamel und Prinz Rohan. Ihre Bücher liest man mit wirklichem Gewinn. Sie lassen sich keine potemkinschen Dörfer vormachen, sie sind aber auch frei von jeglichem Ressentiment, sie wollen nur sehen und lernen. Natürlich hat Rohan auch so manches nicht gesehen, was ein anderer, der das alte Rußland besser kennt, gesehen hätte; natürlich fordern viele seiner Behauptungen zum Widerspruch heraus; die Tragik des heutigen Rußlands sieht er nicht: wenn er sagt, Rußland habe seinen Weg gefunden, so irrt er: Rußland ist erst dabei, ihn zu finden. Sagt er doch selbst: „Gäbe Rußland einmal den Gedanken der Weltrevolution auf, dann würde es zweifellos in eine faszistische Ära eintreten." Und der Gedanke der Weltrevolution ist ganz gewiß nicht der Gedanke des gesamten russischen Volkes ... Aber trotz allem: ein Buch, aus dem man sehr viel lernen kann, nicht nur über Rußland, sondern auch über Europa, ein Buch, das fesselt nicht nur durch seinen objektiven Inhalt, sondern auch durch die Persönlichkeit seines Verfassers.

Leipzig — Arthur Luther

Glanz und Untergang der Romanows. Von Anna Wyrubowa. Mit 29 Abbildungen. Wien 1927, Amalthea-Verlag. 381 S.

Die intime Freundin der letzten Zarin berichtet hier ausführlich von ihren Beziehungen zu der Familie Romanow, von heiteren und trüben Tagen, von Krieg und Revolution, von bitterer Not und schweren Demütigungen, von furchtbaren Gefängnisqualen und gefahrvoller Flucht über die finnische Grenze. Daß man aus ihrer Schilderung ein wesentlich anderes Bild von der russischen Katastrophe erhält, versteht sich von selbst. Ob ein wahrheitsgetreueres? Die bona fides der Frau Wyrubowa soll nicht in Zweifel gestellt werden. Bei der Lektüre des Rasputin-Kapitels wird einem das allerdings nicht ganz leicht. Gewiß war Rasputin nicht das Ungeheuer, als das man ihn hinzustellen beliebte, und seine Ermordung hätte man sich ersparen können — aber Frau Wyrubowa macht einen ganz harmlosen, biedern Großpapa aus ihm, dessen politischer Einfluß gleich Null gewesen sein soll. Allerdings paßt dieser Rasputin ausgezeichnet in das idyllische Familienbild, das sie entwirft. Dieses Bild weist viele sympathische Züge auf; wäre Nikolaus II. als Sohn eines wohlhabenden Gutsbesitzers im Gouvernement Kursk oder Tambow zur Welt gekommen und Alix von Hessen als Tochter eines kurländischen Barons, so hätten sie ihren wahren Beruf gefunden. Aber ein tückisches Schicksal mußte Nikolaus zum Selbstherrscher aller Reußen machen.

Leipzig — Arthur Luther

Selma Lagerlöf. Von Walter A. Berendsohn. München 1927, Albert Langen. 371 S. M. 11,— (14,—).

Nur einer kommt an Welterfolg dieser großen Geschichtenerzählerin gleich: Maurice Decobra, von dem — außer in drei — die „Schlafwagen-Madonna" in sämtliche Kultursprachen der Erdteile übersetzt ist. O wunderliche Welt der Bücherleser! Sonst aber steht die Lagerlöf einzig da in der Verbreitung ihres Werks. Ist es nicht schon kennzeichnend, daß nun ihre erste eingehende Biographie außer Landes geschrieben wird? Nicht in Schweden, sondern von dem hamburger Literaturprofessor Berendsohn.

Vielleicht ist es gut, solche Bücher noch zu Lebzeiten ihres Helden zu schreiben. Es wird dann nicht trockene Literaturkritik und Lebensdarstellung aus indirekten Quellen; sondern der Lebende kann seinen Deuter und Bekenner mit Liebe inspirieren, unmittelbar aus der atmenden Existenz schöpfen lassen. Nicht nur aus Wissen entsteht dann so ein Buch, sondern aus Erlebnis, leibhafter Einsicht und im fruchtbaren Wechselspiel von Forscher und Objekt.

Und so hat hier ein Buch sich gestaltet, an dem sofort die Lebendigkeit bezwingt, das Gefühl warmer Nähe, die direkte Schau in eine Seele. Mit liebevoller Akribie, deren streng Philologisches nirgends wissenschaftlich erstarrt, baut Berendsohn erst das Leben der Lagerlöf auf, beginnend mit der Darstellung ihres Landes, ihrer engeren Heimat, schließlich ihres Hauses. Er hat die dankenswerte Feinfühligkeit, sich des peinlich Psychoanalytischen zu enthalten und die Daten einer seltenen Existenz nur psychologisch zu ordnen. Und man sieht wieder, daß die Analyse wirklich oft nur aus Leben ein Präparat macht, die Seele so lange aufblättert, bis das Nichts da ist; während die einfache tatsächliche Darstellung den ganzen Eindruck des Wirklichen gibt.

Dann untersucht Berendsohn die Herkunft der Lagerlöfschen Erzählungskunst, schält ihre Weltanschauung aus dem Werk und sammelt zu fast künstlerisch gerundeter Darstellung die schöpferischen Momente ihres Könnens. Auf dieser sicheren Grundlage erst geht dieser liebende Professor auf die Werke selbst ein, philologisch ebenso wie psychologisch exakt. Sein Einfühlungsvermögen ist ebenso stark wie seine geistige Einsicht groß. Schließlich bespricht er ihre künstlerische und menschliche Wirkung, und sein Schluß: Weltliteratur. Er wird damit nirgends auf Widerspruch stoßen.

Die Lagerlöf ist siebzig Jahre alt geworden, um das zu finden, was anderen mit fünfzig beschert ward, ihren Biographen. Aber dafür hat sie auch den besten, den liebevollsten gefunden, der ihre Schwächen nicht übersieht, aber sie dem Gesamtwesen als notwendig einzuordnen weiß. Man kann mit einem Wort dieses große, reiche Buch charakterisieren und loben zugleich: es ist seiner Heldin würdig. Damit ist alles, viel, aber nicht zu viel gesagt.

Berlin — Kurt Münzer

Sünden. Ein Buch des Gewissens. Von Ernö Szép. Aus dem ungarischen Manuskript übertragen von Stefan J. Klein. Heidelberg, Merlin-Verlag G. m. b. H. 148 S.

Von der „Poesie des Alltags", die geraume Zeit in verschiedenen Dichterzirkeln Mode war, nachdem der Alltag an Poesie verloren hatte, führt ein gangbarer Pfad zur „Poesie der Nichtigkeiten". Ernö Szép ist ihr ungarischer Protagonist. Es gibt Bewußtseinsinhalte, die auch heute noch — trotz Professor Freud — infolge der natürlichen Bremsvorrichtungen des Denkapparates gemeinhin verschwiegen bleiben. Szép zerrt sie alle ans Tageslicht und setzt noch ein übriges hinzu. So gesellt sich zur belanglosen Wahrheit eine noch belanglosere Dichtung, die sich grotesk an der Grenze zwischen burschikoser Schwatzhaftigkeit und psychoanalytischer Bewußtseinsenthüllung hält.

Erst recht bedenklich wird ein solcher Fall, wenn der poetische Schwätzer problematische Gelüste bekommt und seiner spontanen Redseligkeit ein künstliches System zugrunde legt. Unglücklicherweise ist auch Szép bei dieser „Philosophie der Nichtigkeiten" gelandet. Hierbei dürften außer dem modernen Hang zur „Problematisierung um jeden Preis" allerdings auch Gewissensregungen mitgespielt haben. Der Verfasser besann sich gewissermaßen — um aus dem Kantschen Wort-

schatz zu schöpfen — der Antinomie zwischen sittlichem Imperativ und individueller Wurstigkeit. Der Literat Szép hatte den ethischen Universalvorschriften unzählige Male seinen ästhetischen Nihilismus entgegengestellt. Wie wäre es nun, wenn man einmal mit den Unarten und Widersprüchen des verzärtelten Ichs schonungslos zu Gericht ginge? Doch wirkt ein Übermaß an Aufrichtigkeit auch diesmal entschieden unaufrichtig. Wurden sonst alle zollfreien Einfälle unfrisiert in Druck gelegt, so wird nun jedes Wort und jede Geste, die jemals ersonnen wurden, als ebenso viele Sünden wider den heiligen Geist hervorgestrichen. Dieser allzu freimütige Bekenner will gesündigt haben, als er zur Welt gekommen war, somit einem unschuldigen Weib nutzlose Schmerzen bereitend, und er will Blutschuld begangen haben, so oft er zu einem Weib in sinnlicher Liebe entflammte, weil doch in evangelischem Sinne uns alle Frauen Schwestern sind.

Aus solcher Fülle der Sünden aber resultiert eine hypertrophische Selbstbejahung: der übermütig-reuige Autor, der sich mit jeder Bewegung an den Daseinsrechten seines Nächsten vergriffen haben soll, verkündet letzten Endes mit weinerlichem Defaitismus die Allgeltung des zerpflückten Ichs. Diese Art Gewissenserleichterung ermüdet, ohne zu überzeugen. Denn auch Selbstbekenntnisse bedürfen eines sinnlich-sittlichen Maßstabes, und das Mitleid, das die Offenmütigkeit des großen Sünders erweckt, bleibt gegenüber einem Unmaß von kleinen Sünden versagt.

Budapest — Gustav Erényi

Alfred Huggenberger. Persönlichkeit und Werk. Von Rudolf Hägni. Leipzig 1927, L. Staackmann. 62 S. M. —,80.

Der Verlag Staackmann hat seinem schweizerischen Autor, dem Bauerndichter Alfred Huggenberger zu dessen 60. Geburtstag ein kleines Gedenkbuch gewidmet.

Rudolf Hägni hat es mit schöner Empfindung geschrieben, ohne um der Feier willen einem pathetischen Rühmen zu verfallen. Er erzählt vom Lebensweg des Dichters, einem Wege, der an äußerer Spannung, an Distanz der Lebensstationen unbedeutend ist. Und dennoch ein erstaunliches Wachsen darstellt aus dem Vegetativen des Bäuerlichen in das Doppelwirken Bauer und Schriftsteller.

Unentwurzelte, klug geleitete Kraft kam dazu, Glück und Leid des freien Bauern kleiner Scholle, das Schicksal der Hof- und Dorfgenossen darzustellen, Gestalten unserer Begegnung entgegenzuschicken, deren Gang und Art man nicht leicht vergißt. Diese Welt des Dichters skizziert eine besonnene Hand auf knappem Raum. Das Büchlein wirbt sicher neue Sympathie dem helläugigen Dichter ostschweizerischen Hügellandes.

Zürich — Ernst Aeppli

Nachrichten

Todesnachrichten. Thomas Hardy ist am 11. Januar in seinem Heim in Dorchester im Alter von 87 Jahren gestorben. Er war am 2. Juni 1840 als Sohn eines Architekten in Upper Bockhampton in der Nähe von Dorchester geboren, hat zunächst Architektur studiert, sich als Architekt und Kirchen-Restaurator einen guten Namen geschaffen. Verhältnismäßig spät erst ist er, von Meredies vor vorzeitigem Hervortreten an die Öffentlichkeit gewarnt, mit seinen literarischen Werken herausgekommen, die ihn aber in England sowohl als Romanschriftsteller wie als Lyriker zu führender Stellung brachten. Unter seinen Romanen, die sich durch scharfe Menschenbeobachtung und Menschengestaltung auszeichnen, zugleich aber die Empfindung lastenden Schicksals vergegenwärtigen, ragen hervor: „Tess of the d'Urbervilles", „Under the Greenwood Tree", „The Woodlanders", „Jude the Obscure", „Far from the Madding Crowd". Seine Lyrik von der noch unlängst eine zusammenfassende Veröffentlichung erschien, gilt in England als wesentlicher Ausdruck englischen Empfindens in starker und eigenartiger Formgebung. Hardy hat auch ein umfangreiches Drama „The Dynasts" veröffentlicht. Mit der überaus hohen Wertschätzung, die Thomas Hardy in England genießt, steht sein verhältnismäßig bescheidener europäischer Ruhm beinahe in Widerspruch.

Vicente Blasco Ibanez ist am 28. Januar in Mentone im Alter von 61 Jahren einer Grippe erlegen. Republikaner und Atheist, hat Ibanez frühzeitig ins Ausland flüchten müssen. Er hat Indien und Japan, Argentinien und die Vereinigten Staaten bereist und ist auch als Flüchtling auf französischem Boden gestorben. Sein berüchtigtes Pamphlet gegen König Alfons XIII. hat ihm die letzte Verbannung eingetragen. Im Krieg hat Ibanez leidenschaftlich für Frankreich und gegen die Mittelmächte Stellung genommen. Seine Romane „Die vier apokalyptischen Reiter", „Mare nostrum" sind mit Recht als Hetzschriften gegen Deutschland gebrandmarkt worden. Ibanez war in seinem Gesamtwerk ein draufgängerischer Romancier mit sozialem und antiklerikalem Einschlag, dem aber scharfe Menschenbeobachtung und ein gewisser Schwung der Darstellung zugute kamen. Unter seinen Romanen sind zu nennen: „Im Schatten der Kathedrale", „Blut und Land", „Mar Nostmann", „Die Maiblume". Dazu die Schilderungen aus dem Bauernleben „La Barraca" und der antiklerikale Jesuiten-Roman „El intruso". In deutscher Sprache ist sein Roman „Die Toten befehlen" erschienen.

Rudolf Těsnohlídek, tschechischer Dichter und Tagesschriftsteller, hat am 12. Januar in Brünn seinem Leben durch Selbstmord ein Ende gesetzt; er war 45 Jahre alt. In Czaslau geboren, verbrachte er mehr als zwanzig Jahre in Brünn, wo er an der Tageszeitung „Lidové Noviny" tätig war. Neben zarter Lyrik veröffentlichte er mehrere, meist humoristische Romane aus dem brünner Volksleben, unter denen die Erzählung vom „Füchslein Schlauohr" L. Janáček den Stoff zu seiner erfolgreichen Oper geliefert hat. Er war mit dem tschechischen Staatspreis ausgezeichnet worden.

Marie Gebauerová, tschechische Schriftstellerin, starb in Kön. Weinbergen (Prag) am 7. Januar; sie erreichte ein Alter von 58 Jahren. Neben kleineren anmutigen Erzählungen aus dem Kinderleben, hat sie sich durch Erinnerungen an ihren Vater, den berühmten Sprachforscher Jan Gebauer, sowie durch eine mustergültige Ausgabe der Werke von B. Němcová bekannt gemacht.

Karl Bleibtreu ist im Alter von 69 Jahren in Locarno einem Herzschlag erlegen. Er gehörte, gleich Michael Georg Conrad, zu den Vorkämpfern des Naturalismus, hat aber kaum etwas Bleibendes geschaffen. Am bekanntesten ist er

durch sein Buch „Revolution der Literatur“ geworden, zu nennen sind auch „Dies irae“, „Schlechte Gesellschaft“, „Größenwahn“. Seine Schlachtenschilderungen — er war der Sohn des bekannten Schlachtenmalers — haben ihrerzeit Interesse erweckt, doch ist sein Gesamtwerk, das sich von Kriegsschriften, Lyrik, Romanen, Dramen über alle erdenkbaren Gattungen erstreckt, völlig ephemer geblieben. Einer, der Unermeßliches zusammenraffte und nichts in Händen hielt.

Fritz Ph. Baader ist am 18. Januar im Alter von 47 Jahren gestorben. Er war als Sohn eines münchner Justizrats am 23. März 1881 geboren, hat in seiner Vaterstadt Literaturgeschichte, Kunstgeschichte, Ästhetik, Psychologie und Nationalgeschichte studiert und war schon als Student Mitarbeiter der wissenschaftlichen Beilage der „Münchner Allgemeinen Zeitung“ geworden. Seine journalistische Tätigkeit führte ihn an die „Augsburger Abendzeitung“, das „Stuttgarter Neue Tagblatt“, den „Hannoverschen Kurier“ und die „Hamburger Nachrichten“. Er wirkte lange Jahre hindurch als erster Dramaturg am Hamburger Schauspielhaus und übernahm zuletzt die Feuilleton-Redaktion der „Westfälischen Zeitung“. Unter seinen philologischen Arbeiten ist ein Neudruck der Romantiker-Zeitschrift „Das Athenäum“ und eine Ausgabe der Kleistschen Werke im Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin, namhaft zu machen. Lauter und rein als schriftstellerische Persönlichkeit und einsichtsvoll in seiner Kritik, hat Baader auch unserer Zeitschrift als Mitarbeiter wertvolle, unvergessene Beiträge geliefert.

Nahida Ruth Lazarus ist nach einer Meldung vom 17. Januar in Meran plötzlich verstorben. Sie war die Witwe des bekannten Philosophen und Völkerpsychologen Moritz Lazarus und hat unter dem Namen Nahida Remy ihrerzeit vielgelesene Romane und Dramen verfaßt.

Charlotte Homeyer-Buchow ist im Alter von 47 Jahren einem schweren Leiden erlegen. Sie hat ein vielfach gerühmtes Werk über Charlotte von Stein verfaßt und ist noch in ihren letzten Tagen mit einer bemerkenswerten Schrift „Zeitehe“ hervorgetreten.

*

Gerhart Hauptmann ist mit nachfolgendem, an den Präsidenten der Akademie für Dichtkunst Dr. Wilhelm von Scholz gerichteten Brief der Akademie für Dichtkunst beigetreten.

„Sehr verehrter Herr Präsident!

Lassen Sie mich Ihnen nur kurz sagen, daß ich Ihrer und meiner werten Kollegen Einladung, der Akademie, Sektion für Dichtkunst, beizutreten, nunmehr mit wärmstem Dank entspreche.

Vor zwei Jahren habe ich gezögert, mich an der Gründung dieser Sektion zu beteiligen. Gleichviel ob meine damaligen Bedenken weiter bestehen oder nicht, die Sektion ist heute eine Tatsache und nicht mehr, wie damals, ein bloßes Fragezeichen. Und wenn heute zu dem ursprünglichen Vertrauen des Herrn Ministers die Einladung meiner Kollegen tritt, unterstützt von Max Liebermann und Thomas Mann, denen beiden ich in freundschaftlicher Verehrung verbunden bin, so würde mein Fernbleiben einer Versündigung an dem Gedanken der Kameradschaftlichkeit beinahe gleichkommen. Ich bekenne mich also hiermit dankbar zur Kameradschaftlichkeit und verspreche gern meine anfängliche Skepsis nach Kräften durch den Glauben zu ersetzen.

In größter Hochachtung

Gerhart Hauptmann.“

Schon vorher hatte er Max Liebermann seinen Eintritt in die Akademie durch die telegraphische Mitteilung zugesagt: „Zustimmender Brief unterwegs. Bin sehr glücklich, lieber Meister und Freund Liebermann, nun aus einem Saulus ein Paulus geworden zu sein und von Ihnen so gütig empfangen zu werden. Allerherzlichsten Dank und Gruß.“

Rudolf Alexander Schröder ist aus Anlaß seines 50. Geburtstages die Würde eines Ehrendoktors der münchner Universität verliehen worden.

Der Dichterpreis der Stadt München für das Jahr 1927 in Höhe von 3000 Mark ist Hans Carossa zuerteilt worden. In die engere Wahl waren neben ihm Gustav Meyrink, Oskar Maria Graf und Wilhelm Kiefer gekommen. Ein eingehender Aufsatz über Carossa nebst autobiographischer Skizze findet sich: L. E. XXVIII, 462.

Die Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz hat ihre Ehrengabe für das Jahr 1927 in Höhe von 750 Mark der Dichterin Agnes Miegel verliehen.

Gustav Schüler ist anläßlich seines 60. Geburtstages durch eine Ehrengabe ausgezeichnet worden, die ihm Generalsuperintendent Dibelius als Gruß des evangelischen Konsistoriums und des evangelischen Oberkirchenrats überbracht hat.

Den tschechischen Schriftstellern Viktor Dyk und Jan Herben ist anläßlich ihrer Verdienste im Befreiungskampf vom tschechoslowakischen Staat die Revolutionsmedaille verliehen worden.

In Florenz wurde ein Komitee für einen Literatur-Preis gegründet, der jährlich verliehen werden soll, unteilbar ist und in Höhe von 20 000 Lire zur Auszahlung gelangen soll. Vorsitzender ist der Bürgermeister von Florenz Senator Garbasso, Mitglieder des Prüfungsausschusses sind Giovanni Papini, Eugenio Coselschi und Cipriano Giachetti. Die „Fiera Letteraria“ setzt einen Preis von 5000 Lire für das beste Werk eines lebenden italienischen Schriftstellers aus.

Den großen Roman-Preis des prager Verlagshauses Avenhnum in Höhe von 20 000 tschechischen Kronen hat Jaroslav Maria für ein Werk aus dem Zigeunerleben „Váhy a meč“ („Wage und Schwert“) gewonnen.

Das holländische Komitee für die neunte, im Jahre 1928 in Amsterdam stattfindende Olympiade hat in dankenswerter Weise die Wettbewerbe auch auf das Gebiet der Kunst und Literatur (lyrische, dramatische und epische Werke, deren Interesse sich auf Sport bezieht) ausgedehnt. Den Wettbewerb vor Überflutung mit wertlosem Material zu schützen, wird von jedem Lande eine Jury gebildet, deren Vorsitz für Deutschland der Reichskunstwart übernommen hat. Vorort der Ausstellung soll aus geographischen Gründen Düsseldorf sein, an dessen staatliche Akademie alle Einsendungen zu richten sind und zwar bis zum 1. April. Näheres durch das Bureau des Reichskunstwarts, Reichsministerium des Innern.

Der handschriftliche Nachlaß Michael Georg Conrads, der für die Entwicklung des Naturalismus in Deutschland aufschlußreich ist, wurde von einem leipziger Antiquar erworben, nachdem die münchner Staatsbibliothek die Erwerbung des hohen Preises halber ablehnen mußte.

Die 50. Wiederkehr des Todestages des russischen Dichters Nikolaj Alexejewitsch Njekrassoff (geb. 1821) gab zu einer umfangreichen Schau Anlaß, die im leningrader Njekrassoff-Museum veranstaltet wurde. Die Ausstellung bietet ein erschöpfendes Bild der Ikonographie Njekrassoffs und seiner Vorfahren, seines dichterischen Schaffens, sowie seiner bedeutsamen redaktionellen Tätigkeit als Herausgeber der

zwei führenden russischen Zeitschriften „Ssowremennik" (1846—1866) und „Otetschestwennyje Sapiski" (1868 bis 1877). Ein kulturhistorisch äußerst interessantes Ausstellungsobjekt hat das Zentralarchiv der Räterepublik beigesteuert: die Originaldokumente der zahllosen Zensurverfahren, die gegen Njekrassoff als Dichter und Redakteur seinerzeit eingeleitet wurden.

Im literarischen Nachlaß des kürzlich in Leningrad verschiedenen Fjodor K. Ssologub wurden ca. 2000 unveröffentlichte Gedichte aufgefunden, sowie ein ganz unbekannt gebliebenes Drama „Auf der Säbelscheide" und die Erzählung „Die Zurückgebliebenen". Diese beiden Werke entstammen den ersten Jahren des Weltkriegs.

(P. E.)

Im Verlag des Bühnenvolksbundes erschien eine Sonderbroschüre „SOS-Rundfunk", herausgegeben von Hans Roselieb und Hans Oeser, die sich mit den Grundfragen des Hörspiels beschäftigt und zur Erleichterung der Anschaffung vom Verlag den Autoren des Verlags mit Sortimentsrabatt, also zum Preise von M. 1,60 angeboten wird.

Anläßlich der 200. Wiederkehr des Geburtstages Moses Mendelssohns sollen die gesammelten Schriften des Philosophen als Jubiläumsausgabe erscheinen. Die Vorarbeiten sind nunmehr soweit gefördert, daß zu Beginn des neuen Jahres drei Bände druckfertig vorliegen. Die Ausgabe wird im Akademie-Verlag erscheinen und etwa fünfzehn Bände umfassen. Sie zerfällt in: Philosophische Schriften, Judaica, Hebraica, Literarhistorisches und Briefe. Eine Mendelssohn-Biographie und -Bibliographie, eine reichhaltige Sammlung Reproduktionen von Porträts und Büsten, sowie Faksimiles von Handschriften des Philosophen werden als Ergänzungsbände den Schriften angefügt werden. Im Hinblick auf die volkstümliche Persönlichkeit Mendelssohns hat es sich diese erste kritische Ausgabe zum Ziel gesetzt, unbeschadet ihrer gründlichen wissenschaftlichen Anlage, auch dem größeren Publikum zugänglich zu sein. Der Akademie-Verlag (Berlin W. 35, Lützowstr. 16) wird die Subskription demnächst eröffnen.

Die Hinterbliebenen Maximilian Hardens beabsichtigen die Herausgabe seiner Korrespondenz. Sie wird im Avalun-Verlag, Hellerau-Dresden, erscheinen. Empfänger von Briefen Hardens werden gebeten, sie zur Abschrift, Sichtung für die Veröffentlichung, bei der rein Privates ausscheiden wird, und Rückgabe an den Bevollmächtigten Paul Wiegler, Berlin-Charlottenburg, Riehlstraße 7, zu senden.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Andreae, Joh. Val. Chymische Hochzeit Christiani Rosenkreutz. Mit 28 Federzeichnungen von Hans Wildermann. Regensburg 1923, Gustav Bosse. 57 S.

Baum, Vicki. Hell in Frauensee. Ein heiterer Roman von Liebe und Hunger. Berlin 1927, Ullstein. 274 S.

Behm, Richard. Der Todwünscher. Eine Erzählung. Charlottenburg 1927, Verlag „Hochschule und Ausland" G. m. b. H. 206 S. Geb. M. 3,60.

Bernhard, Ludwig. Weib und Dichter. Roman der Moderne. Weinböhla (Sa.) 1928, Bruno Geyh. 139 S.

Beyerlein, Franz Adam. Der Brückenkopf. Ein Roman aus Ostpreußen. Berlin 1927, August Scherl G. m. b. H. 233 S. M. 3,— (5,—).

Brinckmann, John. Kaspar-Onkel und ich. Nach dem plattdeutschen Roman „Kaspar-Ohm un ick" frei bearbeitet von Hippolytus Böhlen. Wiesbaden 1928, Hermann Rauch. 235 S. Geb. M. 4,50.

Görlich, Ernst. Gottes Jungvolk. („Die junge Schar".) Wien 1926, Österreichische Jugendgemeinschaft. 29 S. M. 0,60.

Handel-Mazzetti, Enrica von. Johann Christian Günther. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 362 S. M. 6,— (8,—).

Kaergel, Hans Christoph. Kreuzwege (Unsere deutschen Erzähler. 3. Reihe, 2. Gabe). Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunst-Anstalt. 132 S. Geb. M. 2,50.

Kraze, Friede H. Vom Unerfüllten. Erzählungen (Unsere deutschen Erzähler. 3. Band, 3. Gabe). Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 131 S. Geb. M. 2,50.

Reinacher, Eduard. In den Kinderschuhen. Erinnerungen. Stuttgart 1928, Vg. Silberburg. 115 S. Geb. M. 2,80.

Rust, Albert Otto. Vom kommenden Geschlecht. Roman. Breslau 1928, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 401 S. M. 8,— (10,—).

Sacher, Friedrich. Die weiße Amsel Gottes. Eine Novelle. Leipzig 1927, A. H. Payne. 56 S.

Supper, Auguste. Der stärkste Zauber (Unsere deutschen Erzähler. 3. Reihe, 5. Gabe). Berlin, Vaterländische Verlags- und Kunstanstalt. 118 S. Geb. M. 2,50.

* * *

Brett Young, Francis. Pilgers Rast. Roman. Deutsch von Richard von Goßmann (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachf. 318 S. Geb. M. 2,85.

Chesterton, G. K. Don Quijotes Wiederkehr. Roman. Aus dem Englischen von Curt Thesing. Leipzig, Grethlein & Co. 320 S. Geb. M. 7,50.

—, —. Der Held von Notting Hill. Roman. Aus dem Englischen von Manfred Georg (ebenda). 236 S.

O'Flaherty, Liam. Die Nacht nach dem Verrat. Roman. Aus dem Englischen von H. Hauser (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachf. 318 S. Geb. M. 2,85.

Knaur-Bücher: F. Scott Fitzgerald, Der große Gatsby. Roman. Deutsch von Maria Lazar. 255 S. — Robert Simpson, Die Geißel von Benin. Deutsch von H. O. Herzog. 250 S. — Ernst Klein, Der Mann, der seinen Mörder sucht. 255 S. Berlin, Th. Knaur Nachf. je M. 1,—.

Tauchnitz Edition. Vol. 4811. H. M. Tomlinson, Gallions Reach. 259 S. — Vol. 4813. Joseph Conrad, The Nigger of the „Narcissus". 262 S. — Vol. 4814. E. F. Benson, Lucia in London. 278 S. Leipzig 1928, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Croce, Benedetto. Die Philosophie Giambattista Vicos. Nach der zweiten Auflage übersetzt von Erich Auerbach und Theodor Lücke. Tübingen 1927, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 266 S. M. 11,— (14,—).

Deledda, Grazia. Elias Portolu. Roman. Deutsch von E. Berling (Engelhorns Romanbibliothek, Bd. 556). Stuttgart, J. Engelhorns Nachf. 157 S. M. 1,— (1,75).

Pirandello, Luigi. Deutsche Gesamt-Ausgabe der Romane. Herausgegeben von Hans Feist. Bd. I. Einer, Keiner, Hunderttausend. Geleitwort von Alfred Kerr.

Deutsch von Hans Feist. 228 S. – Bd. II. „Kurbeln!" Aus Tagebuchaufzeichnungen des Filmoperateurs Serafin Gubtio. Roman. Deutsch von Hans Feist unter Mitarbeit von W. E. Süskind. 239 S. – Bd. III. Geschichten für ein Jahr. Deutsch von Theodor Lücke. 244 S. Zürich 1928, Orell Füßli.

Transvaal. Novellen aus dem neuen Rußland. Herausgegeben von Erwin Honig. Berlin 1928, Neuer Deutscher Verlag. 219 S.

Lyrisches und Episches

Alte deutsche Minnelieder. Lieder der Liebe und zum Lob der Frauen, Klage- und Tagelieder, Tanzlieder und Sprüche, wie sie die deutschen Minnesänger des 12. bis 14. Jahrhunderts gesungen haben. Gesammelt und übertragen von Kurt Mareck. 13 Holzschnittzeichnungen von Hans Wildermann. Regensburg 1928, Gustav Bosse. 122 S.

Arndt, Willy. Der Feldweg. Eine Auswahl Gedichte. Mit Holzschnitten von W. Geißler. Koblenz, Rheinische Verlags-Gesellschaft. 36 S. M. 5,–.

Freiberg, Siegfried. Die vierte Tafel. Sonette an die Eltern. Wien-Klosterneuburg 1928, Oskar Höfels. 34 S. M. 2,–.

Gruner-Bonacare, Paul. Unter sieben Siegeln. Ein dramatisches Symbolon in sieben Büchern – zwei Bänden. Der indischen Völker Charakter und ihr wahres Evangelium. Berlin, Axel Juncker. 471 S.

Grosse, Martha. Wir Frauen. Gedichte. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 144 S. M. 2,– (3,50).

Kaiser, Brunhilde. Der magische Tierkreis. (Junge Dichter 1.) Großschönau 1927, Artur Hockauf. 46 S. M. 1,50.

Kamp, Josef. Das einsame Dorf. Gedichte. Holzschnitte von Wilh. Palmes. Dortmund 1927, Fr. Wilm Ruhfus. 80 S. Geb. M. 2,75.

Kreisler, Karl. Trunkenheit und Stille. Neue Gedichte. Reichenberg, Heris-Verlag. 75 S.

Morgenstern, Christian. Die Schallmühle. Grotesken und Parodien. Mit vier Scherenschnitten von der Hand des Dichters. München 1928, R. Piper & Co. 168 S.

Oberkofler, Joseph Georg. Triumph der Heimat. Gedichte. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 107 S.

Pick, Otto. Das kleine Glück. Frühe Verse. Prag, Fr. Khol. 44 S.

Stimmen der Jüngsten. Gedichtsammlung. Herausgegeben von Kurt Virneburg. Berlin 1927, Verlag der „Aufbruch".

Stoessl, Otto. Antike Motive. Wien 1928, Officina vindobonensis. 45 S.

Dramatisches

Bernhard, Ludwig. Luise von Toskana, Kronprinzessin von Sachsen. Tragödie in einem Vorspiel und 5 Akten. Weinböhla (Sa.) 1928, Bruno Geyh. 152 S.

Burggraf, Waldfried. Weh um Michael. Fünf Akte. Leipzig 1927, Kurt Scholtze Nachf. 177 S.

Goetz, Wolfgang. Robert Emmet. Schauspiel. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 179 S.

Harbeck, Hans. Die Kaiserin von Neufundland. Drei Akte nach Frank Wedekinds gleichnamiger Pantomime. Frankfurt a. M. 1926, R. Th. Hauser & Co. 48 S.

Lilienfein, Heinrich. Theater. Ein Stück in 3 Akten. Stuttgart-Berlin 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 91 S. M. 2,20.

Molo, Walter von. Ordnung im Chaos. Schauspiel in 8 Bildern. München 1928, Albert Langen. 91 S. M. 2,50 (4,50).

Overhof, Otto. Baldr. Ein Trauerspiel aus Mythus und Gegenwart. Berlin 1927, Karl Curtius. 109 S. M. 10,– (15,–).

Wagner, Richard. Parsifal. Ein Bühnenweihfestspiel. Mit den 30 Zeichnungen von Hans Wildermann. Regensburg 1927, Gustav Bosse. 108 S.

Literaturwissenschaftliches

Astrow, Wladimir. Das Leben Rudolf Maria Holzapfels. Der Schöpfer des Panideals. Ein neues Leben. Mit einem Vorwort von Romain Rolland. Jena 1928, Eugen Diederichs. 73 S.

–, –. Dostojewskij und Holzapfel. Ein Apostel der Vergangenheit und der Seher der Zukunft. Mit 2 Bildnissen (Aus der Gedankenwelt des Panideals II). München 1927, Psychokosmos-Verlag. 115 S.

Aus der oschatzer Pergamenthandschrift des Sachsenspiegels von 1382. Oschatz 1925, Alfred Lorentz. 18 S. M. 3,–.

Bekenntnis zu Wilhelm Schäfer. Zum 60. Geburtstag des Dichters am 20. Januar 1928. Herausgegeben von Otto Doderer. München 1928, Georg Müller. 95 S.

Benjamin, Walter. Ursprung des deutschen Trauerspiels. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 257 S.

Bentley Orrick, James. Matthew Arnold and Goethe (Publications of the English Goethe Society). London 1928, Alexander Moring Lim. 54 S.

Bergmann, Ernst. J. G. Fichte, der Erzieher. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig 1928, Felix Meiner. 391 S. M. 14,– (16,50).

Binding, Rudolf G. Erlebtes Leben. Frankfurt a. M. 1928, Rütten & Loening. 293 S. M. 5,– (6,50).

Fries, Albert. Stilbeobachtungen zu Goethe, Schiller und Hölderlin (Germanische Studien, Heft 51). Berlin 1927, Emil Ebering. 41 u. 16 S.

Gelpcke, Ernst. Fichte und die Gedankenwelt des Sturm und Drang. Eine ideengeschichtliche Untersuchung zur Ergründung der Wurzeln des deutschen Idealismus. Leipzig 1928, Felix Meiner. 308 S. M. 10,–.

Goethe. Briefe und Tagebücher. I/II. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Leipzig, Insel-Verlag. 886, 881 S.

Gottschalk, Walter. Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur. Heidelberg 1928, Carl Winters Univ.-Buchh. 391 S. M. 16,– (18,50).

Hartl, Eduard. Die Textgeschichte des Wolframschen Parzival (Die jüngeren G.-Handschriften). 1. Abt. Die wiener Mischhandschriftengruppe W. Berlin 1928, Walter de Gruyter & Co. 163 S. M. 10,–.

Hartmann, Fritz. Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte. Gedanken und Erinnerung. Hannover 1927, Adolf Sponholtz. 101 S.

Hatzfeld, Helmut. Wechselbeziehungen zwischen der deutschen Literatur und den übrigen europäischen Literaturen (Die Bücherei der Volkshochschule, Bd. 60). Bielefeld 1927, Velhagen & Klasing. 87 S. M. 2,25.

Hauptmann, Carl. Leben mit Freunden. Gesammelte Briefe. Herausgegeben von Will-Erich Peuckert. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 425 S. Geb. M. 8,80.

Heuschele, Otto. Maurice de Guérin. Leben und Werk eines Dichters. Stuttgart 1927, Karl Haug. 50 S. Geb. M. 5,–.

Knevels, Wilhelm. Gustav Schüler als religiöser Dichter. Stuttgart-Berlin 1928, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 57 S. M. 0,80.

Laserstein, Käte. Wolframs von Eschenbach germanische Sendung. Ein Beitrag zur Stellung des Dichters in seiner Zeit (Germ. Studien, Heft 56). Berlin 1928, Emil Ebering. 115 S.

Leppla, Rupprecht. Wilhelm Meinhold und die chronikalische Erzählung (Germ. Studien, Heft 54). Berlin 1928, Emil Ebering. 168 S.

Mohme, Erwin T. Die freireligiösen Anschauungen im Drama und Roman der neueren deutschen Literatur (1885–1914). St. Louis 1927, Eden Publ. House. 156 S.

Neuburger, Otto. Der arbeitende Mensch in der erzählenden Literatur. Ein Lesebuch. München, Albert Langen. 212 S. Geb. M. 3,–.

Oppeln-Bronikowski, Friedrich von. David Ferdinand Koreff. Serapionsbruder, Magnetiseur, Geheimrat und Dichter. Der Lebensroman eines Vergessenen. Aus Urkunden zusammengestellt und eingeleitet. Mit 16 Bildtafeln. Berlin 1928, Gebr. Paetel. 627 S. M. 13,– (15,–).

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrag der deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Bd. 63 (Neue Folge, IV. Bd.). Leipzig 1927, Bernhard Tauchnitz. 315 S.

Stern, Hildegard. Friedrich Hebbels „Judith" auf der deutschen Bühne. Berlin-Leipzig 1927, B. Behrs Verlag, Friedrich Feddersen. 120 S. M. 4,50.

Trenkler, Klara. Studien über den Gebrauch des Partizips in Goethes Dichtersprache. Warschau 1927. 429 S.

Wedel, Max. Herder als Kritiker (Germ. Studien, Heft 55). Berlin 1928, Emil Ebering. 143 S.

Wild, Friedrich. Die englische Literatur der Gegenwart seit 1870 (Drama und Roman). Wiesbaden 1928, Dioskuren-Verlag. 403 S. M. 10,– (12,–).

Verschiedenes

Benjamin, Walter. Einbahnstraße. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 83 S.

Borchardt, Rudolf. Handlungen und Abhandlungen. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 280 S. Geb. M. 8,50.

Buber, Martin. Die chassidischen Bücher. Hellerau bei Dresden 1928, Jakob Hegner. 717 S. Geb. M. 15,–.

Calsow, Rosine. Die Methode der frühromantischen Bildkunstkritik (Germ. Studien, Heft 53). Berlin 1927, Emil Ebering. 108 S.

Chambers, Arthur. Unser Leben nach dem Tode. Mit einem Vorwort von Prof. D. Fricke und Hans Büchenbacher. 2. Aufl. Leipzig 1928, O. R. Reisland. 174 S.

Das Evangelium St. Johannis. Mit den neuen Holzschnittzeichnungen der „Sieben Zeichen des Sankt Johannis-Evangeliums" von Hans Wildermann. Regensburg 1927, Gustav Bosse. 94 S.

Das Wissen im Rundfunk. Eine Auswahl von Rundfunkvorträgen. Herausgegeben von der Funk-Stunde. Berlin 1927, Funk-Stunde. G. m. b. H. 480 S.

Federle, Ludwig. Märchen. Ravensburg 1927, Dornsche Buchhandlung, Kommissionsverlag. 94 S.

Freudenberg, F. C. Die Hohenstaufenzeit. Szenen und Bilder. I/II. Gotha 1928, Leopold Klotz. 306, 260 S. Geb. M. 14,–.

Funke, Otto. Studien zur Geschichte der Sprachphilosophie (Neue Folge, Heft 6). Bern 1927, A. Francke A.-G. 140 S.

Gleichen-Rußwurm, A. von. Könige des Lebens. Von Eleganz und Liebe großer Herren. München 1927, Drei Masken Verlag. 495 S.

Gutkind, Curt Sigmar. Herren und Städte Italiens. Eine Wanderchronik. München 1928, Allgemeine Verlagsanstalt. 427 S. Geb. M. 8,50.

Jüdische Schwänke. Wien 1928, R. Löwit. 269 S. M. 3,50 (4,50).

Jung, C. G. Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten. Darmstadt 1928, Otto Reichl. 208 S. Geb. M. 12,–.

Keyserling, Graf Hermann. Das Spektrum Europas. Heidelberg 1928, Niels Kampmann. 495 S.

Köhler, F. Naturalismus und Idealismus. Nach ihrem Wesen und im Ausschnitt aus der Geschichte der Philosophie (Die Bücherei der Volkshochschule, Bd. 62). Bielefeld 1928, Velhagen & Klasing. 143 S. M. 2,25.

Lasch, Agathe. „Berlinisch." Eine berliner Sprachgeschichte (Berl. Forschungen, 2. Bd.). Berlin, Reimar Hobbing. 354 S. Geb. M. 12,–.

Leisegang, Hans. Deutsche Philosophie im 20. Jahrhundert. (Jedermanns Bücherei, Abt. Philosophie.) Breslau 1928, Ferdinand Hirt. 152 S.

Märchen der Brüder Grimm. Urfassung nach der Originalhandschrift der Abtei Ölenberg i. Els. Herausgegeben von Joseph Lefftz. Heidelberg 1927, Carl Winters Univ.-Buchh. Geh. M. 6,–.

Matthiessen, Wilhelm. Die Königsbraut. Musikalische Märchen. Mit neuen Federzeichnungen von Hans Wildermann. Regensburg 1928, Gustav Bosse. 136 S.

Österreichisches Dichterbuch. Festgabe österreichischer Dichter an den deutschen Schulverein Südmark. Graz 1927, Alpenland-Buchhandlung Südmark. 246 S. M. 3,30.

S. O. S. Achtung! Hören Sie? Herausgegeben von Hans Roselieb und Hans Oeser. Berlin 1927, Bühnenvolksbund-Verlag. 95 S. M. 2,40.

Schmieder, Karl Christoph. Geschichte der Alchemie. Herausgegeben und eingeleitet von Franz Strunz. München-Planegg, Otto Wilhelm Barth-Verlag G. m. b. H. 613 S.

Schnitzler, Arthur. Buch der Sprüche und Bedenken. Aphorismen und Fragmente. Wien 1927, Phaidon-Verlag. 235 S. M. 4,– (6,50).

Veröffentlichungen der Carnegie-Stiftung für internationalen Frieden. Abt. für Volkswirtschaft und Geschichte. Der Krieg und die Arbeitsverhältnisse. „Die deutschen Gewerkschaften im Kriege." Von Paul Umbreit. „Die gewerbliche Frauenarbeit während des Krieges". Von Charlotte Lorenz. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 419 S.

Waldmann, Emil. Englische Malerei (Jedermanns Bücherei, Bildende Kunst). Mit 37 Bildern. Breslau 1927, Ferdinand Hirt. 148 S. Geb. M. 3,50.

Winkler, Martin. Peter Jakovlevič Čaadaev. Ein Beitrag zur russischen Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts (Osteuropäische Forschungen, Neue Folge, Heft 1). Berlin-Königsberg i. P. 1927, Ost-Europa-Verlag. 106 S.

Wyrubowa, Anna. Glanz und Untergang der Romanows. Mit 29 Abbildungen. Wien, Amalthea-Verlag. 382 S.

Ziekursch, Johannes. Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreichs. 2. Bd. Das Zeitalter Bismarcks (1871–1890). Frankfurt a. M. 1927, Frankfurter Societäts-Druckerei G. m. b. H. Abt. Buch-Verlag. 483 S. M. 11,– (14,–).

* * *

Denkwürdigkeiten des Marschalls Izzet Pascha. Ein kritischer Beitrag zur Kriegsschuldfrage. Aus dem Originalmanuskript übersetzt, eingeleitet und erstmalig herausgegeben von Karl Klinghardt. Mit 6 Karten. Leipzig 1927, F. K. Koehler. 309 S. M. 7,50 (12,50).

Vaněk, Karel. Die Abenteuer des braven Soldaten Schwejk in russischer Gefangenschaft. II. Aus dem Tschechischen übertragen von Grete Reiner. Illustriert von Josef Lada. Prag 1927, Adolf Synek. 342 S.

Rimskij-Korssakow, N. A. Chronik meines musikalischen Lebens 1844–1906. Übersetzt von Oskar von Riesemann. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 302 S.

Redaktionsschluß: 5. Februar

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–. Einzelheft Rm. 2,–

Der neue Augenblick der österreichischen Dichtung

Von Felix Braun (Wien)

An dem Tage, an dem Richard Billinger einem Kreis von Freunden sein neues Drama „Das Perchtenspiel" vorlas, hatte ich die Legende „Die Sternsinger" von Paula Grogger erhalten, die, wie „Das Grimmingtor", in der Ostdeutschen Verlagsanstalt in Breslau erschienen ist. Beiden Werken, der Schöpfung des Innviertler Bauernsohns sowohl als auch der Dichtung der steirischen Lehrerin, wohnt eine Eigenschaft inne, die das österreichische Grundwesen selbst offenbart, aber — und das ist das Erstmalige — in einer Weise, durch die ohne jedes Literarisch-Konventionelle eine fast urtümliche Gestalt wieder gewonnen wird. Da von Österreich so viele künstliche Fesseln genommen sind, unter welche auch der Geist des josephinischen Liberalismus gerechnet werden soll, erscheint uns etwas Wunderbares: der Geist des Alpenlandes selbst. (Paula Groggers Legende spielt nicht in der Steiermark, sondern in Tirol, aber, ob dort oder hier, der Hauch der Bergwiesen, der Hochfichten, der Schneehalden hat sie mit geschaffen.)

Welcher Art nun ist dies alpenländisch Geistige? Es gibt sich zwiefältig: katholisch und heidnisch. Je tiefer man in die abgelegenen Täler kommt, um so stärker wird das Heidnische spürbar, das im Märchen und in der Sage, in Liedern und Tänzen ein großes, wildes Naturleben fortführt; doch über solches heidnisches — germanisches und keltisches — Erbe gleitet ein Licht hin, das von den Kerzen und Weihgeräten der katholischen Liturgie ausstrahlt. Die Rede, die hier gebraucht wird, ist noch der Dialekt, der streng altertümliches Sprachgut bewahrt, aber die Form, durch die Sprache zur Dichtung gebunden wird, die priesterliche der Predigt, des Gesangs und des Mysteriums. Die Dichter des 19. Jahrhunderts haben weder die katholische noch die germanische Tiefe des Alpen-Inneren zu entdecken gewagt: einzig Adalbert Stifter (und etwa noch Stelzhamer in einer Novelle wie „Der Waldwurm") beides, wie verhalten auch, dargetan. Allein schon Peter Rosegger war vom Bildungsideal seiner Epoche allzusehr beeinflußt worden, um jenes Blicks immer fähig zu bleiben: in seinen autobiographischen Schriften hat er ihn überraschend oft bewährt; Ludwig Anzengruber hingegen ein Bauerntum gezeigt, das gleichsam weggehoben ist von Geist und Kraft des Bodens, und selbst Karl Schönherr ist noch zu stark stilisierender Künstler, um zu wissen, auf welche letzten Schichttiefen es mit ankommt. Erst das 20. Jahrhundert, unsere bekennerische Zeit, ermöglicht es den jungen Dichtern, zu Gründen zu dringen, die vom Alltag, vom Stolz, vom Unwissen, vom Vorurteil verschüttet lagen.

Ein Dichter, der, dem Ursprung seiner Kunst nach, nicht als Volksdichter angesehen werden kann, Max Mell, hat als Erster in diese Gründe geschaut. Er wandte sich ab von der bürgerlichen Literatur des Jahrhundertausgangs, liebend aber der Volkspoesie zu, der er mit seinem Werk „Schauspiele" ein dauerndes Geschenk darbrachte. In der Lyrik Georg Trakls war die schönste Stadt der Alpen in einem Traumlicht sichtbar geworden: niemand wird seine Landschaften verstehen können, der nicht die Umgebung Salzburgs durchwandert hat, wohin bis weit hinaus in verlorene Weiler das geistliche Licht der Bischofsstadt ausstrahlt. Dieses Strahlen auch macht die Verse von Alexander Lernet-Holenia so hoch glänzen: anders als der Bürger sieht der Adel auf das Land und seine Wohner. Richard Billinger aber hatte in seinem Buch „Über die Äcker" vielleicht als Allererster das Leben der Bauern, der Knechte und Mägde, der Erde und der Kirche besungen, nicht verschönend, wie das 19. Jahrhundert mit dem ländlichen Dasein leichthin verfuhr, sondern streng, wie der Pflug geführt und die Kommunion gelitten wird. Mit Bewußtsein wurde ein altertümlicher Akzent des Dialekts ausgesprochen, der die Visionen näher noch heranziehen hilft:

Und ein Bauer haltet an den Pflug,
Ißt im Geiste von dem Brote,
Tuet aus dem goldnen Kruge
Einen tiefen Gnadenzug.

Oder der Hirte:

Ich will aus meinen Schuhen fliehn.
Ich will zu meinen Kühen ziehn
Und still in ihrem Schatten ruhn:
Mit den sanften Händen,
Um mich zu vollenden,
Das Herz aus seinem Tabernakel tun.

Dieselbe Sprache erscheint in der Prosa und in den Versen Paula Groggers, wo sie härter noch zum Kunstgebild erzogen wurde. Man möchte meinen, sie stamme von den Händen der Kunstschmiede Tirols. Die Legende „Die Sternsinger" ist, gerade in der Sprache, ein Meisterwerk, wie wir es vielleicht noch gar niemals gehabt haben. Nicht ein leeres, kein einziges Wort ohne Grundwurzel könnte hier gefunden werden: ähnlich wie bei Jean Paul ist an jedes einzelne Wort, ja, Interpunktionszeichen immer die ganze, gesammelte Dichtkraft gewendet. Dies konnte nur erreicht werden dadurch, daß die Sprache aus dem Dialekt gespeist, ja aus ihm erbildet wurde. Hier sind Schilderungen einer Schneewanderung, die an den „Bergkristall" reichen. Manches ist so vollkommen in Erde gewandelt, daß es kaum noch wie geschrieben aussieht: „Dünne Quellstrahlen bogen sich um die apern Steine. Braun büschte sich der Heider an den Sandbrüchen ... Das Frühlicht der Höhe blitzte einschichtig aus dem schwarzen Holz. In den Dorftälern huben die Glocken an. Die Luft schwang ruhig und kalt. Die laue Krume erhärtete. Die hohen Felder schmeckten nach Weihrauch und Schnee." Ich habe diese Beispiele aufs Geratewohl gefunden, sie ließen sich durch das ganze Buch bestreiten. Paula Grogger, Billinger, Lernet-Holenia, diese drei zur Zeit größten und schönsten dichterischen Begabungen des jüngsten Österreich, stellen dar das Wesen des alpenländischen Menschen selbst.

Einst war Wien der Herrschersitz eines Reiches: neun Völker hielten ihr Angesicht dahin gerichtet. Heute ist es die übergroße Grenzstadt eines Berglandes, das, wie es an Raum, Einwohnerzahl und politischem Einfluß die Hauptstadt überwiegt, mit seinen neubewußten Kräften strebt, sich loszulösen oder zu gebieten. Wie sehr aber auch Wien selbst bereits gegen die Länder zuneigt, wie stark sogar der Großstadt der Scheinbegriff von geistiger Freiheit, den die liberale Ära gelehrt, schwindet, beweisen die Dichter durch Stoffwahl und Formgebung. Hier muß an Hofmannsthal erinnert werden, dessen „Jedermann" als der Ursprung der Erneuerung alten Volksspiels anzusehen bleibt; das „Große Welttheater" empfing sogar den Namen nach der Stadt, in der es von Reinhardt zuerst dargeboten wurde. Max Mells Schauspiele gehen in der Steiermark vor sich. In einem Dorf der Steiermark handelt auch das Epos „Kirbisch" von Anton Wildgans, das zweifellos größte Werk dieses wiener Dichters, dessen letzte Verse die niederösterreichisch-steirische Landschaft preisen. In Niederösterreich spielt der ergreifende Roman „Das Waisenhaus" von dem Lyriker Josef Weinheber. Wir merken in Wien — mit Ausnahme Erwin Riegers, Josef Gregors und Egmont Colerus' — nur geringen dichterischen und künstlerischen Nachwuchs. Die großstädtische Literatur hat sich verbraucht — (ihr stärkster Mann, Arnolt Bronnen, gehört heute, wie Albert Ehrenstein, Berlin an) — oder sie ist, wie das Bürgertum, ideenlos geworden; das Proletariat hinwieder, dessen Dichter Alfons Petzold war, entbehrt noch der Überlegenheit, die zum allverbindenden Kunstwerk not ist. Hier sehe ich eine echte poetische Begabung: Karl Ziak, dessen schönes dramatisches Gedicht für Sprechchor „Gesang der Jugend" einer musikalischen Komposition gleicht. Edle Gedichte schrieb Elisabeth Janstein, manche in großem Ton. Von Theodor Kramer und Ernst Scheiblreiter las ich in Zeitschriften schöne Verse. Durch Gesinnung dem vierten Stande zugehörig, reinen Formgefühls und strenger Sprache fähig ist Fritz Brügel, dessen Übertragungen äschyleischer Tragödien zu rühmen sind. Unter den neueren katholischen Schriftstellern fällt Friedrich Schreyvogls Begabung auf. Dies wäre alles, was über die letzte wiener Dichtung zu sagen bliebe. Dagegen — welcher schöne lebendige Reichtum überall in den Alpenländern! Es sei erlaubt, als ein Merkmal anzuführen, daß es die Gendarmen des Landes Oberösterreich waren, in deren Auftrag die erste Anthologie „Oberösterreichische Dichtung" herausgegeben wurde. Und es ist eine sehr gute Anthologie geworden, in der neben Billinger noch zwei lyrische Dichter sichtbar werden: Hans Freiherr von Hammerstein, durch den Germanisches zu einer starken Sprache fand, und ein junger Dichter: Arthur Fischer-Colbrie, in dessen Liedern der alte Musikgeist der Donau fortwaltet:

O sieh das Dach, wie es so gut geduldig
Der Last der Winterwolke sich ergibt.
O sieh den Baum, wie er so demutschuldig
Mit allen Zweigen dieses Schneien liebt.

Und sieh die Straßen, wie sie sich entgleiten,
Versinkend unter himmlischem Kristall!
Sieh die Bereitschaft dieser Wiesenweiten,
Sich einzuträumen unterm Flockenfall.

Ist es nicht, als vernähme man Rilkes frühe Lieder wieder? Auch dieses Gut also ist noch da. Es muß nur eben gefunden werden von dem Dichter.

Doch auch in den anderen Ländern könnten leicht solche Anthologien zusammengestellt werden, und sie würden nicht hinter der oberösterreichischen zurückbleiben. Hervor ragt Tirol durch große Kraft auch des Geistigen: Der Zeitschrift „Brenner", die Ludwig von Ficker mit einem Maß von Uneigennützigkeit, Geistesreinheit und -hoheit, Aufopferungs- und Verantwortungsgefühl, Zeit- und Kunstverständnis, mit einer einzigartigen Liebe der Strenge redigiert, ist es — neben Karl Kraus — zu danken, daß Georg Trakls Genie erkannt und gefördert wurde, ihr ist es zu verdanken, wenn Dichter wie Carl Dallago und Anton Sandter gehört werden können. — Die Steiermark feiert Margarethe Weinhandls innige Lyrik. — In Graz entstanden die Gedichte des Westfalen Hans Leifhelm, an denen der Geist der Alpen mitgeschaffen hat. Dieser Geist ist es, von dem wir heute sprechen. Wir gewahren ihn auch in den Werken älterer Dichter, so in Erzählungen von Emil Lucka und Franz Nabl, in den „Antlitzgedichten" von Heinrich Suso Waldeck, in den barocken Versen Ferdinand Mayer-Eschenbachers. Daß er in den Schriften von Hermann Bahr überall zutage kommt, muß nicht erst ausgesprochen werden: hat doch er das endliche Erscheinen dieses Wesens immer ersehnt und vorverkündigt. Als er Lernet-Holenia begrüßte, wußte er, daß ihm eine Erfüllung zu erleben gegönnt wurde, und nun sind auch Billinger und Paula Grogger gekommen.

Nach mehr als hundertjähriger Blütezeit der österreichischen Dichtung — von Grillparzer, Raimund und Stifter über Ferdinand von Saar zu Hofmannsthal und Rilke ist kaum ein Nachlassen, dann und wann ein Abschwächen dieses Blühens fühlbar gewesen — scheint immer noch nicht der Augenblick der Ermüdung nahe, der jeder nationalen Kunst einmal gesetzt ist. Wohl hatte es nach dem Krieg den Anschein, als ob die dichtende Kraft des Landes am Versiegen wäre. Nun aber haben wir aufgezeigt, wie aus den Alpentälern neue Kräfte offenbar wurden, gleichwie sich in den Bergen neue Metalladern und Eishöhlen auffinden lassen. Doch auch die ältere Generation ist keineswegs zum Stillstand gekommen — viele unserer Dichter, zu viele, als daß hier alle Namen genannt werden könnten, haben bedeutende, neue Werke erscheinen lassen — Robert Michels „Jesus im Böhmerwald" sei besonders hervorgehoben —: ihr wesentlicher Wert freilich wird von den Fremden selten wahrgenommen, weil er oft in dem Geheimnis der Landschaft, der Geschichte oder des überkommenen Kunstgeistes verborgen ruht. Da dem Alpenlehen der Babenberger durch den Ausgang des Krieges großes Welt- und Zeitwirken für lange versagt wurde — das Meer, das dem Österreicher den Weltsinn gab, gehört nun anderen Mächten —, bleibt dem eher Träumen zuneigenden Menschenschlag nur mehr ein anderes unendliches Reich, in dem, ob auch die Sonne, so doch die schönen Sterne niemals untergehen können.

Hellpachs Buch über Deutschland

Von Theodor Heuß (Berlin)

Prognose ist zwar etwas anderes als Horoskop, aber das Wort wird von ähnlichen Empfindungen umwittert: Deutung der Zukunft. Und wenn diese ausgeboten wird, zieht sich mancher in die hinteren Stuben der Gesellschaft zurück. Seine Lebensneugier wird durch die Gegenwart vollauf befriedigt, und er hat ein wenig Angst vor den Technikern der Ehrfurchtslosigkeit, die dem Werdenden mit allzu sicheren und flinken Händen die Geheimnisse entreißen.

Willy Hellpach hatte vor geraumer Zeit einmal davon gesprochen, daß er an einem größeren Buch

arbeite; da und dort vermittelten Bruchstücke seiner Publizistik eine Vorstellung von dem Problemkreis, den er abschritt. Der Titel, den er dem abgeschlossenen Werk[1] gab, hat uns zunächst etwas scheu gemacht. Wir sahen uns nach ihm um. Hielt er eine Trompete in der Hand, mit der selbstsicher und vergnügt den Deutschen so eine Art von Zukunftsmusik, die Melodie ihres kommenden Schicksals, vorgeblasen werden sollte? Wir machten uns dann über die Partitur. Und über ihr, vor allem über dem ersten Teil, der vom Volk und seinem Wesen handelt, vergaßen wir die Überschrift des Ganzen: denn da war alles Darstellung, Erklärung, Aufhellung, gelockerte Stofflichkeit — wenn man in dem Wortschatz bleiben will, zu dem der Buchtitel hinführt, eine große und umfassende Diagnose.

Aber dies Bild könnte nun zu einem Irrtum verführen. Denn die Diagnose ist gemeinhin eine Episode der Krankenstube. Hellpach tritt aber an seine Aufgabe nicht mit der resignierten Haltung eines Arztes, die heute von manchen politischen Literaten kopiert wird, als ob es sich eben nur um die schicksalhafte Deutung von Verfallserscheinungen handle, denen mit therapeutischen Erfahrungen und Ratschlägen wenig zu helfen ist. Sein Buch ist weder eine Krankengeschichte noch ein medizinisch-politisches Vademekum. Sagen wir: es ist das Verfahren eines klugen Vertrauensarztes, zu dem ein interessanter Mensch kommt, um sich in die Lebensversicherung aufnehmen zu lassen. Der wird gründlich durchforscht, körperlich, geistig, seelisch; er wird nicht behandelt, aber es sind Einsichten gewonnen, und am Schluß werden einige Ratschläge verabreicht.

* * *

Das Buch ist aus einer bedeutenden Konzeption entstanden. Es will die Summa ziehen der volklichen und staatlichen Dinge in Deutschland, der wirtschaftlichen und kulturellen, soweit sie öffentlichen Charakters sind. Die große Gliederung des Themas in vier Gruppen gibt den Rahmen: das Volk und sein Wesen; der Staat und seine Ordnung; die Gesellschaft und ihr Geist; das Reich und seine Macht. Das klingt systematischer, als die Ausführung dann geworden ist; die Rahmen sind in lockerer und ungezwungener Führung mit Kapiteln gefüllt, die ganz gewiß in Anlage und Folge aus einem einheitlichen Willen der Stoffbewältigung niedergeschrieben sind, keine Essay-Sammlung, sondern schon ein „Buch" mit Entwicklung und Entfaltung, aber völlig unpedantisch, ohne gelehrten Apparat, mit der Freiheit zu Nebenwegen und ohne den subalternen Ehrgeiz der letzten quantitativen Vollständigkeit in dem Auffinden und Ausschöpfen der möglichen Probleme.

Es kann an dieser Stelle über ein politisches Buch nicht eine politische Auseinandersetzung erfolgen: weder darf das Buch um der gesinnungsmäßigen Verbundenheit willen groß gelobt werden, noch ist es erlaubt, eingehend die Punkte zu erörtern, wo die Fragestellungen anders gesehen und darum von Hellpach abweichende Antworten gefunden werden. Das muß anderer Gelegenheit vorbehalten bleiben. Das Buch hat in manchen Teilen einen unbefangenen parteipolitischen Klang, freilich nicht den der banalen Werbung, sondern den anderen einer sehr offenen und herzhaften Kritik — aber in seiner Grundanlage und seinem geistigen Rang hebt es sich weit über die Literatur hinaus, mit der die politische Publizistik den Tageskampf der Parteien und der Meinungen bestreitet. Es geht auf eine Gesamtschau der deutschen Entwicklung aus, nimmt und wägt die historischen Gegebenheiten, grenzt klar und deutlich die Methoden der naturwissenschaftlichen Forschung von den Möglichkeiten geistesgeschichtlicher Einfühlung — so ist die Arbeit lehrreich und gebildet. Aber sie ist auch bewegt und bewegend, weil sie Dinge, Menschen und Institutionen nicht als statische Gegebenheiten, sondern als dynamische Potenzen begreift und mit Urteil und einem sehr festen Lebenswillen je und je „Stellung nimmt". Diese durchaus subjektive Haltung des schreibenden Mannes ist das Reizvolle des Buchs, und natürlich mit dort am unmittelbarsten, wo Widerspruch geweckt wird; aber dieser Subjektivismus spricht nicht aus einem Elan der Überredung, sondern aus einer wenn auch manchmal kühnen, so doch immer stofflich wohlgewappneten und dialektisch klar räsonierten Argumentation. Mit vorsichtiger und umsichtiger Sicherung der Grenzen und Begriffe hat eben der Staatsrechtler Rudolf Smend in seinem Buch „Verfassung und Verfassungsrecht" das Wesen der „Integration", der Vergemeinschaftung als Grundelement des staatlichen Seins, der korporativen Willensgestaltung

[1] „Politische Prognose für Deutschland" Verlag S. Fischer, Berlin. 520 S. M. 8,– (10,–).

dargetan. Hellpachs auf Wirkung, Anregung, Erziehung abgestelltes Werk ist aus einer völlig anderen geistigen Absicht entstanden; aber es erscheint wie ein reiches und farbiges Bilderbuch neben der spitzen und scharfen Umrißzeichnung des berliner Gelehrten, ihm ungleich, doch durch seine blutvolle Lebendigkeit es ergänzend, mag auch die Grundhaltung verschieden sein.

Hellpach, der einer der stärksten Redner des gegenwärtigen Deutschlands ist, hat, wenn ich sagen darf, den Atem des munteren und fesselnden Vortrags auch in diesem staatlichen Buch bis zum Schlusse frisch, klar, packend gehalten. Ich darf wohl sagen, daß mir viele der Fragen, die Hellpach anpackte, sachlich vertraut gewesen sind, und ich war mir auch von vornherein klar, wo die Meinungen sich decken, wo sie sich scheiden — aber ich habe das Buch mit einer gewissen Spannung gelesen, in der Freude, wie diese These angepackt, wie jener Sachvorgang charakterisiert war in einer bildhaften und ungekünstelten Sprache, die einen gewissen „Schmiß" hat, ohne lässig zu werden.

Ja, und sollen nun die Menschen, die „Literatur" betreiben, das Buch lesen, das von Politik handelt? Gewiß, es ist ja auch „Literatur". Aber wenn Hellpach recht hat, daß die „Politisierung" des deutschen Menschen Schicksal und daß sie — Voraussetzung einer nicht bloß hingenommenen, sondern gestalteten Zukunft sei, dann um so dringlicher. Und er hat wohl recht.

Die Zukunft einer Illusion?

Von Erich Stern (Universität Gießen)

Aufgabe der Wissenschaft ist es, die Wirklichkeit erkennend zu durchdringen, der oberste Wert, der ihrer Arbeit Richtung gibt, ist die Wahrheit; nach dieser hat sie zu streben, unabhängig davon, ob die Wahrheit den Menschen beglückt oder enttäuscht, ihm Halt gibt oder nimmt, seine Illusionen zerstört oder als Wirklichkeit erweist, ob ihre Einsichten uns angenehm oder unangenehm, willkommen oder unwillkommen sein mögen. Würde die Wissenschaft in klarer, unbezweifelbarer Weise den Nachweis erbringen, daß unser religiöser Glaube nur eine Illusion sei, so müßten wir uns vor dieser Erkenntnis beugen und uns abfinden lernen. Die Frage ist indessen, ob die Wissenschaft diesen Nachweis wirklich zu führen imstande ist.

Freud möchte uns dies in seiner letzten Arbeit glauben machen; für ihn ist die Religion eine Illusion; es gilt, diese Illusion zu zerstören, den Himmel den „Engeln und den Spatzen" zu überlassen und sich zur Realität zu bekennen, zur irdischen Wirklichkeit, zu lernen, sich in die Gemeinschaft einzufügen, ihren Forderungen zu entsprechen, auch ohne die Furcht vor den Strafen im Jenseits, das Leben zu tragen, so wie es sich uns bietet, auch ohne die Hoffnung, daß uns der Lohn im Jenseits zuteil wird; es gilt, von unserem Verstande Gebrauch zu machen und ihn nicht dadurch einzuengen und in seiner Entwicklung zu hemmen, daß weite Strecken dem Denken entzogen und daß Kritik und Zweifel unter Strafe gestellt werden.

Die Argumente, die Freud beibringt, sind nicht neu; er betont selbst, er habe „nichts gesagt, was nicht andere, bessere Männer viel vollständiger, kraftvoller und eindrucksvoller" vor ihm gesagt haben — nur „etwas psychologische Begründung" habe er selbst hinzugefügt. Diese hält sich naturgemäß im Rahmen der Psychoanalyse; das Kind ist an die Eltern gebunden, von diesen erwartet es in den kleinen Nöten seines Kinderlebens — die für das Kind im übrigen durchaus nicht klein sind — Hilfe, auf sie vertraut es, zugleich aber fürchtet es sie, die ihm wesentlich überlegen sind und seinem Begehren Schranken setzen. Vor allem gelten Liebe, Vertrauen, Furcht dem Vater. Der heranwachsende Mensch überträgt diese Haltung nun auf einen Vater, den er sich selbst schafft, auf Gott, der gleichsam eine Vaterimago, Vaterersatz und Vatervergrößerung ist. So entstammt die Religion letzten Endes infantilen Wünschen, sie ist eine Form der Wunscherfüllung, die in einer Ebene liegt mit dem Traum und der Neurose, sie ist die große allgemeine Zwangsneurose der Menschen, die es zu überwinden und durch Anpassung an die

Realität zu heilen gilt. Wir sollen das Morden nicht lassen aus religiösem Zwang, d. h. aus Furcht vor der Strafe im Jenseits, sondern aus Einsicht in die sozialen Zusammenhänge und Anpassung daran. Wir sollen keine Theorien aufstellen über das Leben nach dem Tode, sondern uns bei unserer Erkenntnis und Deutung der Wirklichkeit einzig und allein der Wissenschaft überlassen, ausschließlich sie ist imstande, uns zu führen; verlassen wir ihren Boden, so geben wir uns Illusionen hin und verzichten auf eine Erweiterung der Erkenntnisse, die nicht das Gefühl, sondern allein das Denken uns zu bringen vermag.

Das sind in großen Zügen die Gedanken, die Freud in seiner Schrift entwickelt; er selbst muß zugeben, daß er sie ebensowenig beweisen kann, wie der Fromme das Dasein Gottes zu beweisen vermag; er weiß ferner, daß er den Gläubigen durch seine Ausführungen nicht bekehren, daß dieser vielmehr weiter an seinem Glauben hängen wird, und er muß zugeben, daß auch sein Weltbild eine Illusion bedeutet, nur meint er, eine weniger gefährliche Illusion, denn sie bedrohe den, der sich gegen sie wende, nicht mit Strafe, sie sei nicht unkorrigierbar, sie vermöge es, sich der Wirklichkeit weitestgehend anzupassen und sogar sich selbst aufzugeben, wenn ihre Haltlosigkeit bewiesen sei. Aber hier liegt der erste Widerspruch: denn wenn Freud an einer Stelle seiner Schrift sagt, der Glaube sei nicht zu beweisen und nicht zu widerlegen, so trifft das gleiche auch für seine „Illusion" zu — auch sie ist weder zu beweisen, noch zu widerlegen, auch sie stellt eine Grundhaltung dar, die schon vor aller Einzelerkenntnis vorhanden ist und diese in gewissem Sinne erst möglich macht, sie ist eine Art „a priori", sie entstammt nicht dem denkenden Verstande, sondern letzten Entscheidungen der Persönlichkeit.

Freud erweist sich in seinem Buch als Vertreter des Naturalismus, wie er im vorigen Jahrhundert herrschend war, und er teilt mit ihm die Verabsolutierung der Wissenschaft, die über ihre Grenzen hinauswächst und zum alleinigen und ausschließlichen Organ der Weltdeutung wird. Dieser Naturalismus ist in der Philosophie der Gegenwart, ja selbst in den Naturwissenschaften und in der Medizin bereits überwunden, wenn auch die letztere besonders zäh an ihm festhält. Schon Goethe hat hervorgehoben, daß die Summe unserer Existenz, durch Vernunft dividiert, niemals restlos aufgehe, sondern daß immer ein wunderlicher Bruch übrig bleibe — und an diesen kommt die Wissenschaft nie heran. Die Welt erschließt sich uns aber nicht nur im Erkennen, sondern auch im künstlerischen und religiösen Erleben, das etwas von diesem „wunderlichen Bruch" in sich aufzunehmen vermag. Gewiß ist die Wissenschaft keine Illusion, aber der Nachsatz: „eine Illusion wäre es zu glauben, daß wir anderswoher bekommen können, was sie uns nicht geben kann", trifft nicht zu.

Zwei wesentliche Fragen scheinen mir bei Freud miteinander vermengt zu sein, indessen einer reinlichen Scheidung zu bedürfen. Es sind durchaus verschiedene Probleme, zu untersuchen, wie sich eine Erkenntnis im Menschen aufbaut, welchen Motiven ein spezielles Interesse entspringt, welche psychologischen Folgen eine Erkenntnis besitzt, und welche objektive Bedeutung, welcher Wahrheitsgehalt ihr eignet. Daß Furcht und Hoffnung Motive sind, welche den Menschen zur Beschäftigung mit religiösen Dingen treiben, daß sie in ihm eine Sehnsucht zu glauben wecken, wird zugegeben werden müssen, besagt aber nichts gegen das Vorhandensein einer höheren Wirklichkeit, die mit den Mitteln unseres Verstandes nicht restlos begriffen werden kann — was können wir überhaupt restlos begreifen? Daß diese „höhere Wirklichkeit" auch von dem anerkannt werden kann, der durchaus auf dem Boden der Naturwissenschaften steht, hat kürzlich Dessauer eindrucksvoll nachgewiesen, wobei man freilich von dieser höheren Wirklichkeit keine Wunder erwarten darf, welche die Naturgesetze durchbrechen. Solange Freud sich auf dem Boden des Tatsächlichen bewegt, wird man daher ihm, dem genialen Schöpfer der Psychoanalyse, der uns Einblicke in das seelische Geschehen gebracht hat, die vorher unmöglich waren, zustimmen können, ohne jedoch in seinen Nihilismus verfallen zu müssen. Gerade deshalb wird man aber auch der Psychoanalyse keinen Vorwurf machen dürfen, daß sie zum Nihilismus führe, sie ist, wie Freud durchaus mit Recht hervorhebt, ein „parteiloses Instrument", sie legt psychische Vorgänge, die sich in der Tiefe der Seele abspielen, bloß, aber nie und nimmer vermag sie darüber zu entscheiden, was unseren Wünschen und Hoffnungen, unseren

Befürchtungen und Ängsten in der außerpsychischen Wirklichkeit entspricht. So werden wir Freud also auch fernerhin weite Strecken folgen dürfen, wenn er uns Seelisches entschleiert, aber wir werden ihn ablehnen, wenn er sich auf weltanschauliches Gebiet wagt, und Folgerungen zu ziehen versucht, die in Wahrheit von aller wissenschaftlichen Erkenntnis unabhängig sind.

C. F. Ramuz

Von Werner Joh. Guggenheim (St. Gallen)

Von der Martin-Bodmer-Stiftung wurde dem Waadtländer C. F. Ramuz der Gottfried-Keller-Preis verliehen; es ist dies, neben dem schweizerischen Schiller-Preis, die höchste literarische Auszeichnung, welche die Schweiz zu vergeben hat. C. F. Ramuz ist nach Jakob Boßhart und Heinrich Federer der dritte Träger dieses vor sechs Jahren gestifteten Preises, und der erste Welschschweizer, der ihn erhält.

C. F. Ramuz hat in dem Vierteljahrhundert seines Schaffens ein Werk von über dreißig Bänden hervorgebracht, aber dieses Werk wird noch lange nicht nach Gebühr anerkannt, und es trifft auch heute vielfach auf Unverständnis und Widerstand. Langsam erst beginnt man in Frankreich auf ihn aufmerksam zu werden, ein erstes Zeichen dafür und ein Anstoß war das im letzten Jahre vom Sohne Charles Péguys in seiner neuen Folge der Cahiers de la quinzaine veröffentlichte, umfangreiche Buch: Pour ou contre C. F. Ramuz. Darin bekennen sich Männer der besten Namen, Paul Claudel und Romain Rolland, Henri Barbusse, Jacques Maritain und viele andere zu diesem größten Dichter, den die welsche Schweiz bis heute der französischen Sprache gegeben hat.

Die üblichen Maßstäbe versagen bei der Beurteilung dieser Persönlichkeit. Zeitlos, und doch in einem tiefen Sinne unserer Zeit angehörig und verbunden, steht Ramuz allein innerhalb des französischen Schrifttums, und er selbst sagt, „er komme von außen her". Aber wollte man ihn einer Gruppe zuordnen, so müßte man ihn in die Nähe von Charles Péguy, von Paul Claudel und auch von Frédéric Mistral stellen.

Das Land, dem Ramuz angehört und dessen Luft er unermüdlich einzufangen bestrebt ist, bildet zwar einen Teil des Gebietes französischer Sprache und Kultur, ist aber staatlich immer von Frankreich unabhängig geblieben und hat geschichtlich eine ganz andere Entwicklung durchgemacht. Ramuz, mit seinem starken Gefühl für landschaftliche und bluthafte Zusammenhänge, empfindet sich als Sohn eines savoyisch-burgundischen Landes, das als staatliches Reich nie bestanden hat, das ihm aber als das uralte natürliche Reich der Rhone erscheint. Die Landschaften seiner Dichtung sind die Ufer des Sees, der von der Rhone gebildet wird, dieses wellige Gelände mit den vielen Weinbergen, das Rhonetal und das obere Wallis, wo die Rhone entspringt, mit den kleinen Bergdörfern, den einsamen Alpen, den rauhen Bergen unter dem Firnschnee; und in seinem wundervollen „Gesang von den Ländern der Rhone" besingt er das heimliche Reich dieses Stroms, das von den Bergen des Ursprungs reicht bis zu den Ufern des Mittelländischen Meeres.

Es ist, wenn man will, eine landschaftliche oder landestümliche Dichtung. Ramuz schafft aus den Gegebenheiten seines besonderen Erdreiches heraus, aus dem heraus, was er die „Rasse" nennt. Sein Wunsch ist: „daß einmal, eines Tages, ein Buch da sein möge, ein Kapitel, ja auch nur ein einfacher Satz, die nirgends sonst hätten geschrieben werden können als nur bei uns, weil sie in ihrer Biegung der Biegung jenes Hügels folgen, oder in ihrem Takt den Atem der Wellenschläge des Sees auf den Uferkieseln atmen, des Sees irgendwo an dem schönen Strand zwischen Cully und St. Saphorin, — und daß dieses Wenige ans Licht komme, dann werden wir gerechtfertigt sein". Und er versucht so zu schreiben, als schaue und schreibe man zum erstenmal. Daher nun die Besonderheit seiner Sprache, einer oft ungefügen und schwerfälligen, aber wie lebendigen, bildhaften, klangvollen Sprache. Denn unermüdlich umkreist er mit Worten die Dinge, unermüdlich versucht er sie mit Worten herauszumeißeln, bis sie sichtbar und greifbar gleichsam von selber vor uns stehen.

Es ist eines seiner besonderen und verblüffenden Kunstmittel, aus der epischen Erzählung unvermittelt in eine Darstellung überzugehen, die den Erzähler und den Zuhörer plötzlich mit umfaßt, die uns, die

Leser oder Hörer, plötzlich einbezieht in das Geschehen; daher diese unvermittelten Übergänge aus der Erzählform in die Gegenwart, aus der Drittperson in die erste. Es wirkt, zusammen mit dem verborgenen Rhythmus seiner Sprache, eine besondere Magie in dieser Art des Erzählens; und Ramuz erreicht damit die höchste Unmittelbarkeit des Erlebnisses, die durch ein Buch überhaupt erreicht werden kann.

Man hat Ramuz mit Cézanne verglichen und hat seine Stellung im französischen Schrifttum gleichgestellt der Stellung Cézannes in der französischen Malerei. Ramuz selbst bekennt sich zu Cézanne, er findet in Cézannes Kunst das, was er selbst zu gestalten versucht. Bei Cézanne gebe es nichts, was nicht unmittelbar ins Allumfassende überginge. Und von seiner eigenen Kunst sagt er, sein größtes Bemühen sei, so besonders und zugleich so allumfassend als möglich zu sein. Die Zweiheit des Gefühlten und des Fühlenden verschmilzt bei Ramuz wie bei Cézanne zu einer neuen Einheit. In allem sucht Ramuz das Dauernde, über dem Besonderen das Allgemeine, diese beiden Begriffe, sagt er, enthalten für ihn keinerlei Gegensatz. Und wirklich empfindet man bei allen Dichtungen, wie das Schicksal des Einzelnen auf eine nur fühlbare, nicht näher zu umschreibende Weise eingebettet ist in ein großes, allgemeines Schicksal, man fühlt, daß die einzelnen Menschen, die er darstellt, nur Teil sind der unendlich Vielen, daß sie nicht für sich bestehen können, sondern nur in den großen Zusammenhängen. (Was Jules Romains als Unanimisme bezeichnet, ist hier in einer ganz anderen Weise erfüllt.) Diese Dichtungen handeln von Gefühlen, die allen gemeinsam sind und von allen erlebt werden: „Das Leben, die Liebe, der Tod, die einfachen Dinge, die urtümlichen Dinge; die Dinge, die überall sind, die Dinge, die ewig sind..." aber dieses Ewige und Allgemeine gibt Ramuz in den besonderen Erscheinungen einmaligen Lebens.

Ramuz dringt vor zu den Ursprüngen, er versucht, das Besondere und Urtümliche zu erfassen in dessen gültigster Gestalt. Deshalb sind meist Bauern die Menschen seiner Dichtungen. Ramuz sieht in ihnen das ursprüngliche Leben am nahesten verkörpert, das Allgemeine am reinsten gespiegelt. Diese Menschen sind noch nicht versondert, nicht in gesellschaftliche Gruppen auseinander gefallen, sie stehen noch in den naturgegebenen Zusammenhängen, leben außerhalb der Zeit, obwohl sie unsere Zeitgenossen sind, aber ebensogut könnten sie in andern, vergangenen oder künftigen Zeiten leben. In ihre Alltagswirklichkeit hinein ragt unmittelbar das Übersinnliche. Diese Bauern, Winzer, Fischer, Gebirgler stehen unmittelbar unter den Naturgewalten, inmitten des Geheimnisses, das sie allenthalben umgibt. Sie sind der Kampfplatz der uralten Dämonen und sie fühlen ihre Kleinheit und Ohnmacht vor den Mächten, die sie nicht zu begreifen vermögen. Sturm, Hagel, Frost, Krankheiten der Menschen und des Viehs sind die äußeren Bewegungskräfte, die ewige Unruhe des Menschen vor der unvergänglichen Dauer aller Dinge umher sind die inneren Triebkräfte.

Und nun diese besondere Art des Erzählens: nichts von all dem wird ausgesprochen, alles bleibt verdeckt unter den Worten der Alltagssprache; aber durch das Wirkliche hindurch, das erzählt wird, spürt man das Überwirkliche, das nicht erzählt wird und um das doch die ganze Erzählung geht.

Gegen Ramuz sind, besonders von der französischen Kritik, viele Einwände laut geworden. Man wirft ihm vor, er verdunkle absichtlich, um geheimnisvoll zu wirken, seine Kunst sei eine erkünstelte Urtümlichkeit, er gehe zurück auf ein nie gewesenes Mittelalter, seine Stoffe seien fad und bedeutungslos, seine Darstellung sei undurchdacht oder absichtlich unvernünftig. Diese Einwände halten nicht stand. Gewiß, in der klassischen Tradition des französischen Schrifttums wirkt seine Dichtung als Fremdling, und in der glatten, geschliffenen Sprache der Akademie erscheint seine rauhe, ungefüge Sprache der Bauern wie ein Wildling; und richtig ist, daß seine Ursprünglichkeit nicht kunstlos ist, sondern vielmehr eine reife, durchgebildete Kunst zur Voraussetzung hat. Aber wir stehen hier vor einer großen, einmaligen Persönlichkeit, die ohne Maß hineingestellt wurde in unsere Zeit.[1]

---

[1] Von C. F. Ramuz sind deutsch erschienen: „Sonderung der Rassen" (deutsch von Werner Joh. Guggenheim, Verlag Curt Weller & Co., Leipzig), „Das große Grauen in den Bergen" (deutsch von Werner Joh. Guggenheim, Verlag Curt Weller & Co., Leipzig), „Es geschehen Zeichen" (deutsch von Albert Baur, Verlag Orell Füßli, Zürich), „Das Regiment des Bösen" (deutsch von Emil Wiedmer, Verlag Orell Füßli, Zürich), „Die Sühne im Feuer", Gedichte und Novellen (deutsch von Albert Baur, Verlag Orell Füßli, Zürich), „Ein Dichter kam und ging" (deutsch von Albert Baur, Verlag Orell Füßli, Zürich), „Die Geschichte vom Soldaten", gelesen, gespielt und getanzt (Freie Nachdichtung von Hans Reinhart, Musik von Igor Strawinsky).

Deutsche Literatur in Frankreich

Von Friedrich Hirth (Paris)

Die Vorhersage, die der verstorbene französische Historiker Frédéric Masson 1915 machte, daß niemals mehr ein deutsches Buch die französische Grenze überschreiten werde, erfüllte sich erfreulicherweise nicht. Niemals war das Interesse für die deutsche Literatur in Frankreich lebendiger als jetzt. Während nach dem Kriege von 1870 mehr als zehn Jahre notwendig waren, ehe schüchterne Versuche mit der Übersetzung deutscher Werke unternommen werden konnten, beobachtete man seit 1919 in Frankreich mit höchster Sorgfalt alles, was in Deutschland erschien. Es gibt kein deutsches Memoirenwerk über den Krieg oder über dessen diplomatische Vor- und Begleitgeschichte, das nicht sofort ins Französische übersetzt worden wäre. Außerdem aber werden die wichtigsten Werke der deutschen Belletristik in mehr oder weniger zureichenden Übersetzungen den französischen Lesern zugänglich gemacht. Es ist durchaus bezeichnend, daß Heinrich und Thomas Mann, Carl Sternheim, Stefan Zweig mit ihren lange vor dem Kriege erschienenen Büchern erst in der letzten Zeit Eingang in Frankreich fanden. Ein Versuch mit Wedekind wurde unternommen, ohne daß es bisher gelungen wäre, für sein Gesamtwerk einen französischen Verleger zu interessieren. Eine nicht zu verkennende Ehrung deutschen Literaturschaffens kann man darin erblicken, daß André Gide es in seinen Mußestunden unternahm, eine Novelle von Gottfried Keller zu übersetzen.

Mit diesem Interesse für das jüngste deutsche Schrifttum paart sich die wissenschaftliche Erforschung des Lebens und Dichtens deutscher Schriftsteller aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Bald nach Schluß des Weltkrieges veröffentlichte Lucien Herr in vier Bänden seine mustergültige Übersetzung des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller. A. Jolivet widmete Wilhelm Heinse eine tiefgreifende Studie; G. Raphael versuchte, Otto Ludwigs Wirken darzustellen. H. Tronchon schilderte die intellektuelle Nachfolge, die Herder in Frankreich gefunden hatte; Xavier Léon bemühte sich eindringlich, Fichte und seine Zeit darzustellen. Zu den wertvollsten Erscheinungen der literarischen Forschung rechne ich aber das Buch, das Auguste Ehrhard dem Prinzen von Pueckler-Muskau widmete (1927 bei Plon). Ehrhard, durch seine wertvollen Biographien Grillparzers und der Fanny Elßler rühmlichst bekannt, schuf eine Lebensbeschreibung, die sich wie ein spannender Roman liest. Das liegt sicherlich in erster Reihe an dem Leben seines Helden, aber dann auch an der darstellenden Kunst des Biographen, für die ich kaum eine zutreffendere Charakteristik wüßte als das französische Wort „charme“. Man hat den Eindruck, daß Ehrhard, der sich mit höchster Gewissenhaftigkeit in seine Quellen einlas, alles daran setzte, um die Wucht zu mildern, mit der literarische Vorlagen immer auf biographischen Darstellungen lasten. So ergab sich eine lebendige Schilderung des Verfassers der „Briefe eines Verstorbenen“ und ein anschauliches Bild der Zeit, in der er lebte. Vorläufig gedieh die Darstellung bis zum Jahre 1834; dem Schlußbande des Werks kann man mit lebhaftem Interesse entgegensehn.

Ein Werk über einen deutschen Dichter von einer Engländerin in französischer Sprache verfaßt, könnte man beinahe ein literarisches Locarno nennen. Margaret A. Clarke schildert „Heine und die Juli-Monarchie“ (1927 bei Rieder). Ihrem Haupttitel läßt sie sofort die Einschränkung folgen: „Etude critique sur les Französische Zustände suivie d'une étude sur le Saint-Simonisme chez Heine.“ Aber in diesem Untertitel geht sie zu weit, denn die Studie über den Saint-Simonismus bei Heine streift bloß die Oberfläche des Problems; und selbst die Mühe ließ sich Margaret Clarke verdrießen, auch nur die Äußerlichkeiten der Teilnahme Heines an den Saint-Simonistischen Versammlungen darzulegen. Aber ihre kritische Studie über Heines „Französische Zustände“ ist in dem philologischen Teil von höchstem Wert. Denn es wird eindringlich nachgewiesen, daß Heines politische Berichte über die Anfänge der Regierung Louis Philippes nicht eigenen Beobachtungen und eigenen Werturteilen entsprangen, sondern in der Hauptsache Umschreibungen gleichzeitig erschienener Journal-Artikel sind. Margaret Clarke wies

mit ihrem Buch der Heine-Forschung einen bisher unbeschrittenen Weg, der hoffentlich zahlreiche Nachfolge finden wird. Denn darüber kann kein Zweifel bestehen, daß Heine, der ein unermüdlicher Leser war, in seinen Schriften willkürlich oder unwillkürlich unter dem Eindruck seiner Lektüre stand. Daß er unmittelbar nach seinem Eintreffen in Frankreich nicht aus eigener Kenntnis der Sachlage zutreffende Urteile fällen konnte, braucht man ihm nicht zu verübeln. Gewissenhafte Kritiker könnten es ihm verargen, daß er seiner Zeitungsquellen, aus denen er überreichlich schöpfte, selten Erwähnung tat. Nach den ausführlichen Nachweisungen Margaret Clarkes besteht kein Zweifel mehr, daß Heine die pariser Tagesblätter mit höchster Aufmerksamkeit las und ausschöpfte, häufig sogar einfach übersetzte. Gegen diesen philologischen Teil des Buchs wird keine Einwendung erhoben werden können. Desto größere Bedenken wird man gegen den historisch-kritischen Teil hegen müssen. Man kann der Verfasserin zustimmen, daß in Heines politischem Denken kein System lag. Aber gerade der eine Vorwurf, der unaufhörlich erhoben wird, könnte fast zu der Anschauung verführen, daß Heine wenigstens in einer Hinsicht unveränderliche Anschauungen äußerte. Man wird es einer Engländerin nicht verübeln können, daß sie einem politischen Schriftsteller wenig gewogen ist, der während seines ganzen Lebens den Grundsatz verfochten hat, daß eine Allianz zwischen England und Frankreich letzterem zum Verderben gereichen müsse. Margaret Clarke, die vollkommen im Banne der Ereignisse von 1914 steht, kann sich anscheinend nicht in eine Gedankenwelt zurückversetzen, deren Leitstern es war, daß zwischen England und Frankreich unüberbrückbare Gegensätze bestehen. In dieser Auffassung blieb sich Heine zeitlebens treu, und da er Tatzeuge der französisch-englischen Spannungen zwischen 1830 und seinem Tode war, konnte er über das Verhältnis der beiden Staaten sicherlich besser urteilen als seine Kritikerin. Dagegen wird man Margaret Clarkes Behauptung zustimmen müssen, daß Heine in seiner Beurteilung Louis Philippes durchaus schwankend war, indem er sich in den ersten Artikeln der „Französischen Zustände" gegen das Julikönigtum wandte, während er in den letzten Briefen einen sichtlichen Gesinnungsumschwung vornahm. Für Margaret Clarke besteht kein Zweifel, daß Heine unter österreichischem Einflusse stand, als er sich zu Louis Philippe bekehrte. Beweise für diese Behauptung werden nicht erbracht. Die Verfasserin ist auf Vermutungen angewiesen, von denen eine nicht völlig unstichhaltig erscheint. Sie erinnert daran, daß die pariser „Tribune" den ersten Artikel der „Französischen Zustände" übersetzt hatte und deshalb von der französischen Regierung gerichtlich verfolgt wurde. In der Gerichtsverhandlung wurde Heine ein österreichisch-russisch-preußischer Agent genannt. Die Geschworenen schlossen sich dem Standpunkt des Verteidigers der „Tribune" an, daß Heine ein Feind Frankreichs und ein österreichisch-russisch-preußischer Agent sei. (Heine macht in seinem Briefe an Cotta vom 20. Januar 1832 eine Anspielung auf diesen Vorfall.) Beweise für diese Behauptung wurden niemals erbracht, wenn sich auch nicht leugnen läßt, daß Heine in Verbindung mit dem österreichischen Staatskanzler Metternich stand. Leider war es mir nie möglich gewesen, in dem Fürstlich Metternichschen Archiv irgendwelche Dokumente festzustellen, die schriftliche Beweise für diese Versicherung geliefert hätten. Auch in den wiener Staatsarchiven findet sich nicht der geringste Hinweis, daß Heine von der österreichischen Regierung mit Geld unterstützt worden wäre. Wenn er seine Anschauungen über Louis Philippe änderte, dürfte dies auf die Einwirkung des Sekretärs von Metternich, Gentz, zurückzuführen sein, der sich in einem Brief an den Herausgeber der „Allgemeinen Zeitung", Cotta, über Heines Angriffe auf die französische Regierung beschwerte. Heine dürfte demnach, um seine Berichterstattung für die „Allgemeine Zeitung" fortsetzen zu können, den Wink von Gentz beachtet und deshalb die Angriffe auf Louis Philippe eingestellt haben. Denn es ist nicht zu übersehen, daß zwischen Metternich und Gentz schwere Meinungsverschiedenheiten wegen der Beurteilung des Julikönigtums bestanden.

Henri Frichet veröffentlichte bei André Delpeuch angeblich verschollene Aufsätze Heines aus der „Allgemeinen Zeitung", die aber sämtlich nicht nur in Deutschland bekannt sind, sondern auch vor vierzig Jahren in französischer Übersetzung erschienen. Diese Übersetzung wird kurzerhand nach-

gedruckt, leider häufig mit sinnentstellenden Fehlern. Eine kurze Biographie Heines strotzt von Irrtümern. Für Frichet ist Heine am 13. Juli 1799 geboren, seine Cousine hieß Ottilie; Rahels Salon befand sich in Göttingen; die Pension, die Heine 1848 entzogen worden war, wäre nach Frichet auch von Napoleon III. bezahlt worden; Heines Mutter sei nach Paris gekommen, um den kranken Sohn zu pflegen usw., usw. Ein armseliges, trostloses Buch!

Die russische Leistung

Von René Fülöp-Miller (Wien)

Das Verhältnis zwischen dem russischen Schrifttum aus der Zeit vor dem Bolschewismus und jenem der Gegenwart könnte vielleicht mit dem zwischen dem Alten und dem Neuen Testament verglichen werden. War doch von russischer Seite das Herannahen einer aus dem Osten kommenden Welterlösung seit langem schon immer wieder mit prophetischer Gebärde verkündet worden, so daß den Aposteln der Revolution kaum mehr etwas anderes zu tun übrig blieb, als die jüngsten Ereignisse sinngemäß in das bereits durch zahllose Weissagungen vorgezeichnete Schema einzutragen.

Geblendet von der grandiosen Beredtsamkeit der russischen Dichter, war dann auch das westliche Europa allmählich dem Glauben an die messianische Sendung Rußlands verfallen, noch ehe dieser durch irgendwelche sichtbare Zeichen und Wunder gerechtfertigt worden war. Als die Verkünder des Bolschewismus den Anspruch erhoben, in ihm hätte sich die russische Sendung erfüllt, da bedurfte es gar nicht mehr des Beweises für die wirkliche Leistung: Genügte doch jene durch die Erschütterungen des Weltkrieges noch verstärkte Sehnsucht Europas, nur überhaupt wieder etwas glauben zu können, um der neuen Heilslehre große Scharen hoffnungsfroher Westeuropäer zuzuführen.

Solcherart vermochte der Bolschewismus aus der schon vorher allgemein verbreiteten Überzeugung von der erlösenden Mission Rußlands den reichlichsten Gewinn zu ziehen. Auch in einem anderen Lande wäre ein soziales und wirtschaftliches Experiment ähnlicher Art von größter Bedeutung gewesen; dadurch aber, daß der Bolschewismus gerade auf russischem Boden in die Erscheinung getreten war, erhielt er sogleich die Weihe einer neuen, für die ganze Menschheit bestimmten Religion.

Man braucht keineswegs besonders tiefe Blicke in die Psychologie des Bolschewismus zu tun, es genügt vollauf zu beobachten, wie der russische Kommunismus von seinen Führern gepredigt, von seinen Anhängern geglaubt und von seinen Gegnern bekämpft wird, um alsbald zu erkennen, daß es sich hier nur selten um die objektive Beurteilung eines wirtschaftlichen Versuches, sondern vielmehr zumeist um einen leidenschaftlichen Glaubenskampf handelt.

In den Jahren allgemeinster Verwirrung und Ratlosigkeit mochte ein so unkritisches, nur auf Glauben oder Unglauben beruhendes Verhältnis zum Bolschewismus einigermaßen berechtigt gewesen sein. Für die Dauer aber wird sich der Europäer doch auf die reifste Gabe seines Geistes wieder besinnen müssen, auf die Fähigkeit, unparteiisch und undogmatisch zu denken: Er wird also verpflichtet sein, die bolschewistische Lehre und damit die ganze Bedeutung Rußlands für Europa nun auch jenseits von Skepsis oder Enthusiasmus nach ihrem wirklichen Wert und ihrem wahren Inhalt zu untersuchen.

Dieser Forderung entspricht vortrefflich eine wenn auch nicht umfangreiche, so doch an innerem Gehalt überragende Studie: „Die russische Leistung" von Karl Nötzel (Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1927). Dem Verfasser dieses ausgezeichneten Buches gelingt es, das russische Problem ohne jegliche verwirrende Gefühlsmomente zu behandeln, indem er mit nüchterner, wissenschaftlicher Gründlichkeit untersucht, was eigentlich Rußland in Vergangenheit und Gegenwart für das geistige Leben der Menschheit geleistet hat.

Auf Grund eingehender historischer Studien gelangt Nötzel zu der Erkenntnis, daß Rußland, wenn es auch der Welt keinen einzigen wirklich neuen Gedanken geschenkt, dennoch eine bedeutende Leistung vollbracht hat, indem es viele Ideen, die zuerst in anderen Ländern das Licht erblickt hatten, mit einem ganz neuen Gefühls- und Willensinhalt zu erfüllen verstanden hat. Die russische Leistung bestehe also nicht so sehr in neuen Gedanken als solchen, als vielmehr in deren Verwirklichung. Worauf es vor allem ankomme, sei „der Russe als Menschentypus, als Umformer der Wirklichkeit".

Daraus ergebe sich nun aber auch das wahre Verhältnis zwischen Rußland und dem Westen: Rußland, sagt Nötzel, zwinge den Westen, daß er alle jene Begriffe, die uns bereits zu gleichgültigen Schatten geworden waren, jetzt von neuem erlebt und daß er so die Grundlagen des westeuropäischen Denkens wieder mit der Unmittelbarkeit des Gefühls nachprüft.

Die geistige Mission des Russentums liegt somit vor allem in der Verwirklichung abstrakter Erkenntnisse: Durch diese ständige Bereitschaft, eine Idee bis in ihre letzten Konsequenzen zu erleben und sie dadurch auf ihre Richtigkeit hin zu prüfen, wird der Russe zum Blutzeugen für die geistigen Errungenschaften der Menschheit.

Sogleich enthüllen sich aber auch die Mängel und Unzulänglichkeiten des sarmatischen Menschen: Aufgewachsen ohne jene geistige Schulung, wie sie der Westeuropäer durch Reformation, Humanismus und Renaissance erfahren hat, ist der Russe bis auf den heutigen Tag gläubig, also unkritisch geblieben. Während das europäische Denken jederzeit auf das voraussetzungslos kritische Durchdringen einer Idee gerichtet ist, wobei ihm kein wie immer geartetes Resultat von vorneherein als unmöglich erscheint, hat der Russe immer schon von allem Anfang an die Ergebnisse vor sich, zu denen er schließlich gelangen will. Somit stehen auch die aus Europa fertig übernommenen Theorien, einmal als richtig anerkannt, für den Russen ebenso jenseits aller Kritik, wie die Dogmen der Kirche für den Gläubigen: Sie werden niemals mehr einer Revision unterzogen.

Die Russen, überzeugt von ihrer messianischen Sendung, wollen einzig und allein die Fleischwerdung des Wortes in der Gestalt praktischer Resultate, die Realisierung der Theorie, als wahrhafte Leistung gelten lassen; daher sehen sie verächtlich auf das abstrakte Denken des Westens herab und glauben, jeder kritischen Einzelarbeit überhoben zu sein. Ohne Verständnis dafür, daß nur Selbsterarbeitetes zum wahrhaften Besitz werden kann, wollen sie sogleich „die Gipfel ergreifen", um hierauf dem Westen „die kulturelle Vollendung" zu bringen.

Von diesen allgemeinen Untersuchungen aus gelangt Nötzel dann zu der jüngsten russischen Leistung, zum Bolschewismus. Er zeigt, wie dieser ebenfalls stets nach der konkreten Verwirklichung abstrakter Gedanken hindrängt und weist nach, daß auch diese Ideen selbst letzten Endes auf unkritisch aus dem Westen übernommene Begriffe zurückgehen, nämlich auf die Naturrechtslehren des 18. Jahrhunderts, die seinerzeit über die Juristenschulen Peters des Großen den Weg nach Rußland gefunden hatten. Mit neuem, lebendigem Inhalt erfüllt, sollten diese Theorien später, zusammen mit den Ideen von Karl Marx und der materialistischen Geschichtsauffassung, bei allen Freiheitskämpfen, die in Rußland bis auf unsere Tage stattgefunden haben, eine gewaltige Rolle spielen.

Während nun Nötzel solcherart die gemeinsamen kulturhistorischen Wurzeln aller typisch russischen Ideen und Leistungen zu erforschen sucht, hält er sich bei seinen Schlußfolgerungen mit großer Überlegenheit von jeglicher subjektiven Einseitigkeit fern. Seine Betrachtungsweise befreit das russische Problem von der sonst so gern geübten Verzerrung, sei es zur messianischen Heilslehre, sei es zur apokalyptischen Herrschaft des Antichrist, und reduziert es auf die wirklich ihm zukommende Bedeutung.

Die drei Leser

Von Richard Mönnig (Berlin)

Der Lehre des Aristoteles vom höheren Rang der intellektuellen Wesen gegenüber den bloß sensitiven und dieser gegenüber den vegetativen erinnern wir uns bei der Lektüre von Schillers schönen ästhetischen Briefen, wenn er sagt, daß der Mensch auf dreierlei Weise mit den Dingen der Außenwelt in Berührung kommen könne: nur empfindend und leidend, oder betrachtend oder denkend und wollend.

Diese Unterscheidung, die sich ähnlich auch bei anderen findet, soll die Grundlage sein zur Herausstellung dreier Typen von Lesern: erstens des gefühlvollen, empfindenden und leidenden, zweitens des genießenden und wertenden, drittens des denkenden Lesers.

Die Leser erster Art achten auf das „Was", nicht auf das „Wie", sie reagieren unmittelbar mit ihrem Gefühl. Diese unmittelbare ist die einfache, primäre gewöhnliche Haltung einem Buch gegenüber. Sowohl diejenigen, die noch nicht viel gelesen haben, wie auch die Belesenen „achten bei einem Buch, einer Bibliothek, einer ganzen Kultur, die ihnen neu gegenübertritt, zumeist auf den Inhalt, und auf diesen reagieren sie sogleich mit ihrem Gefühl" (Goethe) — d. h., sie erleiden die Dichtung. Einfache Menschen, denen das Verständnis für formale Werte und abstrakte Gedanken abgeht, lesen auch nur Bücher, die ihr Gefühl erregen.

Eine Besonderheit des empfindenden Lesers ist es, daß er eine Beziehung zwischen sich und der Dichtung sucht und zu finden glaubt; er nimmt persönlich Stellung, er fühlt sich persönlich berührt oder verwandt. Sehr schön sagt Rudolf Borchardt in seiner Rede über die Erbrechte der Dichtung: „Lassen Sie mich sie bitten, in dem Buche (der Bibel) und seinen Vorgängern nichts zu suchen als sich selber. Es handelt von seinen Gestalten und ihrem Schicksal nur insofern, als es von ihnen und mir handelt. Es handelt von seinem Gott und seinem Heiland nur insofern, als es von ihrem und meinem Gott handelt." Und Pascal sagt: „Wenn eine natürliche Darstellung eine Leidenschaft malt oder eine Begebenheit, so findet man in sich selbst die Wahrheit von dem, was man hört, sie war in uns, ohne daß man es wußte ..."

Alle empfindenden Leser, alle, bei denen die Tragödie „Furcht und Mitleid" erweckt, alle, die trunken sind vom Gelesenen, alle Romantik, die das Primat der Literatur über das Leben aufstellt, — „... das eben ist die typisch-romantische Einstellung, so zu leben ‚wie im ...'" (Lempicki) — wird Beweismaterial für den Satz, den besonders Oscar Wilde vertrat, daß das Leben die Kunst nachahme.

Das starke Empfinden führt zur Nachahmung. „Eine gute Schrift wird, wo sie wirkt, vergessen machen, daß sie literarisch ist: sie wirkt als Wort und Handlung eines Freundes" (Nietzsche). „Unser Entzücken über ein Kunstwerk ist offenbar aus diesen Empfindungen zusammengesetzt: das ist nicht bloß möglich, das ist! — so mein Innerstes ansprechen, so auf einem Punkt vereinigt, so eins mit meinem Wesen habe ich es selbst in der Natur nicht gesehen ..." (Grillparzer). — Oft ist es ausgesprochen worden, daß ein gut Teil unserer Leidenschaften und Gefühle nur literarische Nachahmungsprodukte sind. Charakteristisch der Vierzeiler eines Unbekannten:

> „O Goethe, hättest du doch Werthern nie geschrieben,
> von wieviel Übeln wär' die Welt verschont geblieben.
> So mancher hätte sich ein Werther nicht geglaubt,
> wenn er, bei kaltem Blut, von Mord und Liebe träumt."

Wie früher die Werther — so sind es heute die Hamsun- und Dostojewski- oder Proust-Gestalten. Knaben bilden sich ein, Trapper und Indianer zu sein. Dienstmädchen, die Courths-Mahler lesen, Burschen, die mit Walt Whitmans Gedichten oder Jack Londons Geschichten im Ranzen die Landstraße hinunterlaufen, alle, die nach einem Kriminalroman auf die schiefe Ebene geraten, alle, die nach der Lektüre russischer Romane zerknirschte, schlaflose Nächte haben, alle Mädchen, die nach der Lektüre Jean Pauls verzückt und schwermütig spazieren gehen — ahmen sie nicht die Kunst nach? So schreibt Gauguin in „Vorher und Nachher": „Laßt es euch nicht einfallen, Edgar Allen Poe anderswo als an einem sicheren Ort zu lesen. Er würde euch schön zusetzen, ‚die ihr

sehr tapfer zwar ohn' es zu sein' (wie Verlaine sagt). Und vor allen Dingen versucht nicht hinterher mit den Augen eines Odilon Redon einzuschlafen."

Aber diese Leser, bei denen aus Mitgefühl und Interesse ein Effekt resultiert, die wirklich die Kunst nachahmen, bilden schon den Übergang zu den Lesern zweiter Art.

Die zweite Art von Lesern möchte ich die Genießenden nennen, sie könnten auch die Betrachtenden heißen. „Die Betrachtung ist das erste liberale Verhältnis des Menschen zu dem Weltall, das ihn umgibt" (Schiller). Solche Leser sind seltener. Sie achten nicht allein auf den Inhalt, sondern auch auf Aufbau, Vermaß und Klarheit der Dichtung. Ihnen ist das Lesen Entspannung, Erholung und Unterhaltung. Ihre Stellungnahme ist aristokratischer, aber auch lässiger; die Dichtung wird als bildender und anmutiger, angenehmer Zeitvertreib empfunden, nicht als Hinweis auf persönliche Vor- und Nachteile. Eine gewisse Uninteressiertheit oder Objektivität ist vorhanden: „die einzigen schönen Dinge sind die Dinge, die uns nichts angehen" (Oscar Wilde). Diese Leser zeichnen sich jedoch auch durch ein scheinbar entgegengesetztes Verhalten aus. Sie sind ernster, wie spielende Kinder ernst bei der Sache sind, sie bringen dem Buch „die horchende Seele" entgegen, sie sind um rechtes Verständnis bemüht. Ihr Horizont ist nicht durch Vorurteile beengt, sie nähern sich dem „Ziel: einen Leser so elastisch zu stimmen, daß er sich auf die Fußspitzen stellt" (Nietzsche). — „Der zur Kunstwertung erforderliche verständnisinnige Verkehr der Seelen muß sich auf gegenseitiges Entgegenkommen gründen ... es ist bedauerlich, daß so wenige sich unter uns in Wahrheit bemühen, die Stimmungen der Meister zu ergründen. In hartnäckiger Unwissenheit weigern wir uns, ihnen gegenüber das schlichte Gebot der Höflichkeit zu erfüllen, und versäumen so nur gar zu oft das reiche Mahl von Schönheit, das vor uns aufgetischt steht" (Kakuzo Okakura). — „Man untersuche einmal genau, welche Fülle seltener geistiger und seelischer Eigenschaften dazu gehört, um gute Verse zu empfinden, zu schätzen und zu beurteilen, welche Feinheit des Gehörs, welche Geistigkeit, welcher Takt dazu nötig ist!" (Chamfort).

„Es muß also in den Gemütern der Menschen etwas vorhanden sein, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell strahlt, im Wege steht und was sie hindert, sich in den Besitz des Besseren zu setzen, das ihnen zur Schau getragen wird. Die Alten haben es geahnt, es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude. Ermanne dich, weise zu sein. Kraft und Energie des Entschlusses gehört also dazu, die Hindernisse zu besiegen, welche teils die Feigheit des Herzens, teils die natürliche Trägheit des Geistes der Aufnahme der Wahrheit entgegensetzen. Nicht umsonst wird uns die Weisheitsgöttin in der alten Fabel als eine Kriegerin vorgestellt" (Schiller).

Ästheten sind eine Abart der Leser zweiter Art, eine dürftige Abart, wenn ihre Stellungnahme nur von Distanz zeugt, kalt und individuell ist. Aber gegenüber einer Kunst, die unter dem Schlagwort l'art pour l'art steht, ist kaum eine andere als die ästhetische Haltung möglich, weshalb diese Kunst höchst unpopulär ist — „schließlich hält sich der Dichter für entehrt, wenn einer versteht, was er sagen will" (André Gide). Jedenfalls: „Es gibt eine doppelte Ästhetik, die eine geht von den Wirkungen der Kunst aus und schließt auf entsprechende Ursachen: sie steht mit diesem Verfahren unter dem Zauber der Kunst und ist selber eine Art Dichtung und Rausch, ein Hineinerklingen der Kunst in die Saiten der Wissenschaft. Die andere Ästhetik geht von den vielfach absurden und kindischen Anfängen der Kunst aus: sie vermag die tatsächlichen Wirkungen daraus nicht abzuleiten und wird deshalb versuchen, die Empfindung über die Kunst überhaupt zu ermäßigen und jene Wirkungen auf alle Weise zu verdächtigen, als ob sie erlogen und krankhaft sei ..." (Nietzsche).

„Der reine Ästhetiker sagt: so liebe ich das Gedicht. Der reine Philosoph: so verstehe ich's" (Friedrich Schlegel).

Damit kommen wir zu der dritten Art von Lesern. Sie sind noch seltener als die zweiten; es sind dies die wenigen Menschen, die aktiv mit dem Verstand vorgehen, nicht passiv mit der Empfindung. Sie urteilen und geben sich nicht der Erscheinung hin, sie haben nur eine geistig abwägende Haltung und arbeiten mit Ideen und Maximen.

Sie erwecken leicht einen abstrakt-unwirklichen Eindruck.

Der Intellektuelle ist der unfruchtbare, negative Typ; und wenn hier überhaupt noch von Literarischem die Rede sein kann, so würde ich als eine Abart der Leser dritter Art jene Menschen bezeichnen, die heilige Schriften lesen, „nicht um zu wissen, was darin steht — dazu würde ein- oder zweimalige Lektüre genügen —, sondern um sich mit einer vorgeschriebenen Seelentechnik immer neue und höhere Bewußtseinshaltungen einzuüben" (Scheler).

Es sind die empfindenden Leser in der Mehrzahl. Alles übersetzen sie sogleich in persönliche Gefühlswerte. „Der Zuschauer will sich sehen und versteht nur sich" (Wilhelm von Scholz). „Der Sitz der Kunst ist in der Empfindung ... die Welt mit den Gesetzen der Empfindung in Übereinstimmung zu bringen, das ist die Aufgabe der Poesie oder vielmehr der Kunst im allgemeinen" (Grillparzer). So stark ist beim gefühlvollen Leser das Bestreben, eine Beziehung zum eigenen Dasein zu finden, und soviel Mühe macht es, sich in ein ganz Fremdes, sei es auch außerordentlich wahr und schön, hineinzudenken, daß sich der meisten Einfühlungsfähigkeit auf das beschränkt, was in den Komplex der vorhandenen Gefühle und Gedanken hineinpaßt, ihm angemessen ist. „Zuletzt kann niemand aus den Dingen, die Bücher eingerechnet, mehr heraushören, als er bereits weiß. Wofür man vom Erlebnis her keinen Zugang hat, dafür hat man kein Ohr. Denken wir uns einen äußersten Fall: daß ein Buch von lauter Erlebnissen redet, die gänzlich außerhalb der Möglichkeit einer häufigen oder auch nur seltenen Erfahrung liegen, — daß es die erste Sprache für eine neue Reihe von Erfahrungen ist. In diesem Fall wird einfach Nichts gehört, mit der akustischen Täuschung, daß, wo Nichts gehört wird, auch Nichts ist ..." (Nietzsche). „Belastet mit dem angehäuften Erinnerungs- und Denkmaterial interpretieren wir dieses bewußt oder unbewußt in jede Wahrnehmung hinein" (E.R.Curtius). Man liest heraus, was man hören will, man begreift nur den Geist, dem man gleicht.

Diese Unfreiheit wird noch betont, wenn wir — wie stets — auch nur auf das achten, das pflegen und gelten lassen, was unserem Wesen entsprechend zu uns gehört. Wir bemerken diese Beschränkung beim einzelnen wie bei einem Stand, einer Gruppe oder Nation, hier spricht man dann von einem „Faktor des sozialen Selbstbewußtseins", und wir erinnern uns der Worte Pascals: „Du würdest mich nicht suchen, wenn du mich nicht schon gefunden hättest."

Der Erzähler erzählt sein Leben

Von Albert Leitich (Wien)

Es wird allmählich interessant, amerikanische Bücher zu lesen. Man befaßt sich — in der Literatur wenigstens — nicht mehr mit den Äußerlichkeiten des Lebens, sondern sucht ins Innere vorzudringen. Man sucht der Darstellung neue Stoffgebiete zu erschließen, man experimentiert. Man steht den Dingen nicht mehr nur als Reporter und Photograph gegenüber, sondern man gewinnt nun seine Objektivität, jenen Abstand, der es ermöglicht, ein Stück Natur durch ein Temperament zu sehen, und wird eben dadurch erst in den Stand gesetzt, Kunst zu schaffen. Bis jetzt waren sie alle zu befangen und besessen von ihrem Thema, diese Amerikaner. Der Künstler aber darf nur so lange befangen und besessen sein, als er mit seinem Gegenstand ringt. Das vollendete Buch muß durchleuchtet sein von seiner Seele, durchtränkt von der höheren Einsicht seiner Phantasie. Die Sprache der Seele und der Phantasie vermag uns weiter zu führen als die des Verstandes. Wenn ein Werk die Einbildungskraft nicht anzuregen vermag, ist es kein Kunstwerk: „Der Künstler muß ein Schlachtfeld in sich und einen Himmel über sich haben", sagt Rebecca West. Das stimmt, das ist es. Und das gerade hat den amerikanischen Schriftstellern bis jetzt gemangelt.

Anderson, dieser mutige, dieser wunderbar tapfere Kämpfer, besitzt seinen Himmel.. Alles, was an äußeren Ereignissen geschieht, ist eine Projektion nach außen von Vorgängen und Erschütterungen

im Innern. Wer noch glaubt, daß in Amerika die wahnsinnige Jagd nach äußerer Sensation vorherrsche, wie dies so gern in Europa erzählt wird, lese das Buch von Sherwood Anderson: „Der Erzähler erzählt sein Leben."

Wenn ein Dichter von seiner Jugend, von seinem Leben erzählt, soll man ihm doppelt aufmerksam zuhören. Seine Stimme wird wärmer, sein Herz klopft stärker, und wenn er ein reiner Mensch ist, so gelingt es seiner großen Sehnsucht wohl, den goldenen Nibelungenhort für ein paar Stunden so weit emporzuzwingen, daß er leuchtend durch die grauen, ewig rinnenden Fluten schimmert.

Die Buben à la Anderson verüben dumme Streiche, brechen sich schließlich Arm und Bein, aber gehen gläubig und unverzagt auf die schöne Welt los, die so groß ist und so reich und ihnen gehört.

Schon nach den ersten Seiten stutzt man. Zage fängt die Hoffnung an zu keimen, daß hier mehr als Papier sei. Und diese Hoffnung wird mit jedem Abschnitt stärker bestätigt. Es überkommt einen das Hochgefühl, daß man sich mit einer Persönlichkeit auseinandersetzen darf. Mit einer Persönlichkeit, die schon viel in sich entschieden und die vor allem unvergleichlich mehr in die Wagschale zu werfen hat als dieses eine Buch.

Er sagt von sich selbst: „Ich bin meiner ganzen Veranlagung nach ein Geschichtenerzähler. Mein Vater war auch einer gewesen; daß er's nicht wußte, war sein Verhängnis. Das ist die namenlose Verderbnis, die bei uns in Amerika die erzählende Dichtung betroffen hat: daß alles mit den Erwägungen des Kaufens und Verkaufens verquickt wird. Ein Pferd kann nicht singen wie ein Kanarienvogel, ein Kanarienvogel kann nicht den Pflug ziehen wie ein Pferd, und beide machen sich, wenn sie's versuchen, einfach lächerlich."

Und von der Erzählung seines Lebens meint Anderson: „Ich versuche hier die Geschichte eines Augenblicks aufzuzeichnen, und ich bin durch meine Erfahrung als Erzähler zu der Anschauung gekommen, daß eine wahrhaftige Lebensschilderung nur eine Schilderung einzelner Augenblicke ist. Denn nur in seltenen Augenblicken leben wir. Ich nun will im Lande umherwandern. Ich will mich zu Menschen an den Tisch setzen, Gesprächen lauschen, Geschichten von Menschen erzählen —: was sie denken, was sie fühlen. Zum Henker — vielleicht gehe ich auch nur auf die Suche nach mir selbst."

In seinem Lebensgange erinnert Sherwood Anderson an Knut Hamsun. Auch der Norweger schlug sich in allen Rollen des Arbeiters mit der Lebensnot herum, war Steinbrecher, Wegarbeiter, Handlanger bei einem Bau, Holzhauer, Hafenknecht, er trug alle Lasten des Proletariers.

Von seinen Ahnen hat Anderson den starken, stiernackigen Widerstand gegen Hunger, Kälte, Nässe und Sturm.

Er zagt nicht, wenn kein Pfennig im Beutel, keine Brotrinde mehr im Sack ist. Vor den „nichts als Literaten" hat der starkgliedrige Mann das eine, Herrliche voraus: er kann Bäume fällen, Fässer verladen, falls die Honorare ausbleiben. Er kann an der Drehbank stehen, auf einem Dampfer Kohlentrimmer sein, falls die Verleger nicht mehr mögen. Das gibt Kraftgefühl, das wir auf jeder Seite dieses wunderbaren Buchs spüren — und Lebensüberwindung.

Amerika ist ja das Land, in dem es selbstverständlich ist, körperlich zu arbeiten, wenn die bürgerliche Deklassierung kommt. Wenn der Europäer sich erschießt, weil er sich in seiner Schicht sozial nicht halten kann, so steigt man dort einfach ein paar Stufen hinunter und arbeitet mit den Händen.

Aber es steckt nicht nur ein Lebenskämpfer und Überwinder in diesem Mann, auch von den Lebensbesiegten hat er viel, und weil er beides ist, Sieger und Unterlieger, daher schreibt sich der wunderliche Zwiespalt, die reizvolle Zerrissenheit seiner Seele, die aus seinen Werken schluchzt. Denn dieser Starke und Gliederfeste hat eine so zarte und feine, empfindliche und leicht verletzbare Haut, daß er aus vielen Rissen und Wunden blutet von den Rauheiten des Lebens. Dieser umhergehetzte Arbeiter ist in seinem Innern ein weltflüchtiger Träumer, der oft nicht hat, wohin er sein Haupt bette und der doch eine hohe, stolze, königliche Seele ist, deren süßer Rausch darin besteht, seine Armut und sein letztes bißchen Besitztum bedenkenlos an einen noch Ärmeren fortzuschenken.

„Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König", sagt Lessing, und Menschen wie Anderson zeigen die Wahrheit des Worts.

Tiroler Reformromane

Von Alois Brandl (Berlin)

Rosegger hat die Dorfgeschichte an die Gesellschaftsprobleme herangerückt; in „Jakob dem Letzten" illustrierte er den Untergang des Bauerntums; sein „Ewiges Licht" ist die Tragödie des alten Geistlichen, der in der Sonne moderner Aufklärung mit der Laterne in der Hand die zweihundert Dörflerseelen sucht, die der Herrgott und sein Bischof ihm anvertraut hatten. Der Menschheitsbau im Hochgebirge war dem besinnlichen Steirer ins Wanken geraten; überall sah er die Krisen, Verwandlungen, Verschüttungen; so warmherzig er sich in das Seelenleben seiner Gestalten versetzte, über allem schwebte ihm eine Götterdämmerung unserer Kultur. Nicht Auerbach noch Anzengruber waren ihm darin vorangegangen; bei Auerbach ist das goldene oder doch das pastorale Zeitalter fast noch ungetrübt vorhanden; bei Anzengruber nimmt das Gemütsinteresse der handelnden Personen unsere ganze Phantasie gefangen; bei Rosegger aber wird uns immer wieder die bange Frage auf die Lippe gelegt: wie lange wird diese bescheidene Herrlichkeit des altfränkischen Bergdorfes noch dauern?

Probleme müssen heutzutage in die Bauerngeschichte einbezogen werden, weil die frühere Einheitlichkeit des Bauern dahin ist. In den abgelegensten Hochtälern tun sich die Leute gruppenweise zusammen, um eine Zeitung zu halten; sie lesen die Tagesneuigkeiten aus der weiten Welt; der Horizont, den sie mit Augen sehen, füllt sie innerlich nicht mehr aus. Der Weltkrieg hat mächtig an das Tor jedes einzelnen geklopft; von den Buren und von Kanada hörte man in jeder Schenke reden; stieg man in der Inflationszeit auf die Alm, so fragte gleich der Senn: „Wie hoch steht heut der Dollar?" Ich glaube, sogar die Kapuziner haben damals gelernt, sich um das Schwanken der Währung, der Sparkassen und des Staatskredites zu kümmern. Völlig ein anderer ist der geistliche Herr geworden; sein früheres Vertrauen auf die unbedingte Rechtlichkeit und Frömmigkeit des „Herz-Jesu-Volkes" ist fühlbar angegriffen; daß in den Jahren der bittersten Enttäuschung viele Seelsorgekinder nicht mehr zu beten vermochten, hat ihm die Predigerstimme verschlagen. Der Erzähler kann das Seelenleben der heutigen Landleute nicht mehr richtig, nicht mehr völlig auseinanderlegen, ohne die Risse und Brüche in ihrer Weltbetrachtung zu berücksichtigen. Wenn Ovid noch einmal zur Welt käme und „Philemon und Baucis" schriebe, er müßte irgendwie auf die Altersversorgung und die modernen Sozialverhältnisse ausblicken, oder seiner Darstellung bliebe der Anhauch der Lebenswahrheit versagt.

Tirol hat höhere Berge als die Steiermark, daher auch tiefere Schatten, abgeschnittenere Täler, versorgtere Menschen. Der Krieg hat hier mit einer Zerreißung des Landes geendet, die jedem Bewohner furchtbar aufs Herz fällt. Politische Geschehnisse machen sich in dieser Kerngegend des Fremdengewerbes noch vielmehr fühlbar, als in den übrigen österreichischen Alpenländern. Selbst das Temperament der Leute, deren jeder den heroischen Starrsinn des Andreas Hofer im Leibe trägt, verschärft die Gegensätze. Kaum tut sich in einem Dorf eine Milchgenossenschaft auf, so entsteht eine Familiengefahr, denn das Geld, das die Molkereikasse am Samstag abführt, veranlaßt den Bauern am Sonntag zu längerem Wirtshausbesuch, und mit dem Reste mag dann die Bäuerin am Montag sehen, wie sie für ihre bisher gesund genährten Angehörigen ein schlechtes „Schmer" aus der Stadt sich holt. Weniger als Salzburg oder das Tauerngebiet ist Tirol in der Gegenwart so, wie es in der Halbvergangenheit war, und höchst unzulänglich müßten seine Geschichtenschreiber sein, wenn sie davon nicht den Widerhall verrieten.

Und Erzähler gibt es noch in Nordtirol. Die Viertelmillion, die zwischen Kufstein und dem Arlberg sich zu Hause fühlt, ist literarisch ungemein fruchtbar, als müßte sie mit für das abgerissene und mundtot gemachte Südtirol aufkommen. Nur ein Teil der Autoren sitzt in oder bei Innsbruck, wo der Hauptverlag, die „Tyrolia", das Standquartier hat; in München und in Berlin sind Ausgewanderte zu finden, die eine fleißige Feder führen, und je mehr diese Männer selbst eine Doppelexistenz führen, innerhalb und außerhalb des „heiligen Landls", desto schärfer verspüren sie die neue Problematik der Heimat, desto eifriger bringen sie die modernen Zwiespältigkeiten vor die Leser.

Am wenigsten hat sich der „Reimmichl" ankränkeln lassen. Kooperator Sebastian Rieger beging neulich seinen sechzigsten Geburtstag, bewegt sich also bereits auf einem recht fest gefahrenen Geleise. Richtiger: er ließ seine Verleger und Freunde seinen Geburtstag begehen, denn er läuft der Welt nicht nach, er bleibt mit festen Füßen auf seinem Platze und bewahrt den Charakter, den er in besseren Zeiten entwickelt hat. Liest man die schlicht ansprechende Biographie durch, die seine literarischen Landsleute Oberkofler, Weingartner, Br. Willram u. a. aus diesem Anlaß über ihn veröffentlichten,[1] so ist man verwundert über die Wandellosigkeit seiner Sphäre. An einem einzigen Orte hat er Gymnasium und theologische Hochschule durchgemacht: in Brixen. Studienreisen hat er sich versagt, geistige Kämpfe blieben ihm erspart, selbst die Verantwortlichkeiten eines selbständigen Pfarrers hat er nie getragen; er blieb Hilfspriester im freundlichen tiroler Dörfchen, wo ihn kein verzwickter Sünder, keine pikante Sünderin aus der Ruhe brachte. Mit einem Landhäuschen im heimischen Holzstil hat er sich schließlich umgeben, erbaut von ihm selber auf einer freien Wiese in der stillen Häusergruppe von Heiligkreuz, wo er die Türme von Innsbruck hinreichend ferne sieht, um sich der Unabhängigkeit von der Hauptstadt zu freuen. Früher hat er wohl auch konservative Tagespolitik getrieben; jetzt ist er nur noch konservativer Landesbeschreiber. Er schildert mit unentwegter Sonnigkeit die Burschen und die Mädeln, die da ihren Existenzpflichten nachgehen, mit Elementen und Verhältnissen nicht allzu leidenschaftlich ringen und durch die Hilfe Gottes vor schweren Prüfungen bewahrt bleiben. In einer Reihe von Neudrucken sind seine Geschichten vom „Kreuzkaspar", vom „Fexpeter", von „Esau und Jakob" u. a. zu seinem sechzigsten Geburtstage wieder ausgeschüttet worden, alle durchwärmt von einer menschenfreundlichen Natürlichkeit, die wohltut und gefällt — aber ein wenig nach gestern schmeckt. So einfach liegen die Dinge nicht mehr und noch weniger die Menschen. Der wehmütige Glanz des Herbstes ruht noch auf diesen Blättern, aber mehr als winterliche Stürme sind inzwischen über Felder und Geister gebraust.

Der historische Roman ist schon eher geneigt, wie ein Oszillograph die Umwälzungen der Nachkriegszeit zu verraten. Er hat in Tirol eine große Tradition, und dieser entspricht die Kunsthöhe, mit der uns Heinrich von Schullern das Treiben und die Umwelt von Herzog Sigmund, dem Münzreichen vor die Augen zaubert.[2] Dem weichen, vergnüglichen, nicht sonderlich begabten Landesfürsten im deutschen Süden ist seine sächsische Gemahlin Katharina mit nördlicher Charakterfestigkeit gegenübergestellt, und jetzt durchkreuzen sich Politik und Liebesabenteuer, Kaiser Friedrich III. und Maximilian wechseln ab, mit leichtfertigen oder intriganten Damen. Man erhält den Eindruck: so mag es wirklich zugegangen sein in der Hofburg am Inn, in die man keinen Wagen Brennholz durch die Stadt passieren ließ, ohne daß

[1] Reimmichl: eines Volksdichters Leben und Schaffen. Innsbruck 1927, Tyrolia. 135 S. — [2] Kleinod Tirol, Roman aus dem sinkenden Mittelalter. Innsbruck 1927, Tyrolia. 552 S.

die treuen Untertanen die Hälfte der Scheite wegrissen und im eigenen Herde verbrannten. Selbst aus den Liebesbriefen höchster Herkunft werden uns bisher ungedruckte Stellen im Originalaut mitgeteilt, bald deutsch, bald italienisch, wie es kommt; da ist nicht Schönfärberei getrieben, sondern gewesenem Leben der Spiegel vorgehalten. Aber mehr und mehr wächst der tapfere Vasall Gaudenz von Matsch dem leichtsinnigen Landesherrn über den Kopf; sowie der Krieg mit Venedig in gefährlichere Flammen ausschlägt, weiß er die Kräfte des Herzogtums zu mobilisieren, zu einigen und zu siegreicher Abwehr zu führen. Man merkt, wie dem heimatstolzen Verfasser der heutige Verlust von Südtirol auf die Seele brennt. Das Problem des Tages mischt sich in die heitere Abwicklung des spätgotischen Kulturbildes. Einheit des Tirolertums wird nicht so sehr geschildert als erstrebt, erdurstet, mit Bangen ersehnt. Wie wäre es auch anders möglich, wenn man von Innsbruck auf die Grenze am Brenner hinausblickt und die Schmerzensschreie von jenseits der Grenze täglich hören muß? Fast möchte man dem Wunsch eines heimischen Historikers beipflichten, der bei solchem Stimmungszwiespalt lieber den ganzen Roman unter die Herrschaft des Matschers gestellt und dessen Namen auf den Titel gesetzt sähe. Freilich — ein passendes Schlußkapitel zu finden, wäre dabei äußerst schwer gewesen. Es muß auch Kunstwerke der Übergangszeiten und der Warteperioden geben.

Noch weiter zurück ins Mittelalter führt uns Joseph Georg Oberkofler, ein gewesener Theologe, der sich ohne Bruch zum weltlichen Dichter durchgerungen und deshalb seine sittlichen Ideale bewahrt hat. Eine Parzifalfigur stellt er den Alltagsmenschen gegenüber: das ist wohl der tiefere Sinn seines vielbesprochenen und nicht immer verstandenen Romans über ein tirolisches Liebespaar aus dem Jahrhundert nach Walther von der Vogelweide und Wolfram von Eschenbach.[3] Ausdrücklich erklärt der Verfasser im Vorwort von seinem Werk „Es ist kein historischer Roman". Nein, es ist eine ethische Problemgeschichte von dauernder Geltung. Es zeigt uns einen grünen Jüngling aus gutem Holze, den Sohn eines wohlhabenden, aber nicht adligen Gutsbesitzers, der den Hof des Fürstbischofs von Brixen aufsucht, die beste Bildung seiner Zeit sich aneignet, stark in den Waffen ist und auch im Herzen und deshalb durch schwere Gemütskämpfe Schritt für Schritt das beste in der eigenen Brust entdeckt. Drei weibliche Wesen markieren die Stufenleiter. Inga gewinnt und verliert ihn durch Sünde. Agnes gewinnt ihn als Sündlose, er aber macht sich ihrer unwürdig durch eigene Sünde. Das waren vornehme Frauen; sie werden jedoch charakteristischerweise in ihm überstrahlt durch die Erinnerung an die einfache, reine und rein erhaltende Nachbarstochter Leidlieb, in deren Armen er an dritter Stelle und — man hofft — tieferes Glück erlebt. Aber Hingebung an Gott überwindet in ihm selbst den besten Liebeswillen, und vor dem Tabernakel, den ein jäher Wildbach aufgerissen hat, endet er verzückt sein Dasein: Ein Stein vom Kirchengewölbe trifft sein Haupt, und mit einem Gebet an Jesus Christus zieht seine Seele ins Jenseits: „O einiger Sohn Gottes, du gibst mir an diesem Tag Ruh und Rast in deiner heiligen Statt von Gebrest und Leid, das ich in dieser traurigen Welt gehabt." Leidlieb, allein gelassen, mag für ihn beten, bis sie ihm nachstirbt.

In welcher Welt sind wir da? Ist das Mägdlein des „Armen Heinrich", das für den verehrten Herrn in aller Wirklichkeit das Herzblut geben wollte, leibhaftig auferstanden? Sollen wir allen Ernstes die Wunder und Ideale eines Hartmann von Aue, eines Wolfram von Eschenbach uns aneignen? Das ist in der Tat nicht ein historischer Roman, sondern ein religiöser, mit aller Mystik und mit aller bis ins Schreckhafte gesteigerten Selbstaufopferungspflicht eines vollgläubigen Religiosen. Werden die heutigen Leser mitgehn? Wird das 20. Jahrhundert sich zurückbeugen zur Hochscholastik? Der Kritiker will verstehen und die Absicht des Dichters freundlich erläutern; das Urteil kommt immer von der nächsten Generation. Inzwischen sei der merkwürdige Grundzug dieses mit Kraft stilisierten und kühnlich durchdachten Romanes rückhaltlos vor der Öffentlichkeit ausgebreitet.

Wer die Gedichte Oberkoflers gelesen hat, die „Stimmen aus der Wüste" und „Das Gebein aller Dinge", der wird begreifen, daß in diesem Roman nicht Motive, sondern Überzeugungen ausgedrückt sind. Dieser Dichter ist nicht ein Literat, sondern ein Bekenner; er will nicht so sehr ein Künstler sein, als vielmehr „ein treuer Vasall Gottes". Ein weiterer Roman von ähnlicher Art aus seiner Feder ist bereits angekündigt: „Triumph der Heimat" über aller Zeitwirrnis. In einem Bilde des tiroler Bauernlebens soll die „Auferstehung des Gesetzes und gottgesegneter Arbeit in einem neuen Regnum Christi auf Erden" gezeigt werden. Das ist ohne Zweifel Tendenz im höchsten Sinne. Eine Reihe weitestgehender Reformromane ist danach zu erwarten.

Neben solch tragischem Pathos fehlt es in der heutigen tiroler Literatur nicht an einem komischen Bockspiel.

Rudolf Greinz, der die besten Schwänke aus dem Leben der Bergleute geschrieben hat, den „Schwammerlprofessor", „Die ledige Steuer" und dergleichen, meldet sich zum Wort. Vor seinem neusten Werk[4] sieht man als Umschlagblatt eine der engen, feuchtfröhlichen Gassen von Alt-Innsbruck, überragt vom krausen Stadtturm, denen ein großartiges Wirtshausschild das Gepräge leiht. Hier, an einem Stammtisch halb mittelalterlicher Originale, die den südtiroler Wein zu „beißen" verstehen, findet man nach Greinz das Schlaraffenland der Philister. Ist es mehr Satire oder mehr humoristische Wirklichkeitsfreude, die aus den Lebensgeschichten dieser Helden vom Becher spricht? Da haben wir eine ausgeleierte Adelsfamilie, die nur noch auf zwei wässerigen Augen und einem dürftigen Schnurrbärtchen steht; wäre Adel in Österreich noch stark und überhaupt noch lebendig, so könnte man die Stimme eines kühnen Predigers erwarten. Da ist ein Abgeordneter der Geistlichkeitspartei, der sich von einem Wirtstöchterchen verführen und dann von ihrem Onkel zum Parteiapostel bekehren läßt; seine Blödheit wird aber zu kraß durch ein feindliches Presseprodukt an die Sonne gebracht, als daß man ihn ernsthaft nehmen könnte. Da ist der liberale Verfasser dieses Schandartikels, dem die Strafe dafür im Kaffeehaus so heftig auf den Rücken geprügelt wird, daß es weit über jeden Predigtton geht. Bleibt also nur eine allgemeine Philisterei als Gegenstand des Romans übrig, und diese wird durch eine Weiblichkeit heraus entfaltet, die man wahrhaftig nicht als vorbildlich bezeichnen kann, nämlich durch das Dirnchen des Bruggerwirtes, die einem dummen Studenten das Kind anhängt, das sie von einem leichtsinnigen bekommen hat. Wir stehen hier ebenso tief unter dem Durchschnitt tirolischer Menschheit wie bei Oberkofler darüber. Die Erwartung eines Reformromans erweckt höchstens der Titel, der Verfasser selber plätschert mit Behagen in der ärgsten Philisterei und Ideallosigkeit von männlicher wie weiblicher Art. Geringe Kerle gibt es natürlich überall; vielleicht sind in Innsbruck höher strebende Naturen zahlreicher vorhanden als in den meisten anderen Orten von gleicher Bevölkerungsziffer. Man braucht nur den „Tyroler Ehrenkranz" anzusehen, der in dankbarer Erinnerung an hervorragende Tiroler und meistens Innsbrucker kürzlich erschienen ist.[5] Da ziehen die Landesverteidiger und Volksvertreter auf mit Andreas Hofer an der Spitze, und zwar sind sowohl konservative wie liberale Männer mit großzügigem Streben nach Unparteilichkeit behandelt. Es folgt eine Reihe geistlicher Würdenträger, aber noch viel mehr Dichter und Schriftsteller

---

[3] Sebastian und Leidlieb. Roman. Innsbruck 1926, Tyrolia. 487 S. — [4] Das Paradies der Philister. Roman. Leipzig 1928, L. Staadmann. 373 S. — [5] Männergestalten aus Tyrols letzter Vergangenheit. Herausgegeben unter Beiziehung berufener Mitarbeiter von A. Lanner. Innsbruck 1925, Tyrolia. 271 S. in 4° mit vielen Porträten.

von beiden Parteien, Musiker und Künstler, Gelehrte und Techniker, nicht zu vergessen eine Anzahl höchst gemeinnützlicher Bürger, die für Wohlfahrtspflege lange vor dem Gebrauch des Wortes „sozial" Großartiges leisteten. Innsbruck erweist sich hier als eine Universitäts- und Kulturstadt an der Grenze deutscher und italienischer Sphäre, reich befruchtet von beiden, und vom Hof, wie von unten herauf durchtränkt mit Begabung. Selbst Greinz wird zugeben, daß die Philister dieser Stadt besonderen Anlaß zur Entfaltung von Witz und Laune gaben. Gefährlich ist die Tonart des Angriffes, wo man sich selber der Verkennung in erster Linie aussetzt.

Neben dem burlesken Scheinreformator Greinz steht als ernsthafter Reformplaner Hans Schrott-Fiechtl.[6] Nicht umsonst lebt jener im lustigen München, dieser im schwer arbeitenden Berlin. Bisher hatte Schrott-Fiechtl die Milchwirtschaft seiner Unterinntaler und deren Buchhaltung zu verbessern gesucht; jetzt wagt er sich an die Klerisei. So gefährlich wird das nicht ausfallen, nachdem ihm kürzlich der sechzigste Geburtstag gerade durch zwei katholische Geistliche sehr verschönt wurde; immerhin ist der Ansatz bemerkenswert; denn, man mag sagen, was man will, der Hauptführer des Lebens in den tiroler Städtchen und Dörfern ist immer noch der Hochwürdige, dank seiner engen Verbundenheit mit dem Volk, und dieser Erzieher soll nun erzogen werden! Hierzu führt der Erzähler einen großen Chemiker von tiroler Herkunft ein, der in Berlin in die Leitung einer großen Firma und in England in feine Kreise gekommen ist; plötzlich sterben ihm die geliebte Frau und das einzige Kind; er tritt ins brixener Priesterseminar und wird dann auf dem Lande Hilfspriester — die Bauern nennen ihn, der eigentlich den alten Pfarrer leitet, das „linke Pfarrerle". Die Erziehung des Dorfgeistlichen soll nun beginnen — der Einfall ist nicht schlecht und wird die meisten Betroffenen heiter stimmen — mit einer Badestube. In jedem Widum soll ein solcher Raum mit fließendem heißen und kalten Wasser höchst appetitlich hergerichtet und täglich benutzt werden. Noch mehr: auch die geistliche Köchin soll fleißig davon profitieren. Beispiele werden angeführt, wonach letzteres durchaus nicht überflüssig ist. Verfasser glaubt, daß durch solche Überflutung ein gut Teil Ärgerlichkeit, Kleinlichkeit und sogar übertriebene politische Parteilichkeit wegzuspülen wäre. Allerdings ist Schrott-Fiechtls Romanheld nicht ein armer, hinterwäldlerischer Kooperator, sondern ein geldkräftiger Weltmann, der solche Bequemlichkeit leicht sich leisten kann. Außerdem bekämpft er das Reliquienwesen, schafft den Bauern Leihbüchereien und Filmvorträge, behandelt die Sozialisten in einem Fabriksdorf als gleichberechtigte Mitmenschen und verschafft ihnen von den Betriebsleitern erhebliche materielle Wohltaten, so daß ihm schöne Erfolge blühen. Werden diese Mittel langen? Die Diskussion ist aber einmal eröffnet und gerade unter den einsichtigen Freunden des katholischen Klerus und Volkes wird sich mancher darüber freuen. Die Gattung des Romans ist offenbar ein sehr geeignetes Werkzeug, um verschönernd auszumalen, was mit plumper Aufforderung sicherlich nicht zu erreichen wäre; immer mehr tritt Literatur an die Stelle der Predigt, und wenn sie mit Geist und Laune gepflegt wird, hat sie tatsächlich die meiste Aussicht, die heranwachsende Generation zu packen.

Wenig läßt sich der gewöhnliche Bergsteiger oder Sommerfrischler, der in Innsbruck auf der Durchreise einkehrt, träumen, welch begabte Köpfe auf den Nachbarbänken sitzen und welch interessante Probleme zwischen ihnen funken. Tirol hat sich bisher als körperliche Erholungsstätte gefühlt; es beansprucht allmählich auch eine seelische zu werden. Hohe Natur verbannt ohne Zweifel manche Gesellschaftslaster; die beinah völlige Gleichheit aller Stände gibt dort dem Gescheiten und Tüchtigen einen unbehinderten Vorrang, und das Temperament in der bodenständigen Redeweise erlaubt ein offenes gesundes Wahrheitsagen. Der Reformerzähler hat demnach, wie im ganzen Süden, einen vielversprechenden Boden für seine Versuche. Allerdings, der tendenzfreie Gestalter wird, wenn er seine Kunst versteht, deshalb nicht in die zweite Linie rücken. Herzenskunde und Schönheitsformung werden vielmehr immer die besten Preise gewinnen; die feinste Blüte der Poesie ist nicht Lehre, sondern das Märchen.

Proben und Stücke

Nächtlicher Aufstieg ins Gebirge

Von C. F. Ramuz

(Aus dem Roman: „Das große Grauen in den Bergen", Deutsch von Werner Joh. Guggenheim. — Verlag, Curt Weller & Co., Leipzig.)

Man mußte abwarten, bis die Schneeschmelze eingesetzt hatte; glücklicherweise war der Winter sehr kalt, aber trocken gewesen, und der Frühling kündete sich zeitig an. Diese Alpweide von Sasseneire liegt auf zweitausenddreihundert Metern; es ist die am höchsten gelegene Alp von denen, die der Gemeinde gehören; das sind außer dieser noch drei, aber jene liegen an den seitlichen Hängen des Tales, während sich Sasseneire oben am Talriegel befindet, unter dem Gletscher. Es kommt vor, daß es auf jenen Höhen an ungünstigen Stellen noch im Juni zwei, drei Fuß hohen Schnee hat. Der Vorteil dieses Jahres war nun für Crittin, daß die weiße Decke dort oben weniger dicht lag als sonst, und also schneller verzehrt wurde von der guten Wärme der Sonne, die seit dem Märzen sich fühlbar gemacht hatte. Man war noch in der ersten Hälfte des Maien, als sie hinaufsteigen konnten. Sie waren ihrer fünf, nämlich der Ammann, Crittin und sein Neffe, Compondu und der Landjäger. Sie sind morgens um vier Uhr aufgebrochen, mit Laternen versehen und Proviant, ohne den Muskateller zu vergessen, den sie mit sich nahmen, in einem oder zwei kleinen Flachfässern aus Lärchenholz, die jedes etwa anderthalben Liter fassen. Sie trugen eisenbeschlagene Schuhe und die beiden Crittin lederne Wadenschäfte, die anderen Tuchgamaschen, die seitlich zu knöpfen sind. Zunächst wandert man ebenaus am linken Ufer des Wildbachs entlang, der in einem tiefeingeschnittenen Bette dahinfließt, zwischen zwei starken Sandrändern, die sichtbar werden, sobald das Wasser spärlicher zu strömen beginnt, aber zu dieser Jahreszeit waren die Sandbänke und selbst die beiden Uferböschungen vollkommen überflutet. Undeutlich sah man den Wildbach, der hob seinen weißen Rücken voll zur ebenen Höhe der Wiesen empor und schien sich an Ort zu bewegen. Hier war das gute Land, mit seinem schon hohen Gras, voller Blumen; hier war noch das gute Land, wo der Wildbach schweigend

[6] Das linke Pfarrerle. Ein Roman aus dem heutigen Tirol. Leipzig 1926, A. Stöcker. 266 S.

dahinzog, ganz ruhig inmitten der Wiesen, wie ein weidendes Tier. Die Männer wanderten in zwei Gruppen: der Ammann und Crittin voraus. Der Ammann hatte eine Laterne; der Landjäger hatte eine Laterne. Man hat nun angefangen bergan zu steigen. Man entfernte sich nach und nach von dem Wildbach, den man zur Linken talabwärts ließ, während man selbst auf der Rechten berganklomm, zwischen Geländebuckeln, die näher rückten und sich quer in den Weg legten, so daß man wieder hinunter mußte, um dann aufs neue bergan zu wandern. Man ist an einer kleinen Versammlung von Heuschobern vorbeigekommen, sie haben einen angeschaut, während man näher schritt, schweigend, um einen kommen zu sehen; hernach sind sie dichter zueinander gerückt, wie um miteinander zu flüstern. Man konnte hier noch ein wenig sehen, denn es hatte noch Sterne und vom Himmel ein ziemlich breites Band. Aber schon bald haben sich die Ränder des Tales einander genähert, während man zugleich vor sich wie eine Art von neuer Nacht gesehen hat, die kam auf einen zu, schwärzer als die andere, und unter die andere gelagert, wie um einen am Weitergehen zu hindern. Der Ammann hob seine Laterne, es war eine Laterne mit viereckigen Scheiben, die je eine Lichtbahn nach vorn und nach beiden Seiten entsandte: man hat jede dieser Lichtbahnen in die Länge sich dehnen sehen: die eine traf den jähen Hang vor einem, und die Steine haben Schatten geworfen, die beiden andern ließen rechts und links die roten Stämme der Fichten erscheinen, und es sah aus, als wären sie in geringer Höhe über dem Boden vom Winde gebrochen worden. Man hat angefangen zwischen diesen Säulenstümpfen vorwärts zu wandern wie in einem Kellergang, der durch die Laterne geschaffen war, den die Laterne höhlte, den die Laterne vorbrach vor einem, im selben Maße man vorwärtsschritt; dann nahm ihn die Laterne vor einem weg und das Dunkel stürzte über einem zusammen. Man war gefangen darin, es lastete einem auf den Schultern, man hatte es auf dem Kopf, auf den Schenkeln, um die Hände, längs der Arme, es hinderte jede Bewegung, drang einem in den Mund; und man kaute es, man spie es aus, man kaute es wieder, spie es abermals aus, wie Erde des Waldes. Also kämpfte man eine Weile, als wäre man lebendig begraben worden, dann ließ einen das Licht der Laterne wieder aufstehn; — die fünf Männer wanderten, und indem sie wanderten, rollte von Zeit zu Zeit ein Stein, der sich unter ihnen löste, den Hang hinab, den sie emporstiegen, und vermischte sein Geräusch mit dem Geräusch ihrer Schuhe. Einige rauchten; aber in solcher Nacht mag man rauchen so viel man will, es ist, als ob man nicht rauchte. Man mag an seinem Pfeifenrohr so viel ziehen als man will und mag sich so viel Rauch zuführen als man will: da man den Rauch nicht sieht, so ist er, wie wenn er nicht wäre. Sie hatten also nach und nach ihre Pfeifen ausgehen lassen und hatten sie in ihre Taschen gesteckt; sie sind ohne Pfeifen gewesen, sie machten nur ein wenig Geräusch mit ihren Füßen; dann sagte der eine oder der andere etwa ein Wort, aber wenn man nichts sehen kann, so ist es mit den Worten wie mit der Pfeife, auch selbst die Worte haben keinen Geschmack. Da haben sich die Männer dann darein gefunden, gar nichts mehr zu sagen; und also hat man besser den Wildbach vernommen, als er wieder kam mit seinem Rauschen; und er kam erst ganz leise, dann, jählings, an einem Wegrank ist er da gewesen in aller seiner Macht. Denn nun war man in die Schlucht gelangt. Hier hätte man wohl aus vollen Lungen schreien können, man wäre nicht gehört worden. Man hätte wohl Gewehrschüsse abfeuern können: der Knall hätte keinen Raum gefunden in dem ungeheuren Tosen, in dem es ihnen schien, als schwömmen sie darin, wie unter den Armen erfaßt, und sie haben sogar einen Augenblick Halt gemacht. Dann hat man aufs neue die Laterne des Ammanns gesehen, sie hob sich, ein Halbrund beschreibend, man wußte nicht, in welcher Höhe über dem Boden, wußte nicht, wie sie gehalten wurde und wußte auch nicht, durch wen; also stieg sie wie von selber in die Luft, in zwei oder drei kreisenden Reisen; hernach trafen die Lichtbahnen zur Linken einen hölzernen Hag, auf der Rechten eine steinige Böschung, während vor einem der Weg wieder erschienen ist, gerade breit genug, um einen Einzelnen Durchlaß zu geben; darum haben sich die Männer einzeln hintereinander gereiht. Der Weg war hier in den Felsen eingesprengt worden, während zur Linken die Steilwand lotrecht zur Tiefe schoß, und also das Tosen unmittelbar heraufstieg, es traf einen unten am Kinn, unter dem einen Ohr, auf der einen Seite des Gesichts; und dann wieder ist fast völlige Stille gewesen, ist Unterbruch gewesen und Leere, ist es gewesen, daß man das Rauschen hat suchen müssen, um es wieder zu finden; denn nun war man in eine Bodensenkung gelangt.

Sie steigen, sie wandern ein Stück weit eben hin, sie steigen; es ist eine weite Wanderung, diese Wanderung zur Sennhütte, denn da war zuerst die ganze Schlucht, die man der Länge nach durchschreiten mußte, von einem Ende zum andern. Man rechnet vier Stunden für den Aufstieg, zu gewöhnlicher Zeit, und drei für den Abstieg zu gewöhnlicher Zeit, aber die ersten Tage des Maien waren noch keine sehr günstige Zeit, und so kam es, daß die vier Stunden schon längst überschritten waren. Aber man hatte doch endlich die Tannen seltener werden gesehen und man begann nun auch sie bis zum Wipfel hinauf zu erkennen, in einem feinen Stäuben von Tageshelle, wie Staub, den der Wind auffegt von den Straßen. Da waren die Stämme, die sich durch ein wenig schwärzere Färbung abzeichneten im Grau der Luft, während sich zugleich oben in den Bäumen eine Art Fensterluken wie aus schlecht gewaschenem Glase zeigten. Die fünf Männer legten noch ein Stück Weges zurück, da und dort vor sich einen letzten Vorhang Dunkel auseinanderschiebend, dann schritten sie ganz in den Tag hinein, zugleich da sie ein baumloses Gelände erreichten, wo die Laternen nur noch zwei kleine, unnütze Farbflecken waren, weswegen man sie ausgeblasen hat. Hier mußten sie mit größerer Vorsicht weitergehen, weil eine breite Schneewächte den Weg bedeckte. Crittin schritt voraus, mit seinem eisenbeschlagenen Stock, zuerst stampfte er mit dem Fuß ein Loch, worin er bis zu halber Höhe der Beine versank, dann machte er einen Schritt. Und die andern folgten einzeln, den Fuß in die von Crittin gehöhlten Stapfen setzend. Man hat sie dergestalt vorrücken sehen, die fünf, in kleinen Anläufen, stoßweise, und während einer langen Zeit sind sie fünf Punkte gewesen, fünf winzig kleine schwarze Punkte im Weißen. Sie haben ein neues Schneefeld erreicht, sie sind durch Geröllhalden geschritten; vor ihnen und seitlich von ihnen fingen die großen Felswände an sich zu zeigen; während die Fünf in aufsteigenden Wegschleifen den Felsen entgegenklommen, rückten die Felswände näher und näher herab, mit schroffen und immer schrofferen Mauern und immer glatter dem Auge. Keinerlei Bäume waren hier mehr; es fanden sich nirgends mehr Spuren von Gras: alles war grau und weiß, grau und dann weiß, und nichts als grau und weiß. Und die Fünf wurden kleiner und kleiner, dort oben, unter den höher und immer höher emporwachsenden Felswänden, die ebenfalls grau waren, von dunkelm Grau, dann von hellerem Grau; dann mit einemmal sind sie rötlich geworden, von trügerischem Rot, denn es ist keine Farbe, die dauert; es ist eine Farbe wie die der Blumen, aber eine täuschende Farbe, die schnell vergeht; denn hier sind keine Blumen mehr, und keinerlei Leben ist mehr; und das schlechte Land war gekommen, das ist häßlich zu schauen, und macht einem Angst, es zu sehn.

Eine Manuskriptseite von C. F. Ramuz

Aus: „Joie dans le ciel".

(Originalgröße.)

t bien toujours aussi
les mêmes bêtes un peu folles.

[Elles vont, elles se déplacent comme des morceaux de neige, on pense : "Il y a des petites avalanches" ; c'est comme quand des paquets de neige dégringolent ; on se dit aussi : "Pourquoi est-ce que ce tronc de sapin se met à bouger ?"

[C'est pointu, anguleux, ça ressemble à une toile de tente pas bien tendue sur ses piquets ; c'est brun comme de l'écorce, gris comme la roche, c'est noir comme la terre des forêts de sapin ; c'est blanc, ça n'est pas blanc ; ça bouge, ça ne bouge plus ; tout à coup...

[Et : "Té... té... té..."

[Il y a aussi, pendant ce temps, le petit bruit d'un oiseau qui pique dans un ver ; le bruit se tait.

["Té... té...

[(Un autre petit bruit : c'est l'oiseau qui s'envole.

["Té !..."

DAS LITERARISCHE ECHO

Echo der Zeitungen

Martin Buber
Zum 50. Geburtstag

„In Martin Buber besitzt das gegenwärtige Judentum einen Geistesführer von einmaliger Art. Dieser wissensreiche, sprachmächtige, edle und tiefe Mann gehört zu den Seltenen, die zum Mund einer Gemeinschaft werden dürfen. Zwei Wege sind einem so Berufenen offen: der eigenpersönliche, auf dem ihm die Gemeinschaft nachfolgt; oder, umgekehrt der des Volkes, dem er nachgeht, um ihn zu erkennen. Ein wichtiger historischer Augenblick seiner Nation hieß Martin Buber nach einem Zaudern gleichwohl den letzteren wählen. Den neuen Weg nach dem verlorenen heiligen Land, auf dem das jüdische Volk, von einem spätgeborenen Helfer gerufen, aufgebrochen war, galt es, in Hirtengestalt nachschreitend, bis ans Ende zu gehen; jedoch — war auch erlaubt, sogleich dem Zug sich anzufügen? Mußte zuvor der Ursprung nicht ergründet werden? Und wo denn war der Quell, der diese Starren, Darbenden noch speiste?" Felix Braun (Deutsche Allg. Ztg. 66).

„Als Martin Buber sehr jung und haltlos war, begann man für die Rückkehr der Juden nach Palästina zu werben. Der Jüngling fand Gefallen und Halt an diesem Ruf und warb mit. Er redete in den Versammlungen und schrieb in den zionistischen Zeitungen Artikel und feurige, manchmal sehr schöne Verse. Nach der kurzen, gefährlichen Zionistenzeit begann Buber die vieljährige, tiefschürfende Arbeit am Chassidismus: vom Zionismus kam Buber in das Judentum. Sagt man, ein jeder Mensch erlebe in sich die Geschichte der Vergangenheit, wenn nicht der Menschheit von Anfang an noch einmal, so ist es bei den Meistern des Erlebens umgekehrt. Martin Buber ging den Weg zurück: vom Zionismus über den Chassidismus, die ostjüdische Mystik vom Ausgang des Mittelalters, heim ‚zu den Müttern' der Bibel. Er ging die Jahrtausende zurück, ein Mann der Einkehr, der Umkehr, der Heimkehr. Er ist heute an den Quellen." Leo Hirsch (Berl. Tagebl. 65).

Vgl. auch: Karl Justus Obenauer (Münch. N. Nachr. 38); E. B. B. (N. Bad. Landesztg. 72); Oskar Baum (Prag. Pr. 39); Hugo Marti (Bund, Bern 65).

*

Karl Bleibtreu

„Eine ungeheure Zahl von Schriften ist an seinem Tisch entstanden, man hat deren über achtzig gezählt; sie erstrecken sich auf alle Gebiete der Literatur, vom Gedicht bis zum Roman, von der Schlachtenschilderung bis zur Biographie. An sich sind sie bereits zusammengeschmolzen; diesem Mann mit seinem äußerst reizbaren kritischen Gefühl war das eigentlich Schöpferische und damit das Dauernde und Weiterzeugende versagt. Der tiefe Mißmut, den er wohl über sich selbst empfunden hat, den er aber erst recht anderen nicht eingestehen mochte, wandelte sich dann in einen heftigen Zorn nach außen. Wenn er polemisch wurde, geschah es in geradezu brutalem Ton. So erschien es wenigstens den milderen Zeitgenossen von damals; heute wird in der literarischen Polemik auch nicht gerade Süßholz geraspelt.

Aber in der Schärfe seines Angriffs lag auch Bleibtreus Verdienst und ein Einfluß, der sich aus dem geistigen Werden seiner Epoche nicht fortdenken läßt. Von Zola her war der Ruf zur Natürlichkeit zurück ergangen. Die Literatur sollte aufhören, sich in der sogenannten guten Gesellschaft lügnerisch und schmeichlerisch umzuschauen. Von unten her und aus dem lebendigen Leben drängen Schichten, die eine nach Wahrheit strebende Kunst herausfordern. Es gibt da Zustände und Konflikte schmerzlichster Art, es gibt unleugbare Wirklichkeiten, die sich dem Spiegel des Schrifttums aufdrängen müssen. In Deutschland empfindet man das nämliche. Man will sich, wie das Schlagwort lautet, von der Poesie der ‚höheren Tochter' freimachen. Bleibtreu ist einer der ersten, der die Haut einer falschen Romantik von sich abstreift und von anderen abstreifen will. Er schreibt die Sammlung naturalistischer Novellen „Schlechte Gesellschaft", den Roman „Größenwahn", und in den entbrannten Kampf zieht er im Jahre 1885 mit der Fackel seiner Broschüre ‚Revolution der Literatur'." Fritz Engel (Berl. Tagebl. 52.)

Vgl. auch: Wilhelm G. Hertz (Tag, Unt.-Rundsch. 39); A. H. (Barm. Ztg. 26); Fritz Carsten (Frankf. Ztg. 99 A.).

*

Jules Verne
(geb. am 8. Februar 1828).

„Jules Verne war kein Genie, wie es heute noch Wells ist, dessen wissenschaftliche Phantasien in philosophische Tiefen dringen. Er war auch kein Meister der Fabulierkunst wie Conan Doyle oder Rider Haggard und kein gelehrter Poet wie der zu Unrecht vergessene deutsche Professor Kurd Laßwitz. Jules Verne

war aber das Vorbild für alle, die nach ihm gekommen sind, ein Visionär der Wissenschaft, dem die Zukunft ihre Wunder erschloß. Wer heute zum ersten Mal seine Romane liest, ohne darüber nachzudenken, in welcher Zeit sie geschaffen sind, der kann nicht mehr ganz die Phantastik der Tatsache begreifen, daß ein stiller, fleißiger Mann, ein etwas philiströser Stadtrat in Amiens, all die Geheimnisse der Natur entdeckt und romantisch beschrieben hat, zu denen Technik und Wissenschaft erst mehrere Jahrzehnte später vorgedrungen sind. Ich habe zufällig vor vielen Jahren den leipziger Übersetzer gekannt, der alle Schriften Jules Vernes ins Deutsche übertragen hat. Dieser bescheidene Gelehrte mußte Bibliotheken durchstudieren, was Jules Verne allein zusammenphantasiert hatte. In alle Sprachen der Welt wurden die Romane des Franzosen übersetzt. Zahlreiche Bühnenstücke sind nach ihnen geformt worden. ‚Die Reise um die Welt in achtzig Tagen' ist heute kein Kunststück mehr, aber der ‚Kurier des Zaren' steht heute noch auf den Zetteln französischer Theater, obwohl es schon lange keinen Zaren mehr gibt.

Mancher größere Dichter ist vergessen, aber Jules Verne ist in Frankreich noch immer beliebt. Mit Entrüstung weisen gelehrte Herren der Akademie die alte Legende zurück, daß Verne kein Franzose sei, sondern eigentlich aus dem polnischen Getto stammte und Olschewitz hieß. Diese Erzählung ist als falsch erwiesen. Die Familie Verne war in Nantes bekannt. Ein Nachkomme der Mutter Vernes, Allotte de la Fuye, hat die Familiendokumente veröffentlicht. Im übrigen kann uns das gleichgültig sein. Was uns an Jules Verne interessiert, ist außer seinem literarischen Werk die innere Entwicklung dieses Schriftstellers, der mit heißer Sehnsucht nach der Bühne strebte und mit der verachteten Kunst der Jugendliteratur ein großer Mann wurde. Vier Stücke Jules Vernes waren durchgefallen, als ihn Nadar, Schriftsteller und Karikaturenzeichner, Photograph und Abenteurer, auf den Gedanken brachte, den besten Roman ‚Fünf Wochen im Ballon' zu schreiben. Nadar hatte 1864 einen Riesenballon konstruiert, der einen Flug um die Welt machen sollte. Der Ballon hieß bescheiden ‚Der Gigant'; er stieg am 14. Oktober auf mit zwölf Reisenden, unter denen Jules Verne war, mit Waffen und Proviant für drei Monate versehen, und in Meaux, ein paar Stunden nach Paris, war die Reise zu Ende. Mit dem ‚Gigant' war es nichts, aber der Schriftsteller Verne hatte seinen Weg um die Welt und zu den Gestirnen gefunden. Er hat seinem Jugendfreund Nadar (der in Wirklichkeit Tournachon hieß) in der ‚Reise nach dem Mond' als Michel Ardan ein Denkmal gesetzt." Paul Block (Berl. Tagebl. 64.)

Vgl. auch: Hans Kafka (Königsb. Hart. Ztg. 66); Felix Salten (Münch. N. Nachr. 39); Siegfried Hartmann (Deutsche Allg. Ztg. 63); Heinrich Mühsam (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 33); Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 103—1 M.); Jan Brückner (Tägl. Rundsch. 65); Georg Wegener (Ostpreuß.-Ztg. 32); S. Meisels (Stuttg. N. Tagbl. 62); j. (N. Zür. Ztg. 231); W. S. (Germ. 65); Erik Reger (Tag, Unt.-Rundsch. 33); E. Bütikofer-Klein (Bund, Bern 63); (Barm. Ztg., Lit. Bl. 32); Erwin E. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 33); ml. (Königsb. Allg. Ztg. 65); Hellmuth Schunke (Bresl. Ztg. 39).

*

Zur deutschen Literatur

Einen Aufsatz über Wolfram von Eschenbach bietet Gustav Ehrismann (Königsb. Allg. Ztg., Sonntagsbl. 97).

Über Goethe und China schreibt A. M. (Frankf. Ztg. 46 — 1 M.). — Einen Schützling Goethes, Therese Albertine Luise von Jakob, die Übertragerin serbischer Gesänge, ruft Carola Groag Belmonte (Köln. Ztg., Lit. Bl. 107) in die Erinnerung zurück. — Über Karl Eugen und Schiller schreibt K. (Königsb. Allg. Ztg. 71). — Elisa von der Reckes neuaufgefundene Tagebücher würdigt Erich Bachmann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 34).

Eine Anekdote „Ludwig Tieck und der Kantor" erzählt Felix Hasselberg (Deutsche Tagesztg. 69). — Über Hölderlins Mutter berichtet A. Schlack (Schwäb. Merk., Frau 10), vgl. auch: i (Königsb. Allg. Ztg. 81). — Über die Lyrik Hölderlins bietet Ernst Lissauer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 75) eine wertvolle Studie. — Neue E. T. A. Hoffmann-Funde (Konzertkritiken aus den Jahren 1815—1821) teilt Felix Hasselberg (Königsb. Hart. Ztg, Sonntagsbl. 85) mit. — Aus Nikolaus Lenaus stuttgarter Tagen berichtet H. E. Korth (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 4). — Unter der Überschrift „Ein ritterlicher Sänger" erinnert W. (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 78) an Strachwitz.

„Was Otto Ludwigs Söhne und Enkel um ihr Deutschtum litten," erzählt W. Greiner (Tägl. Rundsch., Unt.-Bl. 32). — Ein Brief des Schreibers Friedrich Hebbel an den Dichter Ludwig Uhland wird (Ostpreuß. Ztg., Lit. Umsch. 35) mitgeteilt.

Über Schauenburg (Lahrer Kommersbuch) und Hoffmann schreibt R. Kohl (Köln. Ztg., Lit. Bl. 79). Kuno Fischers Ästhetik würdigt Hermann Glockner (Hamb. Nachr., Zeitschr. f. Wissensch. 4. Febr.). — „Stifter-Erinnerung" bietet Ernst Müller (Stuttg.

N. Tagbl. 56). — August Kopisch nimmt Wilhelm Müller-Rüdersdorf zum Thema (Köln. Lok.-Anz. 68), der auch über die Brüder Hobrecht als westpreußische Erzähler und Politiker (Gesellige, Ostheimat 4) berichtet. — Ein Geburtstagsgruß in Versen zu Theodor Fontanes 75. Geburtstag wird (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 41) bekanntgegeben. — Carl Hauptmann als Schaffenden widmet E. Kurt Fischer eine Studie (Königsb. Hart. Ztg. 67).

Über Hans Benzmanns Nachlaß orientiert Walther Bethke (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 34). — An Max Grad (Maria Bernthsen) erinnerte W. E. Oeftering (N. Bad. Pr., Volk 3, und Köln. Ztg., Frau 105). — Den Bauerndichter Christian Wagner ruft Schultheiß Daur (Württ. Ztg. 45) ins Gedächtnis zurück. — Otto Flakes Aufsatz über Eduard von Keyserling wird (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 81) wiedergegeben. — Über Franz Kafka schreibt Ludwig Marcuse (Hannov. Kur., Lit. Beil. 84/85). — Bei „Detlev von Liliencrons Familie" verweilt Max Hayek (Stuttg. N. Tagbl. 78). — „Rilkes anderes Gesicht" schildert Bruno E. Werner (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 73). — Wilhelm Brandes zum Gedächtnis schreibt Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenbüttl. Ztg. 32).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Stefan George liegen mehrfach Aufsätze vor. Seine menschliche Bedeutung feiert Albert H. Rausch (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 1); als nationaler Dichter wird er (Pomm. Tagespr., Deutsches Schrifttum 2) erfaßt; die Gesamtausgabe der Werke würdigt Siegfried Lang (N. Zür. Ztg 207, 211). — Das Formproblem bei Paul Ernst behandelt Gottfried Rösel (Königsb. Hart. Ztg. 58), den Dornenweg des Unzeitgemäßen schildert Ernst Lemke (Deutsche Ztg. 47a). — Alfred Neumann schreibt über sich selbst (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 7): „Ein Wort für jene, die meinen, daß ich ein Mathematiker, ein berechneter Schriftsteller, gar ein Gehirnakrobat sei. Ich habe viel über diese Vorwürfe nachgedacht. Ich kann nur bei vollkommener Klarheit des Geistes und Ruhe der Seele arbeiten — das ist wahr. Aber ich bin meiner Anlage nach ein außergewöhnlich schlechter Mathematiker und arbeite niemals nach einem Plan. Ich habe niemals Notizen — mit Ausnahme flüchtiger Auszüge aus Quellenwerken, die aber zumeist nichts mit der völlig anderen Handlung des Werkes zu tun haben. Ich arbeite im buchstäblichen Wortsinn drauflos und weiß durchaus nicht am Anfang eines Kapitels, wie der Schluß sein wird. Ich lebe das Leben meiner Gestalten mit — nicht einmal über ihnen, sondern neben ihnen — und erlebe Überraschungen mit ihnen, die mir zuweilen die schönsten Stunden meiner Existenz schenken." — Von Will Vesper sagt Hans Christoph Kaergel (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 85): „Haben wir heute noch einen Liebesdichter? Ist denn in uns nicht die Liebe zu einem Problem geworden, um das wir weltanschaulich ringen? Wie ein Märchen aus einer versunkenen Welt muten uns die Liebesdichtungen Vespers an, die nichts anderes kennen als Hingabe. Sie wissen nichts vom zersetzenden Ringen zwischen Mann und Weib, kennen keine qualvollen Leidenschaften, sondern kennen nur die Akkorde der Liebe: hingebendes Ineinanderversinken, Einswerden, Auseinanderverwehen und verzehrendes Sehnen. Der einfache Mensch, der über seine Liebe nicht grübelt, der Mann, der sie hinnimmt wie die Blüte, die er am Wege pflückt, hat diese Liebeslieder gesungen." — Max Mells „österreichische Sendung" deutet Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 79): „Das ‚Spiel von der Nachfolge Christi' ist ein dramatisches Drama — trotzdem geht von jedem seiner kleinsten Teile Gedichtwirkung aus. Selbst die Greuelszenen, die an Blutrünstigkeit und Furchtbarkeit das Stärkste leisten, was ich seit langem auf dem Theater gesehen habe, führen wie mittelalterliche Altarbilder in einen sinfonischen und friedevollen Endzweck hinüber. Die Befürchtung, daß gerade deshalb das Stück einen religiösen Schwerpunkt haben könnte, der aus dem dichterischen herausfiele, ist naheliegend, sie trifft aber nicht zu. Es ist für Ungläubige, denen Weihrauch wenig gilt, genau so erlebbar wie für Katholiken, die es als ein kultisches Spiel ansehen mögen." — Eine Charakteristik von Gustav Kohne bietet Fritz Fink (Weimar. Tagesztg. 28): „Gustav Kohne ist eine Kampfnatur; ein Mensch, früh auf sich gestellt und dabei höchsten Zielen nacheifernd. So hat sich auch das Leben diesen markanten Kopf geprägt, dessen hervortretendes Merkmal das gütige und doch strenge Auge ist. In dem feinste Kultur atmenden Gesicht wirken Mund und Kinn wie ein Verschweigen, das Auge wie ein Offenbaren letzter Geheimnisse. Man kann es ganz verstehen, daß dieser Sohn der Lüneburger Heide das Wort geprägt hat: ‚Je mehr der Mensch nach innen wächst, desto besser wird er nach außen sich behaupten.'" — Einen Aufsatz über Franz Herwig läßt Otto Forst-Battaglia (Köln. Volksztg., Schritt 93) in die Worte ausklingen: „Franz Herwig ist der Epiker des Großstadt-Katholizismus. Von dem und von der Begrenzung, die sein stark realistisches, zu tiefst deutsches und katholisches Ingenium sich auferlegen muß, hoffen wir eine künftige lange Reihe von Büchern beseelter

Schilderungskraft." — Zur Charakteristik von Frank Thieß bemerkt Michael G. Lap (Wien. N. Nachr. 810): „Seine Werke sind Manifestationen seiner Weltanschauung. Das sollte man von jedem Dichter sagen können. Doch sind meistens leider nur die Werke da, aber keine Weltanschauung. Bei Thieß jedoch bestehen ursächliche Zusammenhänge. Er ist einer der — wenn man so sagen will — kongruentesten Dichter. Der Kreis des erschauten Weltbildes und der Kreis seiner Kunst decken sich. Erkennen und Schaffen sind beides bei ihm Triebe." — In einem Aufsatz über Heinrich Zerkaulen von Egon Erich Albrecht (Schlesw. Nachr., Nordmark 42) liest man: „Heinrich Zerkaulen hat nun die köstliche innere Ruhe gefunden, aus der heraus der Epiker nur schaffen kann, nicht mehr vom Leben getrieben, sondern sich seinen Weg durch das Leben selbst bahnend, wohl dem rauschenden Leben innig verbunden und zugetan, klar und fest ihm ins Auge schauend, aber nicht mehr von ihm berauscht und verwirrt, so wie es Zerkaulen mal selbst sagt: ‚Unterdessen habe ich freilich auch gelernt, die lockende und laute Fahrstraße endgültig zu meiden. Glück in vier Wänden ist dauerhafter als Unruhe in vier Zimmern. Liebe eines geliebten Menschen seliger als Hans Dampf in allen Gassen.' Beneidenswert ein Mensch, der wie Zerkaulen solch ein Bekenntnis mit den schlichten, aber alle Weisheit der Lebenskunst einschließenden Worten damit krönen kann: ‚Ich bin glücklich'." — Ebenda (48) schreibt Heinrich Zerkaulen über Georg von der Gabelentz: „Das eigentliche Individuelle bei Gabelentz ist eine seltsame mystische Verbundenheit mit jener Welt des Übersinnlichen, die durch alle seine Dichtungen geht, wobei alles Geschehen, ja alles eigene Erleben ihm zum inneren Gleichnis einer anderen Welt wird." — Ebenda schreibt auch Will Scheller über Max Jungnickel, bei dem Lebensbejahung die Grundmelodie fast all seiner Dichtungen sei (vgl. auch: Karlsr. Ztg., Wissensch. 5). — Auf Elisabeth Gnadt und den ostpreußischen Zug in ihrer Dichtung weist Käthe Schirmacher (Ostpreuß. Ztg. 44). — Den Dichter und Denker Paul Mühsam feiert Franz Gsell (Schlesw. Nachr., Nordmark 30): „Es ist der Dichter und Denker Paul Mühsam, der seine eindringliche und verheißende Stimme aus der Stadt Görlitz, die einst den großen Mystiker Jakob Böhme beherbergte, zu uns herübertönen und durch die Lande dringen läßt. Eine Stimme, die es verdient, mit aufgeschlossenen, geistigen Sinnen vernommen zu werden. Denn Mühsam ist ein wahrer ‚Wegeführer der Menschheit, in dessen Seele ein heiliges Feuer glüht, weithin strahlend, alles Leben erwärmend'." — Als Ostpreuße wird auch Carl Bulcke (Königsb. Hart. Ztg. 73) von Franz charakterisiert; fast immer kehre er in seinen Romanen und Erzählungen in das Land seiner Kindheit zurück. — Von Eberhard König sagt Franz Alfons Gayda (Schlesw. Nachr., Nordmark 36), daß die Wurzeln seiner Kraft in deutscher Erde liegen. — Von der Dichterin Martha Grosse sagt Alice Fliegel (ebenda), Lyrik und die rhythmische, aus tiefstem Empfinden aufblühende Prosa seien ihr eigenstes Gebiet. — In einem Aufsatz „Frauen um Rudolf Heubner" (Deutsche Ztg., Unt.-Beil. 32a) betont Oskar Schwär, daß Heubners Bücher froh machen.

Zum 70. Geburtstag von Johannes Bolte grüßt Hermann Kügler (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 36), sein ungeheures Wissen rühmend. — Zum 60. Geburtstag von Sophie Haemmerli-Marti schreibt Martha Ringier (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 8) und erkennt ihr eine besondere Stellung unter den Dialektschriftstellern zu. — Zum 50. Geburtstag von Wilhelm Kotzde betont Hans Heyck die innere Berufung des Dichters, sein Führertum für die Jugend (Deutsche Ztg. 51b).

Zur Charakteristik von Ernst Lissauers Vers schreibt Paul Winter (Köln. Stadtanz., Schatzkästlein 2): „Lissauers Dichtungen ‚verstehen' kann nur, wer das Gesetz seines Atems herausfühlt. (Dichten ist Atmen mit der Sprache.) Er atmet tief ein, tief, lange. Und hält den angesammelten Atem an, dann bricht es hervor, die Worte stoßen sich, quirlen, kreisen, Wort fällt auf Wort, Vers drängt nach Vers, ungehemmt, ungefügig, fast knirschend jede Silbe (man fühlt, der Dichter läßt sie nicht gern hinaus), überstürzender Gischt, ekstatisch unaufhaltsam anschwellend bis zu atemlos ängstlichem Klopfen des Herzens. Dann ein neues Atemholen. Und, o Jubel, o Glück, die Lunge füllend mit neuer, kräftiger Luft, o Glück, die Welt einzuatmen in stets ruhigem Gleichmaß, einatmen, ausatmen!" — In einem Aufsatz über Jakob Kneips Gedichtbände (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 130) nennt Martin Rockenbach ihn einen wortschöpferisch begabten Sohn seiner Heimat.

Über „Mario und die Tiere" von Waldemar Bonsels sagt Robert Michel (Magdeb. Ztg., Lit. Beil. 52): „In Bonsels' Darstellung kann einen der Flug eines Vogels, das Schaukeln eines Astes, der Sprung eines Eichkätzchens bis zu Tränen ergreifen. Man verläßt das Buch wie ein Wanderer eine klare Felsenquelle." — Zu Gerhart Hauptmanns „Dämon" bemerkt Alfred Dreßler (N. Bad. Landesztg. 64): „In der durch den Weg seines Geschicks, weniger durch Psychologie, gegebenen Charakterisierung des tragischen Helden der Dichtung, Paul Haake, erweist sich Gerhart

Hauptmann aufs neue voll tiefstem Verständnis für jene schwachen, energieverlassenen Naturen, die, von einer Wahnidee befallen, sich nicht loszureißen und auf festen Grund zu stellen vermögen. Die seelische Struktur des Gabriel Schilling und des Glockengießers Heinrich ist eine im Grunde gleiche wie die des neuen Paul Haake." — Über Albert H. Rausch und seinen „Eros Anadyomenos" schreibt E. Schmahl (Kreuz-Ztg. 66): „Es geht dem Dichter um die einfachsten und darum die edelsten Dinge. Er weiß heute, wo er steht. Von diesem unerschütterlichen Punkt aus erobert er sich die Welt, zwingt sie in sein Bild, überwindet alle Relativität, um das Absolute, wie es sich in ihm gebildet hat, eindeutig zur Geltung zu bringen. Wie wächst aus diesem Bekenntnis zur Heimat schlicht und unaufdringlich das Bekenntnis zum Vaterland: ‚Und jener große Traum, den auch die südlichsten Meere nicht besiegen, den Traum der deutschen Erde, der tiefer kündet, was Vaterland heißt als alle je gelernten Gelübde und nachgesprochenen Schwüre.' Hier lösen sich scheinbare Gegensätze in nichts auf, weil alles beherrscht wird von einer Grundhaltung und diese Grundhaltung die Sicherheit stetigen Emporwachsens über Zeit und Umstände gibt. Ein wirkliches Buch, das Buch eines Menschen, der aus innerer Berufung und in höchster Verantwortung zu uns spricht." — Auf Jakob Wassermanns „Der Fall Maurizius" deutet Fritz Engel (Berl. Tagebl. 89): „Die Starrheit des Rechtsbetriebes, der Ungeist einer Maschinerie, die vom empfindlichsten Geist für das Recht gelenkt sein sollte, das Aktenmäßige, vor dem der Mensch nur Objekt wird, und dann weiter die sittliche Brüchigkeit einer Einrichtung, die dort auf Schuld hindrängt, wo vielleicht Unschuld ist, und Urteil spricht nach Anzeichen, nach ‚Indizien', nur nach Vermutung der Wahrheit, nicht nach Wissen um die wirklichen Motive und ihre Ausführung, diese Einrichtung, die Schicksal verhängt, Menschen der Freiheit beraubt oder tötet, übermenschliche Privilegien usurpiert und allen irdischen Schwächen unterworfen bleibt: das ist der Angriffspunkt, das ist der geistige Kern dieses bedeutenden Buchs." Eduard Korrodi spricht den Roman (N. Zür. Ztg. 366) als ein Meisterwerk von visionärem Vermögen an. — Wilhelm Meridies führt in einem Aufsatz (Germ., Werk 3) aus, daß zwei österreichische Dichter, Robert Hohlbaum und Enrica von Handel-Mazetti den Johann Christian Günther als Romanfigur verwendet haben. Auch sein Leben sei ihm nicht zerronnen. — Auf den Roman aus dem Leben in Briefen „Franziska von Altenhausen" von Johannes Werner deutet Wolfgang Freiherr von Gersdorff (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 78): „Große Charaktere treten hier einander gegenüber, heiße und schöne Menschen, die sich nicht entweihen, nicht entwerten. Darum wird ihre Liebe nicht zu einer Episode, sondern zum Schicksal, an dem sie zerbrechen. Erinnerungen an Charlotte von Stein werden wach, an Francesca; aber sie müssen verblassen in Gegenwart dieser Frau, deren Seele nach eigenen Gesetzen leuchtet und wärmt."
Einen Aufsatz über Alfred Biese und die Philosophie des Metaphorischen bietet Hermann Ploetz (Generalanz. Stettin, Buch 56), seine Hauptwerke nennt er Merkzeichen im Kulturleben unserer Zeit. — R. G. Bindings „Erlebtes Leben" empfiehlt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 306). „Wenn Echtheit, Takt und Lauterkeit ‚bestechen' könnten, so hätten sie es hier getan."

*

Zur ausländischen Literatur

Auf ein unbekanntes Drama von Shakespeare, „The London Prodigal" weist Friedrich Sternthal (N. Bad. Landes-Ztg., Unt.-Beil. 99) hin. — Eine eingehende Studie über Joseph Conrad bietet Ernst W. Freißler (N. Zür. Ztg. 253). — Mit dem unbekannten Briefwechsel zwischen Shaw und Tolstoj macht E. W. (Vorw., Unterh. 75) bekannt. — Über John Galsworthy schreibt Richard Sexau (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 36). — Englische Erzähler (Galsworthy, Wells, Lawrence, Somerset Maugham) nimmt H. Sch. (Bund, Bern 91) zum Thema. — Theodore Dreisers Roman „Eine amerikanische Tragödie" würdigt H. K-e. (N. Zür. Ztg. 352). — Zum Ergebnis, daß die amerikanische Literatur wandert, und zwar fort von Chicago, kommt H. L. Mencken (Berl. Tagebl. 89).
Das Rätsel der Brüder Goncourt beschäftigt Max Hochdorf (Königsb. Hart. Ztg. 89). — Die erste Reise der Frau von Staël nach Deutschland beschreibt H. v. S. (Bund, Bern 55). — An Louise Colet, die Muse der französischen Romantik, erinnert b. m. (N. Zür. Ztg. 189). — André Gides „Falschmünzer" (Deutsche Ausgabe: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin) bespricht Erich Lilienthal (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 73). — Eine Begegnung mit Marcel Proust schildert Harold Nicolson (Frankf. Ztg. 134—1 M). — Mit Paul Claudel als Mensch und Christ, als Künstler und Philosoph setzt sich Peter Wust (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 124) auseinander. — Der Colette (Sidonie Gabriele) widmet Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg., Wien 49) einen ausführlichen Aufsatz.
Aus einem größeren Essay über Casanova von Stefan Zweig wird ein Auszug geboten (Köln. Ztg., Lit. Bl. 113).

In die Heimat Felix Timmermans führt Hanna Silbernagel-Rüggeberg (Köln Ztg., Lit. Bl. 93).— Mit „Überfluß", Roman von Martin Andersen Nexö, macht Carl Seelig (N. Zür. Ztg. 286) bekannt. — Die Frage „Wirklich Ibsen-Dämmerung?" stellt Werner Deubel (N. Bad. Landesztg., Kunst 105). — Strindberg als Mensch analysiert Viktor Klages (Arb.-Ztg., Wien 42).

Neues über Tolstojs Ehe und Ende weiß Leopold Katscher (Basl. Nachr., Lit. Bl. 56) zu berichten. Zum Thema: „Die Persönlichkeit Tolstoj" ergreifen das Wort Stefan Zweig (Bildnis Tolstojs), Erwin Stranik (Tolstojs innerstes Ich, sein Jugendtagebuch aus den Jahren 1853—1857), W. W. Weressajew (Besuch in Jasnaja Poljana) (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 81). — Einem neuen Dostojewskij-Brief ist zu entnehmen, wie „Raßkolnikoff" entstand (Deutsche Ztg. 29a). — Einen Essay zu Maxim Gorkijs 60. Geburtstag schreibt Benjamin Tetz (Königsb. Hart. Ztg. 91). — Mit Josef Kessel, der von der Französischen Akademie mit dem großen Romanpreis ausgezeichnet wurde, macht W. S. Schäfer (Stuttg. N. Tagbl. 89) bekannt.

Stanislaw Przybyszewskis Brief an einen deutschen Musiker wird wiedergegeben (Prag. Pr., Dichtung. 6). — Einen Überblick über die polnische Literatur der Gegenwart gibt Otto Forst-Battaglia (Münst. Anz., Weg 3).

An Josef Holoček, den fünfundsiebzigjährigen tschechischen Dichter, erinnert Paul Eisner (Prag. Pr., Dichtung 9). — Über die Lage der Deutschen in Österreich und den vor zwanzig Jahren verstorbenen Dichter Svatopluk Čech schreibt Paul Eisner (Prag. Pr. 54).— Anekdoten vom „Schwejk"-Dichter, Jaroslav Hašek, erzählt Melchior Vischer (Königsb. Hart. Ztg. 58).

Über Lyrik von Haiti orientiert A. H. Kober (Köln. Volksztg., Unt.-Beil. 105).

* * *

„Der Schillerpreis." Von R. F. Arnold (Wien. Ztg. 46).

„Vereinsamter Kritiker." (Zu Herbert Iherings Flugschrift.) Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 131 — 1 M).

„Aus dem literarischen Berlin um 1890." Von Max Dreyer (Tag 41).

„Der katholische Zeitungsroman." (Das Problem von der Provinz aus gesehen.) Von Adolf Eidens (Germ. 57).

„Eine Notgemeinschaft deutscher Kunst und Dichtung." (Die Forderung der Gegenwart.) Von Hanns Martin Elster (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 43 u. a. O.).

„Verbotene Literatur." Von Otto R. Gervais (Barm. Ztg., Lit. Bl. 44).

„Das Historische in der Literatur." Von Otto Gmelin (Magdeb. Ztg., Unth.-Beil. 73).

„Der Nadlerschen Literaturgeschichte vierter Band." Von E. K. (N. Zür. Ztg. 268 u. 280).

„Die Krise des modernen Theaterpublikums. Von Keulers (Germ. 84).

„Die elsässische Theaterbewegung." Von Kunz von Kauffungen (Dt. Tagesztg. 56).

„Die Krisis der Lyrik." Von Gustav Leuteritz (Hannov. Kur. 87).

„Alkohol und Dichter." Von Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenb. Ztg. 36).

„Das ostpreußische Jugendschrifttum der Gegenwart." Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Unsere Heimat, Allenstein 89).

„,Stell auf den Tisch die duftenden Reseden'." (Von volkstümlichen Gedichten.) Von Börries Frhrn. von Münchhausen (Dt. Allg. Ztg., Unterh.-Bl. 97).

„Der Sinn des Häßlichen in der Kunst." Von Oskar A. H. Schmitz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 71).

„Aus einem literarischen Tagebuch." (Kontraste und Paradoxen; ein Roman aus dem deutschen Barock „Irrgarten der Liebe" von Schnabel; Helferich Peter Sturz; Bierbaum. – Johannes Secundus; Wilhelm Meinhold; ein Gedicht „Die Toten" von Felicitas Leo.) Von Wilhelm von Scholz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 66 u. 117).

„Die Überwindung des Pessimismus bei Goethe, Nietzsche und Spengler." Von Else Vorwerck (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 49).

„Schule des Romanschriftstellers." Von Jakob Wassermann (Münch. N. Nachr. 59).

„Knut Hamsun und die Jugend." Aus einem Brief des Dichters (Dt. Allg. Ztg. 102).

Echo der Zeitschriften

Die Neue Rundschau. XXXIX, 2. (Berlin u. Leipzig.) Man bekommt ein Bild der seelischen Verfassung unserer Jugend, wenn man in dem Aufsatz von Herbert Schlüter liest:

„Das Leben der Jugend trug die Züge des Märchens. Es war fast gleich, woher man kam. Einer war jung, das genügte. Die Kameraderie war groß, sie war stillschweigend und unsentimental. Man fragte einander nicht erst nach den Eltern. Man hatte sie gar nicht. Man brauchte sie deshalb nicht erst abzusetzen, wie es etwa die aus dem Schützengraben heimgekehrte Jugend sehr aufgeregt tat.

Hohe, bewährte Beamte begannen zu verarmen, kleine Leute waren über eine illegitime Nacht vermögend geworden. Alles war ernsthaft in Frage gestellt. Wo gab es Grenzen? Wo gab es Bindungen? An die politischen glaubten diese Halbwüchsigen schon nicht mehr recht, es blieb nur die Jugend, die nackte Jugend, das

flott nach hinten gekämmte Haar, kindlicher Mund und das geniale Auge, das ihre Kinderträume direkt hineinsah ins Leben. Man hatte vor zeiten einmal von der Emanzipation der Jugend gesprochen, schien es nicht jetzt, als wolle sie so recht die Herrschaft antreten über dieses Leben mit zerstörtem Fundus?
Das Leben nahm fast kindliche Züge an. Sonderbare Einfachheit der Formen, kindische, primitiv-raffinierte Lustigkeit waren obenauf. Die alte Indianerromantik zudem mit Verschwörung, Meuchelmord, bestechlicher Gerechtigkeit und komischem Fanatismus feierte radikale Auferstehung. Wesentlich vor allem war die völlige Voraussetzungslosigkeit, die fehlende Herkunft, ein hochstaplerisches Alles-für-möglich-Halten und Nichts-für-unmöglich-Halten. Es war, in einem sehr erweiterten und sehr vertieften Sinne, ein großes Kaspar-Hausertum.
So war die Situation und entsprechend ihr erster zaghafter literarischer Ausdruck. Erst meinten wir noch, nach den Stürmen des Expressionismus, nun sehr zart, sehr poetisch, beinahe romantisch, ein fragwürdiges und hochstaplerisch-spielerisches Dasein in der Literatur führen zu dürfen.
Wir sprachen spielerisch, ja preziös. Wir hatten vor allem Nerven, Geschmack, Sensitivität. Wir waren wählerisch, liebten Baudelaire, Rilke, den früheren George, Hofmannsthals Gedichte, alles, was zart war, fein, klug und bereits ein wenig ohne Substanz.
Wir meinten vielleicht, wir dürften diese fortsetzen, ein bißchen verzweifelter freilich und untermischt mit krassen, bösen Naturalismen.
Statt dessen beginnen wir, unsere historische Situation zu erkennen. Fast neue Organe fordert von uns die Zeit.
Erst meinten wir noch, wir dürften uns eine kleine Weile wohl verbergen hinter sehr erlesenen Formen bürgerlicher Verfeinerung, meinten, eine Schutzfarbe für unsere allzufrüh schon preisgegebene Jugend wählen zu dürfen.
Das ist vorbei. Wir sind uns inzwischen unserer geistigen Situation bewußt geworden, und ich glaube, daß noch keine Jugend dieses Jahrhunderts wie die unsere so erfüllt war von Verantwortlichkeit, so schmerzhaft, so quälend sich ihrer ungeheuren Verantwortung einer geistigen Zukunft gegenüber bewußt."

Das Tagebuch. IX, 5. (Berlin.) In seinem Aufsatz „Mit André Gide" kommt Frantz Clément auch auf das Verhältnis zu Deutschland zu sprechen:
„Das Verhältnis von André Gide zu deutscher Geistigkeit muß einmal ausführlich untersucht werden. Es gibt im letzten halben Jahrhundert keinen großen französischen Schriftsteller, der so eigenmächtig zu den repräsentativen Persönlichkeiten, Werken und Strömungen in Deutschland vorgedrungen ist. Er hat, sehr jung noch, die epochale Bedeutung Wagners und Nietzsches erkannt; er hat oft und lange mit deutschen Philosophen zusammen oder gegen sie gedacht und mit seiner fabelhaften Intelligenz die Worte aufgenommen, die für ihn fruchtbar werden konnten. Er hat zur englischen Literatur als Übersetzer und Deuter vielleicht ein lebendigeres Verhältnis, aber es gab keine Zeit, wo er nicht nach Deutschland hinüberschaute. Dazu drängte ihn schon das Element seiner Persönlichkeit, die man Hugenottentum nennt, das Unrationalistische in ihm, das im weitesten Sinn Romantische. So verwob sich sein Schaffen seit dem Jahrhundertbeginn mit allgemein europäischen und auch mit deutschen Geistes- und Gefühlsrichtungen. Es sei daher zum Schluß mit aller Zurückhaltung gesagt, daß André Gide wahrscheinlich die vieldeutigste geistige und dichterische Synthese des westlichen Geistes ist, beständig zum Ja- und Neinsagen, zur Hinnahme oder Auseinandersetzung herausfordernd."

Die Literarische Welt. IV, 7. (Berlin.) Aus einem Gespräch mit André Gide berichtet Walter Benjamin:
„‚Ich kam,' sagt Gide, ‚um eine conférence zu halten. Doch das berliner Leben hat mir nicht Ruhe zu dem gelassen, was ich eigentlich vorhatte. Ich komme wieder. Dann werde ich meine conférence mitbringen. Aber heute schon möchte ich Ihnen über mein Verhältnis zur deutschen Sprache einiges sagen. Nach langer, intensiver und ausschließlicher Beschäftigung mit dem Deutschen — sie fiel in die Jahre meiner Freundschaft mit Pierre Louys, und wir lasen zusammen den zweiten Teil des Faust — habe ich zehn Jahre lang die deutschen Dinge links liegen gelassen. Das Englische nahm all meine Aufmerksamkeit gefangen. Im vorigen Jahr nun, im Kongo, schlug ich endlich wieder ein deutsches Buch auf, es waren die Wahlverwandtschaften. Da machte ich eine merkwürdige Entdeckung. Mit dem Lesen ging es nach dieser zehnjährigen Pause nicht schlechter, sondern besser. Beim Lernen einer Sprache ist nicht das wichtigste, welche; von der eignen abzusehn, das ist ausschlaggebend. Auch versteht man sie im Grunde erst dann, wenn man dabei an die eigne nicht mehr denkt.' Gide zitiert einen Satz aus der Reiseschilderung des Seefahrers Bougainville: ‚Als wir die Insel verließen, gaben wir ihr den Namen Ile du Salut.' Und daran schließt er nun den wunderbaren Satz: ‚Ce n'est qu'en quittant une chose que nous la nommons.'"

Die Bücherschale. 1928, 5. (Berlin.) In seiner Studie „Heinrich Lilienfein und sein Roman ‚Welt ohne Seele'" schreibt Adolf Armin Kochmann:

„Epiker wie Hermann Stehr und Heinrich Lilienfein, deren Stärke im echt Dichterischen, in der poesiegeschwängerten Darstellung liegt, wollen erobert werden; man muß um sie mit Eifer werben, um in ihre tiefe Welt einkehren zu können. Der Schlesier und der Württemberger haben oft herbe Frauenschicksale gezeichnet — bei beiden Dichtern sind (ist es Zufall?) blinde Mädchen die Hauptfiguren in den erfolgreichsten ihrer Romane. Der Weltkrieg gab wieder beiden Dichtern Antrieb zu neuem Schaffen. Während aber Stehr über eine novellistische Episode nicht hinauskam, die von der Gegenwart zehrte, um dann wieder ins Fahrwasser der Romantik und Mystik zu gleiten, vollzog sich bei dem jüngeren, wirklichkeitsnahen Lilienfein die zeitgebundene Wandlung zum Lebensbetrachter und Beurteiler des Lebens in der Gegenwart, deren Geist revolutioniert!

Der Krieg mit seinen militaristischen und ethischen Problemen ist von Lilienfein in dem Drama ‚Die Überlebenden' und in dem Roman ‚Die feurige Wolke' mutig und verständig behandelt worden. Mit vorwärtsschauendem Blick drang er in die Gefühlswelt moderner freiheitsdurstiger und naturliebender Menschen ein (‚Das trunkene Jahr'), ohne sich freilich mit dem einen oder anderen von diesen genialen Außenseitern zu identifizieren. Die Wandlung des Dichters zum Gegenwartsmenschen, der sich mit dem Geist der Zeit auseinandersetzen muß, um in ihr bestehen zu können, konnte bei einem dem Weltlärm abgewandten Menschen nicht im Flugzeugtempo vor sich gehen. Gemeint ist vor allem das Loslösen des Dichters von den Hemmungen künstlerischer Rücksichten. Lilienfein schreibt heut nicht mehr Romane, um Romane zu schreiben. Er will keineswegs eine Handlung erdichten, um mit ihr zu unterhalten. Wie Thomas Mann will er sich über die heutigen Menschen äußern und zeigen, wie sie sich unter bestimmten Voraussetzungen in bestimmten Verhältnissen verhalten und dadurch zu Gestaltern ihrer Geschicke werden."

Hochland. XXV, 5. (München und Kempten.) In einem Aufsatz von Georg Schäfer über Friedrich Schnack heißt es:

„Die eifrigen Beobachter des künstlerischen Empfindens ihrer Zeit haben viel, allzuviel über die ‚neue Sachlichkeit' berichtet. Wenn sie auch wie ein Seismograph die geringste Bewegung registrieren, so zeigen sie doch in manchen Dingen eine solche Überempfindlichkeit, daß sie Wesentliches übersehen. In der modernen Malerei steckt mehr Runge und C. D. Friedrich, also mehr Romantik, als die Verächter jeder herzlichen Bewegung wahr haben wollen. Als ob sich nicht jedes Kunstwerk an einer Sache entzündet hätte. Die Sachlichkeitsbejaher meinen mit der kühlen Technik etwas, was mit der Maschine verschwistert ist, ein mechanisiertes Sein: Taylorismus der Kunst. Das ist eine Verirrung, die in der ganzen Einstellung unserer Zeit ihre Begründung findet. Es gibt eine Klarheit und Einfachheit (die auch die Maschine zu etwas Schönem macht und), die nicht an Zeit und Form gebunden ist. Diese Sachlichkeit hat Goethe: ‚Über allen Wipfeln ist Ruh.' Sie ist auch bei Schnack. ‚Die Hitze flatterte durch den Wald.' Es wäre möglich, einen Zwiespalt zwischen der Sachlichkeit und dem betont Märchenhaften seiner frühen Arbeiten zu konstruieren. Der besteht nicht. Das Romantische seines Empfindens wird nie zur unmännlichen und weichlichen Art des Sentimentalen (denn das meint man doch, wenn es gegen die Romantik geht). Sein Werk hat mit ungesundem Verbiegen des Lebensinhaltes nichts zu schaffen. Er wählte die Formen, die seinen besonderen Absichten am besten entgegenkamen. In Wahrheit will er keine wunderlichen Fabeln erzählen. In der Mitte steht der Mensch, der lebendige, leidende Mensch unserer Tage. Den stellt er dar mit einer anschaulichen, ungebrochenen Kraft, mit einer Treue, die größer ist, als sie im Bericht eines Reporters sein kann. Der zeigt doch nur die unwichtigen Einzelheiten. Schnack umfaßt das Leben in seiner ganzen Gestalt. Er stößt bis zu den Grenzen vor. Darum handelt er wie ein umsichtiger Baumeister, der, um seinen gewaltigen Dom zu bauen, die Fundamente besonders stark macht. Was ist der Mensch, losgelöst von der Natur? Was ist er, wenn der Geist ihn nicht lebendig macht?"

Die Weltbühne. XXIV, 6. (Charlottenburg.) Zum Thema „Egon Friedell Intime" schreibt Alfred Polgar:

„Friedells Lieblingsgetränk ist Pommard, doch hat er, einfachen Lebensformen und -verhältnissen geneigt, auch zu schlichtem Slibowitz eine gute, ja man könnte sagen innige Beziehung. Er raucht lange Pfeife, schwimmt wie ein Meisterschwimmer, liebt die Geselligkeit und das Einschlafen im munteren Kreise, glaubt an das Leben Jesu und die Führerrolle des Genies, au fond sind ihm die Menschen so gleichgültig, daß es ihm gar keine Mühe macht, gut zu sein, weshalb er auch allen Leuten sagt, was sie hören wollen. Er ist, mitsamt seinem Wissen und seiner Weisheit, ein Kind, heiter, laut, verspielt und (wie Kinder eben sind) gern ein Bösewicht. Die Mischung von Lebensfreude, vielen Talenten, Gemütlichkeit und Zynismus in seinem

Wesen gibt diesem die Form und Färbung, wie sie sich für ein Wahrzeichen Wiens geziemen. Den Fünfziger sieht man ihm, besonders nach den dreißig heruntergehungerten Pfund, durchaus nicht an. Seine Herzensfröhlichkeit und kindhafte Spiellust fordern das halbe Jahrhundert, das er nun auch auf dem Buckel trägt, mit Erfolg in die Schranken. Ich liebe ihn und bin entschlossen, obgleich so was sehr wider meine Natur ist, die ‚Kulturgeschichte der Neuzeit' zu lesen."

* * *

„Michael Lindener, ein verkommener Poet und Buchführer des 16. Jahrhunderts." Von Karl Schottenloher (Börsenblatt für den deutschen Buchhandel XCV, 28. Leipzig).

„Die ‚Karschin'." Von Hans Lorenz Lenzen (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 11. Danzig).

„Am Grab der Dichterin Caroline von Günderode." Von Adolf von Hatzfeld (Orplid IV, 9/10. Augsburg).

„Matthias Claudius als Christ." Von Luzian Pfleger (Seele X, 2. Regensburg).

„Goethes ‚Torquato Tasso'." Von Helene Richter (Radio IV, 19. Wien).

„Griechentum und Christentum in Goethes klassischem Bildungsideal." Von Eugen Wolf (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung IV, 1. Leipzig).

„Schiller." Von Richard von Schaukal (Hochland XXV, 5. München).

„August Wilhelm Schlegels Nibelungenstudien." Von Josef Körner (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung IV, 1. Leipzig).

„Unveröffentlichte Briefe Ernst Moritz Arndts" (Schluß). Von E. E. Becker (Der Türmer XXX, 5. Stuttgart).

„Natur und Gemeinschaft. Stücke einer Hölderlin-Biographie." Von Ludwig Strauß (Die Kreatur II, 3. Berlin).

„Görres und Österreich." Von W. J. Becker (Österreich-Deutschland V, 2. Berlin).

„Über Clemens Brentano." (Schluß.) Von Friedrich Gundolf (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 2. Leipzig).

„August Kopisch, ein Lieblingsdichter des Volkes und der Jugend." Von Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Allgemeine Deutsche Lehrerzeitung LVII, 6. Berlin).

„Wilhelm Raabe und Wilhelm Speck." Eine Dichterfreundschaft in bisher unveröffentlichten Briefen. Von Heinrich Schleichert (Niedersachsen XXX, Febr. Bremen).

„Heinrich Seidel, der Sorgenbrecher." Von Paul Wittko (Der Hausbücher-Bote VI, 2. Hamburg).

„Christian Morgenstern und der Symbolismus." (Schluß.) Von Victor Klemperer (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 2. Leipzig).

„Carl Hauptmanns Lebenswerk." Von Wilhelm Meridies (Die Horen IV, 5. Berlin).

„Erinnerung an Reinhard Johannes Sorge." Von M. R. (Orplid IV, 11/12. Augsburg).

„Hugo Ball." Von Waldemar Gurian (ebenda).

„Michael Georg Conrad †." Von Eugen Kalkschmidt (Der Kunstwart XLI, 5. München).

„Persönliche Erinnerungen an M. G. Conrad." Von Karl Bleibtreu † (Der Türmer XXX, 5. Stuttgart).

„Zu Martin Bubers Schaffen." Von Karl Wilker (Das werdende Zeitalter VII, 2. Kohlgraben).

„‚Der Zauberberg' von Thomas Mann." Von Gerhard von Mutius (Klingsor V, 2. Kronstadt).

„Hermann Hesses Biographie [von Hugo Ball]." Von Adolf Saager (Der Lesezirkel XV, 5. Zürich).

„Dichter und Maler [Hermann Hesse]." Von Hanns Martin Elster (Der Schünemann-Monat 1928, 2. Bremen).

„Wilhelm von Scholz." Von Marianne Thalmann (Radio IV, 22. Wien).

„Alfons Paquet." Von Alexander Baldus (Die schöne Literatur XXIX, 2. Leipzig).

„Jakob Kneips ‚Hampit der Jäger'." Von Hans Lorenz Lenzen (Literarischer Handweiser LXIV, 5. Freiburg i. B.).

„Carl Sternheim." Von August Angenetter (Radio IV, 21. Wien).

„Carl Sternheim und die neue Sachlichkeit." Von Alfred Ehrentreich (Die Tat XIX, 11. Jena).

„Zuckmayerei." Von Eberlein (Der Kunstwart XLI, 5. München).

„Anton Wildgans." Von Annie Jacker (Österreich-Deutschland V, 2. Berlin).

„Über Franz Werfel." Von M. R. (Orplid IV, 11/12. Augsburg).

„Werfel, Paulus unter den Juden." Von Hans Lutz (Die Christliche Welt XLII, 4. Gotha).

„Eduard Reinacher." Von Hans Böhm (Der Kunstwart XLI, 5. München).

„Friedrich Huch in seinem Dichterdachsbau." Von Grete Gulbransson (Velhagen & Klasings Monatshefte XLII, 7. Bielefeld).

„Zwei Österreicher: Paul Wertheimer und Ludwig Huna." Von E. Herbert (Radio IV, 21. Wien).

„Der graubündner Dichter Maurus Carnot." Von Alois Stockmann (Stimmen der Zeit LVIII, 5. Freiburg i. B.).

„Artur Brausewetter." Von Gertrud Sievert-Brausewetter (Die Bücherschale 1928, 5. Berlin).

„Kurt Tucholsky oder die Grenzen des Journalismus." Von Valeriu Marcu (Die Literarische Welt III, 6. Berlin).

„Eine deutsche Fürstentochter als Dichterin [Prinzessin Feodora zu Schleswig-Holstein]." Von M. L. (Der Türmer XXX, 5. Stuttgart).

* * *

„Shakespeare auf der Bühne." Von Hans Knudsen (Saarbrücker Theaterblätter VI, 10).

„Zu Merediths 100. Geburtstag." Von Franz Blei (Die Literarische Welt III, 6. Berlin).

„Ein Wort Oscar Wildes an mich." Von André Gide (ebenda).

„Ein Shakespeare der Prosa: Jack London und sein Lebensroman." Von Rudolf Klasing (Der Scheinwerfer III, 4. Essen).

„Amerikanische Tragödie [Theodore Dreiser]." Von Erich Lilienthal (Der Deutschen-Spiegel V, 5. Berlin).

„Jules Verne, der Utopist." Von Hans Kafka (Die Literarische Welt III, 6. Berlin).

„Jules Verne." Zu seinem 100. Geburtstag. Von Herm. L. Köster (Volksbildung LVIII, 2. Berlin).

„Wie Jules Verne beinahe nicht gelebt hätte." Von Pierre Mille (Das Tagebuch IX, 6. Berlin).

„Essay über Stendhal." (Schluß.) Von Paul Valéry (Deutsch von Herb. Steiner) (Neue Schweizer Rundschau XXI, 2. Zürich).

„Paul Verlaine." Von Erwin H. Rainalter (Radio IV, 19. Wien).

„Georges Duhamel." Von Hiltgart Vielhaber (Sozialistische Monatshefte XXXIV, 2. Berlin).

„Die katholische Erneuerung in der französischen Literatur." Von Waldemar Gurian (Literarischer Handweiser LXIV, 5. Freiburg i. B.).
„Ibsen in Deutschland." Von Franz Servaes (Der Bühnenvolksbund III, 5. Berlin).
„Der Ibsen des ‚John Gabriel Borkmann'." Von Erhard Buschbeck (Radio IV, 22. Wien).
„Der Lustspieldichter Ludwig von Holberg." Von Friedrich Rosenthal (ebenda).
„Andreas Haukland, Helge der Wiking." Von Felix Lorenz (Die Bücherschale 1928, 5. Berlin).
„J. Anker Larsen." Ein Mystiker des Nordens. Von Kurt Reinhardt (Die Christliche Welt XLII, 3. Gotha).
„Sie begraben V. B. Ibañez." Von Leo Hirsch (Die Weltbühne XXIV, 6. Berlin).
„Begegnung mit Ibañez." Von Hans Kafka (Die Literarische Welt III, 6. Berlin).
„Der neue Typus der russischen Jugend." Von Nikolaus Berdjajew (Europäische Revue III, 11. Berlin).
„Polnische Literatur: Strömungen und Gestalten." Von Julius Kaden-Bandrowski (Die Horen IV, 5. Berlin).
„Jaroslav Durych." Der katholische Dichter der Tschechen. Von Josef Leo Seifert (Hochland XXV, 5 München).

* * *

„Die Klassiker und das Volksstück." Von Otto Brües (Der Bühnenvolksbund III, 5. Berlin).
„Die heldische Einheit im Drama Heinrichs von Kleist." Von Rudolf Ibel (Deutsche Rundschau LIV, 5. Berlin).
„Historien- und Zeitdrama." Von Joseph Sprengler (Literarischer Handweiser LXIV, 5. Freiburg i. B.).
„Vom Volksstück unserer Tage." Von Gustav Christian Rassy (Der Bühnenvolksbund III, 5. Berlin).
„Barlachs dramatischer Stil." Von Eugen Rüther (Zeitschrift für deutsche Bildung IV, 2. Frankfurt a. M.).

* * *

„Wort und Gestalt." Von Richard Benz (Masken XXI, 10. Düsseldorf).
„Leben einer Schauspielerin." [„Film und Leben, Barbara La Marr" von Arnolt Bronnen] (Die Weltbühne XXIV, 5. Berlin).
„Das Mittelmeer in der modernen Kultur." Von Theodor Däubler (Die Literarische Welt III, 5. Berlin).
„Musikalität neuerer Lyrik." Betrachtungen über ein Grenzgebiet. Von W. M. Esser (Der Auftakt VIII, 2. Prag).
„Zur Philosophie des Humors." Von Karl Graucob (Deutsches Volkstum 1928, 2. Hamburg).
„Die Ebene." Bemerkungen über ihr Wesen und ihre ästhetische Bedeutung in der deutschen Literatur. Von Adolf von Grolman (Die schöne Literatur XXIX, 2. Leipzig).
„Die ‚Liederweiber' in Alt-Wien." Ein Beitrag zur Geschichte des Volksliedes. Von Gustav Gugitz (Zeitschrift für Bücherfreunde XX, 1. Leipzig).
„Humor in der Tiersymbolik des Mittelalters." Von Rudolf Günther (Deutsches Volkstum 1928, 2. Hamburg).
„Die Fortwirkung der deutschen Romantik in der Kultur des 19. und 20. Jahrhunderts. Von Paul Kluckhohn (Zeitschrift für deutsche Bildung IV, 2. Frankfurt a. M.).
„Kurioses Gesellschaftsspiel. [Rogge, Der Doppelroman der berliner Romantik]." Von Josef Körner (Preußische Jahrbücher CCXI, 2. Berlin).
„Was schuldet die Grenzmark Posen-Westpreußen ihren Dichtern?" Von Franz Lüdtke (Ostdeutsche Monatshefte XIII, 11. Danzig).
„Zur Psychologie moderner Kunst." Von Herbert Oczeret (Die Tat XIX, 11. Jena).
„Literarisches Ortsverzeichnis von Baden." Von W. E. Oeftering (Ekkhart IX, Jahrbuch für das badener Land. Karlsruhe i. B.).
„Die Wissenschaften in Ostasien." Von Waldemar Oehlke (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung IV, 1. Leipzig).
„Der magische Realismus." Von Misch Orend (Klingsor V, 1. Kronstadt).
„Geschichte und Mythos." Von Erwin Reisner (ebenda, 1 2).
„Das Formgeheimnis der biblischen Erzählungen." Von Franz Rosenzweig (Der Kunstwart XLI, 5. München).
„Schöpfung aus dem Nichts." Von Leo Schestoff (Neue Schweizer Rundschau XXI, 2. Zürich).
„Arbeiterdichtung." Von Heinrich Schmitz (Der Scheinwerfer III, 9. Essen).
„Wiedergeburt der Klassik." Von Erwin Stranik (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 11).
„Von Traum, Dichtung und Schicksal." Von Leo Weismantel (Das werdende Zeitalter VII, 2. Kohlgraben).
„Rhythmus und Vortragskunst." Von Richard Wittsack (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 2. Leipzig).
„Die seelische Katharsis des schöpferischen Menschen." Prinzipielle Gedanken zum neuesten Literaturstreit. Von Peter Wust (Orplid IV, 11/12. Augsburg).
„Von der Renaissance des deutschen Westens im Geistesleben der Gegenwart." Von Peter Wust (ebenda, 9/10).

Echo der Bühnen

München

1.

„Der Turm." Ein Trauerspiel (in sieben Bildern). Von Hugo von Hofmannsthal. (Uraufführung im Prinzregententheater am 4. Februar 1928.)

Es lag ursprünglich eine andere Fassung vor, an der schon bei der Aufführung wesentlich gestrichen und geändert war. Inzwischen ist im Druck etwas wie eine endgültige Ausgabe erschienen, und man hält sich, um zur vollen Deutlichkeit zu gelangen, sicherlich am besten an sie, die nun wohl auch an die deutschen Bühnen ausgehen wird.

Calderon hat in „la vida es sueño" zur Hälfte ein Schicksalsmysterium, zur Hälfte eine Moralität gegeben. Wie Prinz Segismundo aus Kerkernacht plötzlich entlassen, in Kerkernacht abermals zurückgestoßen, seine Leidenschaften bezähmen lernt und die Form des wahren Herrschers gewinnt, das ist Moralität,

ins Dramatische gehoben. Wie Basilio, der alte König, die Prophetie des Unheils erfüllen muß, gerade indem er ihm zu entkommen trachtet, das ist der metaphysische Untergrund einer Tragödie, deren Liniennetz antik, deren Willenszug indessen frei und christlich ist und deren Irrationalität unverkennbar eine scharfe Spitze gegen alle Pläne und Ausflüchte des menschlichen Verstandes hat. Als Hofmannsthal zu dieser Fabel und ihren Hauptgestalten griff, galt ihm die metaphysische Leitung wenig oder nichts. Was er daraus machte, ist nun zur einen Hälfte Moralität, zur anderen eine Staatsaktion. Seine Moralität lehrt uns einen festen Turm kennen: die einsame Seele und ihren Strahl: das Leiden mit jedem Wesen der Erde. Die Staatsaktion weist uns auf die Wurzel aller Zerstörung von Volk, Staat und Menschheit. Sie heißt Gewalt, gleichgültig, ob Gewalttat von oben oder unten, rechts oder links. Der Fürst, der Prinz, der Lehrer und Diplomat, der Hofpriester, der Volksaufrührer: alle treten in das Flackerlicht der bösen Machtgier. Hofmannsthal rechnet dabei mit Krieg und Revolution ab, wie schon Unruh, Werfel, Toller damit abgerechnet haben. In diese Reihe zählt „Der Turm" ideell. Und dem Stil nach? Hofmannsthal, der Fragende, ist eigentlich doch geblieben, der er von Beginn an war, obschon er im Höhepunkt des Dramas, in der Szene des Äußersten zwischen Vater und Sohn ganz expressionistisch erscheint. Er proklamiert wohl die Seele. Er fordert sie. Er verlangt, daß der Geist statt des Eisens die Welt regiere. Aber glaubt er unbedingt daran? Oder läßt das Ende des Trauerspiels uns an erobernde innere Kräfte glauben? „Ein furchtbares Wort aber ist," sagt sein Sigismund, „das wiegt alle anderen auf! ... (Er fährt sich über die Wangen und den Leib hinab.) Wer ist das: ich? Wo hat's ein Ende?" Schon die Terzinen und Balladen des Neuromantikers in der hohen Zeit des Impressionismus hatten so gefragt. Calderon verwirft einen klügelnden Rationalismus, Hofmannsthal leidet unter einer zersetzenden Psychologie, die dem rationalistischen Denken verwandt ist. Das Stück zerfällt übrigens auch in seinen dramatischen Elementen. Es hat einerseits einen Dialog, es hat andererseits eine Aktion. Während das Wort aus Hofmannsthals Geistigkeit fließt, ein in seinen Kombinationen gewiß feiner, spannender Geist, ist die Aktion entweder von Calderon oder, wo sie nicht von dem Spanier ist, zur Not und schlecht erfunden. Es sind vielfach nur Vorgänge, Vorbereitungen, feierliche Umständlichkeiten, Bewegungen, die verzögern, Zeremonien. Und das Bühnenspiel der Wiener Burg wird zum großen Welttheater.

2.

„Leinen aus Irland." Lustspiel in vier Akten. Von **Stephan von Kamare.** (Uraufführung im Residenztheater am 5. Februar 1928.)

Kein scharfer, ein lustiger Spott auf das, was (nicht nur im „alten Österreich") war, was ist und was sein wird: das Getriebe, vielmehr Nicht-Getriebe der Bureaukratie. Das Handelsministerium stellt sich in allen Rängen und Rassen vor, vom Herrn Minister über den Ministerialrat Wlk bis zum Konzipisten. Dazwischen hinein die Kommerzialwelt und hinüber, herüber Liebesfäden. Dort ein bißchen Schwindel, da mehr als ein bißchen Schlamperei, da aber auch Gesinnung. Die Linie könnte kürzer sein, doch das Milieu ist zu heiter, um zu lasten. Joseph Sprengler

Frankfurt a. M.

„Celestina." Drama in zwei Teilen (zwölf Bildern). Von Alfred Wolfenstein. Nach Fernando de Rojas. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus: 15. Februar 1928.)

Nach vierhundert Jahren endlich Uraufführung. Denn die „dialogisierte Novelle" des Spaniers de Rojas erschien um 1500. Sie heißt: „**Celestina. Tragicomedia de Calisto y Melibea**" und besitzt einundzwanzig Akte. Calisto und Melibea spielen „Romeo und Julia"; Celestina ist die große Kupplerin, die sie zusammenbringt. Sie muß ihrer Zeit mächtig imponiert haben, denn die Neuausgaben und Übersetzungen in allen Hauptsprachen inklusive Latein schossen wie Pilze auf. Lope und Calderon beschäftigten sich mit ihr. Cervantes schickt den Vernunft predigenden Sancho Pansa in die dialektische Schule der Celestina. Diese alte Hexe und Giftmischerin ist nämlich die verkörperte Rabulistik der Liebe. Mit Sentenzen, Sprichwörtern und logischen Deduktionen beweist sie alles und überzeugt sie alle, die mit der Liebe zu tun haben. Ihre Suada steckt das Liebespaar, die Freunde und Diener und Alten an. Seitenlang wird disputiert. Es ist dialogisierter Roman. Schließlich wird die ebenso leidenschaftlich redende als geldgierige Celestina beim Streit um Melibeens Kuppellohn von ihren Helfershelfern umgebracht. Diese holt wiederum der Henker. Calisto fällt von einer Leiter. Melibea stürzt sich vom Turm. Das macht nur ganz äußerlich Drama, geschweige Tragödie. Es ist ein Redestück, kein Spiel.

Wolfenstein ist von der Hexe bestochen. Er nimmt ihr die Zungenfertigkeit der komischen Alten und gibt ihr dafür die Magie einer Medea und eine tragische Liebe. Er macht die „alte Ziege" des Originals zur dämonischen Liebhaberin. Und mehr: sie liebt den Romeo des Stücks, den Calisto. Wohl kuppelt sie ihn

vorderhand mit Melibea, auf daß nach kurz genossenem Körperglück seine Seele frei werde für sie, für Celestinen. Aber zum erstenmal rechnet die Meisterin der Liebe falsch. Sie, die alle kuppelt — fünftausend Jungfrauen wissen Bescheid — versagt in eigener Sache. Calisto bleibt bei Melibea. Da ersticht ihn die tragische Heroine Celestina.

Zweifellos ist durch Wolfensteins brillante Idee Tragik entstanden. Aber nicht Drama. Er nimmt der Celestina die komisch-grausige Dialektik und macht sie magisch. Aber er verändert weder ihr Milieu noch die Figuren im Sinne dieser Wandlung. Wohl werden aus komischen Dienern etwas seriösere Freunde, nicht zum Vorteil der Szenenkontraste. Wohl kürzt er gewaltig, aber konzentriert nicht innerlich. Die Handlung verläuft vage, die Einzelschicksale verlieren sich ungelöst. Auch Melibea weiß vor der Leiche Calistos nichts anderes, als wortkarg abzugehen. Auch Celestinas Abgang ist ohne Pointe.

Manches sprachliche ist gut formuliert. Manche Stimmung schwingt im malerischen Bilde. Der dramatische Gedanke war da im Gehirn des Umdichters. Der Gedanke wurde nicht Gestalt. Der Lyriker in Wolfenstein ließ die Phantasie ins Tragische hinausträumen. Manches ward theatralisch, das Ganze wurde nicht Theater. Bernhard Diebold

Dresden

„Toboggan." Drama in neun Bildern. Von Gerhard Menzel. (Uraufführung in der „Aktuellen Bühne" des Dresdener Staatstheaters am 15. Februar 1928.)

Ein seltsamer Totentanz. 1927 mit dem Kleist-Preis ausgezeichnet. Das verpflichtet. Ist dieses Drama vom Geiste Kleists? Es ist eine Bildfolge von glühenden inneren Gesichten, von knappem Wortgepräge und von der feinen Kunst, nicht auszusprechen, was verheimlicht, vom Gefühl umrauscht, selbstkräftig in der konsequent durchgeführten Idee erschüttert. Und doch ein Scheindrama. Ohne dramatische Steigerung. Äußerlich gekennzeichnet: ohne Akteinteilung, in billiger Bildfolge und endlosem Monolog. Ein Monodrama für einen überragenden Darsteller, mit einem unüberbrückbaren Widerspruch zwischen Wirklichkeit und bildgewordenem Wettlauf mit dem Tode. Vergeistigte Filmtechnik. Nicht ohne tiefe Symbolik der Handlung, fesselnd in der klaren Durchführung und in einem gewissen Sprachnaturalismus, spannend in der feinen Dynamik der episch-lyrischen Szenen.

Unwahrscheinlich die Handlung an sich. Mit einem schweren Lungenschuß kann der Hauptman Toboggan, den der Feldarzt aufgegeben hat und der dem Sterbebett entflieht, trotz des unerhörten Willens zum Leben nicht den Tod überlisten. Der Totgeglaubte, in der Liste der Lebenden gestrichen, findet nicht mehr die Brücke zum Leben zurück. Toboggan steht am jenseitigen Ufer des Lebens. Alle fliehen ihn. Zweifel, Angst, krankhafte Furcht vor diesem gezeichneten Lebensgierigen. Die Kluft zwischen ihm und den Lebenden wächst ins Ungemessene. Die Realitäten des Lebens versinken. Ein lebender Toter. Ein toter Lebendiger, fiebernd nach Wärme und Liebe, hungrig nach Mitleid und Verstandensein. Ausgestoßen aus dem Leben. Die unerbittliche Psyche langen Getrenntseins löscht sein Bild. In heißer Sehnsucht harrt sein junges Weib ihres Geliebten. Unerwartet stürzt der „Vermißte" sich in ihre Arme. Zerlumpt, schmutzig, gealtert, vom Tode gezeichnet. In Haß und Qual um ihr betrogenes Leben stößt sie den Gatten, nun selbst Symbol des Todes, von sich. Da gibt Toboggan den Wettlauf mit dem Tode auf. Müd und zerbrochen. Der Schnee hüllt den stillgewordenen Kämpfer zum letzten Schlaf ein. Der Ring ist geschlossen. Eine Tragödie um die Sehnsucht des lebenshungrigen Menschen nach Unsterblichkeit. Von novellistischem Einschlag und im Technischen sich verlierend, aber von starker Intuition und tiefer Schönheit.

Johannes Reichelt

Berlin

„Flandrische Brautfahrt." Schauspiel in drei Aufzügen. Von H. F. von Zwehl. Uraufführung im Wallnertheater am 1. März 1928.

Altes Butzenscheibenstück mit dem Uhlenspiegel de Costers als Helden. Ein Hochzeitszug wird arrangiert, damit Tyll durch die spanischen Linien auf bürgerliche Art nach Gent hinüberkommt. Eine Braut wird zu dieser Komödie gesucht. Sie findet sich als die Braut eines Anderen; der aber leiht sie dem Helden zum nationalen Zweck. Natürlich schwört man Reinheit und Mannentreue. Aber die Liebe faßt doch die beiden Scheinhochzeiter. Es passiert Düsteres und Verwickeltes. Doch der Dichter bleibt in edler Form und demoralisiert keineswegs die traditionelle Empfindung eines Kleinbürgerpublikums, das noch zwanzig Jahre vor Ibsen steht. Kaum ein Wort, kaum ein Einfall ist eigen und lebendig. Bernhard Diebold

Bochum

„Gräfin Dubarry." Eine tragische Komödie in einem Vorspiel und drei Akten. Von F. Walther Ilges. (Uraufführung am 17. Februar 1928 im Stadttheater Bochum. Als Buch erschienen bei Fritz Klopp, Verlag, Bonn.)

Ilges' Tragikomödie soll nach der Absicht des Verfassers weder ein Intrigenstück um die Person Ludwigs XV. sein noch die Tragödie seiner letzten Mätresse.

Er hat den höheren literarischen Ehrgeiz, uns mit diesem Bild der sterbenden Rokokowelt das Schauspiel vom verdämmernden Vorabende der Revolution zu geben. Dieses Schauspiel soll Tragödie und Komödie zugleich sein, daher die eigenwilige Bezeichnung „tragische Komödie". Ilges ist aber nicht der historische Dramatiker, der die Synthese des Tragischen und Komischen vollziehen kann. Er bleibt in der Anekdote stecken. Er versucht das realistische Spiel mit phantastisch-symbolischen Elementen zu verquicken. Aber statt Mystik und Humor gibt er Melodramatik und Posse. Das gefährliche Experiment, den geisterhaften Grafen St. Germain auf die Bühne zu bringen, ist mißlungen, zudem eine Stillosigkeit. Dieses Spiel im Spiele ist neben dem mit billigen Kontrastmitteln arbeitenden Vorspiel das einzig „tragisch" Wirkende. Was übrig bleibt, ist operettenhaft, schwankmäßig. Der Dialog ist alltäglich, stellenweise banal. Ein Geschöpf mit Blut in den Adern ist nur die Titelheldin, alle anderen Gestalten sind blaß gezeichnet. Das theatralische Auftreten des Dauphins am Schluß ist eine fade Sentimentalität, die mit Tragik nichts zu tun hat.

Karl Arns

Erfurt

„Dreiklang der Liebe." Drei Einakter von Walter Bähr. (Uraufführung im Erfurter Stadttheater durch den Literaturverein.)

Einer der drei Einakter wurde schon im Jahre 1923 von der Erfurter Volksbühne herausgebracht und hier besprochen. Es ist „Eulenspiegels Ende", ein holzschnitthaft gehaltenes altdeutsches Versspiel von unerbittlicher Logik und bestechender Gedankenformung. Bähr hat das Stück jetzt etwas gewaltsam einem Einakterzyklus einverleibt, für den er den mehr kollektivistischen als synthetischen Gesamttitel „Dreiklang der Liebe" fand.

In diesen Miniaturstücken beschränkt sich ein kühler, kultivierter Verstand bewußt auf nachklassische szenische Mittel. Nicht immer zum eigenen Vorteil. So läßt die „Serenade", ein Singspiel in Jamben nach unvollendeten Entwürfen Uhlands, den Hörer kalt. Was sollen wir heute mit dieser verblaßten Romantik? Der Jäger mag schießen, der Liebhaber Laute zupfen, wir wollen uns gestatten, zu gähnen. Aber der „Eulenspiegel" bringt wieder Fülle in die Form, und beim dritten der Einakter, dem mittelalterlichen Bauernstück: „Jus primae noctis" wird man gegen besseres Wissen um die Mittel gepackt. Grobtönig, ungeschliffen, über ungescheuerte Tische hinweg wird zwischen den Bauern, dem Junker und dem Meiermeister das Recht auf die erste Nacht bei der heiratsfähigen Bauerndirne diskutiert, während aus den Hintergründen die Bauernrevolte vom Main herüberflammt. Der Freier erschlägt den großmäuligen Junker und führt die aufsässigen Bauern zum Götz von Berlichingen (der auch am ungeschlachten Stil des Stückes nicht unbeteiligt ist). Eine Abbiegung des Konfliktes nimmt dem Ende die dramatische Wucht, doch ist die Steigerung bis zur Krise scharf errechnet. Die Sprache ist rhythmisch und durchdacht. Nur die Wärme des Blutes fehlt dem Ganzen.

Erich Hoogestraat

Wien

„Seifenblase." Komödie in drei Akten von Eleonore van der Straten-Sternberg (Uraufführung in der „Komödie" am 27. Februar 1928).

Die Verfasserin, demselben uralten gräflichen Geschlecht entstammend, das den zu Goethes Intimen zählenden geistreichen Naturforscher und einen in der wiener Vor- und Nachkriegsgesellschaft vielgenannten und vielseitigen Politiker, Vortragenden und Schriftsteller hervorgebracht hat, ist diesem letzteren, ihrem Bruder Adalbert, in die Literatur gefolgt, aber insofern aus der Art geschlagen, als sie wenig oder nichts von der Urwüchsigkeit jenes enfant terrible des altösterreichischen Adels bekundet, es wäre denn in der kuriosen Lösung einer ganz leichten Schulaufgabe aus der ehelichen Trigonometrie. Man findet sich verwundert in einem toten Arm, fern vom Stromstrich der lebendigen Dichtung, und kleine Aktualitäten, mit denen nicht gekargt wird, tun erst recht die Weltfremdheit dieser aus unerfindlichen Gründen durch ein paar Eigennamen nach Rom verlegten, höchst unlustigen Komödie dar.

R. F. Arnold

Echo des Auslands

Französischer Brief

Zwei neue Beiträge zur Ideologie der Gegenwart erregen gegenwärtig Aufsehn, die, beide aus schwermütigem Ernst heraus geschrieben, pessimistisch in die Zukunft weisen. Thibaudets „La République des Professeurs" (Bernard Grasset) wirkt vor allem durch das, was er nicht sagt und worüber offenbar nichts zu sagen ist, beklemmend, nämlich, daß die französischen Geistesführer sich auf innerpolitische Fragen konzentrieren, daß sie zu selten die Fenster nach fremden Ländern hin öffnen. „Il faut des ouvertures pour respirer

et se mouvoir." Wir müssen also unsere Anstrengungen verdoppeln, um auch die Franzosen zu weltbürgerlichem Empfinden aufzurufen. Tröstend wirkt, daß, nach Thibaudet, das gebildete Frankreich geistigen, weltanschaulichen Idealen zustrebt. Es sieht in der Einheitsschule ein ideales Ziel: „L'école unique devient la grande pensée du règne Herriot... Le parti radical est un parti d'idées, non un parti d'intérêts." Thibaudets Buch bietet noch andere Werte. Es weist auf den großen Einfluß hin, den zur Zeit die Akademiker in Frankreich haben; es zeigt, wie dieser Einfluß sich aus der Dreyfusaffäre unter Charles Péguys Führung heraus entwickelt hat, wie er im ganzen Lande zur Dominante wurde und heute mit dem Einfluß der Literaten um die Macht ringt. Aber „la République des littérateurs est à droite, aujourd'hui du moins, comme l'économique. La République des professeurs est à gauche, comme la politique. La République des lettres met l'accent sur la production. Elle a pour limites l'apothéose du génie, la révérence devant ses droits illimités, le césarisme intellectuel."

Bendas Zeitbild ist noch düsterer; es klingt wie ein letzter Warnungsruf vor einer neuen Weltkatastrophe. Er entwirft ein erschreckendes Zeitbild von der fortschreitenden Politisierung der Menschheit und nennt unser Jahrhundert „le siècle de l'organisation intellectuelle des haines politiques". Antisemitismus, Alldeutschtum, französischer Monarchismus, Sozialismus, Kommunismus, die nationalen Egoismen in den alten und neuen Staaten Europas haben Ströme von Haß entwickelt, die täglich weiter anschwellen. Benda zeigt alle Quellen dieser Haßbewegung auf, verfolgt ihren Lauf und schildert, wie sie sich gegenseitig verstärken und verbreitern — ein gigantisches Schreckbild bedrückt den Leser am Ende des Buchs. „Nous disions plus haut que la fin logique de ce réalisme intégral professé par l'humanité actuelle, c'est l'entretuerie organisée des nations ou des classes... On peut d'ailleurs douter que la guerre devienne jamais assez terrible pour décourager ceux qui l'aiment, d'autant plus que ceux-là ne sont pas toujours ceux qui la font." Bendas und Thibaudets Bücher müßten in alle lebenden Sprachen übersetzt werden, denn sie behandeln nicht rein französische Probleme, sondern brennende Fragen der ganzen Menschheit. Es ist betrübend, daß deutsche Verleger in die jämmerlichen Erzeugnisse von Claude Anet, Dekobra und Victor Margueritte ihre Gelder investieren, statt ernste Mahnrufe an die Gegenwart von der Art dieser beiden schnell und großzügig auch dem deutschen Publikum zugänglich zu machen.

Die Umwertung aller Werte stellt auch im gegenwärtigen Frankreich alles in Frage. In diesem Wirrwarr, in dem zeitgemäßen Verlangen nach Kraftnaturen, nach Glaubenssätzen und Taten hat auch ein Verleger das Wort ergriffen: Bernard Grasset, der nicht im eigenen Verlag, sondern bei seinem Kollegen Gallimard ein kleines Büchlein herausgegeben hat: „Remarques sur l'action." Zum Aktivismus drängen gegenwärtig viele französische Literaten, zum geistigen Cäsarismus. Grasset will durch die Einfalt der Liebe zum Handeln gelangen. Seine Gedanken sind klar, stark, aus aufrichtigem Menschentum erstanden.

Die neue, von Louis Martin-Chauffier im Verlag „Au sans Pareil" herausgegebene Sammlung „Le Conciliabule des Trente", auf die hier schon einmal hingedeutet wurde, erweist sich in ihren letzthin veröffentlichten Bänden weiterhin als eine Dokumentensammlung zum Verständnis der Jugend von heute. Aus dieser Bücherreihe läßt sich herauslesen, was die gegenwärtige Generation drückt, was sie erstrebt, welche Ausdrucksmittel sie sucht. Essays wechseln mit Epik ab. Jean Prévost, der schon in „Plaisirs des Sports" eine neue Ethik zu skizzieren versuchte, entwickelt in „L'essai de l'introspection", von Descartes und Spinoza ausgehend, als durchgearbeitetes Glaubensbekenntnis eine neue Metaphysik. René Bonnefoy debütiert mit einem Thesenroman „Gilberte et l'autorité", der die Probleme berührt, die Benda und Thibaudet in ihren zeitpsychologischen Schriften essayistisch behandelt haben, und François Fosca entwickelt aus seinem katholischen Weltbild heraus in „L'amour forcé" einen Roman der Gegenwart, in dem eine dritte wichtige Strömung des heutigen Frankreichs zur Geltung kommt, so daß in diesen drei neuen Bänden der ganze Komplex des zeitgenössischen Frankreichs eingefangen ist.

Der Verlag Gallimard gab zu Beginn dieses Jahres den dritten und vierten Band der „Correspondence: Jacques Rivière et Alain Fournier" heraus, die von der Witwe des Verstorbenen, Isabelle Rivière, sorgfältig bearbeitet ist. Die Selbstdarstellung zweier klarer, kindlicher, hochgestimmter Seelen hebt sich aus dieser wunderbaren Briefsammlung ab. Auch dieses schöne Buch wird von Deutschen übergangen werden. Es bietet keine billige Erotik, keine gesellschaftliche Sensationen und paßt nicht zu dem Klischee von französischer Literatur, an dem das deutsche Publikum mit einem Starrsinn festhält, den bisher noch niemand lockern konnte. Aber gerade diese Sammlung von zwanglosen und offenen Dokumenten, die niemals für die Öffentlichkeit bestimmt waren, gibt einen seltenen und tiefen Einblick in französisches Wesen. Brüderliches Empfinden, Aufrichtigkeit und Reinlichkeit im Geiste, ethischer Ernst und Gerechtigkeit — kurzum eine ein-

fache und unmittelbare Menschlichkeit belebt das Buch und hebt alle Kategorien auf, in die man neuerdings französisches Wesen pressen möchte. Als Ergänzung zu dem Briefwechsel ist Alain „Les Idées et les âges" (Gallimard) zu empfehlen, aus dem man Rivières Freund näher kennen lernt. „Die Literaten stehen rechts," heißt es bei Thibaudet. Auch Rivière fand sich zu der alten konservativen Basis des Katholizismus zurück.

Die katholische Literatur blüht: Jean Thérive schrieb neuerdings einen Roman: „Sans âme" (Grasset), in dem er das Volk der pariser Vororte mit glücklicher Hand schildert. Georges Bernanos, der mit „Sous le soleil de Satan" (Plon) einen Welterfolg erzielte, veröffentlichte zu Beginn dieses Jahres im gleichen Verlag: „L'Imposture" — das Buch eines Fanatikers, der als eine Art moderner Savonarola die Menschheit mit den Mitteln hemmungsloser Leidenschaft zum Glauben zurückführen will. Er stellt in diesem Roman einen Priester, der sich durch Hochmut und Hoffart verirrt, an den Pranger. In der Fortsetzung, die der Autor unter dem Titel „La Joie" in Aussicht stellt, verspricht er darzustellen, wie derselbe Priester durch die Charitas sich wieder zurückfindet. Nicht eng und einseitig ist die katholische Literatur: Paul Claudel veröffentlichte bei Gallimard zwei lyrische Farcen: „Protée" und „L'ours et la lune": „La joie est la compagne inséparable de la Foi et la forme extrême de la joie est l'ivresse comme la forme extrême du lyrisme est la farce."

André Delpeuch hat zwei neue, mit spritzigen Zeichnungen illustrierte Romanserien geschaffen, in denen das öffentliche Leben von Paris eingefangen werden soll. André Salmon eröffnet die erste mit einem Roman: „Donat Vainqueur ou les Panathénées du II[e] Arrondissement", ein leichtes, schillerndes Buch voll Witz und Ironie, ebenso wie „La vie est belle" von André Sauger, der erste Band der „Collection sauvage". In diese beiden Bücher wie in vielen früheren von Charles-Louis Philippe, Marguerite Audoux, Henri Barbusse, André Baillon und manchen anderen sind vielfältige Worte und phonetische Lautsetzungen der pariser Volkssprache eingeflochten, die Ausländern häufig Schwierigkeiten bereiten. Henri Bauche hat sich der verdienstvollen Aufgabe unterzogen, ein Lexikon der „Langage populaire" (Payot) zusammenzustellen, dem eine Grammatik und Syntax vorangestellt ist. Das Buch, das von den pedantischen Traditionalisten als eine Beleidigung der französischen Sprache abgelehnt wurde, wird nicht nur Franzosen Dienste leisten: Es schildert das ewige Werden im Französischen und reiht alte Worte in der phonetischen Prägung (je sais ben qu'i faut dire — um zu zeigen, wie heute das Volk spricht — Keç — keu — cek) von heute, neue Wortbildungen in ihren vielfachen Variationen (aller à schloff = dormir; une thune = 5 francs) auf. Henri Bauche weist nachdrücklich darauf hin, daß die Volkssprache mit dem Argot nicht identisch sei: „La langage populaire est l'idiome parlé couramment et naturellement dans le peuple, idiome que l'homme du peuple tient de ses père et mère et qu'il entend chaque jour sur les lèvres de ses semblables. Au contraire, l'argot est en principe une langue artificielle, faite afin de pouvoir se comprendre entre soi sans être compris des non-initiés."

Payot fördert langsam die neue, von Bertrand Guégan besorgte Molière-Ausgabe, von der kürzlich der dritte Band erschien. In den Text sind alte Stiche der Zeit eingesetzt; am Schluß jedes Bandes werden Musikbeilagen gegeben. Die Ausgabe ist vornehmlich für Philologen und Bibliophile wertvoll. In derselben Art erschien im gleichen Verlage ein Band: „Poésies complètes" von Alfred de Vigny, den Henri de Régnier einleitete. Diese schon gedruckten Klassikerneudrucke, die seit sechs Jahren unter dem Gesamttitel: „Vers et prose" erscheinen, haben sich bereits in der ganzen Welt eingebürgert. Albin Michel gibt die Werke von Pierre Louys neu heraus. Die unvollständige Psyche hat Claude Farrère zu Ende gedichtet. Sein „fin de Psyche" reiht sich verständnisvoll der Originaldichtung an.

Das große pariser Verlagshaus Arthème Fayard versucht nach deutschem und englischem Muster kartonnierte Romane in Frankreich einzuführen. Als erster Band erschien Myriam Harrys hübsches Buch: „Le premier baiser." Das Buch erinnert an unsere Reclambändchen, ist aber auf grauem Holzpapier gedruckt, das die Lebensdauer eines solchen Buches erheblich beschränkt. Bisher haben übrigens die Franzosen alle ähnlichen Versuche entschieden abgelehnt. Das Aufschneiden der Bücher gilt ihnen als ein Vergnügen, auf das sie nicht verzichten wollen. Otto Grautoff

Spanischer Brief

Deutscher Einfluß ist es, was gegenwärtig Spaniens schöngeistigem Schaffen das wesentliche Gepräge verleiht, die altüberlieferte oberflächlich geistreichelnde, feuilletonistisch-brillierende Französelei energisch aus dem Felde schlagend. Wer hielte das für möglich? Und doch ist dem so. Einer gewaltigen Flutwelle gleich, brach der „Freudismo" über Spanien herein, die jüngeren Literaten in Madrid, Barcelona, Valencia und Sevilla begeisternd, vom tändelnden Pathos zu Natürlichkeit und Klarheit, zu tieferem Schürfen

und Begreifenwollen erziehend. Psychoanalyse ward Trumpf! Ja, sie überquerte mittlerweile auch schon den Atlantik, wo in Buenos Aires, Montevideo, La Plata, selbst Mexiko eine junge, neu orientierte Dichtergeneration in ähnlichem Sinne beflissen ist. Ein Erwachen aus seelischem Dämmerzustand brach da herein. Die vagen, rein poetisierenden Visionen von einst, die glänzende Suada, in Spanien besonders im Schwang, das entschwand gleich zerflatternden Phantomen aus der neueren Romandichtung kastilischer Zunge. An Stelle der mit Tand behangenen Hampelmänner, der reizvoll aufgemachten Mannequins trat der lebendige Mensch mit warm pulsierendem Herzschlag, der interessanten, weil verständnisvoll ergründeten Seele.

Vom großen Gesamtwerk Sigmund Freuds, das auf zwölf Bände angewachsen ist, erschienen als jüngste „Síntoma, inhibición y angustia“ und „Historia del movimiento psicoanalitico“, die gleichfalls bei Presse wie Publikum rege Beachtung fanden und lebhafter Nachfrage begegneten. Erweislich beeinflußten ganz besonders stark die Kreise der Intellektuellen, speziell aber der Ärzte und Literaten Freuds: „Interpretación de los sueños“, „Una teoria sexual“, „Psicoanálisis“ und „Psicologia de las masas“, die man in Aufsätzen, ja selbst Dichtwerken immer wieder ausdrücklich erwähnt findet. Freudschen Theorien begegnet man in dem Schaffen eines Gelehrten wie César Juarros, der als sein neuestes Werk soeben „Los senderos de la locura“ herausgab, nachdem er früher schon speziell mit „La ciudad de los ojos bellos“ und „El momento de la muerte“ viel Aufmerksamkeit erweckt hatte. A. Anselmo González wieder übersetzte A. Hesnards „El psicoanálisis-teoria sexual de Freud“.

Beeinflussung durch Freud zeigt sich bei einer ganzen Anzahl neu zur Geltung gelangender Erzähler. Da ist Miguel Rivas mit seinen Romanen „Horas de locura“ und „Adúltera“, da ist der junge Ultraist Huberto Pérez de la Ossa mit dem Novellenband „Veletas“, dessen Roman „La santa duquesa“ durch Verleihung des nationalen Literaturpreises ausgezeichnet wurde. Seinen jüngsten Roman „La casa de los masones“ charakterisiert gleichfalls originelles Erfassen von Menschheitsproblemen, dazu ein ausgesprochen persönlicher Stil. Scharfsinnige, geheimste Tiefen aufschließende Seelenergründung im Sinne moderner Erkenntnislehre ist auch dem Roman „Nuestra Señora la fatalidad“ eines genialen philosophischen Kopfes wie Eduardo Barriobero y Herrán nachzurühmen. Psychoanalyse subtilster Art weisen die Werke José Maria de Acostas, unter denen insbesondere das Buch „Niñerias“ reizvolle Kleinmalereien aus den Abgründen der Kinderseele darbietet. Stumme Tragödien sind es oft, was sich da unbewußt in der Psyche junger Mädchen, heranwachsender Knaben in der kritischen Zeit der Pubertät abspielt. Der Dichter versteht es mit staunenswerter Intuition, sie in ihren Wurzeln aufzuspüren; man erkennt unzweifelhaft das mathematisch geschulte Hirn des Ingenieurs, der er von Beruf ist. Als neuestes Werk Acostas liegt uns vor der Roman „Las eternas mironas“. Er behandelt die schmerzliche Tragödie des alleingebliebenen, alternden Mädchens, und auch hier eine nicht alltägliche Einfühlung in das seelische Problem. Schade bloß, daß dieser Roman vorwiegend im Dramendialog geschrieben ist, eine in Spanien durchaus nicht ungewöhnliche Zwitterform, die ihn jedoch für deutsches Empfinden ungenießbar macht. Von Alfonso Hernández-Catá sind zwei neue Bücher zu nennen. Der Roman „El bebedor de lágrimas“, ein psychoanalytisches Werk, ist das bedeutendere. Die Tragödie des genialen, dabei willensschwachen Idealisten, des Sonnensuchers, der immer wieder dem Zauber des Ewigweiblichen erliegt, das ihn nicht erhebt, vielmehr herniederzieht. Sicherlich ein fesselndes Problem, wert eines Freudschen Jüngers, der da übrigens nicht allein in die Seele jenes Träumers hinableuchtet, nein andererseits auch in die eines Mannes der robusten Tatkraft. Obendrein findet sich eine Reihe von Frauengestalten verschiedensten Naturells voll verständnisreicher Erfassung gezeichnet. Von der Tragik der Liebesleidenschaft erzählt Catá ferner in seinem kubanischen Roman „La estrella enferma“. Hierher gehört auch Luis Leóns jüngster Roman „Una mujer peligrosa“, der in die Psyche des Weibes mit ihren Raffinements, Tücken und Begierden so manchen seltsamen Einblick gewährt. Gabriel Miró, ein origineller Erzähler, der immer reicheres Können entfaltet, publizierte mit seinem kürzlich erschienenen neuen Roman „El obispo leproso“ eine Art Fortsetzung von „Nuestro padre San Daniel“. Er spielt ebenfalls in morgenländischem Milieu und veranschaulicht die barocke Seele des Orientalen. M. Ciges Aparicio, ein bewährter Seelen- und Sittenschilderer, führt in seinem Roman „Circe y el poeta“ mitten hinein ins Getriebe pariser Lebens, in eine Welt bevölkert von leichtblütigen Künstlerinnen, internationalen Abenteurern usw., aber auch verschiedenen ernst aufstrebenden Elementen. Starkes Lob wird dem jungen Erzähler Jesús Rubio Coloma gespendet, dessen Roman „Amores africanos“ preisgekrönt wurde. In reizvollem Stil, bei spannendem Aufbau macht er die rauhe Psyche des Rifbewohners verständlich, dem höher als sein Leben die freie Heimat gilt. Mit kräftigen Pinselstrichen weiß

Coloma die exotischen Reize der marokkanischen Landschaft heraufzubeschwören.
Vicente Blasco Ibáñez, der kürzlich verstorbene große Romancier,[1] veröffentlichte unlängst erst als Lückenbüßer zwischen seinen fortgesetzten Romanserien einen Band realistische „Novelas de amor y de muerte“, deren eine wie eine Vorahnung des eigenen Geschickes sich liest. E. Gutiérrez-Gamero trat mit dem dialogisierten Roman „El que a cuerno mata ...“ hervor. José Más, der es liebt, in seinen farbentrunkenen Romanen und Novellen gleichfalls exotische Pfade zu wandeln, blieb mit seinem jüngsten Roman „La huida“ an den Gestaden des Mittelmeers. Auch sie weisen sonnendurchglühte Landschaften genug und kunterbunte Völker und Typen, die dieser schönheitsfreudige Andalusier in fesselnder Weise wiedergibt, mag er nun seine engere Heimat schildern, Kastilien oder die Provence, die blühenden Gestade der welschen Riviera Levante oder Süditalien. Sein vorhergehender zweibändiger Roman „La locura de un erudito“ weckte zwar auch starken Widerhall bei der Kritik, drang aber nicht so recht in weitere Kreise. Mario Verdaguers vielgelesener Roman „La isla de oro“ zaubert gleichfalls Szenerien von südlicher Farbenpracht hervor, Bilder der Landschaft, der See. Und eine buntgemischte internationale Gesellschaft bevölkert ihn. Da gilt noch der Prinz voll als Übermensch; auch ein leibhaftiger Erzherzog ist darunter, ganz zu geschweigen vom Prinzeßchen Gretchen. Da spuken Muselmanen, Japaner und anderlei seltsame Menschen; kurz, eine abenteuerliche Welt, bewegt von Leidenschaften, der aber auch zärtliche Liebe nicht fremd ist. Erwähnt sei ferner sein zweiter Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben, betitelt „El marido, la mujer y la sombra“. Neue erzählende Werke veröffentlichten Concha Espina („La virgen prudente“), der, nebenbei bemerkt, kürzlich in Santander eine Marmorstatue errichtet wurde (in Deutschland ist sie mit ihren Romanen bekanntlich abgefallen), der Akademiker Ricardo León („Los trabajadores de la muerte“), der Symbolist Ramón Valle Inclán („Tirano banderas“), Pedro Mata (leicht erotisch gefärbte Bücher: „Una ligereza“, „Más allá del amor y de la muerte“), Rafael López de Haro („Ser ó no ser“), der hispano-amerikanische d'Annunzio Vargas Vila („Odisea romantica“, „Dietario crepuscular“), die berühmten Dramatiker S. und J. Alvarez Quintero („La madrecita“, Roman), ferner Augusto Martinez Olmedilla, Emiliano Ramirez Angel, G. Diaz-Caneja, Emilio Carrere, José Francés, Francisco Camba usw. Mit Essays und Studienwerken versuchten sich diesmal die führenden Romanciers José Maria Salaverria, Antonio Hoyos y Vinent und Rafael Cansinos-Assens.
Immer stärker gelangt, was hier nicht unerwähnt bleiben möge, ganz ähnlich wie im angelsächsischen Schrifttum auch im hispanischen das amerikanische Element zur Geltung. War schon der größte Lyriker der Jüngstzeit, Rubén Dario, südamerikanischer Herkunft, so wirkt heute bereits eine ganze Reihe überseeischer Autoren, die man gewohnheitsgemäß den Spaniern beizählt. Da wäre gleich der „spanische Pierre Loti“, der unlängst verstorbene Enrique Gómez Carrillo, dessen „Mata Hari“-Buch auch deutsch verlegt wurde; da ist der Erzähler und glänzende Essayist Rufino Blanco-Fombona, der oben erörterte Romancier A. Hernández-Catá, der bombastische Stilist Vargas Vila, die Lyrikerin Maria Enriqueta; da sind Enrique González Martinez, Francisco Garcia Calderón, Carlos Reyles, Emilia Bernal, Carlos Pereyra, Alfonso Reyes, Balseiro, Rodriguez Mendoza, der allzu früh hingeschiedene geniale José Ingenieros und viele andere. —
Im Lande der „Juegos florales“ stellt natürlich die Lyrik die populärste Dichtungsart dar. Hie Poetaster, hie Arenafexe! Der Knabe schon reimt Verse, und am Rande des Grabes gibt es der Greis noch nicht auf. Die führenden Lyriker, als da sind die beiden Machado, Juan Ramón Jiménez, Eduardo de Ory, Francisco Villaespesa, Eduardo Marquina, Enrique de Mesa u. a., obgleich sie regelmäßig neue Versbücher produzieren, tragen durchweg den ersten Winterschnee an den Schläfen. Die Jünglinge aber überschwemmen geradezu den Büchermarkt, deren jeder der heiligsten Erleuchtung teilhaftig geworden sein will, und schwören auf Ultraismus, Kubismus, Expressionismus und andere moderne Ismen. Achtung geziemt jenen, die sich — über ihr eigenes bescheidenes Lichtlein allmählich eines Bessern belehrt — dazu verstehen, international anerkannten Genies Weihrauch zu streuen. Da ist Guillermo de Torre, ein tonangebender Führer der Ultraisten, der sich durchaus nicht damit begnügt, einen eigenen Gedichtband herauszugeben, betitelt „Hélices“, darin sich lyrische Ergüsse ultraistischer Art finden, nein, der auch Verlaines „Mis hospitales y mis prisones“ liebevoll übersetzte. Und zwar in schöner Gemeinschaft mit dem bereits erwähnten jungen Romancier Huberto Pérez de la Ossa, der seinerseits das hypermoderne Versbuch „Polifonias“ verbrochen hat. Er entführte es aber prompt, indem er E. Pieczynskas „Tagore, educator“ in guter Übersetzung herausgab. Der Ultraist Heliodoro Puche andrerseits, bekannt

[1] Vgl. auch L. E. XXX, 372.

als Verfasser der Dichtungen „Corazón en la noche“, übersetzte Verlaines „Confesiones“ und „Viaje a Holanda“. Man sieht, auch die heutige Jugend, mag sie sich noch so „ultra“ gebärden, opfert schließlich doch den alten Göttern.

Immer deutlicher erkennbar macht Eduardo de Ory unter den jungen Lyrikern Schule, der daran ist, jene führende Rolle zu übernehmen, die einst Rubén Dario innehatte. Der 1884 in Cadiz geborene, unbestreitbar originelle Dichter blickt auf anderthalb Dutzend Werke zurück. Hervorzuheben sind seine Versbücher „El pájaro azul“, „La primavera canta“, „Mariposas de oro“ und „Hacia las cumbres“. Er gab aber auch wertvolle Anthologien heraus, darunter „La musa nueva“ und „Parnaso columbiano“, sowie Studien über Rubén Dario, E. Gómez Carrillo u. a. Felix Luquerella, der gefeierte Dichter von „Mariposas del placer“, trat mit einem neuen Werk, betitelt „Del mundanal ruido“, hervor. Von Antonio Zozaya erschien eine Auswahl seiner besten Dichtungen in dem Sammelband „Todos los cánticos“. Mariano Tomás machte sich durch eine rührende Dichtung „Isabel Ana“ bemerkbar, Julio de Ugarte mit seinem Buch „Glosario lirico de Job“. Maria Enriqueta (eigentlich M. E. Camarillo de Pereyra), die in Spanien lebende amerikanische Dichterin, ein lyrisches Talent ersten Ranges, gab als jüngstes Versbuch „Album sentimental“ heraus, dem dichterische Schönheiten nachgerühmt werden. Sie gilt auch als vielbeachtete Erzählerin. Ebenfalls in Spanien publizierte Luisa Luisi, die bekannte uruguayische Lyrikerin ihr jüngstes Versbuch „Poemas de la inmobilidad y canciones al Sol“. Alicia Lardé de Venturino, die aus Mittelamerika stammende Dichterin von „Sangre del trópico“ ist französischer Abkunft gleichwie die weit bedeutendere südamerikanische Lyrikerin Gabriela Mistral. Erwähnt sei hier schließlich die von Ernesto Morales herausgegebene „Antologia Argentina (Poetas modernos)“, enthaltend Beiträge von Rafael Obligado, Leopoldo Lugones, Ricardo Rojas, B. Andrade, Ricardo Gutiérrez und viele andere.

An Bühnendichtungen wird außerordentlich viel produziert und neu aufgeführt. Mehr als hundert Novitäten gehen jedes Jahr über die Bühnen von Madrid, Barcelona, Sevilla usw. Wenig davon hält freilich sich auch nur einige Zeit, weit weniger noch erweist sich als wirklich schöpferisches Kunstwerk, das die flüchtige Gegenwart überdauert. Vielmehr herrscht ein Massenverbrauch an Novitäten vor. Wollen doch die vielen Star-Truppen, die jahraus, jahrein das Land durchziehen, ihrem Publikum stets wieder etwas anderes darbieten als ihre Vorgänger. Unter den zeitgenössischen Dramatikern beherrschen, dieser Konjunktur Rechnung tragend, die unermüdlichen Komödiendichter Brüder Serafin und Joaquin Alvarez Quintero, sowohl was die Masse ihrer Produktion angeht als auch die Beliebtheit ihrer Werke, mithin bezüglich der Zahl der Aufführungen nach wie vor die spanische Bühne. Ja, die Begeisterung für sie in breitesten Kreisen geht so weit, daß kürzlich ihre Vaterstadt Sevilla eine imposante Gloriette als Quintero-Denkmal in einem öffentlichen Park errichtete, eine nicht alltägliche Ehrung für zwei noch in bester Schaffenskraft dastehende Dichter. Die Werke der Quintero haben längst das Hundert überschritten. Als ihre jüngsten Erfolgstücke sind zu nennen „Tambor y cascabel“, „Las de Abel“, „Los mosquitos“ und „Mi mujer es un gran hombre“. An Fruchtbarkeit reicht an sie nur noch der Nobelpreisträger Jacinto Benavente heran, der allerdings gleich jenen die Bühne des Auslands sich nicht zu erobern vermochte. Ein nachhaltiger Erfolg war ihm jüngst mit „El hijo de Polichinela“ beschieden, auch gefielen „La noche iluminada“ und „La mariposa que voló sobre el mar“. Die Sammlung seiner Bühnenwerke zählt über dreißig Bände. Ein anderer gefeierter Komödiendichter ist Eduardo Marquina, der vor kurzem mit „La ermita, la fuente y el rio“ starke Wirkung erzielte. Immer größere Bedeutung gewinnt der einfallsreiche Lustspielautor Carlos Arniches; wir nennen von ihm insbesondere „El señor Adrián, el primo“, „La cura de Don Juan“ und „El ultimo mono“. Zwei Dramatiker, die mit ihren Wesenszügen in der altspanischen Romantik wurzeln, sind Manuel Linares Rivas und Luis Fernández Ardevin. Vom ersteren, der heute wohl als der Lieblingsdramatiker des spanischen Bürgertums anzusprechen ist, erwähnen wir an neueren Werken „Mal año de lobos“, „La última novela“, „A martillazos“ und „La fuerza del mal“, von Fernández Ardevin seine neue Komödie „Flores y Blancaflor“ und „Rosa de Madrid“. Die beiden berühmten Lyriker Manuel und Antonio Machado erschienen mit einem historischen Stück aus der Hidalgozeit, betitelt „Julianillo Valcarcel ó Desdichas de la fortuna“, auf der Bühne, der hervorragende Kritiker und Essayist Azorin mit einer „Comedia del arte“. Erfolgreiche Bühnenwerke schufen außerdem Juan Ignacio Luca de Tena („Divino tesorio“, „Maria del Mar“; letzteres die Dramatisierung eines Romans von Miguel de la Cuesta), Pedro Muñoz Seca („La caramba“, „El espanto de Toledo“), Federico Oliver, Luis de Vargas und verschiedene andere Dramatiker.

Eine Reihe eingehender Studien zum Schaffen bedeutender Erzähler geben C. González-Ruano und

F. Carmona Nenclares heraus. Die erschienenen Bände behandeln Ramón del Valle Inclán, José Maria Salaverria, Pedro de Répide, Rafael Cansinos-Assens, José M. de Acosta, Wenceslao Fernández Florez, Rufino Blanco-Fombona usw. Erwähnt sei ferner Armando Palacio Valdés' „Páginas escogidas“, ein umfangreiches Werk, das selbstkritische Erläuterungen des berühmten Dichters enthält. Emilio Suárez Calimano, Amerikaner, veröffentlichte einen Band „Ensayos“ mit Studien über Araquistain, Blanco-Fombona, Gabriela Mistral, Quesada, Hernández-Catá u. a. Die schon genannte amerikanische Dichterin Luisa Luisi publizierte ein literarkritisches Werk „A través de libros y autores“, worin sie sich mit E. González Martinez, C. Reyles, Salaverri, Barrios und vielen anderen zeitgenössischen Südamerikanern auseinandersetzt. Die Bodenständigkeit der argentinischen Dichtung in Lyrik, Roman und Drama sucht Ernesto Morales in „El sentimiento popular en la literatura argentina“ nachzuweisen. Vom argentinischen Drama insbesondere handelt Juan Pablo Echagüe in seinem Buch „Una época del teatro argentino“.

Martin Brussot

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Des Freiherrn Knote von Knöterichshausen Europäischer Karneval oder Der Tychonische Stern. Von Wolfgang C. Ludwig Stein. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 395 S. Geb. M. 7,50.

Das Buch ist zu seinem wesentlichen Teil eine Darstellung und Beurteilung der deutschen Politik während und nach dem Kriege und entzieht sich somit der Beurteilung durch einen völlig apolitischen, ja, antipolitischen Mann, wie ich es bin. Immerhin darf ich sagen, daß diese geschichtlichen, philosophischen und politischen Darlegungen mit großer Sachkenntnis und vor allem mit einem ganz reizenden Humor geschrieben sind. Der Verfasser führt eine sehr spitze Feder, seiner politischen Einstellung nach steht er rechts, aber es kommen auch allerhand Verhältnisse und Gestalten des Kaiserreichs mit ihren Versäumnissen und Unfähigkeiten recht derb dran. Ich habe lange kein so amüsantes und geistreiches Buch gelesen.

*

Verfaßt ist das Werk von Jean Paul und Karl Immermann. Beide haben alle ihre bekannten skurrilen Humore an das Buch gewendet, von Immermann hätte ich gewünscht, daß er nicht gar so sehr seinen Münchhausen kopiert hätte. Der vorgebliche Verfasser Freiherr Knote von Knöterichshausen kommt im ganzen Buche nicht wieder vor, und so bleibt der barocke Titel ein wenig in der Luft hängen. Die „der Kürze halber“ Anastasia, Valeriane, Eusebia (folgen ein halb Dutzend weitere Vornamen) Aufderalpdagibtskasünd genannte Dame ist eine Cousine der Freiin Emerentia von Schnuck-Puckelig-Erbsenscheucher in der Boccage zum Warzentrost.

*

Nein, es sind doch mehr Mitarbeiter an dem Werk beteiligt! Den Bericht eines römischen Hofballes schrieb Ludwig Pietsch mit bewährter Meisterfeder, der kein „dunkelzitronenfarbiges Damastkleid mit altvenezianischer Spitzenverbräumung“ entgeht, für gewisse Liebesszenen gewann man Frau Hedwig Courths-Mahler. Wirklich in Verzweiflung aber bin ich, wem ich ein Dutzend altmodisch-schlechte Gedichte anhängen soll, da sie nicht den geringsten Eigenwuchs zeigen, wogegen die kräftigen Kalauer offenbar von Julius Stettenheim beigesteuert wurden. — „Er hatte mit Tell, dessen Platte am Vierwaldstätter See gezeigt wird, gemeinsam, daß er kahl war“. „Sie erzählte Igelmeyer ihr und der Ihren — nicht der Iren — Schicksal.“ „Kunigunde versinkt — wo man sinkt, da laß dich ruhig nieder.“ Alles ohne jede Beziehung gesagt, es soll sich niemand niederlassen, die Iren kommen im ganzen Buch gar nicht vor, Tell war doch gar nicht kahl usw.! — Aber vergessen wir nicht, daß der wertvollste Mitarbeiter Ferdinand Gregorovius ist, ja, dieser hat seinen römischen Beobachtungen einen Glanz, einen Geist, einen entzückenden gelehrten Humor verliehen, der weit über seine früheren Arbeiten hinaus geht.

*

Stein schreibt eine Art Tagebuch. Die letzten Jahre vor dem Kriege hat er in Italien, den Krieg selber in der Schweiz erlebt. So bekommen wir eine höchst amüsante Fülle kleiner und offenbar wirklich geschehener Spionagegeschichten, diplomatischer Klätschchen, Schieber- und Deserteur-Anekdoten usw. erzählt. Die breite Bildung des Verfassers, die z. B. in Botanik und Kulturgeschichte weit über die übliche Allgemeinbildung hinausgeht, läßt uns immer wieder erstaunen. Trotz seiner Ehe und seines reifen Mannesalters erlebt der angebliche Verfasser eine Menge Liebesgeschichten, die sehr glutvoll erzählt werden. Immer wenn die Situation ganz in Boccaccio gipfelt, holt der gelehrte Verfasser zu einem umfassenden geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Traktat, über viele Seiten hin, aus. Ich hätte wohl die Gesichter der Mädelchen dabei sehen mögen, ich fürchte, das meinige vernordete sich über ihnen trotz aller humorvollen Gescheitheit des Autors zu beträchtlicher Länge. Aber man liest diese historischen Ketzereien mit demselben Schmunzeln wie die Werner Hegemanns über Napoleon. Wie dieser hat auch Stein die überlegene Art des Ironikers, der sich bald über seine Gestalten, bald über den Leser, bald auch ein wenig über sich selber lustig zu machen scheint. —

Man soll solche Bücher nicht kritisieren, man soll über sie berichten. Man soll einem Manne, der soviel gelernt und soviel erlebt hat, der so gescheit ist und so amüsant zu plaudern versteht, dankbar sein, wenn er uns einen halben Tag lang unterhält. Man lernt eine Menge, man erfährt fast noch mehr, und das fröhliche und verständnisvolle Schmunzeln über die feinen Humore ist das beste dabei.

Münchhausen

Melusine. Der Roman eines Staatsmannes. Von **O. A. H. Schmitz.** München 1928, Georg Müller. 338 S.

Ehe man an die Geschichte selber herankommt, muß man vier Vorbemerkungen lesen. Schon auf dem Umschlag erfährt man, daß der Roman „nicht nur für Frauen" ist und erhält eine Gebrauchsanweisung für die Lektüre, die eine „zwiefache Einstellung" verlangt. Die „Widmung" gilt der Jugend, „soweit sie bereit ist, zu erwägen, daß in die gewandelte Zeit die alten abendländischen Kulturwerte, wenn auch in veränderter Gestalt, gerettet werden müssen", sie gilt auch den „Männern des tätigen Lebens" und entschuldigt sich etwas kokett bei den Frauen. Eine Mitteilung „An den Leser" besagt, daß das Werk „nicht anders als unvollkommen sein kann", weil Zeit und Welt unvollkommen sind. Dann folgt die „Vorbemerkung", eine historisch-geographische Notiz, daß der Roman in Harringen spielt, einem Land zwischen Österreich und Bayern, das nicht zum Reich gehörte, aber am Krieg teilnahm und in Ende und Revolution das deutsche Gesamtschicksal miterlebte. Und dann kann es losgehen! — Ein bißchen viel an Treppen und Türen — ich weiß nicht, ob Schmitz diese Serie als Element der Steigerung und Spannung vorbaute, ob sie der Ausdruck der hohen Bewertung sein sollen, die er erwartet, ob sie das Geständnis eines unsicheren und darum werbenden Gefühls — mit dem Pflichtsinn des biederen Rezensenten habe ich den Roman des Staatsmannes gelesen, aber nur mit diesem, und ohne einen Augenblick, trotz der „spannenden Handlung", die versprochen war, mit einer stärkeren inneren Beteiligung. Obgleich allerhand „los ist" — Kriegsende, Revolution, Gegenrevolution und privates Geschehen: Kampf zweier ungleichen Brüder um eine Frau, eine baltische Geigerin, die, „ein moderner Frauentyp", aus der Gartenlaube der achtziger Jahre zur Verfügung gestellt wurde. Nein. Ich ging guten Willens an das Buch, weil ich Schmitzens saubere Arbeit über Disraeli kenne, und weil mich das rein stofflich interessierte, wie das Problem des aktiven Staatsmanns episch gestaltet würde. Aber eben: gestaltet ist es nicht. Die Handlung ertrinkt in Kommentaren und die Menschen sind Vorwände für essayistische Bemerkungen. Einige davon sind, nach Schmitzens Meinung, leidenschaftliche Tatmenschen. Aber da er uns das je und je umständlich mitteilt, ist immer der Augenblick verpaßt, da sie selber es uns zeigen könnten. Und nun müssen wir es schon Schmitz glauben. Wir sind dazu ja schließlich bereit; aber ein Vergnügen ist es nicht. Nur ist des Verfassers Absicht nicht darauf eingestellt; er meint: „Ein Werk zählt schon mit, wenn es sich bemüht, den Sinn bewußt zu machen, der durch all das Zeitchaos hindurch nach Ausdruck und Gestalt ringt". Wir gestehen, daß wir auch auf der Fährte dieses Hinweises nicht sehr viel klüger geworden sind; aber das wird wohl an uns liegen. O. A. H. Schmitz ist ein Mann wohltemperierter Meinungen, mit einer unglücklichen Liebe zum Dämonischen. Seine Meinungen werden wir immer mit dem höflichen Interesse entgegennehmen, das sich für die Urteile eines gebildeten Mannes schickt; aber sie werden uns willkommener sein, wenn sie nicht den schwachen Schultern blutleerer Schemen aufgepackt wurden.

Berlin — Theodor Heuß

Brettspiel des Lebens. Roman. Von **Ernst Zahn.** Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 298 S. Geb. M. 6,50.

Aus dem Mittelland ins Hochgebirge steigt der Held des letztjährigen Romans Ernst Zahns, um bei einem geliebten Menschen, der viel Verwirrung geschafft, Heilung zu finden. Vom stillen Bergdorf am See verirrt sich der gute Junge, ein Milizleutnant, in die Tiefe. In der Stadt — Zürich ist leicht erkennbar — verwickelt leichtes Volk den bäuerlichen Offizier in Unehre und Betrug. Die Schuld scheint ihn nun dem verbitterten, in Lebensenttäuschung spöttisch und wortkarg gewordenen Bruder seines Vaters, dem „Amerikaner" auszuliefern, läßt ihn an einer ernsten, nahen Frauenseele wenig achtsam vorübergehn, nötigt ihn zu unwürdigem Zug und Gegenzug im Brettspiel des Lebens.

Vielfach abgewandelte Motive Zahns finden sich in diesem Werk wieder. Aber sie haben doch neue Tönung erhalten. Der Roman ist keine Überraschung, keine Steigerung; aber guter Beweis, erneute Bewährung wohlgeübter Erzählerkraft. Ja, es scheint, als ob die fünf Gestalten des Dichters auf vertrauter Erde lebendiger und glaubhafter geworden sind als die Menschen um Gaudenz Orell. Man wird feststellen, daß der Dichter im Spiel seiner Erfindung Springer, Bauer, Turm und Dame ganz vortrefflich führt.

Zürich — Ernst Aeppli

Die Legende vom Herrn. Von **Walter von Molo.** München 1927, Albert Langen. 320 S. M. 5,— (7,50).

Man sollte dies Buch nicht nach zünftigem Maßstabe lesen und beurteilen, sollte nicht den nun einmal unvergleichlichen Christus der Synoptiker oder des Johannes ihm überall entgegenhalten. Ja, wer will denn gegen den ankommen? Da bleibt wohl immer Goethes Wort zu Eckermann das allein richtige, wenn er von den Evangelien sagt: „Es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art ist, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist."

Der Verfasser will den Christus gestalten, wie er ihn kennt, sucht und liebt. Das Recht soll ihm niemand nehmen, besonders wenn es ein so ernst zu nehmender Gestalter ist wie Molo, der den Mut und die Kraft in sich spürt, sich nach Fridericus und Schiller nun an den denkbar größten Vorwurf aller Kunst, sei es der gestaltenden oder dichtenden, an Christus zu wagen. Ob das Gebilde seiner Sehnsucht und seines Vermögens nun dem der Kirche, einer bestimmten Konfession oder theologischen Richtung entspricht, das ist eine Sache für sich.

Ein fanatischer Pharisäer, der hart gegen den immer sichtbareren Einfluß gewinnenden Heiland zu Felde zieht, den ihm töricht und frevelhaft erscheinenden Glauben der begeisterten Menge verspottet und verwirft, das ist die wirkungsvoll gewählte Eingangsszene. Dann lernen wir zwei der Zwölf kennen: Petrus und Johannes, mit wohl überlegter und kluger Absicht in ihrem entgegengesetzten Temperament, ihrem verschiedenartigen Suchen einander gegenübergestellt: Petrus, unreif trotz seines Alters, weltlich trotz seiner Liebe zu Jesus, kindlich, manchmal kindisch in seinen Ansichten und Fragen, kommt ein wenig schlecht weg. Wie ganz anders Johannes! Die rechte Idealgestalt, innerlich frei und fertig trotz seiner Jugend, seinen Heiland mit ganzer Liebe umfassend, geklärt, ja verklärt. Wie überhaupt die treffende Charakteristik der Jünger, in denen sich immer die Gestalt des Erlösers spiegelt, nicht das Schlechteste in dem Buch ist.

„Und Christus? Göttlich und menschlich zugleich, irdisch und überirdisch erfaßt, steht er in seiner monumentalen Größe und wieder in seiner alles verstehenden, alles mitfühlenden und mitleidenden Menschlichkeit vor uns. Ich bin der Geist

hinter den Dingen, Petrus; ich bin aus dem Reiche der Wahrheit, aus der ihr kamt, ich verkündige euch die Ziele des Lebens."

Gewiß, an die schlichten Worte des Evangeliums kommt das alles nie heran. Aber anstatt dem Verfasser immer vorzuhalten, was er selber weiß, anstatt mit ihm über seine Auffassung und Interpretation zu streiten und zu feilschen, ihm Abweichungen vom theologisch oder kirchlich Hergebrachten nachzuweisen, wollen wir uns eines so ernsten und feinsinnigen Buchs, einer so aus den Tiefen quellenden Christusdarstellung ehrlich und vorurteilslos freuen.

Danzig — Artur Brausewetter

Die Stunde des Unsichtbaren. Seltsame Geschichten. Von Isolde Kurz. Leipzig und Zürich, Grethlein & Co. 256 S. Geb. M. 7,50.

„Es gibt keine einfachen Dinge auf der Welt." Das ist die dunkle, schwermütige Melodie, deren Klangfolge von den Erzählungen dieses nicht ohne Grund mit einem Fragezeichen schließenden Buchs wirksam variiert wird. Was viele, mit oder ohne Absicht leicht gemutete Menschen als Zufall zu betrachten pflegen, als einen Traum etwa, dessen Ursprünge sich in seelischen Tagesresten und Indigestionen bequem nachweisen lassen, oder als rein äußerliches Zusammentreffen beziehungsloser Umstände, schließlich gar als Einbildung überreizter Sinne — alles das gewinnt hier, wo es wie aus dem Leben heraus mitgeteilt erscheint, das Ansehn schicksalhafter Fügung, die, wie fern auch aller Erklärbarkeit, eine tiefere Deutung als die des angeblich so gesunden Menschenverstandes zu verlangen mindestens berechtigt ist. Noch immer stehen sich ja die Weltanschauungen schroff gegenüber, wenn sich's um die Probleme der Traumdeutung, der Schicksalsahnung, der örtlichen Gebundenheit und körperlosen Wirksamkeit leidenschaftlichen Begehens, des bösen Blicks und ähnlicher Phänomene handelt: auf der einen Seite lodert die Entrüstung über den „Aberglauben", auf der anderen Seite beharrt eine schwergerüstete Meinung auf der Annahme, daß zwischen Himmel und Erde mehr sei denn Stoffe, die zu Asche werden, und chemische oder physische Wechselbeziehung. Und Goethes Wort, daß der Mensch von Geheimnissen umgeben ist, stärkt freilich eine Meinung, der die Dichterin Isolde Kurz in diesen größtenteils von italienischer Szenerie umgebenen „seltsamen Geschichten" ihre warm und eindringlich tönende Stimme geliehen hat.

Kassel — Will Scheller

Der Mörder. Eine Novelle. Von Valerian Tornius. Mit acht Federzeichnungen von Olaf Gulbransson. Leipzig 1928, C. Weller & Co. 140 S.

Die tragikomische Geschichte eines braven Rentiers, der durch einen Mordbericht in der Zeitung um seinen Verstand gebracht wird. Er hat die Ermordete gekannt, hat sie noch am Tage vor der Untat besucht, und wird nun von der Angst ergriffen, man könnte ihn für den Mörder halten. Die Steigerung dieser Angst, die törichten Versuche, den Verdacht von sich abzulenken — die natürlich erst den Verdacht wecken —, das Ausbrechen des Wahnsinns bei dem nach Entdeckung des wahren Mörders aus der Untersuchungshaft Entlassenen werden anschaulich, spannend und psychologisch überzeugend dargestellt. Ganz meisterhaft sind Gulbranssons Illustrationen; fast möchte man sie für das Primäre halten und annehmen, daß Tornius erst durch sie zu seiner Novelle angeregt worden sei. Auch typographisch präsentiert sich das Büchlein als eine sehr hübsche, saubere Leistung des jungen leipziger Verlags.

Leipzig — Arthur Luther

Der Brückenkopf. Roman. Von Franz Adam Beyerlein. Berlin 1927, August Scherl G.m.b.H. 233 S. M. 3,— (5,—).

Ein Ostpreußenroman, mit dem Geschick, der Kenntnis und Wärme geschrieben, wie man sie bei dem geübten und gewandten Verfasser voraussetzen durfte. Die Technik bewährt, die Zeichnung der Charaktere sicher, das Milieu ein ostpreußisches, an polnisches Gebiet grenzender Besitz, gut gesehen und wiedergegeben, der Titel auf einen Hügel zurückführend, der die eigentliche Grenze bildet und bei feindlichen Einfällen ein wichtiger Brückenkopf wird, der Inhalt äußerlich, aber spannend und das Heimatliche nicht verleugnend.

Danzig — Artur Brausewetter

Liebesreigen und Fanfaren. Roman. Von Fritz Reck-Malleczewen. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 154 S.

Es ist menschliches Heldentum in dem Ritter Heinrich Percy Monteton, Stallmeister am meisenburger Hof; eine große Menschlichkeit, die Tugenden, Ehre und Liebe kennt, wächst zur Vollendung. Für die Ehre einer Frau wirft Monteton sein Leben hin, besteht ein Duell, das ihm die tödliche Kugel in die Herzgegend treibt. Trotz des nahen Todes bewahrt er seine Festigkeit, steigt für kurze Zeit zum Gipfel höchsten Glücks und opfert sein Leben für ein unbekanntes Kind, indem er es vor dem Ertrinken rettet. Diese Geschichte ist in eindringlicher, festgefügter Sprache geschrieben, stark und männlich, ohne sich in sentimentale Ergüsse zu verlieren trotz romantischen Anflugs und barocken Schmucks. Alle Gestalten sind scharf umrissen, zuweilen mit heimlicher Ironie und bissigem Spott gemischt. Held Monteton überragt sie: „... begonnen als Panzerreiter, behangen mit den Requisiten eines unwahrscheinlich gewordenen Rittertums. Zum Menschen befördert durch bitterliches Leiden und für einen kleinen Imbezillen geendet als Heiliger und als Ritter."

Berlin — Max Spanier

Der Präsident von Costa Nueva. Der Roman eines Abenteurers. Von Ludwig von Wohl. Leipzig 1927, K. F. Koehler. 219 S. Geb. M. 4,50.

Ein gut gelungener Abenteuerroman, seinem Vorgänger („Das indische Wunder"; vgl. L. E. XXIX, 486) in jeder Beziehung überlegen. Diese Geschichte vom trägen Hans, dessen schlummernde Kräfte von Liebe und Haß geweckt werden, ist mit soviel guter Laune, soviel kluger Berechnung der erwählten Umwelt erzählt, daß man bis zum Schluß in heiterer Teilnahme bei der Sache bleibt. Die Kunst des Abenteuerromans, das Unwahrscheinliche durch den Realismus der Darstellung glaubhaft zu machen, hat der Verfasser zu üben gelernt — nur die Episode der Beraubung der Diebe zu Beginn von seines Recken Ausfahrt ist noch etwas konventionell und hätte durch eine andere Erfindung ersetzt werden sollen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Traum in den Herbst. Anakreons Grab. Zwei Novellen. Von Horst Wolfram Geißler. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 80 S. Geb. M. 1,85.

Zwei reife, nachdenklich-stimmende, schlichte Novellen, beiden gemeinsam der schmerzlich-süße Klang vom Abschiednehmen nach glücklichen Stunden.

Die erste Novelle „Traum in den Herbst" ist eine von den Schauern des Todes umwitterte Sinfonie des heißen, drängenden Lebens; wir denken dabei an dieses große und kleine, herrliche und furchtbare Leben, in dem wir stehen, an Geburt und Tod, an den ewigen Kreislauf; wir denken an die Äpfel unserer Jugend, die süßer schmeckten denn alles Spätere und denken daran, daß auch wir bald die „Nußknacker der vergangenen Weihnacht" sein werden, auf die schon morgen der Kehrbesen wartet...

In dieser Erzählung, in die die Poesie des alten Landadels eingefangen ist, ist ein Ausklang, aber er ist voll und schön. Man wird frei und rein, klar und still darin wie die Luft und die Landschaft.

In der zweiten Erzählung „Anakreons Grab" hat Geißler mit unendlicher Zartheit das unerbittliche Fortschreiten der Zeit gezeichnet und der Abschied der Liebesleute läßt einen reinen Klang zurück wie aus einem schönen Volkslied. So legt man das Büchlein mit einer tiefen Bewegung aus der Hand.

Wien Albert Leitich

Alle Tage Gloria. Geschichten von unserer Tochter Mananne. Von Felix Riemkasten. Berlin 1928, Brunnen-Verlag, Karl Winckler. 154 S. M. 4,– (5,50).

Jeder Vater, ob er nun Schriftsteller ist, ob nicht, wird wünschen, das gleiche Buch in gloriam filiae suae geschrieben zu haben. Denn es hält die Beglückung fest, die aus den drei ersten Jahren des Kindes in die Welt des Vaters und der Mutter fließt. Wie Schmetterlinge, und ohne den Schmelz ihrer Flügel zu verletzen, birgt dieser glückliche Felix Riemkasten mit behendem Wort und verliebter Kamera das warme Leuchten der ersten tausend Lebenstage. Und der fremde Leser staunt das Kind Mananne, als wäre es sein eigenes, an, als Kind an sich, als einmaliges Wunder.

Berlin Rudolf Frank

Das Lächeln des Magisters Anselmus oder: Das Leben des Hanns Meinrat Maurenbrecher aus Dinkelsbühl. Neuherausgegeben von Ernst Kratzmann. Wien, Eckart-Verlag. 196 S.

Dieses Bekenntnisbuch eines alten Mannes, gerichtet an das Enkelkind, ist ein großzügiger, großangelegter, wie ein breiter Strom langsam, aber wuchtig hinfließender Roman. Prächtige Figuren, wie insbesondere die des Magisters Anselmus, wachsen hier ins Wirkliche hinein. Ein reiches, fast restloses Erleben schließt sich künstlerisch zusammen.

Dieses Bekenntnis klingt dahin aus, daß nichts der Untiefen, des Verschleierten mehr birgt als eine Menschenseele, aber auch, daß es nichts Schöneres gibt, als ihren Rätseln nachzusinnen. Und keines Menschen Sündhaftigkeit ist so groß, daß ihm nicht in einem Herzenswinkel eine Reue bliebe, und niemand ist, der so gut und stark und rein wäre, als daß nicht auch Schlacken an ihm hafteten. Was sind wir Menschen doch für ein törichtes Geschlecht, das voreinander ewig in Masken geht.

Schwester und Bruder! Vater und Sohn! Mann und Weib! Keiner kann über sich selbst hinaus, keiner vermag sich völlig zu vergessen und im andern aufzugehen. Wir schlagen Brücken zueinander und eilen, uns mit leidenschaftlichem Verlangen in des anderen Arme zu werfen. Unser Sichfinden ist Seligkeit, und – einander zu halten vermögen wir nicht. Eigene Gedanken und Wünsche, Sorgen und Hoffnungen sprießen uns ewig. In sie versponnen geht jeder wieder über seine Brücke zurück, und jeder lernt es einmal, wie er inmitten aller Liebe einsam ist.

Das Buch nötigt Respekt ab, es hat gesunden Sinn, schlichten Ausdruck und starke, künstlerische Fähigkeiten, so daß ich die Freunde einprägsamer Gestaltungskraft bitten möchte, das Buch dieses Mannes zu lesen.

Wien Albert Leitich

Count und Kanso. Roman. Von Albert Otto Rust. München 1927, Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G. 232 S. M. 5,– (6,50).

Ein interessanter und zugleich seelisch bedeutsamer Amerikaroman, dessen Titel etwas ungeschickt nach zwei Episodenfiguren der Handlung gewählt ist. Count ist ein elend verkommener Deutscher, Kanso ein fleißiger und erfolgreicher Japaner. Beider Hintergrund ist das Urwaldgebiet des nördlichsten Westens im Staate Washington. Das Problem ist schließlich, wie deutscher Geist (in innig katholischer Tönung) des amerikanischen Stoffes Herr wird. Nur daß der deutsche Gelehrte, der über einem Sägenfeiler zu einem großzügigen Landerschließer wird, am Ende auch noch gleich eine steinreiche Witwe zur Belohnung erhält, nachdem er sie erst zu ihrem eigensten Ich erweckt, beseelt hat, das erscheint nicht ganz überzeugend. Der Roman hat seine ungeschickten Teile, in denen die Erzählung nicht fließt, stellt aber ziemlich lebendig ein uns unbekanntes Westamerika dar, und zwar tut er das mit solcher außerordentlichen Unbefangenheit und Gerechtigkeit, daß man ihm deshalb schon manches gern nachsieht.

Berlin F. Schönemann

Lord Raingo. Roman. Von Arnold Bennett. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 397 S. Geb. M. 7,50.

Die Geschichte eines Mannes, dem der Becher aus der Hand geschlagen wird; Macht und Frauenliebe kommen für den alternden Millionär zu spät – als ihm das Leben erst lebenswert erscheint, kann er es nicht mehr halten, weil ihm der Körper den Dienst versagt. Diese menschliche Tragödie ist in das letzte Kriegsjahr hineingestellt und mit seinen politischen Kämpfen verknüpft: der große Erfolg des Buchs in England beruht mit darauf, daß führende Politiker, Lloyd George an der Spitze, in leicht durchschaubarer Maske in ihm eine Rolle spielen, und auch bei uns wird man seine Freude an den lebendigen Szenen haben, in denen die Klugheit und Zähigkeit des plötzlich ins Ministerium berufenen Wirtschaftsführers sich mit gutem Erfolg auf neuem Felde gegenüber dem gerissensten Gegner bewähren. Es geht gar menschlich zu: am großen Weltbrande soll das eigene Süppchen mindestens nicht kalt werden, und Raingo denkt genau wie die anderen nicht zuletzt an sich und seine sehr persönlichen Ziele; es ist die bittere Ironie seines Schicksals, daß er siegt, wo ihm die Niederlage erträglich wäre, und scheitert, wo es um sein Glück geht.

Bennett ist entschiedener Realist; als Schilderer des Lebens im Töpfereibezirk der englischen Provinz (der „Five Towns") ist er berühmt geworden; seine Kunst bewährt sich hier aber auch in höherem Bereich. Besonders der Aufstieg Raingos ist ein Kabinettstück lebendiger, von satirischen Lichtern erhellter Schilderung; die Übersetzung (von E. F. Marx) ist sehr geschickt und liest sich ausgezeichnet – wenn der Übersetzer einige Ranken der üppig wuchernden Beschreibungslust Bennetts beschnitten hat, so wird ihm das niemand verdenken: die Erzählung von Raingos tödlicher Krankheit bleibt immer noch reichlich weit ausgesponnen.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Die Langerudkinder. Erzählung. Von Marie Hamsun. Deutsch von J. Sandmeier und S. Angermann. München 1928, Albert Langen. 225 S. M. 7,–.

Knuts Frau hat sich an des Gatten Schreibtisch gesetzt, und heraus kommt ein liebenswürdiges, mütterliches Plauschen, ein zärtlicher Bericht über Taten und Untaten der vier Dichterkinder. Wie das so mit den elterlichen Heldengesängen über ihre Sprößlinge ist: sie gehen eigentlich keinen Dritten das Geringste an. Aber hier! Erstens die Kinder unseres Dichters; und zweitens erzählt seine Frau Marie mit der Schlichtheit, die die Seele ihres Hauses sein wird, mit der Anspruchslosigkeit einer klugen Frau und mit dem Natursinn, den man von Knuts Gattin schon im vorhinaus erwarten muß. Das ergibt also eines unserer hübschesten, reinsten, best durchdufteten Kinderbücher, das noch den Vorzug hat, den Kindern selbst Besitz und Liebe werden zu können.

Berlin — Kurt Münzer

Phil und Vinca. Roman. Von Colette. Aus dem Französischen übersetzt von Lissy Radermacher. Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 160 S. M. 3,50 (5,–).

Phil sechzehn, Vinca fünfzehn Jahre alt: in der Vollendung ist das Herb-Spröde ihres Freundschaftstones getroffen, wechselnd vom Ruppigen zu scheuer Zärtlichkeit. Sie kennen sich von frühauf, gehören nun mal zueinander; wie alljährlich, sind sie wieder am bretonischen Strand, in der weiten Zwanglosigkeit und sommerlichen Nacktheit des Badelebens — bis nun das Physische durchbricht, sie ängstet, verwirrt und schließlich, nach stimulierendem Verzug oder Anlaß, einander in die Arme treibt. Das ist mit kühler Wärme, ohne alles lüsterne Zwinkern, ohne widrige Schämigkeit als ein naturhaftes Werden hingestellt, mit dem Adel karger alltäglicher Wahrhaftigkeit. Gleich die einleitenden Szenen sind anschaulich sprechend: wie das Mädchen sich kleidet, sich hält, wie sie ausschreitet, das ist nicht Schilderung schlechthin, sondern der Ausdruck ihres Wesens, einer Stimmung, eines Entwicklungszustandes; etwas, das noch vom Gleichgewicht entfernt, unbeschwichtigt ist, vordeutend in die Zukunft... Anderes ist weniger gut ausgeführt, so namentlich die Episode der pariser Intrigantin. Hier bleibt die Person dem Zuschauer zu völlig gleichgültig, sie bleibt zu sehr im Strich stecken, es fehlt ihr — was bei der Colette selten vorkommt — an Farbe und umfassender Atmosphäre. Aber das Ganze wirkt, von jeglicher Konvention frei, frei von allem literarischen Überschuß, wie etwa ein plastisches Stück wirkt, an dem man die zu höchster Naturtreue herausgearbeiteten Teile bewundert, wenngleich einzelnes daneben flacher geraten ist. Treffsicher mit dem Wort, tief im Verstehen des Menschlichen, so ist diese Kunst. Ob sie Reife oder schon den Verfall bedeutet, wird die Zukunft ausweisen.

Thüngen in Unterfrk. — Georg Ransohoff

Nerrantsoula. Roman. Von Panait Istrati. Aus dem Französischen übersetzt von Erna Redtenbacher und Hanna Wolff. Hamburg, Gebrüder Enoch. 192 S.

Der erste Teil liest sich prächtig, als ein Jubelgesang der lieben Straßenjugend von Braila, die am Donaustrand ihre Kämpfe austrägt, ihr Hassen, Lieben und Toben. Dazwischen das verwegen tüchtige Mädchen, die kernigste und frischeste von allen, Nerrantsoula, die arme Wasserträgerin. Aber was so lebensschäumend eingesetzt hat, das ermattet in der zweiten Hälfte, es läßt künstlerisch nach und wird leidiger Durchschnitt. Es ist eben mit dem Orientkolorit und selbst seinem Grausen noch nicht getan.

Thüngen i. Unterfrk. — Georg Ransohoff

Zement. Roman. Von Fjodor Gladkow. Aus dem Russischen übersetzt von Olga Halpern. Wien 1927. Verlag für Literatur und Politik. 463 S.

Dieser Roman, dessen deutsche Ausgabe bereits im 20. Tausend erschienen ist, ist wie alle Romane des kommunistischen Rußlands: stark und überzeugend überall dort, wo der Verfasser nichts als naturalistische Wirklichkeitsschilderung bietet und langweilig und unwahr, wo er lehrhaft wird. Das war ja auch schon im alten Rußland nicht viel anders, nur mit dem Unterschied, daß man damals über gewisse Dinge überhaupt nicht reden durfte, es also dem Leser überlassen mußte, das nicht offen Ausgesprochene zu erraten; heute genügt das nicht: über gewisse Dinge muß gesprochen werden, und zwar in einem ganz bestimmten dithyrambischen Ton. Wer das nicht tut, hat weniger von der Zensur und von der Tscheka als von der gesinnungstüchtigen „literarischen" Kritik zu leiden. So ergibt sich immer ein merkwürdiger Zwiespalt zwischen den einzelnen Teilen des Romans, ein Zwiespalt, von dem auch „Zement" nicht frei ist.

Leipzig — Arthur Luther

Lustiges Abenteuer. Von Michail Soschtschenko. Einzig berechtigte Übertragung aus dem Russischen von J. M. Schubert. Heidelberg 1927, Merlin-Verlag. 81 S.

Soschtschenko ist einer der liebenswürdigsten und witzigsten russischen Erzähler von heute. Seine kleinen Geschichtchen und Skizzen, die neuerdings vielfach auch in deutschen Tageszeitungen auftauchen, lassen ihn als eine Art Sowjet-Tschechow erscheinen. Sein Hauptthema ist der Gegensatz zwischen dem kommunistischen Ideal und der russischen Wirklichkeit. Eine nicht allzu umfangreiche Auswahl aus seinen Geschichten in deutscher Übersetzung hätte also gewiß Daseinsberechtigung. Ob es aber nötig war, eine einzelne Geschichte, und zwar durchaus nicht die beste, in beinahe schon bibliophiler Aufmachung deutsch herauszugeben, scheint mir sehr zweifelhaft. Solche harmlosen Liebesgeschichten werden bei uns auch genug geschrieben, wir brauchen sie wirklich nicht aus Rußland zu importieren.

Leipzig — Arthur Luther

Transvaal. Novellen aus dem neuen Rußland. Herausgegeben von Erwin Honig. Berlin 1928, Neuer deutscher Verlag. 220 S.

Fünf gut übersetzte Novellen jüngerer russischer Autoren: Fedin, Lidin, Nikandrow, Ws. Iwanow, Babel. Bei der Auswahl haben ebensoviel prominente Russen den Herausgeber beraten. Dennoch läßt sich über diese Auswahl streiten. Grelle Revolutions- und Schauergeschichten aus Rußland sind schon vielfach übersetzt worden; wichtiger wären uns Erzählungen, die das Alltagsleben in der Räterepublik behandeln. Das geschieht in der ersten Novelle des Bandes, die — eigentümlich genug — auch die künstlerisch am höchsten stehende ist („Transvaal" von Fedin) und allenfalls noch in „Marina Wenewzewa" von Lidin. Sollte die „Nächtliche Szene" von Nikandrow auch typisch sein für die augenblicklich in Rußland herrschenden Zustände, dann muß man die Vorurteilslosigkeit der russischen Berater freilich bewundern — oder sich über sie wundern. Vollends aber die abscheuliche „Jesussünde" von Babel hätte man gern vermißt; mit ihrem Umfang von sechs Seiten entspricht sie auch

nicht dem Programm des Herausgebers, der keine „short stories“ bringen, sondern die in Deutschland am wenigsten bekannte mittlere Gattung der größeren Novelle zu ihrem Recht kommen lassen wollte. Im Vorwort wird erklärt, man habe nicht über Zustände und Sitten des heutigen Rußlands belehren wollen, sondern sich nur von der künstlerischen Qualität der einzelnen Werke bestimmen lassen. Dennoch überwiegt das stoffliche Moment das ästhetische durchaus; man liest diese Novellen nicht als Kunstwerke, sondern als documents humains.

Leipzig — Arthur Luther

Lyrisches und Episches

Der Triumphzug des Eros. Von Paul Wertheimer. Mit Originallithographien von Franz Windhager. Wien, Amalthea-Verlag. 53 S.

Mehr Triumph des Sexus als des Eros: sehr grell blendende, sehr geil wuchernde, manchmal wüste und überhitzte, dennoch oft kräftige, derbgefaßte, saftreich überschäumende Gesichte. Am wertvollsten erscheinen mir aber nicht die brunsthaft rollenden und packenden, sondern die stillen, trauervollen, in denen die Seele spricht, nicht nur das Blut, das Wesen, nicht nur der Organismus. Da ist ein Gedicht „Der Andere“; ein Antlitz, das in die Stunde der Umarmung blickt, der Engel des Menschen, der ihn anschaut wie er in seinem tierhaften Sehnen untergeht. Aber der Wert des Buchs beruht nicht nur auf diesen leiseren Stücken. Wohl sind jene triebwilden Gedichte oft überhitzt, sie entarten nicht selten ins Kitschige, das solche Dichtung in besonders hohem Maße bedroht, und geben nur schwelgerische Phantasmen; aber nicht wenige packen wirklich die flirrenden Gesichte der Umarmung, Bilder, die aus dem aufgestörten Blut ins Gehirn quirlen, die hundertfältigen Empfindungen von Sucht und Abstoßung, Nähe und Haß. Es bedarf einer zugleich derben und behutsamen Hand, um in solcher Art mitten hinein in das Erlebnis des Geschlechts, gleichsam in den aufgewühlten Menschenleib selbst hineinzugreifen.

Wien — Ernst Lissauer

Der Rebenhag. Gedichte. Von Ruth Schaumann. München 1927, Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G. 220 S. M. 3,50 (5,—).

Die Rose. 24 Holzschnitte mit Versen. Von Ruth Schaumann. München 1927, Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G. 56 S. Geb. M. 5,—. Handkolorierte Ausgabe M. 10,—.

Als Mutter noch lebte. Aus einer Kindheit. Von Peter Dörfler. 53. bis 54. Tausend. Mit 15 getönten Holzschnitten von Ruth Schaumann. Freiburg i. Br. 1928, Herder & Co. G. m. b. H. VI und 276 S. 15 Tafeln. Geb. M. 12,—.

In der dritten Abteilung des „Rebenhag“ steht das Gedicht „Die Kreatur und der Singende“, das einen tiefen Einblick in das schöpferische Gestalten der Dichterin gewährt. Es enthält dessen innersten Sinn als eine Wiederbringung alles Kreatürlichen in seinen Ausgang, in Gott. In diesem kreisenden und doch in sich ruhenden Strom ist das Geheimnis beschlossen, das unsere Empfindung aus allen Werken Ruth Schaumanns mit sich zieht in eine wesenhafte, durchsichtige und zugleich rätselvolle Einheit.

Der „Rebenhag“ schließt sich in seinem ersten „conjunx conjugi“ überschriebenen Teil an den „Knospengrund“ an, aber die Symphonie seiner Stimmen ist volltöniger und reicher geworden. War dort schon ein Du auf den Weg getreten, der das Ich mit seinem Schöpfer verbindet, so sind hier und jetzt diese sehr zart und innig schwingenden Fäden mannigfaltiger und kräftiger zum Gewebe einer sakramentalen Ehe gewoben, in dem nun auch Kinder in einer durch das bleibende Grundmotiv gegebenen Tönung auftauchen. Als wäre diese größere Lebensfülle ein quellenreicher Grund, so tönen aber nicht minder voller und weiter ausgreifend die Gedichte des zweiten und dritten Teils „membrum membris mysticis“ und „creatura creatori“, ja es ist eine größere Gewalt in ihnen, im Gegensatz zu dem früheren zarten Erleiden ein entschlossenes Auslangen und Aufsichnehmen, als wäre erst jetzt das Gefühl ganz reif geworden: in dieser Welt, ihren Gestalten und Schicksalen niemals außerhalb Gottes sein zu können.

Die Gedichte der „Rose“ geben sich nur als Begleitung zu den Holzschnitten des Buchs. In der Tat treten die letzteren in ihrer unbedingten Schlichtheit und Vereinfachung, die mit wenigen Linien die Figuren streng und klar aus dem Weiß herausheben, stark hervor. Ebenso wie die Bildhauerarbeiten Ruth Schaumanns geben sie den seelischen Gehalt eines Motivs ausschöpfend und halten sich von allem Überflüssigen fern, gerade dadurch eindringlich wirksam. Aber auch die Gedichte könnten für sich allein bestehen. Auch sie sind kindlich schlicht und rein, dabei herzhaft wie Volkslieder, an deren Melodie und Rhythmus sie zuweilen anklingen, ohne je aus dem Gehalt und der Form des Gegenwärtigen abzugleiten. Wie sich in ihnen Empfindung des Kindes und des Erwachsenen im religiösen Tiefengrund begegnen, das bleibt einem lange im Sinn, wenn sie dem Auge und dem Ohr verklungen sind.

Mit der von ihr neu eroberten Holzschnittechnik begleitet die Künstlerin auch die Neuauflage der Erzählung „Als Mutter noch lebte“ von Dörfler. Über das ausgezeichnete Buch, dem man eine noch weit höhere Auflage wünschen möchte, braucht kaum etwas gesagt zu werden; die heilige Macht des Muttertums ist darin mit den leuchtenden Farben von Kirchenfenstern — vielleicht an der Grenze zweier Zeitalter der Frauidee — festgehalten. Die Holzschnitte stehen in freier Abhängigkeit zum Text, sie übertragen das Verhältnis von Mutter und Kind aus dem bäuerlichen Stoffbereich in einen ganz allgemeinen, der seine Sonderprägung vom Schauen der Künstlerin erhält. Gerade darum wirken sie — ungleich den meisten Illustrationen — notwendig, wie die Begleitung in einem musikalischen Ganzen. In ihrer Art weichen sie von denen der „Rose“ ab. Sie sind mehr auf den Zusammenklang von schwarzen, bzw. farbigen und weißen Flächen abgestellt als diese und holen zuweilen die Gestalten aus schweren gedeckten Gründen heraus. Damit geben sie die herrschende dunkle und schicksalsvolle Atmosphäre des Werkes wieder. Im Linearen sind sie stärker bewegt, doch stets so, daß die gleiche Künstlerpersönlichkeit dahinter spürbar bleibt.

Alle drei Bücher zeigen Ruth Schaumann weiter aufwärts auf dem Wege ihrer Entwicklung, die eine Entfaltung aus innerem Kern bedeutet.

München — Ludwig Gorm

Gedichte. Von Christine von Winkler. Dresden 1927, im Selbstverlag, Auslieferung durch Emil Weises Buchhandlung. 163 S.

Dieses still im Selbstverlag verblühende Buch hat nichts mit den tausend anderen zu tun, die ein eitler Versemacher im Selbstverlag für Freunde und Gevattern herausgibt

sofern er einen genügend gefüllten Geldbeutel besitzt, um derartigem Luxus zu frönen. Christine von Winklers Verse sind auf der anderen Seite weder formal noch eine weltanschauliche Überraschung. Man kann verstehen, daß sich ein Gustav Falke dieses Manuskripts mit besonderer Wärme annahm, gewillt war, ihm den Weg in die Öffentlichkeit zu bahnen, bis sein Tod allen schönen Hoffnungen vorzeitig ein Ende machte. Und es sprach für Lulu von Strauß und Torney, daß sie impulsiv der Dichterin, die irgendwo im polnisch gewordenen Grenzgebiet abgeschnitten von aller Welt in ungewollter Einsamkeit sitzt, mitteilt, daß sie begeistert sei, wie manche dieser Verse „aus dem Ichhaften ins Weitmenschliche" herausgehoben seien. Ohne sich mit Wortverrenkungen abzugeben, formt Christine von Winkler alltägliches Erleben in echte Poesie um. Für viele andere Beweise nur ein kleiner Abschnitt aus den Kriegsjahren, die bei Christine von Winkler keineswegs in den damals üblichen Hurrapatriotismus ausarten:

Gott griff den Staub mit heiligen Händen,
Und durch das Weltall stiebt's wie Spreu,
— Zu fernen Sternen andrer Welten
Sank er vielleicht, und ward aufs neu.

Den neuen Arbeiten dieser Dichterin, soweit es möglich ist, den Weg bereiten helfen, bedeutet Ehre und Pflicht.

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Dramatisches

Die Mimiamben des Herondas (griechisch und deutsch). Gänzlich umgearbeitet von Rudolf Herzog. Leipzig 1926, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung.

Herondas, ein römischer Dichter aus der Zeit des jüngeren Plinius, der in griechischer Sprache kleine naturalistische Dramen — Mimiamben — schrieb, gehört zu denen, die nach dem immanenten Gesetz des Mimus volle Lebenswahrheit zu geben suchten. Sein Manuskript, im Jahre 1890 aufgefunden und aus Ägypten in das Britische Museum verpflanzt, hat die Gelehrten stark beschäftigt, die einen priesen Herondas damals als einen „Modernen", ihrer realistischen Richtung entsprechend, die anderen verdammten ihn als Zotenschreiber, der auf die niedrigen Instinkte des Publikums spekulierte. Sein Übersetzer sagt mit Recht: „Das ewig Menschliche ist es, das ihn uns modern erscheinen läßt." Die lebhaft übersetzten und mit großer Mühe richtig zusammengestellten Szenen bieten einen prächtigen Einblick in das antike Leben außerhalb von Kothurn und Weltgeschichte. Wenn Moralisten dagegen Einwände erheben, was ja heutigen Tages nicht ausgeschlossen ist, kann man ihnen nur erwidern, was der Herausgeber am Schlusse der Einleitung den Dichter selbst antworten läßt: „So sind die Leute nun einmal. Ich habe sie nicht gemacht und kann sie auch nicht anders machen." Das Büchlein ist gut gedruckt und mit sehenswerten Abbildungen geschmückt.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Literaturwissenschaftliches

Die Religiosität des Stundenbuches von Rilke. Von Eva Wernick. (Studien zur Geistesgeschichte und Kultur, Heft 1.) Berlin 1926, Walter de Gruyter & Co. 47 S.

In geistvoller Form versucht die kluge und sehr belesene Verfasserin in Rilkes Stundenbuch drei Kreise religiöser Tatbestände von ganz verschiedenem Sachgehalt nachzuweisen. In einer Vorbemerkung heißt es, „daß es sich in diesen Blättern nicht um den Künstler Rilke und nicht um das ‚Stundenbuch' als Werk der Dichtung handele, sondern allein um den homo religiosus und um das Bekenntnis seiner individuellen religiösen Erlebnisse und Einsichten, soweit es eben in diesem Buche Ausdruck gefunden hat". Da wäre zu erwidern, daß Rilke nur aus seinem ganzen Werk, auch der Briefe, als religiöse Erscheinung gewertet werden kann. Weiter kündigt die Verfasserin eine religionsphilosophische und -historische Untersuchung an über „Das Gottesproblem bei Rilke", die auch die übrigen Werke einbezieht (also wäre die vorliegende Teilausgabe verfrüht) und genaue Begründungen für das hier Vorgelegte bietet.
Im übrigen sei bemerkt, daß man einer Persönlichkeit wie Rilke mit religionsphilosophischen und -historischen Begriffen allein nie gerecht werden kann. Man muß schon — und dies gilt auch für den exaktesten Wissenschaftler — daran denken, daß solche Menschen nicht nur durch das Geistige, sondern auch durch Blut und Landschaft ihre Prägung erhielten.

Berlin-Wilmersdorf — Hans Sturm

Ludwig Thoma, die Geschichte seiner Liebe und Ehe. Aus Briefen und Erinnerungen. Von Walther Ziersch. München 1928, Georg Müller. 267 S. M. 4,50 (7,50).

Ein tragischer Gegensatz, das bunte Vögelchen aus einer Welt, die dem Hochgebirge und dessen Poesie auf ewig innerlich fremd bleiben mußte, und der naturfrohe Jäger, dessen eigentliches Leben im Wald und auf den Bergen verlief. War anfangs das Glück himmelstürmend und jeder Fährlichkeit gewachsen, die innern Gegensätze ließen sich in Ludwig Thomas Ehe nicht überbrücken: „Der Palme und der Tanne wurde es schwer, auf die Dauer nebeneinander in der selben Erde zu wurzeln" (S. 100). Aus den Briefen und dem kurzen verbindenden Text spricht die durchaus urwüchsig kräftige und in allen Wandlungen sympathische Natur des bayerischen Dichters. Man muß ihm freund werden, liest man das Buch, und wird mit ihm den Schmerz empfinden, daß ein liebgeborenes Glück nicht dauern konnte. Den äußeren Grund des Konflikts verschweigt die Veröffentlichung wohl mit Recht, das einzig Interessante, die psychologisch begründete Unmöglichkeit des Zusammenlebens, tritt desto deutlicher zutage. Ein „document humain" im besten Sinne bildet das Buch, das den Freunden des Verstorbenen viel, den Sensationslüsternen zum Glück gar nichts bietet.

München — A. v. Gleichen-Rußwurm

Eduard Mörike. Sein Leben und Dichten. Dargestellt von Harry Maync. Dritte und vierte, überarbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart und Berlin 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 478 S. M. 11,— (14,—).

Die Vorzüge dieser Darstellung, die, seit langem vergriffen, in erweiterter und vervollkommneter Gestalt neu erscheint, sind zu bekannt, als daß sie noch einmal ausführlicher Erörterung bedürften. Das Werk ist treu und verläßlich im Tatsächlichen, sauber und umsichtig in der Deutung und Wertung, und selbst wenn man (mit des Verfassers eigenem, aus geänderter Anforderung entsprungenem Hinweis!) ein anderes Ansetzen und Zuordnen im einzelnen, einen anderen biographischen Zuschnitt im ganzen wünschen sollte, werden jene Vorzüge immer die Ausstellungen weit überwiegen. Das macht: es ist ein warmes, aus persönlich-

lebendigem Anteil entstandenes und so trotz aller Eingriffe weiter gediehenes Buch, bei dem das Ganze mehr ist als die Summe der Teile — eine Biographie „von innen her", bei der man auch die Detailmalerei der Zustands- und Milieuschilderung keinesfalls missen möchte.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

E. T. A. Hoffmann und Jean Paul, Minna Dörffer und Caroline Richter, Helmina von Chézy und Adelheid von Bassewitz. Ihre Beziehungen zueinander und zu gemeinsamen Bekannten im Rahmen der Zeitgeschichte. Unter Mitwirkung von Eduard Berend dargestellt von Hans von Müller. Erstes Heft. Köln 1927, Paul Gehly. 113 S.

Dieses Heft ist die erste Rate eines auf fünf Bücheri n 150 Paragraphen veranschlagten Kodex, dessen Erscheinen bereits Jean Pauls 100. Todestag am 14. November 1925 verherrlichen sollte. Die umständliche Feststellung des Herausgebers, daß sein Konzept im Juli 1925 fertig war, ändert nichts an der bedauerlichen Tatsache, daß es heut veraltet und durch die junge Jean-Paul-Literatur (vgl. L.E. XXVIII, 271) überholt ist. Das Neue daran ist überflüssig. — „E. T. A. Hoffmann und Jean Paul. Ihre Beziehungen ...", das bedeutet bei von Müller, daß sich das Opus nicht mit Hoffmann und Paul, sondern lediglich mit ihren (belanglosen und äußerlichen) Beziehungen und ihren gemeinsamen Bekannten abgibt. Diese Bekannten, an denen zum größten Teil nichts bemerkenswert ist, als daß sie eben Bekannte Hoffmanns oder Pauls oder Bekannte ihrer Bekannten waren, finden auf diese Weise eine Darstellung, deren Umfang in gar keinem Verhältnis zu ihrer wirklichen Bedeutung steht. Müller macht sie zum Gegenstand einer an Schnüffelei grenzenden Detektivtätigkeit. Die Parallele, die der Herausgeber (der nirgends zu irgendwelcher Art von Gestaltung vordringt) zwischen seiner Schrift und Zolas Rougon-Macquarts-Serie zieht, verstärkt den Eindruck einer nicht mehr ernst zu nehmenden Monomanie.

So wie Müller in seinen biographischen Arbeiten seit längerer Zeit von dem, sein Verständnis überflutenden Element E. T. A. Hoffmann hinübergleitet zu Hoffmanns Freunden, Verwandten, Hinterbliebenen und von ihnen wiederum zu ihren Freunden, Verwandten und Nachkommen, so auch in seiner literarischen Betrachtung vom Werk Hoffmanns und Jean Pauls zur Betrachtung der Betrachter dieser Werke, ja zur Betrachtung der Betrachter dieser Betrachter. Hoffmann hätte daraus eine hübsche Erzählung menschlicher Narrheit gemacht. Der Leser sieht sich dem wiedererstandenen Magister Tinte gegenüber. Kopfschüttelnd liest man von den „fünf virtuos errechneten Dramen, die der weimarische Theaterschriftsteller Schiller nach zwölfjähriger Pause in seinen letzten Lebensjahren seit 1799 auf die Bühne brachte". Noch giftiger spritzt Tinte gegen die Leistung des Dichters und ausgezeichneten Jean-Paul- und Hoffmann-Biographen Walter Harich. Der Umstand, daß dieser in seiner bei Erich Reiß erschienenen Hoffmann-Biographie nach ostentativer und dankbarer Anerkennung der Müllerschen Funde und Publikationen, deren Ergebnisse in sein dichterisch gesehenes Gesamtbild von Hoffmanns Werk und Leben einbezieht, läßt Müller jeden literarischen Anstand, jede wissenschaftliche Sachlichkeit vergessen. Er verleumdet den ihn überragenden Bruder in Hoffmann als „Abschreiber und Nachdrucker". Harichs nur allzu berechtigte Gegenwehr, in der er sich genötigt sah, von Müller als Lügner zu brandmarken, hat dieser schweigend eingesteckt. Das moralische Verdammungsurteil über Harich, das die vorliegende Schrift zu erzwingen sucht, hat ihr seltsamer Autor so über sich selbst heraufbeschworen.

Berlin Rudolf Frank

David Ferdinand Koreff, Serapionsbruder, Magnetiseur, Geheimrat und Dichter. Der Lebensroman eines Vergessenen. Aus Urkunden zusammengestellt und eingeleitet von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Berlin o. J., Gebrüder Paetel. CLVI und 631 S. M. 13,— (15,—).

Wer ist Koreff? Auf diese Frage dürften nur die wenigsten eine Antwort geben können. Ein Vergessener, dessen Dasein in dem vorliegenden schönen Buch zu neuem Leben erweckt wird. Einer jener Männer, die vorübergehend eine einflußreiche Stellung gehabt haben, aber sie nicht zu halten wußten. Professor an der Universität Berlin, Leibarzt des Fürsten Hardenberg um 1820, zuletzt Arzt in Paris, wo er durch seine magnetischen Kuren Aufsehn erregte und 1851 starb. Eine vielseitige, hochbegabte Natur, die jedoch an einer beängstigenden Zersplitterung litt. Von zwiespältiger Problematik, aber kein Abenteurer. Einer jenen Menschen, die aus dem Spezialistentum zur Universalität wollen, wie sie die Romantik vor allem hervorgebracht hat. In seiner umfänglichen Einleitung zeichnet der Herausgeber ein eingehendes Bild Koreffs, das dem Vergessenen endgültig seine Stellung im Gefolge der Romantik zuweist. Im Text werden dann die urkundlichen Belege zu Koreffs Erdenwallen geboten, die oft aus entlegenen Quellen zusammengebracht sind und manches Ungedruckte enthalten. Als Ganzes ein wertvoller Beitrag zur deutschen Kultur- und Geistesgeschichte.

Dresden Otto H. Brandt

Briefe an Cotta. Das Zeitalter der Restauration 1815 bis 1832. Herausgegeben von Herbert Schiller. Stuttgart-Berlin 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 579 S. M. 10,50 (14,50).

Es ist zu begrüßen, daß nach nicht allzulanger Frist dem ersten Band der „Briefe an Cotta", der das Zeitalter Goethes und Napoleons als Untertitel führte, dieser zweite, die Zeit der Restauration umspannende, folgt. Er steht an innerem Gewicht und äußerer Bewegtheit seinem Vorgänger nicht nach. Dem Gesicht der Epoche entsprechend, liegt der Nachdruck diesmal auf den innerpolitischen Kämpfen, die nach den Freiheitskriegen einsetzten; die deutschen Geschicke stehen im Vordergrund, aber auch die Vorgänge im übrigen Europa, besonders die in Frankreich und in Griechenland, beschäftigen Kopf und Herz der Briefschreiber, und zwar der politischen so gut wie der unpolitischen. Dem Herausgeber, Herbert Schiller, ist es gelungen, den reichen, zum Teil spröden Stoff durch geschickte Anordnung und Verbindung auch für den nicht fachkundigen Leser zu fesselnder Wirkung zu bringen. Die süddeutschen Verfassungskämpfe und die Bundestagsverhandlungen finden ihren stärksten Ausdruck in den Briefen des geistvollen und tatkräftigen Karl von Wangenheim: „Der Zeitgeist ist wahrhaft allmächtig, wo er das Rechte, leicht zu zügeln, wo er das Unrechte gibt," und „Mäßigung transigiert nicht über die Grundsätze, wohl aber über die Mittel, sie geltend zu machen". Die Briefe Thierschs sind für den griechischen Freiheitskampf, die Hormayrs für Ludwig I. von Bayern bedeutsam. In der Folge tritt das Ringen um den deutschen Zollverein und endlich die Einwirkung der französischen Julirevolution in den Mittelpunkt. Anschließend entfaltet sich

in stattlicher Reihe das geistige Deutschland der Dichter und Gelehrten, ausklingend mit Goethe und der bisher wohl noch nicht abgedruckten Vorrede Eckermanns zu Goethes nachgelassenen Werken, datiert vom 14. Dezember 1832. Wie im ersten Band, so ersteht im zweiten aus der brieflichen Selbstdarstellung der bedeutendsten Zeitgenossen der verschiedensten Gebiete das vielseitige, menschlich wie geistig groß ansprechende Bild des Verlegerfürsten Johann Friedrich Cotta.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Paracelsus. Von Friedrich Gundolf. Berlin 1927, Georg Bondi. 135 S. M. 3,50 (5,50).

Zunächst ist man über den Gegenstand dieser Gundolfschen Arbeit erstaunt; denn Paracelsus gilt als Alchimist, Mystagoge, vielleicht auch als Ahnherr Fausts. Gundolf sieht ihn anders: als eine lutherische Gestalt von großer, genialer Geistigkeit, die keineswegs nur auf ärztlichem Gebiet liegt, sondern in einem einzigartigen deutschen Charakter, dessen Ausmaß für ihn sogar größer ist als der Luthers. Paracelsus ist besessen von geistiger Leidenschaft, die alle Fülle der Erscheinungen zu durchdringen sucht und religiöser Natur ist. Er lebte ein phantastisches Leben, war bald Landfahrer, bald Professor; trotz Gelehrsamkeit und Gläubigkeit immer unabhängig, trotzig, kämpferisch und verhaßt. Gundolf nennt ihn „die ursprünglichste und vielleicht die gewaltigste deutsche Seele der Reformationszeit". In seinem medizinischen Denken wie in seiner ganzen geistigen und seelischen Haltung ist er auf die Kräfte aus, die sich in der All-Natur wie in jedem Wesen offenbaren. Er ist ein dynamischer, kein statischer Geist, aber nicht Mystiker im üblichen Sinne des radikalen Irrationalismus, sondern durchaus hell und klar, nur stärker der Natur verbunden als den Begriffen, und stürmisch, unruhig, immer im Werden und im Suchen.

Und so begreift Gundolf den Paracelsus keineswegs als eine Gestalt der Ärztegeschichte, sondern als eine zentrale Gestalt der Geistesgeschichte zur Zeit der deutschen Reformation (zu deren oder Luthers Darstellung diese kleine Arbeit eine Vorstudie zu sein scheint). Mehr als sonst in Gundolfs Büchern steht diesmal die Figur vor historischem Hintergrund: Gundolf sucht für Paracelsus einen geometrischen Ort zwischen Mittelalter und Renaissance, eine Einstellung, die mir gegenüber den Goethe- und Kleist-Büchern eine wesentliche Entscheidung zu sein scheint. Er beleuchtet oft in sehr eindringlichen Formulierungen den eigentümlichen Charakter der deutschen Renaissance, die Weisheit und Grobheit, Individualismus und Mystik ihre Pole nennt. Die Arbeit ist hervorragend geschrieben, weit gelockerter als sonst Gundolfsche Bücher, fesselnd in der Allseitigkeit der medizinischen, philosophischen, theologischen und biographischen Bezirke. Ein Buch, das gleichzeitig wissenschaftliche Bedeutung wie die eines sehr menschenhaften und kunstvollen Essays besitzt.

Berlin — Rudolf Kayser

Von der Mystik zum Barock 1400—1600. Von Wolfgang Stammler. Stuttgart 1927, J. B. Metzlersche Buchh. 554 S. 8°. M. 15,— (17,—).

Wenn man von einem Buch die so oft geschmälten Worte brauchen kann, daß es die bewußte Lücke in der Wissenschaft ausfülle, so ist es bei dem vorliegenden berechtigt. Noch immer ist die Zeit von 1400—1600 diejenige, die am wenigsten bekannt ist, diese Zeit der Auflösung und der Neubildung, der Gärung und der beginnenden Klärung. Indem der Verfasser einen weitschichtigen Stoff nicht nur bezwingt, sondern zugleich auch anmutig darstellt, leistet er wertvolle Wegführung, und diese Tat gewagt zu haben, läßt alle Bedenken zurücktreten. Auch in der Literatur dieser Epoche spiegelt sich der lehrhafte unkünstlerische Charakter einer Zeit, die zwischen alt und neu schwankt, die von äußeren Feinden bedroht wird und um eine neue Lebensauffassung ringt. Immer mehr drängen Welt- und Lebensanschauung zur Empirie hin, und das Wechselspiel der Kräfte, ob reine Menschlichkeit, ob kirchliche Gebundenheit den Menschen leiten sollen, gibt der Dichtung die Eigenart. Siegt in der Reformation im wesentlichen das Mittelalterliche, so tritt in der Gegenreformation die Dichtung in den Dienst der Polemik. Nebenher geht während des ganzen Reformationsjahrhunderts auf allen Gebieten, nicht nur dem der Literatur, ein Ringen mit Form und Stoff, das damit endet, daß man sich auf einer mittleren Linie einigt. In Zinkgrefs Sammlung kommt das zum erstenmal zum Ausdruck, und so schließt damit Stammler den ersten Teil seiner Darstellung, die er in vier großzügig gesehene Abschnitte gliedert. Immer bleibt ihm die geistige Vielgestaltigkeit der beiden Jahrhunderte vor Augen, immer will er die soziologische Bedingtheit der Erscheinungen vorführen.

Damit wird dem Verfasser die Gesamthaltung wichtiger als die Einzelheit, und das ist um so begrüßenswerter, als gerade hier die Gefahr besteht, in der Fülle des Materials zu versinken. Die prägnanten Zusammenfassungen glücken Stammler am besten, wo keine überragende schöpferische Leistung vorliegt. Ausgezeichnet ist, was er über das Werden des Humanismus, die Flugschriftenliteratur, die englischen Komödianten, den Meistersang und das Volkslied sagt, das er als „gesunkenes Kulturgut" behandelt. Vortrefflich wird das Humanistendrama in seiner kulturellen Bedeutung herausgestellt, das Jesuitendrama klar gegen das bayerische Barock abgegrenzt. Daneben kommt oft der Darstellung die starke Empfindung für das Weltbürgerliche zustatten, wie bei Erasmus; weniger abgerundet erscheinen die Abschnitte, die unmittelbar in das Volkstum hinabsteigen. Luther bleibt blaß, und auch bei Hans Sachs fehlt die Leuchtkraft.

Das deutet zugleich auf die Begrenzung. Bis zu den letzten Höhen geistesgeschichtlicher Formung erhebt sich Stammlers Buch nicht. Wohl sagt er kluge, treffende Gedanken, gibt scharfe, prägnante Zusammenfassungen, aber die tiefe Einsicht, die gleichsam visionäre Schau geht ihm ab.

In Einzelheiten ließen sich Wünsche vorbringen. Während er der Geschichtschreibung im allgemeinen eingehend gedenkt, übersieht er die des Bauernkrieges, obwohl gerade hier Beachtliches vorliegt. Trotz allem aber haben wir Grund, uns dieses Buchs zu erfreuen, und es ist nur zu wünschen, daß der zweite Teil, der die Darstellung bis zur Aufklärung führen soll, nicht gar zu lange auf sich warten läßt.

Dresden — Otto H. Brandt

Shakespeare der Mensch und seine tragische Lebensgeschichte. Von Frank Harris. Berlin 1928, S. Fischer. 413 S. M. 8,50 (11,—).

Shakespeares dichterisches Werk muß über seines Schöpfers Wesen und Wollen, seine Liebe und seinen Haß, ja sogar über seine Lebensschicksale Auskunft geben können, wenn man es nur richtig zu lesen vermag, wenn man es nur versteht, hinter den Schleier zu sehen, den der Dichter um das Erlebnis gelegt hat. So hat sich Frank Harris gesagt, und da er die Ergebnisse seiner Arbeit 1909, also bald vor zwanzig

Jahren, vorgelegt hat, so ist eigentlich Zeit genug gewesen, daß die Welt sich zu seiner Auffassung hätte bekehren können. Sie hat es nicht getan; ja, was in dieser Zeitspanne an neuen und gesicherten Erkenntnissen gewonnen worden ist – und einiges könnte schon aufgezählt werden – steht mit dem Shakespeare-Bilde von Harris durchaus in Widerspruch.

Soll die Aufgabe, die er sich gestellt hat, gelöst werden, so gehört zunächst eine sehr geduldige und gänzlich unvoreingenommene methodische Auseinandersetzung mit dem Stoff dazu. Harris hat sich viel zu früh eine bestimmte Auffassung Shakespeares gebildet, sieht nun fast ausschließlich, was zu ihr paßt, und ist überdies geneigt, allerlei einst im Schwange befindliche Fabeln (wie über die Rolle, die Mary Fitton im Liebesleben des Dichters gespielt haben soll, über seinen vornehmen Freund und Nebenbuhler u. ä.) für bare Münze zu nehmen. Dabei kommt denn ein sehr subjektives Buch heraus, das gewiß mancherlei anziehende Beobachtungen bietet, das aber stets mit dem Vorbehalt eingehender kritischer Prüfung zu lesen ist – auch dann und besonders dann, wenn der Verfasser mit Nachdruck betont, daß seine Folgerungen sonnenklar seien und nur von Mißgünstigen und Blinden verkannt werden könnten. Aus welchem Grunde heute noch eine deutsche Übersetzung des reichlich angealterten Buchs erscheinen mußte, bleibt danach ziemlich unklar. An sich ist die Arbeit der Übersetzerin (A. Vallentin) sorgfältig: nur – was denkt sie sich eigentlich unter dem vielfach zitierten und sogar mit fünf Verweisen ins Register aufgenommenen Dryasdust? Das ist nicht der Name irgendeines Shakespearegelehrten, sondern mindestens seit Walter Scott Bezeichnung für den trockenen Philologen vom Wagner-Typus.

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

Shakespeare-Jahrbuch. Herausgegeben im Auftrage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft von Wolfgang Keller. Bd. 63 (Neue Folge, IV. Bd.). Leipzig 1927, Bernhard Tauchnitz. 315 S.

Die Krise ist überwunden; Umfang, Ausstattung, Inhalt des altehrwürdigen Hauptorgans der deutschen Shakespeareverehrung haben den Stand erreicht, den wir in Vorkriegszeiten gewohnt waren; auch das seit langer Zeit zum erstenmal wieder veröffentlichte Mitgliederverzeichnis zeigt die Gesellschaft in alter Blüte. Wie immer begrüßen wir dankbar die gewohnten, jedem, der auf dem laufenden bleiben will, unentbehrlichen Rubriken der Bücher- und Zeitschriftenschau, der Theaterübersicht und der Bibliographie; diese Berichterstattung in ihrer Fülle und zuverlässigen Sachlichkeit ist das feste Rückgrat des Jahrbuchs, genügt allein schon, um seine Berechtigung, ja Notwendigkeit darzutun. Freilich wollen die Bedürfnisse der nicht fachmännischen Leser auch berücksichtigt werden: hier wäre vielleicht künftig zu versuchen, ob sich nicht die einzelnen Beiträge einigermaßen aufeinander abstimmen ließen. Diesmal erhalten wir auf Seite 1–74 nach den Berichten über die weimarer Tagung und die bochumer Shakespeare-Woche drei Festvorträge, nämlich über das Problem und die Gestaltung des Tragischen bei Shakespeare (von H. Hecht), über die Königsdramen (von W. Keller) und über Shakespeares Genie (von J. Schick), alles also zusammenfassende Darstellungen, deren Gegenstand jeden Shakespeare-Freund reizen muß. Am dankbarsten erweist sich, wie mir scheinen will, das zweite Thema, weil es sich der Anschaulichkeit und Knappheit eines Vortrags am besten fügt, die anderen müssen zu sehr mit Andeutungen, mit Zusammenfassungen eines weitschichtigen Stoffes arbeiten und gelangen daher nicht ganz zur einprägsamen Gestalt, Schick bedient sich auch allzusehr der Superlative. Auf Seite 75–182 waltet dann die Fachwissenschaft, und zwar mit dem auf zwei Jahrbücher verteilten Aufsatz von Julia Engelen über die Schauspieler-Ökonomie bei Shakespeare nicht in ihrer anmutendsten Gestalt. Gehört eine an sich vielleicht sehr nützliche Dissertation (denn um eine solche scheint es sich zu handeln) ins Jahrbuch? Dessen Leser werden schon mit dem englisch geschriebenen Aufsatz von Bray, der auf Grund formaler Beobachtungen die Reihenfolge der Sonette zu bestimmen sucht, einige Mühe haben. Freilich ist gerade in Hinsicht auf den glücklichen Zusammenklang der Beiträge der Herausgeber von den Mitarbeitern abhängig: vielleicht hätte er gern mehr Beiträge, wie Helene Richters Aufsatz über Zweigs Bearbeitung von Ben Jonsons Volpone, gebracht, wenn er sie nur gehabt hätte! Mögen auch in dieser Beziehung dem Jahrbuch günstige Sterne scheinen!

Berlin-Lichtenberg Albert Ludwig

The Complete Works of John Webster edited by F. L. Lucas. London 1927, Chatto and Windus. 4 vols. je 18 sh.

Einst hat Hebbel Websters „Duchess of Malfi" in seiner Besprechung des Bodenstedtschen Werkes „Shakespeare und seine Zeitgenossen" einen Aufsatz gewidmet; Deutsche werden ihn in der Bibliographie dieser Ausgabe nachtragen und dabei wohl lächelnd lesen, was der Herausgeber über Tiecks „Vittoria Accorombona", die sich stofflich mit Websters „White Devil" deckt, zu sagen für nötig hält; hier wie dort haben wir ein Urteil, das ohne Kenntnis der besonderen Bedingungen des Kunstwerks gefällt ist. Zur Förderung solcher Kenntnis geschieht in der Neuausgabe von Websters Werken, die in beneidenswert gediegener Ausstattung vorliegt, alles nur Denkbare; diese glänzende Leistung der Herausgebertechnik läßt dem Gelehrten sein Recht werden und schreckt doch den Freund der Dichtung, der genießen will, nicht ab. Alles, was zur Erklärung und Kritik dienen kann, ist in Einleitungen, Kommentaren, Lesarten vorhanden und drängt sich bei geschickter Ein- und Verteilung doch nicht auf; inhaltlich werden alle Werke gegeben, die Webster allein angehören, sowie diejenigen, an denen er den maßgebenden Anteil gehabt hat; dazu bringt Band IV noch Prosaarbeiten und zwei Stücke, deren Verfasserschaft ihm in wesentlichen Teilen neuerdings mit guten Gründen zugeschrieben worden ist.

Damit ist die bisher immer noch maßgebende Ausgabe von Dyce (1830!) endlich durch eine musterhafte philologische Leistung ersetzt, und eine der eigentümlichsten Gestalten aus der Geschichte des englischen Dramas ist für jedermann bequem zu studieren. Wir wissen aktenmäßig von diesem jüngeren Zeitgenossen Shakespeares so gut wie nichts; an Fülle des Schaffens, an Reichtum der Erfindungen und Gestalten bleibt er hinter soundso vielen zurück; eigentlich steht und fällt sein Ruhm mit den beiden oben genannten Stücken, aber sie sind bisher imstande gewesen, seinen Namen durch die Jahrhunderte zu tragen, und werden es auch ferner tun. Man muß nur nicht wie Hebbel von ihnen verlangen, daß sie ein dramatisches Kunstwerk nach allen Regeln der Ästhetik darstellen; das Drama der englischen Renaissance war Kunsthandwerk, seine Verfasser galten nicht als Dichter, sondern als „Stückeverfertiger", und mehr als ein „playwright" wollte Webster nicht sein. Also für das lebendige

Theater schrieb er, und ihm gab er, was es brauchte: an Fähigkeit, einzelne Szenen mit tragischer Spannung zu laden, ja zu überladen, an Kraft der Charakteristik, an gedrängter Wucht des sprachlichen Ausdrucks übertraf er alle seine Mitbewerber bis auf den einen, in dem das Handwerk nicht nur gelegentlich, sondern überwiegend zur Kunst wurde.
Möge die schöne Ausgabe auch in Deutschland ihre Freunde, Käufer und Leser finden!

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Knut Hamsun. Sein Leben und sein Werk. Von John Landquist. Deutsch von Heinrich Goebel. Mit 10 Bildern. Tübingen 1927, Alexander Fischer. 150 S.
Nach der unzulänglichen deutschen Biographie des großen Dichters empfangen wir nun die unzulängliche schwedische des Landquist. Der biographische Teil ist auch hier kurz, dreißig Seiten. Und was dann literaturkritisch folgt, ist eine der altmodischen Seminararbeiten, die wir vor zwanzig und dreißig Jahren allsemesterlich fabrizierten. Um Hamsun näher zu kommen, bleibt immer noch nur der eine direkte Weg: ihn selbst zu lesen. Was die Bücher über ihn betrifft, so nimmt er selbst die richtige Stellung zu ihnen ein: er findet sie unnütz, töricht und nicht lesenswert...

Berlin — Kurt Münzer

Raskolnikoffs Tagebuch. Mit unbekannten Entwürfen, Fragmenten und Briefen zu „Raskolnikoff" und „Idiot". Herausgegeben von René Fülöp-Miller und Friedrich Eckstein. Mit 7 Bildbeigaben und einem Faksimile. München 1928, R. Piper & Co. 208 S. Geb. M. 6,—.
Für die Verehrer von Dostojewskijs Raskolnikoff-Roman hat es gewiß einen großen Reiz, die Geschichte des Verbrechens in einer älteren Fassung zu lesen, die den Mörder selbst von seiner Tat berichten läßt. Auch die — übrigens zum Teil schon bekannten — Materialien zur Entstehungsgeschichte des „Idioten" sind wertvoll und interessant. Dennoch weckt das Erscheinen eines jeden neuen Bandes dieser deutschen Ausgabe des Dostojewskij-Nachlasses neue Bedenken. Wer sich so intim mit Dostojewskij beschäftigen will, wie diese Publikation es voraussetzt, wird sehr bald zur Erkenntnis gelangen, daß er ohne Kenntnis der russischen Sprache nicht sehr weit kommt — und wenn er russisch gelernt hat, braucht er die deutsche Ausgabe nicht mehr. Für den Laien aber bringen die Bände viel zu viel des Überflüssigen und auch das in einer Anordnung, deren Grundsätze zu erkennen man sich vergeblich bemüht; alles geht bunt durcheinander, wie der Zufall es gerade fügt. Man hätte wirklich das Erscheinen des gesamten Nachlasses in Rußland abwarten können und dann aus der ganzen Fülle dasjenige auswählen, was auch weitere Kreise in Deutschland interessieren könnte — zwei Bände hätten dafür vollauf gereicht.

Leipzig — Arthur Luther

Der unbekannte Tolstoj. Die offizielle Ausgabe der Familie Tolstoj. Herausgegeben von René Fülöp-Miller. Mit 47 Abbildungen. Zürich, Wien, Leipzig, Amalthea-Verlag. 414 S.
Von den 410 Seiten stammen nicht ganz 300 aus Tolstojs Feder. Sie enthalten neue Fragmente aus dem unvollendet gebliebenen Roman „Die Dekabristen" (dem Vorläufer von „Krieg und Frieden"), mehrere sehr interessante Varianten zu den „Kosaken" (daß es sich um Varianten, nicht aber um Fragmente eines bisher völlig unbekannten Werkes handelt, scheint der Herausgeber nicht zu wissen), mehrere kleine Erzählungen, meist wohl aus den sechziger Jahren (die Entstehungszeit hätte angegeben werden sollen!), darunter die reizende Kindergeschichte „Warenka" und das in seiner schlichten Tragik überwältigende „Wie russische Soldaten sterben", eine harmlose, für eine Liebhaberaufführung bestimmte Komödie „Der Nihilist". Fast 100 Seiten sind mit Briefen Tolstojs angefüllt, die keineswegs alle neu sind (z. B. die Briefe an Strachow über Dostojewskij!). Das letzte Viertel des Bandes füllen Erinnerungen an Tolstoj von Freunden und Angehörigen aus. Sie enthalten manches Wertvolle, aber nichts eigentlich Neues, nichts, wodurch das Bild Tolstojs, wie es nun einmal feststeht, irgendwie modifiziert würde.

Leipzig — Arthur Luther

Tolstoj. Von Philipp Witkop. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag. 256 S., 8 Taf.
Eine schlichte, klare, auf gewissenhaften Studien beruhende Darstellung alles dessen, was die Mitglieder des Volksverbandes für Bücherfreunde über Tolstoj, sein Leben und sein Schaffen wissen müssen. Als erster Versuch einer populären Zusammenfassung des biographischen und literarhistorischen Materials ist das Buch aufs wärmste zu begrüßen. Eugen Zabels Kompilation befriedigt längst nicht mehr, und die zwei Bände von Karl Nötzel, der die letzte Periode Tolstojs, nach der sogenannten „Krise", überhaupt nicht behandelt, setzen ganz andere Leser voraus. Witkop soll und wird vielen ein zuverlässiger Führer zu Tolstoj sein. Sehr glücklich ist die Auswahl der Illustrationen, die viel Neues und bisher Unbekanntes bieten.

Leipzig — Arthur Luther

Vater und Tochter. Tolstojs Briefwechsel mit seiner Tochter Marie. Herausgegeben von Paul Birukoff. Zürich 1927, Rotapfel-Verlag. 234 S. Geb. M. 6,30.
Dieser Briefwechsel des Alten von Jasnaja Poljana mit seiner Lieblingstochter ist vielleicht das Menschlichste aller Tolstoj-Dokumente. Deutlicher als sonst tritt hier der leidende und kämpfende Tolstoj zutage, während der dogmatisierende Prediger sich nur selten vernehmen läßt. Die Einleitung von Birukoff ist in dem bei diesem getreuen Eckermann leider unvermeidlichen und auf die Dauer kaum zu ertragenden sentimental anbetenden Ton gehalten. Dankenswert sind die sehr eingehenden Anmerkungen und die am Schluß angefügte genealogische Tafel, die einen klaren Überblick über die verwandtschaftlichen Verhältnisse der im Briefwechsel genannten Personen gibt.

Leipzig — Arthur Luther

Die dramatische Literatur und Kunst in Deutschland. Von Paul Weiglin. (Die Bücherei der Volkshochschule, Band 61.) Bielefeld und Leipzig 1928, Velhagen & Klasing. 119 S.
In der letzten Zeit sind verschiedene Versuche gemacht worden, Wesen und Geschichte des deutschen Theaters in knapper Form einem breiteren Publikum nahezubringen. Hier geschieht dies endlich mit vollem Erfolg, denn Paul Weiglin vermeidet in seiner Schrift Einseitigkeit ebenso glücklich wie Langeweile. Er verzichtet auf eigene superkluge Urteile wie auf Nachbetung bewährter Literatenphrasen, andrerseits trennt er sich auch von allem unnötigen

Wissenskram. So folgt man gern und mit Interesse seiner lebendigen Führung durch „die dramatische Literatur und Kunst in Deutschland" von den mittelalterlichen Spielen bis zum „Fröhlichen Weinberg". Ihm geht es immer um positive Erkenntnisse (man lese hier nur die gescheiten Sätze über Carl Sternheim und Georg Kaiser), und die Schlußworte „eine verfehlte Begeisterung ist besser als gar keine" charakterisieren am besten den Mann und seine Arbeit. Die Bücherei der Volkshochschule hat mit Weiglins Buch einen glücklichen Griff getan.

Krefeld — Ernst Martin

Der Renaissancestil des Theaters. Ein prinzipieller Versuch. Von Hans Heinrich Borcherdt. Halle a. S. 1926, Max Niemeyer. 44 Seiten mit 10 Tafeln.

Ein Recht, daß der Aufsatz aus der Muncker-Festschrift gesondert erscheint, besteht sehr wohl. Denn einmal gibt Borcherdt, indem er durchaus sinnvoll den Raum, die Dekoration und dann die Darstellung in der Theaterkunst des 16. Jahrhunderts behandelt, in knapper Zusammenfassung einen Überblick über die Grundprobleme des Renaissance-Theaters und erörtert so die Stilgrundlagen, die Stilwandlungen, die Stilzusammenhänge und die Stilgrenzen jenes Zeitraums, so daß ein sehr nützlicher Überblick über diese schwierigen Fragen nun vorliegt. Sodann aber — und das ist im gegenwärtigen Augenblick der theatergeschichtlichen Forschung und Arbeitsweise sehr wichtig! — wird hier von einem akademischen Lehrer ein wissenschaftlicher Standpunkt vertreten, der sich an den Universitäten noch keineswegs allgemein durchsetzt; ich meine den Standpunkt, daß Theatergeschichte nichts mit Literaturgeschichte zu tun hat, daß beides ganz getrennte Gebiete sind und ganz getrennte Arbeitsmethoden erfordern und daß endlich die unorganische Verquickung der Theatergeschichte mit der Literaturgeschichte aufzuhören hat; sie ist auch kein Anhängsel der Bildkunstgeschichte, sondern muß schlechterdings selbständig werden, auf eigener Methode fußend. Auf dem Wege zu diesem Ziel bedeutet Borcherdts Schrift einen sehr erfreulichen Vorstoß.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Agnes Sorma. Ein Gedenkbuch. Zeugnisse ihres Lebens und ihrer Kunst. Von Julius Bab. Heidelberg 1927, Niels Kampmann. 163 S.

Ein sehr würdiges und lebendig machendes, wachhaltendes Denkmal für die große Künstlerin; geordnet nach den Epochen ihres Lebensweges: von den Anfängen, der Entdeckung, dem Wirken unter L'Arronge, Brahm über die Gastspiele in Amerika und Paris zu Reinhardt, mit dem Ausklang: Krankenschwester, Kriegstheater, Amerika und Wild-West. Kritiken, menschliche Gefühls- und Verbundenheitsäußerungen, Würdigungen, Eindrücke — das bringt Bab zu einem geschmackvollen und abgewogenen literarischen Porträt zu- und ineinander. Das Buch über die Schauspielkunst der Sorma muß trotzdem noch geschrieben werden; aber was hier ausgesprochen wird, ist nicht nur von Pietät diktiert oder von Liebe und Begeisterung, sondern ist auch Mosaik für das große Porträt, das noch einmal wird gezeichnet werden können. Beteiligt sind an diesen Charakteristiken (sehr verschiedener Art): J. Landau, Brahm, Blumenthal, J. Hart, Bahr, Schlenther, Gregori, Jacobsohn, Kanzler, Hirschfeld, W. Goetz, Fechter, E. Heilborn u. a. m. Das Buch durchzugehen ist ein großer und reiner Genuß; er wird reizvoller und wertvoller durch die erstaunliche Anzahl von Sorma-Bildern, von denen sehr viele auch dem Kenner neu sein müssen.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Theater und Schauspieler. Von Rudolf Tyrolt. Graz 1927, Leykam-Verlag. 140 S.

Einer der tüchtigsten, von Laube geworbenen und gebildeten Schauspieler, der, nachdem er Mitglied des Burg-, Stadt- und Deutschen Volkstheaters in Wien gewesen, sich jüngst als Siebziger endgültig von der Bühne zurückgezogen hat, gibt in diesem nicht einmal zehn Bogen starken, sehr lesenswerten, „seinen jungen Kollegen gewidmeten" Bändchen Aphorismen, Betrachtungen, Kritiken, die er teilweis aus älteren Büchern und Artikeln geschöpft hat. Selbsterlebtes, zumal seine Lehrjahre unter Laube, seine gemeinsame Wirksamkeit mit Friedrich Mitterwurzer, seine Würdigungen echter altwiener Volksschauspieler Rott, Friese, Thaller, Martinelli haben bleibenden Wert. Seine Porträts der Großen des Burgtheaters, besonders von Karl Meixner, Baumeister, der Wolter sind Muster. Seine Ablehnung des „Vortragsmeisters" (Laubes eifrigem Helfer Strakosch) läßt sich hören. Einseitig scheint mir dagegen die gar zu strenge Beurteilung von Wilbrandts Burgtheater-Direktion. Alles in allem verdient aber die Wahrhaftigkeit dieser Zeugnisse Dank. Anheimelnd ist Tyrolts Parteinahme für Anzengruber, den er über Raimund und Nestroy stellt. Höchstes Lob hat Tyrolt für Edwin Booth, vor allem für seinen Lear. Es tut wohl, nach so viel leerem und verstiegenem Gerede einen Mann vom Bau zu hören, der seinen Beruf geliebt und zu vollen Ehren gebracht hat.

Wien — Anton Bettelheim

Juden auf der deutschen Bühne. Von Arnold Zweig. Mit 16 Bildtafeln. Berlin 1928, Welt-Verlag. 304 S.

Arnold Zweig ist mit großem Geschick allen Gefahren aus dem Wege gegangen, die das Thema dieses Buchs in sich bergen könnte. Das bedeutet viel und muß als erstes festgestellt werden. Er ist einsichtig genug zu wissen, daß der Anteil der Juden an der deutschen Bühne „ein Faktor von vielen, nicht mehr, nicht weniger" ist. Und so entkräftet er von vornherein den Einwand, daß das Theater ein Komplex sei, der nicht unter einseitigen Rassegesichtspunkten betrachtet werden dürfe. Er entkräftet ihn noch mehr durch die überlegene, sachliche, so ganz unchauvinistische Art seiner Darstellung, die von jüdischen Direktoren, Regisseuren, Schauspielern, Dichtern und anderen Kräften, die auf und an der Bühne wirken, handelt und die sich zu einem Gesamtbild des gegenwärtigen Theaters weitet. Nicht deshalb allein, weil unsere Bühne durch jüdische Künstler so entscheidend vorwärts getrieben worden ist — es genügt, die Namen Brahm, Reinhardt, Jeßner zu nennen —, sondern weil Zweig in die soziologische Struktur des Theaters hineinleuchtet und den Prozeß einer gewordenen und werdenden Kultur objektiv entrollt. Der Reihe von Essays, die sich zu diesem Buch verbinden, geht ein warmer Nachruf auf Siegfried Jacobsohn, den liebenden und irrenden, immer leidenschaftlichen und wahrheitseifrigen Kämpfer für das Theater, voraus. Er ist nicht bloß ein Akt der Pietät gegen den früh Verstorbenen, der ein ähnliches Werk geplant hat, er ist Bekenntnis und Leitstern des Verfassers. Es wäre deshalb müßig, mit ihm über einzelne Werturteile zu rechten. Er hat ein Ganzes gesehen und es als Ganzes gegeben.

Halle a. d. S. — Edgar Groß

Verschiedenes

Die rheinische Separatistenbewegung und die französische Presse. Von Leo Böhmer. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 128 S. M. 4,—.

Diese interessante Untersuchung vermittelt uns die Kenntnis eines reichhaltigen Materials und einer Fülle von charakteristischen Zügen, die weit über die Bedeutung des speziellen Themas hinausreichen. Neben kurzer Schilderung der wissenschaftlichen Propaganda von französischer Seite und kurzen allgemeinen Ausführungen über die Separatistenbewegung und ihre Führer wird vor allem die Propaganda der französischen Presse zugunsten der Separatistenbewegung mit vielen Zitaten geschildert. Der Verfasser betont mit Recht, welche Bedeutung die Haltung der großen französischen Presse für die Bewegung gehabt hat, und stellt den Umschwung in deren Haltung seit dem Regierungswechsel in Frankreich 1924 fest.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Adalbert Falk. Sein Leben und Wirken als preußischer Kultusminister. Von Erich Foerster. Gotha 1927, Leopold Klotz. XVI, 712 S. Mit 4 Bildern. M. 17,—.

Der Kulturkampf ist von katholischer Seite her literarisch oft gewürdigt worden, kaum jedoch von protestantischer oder von staatlicher Seite. Das Buch Foersters verdient deshalb weitgehende Beachtung. Es ist keine Biographie großen Stils, bleibt zumeist in den Bahnen einer etwas ungefügen life-and-letters-Manier. Man kann ein Bedauern darüber um so weniger unterdrücken, als man diesem Buch über den Kulturkampfminister größte Wirkung wünschen möchte. Denn neben dem hohen historischen Wert kommt dem Werk Foersters, das von Falks staatsmännischer Leistung und von seinem Wollen ein reiches Bild gibt und außerordentlich aufschlußreich ist für die Kenntnis der politischen Welt in den Jahren von Falks Wirken, insbesondere für dessen Verhältnis zu Bismarck und zum alten Kaiser, ein eminent politischer Wert zu. Wir stehen heute von neuem in einer Auseinandersetzung über wichtige Fragen unseres kulturellen Lebens, stehen wieder vor einer Art Kulturkampf, und deshalb ist das Erscheinen des Foersterschen Werks in diesem Zeitpunkt vor allem zu begrüßen: es breitet den ganzen Fragenkomplex, der heute wieder zur Diskussion steht, vor dem Leser aus und führt ihn durch ein Stück Vergangenheit hindurch, das wohl für sich abgeschlossen ist, aber für unsere Gegenwart und nächste Zukunft einen Anschauungsunterricht darstellt, an dem sich zu belehren niemand versäumen sollte, der zur wahren Klarheit über die Probleme unserer Kulturpolitik gelangen will.

Stuttgart — Karl Pagel

Stein. Briefe und Schriften. Ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Karl Pagel. Leipzig 1927, Bibliographisches Institut. 8°, 44 und 394 S.

Angesichts der von keiner Partei mehr bestrittenen Notwendigkeit, die deutsche Reichsverfassung von 1919 zu überprüfen und den wirklichen Verhältnissen oder Bedürfnissen mehr anzupassen, kann man gar nicht genug „Stein" lesen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der schmucke Band nicht bloß willkommen, sondern sogar aktuell. Die Auswahl ist mit Liebe getroffen, die Einleitung eine saubere Abhandlung und die Erläuterung geschmackvoll unaufdringlich; daß letztere hie und da die letzte Feile vermissen läßt, glaube ich an anderer Stelle (im „Berliner Westen") an der Hand einiger — an und für sich nicht sonderlich ins Gewicht fallenden — Einzelheiten nachgewiesen zu haben.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Stanislaw August Poniatowski und der Ausgang des alten Polenstaates. Von Otto Forst-Battaglia. Berlin 1927, Paul Franke. 393 S. Geb. M. 4,50.

Die Regierungszeit des letzten polnischen Königs, kurz: die „Stanislawschen Zeiten" benannt, ist zu einem Begriff geworden, der sich mit Anarchie, politischem Wirrwarr, mit einem Zustand völliger Losgebundenheit deckt, in dem alles außer Rand und Band gerät. Bei all den Schilderern dieser Zeit kommt der König selbst nicht glänzend weg, wenn auch ein Teil seiner Schuld auf die Zeit, die ihn hat großwachsen lassen, abgewälzt zu werden pflegt. Während ihn manche Historiker für alles Geschehene verantwortlich machen, finden andere mitten in diesem Kapitel Nacht einige helle Sterne, die der König eigenhändig anzündete und zum Strahlen brachte. Otto Forst-Battaglia bezeichnet ihn als den „Schöpfer der modernen polnischen Zivilisation", verwahrt sich aber dagegen, als wollte er „diesem Totengräber der polnischen Staatlichkeit" eine Apologie schreiben. Eine Apologie ist das Buch nicht. Es ist, wenn man will, eine „Rettung", jedenfalls eine Erklärung des Geschehenen aus Zeit und Umgebung heraus, eine Belichtung des Menschen, den das Schicksal zum sichtbarsten Zeichen dieser Zeit erkoren, aber in einen Kreis gestellt hatte, der sich mitten im Dust eines weit hinter der Welt zurückgebliebenen Sarmatismus wohl fühlte. Dem Verfasser ist es in erster Reihe um des Königs Menschliches zu tun, um seine zivilisatorischen Bemühungen. Während aber ein so glaubwürdiger Historiker wie W. Kalinka an dem König auch vom menschlichen Standpunkt aus noch manches auszusetzen hat, sucht Forst-Battaglia das Handeln des Königs auch auf dem politischen Gebiet mit den zu jener Zeit obwaltenden Sternen zu entschuldigen und die Tragik dieser Figur ins rechte Licht zu rücken. Die wohl nicht für den Historiker von Fach verfaßte Arbeit (das Wegbleiben der Verweise auf mannigfache Belege entschuldigt der Autor in dem „Vorwort") ist in ihrer Form gewinnend und in ihrem Inhalt übersichtlich und interessant.

Lemberg — Hermann Sternbach

Die Lust der Welt. Schöner Frauen Liebe, Macht und Schicksal. Von Alexander von Gleichen-Rußwurm. München 1927, Drei Masken Verlag. 378 S.

Leicht, liebenswürdig, mit gebildeter Eleganz schildert Gleichen-Rußwurm „Liebesherrinnen" in langer Reihe. Von der Lais von Korinth bis zur Pauline Wiesel, von Tullia d'Aragona bis zur Kameliendame. Die Skizzen enthalten viel Kulturgeschichtliches von Belang; könnten auch zahlreiche historische Ungenauigkeiten und Oberflächlichkeiten aufgezählt werden, — maßgebend ist das Geschick der farbigen Darstellung, ist das Zutreffende. Manche uns fast nur dem Namen nach bekannte Frauengestalt veranschaulichen diese Blätter, so Fredegunde, Chilperichs Gattin, so die schlimme bayerische Prinzessin, Königin Isabeau von Frankreich. Keine Episode ist so seltsam, ja sensationell wie jene, zeitlich naheliegendste der „Roten Zarin", der Geliebten eines hohen Sowjetbeamten. Herr von Gleichen-Rußwurm muß Verantwortung für den Bericht dieser Begebenheit tragen.

Berlin — Marie von Bunsen

Frauenbriefe aus der italienischen Renaissance. Gesammelt und übertragen von Curt Sigmar Gutkind. Heidelberg 1928. Julius Groß. 260 S.

Gutkinds Eifer, mit dem er das „wahre Gesicht" der italienischen Städte und ihrer Bewohner zu erkennen sucht, hat ihn hier auf die Jagd nach Briefen geschickt, wie sie in der Zeit der italienischen Renaissance von zarten und groben, fleißigen und trägen Frauenhänden zu Papier gebracht wurden. Ohne sich noch der von ihm selbst als notwendig erkannten Aufgabe, bis in die Archive vorzudringen, zu unterziehen, hat er aus 36 verstreuten und schwer zugänglichen Drucken ein beachtenswertes Material zusammengetragen, ein sehr lebendiges, anschauliches, hat es ausgezeichnet übersetzt und so gruppiert, daß nicht nur Alltag und Sorgen, kleine Geheimnisse und große Leiden der einzelnen Briefschreiberin, sondern auch die ihrer ganzen sozialen Schicht fühlbar werden. Briefe lügen mitunter, aber auch diese Lügen sind aufschlußreich. Und selbst wenn viele dieser Schreiben (was Gutkind zu übersehen scheint) nicht direkt aus der Feder der Unterschreibenden, sondern aus der eines berufsmäßigen und bezahlten Epistolographen flossen, steigt auch aus dieser Tatsache und den so überlieferten Inhalten mehr Wahrheit als aus dem teils idealen, teils konventionellen Bild, das uns bis dahin Dichter und Kulturhistoriker von den Frauen dieser Zeit einprägten.

Berlin — Rudolf Frank

Der Irrgarten. 333 deutsche Rätsel, ausgewählt, nachgewiesen und eingeleitet von Robert F. Arnold. Wien und Leipzig 1928, Österreichischer Bundesverlag für Unterricht, Wissenschaft und Kunst. 179 S. M. 2,30.

So anspruchslos sich dieses kleine Buch gebärdet, so großen Reiz entfaltet es. Kein Wunder, denn wo ein Forscher von ausgebreitetem Wissen und scharfem Blick sich mit kleinen Dingen beschäftigt, entsteht meist etwas besonders Eigenartiges. Kommt dann noch außerdem eine anmutige Künstlergabe dazu, so haben wir ein kleines Kunstwerk wie dieses vor uns, dem gerade seine Doppelstellung zwischen Kunst und Wissenschaft ein Dasein von doppelter Lebendigkeit verleiht.

Professor Arnold verspricht in seiner historisch-ästhetischen Einleitung die Geschichte des deutschen Kunsträtsels zu schreiben. Er ist auch wirklich für diese Aufgabe geboren und bringt für sie nicht nur das Notwendige sondern auch eine Fülle von reizendem Überfluß mit, wie er der Natur des Gegenstandes besonders angemessen ist. Dieser Überfluß an interessanten Einzelheiten aus dem Leben des Rätsels macht den „Irrgarten" für die Laien ebenso unterhaltend wie für die Gelehrten und wird ihm zweifellos auch großen buchhändlerischen Erfolg verschaffen. Denn Arnold kennt einfach alles, was mit dem deutschen Rätsel irgendwie zusammenhängt, weiß alle Überlieferungen, die sich mit ihm verbinden, und beherrscht dessen ganze Entwicklungsgeschichte. Er schildert die Rolle des Rätsels im Märchen der Urzeit, die mittelalterlichen Rätselformen, weist auf Galileis und Huyghens' astronomische Entdeckungen hin, die sich geheimnisvoll im Gewand des Rätsels verbargen, und macht uns auf die geistvollen Rätselspiele aufmerksam, mit denen sich zahlreiche große Gelehrte des 19. Jahrhunderts ergötzten.

Man ist in unserer Zeit, die noch immer mit der Mystik liebäugelt, gewöhnt, auf das Wissen herabzusehen, und die Bezeichnung „Polyhistor" ist längst kein Ehrentitel, sondern ein Spottwort geworden. Wer aber im Gegensatz dazu einmal empfinden will, was Wissen wirklich weiß und kann, braucht nur Arnolds Einleitung zu lesen. Da bekommt man wieder Hochachtung vor dem Wissen und sieht wieder seine enge Verbindung mit dem Können! Überall dämmern in der Untersuchung die Grundformen des künftigen Werkes auf, überall wird das Grundwesen des Rätsels deutlich, wie es sich in den Jahrhunderten entwickelt hat; klar und doch auch farbig heben sich die einzelnen Gattungen voneinander ab. Ganz besonders entzückt jenes eigenartige Kapitel, das den Leser in die Werkstatt des Rätseldichters einführt. Die zum Teil selbstverfaßten Beispiele sind überaus geistreich, witzig und graziös und stehen an Wert auch den gelungensten Rätseln der Größten nicht nach, die den praktischen Teil des Buchs, die Rätselsammlung aus allen Zeiten, darstellen.

Einst war das Rätsel der seichte Zeitvertreib des satten Philisters; hier hat es alles Triviale abgestreift und überall Geist, Witz, Humor magnetisch an sich gezogen. Zahllose große Geister aus anderen Regionen haben sich ihm gewidmet; was dabei an entzückender Kleinkunst entstanden ist, kann nicht geschildert, sondern muß genossen werden, wobei der enge Zusammenhang dieser Gattung zwischen Kunst und Spiel statt eines Mangels einen doppelten Reiz bildet.

Wer überhaupt Sinn für geistige Freuden hat, wird das Buch lieben, ob er ihm nun als Löser oder bloß als Leser entgegentritt. Mich selbst wird es freilich teuer zu stehen kommen, denn ich weiß schon eine ganze Reihe von Freunden, denen ich es schenken muß, weil es so reizend ist. Aber auch allen anderen sei es empfohlen, die unter der harten Gegenwart leiden. Hier finden sie Heiterkeit ohne Trivialität, Kunstgenuß ohne Erschütterung, Vergessen ohne Rauschgift. Und wer brauchte das alles heute nicht? —

Wien — Christine Touaillon

Deutsche Heimatbilder. Nach Originalaufnahmen. Von Adolf Eyermann. Mit einem Geleitwort des Künstlers. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 223 S.

Ein Vorwort führt in das Wesen der Lichtbildkunst ein, deren Grenzen Eyermann ohne Unbescheidenheit scharf zieht. Den in Worten aufgestellten Grundsätzen ist er mit der Kamera treu geblieben. Er weiß genau, was sich für die Aufnahme eignet und was nicht. Mit sicherem Künstlerblick herausgeschnittene Städtebildchen wechseln mit entzückenden Naturstimmungen und Genreszenen. In solcher Auffassung und Ausführung wird die nur allzu oft belästigende Photographie zu wirklichem Genuß. Eyermann kommt in den verschiedensten Landschaftsgebieten herum. Um so eher wird jeder in dem hübschen Band etwas finden, was ihn anheimelt.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Passing through Germany 1927. Herausgeber: Karl Kiesel. Berlin, Terramare Verlag. 244 S.

The study of music in Germany. Guidebook for American students. Herausgeber: Karl Kiesel und Ernst Otto Thiele. Verlegt durch die Universitätsabteilung des Norddeutschen Lloyd zusammen mit der Deutschen Musikstudentenschaft. 64 S.

Diese schön ausgestatteten Hefte sollen Interesse für Deutschlands Sehenswürdigkeiten und kulturelle Besonderheiten erwecken, sollen englischsprechende Ausländer anregen und

beraten und wollen schließlich auch dazu beitragen, das deutsche Ansehen im Auslande zu stärken. Alle die verschiedenen Aufgaben werden in dankenswerter Weise erfüllt. Besonders anzuerkennen ist, mit welcher Liebe ein zum Teil geradezu herrliches Bildermaterial zusammengestellt wurde. Ebenso steht das meiste des Textes auf gutem Niveau. Nur wird der Grundsatz der Übersetzung gelegentlich zu weit getrieben; so werden einige der halbwissenschaftlichen Institute nur mit englischem Namen verzeichnet, was für den Englischsprecher, der sich in Deutschland zurechtfinden soll, irreführend wirkt. Alles in allem verdienen alle Beteiligten, voran Karl Kiesel unbedingte Anerkennung.

Berlin F. Schönemann

Die Schrift. Das Buch Jehoschua. Deutsch von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Berlin o. J., Lambert Schneider. 102 S. M. 3,50 (5,–).

Dieser weitere Band der großen Unternehmung reicht von Moses Tod bis zu Jehoschuas (wunderbar heutig und lebendig übertragener) Rede ans Volk und seinen Tod. Es bedarf keines neuen Wortes mehr zum Lobe und zur Bewunderung dieser Bibelverdeutschung.

Berlin Kurt Münzer

Die Schrift. Das Buch Richter. Deutsch von Martin Buber und Franz Rosenzweig. Berlin o. J., Lambert Schneider. 112 S. M. 3,50 (5,–).

Die Verdeutschung des Alten Testaments schreitet rüstig vorwärts, diesmal bis zu der großen Legende des Kebsweibes von Gibea. Aber nirgends eine Ermüdung im Ausdruck, eine Erschlaffung im Rhythmus. In jedem neuen Teil schöpft man beglückt aus dem Urquell von Volk, Dichtung und Seelenkräften.

Berlin Kurt Münzer

Die chassidischen Bücher. Eine Gesamtausgabe. Von Martin Buber. Hellerau 1928, Jakob Hegner. 8°. XXXI, 717 S.

Martin Buber hat in diesem Band zusammengefaßt, was er früher in einzelnen Schriften zur Darstellung des Chassidismus geschrieben und in erzählenden chassidischen Texten bearbeitet hat. Der Band enthält „Die Geschichten des Rabbi Nachman", „Die Legende des Baal-schem", „Nachträge zur Legende des Baal-schem", „Der große Maggid und seine Nachfolge", „Das verborgene Licht", „Mein Weg zum Chassidismus".

Dieser Gesamtausgabe hat Buber ein sehr bedeutsames Geleitwort vorausgesetzt, das ebenso wichtig ist für das Verständnis von Bubers Philosophie wie es ein bedeutsames neues Licht auf die Geschichtsphilosophie des Judentums wirft. Buber sieht im Chassidismus die historische Antwort auf einen Prozeß im Judentum, der mit Jesus anhebt und mit Sabbatai Zwi einerseits, mit Spinoza andererseits abschließt. Jesus ist der erste in der Reihe der Menschen, die in ihrer Seele und in ihrem Wort sich die Messianität selbst zuerkannten. Der letzte in der Reihe dieser Messiase war Sabbatai Zwi. Andererseits führt eine Entwicklungskette von Jesus zu Spinoza. Denn während das Judentum – und darin sieht Buber seine große Tat – die Anredbarkeit (oder wie wir vielleicht einfacher sagen dürften, die Persönlichkeit) Gottes lehrte, ließ die christliche Religion Gott und nur noch im Anschluß an den Christus anredbar sein. Aus dieser Abwandlung, in welcher der Weg zum Vater nur durch den Sohn geht, empfingen die Völker Israels Lehre vom anredbaren Gott. Gegen diese Anredbarkeit glaubte Spinoza ankämpfen zu müssen. Die Welt wurde ihm aus dem Ort der Begegnung mit Gott zum Orte Gottes. Auf beide Entwicklungsketten gibt der Chassidismus die historische Antwort. Die Welt wird wiederum der Ort der Begegnung mit Gott. Obzwar der Chassidismus ebenfalls lehrte, daß Gott der Welt einwohnt, wurde ihm eben dadurch die Welt zum Sakrament. Und der anderen Entwicklungskette gegenüber lehrte der Chassidismus, daß alle Zeit erlösungsunmittelbar ist. Alles Handeln um Gottes Willen darf messianisches Handeln heißen. Der Prozeß der Weltschöpfung setzt sich ewig fort, aber ewig setzt sich auch der Prozeß der Welterlösung durch den Menschen fort.

Jerusalem Hugo Bergmann

Des Baal-Schem-Tow. Unterweisung im Umgang mit Gott. Von Martin Buber. Aus den Bruchstücken gefügt. Hellerau 1927, Jakob Hegner. 117 S.

Unter den vielen schönen gottrunkenen Büchern, die uns der Dichterdenker Buber geschenkt hat, ist dieses kleine eins der schönsten, dazu von Jakob Hegner edel in Gestalt gebracht. Es sind gesprochene Worte des großen (durch Buber uns schon bekannten) Baal-schem, der nie eines niedergeschrieben, nur seinen Schülern überliefert hat. Jüdischer Geist und jüdische Religion können des Baal-schem nicht entraten, in beiden war er Führer und Schöpfer; ein Philosoph, der Gedanken in Bewegung brachte, Ideen lebendig machte, der Gott in der Welt auferstehen ließ. Er schuf eine Mystik, die man real nennen möchte, er teilte praktische Weisheit aus, er ließ das Abstrakte und Absolute konkret erscheinen. Was er vom Himmel sagt, ist irdisch verständlich; was er von Gott kündet, ist menschlich erlebbar. Ein Mensch spricht in diesen Seiten göttlich weise. Das Büchlein ist ein Gebetbuch, ein Katechismus, es stammt aus Gottrunkenheit und macht den es Schlürfenden trunken, wie Heilige es von Visionen sind. So begibt es sich, daß wir – wahrhaftig: wir! – eine Stunde im schalen banalen irdischen Jahr entrückt Heilige sein können.

Berlin Kurt Münzer

Christus. Worte aus den vier Evangelien. Herausgegeben von Martin von Adelsheim. Religio, Gestalten und Strömungen. München 1928, Georg Müller. 83 S.

Ein unbestrittenes Bild aus der christlichen Antike ist dem Bändchen mit ausgewählten Christusworten vorangestellt: das Mittelstück aus dem Deckenmosaik in der Kuppel des Baptisteriums der Arianer in Ravenna. Der knabenhafte Jüngling von Nazareth entsteigt bei seiner Taufe dem Jordan. Bis zum Gürtel steht er noch im Wasser, morgenklar schaut er in die Welt, die Taube des Geistes grüßt ihn von oben, Johannes in Hirtengewandung tauft ihn, rechts sieht man den ebenfalls ursprünglich empfundenen Flußgott Jordan. So vereint das Mosaik aus dem 6. Jahrhundert die christliche Stimmung mit der „heidnischen" Anschauung. Der arianische Geist leuchtet auf, der in südlicher Sonne und Luft den wahren guten Hirten als den Idealmenschen vor dem Kreuzträger der Kirche verehrt. So meint es auch der Sammler der Jesussprüche, der Herrenworte aus den vier Evangelien als seine persönliche Auswahl, als Bekenntnislese ohne äußere Unterscheidung oder mechanische Abtrennung vor uns ausbreitet. Die Lese ist nur klein; ich nenne darum die ähnlichen Bemühungen des Schweizers Hilty, des Bayreuthers H. St. Chamberlain, des Jenenser Theologen Heinrich Weinel, des Baselers Paul Wernle, nicht

an letzter Stelle erwähne ich Otto Frommels zartsinnige Schrift: Die Poesie des Evangeliums Jesu.

Charlottenburg Theodor Kappstein

Moses. Von Uriel Birnbaum. Religiöse Gestalten und Strömungen. München 1928, Georg Müller. 95 S.

Erstaunlich an dieser Studie ist ihr ungebrochener Glaube, mit dem sie erhobenen Hauptes, überirdischen Glanz in den verklärten Augen, federnden Fußes durch die dornige Gegenwart dahinschreitet. Denn dies Bekenntnis zu den Heiligtümern der Väter und der Söhne klingt in den Jubelruf aus: „Aus dem einen Manne Moses und aus seinen ersten sechshunderttausend zur Welteroberung ausgesandten Männern sind jetzt eine Milliarde Menschen geworden, zwei Drittel der Menschheit, Juden, Christen und Moslems. Und die setzen, aller Rebellerei zum Trotz, heute noch das Werk der Welteroberung für Gott fort, das Moses begann, als er, den Einen, Allmächtigen, Allbarmherzigen, Allgerechten, Ewigen erkennend, uns den Glauben an diesen Gott und sein gerechtes Gesetz gab, an den Messias und an die Auferstehung der Toten zum ewigen Leben. Die Erkenntnis der Gerechtigkeit als des Grundpfeilers der Welt. Den Sabbat. Den Begriff Ewigkeit, Nächstenliebe, Sünde und Buße. Gab es uns, indem er in Gottes Auftrag Israel aussandte, die Welt Gott nahe zu bringen. Das war Moses, Gottes getreuester Knecht und gewaltigster Prophet, der größte Mensch, der je gelebt." So einfach liegt die Sache für die wissenschaftliche Erkenntnis nun allerdings nicht, wie dieser Romantiker sich's träumt. Den Sagenkranz des jüdischen Volks in der Mythenbildung der Väter hat der verdienstliche Micha Josef bin Gorion auch für Mose liebevoll gesammelt, dessen Erbe die Witwe und der Sohn zärtlich betreuen. Der Mose-Band (von 1926) mit seinen dreißig Abschnitten in den vier Büchern bleibt das schönste Denkmal für die nachwirkende Kraft des im Kern unbezweifelbar historischen Volksführers und Schöpfers der jüdischen Theokratie auf dem Boden des Bundesgesetzes. Und was der jüngst verstorbene berliner Alttestamentler Hugo Greßmann (1913) in seinem Werk „Mose und seine Zeit" in abwägender Quellenkritik aus dem literarischen Befund erhoben hat, bleibt richtunggebend. Birnbaum schüttelt seine süße Frucht leichtgefällig von den Ästen. Seine Dichtung, die er für die geschichtliche Wahrheit hält, gibt in reizender Novellistik, mit liebender Einsenkung in die heiligen Texte einen Mose ohne alle Kritik. Rührend schön, daß es solche Anbeter des Bibelbuchstabens noch unter uns gibt!

Charlottenburg Theodor Kappstein

Unser Leben nach dem Tode. Von Arthur Chambers. Mit einem Vorwort von Fricke und Büchenbacher. Leipzig 1928, O. R. Reisland. 174 S.

In England, wo der Kanzelredner in London im Dienst der Kirche wirkt, ist dies Buch als Frucht religiöser Vorträge weit verbreitet. Ich kann trotz den beiden schützenden Vorworten nicht einsehen, warum diese biblisch-theologischen Studien für deutsche Leser übersetzt werden mußten. Der Standpunkt des Verfassers ist ein unbekümmerter Biblizismus ohne religionsgeschichtliche Bedenken. Man trug uns das vor vierzig Jahren in Basel und in Tübingen im Schutz der süddeutschen Theologie von Tobias Beck vor, wo alle Bibelworte ununterschieden nach Inhalt und Form auf der gleichen Ebene sich lagerten und das geoffenbarte Gotteswort die Vernunft gefangen nahm unter den Gehorsam des Glaubens. Chambers verständigt uns über den griechischen, jüdischen und frühchristlichen „Hades" und legt alle Schwerkraft in die Lehre vom Zwischenleben, also in den Zeitraum vom Tode bis zur endgültigen Entscheidung am sogenannten Jüngsten Tage. These: Der Mensch lebt als bewußte Persönlichkeit fort auch nach seiner Trennung vom zeitlichen Körper im Tode. Dies bewußte Weiterleben ist weder Himmel noch Hölle, sondern ein Zwischensein im Hades. Aus der Bibel beider Testamente hat sich unser Gottesmann ein erstaunlich genaues Wissen erworben. Wir hören zum Beispiel, daß sich alle Menschen in diesem Hades wiedererkennen werden und neu in Beziehung zueinander treten. Verschiedene Entwicklungsstufen sind vorgesehen; das Evangelium Christi wird auch jenseits des Todes noch viele retten. Wem solche Speise zusagt, der genieße sie in Frieden. Mir schwebt über alledem die neutestamentliche Mahnung: auch der Menschensohn weiß es nicht; Gott bleibt der Unerkennbare; wer saß mit ihm in seiner Ratsstube?

Charlottenburg Theodor Kappstein

Johannes Hus. Sein Leben und sein Werk. Mit einer Auswahl aus seinen pastoralen Schriften und Predigten. Von Franz Strunz. München-Planegg 1927, Otto Wilhelm Barth-Verlag G. m. b. H. 143 S.

Franz Strunz, dessen feines Verständnis für religiöse Fragen und Persönlichkeiten den Lesern dieser Zeitschrift wohl bekannt ist, und der durch seine Monographien über Paracelsus und über Albertus Magnus weiten Kreisen zu tieferem Verständnis des mittelalterlichen Lebensgefühls und seiner gedanklichen Auswirkungen verholfen hat, gibt in dem vorliegenden Buch in gemeinverständlicher Form ein Lebens- und Charakterbild von Johannes Hus. Er läßt dabei klar erkennen, wie wenig eigene Gedanken die Lehre des prager Professors und Predigers enthält, wie dieser „unfreie Freigeist" als Reformer nichts anderes war und sein wollte als ein Anhänger Wiklifs (von dessen Abendmahlslehre abgesehen), wie aber dank der eigentümlichen revolutionären Glut seines volkstümlichen religiösen Pathos seine Wirkung der des originalen englischen Reformers gleichkam, ja sie in kirchenpolitischer Hinsicht weit übertraf. Die Auswahl aus pastoralen Schriften und Predigten von Hus (natürlich in deutscher Übersetzung), die Strunz anhangsweise gibt, läßt uns dann die Stimme des böhmischen Märtyrers selbst vernehmen und bestätigt Strunzens Meinung, es sei Hus auf der Kanzel nicht, wie vielen seiner Zeitgenossen, darum zu tun gewesen, eine Theologie zu geben, sondern Gottesnähe fühlbar zu machen.

Der Bildschmuck bringt einige überraschende Porträts, die auf Augenzeugeneindrücke zurückgehen. Aus ihnen sehen wir, daß Hus bartlos war. Das traditionelle Hus-Bild beruht auf einer Verwechslung mit Hieronymus von Prag, die, wie Strunz berichtet, Holbein unterlaufen ist und durch dessen Autorität bis auf den heutigen Tag weitergewirkt hat. Jeder Freund religiöser Charakterköpfe wird das vortreffliche kleine Werk mit lebhaftester Anteilnahme lesen.

Stettin Erwin Ackerknecht

Wer wirft den ersten Stein? Von W. Jaehn. Stuttgart 1927, Walter Hädecke. 160 S. M 2,60 (3,80).

Aufzeichnungen, die der Direktor des Vereins Wohlfahrt der weiblichen Jugend nach seinen Wahrnehmungen in der weiblichen Wohlfahrtspflege gemacht. Wertvoll nicht nur als solche, sondern auch wegen des bereits im Titel enthaltenen Geistes, der sie durchdringt. Mädchenschicksale unserer Zeit lassen sie in lebendigen und unmittelbar aus der Wirklichkeit geschöpften Bildern vorüberziehen. Aus-

gehend von der Gefahr, in der die weibliche Jugend unseres Volks heute fraglos steht: in ihren sittlichen Anschauungen und Werten von den im Schwanken oder im Verfall befindlichen sittlichen Begriffen einer modernen Weltanschauung unsicher gemacht zu werden, stellt der Verfasser seine Betrachtungen über das Los des ledig bleibenden Mädchens an, spricht über sittliche Entwicklung, sexuelle Aufklärung, Sehnen nach Mutterschaft, bräutliche Hingebung, gewerbmäßige Unsittlichkeit, über Beruf des Weibes, Jugendfürsorge und Seelenpflege. Nicht nur aus den reichen Erfahrungen seines Amts in den Heimen junger Mädchen, in Jugendvereinen, Bahnhofsmission und Fürsorge, sondern mitten hearaus aus dem Getriebe des Großstadtlebens mit seinen demoralisierenden Kräften, deckt unverblümt Wunden auf, scheut vor unverhüllten Deutlichkeiten nicht zurück, behandelt alles aber mit ethisch reifem Ernst und der Gewissenhaftigkeit eines Mannes, dem es nur darauf ankommt, zu heilen und zu retten.
Das Beste an dem Buch ist die verstehende Liebe, jenes echt Menschliche, das nicht in gesellschaftlicher Dogmatik verharrt, diese vielmehr vor pharisäischer Überhebung in offenbaren Worten oder zwischen den Zeilen eindringlich warnt, Schäden und Schwären am sozialen wie sittlichen Volkskörper aufdeckt, an denen wir alle Schuld tragen, mögen wir Gott auch noch so viel danken, daß wir nicht sind „wie dieser Zöllner".

Danzig — Artur Brausewetter

Masuren. Dichtung von E. Kurt Fischer. 32 Zeichnungen von Julius Freymuth. Königsberg i. Pr., Rieseman & Lintaler.

Ein Bilderbuch ist dies Werk, auch im geschriebenen Teil. Ein rheinischer Maler, seit Jahren daheim in Masuren, entwarf die Zeichnungen, ein Schwabe, jetzt aber in Ostpreußen ansässig, schrieb den Text. Und es wurde ein entzückendes Buch, in dem alles lebt, das Wort wie das Bild, das Masurens Seele wie inneres Naturerlebnis in wundervollen Zeichnungen und einmal wirklich poetischem Texte gibt. Ja, voller Leben, Naturwahrheit und Naturkraft sind der „Masurische Bauer", der „Reiter", der einsame, durch hügelige Gefilde dahinziehende „Wanderer". Aber genau wie sie leben die „Dinge", mögen sie die Landschaft im Ganzen oder einzelne Abschnitte aus ihr oder nur einige Bäume geben. Von welcher Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit sind diese Bäume, manchmal knorrig und wuchtig erfaßt, dann wieder weich und zart in nur leicht angedeuteten Linien, ja in Strichen nur, duftig hingehaucht. Eine Seele schließlich haben auch diese kleinen, geduckten, dichtgekuschelten Häuser, die der Maler in seine Landschaften mit viel Blick und Geschick hineinstellt. Und immer ist es des Künstlers eigene Seele. „Was er malt, sagt, tönt, ist die Welt im Ich und das Ich in der Welt."
Dasselbe kann man auch vom Text sagen. Eine auffallende Harmonie zwischen Dichter und Maler, zwischen Wort und Bild. Die gleiche Liebe schuf sie. Denn was sie beide sehen und erleben, was der eine mit dem Stift, der andere mit der Feder zum Erlebnis formte, das ist ihr Masuren, ihre Kurische Nehrung.
Und wenn der Dichter die feine Anmerkung macht: Ob dies Masuren, diese Kurische Nehrung, wie er sie demutvoll erlebt, anderen noch sich erschließen wird, das sei Sache der Gnade, so stimme ich ihm bei. Denn diese herrliche Landschaft in Wort und Bild so tief und ganz erfaßt, innerlich mitzuerleben, das ist Gnade und Gunst, und man kann nur wünschen, daß sie vielen zuteil werden möchte.

Danzig — Artur Brausewetter

Nachrichten

Todesnachrichten. Erich Schlaikjer ist am 11. Februar einem Luftröhrenleiden im Alter von 60 Jahren erlegen. Schleswiger von Geburt, war er zunächst Volksschullehrer, dann Schauspieler, um sich schließlich der Laufbahn des Schriftstellers und Redakteurs zu widmen. Sein Lustspiel „Des Pastors Rieke" hat ihm seinerzeit einen guten Erfolg eingetragen. Er ist auch mit einer Anzahl von Romanen und Novellen hervorgetreten. Bekannt wurde er durch seine literarhistorischen und kulturpolitischen Aufsätze, die in verschiedenen Bänden gesammelt erschienen, von denen „Im Kampf mit der Schande" seinen Namen in weite Kreise getragen hat.
Wilhelm Brandes ist am 7. Februar in Wolfenbüttel im Alter von 73 Jahren gestorben. Er war als bester Schullehrer Braunschweigs geschätzt, hat Raabes sämtliche Werke herausgegeben, vielfach über Raabe essayistisch gearbeitet und ist auch mit eigenen Balladen hervorgetreten.
Georg Mohr ist am 5. Februar in seiner Vaterstadt Kassel, wo er als Hauptkassierer der Weltfirma Henschel & Sohn eine geachtete Stellung einnahm, nach jahrelangem schweren Leiden im Alter von 58 Jahren gestorben. Er hat sich durch eine Reihe von Romanen und Novellenbüchern historischer Prägung einen besonderen Namen unter den deutschen Heimatschriftstellern gemacht, da er mit einer lebendigen Kenntnis der von ihm bevorzugten Epochen der französischen Fremdherrschaft in Hessen (Siebenjähriger Krieg und die Zeit Jérômes) eine nicht gewöhnliche Erzählergabe verband, die sich vor allem in Büchern wie „Die letzten Altenburger", „Die Marquise von Pontillac" und „Der Kurier des Königs" erfolgreich bewährt hat.
Leo Tepe, genannt van Heemstede, ist am 19. Februar in Haarlem im Alter von 85 Jahren gestorben. Er war am 24. Juli 1842 in Heemstede geboren, hatte seine Erziehung durch die Jesuiten in Katwijk erhalten, war dann in Berlin Buchhandlungsgehilfe geworden, hatte sich später als Kompagnon der Buchhandlung Jacobi in Aachen niedergelassen, wo er die „Katholische Welt" redigierte. Im Jahre 1896 siedelte er nach Holland über, von wo er sich als Mitarbeiter deutscher, katholischer Zeitungen und Zeitschriften betätigte. Er kehrte 1886 nach Deutschland zurück und gründete die „Sionsharfe", die späteren „Dichterstimmen der Gegenwart", und übte damit eine redaktionelle Tätigkeit aus, die ihn mit weiten Kreisen in Berührung brachte und ihn zu einem Interessenmittelpunkt werden ließ. Seine eigenen Gedichte „Höhenluft" erschienen zu seinem 60. Geburtstag. Auch mit dramatischen Dichtungen „Mathusala", „Boleslaus", „Katharina" ist er hervorgetreten.
Adolf Hoffmann, Mitherausgeber der großen Nestroy-Ausgabe des Schrollschen Verlags und Mitarbeiter des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte ist am 23. Februar in Wien gestorben.

Michel Morphy ist, nach einer Meldung vom 10. Februar, hochbetagt auf dem Kastell einer einsamen Insel an der bretonischen Küste gestorben. Er durfte sich rühmen, über tausend Hintertreppenromane verfaßt zu haben.
Enrique Gómez Carillo ist am 30. November 1927 gestorben. Hispano-Amerikaner seiner Abstammung nach, lebte er seit vielen Jahren in Frankreich. Er war 1873 in Guatemala geboren, hat in jungen Jahren die Heimat verlassen und die ganze Welt als nomadisierender Reiseschriftsteller durchzogen. Seine farbenprächtigen Schilderungen exotischer Länder und Völkerschaften, in einem meisterlichen Stil gehalten, erschienen gleichzeitig in den gelesensten Zeitschriften Amerikas und Spaniens. Er sammelte sie späterhin in einer Reihe anziehender Bücher, als da sind: „El Japón heroico y galante" (1912), „La Grecia eterna", „Jerusalén" „La vida errante", „La sonrisa de la esfinge". Überdies wären zu nennen: „Literaturas exóticas", „La nueva literatura francesa" und die Kriegsschilderungen „Campos de batalla y campos de ruinas". In letzter Zeit war der Dichter mit der Bearbeitung seiner zwanzig Werke für eine zwölfbändige Gesamtausgabe befaßt.

* * *

Die Sektion für Dichtkunst der preußischen Dichterakademie zählt zur Zeit 31 Mitglieder: Hermann Bahr-München, Theodor Däubler-Berlin, Alfred Döblin-Berlin, Leonhard Frank-Berlin, Ludwig Fulda-Berlin, Max Halbe-München, Gerhart Hauptmann-Agnetendorf, Hermann Hesse-Zürich, Arno Holz-Berlin, Ricarda Huch-München, Georg Kaiser-Grünheide (Mark), Bernhard Kellermann-Berlin, Erwin Guido Kolbenheyer-Tübingen, Oskar Loerke-Berlin, Heinrich Mann-München, Thomas Mann-München, Walter von Molo-Berlin, Alfred Mombert-Heidelberg, Josef Ponten-München, Wilhelm Schäfer-Ludwigshafen (Bodensee), René Schickele-Badenweiler, Wilhelm Schmidtbonn-Rottach, Arthur Schnitzler-Wien, Wilhelm von Scholz-Berlin, Karl Schönherr-Wien, Hermann Stehr-Ober-Schreiberhau, Emil Strauß-Freiburg i. Br., Eduard Stucken-Berlin, Fritz von Unruh-Oranien b. Diez, Jakob Wassermann-Altaussee (Steiermark), Franz Werfel-Breitenstein a. d. Südbahn. Mit der Wahrnehmung der Sekretärsgeschäfte der Sektion für Dichtkunst ist von dem Minister Oskar Loerke beauftragt worden.
Der tschechische Staatspreis in Höhe von 5000 Kč. ist Franz Werfel zuerkannt worden.
Die tschechische Akademie der Wissenschaften und Künste schreibt für 1928 folgende Preise aus: je 5000 Kč. für ein lyrisches und Prosawerk; der Havelka-Fonds zahlt 1200 Kč. für ein Versepos großen Stils; der Kanka-Fonds setzt 1600 Kč. für ein lyrisches oder Prosawerk aus.
Der tschechische Minister für Schulwesen und Volksbildung ernannte zu Mitgliedern der Jury für die nachträgliche Erteilung zweier Staatspreise Friedrich Adler, Camill Hoffmann und Otto Pick.
Der Verlag Gebrüder Stiepel zu Reichenberg schreibt einen Preis von Kč. 5000,— für einen Roman eines sudetendeutschen Schriftstellers aus. Diesem Ausschreiben schließt sich die Deutsche Wissenschaftliche Gesellschaft zu Reichenberg mit dem gleichen Betrag an, so daß insgesamt 10 000 Kč. zur Vergebung gelangen. Zur Einreichung sind nur Schriftsteller berechtigt, die auf dem jetzigen Gebiete der Tschechoslowakei geboren wurden und das 40. Lebensjahr bis zum Ablauf der Einreichungsfrist noch nicht überschritten haben. Der Preis ist also ein Jugendpreis, ist unteilbar und wird somit in der ganzen Höhe von Kč. 10 000,— nur dem Verfasser der besten Arbeit verliehen. Die ausgezeichnete Handschrift wird außerdem vom Verlage zur Veröffentlichung angekauft.
Ein durch Subskriptionen in der Osteria Bagutta in Mailand zustande gekommener Preis von 5000 Lire ist G. B. Angioletti für sein Buch „Der Gerichtstag" von den 50 Stiftern, die auch das Preisgericht bildeten, zuerkannt worden.
Der Württ. Goethebund (E. V., Sitz in Stuttgart) verleiht einen jährlich abwechselnden Preis von 1000,— M. für das beste neuere Buch, Bildwerk oder Tonwerk eines Württembergers. Im Jahre 1928 soll mit dieser Ehrengabe bedacht werden das literarisch und in seiner Gattung wertvollste, für die allgemeine Bildung bedeutsamste Schriftwerk nichtdichterischer Art. Als Erscheinungsjahre kommen in Betracht 1925—1928. Das Jahr 1928 wird insoweit berücksichtigt, als das Werk bis zum 1. Oktober in Verlag übernommen worden ist. Der Württ. Goethebund bittet um Übersendung von vier gebundenen Lesestücken oder zwei gehefteten Handschriften (bei noch nicht gedruckten Werken) an die Geschäftsstelle Stuttgart, Königsstr. 38. Schlußtermin für Einreichungen zum Wettbewerb: 1. Oktober 1928. Das Preisrichteramt haben unter Vorbehalt weiterer Zuwahl übernommen: Hermann Binder, Betty Binder-Asch, Kurt Elwenspoek, Erster Dramaturg und Spielleiter der Württ. Landestheater, Herman Hefele, Dora zu Putlitz und vom Vorstand des Goethebundes Georg Mühleisen, Erstes geschäftsführendes Vorstandsmitglied, und Martin Lang, Literarischer Beirat der Deutschen Verlags-Anstalt, als Erster Vorsitzender, sämtlich in Stuttgart. Der Schiedsspruch wird begründet und veröffentlicht werden.
Herbert Eulenbergs Buch „Die Hohenzollern" ist vom londoner Verlag George Allen & Unwin zur Veröffentlichung in englischer Sprache erworben worden.
Durch die Vermittlung der Literarischen Anstalt E. Alexander, Leipzig, erscheinen in diesem Jahr in England respektive in Amerika die folgenden Bücher: Alfred Neumann: „Der Teufel", „Rebellen". Leonhard Frank: „Räuberbande", „Die Ursache". Frank Thieß: „Drei Werke (Trilogie)". Rudolf G. Binding: „Aus dem Kriege". Hermann Roßmann: „Klas der Fisch". Johannes von Günther: „Cagliostro". M. Kurlbaum-Siebert: „Kampf und Liebe der jungen Maria Stuart". Gothein: „Gartenkunst". De Man: „Psychologie des Sozialismus". Graf Corti: „Der Aufstieg des Hauses Rothschild". Niemann: „Brahms". Paul Bekker: „Geschichte der musikalischen Formwandlung". H. Mersmann: „Mozarts Briefe." W. Altmann: „R. Wagners Briefe". Zur Zeit wird ferner verhandelt wegen der Herausgabe englischer Ausgaben von: Rainer Maria Rilke, Döblin, Flake, Giese und Carossa. Der Verlag Alfred A. Knopf, Neuyork, allein erwarb Buchrechte von: Thomas Mann (5 Werke), René Schickele, Alfred Neumann, Bruno Frank, Frank Thieß, Fritz von Unruh, Ricarda Huch, Max Brod, Oscar Graf, Arthur Schnitzler, Ernst Toller, Hugo von Hofmannsthal, Alexander von Gleichen-Rußwurm, Johannes Schlaf, Friedrich Nietzsche; politische Werke von: Hermann Oncken, Hermann Stegemann, Heinrich Schnee, Hermann Lutz und Coudonhove-Kalergi.

* * *

Einer Statistik entnehmen wir die nachfolgenden Zahlen, die dartun, daß Deutschland sowohl 1913 wie im Jahr 1925 an der Spitze der Kulturnationen im Hinblick auf die Zahl der Buchveröffentlichungen steht.

	1925	(1913)	
Deutschland . . .	31 595	(28 182)	Werke
Japan	18 000	(14 000)	"
Frankreich	14 943	(11 460)	"
England	13 202	(12 379)	"
Verein. Staaten .	9 574	(12 230)	"
Spanien	6 626	(6 745)	"
Italien	5 804	(11 100)	"

Die „Patriotische Gesellschaft" in Hamburg fordert alle im Bezirk Groß-Hamburg wohnenden Dichter oder Schriftsteller, von denen bisher noch kein Werk im deutschen Buchhandel verlegt ist, auf, bis zum 12. Februar Auszüge aus ihren Prosawerken (Romane, Novellen, Erzählungen) im Umfang von höchstens 20 Schreibmaschinenseiten an den Vorsitzenden der Gesellschaft einzusenden. Ein Preisgericht wird die eingehenden Arbeiten prüfen und sodann zwei oder drei der ausgewählten an einem Vorleseabend veröffentlichen, zu dem namhafte Verleger eingeladen werden sollen. Die Vergütung für die Veröffentlichung der zum Vortrag kommenden Werke beträgt je M. 150,—.

Die deutsche Akademie, München, sammelt Unterschriften für eine Eingabe, in der die Reichsregierung gebeten werden soll, Geisteswerke, die für die Wissenschaft, Kunst oder Volkserbauung wichtig sind, über die zeitlichen Grenzen des Urheberrechts hinaus gegen Entstellung in der Öffentlichkeit gesetzlich zu schützen.

Von der russischen Regierung wird ein neues Urheberrecht vorbereitet, das die Dauer der Rechte mit vierzig Jahren von der Veröffentlichung des Werkes an festsetzt. Die Erben sollen nur zehn Jahre nach dem Tode des Schöpfers im Genuß des Urheberrechts verbleiben.

Das Hebbelmuseum in Wesselburen hat fünfzig Briefe Elise Lensings erworben, deren erster aus dem Jahre 1847 stammt, deren letzte 1854 auf dem Sterbebett geschrieben sind. Die Briefe werden wahrscheinlich in B. Behrs Verlag, Berlin, vom Hebbelmuseum veröffentlicht werden und im November 1929 spätestens, zum 75. Todestag von Elise Lensing, der Öffentlichkeit vorgelegt werden.

Jonas Fränkel (Thun-Bern) schreibt uns: Ich erfahre aus der Presse von der Existenz einer Conrad-Ferdinand-Meyer-Ausgabe im Verlage Th. Knaur in Berlin, für deren Textlaut mein Name in Anspruch genommen wird. Ich stelle hiermit fest, daß ich Sommer 1924 für die Dünndruckausgabe der Werke Meyers im Verlag H. Haessel den Text der „Gedichte" und des „Hutten" einer raschen Revision unterzogen habe, daß ich aber bei den seither erschienenen Drucken nicht in die Lage kam, eine Korrektur zu lesen. Ich verwahre mich gegen die Führung meines Namens bei Neudrucken der Gedichte Meyers und des „Hutten", an denen ich nicht beteiligt bin. Jene Revision vom Jahre 1924, für die mir bloß ein Monat Zeit gegeben war, sollte selbstverständlich einer endgültigen Feststellung des Textes, wie sie besonders für den „Hutten" mit seinen bisher ungeklärten Textverhältnissen dringend notwendig ist, nicht vorgreifen; diese Arbeit behalte ich mir vor.

* * *

Berlin verfügt zur Zeit über 35 Theater, die im Laufe des Jahres 1927 mehr als 10 000 Vorstellungen gegeben haben. Von den gespielten Autoren waren nur ein Drittel Deutsche; Frankreich nimmt mit 30 v. H. immer noch den hervorragendsten Platz unter den fremdsprachigen Bühnenschriftstellern, die in Berlin zu Wort kamen, ein. Der meistgespielte Autor in Berlin ist Bernard Shaw, der es auf 261 Vorstellungen brachte. Ihm folgte der Franzose Bourdet, dessen „Gefangene" 153mal gespielt wurde. An dritter Stelle steht der Ungar Franz Molnár mit 150 Aufführungen. Sein „Spiel im Schloß" war ein Theatererfolg, wie man ihn lange nicht erlebt hat. Erst dann kommt Gerhart Hauptmann mit 149 Aufführungen. Die Skandinavier und Russen haben außerordentlich nachgelassen. Auch Goethe und Molière erfreuen sich im berliner Theaterrepertoire keiner besonderen Beliebtheit, sie haben es zusammen nur auf 22 Vorstellungen gebracht. Hermann Sudermann, einst der beliebteste Theaterschriftsteller Berlins, ist trotz seines 70. Geburtstags in Berlin im Jahre 1927 nur zweimal gespielt worden. In der Oper hält Wagner immer noch den Rekord: 92 Wiedergaben seiner Musikdramen in Berlin sind zu verzeichnen. Ihm folgt Verdi mit 87 und Puccini mit 74 Vorstellungen.

* * * (Köln. Ztg. 116a.)

Vom Insel-Verlag (Leipzig) wird uns geschrieben: Nachdem im vergangenen Jahr die „Gesammelten Werke" Rainer Maria Rilkes in der vom Dichter noch bestimmten Gestalt erschienen sind, ist die Zeit gekommen, den Nachlaß Rilkes zu bearbeiten und eine Ausgabe seiner Briefe vorzubereiten. Es entspricht dies auch dem letzten Willen des Dichters, worin er verfügte: „Da ich, von gewissen Jahren ab, einen Teil der Ergiebigkeit meiner Natur gelegentlich in Briefe zu leiten pflegte, steht der Veröffentlichung meiner in Händen der Adressaten etwa erhaltenen Korrespondenzen (falls der Insel-Verlag dergleichen vorschlagen sollte) nichts im Wege." Zur Förderung dieser Arbeit werden die Besitzer von Briefen und ungedruckten Manuskripten Rainer Maria Rilkes gebeten, diese an die Tochter des Dichters, Frau Carl Sieber, Garmisch, Oberbayern, Obermühle, zur Abschriftnahme einzusenden. Rücksendung erfolgt in kürzester Frist. Gleichzeitig wird darauf aufmerksam gemacht, daß jede Veröffentlichung aus der ungedruckten Hinterlassenschaft des Dichters der ausdrücklichen Genehmigung der Rechtsnachfolger bedarf.

Am 20. April hätte Herman Bang seinen 70. Geburtstag gefeiert. Wir erinnern daran, daß Bangs Romane eben in einer Neuauflage und völlig neuer Ausstattung im Verlag von S. Fischer, Berlin, erscheinen. Bisher sind vier Bände dieser Ausgabe veröffentlicht worden.

Vorlesungs-Chronik

Von den für das Sommersemester 1928 an deutschen, österreichischen und schweizerischen Hochschulen angekündigten Vorlesungen zur neueren Literaturgeschichte sind die folgenden bisher zu unserer Kenntnis gelangt:

BASEL: Zinkernagel, Die deutsche Literatur im Zeitalter der Aufklärung. Geschichte des deutschen Dramas und Theaters I. Herders „Shakespeare"-Aufsatz. Schillers „Don Carlos". West, Über H. G. Wells. Tappolet, A. Daudet, Lettres de mon moulin. Janner, Giosuè Carducci. Walser, Italienische Literatur der Spätrenaissance und des Barocks. La novella e la fola in Italia. Mahler, Dostojewskij: Probleme und Gestalten. — BERLIN: Herrmann, Deutsche Romantik. Hübner, Das deutsche Volkslied. Van den Kerckhove, Literaturproben lebender Schriftsteller mit lite-

rarhistorischer Einleitung für Anfänger. Petersen, Kleists Erzählungen. Schillers „Wallenstein" auf der Bühne. Weber, Geschichte des deutschen Romans. Goethes „Werther". Brandl, Mittelenglisch: Einführung in Sprache, Literatur und Geschichte. Meißner, Lord Byron und seine Zeit. Überblick über die englische Literatur des 19. Jahrhunderts. Pender, George Bernard Shaw. Schönemann, Über den amerikanischen Essay. Brandão, Portugiesische Literatur. Marcus, Ibsen als Verkünder und Dramatiker. Zur schwedischen Literatur. Zur neueren nordischen Literaturgeschichte. Vasmer, Russische Literaturgeschichte. Rosenqvist, Finnische Literatur. — BERN: Fränkel, C. F. Meyer. Der junge Goethe. von Greyerz, Heinrich Leutholds Dichtungen. Maync, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Vorklassik und Klassik. Geschichte der deutschen Romantik. Das Drama. Hebbels Anfängerübungen zu schweizerischen Dichtern des 18. und 19. Jahrhunderts. Funke, Das englische Drama (vom Mittelalter bis Shakespeare). Englische Literatur im 19. Jahrhundert. de Reynold, Histoire de la littérature française moderne. Niggli, Moderne italienische Prosa. von Wartburg, La letteratura italiana moderna. Gawronsky, Die Weltanschauung Dostojewskijs. — BONN: Enders, Gestaltungsstufen der deutschen Lyrik. Literaturwissenschaftliches Praktikum. Rheinische Dichtung der Gegenwart. Lyrische Gestaltungsprobleme. Müller, Die volkstümliche Kleindichtung. Schneider, Der Prosastil der Gegenwart. Walzel, Methodenlehre des Erforschens von Dichtung. Schirmer, Die englische Hochromantik. Erklärung von Dichtungen der englischen Romantik. Gaufinez, La littérature française de 1850 à 1890. Humoristes français modernes. Platz, Französische Stilistik. Martinez Santa-Olalla, Einführung in die moderne spanische Literatur. — BRESLAU: Drescher, Faustsage und Faustdichtung mit vollständiger Interpretation von Goethes „Faust". Heckel, Geschichte des deutschen Romans von den Anfängen bis zur Romantik. Kühnemann, Goethes „Faust". Siebs, Geschichte der deutschen Literatur vom 12. Jahrhundert bis zur Neuzeit. Horn, Geschichte der englischen Literatur im 18. Jahrhundert. von Schaubert, Das englische Drama, unmittelbar vor und neben Shakespeare. Breuer, Einführung in die provenzalische Sprache und Literatur. Neubert, Das französische Drama des 19. und 20. Jahrhunderts. Palgen, Le naturalisme en France (les Goncourt, Zola, Huysmans). Chiusano, L'ottocento e la letteratura contemporanea: il Leopardi. Hanisch, Russische Literatur von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart. Koschmieder, Die polnische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. — DANZIG: (Technische Hochschule): Kindermann, Der Entwicklungsroman des 19. Jahrhunderts. Die Sturm- und Drangbewegung. Das deutsche Volkslied. Lessings hamburgische Dramaturgie. — DRESDEN: (Sächsische Technische Hochschule): Janentzky, Goethe. Die literarischen und religiösen Strömungen im Sturm und Drang. Probleme der Tragödie (II. Teil). Hittmair, Die englische Literatur des 17. Jahrhunderts, Milton und seine Zeit. Shakespeare „Macbeth". Klemperer, Klassische Literatur der Franzosen. — ERLANGEN: Geißler, Dichtung der Gegenwart in ihrer Sprachkunst. May, Von Goethe bis zur Gegenwart. Literaturgeschichtliche Übungen. Saran, H. von Kleists „Penthesilea". Pirson, Histoire de la poésie dramatique au 18e siècle. Literaturgeschichtliche Übungen. — FRANKFURT a. M.: Hasse, Friedrich Nietzsche, sein Werk und sein Leben. Pfeiffer-Belli (und Schultz), Goethes „Faust" auf der Bühne. Schultz, Die deutsche Literatur vom Barock bis zum Sturm und Drang. Goethes „Faust". Grundriß und Epochen der neueren deutschen Literaturgeschichte. Probleme der Literatur des 19. Jahrhunderts. Sommerfeld, Goethes Schriften zur Kunst und Literatur. Der deutsche Roman seit Goethe. Curtis, English Literature of the 18th century. von Petzold, Some recents English Literature. Hatzfeld, Geschichte der französischen Lyrik von den Anfängen bis zur Gegenwart. Petriconi, Die französische Literatur seit 1870. Bernay, La poésie française du 20e siècle. — FREIBURG i. B.: Newald, Franz Grillparzer. Witkop, Lessing und Schiller nebst Rückblick auf die Anfänge des deutschen Dramas. Grillparzer, Büchner, Otto Ludwig. Kapp, Shakespeares „Hamlet". Morize, La littérature française contemporaine. Witkop, Der europäische Roman der Gegenwart: von Dostojewskij bis Romain Rolland. — FREIBURG (Schweiz): Müller, Geschichte der neueren deutschen Literatur (III). Barock. Benett, English Literature: the seventeenth century. English Prosody. — GIESSEN: Collin, Das deutsche Drama von Hebbel bis Hauptmann. Viëtor, Die Dichtung des Sturm und Drang. Des Knaben Wunderhorn. Grimmelshausen. Fischer, Shakespeares Römerdramen. Übungen zur neueren englischen Literaturgeschichte. Vlamynck, Le romantisme français. Ruppert y Ujaravi, Los grandes escritores dramáticos en los siglos XVIII y XIX. Collin, Henrik Ibsen, sein Werk und seine Weltanschauung. — GREIFSWALD: Mackensen, Die Volkskunde der Romantik: Herder, Grimm, Görres, Arndt, Arnim, Brentano und ihre Zeit. Markwardt, Das Drama vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Merker, Einführung in das Studium der deutschen Literaturwissenschaft. Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter des Barocks und der Aufklärung. Stammler, Geschichte der niederdeutschen Sprache und Literatur. Liljegren, Die englische Romantik. Vockeradt, Auswahl aus E. B. Brownings und R. Brownings Dichtungen. Lommatzsch, Geschichte der französischen Literatur im Zeitalter der Renaissance. Merker, Grundzüge der dänischen Literaturgeschichte. Drougge, Übungen über schwedische Poesie. Brüske, Gogols „Tote Seelen". Bräunlich, Moderne türkische Literatur. — HALLE-WITTENBERG: von Galléra, Deutsche Literatur: Jungdeutschland und seine Nachzügler. Liepe, Goethes „Faust". Drama und Dramaturgie Friedrich Hebbels. Schneider, Deutsche Romantik. Literaturwissenschaftliche Übungen über Themen des 18. und 19. Jahrhunderts. Wittsack, Dichtungen von Martin Kessel, Carl Zuckmayer und von Vertretern jüngster Lyrik. Zachariae, Einführung in die vergleichende Literaturgeschichte. Remus, Wiederholung der englischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Voretzsch, Übungen zum französischen romantischen und realistischen Drama. Wiese, Erklärung neuitalienischer Novellisten. Lezius, Geschichte der russischen Literatur. — HAMBURG: Berendsohn, Dichterische Phantasie; Probleme und Methoden der Forschung. Görland, Betrachtungen zur Problemgeschichte des Dramas. Meyer-Benfey, Kleists Novellen. Petsch, Die dichterischen Formen (Wesen und Formen der Dichtung, 2. Teil). Lessing und seine Zeit. Besprechung von Arbeiten der Mitglieder aus dem Gebiet der Literaturwissenschaft. Badger, Modern english Drama. Wolff, Geschichte der englischen Literatur des 17. Jahrhunderts. Brulez, Stendhal et Balzac. Küchler, französische Lyrik von Baudelaire bis Valéry. Großmann, Übungen über den Schelmenroman. Krüger, Spanische Literatur der vorklassischen Zeit. Pino Saavedra, Novelistas hispano-americanos de hoy. Alnaes, Henrik Ibsen, liv og diktning. Berendsohn, Henrik Ibsen „Brand" und „Peer Gynt". Meyer-Benfey, Henrik Ibsen. von Propper, Das Leben und Schaffen Leo Tolstojs. von Reybekiel, Der moderne polnische Roman. HEIDELBERG: Boucke, Die Sturm- und Drangbewegung (der junge Goethe). Gundolf, Deutsche Literatur im 17. Jahrhundert. Frhr. von Waldberg, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Goethe in Italien. Lucas, History of English Literature from 1660—1750. Curtius, Die französische Literatur im Zeitalter Flauberts. Jourdan, Quelques poètes contemporains. Boucke, Henrik Ibsens historische und philosophische Dramen. — JENA: Leitzmann, Deutsche Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Goethes Lyrik. Michels, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Fisher, A survey of contemporary

english poetry. H. G. Wells. Kirchner, James Joyce and the younger generation. Gelzer, Französische Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Engberg, Schwedische Literaturgeschichte im 19. Jahrhundert. — KIEL: Gerhard, Die Zeit des Sturm und Drang. Übungen über Lyrik. Wolff, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. Hebbels dramatische Fragmente. Koelbing, Modern english Novelists (II.): Th. Hardy to the present day. N. N., The Development of the english Novel. Gallay, Littérature française moderne. Küchler, Die Lyrik der Symbolisten. Jensen, Die Literatur der schriftlosen Völker. — KÖLN: Bertram, Geschichte der deutschen Dichtung seit 1848. Friedrich Nietzsche. Hankamer, Lessing und seine Zeit. Chevalier de St. George, The Genius of Tennyson. Huscher, Viktorianische Dichtung. Schöffler, Shakespeare: Meisterwerke und Ausgang. Perrot, Le mouvement littéraire contemporain. LEIPZIG: — Jolles, Das Drama. Übungen zum Drama. Literaturgeschichte und Psychoanalyse. Korff, Deutsche Frühklassik. Jean Paul. Obenauer, Herder. Witkowski, Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter Klopstocks, Lessings und Wielands. Goethes „Faust", mit einer Einleitung über die Geschichte der Faustdichtung. Edwards, A Survey of modern English Literature (from 1900 up to the present day). Schücking, Geschichte des literarischen Geschmacks in England im 18. Jahrhundert. Becker, Geschichte der französischen Literatur der Renaissancezeit. Französische Metrik. Friedmann, Stendhals Werk und seine Wirkung auf die französische Literatur unserer Zeit. Wengler, L'œuvre des Goncourt. Friedmann, Übungen über Giacomo Leopardis Werke. Dieterich, Der spätgriechische Roman und seine Ausläufer in Mittelalter und Neuzeit. Ekman, Den svenska lyriken. Trautmann, Puschkin. — MARBURG: Elster, Geschichte der deutschen Dichtung des 18. Jahrhunderts (II. Teil). Grillparzer. Deutschbein, Englische Romantik. Diffené, Modern English Humorists. Kleinschmit von Lengefeld, Neueste englische Literatur. Schmidt, Englische Volksballaden. Glaser, Epochen und Führergestalten der französischen Literatur. Übungen über die Literatur der Aufklärung in Frankreich. Spitzer, Die französische Literatur an der Wende des 19. und 20. Jahrhunderts. Molière. Vlamynck, Le romantisme français. Spitzer, Döhner und Casalduero, Vorlesung über moderne spanische Literatur. Vlamynck, Die niederländische Literatur der zweiten Hälfte des 19. und 20. Jahrhunderts. — MÜNCHEN: Borcherdt, Die Klassische Dichtung. Brecht, Geschichte der deutschen Literatur im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts. Geschichte des europäischen Romans. Kutscher, Empfindsamkeit und Sturm und Drang in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts. Das deutsche Theater des 18. und 19. Jahrhunderts. Übungen an literarischer Kritik und deutscher Stilkunde über die Literatur der Gegenwart. Strich, Die deutsche Lyrik von Hölderlin bis Stefan George. Renaissance und Barock in der deutschen Literatur. Zur Stilgeschichte der deutschen Dichtung. Förster, Shakespeares Leben und Werke. Literargeschichtliche Übungen an Gedichten des 19. Jahrhunderts. Voßler, Über französische Literatur des 19. Jahrhunderts. — MÜNSTER: Koppelmann, Schillers philosophische Gedichte und Abhandlungen. Magon, Geschichte des deutschen Romans von der Renaissance bis zur Romantik. Schwering, Goethe. Der Dichter und sein Werk. Die politische Dichtung der Deutschen im 19. Jahrhundert. Keller, Englische Literatur seit 1880. Das nachshakespearische Drama. Mason, Englische Dichtung der romantischen Zeit (1790 bis 1824). Decroos, La poésie française de 1600 à 1800. Greving, Lesung und Erklärungen französischer Dichtungen, vornehmlich des 19. und 20. Jahrhunderts. Heinermann, Das spanische Drama seit der Blütezeit. Magon, Ludwig Holberg (mit besonderer Rücksicht auf seine Beziehungen zur deutschen Literatur). van Sint-Jan, Übersicht über die flämische Literatur des 19. Jahrhunderts. Meyer, Dostojewskij und Tolstoi. — ROSTOCK: Golther, Geschichte der deutschen Dichtung im Zeitalter der Klassiker (1748—1832). Teuchert, Deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts von der Romantik bis zum Beginn des Naturalismus. Imelmann, Englische Romantik. Spehr, Repetitorium der französischen Literatur (18. und 19. Jahrhundert). Zenker, Molière, „Misanthrope". Björkman, litterära porträtt ar nyare svenska och norska diktare. Geschichte der neueren schwedischen Literatur. — TÜBINGEN: Bebermeyer, Deutsche Romantik. Hauptströmungen der deutschen Dichtung der Gegenwart. Coll, English Novelists of the Eighteenth Century. Gauger, Repetitorium der englischen Literatur (I). Entwicklungsgeschichte des englischen Dramas bis zur Neuzeit. Rebensburg, Le lyrisme en France (à partir de 1850). Rohlfs, Französische Literatur im Zeitalter der Renaissance. — WÜRZBURG: Woerner, Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert (2. Hälfte). Heinrich von Kleist „Die Familie Schroffenstein". Oden und Hymnen Hölderlins. Jiriczek, Dichtungen der Byron-Zeit. Klavehn, The Works of H. G. Wells. Franz, Die Lehre vom französischen Versbau und die Formen französischer Dichtung. von Jan, Einführung in das Studium der französischen Literatur. — ZÜRICH: Ermatinger, Die deutsche Dichtung im Zeitalter des Barocks. Die deutsche Romantik. Analysen von Dramen. Übungen über Schillers Dramen. Faesi, Deutsche Lyrik von Nietzsche an. Kultur- und Weltanschauungsfragen der modernen deutschen Literatur. Übungen aus dem Gebiet der deutschen Literatur seit 1850. Fehr, English Literature 1830—1890 (Part. III): The Novel. Modern English Drama from Oscar Wilde to Bernard Shaw. Oscar Wildes Prosaschriften. Spoerri, La littérature française du vingtième siècle. Introduction à la poésie de Paul Valéry. Wittmer, Alfred de Musset. — ZÜRICH: (Eidgenössische Technische Hochschule): Ermatinger, Goethe als Lyriker. Friedrich Hebbels Leben und Werke. Jeremias Gotthelf und C. F. Meyer. Kohler, Grands romantiques: Lamartine et Vigny. Écrivains contemporains: Claudel, Valéry et la poésie moderne; Gide et quelques prosateurs. Schaer, Neuere schweizer Lyrik. Die Motivgestaltung in der deutschen Liedkunst. Deutsche Frauenlyrik.

Der Büchermarkt

Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zur Besprechung zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Binding, Rudolf G. Gesammelte Werke. I. Novellen und Legenden. II. Gedichte. Reitvorschrift für eine Geliebte. III. Aus dem Kriege. IV. Erlebtes Leben. Frankfurt a. M. 1927, Rütten & Loening. 377, 324, 362, 293 S. Geb. M. 25.—.

Däubler, Theodor. L'Africana. Roman. Berlin-Grunewald, Horen-Verlag. 200 S.

Dominik, Hans. Das Erbe der Uraniden. Roman. Berlin 1928, Ernst Keils Nachfolger (Aug. Scherl) G. m. b. H. 321 S. M. 4,50 (6,—).

Edschmid, Kasimir. Sport um Gagaly. Roman. Wien 1928, Paul Zsolnay. 358 S. M. 4,— (5,50).

Eichthal, Rudolf von. Der Kreuzberg. Roman. Wien 1928. Ed. Strache. 355 S.

Frank, Bruno. Politische Novelle. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 180 S.

Hartwig, Mela. Ekstasen. Novellen. Wien 1928. Paul Zsolnay. 351 S.

Hausmann, Manfred. Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken. Abenteuer eines Wanderers. Bremen 1928, Carl Schünemann. 258 S. Geb. M. 6,–.

Hild, Friedrich. Das Gelöbnis. Frankfurt a. O., Haus- und Schule-Verlag. 184 S. Geb. M. 2,50.

Holland, Meta. Leuchtender Alltag. Erzählungen. Barmen 1927, Emil Müllers Verlag. 132 S. M. 2,– (2,80).

Kratzmann, Ernst. Das Lächeln des Magisters Anselmus oder Das Leben des Hanns Meinrat Maurenbrecher aus Dinkelsbühl. Neuherausgegeben. Wien, Eckart-Verlag. 196 S.

Lark, Dietrich. Weibertoll. Roman. Obernzenn/Franken 1928, Karl Rudolf. 303 S.

Möller, Alfred. Immer lustig! Eine Auslese von Humor und Scherz vorwiegend der neuesten Zeit. Mit ernsten Zwischenstücken. Nebst einer Einführung in Sprechtechnik und Vortragskunde. Graz 1928, Leykam-Verlag. 471 S.

Rennenkampff, Anna Lydia von. Das Haus auf der Höhe. Roman. Stuttgart 1927, Dienst am Volk, Verlagsbuchhandlung. 207 S. Geb. M. 5,–.

Schmid-Kugelbach, Heinrich. Leupold mit der Taube. Leipzig/Hamburg, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick). 144 S. Geb. M. 4,–.

Serer, Walter. Die tückische Straße. 253 S. – Die Tigerin. Eine absonderliche Liebesgeschichte. 175 S. – Der elfte Finger. 25 Kriminalgeschichten. 260 S. – Zum blauen Affen. 33 Kriminalgeschichten. 229 S. – Letzte Lockerung. Ein Handbrevier für Hochstapler. 215 S. – Posada oder Der große Coup im Hotel Ritz. Ein Gaunerstück in 3 Akten. 194 S. – Der Pfiff um die Ecke. 25 Kriminalgeschichten. 253 S. Berlin, Paul Steegemann.

Speyer, Wilhelm. Der Kampf der Tertia. Erzählung. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 237 S. M. 3,50 (5,–).

Stein, Wolfgang E. Ludwig. Des Freiherrn Knote von Knöterichshausen Europäischer Karneval oder Der Tychonische Stern. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 395 S. Geb. M. 7,50.

Stenbock-Fermor, Graf Alexander. Meine Erlebnisse als Bergarbeiter. (Lebendige Welt, herausgeg. von Frank Thieß.) Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachfolger. 217 S. M. 3,50 (5,–).

Trentini, Albert. Der Webstuhl. Roman. München 1928, Georg D. W. Callwey. 284 S. M. 5,– (6,–).

Wassermann, Jakob. Der Fall Maurizius. Roman. Berlin 1928, S. Fischer. 577 S. M. 8, (10,50).

* * *

Bennett, Arnold. Lord Raingo. Roman. Deutsch von E. F. Marx. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 396 S. Geb. M. 7,50.

Chesterton, G. K. Der geheimnisvolle Klub. Deutsch von Rudolf Nutt. München 1928, Musarion Verlag. 272 S. M. 4,– (6,–).

Hutchinson, A. S. M. Das wachsende Reich. Roman. Deutsch von Hanns von Gumppenberg. München, Drei Masken Verlag. 560 S.

Tauchnitz-Edition. Vol. 4815. Booth Tarkington, Claire Ambler. 269 S. – Vol. 4816. Aldous Huxley, Those Barren Leaves. 350 S. – Vol. 4817. Hugh Walpole, Jeremy at crale. 258 S. – Vol. 4818. Douglas Goldring, The façade. 279 S. – Leipzig 1928, Bernhard Tauchnitz.

Dominique, Pierre. Weltuntergang. Roman. Deutsch von Hans Kauders und E. R. Keilpflug. München 1928, Musarion-Verlag. 253 S. M. 4,– (6,–).

Gunnarsson, Gunnar. Der Geächtete. Aus dem Dänischen übersetzt von Erwin Magnus. Berlin 1928, Universitas, Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft. 262 S. M. 4,75 (6,50).

Haukland, Andreas. Helge, der Wiking. Roman. Deutsch von Luise Wolf und Friedrich Castelle. Hannover, Adolf Sponholtz. 410 S. Geb. M. 9,50.

Krassnow, P. Kostja, der Kosak. Historischer Roman in 2 Büchern. Übersetzt von Oskar von Riesemann. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt 592 S. Geb. M. 8,50.

Kusmin, Michael. Das wunderliche Leben des Joseph Balsamo Grafen Cagliostro. Roman in drei Büchern. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag G. m. b. H. 230 S.

Lyrisches und Episches

Bancels, Marie-Louise von. Vom buntfarbigen Leben. Gedichte. Weimar 1927, Fritz Fink. 35 S.

Bernthsen, Maria (Max Grad). Gedichte. Druck: Stuttgart-Berlin, Deutsche Verlags-Anstalt. 69 S.

Ehrler, Hans Heinrich. Gesicht und Antlitz. Neue Gedichte. Gotha 1928, Leopold Klotz. 162 S. Geb. M. 5,–.

Franke, Arnolt, Am Strand. Gedichte.
– – Vor Tag, Ein Gesang. Bonn 1927, Promethiden-Verlag. 29 S.

Heinitz, Wilhelm. Indianische Phantasie. München 1928, G. Hirths Verlag G. m. b. H. 77 S.

Hildesheim, Höpfner von. Der Einsame. Gedichte. Saarbrücken 1928. 44 S.

Kühn, Lenore. Sang des Lebens. Gotha 1928, Leopold Klotz. 75 S. Geb. M. 5,–.

Luitpold, Josef. Die Rückkehr des Prometheus. Berlin 1927, Buch-Meister-Verlag. 126 S.

Maertin, Karl. Des Steinmetzen Hymnen. München 1928, Georg Müller. 142 S.

Schliepmann, Hans. Lebenssymphonie. Ausgewählte Gedichte aus 50 Jahren. Geleitwort von Julius Hart. Berlin/Leipzig 1927, B. Behrs Verlag (Fr. Feddersen). Geb. M. 4,–.

Zollikofer, Fred von. Über Maschinen das Licht. Weimar 1928, Erich Lichtenstein. 63 S. Geb. M. 3,50.

Dramatisches

Bahr, Hermann. Himmel auf Erden. Ein Zwiegespräch. München 1928, Verlag „Ars sacra" Jos. Müller. 45 S. M. 1,60.

Lion, Ferdinand. Zwischen Indien und Amerika. Lustspiel in 3 Akten. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 94 S. M. 2,–.

Tschechoff, Anton. Der unnütze Mensch Platonoff. Schauspiel in 4 Akten. Für die moderne Bühne umgedichtet und mit einem Nachwort versehen von René Fülöp-Miller. München 1928, R. Pieper & Co. 162 S. Geb. M. 5,–.

Literaturwissenschaftliches

Beriger, Leonhald. Grillparzers Persönlichkeit in seinem Werk (III. Wege zur Dichtung). Horgen-Zürich 128, Verlag der Münster-Presse. 128 S.

Buber. Aus unbekannten Schriften. Festgabe für Martin Buber. Zum 50. Geburtstag. Berlin 1928, Lambert Schneider. 245 S.

Enking, Ottomar. Georg von der Gabelentz. Zum 60. Geburtstag des Dichters. Leipzig 1928, L. Staackmann. 32 S.

Gehrke, Carl. Theodor Mommsen als schleswig-holsteinischer Publizist (Schriften der baltischen Kommission zu Kiel, VIII.) Breslau 1927, Ferd. Hirt. 203 S. M. 11,–.

Kostjak, Franz. Julius von der Traun (Alexander Julius Schindler). Ein vergessener Österreicher. Wien 1928, Im Selbstverlag des Verfassers. 96 S.

Ritzen, Renatus. Der junge Sebastian Brunner in seinem Verhältnis zu Jean Paul, Anton Günther und Fürst Metternich. Aichach, 1927, Lothar Schütte. 190 S.

Scholz, Felix, Clemens Brentano und Goethe (Palaestra 158). Leipzig 1928, Mayer & Müller. 264 S. M. 17,60.

Schürr, Friedrich. Barock, Klassizismus und Rokoko in der französischen Literatur. Eine prinzipielle Stilbetrachtung. Leipzig 1928, B. G. Teubner. 44 S. M. 3,–.

Soergel, Albert. Dichtung und Dichter unserer Zeit. Eine Schilderung der deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte. 377 Abb. 19. Aufl. Leipzig 1928, R. Voigtländer. 1062 S. Geb. M. 32,–.

Sorge, Susanne M. Reinhard Johannes Sorge. Unser Weg. Mit einem Nachwort von Karl Muth. München 1927, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 135 S. Geb. M. 3,60.

Spiero, Heinrich. Gustav Falke. Ein Lebensbild. Mit zwei Bildtafeln und einer unveröffentlichten Handschrift. Braunschweig 1928, Georg Westermann. 100 S. Geb. M. 4,–.

Straumann, Heinrich. Justinus Kerner und der Okkultismus in der deutschen Romantik (IV. Wege zur Dichtung). Horgen-Zürich 1928, Verlag der Münster-Presse. 143 S.

Thalmann, Marianne. Henrik Ibsen, ein Erlebnis der Deutschen. (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft, Nr. 29). Marburg a. L. 1928, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. G. Braun. 66 S. M. 2,50.

* * *

Chamberlain, Houston Stuart. Briefe 1882–1924 und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. Bd. I. München 1928, F. Bruckmann A.-G. 332 S. M. 6,– (8,–).

Liptzin, Solomon. Lyric pioneers of modern Germany. Studies in German Social Poetry. New-York 1928, Columbia University Press. 187 S.

Verschiedenes

Brentano, Franz. Vom sinnlichen und noetischen Bewußtsein [Psychologie III] 1. Teil. Mit ausführlicher Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Oskar Kraus. Leipzig 1928, Felix Meiner. 191 S. M. 7,– (8,50).

Burckhardt, Jacob. Die Kultur der Renaissance in Italien. Mit einem Geleitwort von Wilhelm von Bode. Vollst. Ausg. Berlin 1928, Th. Knaur Nachfolger. 588 S. Geb. M. 2,85.

Fellmann, Hans Georg. Die böhmische Theatertruppe und ihre Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts (Theatergeschichtliche Forschungen 38). Leipzig 1928, Leopold Voß. 80 S.

Fülöp-Miller, René. Der Heilige Teufel. Rasputin und die Frauen. Mit einem Titelbild und 93 Abbildungen. Zürich 1927, Grethlein & Co. 440 S.

Grau, Kurt Joachim. Eitelkeit und Schamgefühl. Eine sozialcharakterpsychologische Studie. Leipzig 1928, Felix Meiner. 149 S. M. 5,– (7,–).

Halfeld, Adolf. Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers. Jena 1927, Eugen Diederichs. 244 S. M. 5,– (7,–).

Heinichen, Otto. Die Grundgedanken der Freimaurerei im Lichte der Philosophie. Eine Auseinandersetzung mit den beiderseitigen Hauptproblemen. 3., erweiterte Auflage. Berlin, Alfred Unger. 138 S. M. 4,– (5,60).

Hellpach, Willy. Politische Prognose für Deutschland. Berlin 1928, S. Fischer. 520 S. M. 8,– (10,–).

Horst, Carl. Die Architektur der deutschen Renaissance. Berlin 1928, Propyläen-Verlag. 326 S.

Jäckh, Ernst. Deutschland, das Herz Europas. Nationale Grundlagen internationaler Politik. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 138 S. Geb. M. 5,–.

Janssen, Miek. Jan Toorop. Mit 32 Abbildungen. München-Gladbach. Führer-Verlag. 32 S.

Laskus, Irmgard. Friederike Bethmann-Unzelmann. Versuch einer Rekonstruktion ihrer Schauspielkunst auf Grund ihrer Hauptrollen. Mit 10 Tafeln. (Theatergeschichtliche Forschungen 37.) Leipzig 1927, Leopold Voß. 101 S.

Pagel, Karl. Deutsche Geschichte in Bildern. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 404 S. Geb. M. 18,–.

Reko, Victor A. Die Sprache der Eingeborenen Mexikos. Eine erste Einführung in das Studium der mexikanischen Sprachwissenschaft. Köln a. Rh. 1927, Paul Gehly. 59 S. M. 2,–.

Religio. Religiöse Gestalten und Strömungen. 1. Goethes Antworten auf Probleme der Gegenwart. Herausgegeben von Ernst Wagner. 95 S. – 2. Blaise Pascal. Herausgegeben von Erwin Rieger. 94 S. – 3. Franz Spunda, Griechische Mönche. 95 S. – 4. Christus, Worte Christi aus den vier Evangelien. Herausgegeben von Martin von Abelsheim. 83 S. – 5. Oskar Ewald, Laotse. 87 S. – 6. Nikolaus von Kues, Herausgegeben von Ludwig von Bertalanffy. 93 S. – Uriel Birnbaum, Moses. 95 S. – München 1928, Georg Müller. Kart. je M. 1,80.

Strunz, Franz. Johannes Hus. Sein Leben und sein Werk. Mit einer Auswahl von seinen pastoralen Schriften und Predigten. München-Planegg 1927, Otto Wilhelm Barth-Verlag. G. m. b. H. 143 S.

Tihanyi, Desiderius. Stimmungsbilder. Wien 1928, im Selbstverlag des Verfassers. 47 S.

Traven, B. Land des Frühling. Berlin 1928, Büchergilde Gutenberg. 429 und 64 S.

Vershofen, Wilhelm. Swennenbrügge. Das Schicksal einer Landschaft. Siegburg 1928, Walther Gericke. 281 S. Geb. M. 6,50.

Verweyen, Johannes. Die Probleme des Mediumismus. Stuttgart 1928, Ferdinand Enke. 224 S. M. 8,70 (10,–).

Vollmer, Hans. Kunstgeschichtliches Wörterbuch (Teubners kleine Fachwörterbücher 13). Leipzig 1928, B. G. Teubner. 270 S. Geb. M. 7,50.

Wossidlo, Richard. Erntebräuche in Mecklenburg (Quickborn-Bücher 36). Hamburg, Quickborn-Verlag. 62 S. M. –80.

* * *

Barnes, Harry Elmer. Die Entstehung des Weltkrieges. Eine Einführung in das Kriegsschuldproblem. Übersetzt von Franz Arens. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 570 S. Geb. M. 14,–.

Villiers, Elizabeth. Amulette und Talismane und andere geheime Dinge. Bearbeitet von A. M. Pachinger. 138 Abbildungen auf 26 Tafeln und 1 Titelbild. München 1927, Drei Masken-Verlag. 314 S.

Redaktionsschluß: 5. März

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal. – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–. Einzelheft Rm. 2,–

Zur Ästhetik der Parodie

Von Robert Neumann (Wien)

Was ist Parodie? Diese besondere Art einer mittelbaren Literaturkritik ist immerhin wichtig genug, das einmal zu erörtern. Und weiß man, welche Begriffsverwirrung da herrscht, wie Ulk, Travestie, Polemik selbst von kritischen Köpfen wie Richard M. Meyer (Anthologie „Deutsche Parodien") in einen Topf geworfen werden, so weiß man auch, daß vor allem gefragt werden muß: was ist nicht Parodie?

Man gedenke jener lyrischen Produkte der Kriegszeit, deren eines begonnen hat:

„Unter allen Wassern ist U"

und deren ein anderes die Zeilen aufwies:

„... wer nie durch kummervolle Nächte
Vor einem Bäckerladen wartend saß"

— und man wird nicht zögern, diesen Expektorationen den parodischen Charakter abzusprechen. Sie sind ebensowenig eine Parodie auf Goethe, wie spaßhaft angewendete Zitate aus dem „Lied von der Glocke" oder der Bibel Parodien Schillers und der Evangelisten sind.

Und ein anderer Fall: Dem Dichter Stefan George wird der Literaturpreis der Stadt Frankfurt zuerkannt mit einer Urkunde, die schlechtweg von ihm geschrieben sein könnte. Eine ein wenig kuriose, aber doch sinnige Art der Ehrung. Parodie? Das ebensowenig wie zwei Drittel der berühmten Sammlung „A la manière de ..." der Franzosen Reboux und Muller, deren „Parodien" den Racines, Hugos und Prévosts nicht wehetun: sie könnten von ihnen sein.

Grundsätzlich ausgedrückt: Formnachahmung mit der Spitze gegen einen anderen als den legitimen Inhaber der entfremdeten Form (also gegen England oder gegen den Ernährungsminister und nicht gegen Goethe) ist ebensowenig parodisch wie eine unkritisch getreue Formnachahmung überhaupt. Parodie ist Nachahmung mit Polemik gegen den Nachgeahmten.

Genügt diese Definition? Man lese:

Das Unvergängliche
ist nur dein Gleichnis!
Gott der Verfängliche
ist Dichter-Erschleichnis ...

Welt-Rad, das rollende,
streift Ziel auf Ziel:
Not — nennt's der Grollende,
der Narr nennt's — Spiel ...

Welt-Spiel, das herrische,
mischt Sein und Schein: —
das Ewig-Närrische
mischt uns hinein! ...

Das ist ein Gedicht Nietzsches an Goethe. Hat Nietzsche Goethe parodiert? Und vielleicht noch deutlicher:

Chaos — Zeiten und Zonen bluffende Mimikry, großer Run der Äonen in die Stunde des Nie — Ebenbild, infernierte s, Erweichungsparasit; Formen — onduliertes lachhaft und sodomit.	Hausse in chaotisch Verschwitzten, bluffende Mimikry, großer Run der Gewitzten auf die Popoesie. Ruchlos vom Kopf zu den Zehen, lachhaft und sodomit — aber bei Lichte besehen bleibt es das alte Lied.
Bruch. Gonorrhöische Schwarten machen das Weltgericht: Waterloo: Bonaparten paßte der Sattel nicht. Fraß, Suff, Gifte und Gase — wer kennte Gottes Ziel anders als: Ausgang der Blase erektil?	Denn gonorrhöische Kränke macht noch kein Weltgericht. Jeder hält seine Gestänke heute schon für ein Gedicht. Fraß, Suff, Gifte und Gase — ihrer Bemühungen Ziel paßt vor den Ausgang der Blase! Aber erektil — ?!
Einstmals sang der Sänger über die Lerchen lieb, heute ist er Zersprenger mittels Gehirnprinzip. Stündlich webt er im Ganzen drängend zum Traum des Gedichts seine schweren Substanzen selten und langsam ins Nichts.	Impotente Zersprenger mittels Gehirnprinzip — heimlich bleiben sie Sänger über die Lerchen lieb. Sentimental oder witzig, öffentlich oder geheim, heiß er Teut oder Itzig — Schleim bleib Schleim!
(Strophen aus Gottfried Benns Gedichtbuch „Spaltung".)	(Aus: „Mit fremden Federn" von Robert Neumann.)

Nochmals: habe ich Benn parodiert? Nein! Denn da wie dort wird Polemik, wird Kritik getrieben, aber bedient sich diese Polemik auch der Form des Adressaten, so bleibt sie doch in der Sache unmittelbar, sagt unmittelbar, was sie am Herzen hat, läßt keinen Augenblick lang die Illusion aufstehen, als könnte der Adressat selbst gesprochen haben, was da gesprochen wird. Diese Parodien bleiben

stecken im Wie. Im Was sind sie Degenstoß ohne Finte. Damit ist eine neue Determinante gewonnen, und die Definition muß jetzt lauten: Parodie ist eine Form der polemischen Kritik, die die Schwäche des Gegners in formaler, stofflicher, gesinnungsmäßiger Hinsicht mittelbar darstellend übersteigert und so manifest macht. Nicht parodisch ist die stoffgebliebene, „unsublimierte" Attacke, nicht parodisch ist die glatte Stilnachahmung, nicht parodisch ist der Ulk. Fritz Mauthner sagt in der Einleitung zu seinen „Nach berühmten Mustern": „... wandte ich mich sehr eifrig gegen eine solche harmlose Art von Parodie. Für einen bloßen Ulk sei die alte Form zu gut. Entweder sei der Parodierte ein ganzer Dichter, dann sei es ungehörig, sich über ihn lustig zu machen; oder sein Dichten sei Manier, dann müsse die Parodie zur Kritik werden und die Manier ins Herz zu treffen suchen. Parodie müsse Kritik sein oder sie dürfe gar nicht sein."

Damit hat eine auf den ersten Blick spaßhafte Angelegenheit ein recht ernstes Gesicht bekommen. Wem diese postulierte Ulk-Ferne der Parodie noch nicht einleuchtet, der lese die beiden folgenden Proben:

Das Oadelwoaß
(nach einer oberbayrischen Dialektdichterin)

O Berg — euch liab ich allezoat,
Ja selbscht im Winter, wenn es schnoat!
Ich grüaß den roanen Sunnenschoan,
Und stoag' ins stoale G'wänd hinoan:
Da wer'n mir wohl die Woadel hoaß,
Doch grüaßt mich z'letzt oan Oadelwoaß,
Oan Oadelwoaß!

O Liad, gediachtet still dahoam,
Wia g'froat von diar mich jeda Roam!
Jetzt kling' von Berg zu Bergen woat,
Zum Proas der Alpenherrlichkoat!
Und singt dich d'Senn'rin hoch am Oas,
Dann bist auch du oan Oadelwoaß,
Oan Oadelwoaß!

Aus „Das Teutsche Dichterroß"
von Hanns von Gumppenberg.

Oder auch diese andere:

Aus dem Preisroman „Godekes Knecht"
(Nach Hans Leip)

Oihoi!

Peilte ich aus den Luken gegen den Dämmerwind; auf den Sänden in Lee stand die Brandung. Schon flogen Seil und Treil unter die Marsen, die krengten wie blake Kerlsköpfe über dem Prielgischt, der auf den Sänden bebte wie flandrische Hemdsäume.

Oder ich pliekte die Kellung. Dann hechte der weiße Kascht von den Rellingen — oihoi! ahu! — bis in die plitschende Wohlung der Spunten und hinauf, zurück, hoho, weit über das leeke Tachtersegel bis an die höchste Pullflagge am Spiek.

Nachts lagst du dann, Hilgesill, luv in der Koje und ich packte dich achtern und preßte den heißen Mund an deines nackten Leibes Reling. Oihoi! Wenn ich dann breek war, legtest du dich auf deinen prachten Besan — oihoi! — daß die Hellinge zitterten.

Oder du, Klauke Dahmskuttel, des Godeke riesiger Steuermann! Pühüh, wie der kolke Wind durch die Pallinge pfiff! Du aber drücktest den hulkigen Stoppelbart gegen die Keeke und sangst das alte Lied von den Künneken. Hoh, tau leipte es unser Leip. Priek, klünke Tween! Nur immer keelgischts über die Himmung!

Oihoi!

Und so ging der Sommer vorüber ...

Aus „Mit fremden Federn" von Robert Neumann.

Beide Stücke sind ihres Lacherfolgs sicher — auch bei dem, der die oberbayrische Dialektdichterin und den Romancier Leip nicht kennt. Die Analyse der Heiterkeitswirkung, die Durchschauung des „humoristischen Tricks" ist in beiden Fällen sehr einfach. Gumppenberg häuft den oberbayrischen Diphthong usque ad absurdum. Und was meine Parodie anlangt, so zitiert sie zunächst wortgetreu einen Absatz aus Leips Roman (bis „Hemdsäume"), der mich reizte durch seine billige Methode, mit unverständlichen Marineausdrücken Milieu zu machen. So schrieb ich einen zweiten Absatz gleichen Tonfalls, gleicher „Intensität" — und nur mit dem einen Unterschied, daß die Fachausdrücke hier glattweg erfunden und völlig sinnlos sind. Das weitere ist dann nur mehr Auswertung der geglückten Attacke. Man sieht, hier ist der Humor schon nicht ganz ohne Polemik. Aber die Polemik genügt nicht. Mit Mauthner zu sprechen: sie trifft nicht ins Herz.

Damit dürfte einigermaßen umrissen sein, worauf es ankommt. Und damit ist implizite auch schon dargetan, was parodierbar ist und was nicht. Allgemein läßt sich sagen: parodierbar ist nur einer, der sich ernst nimmt. Die Parodierung des Pathetikers, des „Würdevollen" bleibt stets die dankbarste Aufgabe — und die leichteste, da ja vom Erhabenen nur jener bekannte eine Schritt weiterzugehen ist. Und das andere prädestinierte Opfer des Parodisten ist der Sentimentale — in all seinen Erscheinungsformen: als Sentimentaler an sich, aber auch als „Herber", dessen Herbheit ja in neun Zehnteln der Fälle nichts anderes ist als eine phobisch invertierte Sentimentalität, und schließlich auch in jener unleidlichsten Form, die Herzblut und Tränenreichtum behängt mit dem Mäntelchen der Selbst-

ironie. Hier hat der Parodist allerdings schon zur Hälfte sein Recht verloren. Man lese nochmals die Benn-Parodie, und man wird sehen, daß sie an der Grenze des Möglichen steht. Das Original ist nicht übertrefflich. Bleibt als einziger Ausweg, dort ernst zu sein, wo das Opfer witzig lächelt. Aber dieser Ausweg führt, wie dargetan, aus dem Bezirk des Parodischen in den unmittelbarer Polemik.

Und vollends unparodierbar ist der Humorist — es sei denn, er ist ein Dummkopf: dann läßt seine Dummheit sich übersteigern. Der wirklich Humorvolle kann nur kopiert werden. Man lese:

Das Sonntagswunder
(Nach Christian Morgenstern)

Ein Saal saß stumm auf einem Ast
zu ausgedehnter Mittagsrast,
wo, dieses kommt zuweilen vor,
er langsam den Verstand verlor.

Er liebt die Saale voller Glut,
doch dies ist immerhin nicht gut,
wenn, trotz, obgleich es ihn verdrießt,
sie unentwegt von dannen fließt.

Aus „Der rasende Pegasus" von
Hanns Heinrich von Twardowski.

Das Beste, was sich über dieses Gedicht aussagen läßt, ist, daß es unbemerkt unter den „Galgenliedern" stehen könnte. Morgenstern zu parodieren, wird keinem gelingen.

Weitere Grenzen des Parodischen? Ich bin nicht Fritz Mauthners Ansicht, wenn er an anderer Stelle der schon zitierten Einleitung sagt: „Es ist mir nicht einen Augenblick eingefallen, die alte Waffe wieder hervorzuholen und ihre Schärfe an den Herren und Damen zu prüfen, die im Laufe der letzten zehn bis fünfzehn Jahre frisch berühmt geworden sind. Die nachhinkenden Dilettanten der verflossenen Mode sind Parodien ihrer selbst und stellen sich freiwillig außerhalb der Literatur." Dem ist nicht so. Sie stellen sich eben nicht freiwillig außerhalb der Literatur, und da ist es Aufgabe des Parodisten, ein wenig nachzuhelfen. Gewiß, auch da gibt es Grenzen. Es gibt ein unteres Niveau der Gesinnung: ich habe Artur Dinters „Sünde wider das Blut" zu parodieren versucht — es ist mißlungen. Und es gibt ein unteres Niveau der Form: ich habe die kosmischen Stammler der „Aktion" und des „Sturm" zu parodieren versucht — es ist mißlungen.

Es gibt aber, Gott sei Dank, auch eine obere Grenze. Parodie ist eine besondere Form der Nachahmung. Das Vollendete ist nicht nachzuahmen. Heine kann nachgeahmt werden, auch Schiller kann noch nachgeahmt werden — Goethe nicht (weshalb es, nebenbei gesagt, einen auf Heine, einen auf Schiller zurückgehenden Dilettantismus gibt und keinen Goethe-Dilettantismus). Das Vollendete hat Stil — nicht Manier. Und mag man ihm Stil in Manier, Manier in Unmanier verzerren — parodiert, „ins Herz getroffen" hat es noch keiner.

Schließlich nur noch ein paar Worte zur parodischen Technik. Wollen wir unterstellen, daß wir scheiden können zwischen Form, Stoff und Gesinnung des zu parodierenden Werkes — als ob derlei tatsächlich eine Vielheit wäre und nicht in Wirklichkeit ein und dasselbe — dann läßt sich grundsätzlich sagen: eine Parodie ist parodisch unterdeterminiert, wenn sie nur eine, sie ist überdeterminiert, wenn sie alle drei Komponenten übersteigernd verzerrt. Die gelungene Parodie lebt von der grotesken Konfrontation zweier Übersteigerungen mit einer Porträtähnlichkeit. Das im einzelnen darzutun und mit Material zu belegen, wäre Thema einer gesonderten Arbeit.

Zum deutschen Drama

IV

Alfons Paquet

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Von Hellerau bis Piscator geht der Weg des Dramatikers Alfons Paquet.

Noch gehört seine Dramatik mehr der Bühnengeschichte als der Literaturgeschichte an. Noch scheint sie ein Nebenzweig seiner dichterischen und kulturkritischen Produktion zu sein. Aber es ist nicht anzunehmen, daß der Dramatiker Alfons Paquet bereits das letzte Wort gesprochen habe. Und es ist sicher anzunehmen, daß die Bausteine, die Alfons Paquet zu einem europäischen Drama gelegt hat,

sich zu einem Bau fügen werden, der die Weite von Paquets Gesamtwerk hat, in seinen Problemen Amerika und Rußland, Deutschland und Palästina, China und Rom, Frankreich und Griechenland umspannend.

Dichtung und Journalistik ist bei Alfons Paquet ein und dieselbe Kunst, von den gleichen Erlebnisinhalten und den gleichen Formkräften genährt. Er ist ein politischer Dichter, Politiker ohne Tendenz — wenn anders Wortführer für den Fortschritt sein eine Tendenz ist —, Dichter ohne romantische Utopie. Es gelingt ihm stets, Gegenwartsprobleme in einer Form zu gestalten, die von dokumentarischem Tatsachenstil ebenso weit entfernt ist wie von poetischverbrämter Sprache: Gedankenhelle, Blickweite und Sprachkultur sind Eigenschaften, die in allen Schichten des Paquetschen Werkes wiederkehren, in ihrem Zusammenwirken ihre formbildende Kraft beweisen.

*

Alfons Paquet begann als Lyriker. Schon in seinen ersten Gedichtbänden „Auf Erden" und „Held Namenlos"[1] sind folgende Wesenszüge des Dichters erkennbar: Zucht des Wortes, Adel des Pathos, Aktivität des Denkens als Ausdrucksmittel neuer Inhalte. Mit ihnen bewältigt er die Hast des Maschinenzeitalters, das wechselnde Nebeneinander des raschen Augeneindrucks, das Chaos der Gottverlassenheit. Zwischen den Gedichten des ersten Versbuchs einige Seiten Prosa: sachliche Reportage, eindringliche Notiz. In einem späteren Versbande „Drei Balladen"[2] bricht Paquet keineswegs mit allem, was edle Tradition ist, aber er hat den Rhythmus dessen entdeckt, was wir in Ermanglung eines besseren Schlagworts mit „Neue Sachlichkeit" bezeichnen. Paquets Balladenform ist der Theodor Fontanes nicht minder verwandt als der Bert Brechts. In der zweiten Ballade — vom Gründer der Quäker „George Fox" — taucht das Motiv seines letzten Schauspiels „William Penn"[3] auf. Die gleichen Ideenkreise werden in verschiedenen Werken des Dichters berührt.

Von Paquets epischen Arbeiten: „Kamerad Fleming",[4] „Erzählungen an Bord"[2] und „Lusikas Stimme"[5] ist die erste für den Erzähler Paquet am charakteristischsten: dieser Rheinländer Karl Fleming hat Züge zu einem Selbstporträt Alfons Paquets — die Reisejahre und den Drang, nach Paris zu eilen, als er durch Zeitungsberichte von den Ferrer-Unruhen erfährt. Um zu beobachten fährt Fleming hin, wird in den Strudel der revolutionären Bewegung hineingezogen und von einem Spitzel umgebracht. Schon 1911 reizte den Dichter das Problem Mensch und Masse, Individuum und Staat, schon 1911 erkannte er Bewegung und Kräfte der Weltrevolution.

Paquet ist kein nur impressionabler Beobachter, der seinen Stoffhunger befriedigt. Mit historischem Wissen und kulturphilosophischen Erkenntnissen fundiert er seine Reiseschilderungen. Er treibt Weltpolitik. „In Palästina"[1] müht er sich um die Lösung der vorderasiatischen Probleme, „Im neuen Osten"[4] erschließt er uns die Welt der chinesischen und sibirischen Steppe, in der „Delphischen Wanderung"[2] behandelt er die Mittelmeerländer, im „Rhein"[6] sagt er problemerfassende Dinge über Deutschland aus, und der Titel seines neuesten Werks könnte der Untertitel seiner sämtlichen Zeit- und Reisebücher sein: „Städte, Landschaften und ewige Bewegung"[7]. Der Drang in die Ferne ist Romantikererbe, und in der Form seines ersten Dramas, das 1913 erschien, hat Paquet der Neuromantik seinen Tribut gezahlt.

Aber nur im Stil hat das dramatische Gedicht „Limo, der große beständige Diener"[4] mit dieser literarischen Richtung Berührungspunkte. Es ist für die Bühne von Hellerau geschrieben, die sich um Claudel besondere Verdienste erwarb, für eine geistige Schaubühne, für eine klassische Schönheit. Paquet siedelt seine Handlung in einem Phantasie-China an und in dichterischer Sprache werden Gedanken geäußert, die den Gedankengängen seiner um die gleiche Zeit erschienenen, später in dem Bande „Der Kaisergedanke"[4] vereinigten Aufsätze nahestehen. Variationen zum Thema Staatsweisheit in den Aufsätzen, das Hohelied der Vasallentreue im Schauspiel von Limo, dem „treuen Diener seines Herrn". Es ist kein Zufall, daß — bei allen dichterischen Schönheiten im einzelnen — gerade dieses dramatische Gedicht Alfons Paquets als einziges veraltet ist — wenigstens für die lebendige Schaubühne. Es ist das einzige von seinen Werken, das bis zu einem gewissen Grade ästhetischen Anregungen verpflichtet ist. Und obschon auch die Vasallentreue ein zeitloses Thema sein kann: Paquets

Thema ist nicht das ewige Beharren, sondern die ewige Bewegung.
Nur daß Paquet schon im „Limo" mit dem herkömmlichen Theater brach, ist heute für die Dramaturgie Paquets wesentlich.

*

Vor dem Kriege verfaßt, aber erst zehn Jahre nach Kriegsbeginn gespielt, ist Paquets Schauspiel „Fahnen"[2]. Es führt den Untertitel „Ein dramatischer Roman" und tendiert nach dem epischen Theater, das Unentwegtere und Unbescheidenere neuerdings als Modeschlagwort auf ihr literarisches Programm schreiben.
Episches Theater — verschiebt das die Grenzen der dramatischen Kunst?
An sich gewiß: aber es ist die notwendige, zwangsläufige Form des Zeitdramas. Das Nacheinander wird zum Gegeneinander, wenn die unsichtbaren Kräfte erkennbar werden, die hinter den Geschehnissen stehen. Jede neue Dramatik ist aus einem neuen Lebensgefühl geboren worden, das sich eine neue Form schuf: das antike Drama, Shakespeare, der Naturalismus. Das soziologisch-politische Drama wird aus dem epischen Theater geboren werden, sich seine neue Form schaffen. Die neue Dramatik ist stets die Sublimierung einer neuen Theaterkunst.
Darum ist vorläufig die Frage müßig, ob Paquets dramatische Dichtungen im Sinne einer haltbaren Dramaturgie als Wortdrama gelten können: denn die Dramatik Alfons Paquets erweitert den bisherigen Begriff Drama, man muß neue Maßstäbe finden, an denen man das neue Drama messen kann.
Verlangt von diesem neuen Drama keine Seele, verlangt wenigstens nicht, daß der Dichter sie vor euch bloßstelle: die Daseinsformen des sozialen Kampfes, des ewigen Aufruhrs sind seelenlos. Das Seelische eines Dichters äußert sich heute herber und knapper: bei Paquet in dem Schauspiel „Fahnen" — wenn der zum Tode verurteilte Revolutionär die Liebe einer Anhängerin aus der kapitalistischen Gesellschaft, die sich ihm begeistert hat antrauen lassen, zurückstößt, aus Rücksicht auf die Frau, aus Ressentiment gegen die Gesellschaft, aus einem Hinübersein.
Das Stück spielt im Jahre 1886 während der Arbeiterunruhen in Chicago. Bei einem Streik kommt es zu Schießerei und Blutvergießen, dessen Entstehung nicht aufgeklärt werden kann — die Rechtsprechung einer Klassenjustiz henkte kurzentschlossen sechs Arbeiterführer (und empörte die ganze zivilisierte Welt wie jüngst beim Fall Sacco-Vanzetti).
Als Prolog hat Paquet ein Puppenspiel gedichtet, in dem er die handelnden Personen des Stücks vorstellt. Die ästhetische Spielerei des Puppenspiels, die mit dem aggressiven Ton des Prologs nicht konform geht, mag den Regisseur des Stücks, Erwin Piscator, zuerst auf die Idee gebracht haben, im Drama den Film zu verwenden: die Uraufführung von „Fahnen" in der Volksbühne 1924 ist die Geburtsstunde des „Piscator-Dramas", wie Bernhard Diebold die dramatischen Inszenierungen dieses Theatermannes als Beginn einer neuen Dramaturgie mit Recht benannt hat.

*

Begnügte sich Erwin Piscator bei der Inszenierung von „Fahnen" noch (aus äußeren Gründen) mit ein paar bescheidenen Projektionen, so komponierte das in Wechselwirkung zwischen Dramatiker und Regisseur entstandene Schauspiel „Sturmflut"[8] den Film bereits in die Szenenfolge des Dramas ein.
Nachdem Paquet in seinem Buch „Im kommunistischen Rußland"[1] das Rußland nach der Revolution beschrieb, sich dann mit dem „Geist der russischen Revolution"[9] auseinandersetzte, gelang es ihm, in dem Roman „Prophezeiungen"[9] den Mythos des durch die Revolution isolierten Reichs phantastisch-zeitlos zu gestalten. Eine Episode daraus behandelt das Schauspiel „Sturmflut": Granka Umnitsch verkauft dem Juden Gad die Stadt Petersburg für 5 Milliarden, um die Weltrevolution zu finanzieren, und die Gegenrevolution, hinter der das Weltkapital steht, sucht sich der Stadt zu bemächtigen.
Auch das Schauspiel „Sturmflut" ist ein grandios konzipiertes Märchen, kein historischer Tatsachenbericht. Der Matrose Granka Umnitsch hat wohl Züge von Lenin, aber er ist es nicht; dem zurückgekehrten Emigranten Ssawin diente Boris Ssawinkow als Vorbild, aber er ist keine Photographie — „in über das Private weit hinausgreifenden Gestalten" dichtet Paquet „nach Formung von Antithesen, von denen wir alle irgendwie ergriffen und beunruhigt sind".

Im Film sehen wir den Sturm auf das Winterpalais, Scapa Flow, die deutsche Matrosenmeuterei, und trefflich wird der verschiedene Realitätsgrad zwischen den Weltereignissen und ihrem dichterischen Widerschein durch die verschiedenen Mittel der darstellerischen Wiedergabe zum Ausdruck gebracht.

Aber Paquet ersetzt in diesem Schauspiel auch einen Kunstgriff, der den vielgestaltigen Dramengebilden aller Völker und Zeiten gemeinsam ist, die „verdeckte Handlung", durch den Film und schafft so neue dramatische Gesetze: der Film bringt Unaufführbares — die Sturmflut über Petersburg, Ereignisse, die die Zwischenzeit abkürzen — Granka Umnitschs Abwesenheit von der Stadt, das Reagieren sonst unsichtbarer Partner — das Echo der Welt.

*

Wer denkt bei der Nennung von Philadelphia noch an den ursprünglichen Sinn des Namens dieser Stadt: Brüderliche Liebe? Wer an den Gründer von Pennsylvanien, den Quäker „William Penn"? In diesem, seinem letzten Schauspiel, hat der Dichter dem Regisseur mehr hinzuzutun übriggelassen, wenn der herrliche Wurf über die Bildungsgeschichte hinaus ein Beitrag zur politischen Geschichte werden soll.

Das passive Heldentum William Penns wird durch seine geistige Aktivität ausgeglichen, aber das Stück hat in der Fassung, in der es vorliegt, nur eine biographische, keine dramatische Einheit. Und bei der Größe des Hintergrundes ist das Motiv, durch das die Katastrophe herbeigeführt wird, zu privat: Rache einer Frau, die William Penn liebt und von ihm nicht beachtet wird.

Die Glaubenskämpfe im England der Stuarts, die erwähnt werden, müßten die Folie zu Penns Quäkertum bilden, vom Parlament und Cromwell müßte nicht nur die Rede sein, sie müßten das Weltbild des Stücks bestimmen, dramatische Existenz haben. Das Schicksal William Penns ist mit dem der Königsbrüder Karl II. und Jakob II. eng verknüpft, die Familienähnlichkeit der Stuarts ungemein reizvoll charakterisiert, aber die europäischen Ereignisse, die historisch bedingte Ersetzung der Stuarts durch die Oranier, müßten auf das dramatische Geschehen ihre Schatten werfen: dann erst hätte der dramatisch sinnvolle Vorwurf: das Scheitern von Penns Locarno zwischen Eingeborenen und Weißen durch Machenschaften der alten Welt, das Anpacken der sozialen Frage von der Seite des Landbesitzes her, die dramatische Größe, die die im besten Sinne aktuelle Problemstellung: Politik und Humanität verdient.

Es handelt sich um nichts Geringeres als um das zeitgeschichtliche Drama des Völkerbunds: schon 1923 behandelt Alfons Paquet in einem Aufsatz des Essaybandes „Rom oder Moskau" [2] William Penns praktischen Versuch und theoretischen Entwurf zu der Möglichkeit, „die menschliche Gesellschaft auf Gerechtigkeit und Vertrauen, statt auf Mißtrauen und Verdacht aufzubauen".

Zwischen Eros und Satyr

Eine Lücke der deutschen Literatur

Von Paul Gröber (Leipzig)

Zunächst eine kleine Szene:

In einer Arbeiterbibliothek ist Fuchs' Sittengeschichte vorhanden, aber nie zu haben, angeblich von „Studierenden" auf undenkliche Zeiten vorausbestellt. Sie steht nicht im kulturhistorischen Katalog, aber einige wußten davon, und seitdem besteht große Nachfrage.

Zwei verheiratete Arbeiter stehen am Schalter, und der eine verlangt sie.

Der Bibliothekar bedauert und empfiehlt anderes.

[1] Verlag Eugen Diederichs, Jena. — [2] Drei Masken-Verlag, Berlin. — [3] Verlag Dr. Benno Filser, Augsburg. — [4] Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M. — [5] Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Berlin. — [6] Frankfurter Societätsdruckerei, Frankfurt a. M. — [7] Verlag der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung, Hamburg-Großborstel. — [8] Volksbühnenverlag, Berlin. — [9] Verlag Kurt Wolff, München.



Da spricht der andere Leser von einigen der im geheimen weit verbreiteten obszönen, ja rein pornographischen Schriften. Er gibt Titel und die geheimen Wege zum Bezug.
Der Bibliothekar ist hilflos und eifert vergeblich.

*

Das ist eine ganz alltägliche Geschichte, und es ist völlig unwesentlich, in welchem Milieu sie spielt. Sie hat aber ein Nachspiel. Der Verfasser lernte jenen ersten Arbeiter später kennen. Er hatte gefunden, was der andere empfahl, und erwiderte, nach seinen Eindrücken gefragt:
„Na ja, man liest das, guckt sich die Bilder an und hat seinen Spaß. Ich weiß aber nicht: was ich eigentlich wollte, ist das nicht. Unsereiner kennt schon so viel. Man erlebt und hört genug davon." Seine Frau soll sich übrigens über ihn beklagt haben.
Das ist die ganze Geschichte.

*

Man kann das alles bewußt oder unbewußt übersehen, man kann diesen Vorgang aber auch symptomatisch finden, symptomatisch für ein bestehendes Bedürfnis der Lesermasse, und die Möglichkeiten der Literatur, es zu befriedigen.
Eins ist klar:
Es klafft hier eine Lücke in unserer Literatur, soweit sie dem Durchschnittsleser erreichbar ist. Diese Lücke befindet sich zwischen einem an der Oberfläche der Erotik mit gelegentlichen verschleierten Tiefblicken plätscherndem Schrifttum und einem, das sich im Schlammgrund menschlichen Liebeslebens wohlfühlt. Wenn das unwesentlich wäre, lohnte es sich nicht, auch nur zwei Worte darüber zu verlieren. Da aber in Wirklichkeit diese Lücke ein gefährlicher Dammriß an den schützenden Deichen unseres Kulturlebens ist, muß früher oder später darüber gesprochen werden. Besser aber früher, als zu spät. Wer, wie der Verfasser, abendländisches und morgenländisches Leben und Schrifttum in ihren Beziehungen kennt und in Bibliotheken gearbeitet hat, wird wissen, sofern er überhaupt die Augen auftut, wie wichtig das Publikum die Kunst jeder Art nimmt, und daß es gemeinhin davon mehr versteht, als man ihm zutraut. Das ist so, wenn man auch noch so viel von „Erziehung zur Kunst" redet. Denn die Masse versteht zwar nicht das Werden, Ringen und Vergehen zeitbedingter Stilformen, aber sie kennt das zeitlose Urkriterium aller Kunst: Erlösung oder Verstrickung des geheimnisvollen, meist unbewußt gelebten Daseins. Was bei dem kultivierten Leser in die ästhetische Peripherie geistiger Wertungen verwiesen ist, haftet beim Durchschnittsleser an einem leiblich-geistigen, man könnte sagen: plasmatischen Kern urständiger Gefühle, die nach Befriedigung oder Nichtbefriedigung der Bedürfnisse entscheiden.
Daher die primitive Überschätzung alles Gedruckten, Geistigen, klar Ausgesprochenen überhaupt. Der Durchschnittsmensch wird mit seinem Dasein nicht von sich aus fertig, er bedarf, wenn er es zum Daseinsgenuß entwickeln will, der Führung. Führer ist immer der Daseinskünstler, der irgendwie vorläufig oder endgültig mit den dunkel empfundenen Problemen fertig geworden ist, sie in das Bewußtsein hereinnimmt und aussprechen kann in Farben, Tönen, Worten, Stein, zunächst ganz unabhängig von Form und Ziel. Versagt z. B. die Gruppe „Wort", versagen also Literatur, vielleicht auch Mimik, Geste, Wissenschaft und Religion, so wird unweigerlich die Stellung der übrigen Darstellungsgruppen entsprechend gestärkt.
In dem Bestreben, eine Endform rein abstrakter Wirksamkeit in ästhetischen Formen zu finden, hat sich die Kunst jeder Gattung allmählich aus ihren ursprünglichen Beziehungen zum Dasein der Masse gelöst und dadurch an Position eingebüßt. Besonders die Lyrik empfindet schwer diese uneingestandene Untreue. Sie ist einseitig in Extreme gewachsen und lebt über dem Nährboden folgewilligen Verständnisses.
Aber das Lebensbedürfnis des normalen Durchschnittsmenschen ist, auch unausgesprochen, nie extrem einseitig, sondern rund und voll in unlöslicher Verflechtung geistiger und leiblicher Triebelemente. Und hier erweist sich die kulturelle Gefährlichkeit der eingangs behaupteten Literaturlücke.
Der normale, einfache, undifferenzierte Durchschnittsmensch trägt nicht nur seine Arbeit, Religion, Weltanschauung, sein ganzes soziales Dasein der Kunst entgegen zur Läuterung und Befreiung aus unklarem Vegetieren zum bewußten Erleben, sondern auch sein gesamtes übriges Dasein, soweit es überhaupt, leiblich oder geistig, erkennbar wird. Insbesondere aber: sein neben dem Daseins- und

Schaffenstrieb zentral fundiertes Liebesleben mit allen seinen leuchtenden und dunklen Seiten. Und schärfer, sehnender sucht er hier Läuterung und Befreiung aus urtümlicher Tierverkettung, im Erotischen wie im rein Sexuellen speziell.

Was bietet ihm aber hier die Literatur?

Ein gefälliges, wohltuendes Plätschern an der Oberfläche mit sentimentaler oder humoristischer Einstellung oder ein geheimnisvolles, aufwühlendes Eintauchen, ein Andeuten und Verschleiern getrübter Grenzschichten oder aber ein bewußtes Verwühlen und Berauschen, Übersteigern und Entheiligen im schlammigen Grund. Die klaren, reinigenden, entsühnenden Strömungen leuchtender Tiefen aber bleiben verschlossen. Und das alles geschieht zum Überfluß meist nur in geistigen, ästhetisierenden, oft abstrahierten Formen, die viel zu hoch über dem Kern des Durchschnittsdenkens und Empfindens liegen. Das Ergebnis ist aber, daß gerade der gläubigste Teil der Masse sich enttäuscht abwendet und unrettbar obszönen Darstellungen verfällt, die aufpeitschen, aber nicht erlösen.

Es hilft hier alles Deuteln, Herumgehen und Verachten nichts. Solange die Kunst, insbesondere die hier wichtigste: die Dichtung, diese Lücke nicht füllt, wird sie bestenfalls das Massenerleben tangieren. Das bedeutet aber: Resonanzboden verlieren. Und gerade auf diesen ist sie angewiesen. Für den Durchschnittsmenschen jedoch bedeutet das ein ewiges Schwanken seiner Erotik zwischen Perversion und Obszönität, den Verlust der Möglichkeit eines harmonisch geschlossenen Daseins. Da helfen alle wissenschaftlichen, sozialen und pädagogischen Surrogate nichts, weil die Läuterung und Erhebung auch des Liebeslebens in die Sphäre berechtigten Genusses des Daseins allein der Kunst möglich ist.

Dazu aber ist nötig, daß sich das Schrifttum gerade um die entscheidenden kritischen Momente erotischen Gestaltens nicht scheu oder feige mit Ironie, Überlegenheit, Heuchelei oder beschwörendem dunklen Pathos herumdrückt, sondern auch hier Befreiung, Läuterung und heilige Schönheit zeigt und bekennt.

Das „Wie" ist freilich eine andere Frage, eine, die verzweifelt schwer zu beantworten ist, wenn nicht gerade ehrliches Mühen unerwünschte Früchte zeitigen soll, wie einmal beinahe beim Film. Und doch ist eine Lösung notwendig. Die Vorlagen indischer, arabischer, persischer und ostasiatischer Kunst zeigen wohl Möglichkeiten und Wege, sind aber unter ganz anderen Voraussetzungen in Kulturzonen geschaffen worden, die sich in fast allem, insbesondere in ihren sittlichen Begriffen, wesentlich vom Abendland unterscheiden.

Die europäische Wissenschaft hat es leichter als die Kunst, und Schriftsteller wie Bölsche u. a. m. konnten ruhig etwas wagen und die Bedeutung ihres Schrittes zum Teil mit riesigen Auflageziffern belegen. Aber eins kann die Wissenschaft trotz aller stilvollen Aufklärung nicht: die Liebe, speziell die Sexualliebe, zur Kunst erheben. Das aber ist das Entscheidende für die Literatur.

Einer Seite des Problems sei besonders gedacht: des künstlerischen Mediums, der Sprache, die hier vor allen anderen Medien den Vorzug hat. Neben einigen wenigen kostbaren Blüten und Bildern voll Duft und Reife ist auf dem Gebiete der Erotik in der deutschen Sprache ein Garten entstanden, der deutlich die vorhandene Lücke aufweist und infolge mangelnder Pflege überaltert und verwildert, in dem Unkraut immer toller wuchert. Es wäre der Mühe wert, hier einmal vom unvoreingenommenen Standpunkt des Sprachforschers Bestandaufnahme zu machen und Vergleiche anzustellen.

Und noch eins: die Zensur. Doch darüber sind nicht viel Worte zu verlieren. Für den lebendigen, echten Künstler gibt es nach wie vor nur ein Gesetz: das Dasein reich und harmonisch zu gestalten in läuternder Schönheit. Urgesetz bricht Menschengesetz, wie überall, so auch in der Kunst. Es handelt sich darum, den Beweis zu erbringen, daß Zensurgesetze überflüssig sein, wenigstens abgebaut werden können. Keine noch so tiefe Falte im Schleier der Maja ist sündhaft vor den Menschen, wenn der Künstler die Kraft in Schönheit entsühnender Gestaltung hat. Selbst das Dunkelste und Furchtbarste entsühnt die Kunst — und das vielfältige Licht der Liebe sollte ein Schandmal tragen? Ist denn Mord „sittlicher" als lebenzeugende Liebe?

Es kann sich in diesen Zeilen nicht darum handeln, ein Problem aufzugreifen und auszudeuten. Es handelt sich lediglich um skizzenhafte Umrisse, die mehr ein Hinweis als eine fertige Darstellung sein sollen. Schwer dürfte es nicht sein, von hier aus die Fäden weiter zu verfolgen, die allenthalben unter leichter Decke sich kreuzen und verschlingen.

Eros in der Literatur

Von Felix Langer (Berlin)

Seit Sigmund Freuds Forschergeist das Gebiet erotischen Erlebens der wissenschaftlichen Erkenntnis in solchem Umfang und in solcher Tiefe erobert hat, wie sie naher Vergangenheit kaum ahnungsweise bekannt waren, ist Eros nicht mehr allein der privilegierte Spießgeselle galanter Abenteuer. Er wurde erkannt als Dämon mit einem Januskopf, der unser Leben von Kind auf mit Segen und Fluch zugleich begleitet. Die Dichter der Gegenwart konnten sich dem Einfluß der Lehre Freuds nicht entziehen, sie hat eine völlige Umstellung gegenüber dem Problem künstlerischer Gestaltung erotischer Vorgänge bewirkt. Das Rätsel von gestern — und es war häufig schon die Epidermis der Erscheinungen, die rätselhaft dünkte — empfing natürliche Deutung und wurde somit weniger interessant als der besondere „Fall", dessen Eigenart in den Untiefen der menschlichen Seele begründet liegt. So zeigt die modernste dichterische Literatur verhältnismäßig wenig Gestaltungen simpel erotischer Vorgänge mit der Freude an gesunder Sinnenlust, die vor kurzem noch Gipfel dichterischer Kühnheit bedeuteten, dafür um so mehr Bemühungen um pathologische Fälle, die auf den Fluren Freudscher Erkenntnis wuchsen, beziehungsweise konstruiert wurden. Wir besitzen heute viel weniger Werke von Wert, die man als „pikant" oder „galant" bezeichnen kann, dafür um so mehr solcher, die das erotische Individualerleben und die Beziehungen der Geschlechter zueinander auf Grund psychoanalytischer (oder dermatologischer) Axiome in die Vernichtung gleitend oder zur Genesung emporsteigend zeigen. Diese „erotische Literatur" unterscheidet sich wesentlich von der erotischen Literatur früherer Epochen, die sich auf den reizvoll verschlungenen Pfaden verliebten Begehrens begnügte und in der endlichen Vereinigung von Liebenden die letzte Möglichkeit künstlerischer Gestaltung erotischen Erlebens kannte.

Paul Englisch befaßt sich in einem einzigartigen Monumentalwerk mit Eros in der Literatur aller Zeiten und folgt seinen Spuren von der Antike bis in die Gegenwart. (Geschichte der erotischen Literatur. Bei Julius Püttmann, Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.)

Dieses Werk von rund siebenhundert Seiten verblüfft vor allem durch die Materialkenntnis des Verfassers. Sie mag Lücken aufweisen, Paul Englisch hält dies durchaus für möglich, denn er war zumeist auf seine persönlichen Sammelergebnisse angewiesen, aber mit berechtigtem Stolz sagt er: „Das Buch hat keinen Vorgänger!" Es ist tatsächlich Neuland, kühn beschritten und in einem Umfang erobert, der es zum Standardwerk erotischer Literaturgeschichte macht. Es prüft nicht nur dichterische Arbeiten, es spürt verkappten erotischen Absichten auch dort nach, wo scheinbar Unverfängliches in Wort und Druck sich mitteilt und das edle Flugzeug der Künstler, die Phantasie, mißbrauchend in trübere Sphären lenkt, im Schund- und Schauerroman, im obszönen Bild und im Inserat. Englisch zeigt die erotische Literatur durch die Jahrhunderte als Spiegel der Epochen, die sie hervorgebracht haben, wodurch sein Werk sich zur Kultur- und Sittengeschichte erweitert. Sehr wertvoll ist die Klarheit seiner Definitionen von Begriffen, die, ins Kleingeld gesellschaftlicher Konversation gewechselt, zumeist mit unrichtigen Vorstellungen verknüpft sind. So wird der Begriff des „Pikanten" scharf abgegrenzt von dem des „Obszönen", der der „Galanten Literatur" von dem der „frivolen". Diese Begriffsumgrenzung ist den Schund- und Schmutzsuchern besonders zu empfehlen. Aber die genaueste Terminierung und literarische Bewertung scheitert an der moralischen Einstellung des Lesers, der im Reinsten nach trüben Absichten sucht. Die Sinnenfreude der antiken Welt fand im Derbsten und Eindeutigsten noch die Schönheit des Daseins bestätigt, und diese antike Freude an Nacktheit und Sinnenlust schwingt durch alle Dichtungen von Wert, soweit ihr Inhalt „erotisch" ist, sei der Verfasser Ovid oder Arno Holz, Boccaccio oder irgendein liebestoller Franzose. Englisch ist ein strenger Kritiker, doch er kritisiert jeweils aus dem Geiste der Epoche, so daß Ablehnung oder Bewertung vom Standpunkt des heutigen Lesers aus betrachtet, ohne Prüderei, auf dem Geschmacksgegensatz zwischen einst und jetzt beruht. Daß sein Werk, von aller literarischen Bedeutung abgesehen, auch amüsant ist, weil nicht nur Büchertitel angeführt, sondern auch ausführliche Inhalte angegeben werden, vermindert keineswegs seinen wissenschaftlichen Ernst.

Paul Ernsts „Kaiserbuch“

Von Magda Janssen (Herrsching)

Man bezeichnet Paul Ernst gern als Denker — Dichter. Gewiß, wenige haben so schwer und anhaltend wie er um die Ergründung des Zusammenhangs von Dichtung, Religion und Sittlichkeit und um ihre dargestellte Form gerungen. Wenn er auch vielen dabei unverständlich geblieben ist — wer zu ihm durchdrang, wurde doch bald inne, daß hier „Theorie“ lebendiges Erfühlen von Kunstgesetzlichkeit bedeute und daß sein Dichten nicht „abstrakt“, sondern ein so innerlicher Vorgang sei, daß eben diese, nur dem seelischen Kern zugekehrte geistige Askese gegen effektvollere Dichtungen und ihre hinreißende Gewalt über die breiten Schichten unserer Zeit nicht aufkommen konnte.

Im „Kaiserbuch“[1] hat sich nun der zur Altersweisheit vorgerückte Dichter von jener edlen Schamhaftigkeit des Gewissens zu einer künstlerischen Unbefangenheit naturgewollten Schaffens befreit, die eine Dichterphysiognomie nach außen erst voll kenntlich macht. Über die Gattung Epos hat er wenig geschrieben. Es war auch wohl nicht nötig, weil hier die Formgesetze niemals so umstritten waren wie im Drama. Wo er sich äußerte, gab er Allgemeingültiges, das der dichterischen Freiheit höchstens durch die Forderung einer besonderen Art religiöser Weltanschauung und eines umfassenderen Weltbilds eine Richtung wies, die schon von selbst mit seinem Kunstwillen zusammenfiel.

Die Besonderheit der Weltanschauung im „Kaiserbuch“ ist die mittelalterliche Vorstellung der deutschen Weltherrschaft von Gottes Gnaden, der übersinnliche Zusammenhang, in den sie ihren politischen Machtkampf stellt, der ihr nicht Ziel, sondern unumgängliches Mittel bedeutet, das Volk aus der Enge selbstischen Glücks zu seiner gottgewollten Bestimmung zu erheben. Der tief wurzelnde Glaube an diese Bestimmung — deren Abbiegung durch den Kulturverfall des Abendlandes von Ernst in seinem „Zusammenbruch des deutschen Idealismus“ schon einmal durchdacht worden ist —, die im deutschen Wesen ruhende Bewußtheit geheimnisvollen Ursprungs, die es unmittelbar an die göttliche Führerstimme bindet, verkörpern dem Dichter zugleich nationales Ideal und Schicksal. Mag sie auch im Lauf ihrer Weiterentwicklung vom unbeirrten Fühlen der Ahnen zum Zwiespalt der Seele, zum Hin und Her zwischen Welt und Gott oder zur pathetischen Gebärde, zur Erkenntnis der Todesherrschaft in der Welt, ja bis hart an die Grenze seelischer Verzweiflung führen — die Kaiseridee selbst bleibt von ihren moralischen Rückwirkungen unberührt und erhält sich durch eine Welt von Feindseligkeit, Aufruhr und Verrat im eigenen Hause, die jedes Kaiserleben zur neuen Passion macht, und trotz des immer tödlicheren Zweikampfs mit der päpstlichen Gegenmacht unverrückbar durch die Geschlechter der Sachsen und Salier, deren Seelisch-Besonderes die Erkenntnis meistert, daß der große Mensch für Gott nur Mittel zu ewigen Zielen sei, ja sein müsse, da sonst das Gewissen der schweren Aufgabe Last ja nicht tragen könne. Die Frage der Selbsterlösung von tragischem Schuldbewußtsein zu göttlicher Schuldlosigkeit — das Problem der Ariadne auf Naxos —, erscheint dergestalt hier durch die Entspannung vom Einzelpersönlichen zum weltgeschichtlichen Ringen eines ganzen Volks um seine geistige Selbstentfaltung zu einer Dichtung erweitert, die, nach des Dichters eigenen Worten, aus der aufgerissenen Brust Gottes mit dessen Feuerblut gespeist, sich mit einer nie endenden Seligkeit durchdrungen hat. Diese unvergleichbare Gefühlsverklärung ist für des Dichters Verhältnis zu seinem epischen Stoff maßgebend geblieben, das ganz unkonventionell, ganz undistanziert, höchste Aktivität einer in den zahllosen Lebensdingen heimischen und dort aus dem Vollen gestaltenden Phantasie ist, ein rauschhaftes Erleben, dessen von innen tiefbewegte, unaufhaltsam fließende Sprache doch bis in die letzten Übersinnlichkeiten der gegenständlichen Wirklichkeit abgelauscht bleibt. In die konkrete Be-

[1] Paul Ernst, Das Kaiserbuch. Bisher erschienen: I. Teil, Band I: „Die Sachsenkaiser“. München 1923, Max Hueber. Band II, herausgegeben von der Vereinigung für die Paul-Ernst-Spende. Ebersberg bei München 1926. II. Teil, Band I und II: „Die Frankenkaiser“, ebenda 1927. — Es sei noch darauf hingewiesen, daß, wenn die unter dem Namen „Paul-Ernst-Spende“ zusammengesetzte Vereinigung die Drucklegung der drei letzten Bände ermöglichen konnte, sie dies hauptsächlich amerikanischer Freigebigkeit verdankt!

gebenheit eingeschobene Zwischenspiele aus Mythos und Volkssage von höchster poetischer Wirkung und unirdischem, ganz unbeschwertem Tiefsinn scheinen die Verwobenheit der göttlichen und irdischen Kreise und den menschlichen Pendelschlag zwischen dem Ewig-Ruhsamen und dem Sich-Überschlagen geschichtlicher Fortbewegung sinnfällig zu verbildlichen. Die Struktur des Verses, eigengesetzlich aus dem Denkbild geschöpft, malt bald durch Häufung von Zeitwörtern und Satzzusammenziehungen das Tempo des filmartig abrollenden Geschehens, bald wirft sie, in ihrer Eile, zum Ziel zu gelangen, syntaktische Herkömmlichkeiten über den Haufen. Es ist wie ein magisches Fortgerissensein im Bann innerer Schauung, ein unmittelbares Besitzergreifen der eigenen Schöpfung im Sinn jener schönsten der „Okkultistischen Novellen" von Paul Ernst, wo der alte Maler am Schluß seines Lebens ins eigene Bild zur Ruhe eingeht. So tritt auch alles zeitlich Entrückte durch die gewählte Gegenwartform und die pferdehufschlagartige Stete des Rhythmus in eine unentschwindbare geistige Wirklichkeit ein.

Wem Paul Ernst, der Theoretiker und Dramatiker, noch als Suchender erschien, der muß ihn hier als Berufenen erkennen — wenn auch eine unbestreitbare Tragik darin liegt, daß uns das von unserer Dichtung längst geschuldete Volksepos zu einer Zeit beschert wird, da selbst die Besten nichts damit anzufangen wissen. Mag hier für ästhetizistisch Verwöhnte im Technischen, im Sprachlichen allerhand zu bemängeln sein, ja, mag die Zumutung, sich im Zeitalter der Mobilmachung aller zentrifugalen Kräfte durch vier — später sechs — Bände von Versen seelisch zu konzentrieren, als Tumbheit" erscheinen — doch bleibt bestehen, daß mit dem „Kaiserbuch" der deutschen Idee, dem deutschen Gewissen ein Denkmal gesetzt worden ist, das kein Grab, sondern eine Verheißung, keinen Abschluß, sondern einen vorgeahnten Aufstieg bedeuten möchte. Und mehren sich nicht die Anzeichen, daß die zurückgedrängte deutsche Innerlichkeit zur Fülle von Schönheit, Lebensweisheit und Bildkraft, die ihr hier mit der Gewalt eines Naturereignisses entgegenstürzt, hindurchbrechen und dem „tumben" deutschen Dichter noch einmal dafür danken wird?

Wittigs Ungläubiger

Von Hans Roselieb (Münster i. W.)

Durch die Geschichte „Der Ungläubige"[1] geht das Schicksal des alten Berginvaliden Benedikt Geyer. In der Jugend sollte er auf Kosten eines Pfarrers Bildhauer werden. Er kam denn auch vom Dorfe weg zu einem Meister in die Stadt. Eines Sonntags besuchte ihn die Mutter und fand ihn nicht in seinem Quartier, sondern in der Werkstätte, umgeben von einer Anzahl Gipsmodelle, von denen er eines in Ton nachbildete. Die Mutter fragte: „Junge, was machst du denn da? Gehst du nicht in die Kirche? Es muß doch bald Zeit zum Hochamt sein? Und was — was sind denn das für Weibsbilder und nackte Kerle?" — Der Junge wachte wie aus einem Traum auf. „Ja, ja, ich gehe gleich in die Kirche, ich habe es bloß verpaßt. Wart ein bissel, ich will bloß den Arm von diesem betenden Mädchen noch ein wenig anders haben." — Die Mutter darauf: „Die betet doch nicht! So ein nacktes Mädchen, das ist doch Sünde! Komm, daß der Herrgott dich nicht straft!" — Darauf der Autor: „Der Herrgott! Benedikt Geyer glaubte ihn gerade gesehen zu haben, wie er in unendlicher Weisheit und Schönheit den zarten Leib des Weibes schuf, um den Menschen zu zeigen, wie unaussprechlich groß seine Liebe und Barmherzigkeit sei. Jetzt zersank das ganze Geschehnis unter dem Namen Herrgott". — Dieser Benedikt Geyer verteidigt nun das Göttliche, das er als Lehrling der Kunst erlebte. Die Mutter setzte es dagegen durch, daß der Junge aus der Lehre fortgenommen wurde, weil seine Seelenreinheit gefährdet sei. Er wird zur Arbeit in die Kohlengrube geschickt. Darauf der Benedikt ganz für sich: „Da habe ich was vom Herrgott geredet, daß es ihm lieb sei, wenn ich gleich ihm einen Menschenleib bilde, und schon ist es wieder falsch. Jetzt möchte ich sagen: Es ist sein Wille, daß ich Berg-

[1] „Der Ungläubige und andere Geschichten vom Reiche Gottes und der Welt". Von Joseph Wittig. Verlegt bei Leopold Klotz in Gotha.

mann werde, aber das wird ja auch wieder falsch sein. Ich rede gar nicht mehr vom Herrgott. Ich denke auch nicht mehr, denn das ist ebenso falsch."

Die letzten zwei Sätze bedeuten eine Wandlung von Goethes Wort: „Bilde, Künstler, rede nicht." Weil es für einen Künstler falsch ist, zu reden. Er soll bilden, das heißt, er soll sein Wort so gebrauchen, daß es das Seelische, das Unsichtbare darstellt.

Ich habe das einmal in einer Versammlung, wo man wieder einmal über den „Begriff" Kunst stritt, von einem einfachen Manne wunderschön erklären hören: Zwei junge Menschen finden aneinander von Herzen Gefallen. Sie wissen kaum, daß es Liebe ist. Sie haben nur jenes Gefühl, das eines zum anderen hinzieht. Sie wissen auch voneinander kaum etwas Gründliches. Nun tasten sie mit Worten. Sie sprechen von allem Möglichen, was ihnen einfällt und Gegenstand einer Unterhaltung sein kann. Jeder hütet sich schamhaft und zart, von dem zu sprechen und das mit Namen zu nennen, was beide im Innersten so bedrängt, auch beglückt. Sie sprechen nur von Alltagsdingen. Dabei fließt in ihr Wort etwas von ihrem Gemüt. Sie betonen die Worte herzlich. Sie bemühen sich auch, all ihre guten Eigenschaften zu zeigen. Sie gebrauchen Schalkhaftigkeit, Verstand, auch Anmut, Takt, Güte; alles, um ja nicht zu sagen, wie gern sie sich mögen. Dadurch aber erst enthüllen sie einander ihr Wesen, die Mannigfalt ihrer Fähigkeiten, ihre Herbe, Süße, Winkligkeit und Tiefe. Was sie nicht sagen wollten und konnten, machten sie lebendig. Auf diese Weise kam es wahrer, unfaßbar reicher und bezaubernder heraus, als wenn sie bekannt hätten: wir lieben uns.

Wittig sagt in seinem ersten Stück dieser Sammlung von Geschichten über dieselbe Frage: „Ich hab' dich lieb," das klingt wie fremde Einfuhr. „Ich bin dir gut," das ist von daheim. — Wie das Volk in der Liebe spricht, versteckt sich wie die Vogelnester im Frühling; man sieht sie erst, wenn ihre Wunder vorüber sind.

Das Volk verfährt, wie der Künstler verfahren sollte, um auf wahrere, reichere, innigere Weise seelisch zu sein, um nicht zu reden, sondern zu bilden.

Ähnlich so handelt Benedikt Geyer, zwar nicht als Gestalter eines Werks, aber seines Lebens. Und er gestaltet es, ohne zu wissen, was für eine schöne Arbeit er vollbringt und welch herrlicher Lebenskünstler, welch selbstverständlicher Mensch er ist. Mensch! Ein Wort, ein Sinn, eine Aufgabe, deren edle Größe wir Menschen von heute fast vergessen haben. Dieser Benedikt hat es im Blut. Er scheut sich, zu benennen, was ihn im Innersten bewegt, aus Furcht, daß es dann „falsch" sei. Sogar denken will er nicht mehr. Aber er fährt fort, sein Innerstes zu bilden. Er ist religiös. Aber weil er erfahren hat, daß das Benennen und Erklären der Wunder nur den lieben Gott daraus vertreibt, und weil er kein Hehl aus diesem seinem tiefen Glauben macht und sogar danach zu leben wagt, wird er von den strengen Kirchenbesuchern als Ungläubiger halb und halb verketzert und geächtet.

Es passiert ihm ein Unglück im Bergwerk. Er wird Krüppel. Zur Strafe seiner Ungläubigkeit, sagen die Frommen. Und dann kommt dieser Zusammenstoß mit dem wildgewordenen Bären eines Bärenvorführers, wo er mit der Wildheit der Natur im Raubtier kämpfen muß. Da schreit er doch auf: „O Gott," obwohl er dieses Wort niemals mehr hatte aussprechen wollen. Dies wurde, sagt der Autor, im Dorfe nicht bekannt, wohl jedoch, daß er einige Zeit später bei Beginn eines Gewitters gesagt hat: „Der wilde Bär da oben fängt an zu brummen." Er meinte nur, wenn ich von Gott etwas Menschenhaftes aussagen dürfte, so müßte ich von ihm auch etwas Bärenhaftes aussagen können. Als dem Pfarrer Nave jenes Wort hinterbracht wurde, sagte er dem Benedikt Geyer: „Ja, man möchte manchmal so denken. Auch die Heilige Schrift nennt ihn den Löwen von Juda."

Dann starb Benedikt Geyer wie viele andere Menschen auch, natürlich ohne den Trost, daß das Dorf in ihm einen Propheten der Unbegreiflichkeit Gottes sehen würde. Er wird noch eine Weile „Der Ungläubige" genannt, dann vergessen werden, und war doch der Gläubigsten einer.

Benedikt Geyer erscheint mir als das Wesen der Wittigschen Erzählkunst. Sie ist nicht „konzentriert", nicht in einer straffen Fabel gedichtet. Der Autor führt seine Personen nicht in strenger Handlungsfolge ein und aus. Es ist fast wie eine Plauderei, wo dies und das, was dem Autor am Herzen liegt, buntmusterlich auftaucht, unaufdringlich, absichtslos, weil es sich so traf. Er kann von allem sprechen, und er erweckt stets das Seelische, das Zwischen-

menschliche, Übernatürliche. Viele religiöse Weisheiten glänzen auf; viele menschliche Wirrnisse kommen, um zu erleuchten. Nebenfiguren greifen mit ein. Oft sind es Käuze. Immer solche Menschen, die man liebgewinnen muß, weil sie so echt menschlich widerspruchsvoll sind. Immer webt sich alles wie von selbst zu jenem Gleichnis, das das Göttliche einschließt. Mit dem Gleichnis lernt das Auge sehen — das heißt, es lernt das hinter den äußeren Dingen liegende Geheimnis sehen. Dem unmittelbar belehrenden Wort entzieht es sich.

Nicht alle Stücke des Buchs sind von so köstlicher Seelenlabe wie dieser Ungläubige. Aber selbst da, wo der Verfasser wie im ersten Stück: „Das Volk von Neusorge" nur vom Leben und der Verfassung eines schlesischen Dorfes berichtet, erscheint der Mensch als ein Mitwesen, nämlich der gesamten Schöpfung. Diese Verwobenheit des Einzelnen mit der Natur und dem Göttlichen in jener Sprache, die so volknah, so „gemein"schaftlich ist, erlöst den überindividualisierten Menschen von heute aus der Gefangenschaft seines Ichs. Es gibt ihm wieder das Gefühl einer Verbundenheit, woran auch das Tier teilnimmt. Es vermittelt ihm das Erlebnis, wie süß diese Gebundenheit noch im Unglück ist.

Reich, sehr reich sind diese Geschichten an seelischen, zwischenmenschlichen und zwischenständischen Beziehungen. Nie sondert sich der Autor ab. Auch er steht mit in dem Kreis seiner Personen, seiner Landschaft und seiner Geschehnisse. Die Vergangenheit der Heiligen Schrift, der Propheten, der Kirchenväter, der Heiligen, fernentlegenen Gegenden, Menschen dunkler und heller Haut, alles das wird gegenwärtig, vertraulich, brüderlich. Durch die schlesische Bodenständigkeit hindurch ist es übernational und deshalb wahrhaft modern.

Daher ist er kein Autor, der allein von seinem Schreibtisch aus arbeitet. Was er erzählt gibt Zeugnis und hat dokumentenhaften Wert. Sein Erlebniskreis ist der einer Menge ähnlich gestimmter Seelen. Seine Sprache erlöst seine Gemeinde von ihrer Stummheit und Blindheit. Sein Wort weckt und stärkt und reinigt Sitte. Er ist in Wahrheit ein Schaffender.

Gedenkblätter

XXXVI

Hanns von Gumppenberg

Von Hermann Uhde-Bernays (Starnberg)

Als ich ein Knabe war, vor vierzig Jahren, hielt ich es für eine besondere Auszeichnung, wenn ich am Sonntag vormittag die kleine Wendeltreppe meiner elterlichen Wohnung in der Fürstenstraße 13 in München zu den Bibliothekräumen hinaufsteigen und der geistvollen Wechselrede lauschen durfte, die mein Stiefvater Michael Bernays, der münchner Literarhistoriker, mit Schülern und Freunden dann zu halten pflegte. Dieser Brauch eines zwanglosen Empfangs von elf bis ein Uhr, bei dem jedermann willkommen war, ist selbst in der schönen Gastlichkeit der damaligen münchner Gesellschaft einzig gewesen. Kostbare Drucke wurden herumgereicht, wissenschaftliche und Fragen des Tages besprochen, berühmte Fremde kamen, und zwischen das „Bücherheer", über dessen stete Mehrung Heyse gern spottete, hatten sich Flaschen und Gläser eingelagert.

Um den geliebten Lehrer stand das Seminar, Julius Elias stets an der Spitze. Die jungen Doktoren Wölfflin, Kühnemann, Witkowski und viele andere gehörten zum engsten Kreise. Ich pflegte herumzustreichen und zu beobachten. Ich erinnere mich, daß mir zwei Männer besonders auffielen, wenn der autoritätsgläubige Sinn die Augen nicht an eine zufällig anwesende Größe der Literatur oder der Bühne, wie Ibsen, Bülow oder Lewinsky fesselte: der überlange Karl Sittl, ob seiner abgrundtiefen Gelehrsamkeit in klassischer Philologie nicht minder angestaunt als wegen seines giraffenartigen Aussehens — er starb leider in jungen Jahren — und ein mir unbekannter blonder Student, der ganz für sich blieb, nur selten ein Wort sprach, dessen Schläfen aber das nicht zu beschreibende, nur dem Wissenden auffällige Zeichen hoher dichterischer Begabung anzeigten, während der Mund herbe Erfahrungen zu verschließen schien. Kurzsichtigkeit verstärkte den Eindruck dieses Scheuen und Fremden.

Ich lernte Hanns von Gumppenberg bald durch meinen Hauslehrer kennen, der mit ihm die vortreffliche Erziehung des münchner Wilhelmsgymnasiums erhalten hatte, und erfuhr, daß er dem verarmten Nebenzweig eines alten bayerischen Edelsgeschlechtes angehöre.

Den ehemaligen königlichen Edelknaben erfüllte ein wissenschaftlicher Heißhunger; er stürzte sich, sprachenkundig und im Besitz eines vortrefflichen Gedächtnisses, auf die verschiedenartigsten Fächer, Altfranzösisch, Nationalökonomie, Jurisprudenz, und seine Wünsche gingen dahin, Universitätslehrer zu werden. Es war, wie er mir oft sagte, die schwerste Stunde seines Lebens, als ihm sehr einsichtig Bernays abriet, diese Laufbahn einzuschlagen, nicht zuletzt seiner Mittellosigkeit wegen. Kurz vorher hatte er, in dessen Schreibtisch ungezählte dramatische Entwürfe schlummerten, mit einem Trauerspiel „Thorwald", das Ibsens nordische Heerfahrt angeregt haben mochte, im münchner Residenztheater einen starken Erfolg davongetragen. Aber schon hier zeigte sich die Ungunst des Schicksals, die Gumppenbergs Leben verbitterte, in vollem Maße, da das Stück wegen angeblicher Beziehungen auf das Ende König Ludwigs II. verboten wurde. In dieser Zeit tiefer innerer Erregung ist er oft mit meinem Hauslehrer und mir spazierengegangen. Sobald unsere Unterhaltung ein Gebiet erreichte, das er beherrschte, fuhr ein Ruck durch die schwächliche, eingesunkene Gestalt, und hinter der Brille nahmen die hellen Augen einen fiebernden Glanz an. Vielfach unterbrach er das Gespräch, um treffende satirische Anmerkungen eines mehr gutmütigen als galligen Humors einzufügen. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er vor dem Tempel im Englischen Garten, die Arme rückwärts gebeugt, in stoßenden Sätzen den letzten Monolog Richards II. weltentrückt vor sich hinsprach.

Wir fanden uns nach zehn Jahren, die er in schwankenden Verhältnissen verbracht hatte, wieder. Meine lange Abwesenheit von München hatte die Verbindung getrennt, bis sie nach meiner Rückkehr 1905 wiedergeknüpft wurde. Gumppenberg hatte unterdessen statt zu den Brettern den Weg zum Brettl genommen und war durch seine Parodien zeitgenössischer Dichter bekannt geworden. Auch seine weichen lyrischen Dichtungen, besonders seine unvergleichlichen Übertragungen (darunter Verlaine und die Lieder des Schweden Michael Bellmann) fanden die Anerkennung unseres literarischen Stammtisches im Franziskaner, dessen Mittelpunkt in später und spätester Abendstunde Eduard von Keyserling war. Als Theaterreferent der „Münchner Neuesten Nachrichten" kam Gumppenberg oft zu uns. Meist aber saß er für sich und schrieb, unbekümmert um seine Umgebung, seine Berichte, deren Gründlichkeit und Zurückhaltung ganz zu Unrecht der Jugend pedantisch und schulmeisterlich erschienen. Gumppenberg lebte eben, weltfern und verträumt, nur in der Zeit der Troubadours oder der Hohenstaufen und fühlte sich dem Naturalismus fremd, so sehr er ihn auch nachempfindend in seinen historischen Dramen anzunehmen suchte, — deren fortgesetzter Mißerfolg seinen Lebenswillen untergrub.

Wir hatten auch einen Verein gegründet, die „Maultrommel" mit Kubin, Edgar Steiger, Vrieslander zusammen. Aber er ging sehr bald wieder auseinander, da wir Leichtlebigeren lieber zechen und schwatzen als unter Gumppenbergs kritischem Richtschwert die Poesie „kommandieren" und gestellte Themen neben dem Maßkrug in Verse bringen wollten. Auch diesen Mißklang empfand Gumppenberg mit seiner starken nervösen Reizbarkeit viel stärker als nötig. Immer tiefer verbohrte er sich in die Probleme seiner eigensinnigen Wünsche. Manchmal, vor dem Kriege, versuchte er die Gäste in seine stille Wohnung in die Kaulbachstraße zu holen, wo eine verständnisvolle, gütige Gattin half, bedenkliche Pausen zwischen seinen Vorlesungen auszufüllen.

Gumppenbergs rasches Ende ist wohl auch dadurch beschleunigt worden, daß ein Freund, der die Gesamtausgabe seiner Werke zu unterstützen gedachte, plötzlich starb. Immer ein Enthusiast, den jede Enttäuschung im Innersten traf, war er durch Zufall ein Aristokrat von Geburt, in Wahrheit ein Aristokrat des Geistes wie wenige im heutigen Deutschland. Ein Gegensatz stärkster Art klaffte zwischen dem hohen idealistischen Pathos seiner Begabung, deren köstlichste Frucht seine lyrische Dichtung bleiben wird, und der erschütternden Tragik seines Lebenslaufes, dem das, was man Erfolg nennt, stets gefehlt hat, weil er ihn draufgängerisch und naiv wie ein Jüngling, durch eigenen Willen und persönliche Kraft zu erreichen suchte, anstatt sich an einen Klüngel oder an eine Richtung anzuschließen. Aber die Eigenschaften des Kämpfers und Führers, die Gumppenberg in hohem Maße zu besitzen glaubte, waren ihm nicht beschieden worden.

Neue Kunstliteratur

Von Emil Utitz (Halle)

Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge. Von Karl Brandi. Siebente, überarbeitete Auflage. Leipzig 1927, Verlag B. G. Teubner. XIV u. 282 S.

Weg zur Kunst. Von Fritz Stahl. Einführung in Kunst und Kunstgeschichte. Berlin 1927, R. Mosse Verlag. Mit 11 Vierfarbentafeln und 189 Autotypien. 542 S.

Ikonographie der Heiligen. Von Karl Künstle. Mit 284 Bildern. Freiburg i. Br. 1926, Herder & Co. XVI u. 607 S.

Die Graphischen Künste. Von C. Kampmann. Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage, neubearbeitet von E. Goldberg. Mit zahlreichen Abbildungen und Bei-

lagen. Berlin und Leipzig 1927, Walter de Gruyter & Co. 138 S.

Das Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas. Von Wilhelm Pinder. Berlin 1926, Frankfurter Verlags-Anstalt. 168 S. 29 Bildtafeln.

Kunst und unerfüllte Pädagogik. Sieben Kapitel über Kunsterziehung und pädagogische Reformen. Von Ludwig Praehauser. Mit 7 Bildnissen. Wien 1925, Österreichischer Bundesverlag. VIII u. 330 S.

Pempelfort. Sammlung kleiner Düsseldorfer Kunstschriften. Düsseldorf, Druck und Verlag von L. Schwann. Durchschnittlich 16 Seiten mit einigen Abbildungen. Dritte Serie: 17. Zu Hans von Marées. Von Karl Koetschau. 18. Friedrich Deiker, Aufzeichnungen und Briefe. Von Walter Cohen. 19. Nazarenische Kunst. Von Kurt Karl Eberlein. 20. Emanuel Leutze als Bildnismaler. Von Bernd Lasch. 21. Immermann. Von H. W. Keim. 22. Görres. Von Max Braubach. 23. Grabbes letzte Jahre. Von H. W. Keim. 24. Immermanns Maskengespräche. Von H. W. Keim.

Leben und Tod. Von Georg Küffer. Das Bild in Schule und Haus. Bern und Leipzig, Verlag Ernst Bircher A.-G. Kurzer Begleittext und 10 Bildtafeln.

Predigten aus der deutschen Kunst. Bildermappen, herausgegeben im Auftrage des Bundes für deutsche Kirche. Auswahl und Text von Kurt Niedlich. 1. Mappe: Vom lieben Gott. Leipzig 1927, Dürrsche Buchhandlung. Zwölf Kunstblätter.

Pyramide und Tempel. Von Julius Meier-Graefe. Notizen während einer Reise nach Ägypten, Palästina, Griechenland und Stambul. Berlin 1927, Ernst Rowohlt Verlag. 403 Seiten und zahlreiche Abbildungen.

Das ewige Ägypten. Von Hans Much. Mit 16 Bildtafeln und 15 Vignetten. Dresden 1927, Carl Reißner Verlag. 206 S.

Nicolo Pisano. Von Georg Swarzenski. Meister der Plastik. 5. Band. Frankfurt a. M. 1926, Iris-Verlag. 74 Seiten und 127 Bildtafeln.

Le style gotique en France dans l'architecture et la décoration des monuments. Von René Colas. Paris 1926, René Colas. 55 Seiten und 144 Tafeln.

Breslauer Kirchen. Herausgegeben von Heinrich Götz; Einleitung von Alfred Hadelt. Breslau 1926, Ostdeutsche Verlags-Anstalt. Erster Band von: Schlesische Kirchen. 28 Seiten und zahlreiche Bildtafeln.

Aus alten schlesischen Städten. Von Paul Knötel. Schweidnitz, Verlag von L. Heege. 127 S.

Deutsche Bauten. Herausgegeben von Max Ohle. Burg bei Magdeburg, Verlag von August Hopfer. Durchschnittlich 32 Seiten und 70 Bildtafeln. 5. Walter Paatz, Die Marienkirche zu Lübeck. 6. Ernst Gall, Die Marienkirche zu Danzig. 7. Kurt Gerstenberg, Das Ulmer Münster. 8. Walter Passarge, Der Dom und die Severikirche zu Erfurt.

Norddeutsche Feldsteinkirchen. Von Heinrich Ehl. Mit 94 Abbildungen. Braunschweig-Hamburg 1926, Verlag Georg Westermann. Nr. 6 der Sammlung „Hansische Welt". Herausgegeben von Hans Much. 172 S.

Meister Bertram van Mynden. Maler zu Hamburg. Ein hansisch Tagebuch um 1400. Quasi gesetzet von Hermann Claudius. Hamburg 1927, Hanseatische Verlagsanstalt. 107 Seiten und 8 Bildtafeln.

Riemenschneider. Von Kurt Pfister. Mit 62 Bildtafeln. Dresden 1927, Carl Reißner Verlag. 32 S.

Bildhauer des 14. Jahrhunderts am Rhein und in Schwaben. Von Hermann Beenken. Mit 150 Abbildungen. Leipzig 1927, Insel-Verlag. 284 S.

Signorelli, des Meisters Gemälde. In 230 Abbildungen. Herausgegeben von Luitpold Dußler. Stuttgart, Berlin und Leipzig 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 34. Band der „Klassiker der Kunst". L u. 219 S.

Geschichte der Renaissance in Spanien und Portugal. Von Albrecht Haupt. Zehnter Band der „Geschichte der neueren Baukunst". Mit 148 Abbildungen. Stuttgart 1927, Paul Neff Verlag. 203 S.

Das Sanssouci Friedrichs des Großen. Mit einem Anhang: Das Sanssouci von heute. Von Gustav Berthold Volz. Mit 21 Textabbildungen und 76 Bildtafeln. Berlin und Leipzig 1926, K. F. Koehler. 125 S.

Anton Graff (1736–1813). Von Otto Waser. Mit 50 Abbildungen. 7. Band von „Die Schweiz im deutschen Geistesleben". Herausgegeben von Harry Maync. Frauenfeld und Leipzig, Verlag von Huber & Co. 110 S.

C. G. Carus. Neun Briefe über Landschaftsmalerei. Geschrieben in den Jahren 1815–1824. Zuvor ein Brief von Goethe als Einleitung. Herausgegeben und mit einem Nachwort begleitet von Kurt Gerstenberg. Mit 10 Tafeln. Dresden, Wolfgang Jeß. 231 S.

Malerei der Goethezeit. Sechzig Abbildungen mit einer Einleitung. Von Kurt Schauer. Leipzig 1927, B. G. Teubner. (Marburger Kunstbücher für Jedermann.)

Carle Vernet. Von Armand Dayot. Etude sur l'artiste. Paris 1925, Le Goupy. 205 Seiten und zahlreiche Abbildungen.

Kunstgeschichte des Möbels seit dem Altertum. Von Adolf Feulner. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 655 Seiten und 494 Abbildungen.

Ozeanische Rindenstoffe. Von Paul Hambruch. Oldenburg i. O. 1926, Gerhard Stalling Verlag. 34 Textabbildungen und 33 Tafeln. 83 S.

Das Batiken. Eine Blüte indonesischen Kunstlebens. Von J. A. Loebèr jun. Oldenburg i. O. 1926, Gerhard Stalling Verlag. 32 Textabbildungen und 40 Tafeln. 112 S.

Geschichte der europäischen Malerei vom Impressionismus bis zur Gegenwart. – Geschichte der europäischen Plastik im 19. und 20. Jahrhundert. Von Karl Scheffler. 2. Band von: „Die Europäische Kunst im 19. Jahrhundert". Mit 174 Abbildungen. Berlin, Bruno Cassirer Verlag. 348 S.

Die Kunst des Realismus und Impressionismus im 19. Jahrhundert. Von Emil Waldmann. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 653 Seiten und zahlreiche Abbildungen und Bildtafeln. XV. Band der Propyläen-Kunstgeschichte.

Die Baukunst der neuesten Zeit. Von Gustav Adolf Platz. Berlin 1927, Propyläen-Verlag, in Verbindung mit der „Bauwelt". 607 Seiten und zahlreiche Abbildungen und Bildtafeln.

Der Architekt und die Geschichte. Rede, gehalten zur Feier der Rektoratsübergabe an der Technischen Hochschule Danzig am 1. Juli 1926. Von O. Kloeppel. Danzig 1926, Gesellschaft von Freunden der Danziger Hochschule.

Arnold Böcklin. Aus Leben und Schaffen. Von Georg Jacob Wolff. München 1927, Verlag F. Bruckmann A.-G. 64 Seiten mit Bildtafeln.

Ferdinand Hodler. Von Thomas Roffler. Mit 24 Abbildungen. 6. Band von „Die Schweiz im deutschen Geistesleben". Herausgegeben von Harry Maync. Frauenfeld und Leipzig, Verlag von Huber & Co. 85 S.

Wege zu Hodler. Von Maria Waser. Mit 8 Bildtafeln. Zürich und Leipzig 1927, Rascher & Cie. 96 S.

Paula Modersohn-Becker. Von Konrad Tegtmeier. Bremen, Angelsachsen-Verlag. 20 Seiten und Bildtafeln.

Max Slevogt. Von Martin Wackernagel. Mit 32 Abbildungen. München-Gladbach, Führer-Verlag. 30 S.

Der Maler und Holzfäller Adolf Dietrich. Von Margot Rieß. Mit 32 Abbildungen. Berlin 1927, Neue Gesellschaft. 20 S.

Alt-Prager Almanach 1927. Herausgegeben von Paul Nettl. Prag, Die Bücherstube. 166 S.

Daumier und der Krieg. 64 Reproduktionen nach Originallithographien. Herausgegeben von Hans Rothe. Leipzig, Paul List Verlag.
Rings um den Alexanderplatz. Von Heinrich Zille. Dresden 1926, Carl Reißner.
Dämonen und Nachtgesichte. Von Alfred Kubin. Mit einer Selbstdarstellung des Künstlers und 130 Bildtafeln. Dresden 1926, Carl Reißner Verlag. 62 S.
Bilder der Großstadt. Von Frans Masereel. Mit 112 Zeichnungen und einer Einleitung. Von Romain Rolland. Dresden 1926, Carl Reißner Verlag.
Mein Stundenbuch. 165 Holzschnitte. Von Frans Masereel. Einleitung von Thomas Mann. München 1926, Kurt Wolff Verlag.
Die Sonne. 63 Holzschnitte. Von Frans Masereel. Einleitung von Carl Georg Heise. München 1926, Kurt Wolff Verlag.
Bekenntnisse eines modernen Malers. Von Paris von Gütersloh. Wien-Leipzig 1926, Verlagsanstalt Zahn & Diamant. 162 S.
Punkt und Linie zu Fläche. Von Kandinsky. Beitrag zur Analyse der malerischen Elemente. 1 Vierfarbendruck, 102 Figuren, 25 Tafeln. München, Verlag Albert Langen. 9. Band der „Bauhausbücher". 197 S.
Holland, Rembrandt und Amsterdam. Von Georg Hermann. Heidelberg 1926, Merlin-Verlag. 97 Seiten mit Bildtafeln.

Ein halbes Hundert Bücher der Kunstwissenschaft und Kunstliteratur in einem kurzen Sammelreferat zu besprechen, bedeutet den Verzicht auf eingehende Würdigung. Sie muß den eigentlichen Fachzeitschriften vorbehalten bleiben, während an dieser Stelle es nur möglich ist, den Leser auf Neuerscheinungen hinzuweisen, die — sei es durch ihren Sachgehalt, sei es durch das behandelte Thema — seinen Interessen begegnen. Da dürfen wir an die Spitze ein Werk stellen, das seit 28 Jahren sich in hervorragender Weise bewährt hat und dem dieser Erfolg auch in seiner siebenten Auflage gewiß treu bleiben wird. Ich meine die acht schlichten, aber eindringlichen und fülligen Vorträge von Karl Brandi über „Die Renaissance in Florenz und Rom". Wer sich selbst seit langer Zeit jener Schrift dankbar verpflichtet weiß, wird sie immer gern jenen empfehlen, die Zugang zu dieser reichbewegten Welt suchen. Und auch eiligere Italien-Reisende sollten nicht verfehlen, nach diesen Vorträgen zu greifen, die elementar einführend im guten Sinne des Wortes sind. Die ausgiebigen literarischen Vermerke leiten dann leicht den Anfänger weiter, nachdem er einmal die Grundakkorde vernommen hat.
Das weitgespannte Ziel einer Einführung in Kunst und Kunstgeschichte setzt sich Fritz Stahl mit seinem „Weg zur Kunst". Wir haben so viele „Einführungen", daß sich eine neue durch eine besondere Note rechtfertigen muß. Äußerlich zeichnet sich dieses Buch durch schönen Druck und große, klare Abbildungen aus. Bemerkenswert erscheint, daß alles Technische stark betont wird und seine Bedeutung für die künstlerische Gestaltung. Auch die leichte, angenehme Lesbarkeit und die erfahrungsgesättigte Kunstnähe fallen vorteilhaft auf. Dazu gesellt sich pädagogisches Geschick. Von den Bedenken, die sich gegen Auswahl und Akzentuierung vorbringen ließen, kann hier nicht gesprochen werden. Eine stärkere Heranziehung der deutschen Kunst wäre unbedingt am Platze gewesen. Auch der Mangel an jedem Register und Literaturnachweisen stört. Schlechthin unentbehrlich für den ernsteren Kunstfreund und Forscher wird die „Ikonographie" der Heiligen, die Karl Künstle herausgegeben hat. Erstrebt wurde, bei jedem einzelnen Heiligen die Legende historisch-kritisch zu würdigen und im ikonographischen Teil eine tunlichst vollständige Angabe der bildlichen Darstellungen unter genauen Hinweisen auf die Fundorte und Abbildungen zu bieten. Inwieweit dieses Ziel erreicht wurde, muß längere Nachprüfung lehren. Bei gelegentlichen Stichproben hat sich das Werk gut bewährt. Ich bedaure nur angesichts einer so würdigen Leistung auf einem derart schwierigen Gebiet die wenig erfreuliche Polemik in der Einleitung. Nur eines knappen Hinweises bedarf es auf die Neuauflage der Graphischen Künste von C. Kampmann. Hier handelt es sich um einen lang erprobten, billigen Führer, der bloß durch zum Teil sehr geschmacklose Abbildungen entstellt wird. Hier hätten sich unschwer andere Beispiele finden lassen.
Eine der wichtigsten Neuerscheinungen ist Wilhelm Pinders Problem der Generation in der Kunstgeschichte Europas; zugleich ein Buch, dessen starke Anregungskraft sich noch lange auswirken wird. Denn — unabhängig von aller Theorie — der praktischen Kunstforschung werden hier dankbare Aufgaben überantwortet. Obgleich man das Generationsproblem an sich nie leugnete, es war notwendig, mit allem Nachdruck es einmal in den Vordergrund zu stellen und es in seinem ganzen Umfang aufzurollen. Es ist das Problem der gleichzeitigen Anwesenheit mehrerer Generationen in jedem geschichtlichen Augenblick, also auch in denen der Stilgeschichte. „Ein Bild von Max Liebermann von 1924 und ein Bild Franz Marcs von 1914 — welcher in anonymer Kunstgeschichte Geschulte würde ohne Kenntnis des Altersunterschiedes den stilgeschichtlichen Unterschied durch die absolut chronologisch richtige Datierung, ja auch nur durch eine richtige Reihenfolge ausdrücken?" Wir spüren: es gibt auch eine Farbe der Zeit. Und sie ist da zugleich mit der ebenso unbezweifelbaren Unterschiedlichkeit der Alterslagen. „Thoma und Henri Rousseau, beide Antiimpressionisten, drücken in der Sprache zweier sehr verschiedener stetiger Faktoren — ‚Deutsch' und ‚Französisch' — etwas Verwandtes aus; eine eigentümliche Verkindlichung, eine neue, protestierende Naivität des Sehens, eine sonderbar volksmäßige Poetisierung." Wie verhält sich die Farbe des Gleichzeitigen in der Farbe des Gleichaltrigen? „Der Corinth der Walchenseelandschaften hat etwas von den Mitteln, dem Vortrage der späteren Expressionisten, aber sein Ziel ist doch noch jene „Wirklichkeit", die jene Jüngeren nicht mehr wollen. Indessen sind auch umgekehrte Fälle denkbar: eine Angleichung an neue Probleme, die mit alten Mitteln vorgetragen werden. Daß dies instinktiv als das weniger Gesunde empfunden wird, erscheint jedoch bezeichnend." So wagt Pinder den großen Wurf einer Kunstgeschichte nach Generationen. Ja darüber hinaus behandelt er das Generationsproblem in verschiedenen Künsten. Seiner Meinung nach sucht generationsgeschichtliche Betrachtung sich in Ehrfurcht den lebendigen Quellen des Werdens zu nähern. Nicht die „Erklärlichkeit" steht für sie am Anfang, sondern die Anschauung. „Sie warnt davor, in erster Linie ‚Stile', das heißt menschliche Betrachtungsweisen (wenn auch wirklicher Vorgänge) als Lebewesen anzusehen, um lieber wirkliche Lebewesen wirklich zu betrachten. Sie unterscheidet zwischen subjektiver Perspektive und objektiver Biologie." Es ist ausgeschlossen, hier auch nur anzudeuten, was Pinder zu dem Gesetz des Rhythmus zu sagen hat oder etwa zu dem Begriff der Klassik. Weite des Horizonts paart sich glücklich bei ihm mit starkem Sinn für das Gegenwärtige. So hat er eine methodisch bedeutsame Leistung vollbracht, mit der nun die Wissenschaft in schöpferische Auseinandersetzung eintreten muß. Aber auch der Laie wird mit Genuß und Gewinn dieses gut und klar geschriebene Buch lesen, das durch vorzüglich gewählte Abbildungen wesentlich unterstützt wird.
Auch dem Nichtfachmann wird aus Pinders Werk ein anschauliches Bild der methodischen Forschungsprobleme sich zeigen. Eine ganz andere Übersicht erringt er, wenn er sich von Ludwig Praehauser in den heutigen Stand der Kunstpädagogik einführen läßt. Denn hier regieren wesentlich andere Methoden. Praehausers Buch erhebt sich weit über den üblichen Durchschnitt. In der Gewichtsverteilung stört die überwiegende Berücksichtigung österreichischer Verhältnisse. Eine neue Auflage kann da leicht den nötigen Ausgleich schaffen. Ich will hier nicht darüber rechten, daß

ich manchen Wertungen und Vorschlägen des Verfassers nicht zuzustimmen vermag, sondern lieber das Positive hervorheben. Dazu zählt in erster Linie sein ausgebreitetes Wissen und die völlige Abwesenheit von Phrasen, die gemeinhin auf diesem Gebiete üppig wuchern. Daß er mit den Bestrebungen Alfred Lichtwarks und der hamburger Lehrerschaft beginnt, scheint mir sehr erfreulich, ebenso, daß er den Versuch unternimmt, die ganze Geschichte der kunsterziehetischen Bewegung nachzuzeichnen. Und daß er im Zuge systematischer Betrachtungen sich öfter auf Konrad Fiedler beruft, ist sicherlich ein Zeichen geistiger Vertiefung in die Sache. Praehauser verweilt gern bei der Erörterung kunsterzieherischer Unternehmungen wie der Kunstwart-Arbeit, des Dürer-Bundes usw. Ein neues — meiner Überzeugung nach — besonders glückliches Unternehmen dieser Art ist die düsseldorfer Sammlung kleiner Kunstschriften „Pempelfort", die wir auch schon im letzten Bericht anzeigen konnten, und die jetzt um eine neue Serie bereichert ist. Das Auffallende dieser dünnen Hefte ist ihr hohes Niveau, das Vermeiden jeglicher Oberflächlichkeit. Sie gehen immer vom Heimischen aus, aber das Heimische weitet sich zu Allgemein-Deutschem, zu an sich Belangvollem. Glücklich die Stadt, die auf solche Kultur zurückblicken darf und aus dieser stolzen Rückschau die Verpflichtung zu gegenwärtiger Kultur herleitet! Die beiden anderen Sammlungen — „Das Bild in Schule und Haus" und „Predigten aus der deutschen Kunst" — bewegen sich in gewohnten Bahnen. Erstere bevorzugt schweizer Kunst, bei letzterer tritt die religiöse Einstellung deutlich hervor. Beide werden in den Kreisen, für die sie bestimmt sind, Ersprießliches wirken können, obgleich ich die Meinung vertrete, es sei Hauptaufgabe aller Kunsterziehung, immer zum Original hinzuleiten, und alles andere nur ein nie restlos befriedigender Ersatz. Durch die stets mehr auszubauenden Schulausflüge zu Kunstzentren und ähnliche Fahrten der Volkshochschulen kann jener Forderung in gewissem Grade Genüge geschehen. Der Weg zur Reproduktion ist auch für den gefahrloser, der schon den Weg zum Kunstwerk gefunden hat. Nachdrückliches Unterstreichen dieses Tatbestandes sollte in keiner kunsterzieherischen Veröffentlichung fehlen. Ich freue mich, daß Küffer in seiner Einleitung den gleichen Gedanken vertritt und rät, wo es irgendwie möglich ist, mit der Klasse das Original aufzusuchen. Deswegen brauchen wir immer mehr regional eingestellte kunsterzieherische Unternehmungen. Und daß dies zusehends mehr geschieht, buche ich als gesunden Fortschritt.

Von dieser jüngsten Gegenwart begeben wir uns mit einem Sprung in das alte Wunderland Ägypten. Wenn aber Meier-Graefe über Ägypten oder Griechenland schreibt, ist immer etwas von jüngster Gegenwart dabei. Und man liest — wenn man noch so sehr zu heftigstem Widerspruch gereizt wird — mit Vergnügen diese scheinbar lockeren, delikaten Plaudereien, in denen viel Fingerspitzengefühl steckt, aber auch manch harte Eigenwilligkeit. Aber Meier-Graefe spricht nicht im Namen einer auf Objektivität festgelegten Wissenschaft, sondern als künstlerisch empfängliche, reizsame Persönlichkeit. Und so wenig sein Buch „Kunstgeschichte" ist, so anregend kann es für sie werden, mag sie auch vor manchem Urteil zurückschrecken und es wesentlich korrigieren. Gegenüber der heiteren Grazie des Stils, welche die Lektüre zu einer vornehmen Unterhaltung macht, fallen bisweilen Respektlosigkeiten auf, welche die Grenzen des guten Geschmacks peinlich berühren. Das mag pedantisch klingen oder auch sein, allein der Kampf um Werte kann nicht rein ausgetragen werden, wenn man manchmal billige Witze nicht verschmäht. Davon abgesehen hat das Buch — neben seinem literarischen Niveau — die Bedeutung, Selbstverständliches in Frage zu ziehen. Und mag dann die Selbstbesinnung Meier-Graefe recht geben oder zum entgegengesetzten Ergebnis gelangen; das Buch regt eben an und regt auf. Während das Buch von Hans Muck nur einen begeisterten und gewiß viele begeisternden Hymnus auf Ägypten singt.

Prachtvoll illustriert — eine ganze Reihe von Aufnahmen ist erstmalig für diese Veröffentlichung angefertigt worden — legt uns Georg Swarzenski seine Monographie über Nicolo Pisano vor. Damit ist eine wichtige Arbeit getan, und für ihre Gründlichkeit bürgt schon der angesehene Name des bekannten frankfurter Forschers. Man hat — in Laienkreisen — Nicolo Pisano, der vor allem als Meister der pisaner Kanzel berühmt ist, allzusehr der Antike angenähert. Gewiß ist — auch nach Swarzenskis Überzeugung — ihr Einfluß wesentlich auf seine Kunst, und diese selbst eine der wichtigsten Etappen in dem langen geistesgeschichtlichen Prozeß der Durchsetzung des christlichen Mittelalters mit antiken Vorstellungen und Idealen. Aber manche antike Elemente waren überhaupt Gemeingut mittelalterlicher Kunst, dazu kommen breite antike Strömungen im 12. Jahrhundert und endlich das späte Weiterleben der Antike in der byzantinischen Kunst, die nicht nur ihre ganzen Enklaven in Italien hatte, sondern dauernd die Produktion beeinflußte. Vielfach ist Nicolos Studium der Antike nur Bestätigung, Verstärkung und Bereicherung gegebener Gepflogenheiten und Tendenzen. Aber das Ringen des Künstlers um eine neue Form erscheint zwar, „wie so oft in der christlichen Kunst, als ein neues Verhältnis zur Antike, sie ist aber vor allem die Realisation eines neuen Verhältnisses zur Umwelt. Darum ist Nicolo nicht nur etwa ein Markstein in der Geschichte des Klassizismus, sondern er gehört in die Reihe der großen Geister, die im 13. Jahrhundert das Weltbild neu gestalteten. Er ist zwar nicht der erste Bildhauer Italiens, aber derjenige, der der italienischen Kunst eine führende Stelle in der europäischen Kunst erobert". Nichts wäre irriger, als die Triebfeder seiner Kunst in einer romantischen Sehnsucht nach der formalen Schönheit der Antike zu erblicken. Was hat nun also die Antike für Nicolo zu bedeuten? Sie „wird ihm ein entscheidendes Instrument in seinem Eroberungszug in die sichtbare Welt, in seiner Durchdringung des Darstellungsstoffes mit einem neuen Wirklichkeitsgehalt... Dies ist es, was den gewaltigen Fortschritt Nicolos gegenüber all seinen Vorgängern ausmacht. Es ist seine Diesseitigkeit, ein machtvoller Sinn für Lebendigkeit, ein neuer Wille zur Sinn- und Augenfälligkeit, wie er uns ähnlich bei der Lektüre Dantes bewegt". Seine ersten Idealköpfe und Kompositionen haben zunächst das Unbeteiligte, Verharrende, Unsentimentale, das sich mit dem Existenziellen der Antike berührt, aber es ist auch die gleiche Gesinnung der „Impassibilität", die das spätere Geschlecht der Masaccio, Donatello, Piero della Francesca kennzeichnet, die dem Zeitstil der Spätgotik ähnlich gegenübertreten, wie Nicolo Pisano seinem Zeitstil der beginnenden Hochgotik. „So darf auch in diesem Sinne der pisanische Bildhauer als Vater der toskanischen Renaissance gefeiert werden." So entscheidend dies ist, nicht allein darum habe ich länger bei diesem Buche verweilt, sondern weil es künstlerische Auseinandersetzungen widerspiegelt, die im Zeitalter der Überwindung des Expressionismus und der Heraufkunft einer neuen Sachlichkeit, einer neuen Klassizität eine tief erregende Aktualität besitzen.

Auf prachtvollen Tafeln führt René Colas Beispiele französischer Gotik vor. Uns Deutsche muß es schmerzlich berühren, Straßburg und Metz in dieser Reihe zu finden. Der Lokalgeschichte gewidmet ist die schöne Veröffentlichung von Heinrich Götz und Alfred Hadelt über die breslauer Kirchen. Und da sie Werte darstellen von allgemeiner Bedeutung, wird dieses verdienstvolle Werk gewiß der Anteilnahme weiterer Kreise begegnen. Als eine Ergänzung hierzu möge man die kulturhistorischen Betrachtungen „aus alten schlesischen Städten" von Paul Knötel ansehn. Eine vorzügliche Sammlung, die ich lebhaft begrüße, sind die „Deutschen Bauten", herausgegeben von Max Ohle. Die handlichen Büchlein sind gut gedruckt, reich illustriert und billig. Hervorragende Fachleute behandeln einzelne wichtige Kunstdenkmale: knapp, sachlich, ohne Redseligkeit, aber auch ohne Oberflächlichkeit. Hier werden dem gebildeten reisenden

Publikum und auch den Einheimischen zuverlässige, gute und nicht ermüdende Führer geboten, um so notwendiger, weil diese deutschen Meisterwerke mit all den Schätzen, die sie bergen, noch lange nicht so ins allgemeine Bewußtsein eingedrungen sind, wie man es erwarten sollte. Und gleiches gilt von dem wesentlich bescheideneren, aber sehr reizvollen Gebiet der norddeutschen Feldsteinkirchen, denen Heinrich Ehl eine eigene Monographie geschenkt hat, die als sechstes Heft der von Hans Much herausgegebenen „Hansischen Welt" erschien. Es handelt sich im wesentlichen um die Feldsteinkirchen, die im Zuge der deutschen Kolonisation des Ostens vom 12. bis 14. Jahrhundert geschaffen wurden. Man findet sie in Holstein, Mecklenburg, Pommern, Brandenburg, den preußischen Ostprovinzen usw. Ehl faßt seine Darstellung in folgenden sehr charakteristischen Sätzen zusammen: „Weil diese Feldsteinbaukunst nicht im eigentlichen Sinne primitiv ist, sondern aus der Geschichte und Kultur Norddeutschlands in ständiger Verbindung mit den Überlieferungen Altdeutschlands erwuchs, darum mußte sie auch im Zusammenhange mit dieser Geschichte betrachtet werden, deren Erzeugnis sie ist. Über alle politische, wirtschaftliche und kulturelle, noch so hoch zu bewertende Bedeutung der deutschen Kolonisation hinaus besteht ihre wesentliche Eigenart darin, in historischer Zeit und fast urkundlich belegbar die Entstehung eines neuen, ausgeprägt volkstümlichen Stils, der nicht so sehr aus der vorangegangenen formgeschichtlichen Entwicklung zu erklären ist, wie etwa die Gotik aus der Romantik hervorgeht oder der Klassizismus aus dem Barock, sondern der ganz natürlich aus den soziologischen Verhältnissen des Landes und aus der seelischen Verfassung und Gesinnung seiner Schöpfer entstand, die das Volk in seiner Gesamtheit waren. Das Volk als Stilschöpfer erkannt zu haben, ist darum das eigentliche Ergebnis unserer Untersuchung." Und auf jeden Fall lohnt es, dieses Material in seiner herben Eigenart kennenzulernen. Zur Welt der Hansa gehört auch die Chronikdichtung, die Hermann Claudius um den hamburger Maler, Meister Bertram van Mynden, gesponnen hat, gestimmt auf den Ton des Mottos: „Nur wo du lieb hast, da quillet das Wunder aus deinem Herzen, daraus deiner Kunst Werk wachset."

Nach Süddeutschland kommen wir mit Kurt Pfisters Riemenschneider. Das Werk Riemenschneiders ist auffallend populär, und so ist diese kluge Monographie — in deren Ruhe, genau wie in Riemenschneiders Leben, der grelle Lärm der Bauernkriege hineinfällt — zahlreicher Leser sicher. Und es ist anzuerkennen, daß sie ihr Thema nicht überwertet: „Nie ist Riemenschneider ein formaler und geistiger Revolutionär gewesen, wie der vielleicht größte Bildhauer der Zeit: Veit Stoß. Seine Naturanschauung wird entscheidend beeinflußt durch die Erinnerung an die Dekorationselemente und die rhythmische Stilisierung der Spätgotik, durch die lyrische Stimmung seines Wesens. Er ist kein Plastiker der kubischen Form und räumlichen Tiefe, vielmehr der Meister der empfindsamen Oberfläche, der feinen Rinnsale, der kalligraphischen Linienspiele und Lichtquellen." Und gerade weil die Aufmerksamkeit, die man bereitwillig und sicherlich mit Recht dieser Kunst schenkte, die unliebsame Folge hatte, sich mit den Bildhauern des 14. Jahrhunderts weniger zu beschäftigen, ist das Buch von Hermann Beenken doppelt willkommen, das die stolze Reihe „deutscher Meister" würdig fortsetzt. „Im Mittelpunkt der Erörterungen dieses Buchs stehen die Denkmäler der Hüttenplastik des Münsters von Freiburg, des Domchores von Köln, des Kapellenturmes von Rottweil und der Gmünder Heiligkreuzkirche. Jedoch sind auch eine größere Anzahl von Werken anderer Orte, zum Teil nicht minder ausführlich, mitbehandelt, die in Stilzusammenhängen mit der kölner, der rottweiler oder der freiburger Plastik stehen." Das Werk gipfelt in einem Ausblick: Individuum und Wirklichkeit im Spätmittelalter. Ernste Forschung hat uns hier um eine wertvolle Arbeit bereichert, die sich noch besonders durch methodische Sauberkeit im Prinzipiellen auszeichnet.

Den Boden Italiens betreten wir mit dem Signorelli-Buch von Luitpold Dußler. Die Aufnahme Signorellis in die berühmte Sammlung der Klassiker der Kunst bedarf keiner Rechtfertigung, und ebenso das — mit gewohnter Sorgfalt verfaßte, zusammengestellte und ausgestattete — Buch keiner Empfehlung. Der große Kreis derer, die Signorellis starke, problemreiche und historisch bedeutsame Kunst schätzen, wird gern nach dieser schönen Veröffentlichung greifen. Sein bekanntes berliner Bild „Pan als Gott des Naturlebens und der Musik" steht — wie Dußler mit Recht sagt — mit Botticellis Werken des „Frühling" und der „Geburt der Venus" in seinem Jahrhundert an erster Stelle unter den Schöpfungen antik-mythologischen Inhalts. Und es wirft Formprobleme auf, mit denen im 19. Jahrhundert kein Geringerer als Hans von Marées gerungen hat. Auch eines der hervorragendsten Porträts Signorellis besitzt Berlin: das großartige Bildnis eines Rechtsgelehrten. Ganz entfaltet sich aber seine Kunst in Orvieto, in jenen Wandbildern, die Michelangelo bewunderte und studierte. „Die Größe der Auffassung und die Macht ihrer ethischen Gesinnung ist bis in die Gegenwart lebendig geblieben." Im romanischen Kulturkreise bleiben wir, wenn wir uns von Albrecht Haupt über die Geschichte der Renaissance in Spanien und Portugal belehren lassen. Das Buch bildet den zehnten Band der großen Geschichte der neueren Baukunst. Im einzelnen kann es nur der Spezialfachmann beurteilen. Aber schon der Name des Verfassers bürgt für Güte der Leistung, die den Eindruck ruhiger Solidität macht, und die — in diesem Fall besonders wichtig — breite historische Grundlagen darbietet. Da Spanien und Portugal immer mehr als Reiseländer in Betracht kommen, wird auch in dieser Hinsicht das Buch vielen eine erfreuliche Neuerscheinung sein.

In die kulturgesättigte Welt Friedrichs des Großen führt das Sanssouci-Buch von Gustav Berthold Volz. Vorzügliche Abbildungen unterstützen die aufschlußreichen Ausführungen, die sich auf einer umfassenden Sachkenntnis aufbauen. Die unzähligen Besucher von Potsdam erhalten da einen zuverlässigen Führer, und sie werden sich wohl noch besonders darüber freuen, daß die Abbildungen viele kostbare Einzelheiten wiedergeben, die der flüchtige Gast leicht übersieht. So wird er zu genießendem und bewunderndem Verweilen angehalten. Wir entfernen uns nicht zu weit von dieser Welt, wenn wir das Buch von Otto Waser über Anton Graff (1736—1813) lesen, das in der schönen Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben" erschienen ist. Waser hat ganz recht, wenn er am Schlusse seiner angenehm belehrenden Schrift sagt: Graff darf geradezu gelten als der einzige deutsche Bildnismaler des 18. Jahrhunderts, im besonderen der „Zopfzeit", der mit Geschmack und Erfolg einen gewissen Realismus im Porträt durchgesetzt hat, nicht umsonst eng befreundet mit Chodowiecki, dem „deutschen Hogarth", dem Realisten auf dem Gebiet der Illustration bürgerlicher Zustände. Und man darf wohl sagen: in dem Lande, das einen Holbein aufgezogen hat, sind realistische Neigungen, die ja so charakteristisch für den Schweizer, nie völlig erloschen, selbst nicht in der Zeit der Perücke und des Puders. Graff ist im deutschen Kulturkreis der Schöpfer der bürgerlichen Bildniskunst, ist der Bildnismaler des deutschen Bürgertums, vorab der Porträtist der deutschen Klassiker. Sie alle hat er uns in ausgezeichneten Bildnissen überliefert, leider nicht Goethe. Und in den Kreis Goethes dringen wir ein, wenn wir das schmucke Buch von C. G. Carus, „Neun Briefe über Landschaftsmalerei", in die Hand nehmen. Goethe schrieb darüber an Carus: „Die Briefe werden gewiß ihre Wirkung nicht verfehlen und für die mannigfaltigen Anklänge der Natur das Auge der Künstler und Liebhaber glücklich aufschließen." (Weimar, 20. April 1822.) Diese Briefe schrieb Carl Gustav Carus (1789—1869) im Alter von 26—35 Jah-

ren. Wir erleben eben eine Carus-Renaissance. Seine Symbolik der menschlichen Gestalt begegnet sich mit charakterologischen Bestrebungen der Gegenwart. Seine malerischen Versuche gewinnen neue Freunde. Die Eigenart und Bedeutsamkeit seiner vielseitigen Persönlichkeit gelangt in unseren Tagen zu vollem Bewußtsein. So ist es ein Verdienst von Kurt Gerstenberg, diese sehr angenehme Ausgabe veranstaltet und mit einem guten Nachwort versehen zu haben. Und ganz zu Goethe gehörig sind die 60 — ausgezeichneten — Abbildungen, die Kurt Schauer als „Malerei der Goethe-Zeit" zusammengestellt und eingeleitet hat. Sie sind in den vorbildlichen marburger Kunstbüchern für Jedermann erschienen. Es wäre erfreulich, wenn „jedermann" sie besäße.

Kurz merken wir an, daß Armand Dayot ein großes, gründliches Buch Carle Vernet geschenkt hat, von dem Ch. Baudelaire sagte, sein Werk sei eine Welt, eine kleine „Comédie humanique"; ein Leckerbissen für Feinschmecker. Und da hiermit Fragen des Geschmacks aufgerollt sind, greifen wir gleich nach der umfassenden Kunstgeschichte des Möbels seit dem Altertum von Adolf Feulner. Ein glänzender Fachmann, ein glänzend ausgestattetes Buch! Es sei jedem nachdrücklich empfohlen. „Thema des Buchs ist das Hausmöbel im engeren Sinne, nicht das gesamte Mobiliar. Thema ist nicht die Geschichte des Möbels bei den einzelnen Nationen, sondern die Geschichte des Möbels in Europa unter Berücksichtigung der Nationen, die selbständige und folgerichtige Beiträge zur Entwicklung gegeben haben. Jede der großen Kulturnationen tritt zu einer bestimmten Periode ihrer Geschichte in den Vordergrund. Es gibt zu denken, daß diese Höhepunkte mit den künstlerischen Blütezeiten zusammenfallen." „Möbel dienen den Bedürfnissen des Lebens. Die Bedürfnisse wechseln. Sie entstehen aus persönlichen Ansprüchen, die sich bewegen zwischen den Extremen einfacher Zweckmäßigkeit und schwelgerischer Bequemlichkeit, bestimmter Sachlichkeit und prunkvoller Überladenheit, schmuckloser Bedürfnisses und repräsentativer Aufmachung. Sie sind gebunden an soziale Rücksichten, an Forderungen der Gesellschaft, sie sind abhängig von Voraussetzungen der nationalen Kultur, von Sitte, Tracht, Wohnung, sie sind bedingt von der Zeit, die immer einen Normalweg vorschreibt." Doch die „Geschichte der Kunstform des Möbels ist ein Teil der allgemeinen Formengeschichte... Sie kann sich einer ideellen Zweckform nähern, und sie kann sich mit ihr in Widerspruch setzen. Der Gegensatz oder das Zusammenspiel von Zweckform und Kunstform bildet den eigentlichen Inhalt einer Geschichte des Möbels. Jede Nation, jede Zeit hat darüber anders gedacht. Die Gründe der Veränderung sind in den gleichen Tiefen verankert wie die Gründe des Stilwandels überhaupt". Kleine exotische, kunstgewerbliche Sonderprovinzen behandeln die beiden folgenden Bücher. Paul Hambruch spricht über ozeanische Rindenstoffe, J. A. Loebèr jun. über das Batiken, eine Blüte indonesischen Kunstlebens. Beide Bücher sind ganz vorzüglich ausgestattet und beide geeignet, unserem eigenen Kunstgewerbe Anregungen zu bieten.

Damit werden wir auf unsere Gegenwart gewiesen! Als wichtige Neuerscheinung liegt der zweite Band von Karl Schefflers Europäischer Kunst im 19. Jahrhundert vor. Er schildert die Geschichte der europäischen Malerei vom Impressionismus bis zur Gegenwart und die Geschichte der europäischen Plastik im 19. und 20. Jahrhundert. Ich habe den ersten Band an dieser Stelle gesondert angezeigt, und das damals Gesagte trifft auch für die Fortführung des Unternehmens zu. Wenn Scheffler von den großen Meistern des Impressionismus spricht, ist er ganz in seinem Element. Wie glänzend ist es etwa, wenn er von Cézanne sagt: „Bei Courbet zeigt die Natur ihre elementare Fülle, bei Cézanne ihr Geheimnis. Hinter dem sinnlichen Dasein der Dinge, hinter der Erscheinung erblickte Cézanne das ‚Es', das in der ganzen Natur am Werke ist. Seine Kunst hat etwas Magisches, ohne daß es sich einer grübelnden, deutungslüsternen Mystik bedient. Er malte seine Verwunderung; eine Malerei gibt das Unheimliche der Existenz, das nur der Vision erreichbar ist, doch gibt sie es ohne Blutverlust, ohne Einbuße an Festigkeit und Fleischlichkeit. Seine Kunst ist ganz Adoration. Ist es aber ohne alle Verstiegenheit." Aber nicht beistimmen kann ich, wenn Scheffler Cézanne vornehmlich als Ende der bürgerlichen Malerei des 19. Jahrhunderts ansieht, das Wegweisende an ihm zwar erkennt, aber doch nicht in den Vordergrund stellt. Die künstlerische und sittliche Größe Schefflers wurzelt gerade in seiner Begrenzung. Was ihn so stark macht, behindert ihn auch zugleich an allgemeiner Aufgeschlossenheit. Das zu beklagen, wäre müßig. Wer so tief auf einer bestimmten künstlerischen Lebensanschauung fußt, wem sie so zum entscheidenden Schicksal wurde, kann gar nicht von alles verzeihender Liberalität sein. Und wir sind nicht reich an Persönlichkeiten vom Formate Schefflers und nicht reich an Stilisten von seinem Rang. Das sollte auch der zugestehen, der über manche wichtige Kunstfragen anders denkt als Karl Scheffler und die Kunst der Gegenwart weniger pessimistisch beurteilt als er. Im Thema und auch in der geistigen Grundhaltung verwandt ist Emil Waldmanns Kunst des Realismus und Impressionismus im 19. Jahrhundert, ein neuer Band der monumentalen Propyläen-Kunstgeschichte. Waldmann ist ein hervorragender Kenner dieser Kunst, ein gewandter Schriftsteller und spricht aus lebendiger Kunsterfahrung. So ist trotz mancher Ungleichmäßigkeiten und Flüchtigkeiten ein erfreuliches, angenehm unterrichtendes Buch entstanden. Und da es seiner Absicht nach eben der Würdigung des Realismus und Impressionismus gewidmet ist, stört es nicht so sehr, daß er Böcklin, Feuerbach und Marées als „klassizistisch-romantisches Zwischenspiel" ansieht. Waldmanns Buch besitzt den Vorteil, daß es große Kunst mit langem Entwicklungsrhythmus zum Gegenstand hat, darum leidet es an keiner Materialknappheit, kann vielmehr in dem prachtvollen Bildteil eine imponierende Fülle von Schätzen ausbreiten. In dieser glücklichen Lage ist Gustav Adolf Platz nicht, wenn er die Baukunst der neuesten Zeit bespricht, ebenso im Rahmen der Propyläen-Kunstgeschichte. Ich bin der letzte, der die Bedeutung jüngster Architektur in Zweifel ziehen will, habe ich mich doch in meinem Buch „Die Überwindung des Expressionismus" deutlich genug zu ihrem Streben bekannt. Aber wir haben vorläufig wenigstens nicht genug von entscheidendem Gewicht, um einige hundert Bildtafeln damit zu bestreiten. Und so muß manche Dutzendware, manch Gleichgültiges mit unterlaufen. Der Umfang ist eben zu groß angelegt. Was den Text anlangt, hat es Platz für seine selbstverständliche Pflicht gehalten, die beiden Gebiete — den anonymen Ingenieurbau und die persönliche Architektur — in der Baugeschichte unserer Zeit zusammenzufassen. Darin ist ihm vollständig beizustimmen, wie auch darin, die Bauform als Kristallisation des gegenwärtigen Lebens zu betrachten. Wie überhaupt die ganze Darstellung durch maßvolle Besonnenheit sich auszeichnet und durchaus dem Leser zu empfehlen ist. Anschließend verweise ich auf die Rektoratsrede von O. Kloeppel über „Der Architekt und die Geschichte", die durch den kurzen Anhang — zur Entwicklungsgeschichte der mittelalterlichen Siedlungsanlagen im ostdeutschen Kolonialgebiet — besonderes Interesse erregt.

Vom Allgemeinen gehen wir zum Einzelnen! Georg Jacob Wolf hat eine kleine Monographie über Arnold Böcklins Leben und Schaffen geschrieben. Der Streit um Böcklin ist noch immer nicht verstummt, hat im Gegenteil durch die große Ausstellung des letzten Jahres neue Nahrung erhalten. Im Gegensatz etwa zu dem begeisterten Bekenntnis von Wölfflin sind Scheffler und Meier-Graefe als recht scharfe Gegner aufgetreten. In diesem Kampf der Wertungen wird zumal weiteren Kreisen das Büchlein von Wolf ein nützlicher Berater sein. Zwei Bücher sind der Würdigung Ferdinand Hodlers geweiht. Auch da besteht ein gewisser Widerstreit der Meinungen. Hier greift nun das Buch von

Eine Manuskriptseite von Alfons Paquet

Aus dem Romandrama „Fahnen"

(Originalgröße)

Engel: Ich will noch auf kein Wollen hinleben.

(Heinz geht in seine Zelle.)

Kaplan Bolton: Mr. Spees?

Spees: Jawohl. Sie?

Bolton: Darf ich mit Ihnen reden. Der Herr hat befohlen, die Gefangenen zu besuchen. Es ist mein Vorrecht, Sie in dieser ernsten Stunde auf das Evangelium hinzuweisen.

Spees: Allright. Setzen Sie sich.

Tisser: Well, Spees, ich habe noch einen Brief zu schreiben. (Geht ebenfalls.)

Bolton: Haben Sie besser getan, Mr. Spees?

Spees: Fragen Sie mich nach einer Stunde.

Bolton: Ich meine nicht das weltliche Gericht.

Spees: Wollen Sie da draußen erzählen, ich sei ein anderer geworden?

Thomas Roffler ein, erschienen in der bereits erwähnten Sammlung „Die Schweiz im deutschen Geistesleben". Ein bemerkenswerter Vorzug dieser Publikation ist es, bisher unveröffentlichte und wenig bekannte Bilder vorzuführen. „Wege zu Hodler" versucht Maria Waser zu bahnen, aus genauer persönlicher Bekanntschaft mit dem Meister. „Wege zu Paula Modersohn-Becker" könnte man das schmale Büchlein von Konrad Tegtmeier betiteln, der liebevoll eine kleine Lebensgeschichte skizziert und erstmalig einige Briefe an Martha und Heinrich Vogeler-Worpswede veröffentlicht. Eine sehr gute Monographie hat Martin Wackernagel Max Slevogt gewidmet, und da 1928 Slevogt seinen sechzigsten Geburtstag feiert, ist diese Schrift besonders zeitgemäß. Die Art, wie sie Slevogt würdigt, kennzeichnen vielleicht am besten die letzten Sätze des kurzen Essays: „Ob Slevogt mehr Maler oder mehr Graphiker sei, wäre ... wohl eine müßige Frage. Denn wie kaum bei einem andern — es sei denn etwa bei Rembrandt — durchdringen sich bei ihm diese beiden Tätigkeitsgebiete in engster Wechselbeziehung. Und diese innige Verflechtung des graphisch-zeichnerischen mit dem koloristisch-malerischen Empfinden, feinfühligster Beobachtungsschärfe mit sprühender Erzählungs- und Erfindungslust, das ist es, was die in aller schillernden Vielgestalt des Schaffens doch so geschlossene Einheitlichkeit von Slevogts Lebenswerk ausmacht." Über den Maler Adolf Dietrich berichtet Margot Rieß. Dietrich lebt als Taglöhner in Berlingen auf der schweizer Seite des Untersees zwischen Schaffhausen und Konstanz, und er ist eine Art Henri Rousseau unserer Zeit. Am Schlusse dieser Reihe verweise ich noch auf den auch für dieses Jahr erschienenen Alt-Prager Almanach, den wieder Paul Nettl verständnisvoll betreut hat. Oskar Schürer, Karl Hans Strobl, Leo Perutz, Paul Kornfeld, Oskar Baum, Johannes Urzidil, Franz Werfel, Oskar Kraus und manche andere kommen in diesem sehr interessanten Sammelwerk zu Wort, das auch weiteren Kreisen als Symptom deutschen Geisteslebens in Prag warm empfohlen sei.

Damit haben wir schon die Überleitung von Kunstforschung und Kunstkritik zur Kunst selbst gefunden. Die Sammlung Daumierscher Lithographien setzt der großartige Band „Daumier und der Krieg" fort, den wieder Hans Rothe eingeleitet und herausgegeben hat. Es sind Blätter von grausigem Humor und wilder Dämonie. Genie wetterleuchtet in ihnen. Wir haben heute keinen auf diesem Gebiete, der mit Daumier der Rangstufe nach sich vergleichen ließe. Eine behagliche Welt nimmt uns auf, wenn wir uns an der Hand von Heinrich Zille, „rings um den Alexanderplatz" in Berlin führen lassen. Denn auch die schlimmste Verkommenheit vergoldet hier ein Hauch humorvoller Güte und lächelnder Liebe. Aber unheimlich wird es, blättern wir in den Dämonen und Nachtgesichten, die Alfred Kubin gezeichnet hat. Seine Selbstdarstellung — die er der Sammlung vorausschickt — ist ein ungemein wichtiges Dokument für den Kunstforscher, nicht minder auch für den Psychologen und Psychiater. Denn Kubin hat mit großer Ehrlichkeit und Klarheit die Wurzeln seiner eigenartigen und starken Kunst bloßgelegt. Von Frans Masereel sind gleich drei Bücher erschienen. Keine Geringeren als Romain Rolland, Thomas Mann und Carl Georg Heise schrieben die Einleitungen; ein sicheres Zeichen, welcher Wertschätzung sich — mit Recht — dieser noch junge Künstler erfreut.

Und zum Schluß nenne ich noch drei Künstlerschriften. Paris von Gütersloh hat Bekenntnisse eines modernen Malers veröffentlicht, in denen leider nur das spezifisch Malerische allzusehr in den Hintergrund tritt. Kandinsky hat im neunten Bande der hier schon angezeigten Bauhausbücher einiges aus seiner Theorie enthüllt. Und Georg Hermann — der Dichter und feine Kunstkenner — erzählt von dem ihm wahlverwandten Holland, von Rembrandt und Amsterdam.

Proben und Stücke

Aus: „Fahnen." Ein dramatischer Roman. Von Alfons Paquet (16. Szene)
München 1923. Drei Masken Verlag

Volz: Sie wissen, ich darf es nicht. Besonders nach diesem Vorfall. Wir sind ja abgehärtet. Die Dame will Sie durchaus sehen, Spies. Lingg ist tot. Lingg hat vor einer Viertelstunde eine Granate in seinem Mund explodieren lassen. Eine kleine Bombe. Nicht größer als ein Apfel. — Ich muß in der Nähe bleiben.

Spies: Nina?

Nina: Ich bin es. Oh!

Spies: Wie festlich. Noch immer Toilette?

Nina: Es war töricht. Ich hätte wissen sollen. Wie entsetzlich. Ich bin über einen Blutbach gestiegen.

(Sie stürzt ihm in die Arme. Spies wehrt ab.)

Spies: Miß van Zandt. Ich hätte Ihnen schreiben sollen. Ich hätte Ihnen dieses ersparen können.

Nina: Ich werde tapfer sein.

Spies: Sie sind die einzige, Miß Nina van Zandt, die von meinen dummen Eigenheiten nichts weiß. Ich bin ein gewöhnlicher Mensch.

Nina: Für mich sind Sie größer als General Grant.

Spies: Man soll nichts auswendig lernen. Aber auch ich schulde Ihnen ein Kompliment, Nina. Warum habe ich Ihnen nicht geschrieben. Es war meine Pflicht, Ihnen zu danken. Es machte Aufsehen, daß eine Dame der Gesellschaft so regelmäßig bei den Verhandlungen erschien. Immer in kostbarer Toilette, mit Blumen. Es machte Eindruck auf alle. Es war eine Komödie, die uns fast gerettet hätte. Sie wissen nicht, was Sie getan haben. Es war nicht im Interesse Ihrer Klasse.

Nina: Es geschah ohne Überlegung. Vom ersten Augenblick an fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen. Ich suchte die Bekanntschaft Wilkinsons, des Reporters, weil er Sie persönlich kannte. Wilkinson führte mich zu Ihnen. Von diesem Augenblick an versuchte ich Sie zu retten.

Spies: Vor dem Schicksal, das auf meine Stirn geschrieben ist, seit ich die Luft dieses Landes atme? Haben Sie sich nie über mich erkundigt?

Nina: Ich hörte nur Gutes über Sie. Wer Böses sprach, hat es bereut.

Spies: Spies verkehrt mit Schauspielerinnen. Spies verkehrt in verrufenen Häusern. Spies ist nicht ernst zu nehmen. Haben Sie die Zeitungen gelesen, die das Tag für Tag wiederholten? Alle Blätter berichteten über meine Eitelkeit. Jetzt glaube ich es selbst.

Nina: Warum quälen Sie mich, Spies. Ich trage Ihren Namen. Gibt es einen stärkeren Beweis, daß ich Sie liebe?

Spies: Ich verstehe nichts mehr, Nina. Man hat mir das erzählt. Ich wollte es nicht glauben. Es ist wahr, ich habe meine schriftliche Einwilligung gegeben, als mein Bruder damit kam. Es gibt freilich keinen stärkeren Beweis dafür, daß Sie bis vor kurzem an meine Befreiung geglaubt haben müssen. Aber das war ein Irrtum. Wenn Sie mich gefragt hätten, würde ich Ihnen das gesagt haben. Ich gebe Sie vollkommen frei. Vielleicht ist es auch nur das, was Sie wünschen? Schriftlich. Ja gewiß. Sofort.

Nina: Er glaubt nicht mehr an die Liebe! Oh, warum schmückte ich mich mit Rosen? Ich schmückte mich wie zur

Hochzeit. Ich kam, um hier in diesem Raume bei Ihnen zu bleiben bis zum letzten Augenblick.
Spies: Das wäre grausam über alles Maß. Sie sind zu schön dafür, Nina.
Nina: Ich möchte ein Engel an Schönheit sein, um dich zu erfreuen. Ich möchte die Stimme eines Engels haben, um dir zuzurufen: Glaube!
Spies: Nichts fehlt Ihnen zur Herrlichkeit eines Engels, Nina. Ihre Stimme ist wie die Stimme meiner Mutter. Und doch: Ich werde selbst in diesem Augenblick den Gedanken nicht los, daß Sie mit mir spielen. Sie wissen es selbst nicht.
Nina: Dein Bruder Henry sagte mir, auch deine Mutter war groß, und sie hatte dunkles Haar. Leg deinen Kopf an mein Herz.
Spies: Welch ein Puppenspiel. Nein, Nina. Diese Hand will ich küssen. Eine große, weiße Hand.
Nina: Für dich war ich bestimmt. Küsse mich!
Spies: Diesen Duft bis zum letzten Augenblick! Mit dem Gedanken hinüberzugehen, daß Sie – Mit diesem Gefühl weiblicher Nähe zu sterben! Es ist teuflisch, Nina. Bitte gehen Sie. Ich wünsche Ihnen ein glückliches Alter. Einen langen Lebensabend.
Nina: Alles umsonst. Kein Tier ist undankbarer.
Spies: Ausgezeichnet.
Volz (erscheint in der Tür, er führt Nina hinaus).
Spies (sinkt zusammen)! Undankbar. Gut. Sie ist kuriert. (Er hebt die Rosen auf, küßt sie und legt sie beiseite.) Nichts tut mehr weh. Fielden ist aus der Reihe getreten. Der Knabe Lingg ist tot. Wir sind vier Mann. Es ist gut.

Aus: „Sturmflut.“ Schauspiel. Von Alfons Paquet (5. Bild)

Berlin 1926. Volksbühnen Verlags- und Vertriebs-G. m. b. H.

(Gads Haus)
(Film: Gads Motive: Wolkenkratzer, enge Gassen, Zahlen, hebräische Buchstaben)
(Gad)

Gad (im Gebetsmantel, lesend, murmelnd): Soll ich vergehen wie vor einem Messer, das angesetzt ist an meinen Hals und alles hinlegen, was ich besitze, zu kaufen die Stadt? Von der Furcht Isaaks sagte Raschi, der Gelehrte: Es war ein Wort, zu bezeichnen die Gewalt über Isaak in seiner großen Angst. Wer kann aussprechen den Namen ohne Zittern und Beben? Isaak ging mit seinem Vater, beladen mit Holz auf der Schulter, zum Berge Moris, geschlachtet zu werden. Doch hat sich verwandelt die Furcht Isaaks in Freude. Und erschaut hat der König Arbimoloch Isaak, als er scherzte mit seinem Weibe Rebekka.
(Orvill herein.)
Orvill: Ihr Haus ist ohne Schlaf, Mister Gad.
Gad (schweigt).
Orvill: Es ist viel Geld, Mister Gad.
Gad: Konnten wir nicht alles haben für eine Milliarde? Der Böse hat gesandt dieses Weib. Hat sie aber gesandt der Ewige, gelobt sein Name: was kann ich tun gegen seinen Finger?
Orvill: Sie haben mich vollkommen verstanden.
Gad: Warum aber haben Sie mitgebracht diesen Ssawin? Dieser Ssawin will aufsteigen an die Spitze und umstoßen den Vertrag.
Orvill: Ich brauche Ssawin. Er verwies mich auf Sie. Mischte er sich in den Vertrag?
Gad: Er hat nicht mit mir gesprochen ein Wort.
Orvill: Ein Fanatiker, halb verrückt, wie alle diese Russen. Ein Fakir. Aber er sagte uns, wie man es macht, diese deutsche meuternde Flotte in unsere Hand zu bekommen. Es kostete fast nichts. Schon bereit zum Auslaufen, kam sie wieder in die Hand der Offiziere. Und nach Kriegsrecht nahmen wir sie gefangen. Mit der roten Flagge würde sie uns heißere Tage gemacht haben. Niemand in unserem gottverlassenen Kriegsamt hätte das für möglich gehalten. Auch England glaubt an das Gute. Kennen Sie die Bibel?
Gad: Soll ich nicht kennen das Buch, gegeben hat Er es seinem Volke.
Orvill: Israel waren zwölf Stämme. Ihr, die Juden, seid nur zwei davon. Wo sind die übrigen? Wir sind es. Uns gelten die Verheißungen, uns auf den Inseln. Hießen nicht unsere Könige Jakob? Weht nicht auf unseren Schiffen die Fahne Jakobs? Sind nicht in unsere Hände alle Völker gegeben und die Pforten der See? Sind nicht unsere Vorfahren, Dänen und Sachsen, die Söhne von Daniel und Isaak? Führen wir nicht im Wappen den Löwen und die Harfe Davids? Priester, weiß gekleidet, mit steinernen Messern, opfern an den alten Felsen von Wales heute noch wie in der Steinzeit. Wir sind nicht jünger als Ihr! Doch auf uns liegt der Glanz der Herrlichkeit und der Erfüllung! Darum, Mister Gad, gehen Sie mit uns.
Gad: Kann man sehen den Glanz der Herrlichkeit über Edom? Den Stolz von Ägypten?
Orvill: Unsere Kirche hat die Fenster weit offen nach dem Osten. Nil und Euphrat sind unser. Wir schützen Jerusalem. Schon sind durch uns Dreiviertel der Welt friedlich geworden.
Gad: Alle sollen anbeten den Einzigen, den Allmächtigen. Ihr seid nicht auserwählter als alle anderen Völker.
Orvill: Schließen Sie den Vertrag auf neunundneunzig Jahre. Nicht auf neunundvierzig.
Gad: Nein. Es steht geschrieben: Nach sieben Tagen soll gehalten werden der Sabbat. Und nach siebenmal sieben Tagen soll gehalten werden der größere Sabbat. Und nach siebenmal sieben Jahren soll geblasen werden die Posaune. Dann soll alle Schuld erlassen werden und es soll zurückerhalten wer sie verkauft hat, seine Freiheit und sein Erbteil. Das ist der Vertrag, der soll abgeschlossen werden zwischen mir und dem Matrosen Granka Umnitsch.
Orvill: Wir leben nicht zu Moses Zeiten. Es wäre besser, an einen langen Vertrag zu denken.
Gad: Ist nicht alles im Ungewissen, außer dem Höchsten? Wie könnt Ihr reden vom Sabbat und kennt nicht die Tora? Ihr wollt kaufen, was nicht zu bezahlen ist mit einem Preis. Ihr wollt kaufen lebendige Menschen. Es ist eine Lüge und wird erzeugen Haß und wird sein eine gefährliche Sache. Würdet Ihr schreiben einen Vertrag auf sieben Jahre, würde ich sagen, laßt es bleiben, Ihr werdet nicht ziehen eine Frucht aus dem Acker. Ich bin ein alter Mann. Wer wird mir sagen, was wird sein in neunundvierzig Jahren? Ich habe trotzdem geschrieben den Vertrag auf neunundvierzig. Dann aber müßt Ihr alles zurückgeben und sollt darauf achten, daß der Vertrag wird eingehalten.
Orvill: Ich will Ihnen nachgeben, Mister Gad.
Gad: Zugeschnürt ist meine Brust. Geträumt habe ich in der Nacht, ausgestreckt sah ich eine Hand mit einer Wage und zwei Schalen. Die Schalen standen gleich. Schweißtropfen sind gefallen von meiner Stirn. Gefastet habe ich und Asche geworfen auf meinen Kopf.
Orvill: Ein so reicher Mann, Sir Isaak Gad! Das Haupt einer mächtigen Familie.
Gad: Ein so reicher Mann, ein so armer Mann, ein lebendiger Mann oder ein toter Mann! Weiß ich es? Ich will mein Kleid zerreißen und meine Hand ausstrecken nach der Stadt, daß sie mir soll zufallen.
Orvill: Ein Segen für uns alle.
Gad: Und ich soll sie Euch geben? Kenne ich Euren Willen? Ihr sollt Euch hüten, mit ihr unehrliches Spiel zu treiben. Denn Er, der Gerechte, wird zeigen, ob ich die Hand gereicht habe zu einem guten oder zu einem schlechten Werk.

Echo der Zeitungen

Henrik Ibsen
Zum 100. Geburtstag

„Ibsens und Wagners dramatische Lebenswerke sind die beiden großen Kundgebungen, die der nordisch-germanische Kunstgeist im 19. Jahrhundert den ebenbürtigen Schöpfungen anderer Rassen: dem französischen, russischen und englischen Roman, der impressionistischen Malerei Frankreichs an die Seite stellt. Sie werden in ihrer Größe und ihrem Raffinement, ihrer titanischen Morbidität unendlich kennzeichnend bleiben für die Epoche, die sie zeitigte, eben das 19. Jahrhundert, von welchem mitleidig-despektierlich zu reden heute guter Ton ist, das aber zum mindesten im Format unserer durchaus schmächtigen europäischen Gegenwart so weit überlegen war. Größe, und zwar eine düstere, leidende, zugleich skeptische und wahrheitsbittere, wahrheitsfanatische Größe, welche im Augenblicksrausch hinschmelzender Schönheit ein kurzes, glaubensloses Glück zu finden weiß, war sein Wesen und Gepräge." Thomas Mann (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 67 u. a. O.).

„Mancher wird sich in diesen Tagen gefragt haben: Ist die Bedeutung Ibsens für die Menschheit seit seinem Tode größer geworden oder geringer? Und gewiß wird mancher geantwortet haben, daß sie geringer geworden ist.

Die Ursache ist, daß Ibsen nicht zu den zeitlich unbedingten Dichtern gehörte, wie man zu seinen Lebzeiten meinte, sondern zu den zeitlich bedingten. Seine Werke sind Ereignisse der Selbstauflösung der bürgerlichen Gesellschaft gewesen. Da diese seit seinem Tode in raschem Zeitmaß weitergegangen ist, so erscheinen sie uns zum Teil schon heute veraltet." Paul Ernst (Deutsche Allg. Ztg. 144).

„Er, der Vollender des bürgerlichen Trauerspiels, erkannte also die bestehende Welt schier unbesehen, als ein Stück Natur gewissermaßen mit den Gesetzen periodischen Ablaufs und der Gezeiten, stellte den einzelnen in diese Welt fragwürdig hinein, kämpfend oder bezwungen, immer voll vom Drange nach äußerster Selbsterhaltung oder verächtlich als „Lebenslügner" geschmäht und (schlimmer noch) geduldet. Gerade darum gab er uns, unserem Durst, unserer Ungeduld und unserem Ethos, die Möglichkeit und die Berechtigung, eben dieser Welt zu entraten und ganz auf uns selber gerichtet, ganz aneinander gemessen, ganz in uns selber versenkt, einen Acker vorzubereiten, in den bald Größere aus dem eigenen Stamm die neuen Keime senken sollten. Eine eigene Welt, eigengesetzlich und eigengestaltet war möglich geworden. Bald gab den wenigen, auf die mein Gedenken eben sich lenkt, Nietzsche das Gesetz, Stefan George die Gestalt." Karl Wolfskehl (N. Bad. Landesztg. 164).

„Was uns heute seelisch von ihm scheidet, ist nicht die Mode, sondern ein Tieferes. Man kann es als die Wiedergeburt des Eros bezeichnen. Was wir heute bedürfen und erstreben, ist die warme und weiche Bejahung werdender Lebensfülle mit der schöpferischen Kraft kosmischer Liebe, die, weil in ihr das Ganze des menschlichen Gemüts in umfassendem Strom fließt, keine Einseitigkeit von hell und dunkel, ja und nein, links und rechts, oben und unten kennt. Diesem Gefühl gegenüber erscheint die innere Lebensform Ibsens nicht als Liebe zum Werdenden, sondern als Haß gegen das Seiende. Er gleicht darin seinen Zeitgenossen Strindberg und Spitteler. Ihrer aller Bild ist jener Finanzfürst John Gabriel Borkman, der, ein gefangener Wolf, ruhelos in seinem Zimmer hin und her wandert. In eine Zeit hineingestellt, in der nicht mehr der bauende Geist, sondern die geschaffene Gestalt herrschte, sehen sie sich wie in Wällen aufgetürmter Zivilisationsgestalten gefangen, in dem Schwung ihres schöpferischen Wollens gefesselt durch das Ewiggestrige, ohne die Aussicht auf einen neuen Frühling neuen Geisteswehens. So suchen sie mit ohnmächtigen Faustschlägen die Mauern der Zivilisationsformen, die sie umgeben, zu zerschlagen." Emil Ermatinger (Köln. Ztg., Lit. Bl. 159).

„Der Künstler Ibsen! Es war kalte Kunst. Aber sie hatte ihre Größe. Mit ihrer scharfen Klarheit war sie moderner im Sinne des Heute als die schwebende Romantik des Nervenbündels Strindberg. Ibsen war mehr Wissenschaft, Strindberg mehr Zauber. Ibsen ein Physiker und Mechaniker der Psyche; Strindberg ein Alchimist. Strindberg zauberte Phantome; Ibsen dialektische Statuen. Jene erschreckten; diese zogen an durch ihre Beredsamkeit. Denn der Dialog Ibsens ist ein Wunder: ein Wunder der Technik. Diese Dramen stehen wie fein konstruierte Maschinen." Bernhard Diebold (Frankf. Ztg. 214 — 1 M.).

„Darüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben: die Zeit Ibsens kommt bestimmt noch einmal wieder, und wir werden es vielleicht sogar noch selbst erleben. Schon aus einem rein äußeren Grunde wird er zurückkehren: weil das Theater in seiner Not nach ihm greifen wird. Die jungen Dichter, die nach ihm kamen, haben vergessen, daß das Theater nicht nur Stücke, sondern auch Rollen braucht. Sie schufen keine Rollen mehr,

keine Gestalten für Schauspieler; sie ließen ihre wichtigsten Helfer auf der Szene verdorren. Die Schauspieler aber brauchen nun einmal Gestalten, und soviel man auch gegen Ibsen vom Standpunkt der heutigen Welt einwenden mag: Rollen hat er geschaffen. Vom Konsul Bernick bis zu John Gabriel Borkman, von Lona Hessel bis zur Frau vom Meer, von Frau Alving bis zur Nora; es gibt schon manches für die Schauspieler bei ihm. Und wenn eines Tages der große Hunger nach Menschengestalten auf der Szene ausbrechen wird, wenn die Schauspieler es satthaben werden, farblose Typen statt runder, dreidimensionaler Gestalten hinzustellen, dann wird man ganz von selbst auf den Theatern zu ihm zurückkehren müssen. Und dann wird man wahrscheinlich eine große Überraschung erleben." Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 133).

Vgl. auch: Max Hochdorf (Vorw., Unt. 135); Lutz Weltmann (Bad. Pr., Lit. Umsch. 8); Christian Rodegg (Barmer Ztg., Lit. Bl. 62 u. a. O.); Oskar Walzel (Köln. Volksztg., Schritt 206 u. a. O.); Johann Frerking (Hann. Kur. 132/33); Leo Rein (N. Bad. Landesztg., Kunst 142); Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 12), (ebenda: Käthe Bruns; Max Hayek); Hanns Martin Elster (Königsb. Hart. Ztg. 133); (ebenda: Bertha Witt; Ludwig Bauer); Georg Bründl (Ostpreuß. Ztg. 66); Th. Meyer (Schwäb. Merkur, Sonntagsbeil. 130); Josef Diner-Dénes (Prag. Pr. 78); Upton Sinclair (ebenda: Dichtung 12); Emil Reich (Arb.-Ztg., Wien 78 und 80); Heinrich Meyer-Benfey (Hamb. Fremdenbl. 77) (ebenda: Gunnar Heiberg); Paul Schulze-Berghof (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 134); Paul Alfred Merbach (Kreuz-Ztg. 135); P. Martell (Germ. 134); Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 135); Hanns Henny Jahnn (Berl. Tagebl. 135) (ebenda: Louise Dummont); Julius Hart (Tag 68); T (N. Zür. Ztg. 509, 516); Karl Strecker (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 68); Wilhelm Meister (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 68); (ebenda: Franz Köppen); Walter Harich (Stuttg. N. Tagbl. 132); Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 78, 79); Max Dreßler (Karlsr. Ztg., Wissensch. 12); Georg Minde-Pouet (Kreuz-Ztg., Zeitspiegel 4) (ebenda: Konstantin Branca; C. Thomalla; Ferdinand Junghans; Dietrich Fähr).

Meta Escherich (Gesellschaftslüge) (N. Zür. Ztg. 500); ck (der wunderliche J.) (Berl. Börs.-Cour. 132); Anselma Heine (Frauen) (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 133); Georg Hirschfeld (Privatmann) (ebenda); Beate Bartels (Eheproblem) (Köln. Ztg., Lit. Bl. 159); Herbert Eulenberg (Letzte Tage) (ebenda); Niels Hoyer (Ibsens Bruder) (Hannov. Kur. 108/9); M. K. (J. in Frankreich) (N. Zür. Ztg. 457); Bergliot Ibsen (J. und seine Frau) (Deutsche Ztg., Unt.-Beil. 67a u. a. O.); Arthur Kahane, Hoffmann-Harnisch, Fritz Jeßner (Soll man J. spielen?) (Magdeb. Ztg. 149); Alfred Freiherr von Mensi-Klarbach (Münchner J.-Premieren) (Münch. N. Nachr. 76); Helene Raff (Frauen) (Münch. N. Nachr., Frau 77); Alfred Bock (Besuch) (Schwäb. Merkur 130); H. M. Frey (J. und ein Kind) (N. Zür. Ztg. 491 u. a. O.); Rudolf Krauß (Franz. Einflüsse) (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 133); Waldemar Oehlke (J. in Ostasien) (ebenda); Olaf Gulbransson (J. Björnson und die Leute vom „Simpel") (Berl. Tagebl. 133); W. Haas (J. und der Sozialismus) (Vorw., Unt. 135); Karl Wolfskehl (J.-Jugend) (Münch. N. Nachr. 78); Karl Hans Bühner (J. und die junge Generation) (Stuttg. N. Tagbl. 133); R. Krauß (Hedda Gabler) (Württ. Ztg., Schwabenspiegel 12); Käthe Miethe (Frauen) (Stuttg. N. Tagbl., Frau 10 u. a. O.); Ernst von Aster (Menschenschilderung) (Gießener Anz., Familienbl. 23); F. Mewius (Aus J.s Jugendzeit) (Rhein.-Westf. Ztg. 147); Erich Vogeler (Ibsens Bruder) (Berl. Tagebl. 136); H—e (Ibsens Begräbnis) (Königsb. Hart. Ztg. 137); Karl Schwarzlose (Ibsens Reifezeugnis) (Tägl. Rundsch. 149); Marie Franzos (Danebrogorden) (Hamb. Fremdenbl. 80); P. S. (J. und seine Enkel) (Tag 73).; Oskar Wilda (Berl. Ztg. 18. März); Ludwig Klingenberger (ebenda 80); „Vom norwegischen und vom übersetzten Ibsen" (Köln Ztg., Lit. Bl. 207).

*

Frank Wedekind

Zum zehnjährigen Todestag

„Zum Menschen Wedekind stelle man sich wie man will, man bemängle seine Themen und Stoffe, man lehne seine Anschauungen ab, das ist vielleicht schließlich Sache des Individuums und des Geschmacks. Unleugbar bleibt das Verdienst, das Wedekind sich als Stilschöpfer erwarb. In einer Periode, in welcher eine Menge dichterisch begabter Literaturstücke und technisch guter Bühnenreißer geschrieben wurden, war Wedekind ernst und unablässig bemüht um die wesentlichen Forderungen des Dramas. Liliencron schrieb an Jeßner schon im Januar 1908: ‚Wedekind ist die prägnanteste Erscheinung unserer jungen Theaterwelt. Er ist Künstler durch und durch.' Wedekind wußte, daß Mimik das A und O des Dramas ist. Er suchte dem Drama Bewegung zu geben, Handlung, Willen, Leidenschaft, Tempo, straffen Bau, er nützte bedachtsam alle Reize der Bühne aus: Kostüm, Chor und Masse, Szenenbild, Lichteffekt, Musik, Gesang, Tanz. Und so entstand wieder eine Dramatik auf der breitesten Basis des Theaters." Artur Kutscher (Rhein.-Westf. Ztg. 127).

„Für den Lebenswillen schlechthin bieten die Stücke Wedekinds vielen, die sonst darin nichts sehen, das größte szenische Beispiel. Die Geladenheit der Situationen

entspricht der Gefährlichkeit der Personen; und sich behaupten — gegen die soziale Bosheit, die Diktatur des Geldes, die gefräßigen Begierden der anderen sich dennoch behaupten, scheint heute den meisten, die Wedekind erleben, alles.
Was würde er selbst dazu sagen? Er hielt das Publikum für seinen Freund, er würde sich zufriedengeben. Er würde sagen: ‚Es geht vorwärts. Sie merken schon, daß ich Arme und Beine habe. Wenn sie selbst erst wieder einen Kopf haben, entdecken sie auch bei mir einen.‘
Denn so sehr seine Art, das Leben zu handhaben, dynamisch bestimmt war, sein Denken war Zeit seines Lebens ethisch.“ Heinrich Mann (Frankf. Ztg. 195 — 1 M.).
„Es ist in diesen Tagen bei einer Feier zu seinem Gedächtnis das Wort gefallen: ‚Es ist die Welt Wedekinds, in der wir heute leben.‘ Nimmt man's von außen, so mag's richtig scheinen: alle Welt tanzt; alle Welt wandert Wege zu Kraft und Schönheit. Minnehaha scheint der Lebenstraum der ganzen jüngeren Generationen geworden zu sein, und die Erotik ist aktueller denn je. Sieht man aber einmal näher zu, so tut sich ein ungeheurer Unterschied auf. Am Tanzen und der vermehrten Rücksicht auf den Körper würde Wedekind sicherlich seine große Freude gehabt haben: der Mann, den an seiner eigenen Erscheinung vieles zeit seines Lebens kränkte und störte, würde jeden Zuwachs an Schönheit in der Welt eine Bereicherung des Lebens genannt haben. Falsch aber ist es, die heutige Erotik, die heutige Neigung, Jahrhunderte alte Warnungstafeln gedankenlos zu beseitigen, mit Wedekind und seiner Welt zu identifizieren. Gewiß, er wußte wie nur wenige um die dunkle Welt des Geschlechts. Er hatte ihre Herrlichkeit und ihre Furchtbarkeit bis in alle Tiefen erlebt. Aber — er hatte beide ernst genommen, die Herrlichkeit und die Furchtbarkeit. Die Form, in der er verkündigte, was er erkannt hatte, mußte für seine Zeit und für seine Haltung zu ihr zuweilen skurril und grotesk und widerspruchsvoll sein. Sein Gefühl aber, seine Erkenntnis ging ganz geradlinig und ernsthaft ihres Wegs. Dieser angebliche Erotiker, dieser Verkünder des Fleischs war kein Heinse, kein Casanova; er war wirklich, was er mehr als einmal bekannt hat, ein Moralist. Ein Moralist in dem Sinne von heute, das heißt ein Mensch, der erkannt hatte, daß in den Gesetzen einer wirklichen Moral Resultate aus wirklichen Verhaltungsweisen der menschlichen Seele niedergelegt waren, nicht Vorschriften, sondern Feststellungen auf Grund von Erfahrungstatsachen, genau so wie in den Gesetzen der Naturwissenschaften.“ Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 114).
Vgl. auch Erwin H. Rainalter (Stuttg. N. Tagbl. 116 u. a. O.); Arthur Rundt (Berl. Börs.-Cour. 117); Otto Koenig (Arb.-Ztg. Wien 69); Oskar Walzel (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 117); Carl Groß (Germ. 116); Arthur Kahane (Prag. Pr. 69).

*

Maxim Gorki
Zum 60. Geburtstag

„In Kandybowka, einem Dorfe des riesigen russischen Reiches. Ein Bauer prügelt seine Frau. Das kommt oft vor im alten Rußland. Aber unser Bauer begnügt sich mit dem Prügeln nicht. Er zwingt die Frau, nackt aufs Feld hinauszugehen, er spannt sie neben das Pferd vor seinen Wagen und haut mit seiner Peitsche lustig auf seine beiden Zugtiere ein. Die Dorfbewohner unterhalten sich köstlich bei den Fahrten dieses seltsamen Gespannes. Auch der Pope sieht zu. Da taucht neben dem Popen ein junger Mann auf. Stellt ihn zur Rede, daß er sich eine solche Menschenmißhandlung ansehe. Der Pope lacht. Bekommt von dem jungen Mann eine tüchtige Ohrfeige. Nun werfen sich die Bauern auf den Frevler, der es gewagt hat, ihren Hirten anzurühren, und schlagen auf den jungen Mann so lange ein, bis er kein Lebenszeichen mehr gibt. Sie halten ihn für tot und werfen ihn in einen Sumpf. Dort kommt er wieder zur Besinnung. Kriecht heraus und schleppt sich ins Spital. Wo man feststellt, daß die eine Lunge den Dienst versagt.

* * *

Dieser junge Mann, Alexej Maximowitsch Peschkow, als Sohn eines Tischlers, als Enkel eines Schiffsschleppers auf der Wolga am 27. März 1868 in Nischnij Nowgorod geboren, hatte eine harte, von Not und Krankheit verdüsterte Jugend hinter sich. Erst spät lernte er lesen und schreiben. Früh verwaist, steckt man ihn in ein Schuhgeschäft, wo er Hausknecht und Laufbursche ist. Er verläßt seinen Lehrplatz bei Nacht und Nebel, lebt bei den Lastträgern der Wolgahäfen, unter den Landstreichern und Gelegenheitsarbeitern, findet eine Stelle als Küchenjunge auf einem Dampfer. Der Koch borgt dem aufgeweckten jungen Menschen Bücher, regt ihn zum Nachdenken an über all die vielfältigen und sonderbaren Dinge und Erscheinungen, die ringsumher geschehen. Heißhungrig verschlingt der Junge alles Lesbare, das ihm in die Hände fällt. Er wechselt oft den Beruf. Ist heute Zeichner in der Stadt, morgen Packträger in einem Hafen, durchstreift die endlosen Steppen, zieht über die Gebirge, wandert die Ströme entlang, nimmt Arbeit, wo sie sich ihm bietet, im Eisenbahndienst, als Nachtwächter, als Chorist in einer Oper, als Arbeiter in den Salzbergwerken, als Straßenhändler, als Ladengehilfe, als Austräger in einer Bäckerei. In einer Stunde tiefster Verbitterung schießt er sich eine Kugel in die Brust, wird geheilt, nimmt das unstete Leben des

Heimatlosen wieder auf, arbeitet unter den Bauern der Ebene, unter den Fischern des Kaspischen Meeres, zieht jahrelang kreuz und quer durch Rußland, ist in Kasan, im Dongebiet, in seiner Heimatstadt, in der Ukraine, in Bessarabien, in der Krim, lernt die Bauern und Handwerker kennen und kommt mit revolutionären Studenten in Berührung, denen er nur als „Mann aus dem Volke", aber nicht als gleichwertiger Mitkämpfer gilt. Er wandert mit offenen Augen durch diese trübe Welt der harten Arbeit und der Not und versucht, aus der ungeheuerlichen Fülle des Gesehenen und Erlebten einiges niederzuschreiben. Korolenko nimmt sich des jungen Menschen an, erkennt seine Gabe, die Wirklichkeit unmittelbar zu erfassen und wiederzugeben, ein Stück grauen Daseins farbig zu schildern. 1891 entsteht in Tiflis die erste größere Erzählung, der bald weitere folgen. Von einer Wanderung ans Schwarze Meer heimgekehrt, erfährt er, daß seine Erzählung von einer Zeitung angenommen sei. Für den Druck dieser ersten Novelle ‚Makar Tschudra' ersinnt sich Alexej Maximowitsch Peschkow ein Pseudonym, das sehr viel aussagt über sein Schicksal und sein Werk: er nennt sich Maxim Gorki. Gorki heißt: der Bittere."
Fritz Rosenfeld (Arb.-Ztg., Wien 85).
Vgl. auch: Leo Lania (Berl. Börs.-Courier 147); Efraim Frisch (Frankf. Ztg. 198 — 1 M.); Jos. Froberger (Köln. Volksztg. 231); A. Lunatscharski (Berl. Tagebl. 147); Hans Wyneken (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Beil. 148); Otto Aug. Ehlers (Bund, Bern 145); Michael Charol (Hannov. Kur. 144/45); H. Ro. (Tägl. Rundsch. 145); Kurt Offenburg (Vorw., Unt. 145); Michael Charol (Deutsche Allg. Ztg. 147 und Tag 72); „Glückwünsche der Freunde" (Frankf. Ztg. 245 — 1 M.); „Das Leben Maxim Gorkis" (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 167); „Ein Dichterleben" (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 144); „Sonderbeilage" (Prag. Pr., Dichtung 13); Otto R. Gervais (Barmer Ztg., Lit. Bl. 74); Marga Passon (Bresl. Ztg. 74).

*

Walther Siegfried
Zum 70. Geburtstag

„Es ist kein Zufall, daß Siegfried immer am liebsten mit Malern verkehrt hat. Was ihn mit ihnen zunächst verbindet, ist die Freude an der schönen Sichtbarkeit der Welt. Das bejahende Auge, vielleicht die glücklichste Feengabe, die dem Menschen in die Wiege gelegt werden kann. Denn sie hilft ihm hinweg über die andere Seite des Weltdaseins, jene anscheinende Sinnenlosigkeit, jene tödliche Gleichgültigkeit, ja offensichtliche Grausamkeit, mit der Siegfried immer wieder ringt in ‚Fermont', in den ‚Tag- und Nachtstücken', in der ‚Wanderschaft'. Dort steht der Satz: ‚Tiefe Naturen werden mit den Jahren trauriger', der auch bei Amiel stehen könnte oder bei Vauvenargues, an welchen Denker Siegfrieds Aphorismen in ihrem Verzicht auf alles Brillante oft erinnern. Dort steht auch der Satz: ‚Zwei Wunder gibt es in dieser Welt: Das Schöne und das Gute.' Ein altmodischer Gemeinplatz? Ach, ich fürchte, nichts ist uns heute in Leben und Kunst bitterer vonnöten, als solch altmodische Gemeinplätze, die sich bei genauer Überlegung als unsterbliche Wahrheiten herausstellen, die bei Pindar oder Sophokles stehen könnten.
Das Leben Walther Siegfrieds hat in seinem ruhigen Fernhalten von allem literarischen Treiben in der lautlosen Gemäßheit seiner Entwicklung etwas Vorbildliches. Erfolg? Er ist ihm nie nachgelaufen. Ruhm? Er hat ihn verschmäht. Beziehungen? Er hat die glänzendsten nicht ausgenutzt. Dieser Schweiger, der ein so guter deutscher Charakter ist, hat für uns etwas Mahnendes, zugleich Stärkendes. Nie hat er sich einer Richtung angeschlossen, nie hat er sich dem Einfluß einer Clique gebeugt. Wegsehen war auch seine einzige Verneinung."
Josef Hofmiller (Münch. N. Nachr. 77).
Vgl. auch: Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Beil. 68 u. a. O.); Willi Burgherr (Bund, Bern 133).

*

Zur deutschen Literatur

An Klopstock wird gelegentlich des 125. Todestages erinnert: Theodor Böttiger (Deutsche Allg. Ztg. 135); Otto Ostertag (Schwäb. Merkur 124); Waldemar Oehlke (K. in China) (Deutsche Tagesztg. 124).
Über einen Goethe- und einen Schiller-Fund im Nachlaß R. von Beyers berichtet Rudolf Schade (Deutsche Ztg. 57a). — Goethes dichterisches Testament an uns Deutsche legt Kurt Engelbrecht dar (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 70). — Die Pogwischs und die Goethes vergegenwärtigt Nanny Friedrichs (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 74). — Frau Rat Goethe als Hausfrau schildert Henny Pleimes (Königsb. Allg. Ztg., Frauenbl. 125). — Über die Lyrik Schillers äußert sich Ernst Lissauer (Stuttg. N. Tagbl. 121).
Ludwig Tieck in Dresden nimmt Heinrich Zerkaulen zum Thema (Deutsche Tagesztg. 138). — Mit Jean Paul in Frankreich beschäftigt sich Eduard Berend (Münch. N. Nachr. 72). — E. T. A. Hoffmann und Bamberg betrachtet Karl Wolfskehl (Berl. Börs.-Cour. 125), Hoffmann als Zeichner würdigt Richard von Schaukal (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 121). — Den „anderen" Görres schildert Alfred Petto (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 220). — Ein Aufsatz über Ludwig von Gerlach, Luise Hensel, und Clemens Brentano wird (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 108) geboten. — Ludwig

Uhland und seine wiener Tage vergegenwärtigt Oskar V. Ludwig (Schwäb. Merkur, Sonntagsbeil. 118). — Krankheit und Tod des Dichters Wilhelm Hauff untersucht Paul Holzhausen (Köln. Ztg. 180a).

Aus Mörikes früher Bräutigamszeit zu Plattenhardt teilt Hanns Wolfgang Rath einen unveröffentlichten Brief mit (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 6).

Geschichte und Landschaft in Gustav Freytags „Ingraban" untersucht Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 9); Erinnerungen an Freytag teilt sein Sohn Gustav W. Freytag (Generalanz. Stettin, Buch 70 u. a. O.) mit. — Nietzsche als Student schildert Paul Holzhausen (Königsb. Hart. Ztg. 138); Burckhardt und Nietzsche nimmt Theodor Stiefenhofer zum Thema (Deutsche Ztg., Unt.-Beil. 53a). — Gottfried Keller und die Geschwister Exner vergegenwärtigt Erich Bachmann (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 75). — Über Fontane und den Zeitungsleser schreibt H. Jessen (Bresl. Ztg. 49). — Dem Paul-Heyse-Haus widmet Helene Raff ein Erinnerungsblatt (Münch. N. Nachr. 64). — Zum 70. Todestage von Franz Kugler schreibt Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Hallesche Ztg., Gauen März). — Klaus Groths Kampf um seinen Ruf schildert nach unbekannten Briefen des Dichters Rolf Erdmann (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 157). — An Adalbert Meinhardt erinnert Paul Wittko (Hamb. Corresp. 126).

Die sittliche Idee im Werke von Walter Flex wird (Westf. Ztg., Lit. Beil. 51) dargelegt. — Unbekannte Briefe von Emil Gött veröffentlicht Wilhelm Röntz (Karlsr. Tagbl., Pyramide 43). — Über Ableben und Trauerfeier Bithorns wird (Merseb. Tagebl. 63) Bericht gegeben. — An Marx Möller erinnert Paul Wittko (Hamb. Corresp. 127). — Über Eduard von Keyserling schreibt Otto Flek (N. Bad. Landesztg., Kunst 170). — Dem Gedächtnis Timm Krögers dienen Worte von J. Pl. (Pomm. Tagespost 77) und ein Aufsatz von Helmuth V. E. Miethke (Deutsches Tagbl., Kultur 78). — „Ein Dichterleben mit Freunden" überschreibt Karl Strecker (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch., 1. April) eine Studie über Carl Hauptmann. — Wilhelm Brandes widmet Heinrich Spiero ein Blatt der Erinnerung (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 62). — Alfred Walter von Heymels gedenkt Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 111). — Ein Nachruf auf Hanns von Gumppenberg wird (Münch. N. Nachr. 88) geboten. — Von dem verstorbenen Hans Morgenthaler spricht Emmy Hennings (N. Zür. Ztg. 519).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Von Theodor Däubler sagt Alfred Hein (Königsb. Hart. Ztg. 149): „Aus dieser jahrelangen, allem Weltlärm unseres Zeitalters abseitigen, im azurnen Raum sich kristallisierenden Arbeit entstand wie ein Sterngebilde, unendlich fein geschliffen, von durchsichtigem Klange, rhythmisch gefügt auch Däublers lyrisches Gedicht, das den bisher besten Wortmusikanten der klassischen Literatur, Platen, bei weitem übertrifft und in seiner musizierenden Kraft Rilke, George und Hofmannsthal beschattet. In seinen Gedichtbüchern „Der sternhelle Weg", „Hesperien" quillt es von italienischer Süßigkeit in deutschen Worten. Die rhythmischen Gefüge von perlenhaft aneinandergereihten Silben mit gleichen oder lieblich ineinanderklingenden Vokalen können jeden, dem Verse vor allem seelischer Klang sind, Entzücken bereiten." Vgl. auch: Franz Ernst (Bresl. Ztg. 42). — Felix Braun wird von Arthur Fischer-Colbrie (N. Zürch. Ztg., Lit. Beil. 547) in seinem „Ton" charakterisiert: „Mit keinem Worte läßt sich das Wesen dieses Tones umschreiben, mit keinem Bilde sein Geheimnis darstellen. Man kann ihn nur erleben; erleben im Liede des österreichischen Dichters: und so im Liede Felix Brauns, der auch im epischen Schaffen sein Österreichertum kaum je verleugnet. Die durch heute selten gewordene Reinheit bildnerischer Prosa ausgezeichneten Novellensammlungen „Der Schneeregenbogen", „Die Träume in Vineta" und „Wunderstunden" sind reich an Beweisen hierfür." — Einen evangelischen Dichter nennt Jochen Klepper (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 121) Hanns Johst: „Man kann ohne Zögern Hanns Johst einen evangelischen Dichter nennen, und zwar in dem eigentlichen, ganzen Sinn des Wortes: einen Dichter, dem sein künstlerisches Lebenswerk die Botschaft ist wie einem Matthias Claudius. Johst ist einer der wenigen Künstler der Moderne, für den es etwas gibt, woran alle seine Kunst als zufällige, zeitliche Offenbarungsform zerbrechen will. So widerfährt ihm vielleicht das Höchste, was einem Dichter begegnen kann: daß er die Sache seiner Botschaft größer zu machen vermag als sich und sein Werk, den Überbringer und die Fassung." — Von Hans Friedrich Blunck sagt H. E. H. (N. Zür. Ztg. 439), daß ihn die Unwirklichkeit des Märchens wieder zur Wirklichkeit gebracht habe. — Einen auserlesenen Menschen und einen begnadeten Dichter nennt Max Kolmsperger (Welt am Sonntag, München 5) den mit dem Dichterpreis der Stadt München ausgezeichneten Hans Carossa. — Von jedem Werk Rudolf G. Bindings sagt Otto Heuschele (Stadtanz. für Köln, Deutsche Art 10), daß es eine große Bereicherung der deutschen Literatur darstelle. — Franz Lüdtke wird von Wilhelm Müller-Rüdersdorf (Oder-Ztg. 36) die tief religiöse Idee seines gesamten Schaffens nachgerühmt. — Eine Führerin wird Gertrud Prellwitz von Rudolf Schwarz (Königsb. Hart. Ztg.

145) genannt: „Eine Führerin in eine solche neue Zeit und neue Welt will Gertrud Prellwitz sein — nicht in dem Sinne, daß sie uns ihre Führung aufdrängt; dazu ist sie selbst zu selbständig. Sondern so, daß sie in allen ihren Schriften uns aufruft, selbst mitzuwirken, daß die schöne Zeit für uns Menschen komme." — In eine politische Polemik gegen Thomas Mann „Der entzauberte Berg" (Tag, Unt. Rundsch. 57 u. a. O.) tritt Friedrich Georg Jünger ein. — Eine Glosse über sein eigenes Schaffen bietet Lion Feuchtwanger (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 12). — Erinnerungen aus seinem ersten münchener Jahr veröffentlicht Georg Hirschfeld (Münch. N. Nachr., Einkehr 23). — Erinnerungen aus seiner Schulzeit bietet Rudolf Borchardt (ebenda 17). — Otto Brües wird von Hans Franck (Schlesw. Nachr., Nordmark 78) als Rheinländer charakterisiert: „Beides — Stärke und Gefährdung — umschließt das Wort: Ein Rheinländer! Ein leicht beweglicher, allem Frohen aufgetaner Mensch also. Aber auch einer, der die Schwäche seiner Tugend hatte, der sich am Ungefähren, am Schimmer des Seins zu oft genügen ließ, der nicht immer dem Absoluten, dem Unbedingten mit letzter Leidenschaft nachtrachtete, der manches Mal nicht Geduld, nicht Selbstlosigkeit, nicht Stille genug hatte, den Sinn der tausendfachen Erscheinung bloßzulegen."

Friedrich Schnack wird bereits zu seinem 40. Geburtstag als Dichter gefeiert: Hans Franke (Neckar-Ztg., Unt.-Bl. 18 u. a. O.); Franz Alfons Gayda (Ostpreuß. Ztg., Lesezimmer 66); Eduard Schröder (Germ. Werk 5). — Zum 50. Geburtstag von Carl Sternheim schreibt Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 155): „Er hat sich die seine Leistungen bilanzierende Jubiläumsrolle vorweggenommen, indem er sich schon seit ein paar Jahren als Klassiker der modernen Komödie fühlt. Trotzdem ihm Feierlichkeit und Würde nicht zu Gesichte stehen, tritt er der Öffentlichkeit stets heischend, seinen Rang betonend, für seine Fähigkeiten die Ausnahmewertung beanspruchend gegenüber. Er ist ein origineller Kopf, eine spekulative Psyche, ein systematischer Pflanzer auf literarischem Produktionsgebiet. Und er weiß darum." — Wilhelm Kotzdes 50. Geburtstags gedenkt Bruno Goldschmit (Schwäb. Merk. 100 u. a. O.), seine deutsche Frömmigkeit und seine Kenntnis der deutschen Vergangenheit rühmend. — Zum 60. Geburtstag von Georg von der Gabelentz grüßen Otto H. Brandt (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 126) und Heinrich Zerkaulen (Köln Volksztg. 161). Brandt nennt diese Kunst streng und fest, aristokratisch, bewußt, aber damit zugleich kunstmäßig kühl. Immer bewahre er Distanz. — Den 60. Geburtstag von Johannes Höffner begeht Hermann Arno (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 65): Höffner sei ein stiller und fleißiger Befruchter deutschen Gemüts. — Zum 60. Geburtstag von Ludwig Löser betont Kurt Meyer-Rotermund (Wolfenbüttler Ztg. 70), wie sehr dieser Dichter zu den Getreuen Wilhelm Raabes gehört habe und gehöre. — An den 70. Geburtstag von Flodoard von Biedermann erinnert Ma. (Tägl. Rundsch. 123). — Den 80. Geburtstag von Karl Glossy feiert Anton Bettelheim (N. Wien. Tagbl. 66), und erblickt in Glossy einen der guten Hausgeister Wiens.

Über Gerhart Hauptmanns „Till Eulenspiegel" liegen zwei Aufsätze vor: völlig absprechend H. Br. (Tag 62), bejahend Conrad Wandrey (Essener Allg. Ztg., Lit. Beil. 108): „Sorgfältige Verzahnung der einzelnen Episoden, leitmotivische Wiederaufnahme und Variierung bestimmter Textstellen zeugen von einer überlegenen Gliederung des auf den ersten Blick verwirrenden Reichtums, den diese Gesänge ausschütten. Man kann ihrer erst bei einer zweiten und dritten Lektüre wirklich habhaft werden, dann aber wird das imposante Lebenswerk Hauptmanns geistiger Besitz, Erlebnis dichterischer Schönheit, die man nicht mehr missen möchte."

Georg Hermanns Roman „Tränen um Modesta Zamboni" wird von Kunz von Kauffungen (N. Bad. Landesztg. 153) warm gerühmt: „In diesem traurig-schweren und doch so lebensvollen Buch sind wir mit dem Dichter in Italien. — Süß, heiß, betörend brütet mit Intensität südliche Sonne auf unseren Sinnen, macht gleichgültig gegen alles, wir werden trunken von Liebe, von Hermannscher Liebe, und Hermannscher Sonne! Der kleine typische deutsche Kunstgelehrte Dr. Robert Schmidt, Robert Ludwig Schmidt, Dr. Robert Ludwig, wird schließlich Roberto Luigi, der wie seinen Namen sein Naturell aus der nüchternen deutschen Gelehrtenstube vergißt und damit die Enge des spießbürgerlichen Zuhause, und sogar Frau und Kind. Und die heiße, liebestrunkene Sonne Italiens macht ihn willenlos wie ein Blatt im Wind, läßt ihn weinen wie ein Kind um ein südliches Weib: ‚Tränen um Modesta Zamboni'. Ein berückender Zauber liegt auf diesem Idyll, das zur Tragödie zu werden droht, um sich endlich aufzulösen in einen Traum, in eine Fata Morgana, wodurch es uns erspart bleibt, aus einem beglückenden Wolkendasein mit Doppelsohlen zurückzumarschieren in bedrückende Solidität. Ob es wirklich nur ein Traum war, das bleibt dem jeweiligen Leser zu entscheiden." — Über Jakob Wassermanns neuen Roman „Der Fall Maurizius" liegen Aufsätze vor von Erich Ebermayer (N. Bad. Landesztg. 159), Georg Hirschfeld (Münch. N. Nachr. 66), Erich Franzen (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 14), O. H. Sarnetzki (Köln. Ztg., Lit. Bl. 183), bei dem es heißt: „Die Aufgabe, die sich Wassermann im ‚Wendekreis' gestellt hat, ist ungeheuer groß; nur eine außergewöhnliche, in sich

verantwortungsvolle, nach höchsten humanen Idealen strebende und mit visionärer Schaukraft ausgestattete Persönlichkeit vermag sie zu erfüllen. Ob die Probleme eines so zeitnahen Kulturzustandes, die verwirrenden Bilder gesellschaftlicher Zusammenhänge vieler Schichten, zutreffend, geschichtlich zutreffend dargestellt sind — subjektiv, aus dem Gesicht des Dichters, also künstlerisch ist alles überzeugend —, muß der Beurteilung späterer Tage überlassen werden; daß aber in diesen Romanwerken Ideen im höchsten Maße ‚Gestalt' geworden sind, Gestalt in Gestalten und Sprache, in den Maßen des architektonischen Baus und aus der Tiefe eines kristallklaren und zugleich nachtwandlerisch geheimnisvollen Realismus, steht heute schon fest." — Franzen aber meint: „Die Spannung der Wahrheit, das ‚Ganz-Andere' fehlt. Natürlich gibt es bei dem erfahrenen Erzähler Wassermann auch Spannungen; dafür sorgt schon der geschickte Abbruch der Kapitel, der häufige Wechsel der Schauplätze; aber es sind Spannungen der Dialektik, nicht des Lebens. Man darf die Lektüre jederzeit mit dem ruhigen Gefühl unterbrechen: es wird schon geregelt weitergehen. Bei Dostojewski ist jedes neue Kapitel eine Ohrfeige, bei Wassermann ein Sitzkissen. Statt dem Thema ausgeliefert zu sein wie einer ungewissen, bedrängenden Wirklichkeit, denkt man daran, mit welch erprobter Technik das alles gearbeitet ist." — Zu Bruno Franks „Politischer Novelle" bemerkt Paul Block (Berl. Tagebl. 127): „Diese Novelle ist politisch nicht nur dem Namen nach; sie zeigt, wie politisches Denken dem künstlerischen Menschen unserer Tage die Phantasie beflügelt, so wie es sonst die Leidenschaft der Liebe, soziales Empfinden, seelische Erkenntnis getan haben."

Friedrich Gundolfs „Andreas Gryphius" wird von Joachim Maaß (Hamb. Fremdenbl. 84) ein Dokument geschichtlichen Gewissens genannt, in letzter Wirkung aber in Zweifel gezogen. — Ricarda Huchs Städtebuch „Im alten Reich" wird von Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 77) gerühmt. — Kritische Stellungnahme wahrt Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 59) Fritz Strichs „Dichtung und Zivilisation" gegenüber. — W. Büder bezeichnet den Gehalt von Hans Heinrich Ehrlers „Gesetz der Liebe" (Stuttg. N. Tagbl. 100) als den groß angelegten Entwurf einer Weltdeutung von einem starken, schönen Glauben aus.

*

Zur ausländischen Literatur

Zu Shakespeares „Londoner verlorenem Sohn" äußert sich Otto zur Nedden (N. Preuß. Kreuz-Ztg. 142). — Georges Meredith, des englischen Raabe, gedenkt F. S. (Bresl. Ztg. 43) zum 100. Geburtstag. — Eine Studie über Joseph Conrad gibt H. Sch. (Bund, Bern, Kl. Bund 11). — Bernard Shaw, den Freund der Frauen, nimmt Eugenie Schwarzwald (Bresl. Ztg. 43) zum Thema. — H. G. Wells schildert Max Spanier (Bresl. Ztg. 63). — Ein Bild Sherwood Andersons auf Grund seiner Werke zeichnet Georg Schäfer (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 138). — Die Irrfahrt des James Joyce, seinen Roman „Ulysses" beleuchtet Bernard Guillemin (Berl. Börsen-Cour. 113 u. a. O.). — Auf die „Revolution der modernen Jugend" von Lindsey und Evans (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart) weist Karl Nötzel (Karlsr. Ztg., Wiss. 10).

Wie ein Dichter (Ambrose Bierce) starb, erzählt Waldemar Keller (Bund, Bern 141).

Stendhal, den Individualisten (Köln. Ztg., Lit. Bl. 177) und ein Bildnis Stendhals (Berl. Tagebl. 145) zeichnet Stefan Zweig. — An die Memoiren der Gräfin d'Agoult erinnert Helene von Nostitz (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 58). — Ein kleines Bild der Marceline Desbordes-Valmore skizziert Otto Heuschele (Stadt-Anz. für Köln, Frau 7). — Auf die Bedeutung der Freigabe der Zola-Briefe an die Brüder Goncourt weisen Elisabeth Janstein (N. Zür. Ztg. 539) und Fritz Neugaß (Hamb. Fremdenbl. 93) hin. — Mit Mérimées russischen Freunden macht Nss. (N. Zür. Ztg. 502) bekannt. — Die gekürzte Neuausgabe des Buchs „Madame de Charrière und ihre Freunde" von Philippe Godet empfiehlt P. Klr. (N. Zür. Ztg. 492). — Einen Besuch bei Jean Richard Bloch schildert Hans G. Lustig (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 71).

Grazia Deledda, der Nobelpreisträgerin, widmet R. Roedel (N. Zür. Ztg. 581) eine eingehende Studie. — Pirandellos Gesamtausgabe der Romane wird eingehend gewürdigt (Bund, Bern 151).

Jehuda ben Samuel Hallewi, den Dichter der spanischen Juden, nimmt S. D. Steinberg (N. Zürch. Ztg. 547, 559) zum Thema.

Von einem Besuch bei Felix Timmermans erzählt Wilhelm Arntz (Rhein-Westf. Ztg. 116); „Aus meiner Werkstatt" — Timmermans selbst (Germ. 113). — Eine Begegnung Shaws mit Strindberg teilt J. H. (N. Zür. Ztg. 407) mit. — Bei Selma Lagerlöf verweilt Fritz Löwe (General-Anz., Stettin, Buch 70). — Sigrid Undset und ihr Schaffen würdigt Heino Schwarz (Düsseld. Nachr., Frauen-N. 5).

„Dekadenz und Symbolismus in der russischen Dichtung" überschreibt Benjamin Tetz (Königsb. Hart. Ztg., Dt.-russ. Bl. 2) einen Essay.

* * *

„Das Kind als Dichter." Von Alfred Arlt (Germ. 145).
„Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation!" Von Felix Braun (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 69).

„Vom historischen Roman." Von Johannes Bühler (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 117).
„Geschichte im Roman." Von Bernhard Diebold (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 10).
„Künstler mit doppelter Begabung." (Dichter und Schauspieler. Bildkunst und Dichtung.) Von Joh. Günther (Tag 80).
„Die deutsche Rede." Von Otto Heuschele (Bresl. Ztg. 97).
„Till Eulenspiegel." Von Otto Koenig (Arb.-Ztg., 63. Wien).
„Idylliker und Elegiker des 18. Jahrhunderts." Von Ernst Lissauer (Köln. Ztg., Lit. Bl. 135).
„Sollen Grimms Märchen verschwinden?" Von Börries Frhr. von Münchhausen (Ostpr. Ztg. 68 u. a. O.).
„Deutschland und die schweizer Schriftsteller." (Unberechtigter Vorwurf der „Neuen Zürcher Zeitung".) Von Hans Nägele (Dt. Ztg. 56a).
„Vom Auslandserlebnis in der schweizerischen Dichtung." Von K. S. (N. Zür. Ztg. 472).
„Wie man Dichter wird." Von Karl Eugen Schmidt (Köln. Ztg., Lit. Bl. 127).
„Volk, Dichtung und Schule." Von Theodor Seidenfaden (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 53).
„Franken in der Dichtung." 1. Nürnberg. 2. Der Bauernkrieg in Franken. 3. Kaspar Hauser. Von Heinrich Seufert (Nürnb.-Fürth. Morgenpr., Sonntags-Magazin 27, 3, 9).
„Ein Schopenhauer-Fund." Dreizehn bisher unbekannte Briefe. Von Hans Taub (Münch. N. N. 87).
„Roman und Erlebnis." Von Herm. Ungar (Magd. Ztg. 163).
„Sinn und Wesen einer Akademie." Von Jakob Wassermann (Voss. Ztg., Unterh.-Bl. 65).
„Neue Lyrik." Von Heinrich Zerkaulen (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 137).
„Westschweizerische Romane." Von -doz (Bund, Bern 127).

Echo der Zeitschriften

Imago. XIV, 1. (Wien.) Sigm. Freud bemüht sich um eine Erkenntnis des Humors und greift dabei auf das Über-Ich zurück:

„Wenn wir uns an die Situation wenden, daß sich jemand gegen andere humoristisch einstellt, so liegt die Auffassung nahe, die ich auch bereits im Buch über den Witz zaghaft angedeutet habe, er benehme sich gegen sie wie der Erwachsene gegen das Kind, indem er die Interessen und Leiden, die diesem groß erscheinen, in ihrer Nichtigkeit erkenne und belächle. Der Humorist gewinne also seine Überlegenheit daher, daß er sich in die Rolle des Erwachsenen, gewissermaßen in die Vateridentifizierung begebe und die anderen zu Kindern hinabdrücke. Diese Annahme deckt wohl den Sachverhalt, aber sie erscheint kaum zwingend. Man fragt sich, wie kommt der Humorist dazu, sich diese Rolle anzumaßen? Aber man erinnert sich an die andere, wahrscheinlich ursprünglichere und bedeutsamere Situation des Humors, daß jemand die humoristische Einstellung gegen seine eigene Person richtet, um sich solcherart seiner Leidensmöglichkeiten zu erwehren. Hat es einen Sinn, zu sagen, jemand behandle sich selbst wie ein Kind und spiele gleichzeitig gegen dies Kind die Rolle des überlegenen Erwachsenen?

Ich meine, wir geben dieser wenig plausiblen Vorstellung einen starken Rückhalt, wenn wir in Betracht ziehen, was wir aus pathologischen Erfahrungen über die Struktur unseres Ichs gelernt haben. Dieses Ich ist nichts Einfaches, sondern beherbergt als seinen Kern eine besondere Instanz, das Über-Ich, mit dem es manchmal zusammenfließt, so daß wir die beiden nicht zu unterscheiden vermögen, während es sich in andern Verhältnissen scharf von ihm sondert. Das Über-Ich ist genetisch Erbe der Elterninstanz, es hält das Ich oft in strenger Abhängigkeit, behandelt es wirklich noch wie einst in frühen Jahren die Eltern — oder der Vater — das Kind behandelt haben. Wir erhalten also eine dynamische Aufklärung der humoristischen Einstellung, wenn wir annehmen, sie bestehe darin, daß die Person des Humoristen den psychischen Akzent von ihrem Ich abgezogen und auf ihr Über-Ich verlegt habe. Diesem so geschwellten Über-Ich kann nun das Ich winzig klein erscheinen, alle seine Interessen geringfügig, und es mag dem Über-Ich bei dieser neuen Energieverteilung leicht werden, die Reaktionsmöglichkeiten des Ichs zu unterdrücken."

Sozialistische Monatshefte. XXXIV, 3. (Berlin.) Anna Siemsen schreibt über „Dichtung als primitive Lebensäußerung", und es gewinnt den Anschein, als wäre unsere Zeit dazu berufen, der Volksgemeinschaft zurückzugewinnen, was ihr eine jahrtausendalte Entwicklung mehr und mehr an lebendigem Besitz entzog:

„‚Als Adam grub und Eva spann,' da war das Dichten nicht Beruf, sondern allgemeinmenschliche Berufung, wie der Tanz, die Musik und die bildenden Künste. Es sind sehr komplizierte gesellschaftliche Vorgänge, die das Massenlied und den Massentanz aus ihrer ursprünglichen wichtigen Funktion verdrängen, die den Dichter, der ursprünglich nur improvisierender oder die Überlieferung weitergebender Interpret und Sprecher, Führer der Masse war, in eine isolierte Klassen- oder Berufsstellung drängen und so nach und nach Dichter und Laien mehr und mehr voneinander trennen, bis das ‚Volk' völlig verstummt und schließlich nicht einmal

ein passives Verständnis für die reichsten und reinsten Gefühlsäußerungen der Zeit behält, während auf der anderen Seite der Dichter in eine immer vollständigere Isoliertheit gedrängt wird, damit einen sehr hohen Preis zahlend für die Ausnahmestellung als genial Begabter, die ihm das Herkommen allmählich einräumt. Erst in der Massenbewegung der Arbeiterklasse sind neuerdings Ansätze zu finden für eine Neubelebung von Rezitation, Lied, Gesang und Tanz in ihrem ursprünglichen Sinn: als Ausdruck eines von allen gemeinsam gefühlten und deshalb auch nach Gemeinsamkeit drängenden Erlebens."

Die Horen. IV, 6. (Berlin.) In einer feinsinnigen Studie „Der Kampf der Wirklichkeiten" — es gilt vor allem den Wirklichkeitsbegriff in der Dichtung — kommt Paul Fechter auch auf den Umstand zu sprechen, daß im modernen Roman vielfach Wirklichkeitsnamen (von bekannten Personen, Straßen, Lokalen) eingeführt werden — einen Umstand, den er gebührend einzuschätzen vermag:

„Ich meine so: wenn um 1900 oder früher ein Autor in einem berliner Roman ein wirklich existierendes Geschäft, ein wirklich existierendes Restaurant genannt hätte, um seinen Helden dort einkaufen oder dinieren zu lassen; das Gefühl des Lesers hätte sich gegen diesen plötzlichen Durchbruch der Wirklichkeit durch die Romanrealität sicher aufgelehnt. Bei Hoffmann nahm man es hin, daß die Helden nach den Zelten gingen, Kaffee zu trinken. Da war alles Vergangenheit, Historie. Das Gegenwartsrichtigkeitsgefühl aber war noch nicht so stark, eine solche Anknüpfung an die wirkliche Umwelt nicht als peinliches Verlassen der Literatursphäre zu vermerken. Erst Fontane konnte es sich leisten, das Schauspielhaus und die Stettiner Sänger, Kranzler und Dressel in seine berliner Geschichten hineinzubringen. Darüber hinaus ist auch er nicht gegangen. Jetzt, nach dem Kriege hat das Gefühl offenbar unvermerkt eine solche Erweiterung seines Bereichs zur Welt hin erfahren, das, was vom Wirklichen als literarisch verwendbar und richtig empfunden wird, hat sich so ungeheuer vermehrt, daß es heute durchaus möglich ist, wirkliche Menschen mit ihrem wirklichen Namen in eine in der Gegenwart spielende Geschichte hineinzustellen, ohne daß der wachsame Instinkt des Lesenden, sein Kunstgefühl oder wie man es sonst noch umschreiben will, sich dagegen auflehnt.

Damit scheint nun das Urbild seinen unverhüllten Einzug in die Literatur gehalten zu haben. Es bedarf keiner Maske, keiner Namensverdrehung, keiner Verkleidung, keines Schlüssels mehr; die rohe Wirklichkeit kann ganz unmittelbar so wie sie ist in die Dichtung hineinverschleppt worden. Aber — es scheint nur so. In Wirklichkeit liegt die Sache ganz anders, hat sich am Wesen des Umwandlungsprozesses nicht das mindeste geändert. Der Autor hat nur einfach hinter dem Rücken des Lesers sich eines Wirkungsfaktors bemächtigt, der im Grunde illegitim ist, nämlich der allgemeinen Bekanntheit eines Namens. Dieses ganze Vorgehen, dieses Hinübernehmen eines Menschen in eine Dichtung, ohne ihn umzutaufen, hat nämlich nur dann Sinn und Wirkung, wenn das betreffende Objekt dem Leser schon vorher aus anderen Gebieten des Lebens bekannt war. Herrn Meier aus der Ackerstraße, den kein Leser kennt, könnte ein Autor noch so richtig in all seiner urbildlichen Leiblichkeit in eine Erzählung oder ein Drama verschleppen; es brächte ihn der Wirklichkeit um keinen Zoll näher."

Die Neue Rundschau. XXXIX, 3. (Berlin und Leipzig.) In seinem Aufsatz „Der hundertjährige Henrik Ibsen" hebt Ernst Heilborn das Unschauspielerische in Ibsens dramatischem Werk hervor, um darzutun, daß gerade der Bekämpfer des Schauspielertums im Menschen berufen war, der Schauspielkunst als solcher die tiefsten und revolutionierenden Einwirkungen zu vermitteln:

„Die Kunst der Zeit, wofern man die Grenzen nicht allzu eng steckt, wies, von Deutschland aus gesehen, einen kennzeichnenden Zug auf. Wenn Richard Wagner, Nietzsche, Böcklin als ihre Exponenten gelten mögen, so erinnert man sich, daß Nietzsche gegen Wagner den Vorwurf des Schauspielertums erhob, man weiß auch, daß er dieser Anklage späterhin nur deshalb so leidenschaftlichen Ausdruck gab, weil er unter dem Gefühl innerer Gemeinsamkeit stand, am eigenen Leibe den Brand spürte, den er bei dem zumeist Geliebten bloßlegte. Dies Schauspielertum aber, hier vielleicht weniger in der künstlerischen Persönlichkeit als im Werke kenntlich, verrät sich auch bei Böcklin.

Die Kunst der Wagner, Nietzsche (der hier nicht zu Unrecht für den Dichter steht), Böcklin mutet uns heute in ihrer Gesamtheit, von einzelnen ganz unmittelbaren, aus dem Vollen gespeisten Schöpfungen abzusehen, dekorativ an. Nun wohl; das ‚Dekorative' ist der Wirkungsausdruck für eben dies Schauspielerische (was denn freilich nicht im groben Sinn begriffen sein will) in Konzeption und Gestaltung und Ausführung, ist gleichsam die Objektivierung jenes Seelischen.

In dem einen, der nun kam, in Ibsen war von diesem Schauspielerischen nichts zu spüren.

Im Gegenteil: er bekämpfte, er haßte den Trieb, zu dem in jedem Menschen Anlagen schlummern, in sich selbst bis auf die Keimzelle. Sein Gesamtwerk ist eine Kriegserklärung dagegen. Mit den Hjalmar Ekdals, und

sie kehren unter neuen Namen tausendfach wieder, an den Pranger! Aufs Schafott aber mit dem Dichter, der —ein Schauspieler ist.
Denn das will es besagen, wenn in Ibsens Werk das Wort ‚Dichter' frühzeitig fragwürdigen Klang annimmt, um schließlich in dem großen Abschlußwerk ‚Wenn wir Toten erwachen' zum Schimpfwort zu werden: Dichter! Der so gekennzeichnete Künstler ist aber — immer unter Reserve und immer mit Vorbehalt gesprochen — der für die damalige Zeit Repräsentative, und ihm tritt Ibsen in bewußter Absage, aber auch in wahrhafter Wesensunterschiedlichkeit gegenüber, Ibsen, der Unschauspielerische.
Das oft und mißverständlich zitierte Wort, daß Dichten ein Gerichthalten über sich selber bedeute, hieß, aufs Wesentliche hin erfaßt: Töte den Schauspieler in dir! Und der das forderte, hatte den Dolch bis ans Heft in die eigene Brust versenkt.

*

Ein Dichter, der nichts, aber auch nichts vom Schauspieler an sich hatte, und der in dem damaligen Deutschland der dekorativen Künste an seinem Werk das Bühnenwunder erfuhr, wie in dem Maße vor ihm und nach ihm kein anderer. Ibsen hat in Deutschland Bühnengeschichte gemacht.
Man denkt an Otto Brahm und daß er zum Mystagogen in dem Bühnenheiligtum der Ibsenschen Kunst wurde, und glaubt damit alles gesagt zu haben. In Wahrheit bedeutet es nichts der Tatsache gegenüber, daß jeder beliebige Provinzregisseur in damaliger Zeit um Ibsen mit Hingebung und Verständnis eiferte. Man sieht im Geist und in der Wehmut der Erinnerung die Bassermann und Reicher, die Sorma, Triesch, Else Lehmann, Ibsensche Gestalten verkörpernd, wieder, und ist sich doch bewußt, daß es unendlich mehr bedeutete, daß jede kleine Bühne damals ihre annehmbare Nora besaß. Wie viele kamen und gingen, sehr unterschieden von ihren Schwestern, und dennoch jede von ihnen eine wahrhaftige, eine zwitschernde und eine abschiedsstolze Nora!
Nun aber doch zu ihm und seiner Bühne zurück! Was bedeuteten die Ibsen-Aufführungen Otto Brahms, jetzt aus der lebendigen Erinnerung, ein Vergangenes und Fortklingendes, auf den letzten seelischen Ton zurückgeführt? Wir sagen: Ein atmosphärisches Ineinander von menschlichen Heimstätten und Landschaft. Ein Durchleuchtetsein eigenartiger Gestalten mit tönendem Licht. Denn das war es, was sich nun erwies: daß diese Präzisionstechnik ihre eigene Musikalität in sich barg.
Zugleich die Erlösung vom Schauspielertum in einer Zeit, die sich aus ihren schauspielerischen Trieben, die denn nun freilich vom Podium bis zum Thron fortwucherten, eine dekorative Kunst aufbauschte. Diese Erlösung erzwungen von dem einen, der alles Schauspielerische in sich ertötet hatte. ‚Wenn wir Toten erwachen.'"

Der Lesezirkel. XV, 6. (Zürich.) Zur Würdigung von René Schickele und seines Romans „Erbe am Rhein" schreibt Wilhelm Hausenstein:
„Man sagt Inhalt und Bedeutung des Romans aus, wenn man seine Mechanik, die Mechanik seines Problems beobachtet, die ihn bewegt, wie die Dialektik einer Feder eine Uhr in Gang hält. Ein junger Mann steht zwischen zwei Ländern und zwischen zwei Frauen (was beiläufig etwa das Nämliche ist). Die Länder liegen beunruhigt diesseits und jenseits des oberen Rheins (oder fürs erste im Roman noch diesseits und jenseits der Vogesen). Nun erwarte man aber nicht, daß der Mechanismus so einfach analog fortgebaut sei wie beim ‚Hans im Schnakenloch' (dem köstlichen und herzzerreißenden Stück, nach dem ein paar Leute sich sehnen, wie es vom unberatenen Urteil der Theater eben vergessen ist): Claus steht nicht zwischen einer deutschen und einer französischen, sondern zwischen einer deutschen und einer römischen Frau. (Das Gallien des Cäsar...) Die zweite Frau steht außerhalb der Symmetrie? Ja — weil der Mechanismus des Erbes, des Erben am Rhein mit drei Getrieben spielt, nicht nur mit zweien. Konkrete Voraussetzungen: das bellum gallicum, das sanctum imperium romanum (deutscher Nation) und Ludwig XIV. (und die Marseillaise). Zweimal, doppelt springt der Erbe am Rhein aus seiner Haut: einmal auf Paris hin und dann noch einmal, abkippend, zur Méditerranée, zur venezianischen Adria... Wäre dies eine Erfindung? Vielleicht sieht es von Berlin, von Ostpreußen her so aus. Aber es gibt ein paar Leute, die mit zerschnittenen Gelenken gestehen müssen: es ist eine Realität. So ist das Leben für ein paar Leute in Ordnung und in Unordnung gebracht. Gott im Himmel, sie sind eine Minderheit; seid generös und lasset überhaupt den lieben Gott entscheiden, wieviel sie wiegt... Die paar Leute, die für die Kosten aufkommen, wissen jedenfalls, daß es eine Realität ist; man kann sagen: eine blutige. Es ist eine von oben gesetzte Realität, nicht eine von unten eingebildete Wirklichkeit. Es ist ein Verhängnis. Das heißt nur im Verhältnis zum Roman: er ist im Entscheidenden nicht mehr und nicht weniger als richtig — in der Herkunft, in der Zeugung, in der Ahnenschaft, in der Bewegung, in der Natur! Übrigens versteht sich für einen vom Oberrhein, daß die Dialektik dieser Komplikation noch keineswegs genug ist. Am Horizont und plötzlich einmal auch in allernächster Nähe erscheint noch eine entzückende Straßburgerin, Viviane;

sie erscheint nach Doris und nach Maria und ist eigentlich vor beiden erschienen; sie ist nichts als eine Straßburgerin — aber was ist das, was wäre das gewesen — vielleicht das Richtige, weil es das Nächste war, und eben darum umgangen, ja ... Aber erscheint denn nicht auch noch das Elsaß selbst und wird umgangen?"

Italien. I, 4. (Heidelberg.) Über „Positano" von Adolf von Hatzfeld wird geschrieben:

„Hatzfeld haben an den Strich südlich des Vesuvs heidnische Gestalten der Laren zu Pompeji gebannt. Die wunderlichen Dinge auf den bunten Fresken in den Wohnräumen reicher Römer konnten ihn bestricken: Immer aber heißt berechtigterweise das Buch Positano; denn die gleiche Phantastik verzaubert vor unseren Blicken immer noch dieses gesamte herrliche Land, in dem sich die Geburt der Klassik ereignen konnte. Kunst, die volle Natur um den Vesuv, beginnt abermals Macht über fern geborene Menschen mit Gebilde wirkenden Vorstellungen zu gewinnen. Hatzfeld ist der berufene Herold der pyramidenartigen Berge Positanos mit ihren würfelartigen Häusern, deren Prägung ebenso antik wie abermals modern ist."

* * *

„Hildebrand." Von Ludwig Wolff (Der Diederichs-Löwe II, 1. Jena).

„Christliche Mystiker." 1. Meister Eckhart. Von Alois Wurm (Seele X, 3. Regensburg).

„Die verlorene und wiedergewonnene Manessische Handschrift." Von Rudolf Sillib (Das Inselschiff IX, 2. Leipzig).

„Dürer als Dichter." Von Hans Tietze (Radio IV, 26. Wien).

„Herder als Schulreformer." Von Bruno Kiehl (Zeitschrift für deutsche Bildung IV, 3. Frankfurt a. M.).

„Über Einheit und Ziel menschlicher Bildung (Ein Beitrag zur Deutung der Goethe-Schiller-Freundschaft)." Von Regina Schmitt-Soeder (ebenda).

„Maler Müller und die heidnische Landschaft." Von Richard Alewyn (Neue Schweizer Rundschau XXI, 3. Zürich).

„Heine." Von Robert F. Arnold (Radio IV, 23. Wien).

„Die Brüder Grimm und Carl Lachmann." Von H. Wocke (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung IV, 2. Leipzig).

„Gedächtnisrede zu Paul de Lagardes 100. Geburtstag." Von Alfred Rahlfs (Nachrichten der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen 1917/18).

„Raabeforschung und Raabeprobleme." Von Walther Scharrer (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVI, 3/4. Heidelberg).

„Bilden ‚Hungerpastor', ‚Abu Telfan' und ‚Schüdderump', eine Trilogie?" Von Hans Heimbach (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XVIII, 1. Wolfenbüttel).

„Christian Wagner, der schwäbische Kleinbauer und Dichter." Von Wilhelm Rutz (Die Christliche Welt XLII, 5. Gotha).

„Der unaktuelle Wedekind." Von Anton Kuh (Die Weltbühne XXIV, 11. Berlin).

„Löns im Harz." Von Walther Grosse (Markwart IV, 3. Hannover).

„Erinnerungen an Hermann Löns." Von Hermann Knottnerus-Meyer (Der Diederichs-Löwe II, 1. Jena).

„Dauthendeys letzter Gruß." Von Carl Albert Lange (Der Kreis V, 3. Hamburg).

„Erlebnis mit Cäsar Flaischlen." Von Walter Meckauer (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 12. Berlin).

„Houston Stuart Chamberlain." Von Hans Wolff (Deutsches Volkstum X, 3. Hamburg).

„Noch einmal Hugo Bettauer." Von Balder Olden (Die Literarische Welt IV, 12. Berlin).

„D. Adolf Schullerus." Von Konrad Nußbächer (Klingsor V, 3. Kronstadt).

„Karl Bleibtreu †." Von L. (Der Türmer XXX, 6. Stuttgart).

„Karl Bleibtreu und M. G. Conrad." Von —h. (Hochland XXV, 6. München).

„Hauptmanns Till." Von Walter Heinsius (Der Kreis V, 2. Hamburg).

„Dem Grafen Keyserling ins Stammbuch." Von Werner Schulze (Muttersprache XLIII, 3. Berlin).

„Hans Blüher gegen Keyserling." Von St. (Deutsches Volkstum X, 3, Hamburg).

„Stefan George." Von Albert H. Rausch (Die Literarische Welt IV, 9. Berlin).

„Thomas Mann gegen die ‚Berliner Nachtausgabe'." Ein Schreiben des Dichters an die „L. W." (ebenda 8).

„Hermann Stehr und die Kirche." Von Ernst Laslowski (Literarischer Handweiser LXIV, 6. Freiburg i. B.).

„Johannes Höffner." Zum 60. Geburtstag. Von Heinrich Spiero (Deutsche Monatshefte IV, 3. Berlin).

„Emil Ermatingers Werk." Von D. H. Sarnetzki (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 3. Leipzig).

„Rudolf Alexander Schröder." Von Hugo von Hofmannsthal (Das Inselschiff IX, 2. Leipzig).

„Rudolf Alexander Schröder zum Ehrendoktor der Universität München ernannt." Von W. H. (Die Literarische Welt IV, 9. Berlin).

„Eine Frage an die Zeit von Egon Friedell ..." Von Johannes Alt (Bücherwurm XIII, 5. München).

„Walther Siegfried." Von Richard Sexau (Die schöne Literatur XXIX, 3. Leipzig).

„Martin Buber." Von Hermann Bahr (Das Inselschiff IX, 2. Leipzig).

„Zu Martin Bubers 50. Geburtstag." Von Karl Wilker (Der Fackelreiter I, 3. Hamburg-Bergedorf).

„Wilhelm Kotzde." Zum 50. Geburtstag am 1. März. Von Fr. Alb. Böhme (Der Türmer XXX, 6. Stuttgart).

„Wilhelm Kotzde." Zum 50. Geburtstag. Von Georg von Graevenitz (Deutsche Monatshefte IV, 3. Berlin).

„Wilhelm Kotzde." Zu seinem 50. Geburtstag. Von Bernhard Mewes (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 12. Berlin).

„Peter Dörfler und die Erneuerung des historischen Romans." Von Johannes Mumbauer (Literarischer Handweiser LXIV, 6. Freiburg i. B.).

„Eine Studie über Adolf von Hatzfeld." Von Eduard Reinacher (Kunstwart XLI, 6. München).

„Max Kretzer." Von Franz Lüdtke (Ostland IX, 6. Berlin).

„Aus meinem Leben." Von Karl Hans Strobl (Deutsche Heimat IV, 2. Plau b. Marienbad).

„Bert Brechts ‚Hauspostille'." Von Peter Panter (Die Weltbühne XXIV, 9. Berlin).

„Die Generation Bechers." Von Kurt Kersten (ebenda 11).

„Mörder für uns [Willi Schäferdieck]." Von Arthur Eloesser (ebenda).
„Heinrich Luhmann." Von Laurenz Kiesgen (Die Bücherwelt XXV, 2. Bonn).
„Leo Sternberg." Von Max Spanier (Das Rheinland IX, 3. Köln).
„Der Dichter Ernst Schmitt." Von Will Scheller (Der Diederichs-Löwe II, 1. Jena).
„Weltöstliche Romane." Anmerkungen zum Werk von Friede H. Kraze. Von E. L. Schellenberg (Der Türmer XXX, 6. Stuttgart).

* * *

„Edgar Poe und die neuere Dichtung." Von Siegfried Lang (Neue Schweizer Rundschau XXI, 3. Zürich).
„Thomas Hardy und wir." Von Kurt Busse (Preußische Jahrbücher CCXI, 3. Berlin).
„Thomas Hardy †." Von Beda Prilipp (Hochland XXV, 6. München).
„Thomas Hardy." Von L. M. Schultheis (Der Türmer XXX, 6. Stuttgart).
„Flucht." [Galsworthy.] Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXIV, 8. Berlin).
„Singende Galgenvögel [Upton Sinclair]." Von Harry Kahn (ebenda 10).
„Englische Utopisten der Renaissance: Thomas More und Bacon." Von Max J. Wolff (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVI, 3/4. Heidelberg).
„Psychoanalyse des Molièreschen Misanthropen." Von Eduard Hitschmann (Imago XIV, 1. Wien).
„Tatarin Daudet." Von Georg Schröder (Der Deutschenspiegel V, 9. Berlin).
„Prosper Merimée." Von August Angenetter (Radio IV, 25. Wien).
„Zu Paul Claudels dramatischer Kunst." Von Maria Beermann (Die Bücherwelt XXV, 2. Bonn).
„Literarische Erinnerungen." Von André Gide (Neue Schweizer Rundschau XXI, 3. Zürich).
„Die spanische Literatur von heute." Von Helmuth Petriconi (Germanisch-Romanische Monatsschrift XVI, 3/4. Heidelberg).
„Ibsens Tat für die Frau." Von Elise Dosenheimer (Die neue Generation XXIV, 3. Berlin).
„Zu ‚Ibsens Frauengestalten'." Von Louise Dumont (Preußische Jahrbücher CCXI, 3. Berlin).
„Peer Gynt." Zu Henrik Ibsens 100. Geburtstag. Von Kurt Karl Eberlein (Kunstwart XLI, 6. München).
„Henrik Ibsens Kampf um die Bühne." Von Wilhelm Eisenthal (Die Kultur VI, 3/4. Wien).
„Hundert Jahre Ibsen." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch IX, 11. Berlin).
„Ibsen-Sendung." Von Harry Kahn (Der Neue Weg LVII, 6. Berlin).
„Was gilt uns Ibsen?" Von H. W. Keim (Deutsche Rundschau LIV, 6. Berlin).
„Glück und Pein des Dichtertums." Zu Henrik Ibsens 100. Geburtstag (20. März). Nach seinen Briefen dargestellt von Jochen Klepper (Die Bergstadt XVI, 6. Breslau).
„Ibsens Gesellschaftskritik." Von Luma (Der Deutschenspiegel V, 11. Berlin).
„Ibsens Abkehr von Kierkegaard." Von Werner Möhring (Edda XV, 1. Oslo).
„Vom Schicksal Henrik Ibsens." Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LVIII, 6. Freiburg i. B.).
„Ibsen und Portugal." Von M. M. R. M. Prieto (Edda XV, 1. Oslo).
„Henrik Ibsen." Zu seinem 100. Geburtstag. Von Werner Schendel (Die Literarische Welt IV, 11. Berlin).
„Henrik Ibsen." Von Hiltgard Vielhaber (Sozialistische Monatshefte XXXIV, 3. Berlin).
„Henrik Ibsen." Von Achim von Winterfeld (Reclams Universum XLIV, 25. Leipzig).
„Der Mann mit den Masken, Johan Bojer." Von Ernst Heilbrunn (Kunstwart XLI, 6. München).
„Knut Hamsun: Der Landstreicher." Von Walter A. Berendsohn (Der Kreis V, 2. Hamburg).
„Edvard Welle-Strand." Von Hermann Rößler (Der Bücherfreund XV, 3. Leipzig).
„Blasco Ibáñez †." Von Walter Bombe (Kunstwart XLI, 6. München).
„Rumänische Lyrik der Gegenwart." Von Emil Riegler-Dinu (Radio IV, 24. Wien).
„Tolstojs Volkserzählungen." Von Rudolf Bach (Der Kreis V, 2. Hamburg).
„Tolstoj, der Künstler." [Aus einem größeren unveröffentlichten Essay.] Von Stef. Zweig (Die Lit. Welt IV, 11. Berlin).
„Maxim Gorkij sechzig Jahre alt." (Ebenda 12.)
„Wege und Umwege in der polnischen Dichtung der Gegenwart." Von Hermann Sternbach (Ostdeutsche Monatshefte VIII, 12. Berlin).
„Mahatma Gandhi." Von Fritz Diettrich (Der Kreis V, 3. Hamburg).

* * *

„Happy-Ending." Von Ossip Dymoff (Das Tagebuch IX, 9. Berlin).
„Dramaturgischer Selbstmord." Von Peter Flamm (Die Weltbühne XXIV, 8. Berlin).
„Die Universitäten und das Theater." Von Ferdinand Gregori (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 3. Leipzig).
„Stella." [Goethe.] Von Walter Heynen (Masken XXI, 11. Düsseldorf).
„Grenzen oder Möglichkeiten des plattdeutschen Dramas." Von P. Jessen (Niedersachsen XXXIII, März. Bremen).
„Wallenstein — Faust — Nibelungen, drei Bühnenprobleme." Von Hanns Lotz (Der Kreis V, 2. Hamburg).
„Das russische Trauerspiel." Von Rudolf Paulsen (Der Türmer XXX, 6. Stuttgart).
„Die dichterische Gestalt im Wandel der Schauspielkunst." Von Helene Richter (Radio IV, 23. Wien).
„Werkstätte 47." [Theaterkunstschule der Yale-Universität.] Von Louis M. Simon (Das Tagebuch IX, 11. Berlin).
„Schauspieler und Schauspielkunst." Von Hans Lebede (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 16).
„Dramatische Charaktere." Von Marianne Thalmann (Radio XLIV, 24. Wien).
„Zwischen Don Carlos und Wallenstein." Von O. Walzel (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung IV, 2. Leipzig).

* * *

„Der Harz in der deutschen Dichtung." Von Rudolf Brandes (Markwart IV, 3. Hannover).
„Die Not der deutschen Wissenschaft und ein Mittel zu ihrer Abhilfe." Von Kurt Breysig (Kunstwart XLI, 6. München).
„Sudetendeutsche Dichtung." Von Emil Franzel (Österreich-Deutschland V, 3. Berlin).
„Studentenschrifttum der Gegenwart." Von Kurt Göpel (Die Tat XIX, 12. Jena).

„Eine Lanze für die österreichische Mundartdichtung.“ Von Ernst Haeckel (Der getreue Eckart V, 5. Wien).
„Landesverräterische Presse.“ Von Berthold Jacob (Das Tagebuch IX, 10. Berlin).
„Das unsichtbare Königreich des deutschen Lyrikers.“ Von Arthur Kahane (Westermanns Monatshefte LXXII, 859. Braunschweig).
„Vom Laster des Lesens.“ Von Valéry Larbaud (Die Neue Rundschau XXXIX, 3. Berlin).
„Literarische Prozesse.“ Von Julius Levin (Die Weltbühne XXIV, 9. Berlin).
„Ein Traum aus einem japanischen Roman des 11. Jahrhunderts.“ Von Ruth Jane Mack (Imago XIV, 1. Wien).
„Aufriß der deutschen Literaturgeschichte.“ III. Das Zeitalter der Mystik. Von Günther Müller (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 3. Leipzig).
„Geschichte und Mythos.“ II. (Forts.) Von Erwin Reisner (Klingsor V, 3. Kronstadt).
„Junge Deutsche.“ Von Ernst Sander (Reclams Universum XLIV, 22. Leipzig).
„Der katholische Dichter in unserer Zeit.“ Von Georg Schäfer (Die Bücherwelt XXV, 2. Bonn).
„Von lyrischer und epischer Dichtung.“ Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für Deutsche Bildung IV, 3. Frankfurt a. M.).
„Lyrik als Journalismus.“ Von Erwin Stranik (Klingsor IV, 3. Kronstadt).

Echo der Bühnen

Berlin

„Konjunktur.“ Komödie in 3 Akten von Leo Lania. (Uraufführung im Lessingtheater [Piscator-Bühne] am 8. März 1928.)

Leo Lania erhebt nicht den Anspruch, ein Gesamtkunstwerk zu schaffen. Er teilt sich bewußt mit dem Regisseur Erwin Piscator in die Aufgabe, derart, daß ihm die Begebnisse auf begrenztem Schauplatz zufallen, der Regisseur es seinerseits unternimmt, die Zusammenhänge mit dem Weltgeschehen zur Darstellung zu bringen. Letztes Ziel: die weltwirtschaftliche Komödie. Ihr Held: das Petroleum.

In Albanien sind Petroleumquellen entdeckt worden. Inmitten des einheimischen Gesindels, das sich um den Besitz katzbalgt, tauchen alsbald die Handelsspione auf. Trebitsch-Lincoln tritt in leibhaftiger Gestalt auf, bringt es bis zum Präsidenten Albaniens und wird bald genug verjagt. Dem Vertreter des faschistischen Italiens tritt der Agent Frankreichs gegenüber. Der Präsident des Völkerbundes greift ein und ist selber Interessent des englischen Petroleumtrusts. Die interessante Dame wird allgemein für die Abgesandte der Sowjets gehalten und erweist sich — Komödienschluß! — als Bevollmächtigte des amerikanischen Syndikats.

Katzbalgerei des internationalen Kapitalismus. Drangsalierung der arbeitenden Bevölkerung. Bewußte Aufreizung zum Aufstand. Bestechung hinüber, herüber. Truppenaufgebote. In Summa: eine gefährliche Narretei — mit tiefer Verbeugung vor dem russischen Kommunismus.

Einzelheiten sprechen für Lanias Begabung. Als Reporter mit der Kamera sucht er den Geschehnissen beizukommen. Er erhascht ein paar interessante Physiognomien, bringt etliche „sprechende“ Situationen auf die Platte. Ein paar eingestreute Liebesszenen, zumal die eine zwischen dem Ingenieur und der jungen Amerikanerin, zeigen, was er kann. Hier gibt er „Sachlichkeit“ mit Untertönen. Er zeigt die Oberfläche, aber darunter brodelt's. Er ist bewußt und mit Geschmack modern.

Woran scheitert die weltwirtschaftliche Komödie? Von den weltwirtschaftlichen Vorgängen, die er schildert, hat Lania naturgemäß so wenig eine präzise Vorstellung wie wir alle. Er muß demgemäß seine Phantasie abenteuern lassen. Das tut sie, aber auf den Wegen, die eine linksradikale Presse ihren Lesern täglich weist. So ersteht Karikaturistik. So kommt's zu einem Abenteurertum der Begriffe.

Gegen die Karikaturistik wäre nichts zu sagen, aber — Leo Lanias Stilgebung macht sie nicht mit. Sein Stil betont die Realität des Geschehens. Was man sich abwandeln sieht aber, weist alles ins tolle Spiel. So ist das Endergebnis: Unwahrscheinlichkeit. Die lagert wie Wolke über der Landschaft des Stücks. Und da diese Unwahrscheinlichkeit zugleich politisch tendenziös ist, trifft den Klugen oder doch zum mindesten Gescheiten der innere Vorwurf der Dümmlichkeit.

Wollte man es ernst nehmen, es würde albern wirken. Suchte man die Freude an der Karikaturistik, so käme man mit der Liniengebung nicht zurecht.

Ernst Heilborn

Stuttgart

„Königsmaske.“ Drama in 5 Akten. Von Alfred Neumann. (Uraufführung im Stuttgarter Landestheater am 31. März 1928.)

Es begibt sich der nicht alltägliche Fall, daß ein Stück, für sich betrachtet, gleichgültig bleibt und daß alles Interesse am Autor hängt, an seinem Gesamtwerk, an seiner künstlerischen Natur. Ob das Stück gut oder schwach sei, ist nebensächlich; wichtig ist es allein als neuer Blickpunkt auf das Werk seines Verfassers.

Das Stück: Charles-Louis, der angebliche Ludwig XVII., in Paris aufgetaucht, wird nach Prüfung seiner Echtheit nur allzu schnell (das heißt ohne Prüfung seiner Führerechtheit) von der legitimistischen Partei vor ihren Wagen gespannt. Ein weicher Mensch, der nichts weiter möchte als Anerkennung seines Namens, seines Traums, wird in die Rolle des Usurpators hineinversetzt. Aus einem Bourbonen von Blut oder von Grille soll er ein Bourbon von Geist werden, eine Partei-Idee, ein Führer von der ganz überindividuellen und eigentlich unmenschlichen Überzeugungsmacht des politischen Kopfes. In diese Rolle sich, wenn auch nur fahrlässig, versetzt zu haben, ist seine Schuld, und er trägt sie ab, indem er den politischen Absichten seiner Anhänger immer mehr ein passives Wesen entgegensetzt, das im Grunde nichts anderes bedeutet als Sehnsucht nach Integrität seiner Menschennatur. Dazu zurückzufinden, bleibt ihm endlich nur der Weg des Verrats. Er verrät die eigene Sache, weil sie eben nicht seine eigene Sache ist, und stirbt, dennoch ein Held, unter den Händen seiner empörten Parteigänger.

Dies der Charaktergang des Stücks. Er ist so kompliziert und so einfach wie der Plan von hundert anderen Dramen. Er klingt nicht bestechend — aber welche Dramenanalyse klänge bestechend? Er spinnt sich durch eine Reihe von sicher gebauten Szenen, umkleidet sich mit reicheren Mitteln des Theaters, als Neumann sie in seinem ersten Stück anzuwenden wagte, und stützt sich auf eine Reihe von Personen, deren Anlage menschliche Entwicklung zuließe und Szenen von lebendiger Leidenschaft verspräche. Ich spreche im Konjunktiv, denn es folgt die Frage: warum dennoch diese Besorgnis, dies Mißbehagen über das Stück?

Alfred Neumann hat Erfolge mit einer Epik gefeiert, die der flüchtige Betrachter historisch, die er selber heroisch nennen wird. Es ist eine Kunst der Geschehenspsychologie, die einem so abgeackerten Genre wie dem „historischen" Roman einen neuen Glanz und eine sozusagen dramatische Farbe mitgeteilt hat, eine Koloratur nicht der Schilderung, sondern der Szene, genauer gesagt der Hin- und Widerrede zwischen Menschen, nein, zwischen höchstgesteigerten seelischen Situationen. Es ist in der Tat dramatische Epik, insofern sie ihre Höhepunkte im merkwürdig geladenen, zugespitzten und gehärteten Dialog hat. Kein Wunder, daß man einen Dramatiker in Neumann vermutete, und sein neues Stück spricht nicht dagegen. Es hat aber, das darf nicht verschwiegen werden, seine Gefahren stark beleuchtet. Was einer liebt, an dem wird er gestraft; bei Neumann ist es die Neigung, das Zusammensein der Menschen zu einem schachspielerhaften Seelengambit zu machen, man muß schon sagen: zu enthäuten. Diese Vorliebe hat sich überschlagen: die seelischen Hintergründe schimmern nicht mehr durch, sondern stehen hölzern da, ein Zustand, der ihnen nicht zukommt. Statt mitzuschwingen, sprechen sie sich aus, und der Vordergrund-Mensch, auf den es ankommt, den wir sehen wollen, verdorrt dabei. Nur ein Symptom dafür, aber ein höchst nachdrückliches, ist die Tatsache, daß Neumanns Dialog, wie in der „Königsmaske" oft deutlich vernehmbar wurde, leicht etwas Überpointiertes und Absichtliches bekommt. Seine Personen führen kein heroisches Leben mehr, ihre Reden umkreisen einander und durchdringen sich nicht. Wäre der luftleere Raum ausgefüllt, durch Menschennähe, durch Schlichtheit des Ausdrucks, durch zeitliche Aktualität (wer nennte das richtige Wort?), dann lebte dies Stück, so sehr wie der „Teufel", so sehr wie der „Patriot" (in dem das menschliche Element „Krankheit" brennt und den Zaren zur gültigen Gestalt macht, die alle Ausbrüche, Tränen, Küsse, Mordanschläge rechtfertigt). So aber durfte es nicht mehr sein als Ausblick auf seinen Autor, Einladung zur fortdauernden Teilnahme und Einsicht. W. E. Süskind

Wien

1.

„Heut, morgen und allaweil." Spiel in zwölf Bildern. Von Ernst Scheibelreiter. (Uraufführung im Theater des Volksbildungshauses am 19. März 1928.)

Mehr als einmal schon hat die Verteilung des Literaturpreises der Stadt Wien zugleich als Entdeckung gewirkt, also nicht etwa einem schon bestehenden Werturteil die kommunale Gutheißung erteilt, sondern umgekehrt für ein neues Werturteil die öffentliche Gutheißung mit Erfolg herausgefordert. So ist auch Scheibelreiter entdeckt worden, eine ganz unzweifelhafte Begabung, deren Stärke nicht zuletzt in ihrer literarischen Naivität liegt. Naiv ist die Darstellung des normalen, allzu normalen Untergangs zweier harmloser Liebesleute, naiv die ans Kino mahnende Technik, naiv die durch Engel und Teufel immer aufs neue eingeschärfte, auf wunderlichen Quietismus hinauslaufende Philosophie des Stücks; aber die eigentümliche Echtheit der realen Handlung, des Dialogs, der Mundart und ein gewissermaßen barbarischer Humor rechtfertigen wie die Preisverteilung so den großen Erfolg des Spiels vor einem zu gleichen Teilen aus Intellektuellen und literarisch Unbescholtenen zusammengesetzten Publikum, so auch die Hoffnungen, die sich an die fernere Entwicklung des offenbar noch jugendlichen Dichters knüpfen.

2.

„Politik." Drama in sechs Bildern. Von Egmont Colerus. (Uraufführung im Burgtheater am 15. März 1928.)

„Hieltest du deinen Reichtum nur halb so zu Rate wie jener seine Armut, du wärst unsrer Bewunderung wert." Für „jener" lassen und ließen sich unzählige Namen einsetzen, für „du" heutzutage in Österreich außer Colerus nur ganz wenige. Knapp vierzigjährig und erst seit 1920 im Lichtkegel der Öffentlichkeit, hat er bereits ein hochwertiges Lebenswerk hinter sich gebracht, tiefgängige Romane aus fernsten Zeiten und Zonen, gestaltenwimmelnde Dichtungen, deren brennende Farben mit Flaubert wetteifern, die im Zauber zeitlicher und räumlicher Ferne schwelgen und dennoch geistig ganz und gar unserer Gegenwart eignen — und denen zu großen Kunstwerken nichts mangelt, als erhöhte Energie des Kunstwillens. Einstweilen freilich, scheint es, besteht wenig Aussicht auf solche Selbstzucht; allzu beredt verteidigt in dieser letzten (unseres Wissens ersten dramatischen) Dichtung „Politik" der geniale Schnellmaler Tintoretto seine, d. h. Colerus' furiose Technik. Wer a la prima, auf den ersten Wurf, malen muß, um nicht „vor zurückgedrängten Bildern zu vergehen", um schlechthin leben zu können; wer jedes Zugeständnis, das äußere und innere Form vom Temperament fordern, als unsittlich, als „Politik" verdammt, mit dem ist vorläufig (oder überhaupt?) nicht zu reden — leider oder glücklicherweise.

Auch dies Erstlingsdrama leidet unter der Verlegenheit des Reichtums, leidet unter ihr natürlich noch mehr als die elastische Form des Romans. Die Gestalten treten einander auf die Fersen, manche bleiben ganz schattenhaft oder auf den Notbehelf direkter Charakteristik angewiesen. So geistreich, ja tiefsinnig Machtpolitik und Kunstpolitik in Wechselbeziehung gesetzt werden, es entsteht doch nur ein Gemenge, keine Verbindung. Und von den erotischen Angelegenheiten läßt sich nicht einmal dies behaupten; sie führen die Dichtung mehr als einmal auf tote Punkte der Dynamik, auf Sandbänke der Fahrt. Wirklich poetisches Leben hat doch nur die Titelheldin „Politik" gewonnen, die Politik in mannigfachen Werten des vieldeutigen Worts, großartig symbolisiert durch die Staatsinquisition, den Rat der Drei, vor dem Hintergrund venezianischer Hochrenaissance, deren Ungeschichtlichkeit durch die Zeitgenossenschaft des wunderlichen Kleeblatts Carmagnola, Aretino, Tintoretto — also beiläufig Prinz Eugen Arm in Arm mit Heine und Kaulbach — festgelegt wird. Das soll natürlich nicht ein Tadel sein, nur eine Feststellung; in das Prokrustesbett historischer Korrektheit läßt sich die Muse dieses Dramatikers nun schon gar nicht zwängen, und sein Venedig (er hat diesen Boden erst jüngst in dem Marco-Polo-Roman „Zwei Welten" betreten) liegt nicht an der Adria, sondern wie das Platens im Land der Träume, wo die an und für sich einfache Zentralbegebenheit — ein Idealist gerät von der Peripherie in das Zentrum der Politik, um hier vernichtet zu werden — wo, sagen wir, solch eine Handlung und die dazugehörige Dialektik und Pathetik und bittere Komik sich unbeirrt von Jahreszahlen und sonstigen Tatsachen ausleben darf.

Den Bedürfnissen der Bühne kommt dies gedankenreiche Drama durch Fülle der Gestalten, Pracht der Bilder, durch mächtigen Einsatz und Ausklang entgegen.

Robert F. Arnold

Dresden

„Pioniere in Ingolstadt." Komödie von Marieluise Fleißer. (Uraufführung der „Jungen Bühne" der Komödie am 26. März 1928.)

Die zwanzigjährige Marieluise Fleißer hatte mit der berliner Uraufführung „Fegefeuer in Ingolstadt" das literarische Interesse auf sich gelenkt. In der Komödie „Pioniere in Ingolstadt" treten die Grenzen ihres Talents deutlicher hervor. Sie ist keine Dramatikerin. Ihre Komödie entpuppt sich als lustige Bildfolge guter Einfälle, die aber nicht entwickelt werden noch wesentlicher Bestandteil der Handlung sind. Der Aufbau ihrer Episoden ist undramatisch, ohne jede Steigerung. Die Gestalten sind in der knappen Zeichnung gut hingesetzt, von köstlichen kleinen Zügen belebt, aber nicht durchweg aus der Handlung heraus gezeichnet. Was besticht, das ist die urkräftige, bilderreiche, natürliche Sprache, die in verblüffender Sachlichkeit die Vorgänge schildert und Spannungen im kleinen Rahmen einer begrenzten Szene weckt. Es leuchten aus der scharfen und nüchternen Prägung ihrer Sprache triebhafte, gefühlsträchtige Unterströmungen auf, die das Problem zwischen Mann und Frau, zwischen Männermoral und verkümmerter Dienstbotengesinnung treffend zeichnen. Hart stößt die Romantik der unberührten Sehnsüchtigen auf die bittere Wirklichkeit. Aber der gesunde Humor der Verfasserin umkleidet die Schwächen allzu triebhafter Menschlichkeit. Kein Volksstück, keine Komödie, es fehlt die dramatische Durchdringung, aber eine lustige Bildfolge von guter Charakteristik, ein Stück volkstümlicher und lachender Philosophie in Dialogform. Die Frische der Einfälle, das Unmittelbare des Ausdrucks und ein unbekümmerter Humor bedeuten bei der Versandung konventioneller Dramatik einen Lichtblick.

Johannes Reichelt

München

„So und so, so geht der Wind." Komödie in fünf Akten. Von Fritz Knöller. (Uraufführung durch die Kammerspiele im Schauspielhaus am 6. März 1928.)

Sie verlieben sich, sie verloben sich, um sich zu entloben, oder sie heiraten und lassen sich auch schon wieder scheiden. So weht der Wind zwischen die Pärchen, bald den zu jener, bald jene zu dem und diesem. Und ein Weiser bleibt vielleicht am besten allein. Wenn nur die Vertreter des Männlichen hier nicht halb und ganz hilflose Kinder wären. Eben darum ist das Stück durchgefallen, weil es keine Gestalten, keine Gestalt, keinen Bau, keine ideelle Tiefe und gar keine Schwere hat. Und so kam es, daß man zwischendurch die leisen, feineren Regungen überhaupt nicht spürte und die Lyrik von Gesprächen überhörte, wie sie der Scherz nur jungen Menschen, die sich lieben, eingibt. Denn auch darin ist das Stück jung, nicht bloß, daß es unreif in Gedanke und Form, tolpatschig in der Handlung ist, sondern auch daß es etwas Unmittelbares, Naives hat. Die Jugend von Knöller ist ganz anders als die von Klaus Mann, keine Psychologie, die durch das Literarische oder gar nur durch das Literarische hindurchgegangen ist. Sie hätte, wenn sie abhängig wäre, am ehesten etwas von Barlachs sich verbergenden, verschließenden, versteckspielenden, herbeigenen Menschen, nur daß Barlachs Seelen groß, einsam und tragisch sind, und seine Ironie darum tief und bitter ist; denn Barlach meint das Leben an sich und den Menschen in sich, während Knöller nur die verliebte Liebe meint; Barlach ist der Mann über der Höhe, der verachtet, während Knöller, vor den Toren, noch gar nicht weiß, was überhaupt des Verlachens wert ist, wie unwichtig seine Wichtigkeiten und wie harmlos gerade sein Spott und seine Karikaturen sind.

Joseph Sprengler

Kassel

„Maud liebt beide." Komödie in 3 Akten. Von Hermann Kesten. (Uraufführung im Kleinen Theater am 3. April 1928.)

Pirandellos deutscher Bühnenerfolg hat sich im allgemeinen nicht über Theaterkassen hinaus verbreitet; geistig (geistig!) betrachtet gehört er eigentlich schon der Sage an. Wenn trotzdem etwas wie ein Spätling literarischer Pirandello-Wirkung ans künstliche Licht sich wagt, muß er schon um etwas besondere Frisur bemüht sein, so es ihm wenigstens darauf ankommt, im Zeitalter des legitim gewordenen Plagiats aufzufallen. Hier frisiert er sich à la Filmgroteske made in USA nach oft genug erprobtem Rezept. Freilich: das happy end ist nicht ganz amerikanisch, obwohl es einen gewissen Anlauf dazu nimmt:

Maud muß, will sie ihres seligen Onkels zwei Millionen nicht verlieren, bis zu einem gewissen Termin verheiratet sein. (Kenn' ich, kenn' ich, sagt der Kinobesucher.) Sie hat behufs dessen mit Tristan eine feste Verabredung getroffen. Tristan aber ist „ein Fremdling überall", und Koller, sein Domestik, selbst in Maud verliebt, läßt ihn, die Polizei beschwindelnd, verhaften und führt die ratlose Maud, auch sie beschwindelnd, zum Standesamt. Maud glaubt, Koller habe den Tristan gemimt; der, aus der Haft rasch entlassen, glaubt das gleiche, und alle drei fliehen, das Phantom einer Verfolgung im Rücken, mit den zwei Millionen ins Ausland, nachdem Maud nicht umhin gekonnt hat, Kollern anzugehören. Begreiflich, daß Tristan einen Stachel im Fleisch fühlt. Sie reden und reden um das Problem der Vielmännerei herum. Maud will partout beide lieben dürfen. Tristan mag nicht mit seinem Kammerdiener teilen, ob der sich auch für seinen illegitimen Bruder ausgibt. Koller entlarvt sich zuletzt selbst. Aber das macht nichts. Es bleibt bei der verfahrenen Situation. Das rechtlich getraute Paar — Maud und Koller — zieht ab, nicht ohne rührenderweise ein Drittel der zwei Millionen nach Spesenabzug dem Tristan überlassen zu haben, der nun wenigstens weiß, daß Maud nicht seine Frau ist. Das ist, nach den Erfahrungen der drei Akte, immerhin etwas.

Ist das ein Lustspiel — ist es kein Lustspiel? Chi sa? Vorsichtshalber nennt sich's Komödie. Wird damit auch wenig gesagt, so läßt sich doch manches darunter denken — sofern jemand es der Mühe für Wert erachtet, anläßlich eines mehr dialektischen als ästhetischen Begebnisses in Gedankenarbeit zu verfallen.

Will Scheller

Trier

„Schinderhannes." Tragödie in vier Akten. Von Joseph M. Velter. (Uraufführung im Stadttheater am 28. März 1928.)

Velter wendet sich in einem Gemisch aus gemachter Räuberbrutalität und Rührseligkeit an die plattesten Vorstellungskomplexe. Er bleibt als Gestalter auf der Stufe des Lediglich-Stofflichen stehen. Einige Ansätze zu psychologischen Perspektiven verlieren sich rasch. Er läßt knallen, was nur knallen kann, wühlt in den gröbsten Kolportageeffekten und kann darin kein Ende finden, so daß wir bis zur physischen Qual peinlich berührt werden. Velter ist kein Neuling mehr auf der Bühne (sein „Gefängnis" wurde häufig aufgeführt), wer Ent-

wicklung seiner Begabung erhoffte, wird sich durch diesen „Schinderhannes" enttäuscht sehen. Es erscheint sehr fraglich, ob Welter überhaupt noch aus der Welt des billigen Farbendrucks herausfinden kann, er hat seiner Neigung zum rein äußerlichen Aufwand bereits viel zu weit nachgegeben. Was die Sprache des Stücks angeht, so ist es mir nicht klar geworden, wer schuldig ist: der Verfasser oder die Darsteller; es war ein Gemisch aus Dialekt und Schriftsprache und wirkte sehr verwaschen.

Arthur Friedrich Binz

Echo des Auslands

Ungarischer Brief

Vor Jahresfrist erweckte ein Akt seltsamer Generosität, der zwischen deutscher und ungarischer Geisteswelt zarte Gemeinschaftsbande schlang, in Ungarns literarischen Gauen lebhaften Widerhall. Franz Ferdinand Baumgarten, ein Essayist von auserlesener historischer Bildung und seltener Urteilsschärfe, ein unbarmherziger Kritiker und zartfühlender Ästhet zugleich, flüchtete aus der literarkritischen Gebundenheit seiner ungarischen Heimat frühzeitig in den Bannkreis deutschen Schrifttums. Der allzufrüh Verstorbene gehörte zu jener geistigen Adelkaste verschlossener Naturen, die mit sich selbst ebenso streng wie mit den weltlichen Ungereimtheiten zu Gericht gehen und die aus diesem Grunde wenig fruchtbar sind. Durch eine feinsinnige Studie über C. F. Meyers Poesie, durch beschauliche Randglossen zur Geschichte des Romans und durch eine temperamentvolle Streitschrift, die unter dem Titel „Zirkus Reinhardt" mitsamt den Übergriffen der zeitgenössischen Regie auch etliche Entgleisungen der Reformkunst mit treffendem Sarkasmus zerpflückt, ist der Kreis seiner Schöpfungen geschlossen. In seinem Testament langt nun der deutsche Schriftsteller mit einer rührenden Geste, in der sich die unterdrückten Gefühle mancher Jahre spiegeln, nach der verlassenen Heimat zurück. Sein ganzes ansehnliches Vermögen widmet er der Unterstützung notleidender ungarischer Literaten, die, unbekümmert um herrschende Konjunkturströmungen, bei ihrer Überzeugung ausharren, und als Testamentsvollstrecker bestimmt er Jungungarns poetischen Führer Michael Babits. Auch diese „letztwillige Verfügung" ist ein spezifisches Geistesprodukt des Kritikers Baumgarten: neben tiefstem Mitgefühl bekundet sie zugleich einen tiefen Einblick in die ungarischen Literaturverhältnisse, wo es Talente gegen die Anfechtungen der Amts- und Oberflächenkultur mit einem widerstandsfähigen Schutzwall zu umgürten gilt. Dann noch ein beschämendes Nachspiel: das Testament wird von den Erbansprüchigen mit Berufung auf die „Geistesschwäche" seines Urhebers angefochten. Aus Baumgartens geistigem Milieu erschallt unisono ein flammender Protest, an dem sich u. a. Thomas und Heinrich Mann beteiligen. Aber der „Prozeß Baumgarten" dürfte — auf literarisches Gebiet umgeleitet — noch manche schäumende Welle um sich schlagen.

Mittlerweile währt mit unverminderter Schärfe der Kampf zwischen rechts und links, zwischen Akademie und Neuerern. Aber es ist nicht der gewohnte ästhetische Streit aller Zonen, es mengt sich noch die für das neue Ungarn bezeichnende parteipolitische Dialektik mit hinein. Während der jüngsten Monate flammte dieser Literatenzwist nach schlecht intonierten Versöhnungsakkorden neuerdings auf. Von akademischer Höhe versuchte Albert von Berzeviczy, gewesener Unterrichtsminister und seit vielen Jahren Präsident der wissenschaftlichen Akademie, im übrigen Kunsthistoriker, Kulturpolitiker und Staatsrechtler in einem, die poetische Linke abzurüsten. Berzeviczy glaubt, den angehäuften Konfliktstoff am besten aus dem Weg zu räumen, indem er dem eigentlichen Streitanlaß, dem Revolutionslyriker Endre Ady, den alle lyrisch-essayistischen Sucher und Versucher neuer Prägung stürmisch für sich beanspruchen, die Gesetzten aber unter die moralisch-patriotische Lupe nehmen, nach seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt. Seine Ady-Kritik hält sich an den alten Wahlspruch „suum cuique". Den Jungen gegenüber wird zugestanden, daß dieser vielumstrittene Lyriker um eine wuchtige Sprach- und Stilführung nicht verlegen ist, doch wird mit einer jähen Umkehr zur Terminologie der engeren Gesinnungssippschaft allsogleich hinzugefügt, daß dieses schillernde Talent zugleich eine Sumpfblüte gewesen sei und die Interessen der heimatlichen Amtspolitik wiederholt gekreuzt habe. Es ist das alte Lied der Wohlgesinnten und Wohlbestallten, die nicht begreifen können, daß der vaterländische Begriff in der Kunst nicht nach politischen Nützlichkeitsnormen gefaßt werden darf, daß vielmehr der einheimische Humusgeruch, der aus dem künstlerischen Ton- und Farbengefüge strömt, allerhand individualistische Eigentümlichkeiten auch von der nationalen Sehwarte aus wohltätig schützt und rechtfertigt. Aus dem gegnerischen Lager antworten der Dichter Babits und der Kritiker Schöpflin, das Versöhnungsduell bleibt unentschieden, die beiden Extrem-

gruppen verhalten sich nach wie vor voneinander starr getrennt. Das drakonische Gerichtsurteil gegen den linksorientierten Nur-Literaten Ludwig Hatvany, einen leidenschaftlichen Ady-Schwärmer, der sich vorübergehend auf politisches Gebiet verirrte, hat seine psychischen Triebfedern ebenfalls in dieser ästhetisch-politischen Antipolarität.

Eigentlich handelt es sich aber um drei gesonderte Schriftstellerkompagnien, die aneinander rüstig vorbeimarschieren. Durch Talente spärlich unterstützt, wird mit Unterstreichung des vaterländischen Moments von oben eine prätentiöse Rechtsliteratur betrieben. Ihre einzige Attraktion von Rang ist Franz Herczeg, der — zwischen Mondänem und Historischem pendelnd — stets elegant, doch niemals problematisch wirkt. Neuestens besteht das Bestreben, literarische Regierungsideale im Zeitschriftenwege der breiten Öffentlichkeit aufzuoktroyieren. Dieser Tendenz dient die unter dem Oberpatronat des Ministerpräsidenten Grafen Bethlen erscheinende Monatsrevue „Magyar Szemle" („Ungarische Rundschau"), die gutheißende Kommentare zur gouvernementalen Politik mit biedermännischen mikrokosmischen Zielsteckungen auf ethischem und ästhetischem Gebiete mengt. Auf der gegensätzlichen Flanke schwirrt und tost es um so lebendiger, hier verschmäht man kosmische Gebärden nicht, und für die ungarischen Gegenwartsverhältnisse gelten vor allem die trennenden Devisen: Politik — rechts!, Literatur — links!, wobei die poetische Kündergarde — wiewohl zum Teil über die Jugendkrisen längst hinaus — von drüben mit dem Kainszeichen revolutionärer Absichten gestempelt wird und eben deshalb in der Opposition verharren muß. Unabhängig jedoch von den mikro- und makrokosmischen Gegenfüßlern bahnt eine inventionsreiche Schar von Marktkundigen ihren Weg zur Weltgeltung und gründet namentlich auf theatralischem Gebiet eine vielbegehrte ungarische Exportliteratur. Ihr gefeiertes Haupt, der findige Lustspieldichter Franz Molnár, dringt neuestens bis nach Amerika vor, wo er von der Gesellschaft aufgegriffen und vom Präsidenten huldvoll empfangen wird.

Gibt es im Kreuzfeuer von Richtungen und Tendenzen eine schlechthin kernmadjarische Note? Von den Offiziellen wird sie gefordert und vermißt, aber in Wirklichkeit ist Ungarn kein geographisches Objekt an sich mehr, an der Grenze zwischen Westen und Balkan scheint es vielmehr — von den mannigfachsten kontinentalen Einflüssen durchdrungen — um eine neue fruchtbare Synthese einstweilen vergeblich bemüht. Gerade der von den Konservativen vielgeschmähte Ady war an der Schwelle der neuesten Epoche vielleicht der letzte wuchtige Schöpfer einer bodenständigen Eigenwelt. Der sich am rassigsten gerierende Erzähler unter den Modernen, Móricz, oft geradezu ein Akrobat des Rustisch-Elementaren, läßt von Zola bis auf Strindberg veristische Quellen ergiebig auf sich einwirken, der Nationalromancier Herczeg ging bei den Engländern des vorigen Jahrhunderts in die Schule, Molnár stützt sich zuvörderst auf Wilde und die Meister des französischen Lustspiels, der problematische Romandichter Kosztolányi erblickt an erster Stelle in Dostojewskij und Thomas Mann seine Vorbilder, und der tiefschürfende Babits findet sich von der Antike bis auf Stefan George durch eine Fülle der poetischen Anklänge befruchtet. Wesentlich erscheint bei diesem Wechselspiel der Kräfte vor allem der seit der Jahrhundertwende immer stärker in Erscheinung tretende Wettkampf zwischen deutschem und französischem Kultureinfluß. Die deutschen Nachbarzonen sendeten stets weitherzig einen Wellenstrom der Anregungen herüber, aber vor dem Krieg gab es gegen diesen Ansturm eine Art „organisierter nationaler Abwehr". Die Madjaren — wie alle Völker des beginnenden Ostens für Ornamentales und Phänomenales von Natur aus eingenommen — gewährten als Gegengewicht den leichten französischen Musen gern Einlaß. So wurde auch Psychisches und Metaphysisches mit Vorliebe zur mundgerechten Publizistik fortgesponnen. Zwei jüngst verstorbene Nestoren des ungarischen Schrifttums: der unentwegt-unverdrossen drauflosplaudernde Kritiker Joseph Keszler und der Philosoph Bernhard Alexander, dieser gründlichste Kenner Spinozas, Kants und Schopenhauers auf ungarischem Boden, der transzendente Systeme als Professor und Journalist gleicherweise in ein sauberes Feuilletonformat zu gießen wußte, sind Repräsentanten solcher Zwiespältigkeit. In der Nachkriegsära hat der deutschfeindliche Druck aufgehört, aber der deutsche Einfluß ging — nicht zuletzt infolge der Verteuerung des deutschen Buches — weiter erheblich zurück.

Von den Neuerscheinungen des ungarischen Büchermarkts ragen zwei markante Bekenntniswerke hervor. Die in ihrem Entstehungsstadium hier bereits skizzierte poetische Selbstbiographie von Ludwig Kassák ist nun in Buchform erschienen. Im Lande, das jeden Umsturzgedanken derzeit emphatisch von sich weist, schildert diesmal ein aus den sozialen Niederungen emporgetauchter Autodidakt, wie er nach mannigfachsten Jugendirrungen zum Kommunisten und Expressionisten wurde. Es ist die naturgetreue Geschichte eines echten, rechten Vagabundendaseins und doch in seiner ungeschminkten Aufrichtigkeit ein Läuterungswerk zugleich. Anders der literarische Nachlaß der im vorigen Jahr dahingeschiedenen großen Tragödin Marie Jászai. Auch hier die Selbstanalyse einer Autodidaktin von niederer Abstammung, die jedoch gleich den Königinnen, die sie unvergleichlich

dargestellt hat, stolz durchs Leben schreitet, doch nichtsdestoweniger frei von Vorurteilen und unerschöpflich in ihrem Bildungsdrange. Umsonst die schwunghafte Losung „l'art pour l'art". Jedes künstlerische Konzept von Dimensionen ruht auf den Pfeilern einer bestimmenden Grundidee: sie heißt bei Kassák „Revolution", bei der Jászai „Ethik".

Besonders reich ist der Ertrag des vergangenen Jahres an Erzählungswerken. Hierbei sei in erster Linie nicht an Sensationsprodukte, wie an den neuen Roman der effektkundigen Salonbelletristin Renee Erdös, „Lavinia Tarsin házassága" („Die Heirat der Lavinia Tarsin") gedacht, der nach bewährtem Rezept Schlüsselkünste mit erotisch-exotischen Kniffen mengt, auch nicht an utopistische Schöpfungen, wie „2222" von Alfred L. Drasche oder „Uj sugarak" („Neue Strahlen") von Karl Méray-Horváth, die nach dem Muster von Bellamy, Kellermann und Wells die zukünftige Menschheit vermittels einer neuen Wundererfindung vernichten oder erlösen. Feinfühliger stimmen Ladislaus Lakatos in seiner Skizzensammlung „Az ember, az asszony és a tolvaj" („Mann, Weib und Dieb") und Aurel Kárpáti in seiner Romanburleske „A nyolcadik pohár" („Das achte Glas"), wenngleich nur vom Lokalhorizont aus — humoristische und parodistische Töne an. Aladár Schöpflin bietet in seiner „Balatoni tragédia" („Plattenseetragödie") — seiner mollhaften Veranlagung entsprechend — eher eine lieblich-düstere Idylle in Novellenformat. Soziale Probleme der ungarischen Gegenwart behandeln Rudolf Váry in „Urak és gazdagok" („Herren und Reiche") und der noch unausgeglichene, aber verheißungsvolle Andor Körös in „Forgószél" („Wirbelwind"). Bezeichnenderweise ist in Ungarn der historische Roman — wohl hauptsächlich infolge der retrospektiv eingestellten nationalen Wehmut — seit einiger Zeit wieder zu einer gern kultivierten Kunstform geworden. Ludwig Dormándy greift in „Sólyommadár" („Ein Falke") auf den ersten ungarischen Lyriker und Bohemien im 16. Jahrhundert Bálint Balassi, Arpád Pásztor in „Gina és Rozamunda" („Gina und Rosamunde") auf die Doppelliebe von Johann Vajda, dem ungarischen Hölderlin zurück. Alexander Makkai schildert im „Ördögszekér" („Teufelskarren") eine tragische Episode aus Siebenbürgens Heldenzeit, und Irene Gulácsy verweilt in „Fekete vőlegények" („Schwarze Bräutigame") mit romantischem Sinn bei den Ereignissen nach der Mohácser Niederlage. Eine Frau von Mut und Phantasie ist es auch, die uns mit dem kosmischen Geschichtsroman der Schicksalsjahre zwischen letzter Jahrhundertwende und Weltkriegsentflammung überrascht. Julia Berends „Lüktető talaj" („Gärender Grund") geleitet den gespannt horchenden Leser mit frischem Erzählertalent von Henri Bergsons mondänem Vorlesungssaal bis in die Geheimsitzungen der „Narodna Odbrana", bringt die verschiedensten internationalen Typen in abenteuerlichen Situationen zusammen, läßt das ewig Weibliche in ein hetärisches und ätherisches Element zerfließen und krönt die mannigfach durchsponnene Handlung durch die erlösende Tat einer evangelisierten Miß Cavell. Aber bei allem Wirbelspiel der Phantasie und allem aufgestapelten Wissen gebricht es an der perspektivischen und problematischen Schau einer geborenen Schöpfernatur. Die kosmische Leistung des verflossenen Jahres in höherer Bedeutung des Wortes sind die „Halálfiai" („Todeskandidaten") von Michael Babits, das ausgeglichenste Prosawerk, das diesem Dichter des Beschaulichen bislang geglückt ist. Dieser Roman der politisch und sozial entzweiten ungarischen Gesellschaft vor Anbruch des neuen Jahrhunderts lenkt unvermerkt zu kontinentalen Kernproblemen und zur Kriegspsychose über. In ihm vollzieht sich auch die meisterhafte Verschmelzung des subjektiven und objektiven Moments; es ist die Tragödie einer Übergangsepoche und eine erschütternde Ich-Tragödie zugleich. Im jungen Helden gibt der Dichter sein verzerrtes Selbstporträt und — in der Manier der Allergrößten — in solcher Selbstkarikatur einen Welt- und Weltenspiegel.

Budapest — Gustav Erényi

Siebenbürgisch-deutscher Brief

Wie alljährlich, so belebte sich auch in diesem Jahre um die Weihnachtszeit der Büchermarkt mit eigenständigen Erscheinungen. Allen voran erweckte das Interesse das Sammelwerk: Stephan Ludwig Roth, Gesammelte Schriften, erster Band (Klingsor Verlag, Kronstadt), herausgegeben von Otto Folberth. Der Verfasser dieser Arbeiten und Märtyrer seiner Ideen (erschossen von den Ungarn als „Pangermane" im Jahre 1848) hatte geringen literarischen Ehrgeiz, dafür war er aber eine durchdringende Führernatur, deren Schriften ausschließlich dem praktischen Zweck gewidmet waren. Sie sind heute meist überholt, einiges aber lebt noch und läßt den stürmischen Geist vor uns aufleuchten, dem sie sich entrungen haben. Das Buch hat daher ausschließlich historischen Charakter und bietet in seiner Form eine Art biographischer Selbstschau, die der Verfasser wohl nie gewollt hat. Ob ihm dadurch ein Dienst erwiesen wurde, daß zahllose Privatbriefe veröffentlicht wurden, wage ich nicht zu entscheiden. Ein anderes Sammelwerk sei hier auch erwähnt: „Im Kampf um Brot und Geist." Darstellungen aus Leben

und Entwicklung der deutschen Frau Siebenbürgens. Herausgegeben von Oskar Wittstock d. A. (Honterus-Verlag, Hermannstadt). Es handelt sich hier um ein Buch von Frauen für Frauen; auch der Herausgeber beteiligt sich als einer der wenigen Männer an der Mitarbeit. Es enthält viel Gutes und Wissenswertes, besonders weil von dem Frauendasein der Siebenbürgerin bislang wenig in die große Welt gedrungen ist. Angesehene siebenbürgisch-deutsche Künstlerinnen berichten hier von ihren Lebenseindrücken, und so gestaltet sich das Buch zu einer gewissen bunten Bilderfolge. Allerdings sind die Aufsätze von verschiedenstem Wert. Manche wären besser ungeschrieben geblieben. Besonders das Eheproblem gewinnt in etwas schiefer Einstellung keine befriedigende Lösung. Ein Sachverzeichnis hätte dem Buch größere Gebrauchsfähigkeit verliehen.

„Der Zinneborn". (Geschichten aus Siebenbürgen) Verlag W. Krafft, Hermannstadt, von Erwin Wittstock weist in höhere Kreise. Die Erzählungen des jungen Verfassers sind dessen Erstlingswerk. Sie schöpfen ihren Stoff meistens aus dem sächsischen Bauernleben und füllen zusehends eine Lücke aus. Mit liebevoller Selbstüberwindung geht der Dichter den geheimsten Seelengängen dieses verschlossenen Kolonistenvolks nach. Seine eigene, auf dem Pfarrhofe zugebrachte Jugend wird schöpferisch mit Erlebnissen in der Dorfheimat verknüpft und manche Einheit geformt. Besonders die letzte Erzählung „Das Begräbnis der Maja" ist aus den Kirchenkämpfen der letzten Jahre hervorgewachsen. Überall wird der Leser recht deutlich mit dem Zweck der Fabel bekanntgemacht, und die halbmoralische Schlußfolgerung bleibt auch nicht aus. Wir wissen nicht, wie weit sich Wittstock dem großen, geschlossenen Kunstwerk gegenüber standhaft erweisen wird, aber sein Anfang ist vielversprechend. Dagegen bleibt ihm in den kommenden Jahren seiner Entwicklung Zeit, in aller Ruhe sprachliche Unebenheiten auszugleichen, weil nun einmal das Instrument zu beherrschen zum unersetzlichen Kunstmittel eines jeden Dichters gehört. Glätte des Ausdrucks macht es allerdings nicht. Das beweist der Novellenband: „Der nackte Fuß" von Ludwig Heßhaimer. Das Büchlein erschien im Verlag der „Honterus"-Druckerei, einem Ort, wo sonst nur die kirchlichen Blätter oder ernste Bücher erscheinen. (Merkwürdig!) Der verführerische Name allerdings hält nicht, was er verspricht, denn die Novellen sind äußerst harmloser Art und spielen in einer längst veralteten Tonart von Schönheitssuchertum. Heßhaimer hätte vielleicht besser getan, sich seiner Zeichenkunst zu widmen, als Novellen zu schreiben, deren dichterische Eingebung nicht ohne weiteres überzeugend wirkt.

Mundartliche Kleinigkeiten zeigen sich, gern begrüßt, immer wieder. So die Sammlung „Tschiripik" von Adolf Schullerus, der kurz nach dem Erscheinen des Werkchens starb. Unsere Zigeuner sind die Vertreter des urwüchsigen Volkswitzes und der etwas anrüchigen Verschlagenheit des Balkanesen. Niemals unterzukriegen und doch eigentlich immer der betrogene Betrüger zu sein, ist das Los dieses nomadischen Stammes. Hier sind sie unromantisch und heiter erfaßt, wenn auch die Heiterkeit dieser Sammlung in erster Reihe aus der Mundart abzuleiten ist. Wie jedes Jahr bemühen sich einige Kalender um literarische Beachtung. Besonders der Krafft-Verlag hat auf diesem Gebiete manchen Erfolg zu verzeichnen. Neben tüchtiger Gesinnung schwimmt hier freilich Mittelmäßigkeit eben noch mit.

Der Vollständigkeit wegen sei in diesem Zusammenhang auf ein Buch des Schreibers dieser Zeilen hingewiesen, das in diesem Herbst (1927) herauskam und auch in literarischen Kreisen Beachtung findet. „Die Musik, ihre Gestalter und Verkünder in Siebenbürgen Einst und Jetzt", in der Sammlung: Siebenbürgische Kunstbücher, Verlag Klingsor Kronstadt.

Kronstadt Egon Hajek

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Politische Novelle. Von Bruno Frank. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 180 S.

Dieses Meisterwerk Bruno Franks, das noch eine Steigerung über die „Tage des Königs" bedeutet, ist in zwiefacher Hinsicht ein Lehrgedicht: durch seinen Gehalt – den europäischen Gedanken, durch seine Gestalt – die Kunst, die Gegenwart in einem Kunstwerk festzuhalten.

Das ist das Wunderbare an dieser Novelle: sie wirbt für eine Idee, die besser ist als andere Ideen, zeigt die Notwendigkeit dieser Idee und die Widerstände der Welt, die sie überwinden muß. Und die Welt, in der diese Idee wirken soll, ist so sehr Körper geworden, daß jenes Kapitel zum Höhepunkt des Buches wird, in dem die Idee geistig leuchtet – in dem Gespräch zwischen dem deutschen und dem französischen Staatsmann über die Wege, das von Faschismus und Bolschewismus, Amerikanismus und Negerkultur, politischen Träumern und überalteten Mächten bedrohte Europa zu retten und zu erhalten.

Wenn Achille Dorval Aristide Briands Züge trägt, in der schwarzen Tänzerin Becky Floyd unschwer das lebende Ur-

bild zu erkennen ist, so wird das Buch doch niemals zum Schlüsselroman: die Symbolkraft der in unserer Zeit wirkenden Persönlichkeiten wird offenbar. Der Mythos Gegenwart ist so geschlossen gestaltet, daß der Dichter zum Gegenspieler des existenten Franzosen einen deutschen Staatsmann wählen kann, den er nach einem Idealbilde schuf und der darum doch nicht weniger Realität hat als der französische Staatsmann mit seinen dem Leben abgesehenen Eigenschaften, seinen Widersprüchen und seinen Kompromissen, die alle realpolitische Begleiterscheinungen seines Lebenswerkes sind, das dem Wiederaufbau Europas durch die friedliche Verständigung seiner Völker dient.

An Dialoge Platons kann man denken angesichts der Farben und der Musik, die der geistigen Auseinandersetzung des Werkes Raum und Tiefe geben: Dorval verspätet sich, Carmer, der deutsche Staatsmann, der Mann von morgen, erwartet ihn im Luxushotel von Cannes, wo die Verzauberung der Gäste durch Becky Floyds Tänze gerade ihren Gipfel erreicht – und in diesem Augenblick erscheint Dorval, seinen deutschen Kollegen zu treffen. Während die beiden Staatsmänner sich über die Schicksale der Völker unterhalten, führen ihre Sekretäre, zwei hochgeistige Juden, eine lebhafte Diskussion über die Kulturgüter Deutschlands und Frankreichs, verteidigen beide die Sprache ihres Vaterlandes.

Die Landschaft – Neapel, Cannes, Marseille – spielt mit. Hier erlebt Carmer europäische Politik in der reinen Luft schauender Geistigkeit. Hier erfüllt sich sein Geschick, wenn er im Marseiller Hafenviertel unter Huren und Banditen umkommt, bevor er die Heimreise antritt, das Kanzleramt zu übernehmen. Ein unendliches Gespräch bricht ab. Ein Hüter der Idee verendet in barbarischen Niederungen. Die Idee lebt – ein „Silberstreifen am Horizont“, dessen Carmer sterbend gewahr wird.

Berlin — Lutz Weltmann

L'Africana. Roman. Von Theodor Däubler. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 200 S. Geb. M. 6,–.

Theodor Däubler, in dem sich ein urgewachsenes künstlerisches Temperament, begabt mit seherischer Bildkraft und magischer Naturverwobenheit, durchsättigt von mittelmeerischer Kultur, überraschend stark und einheitlich darstellt, hat seinen ersten Roman veröffentlicht. Die Heldin, „L'Africana“, ist ein halbwildes, nubisches Mädchen, Fatime mit Namen. Dieses Naturkind, animalisch in seinen Trieben, ungebrochen, eitel, naiv und verschlagen zugleich, besitzt eine wunderbare Gesangstimme. Die einzige Sehnsucht, Sängerin zu werden, auf der Opernbühne zu glänzen, bestimmt ihr Schicksal. Zwei Levantiner, ein Grieche, ein Deutscher sind ihr mit ihrer Leidenschaft oder Zuneigung nur Mittel zum Zweck; sie enthält jedem von ihnen die Erfüllung letzten Wunsches vor, benützt sie nur für ihr Fortkommen. Vom Nil nach Triest, nach Venedig, nach Mailand, nach Berlin, nach Paris geht die ruhelose Fahrt. In Paris ereilt sie das Verhängnis: ein junger belgischer Sänger erweckt zum erstenmal Liebe auch in ihr; doch die Rasse rächt sich an ihr; ehe sie dem Weißen Angelus angehören kann, verfällt sie dem liebestollen nubischen Boy Hassan, der dann aus Eifersucht, während ihres ersten, endlich erreichten Triumphes als „Afrikanerin“, sie und sich unter dem Manzanillabaum auf phantastische Weise vergiftet... Man sieht: ein abenteuerliches Geschehen, wie es zu der abenteuerlichen Tochter der Wüste paßt. Leider sind die äußeren und inneren Vorgänge nicht überzeugend ins Gleichgewicht gesetzt, verwischt die skizzenhafte und unstete äußere Handlung die klare und große Linie der inneren. In der naturhaften Zeichnung der Nubierin, in einzelnen Szenen und Bildern, die Landschaft und Stimmung magisch aufblühen machen, spricht der epische Lyriker Däubler seine unverkennbare, starke Sprache. Das Ganze schwankt zwischen flüchtiger Andeutung und unverhältnismäßiger Breite; nur die letzten zwanzig Seiten steigern sich zu echtem Tempo, zu gedrungener Gestalt. Man glaubt zu spüren, daß Däubler sich im Gewand des Romanschriftstellers nicht eigentlich wohlfühlt; jedenfalls hat er, der sonst seines Stils so Sichere, den Stil für diese Kunstform noch nicht gefunden. Vielleicht entdeckt er den ihm gewiesenen Weg in der Ausbildung des Tragikomischen, das in dem Zwischenspiel der scharfgesehenen, keck hingestellten Schwindlerin Signora D'Amico glücklich angeschlagen ist.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Der Kampf der Tertia. Erzählung. Von Wilhelm Speyer. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 237 S. M. 3.50 (5.–).

Viel leichter ist es, das Tragische, das Spannende eines Romans oder eines Bühnenwerks festzustellen, als dessen Komik. So möchte ich nur persönlich, also unverbindlich, die frische, humorvolle Komik dieser Knabengeschichte mit Begeisterung preisen. Während sie in der „Vossischen“ erschien, freute ich mich auf jede Fortsetzung, mit dem gleichen Genuß habe ich die Erzählung in Buchform vom ersten bis letzten Wort gelesen.

Ein Landerziehungsheim neuesten Geistes, ein Schulstaat mit milder, einsichtiger Regierung, mit einer im ganzen durchaus annehmbaren Selbstverwaltung. Die Helden der Erzählung sind Tertianer (eine Welt trennt sie von der Sekunda, von der Quarta). Es sind verruchte Lausbuben, aber sie haben eine nicht nur warme, sondern auch tatkräftige Tierliebe. Im Nachbarstädtchen droht ein bureaukratisch-geschäftliches Attentat auf die unschuldigen Hunde und Katzen, und um den Kampf der Tertia gegen dieses Empörende dreht sich die Handlung.

Mit anschaulicher Sicherheit werden die Knaben, ihre Tiere, auch ihre Lehrer geschildert. Überaus wichtig nehmen sich diese Kinder, sie hauen und beschimpfen sich, sehen jedoch mit demütiger Bewunderung zu ihren selbsterwählten Führern empor. Ein einziges Mädchen, die von ihnen als Herrliche empfundene Daniela, lernt und kämpft unter ihnen; wie sie auf diese Jungens wirkt, sich eine Stellung erwirbt, diese durch Selbsterhebung verliert, ist zum Entzücken geschildert.

Hier in diesem Waldstaat drohen schwerlich „Frühlingserwachen-Tragödien“. Die Schüler halten ihre Lehrer für im Grunde anständige, ja anzuerkennende Menschen, von Erbitterung und Groll auf die Obrigkeit ist nicht die Rede, sie haben an anderes, an Aufregenderes zu denken. Vergebens würde man ein sentimentales Wort finden, aber das wundervolle, unfreiwillig humoristische Glück der Jugend spricht aus jeder Seite.

Hoffentlich wird das Buch in fremde Sprachen übersetzt; es dürfte für uns werben.

Berlin — Marie von Bunsen

Die Klasse. Roman. Von Hermann Ungar. Berlin 1927, Ernst Rowohlt. 262 S.

Dieser Roman eines Lehrers ist mit einer fast grausamen Meisterschaft geschrieben. Aus einem seelischen Grundbestand: der Feigheit vor dem Schicksal, der Angst eines beziehungslosen Menschen vor seiner Umgebung, vor der Leere um sich und in sich, ist die zwingende Kette der Geschehnisse entwickelt bis zur endlichen Erkenntnis, daß auch das ärmste, erbärm-

lichste und schuldhafteste Leben zu einem Moment des sinnvollen Weltbegreifens geführt wird, daß jede Selbsterfüllung ihre Rechtfertigung im Augenblick ihres Bewußtwerdens trägt, wodurch sich die Angst in Zuversicht, das Fluchtverlangen in Gelassenheit verkehrt. Viel böse Armseligkeit gibt der Dichter zu kosten, bis am Schluß diese Erkenntnis reift, und vielleicht allzu karg ist er in der Verdeutlichung des Umschwungs verfahren. Aber ein kühner und sicherer Griff ist in die Seelenkunde der isolierten Existenzen unserer Tage getan; ein Fenster aufgestoßen aus Betonzellen des Geistes in die frische Luft.

Mannheim — Erich Dürr

In den Kinderschuhen. Erinnerungen. Von Eduard Reinacher. Stuttgart 1928, Verlag Silberburg. 116 S.

Ein sorgloses Büchlein. Und wem wollte man nicht gönnen, in Kinderschuhen sorglos gewesen zu sein? Sorglos ist es im Hinplaudern von unscheinbaren Dingen. Aber es ist zugleich auch ein sehr sorgfältiges Buch, nämlich in der Kunst der Sprache und Schilderung, im Stil. Es ist da eine wundervoll zarte, launig perlende Prosa geschrieben. Und aus diesem Recken und Spielen und Raunen von Worten, das mit Kindern lacht und weint, gar nirgends betulich (wie so viele Kindheitsbücher), sondern schlicht, herb und real, gewichtlos gewichtig ist, spürt man das leise Wachsen und sich Recken eines jungen Menschenkindes in seine Welt hinein, spürt man diese Welt größer und kleiner werden; größer an Bedeutung und kleiner durch die Grenzziehungen des Bewußtseins. Ein starkes, waches, lebendiges Heimatgefühl besinnt sich ohne Sentimentalität auf seine Quellen und schafft ein Dokument zärtlicher Gemütskraft und erdhaften Blicks in die ihm eigene Natur. Schön, daß diese gesunde Stimme in Straßburg wachsen durfte.

Mannheim — Erich Dürr

Vom kommenden Geschlecht. Roman. Von Albert Rust. Breslau 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt. 401 S. M. 8,– (10.–).

Ein Amerikaroman. Daß er aus eigener Kenntnis entstand, merkt man auf den ersten Seiten. Sein Inhalt: der ewige Kampf menschlicher Kraft und menschlichen Könnens mit den Naturgewalten. Unermüdlich, mit nie rastender Energie sind Werke erstaunlicher Kunst und Technik geschaffen. Ein kleiner Funke entfacht einen verheerenden Waldbrand. Vergeblich aller Fleiß, alles organisatorische Genie.

Der Roman ist, was Sprache und Form betrifft, einwandfrei geschrieben. Die Darstellung ist voll Kraft und Frische, die sich in der Schilderung des gewaltigen Waldbrandes zu ergreifender Anschaulichkeit und Naturwahrheit erhebt.

Danzig — Artur Brausewetter

Höhenwind. Von Margarete Windthorst. München-Gladbach, Führer-Verlag. 66 S. Geb. M. 4,–.

Aus Märchen, Legende, Natur und Traum strebt diese Dichtung, eine Folge des mystischen Buchs „Wenn der Gärtner kommt" in die Bezirke innerer Schau. Die Verfasserin wird, losgelöst von fremden Rhythmen, zu eigenster Gestaltung kommen.

Berlin-Wilmersdorf — Hans Sturm

Kostja, der Kosak. Historischer Roman. Von P. N. Kraßnow. Deutsch von Oskar von Riesemann. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 593 S. In Leinen geb. M. 8,50.

Ein großer, fast klassisch zu nennender historischer Roman, der neben der sachlichen und kenntnisreichen Schilderung einer Epoche, durch die farbige Erzählung eines abenteuerreichen Schicksals Spannung erweckt. Der Held Kostja, ein moskowitischer Bojarensohn, entflieht der Enge des Vaterhauses, um sich den halb bewunderten, halb verachteten Kosakenhorden anzuschließen. Eine an äußeren Begebenheiten reiche Irrfahrt durch das weite Rußland und die Mongolei läßt ihn die in der Jugend von eben den Kosaken geraubte Schwester wiederfinden. Aber auf Einzelgeschicke kommt es in diesem Buch nicht an. Es umfaßt das ganze Bild des gewaltigen Zarenreichs im 17. Jahrhundert, seinen fanatischen Glaubenskult, die Gewalt des Selbstherrschers, die Grausamkeit des Machtkampfes gegen die Feinde, die sonderbare und einseitige Kultur, die von der Kirche her in das Leben dringt. Das Ganze wie ein Gemälde wirkend, bunt und farbenprächtig sich vom düsteren Untergrund einer pessimistischen Lebensauffassung abhebend, die der russische Titel des Werkes „Alles ist vergänglich" andeutet.

Stuttgart — F. Riedel

Das wachsende Reich. Roman. Von A. S. M. Hutchinson. Deutsch von Hanns von Gumppenberg. München, Drei Masken-Verlag. 562 S.

Der Roman ist die Geschichte von der Berufung und dem Erfolge eines neuen Apostels; aber läßt sich aus solchem Bericht ein Liebesroman, in dem „sie sich kriegen", machen? Paulus kann man sich nicht recht als glücklichen Ehemann vorstellen, von Wassermanns Christian Wahnschaffe hören wir zuletzt als von einem Verschollenen – hier sollen wir glauben, daß einem Auserwählten das Opfer irdischen Wohlergehens erspart bleiben könne. Wir sollen auch glauben, daß die Übel der kranken Zeit sich mit einigem guten Willen gar einfach lösen lassen: wie willige Ohren findet diese Botschaft und ist doch so gar nicht neu. Von allen Kanzeln kann man sie hören; ist ihre praktische Durchführung nicht jedermanns Sache, so macht sie der Verfasser seinem Simon Paris jedenfalls nicht allzu schwer. Ohne Zweifel verdient die gute Meinung Hutchinsons alle Anerkennung, aber ein Reformator ist er nicht, wennschon ein guter Erzähler; sein Gebiet ist der Leidenschaftsroman, wie die Ehegeschichten der Brüder des Helden zeigen. Um ihretwillen mag man das Buch, das trefflich übersetzt ist, gelten lassen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der geheimnisvolle Klub. Von G. K. Chesterton. Deutsch von Rudolf Nutt. München 1928, Musarion-Verlag. 272 S. M. 4.– (6.–).

Armer Sherlock Holmes, du giltst nichts mehr! Deine auf messerscharfer Logik, auf naturwissenschaftlich genauer Beobachtung aufgebauten Methoden sind verdächtig geworden, werden schonungslos lächerlich gemacht, und an ihre Stelle tritt die Ahnung, die Schau, die innere Gewißheit des unbefangenen Geistes, dem nichts Menschliches fremd ist. So spiegelt sich die Abkehr vom Positivismus auch in der Detektivgeschichte, und wenn Chesterton in den um den Pater Brown kreisenden Erzählungen die Gattung selbst noch nicht antastete, so stellt er sie in dieser Sammlung förmlich auf den Kopf. Für Verehrer von richtigen Kriminalgeschichten ist das vielleicht etwas betrüblich, denn man läßt sich nicht gern an der Nase führen, aber man muß Spaß verstehen, und den findet man reichlich, sobald man sich erst entsprechend um- und eingestellt hat. Daß zu Scherz, Satire und Ironie sich auch, wie immer bei Chesterton, die tiefere Bedeutung, die nachdenklich stimmende Sozialkritik, gesellt, sei nicht zu

erwähnen vergessen. Die Übersetzung (von R. Nutt) ist allem Anschein nach gut.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Briefe nach Patagonien. Von Georges Duhamel. Deutsch von Magda Kahn. Zürich 1928, Rotapfel-Verlag. 180 S. Geb. M 6.30.

Freuden und Spiele. Von Georges Duhamel. Deutsch von Gertrud Niehans. Zürich 1928, Rotapfel-Verlag. 202 S. Geb. M. 6.30.

Die beiden Bücher Duhamels berühren die Grenze und die Stärke seines Talents.

Eines fehlt ihm, ein Laster, welches zur literarischen Qualität werden kann: die Bosheit, die Lust, ironisch sich auszuspritzen, die Freude am geistreichen Boshaftsein. Und damit geht den Briefen nach Patagonien von vornherein ein Elementares ab; das, was eigentlich zum satirischen Brief unerläßlich ist, der in Frankreich ein eigenes literarisches Genre vorstellt. Gewiß, Duhamel hat als Arzt, als Mensch und Schriftsteller zu viel erlebt, um nicht von der Anmut der Zeiten und von unser lieben Spezies allerlei Fragwürdiges vermerken zu können. Aber er trägt es eher im Ton verwundeten Bedauerns vor, aus gekränkter Empfindung, und jedenfalls ohne eigentlich satirisches Temperament.

„‚Die Leute wissen nicht, was sie wollen,' schalt er.

‚Und Sie,' sagte ich, ‚wissen Sie denn, was Sie wollen.'

Nachdrücklich nickte der Jüngling mit dem Kopf und murmelte: ‚O ja, ich weiß, was ich will. Ich will ein Lehrgebäude ... So hören Sie doch! Ich bin zwanzig Jahre, habe den Vollbesitz meiner Seele angetreten ... Mit dem Streben allein kann ich mich nicht zufrieden geben. Was ich fordern muß, das ist eine vorgezeichnete Straße, ein klares Ziel ... Ich verlange ein Lehrgebäude.'" So die Anmaßung der Jugend, welcher der Gereifte läßlich kühl begegnet.

Anderes ist schärfer gefaßt, wohl mit fühlbarem Unwillen, vielleicht sogar mit einiger Entrüstung — doch ohne das Bissig-Scharfe, ohne das Ätzende des Stils oder den plänkelnden Witz des Kombattanten. Nichts von dem, was in Montesquieus blitzenden lettres persanes aufzuckt; nichts von jenen Pointen, die alles Licht zusammennehmen, die Gift und Licht aus einem Punkt versprühen. Noch einmal, diesen „patagonischen Briefen" geht die spöttische Wollust ab, die kaustische Freude der Verrichtung, das satirische Gezwinker, welches über das Gesicht des Schreibenden prickelt, seine Feder beflügelt und knistern macht. Sie sind zu ehrbar gewichtig, zu verweilend mitfühlend.

Dagegen ist Duhamel in jenem anderen, in seinem Kinderbuch ganz in seinem Element. Eine grundgütige Natur, wie er, hält es immer mit denen, die bei anderen zu kurz kommen, mit den Unscheinbaren und Schwachen. In seinem Kriegs- und Leidensbericht „Civilisation" hat er das Wort von „der göttlichen Schönheit der âmes simples" gefunden; inmitten der Schrecken „auf den vom Blutverlust entfärbten Lippen das Lächeln selbst der Rasse" gesehen. Der Groll, in dem er sich auflehnt, bricht aus den Tiefen seines Gemüts hervor und läßt noch auf bleichenden zuckenden Zügen dem Humor einen Platz. — Und wer ist Salavin? Doch auch einer von den Schlichten, welche der Hochmut nicht beachtet, an denen er vorbeigeht, weil er mit ihnen nichts anzufangen weiß. Aber Duhamel, aus der tiefen Liebenswürdigkeit des eigenen Herzens, belichtet ihn, geradeso wie die alte Mutter und die stille Näherin in ihrer wortlos tapferen Ergebenheit. Die Mittelmäßigkeit bekommt ihr eigenes Gesicht, fast ihre eigene Schönheit. Diese Mühseligen gewinnen, ähnlich wie bei Ch. L. Philippe, ein Recht auf Existenz, dessen die bourgeoise Selbstgefälligkeit sich kaum versehen hatte.

Daß dieser Mann mit dem zarten Herzen uns von Cuib und Tiup, seinen Sprößlingen, erzählt, kann nicht wundernehmen. Und er tut es, als der lächelnde Philosoph der Kinderstube, als einer, der sich selbst am Leben der Kleinen erholt und weitet. Er plaudert mit ihnen, von ihnen, läßt sie babbeln, ist Aug' und Ohr, lernt jeden Tag dazu; ein nie Fertiger, der sich wohl mit behaglicher Laune selbst bloßstellt. „Sie sind ein ‚schwacher Vater'." — „Zum Teufel! Ein schwacher Vater? Ich gestehe manchmal: Meine Kinder haben zwei Mütter ..." Wir werden darum nicht mit ihm rechten. Denn nicht das einzelne, dies oder jenes steht in Frage: was uns gefällt, ist der vertraute Umgang mit dieser heiter ausgeglichenen, glücklich gefesteten Natur. Bei ihr aus- und einzugehen, bloß um ihn zu sein, von Seite zu Seite ihn seine puerilia auskramen zu hören, das ist, wenn schon kein großes literarisches Ereignis, doch ein menschlich ungemein anmutendes Gefühl.

Thüngen i. Unterfrk. — Georg Ransohoff

Bauern-Novellen. Von Martin Andersen Nexö. München 1928, Albert Langen. 290 S.

Es ist der vierte Band der „Gesammelten Werke" des Proletarierdichters, und er sammelt seine in zwei Jahrzehnten geschriebenen bornholmer Bauerngeschichten. Schon in der frühesten, auch in der schwächsten (rein schildernden, gar nicht darstellenden) wird man ergriffen von dem, was in seinen großen Werken so stark packt: vom Atem der Wahrheit. In diesen Bauerntragödien, die unseren Stadtmeinungen so unglaubhaft scheinen, lebt die Wirklichkeit bis zu Gestank und Bluthitze. Es sind unter den zwanzig Stücken des Buchs fünf, sechs, die überflüssig sind, aber vier, fünf, die in die Literatur eingehen werden. Literatur — es ist merkwürdig: in seinen großen Epen, in „Pelle" und „Stine" ist Anderson Nexö schlicht, gerade, klar wie sein Stoff. Je mehr er Literatur macht, desto einfacher wird er im Ausdruck. Hier, in seinen Anfängen, ist er oft noch absichtlich, schreibt er Stil. Und das ist schade. Denn diese Novellen aus dem Volk sollten schließlich auch fürs Volk sein. „Stine" kann ein Volksbuch werden, diese Novellen nicht. Sie stammen noch vom „Schriftsteller", nicht immer vom Dichter. Sie sind zu breit und schwer erzählt, er holt zu weit aus, er ornamentiert noch zu stark. Aber noch in der schwächsten Geschichte ahnt man den Menschen, der da schreibend von Erlebnis berichtet. Und da er heut ein großer Epiker ist: sollen uns da nicht auch seine Anfänge und Versuche willkommen, seine Schwächen lieb sein?

Berlin — Kurt Münzer

Lyrisches und Episches

Kirbisch oder Der Gendarm, die Schande und das Glück. Ein episches Gedicht. Von Anton Wildgans. Leipzig, L. Staackmann. 215 S.

Zuerst war ich entsetzt! Ein Epos! Großquart, 125 Seiten Hexameter! Und „Kirbisch"? Gewiß etwas Asiatisches: eine religiöse Gemeinschaft vielleicht, wie Bahai oder ähnliches. Indische Andacht, für Europa zurechtgemacht.

Der Untertitel erstaunte dann freilich und beruhigte: also humoristisch!

Aber Humor bei Wildgans, dem Verfasser expressionistischer tragischer Anklagedramen?

Als ich mich dann ans Lesen machte, las ich mich fest.

„Kirbisch" schildert die Kriegs- und Schieberzeit in der österreichischen Gemeinde Übelbach „am Hang des gewaltigen Volland". Der Berg entstand, der Sage nach, durch den Sturz des Teufels, weiland Volland geheißen, den der Herr aus dem Himmel verstieß und der hier bei Übelbach zur Erde fuhr. So völlig wurde er in den Boden hineingewühlt, daß nur sein Rücken noch sichtbar blieb, den die Zeit zum Fels versteinte. Aber sein wildes, unsterbliches Herz hat nicht aufgehört zu schlagen, und wenn dem Ort ein Unheil bevorsteht, hört man deutlich das unterirdische Pochen des Teufelsherzens.

Reizend ist die Landschaft geschildert mit ihren friedlichen Wiesen, dunklen Forsten und den Häusern und Höfen, die sich, um die kleine Kirche geschart, den blühenden Abhang hinaufziehen. Es ist Frühling. Wonnezeit. Aber schon gespenstern in Übelbachs Ruhe widrige Töne der Kriegszeit hinein. Gleich im ersten Gesang hören wir sie, erst als dumpfen, gläubigen Opfermut eines Gehorsamen, des tapfer hinausziehenden Vaters von dreizehn Kindern; dann in der prachtvoll gezeichneten Figur des gütigen Pfarrers, mit dem seine pazifistische Gesinnung immer wieder unversehens durchgeht; da er doch Billigung und Gehorsam zeigen sollte den kriegerischen Maßnahmen der Regierung. Es kommt dann auch im „Störrischen Engel", dem Gasthof und Klatschzentrum des Dorfes, zu Streit und Denunziation. Bei diesen Szenen lernt man Gesinnung und Betragen des dörflichen Stammtisches aufs belustigendste kennen. Dabei wird man immerwährend an Goethes „Reineke Fuchs" erinnert, nicht nur in der Versform, auch im Ton, der zwischen Humor und Satire steht.

Und wenn dort, im Gebaren der Tiere, eine beschämende Menschenähnlichkeit angedeutet wird, läßt Wildgans seine Menschen im Epos klärlich dartun, daß sie von genau so primitiven Trieben abhängig sind, wie die Tiere. Wie diese werden sie getrieben von Habsucht, Gefräßigkeit, Neid, Wut, Wollust, Zorn, Streitsucht und Eitelkeit. Man wird an manche niederländische Gemälde erinnert.

Wildgans' Hexameter sind bei aller Realistik von einem eigentümlichen Schwung. Und sobald von Landschaft, Musik oder Herz die Rede ist, gehen sie in wundervolle Lyrik über.

Auf jeden unserer Sinne sucht Wildgans zu wirken. Man riecht den Frühling, schmeckt die guten Speisen und Getränke, die der geschäftskluge Wirt seinen Gästen und den Fremden (den, durch die Inflation aufs Land geschwemmten, Städtern), aufträgt; man hört das Schlürfen und Stampfen der Fronleichnamsprozession, sieht all das Flimmern und Wehen ihres frommen Glanzes, der über Heuchelei und Neid gebreitet ist. Das Gefühl aber wird bewegt durch den „Schnee des weißen Batists", der die Schar der kleinen blonden Mädchen umhüllt. Der Dichter erspart uns nicht eine Nachahmung der ländlichen Musikantenleistungen. Das quietscht und knarrt und dröhnt und stöhnt aus verstimmten Instrumenten heraus. Ein wüster Lärm zur Ehre Gottes.

Was das Buch so interessant macht, ist die intime Beobachtung der Nachkriegsvergiftung auf dem Lande durch städtische Begierden und Laster, die sich verheerend mit ihren rustikalen mischen.

Das Buch ist im Jahre 1925 geschrieben und sieht die Schieberzeit äußerst gegenwärtig vor sich, wertet sie aber bereits weltanschaulich und historisch. Köstlich, wie die Habgierigen zu Reichtum und Wohlleben kommen durch Ausnutzung ihrer städtischen Brüder; wie Übelbachs Weiber, wo immer sie stehen und gehen, am Herd, im Geschäft, auf der Straße, mit Armen und Beinen und Rumpf jene lasterhaften Bewegungen vollführen, die sie nun Inbegriff mondäner Grazie dünken. Und vom Strickstrumpf, Waschtrog und Stall her hört man jene „verlogenen, verschmierten Allerweltsmelodien und ihre geschmalzenen Texte". Aller Frauen „analphabetische Lippen" fließen über von Pikanterien und Schlüpfrigkeiten. Und eine feile Lebe- und Halbwelt tummelt sich jeden Samstag und Sonntag, den Dörflern zur Schau, im Foxtrott und Charleston und elektrisiert die plumpen Glieder und die Vogelgehirne der Einheimischen.

In Kirbisch nun, dem Titelhelden des Epos, stellt Wildgans das wohlausgestattete Modell des Kriegsgewinnlers aus. Nach oben spielt er den strengen Sergeanten, der bei den Lieferanten und Besitzern verborgene Vorräte aufstöbert und anzeigt. Er selbst aber läßt sich von den Verängstigten Lebensmittel in Fülle heimlich ins Haus schaffen und feiert in seinem dicht verhangenen Keller einsam die ausgiebigsten Eßorgien. Und als seine dumme, hübsche Frau sich von dem herzbrecherischen Leutnant verführen läßt, der ihr seidene Strümpfe, Parfüms und pariser Hüte schenkt, und sie mit ihrem schnauzbärtigen Gemahl spazierenfährt, kennt seine Eitelkeit keine Grenzen, er brüstet sich mit seiner Hahnreischaft und platzt beinahe vor Zufriedenheit.

Da, als die Sündhaftigkeit der Übelbacher am größten ist, geschieht ihnen Furchtbares: die Erde wankt, kracht, birst. Luzifers Herz meldet sich im gewaltigen Volland. Der Böse warnt. Und schon stürzen Häuser in Trümmer und erschlagen unter ihren sinkenden Mauern die Menschen. Nur wenige entgehen. Unter ihnen die prachtvolle Magd Cordula, die, vom untreuen Leutnant geschwängert, ihr Kind im Schoße über die Berge trägt. In bessere Zukunft hinein.

So läßt Wildgans nach allem Spott und Grauen einen Lichtstrahl fallen in das Chaos von Unvollkommenheit und Schuld. Am alten, klapprigen Klavier aber im „Störrischen Engel" sitzt der noch knabenhafte Fliegerleutnant und läßt herrliche Töne erklingen: das Gloria der Missa solemnis.

„Einer, der hoch über Wolken in Gottes schreckliches Antlitz
Tiefer gesehen als andere."

Und manchmal in diesem Epos scheint auch sein Autor zu sein wie der junge, einsame Flieger im verlassenen Tanzsaal, der inmitten des Allzuirdischen die Missa solemnis spielt.

Berlin — Anselma Heine

Literaturwissenschaftliches

Nibelungenstudien. I. Nibelungenlied, Thidrikssage und Balladen. Von Heinrich Hempel. Heidelberg 1926, Carl Winter. X u. 274 S. Geb. M. 14,50.

Der Urdichter des Liedes von der Nibelunge Not und die Lösung der Nibelungenfrage. Von Aloys Schröfl. München 1927, Hohenester. 372 S.

Von der Nibelunge versunkenem Hort. III. Mythen der Selbsterkenntnis. 1. Die Mythe vom Sohne des Lajos. Von P. Köhler. Leipzig 1927, O. Hillmann. 32 S.

Hempels Buch ist eine ernste und gediegene wissenschaftliche Leistung, die nur für engste Fachkreise in Frage kommt, für den ungelehrten Leser aber nicht genießbar ist. Es gibt als Einleitung eine sehr anregende kritische Übersicht über die neueren Forschungen zur Vorgeschichte des Nibelungenliedes, deren

wichtigstes Ergebnis das einen neuen Grund legende ausgezeichnete Buch von Andreas Heusler: „Nibelungensage und Nibelungenlied“ ist (1921). Seine eigenen Untersuchungen betreffen eine große Anzahl von Einzelfragen über das Verhältnis des deutschen Nibelungenliedes zur nordischen Thidrekssage und zu den nordischen Balladen; sie werden sehr scharfsinnig, zum Teil unter lebhafter Kritik älterer Anschauungen, auch der Heuslers, durchgeführt. Bei aller vom Verfasser aufgewandten Mühe bleibt es aber im letzten Grunde doch fraglich, ob alle diese Dinge von erheblichem Werte sind, da in vielen Fällen doch nur mit Hypothesen gerechnet werden kann. Zwei Anhänge beschäftigen sich ausführlich mit dem Verhältnis der Nibelungensage zur irischen Heldensage und mit den Sagen von der verfolgten und wieder zu Ehren gebrachten Frau (Genofeva-Motiv). Die Fachwissenschaft wird Ursache haben, sich eingehend mit Hempels Darlegungen zu befassen.

Schröfls umfangreiches Werk ist eine sehr eigenartige Leistung und hat schon seine Geschichte gehabt. Nach seiner Meinung ist die Lösung der Nibelungenfrage diese: das Nibelungenlied — er versteht darunter nur den zweiten Teil, die eigentliche „Not“ — und „Die Klage“ sind das Werk des passauer Bischofs und ungarischen Missionars Piligrim und wurden zwischen 972 und 991 in althochdeutscher Sprache gedichtet, und zwar für den noch heidnischen ungarischen Fürsten Geisa, der in Gran Hof hielt. Wie das vor sich gegangen sein soll, warum die Dichtung rund zwei Jahrhunderte unbekannt blieb und dann erst in zeitgemäßer Umarbeitung bekannt wurde, sucht Schröfl in sehr eingehenden Ausführungen zu beweisen, die einen erstaunlichen Fleiß und eine ungewöhnliche Belesenheit verraten. A. Heusler hat in der „Deutschen Literaturzeitung“ (1927) Schröfls These glatt abgelehnt, und Schröfl hat daraufhin einen offenen Anklagebrief an die preußische Akademie der Wissenschaften gerichtet. Ich vermag mich nun dem Verfasser auch nicht anzuschließen; aber ich bekenne offen, daß es mir nicht möglich ist, eine genaue Nachprüfung seiner Gedankengänge und Beweisführungen vorzunehmen, denn das würde monatelang die ganze Kraft eines Menschen in Anspruch nehmen. In einem Punkt scheint mir das Buch jedenfalls recht wichtig zu sein. Seine Bedeutung liegt meines Erachtens vor allem darin, daß es einmal ganz nachdrücklich die Aufmerksamkeit auf die Beziehungen zwischen Ungarn und Deutschland in jenem Zeitalter lenkt, die man bisher so gut wie gar nicht beachtet hat. Hier müßte in erster Linie die Nachprüfung der Historiker und Germanisten einsetzen. Vieles, was Schröfl vorbringt, ist sehr reizvoll und lehrreich, so insbesondere die Bemerkungen über die literarische Tätigkeit des geschichtlichen Piligrim, der unter anderem die sogenannten lorcher Pseudobullen herstellte, und über den deutschen Einfluß am Hofe zu Gran. Leider ist die Darstellung recht schwer lesbar; der Verfasser ergeht sich nur allzu oft in langen und gezwungenen Satzgefügen, und die Übersichtlichkeit leidet bedenklich unter der Gestaltung des Druckbildes, da Anmerkungen und Erläuterungen oft mitten in den Text hineingesetzt sind. Ein sehr bedauerlicher Druckfehler steht gleich auf dem Titelblatt in den mittelhochdeutschen Versen. Es wäre sehr zu beklagen, wenn sich die Fachkritik durch Heuslers Abweisung abschrecken ließe, sich eingehend mit dem Buch zu befassen.

Köhlers Schrift hat mit der Nibelungensage nichts als den Titel gemein. Es enthält eine mythisch-mystische, nicht recht verständliche Erzählung und Deutung der Ödipussage, mit der harmlose Menschen nichts anfangen können.

Breslau H. Jantzen

Thule. Altnordische Dichtung und Prosa. 2. Reihe, Bd. 18 bis 20. — Bd. 18: Norwegische Königsgeschichten, 2. Bd. (Sverris- und Hakonssaga). — Bd. 19: Die Geschichte von den Orkaden, Dänemark und der Jomsburg. — Bd. 20: Die jüngere Edda. Jena, Eugen Diederichs. 387, 461, 358 S.

Diese drei Bände der hier schon oft gerühmten Sammlung (zuletzt L. E. XXVI, 50) sind ganz besonders wichtig und auch für weitere Kreise reizvoll. Bd. 18 enthält die wahrscheinlich von dem Abt Karl Jonsson geschriebene Sverrissaga, das ist die Geschichte des Königs Sverris († 1202), und vor allem das Hauptwerk des großen isländischen Dichters und Historikers Sturla Thordarson, die Hakonarsaga Hakonarsonar. Sie ist in den sechziger Jahren des 13. Jahrhunderts auf Grund amtlicher Quellen geschrieben und ist nicht nur die wichtigste Urkunde für die Geschichte und Kulturgeschichte jener Zeit, sondern sie ist für uns auch deswegen außerordentlich anziehend, weil Ibsen aus ihr den Stoff zu den „Kronprätendenten“ geschöpft hat. Wer Neigung hat, den in diesem Drama dargestellten Ereignissen näher auf den Grund zu gehen und die Urbilder seiner Personen genauer kennenzulernen, um zu erfahren, wie der Dichter sie neu gestaltet hat, hat jetzt bequem die Gelegenheit dazu, indem er diesen Thuleband zur Hand nimmt. Die Übertragung stammt von Felix Niedner.

Bd. 19 bringt eine fast unübersehbare Fülle von Kriegs- und Heldengeschichten. Die Orkneyingasaga erzählt die Schicksale der Jarle der Orkaden (Orkneyinseln) im Laufe dreier Jahrhunderte, etwa von 880 bis 1170. Die Knytlingasaga, d. h. die Geschichte der Verwandten des Königs Knut des Großen, berichtet von den dänischen Königen aus der Zeit von 950 bis 1190. Sind diese beiden Sagas nur historisch, nicht künstlerisch beachtenswert, so ist es bei der Jomsvikingasaga umgekehrt; sie ist für uns deswegen wertvoll, weil sie zum Teil auf deutschem Boden spielt; denn die Jomsburg lag an der Odermündung bei Wollin und ist wahrscheinlich das sagenumwobene Vineta (deutsch Jumne) gewesen. Eine Vorstellung von skaldischer Verskunst gibt die Übertragung der Jomsvikingadrapa, eines Preisliedes auf die berühmte Schlacht zwischen den dänischen Jomsvikingern und dem norwegischen Jarl Hakon (im Jahre 995). Dieser Band ist von W. Bätke und F. Niedner übersetzt.

Der 20. Band ist die lang ersehnte Ergänzung zum 1. und 2. Enthielten jene die kostbarsten dichterischen Denkmäler der germanischen Vorzeit, die Liederedda, so bringt dieser endlich eine deutsche Wiedergabe (von G. Neckel und Niedner) der sogenannten jüngeren oder Prosaedda Snorri Sturlusons, jenes merkwürdigsten aller nordischen Literaturwerke. Es enthält die Gylfaginning (Gylfis Betörung), einen Abriß der nordischen Mythologie, die Skaldskaparmal (= Dichtersprache), eine Zusammenstellung poetischer Ausdrucksformen und Umschreibungen (Kenningar), das Hattatal (= Strophenverzeichnis), eine Art Poetik, den sogenannten „ersten grammatischen Traktat“ und „das Skaldenverzeichnis“. Dieser Band ist mit besonderem Dank zu begrüßen, weil er die erste handliche und in Zukunft einzig brauchbare deutsche Ausgabe des berühmten und sehr schwierigen Werkes ist und reichhaltige Erläuterungen enthält.

Breslau H. Jantzen

Die Nürnberger Malefizbücher. Von Theodor Hampe (Neujahrsblätter, herausgegeben von der Gesellschaft für Fränkische Geschichte, Heft 17). Bamberg 1927, C. C. Buchner. 102 S. M. 3,40.

Diese Malefizbücher, aus deren Inhalt der Verfasser eine Reihe von recht wichtigen und für die Kultur- und Sitten-

geschichte lehrreichen Mitteilungen macht, sind Protokolle über Verhöre (sogenannte Achtbücher) und Gerichtsverhandlungen, die handschriftlich in nürnberger Archiven erhalten sind. Die Achtbücher umfassen die Zeit von 1578 bis 1637, die anderen, die nur den Wortlaut des Urteils und kurze Angaben über den Strafvollzug enthalten, reichen von 1487 bis 1743. Die Achtbücher berichten oft sehr genau über alle Einzelheiten der Verbrechen, über die Persönlichkeit der Täter, über Örtlichkeiten, Spitznamen und Kunstkniffe, und sind so eine ausgezeichnete kulturgeschichtliche Quelle. Der Verfasser gibt in ansprechender Form reiche Proben aus ihrem Inhalt und vermittelt uns so ein sehr treues und anschauliches Bild von dem Verbrecherleben jener Zeit. Spitzbuben, Räuber, Mörder, Landfriedensstörer, Erpresser, Meineidige, Urkundenfälscher, Unzüchter, Betrüger, Hochstapler, Nahrungsmittelfälscher, Falschspieler, Falschmünzer, Urkundenfälscher ziehen in buntem Reigen an uns vorüber, und wir lernen ihr sauberes Gewerbe recht genau kennen. Eine weitere Gruppe umfaßt Vergehen, die heute seltener geworden oder ganz verschwunden sind, wie Zauberei, Hexerei, Schatzgraben, Teufelbannen und Gotteslästerung. Die Darstellung beruht durchweg auf streng wissenschaftlicher Grundlage und ist vielfach durch wörtliche Belege aus den Quellen belebt.

Breslau — H. Jantzen

Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten. Von Alfred Biese. Mit 30 Tafeln. Leipzig, Quelle & Meyer. 275 S.

Diese Darstellung gibt die mit Rücksicht auf einen weiteren Leserkreis vereinfachende Zusammenfassung der beiden Bücher „Das Naturgefühl der Griechen und Römer" (1882) und „Die Entwicklung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit" (1892), mit denen Biese der modernen Kulturgeschichtsforschung — nach dem Vorgang A. von Humboldts und Jakob Burckhardts — geradezu ein neues Stoffgebiet erobert hat. Wie stark die Anregungen waren, die von jenen ersten Versuchen ausgingen, und wie vielfältig sie ergriffen wurden, hat Biese selbst zu spüren bekommen, als er nach fast vierzig Jahren zu dieser neuen Gesamtüberschau Veranlassung fand. So sah er sich vor der doppelten Aufgabe, das eigene, in frühem Vorstoß gewonnene Material zu sichten, zu säubern und wohl auch neu zu schichten, andererseits die zahlreichen Untersuchungen anderer seiner neuen Darstellung fruchtbar zu machen. Diese Seite der Umarbeit ist, soweit ich sehe, vorzüglich der spätantiken, der frühmittelalterlichen, besonders aber der Epoche seit Goethe bis in die unmittelbare Gegenwart zugute gekommen; und dann hat die in der entsprechenden früheren Schrift allzu stark auf die deutsche Entwicklung abgestellte Darstellung jetzt durch umfassendere Einbeziehung der englischen und französischen Dichtung des 19. Jahrhunderts eine wirksame Ergänzung erfahren — was freilich nur zu der (wenig bescheidenen) weiteren Forderung veranlaßt, der Verfasser möge sich für eine neue Auflage nicht allein auf den westeuropäischen Kulturkreis beschränken, sondern auch den nordischen und russischen Beitrag zum dichterischen Ausdruck des Naturgefühls in Betracht ziehen! Die Einleitung zieht ja tatsächlich den Kreis noch weiter: zur hebräischen, indischen, ostasiatischen Literatur hin! Diese, die „Probleme und Typen des Naturgefühls" musternde Einleitung bildet zugleich die systematisierende Ergänzung zur historischen Darstellung; in beiden aber wird die gleiche Liebe zum Gegenstand, die gleiche Klarheit der Überschau über den ungemein ausgedehnten Stoff sichtbar. Die wohlgelungenen Bildreproduktionen unterstützen die Darstellung aufs beste.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung. Aufsätze und Reden. Von Emil Ermatinger. Wien 1928, Amalthea-Verlag. 403 S.

Für die Sammlung von Studien, die an ihrem Ort und zu ihrer Zeit bereits einzeln das ihrige gewirkt haben, mag es mancherlei Motive geben: das glücklichste und fruchtbarste ist es sicherlich, wenn sich in der Überschau späterer Jahre das Vereinzelte als innere Einheit erweist — sei es als eine Kraft, das Verschiedenartige zu durchdringen, sei es als ein Weg zu einem Ziel, das von verschiedenen Standpunkten immer näher und genauer visiert wird, als unbewußt einheitlicher Entwicklungsprozeß also. Die Sammlung des zürcher Literarhistorikers Emil Ermatinger ist offensichtlich diesem letzteren Motiv entsprungen. Er brauchte an den zwanzig Studien dieses Bandes nichts zurechtzubiegen und nichts hinzuzufügen, um sie als Einheit empfinden und geben zu können. „Von der Psychologie zur Metaphysik," so deutet er selbst diesen Weg, der die Entwicklung einer fest geprägten und jedenfalls nicht leicht wandelbaren Natur bezeichnet, symptomatisch für den Entwicklungsgang seiner Wissenschaft, den er forschend und fordernd als solchen mit hat bestimmen helfen. Dieser Gesamtprozeß der neueren Literaturwissenschaft, dessen Verflechtung in die geistig-seelischen Triebkräfte und Nöte der Zeit der einleitende Aufsatz „Die deutsche Literaturwissenschaft in der Bewegung der Gegenwart" aufdeckt, wird hier in einem Ausschnitt vorgeführt, der durch den Titel der Sammlung glücklich bezeichnet ist: Krisen und Probleme, dynamische Spannungen und ideeliche Schichtungen in den Epochen von Gryphius und Grimmelshausen bis zur Gegenwart werden mit der gleichen Aufmerksamkeit belichtet, und gleichmäßig verteilt sich das Interesse des Autors auch auf die verschiedenen geistig-seelischen Bezirke, wennschon der religiöse dem Autor am nächsten zu stehen scheint. Darf ich in der Fülle des Anregenden einiges auszeichnen, so möchte ich in der Behandlung der „Probleme in der neueren deutschen Epik" und den Gottfried Keller-Studien (hier besonders derjenigen über „Keller und das Problem der schweizerischen Nationalliteratur") am besten jene Forderungen verwirklicht sehen, die Ermatinger selbst in seinem Nachwort an den Geschichtschreiber der Literatur stellt.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Geschichte der deutschen Literatur von Friedrich dem Großen bis zur Märzrevolution. Von Heinrich von Treitschke. Aus der „Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" ausgewählt und herausgegeben von Heinrich Spiero. Mit 8 Abbildungen. Berlin-Grunewald, Hermann Klemm A.-G. Verlagsanstalt. XII, 243 S.

Ich gestehe, daß ich bei dieser unverhofften Wiederbegegnung mit einem Jugendideal gleichermaßen erschreckt und betrübt worden bin. Was um Himmels willen soll bei dem furchtbaren Übermaß literarhistorischer Buchproduktion, die kaum den neu entdeckten Gestalten, Stoffen, Problemen gerecht werden kann, diese Neuerweckung eines Auch-Literaturhistorikers, dem schon der Stoff in nur unvollkommener Weise zugänglich war, dessen Probleme auf anderem Felde wuchsen als gerade dem literarischen, ja der die Literatur nur als Anwendungsgebiet seiner politischen Geschichtskonzeption be-

trachtete und der, ohne eigentlichen Formsinn, auch die eigene Form so wenig pflegte, daß Wärme, Leidenschaft, Pathos in seiner Darstellung nur als einförmig knisternde Rhetorik erscheinen? Man sehe sich nur das Kapitel „Die junge Romantik" an: wer erträgt heute noch diese perspektivisch falsche, unsaubere Zeichnung im ganzen, das aus billiger moralischer Alltagsentrüstung hergestellte Klischee Friedrich Schlegels als eines genußsüchtigen Lotterbuben, die Anprangerung der Eindeutschungsbestrebungen der Romantik („sie brachte die unverständlichen Empfindungen entlegener Völker und Zeiten auf die Bühne"), die demagogische Plakatierung der Romantik als Überfeinerung, Übersättigung, Überbildung? Wer erträgt noch diese grobe, unterschiedslose Gleichstellung von Zweck und Mittel, Ziel und Weg, die Waldeseinsamkeit, Mondschein, Mittelalter, Deutschheit, Staatsgesinnung zu einem ekeln Brei mischt, weil sie nicht weiß, was Stoff und was Zutat ist? Ein Bild der Romantik ohne die Fragmentenwelt des Novalis? Und auf welchen Leser rechnet man eigentlich für diese politische Katzenmusik zu einem dürftigen und sorglos gesetzten literarischen Text? Irgendwelche literarhistorische oder literarästhetische Belehrung ist hier nicht mehr zu holen (war sie es je?). Für diejenigen aber, die sich für den Mann selbst interessieren — und Treitschke ist ja, wenn auch in anderer Beleuchtung, als das Vorwort des Herausgebers ihn darstellt, eine an sich bemerkenswerte und für Zeit und Umwelt charakteristische Erscheinung —, für diese anderen aber ist das Studium seiner gesamten Deutschen Geschichte ohne beschränkende Auswahl (und seiner systematischen Schriften) unerläßlich.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Die Religion in Herders Geschichtsphilosophie. Von Martin Doerne. Leipzig 1927, Felix Meiner. 166 S.

Diese ebenso klare wie tiefgründige Untersuchung erfaßt und löst ein zentrales Problem, dem die Herder-Forschung, von vereinzelten und zufälligen Ansätzen abgesehen, bisher fast ganz aus dem Weg gegangen ist. Die „dunkle" Periode in Herders Entwicklung, der religiöse Sturm und Drang seiner bückeburger Zeit wird für Doerne die eigentliche Schlüsselstellung des Herderschen Werks, von der er nach rückwärts (in die rigaer Jugendzeit) und nach vorwärts (in die weimarer Spätzeit) zunächst auflösend vordringt, um dann, immer unter dem Blickpunkt des religiösen Anteils, die Einheit in großen Linien wiederherzustellen. Bei der Erhellung des religiösen Fundaments aber fallen zugleich klärende Lichter auf den Charakter und die Wandlungen der Herderschen Geschichtsphilosophie selbst und machen die ganze Tiefe und Schroffheit der geistig-seelischen Lebenskämpfe Herders offenbar.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Schubart. Dokumente seines Lebens. Herausgegeben von Hermann Hesse und Karl Isenberg. (Merkwürdige Geschichten und Menschen. Herausgegeben von Hermann Hesse, Bd. IV.) Berlin, S. Fischer. 187 S. M. 2,50 (3,50).

Hermann Hesses vielfach bewährtes Geschick, vergessenes oder falsch gesehenes Erbgut deutscher Literatur den Zeitgenossen sichtbar und eingänglich zu machen, ist in diesem Band nicht wirksam geworden. Der Auszug aus „Schubarts Leben und Gesinnungen, von ihm selbst im Kerker aufgesetzt", dieses Zeugnis einer erpreßten Religiosität, die auch die Rückschau auf das vergangene Leben zum winselnden Bußebekenntnis färbt, nimmt leider den größten Raum ein; eine sachkundigere und ausgiebigere Ausschöpfung der übrigen Dokumente, insbesondere der Briefe und der Berichte von Zeitgenossen, hätte ein lebenswahreres und sprechenderes Bild ergeben, ganz abgesehen davon, daß „Autobiographie" und Dokumente sich vielfach widersprechen, so daß der Leser, der ein getreues und unretouchiertes Bild Schubarts wünscht, sich besser unmittelbar zu den Quellen selbst wenden wird; für den eilig gedankenlosen Leser aber das schicksalvolle Leben eines der kraftvollsten und ursprünglichsten Menschen des 18. Jahrhunderts bequem herzurichten, war sicher nicht des Herausgebers Absicht.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Politische Romantik. Von Carl Schmitt. Zweite Auflage. München 1926, Duncker & Humblot. 234 S.

Bei seinem ersten Erscheinen (1919) hat das Werk durch die originelle und lebendige Ansicht der Dinge im ganzen, durch geistvolle Verknüpfung wenig beachteter oder falsch bewerteter Einzelerscheinungen und durch seine schlagkräftige und zielsichere Argumentation beträchtliches Aufsehen erregt. In den Jahren seither hat es sich von der allgemeinen Diskussion über das Thema Romantik ebensoviel nutzbar gemacht, wie von der entschlossen und umsichtig fortgeführten Arbeit ihres Verfassers. Es wäre zu wünschen, daß die literarhistorische Forschung, die dem Werk im ganzen wenig geneigt war, weil es dem von ihr fixierten Typus des Romantikers gründlich widersprach, sich nun williger zeige, die hier gegebenen Anregungen nach ihrem Bedürfnis ernstlich weiter zu verfolgen.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Geschichte der deutschen Philologie in Bildern. Eine Ergänzung zu dem deutschen Literatur-Atlas von Könnecke-Behrend. Herausgegeben von Fritz Behrend. Marburg 1927, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung G. Braun. XII u. 78 S. Geb. M. 12,—.

Wer ein Wünschenswertes unversehens erhält, wird leicht mit einem weiteren Wunsch antworten; so wird jeder Germanist und jeder Liebhaber deutscher Sprach- und Literaturforschung dieses ernsthafte Bilderbuch als schätzenswerte und liebe Gabe willkommen heißen und seine Anschauung von Herkunft, Leistungen und Zielen der Germanistik daraus bereichern, aber doch alsbald den Wunsch nach Vervollkommnung der Publikation in sich erwachen fühlen. Auf daß der Titel wahr werde, und die sorgsame und umfängliche Sammlung von Porträts, Aktenstücken und faksimilierten Briefen (die letzteren zu sehr auf das Anekdotisch-Stimmunghafte, zu wenig auf das Entwicklungsgeschichtliche hin ausgewählt!) zu einer wirklichen, bildhaft veranschaulichenden Geschichte sich erweitere und vertiefe. Wie viel dazu fehlt, scheint der verdiente Herausgeber selbst zu fühlen; zu einem wesentlichen Teil scheint allerdings weniger die Raumnot als der besondere Anlaß der Publikation — die Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Gesellschaft für deutsche Philologie — seine Blickrichtung gebannt und seine Arbeit beeinflußt zu haben; so erkläre wenigstens ich mir Auswahl und Akzentuierung der Porträts, besonders aber, daß unter den Disziplinen, die unterstützend und ergänzend herangezogen wurden, die Philosophie zu wenig, die Ästhetik und besonders die Geschichte der bildenden Künste in ihrer Einwirkung auf die Literaturgeschichte überhaupt nicht berücksichtigt wurden. Aber auch

innerhalb dieses verengten Kreises gibt es des Wünschenswerten, ja Unerläßlichen genug. Die Entwicklung des germanistischen Zeitschriftenwesens ist so gut wie gar nicht beleuchtet worden, musische und museale Stätten, mit denen die Entwicklung der Germanistik untrennbar verknüpft ist, wären planmäßig zusammenzustellen gewesen, wie sich auch die (leider gar nicht angerührten!) Fragen der Wirkung und Geltung der Germanistik sehr gut hätten auf knappem Raum bildhaft veranschaulichen lassen. Auf die (für meinen Geschmack: wenig witzige) Witzblattzeichnung (S. 67) würde man gern verzichten; wollte man auf Parodie, Satire und Karikatur eingehn, so wäre allerdings eine nicht unbeträchtliche Veranschaulichungsmöglichkeit aus ein paar gut gesetzten Schlaglichtern zu gewinnen. Schließlich: ungleich wichtiger als die Reproduktion von Buchtiteln — die ja hier nur Reminiszenzen bedeuten können — wäre in einer Geschichte der Philologie die Nebeneinanderstellung von Textproben aus der älteren und neueren Literatur, um an der Entwicklung der Textgestaltung Wege, Ziele und Leistungen der Philologie zu veranschaulichen; eine solche an ausgewählten Beispielen durchgeführte Darstellung der Entwicklung von Editionsgesinnung und Editionstechnik könnte nicht nur die Geschichte, sondern auch die Lebensrechte der heute viel geschmähten Wissenschaft lebendig und wirkungsvoll veranschaulichen.

Frankfurt a. M. Martin Sommerfeld

Einführung in die Buchkunde. Ein Handbuch für Bibliothekare, Bücherliebhaber und Antiquare. Von Hanns Bohatta. Wien 1927, Gilhofer & Ranschburg. VII, 328 S. und 26 Tafeln.

Der allen Theoretikern und Praktikern der Buchkunde wohlbekannte wiener Oberbibliothekar will mit dem vorliegenden Werk namentlich „dem Anfänger das Terrain ein wenig ebnen", indem er die hauptsächlichen Ergebnisse der Forschung auf dem Gebiet der Buchgeschichte zusammenstellt. Er berichtet im ersten Abschnitt zunächst ausführlich über die Gutenberg-Forschung, gibt dann einen knappen Überblick über die Wiegendrucke (mit einer sehr nützlichen, nach Ländern und Druckjahren geordneten Tafel der „Erstdrucker") und schließt eine ungefähr 80 Seiten umfassende Zusammenstellung biographischer Daten über die wichtigsten Drucker des 15. bis 20. Jahrhunderts an. Der zweite Abschnitt behandelt buchtechnische Einzelfragen wie Format, Typen, Seitenzählung, Notendruck, Titelformen, Initialen und Signet jeweils in geschichtlicher Perspektive und schließt mit einem Überblick über Zensur und Index und einer Zusammenstellung der bei Hain und in Antiquariatskatalogen und der in Inkunabeln üblichen Abkürzungen und ihrer Auflösungen. (Hier müßte freilich auch dem sprachkundigen Anfänger noch manches genauer erklärt werden.) Der dritte Abschnitt läßt die für die Geschichte der Bucherzeugung wichtigsten Büchergattungen — Bibel, Brevier, Missale, Livres d'heures, Totentanz, Kalender, Atlanten usw. — Revue passieren, und der vierte beschäftigt sich dann noch mit der Geschichte des Bucheinbandes und seiner bedeutendsten Meister. Dem Praktiker wird besonders willkommen sein, was zum Schluß über „die Hygiene des Buchs" und über „Mittel zur Beseitigung von Bücherschäden" gesagt wird; und nicht minder wird ihn die Tabelle erfreuen, die mit einem Register und einigen gut gewählten Buchtafeln zusammen den Anhang des Buchs bildet, nämlich eine Art Wörterbuch, das in sämtlichen europäischen Sprachen die in Büchertiteln am häufigsten vorkommenden Ausdrücke aufführt und verdeutscht. Auch darf noch auf die sehr reichen Literaturangaben hingewiesen werden, die jedem Kapitel beigegeben sind und die natürlich den Wert des Bohattaschen Buchs als eines Nachschlagewerks für solche Bücherfreunde, die zu Einzelstudien weiterschreiten möchten, wesentlich erhöhen.

Stettin Erwin Ackerknecht

Elisa von der Recke. Mein Journal. Herausgegeben von Johannes Werner. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 272 S. Geb. M. 8,50.

Elisa von der Recke wird oft von Zeitgenossen mit sympathischen Worten erwähnt; leider hat ihr Name jedoch durch ihre verzückte Bewunderung des Hausgenossen und Schützlings Tiedges, dieses viertklassigen Dichters, einen etwas komischen Beigeschmack erhalten.

Nun tritt sie uns lebendig und plastisch entgegen. Sie hinterließ achtzehn umfangreiche Tagebücher, diese waren verschollen, es haben sich zwei gefunden, sie sind von Johannes Werner geschickt und gewissenhaft herausgegeben worden. Ihn trifft natürlich nicht die Schuld der auf dem Umschlag stehenden Worte: „... die bedeutsamste Frau am Ausgang des XVIII. Jahrhunderts!" Elisa von der Recke war eine grundgütige Frau, sie war sehr liebenswürdig, schön und edel, war zu jedweder, auch der verstiegensten Aufopferung bereit. Durch die Entlarvung Cagliostros, durch die sich anknüpfende Fehde mit einem streitbaren Hofprediger war sie mit vierunddreißig Jahren berühmt geworden, sie galt für eine ungewöhnliche Frau. Trotz ihrer Intelligenz und Begeisterungsfähigkeit fehlte ihr jedoch ein Wichtiges — das intuitive Kunstverständnis. Sie liebte und verehrte die Kunst, aber nur falls diese ihren Idealen entsprach. So war ihr der Verkehr mit Klopstock, Gleim, Wieland, Bode und vor allem mit Tiedge wertvoller als der mit Goethe. Alle Opern waren ihr „widernatürlich und lächerlich"; da nur „das Edle in Künsten sie anzieht", hält sie nicht viel von der Malerei.

Kunstkritik braucht man aber auch nicht in diesem Tagebuch zu suchen, es gibt viel Reizvolles, viel Interessantes. So freut man sich ihrer Sprache, auf diesen Seiten finden sich viele ungewohnte, gefällige Worte und Wendungen. Sind sie baltisch? Oder waren sie damals in der Umgangssprache einiger vornehmen deutschen Kreise gebräuchlich? Leider haben gerade diese, zur Benachteiligung unserer Sprache, sich mit Vorliebe französisch ausgedrückt. Gern lesen wir die ausführlichen und durchaus zuverlässig klingenden Schilderungen ihres Wanderlebens. Diese Baltin hegt eine glühende Bewunderung für Friedrich den Großen, sie gibt kulturhistorisch wertvolle Bilder aus dem berliner Hofleben unter dem von ihr günstig gezeichneten Friedrich Wilhelm II. wie vom warschauer Hof unter König Stanislaus Poniatowski. Weitaus am liebsten verkehrte sie jedoch in gebildeten Bürgerkreisen, so bei Nikolai, Parthey, Sieveking, dem Schauspieler Schröder, und während damals, Anfang der neunziger Jahre, Goethe in Wilhelm Meister die unerreichten Vorzüge des Adels pries, lobt diese geborene Reichsgräfin, diese Schwägerin eines regierenden Herzogs immer wieder die Bürgerkreise auf Kosten des Adels... „Im kultivierten Mittelstand beglücken die tätigsten Tugenden die Menschen... nur hier ist wahre Glückseligkeit und fröhlicher Lebensgenuß zu finden... Der holsteinische Adel ist weniger gebildet als die Bürgerstände." Ob sie hingegen einen Bürgerlichen geheiratet hätte, darf angezweifelt werden.

Sie war nicht nur eine „schöne Seele", sie war heiter und lebensfroh, hat gern zum Tanzen und Singen angeregt. Im

Tagebuch der Lili Parthey kam ich auf die Worte: „Alles, was sie erzählt, macht sie interessant, man möchte ihr ewig zuhören."
Längen finden sich in diesem wie in jedem gefühlvollen Journal, trotzdem ist dieses der Elisa von der Recke anziehend und wertvoll; mögen die fehlenden sechzehn Bände aufgefunden werden!

Berlin — Marie von Bunsen

Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin. Herausgegeben von Erich Gülzow. Stuttgart-Berlin 1928, J. G. Cotta Nachfolger. 240 S.

Nur ausnahmsweise hat die eigentliche Literatur der letzten Generationen „fromme" Bücher aufzuweisen; diese Arndtschen Briefe haben jedoch nicht nur religiösen, nicht nur menschlichen, sondern auch künstlerischen Wert. Ein geeignetes Konfirmationsgeschenk, aber auch Kulturhistoriker, auch die noch immer zu vereinzelten heißen Bewunderer der Arndtschen Prosa, dieses farbigen, festen Eigenklangs, werden ihre Freude haben. Um so mehr, als das Buch sowohl hübsch ausgestattet wurde, das ist häufig, und sich durch eine weniger häufige sorgfältige Herausgabe empfiehlt.
Die Briefe enthüllen uns die fast fünfzigjährige Herzensfreundschaft zwischen dem freiheitlichen Kämpfer Ernst Moritz Arndt und der pommerschen Edelfrau Charlotte von Kathen ... „Fein, aristokratisch ... eine Blumenseele ... eine hinauffliegende Lerche." Schleiermacher nennt sie „die Reinste, Heiligste", Henriette Herz: „ein höheres verklärtes Wesen," die „unerreichte Harmonie ihres Hauses" wird erwähnt. Dabei schlicht und natürlich, an erster Stelle kamen ihr zeitlebens die Pflichten als Mutter, als Gattin des nüchternen, aber rechtschaffenen Gemahls. Das Verhältnis zwischen ihr und Arndt ist von einer unerreichten Zartheit. Auf dem Rügenschen Gut, zur Zeit der Apfelblüte haben sie sich befreundet. Liebe durchzieht ihre Gefühle, aber erst fünfunddreißig Jahre später wird leise auf den Liebesunterstrom ihrer langen Freundschaft angespielt. Seine Briefanfänge lauten, langsam ansteigend: „Gnädige Frau ... teuerste Freundin ... gute und schöne Frau ... geliebteste Freundin," und im Alter kommt es zur „Geliebtesten" und zum „Du". Beide gehören nicht zu unseren besten Briefschreibern — diese Gabe wird ja beinah willkürlich ausgeteilt — gut sind jedoch, auch formal, die Briefe. Bezeichnend für dieses sittlich strenge, aber doch warm und gerecht empfindende Paar ihre menschliche Beurteilung der Eheirrungen von Schleiermachers Gattin, der Schwester dieser Charlotte von Kathen. Bezeichnend auch, daß nach der 1848er Revolution Arndt einmal ruhig seine durchaus abweichende politische Auffassung feststellt; dies ändert nichts im Verhältnis der beiden. Beachtenswert seine und auch ihre Schilderung Friedrich Wilhelms IV., und es spricht ein wohltuender Stolz aus Arndts Erwähnung seiner Eltern. Bekanntlich ist der Vater noch Leibeigener gewesen, wurde vom Grafen Malte Putbus freigelassen. „Ich bin," schreibt Arndt, „von sehr edlen Eltern geboren, die von Natur waren, was man durch Erziehung nie wird. Ich hatte eine Mutter — ein kühneres und freieres Weib in einem gebrechlichen Körper hat die Natur nie hervorgebracht. Gleich im Glück, freudig im Unglück, still, fromm und tätig, mit Phantasie und einem gesunden Herzen ausgerüstet, war ihr das Leben genug."
Diese Briefsammlung ist eine Bereicherung deutscher Kultur.

Berlin — Marie von Bunsen

Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Jeremias Gotthelf. Von Rudolf Hunziker. Frauenfeld 1927, Huber & Co. 225 S. — Josef Viktor Widmann. Von Maria Waser (ebenda). 200 S. — Jakob Christoph Heer. Von Heinrich Gottlieb Heer (ebenda). 96 S.

Diese schöne Buchreihe ist von Haessel an einen alten Schweizerverlag übergegangen, an Huber in Frauenfeld. Dieser Verlag hat der Reihe nun in kurzen Abständen drei wohlgelungene Dichterbiographien beigefügt, die auch in Deutschland beachtet zu werden verdienen.
Je weiter die große Gesamtausgabe der Werke Gotthelfs (bei Rentsch erscheinend) gedieh, desto größer wurde das Bedürfnis nach einer verläßlichen Gotthelf-Biographie. Jetzt hat der Leiter jener Ausgabe, Rudolf Hunziker, sich endlich des Zuwartens entschlagen und in einem handlichen Band kleinern Umfangs über Leben und Werk des großen, urtümlichen Berners berichtet.
Hunziker beginnt, neuerer Darstellungsart nicht gewogen, mit der Geburt Gotthelfs und endet sein Buch wenige Seiten nach der Vermeldung des Todes. So baut er, was er zu berichten, darzustellen, zu erläutern und zu entwickeln hat, in das Jahrgefüge dieses Lebens. Und schafft damit einen außerordentlich verläßlichen Überblick über Leben, Werk und Wesen des emmenthaler Pfarrherrn. Man findet sich in dem Band leicht zurecht, wird vom Erzähler nicht bedrängt, so wohl abgewogen die Urteile sind. Die schweizerische Besonnenheit hält bis zum Schluß mit der Verehrung des Liebenden zurück. Erst auf den letzten Seiten werden die mächtigen Schatten der Größten beschworen, und überwertend, Gotthelf, Balzac und Dostojewski nahe gesellt. Das wertvolle Buch Hunzikers wird einer größeren, den innern Weg, das Weltbild darstellenden Biographie Jeremias Gotthelfs einst bedeutende Dienste leisten. Bis dahin wird es der Wegführer zu Gotthelf sein.
Maria Waser trägt in ihrer Biographie Joseph Viktor Widmann persönliche Dankesschuld in schöner Weise ab. Sie baut ihm ein Denkmal, wie es herzlich und klug-gläubig wohl nur einer Dichterin gelingt.
Wer immer sich mit dem Schicksal der deutsch-schweizerischen Dichtung vom Tode Kellers bis zum Weltkriege beschäftigt, wird fast auf jedem Wege, selbst auf dem Pfade der kleinen, vergessenen Dichter dem Namen Widmanns begegnen. Denn keiner hat wie Widmann, der dichtende Redaktor des „Bund", die Dichter und die Dichtung so aufmunternd und väterlich betreut. Diesem Wiener, der seinen Daseinspessimismus so heiter trug, daß man ihm die Dunkelheit seiner Weltanschauung oft nicht recht glaubt, gelang es, trotz der Bücherflut, die den Feuilletonredaktor umlagert, Bücher und Verfasser, die bedeutenden und die unbedeutenden zu lieben.
Dieser helle, tatkräftige Mensch Widmann ersteht lebendig in Maria Wasers Darstellung. Ihr Versuch, den Dichter Widmann einer Nachwelt lebendig zu erhalten, wird weniger gelingen. Denn der hübsche Springquell seiner dichterischen Begabung besitzt weder genügend Druck noch Fülle des Strömenden, um uns über seine Gegenwart hinaus viel zu bedeuten. Wenig erträglich ist uns etwa der Dialog in der „Maikäferkomödie", wir finden die „Muse des Aretin" von schwacher Symbolkraft. Allzu leicht fiel dem Weltfreudigen das Poetische. Es blieb („Der Heilige und die Tiere" sei hier ausgenommen) allzu leicht.
Maria Waser überwertet den Dichter. Aber sie tut es auf so edle Art, erzählt gleichzeitig so farbig, so dicht ein Stück

bernischer Kulturgeschichte, daß man sich dem Charme dieses liebenswerten Buchs nicht entzieht.

„Muß es nicht verwundern, daß zwei Jahre nach dem Tode des erfolgreichen Dichters noch keine Biographie über ihn erschienen ist?" fragt der Waschzettel, der das Bändchen „Jakob Christoph Heer" von G. H. Heer begleitet. — Durchaus nicht! Wir wundern uns vielmehr, daß sie jetzt schon da ist! Und etwas zögernd begegnet man der Lebensdarstellung. War uns doch der Erfolg der Romane Heers stets Beweis für die geringen Ansprüche des deutschen Publikums. Wurde uns doch ihr Hochgebirgspathos immer unerträglicher! Wir wußten freilich auch, daß dem Dichter selbst die stillern Werke, etwa der „Joggeli" herznaher waren als all die lauten Erfolgsbücher.

Vom stillen Heer spricht die kleine Biographie. Mit gutem Urteil, ohne Anmaßung, ohne Totes wieder zum Leben erwecken zu wollen. Der Lebensweg eines im Grunde bescheidenen, an Spannung nicht allzu reichen Menschen, der die gute Stunde nützen konnte und hernach selbst so ausgenutzt wurde, daß es nicht ohne Beschädigung seiner Persönlichkeit ablief, wird erzählt. Bis dahin, wo der Weg schmal wird und in Sorge und Kummer mündet. Gut und schlicht erzählt, klug und mit der Wärme persönlichen Wissens.

Zürich Ernst Aeppli

Das Volkslied der deutschen Schweiz. Von Otto von Greyerz (Die Schweiz im deutschen Geistesleben). Frauenfeld 1927, Huber & Co. 232 S. Geb. M. 4,—.

Der bernische Hochschullehrer Otto von Greyerz ist der leidenschaftliche Verwalter des dichterischen Volksgutes der Schweiz. Vor zwei Jahrzehnten hat er mit größtem Erfolge einige Bändchen schweizerischer Volkslieder, denen er die wertvollen Melodien mitgab, erscheinen lassen und damit eine eigentliche Regeneration des einfachen Volksgesanges bewirkt. Jetzt läßt er jenen Bändchen, welche kein großer Leseapparat unnötig beschweren durfte, eine knappe wissenschaftliche Darstellung des „Volksliedes in der deutschen Schweiz" folgen. Sie beweist, wie innig der Zusammenhang des deutsch-schweizerischen Volkstums mit der großen deutschen Volksgemeinschaft bei aller politischen Sondierung geblieben ist, zeigt aber auch eine Fülle von Eigenart, Erfindung und Gebärde im schweizerischen Volkslied. Es offenbart sich ein Reichtum, wie er auf geographisch so beschränktem Raum nicht wieder zu finden sein wird. Gegen dreihundert Lieder finden eingeordnet, nach Herkunft, nach innerer und äußerer Form betrachtet, in dem kleinen Band Erwähnung. Das Nachschlagewerk, das auch vom Schicksal schweizerischer Volkslieder in Deutschland, von der Übernahme deutscher und schweizer-deutscher Volkslieder durch die welsche Schweiz berichtet, wird auf Jahre hinaus für diesen Gegenstand wertvollste Dienste leisten.

Zürich Ernst Aeppli

Hebbels Nibelungen auf der Bühne. Von Walter Landgrebe. Band 1 der Forschungen zur Literatur-, Theater- und Zeitungswissenschaft. Herausgegeben von Eugen Wolff. Oldenburg 1927, Schulzesche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung (Rudolf Schwartz). 104 S. M. 4,50.

Das Kapitel Hebbel und das Theater ist bisher noch ziemlich unbearbeitet. Eugen Tannenbaum hat vor Jahren eine noch nicht erschöpfende Schrift über das Verhältnis des Dichters zur Bühne veröffentlicht. Die umgekehrte Frage, wie das Theater in jahrzehntelangem Ringen Hebbel für sich zu erobern versucht hat, ist noch weniger behandelt worden. Weicherts Ausführungen über Inszenierungsprobleme Hebbelscher Dramen, Hoffmann-Harnischs dramaturgische Erwägungen zu den „Nibelungen", auch einzelne Theaterkritiken geben verdienstvolles Teilmaterial. Nun unternimmt Landgrebe es, den gesamten Fragenkomplex, der sich hier auftut, wenigstens für die besonders schwierige Nibelungentrilogie zu beantworten. Er verfährt in seiner Untersuchung nicht nur historisch, als Mann der Praxis hat er auch die lebendige Beziehung zum gegenwärtigen Theater; das kommt seiner Schrift zugute. Landgrebe behandelt, auf bekanntes Material gestützt, die Vorgeschichte der weimarer Uraufführung unter Dingelstedts Leitung, und gibt anschließend die Geschichte der wesentlichen Aufführungen von 1862 bis 1925. Der Hauptteil der Schrift ist der geschichtlich-ästhetischen Betrachtung der verschiedenen Inszenierungen im Wandel der Zeiten von Dingelstedt bis zu Jürgen Fehling gewidmet. So sorgsam das Material in den beiden Kapiteln „Dramaturgie" und „Regie" behandelt ist, so vermißt man hier doch durchgängig die stilgeschichtliche Einstellung und Durchdringung. Die Prinzipien dramaturgischer Bearbeitungen werden künstlerisch-individuell untersucht, aber nicht aus dem Geist der Zeiten und ihrer Forderungen begriffen. Die Behandlung der Regie ist nicht zum Vorteil des Ganzen in die Abschnitte Inszenierung und Bühnenbild zerlegt, die doch eine organische Einheit bilden, und entbehrt der engen Beziehung zu den Problemen der modernen Theatergeschichte; das hier besonders wichtige Verhältnis zur bildenden Kunst ist beispielsweise gar nicht berührt worden. Ein letztes Kapitel beschäftigt sich mit der schauspielerischen Verkörperung der tragenden Rollen und läßt recht lebendig die prominenten Darsteller und Darstellerinnen des Hagen, des Siegfried, der Brunhild, der Kriemhild, des Gunther und des König Etzel Revue passieren. Hier ist aus schauspielerischem Erlebnis nachgeschaffen. Aber auch hier beschränkt sich der Verfasser auf die Grundformen individueller Auffassungen und läßt sich die Möglichkeit einer stilgeschichtlichen Einordnung in die Entwicklung der Schauspielkunst entgehen. Verdienstvoll bleibt an dem Buch, daß ein neues Problem mit künstlerischer Erlebnisfähigkeit in Angriff genommen worden ist. Für eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung fehlt die durchgreifende theaterhistorische Problembeantwortung.

Halle (Saale) Edgar Groß

Maria Magdalena. Von Friedrich Hebbel. Ins Plattdeutsche übertragen von Johann Meyer. Durchgesehen von Fritz Wischer. Kiel 1927, Wissenschaftliche Gesellschaft für Literatur und Theater. 60 S.

Johann Meyer, Holsteiner von Geburt, zuletzt Direktor der Idiotenanstalt in Kiel, gab um die Mitte des vorigen Jahrhunderts zwei Bände „Dithmarscher Gedichte" heraus, die Hebbel als eine wesentliche Bereicherung der plattdeutschen Literatur begrüßte. Beinahe dreißig Jahre später unternahm es derselbe Dichter, dasjenige Werk Hebbels, das seinen „seelischen Akzent" aus der dithmarsischen Heimat schöpfte, ins Niederdeutsche zu übertragen. Diese Umdichtung, die Meyer nicht druckfertig hinterließ, hat Fritz Wischer durchgesehen und gefeilt; Eugen Wolff legt sie, mit kurzem Vorwort versehen, als Gabe des Hebbel-Museums den Mitgliedern der „Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater" vor. Man hat beim Lesen den Eindruck, daß Hebbels Drama in so wohlgeformter, dichterisch nacherlebter

Übertragung auch plattdeutsch seine Kraft dokumentiert. Trotzdem bleibt die Rückübersetzung aus einer höheren Kultursprache, wie sie das Hochdeutsche dem Plattdeutschen gegenüber doch darstellt, eine Liebhaberei. Ob dem Niederdeutschen „Maria Magdalene" in dieser Form näher gebracht werden kann als in der Originalsprache, möchte ich bezweifeln. Daß der Versuch einer Aufführung inzwischen im niederdeutschen Sprachgebiet gemacht und meines Wissens mit Erfolg gemacht worden ist, beweist letzten Endes doch nur, wie sehr Hebbels Drama mit seinem Ideengehalt im holsteinischen Boden verwurzelt ist. Trotzdem eine sehr reizvolle, auch äußerlich mit Geschmack ausgestattete Gabe.

Halle (Saale) — Edgar Groß

Der Schauspieler. Herausgegeben von Ewald Geißler. Berlin 1926, Bühnenvolksbund-Verlag. 155 S. M. 3,60 (5,–).

Mit sehr viel gutem Willen und einigem Geschick hat Ewald Geißler in dem letzten Sammelband, den der Bühnenvolksbund als Jahresgabe seinen Mitgliedern zukommen ließ, eine Anzahl von Arbeiten über den Schauspieler aus Federn, die aber doch wohl nur zum Teil als berufen gelten können, zusammengetragen. In Anbetracht des eigentlichen Zwecks des Buchs: dem Theaterbesucher, der den Schauspieler zumeist nur aus der Ferne kennt, Wesen und Wirken des Schauspielers näher zu bringen, darf man die Arbeit begrüßen. Nur hätte man gern unter den 27 Autoren etwas mehr Stimmen aus der Praxis vernommen; warum hat man nicht einen Bühnenleiter, einen Regisseur oder einen der jüngeren bekannten Schauspieler selbst sprechen lassen? Dafür hätte ruhig auf die beiden, an sich recht einleuchtenden Aufsätze über die Laienspiele verzichtet werden können, um so mehr als Ferd. Gregori in den Schlußworten seines ausgezeichneten Aufsatzes „Die Vorbildung des Schauspielers" alles Wichtige über dieses Thema gesagt hat, soweit es im Zusammenhang mit dem Schauspieler zu Worte zu kommen braucht. Und schließlich wurde ja im Jahre 1924 schon ein dicker Spezialsammelband über das Laienspiel herausgegeben. Bei einer eventuellen zweiten Auflage setze man den Rat der Siebenundzwanzig etwas anders zusammen, das Buch wendet sich ja weniger an Philologen, als an die breiteste Öffentlichkeit. Wie gern erinnert man sich immer wieder des ersten, von W. E. Gerst trefflich besorgten Sammelbandes, der den symptomatischen Titel „Das Theater der Zukunft" trug.

Krefeld — Ernst Martin

Raabe-Lexikon. Von Heinrich Spiero. Berlin-Grunewald 1927, Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G. 278 S. Geb. M. 5,75.

In der umfangreichen Raabe-Bibliographie war dies Buch notwendig. Seitdem man über die Untersuchung und Darstellung von Einzelproblemen in Raabes Dichtung und Dichtweise aufzusteigen beginnt zur zeitgeschichtlichen Wertung seiner Gesamterscheinung (s. u. a. das wertvolle Buch von W. Heeß über „W. Raabe, seine Zeit und seine Berufung" L. E. XXIX, 4), muß auch der Forderung nach ebenso vollständiger, wie übersichtlicher Sammlung seiner poetischen Details von vornherein Genüge getan werden (s. Fr. Jensch, „Raabes Zitatenschatz", L. E. XXVIII, 6). In diesem geistigen Raum hat nun auch Heinrich Spiero, langbewährter Raabe-Kenner und -Verehrer, sein „Lexikon" aufgebaut als ein bildungsgeschichtliches Monument. Und zwar von bedeutendem Ausmaß.

Die fünf großen Bildungsströme, die dem Dichter seine staunenswert umfangreichen Kenntnisse zutrugen, werden in der Einleitung als die folgenden gekennzeichnet: die biblische Gedankenwelt, eine gründliche philosophische Belesenheit, eine gewisse historische Kenntnis und starke Situationsschaukraft, die Atemluft des klassischen Humanismus, ausgedehnte und eindringliche Gegenwartsbeobachtung. Raabe ist zudem der typische Büchermensch der Moderne gewesen. Mit Leidenschaft blätterte und las schon der Junge im reichen Material des Elternhauses, durchwachte der Lehrling seine Nächte über den Bücherschätzen seines magdeburger Geschäftsherrn, studierte der Einsame aus der Spreegasse in den berliner Jahren, vertiefte noch der Alte im Großen Klub zu Braunschweig sich allabendlich in die Tagesblätter.

Spieros Fleiß bekundet nicht allein die Aufstellung von zirka 7000 Stichwörtern aus dieser Raabeschen Bildungswelt, sondern auch die große Zahl von Hinweisen auf verwandte bzw. erläuternde Literatur.

Braunschweig — Erich Sander

Wilhelm Raabes Stopfkuchen. Studien zu Gehalt und Form von Raabes Erzählungen. Von Hans Ahrbeck. Borna-Leipzig, Universitätsverlag von Robert Noske. 105 S. M. 2,20.

Ahrbecks Arbeit über Raabes eigenes Lieblingsbuch ist über die vortreffliche Analyse des „Stopfkuchen" hinaus von Bedeutung für die Erforschung von Raabes Stil und Schaffensart überhaupt. Insbesondere die Erhellung der Entstehungsgeschichte aus den dürftigen Aufzeichnungen des Tagebuchs und einigen Briefen führt weit in den ganzen Raabe hinein. Auch wer sich der Schlußanschauung Ahrbecks, daß bei Raabe, dem schaffenden Dichter, „der Gedanke das Element seines Lebens war", nicht anschließen kann, wird die Schrift des jungen Forschers mit reichem Gewinn aus der Hand legen.

Berlin — Heinrich Spiero

Wilhelm Raabe. Wie er war und wie er dachte. Gedanken und Erinnerungen von Fritz Hartmann. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Hannover 1927, Adolf Sponholtz. 101 S.

Fritz Hartmann gehört zu dem Kreise der Kleiderseller, dessen Mittelpunkt Jahrzehnte hindurch Wilhelm Raabe war. Bald nach des Meisters Tode gab Hartmann Erinnerungen heraus, die er, der glänzende Journalist, aus Gesprächen mit Raabe davongetragen hatte. Sie verblüfften damals vielfach und wurden sogar in ihrer Echtheit angezweifelt, bis andere Seller sie bestätigten. Seither ist das wirkliche Bild Wilhelm Raabes, den sich manche früher als einen friedseligen Idylliker vorstellten, klarer hervorgetreten, und Hartmanns Arbeit ordnet sich ihm ohne weiteres ein. In der neuen Ausgabe hat er das Gebotene durch weitere Tagebuchauszüge dankenswerterweise vermehrt. Raabes von allen konventionellen Bindungen freies menschliches Urteil, sein unvoreingenommener politischer Blick kommen bezwingend zum Ausdruck. Das mit ebensoviel Geschmack wie warmer Liebe eingeleitete Buch gehört neben Raabes Gesammelte Werke.

Berlin — Heinrich Spiero

Gustav Schüler als religiöser Dichter. Von Wilhelm Knevels. Stuttgart-Berlin 1928, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. 57 S.

Knevels geht bei seiner knappen Darstellung des nun sechzigjährigen Lyrikers von dem Dualismus in Schülers Werk aus;

nebeneinander findet er ein ungestilltes Sehnen nach Gott und eine währende Gottverbundenheit, ein gleichzeitiges Gott-Suchen und Gott-Haben. Sehr fein kontrastiert Knevels diesen Dualismus mit dem religiösen Dichtertum Rainer Maria Rilkes. Und ebenso sicher stellt er die Zeitferne Gustav Schülers dar und leitet gerade aus ihr die Zeitaufgabe seiner Dichtung ab. Indem Knevels den auch von mir jüngst ausgesprochenen Wunsch vorträgt, es möge uns endlich eine knappe Auswahl aus Schülers Werk beschert werden, zeichnet er Ausmaß und Grenzen dieser Kunst mit sicherer Hand.

Berlin — Heinrich Spiero

Reinhard Johannes Sorge. Unser Weg. Von Susanne M. Sorge. Mit einem Nachwort von Karl Muth. München, Josef Kösel & Friedrich Pustet K.-G. 135 S. Geb. M. 3,60.

Die Witwe des sechsundzwanzigjährig im Weltkrieg gefallenen Dichters Reinhard Johannes Sorge erzählt in diesem Buch ganz anspruchslos und selbstlos den Lebensablauf ihres Gatten, soweit sie dies Leben an seiner Seite miterlebt hat. An allen Stellen aber, wo es nur angeht, fügt sie Briefe und Tagebuchblätter Sorges ein oder Zeugnisse aus der Umgebung Sorges, die von seiner Wirkung sprechen. So werden die Blätter der Erinnerung zu einem neuen persönlichen Lebensdokument der für unseren Blick reinsten religiösen Persönlichkeit unter den Dichtern der letzten Jahrzehnte.

Wir sprechen den Superlativ mit vollem Bedacht aus. Uns ist kein Dichter seit Hölderlin bekannt geworden, der mit solcher Unmittelbarkeit, Inbrunst, Kraft, Klarheit und Treue seine Kunst nur dem göttlichen Stimmenruf von oben geöffnet und hingegeben hätte. Sorge ist in des Wortes alter, ganz realer Bedeutung ein „Mystiker" gewesen. Nur dem Leser, dem die religiösen Begriffe, Dinge und Vorgänge der christlichen Mystik bekannt und ehrwürdig sind, öffnet sich auch der Reichtum des vorliegenden Buchs. Nur als „Mystiker" ist erfaßbar ein junger Mensch unserer Tage, der zur Sonne betet, den in ruckhafter Intuition die Heilswahrheit des Christentums überkommt, der eine leibhaftige Erscheinung Christi gehabt zu haben versichert, der Katholik wird in dem Augenblick, als ihm die sakramentale Wirklichkeit des kirchlichen Lebens aufgeht, der als Katholik in Briefen mit mystischer Sprachgewalt für Christi Reich weiterwirbt, der Frau und Kind verlassen will, um Mönch und Priester zu werden, der sich vollends in heiligem Zwiespalt fühlt zwischen der dem göttlichen Ruf voreilenden Sehnsucht zu solcher unbedingten Gefolgschaft Christi und der Verbundenheit der ehelichen Liebe —: ein Mensch kurzum, der mit aller Entschiedenheit und Lauterkeit sein Leben heiligen, wirklich „heilig" machen wollte. Angesichts eines Buchs wie des vorliegenden gibt es für einen gläubigen Katholiken, der zur Anzeige des Buches eingeladen wird, keine andere Möglichkeit der „Beurteilung" als die: unumwunden und unverschleiert seine Ehrfurcht und Liebe zu bekennen. Hier wird nicht mehr nach den verschiedenen Wertschichten der literarischen Leistung Sorges gefragt (Karl Muths Nachwort, alle früheren Sorge-Aufsätze Muths zu einer neuen Einheit verschmelzend, erinnert noch einmal an die Reihe der Sorge-Dichtungen), hier steht vor uns nur der eine wunderbare Grundgehalt aller Sorge-Dichtung: die religiöse Wirklichkeit einer heiligmäßig großen Jünglings- und Mannesseele. Noch in der Brieftasche des gefallenen Dichters fand man z. B. aufgeschrieben ein Gebet um die göttliche Gnade, dessen mystische Innigkeit und Gottesnähe allen Ernstes wie die Stimme eines Heiligen aus dem Mittelalter in der Erinnerung des Lesers nachhallt...

Köln — Martin Rockenbach

Verschiedenes

Deutschland, das Herz Europas. Von Ernst Jäckh. Nationale Grundlagen internationaler Politik. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 139 S. Geb. M. 5,—.

Dieses kleine Buch ist die Wiedergabe von neun Vorträgen im berliner Rundfunk, die im Spätjahr 1927 gehalten wurden. — Das hat die Anlage bestimmt, die Auflösung und Gruppierung des Stoffes, Zäsuren und Bindungen, hat auch die gelegentlichen Rückgriffe und Wiederholungen notwendig gemacht, um dem Hörer, der über ein paar Wochen hin belehrt wurde, die Anknüpfungen zu erleichtern. Die Vortragsform hat aber auch die Eindringlichkeit und Frische der Darlegungen und ihre persönliche Färbung mit sich gebracht — das Buch liest sich gut, und da es einer einheitlichen Konzeption entstammt, hat die Folge der Vorträge keinen zufälligen, sondern einen sehr geschlossenen Charakter. Der Titel gibt die Grundthese — sie ist „geopolitisch", gibt dem Begriff aber nicht die Enge, in der oft genug eine an sich fruchtbare Betrachtungsweise welkt und verkümmert, sondern erfaßt ihn auch, was Deutschlands Lage angeht, geistig und deutet die ja hundertfach festgestellte „unglückliche" Mittellage Deutschlands in Europa nicht bloß negativ, wozu eine vorzugsweise militärische und strategische Phantasie leicht neigt, sondern auch durchaus positiv: welche Glücksfaktoren und universalen Möglichkeiten und Verpflichtungen mit diesem Schicksal verbunden sind. Jäckh bedient sich im Aufbau seiner Arbeit einer sehr bewußten und wirkungsvollen pädagogischen Methode: indem er realistisch die gegebenen Tatbestände und die mit ihnen historisch verknüpften Ideologien dartut, schafft er sich die Basis, von der aus dann der positive Aufbau eines werdenden Weltbildes vollzogen wird, in einem suggestiven Vortrag, mit Vereinfachungen gewiß, mit Formulierungen, die im Willen ein Echo wecken wollen, aber ohne von dem Fundament der Einsicht in das Gegebene sich in ein Wolkenkuckucksheim erträumter Welterlösung tragen zu lassen. Der Verfasser macht darauf aufmerksam, daß die Vorträge, aus ihrer Bestimmung heraus, „populär" sein mußten; sie sind das aber nun keineswegs im Sinne unscharfer Allgemeinheit, ihr Reiz liegt gerade in der subjektiven und persönlichen Art der Gedankenführung.

Berlin — Theodor Heuß

Deutsche Geschichte in Bildern. Herausgegeben von Karl Pagel. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 400 S. Über 700 Abb. Geb. M. 18,—.

Karl Pagel hat in diesem Werk einen sehr eigenartigen Gedanken aufs beste durchgeführt. Ohne jeden Kommentar bietet er die deutsche Geschichte in ihrem gesamten Ablauf und in voller kultureller Breite in Reproduktionen zeitgenössischer Bilder. Er erreicht damit nicht nur das ihm vorgesteckte Ziel, ein inneres Bild des deutschen Wesens und einen Entwicklungsgang deutscher Geschichte zu geben, er läßt darüber hinaus Vergangenheit überaus lebendig werden. Sein Werk kommt in gleicher Weise den Fachleuten, und das sind in diesem Fall die Historiker, die Regisseure, die Maler, die Dichter, zugute wie dem Laien, dem aus diesen sparsamen Bildern ein Bilder- und Gestaltenfluten erwachsen kann. Es ist dabei anzuerkennen, daß sich Pagel großer Objektivität befleißigt

hat. In dem Bestreben, allen Zeitläuften auch im gleichen Raumausmaß gerecht zu werden, ist er vielleicht etwas zu weit gegangen. Der Neuzeit, vor allem dem 18. und 19. Jahrhundert, hätte, meines Erachtens, mehr Raum zugebilligt werden dürfen. Man kann zum Ruhm des Buchs füglich kaum Besseres sagen, als daß überhaupt der Wunsch nach größerer Fülle rege wird. Sicher ist hier ein Grund gelegt, auf dem die Zukunft breiter fortbauen wird. – In einer späteren Ausgabe setzt der Verfasser vielleicht genauere, die Herkunft der einzelnen Illustrationen meldende Unterschriften.

Berlin — Ernst Heilborn

Der Diplomat. Von Jules Cambon. Autorisierte deutsche Ausgabe. Berlin, Reimar Hobbing. 117 S. Geb. M. 6,–.

Der kleine Band des bekannten französischen Botschafters in Berlin in den Jahren vor Kriegsausbruch ist im Herbst 1925 geschrieben und enthält eine amüsante und geistvolle Plauderei eines Diplomaten über seinen Beruf. Sie ist vertieft durch mancherlei historische Parallelen und Betrachtungen, freilich nicht bereichert durch mehrfache Ausfälle gegen Deutschland. Erfüllt von Skepsis gegen den Völkerbund und neue Formen der Diplomatie, aber doch auch aufgeschlossen gegenüber den modernen Problemen, enthält das Bändchen mancherlei kluge und wahre Bemerkungen über Art und Wesen des Diplomaten, diplomatischer Verhandlungen, Bedeutung des Zeremoniells und anderes mehr.

Göttingen — W. Mommsen

Führende Frauen Europas. 16 Selbstschilderungen. Herausgegeben von Elga Kern. München 1928, Ernst Reinhardt. 286 S. M. 7,50 (9,50).

Der Titel ist irreführend. Unter den siebzehn durch autobiographische Skizzen vertretenen Frauen befinden sich, von Alice Salomon und ganz wenigen anderen abgesehen, keine führenden Frauen. Wohl könnten jedoch alle siebzehn als „bedeutende Frauen“ bezeichnet werden. Biologinnen, Sozialpolitikerinnen, Polizeioffiziere, Schriftstellerinnen und Diplomaten sind unter anderen vertreten, und gewisse Eigenschaften, Charakterzüge werden von sämtlichen aufgewiesen: ungewöhnliche Begabungen, ungewöhnlicher Fleiß, ungewöhnliche Beharrlichkeit, ungewöhnlicher Mut, um das mit Stacheldraht umzäunte Ziel zu erreichen. Fast alle sind sympathisch, fast alle erzählen schlicht und ohne Selbstbespiegelung ihren Lebenslauf. Bemerkenswert häufig neben der Hingabe an ihren erwählten Beruf der Idealismus, das warme, aufrichtige soziale Gefühl. Nicht eine könnte als „kalte Intellektuelle gelten“; auffallend, mit welcher zärtlichen Bewunderung die meisten gerade der Mutter gedenken.

Das empfehlenswerte Buch wendet sich wohl vor allem an weibliche Leser, männliche wird es jedoch gewiß interessieren, und sie werden manches Neue daraus ersehen.

Es ist die Kämpferinnengeneration; die sich vor ihr türmenden Schwierigkeiten haben eine strenge Auswahl bedingt, haben unerbittlich gesichtet. Werden auf geebneten Wegen die Nachfolgenden gleich hohe Eigenschaften hervorbringen? Oder darf man unter normalen Bedingungen, ohne die überständigen Hemmungen noch bedeutendere Ergebnisse erhoffen?

Das Fehlen vieler der bekanntesten Namen fällt unangenehm auf; diese Frauen werden wohl im folgenden zweiten Band ihr Leben schildern, und diese Fortsetzung wird uns willkommen sein.

Berlin — Marie von Bunsen

Der heilige Teufel. Rasputin und die Frauen. Von René Fülöp-Miller. Mit einem Titelbild und 93 Abbildungen. Leipzig 1927, Grethlein & Co. VIII, 440 S.

Das verschwenderisch ausgestattete Buch will ein umfassendes und zugleich objektives Bild nicht nur von dem unheilvollen Wirken Rasputins, sondern auch von der ganzen Atmosphäre in Petersburg und Zarskoje Selo, von den Stimmungen und Strömungen geben, die das Erscheinen und den Einfluß eines Rasputin überhaupt möglich machten. In solcher Ausführlichkeit ist diese eigenartige Welt bisher in deutscher Sprache nicht geschildert worden. Und man kann ohne weiteres zugeben, daß das Bild in seinen Grundzügen richtig ist, mögen auch zahlreiche Einzelversehen mitlaufen, die festzustellen Aufgabe der Fachkritik ist. Fülöp-Millers Darstellung gehört zu jenen, die sich „wie ein Roman lesen“, – wobei allerdings auch der Eindruck nicht vermieden wird, daß manches romanhaft ausgeschmückt worden ist. Man lese etwa die Schilderung der Ermordung Rasputins, Sätze wie: „In diesem Augenblick verspürte Felix etwas wie brennende Scham über die Niedrigkeit seines Vorhabens ...“ Oder: „Mit übertrieben süßlicher, einschmeichelnder Stimme trug er ein Zigeunerlied nach dem andern vor ...“ Außerordentlich reich und von hohem dokumentarischen Wert sind die dem Buch beigegebenen Bildern, wenn auch viele nur in sehr losem Zusammenhang mit dem Gegenstand der Darstellung stehen. Auffallend ist, wie sich unter die vielen „echten“ Bilder eine so offenkundige Fälschung einschleichen konnte, wie das Bild 51 zwischen S. 176 und 177, das Rasputin und die Zarin am Teetisch zeigt und dem auch der unerfahrenste Laie sofort ansehen muß, daß es sich hier nicht um eine Naturaufnahme, sondern um eine „Montage“ handelt.

Leipzig — Arthur Luther

S.. O.. S.. Achtung! Hören Sie? Herausgegeben von Hans Roselieb und Hans Oeser. Berlin 1927, Bühnenvolksbundverlag. 95 S. M. 2,40.

Eine Monographie von bleibendem Wert, die das erste tiefe Denken: Philosophie und Ethik, Naturkunde und Metaphysik des Rundfunks in sich sammelt und der neuen Erfindung zum erstenmal auf einem ihrer technischen Bedeutung gemäßen Niveau gegenübertritt. Die überzeitlichen und aktuellen Probleme sind in einer fast dichterischen Weise, mit überraschender Weite des Blicks erfaßt und dem Leser nahe gebracht. Es ist eine Kollektivarbeit, deren stärkste Werte in den den größten Teil der Broschüre einnehmenden Beiträgen der beiden Herausgeber stecken. Die übrigen dem Büchlein eingefügten Beiträge reichen von Gustav Landauer bis Romano Guardini, von Theodor Däubler zu Berthold Viertel. Hans Oeser gelingt in 33 Zeilen eine für jedermann klar faßliche Erklärung der physikalischen Vorgänge des Funks und seiner Terminologie. Unter den beigegebenen Beispielen aus der Sprachdichtung zeigt Hans Roseliebs Hörspiel „Die Blinden“ neue Wege. In ihrer Totalität ist die Schrift kraft der ihr innewohnenden dauernden Werte ein nachhaltiger Protest und Notruf gegen den die weltumfassende Erfindung überflutenden Ungeist.

Berlin — Rudolf Frank

Das Wissen im Rundfunk. Eine Auswahl von Rundfunkvorträgen. Herausgegeben von der Funkstunde. Berlin 1927, Funkstunde G. m. b. H. 480 S.

In der Vorrede deutet der Herausgeber, Theodor Kappstein, die Mängel des Buches an: „Ihre Summe lautet: Wir haben den lebenden Stil für unseren Vortrag im Rundfunk noch nicht gefunden; manche wissen noch nicht einmal, wo

sie ihn suchen müssen..." Nur in verschwindend wenigen der ausgewählten Beiträge geht ein lebendig Sichtbares aus der Vorstellungswelt des Sprechers in die des Hörers ein, keiner der reproduzierten Vorträge ist aus einem der Natur des Funks adäquaten Formgedanken entsprungen. Und so erscheint Kappsteins „Wir haben... noch nicht gefunden" als Armutsbekenntnis einer Rundfunkleitung, die es bisher noch nicht verstanden, ja gar nicht ernsthaft versucht hat, aus der vorhandenen Menge der Begabungen mitarbeitende Sprecher zur Popularisierung des Gesamtwissensstoffes aufzuspüren und heranzuziehen. „Richtlinien" allein, und seien sie noch so trefflich ausgearbeitet, tun es nicht. Immerwährend frische Blutzufuhr, Vorbild und bildende Arbeit mit dem Vortragenden, Übungen und Proben vor dem Mikrophon tun not. Vielleicht wird dann in den von der Funkstunde projektierten weiteren Bänden das Ziel erreicht, das sie in diesem Band zu erreichen glaubte: ein „geistig bedeutendes Lesebuch zu schaffen, das seinen Reiz in sich selber trägt", ein „Dokument unserer Gegenwart".

Berlin — Rudolf Frank

Funk-Köpfe. 46 literarische Porträts. Herausgegeben von Karl Wilczynski. 148 Seiten mit 43 Tafeln auf Kunstdruckpapier. Berlin 1927, Verlag Funk-Dienst.

Seine Entstehung verdankt das Buch der Tatsache, daß die Radiohörer von den Menschen und Künstlern, die ihnen diese Pseudo-Kunst vermitteln, etwas wissen wollen, weil sie sie nicht sehen können. Wer nicht unbedingter Anhänger des Rundfunks in seiner gegenwärtigen Behandlung ist, wird dieses Manko feststellen und buchen. Die braven Schweppermänner des Rundfunks, also die Leiter und Verantwortlichen, werden in dieser Aufsatz-Sammlung sogar mit zwei Schilderungen bedacht, die Sprech-Künstler werden in kurzen Skizzierungen festgehalten, wobei teils das Menschlich-Biographische, teils das Künstlerisch-Sachliche mehr betont ist. (Wie schwer es ist, einen Schauspieler in seinen künstlerischen Mitteln zu schildern, wird freilich an diesem Buch offenbar.) Alle Großen kommen vor: Höflich, Kayßler, Krauß, Ebert, Kortner, Straub, Mannheim, Gerda Müller, auch die Jungen sind vertreten, etwa Franck, Graetz, Binder, von Thellmann. Wenn neben manchem guten Porträt oder auch nur einer guten Skizze oder einem brauchbaren Strich (etwa von Jacobs oder Bab oder Fechter) viel Unerhebliches, Durchschnittliches, Nur-Geredetes steht, so muß man zugeben: es wird hier ein erster Versuch gemacht, und er soll ja so sehr vielen etwas bringen, deren Ansprüche ganz verschieden sind. Jedenfalls werden die Radiohörer zufrieden sein, und zu sehen bekommen sie genug: die ausgezeichneten und wertvollen Bilder sind die beste Ergänzung des Textes.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Des Luftschiffers Giannozzo Seebuch. Von Jean Paul. Berlin-Grunewald 1927, Kronos Verlag. 137 S.

All das, was eine große Menge Zeitgenossen täglich abgrast wie die Kuh ihre gewohnte Weide... all das erlebte schon hundert Jahre vor uns einer, erlebte es vollkommener und glücklicher, schwingend wie ein leichtes Federwölkchen über den Erdschollen.

Unter den Werken des Dichters Jean Paul sind eine Menge wunderbarer Edelsteine, die immer noch als verborgene Schätze in dem Schmuckkasten der Literatur ruhen.

Eins der interessantesten Essays ist das „Seebuch des Luftschiffers Giannozzo", dessen phantastische Weltenfahrt so packende Naturschilderungen enthält, als habe Jean Paul nicht am Schreibtisch, sondern neben unseren modernen Amerikanern im Flugzeug gesessen. Und das, was der Dichter in glänzender Satire aus seinem lenkbaren Luftschiff beobachtete, hätte Chamberlin, wenn er ein deutscher Satiriker mit dem phantasievollen Geist Jean Pauls gewesen wäre, auf seinem Flug nach Kottbus und Berlin auch unschwer ebenso treffsicher beobachten können. Dieser Giannozzo in seiner Luftkutsche läßt uns durch sein englisches Kriegsperspektiv nicht allein die Landschaft sehen... mehr, mehr als all das: die ganze Armseligkeit der Menschenkreatur!

Mit seinem Gespensterschiff kriegt er sie alle zu fassen, denen er ans Leder möchte.

In den einführenden Zeilen schlägt der Politiker Christian Kraus die Brücke von der Zeit Jean Pauls zur deutschen Republik und weist den Leser in geschickter Form auf die Pointen des Buches hin.

Wien — Albert Leitich

Der arbeitende Mensch in der erzählenden Literatur. Ein Lesebuch, ausgewählt und herausgegeben von Otto Neuburger. München 1928, Albert Langen. 212 S. Geb. M. 3,—.

Ein interessantes Kapitel und ein Thema für eine Dissertation. Hier sind Beispiele zusammengetragen aus Werken von Rosegger, Gottfried Keller, Zola, Will Vesper, Herman Hesse, Balzac, Lagerlöf, Nexö usw. Nicht weniger als 87 Berufe werden behandelt, vom Amtsschreiber, über den Dekorationsmaler, Gutsarbeiter, Küfer bis zum Ziegeleiarbeiter. Soziologisch interessant, weil einmal geschlossen vor Augen geführt wird, wie sich Literatur und Dichtung der verschiedenartigsten menschlichen Arbeit bemächtigt hat, um sie als Konfliktsstoff, als Umgebung, Situation, als Raum zu benutzen. Zu bedauern ist, daß unserer Zeit, dem Tempo unserer Arbeit zu wenig Rechnung getragen ist. Eine Neuauflage müßte einen ganzen Teil Unwesentliches verschwinden lassen und durch Darstellungen neuerer Dichter ergänzen. Leonhard Frank, Sternheim, Lersch genügen nicht.

Berlin — Guido K. Brand

Max Hoelz. Briefe aus dem Zuchthaus. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Egon Erwin Kisch. Berlin, Erich Reiß. 127 S.

Max Hoelz ist von einer Klassenjustiz zu lebenslänglicher Zuchthausfolterung verurteilt worden. Ein haßverwirrtes Sondergericht war es, das dem jungen proletarischen Kämpfer die Lauterkeit seiner Handlungsweise und die geistigen Fähigkeiten absprach. Und eine skrupellose Presse war es, die das Gericht in seinen Defamierungsabsichten gegen den Kommunisten Hoelz in fanatischer Bereitwilligkeit so wirkungsvoll unterstützte, daß dieser der proletarischen Befreiungsidee leidenschaftlich dienende Revolutionär in der sogenannten öffentlichen Meinung schließlich als Mordbrenner und Räuberhauptmann galt.

Welche Ungeheuerlichkeit es war, Hoelz amtlich zu einem kriminellen Verbrecher abzustempeln, beweisen die vorliegenden Zuchthausbriefe. Diese wenigen, in ihrer Leidfülle ergreifenden und in ihrer tiefen Gedanklichkeit überraschenden Briefe zeigen Hoelz als einen gütig-klugen, äußerst gerechten, willensharten, bescheidenen und sozial empfindenden Menschen. In diesen Briefen findet man: Die zärtliche Besorgtheit des Eingekerkerten um seine Angehörigen. Sein verständnisvolles Mitleid mit den anderen Häftlingen. Sein opferwilliges Bemühen, früheren in Not geratenen Arbeitskol-

legen zu helfen. Sein weltanschauliches Bekenntnis, das sich in erstaunlich klaren und prägnanten Formulierungen auskristallisiert. Und seine erschütternden Äußerungen über die Qualen, die er im Kerker zu erleiden hat.

Kisch sagt in einem schlichten, klug durchdachten, tiefempfundenen und deshalb aufrüttelnden Nachwort: „Hoelz ist kein Doktor wie Hau, er ist auch kein Meuchelmörder wie andere Lebenslängliche, er ist kein Kriecher, er ist das schlimmste, was man in der angeblich aus einer Revolution hervorgegangenen Republik sein kann: ein Revolutionär." Deshalb wird er auch von den Strafvollzugsorganen mit folterähnlichen Maßnahmen drangsaliert: Man verbietet ihm das Schreiben. Man mauert ihm den Lichtschacht zu. Man wirft ihn trotz seiner schweren rheumatischen Erkrankung in die kalte Dunkelkammer. Fast sechs Monate lang verweigert man ihm ärztliche Hilfe und Arzneien. Man gibt ihm zur einzigen Unterhaltung für die Hofstunde einen ganz verkommenen Menschen mit, der außerdem noch rechtsradikal gesinnt ist.

Sechs qualvolle Kerkerjahre hat Hoelz schon durchlitten. Sein weltanschauliches Ethos, das Gefühl innigen Verbundenseins mit Millionen von Menschen, die die gleichen Hoffnungen, Sehnsüchte und Gedanken in sich tragen wie er, und die Beschäftigung mit Büchern, die ihn zu stärken und innerlich zu befreien vermochten, haben Hoelz bis jetzt vor seelischer Verstumpfung und geistiger Zermürbung bewahrt. Noch ist es also nicht zu spät, das ungeheure, kulturschändende Unrecht an ihm wieder gutzumachen. Darum protestiert der tief erschütterte Leser dieser Briefe gegen die evidente Hinauszögerung des Wiederaufnahmeverfahrens. Deshalb fordert er eine unverzügliche Nachprüfung des von einem Sondergericht in einer Zeit politischer Hochspannung gefällten Urteils.

Berlin — Werner Türk

„Das deutsche Antlitz." Ein Lesebuch. Ausgewählt und herausgegeben von Josef Hofmiller. München 1927, Albert Langen. 224 S.

Dieses dankenswerte „kleine Lesebuch für große Leute" ist im besten Sinne des Wortes persönlich zusammengestellt und zeugt von jener ungemein vielfältigen und gründlichen Kenntnis des deutschen Schrifttums, die auch das sonstige schriftstellerische Wirken Hofmillers auszeichnet. Gut abgestimmt nach Form und Inhalt klingen die mehr als dreißig Prosastücke des Buchs zusammen. Deutsche Landschaft und deutsches Geistesleben sind die Hauptthemen, die immer wieder variiert werden. Als Beispiele seien hervorgehoben Andreas Heuslers energisch klärender Aufsatz „Von germanischer und deutscher Art", der Lobgesang Gottfried Kellers auf Jean Paul (aus der ersten Fassung des „Grünen Heinrich"), Thomas Manns liebenswürdig-kluge Bemerkungen zu Eichendorffs „Taugenichts", Wilhelm Grimms klassische Betrachtungen über das Wesen des deutschen Volksmärchens und Wilhelm Scherers Charakteristik der Brüder Grimm, Dehios Ausführungen über deutsche Kunst, Hans Thomas autobiographische Mitteilungen „Nach einer italienischen Reise", zu der wiederum Hofmillers eigener Thoma-Aufsatz — er hat sehr recht daran getan, daß er ihn aufnahm! — vorzüglich paßt, und Lichtwarks Schilderung Bambergs. Hofmiller spricht sich dann noch in einem „Nachwort" zwanglos und temperamentvoll über seine Arbeit an der Sammlung, über die Motive zur Aufnahme der einzelnen Beiträge und über die Persönlichkeit der Verfasser aus. Auch dieser Beitrag wird gewiß viele interessierte Leser finden.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Sudetendeutsches Jahrbuch. Für die Adalbert Stifter-Gesellschaft herausgegeben von Otto Kletzl (Berichtsjahr 1926). Dritter Band. Augsburg 1927, Johannes Stauda. 295 S.

Ein reichhaltiger Band. Der erste Hauptteil bietet Einzelbeiträge aus dem Leben der Deutschen der Sudetenländer in seinen verschiedenen Verzweigungen: Recht, Landschaft, Kunst, Wissenschaft, Politik und Wirtschaft. Hervorzuheben sind daraus etwa für die politische Lage die Erinnerungen eines damals führenden, inzwischen verstorbenen Volksmannes an die Zeit des Umsturzes 1918/19 und ein Aufsatz über die Stellung der deutschen Sprache in der heutigen Tschechoslowakei; für die Dichtung: ein „Kleines lyrisches Brevier" von Erwin Guido Kolbenheyer und ein Aufsatz über Rainer Maria Rilke. Den zweiten Hauptteil füllen Arbeitsberichte aus den einzelnen Spezialgebieten. So gewährt das Ganze einen guten Überblick über die Kräfte und Bestrebungen, die unter den Deutschen der Sudetenländer lebendig sind.

Das „Sudetendeutsche Jahrbuch", das die Fortsetzung des „Böhmerlandjahrbuchs für Volk und Heimat" ist, hat eine günstige Entwicklung gewonnen: von 110 Seiten im Jahre 1920 ist es auf fast das Dreifache angewachsen. Darin kann allerdings auch eine Gefahr liegen: daß nämlich mit dem wachsenden Wert und Umfang der Preis steigt, daß es selbst einen Teil seiner Leser von sich abstößt.

Wertvoll ist eine Bibliographie des sudetendeutschen Schrifttums für 1926. Leider ist sie nur alphabetisch geordnet. Warum nicht nach sachlichen Gruppen gegliedert? Dem Nichtkundigen gibt sie außerdem in ihrer jetzigen Gestalt manches Rätsel auf. Er stößt z. B. auf Schriften des wiener Psychoanalytikers Sigmund Freud und stutzt. Er schlägt dann nach und findet, daß er in Mähren geboren ist. Wieviel besser wäre es, wenn die Autoren, die außerhalb der Sudetenländer leben, unter einer besonderen Überschrift als eine besondere Gruppe aufmarschierten! Dann wäre von vornherein alles klar. Vielleicht ließen sich dabei auch die Grenzfälle, wo die Zugehörigkeit zu den Sudetendeutschen zweifelhaft sein mag oder wenigstens keine direkte mehr ist (wie bei Ginzkey, der weder in den Sudetenländern geboren ist noch je da gelebt hat, der aber von einem sudetendeutschen Vater abstammt), besonders herausheben. Vor allem müßten Dichtung und Nichtdichtung als zwei große Gruppen einander gegenübertreten und in sich weiter nach den einzelnen Teilgebieten organisch gegliedert sein. Diese Bitte sei für den nächsten Jahrgang ausgesprochen.

Berlin — G. Fittbogen

Die Kultur in der Epoche des Weltkrieges. Von Emil Utitz. Zweite unveränderte Auflage der „Kultur der Gegenwart". Stuttgart 1927, Ferd. Encke. 292 S. M. 11,– (13,–).

Die Überwindung des Expressionismus. Von Emil Utitz. Charakterologische Studien zur Kultur der Gegenwart. Stuttgart 1927, Ferd. Encke. 190 S. M. 9,– (10,80).

Im Jahre 1921 hatte der Verfasser es unternommen, einen Überblick über die „Kultur der Gegenwart" zu geben. Bei dem raschen Tempo des gegenwärtigen Lebens ist in wenigen Jahren diese Gegenwart bereits Vergangenheit geworden. Dem trägt der Verfasser bei einer Neuauflage Rechnung, indem er durch die Änderung des Titels das Buch von 1921 in die Kategorie der historischen Werke einreiht. Er hat es also

vorgezogen, die neuesten Wandlungen nicht in das ältere Werk hineinzuarbeiten, sondern sie in einem neuen Querschnitt zusammenzufassen. Das Charakteristische dieser Wandlungen hebt er durch den Titel: Die „Überwindung des Expressionismus" heraus. Diese Überwindung sieht er in der Heraufkunft einer neuen Klassik. Er geht also von der Kunst aus, um von hier aus die Formel für die gesamte Kultur zu gewinnen. Im Gegensatz zu der expressionistischen Entwertung der Wirklichkeit sieht er allenthalben ein Streben nach einer neuen Wirklichkeitsauffassung, einer Vollwirklichkeit. Die Methode der Untersuchung ist, wie im ersten Buch, die Heranziehung literarischer Formulierungen, eine ausgiebige Sammlung von Zitaten. Darin beruht einerseits eine Stärke des Buchs, eine höchst anregende Belesenheit des Verfassers, zugleich aber auch eine Schwäche, insofern die Beurteilung vielfach „zweiter Hand" ist und die Frage nicht immer beantwortet wird, ob die herangezogenen Bücher wirklich zeittypisch sind. Aber man muß einem solchen Versuch, wie ihn Utitz hier wagt, das Recht einer gewissen Subjektivität zubilligen, zumal der Verfasser sich zugleich um Stützung seiner Meinungen in der Objektivität ehrlich müht und sein Blickfeld so weit wie irgend möglich nimmt. Daher ist das Werk auch dort anregend, wo man die Akzente anders gesetzt sehen möchte. Die Hauptfrage ist die, ob das, was hier als historisches Nacheinander erscheint, nicht doch ein Nebeneinander ist, ob es sich nicht um simultane Typen handelt, was hier als Sukzession gesehen ist. Auch kann man streiten, ob der Begriff einer neuen „Klassik" das Wesentliche trifft. Von solchen Einwänden abgesehen hat das neue Werk aber jedenfalls den Wert einer weitgespannten Synoptik und wird vielen, die sich um ein Verständnis der Zeit, in der sie leben, mühen, sehr willkommen sein.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Chymische Hochzeit Christiani Rosencreutz. Mit 28 Federzeichnungen von Hans Wildermann. Regensburg, Gustav Bosse.

Das Evangelium Sankt Johannis. Mit 9 Holzschnittzeichnungen von Hans Wildermann. Ebenda.

Alte deutsche Minnelieder. Herausgegeben von K. Moreck. Mit 13 Holzschnittzeichnungen von Hans Wildermann. Ebenda.

Parsifal von R. Wagner. Mit 30 Zeichnungen von Hans Wildermann. Ebenda.

Die Königsbraut. Musikalische Märchen. Von W. Matthießen. Mit 9 Federzeichnungen von Hans Wildermann. Ebenda. 136 S.

Eine ausgesprochene Zwiespältigkeit der Meinungen über Veröffentlichungen wie die vorliegende ist in Deutschland unvermeidlich. Man kennt die geistesversponnenen deutschen Träumer, Romantiker und Vergangenheitsschnüffler, die mit Begier nach solchen Büchern greifen, möchte selbst vielleicht auch mit Sinnieren über diese Wildermannschen Illustrationen stundenlang die Zeit verpassen, um dann plötzlich das ganze Spinngewebe von Halbwirklichkeiten mit ärgerlichem Griff wegzuwischen. Oder ist es das Spinnennetz der Fabel, das den träumenden Deutschen vor seinen Verfolgern schützt? Halbheit, anlehnungsbedürftiger, schwächlicher Vorstoß zur Vergeistigung bleibt Wildermanns Kunst, mag auch dem Verlag die Herstellung kleiner Meisterwerke volkstümlich gediegener Buchkunst geglückt sein.

Mannheim Erich Dürr

Der Bericht des Franziskaners Wilhelm von Rubruk über seine Reise in das Innere Asiens in den Jahren 1253—1255. Erste, vollständige Übersetzung aus dem Lateinischen. Herausgegeben und bearbeitet von Hermann Herbst. Leipzig 1925, Griffel-Verlag. 200 S. M. 6,50 (8,50).

Rubruk kannte nicht nur die bedeutendsten damaligen Asienreisenden, wie Andreas von Longjumeau, Balduin von Hennegau und Johannes von Piano del Carpine, sondern auch die früheren, vielfach sagenhaften Mönchsfahrten, und vor allem die für die damalige Zeit grundlegenden Reisewerke und -berichte von Solinus und Isidor, deren Übertreibungen er mehrere Male korrigiert. Im Auftrage Ludwigs IX. von Frankreich kam er nach Südrußland, erhielt jedoch dort nicht die Erlaubnis zur Mission und wurde vom Khan Sartach an den Großkhan in Karakarum verwiesen. So gestaltete sich der Auftrag zu einer Weltreise von damals unerhörten Ausmaßen, die trotz aller Begünstigungen (Benutzung der großen mongolischen Gesandtenstraßen mit ihren schnellen und vorbildlichen Pferdeposten, sicheres Geleit durch wegkundige Führer, Sorge um den Unterhalt) dennoch voller Bedrängnisse gewesen ist. Rubruks Bericht, von dem Geographen Pechel „ein großes geographisches Meisterwerk des Mittelalters" genannt, hat nicht nur die Geographie, sondern auch die Naturgeschichte, Ethnologie, Linguistik und Anthropologie durch eigene, eingehende Forschungen gefördert. Er gab als erster eine genauere Beschreibung der Schrift der östlichen Völker sowie eine Darstellung der nordbuddhistischen Tempelkulte; auch über die frühen christlichen Gemeinden und ihre Riten war er wohlunterrichtet. Das Werk, von zeitgenössischen Ordensbrüdern als „das Buch von den Tataren" gelobt, blieb Jahrhunderte hindurch in Vergessenheit und ist nun nach der ersten, bisher einzigen Textausgabe durch die „Société de Géographie" (Paris 1839) in vollständiger, mustergültiger Übertragung, würdig gewandet, erschienen.

Berlin-Wilmersdorf Hans Sturm

Nachrichten

Todesnachrichten. Gustav Keyßner ist am 22. März sechzigjährig in Tübingen gestorben. Er hat fast 25 Jahre der literarischen und kunsthistorischen Abteilung der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart als Lektor angehört und hat in dieser Stellung eine Tätigkeit ausgeübt, die ihrer Natur nach halb unsichtbar und anonym war, kaum meßbar und wägbar im groben Sinne, aber doch fruchtbar und weitwirkend mit Anregungen und kluger, unaufdringlicher Führung auf einem weitverzweigten Arbeitsgebiet. Er war von umfassender Bildung, von fast enzyklopädischem Wissen, ein erlesener Geist, ein Humanist, wie sie selten geworden sind in den Tagen des „Betriebes" und der Industrialisierung auch des geistigen Lebens. Mit den Autoren des Verlages verknüpften ihn über die geschäftlichen Beziehungen hinaus menschliche und per-

sönliche Bande; er wurde vielen ein Freund. Sein sichtbares Werk, neben seiner Verlagsarbeit, ist an äußerem Umfang nicht groß. Genannt seien hier Ausgaben von Mörike und von Fr. Th. Vischer, daneben eine Reihe kunsthistorischer Werke: die Neubearbeitung von Engels „Hausbuch deutscher Kunst" und das „Pantheon der bildenden Kunst", Auswahlbände der Werke Hans Thomas, Schwinds, Uhdes und Feuerbachs. (Sämtlich bei der Deutschen Verlags-Anstalt.) Sie alle bilden ein bleibendes Zeugnis seiner feinfühligen Kennerschaft und seines unbestechlichen, selbständigen Urteils. Bevor er in seinen stuttgarter Wirkungskreis kam, lebte er längere Jahre in München, wo er als Feuilletonredakteur und Kunstkritiker der „Münchner Neuesten Nachrichten" und als Mitarbeiter der „Süddeutschen Monatshefte" einen Namen von bestem Klang hatte. In den ersten stuttgarter Jahren galt ein Teil seiner Arbeit der Zeitschrift „Über Land und Meer".

Hanns von Gumppenberg ist am 29. März im Alter von 62 Jahren in München, vereinsamt, gestorben. Sein Lebenswerk umfaßt eine Reihe ernster Dramen wie „Thorwald" und „Messias" und die lange Reihe der Königsdramen sowie die Romane „Der fünfte Prophet" und „Das dritte Testament", Arbeiten, für die sich ein breiteres Publikum nur wenig zu interessieren vermochte. Was von seinen Arbeiten lebendig wirkte und wirkt, ist seine Parodiensammlung „Das teutsche Dichterroß" sowie parodistische Stücke, die er für die „Elf Scharfrichter" in München geschrieben hat. Gumppenberg hat auch als Theaterkritiker zumal der „Münchner Neuesten Nachrichten" längere Jahre hindurch gewirkt. Er, der vom bajuwarischen Standpunkt aus Reinhardt ablehnen zu müssen glaubte, ist dann Reinhardts Erfolgen zum Opfer gefallen. An den Zeitschriften „Jugend" und „Gesellschaft" hat Gumppenberg zur Zeit ihrer Blüte lebhaften Anteil gehabt. Er selbst hat als Herausgeber der vornehmen Kunstzeitschrift „Licht und Schatten", die in den Jahren 1910 bis 1913 als eine Fortsetzung des „Pan" gelten konnte, seinen sicheren Geschmack und sein künstlerisches Feinempfinden bekundet.

Hans Morgenthaler ist am 17. März im Alter von 38 Jahren in Bern einer unheilbaren Krankheit erlegen. Er war von Haus aus Geologe, wurde durch eine Studienreise nach Indien und Siam geführt und hat in seinem Buch „Matahari" (Auge des Todes) seine Eindrücke niedergelegt. Trat schon in diesem Werk dichterisch-gestaltende Kraft hervor, so legte sein individualistischer Roman „Woly" in noch höherem Maße von seiner eigenartigen Begabung Zeugnis ab.

Hans Barth ist nach einer Meldung vom 15. März im Alter von 65 Jahren einem Herzleiden erlegen. Er nahm unter den deutschen Korrespondenten in Rom zeit seines Lebens eine hervorragende Stellung ein und hat auch in seinen Büchern „Est-Est" (später „Osteria") und „Die heulenden Wölfe" seiner Tätigkeit ein gutes Denkmal gesetzt. Literarisch wäre der schreibfrohe Mann als ein Nachfahre Scheffels zu bezeichnen.

Max Pohl ist als Oberstudiendirektor in Guben nach einer Meldung vom 24. März gestorben. Seit seinen Anfängen als junger Lehrer in Steglitz hat er sich um die neue Jugendbewegung bleibende Verdienste gesichert. In seinen Lebenserinnerungen „Des Lebens Stückwerk" und „Stirb und werde" tritt neben seiner Wirksamkeit das Bild seiner liebenswerten Persönlichkeit lebendig hervor.

Wilhelm Fabian ist nach einer Meldung vom 10. März im Alter von 71 Jahren in Berlin gestorben. Er war seit der Begründung des Schiller-Theaters durch Rafael Löwenfeld als Dramaturg an dieser Bühne tätig und hat sein gutes Wirken auch fortgesetzt, nachdem das Schiller-Theater in staatlichen Besitz übergegangen war.

Emil Heuser ist nach einer Meldung vom 2. März im Alter von 76 Jahren in Ludwigshafen gestorben. Er war jahrelang im türkischen Eisenbahndienst tätig gewesen, hat seit 1880 aber in seiner pfälzischen Heimat gelebt, die in dem Verfasser von „Pfälzer Land in der Vergangenheit" und „Porzellan von Frankenthal und Straßburg im 18. Jahrhundert" einen ihrer besten Kenner verliert.

Paul Sabatier, der Verfasser der berühmten und bleibenden Biographie des Franz von Assisi, ist nach einer Meldung vom 11. März am Abschluß des 70. Lebensjahres in Straßburg gestorben. Die Biographie des heiligen Franz bleibt das Denkmal seines Lebens. Er war 1885 Vikar in Straßburg, 1889 Pfarrer in St. Cièrge, in den heimatlichen Cevennen, geworden, hatte sich während des Weltkrieges als Pfarrer verwaister Gemeinden zur Verfügung gestellt und war schließlich Professor der Kirchengeschichte an der neueingerichteten straßburger theologischen Fakultät geworden.

Nikolaj Chudkoff ist nach einer Meldung vom 17. März im Alter von 91 Jahren in Leningrad gestorben. Er hat in früheren Jahresläuften als Herausgeber der „Peterburgskaja Gaseta" eine höchst einflußreiche und einträgliche Tätigkeit ausgeübt und hat seine Lieblingsneigung zeitlebens dem Studium der Geschichte des Balletts zugewandt. Seine „Allgemeine Geschichte der Ballettkunst" bleibt sein Lebenswerk.

Josef Holy, tschechischer Dichter, starb am 6. Februar in Brünn, wo er seit 25 Jahren als Gewerbeschulprofessor tätig war; er erreichte ein Alter von 54 Jahren. Von seinem umfassenden poetischen Schaffen behalten nur einige zarte Natur- und Liebeslieder sowie einige soziale Balladen ihren Wert, dagegen ist seine anmaßende Faustiade „Vašiček Nejlu" ein Fehlschlag. Ruhmlos ist auch Holys politische Tätigkeit gewesen.

* * *

Zu Ehren von Walther Siegfried ist anläßlich seines 70. Geburtstags in seiner Vaterstadt Zofingen eine Gedenktafel am Geburtshaus angebracht worden.

Flodoard Freiherr von Biedermann ist anläßlich seines 70. Geburtstages zum Ehrendoktor der Philosophie von der Universität Berlin ernannt worden.

Dem Schriftsteller Vidunas ist anläßlich seines 60. Geburtstages von der philosophischen Fakultät der Universität Kowno die Würde eines Dr. phil. ehrenhalber verliehen worden.

In dem Preisausschreiben des Vereins „für das Deutschtum im Ausland" wurde der erste Preis Eberhard Wolfgang Möller für sein Schauspiel „Aufbruch in Kärnten" zuerkannt. Den zweiten Preis erhielt Gertrud Niebuhr (Gleiwitz) für ihr Spiel „König Europa".

In dem Preisausschreiben der „Pressa" zur Erlangung eines Presse-Sketchs „Eine Stunde Tageszeitung" konnte der Preis nicht verteilt werden, trotzdem umfangreiches und teilweise brauchbares Material eingegangen war. Es wurde dementsprechend beschlossen, eine größere Anzahl der eingereichten Arbeiten gemäß den Bedingungen anzukaufen.

Der „Allgemeine Plattdeutsche Verband" erläßt für seine Monatsschrift „De Eekboom" ein Preisausschreiben für plattdeutsche Kurzgeschichten, die 400 Druckzeilen zu 16 Silben nicht überschreiten dürfen und bis zum 15. April an die Schriftleitung des „Eekboom" unter den bekannten Bedingungen einzureichen sind. Die drei Preise betragen 100, 60 und 40 Mark.

Die amerikanische Verlegerfirma Houghton Mifflin & Co. hat zusammen mit der Monatsschrift „American Legion" einen Preis von 25 000 Dollar für die beste Erzählung, die den Weltkrieg zum Hintergrund hat, ausgesetzt. An dem Wettbewerb können sich Schriftsteller aller Nationen beteiligen. Das Manuskript muß aber in englischer Sprache abgefaßt sein und mindestens 70 000 Worte enthalten. Einreichungstermin ist der 1. Mai d. J.

Zahlreiche Neuerscheinungen der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin sind in fremde Sprachen übersetzt worden. „England" von Wilhelm Dibelius und „Die goldenen Berge" von Clara Viebig sowie Alfred Neumanns Roman „Teufel" sind in englischer Übersetzung erschienen. Paul Bekkers „Musikgeschichte" liegt bereits in englischer Übersetzung vor, eine französische wird vorbereitet. Waldemar Bonsels' „Biene Maja", eines der meist übersetzten Werke, ist mit seiner spanischen Ausgabe in die 18. Sprache übertragen worden. „Die goldenen Berge" von Clara Viebig erscheinen, von Graham Rawson übersetzt, bei John Lane the Bodley Head Ltd. in London, Alfred Neumanns „Teufel" bei Heinemann, London.

Jakob Wassermanns neuer Roman „Der Fall Maurizius" wird demnächst in dänischer Übersetzung im Verlag von J. H. Schultz herauskommen.

Georg von der Vrings Roman „Soldat Suhren" ist von dem Verlag Harper in Neuyork für England und Amerika erworben und wird in beiden Ländern in diesem Frühjahr in großer Auflage erscheinen.

Der hundertste Geburtstag Ibsens wurde in Bulgarien allgemein gefeiert. Im sofioter Nationaltheater wurde eine Festvorstellung des „Klein Eyolf" zu Ehren des großen norwegischen Dramatikers veranstaltet. Es wurden zahlreiche Vorträge in den größeren Städten über Ibsen und sein Werk gehalten und die literarischen Zeitschriften und Zeitungen sowie fast alle Tageszeitungen widmeten dem Andenken des Dichters begeisterte Aufsätze und Betrachtungen. Ibsen ist nämlich sehr bekannt in dem weit von seinem Vaterlande entfernten Bulgarien. Schon 1894 waren zum erstenmal ins Bulgarische seine „Stützen der Gesellschaft" übertragen, auf die die Übersetzungen und die Aufführungen von fast allen seinen Stücken folgten. Seit 1901 hatten die „Gespenster" einen jahrelangen und lebhaften Beifall beim bulgarischen Publikum gefunden, sie übten, neben „Nora", „Wenn wir Toten erwachen", „Einem Volksfeind" einen tiefen und weitausgedehnten Einfluß auf die bulgarische Intelligenz. Einige bulgarische Schriftsteller sind sehr von Ibsen beeinflußt worden, besonders der Dramatiker Petko Teodoroff († 1916) in seinem Schauspiel „Ivan Kiriloff".

Ibsens Andenken, das in seiner Jubiläumswoche durch sämtliche tschechische Bühnen in Prag, Brünn, Olmütz, Ostrau, Bratislaw geehrt worden ist, hat der prager Stadtrat durch Benennung einer Straße nach dem großen nordischen Dichter ausgezeichnet. Eine tschechische Gesamtausgabe seiner Werke ist eben im Erscheinen begriffen.

Felix Hasselberg ist es gelungen, einen Aufsatz von Wilhelm Hauff über die Aufführung der „Lustigen Weiber von Windsor" im berliner Schauspielhaus in der „Vossischen Zeitung" vom 25. Mai 1826 aufzufinden.

Jules Mouquet hat in der Bibliothek von Amiens unter den Papieren des Schriftstellers und Historiographen Ernest Prarond (1821–1909) den zum Teil ausgeführten Entwurf eines Dramas von Baudelaire aufgefunden. Es handelt sich im wesentlichen um zwei Szenarien eines Dramas, das Baudelaire mit Prarond gemeinsam verfassen wollten; dazu 14 Blätter mit 160 Versen, die zweifellos von Baudelaire herrühren.

Der Unterrichtsminister Herriot hat verfügt, daß alle an die Brüder Goncourt gerichteten Briefe, ebenso wie die Briefe Zolas den Erben der Briefschreiber auf deren Antrag ausgehändigt werden müssen. Man erwartet, daß eine Verfügung Herriots, das Tagebuch der Brüder Goncourt zu veröffentlichen, bevorstehe.

Der gesamte außerordentlich umfangreiche Nachlaß Victor Hugos, der bisher von dem Testamentsvollstrecker Gustave Simon zurückgehalten wurde, ist nunmehr in die Nationalbibliothek überführt worden, wo er nach der notwendigen Inventarisierung den Interessenten zugänglich gemacht werden soll.

Das Manuskript von Jean-Jacques Rousseaus „Neuer Heloise", in feines Marokko gebunden, 19 zu 13,5 cm, zwei Bände, 994 Seiten, datiert vom 1. Juni 1760 und in einer formvollendeten Kalligraphie, die die Handschrift Rousseaus selbst verrät, ist aufgefunden worden. Das Manuskript stammt aus dem Besitz Henry Seymours, der es im napoleonischen Zeitalter erworben hat und eigenhändig darauf vermerkt hat: „Ich habe dieses Manuskript der ‚Nouvelle Héloïse' von der Witwe J. J. Rousseaus im Jahre 1810 oder 1811 gekauft."

Der wiener Goethe-Verein, die älteste Goethe-Gesellschaft der Welt, konnte das Jubiläum ihres fünfzigsten Bestehens feiern.

* * *

Carl Bleibtreu, der kürzlich in Locarno verstorbene Dichter, hat die beiden Schriftsteller Friedrich Wencker und Wilhelm G. Hertz testamentarisch zu Verwaltern seines literarischen Nachlasses bestimmt. Der Nachlaß besteht aus zahlreichen unveröffentlichten Arbeiten der letzten Schaffensperiode des Dichters sowie aus dem Briefwechsel, den der verstorbene Dichter mit prominenten Vertretern des deutschen Naturalismus geführt hat. Außerdem enthält der Nachlaß die Korrespondenz seines Vaters Georg Bleibtreu, des bekannten Schlachtenmalers.

Die Jean-Paul-Gesellschaft, Ortsgruppe Berlin, hat in ihrer Hauptversammlung den bekannten Jean-Paul-Forscher Eduard Berend zum 1. Vorsitzenden wieder- und den Schriftsteller Hans von Hülsen zum 2. Vorsitzenden neugewählt. Den literarischen Vortrag des Abends hielt Hans Bach auf Grund eingehender Bearbeitung der Tagebücher im Nachlaß Jean Pauls über die Entstehungsgeschichte des „Hesperus".

Der Vorstand der „Gesellschaft der Bibliophilen" und der von ihm eingesetzte Herausgeber der Grimmelshausen-Bibliographie Gustav Könneckes wenden sich hierdurch an alle, die ein bibliographisches Interesse an Grimmelshausen nehmen. Da der verstorbene Verfasser es sich bei seiner Bibliographie zur Aufgabe gestellt hat, sämtliche erhaltenen Originalexemplare Grimmelshausenscher Ausgaben, soweit sie ihm bekannt geworden sind, zu berücksichtigen, ist es im Interesse möglichster Zuverlässigkeit der postumen Ausgabe der Grimmelshausen-Bibliographie erwünscht, Könneckes Aufstellungen mit den Exemplaren, auf die Bezug genommen wird, zu kollationieren. Zu diesem Zweck werden besondere Fahnen der Ausgabe hergestellt. – Bekanntlich sind die Grimmelshausen-Originale über die verschiedensten öffentlichen und privaten Bibliotheken verstreut. Es liegt auf der Hand, daß die vollständige Kollationierung sich nur durchführen läßt, wenn in jedem dieser Orte ein Gelehrter

bereit gefunden wird, den betreffenden Teil der Vergleichung vorzunehmen. Von verschiedenen Seiten ist dafür Hilfe bereits zugesagt. Viel ist aber noch zu tun. Deshalb richten wir an alle Literaturforscher, die diesem Unternehmen ihre fördernde Hilfe angedeihen lassen wollen, die Bitte, ihre Bereiterklärung mit genauer Angabe ihrer Adresse dem Vorstandsmitglied der Bibliophilengesellschaft Conrad Höfer, Eisenach, Goldschmiedenstraße 24, bekanntgeben zu wollen. In der Ausgabe selbst wird über diese Mitarbeiterschaft an geeigneter Stelle Rechenschaft abgelegt werden.

* * *

Josef Sahliger, Wien, schreibt uns zu dem Bericht von Paul Bourfeind über die Erstaufführung des „Judas von Tirol" (L. E. XXX, 231), daß er es gewesen ist, der die Handschrift des „Judas von Tirol" in der österreichischen Nationalbibliothek aufgefunden hat.

Bar Kochba, das gigantische Buchdrama Jar. Vrchlickys, ist anläßlich des 75. Geburtstages des Dichters auf dem Nationaltheater in Prag zum erstenmal aufgeführt worden; es zeigte sich jedoch, daß der gewaltigen Dichtung aus der jüdischen Geschichte eher epische als dramatische Werte innewohnen.

* * *

Berichtigung. Im „Jahresberichte über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie", Jahrg. 47 (1928), Seite 162 bemerkt H. F. Rosenfeld am Schlusse einer Besprechung des von mir herausgegebenen Werks „Das Deutsche Drama" (München, C. H. Beck): „Zu bedauern ist, daß auf alle bibliographischen Beigaben verzichtet ist." — Zu bedauern ist vielmehr, daß der Herr Referent die überhaupt erste Bibliographie zur Geschichte des gesamten deutschen Dramas auf Seite 819—832 des erwähnten Werks übersehen hat.

Wien, 7. März 1928 Robert F. Arnold

* * *

Nachtrag zur Vorlesungs-Chronik (vgl. L. E. XXX, 434): BRAUNSCHWEIG (Technische Hochschule): Hoppe, Deutsche Klassik und Romantik. Einführung in die Literaturwissenschaft. Literaturpädagogische Übungen. — GRAZ: Kleinmayer, Friedrich Hölderlin und seine Zeit. Polheim, Die deutsche Literatur der klassischen Zeit. Lyrik. Eichler, Geschichte der spätmittelenglischen und frühneuenglischen Literatur. Shakespeares „Macbeth". Fleischhacker, English Art and Literature. — STUTTGART (Technische Hochschule): Deipser, Vorlesung aus Prosawerken deutscher Dichter. Meyer, Die deutsche Lyrik von Heine bis Dehmel. Das Drama Kleists, Grillparzers und Hebbels. Ott, Alphonse Daudet. — WIEN: Arnold, Interpretation von Goethes „Faust". II. Teil. Castle, Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur im Zeitalter der Aufklärung. IV. Die Zeitgenossen des jungen Goethe. Kluckhohn, Geschichte des deutschen Romans vom 16. bis 19. Jahrhundert. Die deutsche Romantik. II. Koch, Mystik und Irrationalismus in der deutschen Dichtung. Rilkes Lyrik. Thalmann, Problemgeschichte des Dramas im 19. Jahrhundert. Wild, Englische Romantik. II. Wurzbach, Grundriß der französischen Literaturgeschichte. IV. Teil. Eibl, Italienische Dichter des 19. Jahrhunderts. Trubetzkoj, Übersicht der Geschichte der russischen Literatur. I. Teil.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Abigt, Ludwig. Glückauf um Mittag und am Abend. Zwei Erzählungen. (Chemnitzer Drucke.) Chemnitz 1927, Gesellschaft der Bücherfreunde. 123 S.

Baum, Oskar. Drei Frauen und ich. (Lebendige Welt.) Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 140 S. M. 3,50 (4,50).

Bruch, Margarete. Liebeswunder. Buchschmuck von Thea Schleusner. Leipzig, Franz Schneider. 134 S. Geb. M. 2,—.

Brust, Alfred. Jutt und Jule. Geschichte einer jungen Liebe. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 167 S.

Carossa, Hans. Verwandlungen einer Jugend. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 258 S.

De Nora, A. Henker, Heilige, Hetären. Zehn Novellen. Leipzig 1928, L. Staackmann. 200 S. M. 3,50 (5,50).

Der christliche Erzähler. 1. Bd. Gütersloh, C. Bertelsmann. Geb. M. 6,—.

Deutsches Anekdotenbuch. Eine Sammlung von Kurzgeschichten aus vier Jahrhunderten. Herausgegeben vom Kunstwart durch Hermann Rinn und Paul Alverdes. München 1927, Georg D. W. Callwey. 315 S.

Dreyer, Max. Das Himmelbett von Hilgenhöh. Ein leichtherziger Roman. Leipzig 1928, L. Staackmann. 258 S. M. 3,— (5,—).

Durian, Wolf. Stabusch. Der Roman eines Wolfes. Buchschmuck von F. W. Ohlschlägel. Leipzig, Franz Schneider. 117 S.

Epstein, Paula. Briefe an die tote Mutter. (Lebendige Welt.) Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 152 S.

Großmann, Stefan. Chefredakteur Roth führt Krieg. Roman. Wien 1928, Paul Zsolnay. 408 S.

Hanstein, Otfrid von. Ali, der Türkenjunge. Erzählung. Mit Illustrationen von Kurt Reimer. Leipzig 1928, Koehler & Amelang. 206 S. M. 4,50 (6,—).

Hauptmann, Carl. Einhart der Lächler. Roman. 36.—38. Tausend. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 433 S.

Heilbut, Iwan. Triumph der Frauen. Roman. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 261 S. Geb. M. 7,—.

Kopernikulus. Weltuntergang. Roman einer Menschheit. Leipzig 1928, Koehler & Amelang. 241 S. M. 3,50 (5,50).

Kosel, Herm. Cl. Albrecht Dürer. Roman aus Nürnbergs Blütezeit in 3 Bänden mit 51 Wiedergaben der bedeutendsten Werke des Meisters. Volksausgabe. Berlin 1928, Rich. Bong. 330 S. Geb. M. 9,—.

Mayer, Anton. Die dunklen Ströme. Roman. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 228 S.

Molnár, Franz. Die Jungen der Paulstraße. Mit 15 Bildern von Tibor Gergely. Leipzig-Wien 1928, E. P. Tal & Co. 269 S.

Mynona. Mein hundertster Geburtstag und andere Grimassen. Wien 1928, Jahoda & Siegel. 105 S.

Perkonig, Josef Friedrich. Ingrid Pan. Novelle. Wien 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 188 S.

Prilipp, Beda. Wahrheitssucher. Ein Dürer-Roman. 2. Aufl. Leipzig, Koehler & Amelang. 226 S. Geb. M. 5,—.

Rilke, Rainer Maria. Erzählungen und Skizzen aus der Frühzeit. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 474 S.

Schmidtbonn, Wilhelm. Mein Freund Dei. Geschichte einer unterbrochenen Weltreise. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 252 S.
Schröer, Gustav. Gottwert Ingram und sein Werk. Roman. 3. Aufl. Leipzig, Quelle & Meyer. 316 S. Geb. M. 6,–.
—, —. Die Flucht aus dem Alltag. 12.–14. Tausend. (Ebenda.) 310 S. Geb. M. 6,–.
—, —. Der Schulze von Wolfenhagen. Die Geschichte eines Dorfes. 14.–16. Tausend. (Ebenda.) 330 S. Geb. M. 6.–.
Siebel, Johanna. Der kleine Junge. Novelle. Zürich 1928, Rascher & Cie. A.-G. 156 S. Geb. M. 4,80.
Sondermann, Gustav. Wir wandern alle Tage. Roman. Stuttgart-Berlin 1928. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 275 S. Geb. M. 6,–.
Stickelberger, Emanuel. Reformation. Ein Heldenbuch. Leipzig 1928, Grethlein & Co. 340 S. Geb. M. 7,60.
Stratz, Rudolph. Du Unbekannte ... Der Roman einer Jugend. Berlin 1928, Scherl, G. m. b. H. 310 S. M. 3,50 (5,50).
Uebelhör, Max. Der Ruf der Tiefe. Roman. München 1927, Drei Masken Verlag. 304 S.
Unger, Hellmuth. Passagiere. Roman. Leipzig 1928, Philipp Reclam jr. 224 S. M. 2,– (4,–).
Wir Jungen. Eine Anthologie, herausgegeben von Erich Kunter und Hans Pflug. Heilbronn a. N., Otto Ulrich.

* * *

Die kleinen Bücher. Nr. 1. Nikolaus Gogol, Memoiren eines Wahnsinnigen. 46 S. – Nr. 2. Der König amüsiert sich! Rokoko-Anekdoten von Nikolaus Chamfort. 46 S. – Nr. 3. Oscar Wilde, Das Gespenst von Canterville. 47 S. – Nr. 4. J. Barbey d'Aurevilly, Der rote Vorhang. 64 S. – Nr. 5. Die Küsse des Johannes Secundus. Mit einem Gruß Goethes an Secundus. 41 S. – Heidelberg/Leipzig, Hermann Meister. Je M. –,50.

* * *

Borden, Mary. Flamingo. Roman. Deutsch von Eva Mellinger (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachf. 397 S. Geb. M. 2,85.
Ellis, Havelock. Der Tanz des Lebens. Übersetzt von Eva Schumann. Leipzig 1928, Felix Meiner. 307 S. M. 8,– (10,–).
Green, Julien. Adrienne Mesurat. Roman. Deutsch von Irene Kafka. Wien 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 442 S. M. 5,– (7,50).
Hall, Radclyffe. Adams Geschlecht. Roman. Deutsch von Elisabeth Wacker (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachf. 384 S. Geb. 2,85.
Johnston, Myrtle. Henker Johnny. Roman. Deutsch von Franz Fein (Romane der Welt). Berlin, Th. Knaur Nachf. 320 S. Geb. 2,85.
Joyce, James. Dublin. Novellen. Deutsch von Georg Goyert. Basel, Rhein-Verlag. 310 S.
London, Jack. Mondgesicht. Seltsame Geschichten. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1928, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 255 S. M. 3,– (4,80).
Maugham, W. Somerset. Der bunte Schleier. Roman. Deutsch von Anna Kellner. Leipzig-Wien 1928, E. P. Tal & Co. 253 S.
Moore, George. Albert und Hubert. Erzählung. Deutsch von Max Meyerfeld. Berlin 1928, S. Fischer. 102 S. M. 2,50 (4,–).
Tauchnitz-Edition. Vol. 4819. C. E. Montague, Rough Justice. 335 S. – Vol. 4820. –do–, Right off the Map. 270 S. – Vol. 4821. Arnold Bennett, The strange vanguard. 286 S. – Vol. 4822. Frank Swinnerton, Tokefield Papers. 263 S. Leipzig 1928, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1.80 (2,50).
Wells, H. G., Die Geschichte eines großen Schulmeisters. Eine einfache Darstellung des Lebens und der Ideen Sanderssons von Oundle. Berlin 1928, Paul Zsolnay. 195 S.
Wells, H. G. Bealby. Ein heiterer Roman. Deutsch von Erna Redtenbacher. Wien, Paul Zsolnay. 307 S.
Westermann, P. F. Die Jungens vom „Pfeil". Peter Craddocks Abenteuer zu Wasser und zu Lande. Buchschmuck von Fr. R. Reese. Aus dem Englischen von Lotte Maaß. Leipzig, Franz Schneider. 125 S. Geb. M. 3,50.
Tschechow, Anton. Anjuta. Novellen. Deutsch von Rich. Hoffmann. Wien 1928, Paul Zsolnay. 324 S.
Horlyk, Helene. Inge muß in die Welt. Erlebnisse eines jungen Mädchens unter den Eingeborenen der Sundainseln. Buchschmuck von G. Kirchbach. Aus dem Dänischen von Antje Hering. Leipzig, Franz Schneider. 149 S.
Märchen der Azteken und Inkaperuaner, Maya und Muiska. Übersetzt, eingeleitet und erläutert von W. Krickeberg. Jena 1928, Eugen Diederichs. 404 S. Geb. M. 7,–.

Lyrisches und Episches

Avenarius, Ferdinand. Balladenbuch. Erneuert von Hans Böhm. (171.–176. Tausend.) München 1927, Georg D. W. Callwey. 355 S. M. 6,– (7,50).
Behr, Hildegard. Aus deutscher Seele. Gedichte. Kolberg 1928, Georg Stegenwalner. 79 S. Geb. M. 2,40.
Burggraf, Waldfried. Landschaft und Gesichte. Dichtungen. Leipzig 1928, Kurt Scholtze Nachf. 79 S.
Franke, Arnold. Ariadne. Oden. Rom 1927, Negri.
Oelenheinz, Leopold. Der Schalk. Erlauschtes in Reimen. Coburg, E. Riemannsche Hofbuchhandlung. 30 S.
Ruthart, Ernst. An die Gegenwart. Zeitgedichte. Leipzig 1928, Xenien-Verlag. 29 S.
Scheele, Meta. Auch ein Marienleben. Osnabrück 1928, Bruno Handel. 32 S.
Spann, Paul. Prinzipien. Gedichte. Leipzig, Xenien-Verlag. 26 S.

* * *

Russische Gedichte. Übertragen und bearbeitet von Walther Allerhand. Paderborn, F. Schöningh. 80 S. M. –,70.

Dramatisches

Boldt, Ernst. Dat Redentiner Osterspill von 1464. Musik von Friedr. Siems. Wismar 1928, Eberhardtsche Hof- und Ratsbuchdruckerei. 56 S. M. 1,–.
Hahne, Hans. Edda-Spiele. Jena 1927, Eugen Diederichs. 88 S. M. 2,40.
Kary, Béla von. Nach Rom! (Hannibals Aufstieg, Liebe und Niedergang.) Dramatisches Gedicht in 11 Bildern. Herausgegeben im Auftrag der ungarischen Goethe-Gesellschaft. Budapest, Ferd. Pfeiffer. 159 S.
Lissauer, Ernst. Das Weib des Jephta. Drama in 3 Akten. Berlin 1928, Oesterheld & Co. 44 S. M. 1,50.
Nestroy, Johann. Sämtliche Werke. Bd. X, Die Possen, II. Teil. Bd. XI, Die Possen, III. Teil. Wien 1928, Anton Schroll & Co. 659, 648 S.
Reuter, Wilhelm. Dat Ammieche von de Goldbachmill. Ein Drama aus dem Dorfleben in 5 Akten in nassauischer Mundart geschrieben. Montabaur, Kommissions-Verlag Willy Kalb. 81 S. M. 1,–.

Literaturwissenschaftliches

Köhler, P. Von der Nibelunge versunkenem Hort. III. Mythen der Selbsterkenntnis. Leipzig 1928, Otto Hillmann. 68 S.
Luther, Arthur. Alexander Puschkin in seinen Briefen. (Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. Herausgegeben von K. Stählin. 7. Heft.) Berlin-Königsberg 1927, Ost-Europa-Verlag. 230 S.
Meridies, Wilhelm. Hermann Bahr als epischer Gestalter und Kritiker der Gegenwart. Hildesheim 1927, Franz Borgmeyer. 69 S. M. 1,50.

Pichler, Adolf. Ausgewählte Werke. Herausgegeben von der A. Pichler-Gemeinde. Mit einer biographischen Einleitung von Franz Kranewitter. Bd. I/II. Leipzig, Philipp Reclam jr. 290, 367 S. Geb. je M. 5,50.

Scharrer, Walther. Wilhelm Raabes literarische Symbolik, dargestellt an Prinzessin Fisch. München 1927, Druck: Knorr & Hirth G. m. b. H. 102 S. M. 2,50 (3,–).

Schröder, August. Kritische Studien zu den Gedichten C. F. Meyers. Köln 1928, Paul Gehly. 207 S. M. 5,– (10,–).

Schultze-Jahde, Karl. Zur Gegenstandsbestimmung von Philologie und Literaturwissenschaft. Ein methodologischer Versuch. Berlin 1928, Emil Ebering. 255 S.

Thalmann, Marianne. Henrik Ibsen, ein Erlebnis der Deutschen (Beiträge zur deutschen Literaturwissenschaft 29). Marburg a./L. N.-J. Elwertsche Verlagsbuchhandlung G. Braun. 66 S.

Verschiedenes

Aus altdeutscher Zeit. Ein Lesebuch für Obersekunda. Herausgegeben von Gustav Rosenhagen und Gerh. Salomon. Leipzig 1928, B. G. Teubner. 396 S. Geb. M. 5,60.

Bluth, Karl Theodor. Leopold Jeßner. Berlin 1928, Oesterheld & Co. 119 S. M. 3,–.

Boos, Roman. Die Dramatik des Lichts im Werk Matthias Grünewalds. Mit 15 Textbildern und 11 Tafeln. Basel 1928, Rudolf Geering. 42 S. M. 4,–.

Donders, Adolf. Meister der Predigt aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Ein homiletisches Lesebuch. Ausgegeben und mit einer Einleitung versehen von A. D. Münster i. W. 1928, Regensbergsche Buchhandl. 495 S. Geb. M. 6,50.

Dreßler, Bruno. Geschichte der englischen Erziehung. Versuch einer ersten kritischen Gesamtdarstellung der Entwicklung der englischen Erziehung. Leipzig 1928, B. G. Teubner. 340 S. M. 8,– (10,–).

Flake, Otto. Die erotische Freiheit. Berlin 1928, S. Fischer. 115 S. M. 3,–.

Freya, Hans. Theorie des objektiven Geistes. Eine Einleitung in die Kulturphilosophie. Leipzig 1928. B. G. Teubner. 153 S. M. 4,50 (6,–).

Ganzmann, Otto, Lehrbuch der französischen Sprache für Handelsschulen. I. Teil: Für Anfänger; II. Teil: Für Fortgeschrittene; III. Teil Der Geschäftsverkehr. Freiburg i. B. 1927/28, Herder & Co. 104, 130, 151 S.

Grosz, George. Hintergrund. 17 Zeichnungen zur Aufführung des „Schwejk" in der Piscator-Bühne. Berlin, Malik-Verlag. M. 1,70.

Herrigel, Hermann. Das neue Denken. Berlin 1928, Lambert Schneider. 244 S. Geb. M. 7,50.

Hintze, Hedwig. Staatseinheit und Föderalismus im alten Frankreich und in der Revolution. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 623 S.

Inglin, Meinrad. Lob der Heimat. Horgen-Zürich 1928, Münster-Presse. 41 S.

Just, F. A. Ernst. Der Weg zum Glück für die deutsche Jugend. Frankfurt a. O. 1928, Verlag des Bundes Haus und Schule. 42 S. M. –,40.

Koloniale Studien. Hans Meyer zum 70. Geburtstag dargebracht von seinen Freunden, Verehrern und Schülern. Berlin 1928, Dietrich Reimer, Ernst Vohsen. 341 S. M. 16,– (18,–).

Kunze, Wilhelm. Nürnberg. Schicksal einer Stadt. Nürnberg, Ernst Frommann. 21 S. M. 1,–.

Leusser, Hermann. Ein Jahrzehnt deutsch-amerikanischer Politik (1897–1906). München 1928, R. Oldenbourg. 106 S. M. 5,–.

Matuschka, Johann Graf von. Deutschlands großes Schicksalsjahr. Zukunft und Zeitenwandel. Breslau 1928, Priebatschs Buchhandlung. 63 S. M. 1,20.

Mette, Alexander. Über Beziehungen zwischen Spracheigentümlichkeiten schizophrener und dichterischer Produktion. Dessau 1928, Dion-Verlag. Liebmann & Mette. 97 S.

Mommsen, Wilhelm. Johannes Miquel. Bd. I. 1828 bis 1866. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 402 S.

Pädagogisches Lexikon. In Verbindung mit der Gesellschaft für evangelische Pädagogik und unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner. Herausgegeben von Hermann Schwartz. Bd. I. Abhärtung–Exzentrisch. Bielefeld 1928, Velhagen & Klasing. 1338 Spalten. Geb. M. 26,–.

Reinheimer, Sophie. Osterzeit – weit und breit! Mit Buchschmuck von Heinz Hoffmeister. Leipzig, Franz Schneider. 87 S. Geb. M. 3,50.

Reinheimer, Sophie. Lustige Gaben für Mädel und Knaben. 39 S. (ebenda).

Savonarola, Hieronymus. Auswahl aus seinen Schriften und Predigten. In deutscher Übersetzung von Josef Schnitzer. (Zeitalter der Renaissance. II.) Jena 1928, Eugen Diederichs. 306 S. M. 11,– (15,–).

Seidel, Jos. Ed. Werde! Vom Heute zum Morgen im Kreise der Lebendigen. Leipzig 1928, Mitteldeutsche Verlags-Ges. m. b. H. 117 S.

Siebs, Benno Eide. Die Helgoländer. Eine Volkskunde der roten Klippe. Unter Mitwirkung von Ferdinand Holthausen. Mit einer Kurve und 40 Bildern. Breslau 1928, Ferd. Hirt. 132 S. M. 8,50.

Stenzel, Julius. Platon, der Erzieher. Leipzig 1928. Felix Meiner. 337 S. M. 12,– (14,–).

Strunz, Franz. Astrologie, Alchemie, Mystik. Ein Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften. München-Planegg 1928, Otto Wilhelm Barth-Verlag G. m. b. H. 336 S. M. 6,– (7,50).

Victor, Walther. Atemzüge der Besinnung. Berlin 1928, Büchergilde Gutenberg. 108 S.

Wille und Werk. Ein Handbuch des Bühnenvolksbundes. Herausgegeben von Wilh. Karl Gerst. Berlin 1928, Bühnenvolksbundverlag. 304 S.

* * *

Reclams Universalbibliothek. Nr. 6811–13. Hans von Hülsen, Gerhart Hauptmann. Mit einem Bildnis. 199 S. – Nr. 6814. Albert H. Rausch, Patroklos. Novelle mit einem Nachwort von Fritz Usinger. 47 S. – Robert Walter. Thespis und das Meerschweinchen. Roman eines wunderbaren Tages. 154 S. – Nr. 6821–23. Karl Federn, Die Flamme des Lebens. Roman. 204 S. – Nr. 6831. Hans Fr. Blunck, Bruder und Schwester. Novelle. 75 S. – Nr. 6835. Edvard Welle-Strand, Pohjola. Geschichten aus Nordland. Mit einem Nachwort von Herm. Rößler. 75 S. – Leipzig 1927, Philipp Reclam jr.

* * *

Mauriac, François. Der junge Mensch. Berlin 1928, S. Fischer. 94 S. M. 3,–.

Valéry, Paul. Rede bei der Aufnahme in die Académie Française am 23. Juni 1927. Deutsch von Erhard Schiffer. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 48 S.

Rimski-Korssakow, N. A. Chronik meines musikalischen Lebens. 1844–1906. Übersetzt von Oskar von Riesemann. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 303 S. Geb. M. 12,–.

Redaktionsschluß: 5. April

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–.

Stefan George, der Revolutionär

Von Albert H. Rausch (Berlin)

Erlebt man es zuweilen heute, mit welcher Überhebung manche der „Jüngsten" von George sprechen, mit welcher beispiellosen Überschätzung dessen, was sie selbst für Kunst halten, sie an einem der größten — allerdings auch lautlosesten — Umgestalter deutscher Dichtkunst vorbeisehen zu dürfen glauben, so faßt einen immer wieder, weit mehr als Zorn, jenes Mitleid an, das nicht eine Schuld feststellt, sondern eine Verwirrung, vielleicht auch ein Unvermögen, verzeihend umkleidet. Alle jene gutgläubigen Verneiner des gewaltigen Künstlers und Menschen George sind nichts anderes als die Opfer der geistigen Zerrissenheit eines aufgewühlten Jahrzehnts, das ihre eben bewußt werdende Jugend unversehens überfiel. Es ließ ihnen zu nichts Zeit: nicht zum organischen Ausreifen, nicht zur gründlichen Auseinandersetzung mit den rein geistigen Werten und Forderungen einer Kultur, nicht zur Ergründung vorhandenen höchsten geistigen Gutes, geschweige denn zum Dienst an diesem und zu seiner verehrenden und liebenden Bewahrung. Hineingeschleudert in eine allgemeine Gärung, wurden sie selbst Stoff in der Gärungsmasse, halfen diese mittreiben, ohne recht zu wissen, warum und wozu. Die Bewegung selbst ersetzte das Ziel, die Effusion das bewußt geschaffene Gebilde. Der revolutionäre Gedanke hatte nicht die Kraft, das revolutionäre Werk zustande zu bringen: er verpuffte im belanglosen Versuch. Und keiner wurde sich bewußt, daß der letzte große Revolutionär in der deutschen Dichtkunst eben derselbe Mann war und ist, den man als Exponenten einer abgelaufenen Epoche hinzustellen beliebte: Stefan George, in dem sich das edelste und bedeutsamste Deutschtum unseres gesamten Zeitalters verkörpert.

Georges dichterische Anfänge schon — sie liegen etwa vierzig Jahre zurück — entspringen einer scharfen Opposition. Sie bedeuten unbedingte Ablehnung alles „Literarischen", stellen sich in klar bewußter, kämpferischer Abwehr gegen das in der „Zunft" Übliche und versuchen, aus der Versabberung der damaligen Sprache das reine, unerbittlich wahrhaftige Wort in eine saubere Atmosphäre zu retten. Sie wollen vor allen Dingen also eine restitutio des deutschen Wortes, eine Zurückführung des entwerteten Begriffs auf seinen Grundwert. Nicht nur des Begriffs, auch des Lautes. Das war nicht möglich, solange nicht jede Gemeinschaft mit dem, was sich als „Literatur" gab, aufgehoben wurde. Denn es ging ja um ein äußerstes Ziel: um die Schaffung einer neuen deutschen Wortkunst. Es ging, wie es im ersten Heft der von George herausgegebenen „Blätter für die Kunst" heißt, um die Schaffung der „geistigen Kunst", jenseits des „Staatlichen und Gesellschaftlichen". George hat seine große, leidenschaftlich verfochtene und durchaus revolutionäre Idee im Laufe vieler schöpferischer Jahre in das Werk umsetzen und durch das vollendete Werk bestätigen, belegen dürfen. Er schuf dieses Werk mit seiner besonderen revolutionären Taktik. Er vermied den öffentlichen, allgemeinen Austrag des angesagten Kampfes: er siegte durch nichts anderes als die zielbewußte, unbeirrte Aufrichtung seines gewaltigen Werkes nach dem ständig wachsenden Maß seiner Kräfte — und war eines Tages einfach in solcher erstaunlichen und fast blendenden Deutlichkeit da, daß ihn keiner mehr selbst von denen übersehen konnte, die von seinem Wachsen, von seiner langsamen Eroberung des Schlachtgeländes überhaupt nichts gemerkt hatten. Das Erstaunlichste aber blieb: er war gar nicht mehr allein, als er in Erscheinung trat: er hatte hinter sich und um sich die Scharen derer — der Besten Deutschlands —, die schweigend, verehrend und liebend seinen Fahnen gefolgt und nun bereit waren, jeden Zoll gewonnenen Bodens mit der ganzen Glut ihres Glaubens zu verteidigen.

Der erste große Sieg, der entscheidende, war errungen — und es galt, ihn zu sichern. Die deutsche Sprache hatte einen vollkommen neuen Ausdruck erhalten, ihr Wortschatz war bis auf die Wurzeln umgepflügt worden, die ernste, reine Schönheit

einer neuen deutschen Dichtkunst war ein für allemal geprägt. Bis zu fast unwahrscheinlicher Intensität und Echtheit war das neue Wort im Tiegel der rastlos sich mühenden Seele ausgeglüht — in nie zuvor geahnter Strenge und Klarheit war der Bau der neuen deutschen Strophe errichtet. Dem Begriff des „Dichters", des „Künstlers" war wieder Weihe gegeben: der göttliche Sinn seiner Berufung nicht nur neu erweckt, sondern überzeugend durch ein unerhörtes Beispiel erwiesen. Weit zurück im Dunkel blieb die wahllose Schar all derer, denen der Kampf gegolten hatte: der Lauen, Verwaschenen, Halben: all jener Unzähligen, die in irgendeiner „literarischen Karriere" den Sinn und das Ziel ihres Daseins erblickten, ohne jedoch ein jedes Wort, das aus ihrem Munde ging, mit ihrem Blut bezahlen zu wollen.

George stand. Das Heer stand mit ihm. Angriffe, fast immer niedrig und mit schlechten Waffen geführt, fast immer nur d e n treffend, der sie unreinen Geistes unternommen hatte, blieben ohne die geringste Wirkung. Sie erzeugten nicht ein einziges Mal auch nur den Gedanken eines Gegenangriffs. Es war eben überflüssig geworden, die gewonnene und festgehaltene Stellung noch kämpfend zu schützen. Somit war der Raum frei — und die Zeit zur zweiten revolutionären Tat erfüllt: der Krieg gegen den Menschentyp der Jahrhundertwende begann: der heilige Krieg für die Läuterung der menschlichen Grundsubstanz. Auch er wurde ohne jede Bundesgenossenschaft geführt, ohne jede Anlehnung an solche, die von anderen Lagern aus einen ähnlichen Kampf zu führen vermeinten: die Weltverbesserer, Moralisten, Puritaner, sozialen Utopisten aller Parteien und Richtungen. Nicht „die Menschheit" — sondern „der Mensch" hieß das neue Ziel. Wieder galt es zunächst, zu sagen, wo der Feind stand, und ihm den Fehdehandschuh hinzuwerfen.

Man lese die grandiosen „Zeitgedichte" und die „Tafeln" im „Siebenten Ring" — und man wird Bescheid wissen, wohin die nun wilden und erbarmungslosen Angriffe zielten: gegen eine gewissenlos gewordene, in anrüchigstem Materialismus versumpfende Gesellschaft, der das Beste verlorengegangen war, was uns gegeben ist: Blut. Eine Gesellschaft, so hohl, so aufgedunsen, so larvenhaft, daß in ihr selbst der römische Strichjunge Manlius (in dem unerhörten Zeitgedicht „Porta nigra"), der im Augusteischen Zeitalter lebte und starb, nicht zu neuem Leben erwachen möchte! Diese Zeitgedichte reißen nieder, was brüchig erscheint, schonungslos. Sie erst erweisen die ganze Glut des Hasses, der Verachtung, die den großen Umstürzler George beseelt — und sie erst künden die ganze Tiefe und Schicksalhaftigkeit seiner Sendung. Nicht mehr um Fragen der Kunst, der Dichtung geht es: es geht um das Allerletzte im Menschen selbst — und das Mittel, mit dem nun der Krieg geführt wird, ist die selbstgeschmiedete Waffe des gereinigten, geheiligten, dichterisch-seherischen Wortes. Glut und Inbrunst göttlichen deutschen Lautes dringen ein in verfaulte deutsche Substanz und brennen die Geschwüre aus. Woher dem unerbittlichen Angreifer die Kraft zu seiner Revolution kommt: das lehrt der Gedichtzyklus „Maximin": die Besiegelung seiner Sendung durch das unmittelbare Gotterlebnis. Wem sich Gott im Menschenbilde sichtbar macht, dem überträgt er auch das Amt, den Menschen zu formen nach dem Ebenbilde Gottes...

So beginnt die letzte Phase des langen Doppelkrieges: die Krönung durch eine zweite, schöpferische Leistung: durch die Errichtung des neuen Reiches, des neuen Staates.

Der Revolutionär, der Welten einreißt, schafft erst dann den wirklichen Wert, wenn er auf den Trümmern neue Welten aufrichtet. George errichtet seine neue Welt in seinem letzten geschlossenen Werk: „Der Stern des Bundes". Dort sind aufgezeichnet die Gesetze, nach denen der neue Mensch lebt, dort sind zu finden die Götter, denen er dient, dort ist wirksam die Gemeinschaft, in die er sich einreiht.

Dort endet der große geistig-revolutionäre Weg in dem Resultat dieses Umsturzes: in dem geläuterten Reich, das gestellt ist auf den geläuterten, in sein Urmaß zurückgeführten Menschen.

Mögen die stürmenden, drängenden jungen Menschen unserer Zeit es nicht übersehen: aller Stoff, der sie selbst erfüllt, ist gebannt in dem Werk Stefan Georges. Deute es jeder, wie er mag; aber vergesse keiner: was allerorten noch gestammelt wird, ertönt hier, längst gebunden im heiligen Klange großer Dichtung: der größten, die seit Goethes Tod von deutscher Lippe drang.

Zur Lage der „katholischen Literatur"

Von Martin Rockenbach (Köln)

Man sprach und spricht innerhalb des katholischen Schrifttums unserer Tage, wie auch den Lesern dieser Zeitschrift bekanntgegeben wurde, von einem neuen „Literaturstreit". („Literaturstreit" hieß um die Jahrhundertwende eine damals besonders lebhafte und lebenswichtige Diskussion über die literarischen Aufgaben der deutschen Katholiken, deren Wortführung Karl Muth zum Gründer „Hochlands" und bis in den Weltkrieg hinein zum wichtigsten literarischen Anreger des deutschen Katholizismus bestimmte.)[1] Es sind von seiten der im literarischen Leben Stehenden Fragen aufgeworfen worden, die das Verhältnis von Dichtung und Kirche bzw. Dichtung und Klerus angingen; es ist die Forderung endgültiger Mündigkeit der katholischen Laienwelt auch innerhalb des literarischen Lebens, es ist eine größere Freiheit im Stofflichen für den katholischen Dichter gefordert worden. Eine Rundfrage hatte vollends folgenden Wortlaut: „Können wir Katholiken in Deutschland mit unserer Wirkung und Bedeutung im literarischen Gesamtbild der Zeit zufrieden sein? Haben wir das Exil wirklich verlassen und Boden gewonnen? Ist die Zukunft hoffnungsfroh oder ist nach dem Aufwand der letzten Jahre heute bereits ein Rückmarsch festzustellen?"[2]

Eine Fülle der verschiedensten, wenn auch innerlich zusammenhängenden Fragen. Eine allseitige Antwort auf dem knappen Raum eines Zeitschriftenaufsatzes ist wohl kaum möglich. Hier also nur einige kurze Bemerkungen zur Beurteilung der Zeitlage der katholischen Dichtung, Bemerkungen, die wenigstens die Fülle der Fragen und ihrer Grundlagen ahnen lassen.

Eine vierfache Fragenfront scheint uns in der heutigen Diskussion des literarischen Katholizismus vorzuliegen. Nämlich:

1. die alte und immer wieder neue grundsätzliche Frage nach dem Wesen und Wirken „katholischer" Dichtung, vor allem im Gegensatz zu nicht-katholisch-„moderner" Dichtung;
2. die Frage nach der literarischen Leistung des Katholizismus in der Kriegs- und Nachkriegszeit;
3. die Frage nach der Stellung der vorhandenen Dichtung des jungen deutschen Katholizismus im literarischen Gesamtbild der Zeit;
4. die Frage nach der Stellung der Dichter innerhalb des katholischen Geisteslebens selber.

1.

Wir geben in einer „Glosse zum Wesen und Wirken ‚katholischer' Dichtung" heute zunächst einmal nur wichtige Grundbegriffe für die Erörterung der Zeitlage der jungen „katholischen" Literatur.

In der Frage nach dem Wesen „katholischer" Dichtung tauchen dort die Schwierigkeiten auf, wo bei der Antwort im unmittelbar gegebenen Stoff der Dichtung dogmatische Begriffe und Heilstatsachen als Formeln für Glauben oder Unglauben ausscheiden. (Und das ist doch meistens der Fall. Dichtung ist ja, vom Objekt her gesehen, Wortkunst, die das gesamte Reich der Welt besucht, um die Schönheit aller kreatürlichen Gestaltenwelt, wo es auch sei, in ihrer Idee, „in ihrer Manifestationskraft für das Göttliche"[3] zu würdigen.) Es taucht hier also auf das Subjektproblem einer „katholischen Lebenssubstanz" des Künstlers, die erkennbar sein kann, auch wenn im einzelnen Fall religiöse Dinge gar nicht ausdrücklich zur Diskussion stehen; Dichtung eines gläubigen Menschen wird eben auch im rein natürlichen Stoffbereich irgendwie Zeugnis ihres Glaubens ablegen; wirkliche Dichtung ist ja, vom Subjekt her gesehen, gestalteter Ausdruck oder Bildwerk wortschöpferisch begnadeter Menschen. Ja, es gibt vollends Dichtung katholischer Lebenssubstanz (bei Josef Winckler etwa oder auch noch bei Josef Ponten), die sich im wörtlichen Bekenntnis aus-

[1] Diese ganze Vorgeschichte der heutigen Lage des literarischen Katholizismus ist als in einem repräsentativen Zeitdokument entrollt in der kürzlich erschienenen Festgabe für Karl Muth, „Wiederbegegnung von Kirche und Kultur in Deutschland". Verlag Kösel & Pustet, München. — [2] Artur Friedrich Binz in der Festschrift für Johannes Mumbauer. Saarlouis 1927, Verlagsanstalt Hausen. — [3] Peter Wust. Wust hat in seiner großen Abhandlung „Von der seelischen Katharsis des schöpferischen Menschen" (Orplid, 4. Jahr, Heft 11-12) die wichtigste Arbeit zum philosophischen Hintergrund aller neuen literarischen Unterhaltung gegeben: eine erschöpfende Phänomenologie aller Gestaltschau der Menschheit.

drücklich gegen die Kirche wendet, die sich antikatholisch gebärdet und trotzdem auch noch im Nein ihren katholischen Ursprung bejaht.[4]

Wenn nach Stichworten der im Wesen der Substanz gegebenen Unterschiede zwischen „katholischer" und „moderner" (Vergleiche zwischen katholischer und protestantischer oder jüdischer oder rein gnostischer Substanz können hier ausscheiden) Welteinsicht gefragt wird, so müßte man (Subjektseite und Objektseite aller Wortkunst zusammen in Betracht ziehend) hinweisen vor allem auf den Gegensatz von gläubigem Weltvertrauen und skeptischer Lebensanalyse, von unproblematischer Objekthinnahme und Selbstüberschätzung des Intellekts in der Problemstellung, von objektivem Sinnspiel und Überschätzung der Ansprüche der „Persönlichkeitsentfaltung" (die bekanntlich mit Vorliebe schon im Erotischen steckenbleibt). Katholische Dichtung steigt mehr auf aus gelassener Sicherheit des naiv gesunden Seinsoptimismus als aus substanzlos aufgeregtem Zeiterlebnis und aus intellektueller Selbstbespiegelung. Wobei freilich zu diesen in unserer Zeit besonders wichtigen Stichworten eine für unsere Zeit ebenso wichtige dreifache Einschränkung oder Erläuterung besonders hervorgehoben werden muß (da hier neue Probleme der gegenwärtigen Diskussion des gegenwärtigen „Literaturstreites" enthalten sind):

a) Die nähere Erläuterung, daß das Böse, die Sünde, natürlich ebenso wirklich zu den Objekten der Welt und ebenso gewichtig also zu den Objekten künstlerischer Sinndeutung der Welt gehört wie das Gute. Auch die Hölle als ewiger Ort der Verdammung ist ja ein Preis des Ewigen, da hier das züngelnde Feuer ewiger Willensentscheidung des Satanischen gegen Gott zugleich doch auch bedeutet eine ewige Manifestation der in beschränktem Rahmen ausgeübten Willensfreiheit gottgeschaffener Geister. Und wo bliebe das gewaltige Drama der Weltgeschichte, wenn nicht im Menschen zu jeder Frist die Dämonen des Lichtes mit den Dämonen der Finsternis im Kampf dargestellt werden sollten? (Es sei hier vor allem nochmals auf Karl Borromäus Heinrichs Erzählungen hingewiesen, die mit Einsatz einer ganzen gläubigen Existenz ebenso die Abgründe der Sünde ableuchten wie in die Realität objektiv dargelegten Gnadelebens, Heiligenlebens einführen.)

b) Die Einschränkung zweitens, daß es natürlich innerhalb besonders dringlicher Zeitproblematik durchaus Pflicht katholischer Dichtung sein kann, Probleme aufzuwerfen, ja ganz und gar rebellisch aufzutreten und erbittert mit der Faust auf den Tisch zu schlagen: um der zukünftigen Verwirklichung katholischer Lebensgesetze willen. (Die aktuelle Bedeutung des Proletarierdichters Heinrich Lersch innerhalb der „katholischen Literatur"!)

c) Und die Einschränkung drittens, daß der Gegensatz „katholisch — modern" in unserer allgemeindeutschen Zeitsituation, wo einer positivistisch-relativistisch denkenden Vorkriegsgeneration in wichtigen Vertretern gegenübersteht eine aufs neue gläubige „junge Generation" mit neuer Verantwortung für eine natürliche, soziale, politische, religiöse Lebenserneuerung, — daß der Gegensatz „katholisch — modern", sagen wir, in vielen konkreten Fragen des täglichen Lebens der Idee heute für Gesamtdeutschland weniger lebenswichtig ist als der Gegensatz „Junge Generation" und „Ältere Generation"; daß der Gegensatz „katholisch — modern" unterhalb des anderen zu liegen kommt; will sagen: daß beide Gegensatzpaare heute weithin seltsam konform gehen können, so daß man heute auch bei Nichtkatholiken (bei Reinacher oder Johst z. B.) in vielen eigentlichen „Lebens"-Fragen „katholische" Lebenseinstellung vorfinden kann. (Aber das weist schon auf eine Glosse hin, die sich demnächst ausdrücklich mit der Stellung der katholischen Dichtung innerhalb der Zeitdichtung überhaupt zu beschäftigen hat . . .) (Fortsetzung folgt.)

[4] Inwiefern zum Beispiel Pontens Werke „vielfach negative Apologien des Katholizismus" sind, inwiefern sie zeigen, „wie die katholische Welt auch weiter fortlebt, wenn ihre übernatürlichen Grundlagen nicht mehr gesehen werden", das hat ein anonymer Aufsatz „Josef Pontens Weltanschauung" im Ponten-Sonderheft Orplid eingehend darzustellen versucht. (Orplid, II. Jahr, Heft 4.)

Hermann Stehr

Grundzüge seiner Weltanschauung

Von Franz J. Böhm (Heidelberg)

Das dichterische Werk Hermann Stehrs ist der künstlerisch gestaltete Ausdruck seiner Weltanschauung. Die großen Romane: „Heiligenhof", „Peter Brindeisener", „Drei Nächte", wie die Novellen, ja wie das kleinste Gedicht seiner seelentiefen Lyrik sind nur verständlich als Bekenntnis und Erkenntnis ihres Dichters. Eine rein ästhetische Würdigung würde an dem tieferen Sinn des hier Geleisteten vorübergehen und die weit über das Künstlerische hinausweisende Absicht verkennen. Womit nicht gesagt sein soll, daß das Künstlerische hier Nebensache sei. In jeder großen Kunst durchdringen und bedingen Form und Gehalt einander wechselseitig; ihre Einheit ist die lebendige Einheit des Organischen, und nur die Absicht, ein theoretisches Verständnis der zugrunde liegenden Weltanschauung zu gewinnen, rechtfertigt ihre Trennung, die, vom Kunstwerk her gesehen, immer willkürlich und zerstörend erscheinen muß.

Ganz allgemein und deshalb noch sehr vorläufig können wir Stehrs Weltanschauung Mystik nennen. Über diese Bestimmung herrscht, soviel ich sehe, kein Streit; aber schon die Vielgestalt der geistigen Bemühungen, die mit diesem Worte zusammengefaßt werden, sollte darauf führen, daß damit noch sehr wenig gesagt sei. Buddha, Meister Eckehart und Spinoza werden damit friedlich auf einen Generalnenner gebracht, obgleich in Wahrheit Welten zwischen ihnen liegen. In dieser unklaren Vermischung heterogener, ja konträrer Geisteshaltungen liegt der prinzipielle Mangel der einzigen größeren Publikation über „Hermann Stehr und sein Werk" von Helmut Wocke (Wilhelm-Meister-Verlag, Berlin). Obgleich Wocke in richtiger Erkenntnis des Wesens Stehrscher Kunst die Weltanschauung in den Mittelpunkt seiner Darstellung rückt, gelingt es ihm doch nicht, das Grundsätzliche dieser Weltanschauung zu klären und eindeutig zu bestimmen. Dabei fällt es besonders auf, daß unter den zahlreich genannten Mystikern der Name Jakob Böhmes fehlt, mit dessen Mystik Stehr durch die tiefste geistige Verwandtschaft verbunden ist. Diese Beziehung soll keine historische Abhängigkeit, sondern lediglich eine geistige Gemeinsamkeit bedeuten; sie würde bestehen, auch wenn Stehr niemals eine Zeile Böhmes gelesen hätte.

Alle Mystik ruht letztlich auf dem Glauben an eine göttliche Substanz im Menschen, durch die die Möglichkeit einer unmittelbaren Einswerdung von Göttlichem und Menschlichem garantiert wird. In diesem Sinne schließt das Christentum die Mystik allerdings aus; an die Stelle der unmittelbaren Beziehung von Gott und Mensch tritt ein System natürlicher und heilsgeschichtlicher Vermittlungen, deren höchste der „Gott-Mensch" selbst ist. Gegen solche Vermittlungen wendet sich daher immer der Eifer der Mystiker, und zwar immer gegen die historischen, häufig auch gegen die natürlichen. Darin darf man einen Wesensunterschied innerhalb der abendländischen Mystik erblicken; historisch ist es der Unterschied zwischen Jakob Böhme und Meister Eckehart. Eckehart empfiehlt der Seele einen „Übersprung in das Vollkommene" über alles Endliche in Natur und Geschichte hinaus, während Böhme die „steinerne", d. h. historische Kirche ablehnt, aber seinen Weg zu Gott nicht jenseits, sondern nur durch die Natur findet. Die Dinge der sichtbaren Welt sind freilich kein Letztes, aber sie weisen auf etwas hin, das hinter ihnen liegt, dessen Symbol sie sind, und um dessentwillen sie allein Bedeutung haben. Dies ist auch die Grundüberzeugung Stehrs. Die Seele, im Unterschiede vom Geiste, der auf die Vermittlung sinnlicher Eindrücke angewiesen ist, besitzt ein göttliches Licht, das über die Welt der Dinge hinausreicht. „... Es gibt hinter der Augenwelt noch eine Welt. Und jedes Ding ist doppelt." Die Welt der Erfahrung wird als solche nicht entwertet, wie in der spiritualistischen Mystik Eckeharts oder in der weltlosen Mystik Spinozas, sondern sie wird umgewertet als Ausdruck eines höheren Seins, einer reineren Wirklichkeit. Diese Überzeugung, daß das Irdische nur ein Hinweis auf ein Transzendentes, das Sichtbare nur ein „Umweg" zum Unsichtbaren sei, hat sich für Stehr in die lichteste Gestalt verdichtet, die durch sein Werk märchenhaft-unwirklich wie eine

Sehnsucht geht, in die Gestalt des blinden „Heiligen-Lenleins". Worum alle anderen Menschen seiner Dichtung wie um ein unerreichbar fernes Ziel aus dumpfer Alltäglichkeit heraus kämpfen, das ist in diesem Kinde kampflos Erfüllung geworden: der durch kein sinnliches Auge getrübte und betrogene Blick für das Wesenhafte hinter aller Erscheinung, und das zeitlose, widerspruchsfreie Leben der Seele in sich selbst, das den Menschen „von dem Zwange seines Geschicks in den Strom eines ewigen Schicksals erlöst". Deshalb soll das Kind nach dem Wunsche seines Vaters zwei Dinge nie erfahren, daß es blind sei und daß es einen Tod gebe. Denn sein Blindsein ist ein höheres Sehen als das durch sinnliche Augen, und der Tod hat keine Gewalt über die Welt, in die die Seele schaut. Darum kommt jede Erleichterung und Erlösung seiner mühsam ringenden Menschen immer nur von diesem Kinde, das keinen Blick hat für die Welt, in der das Niedere mit dem Höheren, das Zeitliche mit dem Ewigen im Kampfe liegt. Das „Heiligen-Lenlein" ist das Symbol der mystischen Weltanschauung Stehrs und damit der Schlüssel zu der Welt, in der er lebt und schafft. Wenn das Leben an der Sehnsucht gemessen werden darf, der es dient, so dürfen wir diese Gestalt nicht nur die dichterisch-schönste, sondern auch die erlebteste und wahrste nennen.

Eine neue Meister Eckehart-Übertragung

Von Philipp Strauch (Universität Halle)

Die Auffindung und Veröffentlichung der Rechtfertigungsschrift Meister Eckeharts, in der er sich vor nun 600 Jahren gegen die vom kölner Erzbischof wider ihn erhobenen Vorwürfe der Häresie verwahrte, hat in jüngster Zeit das Interesse für den größten deutschen Mystiker in einem Maße wieder geweckt, daß die Literatur über ihn kaum mehr übersehbar ist. Es hat etwas Erhebendes, erkennen zu dürfen, wie dieser Glaubensheld einen jeden, der ihm nähertritt, in seinen Bann zwingt, ihn nicht ruhen läßt, die Seelengeschichte seiner, man möchte sagen, dionysischen Persönlichkeit zu ergründen. Daß uns modernen Menschen vor allem Eckeharts deutsche Predigten und Traktate naheliegen, ist wohl begreiflich. Der gelehrte, in Paris promovierte Scholastiker, der Professor und Ordenslesemeister von Straßburg und Köln zeigt ein anderes Gesicht als der vor Nonnen und Laien predigende geniale und dabei doch so naive Erzieher und Seelenführer, der mehr Lebemeister als Lesemeister sein wollte, dessen Spekulation und mystischer Hochflug nur dem einen Zweck diente, alte Wahrheit neu zu sagen und dafür alle Register seiner Orgel in Tätigkeit setzte: Rhetorik und Pathos, Steigerung und Kontrast, Wortsymbolik und Metaphorik. Ihm lag nichts ferner, als durch seine literarischen Kenntnisse zu fesseln. Es war ihm immer nur um sittliche Erkenntnis zu tun. Alles gipfelt bei ihm in der in grandioser Eintönigkeit vorgetragenen Lehre von der Gottesgeburt in der menschlichen Seele. In der hinreißenden Persönlichkeit lag der Erfolg dieses „hohen", „heiligen", ja „göttlichen" Meisters, als welchen ihn Schüler und Anhänger verehrten. Ihnen stand der Mensch Eckehart näher als sein Kopf. Eckehart schöpft aus der Tiefe des Gemüts, er gibt sein Innerstes, selbst überwältigt von dem, was ihn bewegt. Kein Wunder, wenn seine deutschen Schriften, trotz ihrer leider zum größten Teil unzulänglichen Überlieferung, immer wieder Erneuerung erfahren.

Soeben hat Fr. Schulze-Maizier seiner „Mystischen Dichtung aus sieben Jahrhunderten" (s. L. E. XXIX, 138) in der gleichen Sammlung „Der Dom" einen Eckehart-Band[1] folgen lassen, in dem namentlich von den Predigten diejenigen wiedergegeben sind, die auf Grund neuester Forschung die größte Gewähr des Echten bieten. Es sind 26 an der Zahl, denen dann noch eine Sammlung ausgewählter Aussprüche angefügt ist; auch einige Eckehart-Legenden sind mitgeteilt sowie eine Übertragung der Bulle Johanns XXII. vom 27. März 1329. Die Anmerkungen geben in knapper Form Rechenschaft über die Aufnahme der Stücke auf

[1] Meister Eckeharts deutsche Predigten und Traktate. Ausgewählt, übertragen und eingeleitet von Friedrich Schulze-Maizier. Leipzig, im Insel-Verlag 1927. 438 S. 8°.

Grund ihrer Erwähnung im Defensorium und dem päpstlichen Bullenerlaß, nehmen aber auch Stellung zu den anderen bekannten Erneuerungen. Von Eckeharts in der Überlieferung stark zersetzten Traktaten, die schon in letzteren mehrfach berücksichtigt worden waren, gibt Schulze-Maizier nur die drei unbedingt gesicherten und stellt sie den Predigten voran: als ältestes Werk „Die Reden der Unterweisung", die der Vikar von Thüringen, der Prior von Erfurt „solchen geistlichen Kindern gehalten hat, die ihn nach vielen Dingen fragten, da sie zu abendlichen Tischgesprächen beieinander saßen", sodann das am besten beglaubigte „Buch der göttlichen Tröstung", das Eckehart zwischen den Jahren 1305 und 1313 für die Königin Agnes von Ungarn verfaßt hat. Sind bereits die „Reden der Unterweisung" von der Innigkeit seines Gotterfassens getragen, das ihn freilich auch hier schon gelegentlich zu Aussprüchen verführt, die später beanstandet wurden, so mehren sich letztere noch im Trostbuch; doch scheint der Zensor der Inquisitionskommission den ursprünglichen Sinn verschiedentlich verfälscht zu haben. Dem Trostbuch angefügt ist das Stück „vom edlen (gerechten) Menschen, ein Begriff, mit dem Eckehart den Gottmenschen bezeichnet, den Christus, dessen Herausläuterung aus allem Kreatürlichen und Individuellen die höchste Aufgabe der mystischen Frömmigkeit ist".

Die sprachgewandte Übertragung hat, was dankenswert ist, markante Lehrsätze durch Sperrdruck hervorgehoben. Vor allem jedoch ist es dem Herausgeber gelungen, in seiner Einführung die Größe, aber auch die Tragik im Leben und in der Lehre Eckeharts zur Anschauung zu bringen, dieses Lebemeisters, der „jenes ewige Heute aufstrahlen läßt, in dem es kein Veralten gibt, sondern nur unmittelbare, lebenserfüllte Gegenwart". Das Bibelwort „Wir sind seines Geschlechts" ist für Eckeharts Lehre Ausgangspunkt, er hat diesen Gedanken mit der ganzen Konsequenz seiner Gottinnigkeit bis an die äußersten, ihm von der Kirche gewiesenen Grenzen verfolgt, ja diesen, unbewußt, gelegentlich eine leicht mißzuverstehende Form gegeben. Das „Wie" seiner Frömmigkeit ist schwerer zu bestimmen als das „Was", und nicht anders ist es mit der Frage „Wohin". „Daß ein Geist, der so tief in der Überlieferung wurzelt, sich dennoch so kräftig von dieser Tradition abhebt, dem es so brennend ernst ist um die lebensunmittelbare Erschließung des christlichen Dogmas, dieses Dogma schließlich sprengt, das ist wohl das eigentlich geisteswissenschaftliche Eckehart-Problem." Eckehart „hat den Mut zur seelischen Nacktheit, welche nur der sich leisten darf, der rein ist vor sich selber". Für Eckehart ist auch die so oft geforderte Gelassenheit, die via passiva, nicht letztes Ziel, vielmehr nur Vorbedingung zur Entfaltung überschwenglichster Schöpferlust. — Den Mängeln seiner Leistung verschließt sich der Herausgeber nicht. Er findet sie in Eckeharts extremem Spiritualismus, dem Problem der Erfahrung hat er nur dürftig Rechnung getragen, das Problem der Individualität bleibt unerschlossen. Für Eckeharts ätherischen Idealismus war die Zeit noch nicht gekommen, dem massiveren Luther schlug eine günstigere Weltstunde. Auf den „Flieger" folgte der „Steher". Eckeharts Gedankenwelt aber findet noch bei Bach, Klopstock und in Beethovens tiefsinniger Mystik eine Parallele.

Holzapfels „Welterlebnis"

Von Wladimir Astrow (München)

Rudolf Maria Holzapfel ist weder Zunftphilosoph noch Schulpsychologe: er ist Seelenforscher und Seelengestalter.[1] Alles, was er aufbaut, hat den unmittelbaren Kontakt mit dem Leben, ist aus tiefer, lebendiger Erfahrung erwachsen und darum für jene geschaffen, die selbst nach echten, in fruchtbares Gefilde führenden, nicht nach konstruierten Direktiven suchen. Er hat in ungeahnter Weise wichtige Vorgänge bis ins einzelne erhellt, die fast allem Erleben, Schaffen und Wirken, sowie aller Geistesentwicklung bewußt wie unbewußt zugrunde liegen: Einsamkeit, Sehnsucht, Hoffnung,

[1] Rudolf Maria Holzapfel, „Welterlebnis. Das religiöse Leben und seine Neugestaltung". Erster Teil. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1928.

Kampf, Werten, Gewissen, Arbeit, Ideal und vieles andere. Diese Forschung, so methodisch exakt sie auch an Erscheinungen herantritt, die bisher jeglicher wissenschaftlichen Erfassung zu spotten schienen, ist weder positivistisch noch intellektualistisch. Sie ist lebenswandelnd und aufbauend, weil sie lebenswahr und umfassend ist, weil sie die unumgänglichen Voraussetzungen allseitiger Vervollkommnung ans Licht hebt und auf diese Weise wesensfremde, seelenhemmende Entwicklungsziele und Wegweisungen klarlegt und überwinden hilft. Sie ist nicht nur klärend, sondern auch neuschöpferisch. Das beispiellos nuancierende Eindringen in Wesen und Formenreichtum, Wirkungen und Entwicklung wesentlicher Seelenbereiche läßt Keimgestalten und Möglichkeiten neuartiger, viel vollkommenerer Entfaltungen und Ideale erkennen. So deckt Holzapfels Moralforschung nicht nur die Ursachen auf, warum fast alle bisherigen Gewissensformen vielfach entwicklungshemmend und lebensfeindlich waren, sie gipfelt in der empirisch visionären Gestaltung eines harmonischen, den schöpferischen und geistigen Seelenbedürfnissen entkeimenden und entsprechenden Gewissens. Seine Psychologie der geistigen Arbeit und des Schaffens erhellt einen Weg, auf dem die scheinbar widerstreitenden Schaffenstendenzen (Wirklichkeitssinn und Phantasie, Typisches und Individuelles usw.) einheitlich und organisch sich entfalten können. Die Erforschung der Idealerlebnisse enthüllte die Möglichkeit eines Allideals (Panideals), das, im Gegensatz zu den bislang vorherrschenden, teils einseitig fragmentarischen, teils widerspruchsvoll vermengten Zielsetzungen und Lebensrichtungen, die wesentlichen Geisteskräfte und Entwicklungsstrebungen einheitlich und synthetisch zusammenfaßt.

Waren schon diese im „Panideal"[2] niedergelegten Erkenntnisse und Errungenschaften dazu angetan, in der Auffassung und Gestaltung seelischer und sozialer Dinge nach und nach einen tiefgreifenden Wandel hervorzurufen, so ist die nunmehr im „Welterlebnis" vorliegende Erforschung und Neugestaltung des religiösen Lebens und Schaffens in erhöhtem Maße dazu berufen.

Holzapfel konnte weder den atheistischen Unglauben, die unheimliche Öde eines entgeisteten Weltalls aushalten, noch konnte er die Stimme logischer Vernunft und empirischer Kritik zum Verstummen bringen, welche eindringlich die allzu vielen psychologischen Unhaltbarkeiten und abergläubischen Monstrositäten selbst der vollkommensten bisherigen religiösen Erkenntnisse und Himmelsahnungen ins Bewußtsein rückten.[3] Ihm bereitete es „größte Qualen, irgendeine Anlage zu hemmen, die zur harmonischen Entfaltung führt". Müssen sich aber die religiös schöpferischen und die positiv empirischen Erkenntnisse, die rationalen und irrationalen Tendenzen widersprechen und ausschließen? Ist die Seele zu Einseitigkeit und Polarität verurteilt? Diese Fragen hat Holzapfel durch tiefschürfende Ergründung der rätselreichen Natur und der Bedeutung der kaumbewußten, irrationalen Seelenvorgänge und ihrer Beziehungen zum klaren, rational organisierten Vollbewußtsein gelöst. Diese Durchleuchtung der seltsamen, dämmerhaften, unergründlichen Welt des stufenreichen Tiefbewußtseins gehört zweifellos zu den besten Leistungen des menschlichen Forschergeistes. Holzapfel zeigt die biologische Unerstickbarkeit des kaumbewußt irrationalen Seelenwebens, das das verborgenste und subjektivste Innenleben des gesamten Nervensystems spiegelt. Er erklärt den instinktiven Drang des Kaumbewußtseins nach unbedingter Freiheit, nach Überwindung der Schranken und Gesetzmäßigkeiten der Außenwelt, nach Umstoßung und Umkehrung der rationalen, dem Vollbewußtsein zugänglichen, peripheren Weltordnung, sein Hinhorchen und Reagieren auf das Leben und Weben der Ewigkeit. „Ein Freiheitsdrang ist im Menschen, ein gewaltiges Verlangen, alle Fesseln des Könnens zu sprengen, selbst dem Weltgesetz Trotz zu bieten ... In der unermeßlichen Welt des Tiefbewußtseins, die von Ewigkeiten gestaltet wurde, schlummern und wirken unabsehbare Kräfte, aus denen der Mensch alle Vollendung schöpft ... Die Freiheit der Träume ist das Ergebnis unabsehbarer Anpassung an unzählige Welten der Ewigkeit. Wie ein allmächtiger Schöpfer stellt sie vor uns Bilder und Gestalten eines Lebens, das vom gewohnten

---

[2] R. M. Holzapfel, „Panideal. Das Seelenleben und seine soziale Neugestaltung". Zwei Bände. Eugen Diederichs Verlag, Jena. — [3] Vgl. Wladimir Astrow, „Das Leben Rudolf Maria Holzapfels", mit einem Vorwort von Romain Rolland und 4 Bildnissen. Verlegt bei Eugen Diederichs in Jena 1928.

abweicht... So häuft sie Wunder auf Wunder, weil sie es muß, weil sie uns zur Vollendung führt und auf das Höchste hinweist, sie selbst vom Weltall gelenkt."

Holzapfel beleuchtet die ausschlaggebende künstlerische und namentlich religiöse Funktion der verschiedenen Stufen oder Schichten des Tiefbewußtseins. Aber er zeigt auch, daß das irrationale, den Urtiefen des menschlichen Wesens entsteigende Kaumbewußtsein nur dann seine volle Schaffensmacht entfaltet und der harmonischen Vervollkommnung des Geistes dient, wenn es, unter bestimmten Bedingungen, mit dem vornehmlich der Außenwelt zugewandten und durch deren Gesetzmäßigkeiten mitgestalteten Vollbewußtsein eine organische Synthese eingeht. Dies äußert sich in der Kunst in dem Bestreben der großen Schöpfer, die vorgefundenen Naturtypen mit selbsterschaffenen, denkbar reichen individuellen Zügen auszufüllen und neuzugestalten. Und demselben Entwicklungsgesetz gehorcht auch die Vervollkommnung des religiösen Erlebens und Schaffens. Auf eine Formel gebracht: Das Irrationale allein erzeugt Aberglauben, das Rationale allein Unglauben; Glaube aber ist nur durch Einheit des Rationalen und Irrationalen möglich. „Die Erde erkennen, den Menschen erforschen müssen wir, wenn wir den Himmel anders ergründen, dessen Leben anders verstehen wollen als die bisherigen, so wild, so unpsychologisch orientierten Geschlechter."

Solcherweise erforscht Holzapfel die wichtigsten Wesenskräfte alles religiösen Lebens und die unerläßlichen, bislang nur allzu oft mißachteten, weil unbekannten Bedingungen seiner harmonischen Vervollkommnung.[4] Wieviel der wertvollsten Geistesenergien der Menschheit wurden nicht schon dadurch vernichtet, daß Religionsstifter und Moralisten, Mystiker und Künstler Vergeistigung mit Entsinnlichung schlechthin verwechselten und solchergestalt die Entwicklung religiöser und künstlerischer Phantasie in die Sackgasse leerster Abstraktion und scholastischen Begriffsspinnens hineinzwängten! So kannte man auch die entwicklungsgünstigen Bedingungen innerer Sammlung und Zusammenfassung der religiösen Kräfte nicht; so waren die das Seelenleben beherrschenden und lenkenden Instinkte der Erweiterung und Einengung, des Sehnens nach Unendlichkeit und des Verlangens nach trauter Enge in ihrem gesetzmäßigen Wechselspiel vollständig unbekannt und darum nur selten harmonisch berücksichtigt usw.

Weil sie den oft verborgenen, aber unersetzlichen Erfordernissen des Seelenaufbaus und der Geistesvervollkommnung nicht entsprochen haben, mußten die alten, blind errichteten Grundlagen des religiösen Lebens vermorschen und zusammenstürzen. Im vorliegenden ersten Teil des „Welterlebnis" baut Holzapfel, auf tiefster Erkenntnis und visionärer Intuition fußend, ein neuartiges, gewaltiges, psychologisch gesichertes Fundament aller künftigen religiösen Entwicklung. Der zweite, demnächst erscheinende Teil wird den positiven religiösen Neubau selbst bringen, der die Seele in unbekannte Himmelshöhen tragen soll, nach denen wir uns alle verdurstend sehnen.

Esprit und Geist

Anmerkungen zu einem Buch von Eduard Wechßler

Von Guido K. Brand (Berlin)

Dieses Buch verschafft zweierlei Gewinn: einen Gelehrten, der mit dem eminenten Rüstzeug des Philologen, Literarhistorikers, Geschichtswissenden, Kunstverständigen und eines Menschen ausgerüstet ist, und die Fülle eines Stoffs in klarer Gliederung, wie sie bisher in dieser umfassenden Sammlung und Beweiskraft kaum zu erreichen war. Diese Vorteile wandeln sich dort zu Nachteilen, wo man

[4] Der erste Teil des „Welterlebnis" enthält folgende Untersuchungen: Kaumbewußtsein (Die Stufen des Bewußtseins – Das Kaumbewußtsein in der Menschheitsentwicklung – Wiederholung und Eindruck, Empfindung und Gefühl – Typus und Heimat – Physik im Kaumbewußtsein – Der „Mensch" im Kaumbewußtsein – Sinnesgebiete – Übung – Heilkraft und Nachahmung). Kraft (Leidenschaft und Intensität – Sammlung – Lachen – Ermüdung und Wiederbelebung). Erweiterung und Einengung (Nach- und Nebeneinander – Raum und Zeit – Erweiterung und Einengung – Erreger und Dämpfer). Nachwort.

weniger materielle Belege und stärkere Konzentration sich wünschte, wo man die knappe geistige Formulierung der öfteren Wiederholung des Gegenständlichen vorgezogen hätte. Die schlagwortartige Kontrastierung im Titel, von Wechßler als Denkverfahren für die deutsche Eigenart abgelehnt, aber als Mittel zugelassen, birgt die große Gefahr der Typisierung, und ihr entgeht nur der, dem außer der Fülle des Organischen auch der Sinn des Wesentlichen zu Gebote steht. Eine Reihe von Vorbildern — Strich wandte diese Kunst an in seinem Buch über die Klassik und Romantik, Cassirer, Worringer, Spengler, Nietzsche haben diese Methode letzten Endes doch zu einer gewissen Lösung des Problematischen aller Geisteswissenschaften gebracht, sofern aus Satz und Gegensatz die positive Bindung des Volkhaften und Menschheitlichen entsteht. Wechßler hat die gewaltige Arbeit, aus tausendjähriger Geschichte zweier Völker, deren geistiger Boden das alte Hellas ist, Entwicklung, Werden und Sein zu verfolgen, festzulegen, ihre Charaktere, Denkweise, Handlungsweise aufzudecken, mit bewundernswertem Wissen gelöst und das deutsche und französische Verhalten zu Natur, Kultur und Leben mit der Menschlichkeit eines Erkennenden dargestellt. Vieles konnte von der Arbeit anderer benutzt werden, denn vieles liegt schon in den Bemühungen mancher Verständigungswilligen vorbereitet, aber die Gesamthaltung des Werks, die Struktur und der Ausbau des geistigen Programms ist eine nicht hoch genug einzuschätzende Leistung. Sie klärt den Menschen, der sich mit den Fragen der Völkerpsychologie, den Zusammenhängen von Sprache, Denken, Handeln beschäftigt, über vieles auf und beseitigt durch eine Reihe ausgezeichneter Beispiele Mißverständnisse, die einer reiferen Erkenntnis noch hinderlich waren. (Kapitel über die Einfühlung, über den Drang ins Unendliche, über Treue, Sachlichkeit usw. bei den Deutschen und die Korrelationen bei den Franzosen.) Wechßler gedenkt dankbar der Vorarbeiten, aber er erwähnt weder Lerch, der durch seine französischen Sprachuntersuchungen (über das Futurum, den Konjunktiv) manche Erhellung des französischen Charakters erzielte, noch Voßler, den zu übergehen kaum einträglich sein dürfte, und zitierte Curtius nur im Nebensächlichen.

Der Gefahr der Typisierung suchte Wechßler zu begegnen durch eine Anhäufung von Belegen, Zeugnissen und Tatsachen aus allen Gebieten der Wissenschaft, den Künsten, des sozialen Lebens, der Politik, der Sprache. Er bringt Beispiele über Beispiele, die durch ihre Unterschiedlichkeit immer interessant bleiben und die er stufenförmig im Denkakt gegenüberstellt, vergleicht, abwägt und verbindet. Aus dieser Konfrontierung entsteht so der französische und deutsche Mensch, dessen letzte und subtilste Äußerung eben Esprit und Geist ist. Aus der Anerkennung des Franzosen als des größeren Meisters der Definition folgt logisch die deutsche Lösung: die Erfassung des Wesentlichen durch die Auslegung und Darlegung. Das An-sich-Erkennbare des Unterschiedes zwischen Esprit und Geist, uns geläufig schon in der Sprachphysiologie und in Stufungen hüben und drüben tausendfältig vorhanden, wird aber schon in der ersten Ausdeutung des Sinn-Wesentlichen rationalistisch verschränkt, und nur historisch-beispielhafte Lockerung führt uns über das bloße Wortverständnis hinaus. Aus rein Begrifflichem wie aus weltanschaulichen Fragen — Unendlichkeit, Freiheit, Gleichheit, Treue —, aus den gefühlsmäßigen Orientierungen, aus den Einflüssen des Landschaftlichen, des Sprachlichen, der Herkunft und Zielsetzung gewinnt Wechßler das Material zu den Erkenntnissen, daß hier zwei völlig neue Geistgebilde aus sich gewachsen und geworden sind. „Zwei unterschiedene Welten, die schon in ihrem Mutterlande Hellas oft feindlich gegeneinanderstoßen mußten, sind hier mit neuer Kraft des Werdens und des Werbens zu neuen Leistungen geboren worden." (S. 578.) Die Arbeit von der Erkenntnis des deutschen Menschen — warum wird Leopold Ziegler nicht einmal genannt? — ist noch jung, und wir wollen nicht behaupten, daß uns das Wesenhafte des gotischen Menschen des 17. oder 18. Jahrhunderts allzu geläufig sei. Wir sollten nicht meinen, daß wir uns zu kennen glauben, wenn wir Eckehart, Böhme, Martin Luther, Leibniz, Kant, Novalis und Goethe, Hegel und Richard Wagner zitieren. Wir sollten auch bescheidener sein und nicht an Descartes, Pascal, an Molière, Rabelais, Lafontaine, Richelieu, Montesquieu, Poincaré, Briand die französische Wesenheit in nuce festlegen wollen, denn letzten Endes gehört nicht nur ein umfassendes

Wissen aus den Jahrhunderten, sondern auch eine intuitive Anschauung des Lebens dazu. Wechßler bringt enorm viel von diesem Rüstzeug mit, aber es ist merkwürdig, daß ihn die Urteilskraft dort verläßt, wo seit mehr als zehn Jahren nun die stärksten Berührungspunkte und Reibungsflächen vorhanden sind: im Politischen. Seine nationalistische Einstellung — im guten Glauben verständlich, aber nie zu billigen für die Verantwortlichkeit eines Präzeptors — führt ihn nicht nur zu schiefen Ansichten, sondern verleitet ihn sogar zu völlig indiskutablen Behauptungen. Die Entstehung der Revolution, die Versailler Friedensverhandlungen werden höchst unzulänglich als Kontrastierung genommen, Erzberger wird unverantwortlich „ein Bündel neudeutscher schlechter Eigenheiten" genannt, der Anschluß Österreichs geht nicht „tapfer und flink" genug, und höchst dilettantenhaft in Politicis und sentimental wird behauptet: „Doch die alte Wucht ist fern und lang verhallt und lebt, so scheint es, nur noch in der Sage." (S. 143.) Es ist eines Gelehrten, der über ein so profundes Wissen wie Wechßler verfügt und dem es gelungen ist, die gegenseitige Entwicklung zweier Völker so hervorragend darzustellen, unwürdig, in politischen Dingen so geistig verstockt zu bleiben. In diesem Licht scheint auch seine Ansicht über die deutsche Kaiseridee des Mittelalters verständlich, aber sie ist eben historisch schief. Hier ist nicht der Platz, mit ihm über politische Anschauungen zu rechten, aber ich würde gern dem Werk in der nächsten Auflage eine Revidierung dieser engstirnigen Behauptungen wünschen, wie ich gleichfalls für eine strenge Korrektur der vielen Wiederholungen plädiere (wie oft wird z. B. Hillebrand als der beste Kenner Frankreichs bezeichnet oder Lafontaines Zwiespältigkeit angeführt u. a.), damit die Straffheit zu einer schärferen Akzentuierung des Wesentlichen wird. Auch manche Begriffe, wie z. B. Erlebnis, dessen Trennung in inneres und äußeres, müßten schärfer durchdacht werden. Unmöglich dürfte eine solche Verwechslung vorkommen, wie sie sich S. 154 zu einem unhaltbaren Urteil auswächst: „Das Werk mit dem Erlebnis gleichzusetzen: dieser kecke Selbstbetrug spukt heute oft gerade in den Köpfen, die auf ihre quellenmäßige Treue und wissenschaftliche Strenge am meisten pochen." Ähnlich ist es mit der Definition der Romantik.

Trotz allem: es bleibt ein Gewinn, und man kann dieser Treue zu deutschen Eigenschaften, die der Wissenschaft und Erkenntnis von jeher zugute kommen, nur dankbar sein.

Die unmittelbare Wirkung der Sprache in der Dichtung

Von Paul Burghardt (Weimar)

Was in der Musik die Töne, weshalb sollten in der Dichtung dies nicht Worte vermitteln, nämlich das Unaussprechliche?

Voraussetzung muß freilich hier wie dort sein, daß wir es mit einem Kunstwerk zu tun haben, insbesondere gerade in der Dichtung, weil deren Mittel zur Hörbarmachung die Sprache ist, die zugleich (im Gegensatz zur Musik) der Verständigung im allgemeinen Leben dient.[1]

Den typischen Einwand gegen die unmittelbare Wirkung der Sprache in der Dichtung bezeichnet die Auffassung, daß Musik und Dichtung in ihrem Wesen grundverschieden sein müßten; denn die Musik wirke unmittelbar auf das Gefühl, während die Dichtung nur mittelbar, d. h. über den Verstand erst ein Gefühl auslöse.

Daß dies nur bedingt richtig ist, beweist für die Musik die Tatsache des Fehlens musikalischen Empfin-

[1] (Daß die heutige Form der Sprache im Gegensatz zu den Uranfängen menschlicher Verständigung mittels unartikulierter Laute eine gebundene ist, sei nur nebenher erwähnt.) — Und Sprache als Mittel nur zur Verständigung, oft auch nur zur Verständlichmachung egoistischer Forderungen ist ein Symptom der Masse, die nicht zuletzt aus Gleichgültigkeit jedem Aufwärtsstreben aus mißverstandener Philosophie heraus abhold ist. Und der Sprache nur als Mittel, eigene Gedanken in richtiger Begriffsgestaltung und logischer Abfolge zu einem Werk der Wissenschaftlichkeit zu vereinigen, bedienten und bedienen sich leider noch immer, wenn auch nur noch wenige Philosophen, die eben Nichtkünstler sind, die aber Letztes und Tiefstes nicht auszusagen haben dürften, denn das Letzte und Tiefste läßt sich nicht in Worten (als Begriffsumfang) hinreichend wesentlich ausdrücken, ja, es läßt sich kaum mit Worten be- oder umschreiben. Aber auch Philosophie soll Kunst sein. Denn Kunst ist (soll sein) Ausdruck des Unaussprechlichen, schlechthin Unendlichen und Ewigen in der jede andere Form ausschließenden, einmaligen Gestaltung. Jeder Versuch wie jede Wiederholung ist lächerlich.

dungsvermögens bei vielen Menschen. Man räume doch endlich damit auf zu behaupten, jeder Laie verstehe die Musik, weil sie unmittelbar auf das Gefühl wirke. Eine Beethovensche Sonate ist kein Trommelwirbel und eine schlecht gespielte Beethovensche Sonate wirkt auf den Laien nicht überzeugender als eine in ihrem musikalischen und philosophischen Gehalt voll ausgeschöpfte.

Die gegenteilige Behauptung baut auf dem Grundirrtum auf, als ob musikalisches Empfindungsvermögen mit rhythmischer Aufnahmefähigkeit gleichgesetzt werden könne. (Vgl. hierzu die Musik [?] der primitiven Völker, die nur Rhythmus kennt.) Und der Laie achtet doch in der Hauptsache nur auf rhythmischen Verlauf des musikalischen Kunstwerks, in der Dichtung (hier gemeint dramatischen) auf den Verlauf der Handlung, weswegen er vor Lyrik noch immer eine fast unüberwindliche Scheu hat. Wer lesen will, darf kein Analphabet sein, wer fühlen will, muß empfinden können; aber es gibt eine Empfindungsskala von der Stumpfheit bis zur Sensibilität, die sogar bis in die Ahnung hinüberreichen kann.

Ich lasse die Frage offen, wer begabt ist, ein Musikstück in seinem musikalischen Gehalt, d. h. in seinem innersten Wesen zu erfassen. Damit habe ich aber schon ausgesprochen, daß eben nur die musikalische Begabung und zu restloser Erfassung nur das musikalische Genie berufen sein kann.

Ebenso verhält es sich mit der Erfassung eines dichterischen Werkes.

Die Auffassung von der Unmittelbarkeit in der Musik beziehungsweise der Mittelbarkeit der Sprache im dichterischen Kunstwerk ist insofern bereits auf ein Mindestmaß von Wahrscheinlichkeit hinabgedrückt worden.

Dazu kommt folgendes:

Sprachschöpferische Künstler haben sich stets bemüht, die Sprache auf ihren Klangwert hin zu untersuchen; sie ersetzten Wörter, die im Zusammenhang mit der Stimmung oder dem Grundcharakter der Dichtung eines Abschnittes zu schwer, zu dumpf, zu hell oder zu ornamental klangen, durch andere, sinngemäße, deren Klangwerte zugleich in ihrer Beziehung zur einheitlichen Melodie den einzig möglichen Ausdruck fanden.

Dichtkunst wirkt ebenso unmittelbar wie Musik, nur darf man nicht davon ausgehn, daß einer Note ein Buchstabe gleichkomme. Es ist vielmehr so, daß ein Wort dem Gefühlswert einer Note, eines Tons entspricht, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß das Wort wie der Ton in der Stellung zu den Nebenwörtern oder Nebentönen stets auch den Charakter ändert. Das Wort ist nicht nur eine Zusammensetzung von Buchstaben, es ist nicht nur ein Begriff, es drückt vielmehr jedes einen Sinn aus, das für den künstlerisch Empfindenden zugleich einen ganz bestimmten, nicht zu verwechselnden Gefühlswert hat. Aber eben nur dann, wenn wir dafür Sinn (nicht nur Interesse) und die Sensibilität des produktiven oder auch rezeptiven Menschen haben.

Diese Auffassung wird bestätigt, wenn wir einmal in unserer Erinnerung bis zu der Zeit zurückgehn, da wir zur Schule kamen und das Abc, Lesen und Schreiben lernten. Wir gingen zur Schule, um die Worte, die wir bereits geläufig sprachen und auch richtig wieder anwendeten, also ihren Sinn irgendwie deutlich erfaßt haben mußten, nun auch verstandesgemäß als Begriff wahrzunehmen und abzuleiten.

Wir wissen nunmehr, daß ein, wenn auch nur kleiner Wortschatz uns bereits als Kindern ohne Überleitung nach dem Verstande sinnfällig geläufig geworden war. Wir folgern, daß es nicht unumgänglich notwendig ist, das Wort zu definieren, um es in seinem Gefühlswert empfinden (= verstehen) zu können.

Und solcher Vorgang bleibt uns auch späterhin gegeben; wir erinnern uns, oft ein Wort richtig angewendet zu haben, ohne daß wir imstande gewesen wären, gleichzeitig seinen Begriff definieren zu können. Das erhellt wiederum, daß die Unmittelbarkeit auch beim gesprochenen Einzelwort schon gegeben ist. Es ist nicht Zufall, daß wir solches Geschehen sehr oft und in weitem Maße gerade bei genialen Menschen finden. Die Instinktsicherheit überwiegt bei weitem den Verstand, und es entkräftet diese Behauptung durchaus nicht, wenn wir nachträglich mit Willen zur Definition greifen. Das Wort sinngemäß zu empfinden, ohne an den Verstand zu appellieren, ist sonach Gabe des schöpferischen, sensiblen, künstlerischen Menschen.

Daß nicht der Verstand das Primäre in der wesentlichen Erfassung eines Kunstwerks ausmacht, be-



weist am auffälligsten unser Verhalten beim Lesen oder Hören eines lyrischen Gedichts. Mit dem Verstand ist da keineswegs heranzukommen, alles Nachdenken wird uns nicht den tiefen Gehalt erschöpfend wiedergeben. Unaussprechliches klingt in uns. Musik entmutigt uns, wir werden namenlos wie der Schöpfer des Gedichtes in der Stunde weltweiter Verborgenheit.
Unbestritten bleibt ja auch, daß der pure Verstandesmensch nicht befähigt ist, ein Kunstwerk in seinem Wesen wahrhaft zu erfassen, geschweige denn ein lyrisches Gedicht, das ja gerade imstande ist, uns das Unaussprechliche überzeugend glaubhaft zu machen durch die fast mystisch anmutende Symbolik seines Stimmungsgehaltes.
Andererseits muß als selbstverständlich vorausgesetzt werden, daß das dichterische Kunstwerk ebenso gut und technisch einwandfrei vorgetragen wird wie das musikalische in Wort- und Satzakzent, Rhythmus, Tonart, Takt, Tempo, so daß wir durch eine in jeder Hinsicht erschöpfende Wiedergabe außer der großen Linie, außer der großartigen Idee das Namenlose, das zwischen Idee und Handlung Mitschwingende, das Unaussprechliche, schlechthin Unendliche und Ewige empfinden.
Rhythmus aber, das ist der Anfang der Musik, ja der Kunst überhaupt. Rhythmus ist das Wesen der primitiven Musik, wenn man da noch oder schon von Musik sprechen will.
Und Rhythmus ist das Wesen der modernen Tanzkomposition.
Rückkehr zur Primitivität?
Ausdruck einer in der Mehrzahl der Vertreter überwiegenden Richtung unserer Zeit.

Ein Plastiker dichtet

Bemerkungen zum Werke Heinrich E. Kromers

Von Eduard Reinacher (Köln)

In einer konstanzer Buch- und Kunsthandlung fand ich eine merkwürdige Porträtplastik ausgestellt. In Ton aufgebaut und mit naturalistischen Farben bemalt der Kopf eines Herrn in den Jahren, die allerlei Wirkungen des Genusses von schweren Rotweinen sichtbar werden lassen — von anderen menschlichen Dingen, die ihre Spuren in Haut und Muskeln einzugraben pflegen, nicht zu sprechen. Eine erdbeerförmige und -farbige Nase behauptete sich gegen zwei riesige grellblaue Augen, eine vom Barte, wahrscheinlich wohltätig, bedeckte Unterpartie glossierte die Gewalt eines Schädeldachs von tyrannischer Geistigkeit. Ich hatte zu tun, um mit diesem Kunstwerk ins reine zu kommen. War hier ein Naturalist von unerhörter Dogmentreue am Werk? Mißhandelte ein Satiriker einen Oberbürger? Oder lächelte einer nachsichtig über einen unbeschreiblichen Naturbestand von einem Menschen? Ich entschloß mich, das Ganze zu nehmen als das, was es war, ein Porträt und eine Plastik von kolossalen Eigenschaften.
Man sagte mir, daß der Künstler Heinrich E. Kromer hieß, und daß im Geschäft auch andere Werke von ihm zu finden waren, wie eine Mappe wundervoller Radierungen der Bodenseelandschaft, ein Ölbild, auf dem ein Don Quichotte sich neben dem breit gelagerten Sancho in dürrer Diagonalität von Ecke zu Ecke reckt, und, nicht zuletzt, zwei Bücher. Diese nahm ich mit, zwei nicht sehr umfangreiche Romane: „Arnold Lohrs Zigeunerfahrt"[1] und „Gustav Hänfling, Aufzeichnungen eines Porzellanmalers".[2]
Im Banne eines gewissen Vorurteils begann ich zu lesen. Die ersten Seiten des „Arnold Lohr" machten Schwierigkeiten. Ein Primaner geht im Winter vor seinem Abitur davon, um nach Spanien zu wandern. Ich fand in der Darstellung des Vorhabens zu viele Einwürfe, trotz der köstlichen Begründung der Tat damit, daß der junge Mensch Spanisch gelernt hat und sich unwiderstehlich getrieben fühlt, dieses Vermögen an Ort und Stelle anzuwenden, zumal er sich vor den Schulkameraden seines Vorhabens schon gerühmt hat. Doch mag dies noch als Psychologie gelten. Das Abenteuer aber setzt spannend und zwingend ein, sobald die nahe schweizer Grenze überschritten ist,

[1] Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M. — [2] Verlag E. Weller, Leipzig.

dichter Schnee den Wanderer zu überflocken beginnt und die Frage aufsteht: Was nun? Und schon melden sich in der ersten Herberge zwei Gendarmen, vor denen der Freiheitsdurstige mitten in der Nacht fliehen muß, um nicht festgenommen und auf dem Schub heimgebracht zu werden. Die Flucht gelingt; aber die Reise führt nicht nach Spanien, sondern nach München. Warum kehrt er nicht heim, da er mit seinen anderthalbhundert Mark doch die große Fahrt nicht tun kann? Weil Schicksal und Bekenntnis zum Schicksal in ihm ist. Er hat es durch seine Flucht übernommen, auf eigenen Füßen zu stehen; dieser Verpflichtung kommt er nach. Er ernährt sich als Maler, Zeichner, Lithograph und arbeitet in reichlichen freien Stunden an sich fort, wie wenn er auf der Schulbank säße. Er verliebt sich in die Wirtstochter und wird genarrt, er erbarmt sich über eine Gestalt aus seiner frühen Jugend, die ihm als Dirne begegnet, und wird genarrt: ihr Zuhälter überfällt ihn bei Nacht, er erschlägt ihn mit dem Hausschlüssel und kann nur durch einen Zufall beweisen, daß er in der Notwehr handelte, da in einem ledergebundenen Don-Quichotte-Bändchen, das er in der Brusttasche trug, die Dolchspitze seines Feindes sich findet. Weiter narrt ihn das Leben: er kommt in Verdacht, an Kunstfälschungen eines Trödlers, seines Abnehmers, beteiligt gewesen zu sein, und verläßt die Stadt, um dem lästigen Verkehr mit dem Gericht zu entgehen. Als Koch im Schlosse eines närrischen Barons wird er der letzten Verpflichtungen ledig, die er durch sein Ausreißen übernahm, er kann mit Ehren heimkehren und dem Vater, dessen Nachforschungen er sich mehrmals entzogen hat, gegenübertreten als das, was er vor seiner Flucht nicht war: ein Mann. — Als ich das Buch gelesen hatte, verstand ich jene Plastik ohne Rest als Werk eines Künstlers, dem die Wahrheit alles ist. Im Stil des Buchs aber erkannte ich die milde und gleichmäßige Beleuchtung, die der geborene Plastiker allen wilden Effekten und auch der reizvollen, malerischen Verschleierung vorziehen wird, weil sie der vollendeten Gestalt der Dinge dienlich ist.

Das andere Buch Kromers ist in der Form, was der Titel ansagt: Aufzeichnungen eines Porzellanmalers, eines armen Burschen aus Schlesien, der sich in der lachenden Bodenseestadt selbständig gemacht hat und hier unter dauernder Angst und dauerndem Sparen auch sein Teil an dem Lachen der Stadt und des Landes zu genießen versteht, bis ihn das Lungenspital verschlingt. Die Plastik der Darstellung, die Enthaltung von allem Hineinreden ist hier dieselbe wie im „Arnold Lohr". Wenn aber dort über dem wildbachartigen Rauschen des Geschehens gleichsam ein Schutzengel steht, so schwebt hier ein Schmetterling der Liebe, des Spottes und des Todes über mancherlei mittelstädtischen Geschehnissen, die zugleich Spiele einer tanzend freien, humoristischen Erfindungskraft sind. Man wird suchen müssen, um ein Werk zu finden, das gleich frei wie dieses in den Ketten der einmal gesetzten Bedingungen tanzt. Als ich es gelesen und im Lesen oft gelacht hatte, blieb mir als erste Wirkung ein Rausch des Glücks, in jener Landschaft zu leben, die in den Aufzeichnungen des Porzellanmalers eine scheinbar so geringe, in Wirklichkeit alles beherrschende Rolle spielt.

Es gibt von H. E. Kromer eine Reihe kürzerer Erzählungen, die man da und dort finden kann. Jede von ihnen hat den Stil, der alle als Kinder eines Vaters kennzeichnet, jede aber hat den besonderen Tonfall, den der Stoff verlangt, um in der Gestaltung die Eigenschaft zu erlangen, die einen Plastiker unter den deutschen Dichtern auszeichnen muß: letzte Dichtigkeit.

Wenn man Kromer fragen wollte, warum sein erzählerisches Werk so knapp sei, so dürfte er die stolze Antwort geben: weil es so dicht sei.

Josef Magnus Wehner

Zu seinem neuen Roman „Die Hochzeitskuh"

Von Arthur Hübscher (München)

Das Werk Josef Magnus Wehners läßt sich aus dreifachem Ursprung herleiten: aus dem Gebiet der metaphysischen Erfahrung, aus dem Umkreis heimatlicher Überlieferung und aus dem gesteigerten Erlebnis von Umwelt und Gegenwart. In dreifache Formprägung ist es eingegangen: in die

hymnische die Äußerungen des Glaubens; in Legende, Sage und Märchen das überkommene Wissen; in die Vers- und Prosaformen der Epik Erlebnis und Erfahrung. Aus den beiden ersten Sphären würde ein religiöses Dichtertum erwachsen, aus den beiden letzten vielleicht eine Heimatkunst mit allen Möglichkeiten der Erweiterung in gesamtdeutsche Zusammenhänge und vielleicht die Nachfolge einer großen deutschen Prosaüberlieferung seit Gottfried Keller; aus der Berührung, Verschmelzung und der späteren Gliederung aller drei entsteht die Besonderheit dieses Dichters, dessen äußerer Erlebnisbereich von der Enge seiner Heimat in der Rhön bis in die Weltweiten des Krieges sich erstreckt.

Aber die Entwicklung der drei Formsphären ist die innere Entwicklung des Dichters selbst, und wie im ganzen seine Wegrichtung vom Hymnischen zum Epischen geht, so wird im einzelnen Werk selbst sichtbar, wie kein wahlloses Ineinandergreifen statthat, sondern Schicht um Schicht übereinanderliegend Gehalt und Aufbau bestimmen. So baut sich über den drei hymnischen Gesängen des mächtigen Erstlings „Der Weiler Gottes", die als „Bilder des Vorhofs" den Umkreis der religiösen Welt umreißen, in einem dreiteiligen Epos von Leben und Tod des Großvaters, des Bauern vom Waldhof, die gesteigerte Welt von Kindheit und Jugend auf. Diese Welt ruht selten in sich selber; immer ist sie von einem Jenseitigen bedrängt, von Träumen überschattet und von Stürmen durchweht, von Gewittern und Sternenflug durchzuckt, von tausend Wirrnissen, von Natur und Seele durchwaltet. Dennoch wird sie nicht in die einzig gläubige Hingabe an das Unerforschliche oder in getreue Wiedergabe des Überkommenen gezwungen, sondern findet klaren Umriß und Gestaltung in dem episch geruhsamsten unserer Verse. Es ist ein Unding, zu glauben, daß eine deutsche Dichtung in Hexametern heute nicht mehr möglich sei, und daß man selbst einen deutschen Homer nur noch im Versmaß des spanischen „Cid" denken könne. Allerdings gehört Wehner mit Thassilo von Scheffer und Rudolf Alexander Schröder zu den ganz wenigen, die heute deutsche Hexameter schreiben können. Seine Verse sind nicht schulmäßig, sie verzichten wie die Scheffers auf quantitierende Messung der Kürzen, bedeutungsvoll zerbrechen immer wieder Spondeen das gesetzte Schema, gelegentlich fehlt auch die letzte Senkung, und, wie bei Shakespeare, in die abschließenden Reimzeilen drängen sich immer wieder, zu Ende führend oder unterstreichend, Distichen herein. Aber man muß weit zurückgreifen in der Geschichte der deutschen Dichtung, wenn man Verse von einer ähnlich zwanglosen Schmiegsamkeit und ähnlicher Ausdrucksfähigkeit finden will.

Bald wird die Welt der zweiten Stufe geschlossene Form in den Legenden, Märchen und Geschichten, die in dem Sammelband „Die mächtigste Frau" zusammengefaßt sind: Kindheitserinnerungen, Visionen und überkommenes geistiges Gut, die hier zu formvollendeten Gebilden erwachsen sind, obwohl sie immer vielsagend schließen oder eigentlich überhaupt nicht schließen. Sie sind im weiten Bereich des Märchens anzusiedeln, aber sie liegen auch auf der Linie einer Legendendichtung, die von Tieck und Gottfried Keller herkommt. Schon der „Gesang" im „Weiler Gottes" brachte kaum zufällig eine Erinnerung an das Tanzlegendchen: Maria, die am Himmelfahrtstag Urlaub nimmt, um zum Tanz zu gehen. In den Umkreis dieser Erzählungen gehört auch noch „Die Tropfenlegende", die Geschichte vom Hauptmann Longinus, der Christi Seite durchsticht und von den herabfallenden Blutstropfen in einem anderen, symbolischen Sinne sehend wird, als es die mittelalterliche Legende gewollt hatte: er wird der treueste Streiter des Herrn.

In die weiteren Spannungen der Geschichte einer Jugend ist Sage, Traum und Märchen in dem Entwicklungsroman „Der blaue Berg" eingegangen. Noch dringen die Bereiche ineinander, noch verbinden sich Traum und Wirklichkeit zu seltsam bezwingender Einheit. „Alles ist ein Traum auf dem unendlichen Wege", so könnte der „Heinrich von Ofterdingen" beginnen, aber so beginnt dieses Werk, das nicht um die Vollendung kämpfen will, sondern um „die Fülle des Lebens, bunt, dunkel und lustvoll". Ein Stück Bauer und ein Stück Priester ist in dem kleinen Helden. Von solcher Zwiespältigkeit sind seine frühesten Eindrücke bestimmt, die ihm aus der Umgebung, dem Vaterhaus nahe dem Friedhof, und aus dem ersten Umkreis von Spiel, Freundschaft und Liebe kommen, die manchmal in Kirchhofsgedanken von einer fast

an Gryphius gemahnenden Eindringlichkeit und Schwermut versinken und sich dann immer doch zu träumerischer Vielfalt verflüchtigen. „Doch keiner ist anders im Traum, als er im Grund der Seele ist", so rechtfertigt der Vater irgendwie den Sohn, der sich nie mit gangbaren Erklärungen zufrieden geben will, der ohne Verständnis für das Alltägliche immer an das Unwahrscheinliche zu glauben geneigt ist. Es wimmelt in seiner Vorstellungswelt von Helden der Vorzeit und Urwelttieren, von Unholden und Selbstmördern, Teufeln und Schweden, Umgängern und Ahnfrauen. Aber es ist, als ob ihm aus solchem Umgang doch eine besondere Kraft käme. Er übt überlegen besänftigenden Einfluß auf das Ungeregelte und Maßlose in Mensch und Tier und erledigt schwierige Geschäfte mit einem beachtenswerten natürlichen Takt. Und ganz allmählich findet sich das Üppige und Verworrene in die ersten künstlerischen Formen, so wie diese Geschichte selbst aus verschiedensten Ansätzen eines gelockerten Aufbaus am Ende in die Beruhigung einer organischen Form geleitet wird.

Es ist der Punkt der Entwicklung, wo das Ineinander der Erlebnisschichten sich im Sinne einer neugefundenen epischen Gegenständlichkeit wieder sondern kann. Nicht daß die Bilder, Sehnsüchte und Gedanken der früheren Zeit nun abgetan wären; aber sie sind in Ruhe und reine Anschauung gebändigt, wirken sich im eigenen Umkreis aus, und Traumgesichte erschüttern so wenig die Grundlagen der Wirklichkeit, wie sich die Wirklichkeit zu Traum verflüchtigt. Kaum zufällig hat diese Zeit die meisterhafte Biographie „Struensee" entstehen lassen, die alle barocken Elemente von raschem Aufstieg und jähem Sturz in die Nüchternheit und Sachlichkeit einer quellenmäßig belegten Darstellung gebannt hat. Es ist kein „Stil" mehr, sondern Sachlichkeit und ursprüngliche Lebendigkeit, was ebenso das kleine Epos „Mariä Höllenfahrt" bestimmt, wie die neue Prosa: die Dorfnovelle „Das Hasenmaul" und noch mehr das bisher letzte Werk „Die Hochzeitskuh", das, in mancher Hinsicht Fortsetzung des „Blauen Berges", die von Feindschaft, Krieg und Unglück bedrohte Liebe des Studenten zum Bauernmädchen zu glücklicher Vereinigung führt. Die Welt des „Blauen Berges" ist vielleicht reicher, aber die Welt der „Hochzeitskuh" ist nun ganz geklärt, ruhig, streng in Gehalt und Aufbau. Sie öffnet wie von einem Ziel aus zuerst den Blick auf den zurückgelegten Weg und gibt die Aussicht in die Zukunft frei.

Wehners Gestalten und Erlebnisse sind nie literarisch sekundärer Art. Sie sind niemals durch ein Buch, durch eine Theorie, durch irgendwelche menschlichen und künstlerischen Vorbilder und Verpflichtungen auf einen entscheidend neuen Weg gedrängt worden, so wie etwa R. M. Rilke durch die Erlebnisse Tolstoj und Rodin zweimal eine grundlegende Wandlung seiner Lebensrichtung erfahren hat. Sie haben nichts Überraschendes und nichts Umwälzendes an sich, sie sind zielsichere Fortentwicklung der Kindheitskreise, sie reifen verhältnismäßig spät, meist erst nach mehreren Jahren, zur Gestaltung, aber sie bewahren, auch wo sie scheinbar sich weit von den Ursprüngen entfernen, immer die Zusammenhänge. Niemals sind sie von den geltenden Moden und Strömungen beirrt, niemals werden sie von neuen Eindrücken in Frage gestellt. Wehner ist in keinem Sinne modern: aber darum auch einer unserer wenigen Dichter.[1]

Carl Sandburg

Von Harry Bergholz (Berlin)

So oft ich hier in Deutschland den Namen Carl Sandburg in ein Gespräch hineinzog, begegnete ich Blicken und Mienen voll von erstaunter Unkenntnis; und fügte ich erklärend hinzu, dieser Sandburg sei wohl der bedeutendste jetzt lebende Lyriker Amerikas, so froren die Gesichter in eisiger

[1] Die Werke: „Der Weiler Gottes", München 1920, Delphin-Verlag; „Der blaue Berg", Roman, München 1922, Verlag Albert Langen; „Die mächtigste Frau", Phantastische Novellen, Pasing bei München 1922, Verlag der Heimkehr; „Die Tropfenlegende", 1923, ebenda; „Struensee", Biographie, München 1924, Verlag C. H. Beck; „Mariä Höllenfahrt", Epos, Orplid, Märzheft 1926; „Das Hasenmaul", Süddeutsche Monatshefte, Aprilheft 1926; „Die Hochzeitskuh", Roman, München 1928, Verlag Georg Müller.

Reserviertheit. Amerikanischer Lyriker ...? Man wog das Wort abschmeckend auf der Zunge — und ging in Verteidigungsstellung. Geld und Organisation, ja, darauf verstehen sie sich drüben; aber Lyrik? — Das war die allgemeine Stellungnahme. Trotz Whitman.

Fünfzig Jahre voll Kampf liegen hinter Carl Sandburg. Dieser Mann mußte im Leben ganz von unten anfangen. Nicht allein, daß seine Eltern arm waren; nein, was schlimmer ist, seine Eltern konnten ihm keine Kultur und keine Sprache mit auf den Weg geben.

Sie waren beide aus Schweden herübergekommen, der Vater August Johnson und die Mutter Clara Anderson. Englisch konnten sie nicht, und ihr Schwedisch mag auch nicht das beste gewesen sein. Denn die Schulbank hatte der Vater nicht länger als drei, die Mutter sogar nur zwei Monate gedrückt. Traditionen also konnten die beiden Farmer in den Prärien des Mittelwesten ihrem Sohn nicht schenken. Aber Kraft, Gesundheit und Mut: die sind sein elterliches Erbteil.

Als der Vater sich in die Liste der Eisenbahngesellschaft, die das Farmland entlang ihrer Linie gratis vergibt, eintragen will, bemerkt er, daß auf dieser Liste bereits mehrere August Johnsons vertreten sind. Rasch entschlossen ändert er seinen Namen in Sandburg. Solche radikale Traditionslosigkeit lebt auch in dem Sohn dieses Mannes, der am 6. Januar 1878 in Galesburg (Illinois) geboren und auf den Namen Carl Sandburg getauft wurde.

Auch seine Erziehung war nicht vorbildlich. Zwar erfaßte ihn zunächst die allgemeine Schulpflicht der Vereinigten Staaten; aber als er dreizehn war, wußte Sandburg sich diesem Zwange zu entziehen und begann sein erstes Geld zu verdienen als eine Art Bollejunge auf einem Milchwagen. Noch ehe er achtzehn war, hatte er ungefähr sechs oder sieben Berufe ausgeübt; war Friseur, Töpferlehrling, Tramp, Geschirrabwäscher und Erntearbeiter gewesen. Mit zwanzig machte er als Freiwilliger den spanisch-amerikanischen Krieg mit und focht bei Portoriko. Von dem in seiner Soldatenzeit ersparten Geld studierte er dann vier Jahre auf Lombard College in seiner Vaterstadt Galesburg. War während dieser Zeit Held der Basketballmannschaft seiner Universität und Chefredakteur der Collegezeitung. — Nach dieser Zeit gastiert er wieder in den verschiedensten Berufen, ist Kaufmann, Reklamechef, Parteisekretär der Sozialdemokraten in Wisconsin, Redakteur an Fachzeitschriften und schließlich an Tageszeitungen. Heiratet inzwischen und bringt es 1919 zum „editorial writer" bei der „Chicago Daily News", und kann sich danach endlich als freier Schriftsteller in der kleinen Stadt Elmhurst des Staates Illinois niederlassen.

Vom Schicksal gebeutelt, wird Sandburg von einem Beruf zum anderen getrieben. Aber für ihn sind diese Beschäftigungen nicht einmal „Beruf", sondern nur Broterwerb. Erst war es bloße jugendliche Abenteuerlust, die ihn nirgends ruhen ließ; doch schon während seiner Studienzeit wurde ihm klar, daß er, um sein Wesen ganz zu entwickeln und zum Ausdruck zu bringen, der Dichtung bedürfe.

Erste Verse entstehen. Lange bleiben sie ungedruckt, bis 1914 eine Zeitschrift einige seiner Gedichte veröffentlicht und er im selben Jahr einen Literaturpreis von 200 Dollar erhält. Achtunddreißigjährig läßt er einen ersten Band Gedichte erscheinen: „Chicago Poems".

In ihnen lebt die moderne Weltstadt. Die unendliche Menge stürmenden und brausenden Lebens, mit der der Koloß Chicago Sandburg überschüttete, ist Thema dieses Buchs: Straßen, Asphalt, Menschen, Polizisten, Wagen, Autos, Omnibusse, Hochbahnen, Wolkenkratzer: sie alle dröhnen ihr mächtiges Lied. Sie tun es nicht pathetisch und nicht romantisch; sondern sie sind Dinge, lebendige Dinge, die da sind und von sich zeugen. Und Sandburg ist nur ein klarer Kristall, der die Welt scharf, hell und deutlich in die Worte seiner Dichtungen projiziert. Reime kennen diese Verse nicht; ihre Rhythmen sind wild und unregelmäßig, vielgestaltig und verworren, wie die Stadt selbst. Ihre Worte sind nicht immer die feinsten, der Slang hat gleiches Recht neben den Klassikern der Sprache. Ja, es ist so, Sandburg hat sich eine eigene Sprache geschaffen, um sein Weltbild zu zeichnen. Die Sprache ist für ihn das Mittel geworden, das ihn dem Unendlichen näherbringt. „I rise out of my depths with my language", sagt ein späteres Gedicht aus seinem nächsten Buch: „Cornhuskers", das 1918 erschien.

Die „Chicago Poems" waren viel angegriffen worden und Sandburg selbst noch mehr. Seine Bilder

seien „brutal“, seine Sprache grob, ungeschlacht und häßlich, so hieß es. „Cornhuskers“ zeigte nun, daß man mit jenem ersten Band noch nicht den ganzen Sandburg hatte; zeigte auch, daß dieser Dichter nicht nur grob von groben Dingen sprechen konnte, sondern auch leise von leisen und zart von zarten. Wenn er von dem mondüberglänzten Gesicht seines schlafenden Kindes oder von stillen Nächten im hohen Präriegras erzählt, so klingen Töne auf von einer Weichheit und Zartheit, wie sie in der amerikanischen Lyrik selten sind; und dem Dichter Sandburg gelingen hier meisterhafte Totengedichte, wie „Cool Tombs“ und „Grass“, letzteres wohl das schönste Gedicht auf die Toten des Weltkrieges.

Den Höhepunkt seines lyrischen Schaffens erreicht Sandburg mit „Smoke and Steel“ (1920). Diese Sammlung setzt die Anfänge der beiden früheren fort und bildet gewissermaßen eine Zusammenfassung von Sandburgs lyrischen Bemühungen. Besonders die Hymne „Stahl und Rauch“, die dem Band seinen Namen gab, erlangte Berühmtheit. In dieser Sammlung zeigt sich am deutlichsten Sandburgs Können und auch sein Nichtkönnen. Denn oft genug bleibt der erfaßte Weltstoff unbewältigt, unverarbeitet und roh. Aber diese toten Stellen sind wie die Granulationen an einer Wunde: selbst wertlos bilden sie doch die Grundlage für das gesunde, das wahrhaft lebensfähige Fleisch. Es geht mit Sandburg wie mit Chicago, von dem er in einem seiner Gedichte sagt, er kenne all dessen Schwächen und Häßlichkeiten, und er liebe es trotzdem. 1922 folgt noch „Slabs of the Sunburnt West“, und danach widmet sich Sandburg der Prosa.

Zunächst erscheinen die „Rootabaga Stories“, Geschichten und Märchen für kleine und große Kinder. In wundervoll einfacher und starker Sprache erzählen sie Ernstes und Heiteres, ganz unbefangen, mit der großen Kunst der Kunstlosigkeit. Aber dies Buch wie auch das nächste, „Rootabaga Pigeons“, ist für Sandburg nur Zwischenstufe.

Durch mehr als zehn Jahre hatte sich die Arbeit an einem groß angelegten Werk gezogen, das endlich 1926 bei Harcourt und Brace in Neuyork herauskam unter dem Titel: „Abraham Lincoln, The Prairie Years“. So ist dies letzte Werk Sandburgs eine Biographie des großen Präsidenten, d. h. die allergewöhnlichste Sache in Amerika. Denn es gehört drüben einfach zum guten Ton für jeden Schriftsteller, daß er mindestens einmal in seinem Leben über Lincoln oder George Washington schreibt. Lincoln-Biographien gibt es wohl einige hundert in englischer Sprache (die beste übrigens nicht von einem Amerikaner, sondern von dem Engländer Lord Charnwood), und so bedeutet des Lyrikers Sandburg Desertieren zu den Historikern nichts Außergewöhnliches. Er hatte vielmehr für sich einen Stoff, der offen vor aller Augen lag; das Außergewöhnliche und Erstaunliche ist nur, was Sandburg aus diesem Stoff zu machen verstand.

In diesen beiden Bänden, die auf rund tausend Seiten die Jugend Lincolns mit minutiösester Sachkenntnis schildern, hat Sandburg das Nationalepos der Amerikaner geschaffen. Das Schicksal Lincolns wird zum Schicksal des amerikanischen Mannes überhaupt. Seine Kämpfe, seine Freuden sind die Amerikas. Sein Geist, beharrlich, optimistisch, lebensfroh, ist der Geist Amerikas. — Das ganze ungeheure Werk hindurch bleibt Sandburgs Sprache rein wie ein metallener Spiegel, stolz und schön. Seine Sätze sind wie immer einfach und knapp. So liest sich diese Biographie wie eine der großen mittelalterlichen Volksdichtungen: nicht der Geist einer bestimmten Zeit oder Generation spricht aus ihr, sondern der eines ganzen Volkes. Mit diesem seinem letzten Buch hat Sandburg sich in die Reihe der großen Epiker gestellt.[1]

[1] Nach Abschluß dieses Aufsatzes erfahre ich, daß vor drei Monaten ein neues Buch von Sandburg herauskam. „An American Song-Bag“, eine groß angelegte Sammlung von amerikanischen Volksliedern. Der Titel des Werks, das noch nicht seinen Weg über den Ozean gefunden hat, verspricht, daß Sandburg wiederum ein Volksbuch der neuen Welt geschaffen hat. H. B.

Neue Heine-Literatur

Von Martin Sommerfeld (Frankfurt a. M.)

1. Heinrich Heine als Student. Von O. F. Scheuer. Bonn 1922, Albert Ahn Verlag.
2. Heinrich Heine. Von Hartwig Jeß. (Dichter-Biographien, Bd. 25.) Leipzig, Ph. Reclam jun.
3. Heinrich Heine. Von Max J. Wolff. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
4. Heinrich Heine. Ein Lebens- und Zeitbild. Von Hermann Wendel. Neue Ausgabe. Berlin 1926, J. H. W. Dietz Nachf.
5. Heinrich Heine. Confessio Judaica. Eine Auswahl aus seinen Dichtungen, Schriften und Briefen. Herausgegeben von Hugo Bieber. Berlin 1925, Welt-Verlag.
6. Heinrich Heine in der rumänischen Literatur. Von N. Teaciuc. Cernauti 1926.
7. Gehalt und Aufbau von Heinrich Heines Gedichtsammlungen. Von Urs Belart. Bern, Paul Haupt.
8. Gespräche mit Heine. Zum erstenmal gesammelt und herausgegeben von H. H. Houben. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening.
9. Heines Werke. Herausgegeben von Ernst Elster. Zweite, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Leipzig, Bibliographisches Institut. Bd. 1—4.

„Jedes Zeitalter, wenn es neue Ideen bekommt, bekommt auch neue Augen und sieht gar Neues in den alten Geisteswerken", heißt es einmal bei Heine. Aber wenn ein Zeitalter wie das unsrige, höchst aufgeregt zu neuen Wertungen und sehr wenig gehemmt in der Wiedergabe seiner Urteile, überhaupt aufhört, an dem Bildnis eines Dichters zu meißeln, der einmal Epoche gemacht hat, so kann das zwei Gründe haben: entweder ist jenes Bild in der Abfolge seiner Verwandlung durch die Zeiten so fest, einheitlich, zwingend geworden, daß es jeder eigenmächtigen Deutung durchaus widersteht, und daß nichts mehr imstande ist, es zu verwandeln oder zu berichtigen; oder das Zeitalter hat sich in seinen bewegenden Kräften von jenem Bild abgewandt und überläßt Verwandlung und Berichtigung gleichmütig jenen, die den Dichter seiner Zeit zurückgeben wollen. Was das Bildnis Heinrich Heines in der Gegenwart betrifft, so scheint das letztere der Fall zu sein. Gleichmut ist das Kennzeichen aller Begegnungen der schöpferischen Gegenwartskräfte mit Heinrich Heine, dem Dichter fast mehr noch als dem Menschen. Dem leidenschaftlichen Für und Wider, das Heines Name einst heraufbeschwor, ist er — wie lange schon! — entrückt. Zwar werden noch immer gelegentlich Trompetenstöße laut, die zum Angriff oder zur Abwehr locken möchten, aber die Kämpen bleiben allein, niemand ist gewillt, diese Scheingefechte mit verrosteten Theaterwaffen zu dem, was die Zeit innerlich bewegt und aufrührt, in Beziehung zu setzen. Schon vor beinahe zwanzig Jahren, in der Einleitung zu der schönen Insel-Ausgabe von Heines Werken, mußte Oskar Walzel die Feststellung machen, daß jene Werte, um derentwillen Lebensstimmung und Werk des Dichters den impressionistischen und neuromantischen Neuschöpfern hätte vorbildlich und nahe sein sollen, nicht empfunden oder gar geleugnet wurden; die „Verfeinerten, Gebrochenen, Differenzierten" empfingen keine Reize mehr von ihm, geschweige Befruchtung. Und natürlich noch weniger jene Kräfte und Kreise (die Walzel noch mit jenen zusammenwerfen konnte), für die Stefan George Meister und Führer war und ist: man braucht jetzt nur das Heine-Porträt zu sehen, das Friedrich Gundolf in seinem „George" ganz nebenher in wenigen Strichen gab, um damit die zerstörerischen Kräfte zu bezeichnen, auf die Georges Sendung auftraf: eine negative Wertung, am stärksten verneinend doch wohl schon durch die unendliche Distanz, aus der dies Bild gegeben ist. Hat sich diese Entfernung und Entfremdung für die jüngere Generation nicht noch gesteigert bis zur völligen Enthaltung? So gewiß auch die im Geist berührbaren und dem Geist lebenden Menschen dieser Zeit und die dichterisch Empfänglichen und Gebenden hier und da ein Glück finden werden in der Begegnung mit Heines Lebensmusik und Todeslitanei, mit seinen Traumgesichten und Tagesspäßen — gibt es etwas, das sie zwingen könnte, diese Begegnung, gerade diese zu suchen? Und das ist doch das Entscheidende! So bleibt es bei dem Bemühen, Heine seiner eigenen Zeit zurückzugeben — das ist das wesentliche Ergebnis einer Musterung der Heine-Literatur der letzten Jahre. Darin berühren sich — wenn man von der biographische Episoden gefällig aneinanderreihenden Darstellung Scheuers absieht — vor allem die beiden Gesamtdeutungen von Max J. Wolff und Hartwig Jeß. Beide höchst ungleich schon nach Anlage und Umfang, nach darstellerischem Temperament und auch nach den Ansprüchen, die sie stellen. Die kleine, skizzenhaft gedrängte, stark pointierende Darstellung von Jeß will offenbar vorwiegend der ersten Einführung dienen; die umfängliche, wesentlich nüchterner, ja farbloser geschriebene Biographie von Wolff will dem Heine-Leser sein schon gewonnenes Erlebnis bestimmen helfen, es berichtigen oder bestätigen; sie will offensichtlich nicht sowohl anregen als einer schon im Gang befindlichen Diskussion klärende Richtpunkte, womöglich die abschließende Wendung geben. Beiden gemeinsam ist indes, daß sie sich der schon zu Heines Zeit gegebenen Stichworte bedienen, um zwischen rechts und links, zwischen Absage und Anschluß ein Mittleres zu gewinnen, das nun freilich nicht gerade ein höheres Drittes zu sein pflegt. Man billigt die Verständigkeit, den didaktisch-advokatorischen Eifer und die unermüdliche Sorgfalt, mit der dies, zumal bei Wolff, geschieht; aber man wird ihrer nicht recht froh. Ob man bei Wolff die Darstellung der großen Lebenskrise von 1829/30 liest oder die Würdigung eines Gedichtbuchs, die Zergliederung von Vorbildern und Einflüssen oder die Plädoyers im Prozeß um Platen — nirgends spürt man zwischen dem „einerseits" und „andererseits" die schöpferische Mitte, die eben auch das moralisch oder logisch Entgegengesetzte in sich birgt. Man wird mehr Zeuge einer zeremoniösen Einbalsamierung, denn einer Geisterbeschwörung.

Ganz auf Beschwörung eingestellt sind die Arbeiten von H. Wendel und H. Bieber. Die Zauberformeln sind freilich unterschiedlich genug, und man kann sich nicht wundern, daß der magische Kreis sich nicht schließen will. Heine, der geistige Befreier und als solcher wenn nicht Ahnherr der Arbeiterbewegung, doch Schutzpatron der kämpfenden Arbeiterklasse (als Klasse), das ist H. Wendels Formel. „Der junge Arbeiter (von heute!) sitzt mit heißen Wangen über Heines Werken" — diese Meinung gab Wendel den Impuls zu seiner Darstellung. Die Bemühungen der „bürgerlichen" Literaturgeschichte, Heine in seiner Zeit zu erkennen, erscheinen ihm nicht umfassend, genau und dringlich genug, erst vom Standpunkt des historischen Materialismus soll sich der ganze und der lebendige Heine erschließen. Dabei waltet nun ein eigentümlicher Widerspruch zwischen dem Wunsch, jener Grundanschauung gemäß die in Heines Zeit gegebenen sozialen, ökonomischen und politischen Bedingungen zur bindenden Erklärung von Heines Wesen und Werk zu verwenden und doch diese Bindungen wieder als eine Art Dialektik des Welt- (Fortschritt-) Geistes, als bloß zeitgemäße Verdüsterungen eines an sich, d. h. vor Marx klaren Tatbestandes, kurz als eine Art groben Mißverständnisses zu

lösen. Erfahren wir jenem Zweck zuliebe wichtige Aufklärungen über Landstraßenbau und Maschinenvermehrung, über die Einwohner von Düsseldorf und die öffentlichen Mädchen von Paris, so hören wir hier eine Interpretation von Heines Verhältnis zu Marx und Lassalle, zu den französischen Utopisten und Sozialisten, die zeigt, wie über Zeit und Raum und alle Bindungen von Charakter und Sippe hinweg das Gute allewеil gesellt bleibt — mag auch Heine selbst die Bindungen, wenigstens in seiner letzten, d. h. aber für sein Verhältnis zum Sozialismus wichtigsten Zeit höher geschätzt haben als die Unbedingtheiten. Diese späte Wendung Heines ist der Zielpunkt der Sammlung von Dichtungen, Aufsätzen, Briefstellen und Gesprächen, die Hugo Bieber unter dem Titel „Confessio Judaica" vereinigt hat. Dabei ist nun, bei Heines umfassender, sozusagen geschichtsphilosophisch konzipierter Einschätzung des Judentums begreiflich, daß hier auch Heines Äußerungen über das Christentum großenteils aufgenommen wurden. Aber ist hier haltzumachen? Muß nicht, wer diese Kundgebungen deuten will, ohne weiteres die ganze Konzeption, den Gegensatz von Spiritualismus-Romantik und Sensualismus-Hellenentum mit einbeziehen? Gibt es, auch in Heines Spätzeit, irgendwo bei ihm eigentlich Judentum (kirchlich oder rassenmäßig) als absolutes Phänomen? Ist also demjenigen, der — trotz allem — Heine durchaus als Bekenner zum Judentum sehen will, ein wirklicher Dienst geleistet mit dieser Herauslösung und Selbständigmachung der auf Judentum und Judenheit gerichteten „Bekenntnisse"? Zumal so oft der bloße Assoziationswert des Wortes Jude — darin erleiden ja Juden und Judengegner das gleiche Schicksal — den gedanklichen Positionswert überwiegt und verfälscht? Aber gerade die Form der auswählenden Anthologie verführt ja notwendig dazu, das Wort mit seinem Sentiments- oder Ressentimentsgehalt für den seelischen oder intellektuellen Wert zu nehmen; und trotz der sauberen, umfassenden Auswahlarbeit des Herausgebers ist jede Schutzwehr gegen Mißverständnis und konfessionellen oder nationalen Mißmut schon durch die Anlage des Unternehmens versagt; daß aber, auf der anderen Seite, dies „Bekenntnis" Bekenner wecke, ist kaum anzunehmen, da es selbst in seinen reinsten Prägungen zu wenig frei ist von skeptischer und relativistischer Einschränkung, um bekennerische Wirkung üben zu können.

Die Wirkung des Dichters Heine auf seine Zeitgenossen und die beiden folgenden Generationen ist mannigfach erörtert worden; fast überall stößt man in dem lyrischen Werk der Dichter von 1830 bis 1890 auf seine Spuren. Nicht nur im deutschen Bereich. Den Untersuchungen über Heines Fernwirkung auf französische, italienische, spanische Dichter reiht sich die Darstellung von Teaciuc an, die Heine eine geradezu die moderne rumänische Lyrik konstituierende Wirkung zuspricht; seit der Begründung der literarischen Gesellschaft „Jugend" (in Jassy, 1864) zumal ist Heine immer wieder der Inspirator der lyrischen Begabungen Rumäniens, und mehr als dreißig verschiedene Übersetzer haben sich um seine Einbürgerung in Rumänien bemüht und bei ihren Einbürgerungsversuchen die — verhältnismäßig erst sehr spät gepflegte — rumänische Literatursprache entwickeln helfen. Dem Dichter, dem bewußten Formkünstler gilt die Untersuchung von Urs Belart; sie zielt auf ein in Heines gesamtem Schaffen sich darstellendes Problem. Je einmaliger, persönlicher, ungebundener das einzelne Gedicht nach Gehalt und Form sein will, um so mehr glaubte Heine für dessen Einreihung, für die Beziehung und Verbindung zu einem Ganzen tun zu sollen; wie ein Künstler, nicht wie ein Redakteur verfuhr er jeweils bei dem Umschmelzungsprozeß, in dem aus den lyrischen Einzel- und Sammelveröffentlichungen die vier großen Gedichtsammlungen — das „Buch der Lieder", die „Neuen Gedichte", der „Romanzero" und die „Gedichte von 1853/54" — hervorgingen. Belart zeigt diese nach-künstlerische Arbeit, in der die Masse der Gedichte zu Zyklen, Abteilungen oder Büchern der einzelnen Sammlungen neu organisiert wurden, vielfach fein und klar, zumal bei dem „Buch der Lieder". Der schwierigeren und intimeren Aufgabe, den Gesamtaufbau der größeren vier Sammlungen darzustellen, hat er sich versagt, die wenigen und unzulänglichen Bemerkungen, die hier gelegentlich fallen, können nicht befriedigen. Immerhin ist jenes Problem wichtig genug, um auch weiterhin die Forschung zu beschäftigen, wie sie schon den Zeitgenossen auffiel.

Man wird Heines Zeitgenossen weder in ihrer ästhetischen Feinfühligkeit noch in ihrem psychologischen Verständnis überschätzen dürfen — daß in der Tat fast alles, was über Heine gesagt worden ist, schon von seinen Zeitgenossen, nach flüchtigen Berührungen bisweilen, gefühlt und gefunden worden ist, hat einen sehr einfachen Grund. Man sieht ihn deutlich, wenn man die mit erstaunlichem Fleiß und großer Sorgfalt zusammengetragene Sammlung von Heines Gesprächen durchgeht, die wir H. Houben verdanken. Heine als unermüdlich sprudelnder Gesprächspartner — da wo er überhaupt sprechen will — suggeriert den zahllosen Besuchern geradezu die Vorstellung einer vielfach schillernden Persönlichkeit, man sieht an einigen Stellen deutlich, wie er sogar den Wunsch, sich mit ihm als Individualität zu beschäftigen, willkürlich erregt und die aufgestachelte Fragelust sogleich in die Bahn bestimmter Aussagen lenkt. Das Verhältnis dieser Aussagen zur Wahrheit, d. h. zur geglaubten oder auch nur momentan gefühlten Ich-Wirklichkeit, ist ihm wohl im ganzen gleichgültig, darf es nach seinen Überzeugungen über das menschlich-dichterische Ich wohl auch sein. Er verfährt im Gespräch durchaus dramatisch — und das mag der hauptsächliche Reiz der Unterhaltungen gewesen sein —, er erregt Spannung, steigert, dämpft, erhöht wieder und endet mit der Zuspitzung und gleich folgenden Auflösung, der Pointe zumeist (der nicht selten die Verabschiedung gefolgt zu sein scheint). So hielt er es in gesunden und kranken Tagen, und noch in der Wiedergabe schriftstellerisch ungewandter und für solche Reize nicht sehr empfänglicher Gesprächspartner blickt diese Art durch. Heines Gespräche sind monologische Selbstentäußerungen oder doch Stoßseufzer, es sind Belagerungen der Partner und Gefechte mit ihnen, es sind schließlich — und nicht zum geringsten — Wortgelage, rauschhafte Symposien des absolut gewordenen Wortes — aber nie eigentliche Unterredungen. Und wenn Alfred Meißner, dem wir viele der bestbeglaubigten Mitteilungen verdanken, einmal meint (Nr. 628), es wäre ein leichtes gewesen, aus den Gesprächen mit Heine einen neuen Eckermann zusammenzustellen, so ist das unrichtig schon wegen dieses Charakters der Heineschen Gespräche; sie sind — freilich nur in ihrer Totalität und nur unter vorsichtiger Abschätzung der Glaubwürdigkeit — ungemein wertvolle und lebendige Selbstbekundungen, sie sind, zumal im letzten Jahrzehnt, außerordentlich scharf belichtete Momentbilder Heinescher Gedanklichkeit — ihr Weltgehalt und auch ihr menschlicher Gehalt sind erschreckend gering. Und sieht man nicht auch, was Heines Individualität betrifft, in diesen Gesprächen mehr die Bewegungen als die Kräfte, mehr die Spannungen als die Substanz seines Wesens? Um so eindeutiger und dringlicher — und das ist wohl der größte Gewinn aus dieser Sammlung — sieht man sich auf Heines Werk verwiesen.

Das Werk Heinrich Heines als die Sammlung der vom Dichter gewollten Texte seiner Schriften hat eine Leidensgeschichte ohnegleichen durchzumachen gehabt, der erst die 1890 erschienene kritische Ausgabe Ernst Elsters ein Ende setzte. Was dort geleistet wurde, ist allen seitherigen Arbeiten literarhistorischer und editorischer Art zugute gekommen. Nichtsdestoweniger hat Elster jetzt die Mühe auf sich genommen, seine Ausgabe zu überprüfen und zu ergänzen, eine Arbeit, die zu einer nahezu vollkommenen Umgestaltung geführt hat. Nicht nur der Lebensabriß und die Einleitungen zu den einzelnen Werken, auch die Erläuterungen sind teils neu geschrieben, teils bereichert und berichtigt worden. In den vorliegenden ersten vier Bänden galt die heraus-

geberische Arbeit vor allem einer neuen Anordnung der (Haupt-)Masse der Gedichte, die Heine nicht selbst in die drei bzw. vier großen Sammlungen aufgenommen hat; auch Bereicherungen aus dem Nachlaß kommen der Ausgabe zugute. Diese entsagungsvolle Pflege des Heineschen Werkes selbst ist jedenfalls die fruchtbarste Bemühung unserer Zeit um Heinrich Heine und, wie die Dinge liegen, die einzige, die, indem sie Heine sich selbst zurückgibt, ihn zugleich einer anderen Zeit weitergeben kann, sein Lebendiges neu zu erproben.

Proben und Stücke

Aus dem „Weiler Gottes"

Von Josef Magnus Wehner

Der Tod der Mutter

Die Mutter lag weiß in ihrem Bett. Sie schwebte in ihrer letzten Stunde. Es dünkte Berthold fast frevlerisch, zu denken, jetzt vollende sich nichts Schmerzliches, sondern etwas ungeheuer Freudevolles. Die Fenster standen offen, der Star zwitscherte, und die Kinder zogen mit Stachelbeerzweigen über die Gasse und sangen. Bertholds Herz ging wie ein See; einmal wollte er fliehen, dann aber in das Gesicht seiner Mutter sinken. Der Abendhimmel hing glanzvoll über dem Wald.

Maria streckte ihm ihre Hand entgegen. Berthold ließ sie und ließ sie nicht mehr los. Ihr Atem ging schnell. Jetzt blickte sie den Vater an. Sie konnte nicht mehr sprechen. Leo war erschüttert; er wußte, was der Blick bedeute. Er hatte einst versprochen, wenn ihre letzte Stunde käme, wolle er auf der Orgel ein Marienlied spielen.

Er riß sich schwer los und ging in die Kirche. Die Kinder knieten. Die Orgel drang sehr zart herüber. Sie sprach für sich vor Gott. Berthold sah ihren geheimnisvollen Leib in der dunklen Kirche.

Maria wurde einen Schein rot. Sie blickte Berthold an. Es war, als ob ihre Seele jetzt anfinge auszuströmen. Die Kammer wurde von einer schwebenden Macht erfüllt. Berthold hing in ihrem Auge. Alles versank. Der Himmel ging hoch durch die Mauern auf, und die Kräfte der seligen Geister glühten aus dem Blau. Gott war da.

Das Lied verklang. Der Vater kam. Die Mutter wurde gelb. Ihre Seele flog von der Stufe ihres Mundes ins Licht. Der Himmel wurde weit. Berthold weinte. Vater und Berthold hielten die Hand der Sterbenden. Maria hatte längst ihre Augen geschlossen.

Die Schwester las die Totengebete, das Geleit über den dunklen See, an Löwe und Drachen vorbei. Das berührte Berthold nur wie eine uralte Sage. Die Seele seiner Mutter flog höher, und kein Wort erreichte sie mehr.

Die Kerze brannte noch lange fort. Über dem Ostberg hing eine Wolke glühend im Blau. Es kam eine Stunde dunkler Bewußtlosigkeit in der Stube. Alle wurden um eine geheimnisvolle Zeit älter.

Als der Priester auf dem Friedhof für Marias Seelenruhe betete, sprach Berthold nicht mit. Er konnte sich die Mutter nicht von Flammen umhüllt denken. Sie war rein und vollendet.

Die Schollen donnerten auf den Sarg. Da war es Berthold, als ob er erwache. Die Hügel rundum grünten, und überall schien der Leib seiner Mutter hervorzudringen, groß aufblühend, verschwebend und still wie die Erde selbst. Dies Gefühl blieb. Er sah seine Mutter in der Gestalt der Erde, als er wieder zurückfuhr.

Dom am Morgen

Leise drangen die Schauer des Frühlichts aus zeitlosen Gräbern.
Klommen die Häute des tausendjährigen, ungeheuren
Domes hinauf und begehrten mit Flügeln und zagenden Händen
Einlaß, lockend, wie Wellen, verzitternd am Damme des Schreckens:
Denn ohnmächtig, geweckt vom todverschwisterten Graulicht,
Drohten mit aschnen Gesichtern und leichenfarbenem Antlitz
Widerstrahlende Angst die Bilder der Fenster hinunte
Gegen die Gräber der Alten, von bläulichem Buchse umsogen,
Gegen die köstlichen Truhen der Frühverstorbnen und Kinder,
Gegen die Ecke der Selbstmörder hin, die verglast und bescherbt schon
Unter den Netzen der Spinne verwildern im Lachen des Taulichts.
Plötzlich blaute ein Schrei in der Halle; es hatte der mutigste
Strahl den Scheitel Mariens berührt, und Maria erwachte
Aufwärts aus Flören des Steins: Da klangen die traurigen Spiegel;
Milde errötend verschüchtertes Geld entschwang sich dem Schlafe,
Schwellend empört es sich hoch zu jubelndem Golde, verbrüdert
Nachbarlich dem von innen frohlockenden Purpur. Es grünte
Wallfahrtschein auf den Gräbern und drang in die Zellen der Fenster;
Hundert Meister von dämmrigen Gässen hatten darin ihr
Leben verblutet: drum flammten gewaltig die Scheiben
Zwischen Leben und Tod die dunklen Klüfte zersprengend.
Lichtwürfe dröhnten herüber, hinüber, zum wogenden Boden,
Hoben erknirschend aus steiniger Vorhölle sechsfach geteilte
Pfeilerbäume empor in die Schwärze und flochten im Hochbraus
Über dem Scheitel Mariens gekreuzigte Hände,
Schoßend in mächtigen Reihn um die stachlige Insel des Altars,
Bis der Gewölbleib stand im Todesstoß fliegender Sonnen,
Himmelfahrtjauchzend empor, empor — an die schweigsame Jungfrau.

Maria geht durch den Wald

Still in unsäglicher Stille, in die das knospende Licht kaum
Rötlich heranlischt, zart — fremd aufgeschmückt ließ sie die Wiese
Liegen in kräuselnder Brandung, umflort von den Schleiern der Frühe,
Glitt durch die Stämme des Waldes, vom wehenden Kleide umfächert.
Seidene Küsse durchrauschten die Lichtungen, flüsternde Gräser
Brandeten auf zu den vögelverschwisterten goldenen Büschen:
Siehe und leise im Tanze erklang die unendliche Waldung
Um die Schritte Mariens, und Trunkenheit füllte die Halle.

Eine Manuskriptseite

(mit dazugehörigen Einschaltungen) aus dem Roman

von Georg Hermann

„Tränen um Modesta Zamboni" (Originalgröße)

Echo der Zeitungen

Gerhart Hauptmann über seinen Bruder Carl Hauptmann

„Sie feiern den siebzigsten Geburtstag meines Bruders Carl, meines älteren Bruders, der nun mein jüngerer Bruder geworden ist, da ich sein Lebensalter überholt habe. Ich glaube nicht, daß er mit irgend jemand in der Welt schicksalhafter verbunden gewesen ist als mit mir, womit etwas gesagt ist, das viel weniger ausspricht, als es verbirgt.
Kein Kultus der Lebenden ohne einen Kultus der Toten: Der Totenkultus über dem Grabe meines Bruders ist ein Teil meines Wesens geworden. Wenn mir der Lebende während langer Jahrzehnte, vermöge seines Selbstbestimmungsrechtes und der strengen Forderungen seines intelligiblen Charakters absichtlich ferne stand, so ist dies nicht mehr der Fall mit dem Geiste des Verstorbenen. Und er war ein Geist, viel weniger ein geistvoller Mensch als ein Geist.
Der große Miguel de Unamuno hat ein tiefes und finsteres Buch geschrieben: ‚Die Agonie des Christentums'. Unter die einsamen Kämpfer oder Agoniker, zu denen er unter anderen Pascal zählt, ist auch mein Bruder Carl einzureihen; in dieser Beziehung hat er viel weniger von sich ausgesprochen und aussprechen können, als andere von ihm wissen.
Seine Erscheinung, seine Agonie ist vielleicht eine der tiefsten und seltsamsten unter unseren Zeitgenossen gewesen, vornehmlich in diesem Sinne, der vielleicht einmal erschlossen werden wird. Friede seiner Asche!"
(Berl. Tagebl. 202.)

*

Helene Lange
Zum 80. Geburtstag

„Die deutsche Frauenbewegung ist, wenigstens im ersten Vierteljahrhundert ihrer Geschichte — ehe der Funke von ihr in andere Weltanschauungslager übersprang — ein Stück demokratisch-liberaler Ideengeschichte von ganz seltener Geschlossenheit und Eindeutigkeit. (So eindeutig, daß sie dem im Alltag etwas aufgeweichten politischen Vulgärliberalismus nicht selten erhebliches Unbehagen einflößte.) Das tritt im Leben und Temperament der Achtundvierzigerin Luise Otto-Peters hervor in der Form des volkstümlichen, unbefangenen Radikalismus vor 1848; das erscheint nicht weniger radikal, aber philosophisch durchgebildet und um so viel reifer, in dem Lebenswerk von Helene Lange. Wahrscheinlich wird eine spätere geschichtliche Betrachtung einmal deutlicher erkennen, daß die Umgestaltung der wirtschaftlichen, rechtlichen und sozialen Lage der Frau nach dem Prinzip der sittlichen Selbstbestimmung und in der Freiheit verantwortlicher Persönlichkeit die größte und wesentliche Tat des Liberalismus ist. Eine Tat von viel größerer geschichtlicher Tragweite als irgendeine der rein politischen Wirkungen.
Freilich, auch seine späteste Tat — man kann beinahe sagen: eine postume Tat. Denn es ist ja für den deutschen Liberalismus zweierlei charakteristisch, das in diesen Dokumenten aus den Kampfzeiten der Frauenbewegung beleuchtet wird: er hat in Deutschland nur eine verkümmerte, nie eine volle Auswirkungsmöglichkeit gehabt — und er hat seine Vaterschaft an der Frauenbewegung erst nach langen Ausflüchten anerkannt." Gertrud Bäumer (Frankf. Ztg. 266 — 2 M).
„Helene Lange hat nie zu den Radikalen unter den Frauenrechtlerinnen gehört. Man kann es nicht stark genug betonen, für was sie ihr Leben eingesetzt hat: nicht für die äußerliche Gleichberechtigung von Mann und Frau, nicht für die Vermännlichung der Frau (was eine mehr oder minder hysterische Sache ist), sondern für die ungehinderte, höchste Entwicklung der weiblichen Eigenschaften, für die Entwicklung einer, dem weiblichen Wesen entsprechenden Frauenkultur, neben der Männerkultur. Das Weibliche, das Mütterliche steht für Helene Lange im Mittelpunkt des Denkens, wenn sie dabei auch diejenigen nicht vergißt, die von dem Mutterberuf ausgeschlossen sind — Geistiges und Soziales sind hierbei untrennbar vereint. Was die Not den Frauen als Berufsarbeit aufdrängte, und was sie zu allen Leistungen im Beruf und als Mutter am besten vorbereitete — auf dieses alles richtete sich die Arbeit Helene Langes und ihrer Mitarbeiterinnen, denen sie selber noch im zweiten Band der „Aufsätze und Reden" eine Reihe von Gedenkblättern gewidmet hat. Kulturidealismus war es gewiß, daß sie ihr Geschlecht aus Oberflächlichkeit und Dumpfheit zum vollen Leben erheben wollte — man lese die letzten Seiten in Helene Langes Selbstbiographie, und man wird sich des tiefen Eindrucks nicht erwehren können, daß sie um Hohes und Heiliges gekämpft hat. Man darf sie beglückwünschen, daß sie nach vierzig Jahren des Ringens vor Erfolgen steht, die 1885 in kaum erreichbarer Ferne lagen." Walter Goetz (Voss. Ztg. 168).

Vgl. auch Frieda Ledermann; Sophie Ries (Schwäb. Merk., Frauenztg. 17); Emma Stropp (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 84); Käte Marcus (Stuttg. N. Tagbl., Frau 11).

*

Hippolyte Taine
Zum 100. Geburtstag

„In seiner ‚Geschichte der englischen Literatur', die den Fünfunddreißigjährigen berühmt machte, schreibt Taine, zwischen 1780 und 1820 seien in Deutschland alle großen Gedanken gedacht worden, und man brauchte sie nur durchzudenken und fortzudenken. Er war mit Renan einer der Franzosen, die sich stark von der deutschen Geistesarbeit genährt hatten. Sie gossen deutsche Gründlichkeit mit ihrem Drang ins Unendliche in die geschlossene französische Form. Doch Renan und Taine waren vollkommene Gegensätze. Renan war skeptisch, sanft umhüllend, Taine positiv wie Kristall mit scharfem kantigen Schliff. Taine war ganz und gar Methode, und die Methode war für ihn alles, so ungeheuer viel, daß er schließlich ihr Opfer wurde. Aber mit diesem Zauberstab hat er seinen Arbeiten jene Sicherheit, jene Festigkeit, jene Klarheit gegeben, die ihm so gewaltigen Einfluß brachten. Kein Zweifel hat ihn angefressen. Der Ausgangspunkt war eine mechanistische Psychologie. Er legte sie in seinen zwei Bänden ‚De l'intelligence' fest. Da war nichts mehr zu verrücken. Der menschliche Geist wurde mit naturwissenschaftlicher Kälte untersucht. Er wurde hingestellt als ‚ein Strom und ein Bündel von Empfindungen und Impulsen, die, von einer anderen Seite gesehen, auch ein Strom und ein Bündel von Nervenvibrationen sind'. In seiner Kunstphilosophie hat Taine trotzdem einen Platz für den Idealismus reserviert. Aber mit dieser Grundauffassung, die er aus der sensualistischen Philosophie Condillacs, aus Stuart Mill und Spencer zusammengetragen hatte, wurde Taine der große Theoretiker des Naturalismus. Dazu kam die Woge der Naturwissenschaften, deren Methode Taine mit geradliniger Logik in die Geisteswissenschaften hineintrug, in die Ästhetik, in die Kritik, in die Geschichte. Als er seine Studien über Frankreichs moderne Entwicklung schrieb, sagte er, er sitze davor wie der Naturwissenschaftler vor den verschiedenen Stadien der Verwandlung eines Insekts.

Alles erklärte sich so aus kausal zu fassenden Vorgängen. Für die geistige Kultur galten die Gesetze aller Biologie. Mit dem Dreispitz ‚Rasse, Umgebung, Zeitpunkt' stach Taine alle gesellschaftlichen Phänomene an und machte den Inhalt klar wie Wasser. Er stellte die großen Persönlichkeiten in die Entwicklung hinein. Sie konnten nur deren Früchte sein, und genau genommen hätte kein Genie seinem soziologisch determinierten Schicksal, ein großer Mann zu werden, entrinnen können. Auguste Comte, der Positivist, von dem Taine herkam, war damit überholt. Nun löste sich alles Denken in Beobachtung auf, in das Sammeln von Tatsachen, von kleinsten Tatsachen. ‚Ganz kleine wohlausgewählte, bedeutsame, bezeichnende, breit in den Umständen gelagerte und sorgfältigst beschriebene Tatsachen, das ist heute der Stoff aller Wissenschaft.' Das war das Kernstück, die ewig aufgezogene Feder von Taines Methode. Unermüdlich, mit zähester Sammlergeduld, mit wachsender Präzision wandte er sie auf alles an, was ihm unter die Feder kam. Es war eine furchtbar gefährliche Klippe. Mancher andere wäre darüber zum Taglöhner der Wissenschaft geworden. Aber Taine war ein glänzender Stilist. Er fand die Formulierungen, an deren Logik nicht zu rütteln, von deren Eleganz die Zeitgenossen sich bezaubern ließen. Seine Formeln waren wie Leuchtfeuer in dem Bau aus Notizen und Exzerpten. Sie erklärten alles restlos. Er besaß zu der klitternden Analyse der Wissenschaft die Einfühlung des Künstlers, die ihm die Synthese gestattete. Es passierte Taine freilich, daß er unter der Lupe der Kleinarbeit die wahren Maße der faits nicht mehr richtig erfaßte. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß er eine Tatsache zu haben glaubte, wenn er ein Notizchen besaß. Und Zola, der Taines Theorien in seinen Romanen praktizierte, konnte sich nicht genug entrüsten über die Mumifizierung des Lebens. ‚Ich habe Tränen in mir', rief er Taine zu. Tränen ist das einzige, was der Chirurg der Kunst und der Geschichte nicht gekannt hat." Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg. 300 — 1 M).

Vgl. auch Franz Blei (Königsb. Hart. Ztg. 188); Ludwig Gorm (Deutsche Allg. Ztg. 187); Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 93); Veit Valentin (Berl. Tagebl. 185); Bernard Guillemin (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 93); Otto Forst-Battaglia (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 189 und Hannov. Kur. 184/85 u. a. O.); Ernst Robert Curtius (Generalanz. Stettin, Buch 108 und Bad. Pr., Lit. Umsch. 11); Otto Engel (Schwäb. Merk. 184); F. de B. (N. Zür. Ztg. 727); Magda Janssen (Stuttg. N. Tagbl. 188); Ernst Robert Curtius (Hamb. Nachr., Ztschr. f. Wissensch. 21 April u. a. O.); Gertrud Steinchen (Bresl. Ztg. 111); Hans Hagenbuch (N. Zür. Ztg. 819).

*

Zur deutschen Literatur

Über Herders Volkslieder schreibt Heinrich Meyer-Benfey (Hamb. Fremdenbl. 117). — Eine Studie über Goethes „Faust" bietet Oskar Walzel (Köln. Ztg., Lit. Bl. 239, 243), eine weitere über „Egmont",

„Iphigenie", „Tasso" (Bund, Bern, Kl. Bund 16). — Goethe-Spuren in Rom verfolgt Oskar A. H. Schmitz (Stuttg. N. Tagbl. 159 u. a. O.).

Hölderlins dunkle Wanderung beschreibt Günther Martin (Deutsche Ztg., Kultur 89). — An den 75. Todestag von Ludwig Tieck erinnerten: Gustav Manz (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 100), Paul Wittko (Hamb. Koresp. 195), Wilhelm Meister (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 99). — Über E. T. A. Hoffmann und die Tiere schreibt W. Th. Hoffmann (Notztg., Königsb. 18. April). — Luise Hensels himmlischer Liebe gilt ein Aufsatz von Lili du Bois-Reymond (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 189). — Mit Platen in Venedig ergeht sich Will Scheller (Kasseler Post 104).

Einen Brief Gottfried Kellers aus dem Jahre 1885 teilt G. A. Farner (N. Zür. Ztg. 680) mit. — Paul Heyses schwäbische Beziehungen und Freundschaften würdigt R. Krauß (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beilage 4). — Erinnerungen an Eduard Mörike bietet Emil Baader (Deutsche Ztg. 82a). — Die Schaffung eines Wilhelm-Raabe-Hauses fordert Felix H. Bruns (Magdeb. Ztg. 215). — Über Jakob Burckhardts Reisebilder aus dem Süden („Südliches von J. B.") äußert sich T. (N. Zür. Ztg. 782). — An den Dichter und Schriftsteller August Becker (geb. 27. April 1828 zu Klingenmünster) wird (Frankf. Ztg. 314 — 2 M.) erinnert.

Zu Julius Grosses 100. Geburtstag schrieben: Karl Fuß (Magdeb. Ztg. 234); Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 115); Heinrich Spiero (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 98); Edwin Rollett (Wiener Ztg. 97); Heinrich Lilienfein (Hamb. Nachr., Zeitschr. f. Wissensch. 21. April); Leonhard Schrickel (Tag, Unt.-Rundsch. 99).

Zum 25. Todestag der Malwida von Meysenbug boten Aufsätze: Paul Wiegler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 97); Max Spanier (Bresl. Ztg. 116); Berta Schleicher (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 98).

Zur Erinnerung an Frank Wedekind schreibt Robert Faesi (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 731 und 750). — Otto Flakes Aufsatz über Eduard von Keyserling wird (N. Zür. Ztg. 615 und Hannov. Kur. 188/89) wiederholt. — Franz Kafka widmet Carl Seelig eine Studie (N. Zür. Ztg. 705). — An den zehnjährigen Todestag von Otto Braun erinnern Friedrich Georg Jünger (Tag, Unt.-Rundsch. 103) und Friedrich Reichenforst (Generalanz. Stettin, Buch 115).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Über Ernst Lissauer schreibt J. G. (Tagesb. Brünn 154): „In Ernst Lissauer ist der Dichtung der Gegenwart eine der eigenwilligsten und stärksten Persönlichkeiten erwachsen, die zugleich einen der unwiderleglichsten Beweise liefert, daß Rassenfremdheit kein Hindernis ist, geistig und gefühlsmäßig restlos mit einer heterogenen Volksseele zu verschmelzen. Es gibt wohl in Deutschland, dem wilhelmischen wie dem republikanischen, nur sehr wenige Dichter, die begeisterter und ehrlicher des deutschen Volkes Ruhm, Größe und Sittlichkeit verkündigt und gefeiert haben als den Juden Lissauer, der mit seinem Zyklus ‚1813' den Deutschen wohl die unvergänglichste Dichtung des Jubeljahres aus echter, aufgewühlter Entflammtheit und nicht geringerer Vaterlandsliebe als rund hundert Jahre früher Kleist seine ‚Hermannsschlacht' geschenkt hat. Und deshalb wird man einem Lissauer weit eher seinen ‚Haßgesang gegen England' vergeben als manch anderem Dichter dessen hetzende Kriegslieder. Lissauer scheut sich auch nicht, über seinen Haßgesang heute rückhaltslos zu sprechen. Getäuscht durch die Kriegspropaganda, daß England Deutschland drosseln wolle, habe er das Lied, das dann ohne sein weiteres Zutun Millionen zum Glaubensbekenntnis wurde, geschrieben im momentanen Aufschrei der Empörung und habe leider seine Sorge statt in der Form eines Liebesgesanges auf Deutschland in einer seiner ganzen kulturellen Einstellung sonst fremden Form des Hasses ausgesprochen: ‚Ich habe den ungeheuren Erfolg des Gedichtes, wenn man mich recht versteht, überhaupt niemals innerlich erlebt, denn, der da berühmt ward, war ein anderer als ich, allerhöchstens ein geringer und nicht sehr wesentlicher Bruchteil der durchaus um zeitlose Probleme bemühten Kraft, die ich in mir fühle. Man hat mich dann mit ähnlicher Intensität verfemt. Für mich war dies Erlebnis in hohem Maße lehrreich: die Nichtigkeit zeitlichen Ruhmes und die kindische Wandelbarkeit öffentlicher Meinung habe ich am eigenen Leibe erlebt.'" — Auf Leo Perutz und insonderheit auf seinen Roman „Turlupin" lenkt Paul Wiegler (Bad. Pr., Lit. Umsch. 10) die Aufmerksamkeit, er stellt ihn in seiner ziselierten Kunst Anatole France an die Seite. — Über Stefan Zweig liegen zwei Aufsätze vor, von Erwin Rieger (Köln. Ztg., Lit. Bl. 225) und von Hanns Arens (Stuttg. N. Tagbl. 177), bei dem es heißt: „Bei aller Vielseitigkeit, die Zweig eigen ist, und bei aller Anerkennung, die sein Werk bei uns und in anderen Ländern gefunden hat, ist er immer der Stille und Zurückhaltende geblieben, der nur der Kunst dienen will und sich von keiner Mode, von keinem Blendwerk beirren läßt. Immer sind es die brennenden Probleme, die ihn beunruhigen und ihm Kraft geben, Lüge und Feigheit, Trägheit und Gesinnungslosigkeit im Reich der Geister, wie überhaupt seiner Zeit, die Stirne zu bieten. So sehr er einer unserer Besten ist, und so sehr er als Deutscher fühlt und sein Wesen zutiefst deutscher Mentalität

entspringt, so wenig ist er nur deutscher Dichter; sein Wille umspannt weitere Kreise." — Auf Hans Harbeck und sein Versspiel „Die Kaiserin von Neufundland" (nach Wedekind) macht Ludwig Benninghoff (Schlesw. Nachr., Nordmark 88) rühmend aufmerksam. — Über Hans Friedrich Blunck schreiben Otto Alfred Palitzsch (Stadtanz. Köln 203), Paul Wittko (Weser-Ztg., Lit. Beil. 6), H. Droege (Peiner Ztg., Welt 89). Blunck selbst bietet eine Skizze: „Mein Weg als Dichter" (Deutsche Ztg., Kultur 92a). — Einen Aufsatz über Franz Karl Ginzkey beschließt Robert Hohlbaum (Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch. 203) mit den Worten: „Ein feiner Dichter, ein innerlich starker Mensch von ungetrübter Klarheit des Denkens und Fühlens in einer rohen, kraftgenialisch sich gebärdenden, aber wahrhaft schwachen, verworrenen Zeit, so wird Ginzkeys Charakterbild von künftigen Literarhistorikern gezeichnet werden." — Wilhelm Kunze findet (Nürnb. Ztg., Luginsland 15) die innere Rechtfertigung für Leonhard Franks Stellungnahme: „Man übersieht zu gern, daß die Triebkraft des Empörers Leonhard Frank dieses Element der Liebe war. Wenn der Dichter nicht mehr eine persönliche Stellung zu seiner Zeit, gegen seine Zeit einnehmen darf — wozu ist er dann da? Wer anders, als er, soll, was nötig ist, sagen: ‚Das Nichtvorhandensein der Liebe ist der Feind und die Ursache aller Kriege. Ganz Europa weint, weil ganz Europa nicht mehr lieben kann. Ganz Europa ist wahnsinnig, weil es nicht lieben kann.' Die Gültigkeit solcher Sätze ist heute noch nicht widerlegt. Sie sind aus einer gesteigerten, hellsichtig gewordenen Menschlichkeit heraus geschrieben." — Als einen deutschen Dichter aus Württemberg in Amerika feiert L. Imendörffer (Stuttg. N. Tagbl., Heimat 9) Wilhelm Benignus, am besten seien ihm die Natur- und Jahreszeitenlieder gelungen. — Ein „Atlantik-Bezwinger und Dichter" wird E. G. von Hünefeld (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 206c) genannt, stärker als der Lyriker, stärker auch als der Publizist sei der Dramatiker („Die Stunde der Entscheidung" u. a.). — Den Dichter Theo Schäfer charakterisiert Hans Reinhardt (Schlesw. Nachr., Nordmark 94): „Sein stilles Wirken im ruhigen Heim und im Redaktionsstuhl verträgt kein ‚in Pose setzen'. Schlicht und einfach, aber in der Sonne lebenbejahenden Humors ist er auf nichts anderes stolz als auf seine Seele." — Einen Künstler von großer Begabung und starkem Formwillen nennt Max Spanier (Stadtanz. Köln, Schatzkästlein 8) Friedrich Griese. — Als „einen der Unseren" begrüßt F. K. (Sächs. Staatsztg., Heimat 16) Heinrich Zerkaulen: „Mit seinem Roman ‚Rautenkranz und Schwerter' ist Zerkaulen in die Literatur unserer engeren Heimat eingezogen. Die Liebe zur deutschen Heimat, die sich in seinen früheren Werken, besonders aber in seinen Gedichten ‚Lieder vom Rhein' ausdrückte, bekundet sich auch in seinem Roman durch die liebevollen Schilderungen sächsischer Landschaftsteile."

In der Deutschen Zeitung von São Paulo (45) feiert Reinhold Schoener den 60. Geburtstag von Wolfgang E. Ludwig Stein und weist auf seinen Roman hin: „Vom einzigartigen Inhalt des soeben von der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart veröffentlichten Zeitromans ‚Des Freiherrn Knote von Knöterichshausen Europäischer Karneval oder Der Tychonische Stern' wollen wir hier nichts verraten. Es genüge zu sagen, daß geniale politische Einsicht, sittlicher Ernst, nationaler Sinn mit poetischem Schwung, erbarmungsloser Satire und köstlichem Humor eine packende Verbindung eingegangen sind. Die folgenden Mitteilungen über die Persönlichkeit und das in beiden Heimatländern des Verfassers längst anerkannte publizistische Apostolat desselben wollen nicht nur den gelegentlich eines 60. Geburtstages üblich gewordenen und geschuldeten Tribut der dankbaren Erinnerung abtragen, sondern auch die Voraussage eines unausbleiblichen großen Erfolges des Romans, der ein wahres literarisches Ereignis ist, begründen." — Des 65. Geburtstages von Arno Holz (26. April) gedenkt Albert Sachse (Königsb. Hart. Ztg. 195). — Zum 60. Geburtstag von Robert Saitschik grüßt Kurt Engelbrecht „den Wissenden und Weisen", den „Führer zur Lebensweisheit" (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 96, und Deutsche Ztg., Kultur 98a). — Nachträglich zum 60. Geburtstag von Anton Fendrich veröffentlicht Johannes Müller (Elmau) einen Aufruf (Frankf. Ztg. 275 — 1 M.), der Unterstützung des Notleidenden zur Pflicht macht. — Zum 50. Geburtstag von Robert Walser grüßen Eduard Korrodi (Berl. Tagebl. 190) und Franz Blei (Prag. Pr., Dichtung 16). — Glückwünsche zu Peter Dörflers 50. Geburtstag schreiben Heinrich Federer † (Deutsche Ztg., Kultur 104a), Heinrich Bachmann (Germ. 200), W. L. (Deutsche Allg. Ztg. 201), Georg Schäfer (Germ., Werk 8), bei dem es heißt: „Aus der Kraft seiner Weltanschauung schöpft er das, was er mitzuteilen wünscht. Diese Kraft ist so groß, daß sie sein ganzes Werk durchstrahlt und in den Herzen der willigen Leser widerleuchtet." — Zum 50. Geburtstag von Erika von Watzdorf-Bachoff schreibt L. Hausius (Ostpreuß. Ztg., Frau 102), sie habe neuerdings starke Worte des Zorns für unsere verirrte Zeit gefunden. —

Über Ernst Lissauers „Jephta"-Drama schreibt Heinrich Meyer-Benfey (Hamb. Fremdenbl. 111), die beiden ersten Akte seien das dramatisch Stärkste, was Lissauer bisher geschaffen, und schlechthin meisterhaft.

Josef Pontens „Studenten von Lyon" rühmt Robert Petsch (Hamb. Korresp.-Ztg. f. Lit. 8): „Alle Fähigkeiten der Gestaltung und Wortung, die sich Ponten in den letzten Jahren errungen hat, treten nun in den Dienst einer neuen und bedeutenden Schau, die einem tieferen Bereich seiner Menschlichkeit entstammt als irgendeine seiner früheren Leistungen. Wir begrüßen es mit ganz besonderer Freude und Genugtuung, daß er diese neue Tiefe sofort in den Bannkreis echt dichterischer Auffassung emporzuheben weiß. So kann er als Weltkind und als Katholik von Haus aus wagen, ein ganz religiöses Thema, noch dazu den Märtyrertod von fünf reformierten Studenten in Lyon, zum Gegenstand zu nehmen, ohne in irgendwelche Tendenz zu verfallen und ohne das geistige Erlebnis, das er darstellt, etwa nur ‚von außen her' zu betrachten. Vielmehr wird er der Verwurzelung, Entwicklung und Verflechtung des religiösen Ringens in jener erstaunlichen Weise gerecht, die Goethe als ‚dichterische Antizipation' zu bezeichnen liebte und deren wunderbares Walten er stets anerkannt hat. Auf reformierter wie auf gegnerischer Seite entwirft Ponten mit nie versagender Gestaltungskraft eine große Anzahl von Typen, deren Träger durchweg nach Alter, Geschlecht und Beruf, nach der Inbrunst ihres Glaubens und nach ihrem Verhältnis zur Welt, nach ihren Gebärden und nicht zuletzt nach ihrer Sprechweise geschieden sind; gerade die sprachliche Abtönung der einzelnen Gestalten und auch der einzelnen Szenen, die nirgends aufdringlich wird und etwa ‚dramatische' Wirkungen anstrebt, die auch den Brief und die indirekte ‚Vermeldung' von Gesprächen mit einbezieht, sie bedeutet eine beträchtliche Erweiterung und Vertiefung der epischen Technik." — Von Bronnens erstem Roman „Film und Leben Barbara La Marr" sagt Herbert Ihering (Berl. Börs.-Cour. 163): „Bronnen wird aus dieser erhitzten Welt herausfinden. Seine erzählende Begabung ist verblüffend. Bronnen hat den Atem für den großangelegten, fundierten deutschen Roman. Diesmal aber hat der Stoff nicht den Atem. Die kleine, wenn auch noch so sensationsgierige Filmschauspielerin Barbara La Marr reicht für eine Novelle, nicht für einen Roman; und sexuelle Exzesse sind uninteressant geworden." — Ein Gespräch mit Jakob Wassermann über den „Fall Maurizius" teilt Viktor Zuckerkandl (Berl. Tagebl. 163) mit, Elisabeth Darge schreibt (Bresl. Ztg. 171): „Wassermann hat einmal den Dichter das lebendige Gewissen der Gegenwart genannt. Alle seine Bücher sind Rufe zur Schärfung der Gewissen, immer kämpfte er gegen die ‚Trägheit des Herzens', gegen das feige Ausruhen im System, im Schema, im erstarrten Gesetz, immer leben seine Helden im Gegensatz zu den Prinzipienmenschen, die die wahre, aus dem Herzen fließende Gerechtigkeit verdunkeln." (Vgl. auch Wilhelm Kunze, Nürnb. Ztg. 29. März.) — Bruno Franks vielgerühmter „Politischer Novelle" gegenüber nimmt Bernhard von Brentano (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 17) eine ablehnende Stellung ein: „Es sei a priori zugegeben, daß sich Herr Frank in dieser Novelle als eine schmale Begabung zeigt; es sei weiter zugegeben, daß diese Novelle Franks mißlungen ist, einmal, weil sie mißlungen ist, und zweitens, weil Frank gar nicht den Versuch machte, eine Novelle zu schreiben, sondern den aussichtslosen und dilettantischen Versuch, einen unsterblichen Leitartikel zu schaffen. Wenn man dies alles zugibt und damit einräumt, daß hier eben einmal eine schlechte Novelle geschrieben worden ist, was auch guten Schriftstellern passieren kann, was bleibt dann an dieser Novelle so anstößig, daß es einen zwingt, so ausführlich darüber zu reden? Es entpuppt sich da ein gewisser Typus von deutschem Kritiker, in dem wir den wahren Verfasser dieser unpolitischen Novelle erblicken." — Im Hinblick auf den Roman „Güldenboden" rühmt Max Halbe (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 197) dem Verfasser Hans von Hülsen nach, er habe das volle Menschenleben mit glücklichem Griff gepackt. — Zu Hans Carossas „Verwandlungen einer Jugend" äußert sich Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 688): „Da ist ein Buch von Hans Carossa, von urdeutschem Zauber überglänzt, hinreißend selbst dort, wo es im Goetheschen Sinne nur ‚gefällig' zu sein scheint, durchatmet von Vollendung, edel begonnen und edel geschlossen. Bewürben sich sieben Übersetzer um diese ‚Verwandlungen einer Jugend', sie müßten erfahren, daß sich die Sprache nicht immer hergibt, ein Buch die Grille haben kann, nur in einem Lande zu tönen. Jede Literatur hat solche Reservate. Inniger ist man ihnen zugetan, denn sie verwalten einen stilleren, reineren Ruhm und bewähren uns im Glauben, daß Dichter unter uns sind."

Von Aufsätzen über Waldemar Bonsels' neues Buch „Mario und die Tiere" ist nachzutragen: N. Wiener Tagbl. 300, wo es heißt: „Viele und immer neue Pfade sind es, auf die Bonsels, der Dichter, uns in seinen Büchern führt, und wir folgen, von des Dichters Forschungseifer erfaßt und dem geheimnisvollen Reiz der neuen und unbekannten Gebiete, durch die der Weg führt, um so williger. Immer wieder aber sucht Bonsels auf seinen Wegen die gleiche, verborgene, rätselhafte Brücke: die Brücke, die von der Welt der Menschen hinüberführt zur Welt der Blumen und der Tiere, die Brücke, die, wenn wir sie gefunden haben und sie uns trägt, uns die schlichte, großartige Einheit der ganzen Schöpfung ahnen läßt, deren winziger Teil wir doch nur sind, und vielleicht auch die große Einheit zwischen

Schöpfung und Schöpfer; ein Gefühl, das den meisten unter uns so bitter verlorengegangen ist, daß wir gar nicht wissen, wie arm wir eigentlich geworden sind." — Dazu der Aufsatz von Carl Marilaun (N. Wien. Journ. 12200), der seine Betrachtungen in die Worte ausklingen läßt: „Ein Abenteuerbuch für Kinder und das Märchenbuch der Erwachsenen! Nicht von der Welt, wie wir sie uns eingerichtet haben. Sondern aus jener vor dem Sündenfall, in der wir Mario waren und es nicht mehr wissen. — Wie sieht ein Dichter aus? Wie dieses Buch!"

Über Emil Ludwigs neues Buch „Der Menschensohn" liegen zwei Aufsätze vor, von Fritz Engel (Berl. Tageblatt 197) und Ernst Weiß (Berl. Börs.-Cour. 197). — Als ein „rebellischer Intellektueller" wird Arthur Holitscher (Frankf. Ztg. 258 — 1 M.) im Hinblick auf sein Buch „Mein Leben in dieser Zeit" von Arthur Feiler bezeichnet; für ihn sei kein Revolutionär genügend revolutionär. — Auf die gute Geltung von Albert Malte Wagners „Das Theater in Nürnberg" weist Joseph Sprengler (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 140) hin.

*

Zur ausländischen Literatur

Einen Versuch der Charakterisierung Bacons und Shakespeares macht Edgar J. Fripp (Tag, Unt. R. 87). — Auf Samuel Butler (1835—1902) und die im Phaidon-Verlag erscheinende deutsche Gesamtausgabe seiner Werke weist Emma Bonn (Frankf. Ztg. 252 — 1 M.) hin. — Mit dem neuen Sinclair Lewis („Elmer Gantry") macht H. Sch. (Bund, Bern 156) bekannt. — James Joyce behandelt Albert Ehrenstein (Berl. Tagebl. 163); seinen „abstrusen Ulysses" — Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 109).

Eingehende Nachrufe auf den soeben verstorbenen François de Curel schreiben M. K. (N. Zür. Ztg. 788); Bernard Guillemin (Berl. Börs. Cour. 213 u. a. O.); F. A. Kramer (Germ. 215). — Paul Valéry und seinen neuesten Roman „Herr Teste" nimmt Otto Heuschele (Stuttg. N. Tagbl. 189) zum Thema. — Gedanken um Proust äußert Bernard Guillemin (Bad. Pr., Lit. Umschau 10).

In der Reihe „Die Großen der Vergangenheit" ist Dante essayistisch behandelt von Rudolf Borchardt (Königsberg. Allg. Ztg., Sonntagsbl. 201).

An Henrik Ibsens Frau bietet Bergliot Ibsen-Björnson (Hamb. Fremdenbl. 108) eine liebevolle Erinnerung. — Des 70. Geburtstags Herman Bangs gedenken: Hans Kafka (Berl. Börs.-Cour. 185); Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 91); Hanns Martin Elster (Generalanz., Stettin, Buch 108); Paul Wittko (Schlesw. Nachr., Nordmark 106). — Sören Kierkegaards Weltanschauung legt Carl Müller (Köln. Volksztg., Schritt 278) dar. — Bei Selma Lagerlöf verweilt E. K. (N. Zür. Ztg. 781, 823). — Dem katholischen Gedanken bei Sigrid Undset geht F. H. Schwank-Telfan (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 142) nach.

Einen Besuch bei Unamuno schildert Fritz Heinzius (Berl. Ztg. 89).

Anfänge der südslawischen Literatur zeigt Georg Ebel (Germ., Werk 8) auf.

Gorkij widmet Edwin Rollett (Wien. Ztg. 72) eine Studie.

* * *

„Der nahe und der ferne Gott des Mystikers." Von Karl Beth (Frankf. Ztg. 261 — 1 M.).

„Publikumsorganisation." Von Ludwig Bettelheim-Gabillon (N. Wien. Tagebl. 86).

„Deutsche Wander-Dichtung." Eine Frühlingsplauderei von Karl Bezold (Dt. Tagesztg., Unt.-Beil. 174).

„Essayisten." Von Arthur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg., Gegenwart 102).

„Lehrer und ‚Dichter'." Von Wilhelm Bölsche (Köln. Ztg. 196).

„Die Biographienflut." Von Joseph Chapiro (Berl. Tagebl. 199).

„Sport und Literatur." Von Alfred Graber (N. Zür. Ztg. 626).

„Der Dichter und sein Werk." Bekenntnisse von Hugo von Hofmannsthal, Georg Hermann, Carl Zuckmayer (Voss. Ztg., Unterh.-Bl. 85).

„Dichtung und Maschine." Von Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg., Zeitensp. 6).

„Der gute Roman und seine Feinde." Zwei Gedanken und — „Pythagoras" ... Von Ferdinand Junghans (Kreuz-Ztg. 170).

„Die Not des deutschen Buches." Von Frank Maraun (Tägl. Rundsch., Lit. R. 201).

„Deutsche Volkskunst." Von Börries Frhrn. von Münchhausen (ebenda).

„Sagen von Moses." Von Ernst Lissauer (Wien. Ztg. 97).

„Aus einem literarischen Tagebuch." (Altdeutsche Novellen. Der Komödiantenroman. Ein Held unserer Zeit [Lermontoff]. In memoriam Friedrich Nietzsche). Von Wilhelm von Scholz (Köln. Ztg., Lit. Bl. 221).

„Dokumentarisches Zeit-Drama?" Von R. A. Sievers (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 102).

„Dürer in der Dichtung." Von Hans Sturm (Köln. Volks-Ztg., Unt.-Bl. 256).

„Vom Ursprung der Dichtung." Von Conrad Wandrey (Königsberg. Allg. Ztg., Lit. Beil. 197).

„Warum schreibe ich Mundart?" Von Rudolf von Tavel, Otto von Greyerz, Josef Reinhart, Hans Zulliger, Alfred Fankhauser, Emil Balmer, Karl Grunder, Dominik Müller, Meinrad Lienert, Fritz Liebrich (Bund, Bern, Kl. Bund 15).

Echo der Zeitschriften

Nord und Süd. LI, 4. (Berlin.) In seinem programmatischen Aufsatz „Internationaler Gedanke und nationale Erziehung" steckt der preußische Minister für Wissenschaft und Kunst, C. H. Becker, den einzuschlagenden Weg mit folgenden Grundsätzen ab:

„Echter internationaler Geist stammt aus der gleichen Quelle wie die soziale und religiöse Toleranz. Nur wenn der Mensch im anderen Menschen, welcher Nation, Klasse oder Religion auch immer, das Ewige und Göttliche anerkennt, das er in sich selbst erlebt und für das er den Respekt der Mitmenschen fordert, dann ist die seelische Voraussetzung geschaffen, auf der der Tempel einer neuen Menschheit sich erheben kann. Aus der Zusammenarbeit der Völker kann eine internationale Organisation entstehen, ein internationaler Geist aber nur aus einer neuen Gesinnung zwischen Mensch und Mensch. Man muß den Mut aufbringen zu einer seelischen Haltung, die jedem anderen das zubilligt, was man für sich selber fordert.

So führt uns der Wunsch, den internationalen Gedanken zu pflegen, an die Basis der nationalen Erziehung überhaupt. Nur von hier aus kann, so utopisch es zunächst erscheinen mag, etwas wirklich Fruchtbares geschaffen werden. Jede nationale Erziehung muß der Überbrückung und Versöhnung der Klassengegensätze wie der religiösen Toleranz dienen. Wird diese Erziehung — und sie muß es, um wirksam zu sein — vom rein Menschlichen ausgehen, so dient sie damit zugleich auch der Völkerversöhnung. Natürlich ist das eine Arbeit auf weite Sicht, und man darf darüber das Näherliegende nicht vergessen. Wir haben in Preußen auf allen Schulen planmäßige Belehrungen über Wesen und Aufgaben des Völkerbundes vorgeschrieben, aber diese Beschreibung einer internationalen Organisationsform kann nur dann erziehlich wirken, wenn die Sphäre intellektueller Kenntnisvermittlung aufbaut auf den seelischen Fundamenten echter Humanität."

Die Neue Rundschau. XXXIX, 4. (Berlin und Leipzig.) Fritz Landsberger stellt die Frage nach dem „Geist im Wirklichen":

„Die Antwort auf die Frage nach dem Geist im Wirklichen ist nicht eindeutig zu geben. Unser Gefühl ist vielleicht so: Die heutige Wirklichkeit, das, was da vorgeht und wirkt, was die Menschen wichtig nehmen und erreichen, ist mechanisch-starr und ohne Sinn. So tritt es auf und übt Gewalt. Aber: hinter dem Leben, wie es erscheint, steht verborgen der Geist. Ihm liegt auch das Leben zugrunde. Er präsentiert es als ein von ihm selbst verlassenes. Er ist potentiell immer da. Doch aktualisiert er sich nur in winzigsten Quanten. Wir wissen eigentlich von jedem Menschen, wie er als Geisteswesen beschaffen wäre, obwohl dieses Wesen nur in ganz seltenen Momenten in Erscheinung tritt. Wir haben ein Wissen von dem Geist der Gruppen, obwohl sie ihn fast nie in Bewegung setzen. Wir spüren den Sinn der Welt, obwohl die Welt ihn verbirgt.

Ich hätte diesen Konflikt — der theoretisch nicht lösbar ist, den nur der einzelne jeweils praktisch durch Einsatz seiner Existenz lösen kann — nicht hervorgehoben, wenn er sich nicht selbst eine Ausdrucksform geschaffen hätte: in den großen epischen Leistungen der letzten Jahre. Der Epiker erfuhr die Problematik der Immanenz des Geistes früher als andere, weil er, als Darsteller der Welttotalität, auch im Expressionismus an der Welt nicht ganz vorübergehen konnte. Heute, da die Frage nach der Sinnerfülltheit der Welt in Bewegung gekommen ist, wird er aus ihr ganz besondere Anregungen und Verwirklichungen hernehmen.

Fast alle heutige Epik hat das Problem verarbeitet, und die Resultate liegen eigentlich zwischen diesen beiden Grenzen: der ganzen Trostlosigkeit, daß das Leben so wenig Sinn aktualisiert, und der Erfülltheit von der Einsicht, daß der Sinn doch wenigstens als Potenz in der Welt nachweisbar ist und sich sogar, wenn auch nur ganz selten, in einem Menschen manifestiert. Diese letzte Wendung nimmt etwa Alfred Döblins großes Epos ‚Manas', und zwar, nachdem das ganze Leid der Erde, alles Chaotisch-Sinnlose durchschritten ist. Die Grenze der Trostlosigkeit bezeichnen der heutige Knut Hamsun und Franz Kafka; Hamsun derart, daß sein „Letztes Kapitel" die Monotonie der Welt zum Gegenstand hat, in der die Menschen gefangen sind, kleine Geschöpfe, die getrieben werden, denen das Leben nicht gehört und nicht der Tod; Franz Kafka ähnlich: es gibt nur Fäden zwischen Sinn und Mensch; der Sinn verhüllt sich, aber er hat Macht; der Mensch ist schuldig vor ihm, aber jeder Versuch der Klärung, Rechtfertigung bleibt stecken oder führt ins Bodenlose."

Schweizer Erziehungs-Rundschau. I, 1. (Zürich.) Seine Anforderungen an den Literaturunterricht in der Schule formuliert Eduard Korrodi:

„So wage ich die Ketzerei: Ein Deutschlehrer an einer modernen Mittelschule verwirkt sein Amt, wenn er die Schüler mit Aufsätzen über die Technik eines Dramas in seine eigene literarische Begrenztheit zwingt, oder sie mit allzu detaillierten Nachzeichnungen der Charaktere einer Dichtung in der Fühlweise verwirrt und durch solche Prozeduren die toten Dichter beleidigt. Das

flackernde, ungestillte Herz des jungen Menschen kann für Unsterbliches nur durch unsere Zeit hindurch gewonnen werden.
Wer mir erwidert, dieser Deutschunterricht sei ‚vorbei', dem halte ich nicht nur Lesebücher entgegen von einer einwandfreien Schimmeligkeit, sondern ich erkläre ihm: Die Situation verbessert sich natürlich nicht, wenn statt der Iphigenie ‚schon' die ‚Nora' gelesen wird, um aus ihr Aufsätze zu destillieren.
Aber die jungen Menschen müssen doch maturieren und werden in ‚Literaturgeschichte' geprüft? Wie kann man von einer modernen Schule verlangen, daß in ihr noch Dinge eingepaukt werden, die, so wie die Sache liegt, nur das bessere Gedächtnis brillieren lassen? Wie kann man von einem Schüler überhaupt eine ‚Inhaltsangabe' des Wallenstein erpressen? Und gar das Wissen über die ‚Romantik', da der Schüler die Werke gar nicht gelesen hat und bei bestem Willen die Voraussetzungen nicht besitzt, sie zu lesen?
Ich würde von einer modernen Schule die Abschaffung der Literaturgeschichte zugunsten eines Skelettes derselben fordern, ich würde von ihr begehren, daß sie mit jungen Menschen bei Gipfeln und nicht bei Niederungen verweilt und statt des Mittelalters mehr Gegenwart aufschließt, daß sie einen jungen Menschen ‚reif' erklärt, wenn ihm das ‚Deutsche Lesebuch' Hugo von Hofmannsthals am Ende der Schule wie die neue Fibel für die kommende Schule des Lebens erschiene."

Mannheimer Theater-Verkehrs-Zeitung.

1928, 34. H. K. Königsgarten nimmt zu dem Problem Georg Kaiser eine Stellung ein, die aufschlußreich wird:
„Es wurde festgestellt, daß in Kaisers Dramatik, bis in die steile Architektonik des Szenenbaus, in die schlagende Prägnanz der Sprache, die Lust am Theater wirksam ist. Allein die Vielfalt der Stoffe und Gattungen — soziales Drama, Gesellschaftsstück, Satire, Lustspiel, wechseln in regelloser Folge — scheint aus keinem inneren Prinzip, keinem einheitlichen Weltbild ableitbar. Also doch nur ein ‚Denkspieler'? — Bei Strindberg steht der Satz: ‚Als Dichter hast du ein Recht, mit Gedanken zu spielen, mit Standpunkten Versuche anzustellen, aber ohne dich an etwas zu binden; denn Freiheit ist die Lebensluft des Dichters.' Doch der Zusammenhang von Dichter und Werk ist noch tiefer, problematischer — vor allem bei Kaiser! Fern davon über dem Werk zu stehen, wandelt sich der Dichter von Stück zu Stück, er erlebt jedes Drama in einer Art monomanischer Besessenheit. Man hat gesagt, daß für ihn, den in einsamer Abgeschiedenheit Lebenden, die Fülle der gedichteten Schicksale ‚ungelebte Möglichkeiten' seien. In zwei Figuren hat er bekenntnishaft die abgründige Zweideutigkeit dieses Zustandes gestaltet: im ‚Protagonisten' und im ‚Oliver': Der Schauspieler, der Schein und Wirklichkeit, Illusion und Leben nicht mehr zu scheiden weiß, der Artist, dem aus demselben Konflikt nur noch der Weg in den Wahnsinn bleibt — hier rührt Kaiser an den Lebensnerv seiner dichterischen Existenz ... Die traumhaft-manische Einbohrung in das Problem jedes Stückes, bis in Einzelnes der überhitzten Diktion fühlbar, ist von hier aus zu deuten."

Zeitschrift für Deutschkunde.

XXXXII, 4. (Leipzig.) Wolfgang von Einsiedel stellt und — verneint die Frage, ob Thomas Manns „Zauberberg" ein Bildungsroman sei?
„Die Folgen des Zusammenbruchs der Bildungsgeistigkeit — nicht in Deutschland allein, sondern in Europa: Chaos, absolutes geistiges Chaos. ‚Et de quoi était fait ce désordre de notre Europe mentale?' — fragt in einem ‚Crise de l'Esprit' betitelten Essay Paul Valéry. Und er antwortet: ‚De la libre coexistance dans tous les esprits cultivés des idées les plus dissemblables, des principes de vie et de connaissance les plus opposées. C'est là ce qui caractérise une époque moderne.' Diese Sätze sind im Jahre 1916 geschrieben. Sie könnten geradezu als Motto stehen über Thomas Manns Zauberberg, der eben diese Krise des Geistes widerspiegelt. Und noch ein anderes Wort käme als Motto für den Zauberberg in Frage. Es ist nun über fünfzig Jahre alt und steht in der zweiten Unzeitgemäßen Betrachtung Nietzsches (ist also freilich noch aus einer sehr optimistischen, zukunftsgläubigen, fordernden Grundeinstellung heraus gesprochen): ‚Unsere moderne Bildung ist nichts Lebendiges ... sie ist gar keine wirkliche Bildung, sondern nur eine Art Wissen um die Bildung, es bleibt in ihr bei dem Bildungsgedanken, bei dem Bildungsgefühl, es wird kein Bildungsentschluß daraus.'
Liest man aus diesen Worten nicht eine vorweggenommene Charakteristik Hans Castorps heraus, dieser leibhaften Kritik und Negation aller Bildungswerte? Ja, was Nietzsche theoretisch formulierte, das ist nun bei Thomas Mann künstlerisch Gestalt geworden. Man setze einmal alle noch so gescheiten Debatten über das Verhältnis von Geist und Krankheit beiseite: dargestellt ist jedenfalls dies, daß ein junger Mensch, der sich in gesundem Zustand gerade zur Lektüre irgendeines fachwissenschaftlichen Werks aufschwingt, erst krank werden muß, um für geistige Dinge überhaupt empfänglich zu werden! Krankheit als Vorbedingung und Ermöglichung für Bildung (die, wie wir dargetan, in ihrer Art nicht

einmal echt ist), Bildung als Krankheitserscheinung — läßt sich eine vernichtendere, abgründiger ironische Kritik am Bildungsideal vorstellen?
Dies also ist, sei es nun bewußt oder wider Willen, im Zauberberg gestaltet. Und darum ist der Zauberberg kein Bildungsroman, sondern gerade das Gegenteil davon: ein Bildungspamphlet; als solches aber notwendig und repräsentativ."

Die schöne Literatur. XXIX, 4. (Leipzig.) In einer Charakteristik Jakob Kneips bezeichnet Arthur Friedrich Binz die Welt des Dichters als ein Bauernuniversum:
„Kneips bisher gestaltete Welt erscheint in der Zusammenschau als ein ‚Bauernuniversum', das sich rund und vollendet vor unseren Augen dreht. In einem kindlich liebevollen Allumfassen, in einer tiefen Erd- und Gotthingabe formen Vers- und Prosadichtungen den Bauernumkreis von Saat, Vieh und Festen, das werktägliche und sonntägliche Tun und Treiben des Bauern, Übermut und tolle Jägerspäße und die Schauer und Wunder von Geburt und Tod. Quell und Mündung alles Lebens, aller Pracht, Heiterkeit und Schwere aber ist Gott. Vielleicht ist das strahlende Dach des Kneipschen Schaffens immer noch das Buch der Erscheinungen und Wunder, in welchem der weite und tiefe germanische Vorstellungsbereich des katholischen Glaubens Form und Fassung erlangt hat, ich meine das Buch: ‚Der lebendige Gott'. Mit Gottvater und seinen Heiligen steht der Bauer auf du und du. Die alte Dorfkirche, welche die Häuser und Häuschen wie die Henne ihre Küchlein um sich versammelt hält, ist der natürliche Ort der äußeren und inneren Sammlung der Gemeinde, hier singt man sich den Jubel und den Schmerz von der Seele, hier ist die natürliche Fest- und Trauerhalle, die Alltagsüberhöhung, die Wohnung des lebendigen Gottes. Doch nicht nur hier kann man ihm begegnen, denn ihn, den Lebendigen, leidet es nicht allein in dem steinernen Haus und in der Entrücktheit des Himmels, er ist im Wehen der Gräser, im Wallen des Kornes, im Frühdampf der Äcker, im Flüstern des Waldes, im Gluckern des Bächleins und im rauschenden Regenguß, immer und überall ist seine Kraft, er kann lachen und weinen und donnern. Gott ist in jedem Hauch, in jeder Regung der Natur und der Menschenbrust. Mit dem Gott der gelehrten Kontroversen, mit dem Gott der Amtsstuben hat man in der volkhaften Dichtung Kneips keine Begegnung, hier fühlt, sieht und hört man ihn stets mit allen Sinnen, mit dem ganzen Herzen und dem ganzen Gemüte. Man sieht ihn in der Wolke, die über dem Berge brütet, man sieht ihn mit einem Stecken über Land gehen mit wallendem Bart wie Rübezahl, man sieht ihn mit dem Teufel und mit seinen Heiligen im Gespräch. Man sieht ihn leibhaftig und lebendig aus dem unvergänglichen Stoff der kindlich sinnlichen Vorstellungswelt der ungebrochenen Hunsrückbauern geschnitzt."

* * *

„Christliche Mystiker. 2. Seuse." Von Alois Wurm (Seele X, 4. Regensburg).
„Pater Abraham a Santa Claras Werke und Wirken." Von Max Stern (Österreich-Deutschland V, 4. Berlin).
„Goethe und Laotse." Von Richard Wilhelm (Europäische Revue IV, 1. Berlin).
„Hölderlins Übersetzung eines Götternamens." Von Wilhelm Michel (Der Kunstwart XLI, 7. München).
„Auf den Spuren von Eichendorffs heidelberger Jugendliebe." I. Von Otto Michaeli (Der Wächter X, 3/4. Graz).
„Akten über die Krankheit von Heinrich Heines Vater" (Mitteilungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater VI, 1. Kiel).
„Ein halbvergessener schweizerischer Volksschriftsteller (Pfarrer Xaver Herzog)." Von Alois Stockmann S. J. (Stimmen der Zeit LVIII, 7. Freiburg i. B.).
„Hebbels ‚Maria Magdalene' ein niederdeutsches Drama." Von Arthur Becker (Niedersachsen XXX, April. Bremen).
„Hebbel an Johann Valentin Teichmann" (Mitteilungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater VI, 1. Kiel).
„J. V. Scheffel." Von Marianne Thalmann (Radio IV, 28. Wien).
„Der hessische Erzähler Georg Mohr †." Von Will Scheller (Heimat-Schollen VIII, 5. Melsungen).
„Martin Greif zum Ruhme." Von Felix Stössinger (Die Literarische Welt IV, 14/15. Berlin).
„Wie sich Frank Wedekind durchsetzte." Von Eduard Castle (Radio IV, 30. Wien).
„Wedekind und Strindberg." Von Theo Schäfer (Stadt-Anzeiger, Mannheim XXVI, 33).
„Frank Wedekind." Von Irmgard Tanneberger (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 23).
„Kleine Gedenkrede auf Rilke." Von Rudolf Bach (Der Kreis V, 4. Hamburg).
„Hugo Ball, Deutschland und der Osten." Von Friedrich Sternthal (Die Weltbühne XXIV, 15. Berlin).
„Letzter Besuch bei Carl Bleibtreu." Von Ernst Wachler (Der Türmer XXX, 7. Stuttgart).
„Thomas Mann." Von Wolfgang Born (Reclams Universum XLIV, 29. Leipzig).
„Thomas Manns neueste Novelle ‚Unordnung und frühes Leid'." Von Edith Aulhorn (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 4. Leipzig).
„Jakob Wassermanns ‚Laudin und die Seinen'." Von F. W. Kaufmann (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 4. Leipzig).
„Der Fall Maurizius [Jakob Wassermann]." Von Viktor Zuckerkandl (Die Neue Rundschau XXXIX, 4. Berlin).
„Eduard Stucken." Von Robert F. Arnold (Radio IV, 29. Wien).
„Wilhelm Schäfer zum 60. Geburtstag." Von C. L. A. Pretzel (Volksbildung LVIII, März. Berlin).
„Fritz Strich." Von Walter Heinsius (Der Kreis V, 4. Hamburg).

„Der Deutschböhme Meyrink.“ Von Karl Lemke (Der geistige Arbeiter VIII, 2. Berlin).
„Paul Grabein.“ Von Arthur Rehbein (Der getreue Eckart V, 7. Wien).
„Die Kleistpreisträger der Nachkriegsjahre: I. Leonhard Frank, II. Paul Zech.“ Von Wilhelm Meridies (Der Bühnenvolksbund III, 6. Berlin).
„Wie wir unsere erste Dichtung schrieben.“ Von Bruno Frank, Franz Kessel, Hanns Henny Jahnn, Alfred Mombert, Josef Ponten, Georg von der Vring, Lion Feuchtwanger, Walter Hasenclever, René Schickele und Arnold Zweig (Die Literarische Welt IV, 14, 15, 16. Berlin).
„Agnes Miegel.“ Von Emmi Luzi Bähler (Die Besinnung II, 1. Zürich).
„Margarete Hauptmann.“ Von Stefan Großmann (Das Tagebuch IX, 14. Berlin).
„Eine neue lyrische Dichterin des Schweizerlandes, Brigitta z'Graggen.“ Von Peter Paul Albert (Der Wächter X, 3/4. Graz).
„Der Lebenstag Wilhelm Müller-Rüdersdorfs.“ Von Alfred Petrow (Saar-Sänger-Bund VIII, 1. Saarbrücken).
„Ein deutscher Heimatdichter (Wilh. Müller-Rüdersdorf).“ Von Walther Stein (ebenda).
„Werner Johannes Guggenheim.“ Von F. Humbel (Die Besinnung II, 1. Zürich).

* * *

„Thomas Hardy †.“ Von Walter Bombe (Der Kunstwart XLI, 7. München).
„Zum Ulysses von Joyce.“ Von Erich Franzen (Die Literarische Welt IV, 16. Berlin).
„Das Leben Stevensons.“ Von Friedrich Schnack (Der Wächter X, 3/4. Graz).
„Hippolyte Taine.“ Von Paul Wiegler (Die Literarische Welt IV, 16. Berlin).
„Saat und Ernte Taines.“ Von Jakob Overmans S. J. (Stimmen der Zeit LVIII, 7. Freiburg i. B.).
„Balzac in deutscher Sprache.“ Von Adolphe Kuenzi (Neue Schweizer Rundschau XXI, 4. Zürich).
„Die Liebe eines Philosophen.“ (Amiel und Philine.) Von Ernst Merian-Genast (Annalen II, 3. Zürich).
„Alain-Fournier.“ Von Charles Brütsch (Neue Schweizer Rundschau XXI, 4. Zürich).
„Dank an Edmond Jaloux.“ Von Felix Braun (Die Tat XX, 1. Jena).
„Casanovas Selbstbildnis.“ Von Stefan Zweig (Die neue Rundschau XXXIV, 4. Berlin).
„Henrik Ibsen.“ Von Julius Bab (Saarbrücker Theaterblätter VI, 15).
„Ibsen.“ Von Arthur Eloesser (Die Weltbühne XXIV, 13. Berlin).
„Henrik Ibsen vom Standpunkt der Bühnendarstellung.“ Aus einem Vortrag von Leopold Jessner (Stadt-Anzeiger XXVI, 34. Mannheim).
„Ibsen und die deutsche Bühne.“ Von Emil Lind (Der neue Weg LVII, 7. Berlin).
„Henrik Ibsen zum 100. Geburtstag. Werk und Wesen.“ Von Irmgard Tanneberger (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 27/28).
„Knut Hamsuns neuester Roman (Landstreicher).“ Von Erwin Neustädter (Klingsor V, 4. Kronstadt).
„Maxim Gorkij.“ Von Lutz Weltmann (Der neue Weg LVII, 7. Berlin).
„Gorkij und die Intellektuellen.“ Von Ossip Dymoff (Das Tagebuch IX, 16. Berlin).
„Die Föderation der Sowjet-Schriftsteller.“ Von Wladimir Astrow (Osteuropa II, 11. Königsberg).
„Zur neurussischen Mystik.“ Von Stanislaus von Dunin-Borkowski S. J. (Stimmen der Zeit LVIII, 7. Freiburg i. B.).
„Über die Schaffensart der großen russischen Dichter.“ Von Karl Nötzel (Osteuropa II, 11. Königsberg).
„Neuarabische Literatur.“ Von Asis Domet (Deutsche Rundschau XLIV, 7. Berlin).

* * *

„Das Theater und die Poesie.“ Von Rudolf Borchardt (Die Horen IV, 7. Berlin).
„Typen des geschichtlichen Dramas der Gegenwart (Werfel-Unruh-Goetz-Johst).“ Von Edgar Groß (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 4. Leipzig).
„Das Spiel vom Antichrist.“ Von Albrecht Erich Günther (Deutsches Volkstum X, 4. Hamburg).
„Das Spiel von Christi Leid und Sieg.“ Von Johannes Günther (Die Bergstadt XVI, 7. Breslau).
„Theater im Ausland.“ (Italien — Türkei — Australien — Bali) (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 24/25).

* * *

„Isolierung?“ Ein Beitrag zur Frage „Dichtung und Kirche“. Von Harald Braun (Der Bühnenvolksbund III, 6. Berlin).
„Von Sprache und Literatur im Mittelalter.“ Von Walther Bulst (Deutsches Volkstum X, 4. Hamburg).
„Schriftstellerei und Dichtung.“ Von Alfred Döblin (Die Literarische Welt IV, 13. Berlin).
„Zum Problem der Sprache und des Wortes.“ Von Ferdinand Ebner (Der Brenner 1928, II. Innsbruck).
„Die deutsche Dichtung der Gegenwart.“ Von Hanns Martin Elster (Annalen II, 3. Zürich).
„Die ‚Liederweiber‘ in Alt-Wien.“ Ein Beitrag zur Geschichte des Volksliedes [Schluß]. Von Gustav Gugitz (Zeitschrift für Bücherfreunde XX, 2. Leipzig).
„Zur Psychologie des ästhetischen Lebens.“ Von Paul Häberlin (Die Literarische Welt IV, 13. Berlin).
„Glosse zum katholischen ‚Literaturstreit‘.“ Von Franz Herwig (Der Bühnenvolksbund III, 6. Berlin).
„Geistliche Literaturwächter.“ Von Lienhard (Der Türmer XXX, 7. Stuttgart).
„Der Bär tanzt.“ [Erotische Probleme.] Von Peter Panter (Die Weltbühne XXIV, 17. Berlin).
„Über Sprache und Schrifttum.“ Von Bernhard Rang (Hochland XXV, 7. München).
„Geschichte und Mythos“ [Schluß]. Von Erwin Reisner (Klingsor V, 4. Kronstadt).
„Die Germanistik auf der 44. Jahresversammlung der ‚Modern Language Association‘ von Amerika.“ Von Ernst Rose (Minerva-Zeitschrift IV, 4. Berlin).
„Zur Geschichte der Kritik in Deutschland.“ Die Anfänge. Von Friedrich Rosenthal (Radio IV, 31. Wien).
„Die Heiligenlegende im Spätmittelalter.“ Von Severin Rüttgers (Deutsches Volkstum X, 4. Hamburg).
„Die Presse.“ Von Karl Scheffler (Die Horen IV, 7, Berlin).
„Kriemhild.“ Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum X, 4. Hamburg).
„Humor und Satire in der mittellateinischen Literatur.“ Von Sigfrid H. Steinberg (Deutsches Volkstum X, 4. Hamburg).

Echo der Bühnen

Berlin

„Judas." Arbeiterdrama in 5 Akten. Von Erich Mühsam. (Uraufführung im Studio der Piscatorbühne am 29. April 1928.)

Die Idee des Stücks ist klug erfaßt und klug in die Zeitereignisse eingestellt. Das Drama spielt in den Januartagen 1918, im Westen wird die große deutsche Offensive vorbereitet, im Innern sind Arbeiterunruhen ausgebrochen. Man will durch Streikansagen die Kriegsbeendigung erzwingen.

Eine vaticinatio ex eventu, aber das verschlägt nichts: einer der Führer der kommunistischen Arbeiterschaft, der Setzer Raffael Schenk, ist davon überzeugt, daß, wenn die Revolution erst nach Kriegsbeendigung ausbricht, sie zu Kraftlosigkeit verurteilt sein wird. Für ihn gilt es also, durch die Revolution dem Krieg ein Ende setzen, ganz so, wie es in Rußland geschehen ist. Solches Ziel scheint jedes Opfers wert. Auch das des Professors Matthias Seebald, des Pazifisten, dem Schenk selber in Liebe zugetan ist, als dessen Jünger er sich bekennt, auf den die Augen der Arbeiterschaft gerichtet sind. Diesen Mann des Friedens in die von ihm notwendig genannten Gewalttätigkeiten hineinzuziehen, ist sein erster Entschluß.

Wie ein Ball im Wellengetriebe wird dieser Entschluß — und das ist klug gezeichnet — im Für und Wider der Beratungen, im Gleiten der Umstände, in Spiel und Gegenspiel umhergeworfen. Die Entscheidung bringt eine wiederum klug geführte Auseinandersetzung zwischen diesem Schenk und dem Polizeichef. Schenk meint, um jeden Preis den gewalttätigen Aufstand erzwingen zu müssen, einziges Mittel bleibt jetzt, Seebald in die Hände der Polizei auszuliefern (den Gefangenen werden die Arbeiter, meint Schenk, mit Gewalt befreien). So wird Verrat, Geld muß auch hier den Pakt besiegeln —: Judas.

Daß der Meister in dem Aufstand ums Leben kommt, daß Schenk-Judas in Selbstmord endet, sind die in sich gegebenen Folgerungen.

Eine klug konstruierte Handlung, der gegenüber sich Mühsam aber immer noch als der Klügere erweist.

Was diesen Judas zum Verräter werden ließ, was ihn nachher zwang, den eingeschlagenen Weg bis zum bitteren Ende fortzuschreiten, war fanatische Hingabe an den revolutionären Gedanken. War rein. Und blieb es nicht. Denn diesen Judas, einen von Krankheit Geschlagenen, von der Natur Vernachlässigten lockte auch ein dunkles Augenpaar. Dem Mädchen, das er liebte, zeigen, wozu er fähig, wie groß er denkt, wie stark er handelt, war's, was ihn vorwärtspeitschte. Damit erhoffte Mühsam, der dreimal Kluge, die Idee in Fleisch und Blut zu veradern. Es gelang ihm, und mißlang ihm zugleich. Sein Drama bleibt interessant, es packt nicht. Fehlt, bei Überschuß des Errechneten, das Schöpferische.

Aber Erich Mühsam, der seine Idee so klug auszubauen wußte, ist auch klug genug, sich literarisch durch die politische Tendenz, der er dient, nicht allzusehr kompromittieren zu lassen. Er wahrt Haltung. Er übt Gerechtigkeit, die nur der Sozialdemokratischen Partei gegenüber versagt, im wesentlichen aber ein objektives Zeitbild zuläßt. Alles in allem: Sauberes Literatentum. Ernst Heilborn

Darmstadt

„Wer gewinnt Lisette?" Komödie in drei Akten. Von Kurt Heynicke. (Uraufführung im Hessischen Landestheater am 6. Mai 1928.)

Drei Herren retten die kleine Dirne Lisette aus dem Wasser, in das sie aus momentanem Lebensüberdruß hineinsprang. Sie wollen sie — wie in Shaws „Pygmalion" — zur Dame machen und verlieben sich bei dieser Tätigkeit mehr oder weniger in die putzige Person. Diese aber verschmäht sowohl die Heirat mit dem idealistischen Frederic wie mit dem materialistischen Herrn Spitzer. Der dritte Herr, Baron Nik, steht als ein Mensch der schönen Umgangsformen über der Sache und begehrt keinen Minnesold. Dafür ist er Lisetten der sympathischste. Sie hört sich alle Weltanschauungen ihrer Gönner an, die sich in ulkigen Disputationen über alte und neue Zeit auslassen — und geht schließlich mit einem Manne ohne alle Weltanschauung durch: mit dem Chauffeur. Man unterhält sich gut und harmlos bei diesem theatersicheren Stückchen, dessen Autor gar nichts anderes bieten wollte als gute und harmlose Unterhaltung. Bernhard Diebold

Königsberg i. Pr.

„Der Findling." Ein Spiel in drei Stücken. Von Ernst Barlach. (Uraufführung im Neuen Schauspielhaus am 21. April 1928.)

Dieser „Findling" ist eine dramatische Fehlgeburt. Genauer gesagt: eine undramatische Fehlgeburt. Ganz genau: als Drama eine Fehlgeburt. Erzeugnis eines überwachen Intellekts und einer mitfühlenden Seele.

Erlösung des Menschen vom Menschen durch den Menschen — das etwa ist der Sinn dieses symbolschweren Werks. Die unerlöste Menschheit, die Menschheit der

Nachkriegszeit versinnbildlicht der Findling, ein ausgesetztes krätziges Elendskind. Den Erlösungsgedanken verkörpert der „rote Kaiser", der durch den Mund seines Propheten den „Menschenfraß", will sagen die gegenseitige selbstsüchtige Übervorteilung verbietet: „Gott ist im Menschen, und wer Menschen frißt, frißt Gott!" Wie das Volk diese Lehre in sich aufnimmt, schildert Barlach in einer Szene von schauerlich-eindringlicher Symbolkraft: die hungrige Volksmenge verzehrt das Fleisch des roten Kaisers, den ein Steinklopfer, der Vertreter der harten Werktagsarbeit, zugleich wohl der Urtyp des nüchtern-realen, utopienfeindlichen Wirklichkeitsmenschen, gleich zu Anfang erschlägt. Zuletzt vollzieht sich die Geburt des neuen Heilands, gleichfalls symbolisch, durch Verwandlung des häßlichen Findlings in ein „leuchtend schönes Kind", das ein junges Liebespaar zu eigen annimmt.

Der Gedanke der Welterlösung durch selbstlose Menschenliebe, in den die Dichtung ausklingt — dieser schöne Gedanke ließe sich, selbst im Rahmen eines symbolischen Dramas, gegenständlicher und faßlicher gestalten, als es im „Findling" geschieht. Hier sieht man oft vor Sinnbildern kaum mehr den Sinn, und das Ganze erscheint, trotz der Gefühlswärme, die einzelne Episoden belebt, als eine frostige Allegorie. Dazu kommt die erkältende Wirkung einer literatenhaft gesuchten Sprache, die, ohne ersichtliche Notwendigkeit und oft auf Kosten des Sinns, mit Stabreimen und rätselhaften Wortbildungen belastet ist. Eine Zunge muß zucken, ein Messer milde, ein Mist mütterlich sein, nur, damit sich eine Alliteration ergibt. Auch Reminiszenzen an die mittelalterliche Mysterienbühne, an Volksspiele und Kasperletheater machen die Sache nicht klarer.

Barlachs ethische Lauterkeit, die Reinheit seines Wollens im Ringen um sozial-religiöse Probleme ist unbezweifelbar. Aber ihm fehlt der handfeste Griff des Urdramatikers, um seinen inneren Gesichten sinnlich faßbare Form zu geben. Die Kraft plastischer Gestaltung, die den Bildhauer Barlach in hohem Grade auszeichnet, bleibt dem Bühnendichter Barlach versagt.

Hans Wyneken

Wien

„Wir sagen uns alles." Komödie in drei Akten. Von Max Kalbeck. (Uraufführung im Theater in der Josephstadt am 13. April 1928.)

„Wir sagen uns alles"; wir, d. h. er ihr und sie ihm — und ein anderer Er und eine andere Sie desgleichen — und jedes Pärchen dem anderen. Damit ist der Inhalt dieses Vierpersonenstückes ausreichend bestimmt; natürlich changez les dames und nochmals changez, damit die ursprüngliche Gruppierung wieder erreicht werde. Daß einer der jungen Herren „dichtet" und mit Verlegern verhandelt, der andere sich für Schmetterlinge interessiert und ihre Frauen musikalische oder journalistische Ambitionen haben: daraus ergibt sich nur das Niveau. In einer diesem Niveau entsprechenden „modernen Mentalität" tauscht man nun und findet im dritten Akt, kaum reuig, aber geheilt, in die beinahe geschiedenen Ehen zurück, mit dem Beschluß, einander künftighin nicht mehr alles zu sagen. Gerade das könnten sie eigentlich ruhig auch weiterhin tun, denn diese vier würden deshalb oder trotzdem nicht noch einmal tauschen. Die Namen des Quartetts werden, kaum erst gehört oder vielmehr auf dem Zettel gelesen, auch schon vergessen, und fast ebensowenig wollen die Charaktere im Gedächtnis haften; der bühnenkundige Autor hat sich auf die Persönlichkeiten der Ausführenden verlassen — er durfte das — und Unterschiede bloß angedeutet. In flottem Tempo bewegen sich die Figuren. Parallel- wechselt mit Gegenführung und Fugato, und der Einfall (des Autors oder des Regisseurs?), die jeweils zusammengehörigen Paare durch gleiche Gewandfarbe zu binden, läßt sehr hübsch die ganze Angelegenheit auch fürs Auge als Evolutionen einer Quadrille erscheinen, die zum Schluß notwendig wieder zur Anfangsposition zurückführen.

Robert F. Arnold

Weimar

„Gré oder Der Triumph der Tugend." Komödie in drei Aufzügen. Von Hadrian Maria Netto. (Uraufführung am 19. April im Deutschen Nationaltheater.)

Mehr eine Farce als eine ernst zu nehmende Komödie, ein etwas verkümmerter Absenker von Shaws „Pygmalion", bietet das Stück vornehmlich den Darstellern die Möglichkeit zu routiniertem Spiel. Zwei im Westen Berlins angesiedelte Welten, auf der einen Seite die zum Teil etwas verjährter aristokratischer Tradition, auf der anderen die einer fessellosen Boheme. Vertreter der letzteren ist neben ihrem Stiefvater, einem urgemütlichen, sich gegen die konventionellen Lügen der Gesellschaftsmoral auflehnenden Gewohnheitsverbrecher, die im Mittelpunkt der etwas dünnen Handlung stehende „Titelheldin", Gré, ein drolliger fünfzehnjähriger Wechselbalg, von deren Reizen berückt ein Sportmensch, ein auf den Kopf gestellter Wilhelm Meister, sich nur allzu gern nasführen läßt. Die sich aus dem bunten Milieu ergebenden Verwicklungen sind nicht ohne Reiz, zumal ein lebendiger, mit allerlei mehr oder weniger gelungenen Aperçus gewürzter Dialog für eine heitere Stimmung sorgt. Der erste Aufzug, in dessen Verlauf die verschmitzte Göre, ohne

etwa zur Dirne hinabzusinken, in Ausübung ihrer dreisten Diebereien sich hervortut, ist fraglos der wirksamste. Der Hauptwert des harmlosen Stücks beruht auf der markanten Zeichnung der differenzierten Charaktere und dem, wie angedeutet, stellenweise recht ergötzlichen Dialog.

Otto Francke

Kassel

„Um ihn?!" Komödie in drei Akten. Von Ludwig Hofmeier. (Uraufführung im Staatstheater am 12. April.)

Einer kommt auf einen Gedanken ... Aber das ist schon zuviel. Denn ein Einfall ist noch kein Gedanke. Hingekritzelt, hingestrichelt, mit Witzen und zeitgemäßen Bosheiten kleinen und noch kleineren Kalibers drapiert und so über des Einfalls Grenzen hinweg in jene Länge gezogen, die keine Grenze kennt als die der gähnenden, besser gesagt, der ein Gähnen unterdrückenden Münder im Parkett, löst sich der Einfall auf in ein Gekräusel, das vom Imaginären verschlungen wird, spurlos und — ehe noch der Vorhang über dem Proszenium sich gebauscht hat. Einer hat einen Einfall, und ein anderer, Regisseur geheißen, bläst ihm, dem Einfall, nachträglich etwas ein — Lebenshauch eines Spiels, das indessen eher kurzatmig als kurzweilig wirkt, wenn es auch durchaus Komödie oder Lustspiel oder sonstwie heißen will: dieses „Um ihn?!"

Es soll ja vorkommen, daß bekannte Romanschriftsteller, im gesetzten Alter angelangt, Söhne haben, die mit Erfolg für das Theater „dichten". Hier dichtet so ein Jüngling, drei Akte lang unsichtbar, an einem „Werk" — und wie nötig hat die deutsche Bühne doch so ein Werk der Jungen, der Jüngsten! — und merkt über dem Schreiben nichts davon, daß eine Dame von Welt, die ihn zu entführen dachte, am sichtbaren Vater schließlich mehr Gefallen findet als am unsichtbaren Sohn, und mit dem rüstigen Romancier die Szene räumt; merkt auch nichts davon, daß Sophie, für Lieblingsgerichte und andere Divertissements der Menschlichkeit brauchbare Hausgenossin, ebenfalls von hinnen geht, um mit einem spinneten Baron, bisherigem Hofnarren jener Dame von Welt, und mit gespartem Wirtschaftsgeld zweier Dichtergenerationen folgerecht eine Weinkneipe zu gründen (der beste Gedanke übrigens in diesem Stück). „Er", um den sich alles dreht, merkt, wie gesagt, von allem nichts und verzehrt, nachdem er hinter verschlossener Tür sachlich seine geistige Tat getan hat, in Ruhe und Frieden frankfurter Würstchen mit Salat.

Will Scheller

Echo des Auslands

Französischer Brief

Jean Richard Blochs „Letzter Kaiser" ist nach der deutschen Aufführung in der Piscator-Bühne von der berliner Kritik ziemlich einstimmig abgelehnt worden, während er am 17. November 1926 im pariser Odeon, wo er durch die „Compagnie des jeunes auteurs" aufgeführt wurde, einen recht starken Erfolg gehabt hat. Ich stehe nicht an, auszusprechen, daß mir die Ablehnung der berliner Kritik unverständlich ist. Bloch hat nach meinem Empfinden mit starker Hand ein Zeitbild geschaffen, in dem alle Strömungen und Stimmungen der Gegenwart in scharfer Konzentration typisiert worden sind. Die Legende unserer Übergangszeit, in der brüchiges Altes krampfhaft sich um weitere Geltung müht, und in der gleichzeitig ein ungeklärtes Neues um Anerkennung ringt, ist noch niemals so sinnfällig gestaltet. Zentrifugale, dynamische Lebens- und Schauart ist Blochs originalste Gabe. Er bewies sie in dem stark bildhaften Buch „La nuit curde"; seine suggestive Kraft reißt noch sprachgewaltiger mit in „Les chasses de Renaut" (Gallimard). Die vier Erzählungen der Demobilisation wirken wie scharf konturierte, bunt gemalte „Images d'Epinal" — kurze, fest dahinschreitende Sätze, in denen ein leuchtendes Wort das Kolorit bestimmt. Ebenso kräftig ist die erste Erzählung „Eine Nacht auf einer Lokomotive". Bilder gleiten vorüber, schieben sich ineinander, verschmelzen, lösen sich wieder; lebendig werden sie durch menschliches Mitempfinden, das der Krieg in so vielen Franzosen in verstärktem Maße ausgelöst hat.

Jean Richard Bloch repräsentiert diese neue Generation. Luc Durtain gehört ihr an, der sein neuestes Buch, „L'autre Europe: Moscou et sa foi" (Gallimard), dem humansten Zeichner der Gegenwart: Frans Masereel, gewidmet hat. „Malgré tout, l'âme existe", las er in dem vergilbten Manuskript eines französischen Diplomaten, das die moskauer Bibliothek seit 1812 bewahrt. Durtains Reiseziel ist immer die Seele. Die Seele der Welt will er fassen, und deshalb reiste er durch Amerika und Rußland. In „Hollywood dépassé" und „Quatrième étage" (Gallimard) schildert er die kalifornische Welt der Petroleumjäger und Kinoschöpfer mit ihren Raubtierinstinkten, die zwischen Zuchthaus und Milliardärtum hin und her schwanken. Um den Gegenpol des amerikanischen Großkapitalismus zu finden, fuhr er nach Rußland und erlebte dort, daß die Seele der ganzen Menschheit zwischen Rußland und

Amerika eingepreßt ist. Er glaubt, daß es sich bald zeigen muß, wem sie sich unterordnen wird: „Les protagonistes d'autrefois, génies latin, germanique ou anglo-saxon, reculant à la façon de comparses vers le fond de la scène, tandis que des acteurs inattendus, Moscou et Washington, s'avancent vers la rampe: telle est la péripétie des temps nouveaux." Durtain schreibt in fliegendem Stil. Tritt er als Berichterstatter auf, wie in dem Rußland-Buch, so reiht er in knappster Form Eindruck an Eindruck, aus deren Gesamtheit sich das Bild einer Welt ergibt, setzt er die Mannigfaltigkeit seiner Erlebnisse ins Epische um, so erscheint er als eine Bloch verwandte Natur.

Ganz anders Pierre Hamp, der nicht die ganze Erde umspannen will, der nicht die werdende Ethik eines neuen Zeitalters sucht, sondern Frankreich, den französischen Bauer, den französischen Arbeiter, den französischen Bürger schildert, dem Provinzler den Pariser und umgekehrt zu deuten versucht. Er zeichnet bedächtig, minutiös und liefert auch in seinem neuesten Buch: „Monsieur Curieux" (Gallimard), dem fünfzehnten Band seiner Schriften, wertvolle Beiträge zum Verständnis des Franzosentums. Mehrfach schon hat Pierre Hamp sich auf dem Gebiet des Theaters versucht. Sein sich langsam vorwärtstastender Dialog ist für die Bühne der Neuzeit kaum geeignet; aber wenn man seine Stücke liest: „Monsieur l'Administrateur, Madame la Guerre" (Gallimard), enthüllt sich seine warme Menschlichkeit, sein schönes, ethisches Wollen. Durch ähnliche Eigenschaften hat sich vor Jahren André Baillon einen Namen gemacht. Im Schatten Duhamels ist er aufgewachsen. Wie Duhamel liebt er die Geistig-Armen, die Verstoßenen, die Unglücklichen und Einsamen. In seinem neuesten Buch: „Le perce-œil du Luxembourg" (Rieder), entrollt er das Schicksal eines schwächlichen jungen Mannes, der dem Leben nicht gewachsen ist und in geistiger Verwirrung endet. Tolstojs Mit-Leiden durchzieht das Buch. Der Held ist aber nicht wie in Vorkriegsbüchern dieser Art ein vertrockneter Philister, sondern auch einer von der neuen Generation, der „das Absolute" sucht, dessen Weite mit der Enge der Welt in tragischen Konflikt gerät. Über engen Rationalismus, über französische Begrenztheit dringt auch Fred Bérence hinaus, der wie so viele der Kriegsgeneration durch Dostojewskij zur Vertiefung des eigenen Ichs und der Weltschau gelangte. Sein zweiter Roman: „Les inassouvis" (Rieder), ist größer empfunden und breiter angelegt als sein Erstlingswerk; sein Stil ist kompakter und suggestiver geworden.

Nächst Rußland hat in den letzten Jahren Deutschland stark auf das gegenwärtige Frankreich gewirkt. Einer der berufensten Mittler zwischen diesen Ländern ist Iwan Goll, der, in beiden Kulturen heimisch, die französische wie die deutsche Sprache meistert. Sein erster Roman: „Le microbe de l'or" (Emile Paul), ist aus germanischem Empfinden konzipiert und in eine schöne, straffe, französische Form gegossen: die innere Struktur des Geizes ist in dem Buch gestaltet. Um den Helden in allen seinen Lasterzügen sinnfällig zu machen, verdoppelte er ihn gewissermaßen, indem er dem Greis eine ehemalige Geliebte beigab, die den Geiz liebt, weil der Geizige sie liebt. Durch dieses Kunstmittel gewinnt die grausame Entlarvung eine besonders expressive Kraft. Mir will scheinen, als ob Goll auf Entdeckerfahrten durch Frankreich auf dieses originelle Thema gestoßen sei. Trotz aller Über- und Internationalität in der Literatur des gegenwärtigen Frankreichs tauchen immer wieder junge Dichter auf, die das Phantasiespiel im altfranzösischen Sinne pflegen. Jacques Spitz wurde hier neulich genannt. Gabriel Aufidio ist von dieser Art. Sein Roman „Héliotrope" (Gallimard), unter der heiteren Sonne des Südens geschrieben, trägt den gleichen schwebenden Charakter in Komposition, Rhythmus und Wortwahl. Fern aller russischen oder deutschen Schwere lebt auch der Südfranzose Henri Bosco, der unter dem Titel: „Irénée" (Gallimard) das zart dahingleitende Tagebuch eines Liebe Suchenden geschrieben hat. Die Sätze sprühen wie Wasserkünste und in dem Sprühregen malt das Licht die köstlichsten Farben. André Beucler erweist sich in „Le pays neuf" (Gallimard) als ein verwandtes Talent. In diesen zarten lyrischen Dichtungen blitzt wie ein Sonnenstrahl gelegentlich feingeschliffene Ironie auf — eine Erzählungskunst, die trotz allem Geistesaustausch immer noch rein französisch bleibt und rein französisch bleiben wird.

Romanbiographien haben in Frankreich Aktualität. Gallimard hat eine Bücherreihe „Vie des hommes illustres" geschaffen, die jetzt schon zwanzig Bände zählt. Letzthin behandelte C. J. Gignoux den Baron Louis, von dem das berühmte Wort stammt: „Macht gute Politik und ich werde euch eure Finanzen ordnen." Der Historiker J. Lukas-Dubreton schrieb das Leben von Alexandre Dumas père; aber die beste Arbeit dieser Serie stammt von einem noch nicht neunzehnjährigen Debütanten: René Dalsème über Beaumarchais. Aus jugendlicher Frische und wissenschaftlicher Genauigkeit ist hier ein sehr lebendiges Buch entstanden. Das Parallelunternehmen im Verlage von Plon weist in seinen letzten Bänden bekanntere Autorennamen auf. Der Politiker und Staatsmann Henry de Jouvenel schrieb mit der ihm eigenen Dialektik das Leben Mirabeaus, eine Biographie, die tatsächlich alle Spannungswerte eines Romans in sich birgt. Der Wert der

besten dieser Biographien liegt darin, daß die Autoren aus dem Leben ehemaliger Geisteshelden herauszuholen suchen, was für die Gegenwart wertvoll erscheint. Jouvenel spricht oft als Politiker des zwanzigsten Jahrhunderts. Noch entschiedener auf das Heute zugeschnitten ist das Buch von François Mauriac: „La vie de Jean Racine". Richtiger müßte der Titel lauten: Racine, wie ich ihn erlebte. Mauriac hat keine sachliche Biographie geschrieben, sondern ein Buch aus der Zeit für die Zeit, in dem er sich mit den Racine-Wertungen von Nietzsche, Maritain, Gide u. a. auseinandersetzt und in großen packenden Zügen ein hinreißendes Bild des Menschen und des Dichters entwirft. Wenn dieses Buch in unsere Schulen eingeführt würde, so gäbe es keinen ernsthaften Schüler, der sich nicht an diesem Dichter des klassischen Zeitalters begeistern würde; denn hier erscheint er als Mensch.

Auch Grasset hat eine Reihe von Romanbiographien geschaffen. Sie hat einen besonderen Charakter. Nicht historisch gewordene Bonzen werden in ihr behandelt, sondern Außenseiter der Gesellschaft. „La vie de bohème" heißt die Sammlung. Utrillo, Léautaud, Apollinaire, Lautrec sollen hier behandelt werden. Als erster Band erschien von Rachilde „Jarry ou le surmâle de lettres". Seltsam, daß unsere Jugend sich noch nicht auf Alfred Jarry gestürzt hat (1873—1907), den Erneuerer von Rimbaud und Baudelaire, den Erwecker aller Absurditäten unserer Zeit. Ohne ihn sind Kubismus und Dadaismus nicht denkbar; er hat Apollinaire, Aragon, Cendras, Ryeul, Erik Satie, Georges Ribemont-Dessignes, André Breton Richtung und Ziel gewiesen, Dichter wie Jean Richard Bloch, Jules Romains und Luc Durtain stark beeinflußt. „Jarry," schreibt Rachilde, „était un catholique et un Breton, par conséquent trois fois Français, il poussait la mystification jusqu'à se mystifier lui-même." Er bildete in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts zusammen mit dem ebenfalls unvergeßlichen Jean de Tinan den extremen Flügel des „Mercure de France": Tinan, der pathetische Romantiker, Jarry, der bissige und blasphemische Satiriker, der seine Zeit und die ganze Menschheit verhöhnte — ein Gemisch aus Shakespeare und Rabelais, der aber beide gleichzeitig verspottete und für sein Hauptwerk die absurdeste Form erfand. Er lief in Lumpenkleidern durch Paris, war frei von jedem Ehrgeiz, von materieller Gewinnsucht und versteckte sein Genie hinter mannigfachen Mystifikationen. Er starb als Katholik. Auch darin gab er den Dadaisten ein Beispiel, die nach ihren Blasphemien schon vor der letzten Ölung in den Schoß der nationalen Kirche zurückgekehrt sind. Nach seinem Tode brach ein Streit über die Autorschaft von Jarrys Werken aus. Alle seine Arbeiten wurden ihm abgesprochen, bis Paul Fort Jarrys Autorschaft von „Ubu-roi" nachwies. Der Typus, den er geschaffen hat, wird bleiben. „Ubu existe," schreibt Rachilde, „précisément de la même façon que Polichinelle, Karagheuz, Croquemitaine, la mère Michel ou le père Lustucru. Sous ce nom vaseux et cette silhouette de citrouille ignoble, on peut mettre tout ce qu'on veut, dans l'ordre de la muflerie truculente et de l'horreur burlesque." Rachildes Buch gibt in glänzender Diktion einen wertvollen Einblick in den romantischen Geist Frankreichs, der zu gewissen Zeiten entschiedener, zäher als der deutsche, das Absurde sucht und gestaltet. Dieser dämonische Geist darf in einer französischen Literaturgeschichte nicht übergangen werden; gerade wir Deutschen sollten diese Art verwandter Geister hervorheben, da in ihnen sich deutsch-französische Geistesgemeinschaft offenbart. Es gilt, sie zu pflegen; es gilt, die Franzosen, die sich als Nichtlateiner offenbaren, fühlen zu lassen, daß wir uns ihnen nahe wissen. Die geistige Verständigung zwischen Franzosen und Deutschen ist heute für alle, die das Problem ernst nehmen, deshalb so schwer, weil in Frankreich Geistesführer großen Formats wie in der vorvorigen Generation fehlen und weil es zuweilen erscheinen will, als ob die heutige Verständigung allein von den Wirtschaftlern und den Politikern gemacht werden sollte. Die Intellektuellen sind in die zweite Linie gedrängt. Es liegt an ihnen, daß sie sich wieder den ersten Rang erobern.

Otto Grautoff

Arabischer Brief

(Ibsen und das arabische Drama)

I.

Wenn man den geistigen Aufschwung Ägyptens näher ins Auge faßt, um die Grundtriebe dieses jähen Emporschnellens zu erforschen, ist man gezwungen, nach der Schule und Presse vor allem dem Theaterleben der Nilhauptstadt das Hauptverdienst an diesem Kulturfortschritt zuzuerkennen. Es ist hier nicht der Ort, auf die Entstehungsgeschichte des heutigen arabischen Theaters näher einzugehen. Es genügt, wenn man sich mit der Tatsache befreundet, daß die Laune eines Fürsten — Ismael Pascha — den ersten Schritt zur Begründung einer ständigen Bühne getan hat. Hierzu kam, daß die Berührung mit der abendländischen Kultur durch die verschiedenen Missionsschulen die jüngste Bewegung unter den Schriftstellern meiner Heimat hervorrief, welche offen den Anschluß an Europa verlangten. Ihr Wortführer Negieb Haddad machte, nachdem er längere Zeit französische Meister-

werke ins Arabische übertragen hatte, mit seinem „Salahuddin" einen verheißungsvollen Anfang. Das Jahr seiner Entstehung (1893) ist als das Geburtsjahr des selbständigen arabischen Dramas zu betrachten. Seitdem sind viele Stücke geschrieben worden, welche deutlich zu erkennen gaben, daß innerhalb der „jungen Schule" zwei Geistesrichtungen sich bemerkbar machten, die bedeutungsvoll für die Entwicklung des arabischen Dramas wurden. Die eine war bestrebt, Racine und Corneille nachzuahmen, wie der Versuch Abdallah Bustanis mit seinem „Herodes" es darlegt. Die anderen aber ließen sich von Shakespeare und in der Folge von den neugermanischen Führern auf diesem Gebiete beeinflussen. Gerade die Abhängigkeit unserer großen Darsteller (wie Georg Abjad und Jusif Uihbi) von der pariser Bühnenkunst machte die arabische Welt auf die Bedeutung Ibsens aufmerksam. In der Tagespresse wie von der Rednertribüne herab wurde auf ihn wie auf das moderngermanische Drama hingewiesen. Uns Arabern hat eben die Vermittlung dieser Seite der Welt gefehlt, und jetzt sind wir im Begriff, die große Lücke auszugleichen.

Zu Beginn des vorigen Jahres hatte ich Gelegenheit, mit den geistigen Führern meines Volks in persönliche Fühlungnahme zu treten. Ich lernte Persönlichkeiten kennen, die mich mitten in die heutige Geistesströmung Ägyptens führten. Je vertrauter ich mit den Verhältnissen wurde, um so mehr gewann ich den Eindruck, daß es ähnliche Verhältnisse sind, wie sie in Norwegen in den ersten fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gewesen, als die „Christiania norske dramatiske Skole" gegründet wurde, daraus das „Norwegische Theater" entstand, das von dem angehenden Dramatiker Ibsen kräftig unterstützt wurde. Von der Zeit an, da dieser seinen „Catilina" schrieb, bis zu der Jahrhundertwende, da sein dramatischer Epilog „Wenn wir Toten erwachen" seine Schaffensperiode abschloß, sind fünf Jahrzehnte verflossen, und fast die gleiche Spanne Zeit hat das arabische Drama gebraucht, um seine jetzige Unabhängigkeit zu erreichen. Ibsen hat drei große Perioden seines Schaffens durchgemacht, und unsere Bühnenliteratur weist die gleichen Abschnitte auf. Denn wir haben eine alte Theaterschule, eine Übergangsperiode und die junge Schule.

Gerade das Meisterwerk der alten Schule, Negieb Haddads „Salahuddin", lenkte die Aufmerksamkeit aller Schaffenden auf die Zeit der Kreuzzüge, als auf eine unerschöpfliche Fundgrube arabischer Poesie. In der Technik ist dieses Bühnenstück dem Ibsenschen Erstlingswerk (Catilina) sehr verwandt. Hier wie dort eröffnet der Hauptheld mit einem längeren Selbstgespräch die Handlung. Wie der Römer strotzt auch Salahuddin von Selbsterkenntnis und wälzt große Zukunftspläne in der Brust. Bei beiden wechselt der Schauplatz auch innerhalb eines Aufzugs oft. Dagegen ist der Charakter des entschlossenen Salahuddin besser getroffen als der des wankelmütigen Catilina. Auch sonst ist das arabische Drama spannender und geschickter durchgeführt als das römische Stück des Norwegers.

Zu der alten Schule zählt man ungefähr ein halbes Hundert von Bühnenstücken, die alle an ihrem altmodischen Szenenaufbau zu erkennen sind. Das erste Bild ist anmutig, dann wird auf epische Art ein Bild an das andere gereiht. Die Szenen bedingen sich nicht gegenseitig, der voraufgehende Aufzug gebiert nicht die folgenden. Es ist eine Kunst, die über das Stümperhafte hinaus zwischen spielender Einfalt und ernster Schönheit pendelt. Eine rühmliche Ausnahme bildet die dramatisierte Sage von der „Priesterin von Petra", die merkwürdigerweise in mancher Hinsicht an die „Frau Inger von Östrot" erinnert. Sie versetzt uns in die Zeit des jungen Islam, da er die umliegenden Länder zu erobern begann. Die königliche Priesterin „Sobeiha" vermochte die Unabhängigkeit des nabatäischen Volkes zu bewahren (geschichtlich nicht verbürgt). In einem der siegreich bestandenen Gefechte fiel ihr ein junger Emir namens Bahaddin in die Hand. Dafür hatte sie den Verlust des tapfersten Helden ihres Volkes zu beklagen. Ähnlich wie die junge Inger an der Bahre des hingemordeten „Knut Alfsön" schwört Sobeiha am Sterbelager Abu Amrs Rache, die mit der Hinmetzelung der Gefangenen beginnen soll. In diesem Sinne bestärkt sie ihr Feldherr Sabur, der eine ähnliche Rolle wie Olaf Skaktavl in dem norwegischen Drama spielt. Weil sie sich in den gefangenen Emir verliebt, entlädt sich des Schicksals Groll über sie und ihr Volk.

II.

Wenn die alte Schule (1880—1900) die Nachthälfte unseres geistigen Erwachens auf dramatischem Gebiete darstellt, so ist die Zwischenzeit bis zum Weltkrieg dem frühesten Anbruch eines nahen Morgens zu vergleichen. Gleich am Eingang begegnet man dem Namen eines Anton Farah (1874—1922), der wie ein Eckpfeiler dasteht. Gerade das berühmteste Schauspiel seines Vorgängers Haddad reizte ihn zu einer ähnlichen dramatischen Dichtung: „Salahuddin und das Königreich Jerusalem". Sie hat manchen verwandtschaftlichen Zug mit Ibsens „Kaiser und Galiläer". Abgesehen davon, daß beide Werke episch gehalten sind und zahlreiche Personen auf verschiedenen Schauplätzen auftreten, verblüfft das gleichartige Frauenschicksal in beiden

Schauspielen. Helena, die Schwester des Kaisers Konstantius, nachmals Julians Weib, liebt im geheimen den ermordeten Cäsar Gallos, während ihre Seele sich an die Gestalt des Gekreuzigten klammert. Hierin scheint sie die Vorgängerin der Maria im arabischen Kreuzfahrer-Drama zu sein, die für den Auferstandenen schwärmt und doch einen berühmten Ritter namens Bernard liebt. Als sie aber die verhängnisvolle Lage ihres Bruders „de Chatillon", des Fürsten von Karak, erfährt, begibt sie sich verkleidet an den Hof des Saladin, um den nachmals bei Hittin gefangen genommenen Bruder zu befreien. Dennoch wird sie von dem Undankbaren schändlich verraten, so daß sie in Verzweiflung gerät, ähnlich wie in „Cäsars Abfall" die schöne Helena das tödliche Gift von ihres kaiserlichen Bruders Hand empfängt.

Noch erstaunlicher sind die Züge, die die arabische Tragödie „Belsazar" mit Ibsens „Kaiser Julian" verbinden. Beide Fürsten, verstiegen bis zum Wahnsinn, stehen an großen Wendepunkten der Weltgeschichte, da entgegengesetzte Kulturmächte und Anschauungen miteinander ringen. In Babylon liegt die jüdische Gottesidee mit dem semitischen Heidentum im Kampfe, in Konstantinopel steht dem römischen Heidentum das Christentum siegreich gegenüber. Kaiser Julian fordert Jesus zum Zweikampf heraus, während Belsazar dem Jehova Hohn spricht und noch im Verröcheln auf ein anderes Dasein hofft, um den Gotteskampf fortsetzen zu können. In beiden Tragödien also ringt sich der sterbliche Mensch an einem Gottesgedanken zu Tode.

Einen anderen verwandtschaftlichen Zug zwischen Nord und Süd finden wir bei Schukri Ghanim, der einst die stolzeste Hoffnung des arabischen Theaters war. Nach verschiedenen Versuchen gelang ihm der unsterbliche Wurf „Antar", der 1910 im pariser „Théâtre de l'Odéon" mit großem Erfolg aufgeführt wurde. Der Titelträger ist ein geschichtlicher Held und zugleich ein berühmter Dichter aus der Frühzeit des Islam. Die abgetönten Farben dieses Gemäldes erinnern lebhaft an zwei Dramen des nordischen Dichters, an das „Fest von Solhaug" und die „Helden auf Helgeland", welche ihrerseits in wechselseitigem Zusammenhang stehen. Signe in Solhaug wie die Dagny der Sage gleichen ganz der wesensmilden Abla, die der arabische Sängerheld verehrt. Indessen findet er, wie Gudmund in Solhaug, seine Angebetete als die Frau eines anderen wieder. Gudmund aber erlangt seine Freundin schließlich, während Antar das tragische Schicksal des Recken Sigurd von Helgeland teilt.

Am verblüffendsten aber ist die Familienähnlichkeit des geschichtlichen Dramas „Ben Sina" und „Peer Gynts". Der Held des arabischen Stücks ist ein persisch-arabischer Philosoph, Arzt und Dichter, der durch einen Eingriff am Schädel bewirken konnte, daß man seine eigene Vergangenheit, ja selbst die Sprache verlor, was für ihn den stärksten Beweis gegen die Unsterblichkeit der Seele darstellt. Die deutsche Presse vergleicht ihn mit Goethes „Faust", was nicht zutrifft. Ben Sina ist wie Peer Gynt ein Held der Halbheit, der sich weder ganz für das Gute noch auch für das entschieden Schlechte erklären kann.

III.

Die junge Theaterschule setzt nach dem Weltkrieg ein, dessen Gedankenumwälzungen heilsam auf die Entwicklung unseres Dramas gewirkt haben. Wie im Handumdrehen waren wir der Gedankenwelt Henrik Ibsens näher gerückt. Vor allem begannen wir den meisterhaften Szenenbau des großen Dichters zu begreifen und ihm nachzustreben. Aber auch hier prüfen wir mit Vorsicht, was unseren Verhältnissen entspricht. So können sich unsere Dichter nicht entschließen, das Selbstgespräch gänzlich zu vermeiden. Vielleicht wirkt hier der französische Einfluß in verhüllter Form mit. Dafür lernten wir vom Ahn des neugermanischen Dramas die Art, sich mit den Zuständen der modernen Familie in der engeren Heimat auseinanderzusetzen. Zu den ersten Schöpfungen dieser neuzeitlichen Gattung ist die „Tänzerin von Fayum" zu zählen, die die Rolle der Nora auf unserem Theater übernommen hat. Ein junger Ehemann wird der Eheketten zu Hause überdrüssig, weshalb er nach Kairo eilt, um seinen Ausschweifungen nachzugehen. Dies läßt sich seine Frau, blühend jung wie eine Sonnenblume im Niltal, nicht gefallen. Sie beschließt, ihn auf eine merkwürdige Weise zu bestrafen. Mit ihrer Dienerin geht sie ihm durch und taucht in Kairo als berühmteste und begehrteste Tänzerin auf. Auch ihr Gatte hört von ihr, kommt, um ihr mit seinen Freunden zu huldigen, und erkennt seine Frau. Das Schauspiel endet mit der Rückkehr des reuigen Efendi, nachdem ein englischer Verehrer der Tänzerin aus dem Wege geräumt ist.

Viel schärfer und schonungsloser behandelt diesen Gegenstand Anton Jezbek, der erst im 40. Lebensjahr sein Erstlingswerk „Gewitter im Haus" schrieb. Als dieses Trauerspiel 1923 zur Darstellung gelangte, war man ergriffen und zugleich über die Kühnheit des Verfassers erstaunt, der die Mundart zur Bühnensprache erhob. Ein heftiger Meinungsstreit setzte hierüber ein, der bis auf den heutigen Tag nicht endgültig geschlichtet ist. Heute scheint man eher geneigt zu sein, den Volksmund nur im Lustspiel oder in der Posse gewähren zu lassen, aber nicht im höheren Drama. Un-

bekümmert um den Meinungsstreit hatte der „Volksdichter" mittlerweile sein zweites Stück ebenfalls in der Zunge des gemeinen Mannes geschrieben, dessen Aufführung (1925) sein erstes Drama an Wirksamkeit übertraf. „Opfer der Ehe" ist seitdem über hundertzwanzigmal gegeben worden. Hammam-Pascha, der Held des Dramas, hat vor zwanzig Jahren eine Europäerin namens Nuriska kennengelernt, in die er sich derart verliebte, daß er seiner ersten Frau, mit der er erst seit zwei Jahren zusammenlebte, den Scheidungsbrief gab. Nun schildert uns das Trauerspiel auf eine erschütternde Weise die böse Saat einer zwanzigjährigen Mißheirat, die ein Unheil nach dem anderen über das Haus heraufbeschwört. Die nach dem Leben gezeichneten Personen reiben sich gegenseitig mit Hebbelscher Unerbittlichkeit auf. Seitdem hat Jezbek „Stimmen des Bluts" und „Die Raben" verfaßt, die der Aufführung entgegensehen.

Noch kühnere Wege betrat Mahmud Bek Teymur, der Anfang 1927 als 23jähriger vom Tode dahingerafft wurde. Sein zumeist gespieltes Bühnenstück ist die „Hölle", die an Ibsens „Gespenster" hin und wieder erinnert. Dieses wie „Die gute Gesellschaft" und „Der Vogel im Käfig" zeugen von entschiedener, allein nicht zur Reife gelangter Begabung. Fast mit ihm zugleich kam vor sieben Jahren ein erst 16jähriger mit seinem „Sieger" in der Chedivialoper zum Wort. Mehr Aufsehn hat aber sein zweites Drama erregt, das den Titel „Ich" trägt und 1924 aufgeführt wurde. Die allzu fortschrittlichen Gedanken und Anschauungen waren nicht nach dem Geschmack der Besucher, weshalb die merkwürdige Neuheit bald darauf vom Spielplan abgesetzt wurde.

IV.

Welchen Zielen geht nun das arabische Drama entgegen? Wenn nicht alle Zeichen trügen, dient uns auch zur Zeit Ibsen in seiner Doppelgestalt als Romantiker wie als Vorläufer des modernen Dramas zum Vorbild. Neben den neuzeitlich eingestellten Bühnenschriftstellern melden sich auch die Anhänger des höheren Dramas zum Wort. Des Verfassers dieser Zeilen „Uili von Akko" und sein „Sultans Schatten" wie Akkads „Im Tal der Könige" sind Wegweiser in dieser Richtung.

Es fragt sich nur, ob wir imstande sind, unserer Lehrer Aufmerksamkeit auf uns zu lenken. Vermögen wir auch auf ihren Theatern das Wort zu ergreifen und, was die Hauptsache ist, sie zu bewegen? Eine Anzahl arabischer Stücke wird in deutscher Sprache den europäischen Völkern unterbreitet — dürfen wir hoffen, daß Ibsens Hinweis im „Baumeister Solneß" auch auf uns zu beziehen ist? Gegen Ende des ersten Akts dieses Dramas ruft einmal der Titelträger seinem Gaste Hilde zu: „Seien Sie dessen gewiß, die Jugend wird hierher kommen, an die Tür donnern und zu mir hereinstürmen", worauf Hilde prompt erwidert: „Dann sollten Sie hinausgehen und der Jugend die Tür öffnen." — Mit andern Worten: wir Araber vertreten die Jugend auf dem Gebiet des Dramas. Seit dritthalb Jahrtausenden ist diese höchste Dichtungsform in Europa heimisch, während sie bei uns erst seit knapp einem halben Jahrhundert gepflegt wird. Wir hoffen, daß unser Ruf nicht wirkungslos verhallen wird, wenn wir offen aussprechen, daß die Reihe nun an uns ist, in den Wettbewerb um die höchsten geistigen Güter der Menschheit zu treten.

Haifa — Asis Domet

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Die kleine Goethemutter. Roman. Von Helene Böhlau. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 212 S. Geb. M. 5,—.

Goethes Mutter als Kind! Ein biographischer Roman und ein historischer zugleich. Und dazu ein echter Böhlau-Roman. All ihre uns vertrauten Figuren sind darin: ihre Frauen voll Gesundheit, Phantasie und Lebensfreude, und ihre „Mannsleut", würdig oder knorrig, und alle doch so leitbar. Und, wie immer auch, klingt durch jede Seite des Buchs ein Jauchzen über jede Erdenschönheit; sei sie von Gott oder von Menschen geschaffen. Ein paar „Ratsmädchen" sind auch da; diesmal aber nicht in Alt-Weimar, sondern in Alt-Frankfurt. Und die Verfasserin führt uns dort ebenso kundig durch Stadt und Zeit, wie in ihrer thüringer Heimat. Wir gehen mit den beiden Textor-Mädchen an hohen Giebelhäusern entlang, die mit Szenen aus der Bibel bemalt sind; ziehen mit ihnen zusammen durch das dunkle, feuchte Stadttor, hinaus auf den Wall mit seinen alten Bäumen und jungen Büschen; hinaus in Sonnenschein und Vogelgezwitscher.

Wenn Helene Böhlau Kinder schildert, ist sie entzückend. Solche vor Leben bebenden jungen Kreaturen bis auf den Grund zu sehen und uns zu Gefühl zu bringen, vermag nur sie. Das leuchtet und strampelt und lacht und ist bekümmert — alles um nichts. Oder doch um das, was die Menschen so nennen. Das solide und warme Elternhaus der Textor gibt einen beruhigenden Hintergrund zu all dem Beglückenden und Rätselhaften, das in „Beths" noch dumpfes Gefühl eindringt. Fremdes Schicksal rührt sie ahnungsvoll an. Aber „Frohnatur und Lust zu fabulieren" machen ihr Kopf und Tag reich. — Etwas allzu oft und allzu deutlich vielleicht wird im Buch Beths Zukunft vorhergesagt. Nicht nur von der Verfasserin. Sogar ihr Vater, ein Mann mit stillem, starkem Willen, der im Beruf und Hause mit Besonnenheit

führt, fühlt sich verantwortlich und als Durchgang für die ihm anvertraute Seele seines Lieblingskindes, das er zu großen Aufgaben bestimmt weiß. Denn er hat die Gabe der „Vorschau", die er auch auf sein Kind vererbt hat. Und bildet so eine Vorstufe zu dessen einfühlendem Ahnungsvermögen. So umgibt sie auch den schwachsinnigen Malerjüngling mit verstehender Güte, der in der Glückseligkeit seiner verworrenen Liebesempfindung einer Prachtfrau gegenüber sich in den Fluß stürzt. Auch da schaut sie tief hinein in sein Wesen: „Wenn er doch zu Gott wollte."

Unter denen, die etwas Wundersames an Elisabeth Textor spüren, ist der Sonderling und Arzt, Pietist, Räsoneur und unbequeme Ehemann Dr. Schaket einer der Überzeugtesten. Er ist wohl die interessanteste Persönlichkeit des Romans. Er haßt die Menschheit und weigert sich, zu ihrer Vermehrung beizutragen; ist einer einsamen, tief innerlichen, fast mystischen Frömmigkeit ergeben und feiert unter dem Sternenhimmel ganz allein für sich Abendmahl. Dieser Mann liebt das fremde Kind in einer zitternden Verehrung, er sieht das wunderbare Licht in ihren Augen. Und glaubt an ihre Mission als Mutter eines Größten.

In seiner Frau, der „Frau Bas" hat Helene Böhlau die künftige Frau Aja förmlich vorausgespiegelt. Das ist sie ganz in ihrer Urwüchsigkeit, ihrem Humor, ihrer Weisheit und in ihrem resoluten Zugreifen bei allen Verlegenheiten und Nöten. Gesund und blühend steht sie allem Menschlichen nahe. Beth gleicht dieser Verwandten im Aussehen und Gemüt. „Elisabeths Ebenbild" sagen die Freunde. Und die Dichterin selber gibt ihr alle Züge, die uns aus Frau Ajas Bild vertraut sind. „Nicht den Kopf verlieren und sein bisselche Lieb," sagt die. Ist das nicht Frau Ajas Ton? Und an dieser Bas hat sich Elisabeth Textor herangeliebt zu einer Goethemutter.

Berlin — Anselma Heine

Der Fall Maurizius. Roman. Von Jakob Wassermann. (Ges. Werke.) Berlin 1928, S. Fischer. 577 S. M. 8,– (10,50).

Das Problem von der Verwirklichung der Rechtsidee, das schon in Wassermanns „Laudin und die Seinen" anklang, kehrt wieder in seinem neuesten Roman. Diesmal liegt ein einzelner Strafrechtsfall, die Verurteilung des jungen Maurizius auf einen bloßen Indizienbeweis hin zugrunde. Der Oberstaatsanwalt von Andergast hat pflichtgemäß, aber rein formalistisch den Hebel zu einem Justizmord in Bewegung gesetzt, sein sechzehnjähriger Sohn Etzel, das Ideal von einem Jungen unserer Zeit, besessen vom Willen zur schlackenreinen Gerechtigkeit, klärt als sein Gegenspieler den Justizmord auf. Dies das Gerüst einer mit bestechender Logik und minutiöser Sachkunde aufgebauten Handlung. Der Kampf gegen die Rechtspflege – denn dieses Werk ist bei all seinen hohen dichterischen Qualitäten unverkennbar eine leidenschaftliche Attacke – wird von Wassermann mit den nobelsten Waffen geführt; aber er stellt sich doch ganz einseitig und allgemein auf die Seite der straffälligen Individuen und findet kein Wort der Rechtfertigung für die menschliche Gesellschaft, die sich durch Organe wie den Staatsanwalt und Maßregeln wie den Strafvollzug gegen kriminelle Rechtsbrüche sichern muß. Die Mangelhaftigkeit dieser und anderer Institutionen, insbesondere die Bedenklichkeit des Indizienbeweises zugegeben, so kann doch die Staatsanwaltschaft nicht schlechthin als das böse Prinzip und grundsätzliche Feindin der „Gerechtigkeit" hingestellt werden. In dieser Hinsicht vermißt man am „Fall Maurizius" eine Lösung des Problems. Im übrigen ist alles aus einem Guß: der Kriminalfall selbst in seiner schicksalhaften Verknüpfung, in den psychologischen Motiven, in seinen Auswirkungen auf das weitere Leben der Beteiligten wundervoll klar und überzeugend analysiert, nur zuweilen etwas zu „fett", zu überladen in der Diktion; wie immer bei Wassermann Knäuel und Kaskaden von Sätzen, die sich nicht genugtun können in tropischer Überfülle. An Stendhal oder Flaubert oder an klassische Ausdrucksweise überhaupt darf man nicht denken. Und doch ist dieser Roman wohl der stärkste, geschlossenste, technisch und geistig reifste in des Dichters gesamtem Schaffen, hinreißend in seiner Glut und souveränen Könnerschaft, hoch über aller Literatur ein aufwühlendes Erlebnis.

Dresden — Kurt Martens

Jesus im Böhmerwald. Roman. Von Robert Michel. Wien 1927, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 274 S. M. 4,– (6,–).

Ein absonderliches Thema – gewiß! Denn es begibt sich in dieser durchaus in der Realistik des 20. Jahrhunderts vorgetragenen Geschichte nichts mehr und nichts minder als das Wundererlebnis der Heilandsgeschichte. Es begibt sich, daß eine Köhlerstochter im Böhmerwald, von einem vagabundierenden verlotterten Künstler im Schlaf vergewaltigt, einen Knaben zur Welt bringt – wie ein unfaßliches Wunder, wie eine Segnung des Himmels, und in dem unerschütterlichen Glauben, diesem Kinde sei eine messiashafte Sendung vorbehalten, Wundertaten und Kreuzigung müsse es verrichten und erleiden. Also erzieht sie den Knaben in tiefster Waldeinsamkeit, fern allem Menschenvolk, und sie lehrt ihn nichts anderes als die frommen Worte der Bibel. In fanatischer Besessenheit hält sie alles Irdische von sich und dem Knaben fern, und erst als er heranwächst, als er schon eine Wundertat verrichtet und seine Mutter von einem Gebrechen geheilt hat, entsendet sie den jesushaften Jüngling, auf einer Milchkuh sitzend wie auf einer Eselin, ins Menschenland.

Die fromme Einfalt, die makellose Reinheit des tumben Knaben tut Wunder unter den Erwachsenen, und die Kinder werden ihm zu sanften Jüngern. Das unirdisch Reine seiner Erscheinung wirkt gnadenreich unter Guten und Bösen und verzaubert Große und Kleine. Verstrickt in romantische Begebnisse: man ist einem langgesuchten Raubmörder und Übeltäter auf den Fersen, die Kinderschar findet im Versteck einen Fremdling, unter der Einwirkung des Wunderknaben flüchtet er reuevoll, aber als man ihn endlich doch ins dörfliche Gewahrsam bringt, wird auch der Knabe, der so rätselhaft sich benahm, in Schutzhaft genommen – verstrickt also wider Wissen und Willen in die chaotischen Handlungen der Menschen, kann er dennoch wieder heimlich von dannen ziehen. Nicht ohne für den fremden Mann Gutes im Geiste gezeugt zu haben – für den vermeintlichen Raubmörder, der in Wahrheit sein eigener Vater ist. Aber nun fällt der Knabe dem wirklichen Mörder in die Hände, und der erfüllt in geiler Vernichtungsgier die Weissagung der frommen Mutter, er zündet einen Holzstoß unter dem Knaben an, vor den Augen der Wahnsinnigen, die in diesem Augenblick des Verlustes gewahr wird, daß der Jesusknabe, der da den Opfertod erleidet, Fleisch von ihrem Fleisch, Blut von ihrem Blut ist ...

Robert Michel hat sein absonderliches Thema mit bewundernswerter Konsequenz durchgeführt. Das Psychopathische des Urmotivs mit der Realistik der Vorgänge und der Mystik des Wundergeschehens zu einen, nicht bloß äußerlich, ist Michel mit absoluter dichterischer Stilsicherheit gelungen. Ein reines kleines Kunstwerk von überzeugender Kraft. Es

ist des Preises wert, den ihm die Stifter-Gesellschaft zuerkannt hat.

Hamburg Otto Schabbel

Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken. Abenteuer eines Wanderers. Von Manfred Hausmann. Bremen 1928, Carl Schünemann. 258 S. Geb. M. 6,–.

Die Romantik, die den Titel bezeichnet, erfüllt die Seiten des Buchs. Ein junger Mensch, den das Schicksal zum Landstreicher gemacht hat, erzählt seine Erlebnisse mit den Frauen und mit den Dingen der Natur. Das Kapitel, das die Höhe des Buchs darstellt, überschrieben „Zwei Mörder lieben das Leben", erzählt den Mord, den der Held als Lehrling an einem Buchhalter vollbracht hat, der ihn vor einer Frau beschämte. Das ist der Schlüssel zu Lampioons äußerem Leben; das vergossene Blut hat ihn unstet und flüchtig gemacht. Eine zweite Seite seiner Eigenart mag als auf sich selbst beruhend, sich selbst erklärend hingenommen werden: die zarte Empfindsamkeit für die Natur und ihre Stimmungen, für die Begebenheiten des Wetters, des Lebens von Pflanzen und Tieren. Ein Drittes aber bedeutet eine Aufgabe für den Erzähler Manfred Hausmann, die er in diesem Buch noch nicht löst, deren Lösung auch ein angekündigter weiterer Band nicht zu versprechen scheint. Das Buch ist in der Ich-Form geschrieben, Lampioon erzählt selbst, und er erzählt aus dem Besitz einer hohen Kultur heraus, in deren Schmelz auch die gelegentlichen Derbheiten, Roheiten und Manieren eingebettet sind. Den Weg nun zu dieser Kultur ist uns Hausmann schuldig. Weil Lampioon als Typ der Jugend von 1900 unser volles Interesse hat, wünschen wir seine Figur in satter, epischer Ründe zu besitzen, ebensosehr in der Breite und Tiefe seiner Bedingtheit im gesellschaftlich Wirklichen wie in dem Zauber seiner Enthobenheit über die Gesellschaft, die dieser Band auf wundervollen Seiten darstellt.

Köln Eduard Reinacher

Berg- und Waldwege. Fahrten im deutschen Süden. Von Paul Tschurtschenthaler. Saarlouis. Hausen Verlagsgesellschaft m. b. H. 200 S.

Bozener Landschaften. Natur- und Volksschilderungen. Von Paul Tschurtschenthaler. Bozen 1926, Ferrari. 151 S.

Burgfahrten. Wanderungen jenseits des Brenners. Von Josef Weingartner. Innsbruck, Tyrolia. 264 S.

Mächtige Felsburg als Talsperre, eine alte Zypresse vor dem Eingang, die Mauern übermalt mit Rittersage, so daß sie einem steingewordenen Liede gleichen, und in der Ferne verdämmernd der fruchtbare Boden von Bozen: das ist nach Tschurtschenthalers Schilderungsart Runkelstein. Weinfaßgeruch aus dem Kellertor, davor Nelkenduft aus dem Bauernhofgärtchen, aus der Tiefe das Rauschen des Eisack: das ist das berühmte Weindorf St. Magdalena. Durch niedrige Fensterchen ein Blick auf einen Kranz von Gletschern mit paradiesischen Talgründen dazwischen, dazu ein Tisch, weißgescheuert, mit einer Schüssel kühler Sauermilch voll Rahm — das ist eine der unvergleichlichen Almhütten ob der Waldgegend zwischen Bozen und Meran. Die Proben mögen zeigen, wie es Tschurtschenthaler versteht, seine Heimat im deutschen Süden uns vor die Augen zu zaubern. Er ist nicht ein Büchermensch. Manches Wort und manche Wortform verrät, daß er nicht einmal ein korrekter Schulmensch ist; aber um so inniger ist er mit der Landschaft und den Leuten zusammengewachsen. Alle fünf Sinne fühlen sich geschmeichelt, wenn man sich von ihm durch sein Paradies an der Etsch führen läßt. Tschurtschenthalers Büchlein zu lesen, gewährt wirklichen Genuß.

Aber wie beim Wein seines Heimatgaues darf man sich durch den prickelnden Geschmack beim ersten Kosten nicht verführen lassen, zu glauben, daß er ohne tiefere Wirkung und Künste sei. Blickt man näher zu, so findet man eine Menge halberzählter Novellen eingesprengt. Da ist ein früherer Gemeindediener, der im letzten Häuschen seines Dorfes am letzten Fenster sitzt und von einer Menge Krummschnäbel umzwitschert ist; diese hüpfen mit ihren roten, gelben oder grünen Fräcken in Vogelkäfigen herum und lernen singen; die „Meisterlein" bringen ihrem Lehrer bis zu einem Gulden fürs Köpfchen; über seinem Grabhügel pflanzt ihm die meerweibalte Schwester einen Büschel Phlox. — Da ist ein Wilderer, durchgeteufelt wie kein anderer Robler im Land; wie er harmlos eine Scheibe Speck sich abschneidet, setzt sich ein Dirnlein neben ihn und tut's ihm an; aber leider ist sie die Tochter eines reichen Bauern, und sobald sie der Vater nach seinem Sinne verheiratet hat, verschwindet der Bursch für drei Jahre — als Kapuzinerhausknecht in brauner Kutte kehrt er aus Jerusalem zurück und betet fleißig gegen das viele Unglück, das die Weibsleute anrichten. Es fehlt dann auch nicht an einem Mütterchen, das den in den Krieg einberufenen Sohn zur Wallfahrtskirche auf das Latzfonser Joch 2000 Meter hoch geleitet; in goldenen Ornaten und einer Wolke von Weihrauch wird drinnen das Hochamt gefeiert, während draußen ob den letzten Bäumen die Almkühe grasen. Da muß doch der Himmel ihr so nahes Gebet erhören — und sonst hat er wenigstens in solcher Umgebung besondere Trostmittel. Erlebnisse der Gegenwart machen wir auf solche Weise mit; aber auch die reiche Geschichte, die Sagen- und die Märchenwelt rings um die Felswände des Rosengartens liefern dem Schilderer Gestalten, mit denen er seine Bilder beseelt. Man merkt es ihm an, daß er den großen „Fragmentisten", den Beschreiber des Berges Athos, den Trapezunt-Historiker Fallmerayer studiert hat, der einst im nahen Tschötsch die Schafe weidete und später den Orient so plastisch wiederzugeben vermochte, daß eine ganze Schule von Naturzeichnern im Tirolerlande ihm nachstrebte. Vielleicht wird in solchen Skizzen gegenwärtig das Beste geleistet, was Tirol im Augenblick zur deutschen Literatur beisteuert.

Josef Weingartner, der an der innsbrucker Pfarrkirche im Kragen des Propstes und unter einem Streifen von Purpur wirkt, ist ein gelehrter Mann, der in mehreren Wissenschaften gründlich zu Hause ist, in der Geschichte, Malerei und Architektur wie in der Theologie, und doch hat er die volkstümliche Art zu schauen und nachzuempfinden nicht aufgegeben, die zu den charakteristischen Eigenschaften des Tirolers gehört. Tritt er durch das altersgeschwärzte gotische Tor in einen der südtirolischen Schloßhöfe, die er der Reihe nach uns zeigt, so schießen sofort die grauen Steinmassen zu Renaissanceprunk empor, Kardinäle in Seidenroben rauschen durch die Gemächer, Deutschland und Italien reichen sich im Kulturwettstreit die Hand. Es sind allerdings nur Träume. Mit einem Seufzer sagt die feine Gräfin, die den geistlichen Wanderer empfängt und herumführt: „Das war einmal!" Wehmütig winkt die österreichische Halbvergangenheit, in der man wenigstens noch frei und fröhlich leben konnte, zum Fenster herein. Was werden die grauen Mauern noch alles durchzumachen haben? Bei Weingartner wirkt eine reiche Bildung als die Sibylle, die bei Tschurtschenthaler einem unverbildeten Bauernmädchen gleicht. Ruinen beginnen unter seinem Anhauch zu reden. Und wenn andererseits ein

junges Brautpaar in einem solchen Adelshause vor den Altar tritt und vom geistlichen Verfasser freundlich kopuliert wird, so fällt auch aus trüber Gegenwart noch ein Sonnenstrahl auf die düsteren Türme: „Hier auch Lieb' und Leben ist."

Berlin Alois Brandl

Der Stern von Saragossa. Ein berliner Roman. Von Rudolf Presber. Berlin 1927, Verlag Selle-Eysler A.-G. 434 S. M. 5,– (7,–).

Masken. Roman. Von Rudolf Presber. Berlin 1927, Guido Hackebeil. 383 S. M. 5,– (7,–).

Diese beiden Romane des beliebten Unterhaltungsschriftstellers sind sozusagen in einem Zug geschrieben. Verwegen, lausbubenhaft, unbekümmert um die Balance, um Diktion und Aufbau, mit aufgekrempelten Ärmeln geht's los. Tempo, Tempo. Personen quirlen durcheinander, manchmal auch Charaktere. So der Hausbesitzer Flämming in den „Masken" oder die Tänzerin selbst in dem nach ihr benannten ersten Roman. Als Zeitdokument immerhin ergötzlich, als Kunstwerk heute gedruckt und morgen schon vergessen. Warum die unerhörte Eile, lieber Landsmann, und ansonsten auch, lieber Dichter? Freilich, selbst in diesen beiden dicken Büchern findet sich hier und da wohl eine dünne Stelle, wo man verweilen möchte, um mit dem Dichter zu diskutieren, und sei es auch nur über Mode, Kunst, Film, Radio, Getändel und Halbbrüchiges. Aber er läßt sich diesmal einfach nicht stellen, entwischt mit fliegenden Rockschößen wie ein Reporter, der fürchtet, zu spät zum Setzerkasten zu kommen. Schade darum. Rudolf Presber ist uns noch den reifen, beschaulichen Roman des Alters schuldig. Vorerst will er immer wieder beweisen, wie unerhört jung er geblieben ist — und das wissen wir doch alle!

Dresden Heinrich Zerkaulen

Briefe an die tote Mutter. Von Paula Epstein. Sammlung „Lebendige Welt". Stuttgart 1928, Engelhorns Nachf. 152 S.

Die interessante Porträtphotographie des Umschlags erweckt die größten Anforderungen. Ein ausdrucksvolles Gesicht mit energisch schweigendem Munde. Im Buch selbst besteht das Schöne, trotz einer fast unerträglichen Häufung von Krankheit, Leid und Unglück, vernehmbar in der hymnischen Behandlung des Muttermotivs, das bei den verschiedensten Menschen des Romans aufgefunden wird.

Paula Epstein möchte durch die sprunghafte Art der Erzählung den Eindruck jener Unmittelbarkeit hervorrufen, den der Herausgeber der Sammlung „Lebendige Welt" von seinen Autoren erwartet. Aber ich kann nicht finden, daß diese Erinnerungen und Reflexionen „nicht Literatur, sondern das Leben selbst" seien, wie dort verlangt wird.

Berlin Anselma Heine

Spione. Roman. Von Thea von Harbou. Berlin 1928, August Scherl G. m. b. H. 227 S. Geh. M. 3,–, Ganzleinen M. 5,–, Kl. Ausg. M. 2,–.

Mit dieser ihrer neuesten Schöpfung hat Thea von Harbou das bereits mehrfach von ihr angestrebte Niveau der Groschenhefte mühelos erreicht. Dieses Machwerk ist ein leuchtender Beweis dafür, wie die fortschreitende Technik der Zeit den landläufigen Unterhaltungs- und Kriminalroman unfruchtbar macht. Wer sich früher noch um Handlung oder halbwegs logische Zusammenhänge bemühte, ersetzt diese immerhin geistige Anstrengung jetzt durch Schaltbretter mit allesregelnden Köpfen, überall wachsende Mikrophone, üppig wuchernde Fernsehapparate, von den täglichen Gebrauchsgegenständen wie Flugzeugen, Filmkurbelkästen und Stinkbomben ganz zu schweigen. Dazu noch ein Tropfen Edelmut und abgrundtiefe Schurkerei. Warum auch soll man eine ehrliche Arbeit liefern, solange die Leute, die sich durch solchen Mumpitz bluffen lassen, nicht alle werden!

Berlin Lili Lorsch

Das gefangene Gefängnis. Von Axel Lübbe. Stuttgart 1927. J. Engelhorns Nachf. 186 S.

Fünf Erzählungen hat Lübbe unter dem rätselvollen Titel in diesem Bande zusammengefaßt, Erzählungen, die von tragischen Schicksalen berichten; von Menschen, die sich in den Wirrnissen der Seele verstrickt haben und Gefangene ihres eigenen geheimnisvollen Selbst geworden sind. Das beleidigte oder verletzte Gewissen ist die treibende Macht, die sichtbar wirksam wird an ihrem Träger; an dem Richter etwa, der im Kriege notgedrungen ein Todesurteil fällen muß, dann aber den Tod des Hingerichteten nicht in Einklang bringen kann mit seinem inneren Gesetz. Wie der Richter sich des Kindes des Hingerichteten annimmt, wie des Richters innig geliebte Tochter es betreut und gesund pflegt von ansteckender Krankheit, wie die Tochter ihrerseits der tückischen Krankheit erliegt und der Richter in diesem Schicksal, das ihm die geliebte Tochter nimmt und die Tochter des Hingerichteten dafür gibt, die rächende Hand des Toten erkennt, das greift stark hinüber in mystisches Land, wo menschlicher Wille und menschliche Güte bedeutungslos werden.

Oder wenn im „Vater" eine schauspielernde Tochter ihren Vater ermordet, nur um des Gefühls teilhaftig zu werden, daß sie im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses steht, oder wenn in den Erzählungen „Das zu laute Schiff", „Das Friedensfräulein", „Der Todesengel" die in ihrer Harmonie gestörte Seele handelnd wirksam wird, werden wir stets in Regionen verwiesen, vor denen der menschliche Verstand haltmacht. Als ob der Mensch sich ganz vergeblich auflehnen würde, diese höhere Macht in sich, gegen die er gesündigt hat, zum Schweigen zu bringen. Dieses göttliche Teil zeugt gegen ihn und ruht nicht eher, als bis es entsühnt ist und die Seele wieder ihrem Gleichmaß zurückgegeben wurde. Laßt den Pfarrer gegen das moralische Gewissen sündigen, den Denker gegen das intellektuelle, den Bruder Leichtfuß gegen das ökonomische und den Verbrecher gegen das soziale — laßt alle Lügner, Betrüger und Unholde in die entferntesten Winkel der Erde entfliehen, sie entfliehen nicht ihrem Gewissen. Es reitet auf ihrem Nacken. Denn das Gewissen ist der gemeinsame Gott der Menschen, den man nicht ungestraft mißachtet und nicht unbelohnt heilig hält. Es ist das Gesetz der Gesetze, und eine höhere Instanz gibt es nicht.

Berlin J. E. Poritzky

Paris in Brand. Roman. Von Walter Mehring. Berlin, Th. Knaur Nachf. 238 S. Geb. M. 2,80.

Der phantastische Journalist Victor Marduc, der bohemehaft in Paris herumlungert, Projekte schmiedet und nicht nur dem lieben Gott die Zeit, sondern auch in der Bibliothek Ste. Geneviève alte Schwarten stiehlt, findet bei solcher Diebsgelegenheit eines Tages in den aus dem Jahre 1683 stammenden Memoiren der Nonne Antoinette Bourignon den unerhörten Stoff zu einem fabelhaften Kostümfilm. Dieser Film wird von Amerikanern auf der Insel St. Louis gedreht, wo die Nonne in ihren letzten Jahren gelebt haben soll; aber während der filmischen Operation bricht ein gewaltiger Brand aus und zer-

stört die ganze Arbeit. Die Sensation des Bücherdiebstahls und die Brandkatastrophe füllen die Zeitungen.

Mehring hat hier zwei Stoffe miteinander zu verschweißen gesucht. Die amüsante Schilderung eines modernen fixen pariser Bohemejournalisten, der in allen Kesseln hart gesotten, mit allen Wassern gewaschen, skrupellos und alert sein amerikanisiertes Gewerbe betreibt, für eine gute Notiz seine Frau verkauft, um eine Sensationsmeldung zu erhaschen, den Teufel zur Hölle hinauslügt; dieser smarte, fuchsartige Bursche hätte ein prachtvolles Modell für einen pariser Bohemeroman abgeben können, und keiner wäre geeigneter, diesen unsentimentalen Typ einzufangen und darzustellen, als Mehring. Denn er hat Instinkt und Fühler für die pariser morbide Nuance und für diese Hautgout-Typen einer korrupten Selfmademen-Gesellschaft.

Aber die Aufgabe schien ihm zu einfach. Er hat den prachtvollen Stoff der Nonne Bourignon — ob gefunden oder erfunden ist gleichgültig — in einer zerrissenen, amorphen Form dargestellt, obwohl er auch aus diesem Stoff einen prachtvollen Roman hätte bauen können, der das pittoreske Lebensbild dieser „argen Nonn" lebendig gemacht hätte, ein von Aktion strotzendes Leben, ein mit Geschehnissen geladenes Leben aus der Reformationszeit, das durch seine wilde Geilheit viele Bücher dieser Art glatt an die Wand gedrückt hätte.

Mehring hat es vorgezogen, diese beiden Stoffe miteinander zu verquicken, aber ich habe nicht den Eindruck, daß es ihm geglückt sei. Die Idee, den abrupt dargestellten Filmstoff durch den Inspirator Marduc verfilmen zu lassen, ist ein Notbehelf, ein Trick, der mißlungen ist. Es kommt kein geschlossenes Kunstwerk dabei heraus. Der Leser wird hin und her gezerrt und kommt zu keinem Ruhepunkt. Hätte man nicht am rein Stilistischen eine wahre Freude und genösse man hier nicht den Künstler, der mit wenigen Worten Bilder, Stimmungen und Menschen schnellmalend hinzuwerfen weiß, könnte man über die Skurrilität des nur embryonenhaft gestalteten Doppelthemas kaum hinwegkommen.

Berlin — J. E. Poritzky

Don Quijotes Wiederkehr. Roman. Von G. K. Chesterton. Deutsch von Curt Thesing. 317 S.
Der Held von Nothing Hill. Roman. Von G. K. Chesterton. Deutsch von Manfred Georg. 236 S. Beide Werke: Leipzig 1927, Grethlein & Co.

Beide Bücher gehören ihrem Geiste nach eng zusammen; nicht allein weil beide historisch-politische oder utopistisch-politische Phantasien enthalten, sondern weil der englische Dichter beide Male zum Sozialreformer wird, der in phantastischen Parallelen Vergangenheit und Zukunft Englands malt und einander gegenüberstellt. Der Geist, der hier herrscht, ist der Geist der Bitterkeit und Ironie. Im Mittelalter, meint Chesterton, hatte der Mensch es wesentlich besser als in der heutigen Zeit des Materialismus und der Gleichheitsmacherei. Die Weltanschauung war vernünftiger und gesünder; die einzige Rettung vor der Amerikanisierung und Mechanisierung unserer Seelen besteht in der Rückflucht nach dem Mittelalter. Aber bewiesen wird das durch Chestertons Parabeln auch nicht, wie es mir überhaupt sinnlos scheint, das Vergangene gegen das Gegenwärtige auszuspielen.

In „Don Quijotes Wiederkehr" ist es der halbverrückte Bibliothekar Michael Herne, der das englische Rittertum zur Zeit des Richard Löwenherz politisch wieder heraufbeschwört. Eine zufällige Liebhabervorstellung im Hause seines Brotherrn veranlaßt den manischen Bibliothekar, der über der Lektüre eines Buchs die ganze wirkliche Welt vergißt, aus dem Spiel Ernst zu machen. Seine Komödientracht gibt ihm völlig die Illusion eines geächteten Königs, den er zu spielen hat, und da er auch nach der Vorstellung andauernd in seiner Tracht verbleibt und sich weigert, zum Alltag der Gegenwart zurückzukehren, weiß er auch die anderen allmählich von seinem Königtum zu überzeugen oder sie mit seinem Wesen anzustecken und eine wirkliche Königswahl zu erzwingen. Aus dem Spaß wird Ernst. Als König soll er in einer gespielten Gerichtsverhandlung über den Kommunisten Braintree zu Gericht sitzen, und man erwartet natürlich vom König, daß er den Gesellschaftsfeind vernichte. Statt dessen bläst er in das Horn Braintrees, nennt die Menschen der Gegenwart Schmarotzer an der Vergangenheit, Emporkömmlinge, Räuber fremden Geistes und Gutes, so daß der Kommunist Braintree die heutige kapitalistische Gesellschaftsordnung gegen den König in Schutz nehmen muß. Aber der Ernst verschwebt wie ein bunter Traum, den der Träumende nicht festzuhalten vermag. Nüchtern wie der graue Morgen endet dieses Buch in Kompromissen und Seufzern und mündet in einer banalen Liebesgeschichte.

Im „Held von Nothing Hill", der etwa hundert Jahre nach unserer Zeitrechnung auftritt, geht es womöglich noch grotesker zu. Das Volk wählt aus seiner Mitte einen König, und die Wahl fällt auf einen Narren und Spötter, der nichts ernst nehmen kann als das Lachen. Innerhalb Londons bricht ein Krieg zwischen den einzelnen Stadtbezirken aus — Ursache ist die Pumpenstraße, die die Konservativen erhalten wissen wollen, während die Businessleute sie niederreißen möchten, um eine Durchbruchstraße zu gewinnen, die das Geschäft immens heben würde — und dieser Krieg, in mittelalterlichen Formen geführt, mit Hellebarden, Schwertern, im Nahkampf ausgefochten, endet ebenfalls mit nichtigen Kompromissen und stark symbolisierten parabelhaften Scharaden.

Ich sehe in beiden Büchern einen kühnen Geist am Werke, der in origineller Art die Probleme, die ihn beschäftigen, darstellt; aber seine Probleme sind nicht die unseren und liegen weit ab von unseren Sorgen. Zwar unterhalten sie uns auf eine köstliche Art; aber sie geben uns am Ende nichts als die stark bestreitbare Meinung eines überlegenen Ironikers und launigen Moralisten, der mit seiner Zeit und der Entwicklung, die die Dinge nehmen, unzufrieden ist. Aber die Rückkehr zum Mittelalter (für das er übrigens auch in seinem Buch „Der heilige Franziskus" Propaganda macht), ist ein rein theoretisches Rezept, unsere kranke Zeit zu heilen und ihr die inneren Werte wiederzugeben, die sie im Maschinenbetrieb verloren hat.

Berlin — J. E. Poritzky

Mannequin. Roman. Von Fannie Hurst. Deutsch von Andor Braun. Wien 1927, Paul Zsolnay. 347 S. Geb. M. 4,90.

Ich habe von einem unerhörten Buch zu berichten, von einem Buch, das zu dem Stärksten gehört, das ich seit Jahrzehnten gelesen habe. Es hat mich vollkommen überwältigt und bis ins Innerste aufgewühlt.

Als ich den Roman zu Ende gelesen hatte und mir dann über meine Empfindungen klar zu werden suchte, war ich verblüfft darüber, daß ich so fortgerissen, ja, so völlig in den Strudel des Geschehens hineingezogen werden konnte. Denn der Stoff, die Substanz dieses Romans, ist das Übelste an Kitsch, den man nur je Vorstadtköchinnen in Fortsetzungsheften zugemutet hat. Dieser Stoff war eigentlich vortrefflich dazu geeignet, mit gräßlichen Bildern illustriert zu erscheinen und in einem Stil

geschrieben zu werden, wie etwa: „Ha! sagte der bleiche Graf und rollte finster die blutunterlaufenen Augen."
Aber eben darum ist dieses Buch ein klassisches Beispiel dafür, daß das Was nicht das geringste bedeutet, ganz allein das Wie entscheidet. Hier ist eine Handlung, die den Stoff für zehn Filme hergibt.
Da ist ein junger amerikanischer Richter, der eine entzückende Frau hat, die leider vom Kaufwahn besessen ist. Sie kauft freilich nicht unnütze Dinge; aber auch die nützlichen übersteigen weit den Etat des jungen Richters. Das trägt oft Zwistigkeiten in die junge Ehe und ernsthafte Zerwürfnisse. Trotzdem kann Selene es nicht lassen, auf alle Auktionen zu laufen und immer neue Dinge mit nach Hause zu bringen, die ihr kleines Heim verschönen. Sie ist schönheitstrunken und taumelt wie ein durstiger Schmetterling zu allen Blüten des Daseins.
Das junge Paar hat ein Kind, das noch in der Wiege liegt, und für dieses Kind braucht Selene eine Nurse, wie alle vornehmen Leute. Sie kann sich zwar eine Nurse nicht leisten; aber sie findet nach langem Suchen einen halbidiotischen Trampel, der, herausgeputzt und eingedrillt, für eine Nurse gelten kann. Es ist ja nur, um hinter den reichen Leuten nicht zurückzustehen. John Lester Herrick schimpft und schimpft, aber es nützt ihm nicht viel. Die Nurse tritt an und führt das Kind im Wagen spazieren. Aber diesem Wagen, damit er allen Menschen ja recht in die Augen steche, fehlt eine entsprechende Decke. Und Selene ersteigert eines Tages auch eine Decke, eine höchst aparte alte japanische Stickerei, die mit einem runden Monatsgehalt des jungen Richters bezahlt werden muß. Jetzt hat John Herrick genug. Er explodiert, und Selene reist verzweifelt zu ihrer Mutter. Sie trennt sich von ihrem Gatten, der wegen dieser entzückenden, spottbilligen Decke solchen Skandal gemacht hat. Am selben Tage entführt die Nurse, krank vor Kindersehnsucht, die kleine Joan. Sie läßt den Wagen einfach im Gebüsch stehen, wickelt das Kind in das japanische Tuch und verschwindet im steinernen Dschungel Neuyorks.
Dort nimmt sie einen anderen Namen an und behält Joan bei sich. Es ist ihr Kind. Für dieses Kind schuftet und schuftet sie und rackert sich ab, wäscht, dient, verkauft ihren Leib an Schiffer und Matrosen. So wird Joan ein neuyorker Elendskind, das in Schmutz und Niedrigkeit aufwächst; aber der Schutzengel der Kinder bewahrt Joan vor jeglicher Unbill. Annie, die Pflegemutter, säuft und verkommt, und eines Tages verschwindet sie spurlos, und Joan steht nun allein. Aber sie ist dem Kampf schon gewachsen. Es wird ein sehr hübsches Mädel aus ihr, das als Mannequin in großen Warenhäusern reüssiert und auffällt. Jetzt lernt sie einen jungen Journalisten kennen, der sich Hals über Kopf in sie verliebt und der ihr Führer und Lehrer wird. Aber ein so schönes Mädchen, das sich den Einflüssen ihrer Mannequinkolleginnen nicht vollkommen entziehen kann, wird natürlich auch junge Männer kennenlernen, die eine solche Unschuld weniger feierlich nehmen als der brave Journalist. Besonders der eine verfolgt sie unablässig. Joan ist jetzt schon zwanzig Jahre alt, und eines Tages, da sie als unbestrittene Siegerin aus einem Mannequinwettstreit hervorgeht, schleift der Journalist sie zu seinen Verwandten, Multimillionären natürlich, die ein Gartenfest veranstalten. Und dort lernt sie auch die Nachbarn dieser Multimillionäre kennen, und das sind natürlich Joans Eltern, aber keine der Parteien ahnt die Blutsverwandtschaft. Inzwischen ist John Herrick der berühmteste und beliebteste Richter geworden, ein reicher Mann, der eine wundervolle Villa besitzt, und Selene, die Mutter, hält eigens das schönste Zimmer bereit, falls Joan eines Tages gefunden werden sollte. Sie ist Mutter, sie hofft noch immer, trotzdem sie inzwischen grau geworden ist.
Jener junge Mann, der Joan schon immer nachgestellt hat und der ebenfalls Gast des Gartenfestes ist, bringt Joan nach Hause und, toll nach ihr, steigt er sommernachts durch ihr offenes Fenster ein, es kommt zum Kampf, und der junge Mann, stürzend, fällt so unglücklich in einen daliegenden Dolch, daß just sein Herz durchbohrt wird. Prozeß, den natürlich John Herrick zu führen hat. Anklage wegen Mordes. Alle Zeugen sind gegen Joan. Also Todesurteil. Aber nein. Joan wird freigesprochen. Wiederfinden der Eltern und ihres totgeglaubten Kindes. Heirat Joans und des Journalisten.
Der Stoff, wie gesagt, erschlägt einen mit seiner kinohaften, köchinnenhaften Tollheit und seinem echt amerikanischen Durcheinander, an dessen Ende ein Transparentschild aufleuchten könnte: Gottes Wege sind wunderbar.
Dieser Stoff ist ganz gemeiner Kitsch, und die Menschen sind mit garantiert reinem amerikanischem Herzschmalz ausgestattet, so daß sie, in Rage geraten, von Edelmut nur so triefen. Aber — hier ist tatsächlich ein Wunder vollbracht. Dieser Stoff ist durch so viel Menschlichkeit geadelt, durch eine unerhörte Kunst so selbstverständlich geworden, daß man mitgeht wie ein Beteiligter, und zwar so intensiv, daß man mit seinen Tränen kämpft. Diese Fannie Hurst hat unser Herz so sehr in die Hand bekommen, daß man erschüttert und tiefbewegt den Leidensweg Joans verfolgt und, wie von einem bösen Traum befreit, aufatmet, sobald Joans Unschuld am Tage ist. Mit Recht ist dieser Roman bei einem Preisausschreiben mit 50 000 Dollar gekrönt worden; er ist das Zehnfache wert. Denn es ist ein Dokument ganz seltener großer Kunst.

Berlin J. E. Poritzky

Literaturwissenschaftliches

The Romantic Movement in German Literature. Illustrative Texts — Prose. Verse. Selected and arranged with Biographical Notices of the Authors, Introduction and Notes by Karl Breul. Cambridge 1927, W. Heffer & Sons, Ltd. 8°. XLIII, 505 S.

Wiewohl in erster Linie, ja vielmehr ausschließlich auf englische Leser berechnet, ist dies stattliche Buch doch auch für uns von Belang: nicht nur als eine auf mehr als vierzigjähriger Lehrerfahrung beruhende Auswahl aus der romantischen Literatur, sondern auch als willkommenes Zeugnis dafür, daß die im wesentlichen eben durch den Herausgeber begründeten germanistischen Studien in England die Krise der Kriegs- und Nachkriegsjahre glücklich überwunden haben; auch den deutschen Pädagogen der Wissenschaft aber wird ein Lehrbehelf interessieren, der sich gleichermaßen an die obersten Jahrgänge englischer secondary schools und an die freshmen der Hochschulen wendet. Natürlich gilt von dieser Anthologie dasselbe wie von jeder andern auch: in Auswahl der Autoren und der Werke, in Anordnung der Proben, in Umfang und Orientierung von Einleitung und Kommentar drücken sich Persönlichkeit, Erfahrung, Neigungen und Abneigungen, vor allem die literargeschichtlichen Anschauungen des Anthologen aus, und jeder andere Fachmann würde dieselbe Aufgabe ein wenig anders lösen. Jedenfalls, wer sollte besser als Breul wissen, wessen der angehende englische Germanist bedarf, wie man seine Teilnahme am sichersten weckt, wie man ihm sozusagen am besten beikommt? In einem sehr lesenswerten Vorwort rechtfertigt er aus den Ergebnissen seiner Lebensarbeit heraus die Grundsätze seiner Auslese, erörtert in einer wenig voraussetzenden, aber um so reicher spendenden Einleitung das

Wesentliche der Romantik, immer im Hinblick auf den oben umschriebenen Leserkreis, schickt den Texten eine Bibliographie voran und fast hundert Seiten sprachlichen, sachlichen, stilistischen und stets verläßlichen Kommentars hintennach.

Wien R. F. Arnold

Justinus Kerner und der Okkultismus in der deutschen Romantik. Von Heinrich Straumann. Horgen-Zürich 1928, Verlag der Münster-Presse. 143 S. 8°.

Die vorliegende Arbeit, die von Emil Ermatinger angeregt ist, zeigt alle Vorzüge von dessen Schule. Nicht nur, daß sie den Stoff voll beherrscht, sondern vor allem, daß sie die Problemstellung eindeutig herausarbeitet. In der Begrenzung und damit zugleich in der Geschlossenheit liegt ihr besonderer Wert. Nur den Zusammenhang Kerners mit den okkulten Strömungen seiner Zeit gibt Straumann; die Wirkung dagegen, die Kerners Werk auf die spätromantische Philosophie hatte, bleibt mit voller Absicht außer Betracht. In einem ersten Teil, der die theoretischen Grundlagen des Okkultismus in der deutschen Romantik untersucht, ergibt sich eine überraschende Übereinstimmung in den verschiedenen Einzelentwicklungen, nämlich in der Tendenz, abstrakte Erkenntnisse in immer konkretere Vorstellungen umzuarbeiten. Der zweite Teil behandelt dann die Stellung Kerners zu den okkulten Problemen selbst. Während Kerner in seiner Frühzeit Irrationalist war, machte sich seit etwa 1822 eine ausgeprägte Neigung zur Empirie bemerkbar. Jedoch tritt auch in dieser Zeit in der Methode sein Irrationalismus immer wieder zutage. Die ungemein anregende und scharfsinnige Arbeit hätte noch gewonnen, wenn der Verfasser den Begriff des Okkultismus genauer abgegrenzt hätte.

Dresden Otto H. Brandt

Goethes Antworten auf Probleme der Gegenwart. Herausgegeben von Ernst Wagner. Religio, religiöse Gestalten und Strömungen. München 1928, Georg Müller. 96 S.

Goethe ist nicht nur das große Lagerbuch der Welt mit allen aufgestapelten Schätzen des menschlichen Bedürfens. Er bleibt auch unser hohes Erkennungszeichen für die unsichtbare Loge aller Menschen, die im Werden sich wissen und die aus dem Dunkel ins Helle schreiten. Hier wird in elf Abschnitten nach einem Vorwort, das etwas krampfig, auch in der Sprache, einherwandelt, eine Fülle von Goethe-Aussprüchen in Prosa und Poesie berufen: Natur und Wandlung, Kampf der Gegensätze und Dämonen, Finsternis und Licht, Unsterblichkeit, Freiheit und Liebe, Gott und Schaffen werden durch diese Blitzlichter aufgehellt; der nachdenkende Leser mag nach seiner Eigenart die Eigenart des Sichters in sein geliebtes Deutsch übertragen.

Charlottenburg Theodor Kappstein

Der junge Sebastian Brunner in seinem Verhältnis zu Jean Paul, Anton Günther und Fürst Metternich. Von Renatus Ritzen. O. F. M. Aichach 1927, Lothar Schütte. XVI und 190 S. 8°.

Eine Anfängerarbeit mit allen Mängeln einer solchen, die ihrem Gegenstand gerecht zu werden glaubt, wenn sie ihn heroisiert. Der Verfasser hat keinen überragenden Standpunkt gewonnen, was um so mehr auffällt, als er aus einer bewußt katholischen Auffassung schreibt. Von den im Titel angedeuteten Beziehungen wird keine einzige ausgeschöpft, sondern Ritzen entleert nur seinen Zettelkasten, der allerdings sorgfältig geführt ist, bleibt aber jede tiefere Verarbeitung schuldig. Ohne Zweifel irrt er, wenn er Brunner gegen Jean Paul ausspielt. Es wäre gewiß verdienstlich, dem vielbefehdeten Brunner endgültig die Stellung in der deutschen Geistesgeschichte anzuweisen, doch kann das nur durch eine Scheidung des Dichters vom Politiker geschehen, wovon hier kaum die Rede ist. Die dauernden Abschweifungen erschweren zudem die Lektüre des Buchs, ohne die Sache selbst zu fördern. Wenn Ritzen das vorliegende Buch nur als einen vorläufigen Ausschnitt betrachtet, so wollen wir hoffen, daß er an die Fortsetzung mit mehr Glück herantritt, und daß er nicht wie hier in der Stoffsammlung steckenbleibt.

Dresden Otto H. Brandt

Blaise Pascal. Herausgegeben von Erwin Rieger. Religio, religiöse Gestalten und Strömungen. München 1928, Georg Müller. 95 S.

Dieser heimliche Protestant in der Kirche Roms im 17. Jahrhundert ist in der Fülle seiner Talente und in der Reinheit seiner Frömmigkeit eine Lichterscheinung. Pascals „Lettres provinciales“ sind bekannt geworden. So beschränkt sich Rieger fast ausschließlich auf Pascals „Pensées“. Denn diese seine „Gedanken“ sind naturgemäß weniger vertraut als das zornsprühende Pamphlet der Abrechnung mit dem Jesuitismus. In der Grundstimmung des durch Krankheit gebundenen Mannes seiner letzten Jahre: Der Mensch ist ein entthronter König, einer seiner schönsten Aussprüche, lesen wir einiges aus seinen Gebeten an Gott um heilsamen Gebrauch der Krankheit, Betrachtungen über Merkmale der wahren Religion, über ihren Erweis aus den Widersprüchen im Menschen und aus der Erbsünde. Die Unterwerfung und der Gebrauch der Vernunft, der Nutzen des Glaubens, der Charakter von Jesus Christus, die Erkenntnis vom Menschen, sein Elend und seine Erlösung, letztlich wertvolle Gedanken über den Tod geben dieser erleuchtenden Auslese ihren feinen Akzent. Der kampflustige Pascal ging durch manche Wandlung hindurch, bis uns aus seinen Krankengesprächen seine abgeklärte Gottgelassenheit grüßt.

Charlottenburg Theodor Kappstein

Ein fremder Gast. Frau von Staël in Deutschland 1803/04. Von Alfred Götze. Jena 1928, Frommannsche Buchhandlung, Walter Biedermann. 175 S.

Warum nur der gelehrte Herausgeber, der gleich auf der ersten Seite eine durchaus zutreffende Schilderung des Äußeren der Frau von Staël gibt, seinem Buch das fad idealisierende Bildnis Haders vorangestellt hat, diese Mischung von Göttin und Puppenkopf? „Ihr Auge ist schön und geistreich, aber ihr Gesicht etwas mohrenartig... Sie ist von mittlerer Größe und etwas dick, schwarze Augen und Haare,“ so beschreibt Henriette von Knebel sie. Und wer je das derbe Stück Malerei in den combles von Versailles gesehen hat, auf dem das ganze irdische Schwergewicht der berühmten Frau festgehalten ist, der sieht sie immer vor sich. Die Büste massig, die Züge breit und eher grob, die Hautfarbe stark gebräunt: nur die tiefen leuchtenden Augen und das geistige, breitverziehende Lächeln verleihen diesem Gesicht etwas, das uns benimmt. Ungraziös schwer, aber geistig bezwingend, das ist der Eindruck. Die sprühende Beweglichkeit, das Sieghafte des Intellekts, und in ihrer Behäbigkeit eine unverkennbare natürliche Güte.

Die Briefe, die hier zu einem liebenswürdigen Bändchen gesammelt und verbindend erläutert werden, geben erste Äußerungen, Empfindungen und Erlebnisse von der deutschen Reise der Frau von Staël wieder. Wenn auch manches in dem Buch de l'Allemagne an- und nachklingt, so haben diese vertraulichen Ergüsse, die rückhaltlos sich dem ersten Augenblick überlassen, wie der Bearbeiter mit Recht bemerkt, doch ihren besonderen Reiz und Wert. Die geistreiche Frau kommt uns hier so viel unmittelbarer.

Thüngen i. Unterfrk. Georg Ransohoff

Friederike Bethmann-Unzelmann. Versuch einer Rekonstruktion ihrer Schauspielkunst auf Grund ihrer Hauptrollen. Von Irmgard Laskus. (Theatergesch. Forschungen, 37.) Leipzig 1927, Leopold Voß. 101 S. Geb. M. 12,–.

Friedrich Hebbels „Judith" auf der deutschen Bühne. Von Hildegard Stern. Berlin und Leipzig 1927, B. Behrs Verlag und Friedrich Feddersen. 120 S. M. 4,50.

Die Böhmsche Theatertruppe und ihre Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hans Georg Fellmann. (Theatergesch. Forschungen, 38.) Leipzig 1928, Leopold Voß. 86 S.

Den stilkritischen Untersuchungen, die wir der berliner theaterhistorischen Schule verdanken, reiht sich die, ebenfalls auf Max Herrmann zurückgehende, Arbeit über Friederike Bethmann-Unzelmann, die bedeutende Darstellerin der Ifflandzeit, an. Die Verfasserin weiß um die Methode der Theaterwissenschaft und handhabt sie mit Verständnis. Sie verwertet reiches kritisches Material und hat das Glück, auf etwa fünfzig Rollenbilder der bekannten Ifflandzeichner, der Brüder Henschel, zurückgreifen zu können, die geschickt zur Ergänzung der literarischen Darstellungen benutzt werden. Sie untersucht auch die Zuverlässigkeit dieser Quellen, doch bleibt der betreffende Abschnitt etwas in der Luft hängen, weil hier letzten Endes immer der subjektive Instinkt des Untersuchenden mit entscheidend sein wird. Die Bethmann-Unzelmann wurde schon zu Lebzeiten als „Schauspielerin der Romantik" gewertet. Irmgard Laskus kommt zu dem richtigen Ergebnis, daß sie sich in keine der damals vorhandenen Stilrichtungen einreihen läßt. Sie war ein Kind des klassisch-romantischen Zeitalters, nach beiden Seiten hin verpflichtet. Als Beitrag zu einer reinlichen Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen schauspielerischen Stilen um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert, die noch keineswegs in allem erreicht ist, hat dieses Buch seinen Wert. Das Verhältnis zwischen Darstellungsstil und Lebensgefühl der Zeit wird mit nur wenigen Sätzen angedeutet. Hier wäre eine breitere geistesgeschichtliche Fundierung notwendig gewesen. Eine Notwendigkeit, der die moderne Theaterwissenschaft immer mehr Folge geben wird.

Ansätze zu solcher Einordnung der Bühnenkunst in die allgemein stilgeschichtliche Entwicklung zeigt auch das Buch von Hildegard Stern. Vor kurzem habe ich hier darauf hingewiesen, daß die Behandlung Hebbelscher Dramen auf der Bühne eine sehr lohnende theaterhistorische Aufgabe sei, die noch wenig gelöst ist. Dem ersten anerkennenswerten Versuch von Landgrebe über die „Nibelungen" folgt, wie diese gleichfalls aus Eugen Wolffs kieler Institut hervorgegangen, eine Untersuchung über die Bühnenjudith, die sich Landgrebes Methode zunutze macht. Sie erörtert die Bühnengeschichte, die dramaturgischen Bearbeitungen zu Hebbels Zeiten, die ja bei der „Judith" ein besonderes Kuriosum bilden, und in der Gegenwart, sowie die Darstellungsentwicklung der beiden Hauptrollen. Die Typen der Regie werden an Dingelstedt, Berger, Reinhardt und Weichert recht hübsch aufgezeigt. Ein letzter, noch etwas äußerlich angefaßter Abschnitt handelt vom Bühnenbild des 19. und 20. Jahrhunderts. Auch die ins einzelne gehende Nachweisung aller, auch der kleinsten Striche in den verschiedenen Regiebüchern bleibt zumeist sorgfältige philologische Arbeit, der auf der anderen Seite eine nicht zu verkennende Einfühlungsgabe in die großen Entwicklungslinien gegenübersteht.

Ein interessantes und wenig begangenes Gebiet aus der Geschichte des deutschen Theaters betritt die biographische Arbeit von Hans Georg Fellmann über die Böhmsche Theatertruppe. Der geborene Oberösterreicher, der in den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts nach Süddeutschland kam, danach in Frankfurt mit großem Erfolg gespielt und dann seinen Schwerpunkt an den Niederrhein verlegt hat, gehörte nicht zu den ganz großen Prinzipalen, zeichnete sich aber durch ernsthaftes, fortschrittlich gerichtetes Wollen und mehr als gewöhnliches künstlerisches Verständnis aus. Er hat für einen guten Spielplan gesorgt, auf gepflegte Aufführungen gehalten und ist so für die Entwicklung des rheinischen Theaters von fortwirkender Bedeutung gewesen. Nach Böhms Tode, der unerwartet im August 1792 erfolgte, führte seine Frau Marianne Böhm das Unternehmen weiter, bis im Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Spuren dem Auge des Biographen entschwinden. Der Sieg der stehenden Theater über die Wanderbühnen, der sich in dieser Zeit vollzieht, hat der Böhmschen Truppe ihren Nerv entzogen, nachdem sie ihre kulturelle Aufgabe, der das Buch von Fellmann sorgfältig nachspürt, erfüllt hat.

Halle a. S. Edgar Groß

Houston Stewart Chamberlain. Briefe 1882 bis 1924 und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. Erster Band. München 1928, F. Bruckmann A.-G. VII, 332 S. M. 6,– (8,–).

Selten ist es dem wissenschaftlichen Vortrage der Ergebnisse methodischer Forschung beschieden, ein Volk in seinen Tiefen zu bewegen und aufzurütteln. Da müssen Dichter und Dilettanten kommen. Ich erinnere an den „Übermenschen" Friedrich Nietzsches und den „Rembrandtdeutschen" Jul. Langbehns um 1890, an den „Untergang des Abendlands" O. Spenglers um 1920. Dazwischen (1900) liegt der geniale Wurf der „Grundlagen des 19. Jahrhunderts", der seinen Urheber H. St. Chamberlain mit einem Schlage berühmt machte. Daß uns Deutschen dieser Engländer viel gewesen ist, leidet keinen Zweifel. Eine Auswahl aus seinen oft antik lang geratenen Briefen kennenzulernen, wird so manchen Freund auch seines „Wagner", seines „Goethe", seines „Kant" lebhaft interessieren. Nur hätte man den Doppelbänder nicht getrennt ausgeben sollen. So macht der erste Band noch gar zu sehr den Eindruck von Kostebissen und Stichproben, von Abwehr und Rechtfertigung. Über die „Judenfrage" findet man bemerkenswerte Äußerungen; ob es allerdings notwendig war, den noch lebenden „Diplomatikus" des Ullstein-Verlags so zu kränken, wie es in dem Briefe vom 20. Februar 1904 geschieht, möchte ich stark bezweifeln.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Verschiedenes

Staatseinheit und Föderalismus im alten Frankreich und in der Revolution. Von Hedwig Hintze. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 640 S. Großoktav. In Leinen gebunden M. 16,—.

Es ist eine bei uns vielfach herrschende Auffassung, daß Frankreich von Natur zur Zentralisation, Deutschland zum „Föderalismus" bestimmt sei. Das ist, wie jede derartige dogmatische Betrachtungsweise, unhaltbar. Einen Kampf zwischen lokalen Gewalten und Gesamtgewalt hat es in Frankreich ebenso gegeben wie bei uns; nur ist dieses Problem natürlich anders gelagert als in Deutschland und hat bei dem sehr anderen Verlauf der französischen Geschichte eine andere Lösung gefunden. Für die deutsche Geschichte ist dieses Problem vielfach behandelt worden, wenn auch nicht immer sehr glücklich. Es auch einmal für die französische Geschichte zu stellen, war ein sehr guter und fruchtbarer Gedanke der Verfasserin.

Hedwig Hintze hat sich mehr als anderthalb Jahrzehnte mit diesen Dingen beschäftigt, und so bietet ihre Arbeit zunächst eine Überfülle wichtigen Materials, vielleicht im Interesse der Darstellung gelegentlich zu viel Material. Sie schildert das Ringen föderalistischer und einheitsstaatlicher Gedanken in der theoretisch-publizistischen Literatur wie in der staatlichen Politik; auch hier ergibt sich dabei wie bei uns, daß die Begriffe Föderalismus und Einheitsstaat höchst schillernd sind und höchst verschiedene Bedeutung haben. In einer umfassenden historischen Einleitung wird mit Recht und mit Nachdruck darauf hingewiesen, daß das vorrevolutionäre Frankreich keineswegs ein Einheitsstaat war, daß es alles andere als eine zentralistische Verwaltung besaß. Das Schwergewicht des Bandes liegt auf der Schilderung der Entwicklung des Problems in den Zeiten von 1789 bis 1793 mit einem kurzen Überblick über die weitere Entwicklung. Es wird sehr eingehend und auf Grund eines gewaltigen Materials gezeigt, wie und warum die zentralistischen Tendenzen in der Französischen Revolution siegen mußten, wie zugleich die Begriffe Föderalismus und einheitliche Republik im Parteikampf hin und her geworfen wurden und sich zugleich verbanden mit sozialen und klassenmäßigen Tendenzen. Auf Einzelheiten einzugehen, ist in dem Rahmen dieser kurzen Besprechung nicht möglich, und wir können auch kaum die Fülle der wichtigen Ergebnisse andeuten, zu denen das Buch kommt, das über das Problem hinaus auch ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der ersten Jahre der Französischen Revolution ist.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Napoleon I. Ein Lebensbild. Von F. M. Kircheisen. Erster Band 1769—1805. Stuttgart und Berlin 1927, J. G. Cottasche Buchhandlung. 371 S.

Kircheisen, der sich in vielen speziellen Arbeiten die Erforschung der Geschichte Napoleons I. fast zur Lebensarbeit gemacht hat, legt hier den ersten Teil einer auf zwei Bände berechneten populären Zusammenfassung vor. Er schildert die Entwicklung Napoleons bis zur Schlacht von Austerlitz, läßt überall die Vertrautheit des Verfassers mit dem Stoff erkennen und bietet vielleicht manchmal etwas allzuviel stoffliche Dinge. Über die Auffassung läßt sich natürlich gelegentlich streiten. Das Ganze ist etwas zu sehr nur „Lebensbild", die allgemeinen politischen Probleme und der ganze allgemeine politische Hintergrund treten etwas stark zurück, aber trotzdem ist das Buch eine sehr dankenswerte Bereicherung der Napoleon-Literatur.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Die Entstehung des Weltkrieges. Eine Einführung in das Kriegsschuldproblem. Von Harry Elmer Barnes, Professor für historische Soziologie am Smith-College, Northampton (Massachusetts). Übersetzt von Franz Arens. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 590 S. Großoktav. Mit einem Bilde des Verfassers. In Leinen M. 14,—.

Man darf sehr begrüßen, daß das Buch des bekannten Führers der amerikanischen „Revisionisten" auch in deutscher Übersetzung vorgelegt wird, und zwar mit einer Reihe von Nachträgen des Verfassers, die auf Grund der seit dem Erscheinen seines englischen Buchs herausgekommenen Literatur abgefaßt sind. Barnes besitzt eine erstaunliche Kenntnis der riesigen Literatur über die Vorgeschichte des Weltkrieges, und sein Buch ist schon dadurch wichtig, daß es geradezu eine Überfülle von Material dem Leser anschaulich darbietet. Wenn es auch im wesentlichen auf die öffentliche Meinung in Amerika eingestellt ist und den Zweck hat, die dort noch weitverbreitete Anschauung von der „Kriegsschuld" Deutschlands zu bekämpfen, so ist doch auch für den deutschen Leser die Lektüre außerordentlich interessant und wichtig. Die Problemstellung selbst ist freilich ausgesprochen politisch und auch mitbestimmt durch den entschieden pazifistischen Standpunkt des Verfassers. Daraus ergibt sich auch, daß man nicht nur, was Barnes selbst weiß, in vielen Einzelheiten anderer Ansicht sein kann, sondern daß auch die Linienführung und die Art der Darstellung alles etwas zu sehr auf eine ganz einfache Linie bringt und der Mannigfaltigkeit historischen Geschehens wohl nicht ganz gerecht wird. Die Grundthese des Verfassers freilich, daß die Politik Rußlands und Frankreichs am meisten zur Entstehung des Weltkrieges beigetragen hat, kann man vollkommen unterschreiben, und darf dem Verfasser sehr dankbar sein, daß er für diese in seinem Vaterland gewiß nicht populäre Auffassung sich mit aller Entschiedenheit einsetzt. Als eine seiner Schlußfolgerungen sagt Barnes: „Einen urteilsfähigen und sachkundigen Historiker, der das Problem der Entstehung des Weltkrieges gründlich studiert hat und nicht die in den Artikeln 227 und 231 des Versailler Vertrages vertretene Theorie der Kriegsschuld für gänzlich falsch, irreführend und ungerecht ansähe, gibt es in keinem Lande." Dieses Urteil kann man vollkommen unterschreiben, auch wenn man in manchen Dingen der Auffassung, soweit sie die historische, nicht die politische Seite der Frage betreffen, etwas anderer Meinung sein darf.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Denkwürdigkeiten des Marschalls Izzet Pascha. Ein kritischer Beitrag zur Kriegsschuldfrage. Übersetzt, eingeleitet und erstmalig herausgegeben von Karl Klinghardt. Leipzig 1927, Verlag von K. F. Koehler. 364 S. M. 7,50 (12,50).

Das Buch des türkischen Marschalls und Ministers trägt den Namen von „Denkwürdigkeiten" nicht ganz mit Recht. Es ist zu einem großen Teil, wie der Untertitel sagt, ein weit zurückgreifender historischer Rückblick auf die Ursachen des Krieges, mit scharfer Polemik gegen die Kriegsschuldthese. Besonders interessant sind natürlich die Ausführungen Izzet Paschas über die Entwicklung der türkischen Verhältnisse. Eigentlichen Memoirencharakter hat das Buch nur teilweise,

so wenn der Marschall die von ihm durchgeführte Reorganisation des türkischen Heeres u. a. m. verhältnismäßig kurz behandelt. An einer Stelle wird mit Recht die Bedeutung von Vorgeschichte und Ausgang des Balkankrieges für die allgemeine Vorgeschichte des Krieges sehr nachdrücklich unterstrichen. Das Buch schließt im wesentlichen mit interessanten Schilderungen der Verhandlungen in Konstantinopel über die Frage des Eintritts der Türkei in den Weltkrieg, wobei Izzet Pascha die Beteiligung der Türkei an dem Kriege für einen Fehler erklärt.

Göttingen — Wilhelm Mommsen

Johannes Miquel. Von Wilhelm Mommsen. Erster Band: 1828–1866. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 402 S. Geb. M. 10.–.

Die Stellung eines Biographen zu der Gestalt, der er Forschung und Darstellung widmet, bestimmt Tonlage und Gedankenführung: handelt es sich um Verehrung, um „Rettung", um eine mehr ästhetisch-romantische Affektion an das „Persönliche", das „Menschliche" oder um das Sachinteresse für die Leistung, um das Deutungsbedürfnis für eine geistige Position? Es ist nicht ganz einfach, in solchem Sinn Mommsens „Stellung" zu charakterisieren. Ganz gewiß hat ihn der „große Gegenstand" nicht hingerissen; denn er sieht und sagt es selber, daß zu jener Größe, die etwas Zwingendes hat, bei Miquel einiges fehlt. Aber es mußte eine sachliche Lockung sein, das Bild eines Mannes von so starkem Einfluß auf die Gestaltung der innerdeutschen Dinge aufzuhellen, zu zeigen, was Zeit und persönliche Bindung ihm gaben, wie er sich in ihr selber ausdrückt. Es ist eine politische Biographie, und sie kann wohl auch nichts anderes sein bei einem Mann, dessen ganzes Leben auf politische Wirkung und Wirksamkeit eingestellt war, gleichviel wie die Ziele und wie der Rahmen. Uns will scheinen, daß auch der zeitliche Abstand der richtige ist. Onckens Bennigsen-Biographie, so verdienstvoll sie ist, scheint uns ein wenig unter der Fülle des Materials zu leiden. Mommsen kann sich für manche der Abschnitte seines Buchs auf sie beziehen — das gibt ihm die Möglichkeit, in der Führung der Zeitgeschichte je und je auf Miquel abzuheben und seine Stellung dann zu profilieren, wenn sie innerhalb der Generation ihre eigene Linie zeigte. Und das hat sie oft genug getan, wenn auch hier verdeckt und dort widerspruchsvoll. War Miquel „interessant"? Eine Ader südfranzösischen Blutes fließt in ihm; sie mag das Tempo seiner gelegentlich jähen Leidenschaft bestimmen. Aber den breiteren Beitrag gab wohl die niedersächsische Nüchternheit, die aufs Konkrete geht und in realistischer Beherrschung eines Tatsachenstoffes ihr wesentliches Genügen findet. Der junge Miquel war ja nun ein radikaler Demokrat, ein „Kommunist" marxistischer Prägung, mit dem Meister selber in brieflicher Verbindung — aber eine innere Notwendigkeit dieses Ausgangspunktes spürt man nicht recht. Es war irgendwie Drang zur Betätigung, zur Wirkung, zur Organisation, der ihn in einer toten Zeit der Enttäuschungen gerade dorthin führte. Das „soziale" Empfinden, das Mommsen bei Miquel wirksam findet, scheint mir etwas überwertet. Ausgezeichnet nun ist die Darstellung des Biographen, wie mit der Aktivierung des Mannes in Beruf und Gesellschaft sich seine innere Stellung zu den politischen und sozialen Dingen wandelt: seine Natur ist nicht auf die Verwirklichung einer Idee, sondern auf die technisch bessere Organisation einer Verwaltung eingestellt. Dabei ist er aber im Wissen und Wesen doch durchaus Politiker, und von frühauf ein Meister in der Behandlung von Versammlungen wie im Finden von Kompromißlösungen. Doch hat das alles ein wenig den Charakter des glänzend bewältigten Beiwerks, nicht einer zentral bewegenden Kraft. Die politische Beurteilung der Generation des Deutschen Nationalvereins ist unbefangen, aber sie ist auch richtig gewählt: nicht aus der bequemen Perspektive von Erfolg und Erfolglosigkeit, sondern von der (für die Zeitgenossen selber) undurchsichtigen Problematik der Epoche. Die eindringenden, aber nicht im Material erstickenden Studien, die Mommsen ihr gewidmet hat, befähigten ihn, dies bedeutende und lehrreiche Werk zu schreiben, das hoffentlich in nicht zu ferner Zeit seinen Abschluß finden wird.

Berlin — Theodor Heuß

Persönliche Erinnerungen an König Eduard. Aus der Einkreisungszeit. Von Hermann Freiherr von Eckardstein. Dresden 1927, Carl Reißner. 8°. 143 S. M. 3,– (4,50).

Belanglosigkeiten. Liebenswürdige Plaudereien und harmlose Bosheiten de nonnullis rebus et de quibusdam aliis. Wer Eckardsteins Dreibänder „Lebenserinnerungen" genossen hat, dem wird hier kaum etwas Neues geboten. Auf S. 56 lies: paraphiert; Graf Lehndorff ist wiederholt falsch geschrieben.

Grunewald-Berlin — Hans F. Helmolt

Friedrich der Große. Auswahl aus seinen Schriften. Von Paul Daniel Bernoulli. (Große Meister, Bd. II. Herausgegeben von Wilhelm Hintze.) Gotha, Leopold Klotz; Hamburg, Otto Meißner. XIX, 236 S. Kl.-8°.

Friedrich dem Großen bringe ich seit Jahrzehnten eine solche Verehrung und durch goethische Ehrfurcht temperierte Liebe entgegen, daß ich jedes neue Buch über ihn als Zeichen seiner ewigen Volkstümlichkeit begrüße. Hier geschieht es, leider, mit Einschränkung. Äußerlich zwar mutet uns diese allem Anschein nach in erster Linie für Freimaurer bestimmte Blütenlese nett an: gutes Papier, klarer Druck, saubere Korrektur (nur auf S. 38 lies Holbach statt Holbech!), würdiger Einband; kurz: ein schmuckes Werkchen. Auch gegen die Auswahl selbst will ich nicht den Nörgler spielen, obwohl ich die Gründe für sie hie und da (z. B. ist die jugendliche Abhandlung „über die Unschädlichkeit des Irrtums des Geistes" zwischen zwei Arbeiten von 1770 gestellt) nicht recht einzusehen vermag; auf fünfzehn Bogen kleinen Formats den „ganzen" Fridericus darzubieten, ist eben menschenunmöglich. Aber die Einleitung! Ich kenne den Verfasser nicht, bedaure aber angesichts der Berühmtheit seines Familiennamens, daß gerade er mit dieser Aufgabe betraut worden ist. Seine Ausdrucksweise wirkt manchmal geradezu kindlich (man kontrastiere damit bloß den Kommentar Richard Festers zu seinem jüngst erschienenen „Friedrich dem Großen"!). Abgesehen von der Vorliebe für rhetorische Fragen läßt die Unbeholfenheit auf ziemlich jugendliches Alter schließen. Ein paar Beispiele mögen das belegen. „In den Siebenjährigen Krieg ist er nota bene nur durch die ihm rechtzeitig bekannt gewordenen Erwürgungsabsichten des Preußenstaats durch seine umgrenzenden neidischen Nachbarstaaten hineingezwungen worden, so daß er ein „Prävenire" beginnen mußte" (so wörtlich auf S. X). Oho! Der Preußenstaat hatte Erwürgungsabsichten? O nein! So antifritzisch denkt Herr Bernoulli keineswegs; sein Vorbild war nur die reitende Artilleriekaserne. Oder auf S. XII.: „Noch vor seiner Thronbesteigung 1738 bis 1740 gab er im ‚Antimachiavell', einer Gegenschrift gegen Machiavellis Buch

‚Vom Fürsten‘ Rechenschaft... Während er in den Plaudereien der Tafelrunde in Sanssouci im Freundeskreise Erholung vom Herrscherberuf suchte, ebenso in seinen Gedichten, sind seine historisch-politischen und militärischen Schriften mit ihrer Fülle von geistiger Arbeit mehr als Vermächtnis an seine Nachfolger gedacht." Der Bischof, an den Friedrich 1741 geschrieben hat (S. XI), ist natürlich der weltberühmte Führer der mährischen Brüder Graf N. L. von Zinzendorf. Weiter ist man im Deutschen nicht „für" etwas bedacht (S. XIV), sondern auf. Endlich (S. XVI): „Seines Geistes Flug machte vor nichts halt und voll immer strebend sich Bemühn (so!) fand er Erlösung von Schmerzen des Leibes und erlittenem Leid der Welt am Busen der Natur, in der Wissenschaft und bei den schönen Künsten. ‚Nehmt alles nur in allem: er war ein Mann —‘ kann man von ihm mit Shakespeare sagen. Gleich dem römischen Kaiser Marc Aurel, dessen Schrift ‚Selbstbetrachtungen‘ noch heute als Mentor für jeden denkenden Menschen dienen kann, wie sie Friedrichs ständiger Begleiter war, so finden wir in letzterem einen Weisen auf dem Throne." Doch genug des grausamen Spiels!

Berlin — Hans F. Helmolt

Fünfzig Jahre eines Wiener Hauses. Von J. J. Winter. Wien, Verlag Wilhelm Braumüller. 104 S. ill. S 8,50.

Nicht ohne Neid liest der gewöhnliche Sterbliche diese Geschichte eines wiener Finanzhauses aus der liberalen Ära; aber diese Familienpublikation, die vieles enthält, was nur die Familie interessieren kann, gewährt gerade dem Outsider interessante Einblicke in eine ihm fremde Lebensführung und ihre Möglichkeiten. Für den Tieferblickenden schimmern auch die privaten menschlichen Erschütterungen durch, die der Glanz der Gesellschaft verbirgt; Krisen, Leiden und Tod, Menschen in ihrer Bedingtheit werden geahnt, und manch prachtvoller Charakter ersteht aus dem Nachdenken über das Buch. J. Winters wiener Haus ist nicht das wiener Haus schlechthin. Das Haus Auspitz-Lieben steht fern dem Volk und seiner kleinen Welt; aber dafür kann es mehr aufnehmen von der glutenden Schönheit und verschwelenden Resignation einer hohen Kultur, einer Kunst, einer Welt. Und diese Welt nennt sich Wien, nennt sich Österreich. Das Rauschen der Deutschmeistermusik weht in die offenen Fenster des Renaissancebaues am Burgtheater ebenso wie die schwärmerische Ernsthaftigkeit von Fels und Tanne und See des Salzkammergutes die Mädchenjahre der Verfasserin umlenzt. Und die Maschinen der mährischen Werke, die Erde der Hanna schaffen an diesem Weltbilde mit. Dichter wie Saar, Politiker wie Plener, Gelehrte wie Onkel Franz Brentano gehen ein und aus; Robert von Lieben, den eine Gedenktafel am Hause der Ravag in der Johannesgasse als wiener Bahnbrecher zur Funkzukunft ehrt, entstammt diesem schöngeistigen Haus, das die Besonderheit eines technischen Genies hervorbrachte. In verblassender Ferne stehen wie zwei gute Genien Grillparzer und der österreichfreundliche Clemens Brentano. Soll Wien auf dieses Haus nicht stolz sein?

Wien — Friedrich Wilhelm Illing

Nikolaus von Kues. Herausgegeben von Ludwig von Bertalanffy. Religio, religiöse Gestalten und Strömungen. München 1928, Georg Müller. 93 S.

Aus der kirchlichen Wirksamkeit des sogenannten Cusanus bekommen wir gutgegriffene Proben, dann philosophische Bruchstücke, aus dem Globusspiel einen wichtigen Ausschnit des ersten Buches und den ebenfalls gekürzten Aufsatz über den Frieden und die Harmonie der Religionen. Kues, der Mann des 15. Jahrhunderts, war Deutscher, aber geistig Italien verwandt, eine Gestalt auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit. Die Grundstimmung der Renaissance sagt sich in Kues an. Der Vater dieses Religionsphilosophen war der Moselschiffer und Winzer Johann Krebs (Chrypffs) aus Kues bei Trier. Er kam zu den Brüdern vom gemeinsamen Leben nach Deventer in den Niederlanden und an die Universität Padua. Der Jurist in Mainz wurde Priester. Auf dem Konzil zu Basel legte er seinen Reformvorschlag vor über die katholische Einheit; er versuchte eine Einigung mit den Hussiten. Er wirkt in Rom und Konstantinopel und schreibt die Wissenschaft des Nichtwissens (docta ignorantia). Als Bischof von Brixen war er auf der Höhe. Der Gedanke der Unendlichkeit des Universums bleibt sein Eigentum, vor Kopernikus, Kepler und Giordano Bruno.

Charlottenburg — Theodor Kappstein

„Im alten Reich." Lebensbilder deutscher Städte. Von Ricarda Huch. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 445 S.

Gebildete Männer, durch ihre Examina durchgesiebt, werden oft Fachmenschen; Frauen dagegen können unwissend sein und dennoch Bildung haben. Heute freilich seltener als früher, da auch sie sich reichlich Kenntnisse zu erwerben pflegen. Von ihnen sind denn auch viele zu Fachmenschen geworden. Und stolz darauf. Um so erquicklicher sind die wenigen, die Gelehrsamkeit und Bildung zu Kultur verschmelzen. Ricarda Huch ist Doktor der philosophischen Fakultät, jetzt, als einzige Frau, Mitglied der neugegründeten Dichterakademie, ist studierte Historikerin, benutzt aber ihr akademisches Wissen nur als zusammenfassenden Hintergrund, von dem sich die Figuren und Gegenstände ihrer Schildereien um so deutlicher und schöner abheben. Sie weist ihren Kenntnissen ungefähr die Rolle an, die die großen Klavierspieler ihrer Technik zuweisen. Die einer selbstverständlichen Voraussetzung.

„Im alten Reich" nennt Ricarda Huch die Reihe der Städte-Biographien, die sie uns heute vorlegt. Deutsche alte Städte sind es, von denen sie erzählt, was die Vorfahren darin erlebt und hervorgebracht haben. Sie sieht naiv wie eine offensinnige Reisende, zugleich doch als Forschende. Und außerdem sind ihre Bilder alle „gesehen durch ein Temperament", was sie so reizvoll und so weiblich macht. Ihr Buch saugt aus verwittertem Stein grüne Frühlingsbehänge. Und schmückt ihn damit. Wenn wir das Entstehen, Gedeihen und Verfallen aller dieser Städte verfolgen, die uns bisher nicht viel mehr als Namen waren, ihre Kämpfe um Geltung, Reichtum, Macht und Glauben, so haben wir dadurch eines der wichtigsten Kulturdokumente unvergeßbar in uns aufgenommen. Wie Kaiser und Bürger ihre Kräfte miteinander messen oder jeder der beiden Stände mit der Geistlichkeit; wie lutherisches Bekenntnis, sieghaft bald, bald unterdrückt, dennoch unverlöschlich weiterglimmt, ist aufregend und dramatisch erzählt, selbst für den, dessen Herz nicht, wie das der Autorin, für eine der Parteien inbrünstig schlägt.

„Es spricht nicht nur Menschenwerk zu uns," sagt sie einmal, da sie von dem ergreifend einsamen, zwischen Neuerungen stehenden Überrest eines alten Domes berichtet, „sondern die Dämonie der Elemente, in die er sich auflöst. Die Schwermut der Vergänglichkeit". Und ein andermal: „Zuweilen geht von einer alten Mauer ein Hauch aus, der uns überzeugt,

hier müsse Wunderbares sich begeben haben, auch wenn wir es nicht wissen; umgekehrt kann unser Wissen Steine formen und melodisch erbeben lassen". Und solche Worte stehen zwischen ganz konkreten, nüchternen Berichten, Zahlen, Maßen und geben ihnen jenen zweiten Horizont, der sie zu Dichtung macht. So nennt sie in Mainz den Erfinder der Buchdruckerkunst Gutenberg, der in der herabgekommenen Stadt aus herabgekommenem Geschlecht erwuchs, „ein Geschenk scheidender Jugend an die Menschheit. Ein Geschenk, das sie so wesentlich, segensreich und zerstörend verwandelte". Und mit dem „zerstörend" meint sie das Sicheinschieben der Buchstabenkunst zwischen Mensch und Mensch und die Begünstigung des modernen wissenschaftlichen Menschen, die den Sänger in den Schriftsteller verwandelte, Phantasie und die fließende Überlieferung (Sage, Mythos, Legende) zu Tatsachen verhärtete.

Fast dreißig Städte sind es, die wir an der Hand der Meisterin durchwandern. Eine geistige Reise, die bereichert und erquickt.

Berlin — Anselma Heine

Der heilige Paulus. Von Emile Baumann. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Marie Amelie Freiin von Godin. München 1927, Josef Kösel & Friedrich Pustet, K.-G. 463 S.

Die biographischen Grundsätze dieses Buchs sind die Erfassung des Lebensprinzipes eines Willens und die Erkenntnis des seelischen Zentrums, Paulus soll in der innersten Geschichte seines menschlichen Bildes sichtbar gemacht werden. Hier wurzelt auch der Glaube einer Persönlichkeit, dessen Genialität und Leidenschaft (übrigens die größte im Menschen), hier sind die unsäglichen Tiefen der Liebe und die letzten, höchsten Gesetze des Lebens. Der Verfasser, landeskundig der Heimat des Völkerapostels, versucht als gläubiger Katholik sein Bild synthetisch zu zeichnen; nicht will er es „weichlich und heidenähnlich" färben, sondern die Züge dieses genialen Mannes sollen in „ihrer hebräischen und heiligen Herbheit" wiederhergestellt werden, seine Stimme — der „gewaltigsten eine, denen jemals die Erde gelauscht hat" — soll zu uns sprechen mit der Frische des Heute, sie soll Werte vermitteln, die immer noch individuell erfaßt werden können. Vorsichtig und immer auf der Hut gegen den Überschwang der eigenen Gefühle, aber besonders gegen die tückischen „Irrlehren" der modernen neutestamentlichen Theologie und Textkritik der Deutschen — die taktlosen Angriffe gegen sie gereichen dem Buche nicht zur Zierde —, breitet Emile Baumann Leben und Werk seines Helden vor uns aus. Mit Liebe hat er ihm ins Herz gesehen und auch Alltagselemente des Lebens gesammelt, um ein konkretes Persönlichkeitsbild zu gewinnen. Auch was für den Historiker nur in schwacher, legendenhafter Helle lebt, fügt sich in die geistige Gesamthaltung dieses Porträts. Wir sehen die schlichte Brüdergemeinde und ihren nationalen Messiasglauben heranwachsen zur Kirche, es reift aus Jesustum das Christentum: aus der palästinensischen Sekte wird Weltreligion. Wir sehen dann ihn, der das alles mit frischem Leben erfüllte und ins Große, Weltgeschichtliche und Ewige hob, jenen größten und genialsten Vertreter dieser außerjüdischen hellenistischen Bewegung, den intellektuellen Juden Paulus aus Tarsus (altem Geschlechte entstammend), der erste der Apostel, „der dem Jesus nicht als Jünger angehört hat", die hellste Gestalt des Urchristentums, durch und durch Mensch mit einem Herzen, das auch den kühlen Verstand in mächtige Bewegung bringt. Und dabei ist er der Mann der unheilbaren epileptischen Krämpfe, der Visionär, der Ekstatiker, der flackernde Mensch der seelischen Krisen, der geniale, seelenempfindliche Kranke, in der Verzückung der Glossolale, dabei ein armer Mann und Handwerker, der wie ein Landfahrer die Welt durchwandert und dessen Name um das Jahr 64 aus der Geschichte verschwindet. Aber wie bald ging er dann über die ganze Erde! Sein Träger hat weltgeschichtlich Großes getan: er hat aus dem christlichen Judentum das reine Christentum gemacht. Er war mehr als ein Missionar Jesu. Was er geschrieben hat, gehört zu den höchsten Leistungen der Menschheitsliteratur und seelischen Schwungkraft, es spricht vom Reich des Gemütes und des Gewissens, wie nirgend anderswo im späten Altertum zu lesen ist.

Emile Baumann deutet allerdings manches der kirchlichen Tradition gemäß und verbiegt die Ergebnisse der historischen Kritik und neuen Paulus-Forschung. Er spricht von seinem sicheren konfessionellen Standort auch dort kindlich unbeirrt, wo die Wissenschaft ins Dunkle tastet. Wesentlich ist des Verfassers Verbundenheit mit der Landschaft. Man spürt sie bis in den Klang und in das Bild seiner Sprache. Die Verdeutschung von Marie Amelie von Godin verdient ob ihrer Lebendigkeit und Farbenfrische Lob.

Wien — Franz Strunz

Der heilige Dominikus. Von Heribert Christian Scheeben. Mit Geleitwort von Angelus Walz. Freiburg i. Br. 1927, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung. XIV und 459 S. M. 11,— (13,—).

Es ist zu begrüßen, daß man nun endlich eine umfassende und auf textkritisch gründlicher Arbeit fußende Biographie des Dominikus aus Calaruega in Altkastilien (1170 bis 1221) besitzt, die den großen Apostel, Ordensstifter und Organisator geistigen und geistlichen Lebens ins helle Licht stellt. Herbert Christian Scheeben bietet in diesem gelehrten Buch nicht nur das Bild des Menschen und die Geschichte seiner geistigen Existenz mit ihren tiefen religiösen Verwurzelungen; nicht allein die Erfassung und Symbolisierung des metaphysischen Lebensgrundes dieses Genies des Glaubens liegt ihm am Herzen, nein, er sieht immer das Ganze, aus dem der seeleneifrige Mann kommt und zu dem er gehört. Was wir heute über Dominikus an wertvoller Literatur, älterer und neuerer, besitzen — Lacordaire, Drane, Pradier, Mamachi, Grabmann, Mandonnet, Altaner u. a. —, wird abschließend und erschöpfend ergänzt, ja erst wirklich zu einem historischen Porträt geeint, darin sich die eigentümliche Struktur des Geistes des 13. und 14. Jahrhunderts kund tut. Wir sehen seine frühen Jahre, die ersten Schritte in die Kirche der Welt und des heiligen Ruhmes, die Gründung des Predigerordens und seine Ausbreitung bis zum Jahre 1221 — wechselvolle Schicksale mit hundertfachen Schicksalen des Menschenherzens, die in die ideengeschichtlichen Entwicklungen, Krisen und Wenden seiner Zeit verwoben sind und sich letzten Endes zu einer Hagiographie von seltener Würde und Kraft steigern, die den Heiligen zu einer geschlossenen lebendigen Wirkung bringt. Dominikus wird zu einem der größten Reformatoren der katholischen Kirche und zu einem der kühnsten Neuerer des 13. Jahrhunderts, „der als Vertreter modernster Ideen einen heftigen Kampf auszufechten hatte gegen die Tradition und dem allein die geistige Überwindung der priesterfeindlichen Häresien des Mittelalters zu verdanken ist". In der düsteren, trauerbeladenen Geschichte der Ketzerbewegungen begegnet uns oft sein ernstes Antlitz, wir hören seine Stimme und sehen

seine Hand, er entflammt das Wort des Glaubenden, er löst die Zunge seiner Brüder für die Wanderpredigt in apostolischer Armut, und des ernsten, hellsichtigen und zielsicheren Mannes Herz wird weich, da ihn himmlische Zärtlichkeit und fromme Ahnung erfüllen. Der Kampf und die Wehrhaftigkeit gegen die Häresie waren der Sinn seines Lebens. Er tat dies alles mit repräsentativer Überlegenheit. Gott sendet ihn. Diese Tradition blieb seinem Orden von nun ab dauernd eingestiftet: seit 1232 sind nach päpstlicher Bestimmung alle Inquisitoren Dominikaner... Wie ein Fremdes empfindet man heute diese merkwürdige, fast widerspruchsvolle Vereinigung von Heiligtum, Askese, Glaubensenthusiasmus, Opferfreude, Organisationsgenie und Sachlichkeit, Ereignisse und Gaben der Seele, die sich so erschreckend hell von dem schwarzen Nachthimmel der heraufsteigenden Inquisition und ihrer Weltanschauung abheben.

Wien — Franz Strunz

Griechische Mönche. Von Franz Spunda. Religio, religiöse Gestalten und Strömungen. München 1928, Georg Müller. 97 S.

Der griechische Katholizismus, den uns unser berliner Lehrer Adolf Harnack einst in der Vorlesung als griechische Schöpfung mit christlichem Einschlag erklärte, nicht als christliche Schöpfung mit griechischem Einschlag, er steht seit dem 6. Jahrhundert still. Bis dahin war er die Kraft, die im weiten Gebiet die Vielgötterei absterben machte, nachdem diese Götter Griechenlands einen erheblichen Teil ihrer Macht an die Heiligen der Kirche abgegeben hatten. Auch der Neuplatonismus wurde überwunden. Die griechischen Mönche leben heute wie vor tausend Jahren in frommer Beschaulichkeit und seliger Unwissenheit. Aus sicherer Kenntnis bietet Spunda, der auch eine „Griechische Reise" uns beschrieben hat, nach den Quellen die liturgischen Wechselgesänge und die antiphonischen Gebete der griechischen Mönche. Wir schauen verwundert auf diesen innigen, müden Zauberorganismus der Weltabgeschiedenheit und lernen, wie nebenbei, auch noch Kirchengeschichte und fromme griechische Vokabeln. Reizvoll der Aufstieg des griechischen Mönches vom Laienbruder, der die Kutte nimmt, dann die Topfmütze erwirbt, sie mit der schwarzen Kapuze und dem ärmellosen Mantel vertauscht, bis er das Engelkleid mit den fünf roten Kreuzen feierlich anlegen darf.

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Laotse. Von Oskar Ewald. Religio, religiöse Gestalten und Strömungen. München 1928, Georg Müller. 87 S.

Der chinesische Mystiker, von dessen Leben wir nicht viel Sicheres wissen, ist tiefer, doch nicht einflußreicher als sein für das breite Volk des Ostens zugänglicherer Kollege Konfutse. Taoteking, die Bibel der Innerlichkeit, hat den Taoismus veranlaßt. Die Selbsterlösung des Menschen aus der innersten Selbstbesinnung ist das Geheimnis vom „Wesen" oder dem „Sinn", wir sollen im Unendlichen Atem holen. Wahren Wert erhält ein Wesen dadurch, daß es infolge seiner Berührung mit den Wurzeln des Weltgrundes in eigenem Licht zu leuchten vermag. Laotse hat die äußersten Spannungen der Welt erfaßt, das Dämonische nicht minder als das Göttliche. Konfuzius bedeutet eine nationale Erscheinung, Laotse eine menschheitliche Größe. Seine kühnste Wendung bleibt sein Gegensatz zur überlieferten Moral in der Geringschätzung von Sittlichkeit und Pflicht. Laotse erhebt die Moral in die reine Luft des vollendeten Menschen, in welchem die weltschöpferische Gotteskraft waltet. Ewald bietet aus Taoteking und anderen Niederschriften des ostasiatischen Weisen die besten Probestücke der Sprüche und Geschichten. Auch die Kulturfeindlichkeit empfängt ein Wahrwort: Werft weg die Edelsteine und zertretet die Perlen, verbrennt die Stempel und zerstört die Siegel, vernichtet die Scheffel und zerbrecht die Wagen, dann werden die Räuber ehrlich, und der Streit hört auf. Versenkt man sich in diese innenseitige Geisteswelt mit ihrer furchtlosen Freiheit gegen die Tradition, die natürlich nicht vom abendländischen Rationalismus oder gar von der sittlichen Zügellosigkeit her mißverstanden werden darf, sondern antik und orientalisch gewertet sein will, so muß man diesen kleinen Schatzbehälter begrüßen, der manchem überraschend sein mag, auch wenn man Laotses Stellung unter den Repräsentanten des Menschengeschlechts nicht ganz so uneingeschränkt anerkennen will.

Charlottenburg — Theodor Kappstein

Das Gespenst des Golem. Eine Studie aus der hebräischen Mystik mit einem Exkurs über das Wesen des Doppelgängers. Von Hans Ludwig Held. München 1927, Allgemeine Verlagsanstalt A.-G. 282 S. 8°. Geb. M. 6,–.

In dieser Untersuchung des Golem-Problems können wir ein sehr verdienstvolles Werk begrüßen. Eine Fülle von Material aus allen Zeiten und Ländern ist zusammengetragen, und zwar sowohl aus den jüdischen Quellen als auch vieles Material, das in den literarischen Ausdeutungen des 19. und 20. Jahrhunderts verstreut ist und hier einer sehr luziden Analyse unterzogen wird. Was das jüdische Material anlangt, so geht Held von der Voraussetzung aus, daß die Legende vom Golem unter den Juden erst aus dem 17. Jahrhundert bekannt ist. Hierin liegt wohl ein Grundirrtum des Buchs, denn ich entnahm Vorlesungen des Dozenten für Kabbala an der Universität Jerusalem, Gerhard Scholem, von dem wir eine große Arbeit über das Golem-Motiv zu erwarten haben, daß die Legende viel älter ist als Held annimmt, indem schon in den Texten der sogenannten deutschen Chassidim des 12. Jahrhunderts eine große Fülle von Material über den Golem enthalten ist, das von Scholem wohl bald veröffentlicht werden dürfte.

Das eigentliche Interesse des Heldschen Buchs liegt aber in dem Versuch einer metaphysischen Ausdeutung des Golem-Motivs, in dem er eine Darstellung des Doppelgängers sieht. Der Golem wäre nichts anderes als das verselbständigte zweite Ich. Eine relativ junge Überlieferung, nämlich die von der Erzeugung eines Golem durch den berühmten Rabbi Elija von Wilna am Ende des 18. Jahrhunderts läßt sich in der Tat ohne Schwierigkeit in der Richtung der Heldschen Erklärung deuten. Am Ende seines Buchs hat der Verfasser ein Kapitel über den Doppelgänger zugefügt, in dem er wiederum sehr viel Material zusammentrug. Die Deutung Helds wirft ein ernstes Problem auf und bleibt wertvoll, auch wenn sich die historisch-philologische Fundierung verschieben sollte. Man darf wohl Held zu den wenigen Nichtjuden rechnen, die eine wirkliche Intuition von den mystischen Inhalten der jüdischen Religion haben und darf sagen, daß er – wie etwa vor ihm der große christliche Kabbalaforscher Molitor – das Menschenmögliche erreicht hat an positivem Sichversenken in die Inhalte der jüdischen Tradition. Sein Tiefblick geht über das Verständnis hinaus, das wir auch bei manchen Vertretern des Judentums finden.

Jerusalem — Hugo Bergmann

Jüdische Schwänke. Herausgegeben von Max Präger und Siegfried Schmitz. Wien 1928, R. Löwit. 269 S. M. 3,50 (4,50).

Dieses Buch ist ein Labsal unter den Büchern. Man stelle es wie eine Fruchtschale auf seinen Arbeitstisch und ergötze und erheitere sich aus ihm von Zeit zu Zeit. So wie es unmöglich ist, diese zweihundertfünfzig Witze — und fast jeder ist eine Geschichte, eine Anekdote, ein Schwank mit Geltung und Sinn über die Pointe hinaus — einen hinter dem anderen zu lesen, so erlabend ist es, immer wieder das Buch aufzuschlagen und sich „Rosinkes mit Mandlen" (wie eine andere wissenschaftliche Sammlung heißt) daraus zu holen. Man glaube nicht, daß es sich hier um eine ermüdende Anthologie der heut so marktgängigen Judenwitze handelt, um jenes oft so widrige Erzeugnis des westlichen Juden und seiner Widersacher. Dieses Buch hebt einen jüdischen Schatz; der alte (und doch so unbekannte), der ewige Jude spricht hier, lacht wehmütig, scherzt, indes die ganze Tragik seines Schicksals Orgelpunkt der Anekdoten bleibt. Diese Schwänke von Liebe, Geschäft, Gelehrsamkeit, Sitten und Unsitten sind fast eine kleine jüdische Kulturgeschichte. Indem sie oft ihr Material aus der Verweltlichung jüdischen Lebens und jüdischer Ethik holen, stellen sie gerade diese Urwelt des Juden vielfältig dar. Sie sind der Spiegel des Volkswitzes, und es muß ein so großes wie reiches Volk sein, daß es diese Fülle der Objekte und die Fähigkeit zu ihrer Verspottung hat. Seine eigene Komik zu sehen und darzubieten: dazu bedarf es überlegenen Geistes.

Berlin — Kurt Münzer

Naturwissenschaftliche Weltanschauung eines Mediziners. Sachen, Tatsachen, Auffassungen, Zeichen, Müssen, Wollen, Handeln. Von Johannes Seitz. Zürich 1927, Rascher & Cie. 171 S.

Es ist schwer, das vorliegende Buch zu besprechen; in einer Reihe lose aneinandergereihter Kapitel enthält es Gedanken des Verfassers über Naturgesetze und Naturgeschehen. Der Verfasser bemüht sich, über die Erkenntnis- und Seinsgrundlagen Klarheit zu gewinnen und zugleich eine tragbare Grundlage für das Handeln zu finden. Daß er dabei überall über das eigentliche „Naturwissenschaftliche" — das er im Titel besonders betont — hinausgeht, mag angemerkt sein. So anregend manche Bemerkungen im einzelnen auch sein mögen, es ist doch schwer, sich durch das Ganze hindurchzufinden.

Gießen — Erich Stern

Die Befreiung des Kindes. Von Fritz Wittels. Stuttgart 1927, Hippokrates-Verlag. 258 S. (Bücher des Werdenden. Herausgegeben von Paul Federn und Heinrich Meng. Bd. 3.)

In diesem Buch spricht ein erfahrener Arzt, ein wahrer Freund alles Natürlichen (wie sein oft zitierter Meister Rousseau), ein herzhafter und liebevoller Erzieher von den wichtigsten Fragen, die heute alle diejenigen bewegen, die sich als Eltern, Lehrer oder Volkserzieher an der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen mitverantwortlich fühlen. Es ist kein Zufall, daß das in die Tiefen jeder Erzieherpersönlichkeit weisende Rousseau-Wort: „Es gibt nichts, was so sehr unser Mitleid erregt wie ein eingeschüchtertes Kind", so recht als das eigene Glaubensbekenntnis des Verfassers erscheint, und daß die beiden Kapitel „Das Kind seiner Eltern" und „Die Eltern ihrer Kinder" mit die besten des Buches sind. Wittels beruft sich häufig auf Freud, ohne in der bei Freud-Schülern üblichen Weise die Einseitigkeiten des Meisters zu übersteigern. Man kann vielmehr behaupten, daß „Die Befreiung des Kindes" manchen Leser und manche Leserin, die sich sonst durch Freudsche Lehren abgestoßen fühlen, von der relativen Bedeutung der Freudschen Analyse des Familienlebens überzeugen kann. Wie taktvoll und besonnen Wittels die Psychoanalyse verwertet, dafür sind namentlich seine vorzüglichen Ausführungen über die geschlechtliche Erziehung des Kindes bezeichnend. (Auch werden viele dankbar sein für die gelegentlichen, ebenso kurzen wie klaren und wesentlichen Hinweise auf Einzelprobleme der Physiologie, z. B. bei Gelegenheit der Erörterung über „primäre und sekundäre Mutterliebe" den Hinweis auf die Hormone und ihre Wirkung.) Unterstreichen möchte ich schließlich noch, was er über die Notwendigkeit sagt, aus der Not der modernen Kleinfamilie („einzige Kinder") und des Zerfalls der religiösen Kultur die Tugend der Gemeinschaftserziehung (Montessori) zu machen.

Alles das ist lebendig und anschaulich, mit stetem Blick auf das praktische Leben und unter Anführung vieler Beispiele (darunter psychologisch ungemein aufschlußreicher, geradezu klassischer Kinderaussprüche) dargestellt und von einem fortschrittsfreudigen oder besser fortschrittsmutigen Geist getragen, der gerade denen, die von der Problematik unserer heutigen Erziehungsaufgaben und Erziehungspflichten durchdrungen sind, zur Stärkung dienen kann.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Pädagogisches Lexikon. In Verbindung mit der Gesellschaft für evangelische Pädagogik und unter Mitwirkung zahlreicher Fachmänner herausgegeben von Hermann Schwartz. Band 1: Abhärtung — Exzentrisch. Bielefeld und Leipzig 1928, Velhagen & Klasing. XII Seiten, 1338 Spalten.

Dieses auf vier Bände berechnete pädagogische Nachschlagewerk will „über alle wichtigeren Fragen der Erziehungswissenschaft und alle bedeutsameren Erscheinungen aus der Geschichte des Erziehungswesens und dem ganzen Umkreis seiner gegenwärtigen Gestaltung Aufschluß geben". Soweit dabei die ethischen und religiösen Grundfragen berührt werden, geschieht es bewußt im Sinn der evangelisch-christlichen Weltanschauung. Dagegen lehnen es Herausgeber und Mitarbeiter (es sind deren etwa 200, vgl. das Verzeichnis hinter dem Vorwort) nachdrücklich ab, der Religion bzw. der Konfession „über die ihr eigentümliche Sinn- und Wertgebung hinaus eine Herrschaft über die sachlichen Aufgaben und Methoden der Wissenschaft, der Kunst, der Technik, des staatlichen und des wirtschaftlichen Lebens zuzuweisen". Soweit der erste Band ein Urteil erlaubt, wird Pädagogik durchweg im wesentlichen als Schulpädagogik, Bildung als Schulbildung verstanden. Bei der Darstellung des Bildungswesens einzelner Länder (Bayern, Dänemark usw.) wird z. B. das allgemeine Volksbildungswesen nur eben gestreift durch Hinweise auf das Volkshochschulwesen, während das Volksbüchereiwesen und seine Pädagogik sowie andere Arbeitsgebiete der Volksbildung ganz außer Betracht bleiben. (Bezeichnend ist auch, daß der Ausdruck „Arbeitsgemeinschaft" nur in seiner Anwendung auf die Lehrerfortbildung betrachtet wird, während seine Bedeutung für die Volkshochschulpädagogik unerwähnt bleibt.) Innerhalb dieser engeren Abgrenzung des Bildungswesens und der Erziehungskunde ist das Werk jedoch recht reichhaltig. Nicht nur die für die Entwicklung der Erziehungskunde wichtigsten Persönlichkeiten, Erscheinungen und Begriffe sind in meist umfangreichen, ein-

dringlichen und klar disponierten Artikeln mit oft ausführlichen Literaturangaben behandelt — wobei sich die psychologischen Aufsätze einer gemäßigten Fortschrittlichkeit befleißigen —, sondern es sind auch die Hauptfragen der Gesundheitspflege und der Heilpädagogik (vorzüglich orientierende Aufsätze über einzelne körperliche und seelische Krankheiten und ihre Bekämpfung) in Betracht gezogen. Viele Benutzer des Werks werden es schließlich dankbar begrüßen, daß bei allen Fragen des eigentlichen Schulwesens die gesetzlichen Bestimmungen ausgiebig herangezogen sind.

Stettin — Erwin Ackerknecht

Bewußtsein als Verhängnis. Von Alfred Seidel. Aus dem Nachlasse herausgegeben von Hans Prinzhorn. Bonn 1927, Friedrich Cohen. 221 S. M. 6,— (7,50).

Fragmente zu allerlei größeren Werken, von Freunden zusammengefügt; denn der Autor ist, lange vor Abschluß seiner Arbeit, freiwillig, mit etwa 29 Jahren aus dem Leben geschieden. Eine Kritik der Wissenschaft, ja des Bewußtseins überhaupt, begründet eine Wertung, eine Verurteilung des Denkens, ausgesprochen von einem, der zwar zu denken, aber nicht zu leben vermochte. Das Ganze ist als Denkleistung reich an Einfällen, als Wertung undiskutabel, weil diese Probleme aus dem reinen Denken heraus nicht zu lösen sind, sondern nur vom Leben aus. Weil der Verfasser zu schwach war, um das Leben zu ertragen, verurteilt er das Leben und das Denken zugleich. Also letztlich eine recht persönliche Sache! Interessant jedoch als pathologischer Fall, dem Weiningers sehr verwandt. Was an Ideen herausspringt, ist zum Teil recht originell, scharfe, oft zersetzende Kritik an zeitgenössischen Strömungen, der Psychoanalyse, dem Marxismus usw. Das Hauptproblem ist, ob die Erkenntnis der sozialen und psychischen Vorgänge nicht ihre Beeinflussung unmöglich macht. Seidel findet: „nicht das Bewußtmachen ist schädlich, sondern nur dasjenige, was Selbstzweck wird und nicht von einem überpersönlichen Sinnzusammenhang getragen wird". Sehr gut ist, was über die Struktur der Ideologien gesagt wird. Scharf, wenn auch einseitig, die Kritik des modernen „Kulturgewolles". Seidel empfiehlt dafür den Kampf gegen die „schamlose Selbstbejahung unserer Zeit um der Reinheit des Geistes und der wahren Kultur willen, sei sie auch in dieser Kultur nicht mehr möglich". Als Ganzes wirkt das Buch als geistreiche Donquichoterie. Der Herausgeber erfüllte einen Akt der Pietät und rühmt den Fragmenten nach, daß sich der „Glanz eines erfüllten Schicksals breitet". Das bestätigt auch der vorangestellte Lebensabriß. Merkwürdig bleibt, daß der junge Verfasser bei seiner großen Belesenheit offenbar Eduard v. Hartmann kaum gekannt hat.

Berlin-Halensee — Richard Müller-Freienfels

Südwestafrika. Wirtschaftlicher Ratgeber und allgemeine Anleitung besonders für Auswanderungslustige. Zusammengestellt von Paul Barth. Mit vielen Abbildungen und einer Karte. John Meinert Ltd. in Windhoek. Alleinvertrieb durch Koehler & Volckmar, Leipzig 1926. Gr.-8°. 277 S. Text.

Für den Auswanderer nach Deutsch-Südwest ist das Buch als sachlicher Ratgeber bestimmt wertvoll. Es gibt eine Übersicht über die Geschichte des Landes, Verwaltung und Bevölkerung, über Wirtschaft, Handel und Industrie sowie Verkehr und behandelt ausgiebig die Ansiedlung und Farmwirtschaft. Statistisches Material, Tafeln und Tabellen ergänzen das Ganze aufs wirksamste. Man kann die Worte des Gouverneurs a. D. Seitz, die dem Buch zum Geleit mitgegeben sind, nicht genug unterstreichen: „Alle die, welche in das Land gehen, ohne sich genau über die Verhältnisse dort informiert zu haben, werden unter Umständen schweren Enttäuschungen ausgesetzt sein."

Ich möchte nur den Wunsch äußern, daß das Buch, das doch viele mit auf die Reise nehmen, bei einer nächsten Ausgabe in einem handlicheren Format herausgebracht wird. Sonst ist das genaue Studium des vorliegenden Werks für Auswanderungslustige zu empfehlen.

Woltersdorfer Schleuse — Marc. R. Breyne

Curi-neru. Von Robert Budzinski. Dresden, Carl Reißner. 72 S. Geb. M. 4,—.

Der Verfasser hatte ein Ostpreußenbuch geschrieben und gezeichnet, beides ausgezeichnet. Mit warmer Anerkennung ist es an dieser Stelle von dem Unterzeichneten gewürdigt worden. Der Erfolg, den es mit vollem Recht gefunden, hat ihn nicht ruhen lassen. Ein neues Ostpreußenbuch ist da, ohne viel Neues zu bringen. Dieselbe Art, dieselbe Aufmachung. Nur doch ein wenig schwächer und verblassend gegen das erste wundervolle, ohne Überredungs- und Überzeugungskraft, daß es hätte geschrieben werden müssen.

Danzig — Artur Brausewetter

Die Nibelungenstraße. Ein kulturhistorisches Wanderbuch. Von Oskar Vinzenz Ludwig. Mit 48 Illustrationen und 2 Karten. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 304 S.

Sowohl als Vorbereitung für die, welche eine Reise der großen länder- und städteverbindenden Donaustraße entlang planen, als auch zur Belehrung für die anderen, die Länder- und Völkerkunde nur zwischen ihren vier Wänden treiben, wird dieses Wanderbuch, das natürlich nicht unter dem Gesichtspunkt eines praktischen Reiseführers betrachtet werden darf, gute Dienste leisten. Die verschiedensten Belange, wie Geologie, Geschichte, Handel, werden darin erörtert, Städte, Stifte und Klöster, Burgen und Schlösser, Kunstdenkmale beschrieben, Sagenwelt, Volks- und Heldenlied, neuere Dichtung vorgeführt. Alles in der doch wohl etwas willkürlichen Begrenzung des Begriffs Nibelungenstraße auf den Donaulauf zwischen Passau und Hainburg. Die sonst so häufig als überflüssig empfundene Beigabe von Bildern hat in diesem Fall ihre volle Berechtigung, und man freut sich der prächtigen Wiedergabe der zum großen Teil vom Verfasser selbst gemachten photographischen Aufnahmen, wie überhaupt die Ausstattung des Buchs besonderes Lob verdient.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Ich und Du. Tiere und Menschen abseits vom Wege. Von Jürgen Uhde. Oldenburg i. O., o. J. Schulzesche Hofbuchdruckerei und Verlagsbuchhandlung. 150 S.

Dieses kleine Büchel tritt nicht gerade ohne Anspruch auf. Aber da man aus der einleitenden Biographie das Alter des Autors — 24 Jahre — erfährt, so ist alles erklärt und — berechtigt. Es gibt etwas Landschaft in dem grünen Heftchen, etliches Getier (Pferd, Hund, Eule, Fuchs — dieses das schönste Stück) und viel Ich. Aber: Uhde hat etwas zu sagen, und seine junge eitle Männlichkeit ist geradezu liebenswert. Sein „Du" sagt er bis jetzt eigentlich nur zum Tier; den Menschen hat er — 24! — schon verloren... Wenn er den wiedergefundenen haben wird, wird er sicher mehr und Größeres zu sagen haben.

Berlin — Kurt Münzer

„Mecker nich'!" Von Rumpelstilzchen. Berlin, Brunnen-Verlag Karl Windler. 398 S. M. 5,– (7,50).

Mit den teils gehässigen, teils neckischen Produkten des Außenseiter-Journalisten „Rumpelstilzchen" habe ich mich, Gott sei's geklagt, schon einmal befassen müssen (siehe den Aufsatz „Fixierter Journalismus", L. E. XXIX, 24).

Nun, er ist der Alte geblieben: der betrübte Lohgerber, der seinen mit der Monarchie fortgeschwommenen Fellen, lies: Vorrechten, nachweint. Seine Weltanschauung heißt Ärger, sein sozusagen Witz Antisemitismus, seine Sprachform ist Schimpfen, sein relativer Erfolg beruht auf der ihm weiter nicht schwer fallenden Anpassung an das bescheidene geistige Niveau seiner Leser.

Er wirkt, bei seinen Leuten, durch eine gewisse tumbe Suada, durch ein geistig-schlichtes Temperament. Nur seine sozusagen Witze sind ausgekocht und raffiniert auf Wirkung berechnet: auf Aufpeitschung uralter, kaum verdrängter Rasseninstinkte.

Das ist Rumpelstilzchens goldiger Humor, der im dunkelsten Deutschland einen trüben Widerhall findet.

Rumpelstilzchen erhebt den kecken Anspruch, seine berliner Plaudereien, seinen Wochenplausch, in dem er sich über Gott und Welt, Juden und Christen, Bubiköpfe und Schieber aufregt, als Buch, das heißt als Literatur gewertet zu wissen. Es ist aber bestenfalls gefrorener Journalismus – und keineswegs hervorragender. Eine Kulturgeschichte der Zeit? Ach Gott. Eher ein Museum von Vergänglichkeiten. Er unterhält seine Leser mit Räubergeschichten von ostjüdischen Schiebern und sozialistischen Revolutionsgewinnlern. Der wahre Kern wird scheußlich aufgetrieben und mit tödlich langweilender Wiederkehr hervorgeholt. Aber milde verschweigt er, was an Hochstaplern, Industrierittern und selbst politischen Mördern aus den Kreisen hervorging, die ihm gesinnungsnah sind.

Ich glaube, er käme in tödlichste Verlegenheit, müßte er seine sehr allgemeinen Angriffe näher belegen oder gar beweisen. Ich glaube, daß sein persönlicher Groll ihn fortreißt, als Außenseiter fast verantwortungslos zu schreiben, ohne jede höhere Gerechtigkeit, die den Mann der Öffentlichkeit auszeichnen soll. Er ist ganz seinem Haß, seinen persönlichen Gefühlen hingegeben. Und dennoch ist auch er nicht problemlos – nur seine leichten Plauschereien sind völlig problemlos. Denn dieser blind Wütige hat hin und wieder lichte Momente, in denen das Selbstverständliche sogar ihm nicht mehr verborgen bleibt, und in denen er Künstler beinahe mit Verständnis betrachtet und, man denke, sogar Leistungen von Juden lobt! Im großen ganzen aber bleibt er ein Fossil, das staunend in einer völlig fremden, unbegriffenen Zeit steht.

Berlin — Leo Rein

Der Klabautermann. Von Aksel Sandemose. Deutsch von Niels Hoyer. Berlin 1928, Safari-Verlag. 222 S.

Der Däne Sandemose, dessen Erstling dieses Buch ist, ist einer von denen, die die Literatur lebendig, blutvoll, zeitnah machen sollen: er war Kontorist und Segelfahrer durch die ganze Welt, er war Lehrer und Tagelöhner, und er hat gerade Torf gestochen, als J. V. Jensen ihn entdeckte und der lesenden Welt vorstellte. Also werden seine Bücher das Leben selbst sein, das wilde romantische, das harte herrliche.

Zuerst schreibt er sich den tiefsten Rausch vom Herzen: das Meer. In den Rahmen der Klabautermann-Legende spannt er einen Roman von Mensch und Schiff. Das ist bei ihm Einheit und Schicksalverbundenheit. Nur auf einem Segelschiff, auf dem Atlantik ist dieser Ausbruch von Leidenschaft möglich. Bei diesem kühnen Dichter ist Schiff, ist See nicht Hintergrund, Milieu, Dekoration: sie sind das Schicksal...

Ein Schiffer entführt ein schon geschwängertes Mädchen auf seinen Frachtkahn, und nun: Hölle, Orgien von Haß, Mordsucht. Ein Kind wächst in dem Chaos der Leidenschaften heran; alles, was Mensch ist, versagt großartig; aber das Meer ist richtende Gottheit, es vernichtet vom Mast bis zur Ratte das Lebendige, und nur der Geist schreckt weiter das Kommende. Das ist mit Mut ohnegleichen erzählt, mit einer Kraft der Darstellung, die im Norden nicht einmal selten ist, mit der Kürze, die allein das Grauen bändigt. Der Roman selbst wird wie Legende, so daß noch das Unglaubhafte die Wahrheit des Gleichnisses bekommt. → Weitere Bücher des Dichters sind in Aussicht gestellt: wir sind ungeduldig.

Berlin — Kurt Münzer

Nachrichten

Todesnachrichten. Heinrich Federer ist am 29. April im Alter von 61 Jahren in Zürich einer Herzschwäche erlegen, die durch eine Blinddarmoperation verursacht worden war. Er war am 27. Oktober 1866 in Brienz im Kanton St. Gallen geboren, war Priester geworden, hatte aber infolge asthmatischer Beschwerden auf die Ausübung seines priesterlichen Berufs Verzicht leisten müssen. Schriftstellerisch war er mit einem Schlage bekannt geworden durch den Preis, den er im Preisausschreiben von „Velhagen & Klasings Monatsheften" mit seiner Novelle „Vater und Sohn im Examen" erhielt. Seit diesem ersten Erfolg hat Federer eine Anzahl von Büchern veröffentlicht, die ihn in die erste Reihe der schweizerischen Erzähler stellen und in ihrem an Gottfried Kellers Schreibweise geschulten Stil und ihrer streng katholischen Weltauffassung bleibende Werte beanspruchen. Neben seinem Buch über „Franz von Assisi" sind in erster Linie zu nennen „Berge und Menschen", „Jungfer Theres", „Lachweiler Geschichten", „Umbrische Geschichten" und sein wahrscheinlich bedeutendstes Buch, für das er den Gottfried Keller-Preis erhielt, „Papst und Kaiser im Dorf".

Christine Touaillon ist am 15. April nach kurzem Krankenlager im Alter von 50 Jahren gestorben. Die „Literatur" beklagt in ihrem Heimgang den Verlust eines ihrer wertvollsten, sachkundigsten und treuesten Mitarbeiter. Zu der Aufgabe, den deutschen Frauenroman in unserer Zeitschrift zu beurteilen, war Christine Touaillon durch ihr grundlegendes Werk „Der deutsche Frauenroman im 18. Jahrhundert" in hervorragendem Maße berufen. Sie hat sich dieser Aufgabe Jahre hindurch in ihrer streng gewissenhaften Art unterzogen, die von liebenswürdiger Darstellungsgabe unterstützt war.

Friedrich Bartels ist nach einer Meldung vom 15. April im Alter von 51 Jahren in Leipzig gestorben. Er entstammte einer norddeutschen Bauernfamilie und hat in seinen Dichtungen über das Maß des Heimatdichters hinaus seine Stammeseigenart treu zum Ausdruck gebracht. Es liegen eine Reihe von Dramen aus seiner Feder vor, von denen

kaum eines die Bühne dauernd erobert hat, die aber doch alle von Gestaltungskraft und Weltschau zeugen: „Die schiefmäulige Almuth“ (1903), „Herzog Widukind“ (1905), „Freie Menschen“ (1911), „Burg Weibertreu“ (1913) und „Gustav Adolfs deutsche Sendung“ (1925).

Christian Schmitt, der sich als elsässischer Lyriker einen guten Namen gemacht hat, ist am 28. April in Karlsruhe gestorben. Er hatte sich nach Karlsruhe zurückgezogen, nachdem ihm, dem für Deutschland Begeisterten, das Leben im Elsaß unerträglich geworden war. Er war 1865 in Geudertheim geboren und hatte im Jahre 1893 als junger Lehrer den „Alsabund“, eine Vereinigung von Freunden elsässischer Literatur, ins Leben gerufen und die Zeitschrift „Erwinia“ des Bundes selbst geleitet. Seine ersten Gedichte „Alsalieder“, denen eine Reihe weiterer Bändchen folgte, wurden von führenden Dichtern wie Heyse und Greif aufs beste willkommen geheißen.

Arthur Seidl ist nach einer Meldung vom 13. April im Alter von 65 Jahren in Dessau gestorben, wo er von den Jahren 1903 bis 1918 als Dramaturg am Hoftheater gewirkt hatte. Seit 1904 gehörte er dem Lehrkörper des leipziger Konservatoriums an. Seit 1917 redigierte er die von Richard Strauß begonnene Sammlung „Die Musik“. Seine musikdramatischen Arbeiten haben die Schätzung der Kenner gewonnen.

Marie Luise Gräfin Wengersky ist nach einer Meldung vom 11. April in Bayreuth gestorben. Sie stand dem Wagner-Kreis nahe und hat sich auch als Romanschriftstellerin hervorgetan.

François de Curel ist in Paris im Alter von 74 Jahren, an seinem Schreibtisch sitzend, von einem Herzschlag dahingerafft worden. Er entstammte einer lothringer Großindustriellenfamilie, die 1871 für Frankreich optiert hatte, und wohnte bis 1911 in einem Schlößchen bei Metz, Gondreville in Vigy. Curel hat unter den Dramatikern des zeitgenössischen Frankreichs eine höchst angesehene und sympathische Stellung eingenommen. Er wußte dem Thesenstück Stimmungsgehalt mitzuteilen. Unter seinen Dramen, die lange Jahre hindurch für das pariser Theater maßgebend wurden und auch vielfach auf deutschen Bühnen aufgeführt sind, sind „La figurante“, „L'envers d'une Sainte“, „Les fossiles“, „L'amour brode“, „Danse devant le miroir“ zu nennen. Im „L. E.“ XIII, 1069 ist aus der Feder von Fritz Schotthöfer eine eingehende und wertvolle Studie über François de Curel veröffentlicht worden, der Curel eine autobiographische Skizze beigegeben hat.

Boris Lwowitsch Modsalewskij, der russische Literarhistoriker und Leiter des Puschkin-Hauses in Leningrad, ist im Alter von 54 Jahren an den Folgen einer schweren Sklerose verschieden. Von Fach Jurist, wandte er sich früh der heimatlichen Literaturgeschichte zu, in der in erster Reihe die Puschkin-Epoche seine Spezialität wurde und zu deren besten Kennern er gehörte. Das Puschkin-Haus, dem er seit der Gründung durch die Akademie der Wissenschaften vorstand und dessen sämtliche Veröffentlichungen er redigiert hat, verdankt seinen glänzenden Aufstieg zum großen Teil der unermüdlich aufopfernden Tätigkeit des Verschiedenen. Modsalewskij hat keine großen Werke hinterlassen, aber aus seiner Feder stammen unzählige Einzelstudien, Kommentare und kleine Aufsätze zur russischen Literaturgeschichte — berühmt in dieser Richtung ist seine Kartothek von zirka einer Million Zetteln von bleibendem Wert. Seine Bibliographie umfaßte 1924, als sein 25jähriges Schriftstellerjubiläum gefeiert wurde, zirka 650 Nummern. (P. E.)

* * *

Helene Lange ist zu ihrem 80. Geburtstag die silberne Staatsmedaille für Verdienste um den Staat überreicht worden.

Theodor Däubler wurde durch den griechischen Gesandten das Komturkreuz des griechischen Erlöserordens übergeben.

Die Republik Guatemala hat den kürzlich in Paris verstorbenen Dichter Enrique Gomez Carillo in einem Mayagrab, d. h. mit königlichen Ehren beisetzen lassen.

Zur Feier des 50. Geburtstages von Peter Dörfler hat der Verlag des Autors Jos. Kösel & Fr. Pustet (München) das von Professor Ferdinand Staeger gemalte Ölbildnis Dörflers angekauft und dem Dichter zum Geburtstag geschenkt. Der Verlag gibt außerdem einen Almanach „Peter Dörfler zum 50. Geburtstag“ heraus.

Der Adalbert-Stifter-Preis für hervorragende, 1926 oder 1927 entstandene Arbeiten deutscher, der Tschechoslowakei entstammender Dichter ist Robert Michel für seinen Roman „Jesus im Böhmerwald“ zuerkannt worden.

Der „Prix international d'art et de littérature“ (Brüssel) wurde Richard Huelsenbeck für seine Komödie „Hauptsache ist“ überwiesen.

Die Zeitschrift „Das deutsche Theater“ (Verlag Baedeker, Essen) kündigt in Gemeinschaft mit dem Stadttheater in Bochum ein Preisausschreiben an, in dem für das beste unaufgeführte deutsche Drama des Jahres ein Preis von 1500 Mark ausgesetzt wird. Für das preisgekrönte Werk ist in Bochum die Aufführung vorgesehen. An der Spitze der Preisrichter steht Wilhelm Schmidtbonn.

Zum Nachfolger des Generalsekretärs Gerst des Bühnenvolksbundes wurde der Leiter des westdeutschen Bühnenvolksbundes in München-Gladbach T. Hüpgens gewählt.

Arthur Eloesser ist aus seiner Tätigkeit als geschäftsführender Direktor des Schutzverbandes deutscher Schriftsteller ausgeschieden. Zu seinem Nachfolger wurde Max Freyhan gewählt. Den Vorsitz des Schutzverbandes führen nach den Neuwahlen Walter von Molo und Arnold Zweig.

In den Vorstand der Kleist-Stiftung ist an Stelle des nach Wien übergesiedelten Heinrich Eduard Jacob Lutz Weltmann gewählt worden. Vertrauensmann für das Jahr 1828 ist Hanns Henny Jahnn (Hamburg 37, Rothenbaumchaussee 187), an den alle Bewerbungen um den Kleist-Preis zu richten sind.

Für den besten oberschlesischen Heimatroman ist ein Preis von 20 000 Mark ausgesetzt worden. Treuhänder ist der Schutzverband deutscher Schriftsteller. Preisrichter Walter von Molo und Alfred Döblin.

Friedrich Grieses Roman „Winter“ ist von der Firma Longmans Green & Co. Ltd., London, für England und Amerika und von de Spieghel Verlag in Amsterdam für Holland erworben worden.

* * *

In Molmerschwende, dem Harzdörfchen, in dem vor 180 Jahren der Dichter Gottfried August Bürger geboren wurde, ist eine „Bürger-Gemeinde“ gegründet worden, die es sich zum Ziel setzt, ein Bürger-Museum zu schaffen und Bürgers Werke in der Gemeinde zu verteilen. Eine Gedenkfeier ist für den 29. Juli geplant.

* * *

Das faschistische Schriftsteller- und Autoren-Syndikat hat mit der „Società Italiana Del Teatro Drammatico“ einen Vertrag abgeschlossen, wonach die Zahl der einzuführenden

ausländischen Stücke zugunsten der inländischen Produktion beschränkt und kontrolliert werden wird.

Von der umfassenden „Tolstoj-Biographie" N. N. Gußjews, die das moskauer Tolstoj-Museum herausgibt, ist der zweite Band erschienen, der die Jahre 1862—1877 umfaßt. In den Hauptkapiteln werden das Entstehen von „Krieg und Frieden", der Volksfibel, „Anna Karenina" und der nachfolgende religiöse Umschwung behandelt. Angefügt sind zahlreiche Ergänzungen zu Band I.

Der leningrader Verlag „Academia" gibt eine Sammlung Kleistscher Novellen in russischer Übersetzung heraus. Als erstes Bändchen ist „Michael Kohlhaas" in der Übertragung von Grigorij Petnikoff mit einem einleitenden Aufsatz von W. M. Shirnamskij erschienen. Ein Originalholzschnitt von A. Krawtschenko schmückt die Ausgabe. — Von den „Gesammelten Werken Stefan Zweigs", die der Verlag „Wremja", ebenfalls in Leningrad, herausgibt, erschien bereits der fünfte Band.

Die von dem verstorbenen Walerij Brjussoff hinterlassene russische Übersetzung des I. Teils des Goetheschen „Faust" ist im Russischen Staatsverlag, Moskau, in der Serie „Russische und Weltklassiker" in gediegener Ausstattung erschienen. Die Redaktion sowie die zahlreichen Kommentare besorgten die Volkskommissare A. W. Lunatscharskij und A. G. Gabritschewskij; aus der Feder des ersteren stammt auch der einleitende Aufsatz „Doktor Faust", während Gabritschewskij das Thema „Goethe und Faust" behandelt. Die Ausgabe ist in einer Auflage von 4000 Exemplaren gedruckt. Brjussoff hatte auch die Übersetzung des II. Teils fertiggestellt, doch ist dessen Druck wohl kaum in nächster Zeit zu erwarten.

Eine bisher unbekannt gebliebene Korrespondenz Prosper Mérimées mit dem russischen Bibliophilen und Bibliographen Ssergej A. Ssobolewskij veröffentlicht und interpretiert Winogradoff in einem reich mit Bildnissen und Faksimiles geschmückten Bande (Verlag „Mosk. Chudoschestwennoje Isdatelstwo"), der neues Licht auf die Beziehungen des französischen Schriftstellers zu Rußland wirft. Ein Anhang bringt auch einige bisher unveröffentlichte Briefe von Adam Mickiewitsch an den ihm befreundeten Ssobolewskij.

Eine Konferenz der russischen Puschkin-Forscher hat in Moskau stattgefunden, welche sich vorwiegend mit der Ausarbeitung eines Programms für die in Angriff zu nehmende Gesamtausgabe der Werke Puschkins befaßte. Als Hauptredakteur wird Professor N. N. Ssakulin zeichnen, und ihm zur Seite wird ein ganzer Stab bekannter Puschkin-Forscher stehen. Die neue Ausgabe ist auf 15 Bände mit je zirka 400 Druckseiten berechnet, von denen ungefähr die Hälfte auf die Kommentare fallen sollen.

Überreich an Kommentaren ist auch die neueste Publikation des Puschkin-Hauses, die den vor kurzem aufgefundenen Briefwechsel Puschkins mit Frau E. Chitrowo aus den Jahren 1827 bis 1832 bringt (Verlag der Akademie der Wissenschaften, Leningrad). Die französisch geschriebenen Briefe mit der russischen Übertragung nehmen nur ein Achtel des 400 Seiten starken Bandes ein; den Rest füllen Aufsätze über französische Literatur, Politik und Orthographie, ferner den polnischen Aufstand. (P. E.)

* * *

Die Deutsche Schiller-Stiftung in Weimar veröffentlicht soeben ihren vom Generalsekretär Heinrich Lilienfein bearbeiteten 68. Jahresbericht. Auch das Jahr 1927 hat die Stiftung einer unverminderten Notlage in den Kreisen ihrer Schützlinge, der deutschen Dichter und Schriftsteller, gegenübergestellt. Sie dankt es nur der verständnisvollen Hilfe der amtlichen Stellen und einiger Freunde im In- und Ausland, daß sie ihrer weitreichenden Aufgabe in begrenztem Maße gerecht werden konnte, denn der Ertrag ihres einst stattlichen Vermögens ist verschwindend gering, der Wiederaufbau muß sich, nur in bescheidenster Weise möglich, über viele Jahre hindehnen. Das Reich und die Regierungen fast sämtlicher Länder erneuerten ihre Unterstützung. Der preußische Minister für Volkswohlfahrt erteilte wie für 1926, so auch für 1927 die Genehmigung zu einer öffentlichen Geldlotterie mit einem Reingewinn von 30000 Mark. Die Reichs-Rundfunk-Gesellschaft m. b. H. Berlin bedachte die Stiftung mit einer bemerkenswerten Spende, die auf Anregung des Preisgerichts aus den nicht verliehenen Preisbeträgen eines Ausschreibens überwiesen wurde. — Die Gesamtsumme der im Berichtsjahr aus der Zentralkasse verteilten Zuwendungen betrug rund 54000 Mark (gegen 43 300 Mark im Jahre 1926 und 91 800 Mark im Jahre 1914). Aus der Ernst-Keil-Stiftung wurden nach den Beschlüssen der Schiller-Stiftung durch den Rat der Stadt Leipzig zur Hälfte an ältere, zur Hälfte an jüngere, aufstrebende, hervorragend begabte Schriftsteller und Schriftstellerinnen 4125 Mark verteilt. — Die am 9. September im Schiller-Haus zu Weimar abgehaltene jährliche Generalkonferenz des Verwaltungsrats beschäftigte sich außer mit laufenden Angelegenheiten mit der Neufassung der Satzungen, die soweit gediehen ist, daß sie einer im Jahr 1928 einzuberufenden außerordentlichen Generalversammlung zur Beschlußfassung wird unterbreitet werden können; ferner wandte sich die Konferenz mit einer Kundgebung gegen die Überfremdung der Bühne und des Büchermarkts durch ausländische Werke an die zuständigen Reichsstellen und die Öffentlichkeit.

Königliche Italienische Universität für Ausländer in Perugia. Das nächste Schuljahr 1928 an der Königlich Italienischen Universität für Ausländer in Perugia beginnt am 1. Juli. Die Lehrkurse sind in drei Gruppen eingeteilt: Lehrkursus über das 17. Jahrhundert. Vortragende: S. E. Emilio Bodrero, Vittorio Rossi, Paolo Arcani, Romolo Caggese, Arduino Colasanti, J. B. Supino, Antonio Munoz, Giovanni Gentile, Antonio Garbasso, Arrigo Solmi, Pio Emanuelli, Roberto Almaglà und Guido Bortolotto. Lehrkursus über Etrüskologie. Vortragende: Bartolomeo Nogara, Alfredo Trombetti, Pericle Ducati, G. Q. Giglioli, Fabio Frassetto, Giulio Buonamici. Lehrkursus über Italien der Gegenwart. Vortragende: S. E. Giuseppe Bottai, Luigi Rava, S. E. Amedeo Giannini, Enrico Ferri, Innocenzo Cappa, Padre Agostino Gemelli, A. V. Vecchi, Generale Verduzio, F. T. Marinetti. — Ferner werden S. E. Pietro Fedele, der Minister für öffentlichen Unterricht, und Luigi Pietrobono Vorlesungen über Dante abhalten. Ausländer, die in den Gruppen für Franzosen, Spanier, Engländer und Deutsche eingeschrieben sind und den gewöhnlichen wie auch regelmäßigen Lehrkursen der Sprache, Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte gefolgt sind, erlangen nach der Schlußprüfung das Recht auf das Diplom für Befähigung zum Unterricht der italienischen Sprache im Ausland. Ausländern, die keine Vorkenntnisse der italienischen Sprache besitzen, wird Gelegenheit geboten, in wenigen Tagen durch Belegung eines originellen theoretisch-praktischen Vorbereitungskursus, geleitet von Professor Guarnieri von der Universität in Amsterdam, sich die Sprachkenntnisse in solchem Maße anzueignen, um auch von den übrigen Lehrkursen Vorteile zu ziehen.

Die „Gesellschaft für Theatergeschichte E. V. 1902" hielt in Berlin am 29. April ihre Hauptversammlung ab. Aus dem Jahresbericht des Sekretärs Hans Knudsen ging hervor, daß die Gesellschaft, ohne den Beitrag von 10 M.— zu erhöhen, nun wieder zwei umfangreiche Bände im Jahre ausgibt, und daß in diesem Jahr die schon angekündigte Zeitschrift für Theatergeschichte unter dem Titel „Neues Archiv für Theatergeschichte" erscheinen wird. Den Festvortrag hielt H. H. Borcherdt (München) über „Theater und bildende Kunst im Wandel der Zeiten". Bei dem gemeinsamen Festessen wurden wieder eine Anzahl theatergeschichtlicher Privatdrucke verteilt.

* * *

Zu dem Aufsatz von Guido K. Brand (S. 511): das Buch „Esprit und Geist. Versuch einer Wesenskunde des Deutschen und des Franzosen" von Eduard Wechßler ist im Verlag von Velhagen & Klasing, Bielefeld 1927 erschienen.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Altalena. Richter und Narr. Roman. München 1928, Meyer & Jessen. 382 S. M. 6,— (7,50).

Blunck, Hans Friedrich. Gewalt über das Feuer. Eine Sage von Gott und Mensch. Jena 1928, Eugen Diederichs. 226 S. M. 5,— (7,50).

Böhlau, Helene. Die kleine Goethemutter. Roman. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 212 S. Geb. M. 5,—.

Dörfler, Peter. Die Schmach des Kreuzes. Roman. Bd. II. München 1928, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 461 S. M. 6,— (8,—).

Eidlitz, Walther. Kampf im Zwielicht. Eine Dichtung. Wien 1928, Paul Zsolnay. 55 S.

Eulenberg, Herbert. Casanovas letztes Abenteuer und andere erotische Begebenheiten. Dresden 1928, Carl Reißner. 247 S. M. 4,50 (6,—).

Fontana, Oskar Maurus. Gefangene der Erde. Roman. Berlin 1928, Th. Knaur Nf. 316 S. Geb. M. 2,85.

Forbes-Mosse, Irene. Don Juans Töchter. Drei Novellen. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 332 S. Geb. M. 7,50.

Goll, Iwan. Der Mitropäer. 2. Aufl. Roman. Basel, Rhein-Verlag. 243 S.

Graf, Oskar Maria. Die Heimsuchung. Roman. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nf. 304 S. M. 5,— (6,75).

Harbou, Thea von. Spione. Roman. Berlin 1928, August Scherl G. m. b. H. 227 S. M. 3,— (5,—).

Hollander, Walther von. Jetzt oder nie. Roman. Berlin 1928, Ullstein. 267 S. M. 3,— (4,50).

Meebold, Alfred. Irrmannsdorf. Roman. Basel 1927, Rudolf Geering. 270 S. Geb. M. 4,—.

Morgan, Paul. Stiefkind der Grazien. Tagebuch eines Spaßmachers. Mit vielen Zeichnungen von George G. Kobbe. Mit einem Vorwort von Max Pallenberg. Berlin 1928, Universitas Deutsche Verlags-A.-G. 294 S.

Rombach, Otto. Der Brand im Affenhaus. Novellen. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 304 S. M. 4,— (5,50).

Roth, Joseph. Zipper und sein Vater. München 1928, Kurt Wolff. 264 S. Geb. M. 6,50.

Schaffner, Jakob. Föhnwind. Novellen. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. 304 S. M. 4,20 (6,50).

Schücking, Levin. Luther in Rom. München 1928, Paul Müller. 509 S. Geb. M. 6,50.

Seidel, Willy. Der neue Daniel. Roman. München 1928, Albert Langen. 277 S. M. 5,— (7,—).

Stehr, Hermann. Das Abendrot. Novellen. 6. bis 8. Tauf. Berlin 1928, Horen-Verlag. 377 S.

Zwei-Mark-Bücher. Josef Magnus Wehner, Die Hochzeitskuh. Roman einer jungen Liebe. 236 S. — Rudolf Baumgardt, Der Kardinal. 172 S. — Richard Lemme, Der Werwolf. 223 S. — Nikolaus Schwarzkopf, Greta Kunkel. 224 S. — Silvio di Casanova, Hertha. Mystische Elegien. 221 S. — München 1928, Georg Müller.

* * *

Dreiser, Theodore. Jennie Gerhardt. Roman. Deutsch von Alfons Matthias Muese. Wien 1928, Paul Zsolnay. 548 S.

Ebermayer, Erich. Anton in Amerika. Roman nach Reinhold Solger. Frei bearbeitet. Berlin 1928, J. M. Spaeth. 314 S. M. 4,— (6,—).

Ferber, Edna. Die Mädchen. Roman. Deutsch von Gertrud von Hollander. Hamburg, Gebr. Enoch. 344 S. Geb. M. 7,50.

Lewis, Sinclair. Mantrap. Deutsch von Franz Fein. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 308 S. M. 5,— (8,—).

Tauchnitz Edition. Vol. 4823. Arnold Bennett, The woman who stole everything. 304 S. — Vol. 4824. E. Phillips Oppenheim, Prodigals of Monte Carlo. 286 S. — Vol. 4825. D. H. Lawrence, England, my England. 271 S. — Vol. 4826. Joseph Conrad, The Shadow Line. 262 S. — Leipzig 1928, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Bérence, Fred. Eine alltägliche Geschichte. Roman. Deutsch von Rosa Breuer-Lucka. Wien 1928, Paul Zsolnay. 155 S.

Bibesco, Marthe. Catherine — Paris. Roman. Deutsch von Käthe Illch. Wien 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchh. 365 S. M. 4,25 (6,—).

Cendrar, Blaise. Moravagine. Roman. Übersetzt von L. Radermacher. München 1928, Georg Müller. 275 S.

Colette, Die Fessel. Roman. Deutsch von Erna Redtenbacher. Wien 1928, Paul Zsolnay. 297 S.

Lenormand, H. R. Dissonanz. Novellen. Deutsch von Rosa Breuer-Lucka. Wien 1928, Paul Zsolnay. 157 S.

Maran, René. Dschuma. Ein Negerhund. (Die Seele Afrikas, Bd. II.) Deutsch von Claire Goll. Basel, Rhein-Verlag. 279 S.

Mauriac, François. Die Tat der Therese Desqueyroux. Roman. Deutsch von G. Cramer. (Romane des jungen Frankreich.) Leipzig 1928, Insel-Verlag. 186 S.

Maurois, André. Ariel oder Das Leben Shelleys. Deutsch von Karl Lerbs. (Romane des jungen Frankreich.) Leipzig 1928, Insel-Verlag. 387 S.

Meric, Victor. Die Vergnügten. Roman. Deutsch von Emil Straßberg. Berlin, Th. Knaur Nf. 256 S. Geb. M. 2,85.

Morand, Paul. Der lebende Buddha. Roman. Deutsch von Th. Mutzenbrecher. (Romane des jungen Frankreich.) Leipzig 1928, Insel-Verlag. 283 S.

Unamuno, Miguel de. Die Agonie des Christentums. Deutsch von Otto Buek. (Gesammelte Werke.) München 1928, Meyer & Jessen. 184 S. M. 5,— (6,—).

Ammers-Küller, Jo van. Der stille Kampf. Deutsch von Else Otten. Leipzig, Grethlein & Co. 244 S. Geb. M. 5.50.

Heidenstam, Verner von. St. Georg und der Drache und anderes. Aus dem Schwedischen von Ilse Meyer-Lüne. München 1928, Albert Langen. 127 S.

Sandemose, Aksel. Der Klabautermann. Deutsch von Niels Hoyer. Berlin 1928, Safari-Verlag. 222 S. M. 3,50 (5,50).

Siwertz, Sigfrid. Das große Warenhaus. Roman. Aus dem Schwedischen von A. F. Cohn. Lübeck 1928, Otto Quitzow. 326 S.

Frühling und Herbst des Lü-Bu-We. Aus dem Chinesischen verdeutscht und erläutert von Richard Wilhelm. Jena 1928, Eugen Diederichs. 541 S. M. 12.50 (15,–).

Lyrisches und Episches

Groh, Otto Emmerich. Die Lieder an Melitta. Wien 1928, Artur Wolf. 48 S.

Hünefeld, E. G. von. Biblische Gestalten und Gesänge. Bremen 1928, G. A. von Halem A.-G. 70 S. M. 4,20.

Rombach, Otto. Gazettenlyrik. Gedichte eines jungen Journalisten. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 84 S. M. 2,50.

Schreyer, Johannes. Das Sternenlied. Ein Flug durchs All. Pfaffenhofen/Ilm, im Selbstverlag. M. 2,–.

Strauß, Walter. Rädersang und Schienenklang. 25 Lebenslieder der Lokomotive nebst einem einaktigen Festspiel. Mit 26 Originalzeichnungen von Jos. Danilowitz. Berlin 1928, Reimar Hobbing. 171 S.

Zoozmann, Richard. Lobet den Herrn. Altchristliche Kirchenlieder und geistliche Gedichte. Lateinisch und deutsch. München 1928, Georg Müller. 965 S. Geb. M. 15,–.

Dramatisches

Fox. Die Liebeswette. Ein Singspiel in drei Akten. Berlin, Frank Vandré. 79 S.

Literaturwissenschaftliches

Benda, Oskar. Der gegenwärtige Stand der deutschen Literaturwissenschaft. Eine erste Einführung in die Problemlage. Wien 1928, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G. 66 S. M. 2,50.

Clivio, Josef. Lessing und das Problem der Tragödie. (Wege zur Dichtung Bd. V.) Horgen-Zürich 1928, Verlag der Münster-Presse. 164 S.

Peter Dörfler zum 50. Geburtstag. Ein Almanach. München 1928, Jos. Kösel & Fr. Pustet. 130 S. M. 1,20.

Frost, Walter. Hegels Ästhetik. München 1928, Ernst Reinhard. 121 S. M. 4,–.

Holitscher, Arthur. Mein Leben in dieser Zeit. (Der „Lebensgeschichte eines Rebellen" II. Bd.) 1907–1925. Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 245 S. M. 5,– (7,–).

Kaden-Bandrowski, Julius. Polnische Literatur. Strömungen und Gestalten. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 33 S.

Könnecke, Gustav. Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelhausens. Herausgeg. im Auftrag der Gesellschaft der Bibliophilen von J. H. Scholte. Bd. II. Weimar 1928, Gesellschaft der Bibliophilen. 370 S.

Krießbach, Erich. Die Trauerspiele in Gottscheds „Deutscher Schaubühne" und ihr Verhältnis zur Dramaturgie und zum Theater ihrer Zeit. Halle a. S. 1928, Max Niemeyer. 184 S.

Rocker, Rudolf. Die Sechs. Dichter und Rebellen. (Eine neue Schriftreihe Bd. VII.) Berlin 1928, Verlag „Der Syndikalist". 176 S. M. 1,80 (3,–).

Spael, Wilhelm. Publizistik und Journalistik und ihre Erscheinungsformen bei Joseph Görres (1798–1814). Köln 1928, Gilde-Verlag G. m. b. H. 91 S.

Styra, Ambros. Franziskus von Assisi in der neueren deutschen Literatur. Breslau, Otto Borgmeyer. 182 S. M. 6,– (7,50).

Verschiedenes

Benrubi, J. Philosophische Strömungen der Gegenwart in Frankreich. Leipzig 1928, Felix Meiner. 529 S. M. 28,– (31,—).

Bonn, M. J. Befreiungspolitik oder Beleihungspolitik? Berlin 1928, S. Fischer. 139 S. M. 3,50.

Decsey, Ernst. Die Spieldose. Musiker-Anekdoten. Gesammelt und erzählt. (Musikalische Volksbücher.) Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nf. 187 S. M. 3,– (4,–).

Die kleine Passion Albrecht Dürers. Hamburg 1928, Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung. 47 S.

Friedländer, Paul. Platon. Eidos – Paideia – Dialogos. (Platon I.) Berlin 1928, Walter de Gruyter & Co. 278 S. M. 12,50 (14,50).

Haß, Hermann. Bismarck. Selbstzeugnisse zu Bauerntum und Natur. Jena 1927, Eugen Diederichs. 84 S.

Hellmund, Heinrich. Das Wesen der Welt. Bd. I/III. 2. Auflage. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 388, 528, 424 S. Geb. M. 36,—.

Herrmann, Ala. Die schwarze Blume. Buchschmuck von Christl Weißenberg und Bernh. Sommermeyer. Leipzig, Franz Schneider. 144 S. Geb. M. 3,50.

Hildenbrandt, Fred. Die Tänzerin Valeska Gert. Mit 27 ganzseitigen Bildern. Stuttgart 1928, Walter Hädecke, 138 S.

Johst, Hanns. Ich glaube! Bekenntnis. München 1928, Albert Langen. 112 S. M. 3,– (5,–).

Koerber, Lenka von. Meine Erlebnisse unter Strafgefangenen. Mit 8 Aufnahmen der Verfasserin. Stuttgart 1928, Walter Hädecke. 149 S.

Lasker, Emanuel. Die Kultur in Gefahr. Berlin 1928, Siedentop & Co., Verlag, G. m. b. H. 64 S. M. 2,–.

Löbel-Franzensbad, Josef. Haben Sie keine Angst! Vierzig Kapitel optimistischer Medizin. Leipzig 1928, Grethlein & Co. 241 S.

Ludwig, Emil. Der Menschensohn. Geschichte eines Propheten. Mit 15 Zeichnungen von Rembrandt. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 273 S. M. 4,80 (8,–).

Maeder, A. Die Richtungen im Seelenleben. Zürich 1928, Rascher & Cie. 167 S.

Mühsam, Erich. Sammlung. 1898 bis 1928. Berlin 1928, J. M. Spaeth. 353 S. M. 5,50 (8,–).

Mungenast, E. M., Asta Nielsen. Mit 27 Bildern. Stuttgart 1928, Walter Hädecke. 157 S.

Musenalmanach Breslauer Studenten. Herausgeg. von Ludwig Böer unter Mitwirkung von Walther Jantzen und Gerhard Reckzeh. Breslau. 47 S.

Nestriepke, Sigfried. Das Theater im Wandel der Zeiten. Berlin 1928, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 554 S.

Rümann, Arthur. Die illustrierten deutschen Bücher des 18. Jahrhunderts. Stuttgart 1927, Julius Hoffmann. 231 S. Geb. M. 16,–.

Strasser, Karl Theodor. Wikinger und Normannen. Hamburg 1928, Hanseatische Verlags-Anstalt. 216 S.

* * *

Lyons, Eugene. Sacco und Vanzetti. Ihr Leben und Sterben. Deutsch von Sabo. Berlin 1928, Neuer Deutscher Verlag. 239 S. M. 3,– (4,–).

Redaktionsschluß: 5. Mai

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Deutschtum und Romantik

Von Erich K. H. Sander (Braunschweig)

I

Es ist gewiß kein Zufall, daß im 19. Jahrhundert das Studium germanischen Wesens und besonders die Aufrollung der deutschen Frage durchaus in jenem Geisteshauch geschah, der aus den Tagen der Romantiker herweht. Sie, deren bewußte Abwendung von den verknöcherten Methoden rationalistischer Weltbetrachtung gleichbedeutend war mit ihrer gläubigen Hingabe an die magische Seite unseres Daseins, haben gerade mit ihrem schwärmerischen Erkenntnisdrang eins der bestverriegelten Tore aufstoßen, haben einen neuen Erdteil entdecken können in der Welt des Geistes: nie ist der geheimnisvolle Zusammenhang des so oder so begrenzten Einzelmenschen mit der stets unendlichen Natur so tief und klar in seiner widersprüchlichen Eigenart erschaut worden wie damals.

Nun drückt sich aber das Wesen des Menschen am einsichtigsten in seiner Sprache aus. Und die Sprache wiederum ist das ebenso unsichtbare wie unzerreißbare Band, das die Menschen als Volk, als Nation, als Kulturkreis zusammenschließt.

So sind es ganz sachgemäß denn Philologie — und das war im wesentlichen die indogermanische — sowie Nationalhistorie geworden, die den europäischen Geist im 19. Jahrhundert, an erster Stelle den deutschen, als Probleme des Daseins am tiefsten interessierten. Das wird nicht jeder sogleich zugeben wollen. Aber derjenige irrt sich, dem etwa in diesem Augenblick der fabelhafte Aufschwung der praktischen Naturwissenschaft und die unleugbar riesige Ausbreitung der international-materialistischen Weltanschauung als die bezeichnendsten Charaktermale jenes Säkulums erscheinen. Er irrt sich, wie jener Betrachter, der über der wuchtigen Nüchternheit und großzügigen Einfalt eines Wohnhauses im klassischen Baustil vergessen würde, welch edle Pracht und reiche Kultur durchweg die Innenräume schmückte. Der weckende, belebende Hauch romantischer Weltdeutung ist damals doch zu tief in die bis dahin verborgenen Nährschichten menschlichen Daseins und Wirkens gedrungen, als daß er so bald hätte spurlos wieder verwehen können. Noch heute, und gerade heute ist sein Geheimnis lebendig und schöpferisch tätig unter uns, wie jede nähere Vertrautheit mit den Tendenzen heutiger Geisteswissenschaft und unserer Nationalkultur auffällig genug lehrt. Soweit es sich als das mechanistisch-materialistische gebärdete, ist jedenfalls der angebliche Kampf des 19. Jahrhunderts mit dem Geiste der Romantik zweifellos zugunsten des letzteren entschieden worden, mögen auch seine äußeren Gestaltungen und Formungen im Bereich modernen Lebens von den ursprünglichen Wunschbildern oft sehr erheblich abweichen.

II

Die Idee, die der ganzen Romantik zugrunde lag, das eigentliche romantische Prinzip ist wohl am schönsten, d. h. am deutlichsten ausgesprochen worden einmal von Novalis, wenn er sagt: „Indem ich dem Gemeinen einen hohen Sinn, dem Gewöhnlichen ein geheimnisvolles Aussehen, dem Bekannten die Würde des Unbekannten, dem Endlichen einen unendlichen Schein gebe, so romantisiere ich es." Und ferner: „Die Welt muß romantisiert werden. So findet man den ursprünglichen Sinn wieder. Romantisieren ist nichts als qualitative Potenzierung." Alle Wortbilder, die unserem Sprachleben auch heute noch geläufig sind aus jenen Tagen her, alle die Sehnsüchte nach: dem Goldenen Zeitalter, der Blauen Blume, dem Bilde zu Sais — was sind sie schließlich anderes als poetische Draperien für das geheimste Streben romantischer Naturen, den „ursprünglichen Sinn" zu finden in allem, was Menschen interessiert, und das ist nicht zuletzt der Mensch wesentlich selbst!

Diese Sehnsucht nach dem Ursprünglichen hat man leicht und oft verwechselt mit irgendwelch schwärmerischem Rückblick auf verklungene Zeiten vaterländischer Größe; ja, sie selbst hat im Gebrauch der Romantiker sich identifiziert gar mit dem Streben nach vollendeter Humanität, nach künftiger Universalität der Menschennatur, um ein

beliebtes Schlagwort Friedrich Schlegels hierherzusetzen.
Auch in der spezifisch volkheitlichen Ideologie des Deutschen, die um den Beginn des 19. Jahrhunderts ihre pfingstliche Entzündung erfuhr in Fichtes temperamentvollen Reden, klingt der erzromantische Begriff der Ursprünglichkeit, und zwar hier im Sinne volkstümlicher Vereinigung und Verfestigung, immer wieder auf als tragendes Motiv. „In der Nation," heißt es darum in der siebenten Rede, „die bis auf diesen Tag sich das Volk schlechtweg oder Deutsche nennt, ist in der neuen Zeit wenigstens bis jetzt Ursprüngliches an den Tag hervorgebrochen, und Schöpferkraft des Neuen hat sich gezeigt. Jetzt wird endlich dieser Nation durch eine in sich selbst klar gewordene Philosophie der Spiegel vorgehalten, in welchem sie mit klarem Begriff erkenne, was sie bisher ohne deutliches Bewußtsein durch die Natur ward, und wozu sie von derselben bestimmt ist. Und es wird ihr der Antrag gemacht, nach diesem klaren Begriff und mit freier Kunst vollendet und ganz sich selbst zu dem zu machen, was sie sein soll."

III

Bei der Anschauung von deutschem Wesen, die sich dem Romantiker um 1800 bot, gehörte nun allerdings ein wirklich geniales Spürvermögen dazu, etwas von unterscheidender Ursprünglichkeit in diesem Wesen zu erahnen. Denn die jahrtausendelange Überfremdung durch grenzländisches Kulturgut und die intensive Durchmischung mit fremdrassigen Blutsorten, welch beides aus der einzigartigen Herzlage des deutschen Lebensraumes innerhalb eines geschichtlich außerordentlich reich bewegten Erdteils sich sehr gut begreifen läßt, hatten insbesondere die deutsche Sprache und im ganzen überhaupt den deutschen Nationalcharakter verwischt, den letzteren fast bis zur Unbestimmbarkeit.
Aber aus überpersönlichem Bereich und jedenfalls mit einer geradezu rätselhaften Sicherheit und Tragfähigkeit tauchte dennoch die Idee des Deutschen auf, dessen, was man zeitsprachlich als Deutschheit, als deutsches Volkstum anrief, ohne daß es allerdings möglich gewesen wäre, diesem rein formalen Begriff auch schon einen geklärten und vollgewichtigen Inhalt mitzugeben.
Noch heute stehen wir ergriffen vor dieser eigentlichen Epiphania des deutschen Gedankens, die ganz und gar also der Romantik verhaftet ist. Älteste Fernen, unendliche Zukünfte brechen in und mit ihr auf, wie aus einzigem Quellschoß. Was in ihr ans Licht der Welt getreten ist: der hellsichtig gewordene Glaube an die zwar stark verschüttete, in den Grundmauern aber unzerstörte Ursprünglichkeit des deutschen Charakters — was ist er denn schließlich anderes als der reife, bewußte Glaube an die ewige Werdekraft in unserem Volkstum, das hochherzige Jasagen zu der historischen Schattenreihe nationaler Verwandlungen, mit einem Wort: der zur Selbstläuterung aufreizende nationale Züchtungswille! Indem man die Rückkehr zur Ursprünglichkeit, zur Deutschheit erleben wollte als Tat nationalhistorischen Werdens, als volkheitliche Auferstehung, erhob man sich von vornherein über bloße Sentimentalitäten und Theorien und setzte eine allgemeine Schaffensrichtung fest, auf deren Innehaltung auch kommende Geschlechter noch immer verpflichtet sein mußten.
Was zum Jahrhundertbeginn aus Jünglingsmunde gläubig erklang: „An dem Urbilde der Deutschheit, welches einige große vaterländische Erfinder aufgestellt haben, läßt sich nichts tadeln als die falsche Stellung. Diese Deutschheit liegt nicht hinter uns, sondern vor uns", das findet daher ganz naturgemäß am Jahrhundertende ein vervielfachtes Echo, und zwar beim ärgsten Verächter und stärksten Verehrer Deutschlands: „Die Deutschen sind noch nichts, das heißt, sie sind allerlei. Sie werden etwas, das heißt, sie hören einmal auf, allerlei zu sein. Das letzte ist im Grunde nur ein Wunsch, kaum noch eine Hoffnung; glücklicherweise ein Wunsch, auf dem man leben kann, eine Sache des Willens, der Arbeit, der Zucht, der Züchtung."
Über die ganze Zeitspanne hinweg aber leuchten wie mit brennenden Lettern die Worte Lagardes, der als eine der größten Gestalten unserer nationalen Prophetie aufragt aus den letztvergangenen Jahrzehnten: „Das Deutschland, welches wir lieben und zu sehen begehren, hat nie existiert und wird vielleicht nie existieren." Und: „Ich hoffe, es wird niemals jemand einen zufriedenen Deutschen sehen. Daß wir klagen, ist der sicherste Beweis, daß wir leben, wenn anders Leben darin besteht, aus Unzufriedenheit mit der Gegenwart in die Zukunft hineinzuwachsen."

IV

Goethe als der weltgültige Repräsentant des Deutschtums ist es gewesen, der in „Seliger Sehnsucht“ mit seinem Bekenntnis zum Stirb-und-werde! als tiefstem Lebenssinn das Leitwort, die Lautgestalt schuf für jene Idee der Deutschheit, deren Ursprünglichkeitsgehalt sich erschöpft im Werdeerlebnis des Deutschen und überhaupt seiner ganzen Nation. Diese Erfassung oder besser gesagt: Ausdeutung der Verursprünglichung der Nation als aufsteigende Entwicklung ist im innersten Kern ein Akt reiner, geistiger Schau, der den deutschen Volkscharakter in seiner Grundanlage kennzeichnet und schon immer der heimliche Impuls aller unserer geschichtlichen Gestaltwandlungen gewesen ist.

Er beruht auf einer für uns schlechthin gegebenen Naturtatsache, nämlich der blutgebundenen Auffassung, daß das leibhaftig gegebene Dasein in seiner geographisch-historisch erwachsenen Vielspältigkeit sich nicht selber genügen dürfe, daß es Sinn und Wert überhaupt erst hat, indem es sich über sich selbst hinaussteigert und sich in ständigen Vergleich setzt zum Wunschbild seiner möglichen Vollendung, d. h. Ausgeglichenheit. „Wir sind nichts; was wir suchen, ist alles“, heißt der tiefdeutsche Spruch Hölderlins. Auf diesem seelischen Boden erwuchsen denn auch die typischen Merkmale des Deutschen: von pedantischer Nörgelei im Alltag über seine zielstrebig-bereichernde Fremdtümelei bis hinauf zu einem geradezu rauschhaften Patriotismus.

Jener Akt reiner, geistiger Schau aber, wo gewissermaßen „das niedere Selbst mit einem besseren Selbst identifiziert“ wird, entspricht ganz und gar dem Prinzip, wonach die Romantiker die Welt betrachten lehrten. „Romantisieren ist nichts als qualitative Potenzierung“ — niemals kennzeichnete ein Wort die Grundrichtung deutschen Wesens besser als dieser romantische Lehrsatz des Novalis.

V

Nach Bismarcks grundlegendem Werk ist es geradezu zwangsläufig der sogenannte großdeutsche Gedanke geworden im weitesten Begriff, der die Besten der Nation erregt. Der bewußt erstrebte kulturelle Zusammenschluß der hundert Millionen Deutschen in der Welt ist ein ganz gewiß aus Not geborenes Ideal für uns, wenn er auch nicht nur als Reaktion auf gewisse politische Ereignisse der jüngsten Vergangenheit zu buchen ist. Er spricht für den Tieferblickenden eine geschichtsnotwendige Entwicklungsstufe unseres nationalen Werdens aus, das dann in den besonderen Formulierungen der deutschen Grenzberichtigungs- und Kolonialbesitzforderung nur zu den augenblicklich lautesten Tagesfragen aufbricht.

Wie in horizontischem Dämmer aber steigt dahinter das größere künftige Problem einer wahrhaft deutschen Religion auf. Sie wird dem Seelenwirrwarr auf deutschem Lebensraum seit und durch Luther sehr gründlich zu Leibe gehen müssen, um so gründlicher, als die Zahl der Seelen und das Ausmaß der lebenbedingenden Interessenverflechtung sich ganz unvergleichlich vergrößert haben. Denn wo immer und wann immer es zu einem nationalen Zusammenschluß kommen soll unter den Menschen, kann es selbstredend nur auf dem Boden metaphysischer Bindung geschehen und gewährleistet werden. Seit geraumer Zeit bringt unser deutsches Schrifttum aller weltanschaulichen Schattierungen in seinem unverkennbaren Hang zum Überindividuellen, Dämonischen, Mystischen wohl das sicherste Kennzeichen dafür bereits bei, daß diese schicksalhafte Neuorientierung unserer Nation erkannt oder mindestens sicher erfühlt ward.

Angesichts dieser beiden Ideen als der unstreitig geschichtlich wertvollsten unserer Nation gewinnt für uns Heutige das kurze Wort einen unauslöschlichen Glanz, das Wilhelm von Humboldt in den Tagen der Romantiker prägte, als er französische Poesie und Sprache verglich mit unserer vaterländischen. „In Deutschland,“ schrieb er, „lebe ich lieber in der Zukunft als in der Vergangenheit (denn mit der Gegenwart ist man doch in der Regel nirgends zufrieden)“ — —.

Träume und Schäume

Neues zum Okkultismus

Von Wilhelm von Scholz (Berlin)

Während, wie jede neue Nummer der wertvollen „Zeitschrift für kritischen Okkultismus" zeigt, der Freiherr von Schrenck-Notzing und seine Gegner, vor allem der Graf Klinckowström und Dr. Rosenbusch, fortfahren, die Echtheit der in Deutschland üblichen mediumistischen Erscheinungen, sei es bei den hoffnungsvollen Brüdern Willy und Rudi Schneider, bei Eva C. oder wem sonst, zu behaupten beziehungsweise zu bestreiten, wobei sich die Wagschale der Lesergunst wohl allmählich immer mehr den ewig Skeptischen zuneigt — während hier naturgemäß das Interesse im Quadrat der Dauer dieser Kämpfe abnimmt, da es sich ja wirklich um durchaus nicht welterschütternde Dinge, Wehen eines Vorhangs, eine Kopfnuß, die ein Gelehrter bekommt, und ähnliches, um kleine Medien oder große Hokuspokusleute handelt — kommt aus Amerika ein Buch, das denn doch andere Ansprüche macht und in andere Regionen führt.

Ich halte es stets für erfreulich, wenn eine Sache stark und ausgesprochen vor uns tritt, so daß wir Mund, Nase und Ohren aufsperren, statt daß sie sich mit kleinen Abweichungen vom Natürlichen in unsere Anschauungen sozusagen einzuschmeicheln sucht. Die „Geist-Erkenntnis" des Amerikaners Professor William Danmar in Neuyork (im Verlage von Oswald Mutze in Leipzig 1925) ist nicht etwa geschrieben, um die Fakten aufzustellen und als wahr zu erweisen, die ich daraus mitteilen werde, sondern aus einer philosophisch-theoretischen Anschauung heraus, als deren Grundlage man diese beiden Sätze des Buches ansehen kann: „Die Geister sind keine Spiriten, Psychen, Seelenwesen, sondern stoffliche, physische Organismen" und „die Geister sind die Produkte, welche das organische Leben aus dem Rohmaterial der Erde macht".

Der Verfasser bezeichnet seinen stofflich-monistischen Standpunkt selbst als „naiven Realismus"; das ist jene philosophische Einstellung, die sich bei allen Überlegungen und Spekulationen immer von Zeit zu Zeit wieder am Gefühl der alltäglichen Wirklichkeit orientiert und zurechtfindet; die, wie die Sprache, den unmittelbaren Sinneneindruck immer zur Kontrolle wiederherstellt, zum Beispiel, trotz alles Wissens um die Bewegung der Erde um die Sonne, sagt: die Sonne geht auf. Trotz dieses naiven Realismus ist das Buch Danmars doch auch wieder recht abstrakt, terminologisch schwierig; der deutsche Leser wird nicht immer sicher sein, den Verfasser eindeutig verstanden zu haben.

Hinzu kommt, daß wir Deutschen beim Lesen der okkultistischen Dinge offenbar noch an einer viel früheren Wegmarke halten als die Amerikaner, jedenfalls als dieses amerikanische Buch. Uns ist es eigentlich nicht so wichtig, schon eine philosophische Gesamttheorie zu gewinnen, in der die Tatsachen des Mediumismus ihren Platz haben oder aus dem heraus sie erklärbar werden. Wir sind noch ganz in der Sphäre der einfachen Geschehnisse. Wir wollen noch immer mehr Tatsachen selbst kennenlernen, auf ihre Echtheit prüfen und wieder prüfen; und sozusagen eine möglichst umfassende Sammlung aller vorkommenden Tatsachengruppen und aller Beweise für ihr wirkliches Vorhandensein anlegen. Daß sich die Geschehnisse, wenn sie echt und keine Taschenspielereien sind, so oder so in die Gesamtheit der Erscheinungen einreihen lassen, ja auch philosophisch erklärbar sein werden, daran zweifeln wir nicht; es geht uns aber erst in zweiter Linie darum. Wenn Danmar sagt: „Nach den reichlichen empirischen Feststellungen der mediumistischen Tatsachen, reichlicher als die mancher anderen ungewöhnlichen Tatsachen der Wissenschaft, ist nun die philosophische Behandlung derselben eine wichtige geworden, weshalb wir uns auf das Feld der Philosophien begeben müssen, um hier Klarheit zu schaffen und Erkenntnis der Geister zu erreichen und um die theoretischen Gegner lahmzulegen" — so unterschreiben wir diesen Satz gewiß noch nicht. Wir wollen Geister sehen und hören, nicht über das „Galom" (den „neuen Namen für das Wesen des Weltstoffs, der sich gemäß den empirischen Gesetzen der Wissenschaft als das konstante multiplikative Produkt der Gegenkräfte ergibt" und zu Ehren Galiläis gewählt wurde, „der sich oft für mich materialisierte und

mir sagte, ich sei auf dem rechten Wege") grübeln und den Streit, ob Geister physisch oder psychisch sind, durchkämpfen. Je weiter man in diesem Buch liest, um so mehr kommt man zu der Überzeugung, daß der Verfasser wohl recht haben muß, wenn er Europa ein medienarmes Land nennt gegenüber Amerika, in dem offenbar kein Streit mehr darüber besteht, ob die Kopfnuß, die ein Gelehrter von einem Geist erhält, echt oder Medienbetrug ist; wo der Verfasser mehr als tausend einwandfreie Materialisationen gesehen zu haben versichert. „Wer kann in medienarmen Ländern wie Deutschland viel nachprüfen? Wer kann nachprüfen, ob es Argon gibt oder nicht, wenn er kein dafür geeignetes Laboratorium hat? — — Im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gab es in Neuyork und Umgebung sieben Medien für Materialisationen, von denen vier zu den besten gehörten, die es überhaupt gab. Im Jahre 1883 anfangend, machte ich reichlichen Gebrauch von dieser nie wiederkehrenden Gelegenheit und habe über tausend vollständig materialisierte Geister, oft mehrere zugleich, gesehen und untersucht."

Die Geschehnisse, die der Verfasser beiläufig — inmitten seiner vielfältig fesselnden und auch, wenn man anderer Anschauung sein sollte, immer anregenden Ideen und Ableitungen der Dinge — erzählt, will ich, wenigstens einige von ihnen, ohne jede Beurteilung hierher setzen:

„Die Stärke der Materialisationen ist verschieden. Ich habe sie so schwach gesehen, daß ich Gegenstände hinter den Gestalten noch erkennen konnte, und dann auch so stark, daß sie einen guten Schlag auf die Schulter vertragen konnten. Bedeutende Kraftübungen werden zuweilen von ihnen geleistet. Das Merkwürdigste, was ich in dieser Hinsicht erlebte, berichtete ich im Jahre 1902 wie folgt:

In einer Séance der Mrs. Caffrey wurde ich einmal vom Kabinett aus aufgefordert, ein materialisiertes Mädchen, das die Größe einer Achtjährigen hatte und ruhig mitten auf dem Teppich vor uns stand, aufzuheben. Ich faßte das Kind von hinten unter die Arme und versuchte dann mein möglichstes, es aufzuheben, aber bekam es nicht vom Boden. Merkwürdig war es auch, daß mein Ziehen unter seinen Armen, das bis zur äußersten Kraftanstrengung wuchs, ihm nicht weh zu tun schien.

Dann versuchte es ein anderer Mann. Er stöhnte dabei, was ich nicht getan hatte, aber auch sein Stöhnen nützte ihm nichts; er brachte das Kind nicht vom Boden. Er ersuchte das Mädchen, auf einen anderen Platz zu treten; sie ging hin, wohin er sie haben wollte. Wieder machte er einen Versuch, sie zu heben, und wieder vergeblich.

Im Kabinett war jemand, der uns auslachte. Natürlich hatten wir es mit dem Kind nicht allein zu tun, aber was die anderen Geister machten, unserem Zug entgegen, konnten wir nicht sehen. Von den übrigen Anwesenden wollte keiner mehr einen Versuch machen, denn die Sache war nicht mehr neu, nur daß es diesmal ein Kind war statt eines erwachsenen Geistes.

In einer anderen Séance der Mrs. Caldwell nahm meine Freundin Carrie Miller (ein Phantom) meinen Arm und sagte: ‚Führe mich hinaus!' Ich öffnete die Tür und ging mit meiner ‚weißen Dame' hinaus auf den Korridor, der von mehreren Personen benutzt wurde. Links, etwa sieben Meter entfernt, brannte ein helles Gaslicht. Carrie schob mich immer so, daß ich sie vor den ‚spiritualisierenden' Strahlen dieses Feindes ihrer Materialisation schützte. Zwar deckte mein Schatten sie nicht ganz, aber ihr weißes Gewand konnte ziemlich starkes Licht vertragen.

Sie erklärte mir, daß wir im Korridor seien, damit sie mir zeige, ein wie starkes Licht sie aushalten könne. Sie enthüllte ihren Kopf vom weißen Schleier und bog ihn vor in das helle Licht, zog ihn aber gleich wieder zurück. Wir waren noch jung, und ich sagte: ‚Carrie, du bist schön, wenn du kein Gespenst wärest, könnte ich mich —' Sie gab mir einen gelinden Stoß und forderte mich auf, sie in das Zimmer zurückzuführen. Das Licht in diesem Korridor war das hellste, was ich je auf entblößten Körperteilen eines materialisierten Geistes gesehen habe, und ich habe über tausend gesehen.

Da ich nun schon beim Erzählen von Geistergeschichten bin, will ich auch die folgenden erzählen, ohne mich darum zu kümmern, ob sie geglaubt werden oder nicht. In einer Séance der Mrs. Caffrey auferstand vor meinen Knien sichtbar eine weiße Dame, deren Namen ich nicht erfuhr, klopfte auf mein linkes Knie und sagte: ‚Du bist ein guter Tänzer, tanze mit mir!' Ich bat die Dame an der Stubenorgel um einen Walzer und nahm dann meine Dame nach allen Regeln der Kunst und tanzte anderthalbmal in der Stube herum mit ihr den Donauwalzer, bis sie erschöpft aus meinen Armen ins Unsichtbare entschwand. Ich will aber schnell hinzufügen, daß dies vor fünfunddreißig Jahren stattfand, als ich es noch liebte, mit irdischen und himmlischen Engeln zu tanzen.

Bevor ich mit meiner jetzigen Frau verlobt war, materialisierte sich vor uns auf dem Teppich meine erste gute Frau, kam zu uns und tat unsere Hände zusammen, was wir natürlich verstanden. Später sagte sie einmal zu meiner zweiten, jetzigen, Frau: ‚Wir wollen Schwestern sein.'

Wie natürlich viele ‚Spiritisten' die Sache auffassen, mag auch folgender Vorfall zeigen: in Kansas wurde von einem spiritistischen Pastor ein Paar getraut, das verlobt war, bevor der Bräutigam starb. Die Braut war schwanger, und um das Kind als ein eheliches zu machen, fand nun die Trauung mit dem materialisierten Manne statt. Die ‚Witwe' und der Junge, der bald kam, erhielten dann seinen Familiennamen."

Ich füge diesen Erzählungen zur Charakteristik noch zwei weitere Zitate hinzu: „Vor über dreißig Jahren veranlaßte ich wissenschaftliche Geister, die mir in Untersuchungen halfen, nach dem Geiste eines Märtyrers des Anfangs der modernen Zeit, der auf einem Scheiterhaufen verbrannt wurde, zu suchen. Er ist nicht gefunden. Es wird gefolgert, daß er ganz vom Feuer zerstört wurde, also ein Geist von ihm nicht existiert." Auf der Titelseite eines früheren Buches ließ Danmar drucken: „An=

erkennung: A. Comte, Confusius, H. Davy, B. Franklin, G. Galilei, J. Kant, J. Keppler und F. Zöllner sind die Mitglieder einer Gruppe von Philosophen in der Geisterexistenz, welche mit mir kooperierten in der Erforschung ihrer Welt und mir in meinen Entdeckungen halfen, wofür mein Dank ihnen gebührt."

Es ist klar, daß selbst ausgesprochene deutsche Spiritisten diesen Dingen gegenüber beträchtliche Skepsis haben werden. Trotzdem und trotz manches philosophischen und theoretischen Widerspruchs, der sich gegen die Anschauungen und Gedanken Danmars aufdrängt, auch im Hinblick auf das wenig befriedigende und sich schließlich in grauen Nebel verlierende Ziel des Lebens, diese unschöpferische, kraftlose Glückseligkeit der dünnstofflichen Geister im Erdschattenkegel, die sich allmählich immer mehr dem inhaltlosen Nichts zu nähern scheint, ist sicher dieses Buch eines der interessantesten okkultistischen, spiritistischen Werke, die mir vorlagen. —

Ist der Roman „Die Liebe aus dem Jenseits" von Dion Fortune (aus dem Englischen von Else Baronin Werkmann, Kurt Wolff, Verlag, München) phantastischer als Danmars „Geist-Erkenntnis"? Zunächst natürlich um das Maß, um das ein Roman, eine Erdichtung, von selbst phantastischer sein kann und muß als ein wissenschaftliches Buch. Dann aber doch auch wohl inhaltlich; denn die Materialisationen bei Danmar sind Erscheinungen von kurzer Dauer, die sozusagen in den Schatten des Lebens wie träumend zurückkehren. In dem Roman aber wird ein wirklich Toter wirklich wieder lebendig. Ich will den Inhalt des Romans hier nicht erzählen, der eine Geheimgesellschaft, einen Orden Unsterblicher wie den Rosenkreuzerorden, zum Ausgangspunkt nimmt und den Kampf eines ungetreuen, schließlich aber von Liebe zur Pflicht geführten Mitgliedes mit der überwältigenden Ordensmacht schildert. Die unheimlichsten und bezweifelbarsten Dinge des Okkultismus, wie der Vampyrismus und ähnliches, werden in diesem Roman zu Alltäglichkeiten.

Ich habe es bisher fast immer in dieser Aufsatzreihe vermieden, von rein belletristischen Erscheinungen des Gebietes Notiz zu nehmen. Wenn ich von diesem Grundsatz hier abweiche, so geschieht es, weil ich ein paar vielleicht lehrreiche Beobachtungen mitteilen möchte. Auf dem Umschlag der „Liebe aus dem Jenseits" steht eine der üblichen Anpreisungen, die lautet: „Ein Buch von atemraubender Spannung." Diese Behauptung muß man natürlich zunächst auf ein mittleres Maß zurückführen und in „Ein Buch von Spannung" verwandeln und dann prüfen, bis zu welcher Stelle des Romans die in seinem Anfang unleugbar einsetzende Spannung anhält. Wenn man sich dabei beobachtet, wird man einen doppelten Gewinn ernten. Zunächst eine ästhetische Erkenntnis: daß Spannung, Anteilnahme des Lesers an eine gewisse Wirklichkeitsnähe des Erzählten gebunden ist — an Wirklichkeitsnähe, nicht an unbedingte Wirklichkeit. Was uns in einer Erzählung fesseln soll, muß stets, mag es seine Wipfel hoch in Traumwolken erheben, seine Wurzeln in der von uns angenommenen, gewußten, geglaubten, vor allem gefühlten Wirklichkeit haben. Ich bin der Überzeugung, daß jede Phantasie, die des Märchens, der Sage oder des phantastischsten Traums, sobald sie uns spannt, fesselt, beschäftigt, Wirklichkeit bedeutet, ja ist; vielleicht mit einem kleinen Spielraum an der Grenze zur Unwirklichkeit, in den der Gedanke und seine Spiele das bis dahin untrügliche Gefühl mitnehmen mögen.

Der zweite Gewinn, den der das Aufhören seiner Spannung beobachtende Leser erhascht, scheint mir für die Erkenntnis der okkulten Dinge Bedeutung zu haben. Von dem Punkt ab, wo die Spannung erloschen ist, rückwärts liegt, trotz aller romanhaften Übersteigerungen und Verdrehungen, unter der Decke von Phantastereien und Sensationen — Wirklichkeit. —

Das dritte der heute zur Besprechung kommenden Werke ist „Das Buch der Träume" von Ignaz Jezower, das Alfred Döblin zugeeignet ist (Berlin 1928, Ernst Rowohlt Verlag). Es gehört mit einem beträchtlichen Teil seines Inhalts zu den hier besprochenen Werken, weil naturgemäß hellseherische und prophetische Träume, auch Traumtelepathie, in ihm einen großen Raum einnehmen — namentlich die Träume geschichtlicher Personen und die Träume in Sagen und Religionen sind natürlich nur wegen ihrer Beziehung zu späterem Eingetroffensein der Vorhersagen aufbewahrt worden. Noch aus einem anderen Grunde scheint mir Jezowers Werk in dem Zusammenhang, der uns hier beschäftigt, wichtig. Es ist diejenige Form von

Werk, wie wir sie im Gebiete des Okkultismus immer wieder als für lange Zeit noch wichtigste Form fordern müssen: die Form der Stoffsammlung. Es sind natürlich auch sehr viele Träume mitgeteilt, die keinen uns ersichtlichen Bezug zur Wirklichkeit haben und über die auch der zweite Teil des Buchs mit seinen, soweit vorhanden, tatsächlichen Angaben über die Einbettung der Träume in die Geschehnisse, in Wirklichkeit und Leben der Personen, die sie träumten, keinen Aufschluß zu geben vermag; die dennoch traumpsychologisch von Interesse sind. Sie erklären sich durch einander. Wie dies hier schon mehrfach für okkulte Geschehnisse ausgesprochen worden ist, namentlich für solche, die im Einzelfall, ihrer Natur nach, ihre Echtheit sehr schwer unter Beweis stellen lassen: die charakteristische Ähnlichkeit ihrer Phasen und Ergebnisse aus verschiedenen Zeiten und Räumen ist, wenn die Zahl nun groß genug ist, auch ein Beweis für die Echtheit; und, füge ich im Hinblick auf dieses „Buch der Träume" hinzu, ein Weg zu ihrer Erkenntnis, die beim Vergleichen vieler Fälle oft plötzlich als leuchtender Funke aufspringt. — Einer der schönsten Träume des Buchs, herrlicher noch durch die Frage, die der große chinesische Dichter an ihn knüpft, ist dieser Traum des Tschuang-Tse: „Ich, Tschuang-Tse, träumte einst, ich sei ein Schmetterling, ein hin und her flatternder, in allen Zwecken und Zielen ein Schmetterling. Ich wußte nur, daß ich meinen Launen wie ein Schmetterling folgte, und war meines Menschenwesens unbewußt. Plötzlich erwachte ich; und da lag ich: wieder ‚ich selbst'. Nun weiß ich nicht: war ich da ein Mensch, der träumt, er sei ein Schmetterling? oder bin ich jetzt ein Schmetterling, der träumt, er sei ein Mensch? Zwischen Mensch und Schmetterling ist eine Schranke. Sie überschreiten ist Wandlung genannt."

Kurt Aram hat in einem (in der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin, erschienenen) Werk „Magie und Zauberei" auch eine umfassende Stoffübersicht vorgelegt und zu kulturgeschichtlichen Betrachtungen verbunden, in denen man über die magischen Weltbilder und die Gebräuche — im alten Babylon, in Ägypten, in Griechenland — unterrichtet wird, in denen vor allem ein Vorgang in den verschiedenen Kulturen sehr gut und überzeugend erfaßt ist, die allmähliche Rationalisierung des ursprünglich ganz Irrationalen. Anläßlich dieses Buchs, wie schon anläßlich früher von mir besprochener Werke über Magie ist mir immer wieder die grundlegende Frage aufgetaucht, die keins dieser Bücher restlos klar beantwortete: was denn Magie letzten Endes sei. Auch das deutsche Wort „Zauberei" gab zunächst nur eine sehr weite Antwort, die etwa lautete: etwas bewirken, das außerhalb unserer Naturerfahrung liegt, oder auch: etwas Natürliches mit Mitteln bewirken, die es innerhalb unserer Naturerfahrung nicht bewirken können; die entweder dazu zu schwach erscheinen, wie wenn etwa ein Zauberer einen Baum umblasen würde, oder die überhaupt nicht in ursächlichem Zusammenhang mit dem erstrebten Erfolge zu stehen scheinen. Ein Philosoph hat darauf hingewiesen, daß das Bewegen des stofflichen Leibes nach unkörperhaften inneren Vorstellungsbildern schon ein rein magischer Vorgang sei. Wenn uns diese Schlußfolgerung noch ungewohnt erscheint, werden wir schon eher da eine magische Wirkung innerhalb des Körpers zuzugeben geneigt sein, wo, wie in gewissen medizinischen Fällen festgestellt ist, der Wille oder die Vorstellung eines Menschen den starken Blutaustritt aus einer Wunde plötzlich zu hemmen oder ohne Veränderung des darauffallenden Lichtes die Pupille zu erweitern oder zu verengen vermag. Von hier aus ist vielleicht zu finden, was Magie ist: Wirkung der Vorstellung, des rein seelischen Vorgangs, auf irgendeinen Teil der stofflichen Welt; und, da die Vorstellung gewiß schon länger als ein Jahrhunderttausend am festesten mit dem Wort verbunden ist, Wirkung des Wortes, das jetzt alle Kräfte der Vorstellung in sich aufgenommen hat, auf den Stoff. Geheimnisvoller ist die hiermit im Zusammenhang stehende zweite Fähigkeit des Wortes, Ersatz zu werden und eine Wirkung durch sich hindurch zu leiten: das ist das Wort als Name. Es ist bekannt, daß die jüdische Religion verbietet, den Namen Gottes auszusprechen. Bei Aram lesen wir, daß der Name eines ägyptischen Gottes sorgfältig verborgen und geheimgehalten wird, denn mit dem Namen hat man eine gewisse Macht über den Namensträger. Wie als wirkende Ursache tritt das Wort auch für das Wirkung erleidende Ding ein. Hier scheint mir, liegt das Wesen der Magie. Eine Abspaltung von dem Wort, das, magisch gebraucht, immer Vorstellung ist, ist das

Bild, mittels dessen man auch Gewalt über den im Bilde Dargestellten hat (noch erhalten im volkstümlichen Aberglauben, der Bilder gehaßter Menschen zersticht und bis vor etwa hundert Jahren im Hinrichten „in effigie", womit die Gerechtigkeit dem Bestraften nicht etwa bloß eine Schmach anzutun, sondern ihn, auf dem Umweg über das mit seiner Person geheimnisvoll verbundene Bild, selbst dem Tode zu überliefern vermeinte). Bild in einem rohen Sinne ist natürlich auch der Teil: das Scheit Holz, in das man wirkliche Haare des Menschen klemmte, dem die magische Vornahme galt; die Blutsprobe des Kranken, die Paracelsus in einer Flasche auffing und nun mit Mitteln behandelte, die der Kranke selbst nie ertragen hätte. Magie ist: Einwirken des Stofflosen, der Vorstellung und des Wortes, ohne ersichtliche lückenlose Ursachsverbindung auf die Welt der Dinge, oder Einwirken auf dem Wege durch Stoffloses (was der Idee nach Worte, Bild und Teil gleichermaßen sind), ebenfalls ohne daß eine lückenlose Ursachsverbindung erkennbar wäre, auf den Stoff.

Heinrich Wolfgang Seidel

Von Werner Mahrholz (Berlin-Friedenau)

Wenn überhaupt das außer Kurs gekommene Wort „Poet" auf einen heutigen Schriftsteller mit Recht und ohne Übertreibung Anwendung finden kann, so auf Heinrich Wolfgang Seidel, obgleich er keine Verse veröffentlicht hat, sondern allein Prosabücher.

In einer seiner kleinen Erzählungen — in dem Bande „Genia" — findet sich ein Satz, der Art und Weise dieses Mannes und seiner Dichtung aufs schönste umschreibt. Er sagt da: „Ich weiß nicht — aber ich kenne nichts Anregenderes als eine halbgeöffnete Gartentür." Alle Elemente seines dichterischen Grundwesens stecken in diesem kleinen, beiläufigen Satze: das verhalten Sehnsüchtige, das schweifend Phantastische, die Durchdringung des Realen und des Poetischen, die Schlichtheit, Knappheit, Lebensnähe und Lebensdistanz des Autors.

Heinrich Wolfgang Seidel ist kein Mann, der irgendeiner modischen Richtung nahesteht, geschweige denn sie schüfe. Er ist durchaus ein Mitglied jener stillen Gemeinde von Künstlern, die man „das heimliche Deutschland" nennen könnte. Er will nichts wissen von literarischen Strömungen, er steht nicht am Markt und preist seine Waren nicht an; er wartet, daß seine Zeit kommt und ist derweil ein strenger und stiller Arbeiter am poetischen Werk, ein schlichter Diener der Kunst, dem in Menschengestaltung und Pflege der Sprache sein Genüge wird.

*

In seinen Erzählungen und Romanen — von denen „Die Varnholzer" und „Palmerston", die Erzählungssammlungen „Der Vogel Tolidan" und „Genia" genannt seien — ist keine Fülle von lauten Geschehnissen, aber eine Überfülle gestalteter Menschlichkeit. Man könnte auf den ersten Blick meinen, Heinrich Wolfgang Seidel sei ein verspäteter Idylliker: fast alle seine Bücher beginnen mit liebevoll vertieften, ganz rein geschauten idyllischen Schilderungen. Sehr bald aber zeigt sich, daß Heinrich Wolfgang Seidel diesem Idyll einen tragischen Hintergrund zu bereiten weiß, daß alles Idyllische den dämonischen Mächten dieser Welt abgerungen ist in schwerem inneren Kampf, mit einer Goetheschen Resignation, die nicht ohne Heroismus ist. Am deutlichsten wird das in dem Zeitroman „Die Varnholzer" — einem der besten Kriegsromane, den wir haben, einem Kriegsroman, der nicht aus der Erinnerung, sondern unterm brennenden Eindruck der Ereignisse geschrieben ist, und der doch ohne alle Hurratendenz, ohne alle Glorifizierung des Grausigen ist. Und der trotzdem heute noch ganz unmittelbar, frisch, lebendig, rein menschlich und dichterisch wirkt. Was ist denn das Thema dieses Werkes? Wie in einem im Idyll und im Alltäglichen versinkenden Leben zweier Menschen die Macht und Gewalt großen Schicksals alle leidenschaftlichen, großen und guten Gefühle wieder freimacht und wie ein neuer Anfang aus langer Qual erwächst. Das ist alles so lebensnah, so richtig, auch menschlich so richtig, daß darüber die Einfachheit der Menschen und Geschehnisse vergessen wird.

Das Idyll auf dem Hintergrund tragischer und dämonischer Mächte und verborgener Katastrophen der Innerlichkeit: das ist noch einmal das Thema

der schönsten Erzählung Heinrich Wolfgang Seidels, „Genia", mit der ihm ein Meisterwerk sprachlicher Zucht und menschlicher Vertiefung gelungen ist. Etwas von dem Spätstil Storms wacht hier, in ganz modernen Formen, wieder auf.

*

An dieser Stelle sei eine Einschaltung über Ort und Herkunft des Dichters gemacht. Er ist der Sohn Heinrich Seidels, des guten Idyllikers und Sprachmeisters, des Schöpfers des Anhalter Bahnhofs und des „Leberecht Hühnchen". Er wird 1876 in Berlin geboren, studiert Theologie, ist dann als Geistlicher teils in Berlin, teils in märkischen Städten tätig, zum Teil an Gefängnissen und Krankenanstalten, und ist seit 1923 als Nachfolger Rittelmeyers Geistlicher an der Neuen Kirche auf dem Gendarmenmarkt. Seit 1907 ist er mit Ina Seidel, der Dichterin des Forster-Romans, verheiratet.

Man spürt: ein Lebenslauf ohne heftige äußere Kurven. Viel Einsamkeit um den Menschen, viel Versponnenheit in sich, dabei ein leidenschaftliches Leben mit den Dichtern der Weltliteratur, mit Goethe und Storm, mit E. T. A. Hoffmann und Villiers de l'Isle-Adam, mit Flaubert und Fontane, mit Dickens und Poe. Erst spät entfaltet sich der produktive Trieb: mit 37 Jahren erscheint sein erstes Buch. Seither eine immer wachsende, aber doch sparsame Produktion: Heinrich Wolfgang Seidel ist ein Dichter, der seine Werke ausreifen läßt. Er steht nicht im Literaturbetrieb: das wird hier noch einmal und aufs angenehmste deutlich.

*

Heinrich Wolfgang Seidel ist kein Dichter, der sein Publikum schnell gewinnt, aber er hat Aussicht, daß Teile seines Werks in den bleibenden Schatz der deutschen Literatur übergehen werden. Das macht: Heinrich Wolfgang Seidel ist ein Meister sprachlicher Disziplin. Seine Sprachmelodie klingt so schön, so voll, so reich, daß man bei seinen Naturschilderungen etwa gern lange und liebevoll verweilt. Seine Sprache ist aber auch so biegsam, daß sie das feine Funkeln zierlicher Humore, wie Seidel sie bei der Schilderung von Kindern und Tieren lebendig werden läßt, einfangen kann. Diese sprachliche Formung — die Gestaltwerdung letzter Menschlichkeit — bedeutet Anspruch und Gewißheit auf langes Leben dieser Werke.

Lebensgeschichtliche Anmerkung

Von H. Wolfgang Seidel

In einem alten Tagebuch finde ich die Aufzeichnung folgenden Traumes:

„Ich stand auf der Kuppe eines ungeheuren kahlen Berges und sprach vor mich hin: ‚Ach, ich bin unter einem schwarzen Stern geboren!' Eine Stimme sagte: ‚Es ist der Stern deiner Mutter!' Da rief ich laut: ‚Mutter, Mutter, wo bist du?' Und aus der Unendlichkeit kam es, getragen von den Winden, unsagbar das Herz anrührend: ‚Auf dem schwarzen Stern!' Zugleich sah ich, wie über mir ein riesenhafter Planet, in Rauchschleier gehüllt, seine Bahn zog; sein Wandeln klang wie Trommelgeräusch heidnischer Völker, und ich vernahm ihn noch, als er bereits entschwunden war."

Als meine Mutter mich, ihren Erstgeborenen, zwei Monate zu früh an ihr Herz nahm, war sie eben erst zwanzig Jahre alt. Denn sie war 1856 geboren als Tochter eines hamburgischen Kaufmanns und einer Engländerin. Ihre väterlichen Vorfahren saßen seit etwa 250 Jahren in der alten Seestadt Rostock; dort hatten sie auf den Kanzeln von St. Marien und St. Jakob den lutherischen Glauben verkündigt, auch die Philosophie, Metaphysik und Mathematik an der Universität gelehrt; erst der Großvater meiner Mutter ergriff nicht den geistlichen Beruf, sondern wurde Forstinspektor in der Rostocker Heide. Sie selber hatte mit zwölf Jahren keine Eltern mehr und wurde in einem puritanischen Pensionat der Stadt Ratzeburg erzogen — wenn es nicht die seltsame Insel Laputa war, denn die wirkliche Welt lernte sie erst in der Ehe kennen. Sie war sehr zart, unendlich reinen Herzens, von einer Frömmigkeit, die sich im Laufe des Lebens immer mehr der Bereitschaft zum Dienst und einer völlig selbstlosen Liebe hingab. Die Kraft ihrer Empfindung wurde durch ein ner-

vöses Temperament leidensfähiger gemacht, als dem Frieden ihrer Tage gut war; besonders hat sie durch ihr überentwickeltes Gerechtigkeitsgefühl gelitten. Mit dieser Konstitution verband sich eine bewunderungswürdige Selbstbeherrschung, so daß die meisten nicht wußten, wie viele äußere und innere Hemmungen sie in ihrem Leben zu überwinden hatte. Ich verdanke ihr, abgesehen von der künstlerischen Begabung, alles, auch das Erbteil einer großen Fremdheit unter den Menschen, einer gewissen Unfähigkeit, das Leben leicht zu nehmen, auch die quälende Gabe des Zornes, wo das Nichtige und Ungütige die Macht der Mächte sein will; aber alles dies sei mir gesegnet, denn es bindet mich an die Eine, ohne deren Opfer und schmerzvolle Hingabe ich nicht wäre.

Mein Vater ist der Ingenieur und spätere Märchendichter Heinrich Seidel. Was er mir war, habe ich in meinen „Erinnerungen" zu zeigen gesucht. Er war überzeugt, daß ich einst gleich ihm ein Poet werden würde, freilich wohl anders geartet, denn er empfand deutlich, daß wir verschiedenen Wesens seien. Er war aber so weitherzig, daß er mir nie in der Entfaltung meiner besonderen Art entgegentrat, so daß mir die Haßgefühle, die die modernen Dichter als den gegebenen Zustand zwischen Vater und Sohn annehmen, einigermaßen fremd sind. Von meinen Büchern hat er keins mehr erlebt.

Ich habe einen bürgerlichen Beruf, der mit einem Teil meines Wesens zusammenhängt: der Neigung zu theologischen Spekulationen und zur Beschäftigung mit exegetischen Studien. Immerhin: als ich in meiner Knabenzeit einmal das Unglück hatte, unsere Wirtschaftsräume zu betreten und zu sehen, wie die Köchin mit der Seelenruhe einfacher Gemüter einen Aal umbrachte, indem sie dieses Gottesgeschöpf in einen mit Salz gefüllten Topf warf und ruhig wartete, bis er sich, wie sie sagte, „totgelaufen" habe — da ward mir doch einigermaßen seltsam zumut, gleich als sähe ich ein bedrohliches Schicksal; ich glaube, daß zwischen dem Künstler und dem Verkündiger wohl eine Einheit möglich ist, daß aber der Künstler Leid erfahren muß, wenn er lehrhaft werden oder Akten erzeugen soll.

Den Glauben, daß die Kunst die Aufgabe habe, die gemeine Wirklichkeit abzuschreiben, der Zeit „den Puls zu fühlen" oder Vorkämpfer zu sein für irgend etwas, und sei es noch so brav und nützlich, teile ich nicht. Kunst und Natur sind zwei sehr verschiedene Welten. Kunst ist anschauliche Gestaltung, und ihre Gnade — nicht ihre Absicht — ist es, daß im Gebild schließlich auch der Sinngehalt der Welt aufleuchtet. Gott, der Schöpfer aller Schöpfer, redet ebenfalls nur im Symbol — Leibhaftigkeit ist das Ende aller seiner Wege.

Rastlose und kraftverzehrende Mühe gab ich mir allezeit mit dem Wort. Ich glaube nicht, daß Gehalt und Form zwei verschiedene Dinge sind; wo sie es sind, hört die Kunst auf und das unverantwortliche Geschwafel beginnt. Ich sehe Umrisse besser als Farben, habe in der Musik das stärkste Gefühl für den Rhythmus, liebe Dürer und Rembrandt heftiger als Raffael und fühle mich geheimnisvoll hingezogen zum Norden und Osten, während das Südland mir schon in der Heimat fremd erscheint.

Der beste Freund, den ich im Leben fand, ist meine Frau, und daß ich meine beiden Kinder, einen Sohn und eine Tochter, besitze, ist ein größeres Glück, als ich verdient habe.

Adolf Pichler der andere

Von Alois Brandl (Berlin)

„Noch liegt im Hochgebirge, welches mir
Aus dem Getrümmer, das der Frost zersprengt,
Die seltenen Versteinerungen liefert,
Der tiefe Schnee —"

so mit dem Anfang des „Hexenmeisters" (1871), beginnt glücklich die Auslese aus Pichlers poetischem Erbe in Versen und Prosa, die sich jetzt in zwei hübschen, anlockenden Bänden uns vorstellt.[1] Die Person des Dichters, der als Geologe alle Berge seiner tirolischen Heimat abklopfte, sowie als Herzenskünder auch alle Schichten ihrer Be-

[1] Adolf Pichler, Ausgewählte Werke, herausgegeben von der Adolf-Pichler-Gemeinde. Mit einer biographischen Einleitung von Franz Kranewitter. 1. Bd. Autobiographisches — Gedichte, 292 S. 2. Bd. Erzählungen — Schilderungen, 367 S. Leipzig 1928, Reclam.



wohner, tritt uns von vornherein lebenskräftig entgegen. Er hat besonders die Epen vom Hexenmeister, Studenten und Totentanz selbst durchgefiebert, mehr als ein Literarhistoriker es aus Büchern beweisen kann, und dann hat er sich von diesen gärenden Leidenschaftsbildern heraus entwickelt zu der verklärten Höhe eines Fra Serafico, der wie ein Dante über den Seelenstürmen des Inferno steht. Dieser reife Pichler redet wie ein Gleichgestellter mit dem „ewigen Juden" und dem „großen Pan". An das Ende seiner Dichtungen aber stellte er selbstbeschaulich das „Letzte Lied der Lerche":

„Verschwimmt im Osten der Morgenstern?
Ist trüb meiner Augen Licht?
Noch einmal regt' ich die Schwinge gern,
Die schon das Alter zerbricht."

Diese Ausgabe ist nicht bloß eine Notwendigkeit, denn viele der in ihr enthaltenen Schätze sind im Buchhandel nicht mehr zugänglich; sie ist auch gut und hebt aus Pichlers Epik, Lyrik, Epigrammatik und Prosa lauter Dauerfrüchte hervor. Mit dem Takt der Liebe ist sie gemacht, der alles vermeidet, was vielleicht auf den Autor ein schiefes Licht werfen und ihm Feinde wecken könnte. Aus den Streitigkeiten seiner Tage ist er ans Licht gebracht, mit seinen Kanten und Ecken, nur ohne die Vergänglichkeiten. Fast möchte man da und dort ein heftiges Epigramm, einen Blitzstrahl des Zornes mehr sich wünschen. Am schmerzlichsten vermisse ich die auf seinen Jugendfreund Purtscher gedachte Rhapsodie „Jahr und Tag", mit der Szene am Herdfeuer der Alm und mit dem Jauchzer der Wildheit auf dem Bergesgipfel im Wetterbraus; aber den Herausgebern ist gewiß noch manche andere Auslassung schwer geworden, zu der der Raummangel sie zwang. Die Hauptsache ist, daß man sich bei warmgestimmten und einsichtigen Wirten zu Gaste fühlt.

Kranewitter, der Dramatiker, hat die biographische Einleitung geschrieben. Ein kräftiges Lebensbild war bei einem Autor wie Pichler besonders am Platz. Es ist als ein stilistisches Meisterstück ausgefallen. Der Kampf zwischen einer düster bewegten Umwelt und einem festen, auf das Monumentale gerichteten Willen, der aus den Kämpfen geläutert hervorging, ist von einem seltenen Gemütskenner geschildert, und die Worte dazu sind aus unmittelbarer Kenntnis seines Berg- und Volkstums geschöpft. Ganz passend zu Pichlers Art ist es, wenn sein Biograph manchmal mit Felsklötzen um sich wirft, besonders wenn es sich um „dressierte Bureaukraten" handelt, um geizige oder gierige Bauern, um „das öde und feige Geschwätz eines Liberalismus", um „Gesinnungslumpen" oder „Ketzerbrenner". Aber zwischendurch sagt er auch manches Feine, ja Zarte, z. B. wenn er die weltflüchtigen Klausner mit eingesprengten Kieseln im Sandstein vergleicht oder wenn er, angesichts des achtzigjährigen Dichters, der, in seiner Sommerfrische auf dem Stiegensöller sitzend, in erneute Schaffenskraft ausbrach, von Rosenzeit redet: „Rosenzeit ist's, blau der Tag, blau die Luft, Grillen zirpen und die Vögel singen." Dem Leser wird warm, indem er diese zwanzig Seiten durchempfindet; unwillkürlich zieht er den Hut in dieser Vorhalle, um dann empfänglicher unter die hohen Bögen Pichlerischer Gestaltung hineinzuschreiten.

Waren aber die Leute, zwischen die sich Pichler hineingestellt fand, wirklich so arg, daß man, wie dies Kranewitter tut, von einem „schwererlittenen Leben" sprechen kann? War er in der Tat „gezeichnet und ausgestoßen als Fremder, schon durch Stand und Dialekt"? Kann man von ihm selbst in der Jugend ernstlich sagen: „überall ein Heimatloser"? Hatte er mehr „Schlamm der Alltäglichkeit" um sich, als es dem Dichter gewöhnlich passiert? War er, der so häufig nach Wien, München und später nach Italien fuhr, wirklich „abgeschnitten vom geistigen Leben des Auslandes"? Ich habe da und dort den Eindruck, daß der Dramatiker des „Michel Gaißmayr" manches von eigener Empfindung unbewußt und absichtslos in seinen Helden hineingedacht hat. Nicht umsonst wählte er die Überschrift „Adolf Pichler, wie ich ihn sah".

„Leidenschaftlich" ohne Zweifel war Adolphus von frühester Jugend an. „Härte" hat er oft bewiesen und wohl gewußt, „was Haß und was Liebe war". Tapferer als Grillparzer pflegte er der „Regierung und auch dem Pöbel die Wahrheit ins Gesicht zu schleudern". Ein famoses Wort Kranewitters ist es, daß er „mit dem Grießbeil in die bellende Rotte fuhr". Aber dürfen wir das Wort auf die Goldwage legen, daß er gerade durch den Kampf gegen die „Arglist der Menschen" und ihre Gehässigkeit dazu kam, die „Flügel seiner Seele zu weiten" und dich-

terische Größe zu entfalten? Vergessen wir nicht, daß ihm vielmehr in den Jahren, als seine Freiheitsfreunde in Wien regierten und sein Familienglück blühte, das Genie losbrach, denn 1871 begann mit dem „Hexenmeister" seine beste Schaffensperiode, und bis zum „Fra Serafico" 1877 hat sie gedauert. Eine bessere Lösung dieser Kernfrage deutet Kranewitter selbst an, wenn er von dem angeborenen Trotz- und Roblergeiste dieses Unterländers spricht. Oft habe ich Pichler zornig gesehen, aber niemals hat er sich drücken lassen, und wenn er am schärfsten gegen irgend eine Teufelei loswetterte, geschah es mit einem Anflug von Volkshumor. Einer funkensprühenden Natur, wie es die seine war, wäre es in der besten aller Welten gelungen, Mißstände und Augiasställe zu entdecken.

Zwei Biographien von Pichler haben wir jetzt binnen ein paar Jahren erhalten: zuerst die milde urteilende, fast beschwichtigende von Wackernell-Doerrer, dann die tragisch-pulsierende und aufschäumende von Kranewitter. Die erste ist ein ausführliches Buch und strebt dementsprechend nach Umsicht, Abwägung und Bedächtigkeit; die zweite ist eine knappe Skizze, unmittelbar vor den „Hexenmeister" gestellt, und schlägt dabei öfters in poetische Flammen aus. Beide ringen nach Wahrheit, sehen sie aber von verschiedenem Standpunkt: Wackernell traute hauptsächlich der Autobiographie des Dichters, die ein Alterswerk in Prosa war, Kranewitter nahm die Tonart aus den erregtesten Versen des Mannes in mittleren Jahren. Es ist erfreulich und ein starkes Zeugnis für das Interesse, das Pichler in denen, die ihn heutzutage lesen, erweckt, daß zwei so verschiedene Beschauer sich nacheinander an ihn gewagt haben. Wer in diesem oder jenem Punkte mehr im Recht ist, das zu entscheiden bleibt der wissenschaftlichen Forschung als Aufgabe für die Zukunft übrig.

Was ist uns Pichler heute? Sicherlich mehr als vor dem Krieg und Umsturz. Schwere Worte, vor einem halben Jahrhundert oder gar in der Zeit der Reaktion gebraucht, klangen damals rebellisch und vielen wenigstens exzentrisch, heute berühren sie uns prophetisch. Das Urwüchsige und Rauflustige seiner Frühverse hat heute für unseren Geschmack einen erhöhten Reiz, weil wir inzwischen unendlich konventioneller und materieller geworden sind. Mit Recht ist in Kranewitters Skizze hervorgehoben, daß er noch den letzten Zipfel von Andreas Hofers Tirol erwischte; damals schlug noch der Bauer mit der Faust auf den Tisch, daß die Herren erzitterten; heute, wo man sich eher vor dem Proletarier fürchtet, erscheint jene Halbvergangenheit fast wie ein Idyll. Vor seiner religiösen Skeptik hätten viele in den fünfziger Jahren ein Kreuz geschlagen, und heute wirkt er, wie abermals aus Kranewitters Skizze hervorgeht, vielmehr wie ein ernster, wahrheitsstrenger Gottsucher. Selbst der literarische Geschmack ist heute ein anderer; man verlangt nicht mehr eine schön gerundete Geschichte mit einer Heirat oder einem Grabe am Ende, wie in den Tagen Auerbachs und Gottfried Kellers, sondern stellt den Realcharakter des Sittenbildes voran — sehr zum Glück für Pichler, der in seinen Bergnovellen selten durch die Fabel sich auszeichnet, wohl aber durch eine wunderbare Frische und Richtigkeit der Sittenschilderung. Ein geschlossenes Kunstwerk war damals das Ideal, heute aber eine Persönlichkeit in loser Form, sozusagen in Hemdärmeln, und dafür mit weltweitem Auge und glühendem Gemüte. Alle Werte wurden umgewertet, und so wandelte sich auch der frühere Einsiedler in einen Volksprediger, dem immer mehr Masse zuströmt.

Theatergeschichte, Geistesgeschichte und Charakterologie

Von Edgar Groß (Halberstadt)

Gelegentlich einer größeren Schrift über Ludwig Devrient als romantischen Schauspieler, die im Manuskript abgeschlossen ist, bin ich dazu gekommen, mich erneut mit den Grundproblemen und dem Grundziel der Theatergeschichte zu befassen, und glaube, Fragenkomplexe berühren zu dürfen, die der theatergeschichtlichen Forschung bisher noch nicht begangene Wege eröffnen können.

Wer sich heute mit der Geschichte des Theaters beschäftigt, baut auf der Voraussetzung auf, daß die Bühne Ausdruck der entwicklungsgeschichtlich und national bedingten Kultur eines Volkes und ebenso

mit dem Ideengehalt wie mit dem Lebensgefühl einer Epoche verwachsen ist. Diese Einstellung ist dadurch gegeben, daß wir das Theater als ein Produkt ästhetischer, ethischer, gesellschaftlicher und individual-psychologischer Elemente zu begreifen gelernt haben. Kulturgeschichte, Literaturgeschichte und Kunstgeschichte gehören heute zu den selbstverständlichen Hilfswissenschaften im Rüstzeug des Theaterhistorikers. Aber mir scheint, daß darüber hinaus noch andere Quellen erschlossen werden können.

Das Wesen des Theaters beruht darauf, durch reale Menschen und reale Gegenstände irreale Vorgänge zu verkörpern. Wenn es also im wirklichen Sinne Kulturspiegel der Zeit sein soll, so muß sich in jedem dieser Faktoren auch der geistig-seelische Inhalt der Zeit widerspiegeln. Faßt man die irreale Seite des Theaters ins Auge, so ergibt sich der Zusammenhang mit der Zeit ohne weiteres. Denn Dichtung und Aufführung — ob es sich um ein Werk der Gegenwart oder der Vergangenheit handelt, wiegt gleich — sind immer in irgendeinem Sinne aktuell. Auch die traditionellste Aufführung ist doch nicht so traditionell, daß sie nicht noch Symbol der Zeit wäre. Wenn es also gilt, festzustellen, wie weit das Theater im Zeitgefühl und in der allgemeinen Ideenentwicklung verwurzelt ist, muß die Theatergeschichte sich die Methode und die Ergebnisse der geisteswissenschaftlichen Literaturbetrachtung zu eigen machen. Zur irrationalen Seite des Theaters gehört aber weiter auch die Wechselwirkung von Drama und Bühne. Sie besteht immer nur in geringem Maße, ganz ausgeglichen nur auf ganz wenigen Höhepunkten der dramatischen Weltliteratur. Denn das Theater ist in seiner Entwicklung viel konstanter als die Literatur und hinkt dieser oft genug nach, so daß die Kontur der Bühne keineswegs immer dem geistigen Bilde der Zeit entspricht, wie es sich in der Literatur ausdrückt. Auch die Beziehung von Dichtung und Publikum, soweit sie durch das Theater hergestellt wird, läuft niemals parallel mit den bühnengeschichtlichen Bewegungen, weil das große Publikum allen schöpferischen Umformungen eher hinderlich als fördernd gegenübersteht. In diesen Punkten darf sich die Theatergeschichte also nicht ohne weiteres mit der Geistesgeschichte identifizieren, wenn auch die künstlerischen Grundbedingungen des Theaters immer von den allgemeinen Ausdrucksformen der Zeit abhängig sein werden und durch die Geistesgeschichte erhellt werden können.

Die reale Seite des Theaters (Schauspieler und szenische Umwelt) stellt ohne Zweifel das Hauptgebiet theatergeschichtlicher Forschung überhaupt dar. Auch sie ist von der allgemeinen Ideenbildung der Zeit beeinflußt, aber auch sie kann, wie schon das irreale Theater, niemals vollkommen entsprechender Ausdruck für das gesamte Lebensgefühl einer Epoche sein. Die Form des realen Theaters ist, gleich der der Dichtung im eigentlichen Sinne, auch durch die innere Struktur des Künstlers, durch seinen persönlichen Erlebnisgehalt und die produktiven Kräfte, die ihn fortbilden oder wandeln, bestimmt. Ihre Geschichte geht daher auch in erster Linie auf die künstlerische Individualität aus. Aber so wenig wie die Dichtungsgeschichte den einzelnen Dichter, ebensowenig darf die Theatergeschichte den Darsteller, Regisseur oder Bühnenbildner aus dem Rahmen seiner Zeit herauslösen und isoliert betrachten. Auch er kann nur im Gesamtkomplex der künstlerischen Kräfte seiner Zeit begriffen werden. Der große Bühnenkünstler insbesondere scheint das Gefäß zu sein, in dem sich alle künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten einer Epoche sammeln, in dem die geheimsten Impulse der Zeit zur Oberfläche drängen. Will man also seine menschliche und künstlerische Struktur erkennen, so wird man zunächst wieder dem künstlerischen Stil der Zeit nachgehen müssen, um das Wesentliche seines Schaffens zu begreifen. Allerdings wäre es auch hier irrig, Zeiterlebnis und schauspielerisches Erlebnis ohne weiteres gleichzusetzen. Der Darsteller wurzelt im Kunst- und Lebensgefühl seiner Zeit, sein Schöpfertum ist aber darüber hinaus noch durch andere Bedingungen bestimmt. Es hängt in erster Linie von der besonderen Charakter- und Lebensform des Schauspielers selbst ab. Denn in höherem Maße als bei anderen schöpferischen Menschen ist die darstellerische Leistung von der physischen und psychischen Gesamtveranlagung des Darstellenden abhängig. Alle anderen Künste arbeiten am objektiven Material, der Schauspieler gestaltet sein künstlerisches Erlebnis am eigenen Subjekt im Bilde der vorgezeichneten Rolle. Und da er mit der seelischen Wandlung zugleich auch seinen Körper verwandelt, da, um mit Simmel zu sprechen,

„in jeder Handlung der ganze Mensch produktiv ist", so besteht der engste Zusammenhang zwischen Seelischem und Körperlichem, keines ist ohne das andere zu denken, beide zusammen bilden erst die Einheit des Kunstwerks, wie das Ich auch nur als eine körperlich-seelische Einheit zu begreifen ist. Im schauspielerischen Schaffen drückt sich also ebenso das Lebensgefühl und der Stilwille der Zeit, wie die individuelle Gesamtdisposition der Darstellerpersönlichkeit aus. Es ist Zeitinhalt und als solches der geistesgeschichtlichen Betrachtung mit unterworfen, und es ist besondere natürliche Gegebenheit und rührt als solche an das Gebiet der modernen charakterologischen Wissenschaft. Mit ihrer Hilfe lassen sich die besonderen Probleme, die um die Persönlichkeit des Schauspielers erwachsen, tiefgreifender behandeln.

Die Untersuchung, die die seelische Gesamthaltung der Zeit mit der des Darstellers in Beziehung setzen, also geistesgeschichtliche Unterlagen herstellen soll, muß gleichzeitig nach der individuellen körperlichen Veranlagung und der besonderen Erlebnisform des Darstellers fragen. Sie muß ergründen, wie weit der naturgegebene seelische Komplex durch Eindrücke fortgebildet und umgeformt wird, unter welchen Einflüssen die schöpferische Kraft zum Durchbruch kommt und wie weit sie entwickelt wird. Sie muß feststellen, welche Mittel dem Darsteller zur Verfügung stehen, um seelische Vorgänge durch den Körper wiederzugeben, wie er künstlerische Erlebnisse verarbeitet, welche Bedingungen für die Auslösung des schöpferischen Vorganges besonders günstig sind und welche Elemente endlich, um nur die Hauptpunkte zu berühren, in seiner Gesamtstruktur vorherrschend sind. Daraus ergeben sich dann die weiteren, im eigentlichen Sinne schauspielerischen (mimischen und sprachlichen) Probleme.

Diese geistesgeschichtliche und charakterologische Analyse schauspielerischen Schaffens wird weniger auf die Rekonstruktion ganzer Rollen ausgehen, wie es heutzutage noch geschieht, sie will vielmehr Grunderlebnis und Grundform des Schaffensprozesses herauslösen. Sie will von der dem Zufall unterworfenen Einzeldarstellung abstrahieren und ihre innere Struktur gewinnen.

So kann sich die Theatergeschichte gerade da, wo sie auf Individualgeschichte ausgeht, zur überindividuellen Nachschöpfung erheben. Sie kann weiter auch zur Typologie der verschiedenen schauspielerischen Charaktere (man begnügt sich ja immer noch mit der Unterscheidung von Verstandes- und Intuitionsschauspieler) sowie der Rollenfächer führen und damit ein neues Gebiet eröffnen, das die Literaturgeschichte sich schon erschlossen hat.

Eine lustige Urkunde zum Schrifttum der Ballade

Von Börries, Freiherr von Münchhausen (Schloß Windischleuba)

Zu Ostern 1906 erließ der Verlag von August Scherl in Berlin ein Preisausschreiben „zur Wiederbelebung der deutschen Ballade". Die Beteiligung war entsprechend der damaligen balladischen Mode ungeheuer, eine Flut von 4900 Beiträgen ergoß sich über die Preisrichter Felix Dahn, Prinz Schönaich-Carolath, Josef Lauff, J. V. Widmann und Paul Dobert. An Preisen erhielten E. G. Seeliger für den „Gonger" 3000 Mark, G. von Kries für das „Regiment Forkade" 2000 Mark, Max Bewer und Paul Steinmüller je 1000 Mark.

Aber der Verlag wollte natürlich die Kosten seines großzügigen Preisausschreibens möglichst wieder hereinbekommen, und so gab er die fünfzig besten Balladen in Form eines Buches heraus, das als Achtes Sonderheft der Woche erschien und den Titel trug: Neuer deutscher Balladenschatz. Den Buchschmuck zeichnete Hanns Ancker — wie wir damals annahmen nicht ohne bewußte Verulkung, da z. B. der Barde, der Ritter und die Edeldame des Titelblattes, aber auch Figuren im Texte, ganz ausgesprochen jüdische Züge tragen.

Mein Exemplar des Werkes versah ich meiner Gewohnheit gemäß mit Randbemerkungen, die um so unbefangener ausfallen durften, als ich mich an dem Wettbewerb nicht beteiligt hatte. Ich gab das Buch dann der Reihe nach an Lewin Ludwig Schücking, Lulu von Strauß und Torney, Wilhelm Brandes, Hans-Caspar von Zobeltitz, Bruno Eelbo, Seeliger und andere Dichter, und alle schrieben an

den Rand meines Buches auch ihre Urteile. Einige legten mir eingehende Briefe dazu, und alle diese sind nun in einem schönen Lederbande mit Scherls Balladenschatz vereinigt.

Auch ein empörter Aufsatz aus meiner Feder klebt dabei, den ich am 14. Dezember 1906 in der „Täglichen Rundschau" veröffentlichte, und der die Aufschrift trug: Am Grabe der Ballade. Denn so faßten wir vom Bau dies Preisausschreiben auf: „Einige Dutzend wohlmeinende und geschwätzige Dilettanten haben die deutsche Ballade todgedichtet!" Die Leserschaft, die infolge einer guten Werbung das Buch massenhaft kaufte, mußte zu dem Ergebnis kommen: Also das sind Balladen — einmal und nicht wieder! Seeliger, der mit dem ersten Preis Gekrönte, klagte: „Ich befinde mich da in einer sehr minderwertigen Gesellschaft!" Ein anderer, der fünfzig Besten, Bruno Eelbo, schrieb: „Hätten Sie meine Gefühlsäußerungen beim Lesen des Buches gehört — sie hätten Ihrer Seele wohlgetan! ... Leider haben die Herausgeber einige Verse meiner Balladen verballhornt ... ich konnte nichts dagegen machen, denn August Scherl, der schlaue ... hat sich die liebevolle Verbesserung seiner Opfer vorbehalten." Prinz Schönaich-Carolath, der Preisrichter, drückt seine „offene Entrüstung" aus und sagt, daß die Preisrichter „sich selbst ein klägliches Armutszeugnis ausgestellt haben". Lewin Ludwig Schücking schreibt: „Dieser absolute Schund! ... Und ich muß mitten unter diesen Kerlen stehen!" Lulu von Strauß und Torney: „Ein schreckliches Gemüse von Anklängen, zuweilen bis zur unfreiwilligen Parodie." (Lulu Strauß hatte sich ebenso wie Agnes Miegel nicht beteiligt!) Hans-Caspar von Zobeltitz klagt, „daß die meisten Gedichte keine Balladen seien". Wilhelm Brandes schilt heftig auf die „scheußlichen, den Sinn oft total verderbenden Druckfehler und redaktionellen Verschlimmbesserungen" in seiner Ballade und nennt das Ganze einen „Scherlschen Rummel". Auch von Wilhelm Raabe erfuhr ich, wie er im Kreise der Kleiderseller die „Preisballaden der Reihe nach nach Gebühr unter die Lupe genommen" habe. Übrigens darf man natürlich dem Verlage, der so freigebig zehntausend Mark an die Sache eines guten Gedichtes setzte, keineswegs einen Vorwurf machen, der Vorwurf trifft lediglich dieses wie jedes Preisgericht. —

Also mein Exemplar, meine köstliche Urkunde zur Geschichte der Ballade:

Nein, diese herrliche Grobheit der Urteile, dieser Witz, diese unbefangenen Urteile nicht nur über die Balladen der anderen, sondern auch über die eigenen!

Gleich an den ersten Worten der Einleitung staut sich die Empörung bergehoch, wenn da von der Wiederbelebung der deutschen Balladendichtung (durch Scherl!) die Rede ist und behauptet wird, daß „gerade die Ballade in neuerer Zeit am wenigsten gepflegt worden ist". In der Einleitung klagt Josef Lauff:

Vergrämte Sänger irren durchs Gefild,

wobei bemerkt ist: „Das ist Börries und wir vom Göttinger Musen-Almanach!" Aber nun ertönt Scherls Aufruf:

So scholl der Ruf vom hohen Harfenstein,

singt Lauff. Daneben steht als Notiz die Adresse des „Harfensteins": Berlin C, Zimmerstraße 37 bis 41. — Sehr schlimm geht es natürlich dem unseligen sächsischen Barden Max Bewer. Brandes hält seinen Harald „so ziemlich für das schlimmste Stück des ganzen Buches, eine einzige selbstgefällige Plattitude, geharft im Schlafrock und Hausschuhen". Zu Walter Bloems Knappen bemerkt einer: „Ach, du lieber Gott! So denkt sich Nataly Eschstruth die Hofgesellschaft, und so die Kellnerinnen die Ritterzeit!" Kürzer sagt ein anderer: „Albern!" — Zu W. Brandes' vortrefflicher Jüdin von Worms, die in einer „Judenschule" spielt, hat der ahnungslose Zeichner eine Schulklasse statt eines Gotteshauses gezeichnet, was die empörte Überschrift des Dichters zeitigt: „Wie sich der Kleine Moritz eine Judenschule denkt." Einen kitschigen Pagen in dem Schlußstück begleiten seine Worte: „Dies süßliche Bild läßt mich fast bedauern, das Gedicht geschrieben zu haben."

Aber nicht nur Tadel steht am Rande der Gedichte, bei dieser Ballade von Brandes erklärt Lulu von Strauß feierlich: „Dem hätte ich den ersten Preis zuerkannt!" Schönaich-Carolath sagt, daß Lewin Ludwig Schückings prachtvoller „Meinhardt von Dürrenstein" unzweifelhaft die beste Ballade der Sammlung sei, und am Rande meines Exemplars steht: „Das ist ohne allen Zweifel die beste Ballade des Buches." Daneben von

Brandes: „Das Gedicht ist ganz vortrefflich, der Stoff hat nur den Naturfehler, daß Meinhardts Genugtuung einem Glücksfall und nicht einer Tat entspringt."

Prachtvoll sind manche Bemerkungen in ihrer Grundsätzlichkeit: „Guter Stoff sentimental verzettelt!" — „In hochdeutschen Balladen ist mir Platt im Dialog unangenehm. Ist zu naturalistisch für die stilisierte Form der Ballade." — „Daß einer so scheußlich Pech hat, ist doch kein Grund, eine Ballade darüber zu machen." — „Diese Ballade von Otto Ernst, ‚Der Grenzlauf', war früher von Adolf Stöber — aber damals war sie besser!" — „Famos! So gut selbstironisiert, daß es in Gumppenbergs ‚Teutschem Tichterroß' stehen könnte!" — „Ein Epos und ein Roman können langweilig und dabei gut sein. Ein Drama und eine Ballade können so gut sein, wie sie wollen — wenn sie langweilig sind, sind sie doch schlecht!" — „Dieser furchtbare Max Geißler dichtet alles nochmal, was andere schon besser gedichtet haben! Sein ‚Schmied von Barlt' ist schon in Frenssens Prosa ein besseres Gedicht, seine ‚Neun in der Wetterfahne' hat Simrock hundertmal besser gemacht als er, trotzdem er dreimal von ihm einfach abgeschrieben hat. Und sein ‚Goldenes Haar' ist einfach ein dem Börries Münchhausen gestohlener Stoff!"

Sehr nett ist die spöttische Bemerkung zu einem Streitrosse, das die Vorderbeine weit nach vorn, die Hinterbeine weit nach hinten stellt: „Nach Meinung mancher Zeichner stallen die Ritterpferde immer, wenn man sie zeichnet."

Hermann Löns bekommt eine gute Zensur. „Eine starke Arbeit, wenn auch holperig in der Arbeit," schreibt einer. Lulu von Strauß meint: „Ich halte dies Ding für eines der besten im Buch, obgleich die Kraßheit der Bilder mir zu absichtlich ist und die Aufregung zu langatmig." Schücking sagt: „Der Mann weiß zu genau, worauf es ankommt, seine Naturlaute sind gekünstelt." Eine andere Hand hat neben die Verse von Löns:

> Sein Arm war hart, seine Hand war rauh,
> Sein Herz und sein Mund waren weich

die Zeilen notiert:

> Sein Herz war schwach, sein Arm war stark,
> Seine Hand und sein Herz waren milde, —
> König Christian von Dänemark
> Liegt im Dom zu Roskilde.

Auch sonst sind dutzendweis die Vorbilder an den Rand geschrieben, und man staunt immer wieder, wie unbefangen selbst ziemlich bekannte Verfasser eines anderen Mannes Verszeilen und Gedanken übernehmen. Wenn etwa Franz Goltsch sagt: Zur Sonnwendnacht

> Das ist ein träumerisch Reiten,

so hat Scheffel offenbar fünfzig Jahre früher schmählich von ihm abgeschrieben, als er von der Sommernacht sagte:

> Das ist ein schweigsames Reiten.

Oder wenn Marie Madeleine (v. Puttkamer) die Liebeslaute beiseite lehnt und in die balladische Drommete tutet:

> Zu Roß! Wir reiten nach Burgos,

so hat das Fontane so gefallen, daß er sie schleunigst imitiert hat:

> Zu Roß! Wir reiten nach Linlithgow!

Auch H. E. von Starckens „Sühne" muß sich die Kritik gefallen lassen: „Eine genaue Nachahmung von Schückings ‚Jürgen van der Leyen'" und „Bis auf den Tonfall nachgeahmt, unerhört!" Zu Tempeltеys „Gast" heißt es: „Man hat immerzu die Empfindung, die Ballade schon auf der Schule auswendig gelernt zu haben!"

An weiteren Sätzen führe ich an: „Ein bedauerliches Ereignis ist doch noch kein balladischer Stoff!" — „Das ganze verstaubte Mobiliar der Ballade steht hier an den Wänden 'rum: Jung Diethelm, Schön-Inge, süße Weisen, köstliche Habe, das Rößlein, der Hort — puh!" — Besonders bitter sind die Urteile über das „Regiment Forkade" des Georg von Kries, ein Gedicht, bei dem es schwer fällt, zu glauben, daß die Preisrichter ihm die zweitausend Mark nicht für den kriegervereinstüchtigen Patriotismus gegeben haben. „Daß diese Ballade prämiiert ist, ist ein großartiger Witz!" — „Aber doch mehr Bierulk als Witz."

Auch der erste Preisträger Seeliger muß sich viel gefallen lassen. Am ruhigsten ist noch das Urteil der Strauß: „Die Ballade ist zu unverständlich geworden dadurch, daß er drei Stoffe verschmelzen wollte ... Außerdem sind alle Gespräche sehr schwach und nicht konzentriert genug. In der Schilderung ist zu viel Kraftmeiertum." Schücking sagt: „Alles ist Aufmachung, ich empfinde keine Spur Grauen wie bei dem Bürgerschen Vorbild."

Weiter heißt es von einem anderen: „Es gibt Gedichte, wie dies hier, die bloß ein Anfang sind." — „Wen soll so etwas freuen — und das ist doch die Hauptsache!" — „Der Dichter hat sich seine Figuren aus Herzblättchens Zeitvertreib ausgeschnitten!" — „Ach Gott, die Friesen sind nun bald in Grund und Boden gedichtet!"
Ein gewisser Theodor Rehtwisch bedichtet die Schlacht von Spichern, von der er klagt:

Welch ein blutiger Zeitvertreib!

Was gewiß jeder Feinfühlige zugeben wird. Und dann ruft „in die dezimierten Reihn" der General von Alvensleben:

Herr Adjutant!
Sehn Sie, dort an jener Stätte
Lagert eine Schützenkette!

Die Proben lassen die Randbemerkungen verständlich scheinen: „Wilhelm Busch!" — „Dieser fidele Rhythmus: Als die Römer frech geworden!" Und neben den Worten: „Scharf fixiert ihn Alvensleben" steht: „Himmlisch!"
Unter einem Gedicht von Gabriele Schulz finde ich: „Mich tröstet das sichere Gefühl, daß Gabriele eine treffliche Hausfrau sein wird — hausbacken, genau und außerordentlich vernünftig!" Manchmal unterhalten sich auch die handschriftlichen Kritici: „Lulu, verstehst du das?" — Und einmal schreibt der Nachfolger unter die bedenkliche Frage: „Begründung?" das unbedenkliche: „Mist!"
Ist das nicht ein lustiges Buch, das hier neben mir auf dem Tische liegt? Der Kummer über die schlechten Verse ist verflogen, von den 50 Namen sind 47 längst tot für das Schrifttum, und etlicher anderer Ärger, der damit zusammenhing, ist inzwischen auch von einem gerechteren Vierteljahrhundert ausgebürstet und wieder glatt gebügelt worden. Aber die derbfröhlichen Urteile der Randnoten haben ihre Frische behalten, und wenn man eine Weile in ihnen blättert, wird man unversehens 25 Jahre jünger.
Und das ist gewiß eine der liebenswürdigsten Wirkungen, die eine Urkunde des balladischen Schrifttums haben kann!

Luther und die Reformation in der Geschichte und neueren Literatur

Von Artur Brausewetter (Danzig)

Luthers Werk und Tat treten immer sichtbarer in den Vordergrund der historischen wie der literarischen Produktion. Vielleicht weil sie gerade heute in der Zeit seelischer Spannungen so aktuell geworden sind.
Denn wer Luthers Werk verstehen will, der darf es nicht als ein von vornherein vernunftgemäß überlegtes, planmäßig dann ausgeführtes betrachten. Nur als etwas aus dem Innersten Geborenes, als das Ergebnis einer geängsteten, mit sich und ihrem Gotte ringenden Seele kann es verstanden und ergriffen werden. Erst unter dem Druck der Ereignisse, im rollenden, fortreißenden Laufe der Begebenheiten wurde es aus diesem innerlichen Suchen und Ringen zur reformatorischen Tat, die dann freilich mit unbeugsamer Energie und Konsequenz durchgeführt wurde.
Als Luther — das muß man von vornherein festhalten — die 95 Thesen an die Schloßkirche von Wittenberg schlug, war ihm nichts ferner und fremder als der Gedanke, hiermit eine kirchliche Umwälzung herbeiführen zu wollen. Gerade weil er seine Kirche liebt und sie vor unübersehbaren Schäden bewahren will, fühlt er sich zu diesem Schritt in seinem stets subtilen und ängstlichen Gewissen gezwungen. Ja, so stark ist die eingeborene Neigung Luthers, alles zu verinnerlichen, daß er selbst einer so äußerlichen Einrichtung wie dem Ablaß einen innerlichen Zug abzugewinnen weiß, ihn als solchen gar nicht einmal verwirft und sich lediglich, wiederum in warmer Liebe zu seiner Kirche, gegen den Mißbrauch wendet, die verwerfliche oder irregeleitete Händler mit ihm treiben.
Liebe zur Wahrheit und der brennende Wunsch, sie an den Tag zu bringen, leiten ihn bei seiner wittenberger Tat, lassen ihn Rom auf seiner Reise dorthin überwinden, werden Motiv und Kraft für sein mannhaftes Auftreten in Worms.
Ein Ideal schwebt dem jungen Priester vor, das vor und nach ihm vielen Reformatoren als Ziel aufs innigste zu wünschen vorgeschwebt hat: die Christenheit zu der ursprünglichen Reinheit des Urchristentums zurückzuführen, und so harmlos und voll kindlicher Begeisterung ist er, daß er allen Ernstes glaubt, die Verwirklichung dieses Ideals werde durch die völlig verweltlichte Kirche geschehen.
Furchtlos und stark, fest und treu, von den tiefsten seelischen Konflikten und Kämpfen getragen, die Forderungen eines strengen und zugleich zarten Gewissens

als das einzig Verbindliche ansehend, ein Deutscher voller glühender Heimatsliebe, eins sich fühlend bis zum Tode mit seinem Volk, ein Mann, der seine Knie demütig vor Gott beugte, aber stark und aufrecht vor Kaiser und Fürsten stand, so mußte Martin Luther nicht nur dem Geschichtschreiber, sondern dem Dichter immer neuen und dankbaren Stoff bieten, ganz abgesehen von den vielen theologischen Büchern, die in letzter Zeit über ihn entstanden sind.

Selbst der katholische Professor Hartmann Grisar von der Universität Innsbruck versuchte mit anerkennenswertem Bemühen in seinem hier bereits angezeigten Buch: „Martin Luther und sein Werk", diesem Luther, soweit es ihm als strengem Katholiken möglich war, gerecht zu werden.

Auch Levin Schücking war Katholik und ist bekannt geworden nicht nur durch seine Romane, sondern auch durch seine engen Beziehungen zu Annette von Droste-Hülshoff, deren Biographie er schrieb.

Im Jahre 1870 erschien von ihm ein groß angelegter Luther-Roman, der von dem Paul Müllerschen Verlag in München in rechter Erkenntnis der Zeit und ihrer Bedürfnisse soeben völlig neu aufgelegt ist (Levin Schücking: Luther in Rom. München, Paul Müller).

In diesem Roman spricht ein von allem Konfessionellen und Parteilichen absehender Epiker und Gestalter, dem es sichtbar darauf ankommt, die Psyche Luthers und seines Werks, unbeirrt von der Parteien Gunst und Haß, in poetisch freier Form zu geben. Er erfaßt Luther insofern richtig, als auch er von dem seelischen Zwiespalt in ihm ausgeht, diesen aber in seinem Werden und Wachsen hauptsächlich in seine Romreise und den Aufenthalt in der verweltlichten Stadt verpflanzt, deren sittliche, religiöse Fäulnis er als guter Kenner Roms überzeugend und ergreifend zu schildern weiß.

Es war das Jahr 1510, eben das Jahr, in dem Luther, der Apostel der freien Innerlichkeit, 27 Jahre alt, im Auftrag seines Klosters nach Rom zog und dort mit dem ebenso alten Raffael, dem Apostel der freien Schönheit, zusammentraf. Die Zeit war nicht christlich, und die unsere ist vielleicht auf dem Wege, es zu werden. Luther aber sah seine Aufgabe darin, sie zum Christentum zurückzuführen. Und Rom war ihm eine unentbehrliche Station auf diesem Wege, so daß er trotz aller Enttäuschungen und Leiden, die die ewige, heißersehnte Stadt ihm brachte, dennoch sagte: „Ich wollte nicht hunderttausend Gülden nehmen, daß ich Rom nicht gesehen hätte."

So stellt auch Schücking den mit seinen Zweifeln und erschütternden Eindrücken ringenden Luther mitten in das Gewirr und Getriebe Roms, so daß wir verstehen lernen, wie sich gerade hier die Keime zu seiner welterschütternden Tat entwickeln. „Kommst du, mir zu sagen, daß ich ein Tor sei, meinem gepreßten, kleinmütigen Herzen, wenn ich wähne, die schwarze Totengräberzunft, die den Herrn begräbt, könne der Menschheit ihr ewiges Bedürfnis, den Glauben, nehmen?"

Eine besondere Sorgfalt verwendet der Verfasser auf die Parallelisierung der beiden Genies: Raffael Santis und Martin Luthers:

„Nur das Wort muß gefunden werden, ein Wort des neuen Lebens," räsoniert Luther. „Woher es nehmen, wo es finden? Was sagte jener wunderbare Meister Raffael Santi ... er habe sich freigemacht und so die Schönheit gefunden — ich solle durch die Freiheit die Wahrheit finden."

Das Deutsche in Luthers Person und Gestalt wird in wirksames Licht gestellt durch die Kontrastierung der deutschen, von dem heldenhaften Grafen Egino von Ortenburg, der mignonartigen Irmgard, die den Grafen Egino liebt, dem gewaltigen Ohm Eraps und der vornehmen Hohenstaufin Corradina gebildeten Gruppe, zu der römischen entarteten.

„Armer Bruder Martin, wenn du mit deinem deutschen Gemüt zu diesen Römern kämst, würden sie dich verstehen? ... Und wenn nicht, was schadet es? Der Deutsche versteht das Wort des Gemüts, und wenn der Römer nicht, so mag jedes Volk auf seine Weise selig werden. Es ist besser, daß sie verschiedene Wege gehen, jedes von seiner ihm innewohnenden Natur geleitet, als daß eines das andere verführt und in den Abgrund zieht."

Unter der neuesten schöngeistigen Literatur wüßte ich, soweit sie mir bekannt geworden, weder auf epischem noch auf dramatischem Gebiete ein Werk zu nennen, durch das der Schückingsche Roman in den Hintergrund gestellt würde.

Luther als deutschen Mann und tapferen geistigen Helden behandelt Emanuel Stickelberger: „Reformation." Ein Heldenbuch. (Zürich und Leipzig, Grethlein & Co. 350 S. M. 7,60.) — Es handelt sich hier um eine Reihe verschiedener Darstellungen aus der Reformation, deren geistige Einheit die Gestalt und das Werk des Reformators und seiner Wahlverwandten bildet. Luther wird uns auf dem Höhepunkt seiner Tat und seines Wortes gezeigt: In dem Augenblick nämlich, da er vor Kaiser und Reich in Worms das eine Welt aus den Angeln hebende eherne Wort spricht. Aber auch hier erscheint er als der lediglich aus dem Drang tiefster Innerlichkeit redende und handelnde Mann: „Weil denn eine schlechte, einfältige, richtige Antwort begehrt wird, so will ich eine geben, die unstößig und unbeißig ist. Ich glaube weder dem Papst noch den Konzilien, weil offenbar ist, daß sie oft geirrt und sich widersprochen

haben. Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der Heiligen Schrift oder mit hellen Gründen und Ursachen überwunden werde, so kann und will ich nichts widerrufen. Denn ich täte es wider mein Gewissen, das in Gottes Wort gefangen ist."

Im weiteren Verlauf werden Ziska, der grimmige Rächer Hussens, Niklaus Manuel Deutsch, der berner Maler, Dichter, Staatsmann und Reformator, der unglückliche Irrlehrer Servet (übrigens eine Ehrenrettung Kalvins!), Coligny, der Seeheld de Ruyter und andere in kräftigen, lebensprühenden, packenden Farben gezeichnet.

Und auch dies Buch ist lobens- und, was wesentlicher ist: lesenswert.

Schiller-Schriften

Von Robert Petsch (Hamburg)

1. Schillers Werke. Neue Ausgabe in 6 Bänden. Herausgegeben von R. Krauß. Karlsruhe 1926, C. F. Müller. 6 Originalleinenbände.
2. Hermann Binder: Schiller. Wille und Werk. Mit einem Jugendbildnis des Dichters, 21 Abbildungen im Text und einem Faksimile der Marbacher Dramenliste. Stuttgart, Berlin und Leipzig o. J., Union Deutsche Verlagsgesellschaft, 194 S.
3. Wilhelm Böhm: Schillers „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen". In der Buchreihe der „Deutschen Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte", Bd. 11. Halle a. S. 1927, Max Niemeyer. 190 S.
4. Gerhard Fricke: Der religiöse Sinn der Klassik Schillers (= Forschungen zur Geschichte und Lehre des Protestantismus, Bd. II). München 1927, Chr. Kaiser. VIII, 389 S.
5. Friedrich August Hohenstein: Schiller. Die Metaphysik seiner Tragödie. Weimar 1927, Hermann Böhlaus Nachfolger. IV, 181 S.
6. Edmond Egli: Schiller et le romanticisme français. 2 vol. Paris 1927, J. Gamber. 652 und 670 S.

An die Spitze unseres heutigen Berichts gehört eine neue, saubere Ausgabe von Schillers Werken (1), die der um die schwäbische Literatur verdiente Herausgeber, Rudolf Krauß, für weiteste Kreise bestimmt hat. Die hauptsächlich literaturgeschichtlich gehaltenen Einleitungen zu dem Ganzen und seinen Teilen wollen der Forschung nichts Neues geben, nur die Anordnung der Gedichte fällt auf. Sie bringt die lyrischen Erzeugnisse aus Schillers früherer Zeit in chronologischer Reihenfolge, hält sich aber nachher an den bekannten Plan zur „Prachtausgabe".

Für die Jugend, aber für eine reife Jugend, bestimmt ist das hübsch ausgestattete, innerlich gediegene und oft recht selbständige Schiller-Büchlein von Hermann Binder (2). Er schränkt das rein Biographische klüglich ein und sucht in kritischer Art, an der auch der Forscher seine Freude hat, Schillers Leistung der Gegenwart nahe zu bringen. Ein wirklich lebendiges Verhältnis zu Schiller wird freilich die Gegenwart erst dann wieder gewinnen, wenn ernsteste wissenschaftliche Arbeit in modernem Geiste uns zum Bewußtsein gebracht hat, was Schillers Persönlichkeit und vor allem seine Dichtung dem heutigen Geschlecht eigentlich zu sagen hat. Wir freuen uns, auf mehrere schwerwiegende Arbeiten hinweisen zu können, die sich um diese Erkenntnis mit gutem Erfolge bemühen.

Die sehr gewissenhafte und mühsame, auch schwer lesbare Arbeit von W. Böhm (3) weist mit minutiöser Kritik die Unsicherheit Schillers im Gebrauch der wissenschaftlichen Terminologie und in der rein philosophischen Gedankenführung nach, vor allem das stete Ineinanderschlingen von metaphysischen, Kultur- und Kunstprinzipien, von geschichtlicher und systematischer Betrachtungsweise. Hier und da fehlt es bei unserm strengen Beurteiler auch nicht an Mißverständnissen, die an dieser Stelle nicht erörtert werden können. Hier sei nur soviel gesagt, daß wir Böhms Schrift begrüßen, weil sie die im Grunde doch überwiegende Selbständigkeit und Geschlossenheit und vor allem den ästhetischen Grundcharakter von Schillers Weltanschauung verficht und in hohem Grade wahrscheinlich macht. Auch daß diese Weltanschauung im tiefsten Grunde auf der Identität von Natur und Freiheit ruht, läßt sich hören. Aber für die Beurteilung von Schillers Haltung im Leben, als Dichter und selbst als philosophischer Schriftsteller ist stets zu berücksichtigen, daß er eben kein reiner Fachdenker ist; die wesentliche Triebkraft seiner dramatisch-tragischen Schöpfung bleibt doch jene tiefe Problematik des Lebens, um derentwillen er auf eine dauernde und restlose Verkörperung des als Aufgabe gesetzten Vernunftstaates (der nicht mit dem auf Erden sehr wohl erreichbaren „Vertragsstaate" gleichzusetzen ist!) von vornherein verzichtet. So wird die reine Bewegung des Gedankens bei ihm fortwährend durchbrochen durch die halb psychologisch, halb geschichtlich gefaßte und immer wieder auf die Systematik bezogene Bewegung zwischen einer mehr vorläufigen und momentanen subjektiven Auswirkung der Weltharmonie (im „ästhetischen Zustande") und den gebrochenen Erscheinungen der Wirklichkeit. Für diese Wirklichkeit gilt denn auch, wie sie nun einmal ist, das Moralgesetz, unter Umständen in seiner „rigidesten" Form, während auf einem welt- und geschichtlich überlegenen Standpunkt das Ethische (wie Böhm unter berechtigtem Hinweis auf Goethe ausführt) dem Ästhetischen immanent ist.

Die Widersprüche und die „gleitenden" Gedankengänge in Schillers theoretischen Schriften erklären sich zuletzt daraus, daß Ausgangs- und Zielpunkt seines Denkens eigentlich jenseits aller Philosophie liegen und eigentlich doch nur im poetischen Bilde „gestaltet" werden können. Auch Schillers unklares Verhältnis zur Geschichte rührt davon her, daß er einerseits die wesentlichen Grundlagen alles Bestehenden im Unbedingten sieht, ohne doch den Boden der Wirklichkeit zu verlassen und ein dinglich-gegenständliches „Jenseits" daneben zu konstruieren, andrerseits aber sich durch alles tatsächlich Vorhandene von dem Wesentlichen eher weggescheucht als darauf hingewiesen fühlt. Aus dieser inneren Not am Dasein entquillt, wie gesagt, seine von Haus aus tragische Dichtung.

Die tiefe Verwurzelung des Menschen und des Dichters im Unbedingten bezeichnet Gerhard Fricke (4) in seiner höchst gehaltvollen, unerbittlich in die letzten Tiefen dringenden

Studie mit vollem Recht als „Religion", wenn auch eben nicht Religion in dem sehr eingeengten Sinne der „Orthodoxie". Er ist weit entfernt, zwischen der Religion und einem aus seinen letzten Triebkräften phänomenologisch erfaßten, wesentlichen Christentum einerseits und dem Idealismus andererseits eine unübersteigbare Grenze zu ziehen, wie es doch auch in dem Buch von H. Groos (Deutscher Idealismus und Christentum, München 1926) geschieht. Fricke sucht und findet den Anschluß des Idealismus an die Religion und an die immanente Idee des Christentums zunächst bei Schiller. Aus seiner entwicklungsgeschichtlich unterbauten, aber systematisch weit ausgreifenden Untersuchung von Schillers Verhältnis zur Anthropologie, zur Ethik, zur Ästhetik und Geschichte ergibt sich, über die von Böhm betonte Immanenz des Ethischen im Ästhetischen hinaus, der religiöse Charakter dieser Schillerschen Ethik. Schiller hat, wie Fricke uns zu überzeugen weiß, eine wesentliche Grundtendenz von Luthers Religiosität wieder aufgenommen und auf seine Weise weitergeführt. Nehmen wir die von Böhm vertretene tiefste Identität von Natur und Freiheit in Schillers Geist und in dem des echten deutschen Idealismus hinzu (welchen Geist in seiner Reinheit Fricke mit scharfer und treffender Kritik gegenüber den meisten zeitgenössischen Darstellungen herauszuarbeiten sucht), so wünschten wir eine Ergänzung des Buchs nach der Seite Goethes hin.

Die religiösen Wurzeln von Schillers Weltbild treten denn auch heutzutage stärker als früher hervor, wenn wir, von dem Suchen und Sehnen unserer Tage erfüllt, neu an Schillers Dramen herantreten. Auf dieser Linie bewegt sich ein Werk von Hohenstein (5). Seine Darstellung ist freilich von einem heute fast befremdlichen Pathos getragen, beruht aber auf ernster Denkarbeit; sie verharrt noch in der allmählich wieder zurücktretenden Richtung auf eine gedanklich-konstruktive Vereinheitlichung des Stoffs, wobei es denn nicht ohne Einseitigkeiten und Gewaltsamkeiten abgeht. Aber wo eine wirklich für dichterische Werte empfängliche Persönlichkeit hinter dem Ganzen steht, die tatsächlich eine starke und eigenartige Berührung mit dem Gegenstand ihrer Neigung erlebt hat, da kommt auch bei dieser Betrachtungsweise etwas Beachtliches und Förderliches heraus. Und ich bin der Meinung, daß keine Interpretation von Schillers Drama in Zukunft an Hohensteins Buch wird vorübergehn können, so wenig diese (von der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft" unterstützte!) Arbeit auf die ewige Arbeitsgemeinschaft der deutschen Wissenschaft Rücksicht nimmt. Den Schreiber dieses Berichts muß es dennoch freuen, daß ein Gedanke, den er zuerst in seinem Aufsatz „Schillers politisches Vermächtnis" (im 22. Rechenschaftsbericht des Schwäbischen Schillervereins, 1918) ausgesprochen hat, nun in den Rahmen einer weitschichtigen und tiefgreifenden Gesamtuntersuchung eingegliedert wird. Schon damals fiel es mir auf, daß Schiller mit seinem „Wilhelm Tell" endlich die von ihm erstrebte „heroische" Idylle höchsten Stils erreicht und damit ein Versprechen einlöst, das er in seinem vielbesprochenen Brief an W. von Humboldt vom 30. November 1795 gegeben hatte. Wir müssen nur die landesübliche Vorstellung von der „Idylle" fallen lassen und die Möglichkeit einer Dichtungsart anerkennen, die unter engsten und einfachsten (oder höchst stilisierten) äußeren Verhältnissen die stärkste innerliche Erhebung des Menschen darstellt, wo sich also Anfang und Ende der Kultur unter Ausschaltung oder Abwertung der Zivilisation ineinanderzuschlingen scheinen. Hohenstein will freilich zeigen, daß Schillers Dramatik von den „Räubern" an und vor allem seit dem „Wallenstein" irgendwie diesem Ziel zustrebte, daß aber erst der Dichter, der mit dem Leben endgültig abgeschlossen hatte, sich zu der rein „idyllischen" Darstellung des in sich selbst vollendeten, nur von außen her gefährdeten und das Unrecht schuldlos abwehrenden Menschen aufschwingen konnte. Demgegenüber würde der „Demetrius" freilich wieder eine Verneinung bedeuten, aber in der endgültigen Auffassung dieses Plans möchte Hohenstein die Auswirkung von Schillers letztem Ringen mit der ganzen Sinnlosigkeit seines persönlichen Schicksals sehen. Gegen diese und manche andere Interpretation dürften sich Bedenken erheben. Aber ganz sicher geht die Linie, die Hohenstein zeichnet, auch durch die Entwicklung von Schillers tragischer Dichtung hindurch; es fragt sich nur, ob die Bedeutung dieses Fadens im dramatischen Gewebe nicht überschätzt oder schief beurteilt wird.

Die scharfen Gegensätze, die zwischen den drei genannten, auch stilistisch sehr verschiedenartigen Werken bestehen, lassen zur Genüge erkennen, daß die Deutschen von heute sich durch Schillers Lebenswerk wieder irgendwie beunruhigt fühlen und daß er ihnen etwas zu sagen hat. Freilich werden wir mit dem überlieferten Schiller-Bilde bejahender wie ablehnender Tönung brechen oder es sehr stark revidieren müssen. Dann aber wird Schiller für uns das werden, was er der Vergangenheit im In- und Auslande gewesen ist, der Verkünder einer neuen großen Kultureinheit, auf die unser europäischer Geist nun einmal hinstrebt.

Als solchem Träger einer synthèse prophétique sucht ihm der Schweizer Edm. Egli (6) gerecht zu werden, der gegenwärtige Vertreter der französischen Literatur an der Universität zu Liverpool, der uns mit einem nicht bloß äußerlich gewichtigen Werk über Schiller und die französische Romantik beschenkt hat. Das ganze Buch beruht auf einer erstaunlichen Belesenheit; es wendet mit scharfsinniger Kritik jedes Steinchen am Wege um und bedeutet in seiner Gesamtheit einen sehr wesentlichen Beitrag zur vergleichenden Literaturgeschichte: es geht aber, weit über die literarischen Beziehungen hinaus, auf die allgemein geistesgeschichtlichen, sozialen und politischen Verhältnisse ein und gibt tatsächlich etwas, das man überschreiben könnte: „Schiller und der französische Geist." Seine ganze Darstellung hält sich freilich näher an den Tatsachen und Urkunden als Fr. Gundolfs Werke. Es ist der Literaturgeschichte und der Philosophie im eigentlichen Fachsinn stärker verpflichtet, aber es verfällt nicht leicht in Kleinigkeitskrämerei und wirkt bei aller Breite der Darstellung kaum ermüdend, obwohl es der Verfasser seinen Lesern nicht leicht macht. Kapitel für Kapitel verfolgt er Schillers Einfluß auf das französische Geistesleben vor und während der Revolution (Lamartelières, d. h. Schwindenhammers „Melodramen"), in der Zeit Napoleons (Frau von Staël, B. Constant), während der Restauration und dann (das Kernstück der Arbeit) in der eigentlich romantischen Epoche und ihrer Nachblüte. Er setzt sich kritisch mit der schiefen Beurteilung dieser Beziehungen (besonders bei Sainte-Beuve) auseinander und läßt in seinem Schlußkapitel noch einmal die verschiedenen „Aspekte" von Schillers Einfluß überschauen: seine politisch-soziale, seine literarisch-technische und seine philosophisch-ästhetische Wirkung.

Es waren wenige, aber ungewöhnlich ertragreiche Werke, auf die unser Bericht in aller Kürze hinweisen konnte. Daß sie aus so verschiedenen Lagern stammen und mit so verschiedener Methode und Zielrichtung durchgeführt werden, läßt uns von der Schiller-Forschung der nächsten Zukunft eine besondere Lebendigkeit und Tiefgründigkeit erhoffen.

Eine Manuskriptseite von H. Wolfgang Seidel

(Originalgröße)

Proben und Stücke

Das Geschenk

Von H. Wolfgang Seidel

(Aus „George Palmerstone", Berlin, G. Grote Verlag)

Meister Koldewey hat seinen jungen Malschüler George Palmerstone an dessen Einsegnungstage eingeladen mitsamt dessen Stiefvater Segovius und dessen Mutter Marianne, verwitwete Palmerstone. Koldewey wohnt mit seiner unverheirateten Schwester Mathilde zusammen; er arbeitet für den Verlag von Sandschneider, der in Masse sentimentale Jugendliteratur produziert.

„Als ob ich ihn selbst genährt hätte, als ob ..." – Mathilde Koldewey weinte. Sie ließ sich gerne rühren, und ihre Gabe, ohne Schaden Spitzgläser mit Südwein zu trinken, war beschränkt. Noch dazu am Vormittag, wo sie in der Regel lebte wie eine Wüstenmaus; „aber heute," hatte ihr Bruder gesagt, „verpulvern wir ‚Minettens Schicksale in Paris'!" Minettens Schicksale waren das letzte Erzeugnis des Sandschneiderschen Verlages, und Koldewey hatte Bilder dazu entworfen, die dem Ort, den er „Seinebabel" nannte, zur Ehre gereichten – wahrlich, dies war Paris, geschaut durch die Staubwolken der Lehmchaussee, blendend, lehrreich und streng sittlich zugleich! Die eiergelben Strohhüte waren verschwunden und statt dessen triumphierten der Zylinder, der Henriquatre und eine Art dämonischen Frackanzuges, auch gab es Mönche und fromme Schwestern und auf Seite zweihundertdreizehn einen Invaliden, der andauernd „parbleu" sagte, was außerordentlich schwer zu malen war!

Segovius saß in bester Haltung auf dem besten Stuhle, zog an einer Zigarre und versuchte vorsichtig, sich mit Marianne zu verständigen – merkte sie denn nicht, daß Fräulein Koldewey der Bettruhe bedurfte? Aber Marianne erkundigte sich immer wieder nach George, der, wie ihre Gastgeberin erklärte, zeitweise Eigenschaften eines Familienvaters offenbare, ja geradezu ein Trost sei für die wirtschaftende Frauenseele: „Nach allem fragt er, Frau Segovius, er ist ein weißer Rabe, obgleich es heißt, daß sie stehlen, was er nicht tut, nur die Pauline, worüber ich mich oft geärgert habe, denn sagt man etwas, dann droht sie gleich mit Kündigung, was seine Schattenseiten hat vor dem Frankfurter Tor, wo keine Ordentliche dienen will; aber George – der richtige Robinson, er hat ein Gemüt, Frau Segovius, und von wem hat er das wohl? Ich bitte um die Erlaubnis, darüber hinweggehen zu dürfen, eine Gewisse wird schon die gute Meinung verstehen, wenn ich mich auch heute nicht recht ausdrücken kann vor Rührung."

Theodor Koldewey und George wandelten inzwischen im Garten umher, Arm in Arm und einander bekennend, daß selbst Herr Segovius, so umfassend sein Wissen in der Literatur, dem Festungsbau, der Rechtskunde und den erdenklichsten schönen und weniger schönen Wissenschaften auch sei, doch der bildenden Kunst gegenüberstehe als ein Laie – ein blutiger Laie, wie Koldewey mit erhobener Stimme sagte, denn dies war nun einmal seine Meinung, und er wäre ein stummer Hund, wenn er damit hinter dem Berge hielte, wenn er zugäbe, auch nur mit einem Kopfnicken, daß jener begriffen, erfühlt, gewissermaßen durch ein Erlebnis sich angeeignet hätte das unsagbare Einswerden mit dem malerischen Objekt, den – George sei ja jetzt erwachsen – Gebärprozeß! „Ha!" sagte Koldewey und schwenkte mit seinem Begleiter um ein Tulpenbeet, niederstampfend die liebevoll abgezirkelte Ecke, „es ist ein armseliges Dasein, das wir verbringen im Solde der Hyänen und (er rang nach Worten) Knickstiefel, ein zerfetztes, aussätziges, bettelhaftes, aber verteufelt himmlisches Leben, wofür ich den Beweis zu liefern mich anheischig mache, denn mein Freund George Palmerstone ist keine fatale Gurke, wie die andern, sondern ein Kamerad, ein Bruder! Und nicht wahr, du verrätst mich nicht, denn das Allerheiligste darf man nicht verraten, das ist eben die kristallene Urzelle, derentwegen es sich lohnt, zu sein, die Rechtfertigung – Herr Gott nochmal!"

Nach diesen Worten nahm er seinen Kurs in das Haus zurück, stieg geheimnisvoll die Treppe empor, flüsterte: „Das Weinchen, wenn man alle Tage so ein Weinchen schlürfen könnte!" Und warf zuletzt, nachdem er sein Schlafzimmer durchschritten hatte, eine Tür auf, die in ein sonst türenloses Gemach führte. George erblickte die übliche Einrichtung einer Malerwerkstatt und ließ sich auf Wunsch am Fenster nieder. Meister Koldewey aber öffnete einen Schrank und entnahm ihm eine Anzahl farbig bemalter Blätter, leicht zitternd und in eigentümlicher Weise verlegen werdend. Er reichte sie dem jungen Menschen: „Meine Arbeit – glaube, daß es nicht so übel ist. Aber Sandschneider braucht davon nichts zu wissen."

George hielt das erste Blatt ans Licht und fragte: „Wirklich, Meister Koldewey? Das ist – das ist ja sehr sonderbar!" Er erblickte eine Zeichnung in Wasserfarben, aber der Ausdruck „Zeichnung" traf nicht zu. Dies war zweifellos kein Erzeugnis der Koldeweyschen Bilderfabrik, wo es galt, die Farbe in einen Umriß hineinzugießen, bis sie ebenmäßig gefangen war; hier war eine Welt gebildet aus besonnter Luft, und alles Gegenständliche verströmte an seinen Grenzen unmerkbar in den Ozean des Lichtes. Die Stoffe waren mannigfaltig: ein weißes Haus hinter Baumwipfeln, bunt gekleidete Menschen, die an einer Mauer vorüberschritten, der Wanderzirkus im Heidenebel, tanzende Paare, eine marmorne Diana in einer Parkwildnis – auch andere hatten ähnliches versucht, und doch empfand George, daß hier ein Neues und unsagbar Beglückendes gelungen war. Urgestalt wandelte vorüber, das allzu Flüchtige, wie es in furchtbarer Wirklichkeit durch den Raum schweift, tropfend von Gegenwart, gebannt mit seinem Lebenshauch, viel schattenhafter, als der Gedanke weiß, viel strahlender, als die fälschende Erinnerung glaubt.

Er sagte: „Das ist gesehen, wie man eine fremde Landschaft zum erstenmal sieht – von tausend Sonnenfunken ist noch nicht einer erloschen. Und alles ist so schön, daß man traurig wird vor Freude."

„Ja," antwortete Koldewey, „das sind die Belustigungen eines armen Mannes – sechzehn Blatt in zehn Jahren. Und nun weißt du, daß ich kein elender Knecht bin, der nichts vermag, als Sandschneidersche Steindrucke und Jahrmarktbildchen. Aber die andern brauchen es nicht zu wissen, die sagen: Koldewey malt in Wasserfarben und kann es beinahe noch besser als Herr Zeichenlehrer Kallman und so. Nun komm, wir sind fertig. Es sollte mein Geschenk sein." –

Echo der Zeitungen

Max Scheler

„Schelers Leben ist nicht so geradlinig verlaufen, wie es sonst bei deutschen Gelehrten zu sein pflegt. Er war eine Persönlichkeit, die an tiefen seelischen Konflikten litt, und auch äußere Konflikte nicht vermied. Vieles Widersprüchliche in seinen Schriften ist nur zu verstehen aus seiner konfliktreichen Natur; aber aus derselben Quelle stammt auch die warme Lebensnähe, die Beziehung zu den Problemen der Gegenwart, worin ein besonderer Wert seiner Schriften liegt. Wenn er über Fragen der Ethik und Religion philosophierte, so tat er es nicht als kühler Beobachter fremden Lebens; er tat es, weil er selbst seine Probleme durchlebte und durchlitt.

Scheler ist in München am 22. August 1874 geboren, und seine Sprache hat nie den bayerischen Klang verloren, so weit er auch später herumkam. Er studierte in München, Berlin, Heidelberg und Jena, wo er bei Eucken promovierte. Hier auch habilitierte er sich im Jahre 1902, siedelte allerdings im Jahre 1907 an die münchener Universität über. Im Jahre 1910 gab er jedoch seine Dozentur auf, infolge von Schwierigkeiten, die mit Privatverhältnissen zusammenhingen. Als freier Schriftsteller lebte er dann zumeist in Berlin, während des Krieges in diplomatischer Mission in Holland tätig. Als nach Friedensschluß die Universität Köln gegründet wurde, erhielt er dort einen Lehrstuhl für Philosophie und Soziologie und wurde Direktor des Forschungsinstituts für Sozialwissenschaften. Von hier aus hat er als Lehrer und Anreger eine weitreichende Tätigkeit entfaltet, oft auch in Berlin als Redner auftretend. Erst im Frühling dieses Jahres folgte er einem Rufe nach Frankfurt, kurz ehe der Tod ihn ereilte."
Richard Müller-Freienfels (Berl. Tagebl. 238).

„Sechseinhalb Jahre sollte ich nun in Freude und Leid neben diesem Denker einhergehen und von ihm dauernd geistige Einwirkungen empfangen. In der Erinnerung steigen vor mir alle die Stunden herauf, die ich in dieser langen Zeit in seinem marienburger Heim verlebt habe, Stunden intensivster metaphysischer Aussprache und Stunden schwerster Kämpfe mit diesem Manne, der gerade in den letzten Jahren eine so furchtbare Umwälzung seiner gesamten Gedankenwelt erleben sollte. Oft freilich, ich muß es sagen, fiel es mir schwer, unter so veränderten Umständen treu an seiner Seite zu bleiben. Aber eine innere Stimme gebot mir gerade damals, als viele ihn verließen, weil er so ganz andere als die Wege der christlichen Philosophie eingeschlagen hatte, als Schüler und Freund in der Nähe dieses Mannes zu bleiben, dem ich doch nun einmal Entscheidendes für mein ganzes Leben zu danken hatte. Denn gerade in dem Augenblick, da Max Scheler all den großen christlichen Gedanken abgeschworen hatte, durch die er vor etwa einem Jahrzehnt viele seiner Schüler begeisterte, bedurfte er mehr als sonst der Menschen, die ihn liebten und ihn auch dann noch liebten, wenn sie seine philosophische Umschwenkung nicht mitmachen konnten."
Peter Wust (Köln. Ztg. 380).

„Noch ist das Schrifttum Schelers nicht in die Geschichte zurückgetreten. Immerhin läßt sich eine Hauptlinie der Entwicklung dieses Denkens erkennen. Es entmythologisierte sich in dem Maße, als es fortschritt. Das heißt: es unterwarf mehr und mehr bestimmte naive Einstellungen und ungebrochen hingenommene geistige Gebilde der Kontrolle des Bewußtseins, indem es sie als Manifestation des Unteren durchschaute. Der Philosoph, der in der Hauptzeit seiner Wirksamkeit manche Leuchteffekte seiner Gabe der Verzauberung verdankte, entzauberte späterhin seine eigene Welt.

Daß der gepriesene Erneuerer des Augustinismus seiner großen Gefolgschaft den Rücken kehrte, wollte etwas bedeuten. Er selbst hat geäußert, wie schwer es ihm gefallen sei, den Bruch zu vollziehen. Dem Triebleben den Einfluß zuzugestehen, den es besitzt, und die Macht der ökonomischen und sozialen Fakten anzuerkennen, mußte ihm doppelt schwer werden in einer Zeit, in der, im engsten Zusammenhang mit der Stabilisierung des Kapitalismus, eine neue mythologische Front sich zu festigen beginnt. Überall um Scheler herum drangen Anschauungen durch, deren Wachstum er durch die von ihm preisgegebenen zum Teil selbst begünstigt hatte. Eine halbe Stunde nach seiner Wendung zum Profanen empfand Sombart romantische Sehnsucht nach einem religiösen Gehäuse; der Ruhm von Klages ist im Steigen; der Hang zu einer voreiligen Konkretheit hat sich auf große Strecken hin der Geisteswissenschaften bemächtigt und verhindert sie, ihre Situation zu Ende zu analysieren. Richtungen, die darin übereinstimmen, daß sie, mit oder ohne Absicht, zur Konsolidierung der reaktionären Mächte beitragen.

Scheler ist zum Unterschied von ihnen ein gehöriges Stück weit den Weg der Aufklärung gegangen. Seine letzten Schriften lassen an entscheidenden Punkten Luft herein, sehen zum mindesten der Realität der gegen-

wärtigen Gesellschaft ins Auge. Mit der Witterung für atmosphärische Ereignisse, die ihn auszeichnete, hat er das Zukünftige gespürt. Er ist, seiner sozialen Zugehörigkeit nach, der Philosoph des fortgeschrittensten Bürgertums gewesen, jenes Bürgertums, das schon ein Übergang ist, das heute, nachdem es sich vergeblich zu allen möglichen Ideologien geflüchtet hatte, bewußt und kritisch gegen sich selbst seine materiellen und sozialen Daseinsbedingungen überprüft, und auf Grund des Ergebnisses dieser Prüfung seine geistige Haltung einrichtet." S. Kracauer (Frankf. Ztg. 378 — 1 M). Vgl. auch W. K—r (N. Zür. Ztg. 968); S. Lourié (Bund, Bern 242); E. M. (Stuttg. N. Tagbl. 238); G. Foerster (Deutsche Allg. Ztg. 234); Ludwig Marcuse (Berl. Börs.-Cour. 234 u. a. O.); Georg Meyer (Hamb. Fremdenbl. 141); Moritz Geiger (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 126); Walter Reinhard (N. Zür. Ztg. 1010); Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 265); Herbert Bahlinger (Bresl. Ztg. 151).

*

Heinrich Federer

„Ein lieber Dichter, ein guter Geist, ein großer Verklärer der Heimat hat uns verlassen. ‚Berge und Menschen' müßten um ihn trauern. Die ganze Schweiz wird es tun.

Seit Jahrzehnten hat Heinrich Federer still und unauffällig in unserer Stadt gelebt. Seine Mutter war in Bülach auferzogen worden. Ein Element Zürchertum steckte in ihm. Von seiner Mutter schrieb er in seinem letzten Buch, den Jugenderinnerungen, ‚Am Fenster': ‚Im Grunde war meine Mutter viel eher protestantisch als mein Vater katholisch war.' Vielleicht erklärt sich von hier aus, daß Gottfried Keller den Stil des Innerschweizers Federer so absolut bestimmen konnte und zur Meisterschaft gelenkt hatte. Den Stil sage ich, denn die Welt Federers ist der katholische Kontrapunkt zur Kellerschen, und eben diese Gegensätzlichkeit machte sie eigen, neu und notwendig in unserem Gesamtschrifttum. Die Innerschweiz hat seit der Reformation in der Dichtung ihre Tonhaftigkeit eingebüßt. Federer hat sie ihr zurückgegeben. Er hat ihr die Figur des Niklaus von der Flüe herrlich ins Gedächtnis gekerbt und sie mit der Goldigkeit eines souveränen Humors umspielt. Nicht als Kämpfer stellte Federer seine Figuren auf, sein Gemüt liebte den Regenbogen mehr als Blitz und Donner. Darum hat er seine Kunst auf die einigenden Edelzüge des Menschentums gestellt. Sein höchstes Vorbild war, wie er mir einmal sagte, nicht Keller, sondern Manzoni. Erinnert man sich der Älplerkilbli in ‚Berge und Menschen', wo auf der gleichen Trift der protestantische und der katholische Pfarrer Gottesdienst halten und man bald bei den Protestantischen den Duft eines Weihrauchwölkleins herübergeweht bekommt und bei den Katholiken etwas von der protestantischen Predigt — alles in Minne und Eintracht.

Heinrich Federer konnte wie C. F. Meyer nicht ohne den Süden leben. Aber seine ‚ennetbirgische' Sehnsucht war von anderer Art. Nicht die Renaissance zog ihn an, sondern die Welt des Poverello. Umbrien kannte er wie seine Hosentasche, die Schauplätze der ‚Fioretti' wie das obwaldner Ländchen. Er hat mir einmal gesagt, erst der liebliche hl. Franz von Assisi, der sich der Armen und Verschupften angenommen, habe ihm den Zauber der kleinen und verkannten Größen erschlossen. ‚Also z. B. das Geißenbähnchen?' erwiderte ich. ‚Jawohl,' sagte er, ‚und die kleineren Länder, die ich besingen möchte, das appenzeller- und das obwaldner-Ländchen!' Wie klassisch hat er es getan!

Selbst im Augenblick der Trauer umklingelt uns das fröhliche Glockenspiel der Erzählungen Federers, anmutig selbst in ihren Schnörkeln, tief, wo sie nur gefällig scheinen, erhalten sie uns den herzhaftesten Humor und das feinste Lächeln eines schöpferischen Herzens. Im letzten Werk des Dichters sammelt sich feierlicher Ernst. Oft hat Federer aus seinem Leben erzählt, hier aber glaubte er ein Letztes geben zu müssen, die Erinnerung an die zwei Gestalten, die Mutter und den Vater." Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 785).

„Seelenwandlungen sind Federers Bücher. Er spricht von der Auflösung der Selbstsucht und von dem Hinwachsen zur Erlösung im Opfer. Als Erzähler aber hatte er die Freude des Epikers an den Dingen und die Freude am Verweilen. Seine Bücher haben Breite, Fülle und Farbe. Und sie haben die Freude an der Natur und die Freude an der Vielfalt des Menschlichen. Ihre Sprache aber ist in ihrer alemannischen Tonfärbung fest und sicher, bewegt und sauber. Federers Werk ist aus gutem Boden schön gediehen, literarisch wie menschlich, und was dieser Dichter geschaffen, mag seinen Tod noch um manches Menschenalter überdauern." P. Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 202).

Vgl. auch: Maria Waser; Linus Birchler; Anton Stockmann; Gustav Müller-Grote (N. Zür. Ztg. 916); Maria Nils (Berl. Börs.-Cour. 208); A. Fr. Binz; Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg., Kultur. Beil. 9 und 10); Menzi (Hamb. Fremdenbl. 123); Johannes Jegerlehner (Bund, Bern 203); Emil Heß (Stuttg. N. Tagbl. 204); H. F. (Magdeb. Ztg. 237); Karl Friedrich Wiegand (Köln. Ztg. 241a); Hugo Marti (Bund, Bern 199); H. Bachmann (Germ. 201); Harry Maync (Bund, Bern 209, Kl. Bund 24); Hans Zbinden (ebenda); Köln. Volksztg. (322, 422); Franz Alfons Gayda (Ost-

preuß. Ztg., Lesezimmer 112); Heinrich Schleichert (Nordd. Nachr., 10. Mai); Heino Schwarz (Düss. Nachr., Unt.-Bl. 228).

*

Sling (Paul Schlesinger)

„Sling war, wie so viele Humoristen, eine dunkel eingestimmte Natur. Zu einem frankfurter Kollegen äußerte er aus Anlaß eines Gespräches über den Flessa-Prozeß, er sei des Glaubens, an alles, was der Mensch beginne und treibe, sei von vornherein ein Quentchen Schuld gebunden. Eigentlich sei schon unser bloßes Dasein Schuld gegenüber einem anderen, einem Unbekannten. Begabung und Erfolg enthalte Schuld gegen die ohne ihr Dazutun Unbegabten und Erfolglosen, ganz abgesehen davon, daß einem die eigene Erkenntnis sage, ein Fähigerer und Lauterer gehöre eigentlich an die Stelle, die man einnehme. Man schädige, wenngleich ohne Vorsatz, fortgesetzt den Mitbruder, der vielleicht die bessere Frau, das größere Einkommen, die lebhaftere Anerkennung von Rechts wegen verdiene. Und ganz natürlich sei jeder englische Anzug, den einer trage, jede Zigarette, die einer rauche, Entzug an einem anderen Menschen, der ganz ohne Brot sei, unverdientermaßen oft, und dessen Brot der Raucher in die Luft verpaffe. Sling ging noch weiter: In jeder menschlichen Beziehung, die wir knüpfen, sah er das Schuldmoment keimen. Da wir den anderen, wenn wir ihn auch nicht in unsere Handlungen verstricken, so doch mit dem bekanntmachen, was ungut an uns ist, übel legiert, wie wir nun einmal sind, behaftet mit unseres Fleisches Erbteil, so nehmen wir Einfluß auf den anderen, verändern ihn, bilden ihn um, wenn auch nur zum millionsten Teil seines Wesens. Das aber ist Schuld, eine Schuld, in der wir auch beim redlichsten Willen nach Reinheit unrettbar verfangen sind, eine Schuld, die jeden gegen jeden zum Ankläger macht. Es ist klar, daß ein Mensch von solchen Einsichten, die geeignet gewesen wären, das hellste Dasein zu verhängen, hätte nicht Slings Humor sie abgegolten, mit höchstem Verantwortungsgefühl zur Feder griff, und aus diesem heraus entstanden dann Slings Gerichtsreferate, durch die immer das Blut des Schreibenden schimmerte und sein menschliches Verständnis für jeden Schächer, der dem geltenden Gerechtigkeitsbetrieb ins Garn lief. Der berühmte humoristische Plauderer war zuinnerst ein Schwerblut, so wenig er sich das gewöhnlich auch merken ließ. Wir erinnern uns zweier Briefe, die er nach Frankfurt richtete und die den Humoristen in bester Verfassung zeigen. In unserer Zeitung war ein Buch von Sling besprochen, und es war dabei gesagt worden: ‚Sling ist ein ‚Causeur'.' Der Druckfehler machte ‚Cäsar' daraus. In der nächsten Nummer wurde der Cäsar zwar richtiggestellt und Sling mitgeteilt, er solle sich nur nichts einbilden, er aber antwortete: Ich bin ein Cäsar und dabei bleibt es. Ich nehme keine Berichtigung zur Kenntnis. Vor allem darf sie mir nicht ins Haus. Der Cäsar gibt mir im Familienkreise, wo meine Autorität ernstlich untergraben ist, eine prächtige Waffe in die Hand. Ich werde sie mir nicht nehmen lassen und danke Ihnen sehr dafür. Den zweiten Brief schrieb Sling auf Grund einer Anfrage über eine berliner Gerichtsverhandlung, in der eine nicht namentlich genannte Frau, die sich als Direktorin einer (nicht bestehenden) Filmgesellschaft ausgegeben und zahlreiche Dumme geplündert hatte, verknaxt worden war. Einem frankfurter Kollegen, der vor einiger Zeit den Besuch einer hierorts plötzlich mittellos in ihrem Hotel sitzenden Kinodirektorin und Schriftstellerin empfangen und die entsetzlich Weinende mit einem beträchtlichen Geldopfer ausgelöst hatte, worauf sie verschwand und niemals mehr geschrieben, ob sie gesund geblieben, ging ein Licht auf. Er bat Sling um Auskunft. Sling erwiderte: ‚Ja, mein Lieber, auch Sie gehören zu den vielen, die der Schwindlerin auf den Leim gegangen sind. Sie haben ein gutes Herz und sollen es behalten, und ich bitte Sie noch extra darum. Es wird ein Tag kommen, an dem es mir recht schlecht geht. Dann werde ich nach Frankfurt fahren und in ein vornehmes Hotel ziehen, und dann werde ich Sie zu mir bitten, und werde furchtbar weinen, und dann werden Sie mich auslösen und mir weiter helfen. Bis dahin aber wünsche ich uns beiden alles Gute." Rudolf Geck (Frankf. Ztg. 402a).

Vgl. auch: Monty Jacobs (Voss. Ztg. 241); Emil Faktor (Berl. Börs.-Cour. 238); Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg. 238); E. E. (N. Bad. Landesztg. 262); Württemb. Ztg. (120); Manfred Georg (Königsb. Nachr. 243).

*

Carl Hauptmann
Zum 70. Geburtstag

„Carl Hauptmann ist der große Horcher in die Stille, der große Lauscher auf die Stimmen. Seine Menschen leben auf einer schmalen Grenzscheide zwischen dort und hier, und um ihre Körperlichkeit webt ein zweiter, zarter Geistleib. Dieser ewige Sucher will die geheimen, göttlichen Chiffern erkennen, die vom Gestrüpp des Irdischen überwucherte Grundschrift des Seins. Und hier, wo die Stimmen der unendlichen Ahnung aus dem Werke Carl Hauptmanns sprechen, ist es, wo er dichterisch ganz stark wird. Ungreifbare Beziehungen weben als feines Fluidum zwischen den Wesen, Schicksale und Gestalten werden zu Mythen, und einfaches, armseliges Sein umkleidet ein verklärender Schimmer aus der Höhe. Es gibt da Augenblicke, in denen Carl Hauptmann wirklich ‚die große Wunderkraft besitzt, Menschen

und Dinge aus dem inneren Leben leuchten zu lassen', und ‚die Zwänge von Launen, Lieben und Leidenschaften der Menschen, die wie Wolken und Wetterspiele den hinausgeworfenen Erdball, so die einsame, hinausgeworfene Seele umdrängen', offenbar werden in ihrem übermenschlichen Sinne.

Eins aber war dieser Carl Hauptmann nie: ein ‚Könner', ein bewußt Schaffender. Die Zeit hat sein Werk unendlich erschwert. Aber ihm, der vollkommen aus der Ekstase schuf, fehlt das sichere lebendige Bildnergefühl Gerharts. Er besitzt nicht die Form, sondern bleibt ein Suchender, wie er seinem ganzen Wesen nach ist, ein immer neu Beginnender, ein Experimentierer. Seine Seele wohnte nicht in der sichtbaren Welt. Ihr Wesen ist Mystik, Ekstase, Prophetik." Peter Hamecher (Dtsch. Allg. Ztg. 218 u. a. O.).

Vgl. auch: Karl Strecker (Stuttg. N. Tagbl. 223 u. a. O.); Hans Teßmer (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 110); Will-Erich Peuckert (Magdeb. Ztg. 252 u. a. O.); Ernst Lemke (Rhein.-Westf. Ztg. 241); Hanns Martin Elster (Königsb. Nachr. 220 u. a. O.); Hans Franke (Königsb. Hart. Ztg. 221 u. a. O.); Anthos (Deutsche Ztg. 111 b); Gertrud Prellwitz (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 225); Walter Meckauer (Berl. Börs.-Cour. 217); Fritz Gaupp (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 109); Johannes Reichelt (Deutsche Ztg. 107 a); Johannes Reichelt (Bresl. Ztg. 131).

*

Dante Gabriel Rossetti

„Nichts sicherer, als daß er und das Geschlecht bildschöner Frauen, das sein Stift verewigt hat, immer wieder füreinander unwiderstehlich geworden sind. Seine Gedichte bezeugen, daß er sie nicht, wie ein Handlungsreisender Mägde, geliebt hat, sondern wie ein Halbgott die Kinder der Erde und des Himmels. Seine beiden großen Leidenschaften sind nobel und unglücklich gewesen; die erste war die aus langen Seelenfoltern hervorgegangene Mißehe mit einem sanften und guten, aber sonst eben nur schönen Wesen, zu der man ihn gezwungen hatte, als beider Liebe schon niederbrannte. Die zweite war, lange nach Elizabeth Siddals traurigem Tode, die hoffnungslose Leidenschaft für die von allen Unwiderruflichkeiten ihm Versagte, in deren finsteräugiges Bild mit dem nutzlosen Glühen der weltsatten Lippen er das Verhängnis hineingemalt hat, gegen das er nichts vermochte, das er Proserpina nannte oder Venus Verticordia und das er in Gedichten wie ‚Penumbra' so ausgesprochen hat, wie der Mann und Edelmann, der er war, — unverbuhlt und unbedingt, ausgangslos, steinhart. Sie war eine vornehme Frau, die nicht mit sich dingen ließ, litt, schwieg und versagte. Er beschreibt sich selbst, im Walde sitzend; der Wind hat sich gelegt; sein Kopf ist zwischen seinen Knien, seine Lippen, eingesogen, sagen nicht ‚Ach', sein Haar hängt ins Gras über, seine nackten Ohren hören den Tag hingehen; seine Augen, weit offen, reichen über zehn Kräuter, unter denen blüht die Wolfsmilch, je zu dritt ein Becher: ‚Mit Herzleid, das man völlig litt, Spruch weder Denken hielte Schritt: Ein Ding nur nahm ich von dort mit, — die Wolfsmilch blüht je eins zu dritt.'" Rudolf Borchardt (Deutsche Allg. Ztg. 219).

„Den Dichter Dante Gabriel Rossetti kennt man in Deutschland weniger als den Maler. Unter den Neuromantikern der viktorianischen Zeit nimmt er neben Tennyson, der gleich ihm Arthur, Lanzelot, Ginevra in eine Welt zurückholen wollte, in der die Maschine ihren schmetternden Siegesgesang anhob, und dem problematischen, verworren gedankenschweren Browning einen geachteten Platz ein. Rossettis farbenreiche, mystisch-romantische Dichtung berührt sich eng mit seiner Malerei. An der Spitze seiner Poesien steht das berühmte, schöne und stimmungsvolle, nach englischer Art freilich etwas weitschweifige Gedicht: The Blessed Damozel. Ein verklärtes Fräulein mit Augen tiefer als das Meer, mit sieben Sternen im Haar und drei Lilien in der Hand — die deutschen Symbolisten haben später diese gewissenhaften Zahlenangaben nachgemacht —, beugt sich, des Geliebten harrend, der noch unten wandelt, über das goldene Gitter des Himmelsaltans,

> Until her bosom must have made
> The bar she leaned on warm."

Walter Schmits (Köln. Ztg. 262 a).

Vgl. auch: Wilhelm Tholen (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 144).

*

Voltaire

Zum 150. Todestage

„Es geht nicht um Voltaire, den Repräsentanten Frankreichs, und nicht um Voltaire als Synthese des 18. Jahrhunderts. Ich meine Voltaire, den Märtyrer. Voltaire, der schon als Säugling mehr litt als andere Neugeborene; Voltaire, dessen Tod man Wochen hindurch stündlich erwartete vom Augenblick der Geburt an. Voltaire, den allzufrüh Mutterlosen, den Jesuitenschüler, der mit schiefgeneigtem großen Kopf auf kleinem Körper und dünnen Beinen, mit weitgeöffneten Augen immer wieder scheu fragend vor seinen Lehrern stand, bis er ihnen durch seinen Wissensdurst lästig fiel. Voltaire, der zaghaft lächelnd an den Streichen der Mitschüler teilnahm, nur um zu ihnen gehören zu dürfen.

Und dann war die Stunde des kleinen Franz Maria Arouet gekommen, wenn einen Kameraden ein Strafgericht ereilte, und er demütig und zart trösten konnte. Oder wenn ein großer, lustiger Junge sich etwas zer-

rissen hatte und zu ungeschickt war, den Schaden zu heilen, und der blasse, kleine Arouet für ihn dienend nähen durfte. Das Knabenleben hatte eine wunderliche Stunde der Angst und Seligkeit: als der häßliche Knabe Franz Maria vor der schönen Greisin Ninon de Lenclos stand und sie ihn für ein kleines Kapital als Erben einsetzte, um die Schönheit seines Geistes entfalten zu helfen.

Arouet, der Sechzehnjährige, Jurist, dann Schreiber, ohne Möglichkeit, seiner literarischen Arbeit zu leben, erfüllt von dem Wort des Vaters: ‚Der literarische Stand ist der Stand eines Menschen, der der Gesellschaft unnütz, seiner Familie zur Last werden und Hungers sterben wolle.‘

Die ersten Dichtungen Arouet-Voltaires erscheinen. Der junge Poet wird aus Paris verbannt. Er darf zur Aufführung seines ‚Oedipe‘ zurückkehren. Fügsam und still arbeitet er nach der Premiere seine Dichtung nach den Wünschen des Publikums und der Kritik um.

Jahr um Jahr war er in der Verbannung. Manche Verbannung war heiter, auf den Schlössern schöner Frauen. Aber nur die Sehnsucht nach Heimat und Häuslichkeit ließ ihn die Nähe von Frauen lieben. Einmal nur empfand er eine rein persönliche Zuneigung: zu Susanne Livry, seiner künstlerischen Schülerin. Er verliert sie an seinen jungen, liebenswürdigen Freund Genonville. Er bleibt mit beiden in bestem Einvernehmen. Sie waren schön und jung, und er war jung und häßlich.

Die Kavaliere Beauregard und de Rohan-Chabot ließen den Dichter von einem Fest wegbitten, von ihren Dienern überfallen und mit Stöcken schlagen. Der Chevalier de Rohan ‚kommandierte von einem Wagen aus die Arbeit‘. Ein Sekretär Voltaires berichtet: ‚Der arme Geschlagene zeigte sich so oft als möglich bei Hofe und in der Stadt, aber niemand bedauerte ihn, und die er für seine Freunde hielt, haben ihm den Rücken gewendet.‘ Die Rohans ließen ihn nach England verbannen.

In England verhöhnte das Volk den berühmten, verfemten Franzosen. Inmitten einer ihn verspottenden Rotte steigt er ungeschickt auf einen Eckstein und besänftigt die Schreier in ihrer Muttersprache: ‚Brave Engländer, bin ich nicht schon unglücklich genug, daß ich nicht unter euch geboren bin?‘" Jochen Klepper (Vorw., Unt. 251).

Vgl. auch: Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 397 — 1 M); Ernst von Klarwill (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 125); Bernard Guillemin (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 286 u. a. O.; Berl. Börs.-Cour. 247); Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 151 u. a. O.); Max von Boehn (Deutsche Allg. Ztg. 246); Fred A. Angermayer (N. Bad. Landesztg. 270); Egon Friedell (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 124); William Frhr. von Schröder (Köln Ztg. 293); Otto Forst-Battaglia (Hannov. Kur. 249 u. a. O.); Will Durant (Bund, Bern 244); Karl Leuthner (Arb.-Ztg. Wien 147); Georg Lange (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Beil. 250); Bertha Witt (Kreuz-Ztg. 252); Paula Scheidweiler (Volksstimme Mannheim, Saat 21); Paul Wittko (Stadtanz. Köln, Zeit 22); Paul Landau (Bresl. Ztg. 150); Oskar Ewald (Wien. Ztg. 124).

Victor Hugos berühmte Rede auf Voltaire in der Übersetzung von August Brücher erschien im Verlag der Aktion (Berlin-Wilmersdorf). Vgl. damit die Übersetzung von Max Oppenheimer (Mopp) (Berl. Tageb. 225).

*

Zur deutschen Literatur

„Ein Wort für die Dichtung Albrecht von Hallers" spricht Ernst Lissauer (N. Zür. Ztg. 901). — „Um Johann Christian Günthers Namen und Ende" schreibt Anton Dörrer (Augsb. Postztg. 86).

Eine Forderung, Wielands Grab würdig zu gestalten, veröffentlicht Paul Burg-Schaumburg (Württemb. Ztg. 103). — Über Goethes Lyrik bietet Ernst Lissauer eine wertvolle Studie (Köln. Ztg., Lit.-Bl. 280). — Einen unveröffentlichten Brief Goethes teilt Siegmar von Schultze-Galléra (Hallesche Nachr. 123) im Faksimile mit. — Über Goethes ersten Mephisto-Darsteller Heinrich Marr schreibt eb (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 124). — „Aus Schillers Jugendland" erzählt Maria Weber (N. Zür. Ztg. 848). — Die unvollendete Dichtung Schillers „Deutsche Größe" nimmt Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 21) zum Thema. — Einen Aufsatz über Schillers Schädel bietet Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Beil. 218).

Zum 75. Todestag von Ludwig Tieck schreiben: Karl Leonhard (Eisenacher Volksztg. 100); Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 20); L. Hartmann (Barmer Ztg., Lit.-Bl. 102); Paul Wittko (Schwarzw. Bote, Unt.-Bl. 100). — Hegels „Phänomenologie des Geistes" behandelt Rudolf Stadelmann als Epochenscheide (Staatsanz. f. Württemb. Bes. Beil. 5). — Zur Lyrik Hölderlins ergreift Ernst Lissauer das Wort (Generalanz. Stettin, Buch 122). — Über Görres' Publizistik äußert sich Oscar Walzel im Anschluß an das Buch von Wilhelm Spael (Köln. Volksztg. Schritt 370), Görres' Beziehungen zu Protestanten untersucht Robert Stein (Köln. Volksztg., Lit.-Bl. 147). — Eine wertvolle Studie: „Kleist oder: Die Unverwirrbarkeit des Gefühls" veröffentlicht Friedrich Burschell (Frankf. Ztg. 387 — 1 M). — Über Koreff schreibt Franz Leppmann im Anschluß an das Buch von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundschau 225).

Zum 80. Todestag von Annette von Droste-Hülshoff schreiben: Ernst Lissauer (Berl. Börs.-Cour. 239); Walther Georg Hartmann (Deutsche Allg. Ztg. 238); Heinrich Frhr. von Droste-Hülshoff (Deutsche Ztg., Kultur 118a); Eduard Arens (Köln. Volksztg., Lit.-Bl. 146); K. B. (Pfälzer Bote, Höhenfeuer 5); H. F. (Magdeb. Ztg. 276). — An den schwäbischen Dichter Karl Borromäus Weitzmann erinnern anläßlich des 100. Todestages L. Hirschbühl (Württemb. Ztg. 124 u. a. O.) und Martin Lang (Stuttg. N. Tagbl., Schwäb. Heimat 12).

Ungedrucktes von Theodor Fontane und aus dem Kreise von Josef Kainz bietet Voss. Ztg., Unt.-Bl. (123). — Über Nietzsche und den Rembrandtdeutschen schreibt Gerhard Budde (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 113); Nietzsches Goethe-Erlebnis erörtert Ernst Bertram (ebenda 121). — Erinnerungen von Christa del Negro „Bei Ludwig Anzengruber" veröffentlicht Rudolf Schade (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 240). — Über Adalbert Stifters Tod unterrichtet k (N. Zür. Ztg. 930). — Emil Gött, den Mann und das Werk, nimmt Gerhard Kraatz zum Thema (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 108). — Ebenda (113) teilt D. Langerfeld ein Gespräch mit der 96jährigen Mutter von Richard Dehmel mit. — Ein Erinnerungsblatt an O. E. Hartleben und den „Pierrot Lunaire" bietet Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 240). — Ebenda (225) schreibt Hamecher über Eduard von Keyserling. — An Oskar Panizza (1853—1921) erinnert Wilhelm Kunze (Nürnb. Ztg., Luginsland 18).

Zum Gedächtnis Hedwig Benders (gest. 13. April) „Eine eisenacher Erzieherin" schreibt Hermann Hoßfeld (Eisenacher Tagesp., Wartburgland 13). — Dem Andenken von Rudolf Kramer (gestorben am 18. April 1928) dient ein Aufsatz von Gottfried Hasenkamp (Germ., Ufer 14 u. a. O.). — Dem Dichter August Becker widmet Hermann Hoßfeld einen Aufsatz (Eisenacher Volksztg. 100). — Über Rilke in Frankreich schreibt H. R. von Salis (N. Zür. Ztg. 823, 912). — Das Leben Reinhard Sorges vergegenwärtigt Erwin H. Rainalter (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 118). — „Andenken an Hermann Kienzl" schreibt Paula Grogger (Tag, Unt. Rundsch. 122); Walter von Molos Grabrede auf Kienzl wird (Berl. Tagebl. 230) mitgeteilt.

*

Zum Schaffen der Lebenden

Eine der eigenartigsten, kraftvollsten und selbständigsten Dichternaturen in unserer Zeit wird Hans Franck (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 223) von Richard Dohse genannt. Sein Deutschtum sei ihm Mission. — Über Rudolf G. Binding schreiben Hugo Marti (Bund, Bern, Kl. Bund 22) und Otto Heuschele (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 233), bei dem es heißt: „Rudolf G. Binding hat sein Werk erst in männlichen Jahren begonnen, hat es langsam gestaltet und langsam uns geschenkt, aber jedes neue Buch aus seiner Feder hat jedesmal eine volle Erfüllung bedeutet jener Verheißung, die seine ersten Arbeiten kündeten. Jede Arbeit hat eine Bereicherung der deutschen Dichtung dargestellt und wurde je länger je mehr von jener sehr großen Gemeinde mit steter Dankbarkeit aufgenommen. Nun, da der Verlag Rütten & Loening in Frankfurt Bindings Schaffen in einer überaus schönen Gesamtausgabe vorlegt, zum Teil durch Ungedrucktes, vor allem durch die sehr schöne und wertvolle ‚Selbstbiographie', erweitert, ziemt es sich, noch einmal nachhaltig die Erinnerung an das Werk dieses wahrhaften Dichters zu wecken, dieses Werk, das uns an keiner Stelle enttäuscht hat, das immer die höchsten Anforderungen, die man an Dichtung hohen Stils stellen muß, erfüllte." — Über Leo Weismantels Kulturpolitik äußert sich die Köln. Ztg. (255): „Leo Weismantel hat sich in den Jahren seiner politischen Wirksamkeit offenkundig und eindeutig genug zu seiner christlich-katholischen Herkunft und Weltanschauung bekannt. Aber als Kulturpolitiker hat er auch nie einen Zweifel darüber aufkommen lassen, daß sich für ihn das Bekenntnis zu einer christlich-katholischen Kulturpolitik nicht in den landläufigen Begriffen konfessioneller Unterscheidung erschöpft. Er war in unserer Zeit einer der ersten, die im katholischen Deutschland mit aller Entschiedenheit darauf verwiesen, daß eine religiöse Motivierung unseres ganzen Bildungs- und Erziehungswesens nicht eine Frage der Konservierung der heutigen Konfessionsschule, sondern eine Frage der geistigen und sittlichen Orientierung unseres Lebens und Denkens ist. Notwendig mußte Weismantel aus solcher Auffassung heraus eine Parteipolitik verneinen, die sich der geistigen Krise der Zeit und ihren Forderungen verschließt und ihre vornehmste kulturelle Rechtfertigung durchaus im Bereich des Formalen und im billigen Kampf um äußere konfessionelle Sicherungen erblickt. Es ist wahrhaftig nicht das Verhängnis Weismantels, wohl aber das Verhängnis der heute im Reichszentrum ausschlaggebenden Kreise, daß die Tendenz der Weismantelschen Bemühungen um eine geistig und schöpferisch legitimierte katholische Kulturpolitik verkannt und in ihrer Auswirkung gegenüber dem Keudellschen Schulgesetzentwurf fast wie Pflichtvergessenheit eines Katholiken angeprangert werden konnte." — Rudolf Borchardts prosaische Schriften empfiehlt Otto Heuschele (Ostsee-Ztg., Lit. Rundsch. 18. April), die deutsche Nation habe weniges, was ihnen an die Seite zu stellen sei. — Eine Lyrik von unerhörter

Eigenart rühmt Walter Gelmar (Barm. Ztg., Lit.=Bl. 108) Klabund nach. — Ein Aufsatz von Langheinrich (Deutsche Ztg. 121a) über den „Evangelisten der deutschen Jugend" Frank Thieß klingt in die Worte aus: „Mit eiserner Folgerichtigkeit schuf Frank Thieß an diesem seinem Lebenswerk, schafft er noch heute daran, mit einer Synthese von Lebensanschauung und Schaffensfähigkeit, die an das Dämonische grenzt. Der Dichter, der ein Verkünder ist von kommender, innerlich abgeklärter Kultur, will nicht allein Richter und Totengräber sein einer Zeit, die für ihn keine Führer mehr aufweist, sondern nur Funktionäre, nein, auch Retter der Heutigen aus den Klauen einer kulturlosen, götzendienerischen Nützlichkeit in bessere, aufrechte Gefilde." (Was sind „aufrechte Gefilde"?) — Einen Aufsatz über Arno Holz (Königsb. Hart. Ztg. 235) beschließt Ludwig Goldstein: „Holz ist Regelmensch wie Gottsched. Gesetzgeber wie Kant. Versonnener Träumer wie Hoffmann. Liebender, allumfassender Mensch wie Herder. Vielleicht auch Magus, Mystiker wie Hamann. Vor allem aber: geistiger Umstürzler — wie sie alle." — Einen Aufsatz über Max Halbe bietet Heinrich Schleichert (Nordd. Nachr., Denken, 12. April).

Zum 50. Geburtstag von Karl Vollmoeller schreiben Will Scheller (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 211 u. a. O.), Paul Wittko (Hamb. Corr., Unt.=Bl. f. Mai) und P. B. (Deutsche Allg. Ztg. 211), bei dem es heißt: „Freilich, was er von George und auch von Hofmannsthal lernte, war ein rein Äußerliches. Er kam dem Innern dieser Erscheinungen nie nahe. Aber er lernte ihre Sprache, ihre Geste, ihre Bilder. Er lernte den dekorativen, neuromantischen Gobelinstil. Es gibt in seinem ‚Parzival' Gedichte, die dem Sprachlichen Georges so nachempfunden sind, daß man sie auf den ersten Blick für Gedichte Georges selber halten könnte. Allerdings ist die seelische Substanz eine völlig andere." — Zu Ernst Thrasolts 50. Geburtstag grüßen Artur Friedrich Binz (Saarbr. Ztg. 130) und Hans Sturm (Köln. Volksztg., Lit.=Bl. 145), der sagt: „Nach dieser Heimkehr werden die oft wilden, zerrissenen Worte still, werden vor der Erkenntnis zu Demut und Hingabe. Diese religiöse Dichtung wird einem wert um der Seele willen, die darin blutet und blüht." — Robert Walsers 50. Geburtstages gedenkt Paul Wittko (Nationalztg. Basel 173), den Künstlermenschen und geborenen Schlenderer in ihm feiernd. — Den Geburtstagsgrüßen für Peter Dörfler bleibt nachzutragen: Paul Wittko (Schwarzwäld. Bote 100) und Gl (Kreuz=Ztg., Unt.=Beil. 247/48). — Zum 60. Geburtstag von Adele Gerhart schreibt Julius Hart (Köln. Ztg., Frau 293), Schicksal und Gesetz die großen Sternenmächte in ihrem Glauben und in ihrer Weltanschauung nennend. — Zum 75. Geburtstag von Adam Karrillon liegen Aufsätze vor von Paul Wittko (Weser=Ztg., Lit.=Beil. 10); Konrad Ott (Köln. Ztg., Unt.=Bl. 257 u. a. O.). Ott schreibt: „Aus den bisherigen Romanen Karrillons heraus kristallisiert sich in ungetrübter Klarheit des Dichters Lebens= und Charakterbild. Wer Gelegenheit hatte, das humorige Erzählertalent Karrillons aus seinem eigenen Mund zu erfahren (meine weinheimer Tage zählen aus diesem Grund zu den schönsten meines Lebens), wenn er Erlebtes und Erdichtetes beim goldenen Rebensaft abspulte, wenn er mit seinen Schnurren und Anekdoten, die einen leise zitternden, tragischen Unterton mit sich führten, Tränen des befreienden Lachens erzwang, der wußte, daß an diesem Menschen kein Falsch sein konnte, der verspürte das reiche Menschentum, das aus seinem Innersten strömte." — Zum 80. Geburtstag von Tony Schumacher grüßen S. T. (Stuttg. N. Tagbl., Frau 14); A. R. (Schwäb. Merkur, Frau 22); S. Tschorn (Stuttg. N. Tagbl., Heimat 10), der sie eine gütige Vermittlerin und Anwältin unserer heimatlichen Geschichte nennt.

Unter der Überschrift „Ozeanflieger und religiöser Dichter" wird (Köln. Volksztg. 390) auf die Gedichte von E. G. von Hünefeld „Biblische Gestalten und Gesänge" aufmerksam gemacht. — „Wertvolle Versbücher" nennt Julius Hart (Tag, Bibliothek) die Gedichtbände „Pan" und „Hertha" von dem Italiener Silvio di Casanova, Originale in deutscher Sprache. — Auf Joseph Georg Oberkoflers Neue Gedichte macht Friedrich Schreyvogl (Köln. Volksztg., Lit.=Bl. 147) nachdrücklich aufmerksam.

Heinz Stroh schreibt (Berl. Börs.=Ztg., Kunst 109) über Jakob Wassermanns „Der Fall Maurizius": „Viel Leid ist in diesem Buch, aus dem der Schmerz unschuldig Leidender und wie von einer höheren Macht Betroffener uns anschreit. Und weil Wassermann zu erzählen versteht, Probleme, die uns angehen, zu behandeln weiß, und weil das alles in einen Rahmen gepreßt ist, der, durch das dramatische Geschehen der Handlung oft gesprengt, uns in Erregung versetzt, deswegen ist auch der Fall Maurizius ein unterhaltendes Buch geworden. Daß es mehr als ein unterhaltender Roman, bei aller Würdigung des Romanhaften, wurde, das liegt an dem hohen Ethos, das sehr eindringlich und einprägsam, ohne tendenziös zu sein, uns anspricht. Um dieses Ethos willen sollte das Buch eine große Verbreitung finden." — Zu Annette Kolbs neuem Roman „Daphne Herbst" bemerkt Ernst Weiß (Berl. Börs.=Cour. 227): „Dieses Buch ist nicht typisch deutsch. Dennoch könnte ich mir kein anderes aus dem letzten Jahre denken, das man so dringend zur Übertragung in fremde Sprachen empfehlen sollte. Es gehört ebenso unter die

repräsentativen Bücher der Zeit, wie Annette Kolb unter die repräsentativen Frauen Deutschlands von heute." — Zu Arnolt Bronnens Roman „Barbara La Marr" äußert sich Fred Hildenbrandt (Berl. Tagebl. 219): „Und wenn in diesem Dokument der schriftstellerische Furor mit Bronnen davonlief, wenn dies und jenes sich historisch kaum so begeben hat, so macht das nichts aus, tausend andere Filmschicksale können eingesetzt werden dafür, Leben einer Diva, es ist kaum ein Unterschied der einen von der anderen. Arnolt Bronnen sah die Landschaft des Films, und er hat sie vorzüglich beschrieben, und er hat genau gesehen, klug gesehen und großzügig gesehen. Und er hat in einem Wurf geschrieben, geschrieben aus Lust, geschrieben aus Temperament." — Arthur Schnitzlers Chronik eines Frauenlebens „Therese" würdigen Bruno E. Werner (Deutsche Allg. Ztg., Buch 229) und Rud. Geck (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 21), bei dem es heißt: „Mittelpunkt dieser Begegnungen bleibt immer Therese, die Stellung- und Glücksucherin, die vor unseren Augen altert und verbraucht wird. Schnitzler hat sie, noch einmal sei es betont, nicht geputzt: Durchschnitt! scheint er zu sagen, er wirbt nicht für sie, ohne besondere Anlagen ist sie mittelmäßig, eine wie tausend, ist ‚in Stellung', denkt mitunter nach, warum andere es besser haben, weiß nicht, daß ein Mißverhältnis in der Zahl der Forellen und Heringe, der Zobelpelze und Kaninchenfelle, der Rosen und Gänseblümchen besteht, sie macht einen Vorstoß hochzukommen, probiert herum, hier eine Torheit, dort eine, hier ein Anspruch gewölbter Lippen und reifen Schoßes nach Erregung und einem Anteil Lust, dort einer, Rückfall, zages Tasten nach dem Warum, Warum? Ein Dummerchen, durchaus zu begreifen, eine in der Herde. Ihr Schicksal, ohne Tragik und Größe, ist das von Ungezählten, die unsere Erde konsumiert, eins derer, die vom Essen nicht und in ihrer Seele nicht gesättigt werden und die man eines Tages begräbt, ohne daß sie erfahren hätten, wozu sie eigentlich auf der Welt waren." — In einem Aufsatz über Karl Hans Strobls neuen Roman „Erasmus mit der Wünschelrute" sagt Robert Hohlbaum: „Aber diese Dichtung, und das zeigt Strobl als den echten, wahren Humoristen, ist kein ‚humoristischer Roman', der in jeder Zeile fidel sein muß, auch die tiefe Tragik Konrad Bachs, des armen Stürmers, der die deutsche Tragödie von heute auf morgen beenden will und in den münchener Hitlerkämpfen fällt, hat darin Platz, und die starke Güte Gertrud Seegebrechts, der Tierärztin."

Über Emil Ludwigs „Menschensohn" liegt eine Reihe stark einander widersprechender Urteile vor: Nack (Köln. Ztg., Lit. Bl. 257); Paul Tillich (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 109); Carl Albrecht Bernoulli (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 823); Theodor Kappstein (Königsb. Hart. Ztg., Lit. Rundsch. 213); Friedrich Thimme (Berl. Börs.-Ztg. 227); Klingemann (Deutsche Ztg. 123b); **Friedrich Muckermann** (Germ., Ufer 16); Doris Wittner (N. Bad. Landesztg., Unt.-Beil. 242); Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 233); W. K. (Basl. Nachr., Lit.-Bl. 137). Friedrich Muckermann schreibt: „Es sei willig anerkannt, daß Emil Ludwig dem Menschensohn sympathisch gegenübersteht, so wie man das Objekt zärtlich lieben kann, das einem Gelegenheit zu so interessanten Experimenten gibt. Wir danken herzlich für die Versicherung, daß es nicht beabsichtigt gewesen sei, den Glauben der Frommen zu stören, scheint auch Emil Ludwig eine seltsame Vorstellung von unserem Glauben zu haben. Hält er ihn am Ende für gefährdet durch ein Feuilleton, nachdem er doch einen Bismarck nebst Kulturkampf beschrieben? Warum auch nicht anerkennen, daß sich einige prächtige Natur- und Milieuschilderungen in dem Buch finden, mag das alles auch in der reichen Literatur über die Evangelien schon viel schöner, richtiger und gewaltiger gesagt sein. Ich glaube auch, daß der wohlmeinende Verfasser eingeschlossen war in die Zahl jener, denen verziehen werden kann, ‚denn sie wissen nicht, was sie tun'." Und bei Tillich heißt es: „Ist hier etwa das Verhältnis umgekehrt; ist der Theologe derjenige, der vorurteilsloser, unbefangener sieht, der wenigstens ernsthaft damit rechnet, daß auch der Rest von Theologie, dessen Weiterentwicklung alle spätere Theologie ist, Jesus wirklich fremd war? Während der Dichter und Historiker diesen Rest von Theologie braucht, weil sonst für sein historisch-psychologisches Verstehen überhaupt nichts mehr übrig bliebe? Es ist nicht zufällig, daß unserem großen Historiker Eduard Meyer der gleiche Vorwurf gemacht werden mußte, als er in seinem Werk ‚Ursprung und Anfänge des Christentums' ein ‚Leben Jesu' gab. Nicht der Theologe ist hier der Vorurteilsvolle, sondern der Historiker, der wissenschaftliche und der dichterische. Die Theologie hat in schwerem Ringen, in unendlich mühevoller Kleinarbeit und in einer Fülle genialer Wendungen das Stadium hinter sich gelassen, an dem der psychologische Historiker noch festhält, weil ihm sonst der Boden entzogen wäre. Der Boden ist ihm aber entzogen; jeder Satz von Ludwig beweist das gerade durch seine Sprach- und Gestaltungskraft." — Sehr nachdrücklich verweist H. Mandel (Hamb. Fremdenbl. 169) auf das Werk von Heinrich Hellmund, „Das Wesen der Welt": „Das ist kein Panvitalismus oder Panpsychismus, sondern ein kosmischer Voluntarismus und in jedem Fall eine Weltanschauung, die das Letzte, Göttliche nicht in Oberwelten sucht, sondern in der letztlich unergründlich geheimnisvollen, erhabenen Weltwirklich-

keit denkend erschaut und fühlend erlebt — eine wahre Synthese von Wissenschaft und Religion, die unendlich viel mehr besagt und besser begründet ist, als diese Zeilen zu sagen vermögen." — Über Wilhelm Mommsens „Miquel" liegen zwei Aufsätze vor von Fritz Hartmann (Hannov. Kur. 246/47) und von E. J. (Hamb. Nachr., Zeitschr. f. Wissensch., 12. Mai), bei dem es heißt: „Wilhelm Mommsen hat auf Grund eines sorgfältig gesammelten Quellenmaterials versucht, die Persönlichkeit Miquels in allen Phasen der Entwicklung zu ergründen und, soweit es einem gewissenhaften Historiker zusteht, zu kritisieren. Vorläufig liegt nur der erste Band vor, der bis 1866 reicht. Ein zweiter abschließender Teil soll demnächst folgen. Der erste Band spiegelt eine bewegte Zeit wider, in der Miquel allmählich zu einem Anhänger der Bismarckschen Politik heranreifte."

*

Zur ausländischen Literatur

Zum 125. Geburtstag Ralph Waldo Emersons schreibt Paul Feldkeller (Tag, Unt. Rundsch. 125, und Stuttg. N. Tagbl. 240) einen Essay. — Ein Bild Joseph Conrads zeichnet Arthur Friedrich Binz (Köln. Stadtanz., Zeit 22. Mai). — Den „größten englischen Unterhaltungsschriftsteller" Robert Louis Stevenson würdigt in einer einfühlenden Studie Paul Adams (Germ., Ufer 17). — Über William Butler Yeats, den Nobelpreisträger von 1924, schreibt Herta Hüttemann (Germ., Ufer 17), ihn den größten lebenden irischen Dichter nennend. — Mit der „Geschichte eines großen Schulmeisters" [Frederik William Sanderson] von H. G. Wells macht Carl Helbling (N. Zür. Ztg. 874) bekannt. — Unter der Überschrift „Die Dämonen des Vagabunden" würdigt Bruno E. Werner (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 125) die Gesamtausgabe Jack Londons.

Über „Zola als Vater" plaudert seine Tochter Denise le Blond-Zola (Berl. Tagebl. 253). — Aus André Gides Bekenntnissen „Si le grain ne meurt" werden einige Abschnitte wiedergegeben (N. Zür. Ztg. 875). — Wer das junge Frankreich kennenlernen will, den verweist W. Gurian (Germ., Ufer 14) auf den Roman „En croix" des 23jährigen André Harlaire und schließt seine aufschlußreiche Studie mit den Worten: „Dieses Werk hebt sich dadurch weit über den Durchschnitt der technisch meistens gut durchgeführten französischen Romane hinaus, daß es eine neue Seelenhaltung und damit neue Konflikte behandelt."

Über einen Besuch bei Unamuno plaudert Fritz Heinzius (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 266).

Massimo Bontempellis Persönlichkeit und Werk analysiert Mario Puccini (N. Zür. Ztg. 838, 846). — Francesco Chiesa, den schweizer Schillerpreis-Träger, feiert E. N. B. (N. Zür. Ztg. 952).

Ein Bild Alexander Puschkins nach seinen Briefen zeichnet Karl Nötzel (Hamb. Fremdenbl. 131). — Mit Dostojewskij beschäftigen sich zwei Aufsätze: „Dostojewskij als Tragiker" von Fedor Stepun (Frankf. Ztg. 342 — 1 M) und „Dostojewskij und der moderne Roman" von A. Damm (Barmer Ztg., Lit.-Bl. 115). — Durch die Veröffentlichung des Tagebuchs von Hermann Lopatin lernen wir Turgenjew „als Revolutionär" kennen (Bund, Bern 205). — Auf russische Einflüsse in der rumänischen Literatur weist Dmitrij Nemenko (Prag. Pr. 142).

* * *

„Die Wahl im Buch und auf der Bühne." Von Gerhard Bohlmann (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 233).

„Dichtermütter." Von Hanns Martin Elster (Schlesw. Nachr., Nordmark 112).

„Das Buch in dieser Zeit." Von Hanns Martin Elster (Köln. Ztg., Lit. 295 a).

„30 oder 50 Jahre?" Der Kampf um die urheberrechtliche Schutzfrist. Von Fritz Erlanger (Stuttg. N. Tagbl. 230).

„Die katholische Presse in der Welt." Von Josef Froberger (Köln. Volksztg., Pressa-Sondernummer).

„Die Sensation in der Literatur." Von Glinski (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 7).

„Literarische Randbemerkungen." („Junge Deutsche", Reclam, Leipzig). Von Glinski (ebenda 236).

„Die deutsche Novelle des 19. Jahrhunderts." Von Günther Goldschmidt (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 233).

„Von der Poesie, Dichtung und Literatur der Innerschweiz." Von Otto von Greyerz (Bund, Bern 240).

„Dichter und Regisseure." Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 114).

„Deutsche Literatur." (Hrsg. H. Kindermann.) Von Friedrich von der Leyen (Köln. Ztg., Lit.-Beil. 249).

„Dichter der Technik." (Eyth, v. Weber.) Von Willy Möbus (Abend, Vorw. 247).

„Trinklieder der jungen Dichtung." Von Martin Rockenbach (Stuttg. N. Tagbl. 209).

„Theater und Presse." Von Heinz Stephan (Köln. Volksztg., Pressa-Sondernummer).

„Deutsche Romanschriftsteller über ihre Erfolge." Von Karl Strecker (Tägl. Rundsch. 250).

„Über moderne Bergmannsdichtung." Von Walter Vollmer (Rhein.-Westfäl. Ztg., Kunst 270).

„Die Kölnische Volkszeitung und der literarische Realismus." Von Anton Wolf (Köln. Volksztg., Pressa-Sondernummer).

„Zur katholischen Literaturentwicklung in Tirol von 1848 bis 1866." (Tiroler Anz. 11. Mai.)

Echo der Zeitschriften

Die Tat. XX, 2. (Jena.) In seiner Studie „Arndt und wir" gibt Hans Kern eine Darstellung der Metaphysik von Ernst Moritz Arndt, die außerordentlich aufschlußreich wird:

„Im Mittelpunkt der Arndtschen Metaphysik steht eben jener Begriff der ‚Gestalt' oder des ‚Bildes'. Das unbewußte Gestalten und Bilden der Natur erzeugt die Gestalten oder Bilder. Das Leben offenbart sich immer neu und schöpferisch in der sinnlichen Erscheinungswelt, dem beseelten ‚Reich der Bilder'. Alle Gestalten, alle Bilder stehen als Geburten des Großen Lebens in einem tiefen magischen Verbande und durchdringen sich im ‚ewigen Gegenspiegeln'; darin eben besteht das sich befruchtende, formformende Leben. Die Natur, die ‚Mutter aller Gestalten', das ‚Bild der Bilder', stellt den beseelenden Urgrund dar mit seinem rhythmischen Pulsschlage. Arndt erneuert den großen antiken Begriff der Moira. Für ihn ist die Natur ehernes Schicksal. Leben und Tod, Dionysos und Hades in einem. Das Wandeln und Sichverwandeln, das Auftauchen und Wiederversinken der Einzelgestalten vollzieht sich mit unentrinnbarer Notwendigkeit. Diese gewaltige Natur, für Arndt nicht nur gleichnisweise, sondern ganz im Sinne der von Bachofen entdeckten chthonischen Urreligion, die Mutter, vollzieht ihr Werk des Webens und Auflösens ‚wahrhaftig willenlos', denn alles, was Willen hat, hat Unbeständigkeit und Schwäche. ‚Wo das Reich des Willens beginnt, da ist auch das Reich der Ungerechtigkeit', daher nur der Mensch will, während die Natur muß. Stetig webend, bedarf sie keines Antriebs. ‚In der Tiefe des Lebens, wo nach einem mächtigen Verhängnis die Welt sich selber regiert', werden die Gestalten geboren, genährt und entwickelt, aus der kosmischen Nacht werden die Bilder ans Licht gehoben.

Die Gestalt, das Bild, ist beseelter Leib. Wie später Nietzsche, so verkündet Arndt wieder und immer wieder die frohe Botschaft vom lebendigen Leibe und erklärt die seit dem Ausgang der Antike herrschende Spaltung zwischen Leib und Seele für einen ‚gemeinen Dualismus'. Für Arndt hat der Leib als Träger des Lebens schlechthin religiöse Bedeutung; infolgedessen erscheint ihm der Tanz, das ‚ewig schönste Spiel herrlicher Leiber', durchaus als höchste Kunst und als das ‚Tiefste aller Religion'! Der Tanz (im Sinne der Antike) birgt in sich die ‚Mysterien der Götter und der Schöpfung, die süßen Geheimnisse der Liebe und das mystische Band, welches die Geschlechter zusammenzieht'.

Gestalt, Bild oder beseelter Leib sind für Arndt in jeder Hinsicht eins. Von hier aus begreift man auf einmal sehr gut Arndts auf den ersten Augenblick überraschende Gegnerschaft gegen die Romantik und deren ästhetische wie religiöse Einstellung. Arndt spürte in der Romantik scharfgenau die gestaltauflösenden übersinnlich-leibfeindlichen Tendenzen, und er machte gegen diese mit äußerster Entschiedenheit Front. Seine glatte Ablehnung z. B. der romantischen Musik, welcher er gestaltloses Schweifen und Nervenstimmungsschwelgen zum Vorwurf macht, beruht auf den gleichen Gründen, die später von Nietzsche oder heute von George geltend gemacht worden sind. Dabei muß betont werden, daß Arndt nicht etwa ein Anhänger des sogenannten ‚Klassizismus' war, den er vielmehr für leer und kalt hielt, sondern daß er seine Werturteile aus vorher kaum geahnten Lebenstiefen gewann.

Als die drei ‚Hauptkräfte' des Menschen macht Arndt Leib, Seele und Geist namhaft. Auch der Mensch wäre Gestalt, wenn diese drei Mächte eine Dreieinigkeit bildeten. Arndts Lehre unterscheidet sich von der gesamten philosophischen Spekulation der Romantik dadurch, daß er im Geiste ein gestalt- und bildfeindliches Prinzip sieht, das mit zerstörender Gewalt eingreift in das Gefüge des Lebendigen und überall den Leib entseelt, die Seele entleibt. Das Wesen des Geistes, der im Menschen als Erkenntniswille sich manifestiert, ist die Analyse. Wir begreifen nur durch Trennen und Scheiden, durch rationale Zergliederung. Das aber bedeutet die Entzauberung der Welt, die Entgötterung der Erscheinungen, in deren niemals begreifbarer Ganzheit das Mysterium des Lebens beruht. Der Erkenntniswille ist es, der unheilig die Einfalt der Bilder, ihre Urphänomenalität, problematisch findet und hinter alles durch sein Woher und Warum ein Fragezeichen setzt und schließlich überhaupt alles in Frage stellt. Mit seinem stechenden Lichte zerreißt er den über der Natur liegenden ‚heiligen Isisschleier'. Damit ist die absolute Irrationalität des Lebens ausgesprochen, die Wesensgegensätzlichkeit von rhythmisch-lebendiger Gestalt und logischem Ordnungsprinzip, von sinnlich-seelischem Bilde und abstraktem Verstandesgesetz! Mehr noch: mit unerbittlicher Konsequenz folgert Arndt: wenn es des geistigen Erfassens Eigentümlichkeit ist, nur durch Zergliederung begreifen zu können, so führt der geistige Herrschwille zur wirklichen Zergliederung der gestalthaften Natur, zum Mord am Leben."

Die neue Generation. XXIV, 5. (Berlin-Nikolassee.) Unserer langjährigen Mitarbeiterin Christine Touaillon widmet Rosa Mayreder einen Nachruf, in dem es heißt:

„Die sinnlose Gewalt des Todes hat auf der Höhe des Lebens eine Persönlichkeit hingerafft, mit der unge-

wöhnlich hohe Werte ins Grab sinken. In schmerzlicher Auflehnung gegen das Schicksal empfindet man an diesem Grabe die Einmaligkeit und Unersetzlichkeit der Persönlichkeit. Was Christine Touaillon auszeichnete, war neben der gewinnenden Wärme ihres Wesens die harmonische Übereinstimmung zwischen Denken und Sein. Nach Überwindung vielfältiger Hindernisse, die sie mit unbeugsamer Energie durchführte, war sie Dozentin an der wiener Universität geworden, wo sie als ausgezeichnete Lehrerin ihre Vorlesungen mit einer Fülle neuer Anregungen auszustatten wußte; in ihrem Hauptwerk ‚Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts', einem Buch von ebenso großer Gründlichkeit als künstlerischem Sinn, hat sie bis dahin fast unbekannte Gebiete der deutschen Literatur in meisterhafter Darstellung behandelt."

Neue Schweizer Rundschau. XXI, 5. (Zürich.)

Den „Verwandlungskünstler" entdeckt Fritz Ernst in Amiel („Die Tragödie Amiel"):

„Die Metamorphose! Das ist Amiels großes Wort, das unablässig wiederkehrt. Amiel wurde Verwandlungskünstler. Es ist mir nicht bekannt, daß außer ihm ein anderer Intellektueller mit gleicher Wut diesem Beruf gehuldigt hätte. Jede leiseste wie jede leidenschaftlichste Berührung mit der Außenwelt wird für ihn zum Anreiz, zur Möglichkeit, zum Ereignis der Verwandlung. Als er, neununddreißigjährig, zum ersten und vielleicht einzigen Mal in seinem Leben eine Frau besessen hatte, schrieb er den exorbitanten Satz: ‚Je puis encore mieux maintenant me mettre à la place d'une femme.' Die Schulung war nicht umsonst. Von einer späteren Stunde, die er entzückt mit Philine zugebracht, hat er bekennen dürfen, daß er allein mit seiner Seele der Freundin tiefsten Wesensgrund erriet und sie derart in seinen Geist aufnahm, daß sie mit seinen Augen zu den Sternen schaute. So erlebte er die Welt. Was sie ihm bot, das wurde er. Nicht nur in allen Völkern, Rassen, Farben steckte er: ‚Ich war Mutter, Kind, Backfisch, Mönch, Gelehrter, Mathematiker, Musiker und so fort. Getragen von meiner Sympathie zum Universum war ich selbst Tier und Pflanze.' Die Biegsamkeit und Formbarkeit seines Intellekts steigerte sich so ungeheuerlich, daß es ihm schien, als lebte nie und nirgends seinesgleichen. Er schrieb sich eine neue Phänomenologie des Geistes zu. Er verwandelte sich schließlich dergestalt in alle Wesen, Zustände, Temperamente, ja Regungen und selbst bloße Keime der Schöpfung, daß er darüber sprechen konnte, als hätte er sie selbst geschaffen oder wäre wenigstens bei der Erschaffung mit dabei gewesen. Man machte ihm in der Tat dies Kompliment, und er war so beglückt darüber, daß er es augenblicklich in sein Tagebuch eintrug. Er schien aller Ketten ledig. Die gemeinen Schranken waren mal für mal gefallen. Der Tod war für ihn gleichsam abgeschafft: ‚Ich lebte dutzend, vielleicht Hunderte von Leben.' Er sprach sich frei von aller Ärmlichkeit des Einzelwesens: ‚Mein Name lautet Legion.' Er ging unter die Giganten: ‚Mein Name lautet Proteus.'"

Sozialistische Monatshefte. XXXIV, 5. (Berlin.)

Sehr im Gegensatz zu den meist abfälligen Beurteilungen schreibt Felix Stössinger über Gerhart Hauptmanns „Till Eulenspiegel", den er als „der dritte Faust" bezeichnet:

„Es beglückt uns zu wissen, daß eine Dichtung von solcher Größe und Schönheit, ganz Werk und ganz Geburt unserer Zeit, von einem Menschen, der unter uns lebt, erdacht und in endgültiger Form abgeschlossen wurde. Mit der Größe der Aufgabe ist Hauptmanns dichterisches Vermögen ins Ungemessene gewachsen. Eine Fülle von Gestalten, lebendig wie nur er sie schafft, bevölkern das Werk. Zu unterst Prinz, der Hund, zu oberst Baubo, die Göttin; sie leben, als ob der Magier die Stimme der Tiere und das Lachen der Götter abgeschrieben hätte. Auch als Lyriker allerhöchsten Ranges offenbart sich Hauptmann. Das Gemurmel des Waldes, die Musik der Ewigkeit, der Glanz eines Körpers, der Wehlaut der Natur ist von den Dingen abgehoben und mit zauberhafter Hand leicht zum Hexameter gebildet. Wunder über alle Wunder ist die Gewalt der Sprache, ist das lauterste Deutsch. Vom mittelalterlichen Wort bis zum neugebildeten, vom derben Gegrunze der Gosse bis zum goldgetönten Metallschlag schmiegt sich jeder Ausdruck der Anschauung an, die klar, endgültig und natürlich ist. Die Sprache schäumt flüssig in Hauptmanns formender Hand, und wie von selbst rollen die Verse heran, ein wahres Getümmel parischer Leiber. Visionen türmen sich, würdig Vergils. Verse findet man, würdig Homers. Wer Kunst um ihrer Schönheit willen liebt, der schlürft sie voll Lust hier. Wer aber, wissend, daß große Kunst ein großer Gehalt ist, sie als menschliche Gottesmacht verehrt, umschließt in diesem Dritten Faust der Deutschen die Abrechnung des Friedensgeistes mit dem Kainsgeist, die Bindung des Deutschtums an eine Erneuerung der Welt, das Grabgedicht auf den unbekannten Soldaten des Schicksals, der im Leidenden und Wissenden täglich aufersteht."

Die Besinnung. II, 2. (Aarau.)

Emmi Luzi Bähler widmet Rudolf G. Binding eine Studie, die sie mit den Worten einleitet:

„Das Werk dieses Mannes trägt das Siegel der Echtheit, der Seele unverkennbar, die sie selbst kennt und

will. Es kann Binding keine höhere Ehre geschehen, als daß das Bekenntnis zu ihm aus eben dem gleichen Erdreich erwächst, so daß darin jedes Wort seinen ganzen Sinn hat. Oder sollte es uns nicht mit Ehrfurcht erfüllen vor dem Mann und Dichter, der die Heiligkeit des Wortes kennt, der, wenn er das Wort ausspricht, auch seinen Sinn meint, der es kostbar und wert macht, dem Wort die Ehre wiedergibt, die die Literaten aller Zungen ihm raubten, da sie es zerstreuten und vertaten. Es gibt heute viele Bekenntnisbücher und es gibt sehr wenig Kräftigung, Trost und Bestätigung durch sie. Es müßte eigentlich jenen ‚Don Juanen der halben Dinge' grauen, die ihre Impotenz zum Leben zum Anlaß nehmen, sich tausendfältig zu bespiegeln in einer schädlichen Ichbezogenheit, wenn endlich einer kommt, bei dem ungetrübte Wahrheit ist, der in sich und bei den anderen kräftig haßt, was zu tun hat mit Verlogenheit und Schein, mit Eitelkeit und Bestechlichkeit. Der Weg vom Erlebnis zum Wort ist bei ihm Lauterkeit und Gültigkeit. Voller Einsatz des Lebendigen und Bewegten in ihm und reinste Form. Der Raum um Binding ist reinigend und beglückend. Es ist die große Keuschheit der Seele, die ihr Gesetz erkannt hat und es lebt, selbstverständlich, ohne Übertreibung, in der Reinheit und Treue, wie nur Ganzheit leben kann.
Um dieser Ehrfurcht vor der Heiligkeit des ganzen Lebens willen liebe ich Rudolf G. Binding."

Archiv für Politik und Geschichte. VI, 2/3. (Berlin.) In eingehender Studie beschäftigt sich Oskar von Wertheimer mit dem Schriftsteller Emil Ludwig, den er nicht als Historiker betrachtet wissen will:
„Der große Erfolg, den er erreicht, erklärt sich aus der geschickten Wahl der Stoffe, aus der lebendigen Darstellung, durch das häufige Zitieren von Dokumenten und Briefen, sowie dadurch, daß er gewissen Instinkten und Bedürfnissen des großen Publikums allzu weit entgegenkommt. Als Schriftsteller versteht er es, den Gang der Handlung in Fluß zu halten. Er verschont den Leser (und sich) mit der Erörterung ernsterer Probleme. Er läßt ihn den Gang der Ereignisse nicht mitdenken, sondern stellt ihn vor vollendete Tatsachen, die der Laie nicht überprüfen kann. Alles, was ihm in den Quellen widerspricht, schiebt er beiseite. An Forderungen des Tages gebannt, will er diese nun auch in der Geschichte geltend machen. Er mißt die Jahrhunderte mit dem Meterstab der Gegenwart. Damit tut er Gegenwart wie Vergangenheit Unrecht. Es mangelt ihm nicht an Einfällen und Bildern. Aber seiner Phantasie wie seinen Gedanken fehlt der höhere Schwung. Sein Stil ist leicht, flüssig, doch uneinheitlich, durchaus nicht formvollendet klar, oder gar edel und bedeutend. Auch die Leichtigkeit des Schreibens verführt ihn oft zu falschen Urteilen, irrigen Äußerungen. Der Strom der Worte überflutet die Felsblöcke der Tatsachen.
Am literarischen wie am historischen Himmel ist Emil Ludwig keine Sonne, kein Stern, nur ein Meteor."

Die Lese. 1927/28, 9 (Köln). Kurt Kohlmann beschließt seinen Aufsatz über Clara Viebig mit den Worten:
„Ganz Großes leistet Clara Viebig auf dem Gebiet der Massenszenen, die fast in jedem Werk zu den Höhepunkten zählen. Trotzdem sie immer und überall ganz deutsch eingestellt ist, wird sie doch auch den Gegnern deutscher Art gerecht und sucht deren Handlungsweise zu begreifen.
Clara Viebig ist zweifellos eine der meist gelesenen Schriftstellerinnen in Deutschland — und das mit vollem Recht; denn ihre Kunst ist weitab von flacher Unterhaltungslektüre. Mit jedem einzelnen neuen Buch ficht sie heißblütig für irgendein Problem unserer bewegten Zeit oder der Vergangenheit. Immer müht sie sich, die Augen der Welt auf Dinge zu lenken, vor denen Leichtfertige sie gern schließen möchten, während es doch so unendlich notwendig wäre, daß alle, alle mit starken Armen und opferfreudigen Herzen helfend eingriffen. Bewundernd muß man vor diesem gewaltigen Lebenswerk einer deutschen Frau stehen — und das deutsche Volk darf stolz sein, sie zu den Seinigen zu zählen."

Die schöne Literatur. XXIX, 5. (Leipzig.) Zu James Joyce und seinem „Ulysses" bemerkt Paul Fechter:
„Der Mann, der dieses Buch schrieb, Ire wie Shaw, in Dublin als Sproß einer alten katholischen Familie geboren, stammt aus dem Jahre 1882. Das heißt, er gehört der letzten Generation der Naturwissenschaften an, des Glaubens an das Außen, an die Wissenschaft. Man wundert sich keinen Augenblick, wenn man erfährt, daß Joyce, zunächst bei den Jesuiten erzogen, später Philosophie, Mathematik und Medizin studiert hat. Dieses Buch ist das Werk eines Menschen, der vom Ideal wissenschaftlicher Genauigkeit und Ganzheit besessen, zugleich die Psychologie und die Literatur, die auf dieser Art von Psychologie wuchs, wie sie das ausgehende 19. und das beginnende 20. Jahrhundert trieb und treibt, in einem Werk von grotesker Abstrusität ad absurdum führt. Man kommt zuweilen auf den Gedanken, daß hinter diesen 1600 Seiten zuletzt eine ungeheure Ironie steckt, läßt ihn wieder fallen und begnügt sich mit der Feststellung, daß dieses Buch das erschütterndste Denkmal des Irrsinns ist, in den wir von der Entwicklung des 19. Jahrhunderts aus im 20. hineingeraten sind."

* * *

„Ein Rokokojournalist [Christlob Mylius].“ Von Rudolf Frank (Reclams Universum XLIV, 33. Leipzig).
„Goethe und die Metamorphosenlehre.“ Von Lothar Schreyer (Deutsches Volkstum X, 5. Hamburg).
„Eckermanns Schicksal.“ Von Stefan Großmann (Das Tagebuch IX, 18. Berlin).
„Schiller und Kleist im Verhältnis zum Staatsgedanken.“ Von Johann Georg Sprengel (Zeitschrift für deutsche Bildung IV, 5. Frankfurt a. M.).
„Zu Ludwig Tieck's 75. Todestag.“ Von Werner Schendell (Die Literarische Welt IV, 17. Berlin).
„Ein Dichtergrab auf dem eisenacher Friedhof: August Becker (1828–1891).“ Von Hermann Hoßfeld (Der Pfälzer in Berlin VIII, 4. Berlin).
„Fürst Pückler.“ Von Franz Josef Schöningh (Hochland XXV, 8. München).
„Zum Nietzsche-Bild der Gegenwart.“ Von Ludwig Gött (Die Neue Rundschau XXXIX, 5. Berlin).
„Bachofen und Nietzsche.“ Von Alfred Baeumler (Neue Schweizer Rundschau XXI, 5. Zürich).
„Ein baltischer Heimwehdichter: Maurice Reinhold von Stern.“ Von Elisabeth Luise von Brandt (Ostdeutsche Monatshefte IX, 1/2. Berlin).
„Houston Stewart Chamberlain.“ Von W. Rein (Der Türmer XXX, 8. Stuttgart).
„Ein europäisches Wanderleben [Ludwig Passarge].“ Von Paul Wittko (Ostdeutsche Monatshefte IX, 1/2. Berlin).
„Carl Hauptmann zum Gedächtnis.“ Von Hanns Martin Elster (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 44/45).
„Carl Hauptmann.“ Skizze seiner dichterischen Entwicklung. Von Werner Milch (Der Wanderer im Riesengebirge XLVIII, 5. Breslau).
„Carl Hauptmanns Rübezahlbuch und seine Quelle.“ Von Will-Erich Peuckert (ebenda).
„Sinn eines Lebens.“ Zu Carl Hauptmanns 70. Geburtstag. Von Will-Erich Peuckert (Deutsche Rundschau LIV, 8. Berlin).
„Stunde mit Carl Hauptmann.“ Von Frank Thieß (Die Literarische Welt IV, 19. Berlin).
„Der Dichter des Odenwaldes.“ Zu Adam Karillons 75. Geburtstag am 12. Mai. Von Will Scheller (Heimatschollen VIII, 7. Melsungen).
„Heinrich von Schullern.“ Von Paul Wertheimer (Radio IV, 32. Wien).
„Thomas Mann liest vor.“ Von Bernhard Capesius (Klingsor V, 5. Kronstadt).
„An Thomas Mann.“ Von Rudolf Fischer (Deutsches Volkstum X, 5. Hamburg).
„Novellenstudien im Dienste des Deutschunterrichts.“ Der musikalische Aufbau in Thomas Manns Novelle „Tonio Kröger“. Von Maximilian Schochow (Zeitschrift für deutsche Bildung IV, 5. Frankfurt a. M.).
„Emil Ludwigs Christus-Buch.“ Von B. P. (Die Literarische Welt IV, 19. Berlin).
„Emil Ludwigs Christus.“ Von O. L. (Das Tagebuch IX, 17. Berlin).
„Zu Martin Bubers 50. Geburtstag.“ Von F. Humbel (Die Besinnung II, 2. Aarau).
„Karl Vollmoeller.“ Zu seinem 50. Geburtstag. Von Franz Blei (Die Literarische Welt IV, 20. Berlin).
„Das dramatische Werk Georg Kaisers.“ Von Wilh. Knevels (Der Geisteskampf der Gegenwart LIV, 4. Gütersloh).
„Die Legende vom Herrn [W. von Molo].“ Von Wilhelm Knevels (ebenda).
„Unterhaltung mit Freunden der Literatur über ‚Heroische Leidenschaften‘.“ Von E. G. Kolbenheyer (Masken XXI, 16. Düsseldorf).
„Franz Nabl.“ Von Ernst Alker (Die schöne Literatur XXIX, 5. Leipzig).
„Emil Hadina als Erzähler.“ Von Hans Anderle (Der Türmer XXX, 8. Stuttgart).
„Georg von der Gabelentz.“ Von Heinrich Zerkaulen (Zeitschrift des Sortimenters IV, 4. Mainz).
„Arthur Schubart.“ Von Rudolf Knussert (Markwart IV, 4. Hannover).
„Ein neues Buch Hans Carossas [Verwandlungen einer Jugend].“ Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XLI, 8. München).
„Hans Friedrich Blunck.“ Von Hanns Arens (Zeitschrift des Sortimenters IV, 4. Mainz).
„Oskar Maria Graf.“ Von Karl Rauch (ebenda).
„Wie wir unsere ersten Dichtungen schrieben.“ Von Alfred Brust, Manfred Hausmann und Max Herrmann-Neisse (Die Literarische Welt IV, 17. Berlin).
„Neben dem Schriftstellerberuf.“ Franz Kafka und Max Brod in ihren Doppelberufen. Von Max Brod (ebenda 18).
„Brief an Arthur Holitscher.“ Von E. G. Klötzel (Die Weltbühne XXIV, 18. Berlin).
„Die Glanznummer deutscher Konjunkturjournalistik: Herr Alfred, der sich als Clown bei Scherl auch ‚Gottlieb‘ und ‚Peter‘ nannte.“ Von Franz Pfemfert (Die Aktion XVIII, 2/3. Berlin).
„Zwei deutsche Dichterinnen [Agnes Miegel – Ida Seidel].“ Von Clara Prieß (Das Werk VII, 7. Düsseldorf).
„Religiöse Dichterinnen. III. Maria Mayer. – Mathilde Fritsch.“ Von Richard Knies (Literarischer Handweiser LXIV, 8. Freiburg i. B.).
„Über Regina Ullmann.“ Von M. R. (Orplid V, 1/2. Augsburg).
„Über Emmi Hennings.“ Von M. R. (ebenda).
„Dora Stockert-Meynert.“ Von Gisela Berger (Radio IV, 32. Wien).

* * *

„Lindsey und Evans ‚Die Revolution der modernen Jugend‘.“ Von Paule Rengier (Mädchenbildung XXIV, 9. Paderborn).
„Stendhal als Psychologe.“ Von Stefan Zweig (Die Literarische Welt IV, 17. Berlin).
„Rossetti zum 100. Geburtstag.“ Von Paul Wiegler (ebenda 19).
„Ein Brief zu Ehren Grazia Deleddas.“ Von Elsa Nerina Baragiola (Neue Schweizer Rundschau XXI, 5. Zürich).
„Blasco Ibanez.“ Von J. J. Wyß (Die Besinnung II, 2. Aarau).
„Die Sonne Satans [Bernanos].“ Von Wilhelm Knevels (Der Geisteskampf der Gegenwart LIV, 4. Gütersloh).
„Henrik Ibsens Gestaltung der Frau.“ Von Irmgard Tanneberger (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 33/34).

* * *

„Die Lage des Theaters in der Gegenwart.“ Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLII, 10. Gotha).
„Der Kampf um den Bühnenstil unserer Zeit.“ Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Der Neue Weg LVII, 9. Berlin).
„Grenzen oder Möglichkeiten des plattdeutschen Dramas.“ Von H. Karstens (Niedersachsen XXXIII, Mai. Bremen).

„Vernebelung der Bühnenkunst." Zum Kapitel der theatralischen Reaktion in der Provinz. Von Heinz Dietrich Kenter (Mannheimer Theater- und Verkehrs-Zeitung 1927/28, 35).
„Christus im Drama." Von Irmgard Tanneberger (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 31/32).
„Das Drama der Antike." Von Marianne Thalmann (Radio IV, 34. Wien).

* * *

„Vom Wesen der Kritik." Von Julius Bab (Der Scheinwerfer I, 14/15. Essen).
„Über Zeichensetzung." Von Rudolf G. Binding (Klingsor V, 5. Kronstadt).
„Dichter und Öffentlichkeit." Von Hans Brandenburg (Die schöne Literatur XXIX, 5. Leipzig).
„Stufen und Wesen des Naturgefühls." Von Wilhelm Brepohl (Die Tat XX, 2. Jena).
„Über das Tragische." Von Josef Clivio (Annalen II, 4. Horgen-Zürich).
„Zur ‚deutsch-österreichischen Literaturgeschichte'." Von Anton Dörrer (Literarischer Handweiser LXIV, 8. Freiburg i. Breisg.).
„Das Recht auf Kritik." Von Stefan Ehrenzweig (Das Tagebuch IX, 19. Berlin).
„Eine volksbewußte Literaturgeschichte [Wilh. Kosch]." Von Oswald Floeck (Der Türmer XXX, 8. Stuttgart).
„Die Bildkraft der deutschen Sprache." Von Richard Jahnke (Muttersprache XLIII, 5. Berlin).
„Der Provinzroman." Von Martha Klöckner (Deutsche Presse XVIII, 20. Berlin).
„Tierdichtung." Von Walther Kühlborn (Markwart IV, 4. Hannover).
„Noch einmal: Provinzpresse und Roman." Von Hanns Marschall (Deutsche Presse XVIII, 20. Berlin).
„Die Zeitgemäßen und die Ewigen." Von Anton Mayer (Die Horen IV, 8. Berlin).
„Der geniale Dichter und der geniale Erfinder." Von Karl August Meißinger (Preuß. Jahrbücher CCXII, 2. Berlin).
„Zur Frauendichtung der Gegenwart. I. Die Frau als Heldin im Frauenroman. — II. Frauendichtung des letzten Jahrzehnts." Von Wilhelm Meridies (Orplid V, 1/2. Augsburg).
„Aufriß der deutschen Literaturgeschichte. IV. Das Zeitalter des Humanismus und die Reformation." Von Paul Merker (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 5. Leipzig).
„Zur jüngsten Lyrik." Von Alexander Mette (Forum der Jungen 1928, 1. Magdeburg).
„Ist das deutsche Buch zu teuer?" Von Ernst Rowohlt (Die Weltbühne XXIV, 20. Berlin).
„Akademieansprache." Von Wilhelm von Scholz (Die Horen IV, 8. Berlin).
„Die preußische Kunstbürokratie." Von Wilhelm Stapel (Deutsches Volkstum X, 5. Hamburg).
„Der Dichter und die Geschichte." Von Karl Viëtor (Zeitschrift für deutsche Bildung IV, 4. Frankfurt a. M.).
„Um Gott und Menschentum, Heimat und Ehe." Über neuere Romane und Erzählungen. Von Alois Wurm (Seele X, 5. Regensburg).

Echo der Bühnen

Düsseldorf

„Heroische Leidenschaften." Die Tragödie des Giordano Bruno. Von Erwin Guido Kolbenheyer. (Uraufführung im Schauspielhaus am 10. Mai 1928.)

E. G. Kolbenheyer gehört zu den wenigen deutschen Erzählern, die genug Kraft und Weite des Blicks besitzen, ihr episches Werk um eine große Idee zyklisch zu gruppieren, und die schließlich von diesem ihrem Deutungszentrum aus das Leben und die Welt in einer sinnvollen Ordnung, unter großen Gesetzen stehend, darzustellen vermögen. Kolbenheyers Blickpunkt nun ist der religiöse. Platonisch-plotinische Philosophie, mit christlichen und spinozistischen Elementen durchsetzt, bilden die Grundlagen für sein Lebens- und Weltbild und für dessen Ausdruck in der Sprache und Form der Dichtung. So hat ihn notwendig sein Weg zu den Menschen geführt, die solche Umwertungen und Umdeutungen der Welt vom religiösen Standpunkt aus vorgenommen haben, den schöpferischen Philosophen Spinoza, Böhme und Paracelsus, welche die Welt unter dem Gesichtswinkel ihres religiösen Gemütes schauten. Giordano Bruno, der italienische Mönch aus dem 16. Jahrhundert und Ausgestalter eines christlich-mystischen Pantheismus, mußte an der Spitze dieser Reihe revolutionärer Genies auftreten, denn seine Gedanken und sein Schicksal sind typisch für Geister solcher Wesensform und Menschen solcher schwärmerischen Geisteskraft. Ihr geistiger Ort ist an der Grenze der mittelalterlichen und der modernen Welt, und als solche genialen Wegbereiter tragen sie alle Elemente tragischen und überzeitlichen Schicksals in sich. So steht notwendig Giordanos Gestalt am Anfang von Kolbenheyers dichterischem Schaffen, das immer der geistigen Werdung, nicht der Gegebenheit sich zugewandt hat.

Als erstes Werk schrieb er die Tragödie Giordano Bruno. Sie ist auf sein individuelles Schicksal beschränkt und bisher das einzige Theaterstück gewesen, das der Dichter verfaßt hat. Nach 25 Jahren griff er den Stoff wieder auf; aber nun geschah es unter der vertieften Einsicht, daß das Schicksal eines Großen nicht allein in sich begründet ist, sondern daß in ihm ein Menschen- und Weltgesetz offenbar wird, welches den Einzelnen und Einsamen zu einem Manifest des immer Gültigen macht.

Deshalb nannte er die neue Tragödie nicht mehr nach dem Helden des Kampfes um eine neue Idee, sondern nach der sittlichen Wertung, die wir diesem Kampf geben, und nach der Intensität, mit welcher die Idee empfunden und vertreten wird: „Heroische Leidenschaften".

In klarer Architektonik ist das Stück gebaut. Es besteht aus drei Teilen mit zusammen sechs Szenen. Der erste führt die Entfaltung der Idee im Helden bis zu ihrem Durchbruch in die Tat vor: Giordano, der Häresie verdächtigt, flieht aus dem Kloster, um sein Werk in die Welt zu tragen. Der zweite Teil, der dem ersten an Spannung des dramatisch geladenen Wortes gleichkommt, ihm an Farbigkeit des szenischen Geschehens überlegen ist, zeigt den Helden in der Welt. Seine Lehre ist in der Menschen Hände geraten,böswillige Verleumdung hat sich um sie und ihn gelegt, die Kirche fahndet nach ihm; sein venezianischer Gastfreund liefert Giordano ihren Häschern aus. Die reine Idee ist in der Welt, wo sie nicht mehr dem Schöpfer selbst gehört, verdreht und verkannt worden. Nur freiwilliger Opfertod, den Christus und Sokrates für ihren Glauben starben, kann die göttliche Kraft der Lehre Giordanos erweisen. Der dritte Teil des Stücks hat diese Vollendung des Schicksals zu vollziehen. In drei Gestalten tritt die Versuchung an ihn heran, ihn zur Umkehr zu bewegen. Der Papst sucht ihn voll Güte zur Kirche und ihrer Dogmatik zurückzuführen; der Generalvikar des Dominikanerordens zeigt ihm in gefährlich verlockender sophistischer Dialektik einen Weg zum Widerruf; Bianka schließlich, die Gattin seines Gastfreundes, betritt seinen Kerker, ihn zu seinen Freunden ins Leben zu entführen. Allen, auch dieser schwersten Versuchung hält Giordano stand. Visionär leuchten Christus und Sokrates vor seinen Augen auf, ihr und ihrer Lehre Schicksal ihm warnend vor Augen haltend, und grüßen ihn, da er dennoch, um seinen Glauben zu erhärten, zum Scheiterhaufen zu gehen bereit ist, als ihren Bruder.

Dieser dritte Teil der Tragödie fällt rein dramatisch gegen die beiden andern ab. Es sind Erkenntnisse in Giordano gewachsen, die der Dichter nicht anders als in geistig stark konzentrierten Monologen oder Auseinandersetzungen vorzubringen weiß; und die Erscheinungen Christi und des Sokrates heben wohl die Idee noch einmal klar heraus, aber sie transformieren die Energie der bis dahin gespannt gehaltenen Dramatik ins Lyrische und geben so zwar eine Weltweite hinter dem einzelnen Geschehen, schädigen aber zugleich die Strenge im Schicksal Giordanos. Ein Anklingen solcher Beziehungen hätte gleiche Ausblicke ohne solche Störungen gegeben.

Im ganzen aber besitzt dieses Drama eines wesentlich epischen Dichters ein starkes dramatisches Leben, das sich nicht in äußerer szenischer Bewegung erschöpft, sondern seinen Antrieb von geistigen und seelischen Kräften empfängt. Diese manifestieren sich im künstlerischen Rhythmus des bühnenmäßigen Geschehens und des dichterischen Wortes, das als Gegengewicht zu solchen dynamischen Energien zugleich die volle Sinnlichkeit der Anschauung besitzt.

H. W. Keim

München

„Meier Helmbrecht." Tragödie in drei Akten und einem Vorspiel. Von Eugen Ortner. (Uraufführung durch die Kammerspiele im Schauspielhaus am 12. Mai 1928.)

Die Geschichte von dem Bauernjungen, der auszog, um ein Ritter zu werden, und als Landstürzer in den Meierhof seines Vaters zurückkehrt, bald ergriffen und geblendet wird, gilt als die beste Novelle der mittelhochdeutschen Literatur. Zunächst ein Zeitgedicht, war sie ein Ständespiegel, der den Ritter wie den Bauern einfing, klar, von lehrhafter Schärfe, darum zwischendurch eine Satire, aber von solchem Weh, daß sie recht wohl ebenso den Stoff zu einer Tragödie geboten hätte. So greift denn auch Eugen Ortner danach. Und es scheint zuerst fast, als ob er daraus abermals Zeitgemäßes formen wollte, eine Tragödie von den vielen, denen das Haus und das Land zu eng wurde, indem sie eine Sehnsucht, ein Überschuß an Kraft, ein Wahn oder eine Gier, vielleicht ein Dämon hinaustrieb zu Wagnissen über Wagnissen, bis sie von den Zügen und Abenteuern überhaupt nicht mehr in die bürgerliche Ordnung und den Frieden fanden.

Daß der junge Helmbrecht dadurch zur inneren Ruhe gelangt, daß er selber den freilich grausamen Spruch der Gerechtigkeit sucht und ergreift, das ist der Inhalt der dramatischen Dichtung, die vom zweiten Akt an sich seelisch bedeutsam steigert, nun zwar keine politische, auch keine romantische Tragödie des Glückes mehr, dafür aber eine ganz deutsche, so starr und hart wie die härtesten Spanier, und dennoch im Appell an Mutterherz und Tränen so weich und blond. Just hierin liegt das Wesentliche des Stücks. Und diese Form erhält in der jäh umspringenden, zwiespältigen Gebärde gewiß noch viel mehr ihren Ausdruck als im Wort; denn die Lyrik darin ist weniger verwickelt. Sie ist nicht bloß schlicht wie die Natur um die Bauern, sie ist auch stark wie sie, und sie wird, was für ein Drama durchaus nicht unwichtig ist, für den richtigen Platz ausgespart. Ortner hat bereits eine Technik. Es gibt sogar Szenen, in denen

die Handlung in das Theaterhafte, das Natürliche in Berechnung, das Psychologische in Effekt umschlägt. Die Nebenfiguren sind da verräterischer als die Hauptgestalten. Und darin besteht die Gefahr für Ortner, daß er sich gleich Max Mohr oder Wilhelm Speyer dem Theater mehr hinneigt als dem Drama gut ist. Aber noch ist er vor allem zu gestalten bestrebt. Um der beiden Helmbrechte, um Vater und Sohn willen hat er das Gedicht des Gärtners Wernher nicht nach-, sondern neugedichtet, psychologisch jedenfalls vertieft. Wie da der Charakter des Vaters am Sohne trotz aller Flecken abglänzt und der Junge gar nicht anders reifen kann als er schließlich reift, weil er der Sohn seines Vaters ist, weil sein Gewissen sozusagen aus dem Blut emporwächst, wie sie sich also einander gleichen, obschon sie sich voreinander verstecken und sich gegenseitig erst blutend aus dem Seelenversteck reißen müssen, darin ist Wucht, darin ein Stil, der einerseits erst nach Hauptmann und Schönherr, andererseits aber auch erst nach einer Kunstrichtung, die wie der Expressionismus bis zum äußersten ging, aufkommen konnte und am Ende wieder dahin führt, wo Kleist gipfelte, eben zur deutschen Tragödie.

Joseph Spengler

Frankfurt a. M.

„Kadebrechts Meineid." Tragikomödie in 5 Szenen. Von Paul Edmund Hahn. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 12. Mai 1928.)

Bei einem Prozeß wegen Bilderfälschung soll der Studienrat Kadebrecht als Zeuge beschwören, ob er das echte Signum des Meisters G gesehen habe oder nicht. Kadebrecht hat als Kunstlaie weder ein vorhandenes noch ein fehlendes Signum festgestellt — und kann infolgedessen überhaupt nichts beschwören. Wenn er aber nicht schwört, daß er ein echtes Signum gesehen habe, so muß der gute, alte, brave Althändler Singer ins Zuchthaus und die fiktive Behauptung des Staatsanwalts Ladestock wird rein formal triumphieren über die reale Wahrheit. Also schwört der ebenso gute, alte, brave Studienrat Kadebrecht einen Meineid um der Gerechtigkeit willen. Hinterher erscheint der erste Verkäufer des Bildes und beweist das ursprüngliche Vorhandensein eines echten Signums. Kadebrechts Meineid wird dadurch wieder Wahrheit. Kadebrecht ist ein Versuchskaninchen zu einem rechnerischen Experiment des Themas: Justitia oder Gerechtigkeit. Der Autor erfand eine Denkspielerei à la Georg Kaiser, doch ohne Kaisers aphoristische Brillanz. Daher wirkt diese Stilform verspätet und als Restbestand expressionistischer Zeiten. Spannung und dialektische Bewegung sind vorhanden. Aber bis auf die Schwurszene Kadebrechts gebricht es an menschlicher Atmosphäre. Es ist mehr Jus als Poesie.

Bernhard Diebold

Baden-Baden

„Die Simulanten." Komödie in drei Akten von Carl Friedrich Wiegand. (Uraufführung in den Städtischen Schauspielen am 26. Mai 1928.)

Als soziologisch verhängnisvolle Erscheinung sind jedermann, insonderheit den Behörden, Versicherungsanstalten, Krankenhäusern, Ärzten, jene Biedermänner bekannt, die durch Vortäuschung von Gebrechen sich eine geruhsame Rente nebst entsprechend behaglichem Leben erschwindeln. Der zürcher Dichter Carl Friedrich Wiegand nimmt diese Erscheinung in gesteigerter Form und absichtlicher Übertreibung zum sinnfälligen Problem seiner Komödie „Die Simulanten". Der Vorsteher einer Anstalt züchtet mit Helfershelfern betriebsam und lukrativ die Rentenschwindler, bis sie und er selbst als notgedrungener Simulant von der Überlegenheit des Arztes entlarvt werden. — Es ist der Gesamtkomplex des Lebens selbst, der von Wiegand in satirischer Kritik unbarmherzig betrachtet wird. Staatliche und öffentliche Mächte wie die Schule, die Kirche, das Beamtentum und so fort ziehen die geistig träge Menge für ein bezahltes Nichtstun groß. Erst das echte, das wahre Leben, der Lebenserkenner enthüllt die Lebenserschwindler. — Wiegands Gestaltung ist sicher und scharf, die beziehungsvollen Hintergründe werden jedoch nicht erkennbar genug, so daß mancher geneigt sein könnte, in dieser echten Komödie ein billiges Lustspiel zu sehen. Die Satire dominiert, der eigentliche Humor fehlt. Am stärksten gelang dem Autor eine Szene im dritten Akt, in dem die Eifersüchtelei von Krankenschwestern ergötzlich und beißend verspottet wird.

Karl Joho

Dresden

„Paula und Bianka." Komödie in vier Akten. Von Georg Britting. (Uraufführung an der „Aktuellen Bühne" des Dresdener Stadttheaters am 15. Mai 1928.)

Man wundert sich, wie ein dürftiges und banales Stück vom Range dieser angeblichen Komödie den Weg zur Bühne finden konnte. Das Stück ist Ausdruck der Zerrissenheit des dramatischen Geschmacks unserer Tage, es ist der Typ des Machwerks eines gefährlichen Dilettantismus, der durch Verquickung eines mißverstandenen Darstellungsstils im Sinne Wedekind-Kaiser-Sternheimscher Kunst und durch gewisse regietechnische

Möglichkeiten leicht über den Unwert solcher Theaterei hinwegtäuscht. Es entzündet sich nicht an der Idee, sondern an der Art des Vortrages. Nüchterne, veräußerlichte Technik ist alles. Ohne jede innere Spannung. Verbogen in der Anlage, grotesk in den Mitteln. Dramatisierte Splitter, die aus Gehirnzellen kommen und keine Blutwärme haben. Eine hölzerne Suada dazu, die im Sinne überwundener expressionistischer Vokabulardramen hier wieder aufleben möchte. Ein Sketsch-Ausschnitt, der mit billigen Kinowirkungen und Errungenschaften moderner Bühnentechnik aufgeputzt ist.

Eine Gefahr bringen solche Blüten eines unmöglichen Kunst-Taylorismus. Der Inhalt versinkt. Die jagenden Bilder einer gesteigerten Bühnentechnik, die die Grenzen von Neben- und Nacheinander verschiebt, und die dürftigen Dialogbrocken geben keine Ersatzhandlung. Regiemätzchen sind ausschlaggebend. Episodenhascherei. Revuemethoden und Kinowirkungen auf die Bühne gezerrt. Man glaubt diesem konstruierten Bräutigam im Stück, der ohne Kampf von Paula zu Bianka pendelt, nicht die Erbärmlichkeit. Die Hochzeitsnacht des Geprellten in der grotesken und banalen Art ist widerlich. Das Programm der „Aktuellen Bühne" ist auf Entdeckung von Neuland gerichtet. Neu ist aber nicht einmal die wirre Mischung dieser Revue-Film-Technik.

Johannes Reichelt

Wien

„Der einsame Tenor." Lustspiel in drei Akten. Von Marco Brociner. (Uraufführung im Akademietheater am 24. Mai 1928.)

Wenn wir in jüngeren Jahren die hierzulande besonders häufigen und allerdings auch besonders schädlichen Personalunionen zwischen Theaterkritik und Theaterdichtung angefochten haben, so können wir ihnen jetzt, durch eigene Erfahrung belehrt, mindestens einen mildernden Umstand zubilligen — den nämlich, daß es für jemanden, der alle paar Wochen ein neues Stück zu sehen und zu begutachten hat, ebenso schwer fallen muß, sich eigene Produktion zu versagen, wie für weiland Juvenal, keine Satire zu schreiben. Als Generalnenner solcher Dramatik (ihre Zahl ist Legion) ergibt sich: Variation gangbarer und dankbarer Themen — in unserem Sonderfall dem eines Veterans der wiener Journalistik und des wiener Theaterstücks, eine durch den Titel genügend umschriebene, stellenweise unterhaltende, mit unverhältnismäßigem Beifall aufgenommene Umkehrung von Wedekinds berühmtem „Kammersänger", die darauf hinausläuft, daß der berufsmäßige Herzenbrecher zwischen zwei, nein, sogar drei Stühlen auf der Erde sitzt. Papierstil von Anno dazumal, erträglicher, wenn er in den der Posse überschlägt, als dann, wenn er sich aufs hohe Roß der Sentenzen und Sentiments setzt.

Robert F. Arnold

Echo des Auslands

Norwegischer Brief

Zwei große literarische Ereignisse beherrschten die Weihnachtsfeier der Bücherwelt.

Sigrid Undset gab einen neuen zweibändigen Roman heraus, „Olav Audunssøn og hans børn", eine Fortsetzung von „Olav Audunssøn i Hestviken", der im Spätherbst des Jahres 1927 bei Rütten & Loening in Frankfurt a. M. in musterhafter Übertragung erschien. Wie schon der Titel „Olav Audunssohn und seine Kinder" andeutet, wird von den weiteren Schicksalen des Helden und seiner Nachkommenschaft berichtet. Olav, der Witwer, lebt ein einsames Leben; schwer lastet auf ihm der ungesühnte Mord, den er an Teit, dem treulosen Isländer, dem Verführer seiner verstorbenen Frau, beging. Doch Olav will nicht beichten noch büßen. Seine Seele verhärtet sich, er ist innerlich ganz gottlos geworden. Ergriffen hat ihn die große Sinnlosigkeit, die keine kriegerische Heldentat überwinden und erklären kann. Erst das Unglück seiner Tochter Cecilia erlöst ihn. Ihr halb wahnsinniger Mann wurde auf geheimnisvolle Weise ermordet. Olav hält sie für die Täterin; um ihr seine eigenen Gewissensqualen zu ersparen, gibt er ihr durch sein Geständnis vor dem Priester ein gutes Vorbild. Als die Nachricht kommt, man hätte den wirklichen Mörder gefunden, trifft Olav ein Schlaganfall, der ihn zum Krüppel macht. Aber den Frieden seiner Seele hat er erkämpft. Seltsam ist das Schicksal Eiriks, des Sohnes des ermordeten Isländers Teit und Ingunns, Olavs verstorbener Frau, des Kindes der Sünde, das Olav als eigen annahm. Durch die Macht der Religion verwandelt der anscheinend haltlose und für den Untergang bestimmte Mensch sich allmählich in einen Mann und Helden, zu dem andere mit Ehrfurcht aufblicken. Schließlich führt ihn sein Weg in jenes Kloster, dem er einst in der Unruhe seiner Jugend entsprang — dies Fiebern zu Gott läßt ihn Mönch werden. Das vorliegende Buch — als Gesamt-

leistung — ist würdiges Gegenstück zu „Kristin Lavranstochter“: das Leben des Mannes unter der Last sehr männlicher Sünden, bis zur endlichen gnadenvollen Erkenntnis des Göttlichen. Die mittelalterliche Welt im Frieden und Krieg ist mit nie versagender Kraft und in überquellender Fülle dargestellt; ihr Mittelpunkt ist die Kirche und der Glaube, der dem ewigen Auf und Ab, dem kosmischen Wogen des Daseins Sinn, Bedeutung und Heiligung gibt. Sigrid Undsets Kunst verwendet ungescheut naturalistische Mittel, doch ihr Dichten hat die große metaphysische Orientierung: über dem Jammer dieser Welt steht der sternenfunkelnde Himmel Gottes, der für die Dichterin nicht bloß Begriff und Wort, der ihr furchtbares und begnadendes Erlebnis ist.

Knut Hamsuns neuer Roman „Landstrykere“ wurde gleichzeitig mit dem Erscheinen des Urtextes in deutscher Übersetzung herausgegeben („Landstreicher“, Albert Langen, München). Das Buch eines Dichters, der deutlich schon unter abendlichen Gestirnen wandert, der noch einmal eine betörende Geschichte erzählt von der sinnlos schönen und grausamen Welt. Er hat nichts Neues zu berichten, aber was er sagt, ist gereifte Kunst, Bekenntnis zum ewigen Vagabunden, der die Erde so tief und gut erlebt wie der seßhafte Mensch, der den Pflug führt (und zu dem sich Hamsun nicht minder bekennt). Ein Buch, das die unheilbare Heimatlosigkeit dieses heimatgebundenen Norwegers zum Ausdruck bringt, den Konflikt, der ihn zum Dichter macht.

Unter den sonstigen herausgekommenen besseren Romanen fällt besonders der starke Band „Christianus Sextus. De första geseller“ (Chr. S., Die ersten Gesellen) von Johan Falkberget auf. Stimmung und Menschen des beginnenden 18. Jahrhunderts in der kleinen Bergwerkstadt Røros sind mit erstaunlicher Lebendigkeit festgehalten. Viel Elend und viel Hunger hat der kriegerische Schwedenkönig Karl XII. ins Land gebracht. Zu den ergreifendsten Szenen des Buchs gehört der Bericht vom todesmutigen Marsch der dreizehn Jämten, ehemaliger schwedischer Soldaten, über das Grenzgebirge Kölen zur Bergstadt, um dort Arbeit zu suchen. Ihre Wanderung steht unter dem Wahlspruch des großen Carolus, Rex Suecorum: „Drauf, vorwärts, zum Teufel drauf!“ Um die Gestalt des degradierten Bergleutnants Dopp gruppieren sich viele andere Schicksale, unter denen die deutscher Bergleute im Vordergrund stehen. Seltsam ist die Sprachmischung: lange Dialoge auf deutsch und schwedisch. Es handelt sich wohl um den ersten Band eines Zyklus, dessen wirklich volkstümlicher und epischer Stil eine achtbare Leistung bedeutet.

Kristian Elster d. y führt uns mit seinem Roman „Skibe i drift“ (Treibende Schiffe) in eine norwegische Kleinstadt unserer Tage. Ein starker Mann, ein Aufkömmling, hat den Einfluß der alten, müde gewordenen Familien besiegt und sie von seinem Reichtum abhängig gemacht. Der Hybris anheimgefallen, findet er seinen Übermann, der aus einem der Stadt entsprossenen Geschlecht kommt. Ein intelligentes und fesselndes Buch, das allerdings nur stellenweise dichterisch wirkt.

„Under skraataket“ (Unter dem schrägen Dach) ist der Titel eines umfangreichen Romans von Ninni Roll Anker, an dem das Stoffliche mehr interessiert als die künstlerische Gestaltung. Ihr Bild vom Norwegen der Kriegszeit, von dem Land, über das ein Goldstrom sich ergießt, der die Seelen der Menschen verwirrt, und das in seiner halben Abhängigkeit von England um seine Neutralität zittert, fesselt; was sie über aktuelle soziale Probleme sagt (in recht ausgesponnenen Dialogen), überschlägt man nicht. Das Buch gehört ohne Zweifel zu den guten Hervorbringungen dieser vielgelesenen Schriftstellerin, kann man es auch nicht eine Dichtung nennen.

Peter Egge hat einen sehr hübschen, in jeder Hinsicht könnerischen Liebesroman geschrieben: „Drømmen“ (Der Traum), der zu jener Zeit spielt, als seine Generation jung war. Johan Bojer kommt aber — und leider! — mit einem Buch — „Det nye templet“ (Der neue Tempel) heißt es —, das total verunglückt ist, in gedanklicher und in dichterischer Hinsicht. Es schließt sich eng an „Das große Sehnen“ an, Bojers Meisterstück, dem er nun diesen dilettantischen Anhang gab.

Unter den Bänden, die Erzählungen bergen, ist der stärkste die Arbeit eines richtigen Kerls, eines ganzen Mannes, Mikkjel Fønhus’. Er hat es weg — man kann eigentlich nicht sagen, wie —, auf welche Weise sehr einfache und doch sehr bedeutende Sachen geschrieben werden. Die beste Erklärung ist wohl die, daß hier eine Persönlichkeit am Werke steht, die zu kraftvoll ist, um nur ein Schreibtischleben zu führen, die in aller Unmittelbarkeit mit den vitalen Mächten vertraut ist. In den fünf Erzählungen, die „Vandringen mot nord“ (Die Wanderung nach Norden) umfaßt, ist nicht eine schwache Seite, gleichgültig, ob Fønhus von Walfisch-, Vogel- oder Katzenschicksal spricht, oder von dem Unheil, das offenbar der Totenschädel eines alten russischen Fischers auf Spitzbergen heraufbeschwört. Grandios — kein anderes Wort wäre zureichend — aber ist das Tagebuch des Daniel Bronvig von einer Überwinterung auf Franz-Joseph-Land; Aufzeichnungen von dem furchtbaren Kampf eines Menschen gegen arktische Natur und die Mächte des Wahnsinns; Bericht von einem Mann, der infolge eines Versprechens Wochen neben einer Leiche schläft.

Regine **Normann** hat mit den Erzählungen in einem Rahmen „Nordlandsnatt" (Nordlandsnacht) eine bedeutende Leistung zustande gebracht. Diese Geschichten von Spuk und unheimlichen Geschehnissen in der norwegischen Lappmark erfüllt die wahrhafte Dämonie des naiven Volksglaubens, dessen lebendige Phantasie noch kein billiger Rationalismus getötet hat, und auch die Hexenkünste der Lappen nicht, die schon öfters der Gegenstand gelehrter parapsychologischer Bemühungen waren. Wohl kann man die eine und andere dieser anscheinend zwanglos und doch sehr künstlerisch aneinandergereihten Geschichten als matt bezeichnen (es gibt übrigens auch humoristische Stellen darin, was in Norges Literatur einen entschiedenen Seltenheitswert hat), doch der Gesamteindruck befriedigt und erfreut wie nur selten. Mit Recht schrieb ein norwegischer Kritiker über dieses Buch: „Das ist Kunst!"

Viel Aufsehn machte Kåre P.s revolutionäres und doch eigentlich sentimentales Buch „Liv, livet og jeg" (Liv, das Leben und ich). Es ist „unseren Eltern unehrerbietigst zugeeignet". Stud. jur. Kåre P. in Oslo kennt nur eine Hölle, das Heim seiner oberlehrerlichen Eltern, die von ehelichen Streitigkeiten leben. Nach dreißigjährigem Zusammensein wollen sie sich scheiden lassen. Doch Papas plötzlicher Tod wirkt störend. Kåre lernt ein Mädchen, Liv, kennen, das ebenso wie Kåre an seinen Eltern verzweifelt und ihnen, d. h. eigentlich den beiden neuen Ehepaaren in spe, entläuft. Während einer Krankheit der Minderjährigen nimmt er sich ihrer an, auf eine Weise, die an Entführung grenzt. Würde nun nicht Livs Mama in einer grandiosen Szene mit der ethischen Forderung gekommen sein, Kåre und Liv müßten sich aus Gründen der Sittlichkeit heiraten, so wäre das Fräulein unbemannt weiter durchs Leben geschritten. Aber so kommt das Paar auf den Gedanken, zusammenzuleben, natürlich unverheiratet, denn sie wollen der nötigen Konsequenz moderner Ehe, der Scheidung, ausweichen. Eine so treffende und schlagkräftige Satire auf Frauenrechtlertum und umgebende Phrasen und Zersetzungen ist schon lange nicht geschrieben worden; mit Galle, Sachkenntnis, grimmigem Humor und stilistischem Können.

Eine abenteuerlich-phantastische Räubergeschichte von atomzerstörenden Strahlen und ihren praktischen Wirkungen in Oslo erzählt gerissen und intelligent Peter **Bendow** in „Lailas store kup" (L. großer Coup).

Sonst sei nur auf das trotz seines guten Dialogs und feiner Charakterisierung ermüdend lange Anfängerschauspiel „Sommerdage" (Sommertage) von John **Ditlev-Simonsen** und auf die nachgelassene bedeutende Gedichtsammlung Hans E. **Kinck**s „Mands hjerte" (Des Mannes Herz) aufmerksam gemacht, der Schwanengesang des vor kurzem verstorbenen eigenartigen Dichters.

Stockholm — Ernst Alker

Westukrainischer Brief

An dieser Stelle (L. E. XVI, 641) habe ich den deutschen Lesern einen allgemeinen Überblick über den Stand der ukrainischen Literatur im 19. Jahrhundert gegeben. Seit der Zeit hat sich die politische Lage der ukrainischen Nation wesentlich geändert. In der Großukraina besteht nach dem blutigen Ringen eine selbständige Rad-Republik, die im Rahmen des allgemeinen Bundes-Rad-Programms eine neue ukrainische Kultur schafft, deren literarische Erscheinungen in diesem Brief aber nicht berücksichtigt werden. Ich beschränke mich auf die westukrainische Literatur und insbesondere auf jenen Zweig, der sich in den politischen Grenzen der polnischen Republik entwickelt, wobei die hinterkarpathische westukrainische Literatur in der tschechoslowakischen Republik und die bukowinisch-bessarabische Literatur in dem rumänischen Königreich ausgeschieden werden muß.

Vor dem Kriege pulsierte in dem österreichischen Galizien (wie auch in der Bukowina) ein reges geistiges Leben. Lemberg (und Czernowitz) war das Herz der ukrainischen Nation, in dem alle Lebenskräfte zusammenströmten und von wo aus die geistige und politische Energie auf alle Individualitäten ausging. Der jugendliche Literatenbund „Die junge Ukraina", zu dem die besten Geister aus allen Orten des breiten Landes gehörten, war durch und durch revolutionär; er wollte durch die Bildung und Entfaltung aller geistigen und physischen Kräfte der Volksmassen die Verwirklichung seines Ideals durchführen: „eine einheitliche, selbständige vereinigte ukrainische Republik von Theis und Sjan bis an den Don". Dieses Ideal wurde in der 1900 herausgegebenen politischen Flugschrift „Samostijna Ukraina" (die selbständige Ukraina) aufgestellt, die massenhaft in Rußland und in Österreich verbreitet wurde, seine poetische Formulierung gab der damals noch junge Lyriker Vasyl **Patschowskyj** (heute Gymnasialprofessor an einem hinterkarpathischen ukrainischen Gymnasium in der tschechoslowakischen Republik): „Der Traum der ukrainischen Nacht". Dies Buchdrama sollte die politische Umnachtung der ukrainischen Nation durchbrechen und die Zeit der baldigen aufgehenden Sonne verkünden. Aber wegen der schwer faßbaren Form und allzu dunklen Symbolisierung fand es kein Verständnis. Verwirklicht wurde dieses Ideal auf kurze Zeit im Jahre 1919, wobei die feierliche Staatsproklamation am 22. Jänner 1919 in Kiew

erfolgte. Das Drama, an sich das geeignete Gebiet zur Äußerung der nationalen Regungen, fand sonst keinen würdigen Vertreter. Das einzige Drama, das eine günstige Kritik erlebt hat, war das österliche Mysterium „Paschalna Drama", in dem die Passionstragödie Jesu Christi in Parallele zu der politischen Tragik der Ukrainer Gestaltung fand, aber auch dieses Werk hat nur eine geringe Verbreitung erlebt (Rezension in „Teatralne Mystectwo" V, Lemberg 1922). Sogar nach dem Kriege fand sich kein zeitgemäßer Dramatiker. Zwar hat „die ukrainische dramatische Kooperative" in Lemberg einen dramatischen Wettbewerb (100 Dollar-Preis) für das beste Drama ausgeschrieben, aber der Erfolg war dürftig: entweder waren die zwanzig dramatischen Stücke, die eingesandt wurden, schlecht (bis jetzt ist kein Drama von den eingereichten gedruckt worden), oder aber — was wahrscheinlicher ist — waren die Richter, unter denen die Journalisten die Führenden waren, einseitig; sie hielten einen jungen Akademiker (Jaroslaw Halan) für preiswürdig, der derart mit seinem Drama „Don Quijote aus Ettenheim" in die Literatur eintrat. Der royalistische Stoff, der Geschichte der großen französischen Revolution entnommen, konnte nur wenige außer den Preisrichtern zufriedenstellen; man machte den Versuch, das Drama in dem ukrainischen Theater in Lemberg aufzuführen, der Erfolg war gering, die Wiederholung der Aufführung blieb aus, und das preisgekrönte Drama wurde weder von der dramatischen Genossenschaft noch von irgendeinem privaten Verleger im Druck verbreitet.

Auch das Gebiet der Lyrik liegt brach. Bohdan Lepkyj (heute Universitätsdozent der ukrainischen Literatur in Krakau), der sich in der Lyrik oftmals versucht, aber sehr wenig von bleibendem Wert zurückgelassen hat, schreibt heute vielbändige historische Romane („Poltava", „Motrja I—II", „Newbywaj", „Baturyn"), deren Mittelpunkt der größte ukrainische Hetman ist, der in allen Weltliteraturen seine dichterische Verklärung fand, Iwan Mazeppa, der berühmte Bundesgenosse des schwedischen Königs Karl XII. (Die deutschen Bearbeitungen desselben Stoffes habe ich in „Ruthenische Revue" 22 u. f., Wien 1904, besprochen.) — Auch hier fehlt der kulturgeschichtliche Einblick, die psychologische Erfassung des Stoffs und die bewußte Unterscheidung zwischen dem Wesentlichen und dem Episodischen. Die für die russischen Verhältnisse charakteristische Zarenkomödie des Aufhängens der Mazeppa-Puppe auf dem Ringplatz in Baturyn und die feierliche Fluchbelegung des „Verräters" durch geistliche Würdenträger ist dem ukrainischen Dichter unbekannt, auffallend sind manche Anachronismen, sonst ist es die bedeutendste Leistung unter den neueren Erscheinungen. Lepkyj verfaßte manche Kriegslieder; das allgemein bekannte Schützenlied „Die Kraniche" wird noch heute von der sentimentalen und patriotisch gesinnten Jugend gesungen, obwohl es keine wahren Kriegselemente in sich birgt. Keine Erwähnung verdienen die Kriegsdichter, die niemals an der Front waren, keine einzige Schlacht gesehen und ihre Kriegslieder gewöhnlich in den hinterländischen Kaffeehäusern dichteten. Solcher Kriegsdichter und ähnlicher Kriegs- und Hurrapatrioten gab es in der westukrainischen Republik eine Menge; ihrer Charakterlosigkeit ist es nicht zum wenigsten zuzuschreiben, daß die ukrainische Westrepublik mit dem Diktator Petruszewycz zugrunde gehen mußte. Manche vormals angesehenen Lyriker verstummten als politische Emigranten im Ausland: z. B. Peter Karmanskyj (jetzt in Amerika), Pylyp Myśko (jetzt in der Rad-Ukraina); manche sind dahingeschieden oder während der Befreiungskämpfe gefallen, z. B. die älteren wie Wolodymyr Kocowskyj, Volodymyr Maślak und Osyp Makovej, die jüngeren wie Kitschun und Meleń; manche sind in polnische Dienste getreten (der Dichter Twerdochlib wurde von der ukrainischen militärischen Organisation erschossen), manche noch zu Zeiten des habsburgischen Österreichs im Polizeidienst Kompromittierte lassen nichts von sich hören. Eine einzige Sammlung von alten und neuen Kriegsliedern, vom Volk oder von den bestimmten Kunstdichtern gedichtet, „Surma" („Die Posaune") gab die Genossenschaft „Czerwona Kalyna" im Jahre 1922 in Lemberg heraus; diese Sammlung (Text und Noten) war bald vergriffen und ist heute nicht mehr zu haben, eine zweite Auflage hat man bis jetzt nicht herausgebracht; dieselbe Genossenschaft hat inzwischen viele Dokumente aus der Kriegszeit in besonderen Monographien und in Kalendern herausgegeben. Kürzlich erschien in demselben Verlag (Czerwona Kalyna) ein zeitgenössischer Roman von Roman Kupczynskyj: „Kuryłasia dorizenka" — aus dem Leben der ukrainischen Freischützen. Der Verfasser, ein junger Jurist und Journalist, ein früherer Offizier der ukrainischen Armee, versucht in seinem ersten großen Werk die schöneren Augenblicke aus der Zeit der nationalen Befreiung und Wiederaufrichtung der alten Staatsherrlichkeit in der Erinnerung der Nachkommenschaft aufleben zu lassen. Im vorigen Jahr (im September 1927) feierte man überall das vierzigjährige Jubiläum der Novellen- und Romanschriftstellerin Olha Kobylanska. Die aus der Bukowina gebürtige Dichterin konnte unter dem Druck der eroberischen Zigeuner in ihrer Heimat nicht zurückbleiben, sie wanderte nach Galizien aus und verweilt derzeit bei uns. Sie erhielt von der ukrainischen Rad-Regierung eine Einladung, in die Radjanska Ukraina zu kommen, wobei ihr ein bedeutendes monatliches Gehalt

in Aussicht gestellt wurde, sie konnte sich jedoch bis jetzt nicht entschließen, in ihrem Alter ein neues Leben unter den ihr fremden Bedingungen des Sowjetregims zu beginnen. In ihren Werken behandelt Kobylanska zwei Themen: die feministische Frage, wobei sie als Weib die Stellung zu allen Lebensfragen aller Stände in ihrer Heimat nimmt (z. B. „Zarivna"); das Volk mit all seinen Freuden und Leiden am Schoß der heimatlichen Scholle, die man höher als alle politischen und Verwandtschafts- und Blutbünde stellt. — Vor allem gehört hierher der realistische Roman „Zemla" — „Die Erde" — nach dem Muster des ähnlich betitelten Romans von Zola verfaßt. „Und Gott schweigt" (Ale Hospody moczyt), „Der Mensch" (Ludyna) u. a. Der historische Roman wird mit zielbewußter Kenntnis von Juljan Opilskyj gepflegt; es ist das das Pseudonym eines Gymnasialprofessors, der als Kenner der deutschen Literatur nach dem Vorbild der historischen Romane von Freytag — seiner unglücklichen Nation einen Zyklus von Romanen gegeben hat: z. B. „Hermione" aus der ukrainisch-skythischen Vergangenheit (mit der Benutzung des Motivs des Hebbelschen „Gyges und sein Ring"), „Idu na was" aus der vorchristlichen Fürstenzeit, „W carstwi zolotoji swobody" aus der Zeit des polnischen Königreiches und der ukrainischen kosakischen Staatsorganisation, „Tiń welytnia" aus der napoleonischen Zeit. Der bescheidene Dichter hat bis jetzt schon viel geleistet (er steht im fünfundvierzigsten Lebensjahre) und hat wahrscheinlich seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Eine Reihe von dilettantischen Romanschriftstellern wird hier deshalb erwähnt, weil diese flachen und lauten Schriftsteller von den kritiklosen Lesern gern gelesen werden; hierher gehört vor allem der alte Andrij Tschajkowskyj und Wjaceslaw Budzynowskyj. Mehr Sinn für die kulturelle und wissenschaftlich-psychologische Grundlage zeigt Osyp Nazaruk, dessen Roman „Kniaź Jaroslaw Osmomysl" („Fürst Jaroslaw der Achtsinnige") von dem Volksbildungsverein „Prosivita" in Lemberg preisgekrönt wurde; der Dichter behandelt hier ein Stück aus der Geschichte des ukrainischen Fürstentums in Halitsch (das heutige Gebiet der Westukraina) aus dem 10. und 11. Jahrhundert. In einem anderen Roman schildert er die Zeit der Türkenkriege.

Zu dieser vielseitigen, wenn manchmal auch nicht sonderlich wertvollen, aber doch meist ehrlichen und aufrichtigen Tätigkeit kommt noch das Gebiet der Kinderliteratur; sie wird von dem ukrainischen pädagogischen Verein gepflegt; viel und Wertvolles leistet der gewesene Volksschullehrer Michajlo Tarańko, der in seiner Sammlung „Swit dytyny" (Die Kinderwelt) die buntartigsten Bilderbücher (gewöhnlich sind die Bilder von deutschen Verlegern entlehnt) und Erbauungs- und Reisebücher herausgibt; auch hat Anton Kruszelnyżkyj, der Übersetzer der Dramen von Hauptmann, durch seine ukrainischen Schulbücher und durch seine Kinderliteratur („Naszym najmenszym") wie auch durch seine naturhistorischen Romane (das berühmteste „Rubajutj lis — sie rotten den Wald aus") sich eine nennenswerte Stellung gesichert.

Berezany — W. Lewitzkyj

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Don Juans Töchter. Von Irene Forbes-Mosse. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 332 S. Geb. M. 7,50.

Die heutigen Frauenbücher dürfen wieder romantisch sein, ohne „allzuweiblich" gescholten zu werden, die Männerbücher jetzt sind es ja auch! Und betonte Weltfremdheit, Überschwang, Mystik, Märchen stehen der Frau sehr gut. Bei Irene Forbes-Mosse kommt hinzu das Bewußtsein guter Kinderstube, mondäne Sicherheit, kultivierte Genießkunst. Mit ihren kapriziösen Einfällen gehört sie völlig der Romantik. Als solche auch ist sie beglaubigt durch ihre Abstammung von den Brentanos. Und durch ihre Vorliebe für sanfte und gelbe Abendhimmel über alten, versumpften Gärten.

In der Form eines graziösen und witzigen Geplauders, das bald mozarthaft, bald chopinartig prickelnd scheint, läßt sie — immer Dame und diszipliniert, immer etwas müde — Schicksale vor uns sich abwickeln. Ungemach und Leidenschaften sind durch die Gelassenheit ihres Stils gebändigt, wie man es auf alten Bildern sieht, auf denen wilde Tiere in Rosenketten gehen.

Die Titelnovelle ist amüsant. „Ein Capriccio" nennt sie die Autorin. Und das ist sie auch. Phantasie, Sinn für Humor und Übermut haben mit dem Stoff gespielt und eine moderne Märchenerzählung daraus gemacht: Donna Elvira, Don Juans Witwe, und Donna Anna, die frühere Rivalin, bewohnen die gleiche Stadt. Donna Elvira, verarmt und vernachlässigt, aber mit drei schönen Töchtern zurückgeblieben, Donna Anna, Gouverneursgattin, angesehen, reich, aber kinderlos. Donna Annas Mann ist Don Ottavio, der Numismatiker geworden ist und an dessen Seite sie sich zum Sterben langweilt. Zerline und Leporello sind ein Paar geworden und haben ein Obstgeschäft aufgemacht. Die Novelle belustigt von vornherein durch die — echt romantisch! — schachtelartige Einkleidung. Ganz ohne Ausflüchte bekennt sich hier die Verfasserin zum Fabulieren und Erfinden. Sie gebraucht die Fiktion eines abendlichen Plauderns mit einer Freundin, das angeregt ist durch die Aufführung des „Don Juan", aus der sie beide heimkehren. „Das meiste stammt aus meinem

Traummagazin, wo chronologische Unverträglichkeiten friedlich nebeneinander ruhen."
Die Fabulierende im Buch hat unverkennbare Ähnlichkeit mit der Dichterin selbst. Wie es die meisten Frauengestalten dieser Autorin haben, der die Wirklichkeit bedeutungsloser ist als Phantasien.
„Traumkinder" heißt die zweite Erzählung. Auch die anderen zwei könnten so heißen! Alles Wirkliche freilich kommt zu Gesicht, ohne Prüderie oder Sentimentalität, alles aber wie aus der Entfernung gesehen, durch farbiges Glas oder sanfte Schleier. Nicht das Leben selbst, nur eine Paraphrase darüber wird uns nahegebracht.
Ein gewisses, blaßlächelndes Heldentum ist die Eigenschaft aller Frauen der drei Novellen, die die Autorin uns ans Herz legt.
In der dritten Novelle behandelt sie Schreckliches. Ein idiotisches Kind untergräbt das Glück einer Familie. Aber die seelischen Werte, die dadurch bei den umgebenden Personen zutage getrieben werden, lassen die Verfasserin auch hier in ein glückliches Ende hineinsteuern. Verzweiflung liegt ihr nicht, wohl aber eine fast genußreiche Schwermut, die — über Schönheit gebreitet — dem Buch etwas Sensibles gibt. Wie einem Menschen, den man schonen muß und deshalb liebt.

Berlin — Anselma Heine

Verwandlungen einer Jugend. Von Hans Carossa. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 258 S.

Es gibt dichterische Schöpfungen, deren Wert und Gültigkeit sich in den Formen edler Einfachheit und schöner Schlichtheit aussprechen. Solches ist das Zeichen des hohen und edlen Dichtertums Hans Carossas. Lauterste Menschlichkeit offenbart sich in einer leuchtenden, durch kein Literarisches oder Gekünsteltes umwölkten Sprache. Dichtung ist in solchem Fall der harmonische, im Ausgleich schwebende Zusammenklang von Leben, Erleben in der Form gestalteter Sprache. Solches ist das Zeichen hoher deutscher Prosadichtung seit Goethe und die ihm nachfolgten: Jean Paul, Mörike, Adalbert Stifter, Hugo von Hofmannsthal. Nun ist Hans Carossa ihr reinster Wahrer, Verwalter und Schöpfer.
Sein neues Buch bildet die Fortsetzung der früher erschienenen Dichtung „Eine Kindheit" (vgl. meinen Aufsatz: „Hans Carossa", L. E. XXVIII, 462).
In vierzehn einzelnen Kapiteln, von denen jedes ein in sich gerundetes Kunstwerk darstellt, spannt sich diese Jugend vom Ausgang der Kindheit bis zur Reife ... Das sind zahlreiche Verwandlungen, jede davon ist ein Gleichnis im Goethischen Sinne. Wohl war das geistige Antlitz dieses Dichters schon beim ersten Erscheinen fest bestimmt und hat sich seitdem kaum mehr gewandelt, dagegen ist es reicher, reifer, schärfer und im Dichterischen intensiver geworden mit jedem neuen der wenigen Bücher. So will mir dieses Buch als das Vollkommenste erscheinen, was der Dichter bislang gab. Immer ist das Einzelne zum Ganzen in Bezug gebracht, so daß kein Losgelöstes und kein Leeres in dieser Schöpfung ist. Es ist aber auch kein Umwölktes und kein Verworrenes darinnen, wer hier etwa Pikantes oder gar Schwülstigkeiten suchen würde, der würde gründlich enttäuscht werden. Hier werden die einfachen Szenen aus dem Knabenleben im Internat, in den Ferien auf dem Lande, mit einer Schlichtheit erzählt, die ergreifend ist für den, der es vermag, die wundersame Leuchtkraft der Sprache Carossas zu erleben. Alle diese einzelnen Szenen sind erfüllt von duftender Reinheit, sie erhalten ihre große geistige Wirksamkeit von den erhabenen Kräften der Besinnlichkeit und der Seelenhaftigkeit, die ihnen eignet. Dergestalt von tiefen Quellen gespeist, hat das Einzelne immer und überall die Kraft gleichnishaft zu wirken, auf das Ganze hinzudeuten. So nennt man dieses Buch ein seltenes, ein schönes im tiefsten Wortsinn, und sein Dasein ist zu fassen als eine hohe Begnadung unserer Zeit, wie die Existenz dieses Dichters selbst all denen, die darum wissen, einen großen Trost bedeutet, man hat einzig den Wunsch, es möchten viele erfahren, welch große Kraft der Beseligung und Beglückung seinen Schöpfungen innewohnt.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Mein Freund Dei. Geschichte einer unterbrochenen Weltreise. Von Wilhelm Schmidtbonn. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 252 S. Geb. M. 6,—.

Wenn man eine neue Dichtung Schmidtbonns zur Hand nimmt, wäre es das Verkehrteste, nach Zeitverbundenheit und Problemen zu suchen. Wohlverstanden: zu suchen. Denn daß sie da sind, weiß jeder, der Schmidtbonns Werk nur einigermaßen kennt. Das gerade ist ja der stets lockende Reiz bei Schmidtbonn, daß er die Fragen einer — sagen wir einmal — philosophischen Lebensführung, den vertieften ethischen Grundgehalt in dichterische Höhe erhebt, umbildet, gestaltet; daß er Probleme nicht als kalte Überlegungsangelegenheiten anfaßt, sondern ihnen den schönen und bunten Königsmantel aus seinem Dichterreich mit behutsamen, aber verschwenderischen Händen umhängt.
So auch in diesem Buch. Zu einer Reise um die Welt — nicht weniger! — hebt es an; der Dichter will in weiteste Weite und — bleibt hängen an der Welt der Unbedeutenden, Niederen, Armen. Und findet hier großen Reichtum, Menschen von starker, neuer, drängender Art; den Lastträger Dei und sein Mädel, die Zis. Der geistige Mensch wirbt nun um diese Arbeiter aus dem Hafen von Rotterdam, um die Liebe der Zis. Er „entdeckt" das Mädchen, das eine Gabe hat, sich mit echtem Spieltalent in andere Gestalten hineinzufühlen, und deshalb für das Theater geboren sein müßte. Er bringt sie an der Bühne an, wo man auf solche schauspielerischen Naturen wartet. Aber — am Abend vor der Aufführung wirft Zis alles, alles weg; sie kann sich nicht prostituieren, sie kann nur vor und unter den Ihrigen sich zeigen — primitivstes Theatergefühl! —, sie kann nicht „auftreten". Wenn sie dann, von dem Dichter weg, wieder in die Arme Deis zurückkehrt, und wenn dieser Dei gerade da seine Stellung bei einer feinen Dame (wo er nicht ausschließlich nur Chauffeur zu sein hatte) ebenfalls aufgibt und, ohne zu zürnen, seine Zis wieder nimmt — so liegt nun dem Dichter alles klar zutage: unüberbrückbar stehen zwei Welten gegeneinander, liegen Klüfte zwischen dem geistigen Kultur- und Nervenmenschen und dem ungebrochenen Menschen aus dem einfachen Volk; wir kommen nicht hinüber, und sie auch nicht; aber ihre Kräfte werden von unten nach oben kommen, wenigstens die wirklich guten, lebendigen, klaren. Wir aber, so resigniert der Dichter, stehen an dem anderen Ufer, mit einem einsamen Gefühl, ohne die innere Welt jener Menschen erkennen oder gar verstehen zu können.
Es wäre keine Schmidtbonnsche Dichtung, wenn nicht die Ärmsten der Armen mit seinem weichen Gefühl auch hier umspannt würden — und so rettet er aus schrecklichster Umgebung einen Maler mit allem Glück und Leid; und es wäre keine Schmidtbonnsche Dichtung, wenn nicht auch der Märchenklang von irgendwoher in diese Welt herüber-

käme — und so lebt der Verwachsene auch in irgendeiner Welt drüben.
Ein durchaus und in allem gedichtetes Werk. Lebendig und reich im Stofflichen, reizvoll von Seite zu Seite gesteigert und in seinem Gehalt auf das Letzte und Größte zurückgeführt, was Schmidtbonn sagen möchte und sagen kann: auf schlichte, menschliche Bedeutung, der eine dichterische Form zu geben gerade Schmidtbonns schönste und stärkste Kraft ist.

Berlin-Steglitz — Hans Knudsen

Franziska von Altenhausen. Ein Roman aus dem Leben eines berühmten Mannes in Briefen aus den Jahren 1898—1903, aus einem echten Briefwechsel gestaltet von Johannes Werner. Leipzig 1927, Koehler & Amelang. 261 S. Geb. M. 5,50.

Johannes Werner, dessen schöne Ausgaben der Schriften und Briefe des alten Mannes so viel zur näheren Kenntnis dieses hochgeistigen Lebenskreises aus der Zeit des Biedermeyer beitrugen, hat in dem Briefwechsel der Franziska von Altenhausen einen Ausschnitt aus neuerer Zeit gegeben. Es ist die Jahrhundertwende, die seine Briefauswahl schildert; einer der bedeutendsten Gelehrten Deutschlands, dem das Schicksal in seiner Häuslichkeit, bei Frau und Kind, Krankheit und Unbehagen aufzwang, lernt, schon in der Mitte der Sechziger, ein junges adeliges Mädchen kennen, brieflich zunächst und als scheue Schülerin seiner Wissenschaft. In einfachen, geraden Linien, wie nur das Leben sie zeichnen darf, wird diese Bekanntschaft zu Freundschaft und zu Liebe. Dieser Liebe, die mit reiner Verhaltenheit von der Frau und auch von dem alternden Manne erlebt wird, steht das Gebot der Pflicht entgegen, und Verzicht ist das Schlußwort dieser Seelengeschichte in Briefen, Verzicht, der bei dem schon vorher leidenden Fräulein von Altenhausen sich mit dem Tode verschwistert.
Der Herausgeber hat nicht den ganzen Briefwechsel der beiden Liebenden mitgeteilt und hat manches, mit schonender Hand zwar, umgestaltet; beides hat vielleicht dem Buch manchen heimlichen Reiz genommen. Und ob es nicht besser gewesen wäre, die sowieso durchsichtige Maske ganz fallen zu lassen und die echten Namen einzusetzen, statt der Pseudonyme, ist fraglich.
Jedenfalls aber hätte man auf dem Umschlag den fettgeschriebenen Satz „Ein Gegenstück zu Goethe und Frau von Stein" fortlassen sollen. Er paßt nicht und paßt sich nicht für dies stille, einfache Briefbuch.

Waidmannslust — C. F. van Vleuten

Mein Leben in dieser Zeit. Von Arthur Holitscher. Der „Lebensgeschichte eines Rebellen" zweiter Band. (1907—1925.) Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 245 S. M. 5,— (7,—).

Ein zwiefacher Riß spaltet den noblen Idealismus und somit auch das Schaffen Arthur Holitschers: Feinkultivierter Abkömmling einer in Budapest ansässigen jüdischen Patrizierfamilie, fühlt er sich zum Vorkämpfer des europäischen Proletariats berufen, das ihm doch im Innersten wesensfremd bleiben muß; im Dienst und Auftrag eines ihm befreundeten Verlegers, also Unternehmers, muß er um seiner Existenz willen alle Erdteile bereisen und schildern, statt sein bedeutendes, auf reine Kunst gestelltes Erzählertalent in voller Unabhängigkeit und Muße zu raschem Aufstieg und gültiger Vollendung zu bringen. Sein „Leben in dieser Zeit" trägt die morosen Züge einer Tragödie, die nicht recht zur Entfaltung gelangt; eigentlich, so sagt sich der mit Holitscher, dem Menschen, durchaus sympathisierende Leser, eigentlich geht es ihm noch ganz leidlich, mancherlei Ungemach kommt über ihn, aber alles bleibt gottlob auf der ideellen Ebene. Seine Reisen nach Amerika, Sowjetrußland, Palästina, China und Japan beglücken ihn, wenn sie ihn auch nicht dem höheren Ziel, das er sich gesetzt, entgegenführen. Von Liebknecht muß er sich auf das Angebot seiner revolutionären Mitarbeit hin sagen lassen, Intellektuelle seien in der proletarischen Bewegung unerwünscht. Holitscher ist ja auch nichts weniger als ein blutrünstiger Kämpfer, in des Wortes eigentlicher Bedeutung auch kein „Rebell", vielmehr nur Menschen- und Friedensfreund, voll Mitgefühl für die leidende anonyme Menge unter ihm, Anarchist, nicht organisierter Kommunist, ein für die Politik viel zu anständiger Charakter, anima candida, die jeder Gegner respektieren wird. — Stofflich gibt sein Buch eine Menge sehr charakteristischer Kulturdokumente, Erfahrungen, die er z. B. mit Paul Cassirer und Frau Durieux, mit Paul Wegener und Wilhelm Herzog machte, Eindrücke von Persönlichkeiten wie Gerhart Hauptmann, Rathenau, Reinhardt, die deren offizielles Bild um intime Züge bereichern. Daß ihn der Ablauf des Krieges befriedigen, der der Revolution enttäuschen mußte, versteht sich von selbst; die sowjetrussische Utopie hat es ihm bis in alle Einzelheiten angetan; dem Anarchisten ist sie nur eine selbstverständliche und ganz erträgliche Durchgangsstation; der Mangel an persönlicher Freiheit darin stört ihn nicht. Was man aber auch einwenden mag gegen den Standpunkt Holitschers, die vornehme, gütige, weltgläubige Persönlichkeit, die ohne eine Spur von Anmaßung oder Eitelkeit aus jeder Zeile spricht, verdient allein schon, daß man ihre Schicksale auf sich wirken läßt, mit ihren Ideen sich auseinandersetzt.

Dresden — Kurt Martens

Der Brand im Affenhaus. Novellen. Von Otto Rombach. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 304 S. M. 4,— (5,50).

Der Mangel an eigenkulturlichem Rückgrat, der in Deutschland durch mancherlei Umstände und Strebungen geradezu gepflegt wird, hat Deutschland schon um manche bleibende Ernte geschädigt, die ein schönes Talent hätte zeitigen können. Otto Rombach hat alle Aussicht, in die Reihe dieser Verlorenen hineinzugeraten. Er hat erzählerische Einfälle, erzählerischen Aufbau, er ist ein Erzähler, aber er scheint der Ehrenpflicht, richtiges Deutsch zu schreiben, fernzustehen. Im ersten Satz seines Buches steht das Wort „sein", wo „ihr" stehen müßte. Wie es einem Franzosen, der nicht gut deutsch kann, vielleicht zustoßen würde, „sa" falsch zu übersetzen. Ähnliche Schnitzer, besonders satzbaulicher Art, gehen durch das ganze Buch. Man fragt sich, ob und warum die Hauskorrektur nicht eingegriffen hat. — Für das Schicksal des jungen Erzählers Otto Rombach wird das zunächst wenig Bedeutung haben. Die stofflichen Vorstellungen, die er zu erzielen vermag, werden ihn tragen bei einem Publikum, dem der Anstand kulturlicher Selbheit fehlt. Rombach ist vielleicht gerade durch seine kulturlichen Mängel, durch seine Manieren und Schnitzer für den Kampf um Tagesbedeutung trefflich ausgerüstet. Und ob er Lust hat, darüber hinaus etwas zu sein und zu werden, wer weiß das? Die Ideale des Chauffeurs und des Hotelportiers sind Sirenen, die vielfach unter den Jungen nur zu wohlgelitten einhergehen.

Köln — Eduard Reinacher

Die Heimsuchung. Roman. Von Oskar Maria Graf. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 304 S. M. 5,– (6,75).

Ein Familien- und Dorfroman mit dem unnachahmlichen Geruch bayerischer Bauernerde, erfrischend in seiner unbefangen sicheren Erfassung konkreter, dinghafter Wirklichkeit. Doch zur unverbraucht saftvollen Erde und ihrer Wirklichkeit gehört allemal Geheimnisdunst. Und so stößt Graf in dieser sachlichen Chronik zugleich in die metaphysisch schwingenden Bezirke, dorthin, wo der bäuerisch einfache Mensch ein Opfer seines aus dunkel brauenden Blutsgewalten wirkenden Grüblerhangs werden kann. Graf erzählt das durch Generationen hin abrollende Geschick einer Sektiererfamilie, die in abseitiger Eigenbrötelei an sich selbst erstickt. Dumpf tappt der Mensch den begrenzten Kreis seines Wesens ab: ein Gefangener seiner inneren und äußeren Herkunft, fest genietet in einen Ring, aus dem es kein Entrinnen gibt vor der immer wiederkehrenden Heimsuchung durch geheimnisvoll in Blut und Geist ganzer Geschlechter kreisende Mächte. Der Erzähler Graf ist pathoslos und hat keine Tendenz. In einer urtümlichen Selbstverständlichkeit zeigt er: so war es, so ist es, so wird es sein. „Die Heimsuchung" öffnet uns in manchmal bis zur Unbeholfenheit erdhaften Sätzen eine eigenwüchsig runde Welt, bevölkert mit allerlei Köpfen und Käuzen, eine rechte lächerlich und tragisch sich drehende Menschenwelt im ewig gleichen Wechsel der Natur.

Saarbrücken — Arthur Friedrich Binz

Drei Frauen und ich. Von Oskar Baum. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 140 S.

Daß Oskar Baum in Bekenntnissen vielgestaltiger Art die Welt der Blinden fast nur gelegentlich verläßt, scheint mir ein Beispiel großer Ehrlichkeit zu sein. Zwar haben Bücher wie sein blutstarker Kleinstadtroman „Die böse Unschuld" längst den Beweis erbracht, daß sein künstlerischer Radius über die Grenzen der Dunkelheit in Bezirke der Sehenden hinausreicht, aber er kehrt trotzdem mit Vorliebe zu Problemen zurück, die ihm ein frühes Schicksal als Domäne zuwies. Auch sein neues Buch „Drei Frauen und ich", das in einer von Frank Thieß herausgegebenen Folge „Lebendige Welt" des Engelhorn-Verlages erschienen ist, geht eigenartigen Gefühlskomplexen eines Blinden auf den Grund, dessen Liebeserlebnisse, des Episodenhaften entkleidet, sinngebende Bilder seines Lebens aufdecken. Man wird diese Kapitel, deren knabenhaft verwirrter Held Schwerlast des Daseins mit Hingabe erleidet, mit Rührung und Anteilnahme lesen. Es ist vieles darin, das hinter festgehämmerter Form bemeisterten Materials Erfahrungen ahnen läßt, die sich nicht jedem erschließen. Wie Dumpfheit, Triebhaftigkeit von der Dirne ausgehen, wie die Künstlerin an Grundlagen rüttelt, die eigene Sehnsucht gefahrvoll lockert, wie die Helferin Süßigkeit des Verzichts, Magie des Opferwillens als Erkenntnis vermittelt, wie jede von ihnen auf ihre Weise Deutung des Wunderbaren vollbringt, ist ein schöner Roman, der mit der Wahrhaftigkeit des Chronisten Dinge ins Licht stellt, deren scheue Blöße Andacht verschleiert. Der Anstaltszögling, der mit ausgehungertem Herzen ratlos vor hundert Türen zaudert, den Himmelsbotschaft zum Schluß mit der Demut begnadet, die man nicht lernen kann, die man in Ehrfurcht empfängt, findet im Bannkreis der Gegenspielerinnen glückhaft den Weg, der in die Heimat geleitet. Drei Frauen verkörpern symbolisch schlicht unendliche Vielfalt der Erde. Die Helle, die zum Schwärmen verführt, zur Preisgabe erworbener Sicherheiten, die Dunkle, der man in Niederungen begegnet, die sich in Unbekümmertheit verschenkt, die Lebendige, die mit den Wurzeln ihrer Zärtlichkeit im Überirdischen haftet. Das Buch des blinden Dichters Baum, das Widerstreit ihrer Temperamente mit Klugheit abwägt, mit Güte verschwistert, hat eine knappe Gegenständlichkeit, die irgendwie von Anmut beschwingt ist.

Prag — Paul Leppin

Grummet. Roman. Von Konrad Beste. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. (Engelhorns Romanbibliothek, Band 1017/18). 284 S.

Auf dies schöne und bedeutsame Buch, 1923 erstmals bei Franz Schneider erschienen, jetzt wenig verändert in Engelhorns verjüngter Romanbibliothek neu herausgebracht, sei noch einmal mit Nachdruck hingewiesen. Es ist von seltener Kraft und Innigkeit der Diktion, ein echtes deutsches Dichterbuch, mehr: ein erkämpftes Zeitbekenntnis. Thema: Rückkehr des Städters zum Heimatboden, zur Mutter Erde, Rückkehr des zerrissenen Großstadtmenschen zur Einheit von Persönlichkeit und äußerem Dasein, zur Sinnverwirklichung des Lebens, an der Seite einer schönen, herben und innigen Frau, einer Hofbesitzerin nahe des Dichters Heimatsort, die sich ihm zum Weibe gibt. Alle, die jetzt so eifrig ausländischer Erzählerei nachjagen, mögen einmal dies Buch aufmerksam durchlesen, um zu erkennen, was denn das ist, dieses deutsche Dichtertum, das sich so sehr wehrt gegen alle Schablone, so gar nicht in noch so „weitherzige" Romanroutine sich einpressen läßt. Das Buch, thematisch ähnlich wie der im Vorjahr hier gewürdigte „Preisroman", ist geschlossener, mehr Gestalt geworden als dieser, ein schönes und echtes Zeugnis aus deutscher Nachkriegsseele.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Jetzt oder nie. Roman. Von Walter von Hollander. Berlin 1928, Ullstein. 267 S. M. 3,– (4,50).

Neuland des Gefühls ist hier betreten und das Errungene gilt nicht nur im Bezirk des Hollanderschen Werks, sondern für den jungen, zukunftswilligen deutschen Roman überhaupt. Gefühl, Liebesgefühl ist hier als ein so Schwankendes, für sichere Lebensführung Gefährliches erkannt, daß man (wie hier die Geheimratstochter Lili Sommerfeld aus der Wilhelmstraße, etwa 1902 geboren) über dem Experimentieren mit dem Gefahrstoff lieber die Mitte der Zwanzig überschreitet, ehe man den entscheidenden Schritt wagt zu freiem, fruchtbarem Ehebund. Man traut dem Gefühl nicht, denn es ist ein flatterhaftes Ding, das die Seele oft verführt, ohne sie zu stärken, zu klären, zu sichern, zu bereichern. Lili, die nach dem Tode des „wilhelmischen", aber ihr seelennahen Vaters sich von einem Kreis „schwankender Gestalten" umgeben sieht, einer haltlosen, der Zeit mehr und mehr in die eigene Vergangenheit entgleitenden Mutter, einem seelisch verkommenden, dem Moloch Erfolg erliegenden Schauspieler-Bruder, einem geliebten Jugendfreund, der nach großen Lebenserfolgen als Schriftsteller und Sanatoriumsleiter in Werder Selbstmord begeht, einem reichen Autofabrikanten, der sie liebt und den sie, wie den Jugendfreund, lange Zeit für ihre Erlösungsmöglichkeit im Du hält, endlich einem jungen sozialistischen Erfinder, der sie auch liebt — Lili wählt am Ende diesen letzteren zum Gatten, so dem Gleichgültig-getrieben-werden, dem Fragen und Irren ihres Innern ein Ziel setzend. Beruflich hatte sie nach dem Tod des Vaters mit Hilfe des Autokönigs eine Firma für Vermietung von Autos gegründet und gut damit verdient.

Äußerlich ist der Roman mit seiner Ersetzung der „Kapitel"-Folge durch kurze „Bilder" ein Bekenntnis zur Schlagkräftigkeit der Filmszene. Es ist ein Buch, in dem dasselbe seltsam zufällige Neben- und Durcheinander der Menschen der heutigen ungewissen Weltminute, der Menschen im Deutschland post bellum, herrscht wie im „Fiebernden Hans" und in „Auf der Suche", den beiden letzten Romanen dieses Dichters. Aber der Berichterstatter von heutigen Menschen, als den wir wieder Hollander freudig begrüßen, hat sich hier zu einem fast akzentlosen Hinsagen (in Präsensform) der Ereignisse erzogen. Klarheit der Instinkte, Klarheit in Lebensentscheidungen, Verehrung des Liebesgefühls als eines Höchsten und Besten, dem darum, ist's nicht ganz echt und fruchtbar für beide Teile, eiskalt und bis zur Verzweiflung auszuweichen ist, unpathetisches Bezwingen des einmal gegebenen Milieus und des Lebensalltags, dies alles umreißt Streben und Gestaltungsversuch dieses Romans, der in der unmittelbaren Darstellung des gehobenen deutschen Bürgertums von 1910 bis 1927, seiner Weltkriegstragödie, seines Schwankens, seines Neubeginns durch einzelne, voll Mut und Kunstvermögen einer Pflicht genügt hat, der so viele jüngere Erzähler immer und immer wieder aus dem Wege gehen. Hollander ist kein geistiger Drückeberger, er steht ganz für sich ein und für seine Zeit, und das bedeutet heute viel, fast alles. Als Künstler ist er auf dem Wege zu seiner eigenen Schlichtheit, einem Weg, den jede Begabung gehen muß: aus Anstrom der Fülle zu gefügter Form.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Der Regenbogen. Siebenmalsieben Geschichten. Von Hans Franck. Leipzig 1927, H. Haessel. 510 S.

Dieser Sammelband kleiner Novellen und Erzählungen erfüllt eine heute viel vernachlässigte wesentliche Aufgabe deutscher Literatur: Abbilder deutschen Wesens und Schicksals zu geben in der Gestaltung bodenwüchsiger Sagen, Geschichten und Anekdotenstoffe. Der herben und eckigen Erzählerweise Hans Francks kommt die Form der Kurzgeschichte sehr zustatten. Das Intellektbetonte, Strengdurchdachte, manchmal Gewollte seiner Dichtung, das Spröde in Stil und Anschauung kann sich freier geben, wenn es rasch, epigrammatisch fast, von Thema zu Thema springt. So begrenzt, funkelt es prächtig in diesem Band — von Regentropfen und Sonnenschein eines nachdenklichen Humors durch eine siebengeteilte Zeitordnung hindurch von sagenhafter Vorzeit bis in die jüngste Gegenwart, immer fußend auf dem breiten Strich norddeutscher Landschaft, in der sich der Dichter heimisch fühlt. Manchmal erscheint ein aufgegriffener Stoff nur eben locker hinerzählt, dann wieder bricht da und dort die ganze herzhafte und gedankenstarke Männlichkeit und Menschlichkeit eines frei und unbefangen seinen Stoff beherrschenden Gestalters hervor.

Mannheim — Erich Dürr

Das Himmelbett von Hilgenhöh. Ein leichtherziger Roman. Von Max Dreyer. Leipzig 1928, L. Staackmann. 258 S. Geb. M. 5,—.

„Hat einer, der über seine Erben lacht, nicht ebensoviel Daseinsberechtigung wie seine lachenden Erben?" meint der von schwerem Autounfall genesende, weißhaarig-jugendliche Gutsbesitzer Arnd Krusemark, und gibt mit dieser verschmitzten Frage das Thema des „leichtherzigen Romans", der sich im Krankenhaus anspinnt und im Wahrzeichen von Mutter Niejahrs machtvoller „Himmelskutsche" zu gutem Ende gedeiht. Der lustig-tückische Einfall, vier erblüsternen Verwandten ein Landhaus an der See mit allem Drum und Dran schon bei Lebzeiten als gemeinsames Eigentum zu übermachen, um sie gehörig gegeneinander zu hetzen und sich an dem Anblick ihrer entfesselten Selbstsüchte zu weiden, gewinnt unter Max Dreyers zupackender Hand übermütig-sprühendes Leben. Die Gestalten sind kantig und saftig, weich und duftig hingesetzt — immer mit der rechten, sicheren Strichführung des kundigen Menschenschilderers. Hinter der Leichtherzigkeit lacht ein schelmengütiges Dichterauge, leuchtet verstehende Weisheit, und durch das Ganze weht eine gesunde, steife Ostseebrise, Herz und Sinne strählend, erfrischend männlich und unsentimental und herzkräftig, wie Dreyer selber es immer war und Gott sei Dank bleiben wird.

Weimar — Heinrich Lilienfein

Irrmannsdorf. Roman. Von Alfred Meebold. Basel 1927, Rudolf Geering. 270 S. Geb. M. 4,—.

Der Roman einer jungen Offiziersfrau, die sich innerlich längst von ihrem Gatten abgewendet hat, und die in dem ungeheuren Geschehen der Revolution das neue Bild des inneren Menschen findet.

Alle möglichen Religionsgründungen werden in diesem Buch durchackert, aber immer wieder stoßen wir auf den Namen Rudolf Steiner. Die junge Frau Muta gerät ganz in den Bann seiner Lehre. Sie findet den wahren Weg zur Einkehr. Nicht durch Selbstbetrachtung, sondern durch Hingabe. Und an den anderen erlebt sie nun, was sie selber ist. Indem sie ihrer selbst entsagt, erfüllt sie sich und erblickt sich im Auge des Nächsten. Entsagung im Sinne der „Wanderjahre" ist es, wodurch Rudolf Steiner der jungen, suchenden Frau Nothelfer geworden ist. Er wirkt auf sie und auf ihren Anhang wie ein reiner Bach. Hunderte hat er klar gespiegelt, dadurch sind sie zum Leben genesen, ihm verdanken sie sich. —

Man legt das Buch mit dankbarem Herzen aus der Hand und kann mit Walt Whitman sagen: „Kamerado, dies ist kein Buch; wer dies berührt, berührt einen Menschen!"

Wien — Albert Leitich

Bauern und Heide. Skizzen. Von Ludwig Klug. Mit 8 Bildern von B. Bröker. Münster i. W. 1927, Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 126 S. Geb. M. 3,—.

Ludwig Klug ist ein wirklichkeitsnaher Beobachter, und er hat seinen Heidebauern nicht nur „aufs Maul" gesehen. Dabei vermeidet er billige Vergröberung ebenso wie sentimentale Entgleisung. Einmal hält er, beispielsweise in seinem „Heindirk Olfers", den einfachen, aber von Erschütterungen nicht freien Ablauf eines Bauernlebens fest, ein andermal spitzt er die Sache mehr auf eine charakteristische Szene zu, und er ist immer lebendig. Die Naturschilderungen sind anschaulich, man steht in der Landschaft drin. Heimatkunst im besten Sinne.

Berlin — Lili Lorsch

Glückauf um Mittag und am Abend. Zwei Erzählungen. Von Ludwig Abigt. (Chemnitzer Drucke, eine Folge von Frühwerken junger Dichter; IV. Band. Herausgegeben im Verlag der Gesellschaft der Bücherfreunde zu Chemnitz.) 123 S.

Die beiden Erzählungen stellen eine bedeutende Talentprobe dar. Sache dieses Talents selbst wird es sein, sich als ein erzählerisches oder aber als ein allgemein schriftstellerisches zu entpuppen. Was letzteres angeht, so ist mit dem vorliegenden

Druck die Fähigkeit nachgewiesen, über hundertzwanzig Seiten weg in der Behandlung eines Themas interessant zu bleiben. Was den Erzähler Abigt angeht, so kann man ihn fragen, ob er sich die Linie seiner Erzählung nicht von seinem anderen Ich, dem Schriftsteller, habe vorschreiben lassen, worauf er erwidern kann, daß er den Schriftsteller zum erzählerischen Zweck selbstherrlich genützt habe. Sicher ist ihm ein an sich eng umzirkter, aber in sich klar und deutlich gezeichneter Ausschnitt aus dem Leben gelungen, und wenn man in seinem Helden, dem Professor und Novellisten Glückauf, eine verliebte Ironisierung zum Helden des „Tod in Venedig" sehen kann, so sind die Ironien, die durch die Sätze Abigts flattern, doch mit Schwingen von eigenem Glanz und von eigener Farbe begabt.

Köln — Eduard Reinacher

Narrenzwetschgen. Von Karl Joho. Karlsruhe i. B. 1927, C. F. Müller. 222 S.

Das bunte Skizzenbuch des karlsruher Tagblattredakteurs enthält im Wechsel von Ernst und Scherz Erlebtes und Ersonnenes aus des Verfassers Jugend- und späteren Tagen, aus friedlichen und kriegerischen Zeiten. Über Kalender, Jahrbücher, Zeitschriften und Tageszeitungen Verstreutes hat hier seine Sammel- und Lagerstätte gefunden. Nirgends verleugnet Joho den unterhaltsamen feuilletonistischen Plauderer, in dessen persönliche Erinnerungen echt alemannische Gemütswärme eingegangen ist.

Rohr bei Stuttgart — R. Krauß

Märchen. Von Ludwig Federle. Ravensburg 1927, Komm.-Verlag der Dornschen Buchhandlung. 94 S.

Nicht gewöhnliches Wissen um alles, was da kreucht und fleucht und wächst und blüht, gesellt sich liebenswürdiger Erfindungsgabe. Leider dient diese glückliche Vereinigung nicht dazu, das natürliche Sein der vertrauten Pflanzen und Tiere lebendig zu machen, vielmehr verlegt sich der Autor aufs Anthropomorphisieren und legt den Wesen der Wiese und des Waldes menschlich-bürgerliche Gesten und Schwächen unter. Die tiefe Seele der Natur wird flach und monoton. Die Wirklichkeit ist märchenhafter als diese Märchen.

Berlin — Rudolf Frank

Lucienne und Reinette. Roman. Von Suzanne de Callias. Deutsch von Ernst Geigenmüller. Leipzig 1927, C. Weller & Co. 241 S.

Durch ihren Roman „Jerry und die Pariserin" (im gleichen Verlage erschienen) ist die unbekannte französische Schriftstellerin bei uns eingeführt worden und hatte sofort eine höchst freundwillige Resonanz gefunden. Das Stoffliche der Erzählung glaubte ich ihr nicht; ich glaubte nicht, daß sich diese Frau von einem Manne, der zufällig ihren Weg kreuzt, ein Kind wünscht und empfängt, und daß sie dann den Vater ihres Kindes, in den sie sich allmählich verliebt, zurückweist, als er sie heiraten will, weil er sie ebenfalls liebt; aber das Künstlerische war so überaus zart und fein gewoben, daß ich auf ihr neues Buch mit großer Neugier wartete.

Es hält durchaus, was „Jerry" versprach, ja, es ist wesentlich besser, denn das Thema ist glaubwürdiger und weniger auf „neue Frauengeneration" zugeschnitten. Wenn die „neue Frauengeneration" ihre Stärke darin sehen würde, die Selbständigkeit und das Alleinstehen der Liebe und der daraus entspringenden Zweisamkeit vorzuziehen, wenn die „neue Frauengeneration" gewissermaßen die „neue Sachlichkeit" an die Stelle des Herzens und alle natürlichen Empfindungen zugunsten eines mißverstandenen Persönlichkeitskults beseitigen möchte, so lache ich über diese Mode der Mannesnachahmung. Ich kann nicht anders als lachen, wenn das Lamm sich in den Wolfspelz kleidet und nun so tut, als sei es auch innerlich Wolf.

Was sagt Suzanne de Callias in ihrem neuen Buch? Das Weibchen siegt über das Weib der „neuen Frauengeneration", das mit leerem Herzen ausgeht. Dieses „neue Weib" mit dem männlichen Getu und Gehabe, nachahmendes Wesen in allen großen und kleinen Dingen, stolz, wenn es einen guten Posten erwischt hat und in Selbstanbetung vor sich selber kniet, wenn es sein Brot allein verdient, dieses „neue Weib" kommt hier nicht zu seinem Lorbeerkranz.

Man sieht, daß diese anständige Lucienne ein elendes Hundeleben führt und kaum zu essen hat, während die kokette Reinette nur eine Stunde auf die Straße zu gehen braucht, um wieder obenauf zu sein. Diese Lucienne weist den Mann von sich, der sie heiraten möchte, weil ihm der Verkehr Luciennes mit Reinette nicht paßt; aber er fällt später auf Reinette herein, die dank ihrer koketten Lockungen ihn zu umgarnen und als Gatten zu gewinnen weiß. Lucienne — behauptet die Dichterin, was ich ihr nicht glaube — ist plötzlich (wieso wird nicht gesagt) eine berühmte, vielgesuchte Atelierbesitzerin, die Geld die Fülle hat und den Mann nicht mehr braucht. Die „neue Frauengeneration" dankt Gott.

Das sind ausgetiftelte Theorien, die in die Ödnis der Unnatürlichkeit führen. Aber auch hier sind mit den Mitteln einer feinen und subtilen Kunst imponderabile Dinge eingefangen, die sich wundervoll lesen. Man empfängt den Eindruck einer besonderen Persönlichkeit, die viel Geheimnisse ihres eigenen Geschlechts verraten könnte. Wenn sie den kindlichen Stolz überwunden haben wird, immer nur die Fahne der „neuen Frauengeneration" hochzuhalten, wenn sie sich nicht schämen wird, einzugestehen, daß Mann und Weib, trotz allen Geschmuses, sich natürlicherweise anziehen und ergänzen und das eine ohne das andere eine Halbheit bleibt, wird ihr immenses Können uns künftig Bücher schenken, die wirklich erlebt und nicht nur am Schreibtisch erdacht sind.

Berlin — J. E. Poritzky

Die Fessel. Roman. Von Colette. Deutsch von Erna Redtenbacher. Wien 1928, Paul Zsolnay. 299 S.

Die Kunst der Colette bleibt sich immer gleich, aber auch die Menschen bei ihr sind immer dieselben: Geschöpfe, die an der Leere ihres Lebens kranken, nach Erfülltsein verlangen, an ihrer gegenseitigen Differiertheit sich einander entfremden, äußerlich oder innerlich vereinsamen. Sie haben kein Ziel über sich selbst hinaus. Sie gravitieren alle zu sehr um sich und nur um sich; erschreckend einzig auf sich, ihr Wünschen, Ängsten und Sehnen bezogen. Ein Leben ohne alle höhere Entsagung und Richtung. So stehen sie einer an der Seite des anderen, leiden nur allzusehr unter der Unvollkommenheit der seelischen Durchdringung, des intimen Besitzes — und in diesem Gieren nach gemeinsamer Vollendung ist die physische Ergießung oft nur eine Enttäuschung mehr, ein epidermatisches Ergriffensein ... Ihnen allen geht ein Primitiv-Robustes ab: eine praktische Pflicht, die sie hinnimmt, ein nackt-gesunder Wille, der sie beherrscht. Sie sind Produkte der Ermüdung, der Entkräftung, der Überfeinerung vielleicht, wenn nicht des äußeren, doch des inneren Müßiggangs. Niemand hat diese kränkelnde Atmosphäre mit ihren Gewächsen so eindringlich kundig und so mit Anteil hingestellt,

wie Colette; nur bei ihr bleiben sie menschlich genießbar; nur dank ihrer Einfühlung gleitet uns ein Mitempfinden an. Ihre Bücher wird man aufschlagen, wenn man später einmal von einer gewissen geistigen und nervösen Zermürbung, von diesem Leben über abgestandenen Gewässern sich Rechenschaft geben will.

Thüngen i. Unterfr. — Georg Ransohoff

Die Tat der Therese Desqueyroux. Roman. Von François Mauriac. Aus dem Französischen übertr. von G. Cramer. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 186 S.

Wo der Ozean im Südwesten an das Land spült, in der Einsamkeit zwischen Heide und Kiefern, versucht eine junge Frau den ihr lästigen Gatten durch Gift loszuwerden. Die Sache wird dank den Beziehungen der Familie niedergeschlagen. Dann aber will der Mann innerhalb der vier Wände seine Rache nehmen. Doch aus Furcht vor einem Zeitungsskandal — man hat derartiges letzthin erlebt — wird er wieder anderen Sinnes, gibt die Sünderin frei, bringt sie nach Paris; und der Schlußsatz dieser Geschichte lautet: „Dann trat sie auf die Straße und überließ sich dem Zufall."

Was eine robuste Feder nicht aus solchem Stoff herausgeholt hätte! Aber Mauriac ist der Feinsten einer. Bei ihm — man denke an den désert de l'amour — liegt etwas wie leise Trauer über den Gestalten, das unausgesprochene Geständnis der Unzulänglichkeit, der Widerspruch zwischen Wollen und Können, zwischen Heute und Gestern, zwischen Augenblicken, die sich folgen, sich ablösen und sich gegenseitig aufheben. Diese Menschen treiben in konträren Zuckungen aus, sie sind ihrer selbst nicht mächtig, voll verwirrenden Widersinns; und doch, in eben diesem erschreckend Gegensätzlichen faltet ihr Wesen sich auseinander, das Schwäche ist. Der Dichter umfängt sie mit einer Skepsis, die nur tiefer geht, weil sie sich nicht spöttisch ausläßt. Mit einer schmerzlichen Impassibilität, wenn man so sagen darf, stellt er sie hin und scheint zu sagen: So sind sie und nicht anders, so ist der Lauf der Dinge. Oder klingt Ironie an? Dann ist sie bitter, verhalten weh, ein Durchdrungensein von diesem furchtbar Unvollkommenen, das Leben heißt.

Was treibt diese Frau zum Mordversuch? Verbrecherischer Instinkt? Ja und nein. Die Anlage dazu steckt in ihr, aber ein Zufall entbindet die Tat. Ohne ein suggestives Moment — wer weiß! — wäre alles vielleicht ungeschehen geblieben; aber freilich die seelische Grundlage darum nicht besser — dieselbe kalte, bösartige Gleichgültigkeit. Der Charakter ist das Dauernde. Zu welchen Taten er ausschlägt, das hängt von der Reaktion auf das Äußere ab, von Begegnung und Ungefähr ... Daher ein Gefühl der Enttäuschung, ein Ergebensein in das Unabänderliche. Ein Untergrund von trauriger Gelassenheit gegenüber allem Lebenden.

Zu erörtern bliebe, welche Summe von innerer Einschau und philosophischer Durchdringung sich in dieser Darstellung ausgibt.

Thüngen in Unterfranken — Georg Ransohoff

Das Ei triumphiert. Novellen. Von Sherwood Anderson. Übertragen von Karl Lerbs. Leipzig 1926, Insel-Verlag. 262 S.

Ein Band Anderson in deutschem Gewande, immerhin ein Ereignis! Es gibt nicht sehr viele solcher Bände. Er ist nicht genügend bekannt unter uns Deutschen und doch wäre er es wert, daß man ihn besser kenne als manche anderen Amerikaner, die viel, allzuviel, gelesen werden. Denn Anderson ist Träger einer Idee, und eine Idee ist etwas Kostbares in Amerika. Er sucht seine Landsleute dahin zu belehren, daß hinter allem Geschehen ein Geistiges liegt, daß mit dem pragmatischen Grundsatz von der Erprobung der Idee durch die Tat noch nicht das Ende alles Denkens über das Leben gefunden ist. Für solches Bemühen ist dieser Band vorbildlich. Er will ihnen in diesen elf kurzen Geschichten zeigen, daß gerade das, was sie sich selbst zu verheimlichen suchen, das urständigste Triebleben des Menschen der Quell ist, aus dem sich so vieles in ungeahnter Weise herleiten läßt oder hergeleitet werden muß. Wer aufmerksam liest, kann sogar eine Entwicklung dieses Gedankens und der Ideenwelt des Dichters selbst herauslesen. Denn die Geschichten sind nicht alle neueren Datums. Lerbs hat den Geschichten ein ausgezeichnetes deutsches Gewand gegeben. Erst in der deutschen Form merkt man, wie sehr der Sinnierer Anderson in gewisser Art verwandt ist mit Gustav Frenssen. Wer Amerika kennenlernen will, kann kaum an diesem Band eines unserer besten Dichter achtlos vorübergehen.

Neuyork — A. Busse

Catherine-Paris. Roman. Von Marthe Bibesco. Deutsch von Käthe Illch. Wien 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 365 S. M. 4,75 (6,—).

Eine rumänische Prinzessin erzählt das Leben einer rumänischen Prinzessin. Eine internationale Aristokratin zeichnet den vaterlandslosen Hochadel Europas. Eine einseitig-französisch orientierte Frau, die sogar ihren eigenen Pazifismus für eine französische Nationaltugend zu halten scheint, versucht das Verhalten der anderen Nationen im Weltkrieg zu verstehen. Ein Mitglied der europäischen Diplomatie läßt hinter die Kulissen dieser Diplomatie blicken und entzieht den einst gekrönten Häuptern schonungslos ihren Gottesgnadennimbus. Hier liegt ein Buch vor, das die Geschichte der ersten Jahre des Weltkrieges und der zwanzig Jahre seiner Vorbereitung erzählt in einer Weise, wie sie ein Diplomat erzählen würde, der erstens die Wahrheit zu sagen und zweitens zu erzählen verstünde: nicht ein Roman — die Liebesgeschichte ist das Schwächste an dem Buch, obgleich auch sie eines gewissen Reizes nicht entbehrt —, die Chronik einer geistvollen, herzenswarmen Frau, die die Gabe besitzt, auf ihr Leben und das derer, die ihr verwandtschaftlich nahe, aber menschlich und geistig meilenfern stehen, per tot discrimina rerum mit Ironie und verstehendem Verzeihen zurückzublicken. Ihr Stil hat Bildhaftigkeit und Musikalität; Herzblut pulst in ihren Worten und Verstand blitzt aus ihren Gedanken. Dazu umschwebt das Ganze eine Grazie, Charme und Esprit, die am besten beweisen, daß die Wahlfranzösin eine echte Pariserin ist.

Berlin — Fritz Carsten

Der Geächtete. Roman. Von Gunnar Gunnarsson. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1928, Universitas, Deutsche Verlags-A.-G. 262 S.

Dieses Isländers Bücher sind immer mehr als Roman. Zieht man die Fabel, die Ereignisse ab, so bleibt immer noch die Hauptsache: Aufgang von Mensch, Tiefblick in Kosmisches, Begegnung mit seltener Klugheit, Welteinsicht, Güte. Es ist nicht ein Schriftsteller, es ist wirklich ein schöpferischer Schicksalverwalter, der da Leben gestaltet. Man spürt nichts von Willkür der Erfindung oder Absicht zu Überraschung und Spannung. Wir haben große hochberühmte Werke, die viel mehr „geschrieben" sind als Gunnarssons zu wenig bekannte Bücher. Warum liest man diesen Mann nicht

genug? Er schreibt nicht für Frauen, er schreibt zu männlich vom Mann. Im „Geächteten" gibt es ein Mädchen, ihre Rolle ist die, das Romanhafte in den Roman zu bringen. Aber ganz unabhängig von ihr bestrickt uns das Leben des Helden, eines Trinkers, eines Säufers geradezu, ihn liebt man! Ein männliches Buch! Das ist ein künstlerisches Lob ebenso wie ein Verdikt zum Unbeachtetbleiben. So vermännlicht die Frau ist: im Buch will sie doch lieber der erotischen Illusion als dem fleischentstiegenen Geist begegnen. Und sind nicht acht Zehntel der Leser Frauen? Um so leidenschaftlicher muß man proklamieren: Lest Gunnarsson! Auch dieses zweite Buch, das ein ernsthaft bemühter Verlag uns schenkt, ist wieder ein ausgezeichnetes, gedankenreiches, wesenstiefes, ein Stück Menschenleben, an dem teilzuhaben schmerzhaftes Glück ist.

Berlin — Kurt Münzer

Bengalische Erzähler. „Der Sieg der Seele." Aus dem Indischen übersetzt von Reinhard Wagner. Berlin, Weltgeist-Bücher-Verlag. 285 S. Geb. M. 5,50.

Eine sehr fesselnde Beleuchtung der heutigen indischen Seele. Mag die zarte Idealität dieser Liebenden, mag die poetische Schönheit dieser Lebensverhältnisse der Wirklichkeit auch häufig widersprechen — das ist Dichterrecht. Zum erstenmal wird neue indische Literatur uns unmittelbar aus dem Original, ohne den Umweg über das Englische, geboten. Geschickt werden im Anhang die fremden Bezeichnungen und Anspielungen erklärt, doch hätte die Einführung in dieses so wenig bekannte Gebiet sich nicht auf knapp anderthalb Seiten beschränken sollen. Gerade weil vieles lebhaft interessiert, möchte man einiges über die Dichter, über die Verhältnisse erfahren. Dafür hätten die längeren Erzählungen, besonders die angeblich humoristischen, verkürzt werden können, der seltsam anziehende Reiz dieser Sammlung beruht auf den kurzen Skizzen. Diese kleinen Stimmungsbilder der Liebe und der Sehnsucht haben gelegentlich einen hinreißend süßen Klang. Einige dürften stark in Rezitationsabenden wirken. Sehr bemerkenswert das bekundete menschliche Verständnis für den nicht auszutilgenden Adel einer frommen Seele, selbst wenn diese sich im entehrten Körper der Dirne verbirgt.

Alle, die mit Grausen Catherine Mayos furchtbare Anklage des heutigen Indiens in ihrer „Mother India" gelesen haben, werden diese anmutenden Bilder nachdenklich stimmen. Die Verfasserin des oben erwähnten Buchs hat doch wohl die Gefühlsideale, die Affektionswerte des fremden, uralten Volkes nur unvollständig verstanden. Was die Menschen sich träumen, was sie bewundern, ist nicht immer belangloser als Statistiken oder Reiseberichte. Von dem Ungreifbaren und doch Realen redet diese Sammlung.

Berlin — Marie von Bunsen

Literaturwissenschaftliches

Tübinger Dichterhumanisten: Bebel, Frischlin, Flayder. Von Gustav Bebermeyer. Tübingen 1927, H. Lauppsche Buchhandlung. 108 S. M. 4,50 (7,—).

Als Festgabe zum tübinger Universitätsjubiläum gedacht, wird sich diese Darstellung von drei Gelehrten-Poeten aus der Zeit des Aufstiegs, der Blüte und des Ausklangs des deutschen Humanismus über die Tage festlichen Aufschwungs hinaus bleibenderen Wert bewahren. Heinrich Bebel, Nikodemus Frischlin und Friedrich Hermann Flayder, in ihrem Leben und Wirken mit der tübinger Hochschule aufs innigste verbunden, treten dem Leser in scharf umrissenen Porträts, in liebevoller aber keineswegs panegyrischer Darstellung entgegen. Die biographischen Umrißlinien, die zeitgeschichtliche Verknüpfung und die sachliche Ausdeutung zeigen gleichermaßen den sachkundigen Kenner, der manches Neue zu bieten weiß, und der seine formgewandte Darstellung auch durch die Mitteilung charakteristischer (entlegener oder gar bisher unbekannter) Proben ihrer Dichtung zu bereichern vermag.

Frankfurt a. M. — Martin Sommerfeld

Ewig währender Kalender nebst Stücken aus dem jährlichen Wunder-Geschichts-Kalender. Von Hans Jakob Christoph von Grimmelshausen. (Die simplizianischen Bücher, III. Band.) München, Albert Langen. 611 S. M. 8,— (11,—).

Erst den neuesten Forschungen von Bechtold, H. H. Borcherdt und Hertha von Ziegesar (im Euphorion 1924) verdanken wir die praktische Kenntnis der simplizianischen Jahreskalender. Der „Ewig währende Kalender" zeigt besonders deutlich die Arbeitsweise des Verfassers, der den belehrenden Teil seiner Schriften der einem weitschichtigen enzyklopädischen Quellenwerk vergleichbaren eigenen Notizensammlung entnahm, den übrigen Inhalt jedoch aus gestauter Lebenserfahrung schöpfte. So deutet der oft wiederkehrende hinkende Spielmann in den Anekdoten auf den Springinsfeld hin, die „Mätresse in Sauerbrunn" auf die „Landstörzerin Courasche": selbst Simplizissimus tritt in dieser Materialsammlung als eigenständige, mit dem Verfasser nicht identische Gestalt vielfach auf. Die in den größeren Schriften nicht verwendeten persönlichen Beobachtungen benutzte Grimmelshausen als Anekdoten für die jährlichen Kalender.

Die Ausmerzung und Kürzung von weitschweifigen, belanglosen Aufzählungen sind in der vorliegenden Ausgabe so vorsichtig und geschickt vorgenommen, daß der Gesamteindruck nicht nur nicht gestört, sondern durch die Zusammenziehung noch erhöht wird. Übrigens bringt die Hegaurische Ausgabe die „Wundergeschichten-Kalender für 1672" zum erstenmal wieder seit der Urausgabe, mit einem wertvollen Nachwort von W. E. Oeftering. Die eingestreuten Illustrationen stammen zum großen Teil aus den Quellenbüchern des Kalendermachers, dem aller Wahrscheinlichkeit nach die Straßburger Bibliothek oder eine größere Klosterbücherei zur Verfügung gestanden haben muß. Ein weiteres noch zu erforschendes Problem stieß mir beim Lesen des „Abenteuerlichen Simplizissimus" auf, nämlich: die seltsamen Übereinstimmungen zwischen Sellkirk, Defoe und Grimmelshausen.

Berlin-Wilmersdorf — Hans Sturm

Vom Werden des deutschen Geistes. Festgabe Gustav Ehrismann. Herausgegeben von P. Merker und W. Stammler. Berlin, W. de Gruyther. 260 S.

Gustav Ehrismann, dem „bahnbrechenden Forscher der deutschen Geistesgeschichte des deutschen Mittelalters, dem verdienstvollen Förderer der mittelhochdeutschen Grammatik, dem anregungsreichen akademischen Lehrer", ist diese stattliche Festgabe zum 70. Geburtstage gewidmet. Sie ist eine gediegene wissenschaftliche Leistung, die nicht weniger als zwanzig Aufsätze von Freunden und Schülern des Gefeierten enthält. Seinem Studiengebiete entsprechend beziehen sich die meisten auf Fragen der mittelalterlichen deut-

schen Literatur- und Sprachgeschichte, zu denen sie wertvolle Beiträge liefern. Hier seien nur einige genannt, die sich auf allgemeiner bekannte Stoffe beziehen. Einen kleinen Beitrag zur Nibelungenforschung gibt F. R. Schröder, über Ursprung und Alter der deutschen Volksballade handelt H. Schneider, Bodmers kaum noch bekannte Parzival-Bearbeitung in Hexametern würdigt P. Merker, über den Romantiker Wackenroder und seine Beziehungen zu Pommern schreibt E. Gülzow, und einige recht ansprechende Briefe Jakob Grimms an A. F. Pott teilt Ph. Strauch mit. Eine besondere Ehrung für Ehrismann bedeutet auch das von N. Ball zusammengestellte Verzeichnis seiner wissenschaftlichen Schriften.

Breslau — H. Jantzen

Studentenleben in der Biedermeierzeit. Von Eduard Wedekind. Ein Tagebuch aus dem Jahre 1824. Herausgegeben von H. H. Houben. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht. 188 S. Geb. M. 6,–.

Die Aufzeichnungen des Dichters E. Wedekind (1802–1885), dessen literarische Arbeiten nur mehr durch die Literaturgeschichte geistern, sind amüsant zu lesen und runden sich zu einem kleinen, wirklich erlebten Studentenroman aus der „guten alten" Zeit, in der es wohl langsam zuging, aber doch nicht immer gemütlich. Wir lesen von Wedekinds Verkehr mit Heinrich Heine, dem jungen Dichter, der an der Schwelle seiner Berühmtheit noch einmal die Poesie der kleinen Universität genoß. Er ist der einzige „Überlebende" aus dem lustigen Studentenkreis, der sich und seine kleinen Angelegenheiten so furchtbar wichtig nahm. Heine trieb manchen Scherz mit den Kommilitonen. „Er hat eine unglaubliche Lust," schrieb Wedekind, „jeden zu mystifizieren und spielt daher jedem das Widerpart ... Unsere Ansichten sind mehrenteils sehr verschieden, und das gibt viel zu sprechen; nur weiß ich manchmal nicht recht, ob ich das, was er sagt, für seine eigentliche Meinung zu nehmen habe, oder ob er mich mystifizieren will." Mit manchen intimen Zügen wird Heine trefflich charakterisiert. Das gibt dem sehr hübsch ausgestatteten Buch literarischen Wert. Kulturgeschichtlich reizvoll wirkt die Beschreibung einer großen Paukerei und ihrer Folgen, wobei das pedantische Perückentum des Senats im Lauf der Untersuchung: „Wer was ausgefressen hat?", wie eine Satire auf die Rechtsgepflogenheiten wirkt und doch Wahrheit ist. Das Semester endet im „Hotel Brühbach", wie der Karzer nach seinem Wächter hieß, wo die Gemütlichkeit dieses Mannes die professörliche Perückenscheinheiligkeit ausglich. Einiges Sentimentale gibt, zierlich beschrieben, dem lesenswerten Buch die Gefühlsnote.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Die Sprachphilosophie der deutschen Romantik. Von Eva Fiesel. Tübingen 1927, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 260 S. M. 12.–.

Wenn die Schriften der Romantik in der Problemgeschichte der deutschen Sprachwissenschaft einen geringen Raum einnehmen, so rührt das daher, daß ihnen exakte Formulierung und methodische Schärfe fehlen. Die Verfasserin, die von Fritz Strichs Methode entscheidend angeregt ist, liefert hier einen wertvollen Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte. Ausgehend von Fr. Schlegels Vorlesungen zeigt sie, wie die romantische Sprachphilosophie nur als Einheit aus romantischem Geist, aus dem Willen zur Unendlichkeit begriffen werden kann. Erst in der jüngeren Romantik entfernt sie sich, indem sie die Beziehungen zu Herder wieder aufnimmt, von der Philosophie und wird ständig mehr an die Welt der Geschichte gebunden. In der Nachromantik geht das schöpferische Erlebnis der Sprache, die immer mehr rationalisiert wird, verloren, bis im jungen Deutschland die Sprache zum Ausdruck des Zeitgeistes wird. Nicht übel bezeichnet die Verfasserin die Sprachideen des jungen Deutschland als Sprachutilitarismus; indem es aber zugleich die zivilisatorische und soziologische Bedeutung der Sprache erkennt, setzt es Prosa an Stelle der Poesie. – Auf jeden Fall ein anregendes Buch, mit dem sich auseinanderzusetzen lohnt.

Dresden — Otto H. Brandt

Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft. In Verbindung mit Josef Nadler und Leo Wiese. Herausgegeben von Günther Müller, Bd. II. Freiburg i. Br. 1927, Herder & Co. G. m. b. H. 150 S. M. 6,–.

Die vorliegende Publikation enthält vorzüglich zwei Beiträge, die ihr die Beachtung weiterer Kreise als der Nur-Fachleute sichern müßten. Zunächst der erste Beitrag „Metaphysik und Literaturwissenschaft" von Friedrich Braig, dem Verfasser des sehr wertvollen, wenn auch anfechtbaren und mitunter einseitigen Buches über Kleist. Auch diese Arbeit Braigs ist ganz auf jener Grundlage aufgebaut, die die Basis seines Kleist-Buches bildete. Sie zeigt den jungen münchener Gelehrten als eine sehr hoffnungsvolle Persönlichkeit, deren Deutungen literarischer Probleme wohl von der etwas einseitigen katholisch-religiösen Weltanschauung beherrscht sind, aber dennoch eine große geistige Leuchtkraft haben. Hans Heckels Beitrag: „Die Gestalt des Künstlers in der Romantik" vermittelt, wenn auch keine neuen Forschungsergebnisse, so doch vor einem weitumrissenen geistigen Hintergrund gezeichnete Gestalten von der Konzeption des Künstlers in der Produktion der Romantiker. Die restlichen Beiträge bringen beachtliche Einzeluntersuchungen zu Eichendorff und Grabbe sowie einen Beitrag zur Bibliographie der Oberdeutschen Renaissance- und Barockliteratur.

Waiblingen b. Stuttgart — Otto Heuschele

Der Einfluß der französischen Revolution auf das deutsche Geistesleben. Von Alfred Stern. Stuttgart und Berlin 1928, J. G. Cottasche Buchh. 256 S. M. 8,50 (11,50).

Der bekannte Verfasser der „Geschichte Europas" von 1815–1871 behandelt hier den Einfluß, den die französische Revolution auf die Vertreter des geistigen Deutschlands ausgeübt hat, unter Beschränkung auf die Zeit der französischen Revolution und Napoleons selbst. Das allgemeine Bild, das wir von diesen Dingen hatten, wird durch Sterns inhaltreiches Buch bestätigt. Der fast allgemein begeisterten Zustimmung zu den pariser Ereignissen folgte ein fast ebenso allgemeiner Umschwung, als die Bewegung in Frankreich in die Greueltaten der Jakobiner auszuarten begann. Im Einzelnen bringt Stern vielfach neue Züge. Vielerlei Namen literarischer und publizistischer Vertreter des damaligen Deutschlands, ausgedehnt auf die deutsche Schweiz, ziehen an uns vorüber. Eingehender werden neben den Romantikern vor allem die „Weimarer Dichtergruppe": Wieland, Herder, Goethe, Schiller, und die „philosophischen Denker": Fichte, Kant, Hegel, Schelling, behandelt. Zu mancher Einzelauffassung darf man ein Fragezeichen machen, aber

Einzelbedenken zu begründen, ist auf knappem Raum unmöglich. Im ganzen ist das von Stern gegebene Bild klar und überzeugend.

Göttingen — W. Mommsen

Die englische Literatur der Gegenwart seit 1870: Drama und Roman. Von Friedrich Wild. Wiesbaden 1928, Dioskuren-Verlag. 403 S.

Der Verfasser hat uns ein stoffreiches Buch gegeben: er hat viel gelesen und berichtet ziemlich ausführlich über eine große Anzahl von Schriftstellern und Werken, auch über solche, deren Namen, geschweige denn Schaffen, kaum lange über den Tag hinaus lebendig bleiben werden. Dabei ist denn kein Werk zustandegekommen, das in eigenem Glanze leuchtet; sicherlich hätte die Sache ganz anders angefaßt werden können, wenn die Literatur auf dem Hintergrunde des politischen und kulturellen Lebens, in Verbindung mit den großen, die Zeit bewegenden Gedanken dargestellt worden wäre; dabei hätten dann viele Namen wegfallen können, andererseits wäre die Darstellung nicht auf Drama und Roman beschränkt geblieben, während „die Literatur der Tatsachen, die imaginative Prosa, Lyrik und Epos" auf einen künftigen Band verwiesen werden. Solche strenge Scheidung nach Gattungen ist immer mißlich; aber sie mag mit der besonderen Absicht des Verfassers, schnell und zuverlässig über das Sachliche zu unterrichten, gegeben gewesen sein, und man soll nicht von ihm verlangen, was sich mit seinem Ziel nicht vertrug. Ob seine Darstellung viel hintereinander gelesen werden wird, weiß ich nicht; als reichhaltiges Nachschlagebuch, das zunächst einmal die Kenntnis des literarischen Bestandes nach Stoff und Inhalt vermitteln will, ist sie durchaus zu empfehlen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Ring der Venus. Sieben Variationen eines alten Themas. Herausgegeben und eingeleitet von Hans Lebede. Berlin 1927, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser Verlag G. m. b. H. 162 S.

Den Weg der Sage vom Ringe der Venus begleitet das Buch durch die Weltliteratur. Eine kurze, angenehm lesbare Einleitung erklärt das Motiv vom leichtsinnigen Sportsjüngling, dessen Hand beim Ballspiel der für die Braut bestimmte Ring belästigt und der ihn einer Venusstatue „zum Aufheben" an den Finger steckt. Nun stellt Frau Venus Ansprüche an den Geliebten und stört das eheliche Zusammenleben von der Brautnacht an. Im Wechsel der Zeiten endigt der Zauber durch fromme Erlösung wie in Gaudys romantischer Novelle „Frau Venus" oder tragisch wie in Mérimées „Venus von Ille". Mit letzteren beiden Geschichten schließt die Auswahl, vorausgehen die Legenden der französischen gotischen Zeit, die Geschichte von Astrolabius und dem Priester Eusebius aus der Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts, die älteste Verdeutschung der Geschichte aus Kornmanns „Mons Veneris" (1614) und die älteste Fassung des Märchens, die der Angelsachsenchronik des Wilhelm von Malmesburg entnommen ist. — Ein Büchlein für literarische Feinschmecker.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Franz von Sonnenberg. Von Spiridion Wukadinović. Halle a. d. S. 1927, Max Niemeyer. XI und 263 S. M. 10,— (13,—).

Einem Vergessenen gilt die vorliegende Schrift des krakauer Literarhistorikers, der in liebevoller Entsagung den spärlichen Spuren dieses Zeitgenossen der Klassiker nachgegangen ist. So ist eine sorgfältige Studie entstanden, die, auf individualpsychologischer Betrachtung aufgebaut, Leben und Schaffen des unglücklichen Dichters zum erstenmal eingehend umreißt, aber gleichwohl aus dem vorhandenen Material nicht alle Einzelheiten aufzuhellen vermag. Keine große Dichterpersönlichkeit, sondern stark durch andere beeinflußt, und mir scheint, als schätze der Verfasser Sonnenbergs Epos „Donatoa" zu hoch ein. Die Stärke des Buchs liegt in den ausführlichen Analysen, der Feststellung von Zusammenhängen und Entlehnungen, während die eigentlichen geisteswissenschaftlichen Probleme zu kurz kommen. Aus den erschwerenden Bedingungen, unter denen Wukadinovič arbeitet, erklären sich wohl einzelne Mängel des Buchs. Eines wird man jedoch zugestehen müssen, daß die psychologische Durchleuchtung der Gestalt gelungen ist.

Dresden — Otto H. Brandt

Lirica Germană Contimporană. Studiu critic. Von Jon Sân-Giorgiu. Bukarest, Oltenia. 175 S.

Der Autor dieser kritischen Studie ist Dozent für deutsche Literatur in Bukarest, nebenbei Theaterdirektor und Verfasser einiger moderner Bühnenstücke. Mit überraschender Genauigkeit hat er alles untersucht und geprüft, was sich auf dem Gebiet der deutschen Lyrik unserer Tage zu lesen und zu wissen lohnt. Er gibt in seinem Buch zuerst einen allgemeinen Überblick und widmet sein erstes Kapitel den „Dilettanten und Epigonen", als welche er Liliencron und Arno Holz bezeichnet. Das ist — ohne Zweifel — ein vorschnelles, ein falsches Urteil, gar wenn er Liliencron als ein „interessantes Kompromiß" zwischen der aufrechten, natürlichen Dichtung und dem Dilettantismus, der sich unbekannter Arien erinnerte, charakterisiert. Während Richard Dehmel bejaht wird, heißt es von Stefan George: „er hätte in einer Zeit, in der die Poesie einem sentimentalen Journalismus gleichkam, den Kampf gegen den Naturalismus und gegen das dichterische Handwerk begonnen". Ein umfangreiches Kapitel gilt der österreichischen Lyrik, als deren prominenteste Vertreter Hofmannsthal, Rilke und Werfel besprochen werden. Die Unfähigkeit des Erstgenannten, das Leben zu empfinden, sehe man aus der Stellung, die er zur Natur einnehme, die ihm als eine geheimnisvolle Welt erscheine... Rilke wäre ein Vorbote des Expressionismus und Werfel ein Dichter der von Lastern und Begierden aufgewühlten Humanität. Der letzte und größte Abschnitt des Buchs handelt vom Expressionismus, den der rumänische Kritiker mit merkwürdiger Liebe und seltsam großem Interesse bespricht.

Immerhin: das Buch ist ganz interessant, denn es zeigt, wie fremde Augen die deutsche Dichtkunst der Gegenwart betrachten. Zahlreiche Nachdichtungen und Übersetzungsproben illustrieren das kritisch Gesagte.

Z. Zt. Berlin — Erik Krünes

Verschiedenes

Das Zeitalter Bismarcks. Von Johannes Ziekursch. Frankfurt a. M., Frankfurter Sozietätsdruckerei, Abteilung Buchverlag. 484 S.

Professor Ziekursch, der jetzt von Breslau nach Köln berufen ist, hat seine „Politische Geschichte des neuen deutschen Kaiserreichs" auf drei Bände angelegt; deren zweiter ist kürzlich erschienen, er umfaßt die beiden Jahrzehnte 1870 bis 1890. Man könnte gegen den Titel Einwendungen erheben:

Bismarcks Wirken setzt doch schon früher ein und hat gerade den sechziger Jahren den sehr persönlichen Stempel gegeben. Das war ja eben in jenem Einleitungsband eindrucksvoll genug geschildert worden, da der Aufstieg und die Entfaltung des großpreußischen Politikers zum deutschen Staatsmann dargetan wurde. Aber „Zeitalter" war dies doch nicht, sondern Vorbereitung; das tönendere Wort steht wohl erst mit Recht für jene Periode seines Wirkens, da seine Leistung und seine Autorität eine europäische Tatsache geworden waren. Ziekursch's Schilderung trennt in der Stoffgruppierung die außenpolitische und die innere Entwicklung — er führt zunächst die Darstellung der auswärtigen Dinge einheitlich durch bis zum Schluß seines Abschnittes und setzt dann wieder mit dem Jahre 1871 ein. Das ist sachlich soweit gerechtfertigt, als Bismarck etwa seine kunstvolle Bündnis- und Sicherungspolitik völlig außerhalb des Einflusses und der Kontrolle durch die innerpolitischen Kräfte hielt; das konkrete Wechselverhältnis im Hin und Her aufzuzeigen, war bei Ziekursch's erstem Band der besondere Reiz gewesen. Für die publizistische Durchsichtigkeit mag aber nun bei den größeren Maßen, auch den räumlichen, die die Aufgabe bekommen, geboten gewesen sein. Daß es sich bei dem Gange der Geschichte nicht um zwei völlig getrennte Bewegungsformen handelt, die gegeneinander isoliert wären, dessen ist sich Ziekursch natürlich durchaus bewußt, und er deutet darum an den wichtigen Stellen die Zusammenhänge an. Die Erschließung der Akten des Auswärtigen Amtes hat im letzten Jahrfünft eine große Anzahl von Historikern veranlaßt, Brandenburg, Rachfahl, Becker, Rothfels, Hagen, in Gesamtwürdigungen und in der Spezialforschung den auswärtigen Komplex zu lockern — man wird von Ziekursch gerade hier nicht neue Feststellungen erwarten. Was uns ja aber fehlt, ist eine überlegene politische Deutung der inneren Entwicklung — was hier an neueren Werken vorliegt, ist entweder Apologetik oder Ressentiment, im besten, aber bescheidenen Fall Chronik. Hier füllt Ziekursch's Buch eine Lücke. Gewiß vernachlässigt er die Darstellung geistesgeschichtlicher Tatsachen, die die politischen begleiten, sie beeinflussen, von ihnen Farbe erhalten — aber das geschieht bewußt, um eben die Dynamik des politischen Machtkampfes um so eindeutiger profilieren zu können. Die Beschreibung der materiellen Gesetzgebung, knapp, aber wesentlich, ist lehrreich, die Analyse der Kämpfe Bismarcks mit den Parteien meisterhaft.

Berlin — Theodor Heuß

Die Erbschuld der Glaubensspaltung. Fragen an gläubige Menschen. Von Georg Boß. Gotha 1927, Leopold Klotz. 346 S. M. 7,— (10,—).

Was hier der Verfasser in diesem notwendigen und tiefernsten, ja stellenweise erschütternd wirkenden Buch unternimmt, ist viel, ist sehr viel: er ruft als gläubiger Christ zum konfessionellen Frieden innerhalb der Christenheit auf, er stürmt gegen die „Panzerhäuser" des konfessionellen Dünkels und Hochmuts, gegen die vermeintliche „Korrektheit" und Selbstsicherheit der beiden großen Konfessionskirchen, die nicht ahnen, daß die vielerörterte und ersehnte religiöse Erneuerung vor allem damit begänne, daß man endlich einzusehen sich bemüht, aus welcher inneren Vergiftung die Wirkungslosigkeit der religiösen Verkündigung kommt und warum die konfessionelle Spaltung und Krisis eine Schmach und die heimliche Herzgefahr Europas sind. Gewiß wird es immer schwer sein und wird guten Willen voraussetzen, den individuellen Sondergeist des Anderen mit Vertrauen und Aufrichtigkeit aufzunehmen und würdevoll gelten zu lassen, das Gemeinsame und Einigende ins Licht zu stellen und sich dabei selbst stärker zu erleben und zu sammeln. Ohne religiöse Einigung der Menschen keine religiöse Erneuerung! Alle sind Knospen aus einem Baum ... Nur das Ganze ist das Wirkliche, „denn das Einzelne ist im Ganzen und zweckt aufs Ganze ab". Man irrt, solange man für sich sein will. Man muß das Ziel sehen, das höher ist als alle Kirchen und doch die Kirche ist. Alles Sein ist auch hier ein Ineinander-Sein. Das ganze Elend der inneren Gottesferne und der selbstsüchtigen Unduldsamkeit mit ihrer trostlosen Zweckhaftigkeit ist das Für-sich-Sein. Der ökumenische Kirchengedanke wurzelt in Einheit, Brudersinn, Sozialismus und Solidarität im innersten Sinne. Gesamtkirche, Gesamtschuld, Gesamtkreuz, Gesamtnot, Gesamtfriede, Gesamtseele, Gesamtwahrheit. Es gibt keinen anderen Weg. Wie der Mensch mit dem anderen Menschen religiös leben soll und wie er des anderen Eigenart des religiösen Urteils ertragen kann und muß — das ist der Kerngedanke dieses schönen Buchs, das so manchen hoffnungsvollen Ausblick ermöglicht. Leider sind aber die Menschen noch zu selten, „die abweichenden Gedanken Gerechtigkeit widerfahren lassen" (S. 341). Solche Menschen müßten aber „etwas Alltägliches" sein. Wir finden Gott nur dann, wenn wir einander finden, „je mehr wir ihn aber finden, desto mehr finden wir einander". Je weniger wir einander finden, desto weniger haben wir ihn gefunden. Immer noch fragt der Gott des Kain und Abel, der auch der Gott der Christen ist: „Wo ist dein Bruder?" Immer noch die bittere, verstockte Antwort: „Ich weiß nicht. Bin ich meines Bruders Hüter?"

Wien — Franz Strunz

Christentum und Kultur. Von Theodor Haecker. München 1927, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 273 S. M. 5,50 (7,—).

Diese Reihe von längeren Aufsätzen, die unter dem obigen Gesamttitel vereinigt sind, will der Verfasser als Einheit verstanden wissen, als die Einheit einer Idee: sie umfassen die Themen Christentum und Kultur, John Henry Kardinal Newman, Sören Kierkegaard, Francis Thompson, Geist und Leben (zum Problem Max Scheler). Aus tiefem Ergreifen des Wesentlichen und mit der leidenschaftlichen Lebendigkeit einer hohen Geistigkeit und Gedankenkultur bieten diese Studien den Ertrag schöpferischer Anlage. Theodor Haecker, wohl heute einer der feinsten Kenner und Geistesverwandten Kierkegaards und Newmans, schrieb hier mehr als eine Anzahl von innerlich zusammenhängenden Aufsätzen; er gab immer irgendwo seine eigene geistige Lebensgeschichte, er zeigt sie in ihrem Zentrum und in ihren kompliziertesten Knotenpunkten. Als Schriftsteller brauchte er die Farben und Formen seiner eigenen typischen Lebensform, um sich ein Bild vom fremden seelischen Geschehen zu machen. Alles trägt das Siegel eigenen Empfindens und persönlicher Echtheit, mit sicherem Gefühl wird das Entscheidende eines inneren Lebens in die Ebene des Wesentlichen erhoben. Auch Theodor Haecker geht — ganz wie sein Held Kierkegaard — von der Person über die Dinge zur Person, nicht von den Dingen über die Person zu den Dingen, auch seine Ordnung und Richtung geistiger Inhalte nehmen ihren Anfang in der Person und schreiten von hier über die Welt der Wirklichkeiten und Möglichkeiten, „des Realen und der Ideen" wieder zur Person zurück. Es tritt zu der Relation zwischen Begriff und Sache (welche Wahrheit genannt wird) noch eine „lebendige Relation der

Person" hinzu, sie muß zu den objektiven Wahrheiten hinzutreten, damit sie eben ganze Wahrheit werde und man sie von innen heraus schauen kann. Nur so erfaßt man etwas in seiner Einheit und Einzigkeit aus der Vereinigung von eigenem, tiefstem Leben und durchgeistigtem Wissen! Das objektive, gewonnene Wissen wird von der Subjektivität übernommen und dialektisch angeeignet oder abgestoßen (S. 89). Auch Haeckers geistige Haltung als solche zeigt diesen Kierkegaardschen Primat der Subjektivität. Alles ist angeschaut durch inneres Erleben — „dialektische Lyrik" ... In einer drängenden Sprache, die dem gedanklichen Inhalt artverwandt ist und mit ihren denkerisch und künstlerisch fein gewählten Worten das Innere, die beherrschende Eigenschaft des Menschen nach außen kundtut, ist das Buch geschrieben, das so viel Denken wie Schicksal birgt. In ihm ist der Beginn eines neuen Verständnisses von Glaube, Opfer und Seelennot.

Wien — Franz Strunz

Geschichte der englischen Erziehung. Versuch einer ersten kritischen Gesamtdarstellung der Entwicklung der englischen Erziehung. Von Bruno Dreßler. Leipzig, Berlin 1928, B. G. Teubner. VIII, 340 S. M. 8,— (10,—).

Die Geschichte eines großen Schulmeisters. Eine einfache Darstellung des Lebens und der Ideen Sandersons von Oundle. Von H. G. Wells. Wien 1928, Paul Zsolnay. 195 S.

Manchmal erscheinen Bücher, von denen man sich wundert, daß sie nicht schon lange geschrieben worden sind: wir hatten einmal sogar eine eigene Zeitschrift für ausländisches Unterrichtswesen, einzelne Aufsätze über englisches Unterrichts- und Erziehungswesen sind hier und dort verstreut — der Gesamtstoff hat bisher noch keine Darstellung gefunden; liest man aber das Werk Dreßlers, mustert man seine Literaturnachweise und Register, dann weiß man, warum wir auf ein solches Buch so lange warten mußten. Ein weitschichtiges, oft schwer zu beschaffendes Quellenmaterial war zu ordnen und zu verarbeiten, geschichtlicher Sinn mußte sich mit Aufgeschlossenheit für die Fragen der Gegenwart vereinen, zum Studium der Literatur mußte mindestens ein gewisser Einblick in die Verhältnisse selbst kommen; nicht zuletzt verlangt der Gegenstand auch Darstellungsgabe in Verbindung mit der Kunst knapper Formulierung. Der Verfasser erfüllt alle Ansprüche, die man in dieser Beziehung stellen kann; sein Buch wird zweifellos viel gelesen werden, und niemand wird davon enttäuscht sein; es erschließt ein Gebiet, das gerade heute starker Teilnahme sicher sein kann, und wenn es nicht auf sämtliche Fragen Antwort geben kann, so weist es doch dem einzelnen die Wege, auf denen er zum Ziel gelangt.

Als eine Art Ergänzung, als liebevolle Ausmalung einer Einzelheit wirkt neben dem Buch Dreßlers das Denkmal, das Wells einem englischen Erzieher errichtet. Es ist die anziehende Schilderung, wie sich ein geborener Lehrer und Organisator gegen mancherlei Widerstand durchsetzt; vieles darin wird auch bei uns um so lieber gelesen werden, als manche von Sandersons Gedanken durch die Reform unseres Schulwesens erprobt werden sollen. Unbedingt werden wir uns durchaus nicht zu seinem Vorbild zu bekennen brauchen; man findet bei Dreßler (Seite 210) eine Anmerkung, die etwas Wasser in den Wein tut, vor allem aber teilt Wells selbst (Seite 79 ff.) die Niederschrift einer Unterrichtsstunde Sandersons durch zwei Schüler mit: man liest sie mit Behagen, freut sich des prächtigen Menschen und urwüchsigen Kauzes, aber zur Theorie des Arbeitsunterrichts paßt die Stunde wie schwarz zu weiß. Also alle Achtung vor Sanderson, aber Gaudig und Kerschensteiner geben uns mindestens ebensoviel. Die Übersetzung ist von Richard Mark.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Amerika und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und Europäers. Von Adolf Halfeld. Jena 1927, Eugen Diederichs. 244 S. M. 5,— (7,50).

Wer eine ernsthafte und geradezu philosophisch gründliche Betrachtung all der Gemeinplätze über Amerika, wie sie in den deutschen Amerikaschriften der letzten Jahre erschienen sind, vom überlegenen Standpunkt eines Deutschen und Europäers genießen will, der greife getrost zu Halfelds Buch. Er wird darin alles finden vom „geschichtlosen" Amerikaner, vom „amerikanischen Gott", vom uniformen Menschen, der uniformen oder gar „sterbenden Landschaft" und nicht zuletzt vom „Kulturfeminismus", was immer das sein mag. Er wird alles daraus lernen, nur nicht ein tieferes Verständnis der amerikanischen Kultur. Wie wir Deutsche Amerika mißverstehen, ob wir es überschätzen oder unterschätzen, das ist gleich töricht und gefährlich. Wenn wir uns heute meist die schlechten „Amerikanismen" aneignen, so fällt das allein auf uns zurück — auf unsern Mangel an geschichtlicher Amerikakunde, an gesundem Menschenverstand, an Psychologie, an dem wahren Idealismus einer tiefschürfenden Erfassung von Land und Leuten, kurz auf unsere oft groteske Amerikaunkenntnis, von der uns allein guter Wille und ehrliche Einsicht befreien können. Unsere eigene Kultur kann nur durch uns selber gefährdet werden, niemals durch einen noch so törichten oder gar imaginären „Amerikanismus".

Halfelds Buch verrät an vielen Einzelbeobachtungen und Einzelurteilen, daß er schon einige Jahre in Amerika gelebt hat, aber seine Zusammenfassung ist irreführend. Er ist eben Europäer in jedem guten und schlechten Sinn geblieben. Wer so mit der „alten Welt" verwachsen ist, kann beim besten Willen der „neuen Welt" nicht gerecht werden. Dabei hat er alles, was zu einem kultivierten Schriftsteller gehört und was sein Amerikabuch höchst lesenswert machen würde, wenn es eine faire Amerikainterpretation enthielte.

Berlin — F. Schönemann

Eine Frau reist durch Amerika. Von Marta Karlweis. Mit einer Vorbemerkung von Jakob Wassermann. Berlin 1928, S. Fischer. 163 S. M. 3,50 (5,50).

Uns fehlt ein Bild des Amerikas von heute mit den Augen einer deutschen Frau gesehen, uns fehlt vor allem eine frauliche Einschätzung des amerikanischen Frauentums; denn was deutsche Männer über den sogenannten amerikanischen Feminismus geschrieben haben, ist zum allergrößten Teil barer Unsinn. So bin ich mit bestimmten, vielleicht deshalb auch zu großen Erwartungen an das neue Buch gegangen. Marta Karlweis gibt sieben amerikanische Frauenporträts in Form novellistischer Skizzen, betitelt: Der Donnervogel. Frau in der Wildnis. Firenze oder Das amerikanische Glück. Das Luxusherz. Tanzende Seele. Die weiße Motte. Furchtbare Dämmerung. Es sind eigenartige und stimmungsvolle Prosastücke, die ohne Zweifel eine ungewöhnliche Einfühlungskunst verraten, aber ihre Verfasserin ist doch nicht lange genug in Amerika gereist, um wirklichen Einblick in seine Seele zu erhalten; insbesondere über das innere Verhältnis des Landes zu seiner Natur kann sie Lebensrichtiges

nicht bieten. So gibt das Buch bedeutend mehr Auskunft über die feinfühlige, wohlwollende und sympathische Persönlichkeit der Frau Marta Karlweis als über Amerika und seine Frauen.

Berlin F. Schönemann

Über Beziehungen zwischen Spracheigentümlichkeiten Schizophrener und dichterischer Produktion. Von Alexander Mette. Dessau 1928, Dion-Verlag, Liebmann & Mette. 97 S.

Als „Schizophrenie" bezeichnet man eine Gruppe von nicht organisch bedingten Geisteskrankheiten, als deren Hauptmerkmal eine „Spaltung des Bewußtseins" bezeichnet werden kann. Alexander Mette will einen Beitrag liefern zu der Frage, wieweit die seelische Umwandlung der Schizophrenen verglichen werden darf mit dem Entwicklungsprozeß des Künstlers. Das Buch bringt Beispiele von Niederschriften verschiedener Schizophrener, „in denen das, was uns eindrucksmäßig an Dichterisches erinnert, in engem Kontakt mit Krankheitszeichen auftritt, die zweifellos zum typischen Befund der Schizophrenien gehören". Er betrachtet hierbei ausschließlich die sprachlichen Eigentümlichkeiten und findet eine gute, das Mittelmaß überschreitende syntaktische Gliederung, ein Interesse, ja einen fast quälenden Zwang zum spitzfindigen, didaktisch-logischen Definieren. Die hieraus entstehende Neubildung von Worten ist keineswegs nur negativ als „Störung" zu betrachten; wie aus Gesprächen mit Kranken hervorgeht, scheint den Schizophrenen der neue Ausdruck vielmehr „richtiger" als das gebräuchliche Wort. Ein ästhetisches Hauptmerkmal schizophrener Niederschriften ist nach Mette in ihrem Rhythmus und ihrer Kraft an unmittelbarer sinnlicher Gestaltung zu sehen. Diese in der Sprache der Schizophrenen zum Ausdruck kommenden Eigentümlichkeiten leitet der Verfasser aus der ungewöhnlichen, durch den Ausbruch der Krankheit hervorgerufenen Steigerung des Gefühlslebens her. Die Parallele zum Schaffen des Künstlers findet Mette „in der besonderen Stärke der emotionellen Erlebniskomponenten". –

Sicher besteht eine innere Verwandtschaft zwischen Künstlern und Schizophrenen. Freilich darf dieser Beziehung nicht allzuviel Bedeutung beigelegt werden. Wenn Mette alle Spracheigenheiten der Schizophrenen aus einem einzigen Grund, ihrem übergroßen Gefühlserleben, erklärt, dann faßt er ohne Bedenken zwei vollkommen gegensätzliche Erscheinungen zusammen. Er stellt ein Gedicht Hölderlins, das in anspruchsloser Form ein großes Gefühl ausströmen läßt (etwa „Das Angenehme dieser Welt hab' ich genossen ...") neben den Brief eines Schizophrenen, der in logisch ausgeklügelten Umschreibungen mit dem Verstand seiner Erlebnisse Herr werden will, indem er das Subjektive durch ganz exakte, den Gegenstand vollkommen deckende Begriffe zu definieren sucht. Das eine Mal löst sich ein Gefühl, gestaltet sich zu ergreifender lebendigster Wirkung, ein andermal erschöpft sich der Verstand in logischen Definitionen. Es ist also wohl etwas zu allgemein, wenn Mette im starken emotionellen Erlebnis die wesentliche Übereinstimmung zwischen schizophrener und künstlerischer Produktivität sieht. Eine außergewöhnliche Gefühlsstärke findet sich auch bei vielen Menschen, die weder Geisteskranke noch Künstler sind. Viel bedeutungsvoller ist es, daß beide im Irrealen leben, der Dichter in der Welt der Phantasie, der Geisteskranke in der Welt der Einbildung. Es wäre von großem Interesse festzustellen, ob die Wirkung von Bildern, Briefen, Gedichten der Geisteskranken immer nur auf der Verwandtschaft der schizophrenen mit der künstlerischen Produktivität beruht. Viele Bilder von Geisteskranken wirken vielleicht nur deshalb so stark auf unser Gefühl, weil sie das „Verrückte" in erschreckender Eindringlichkeit wiedergeben, weil sie uns ängstigen, wie die Gegenwart, das Gebaren eines Geisteskranken uns ängstigt. Sie sind oft unheimlich, sensationell erregend, und wenden sich an Instinkte, die im besten Fall durch Detektivliteratur befriedigt werden.

Frankfurt a. M. Maria Prigge-Kruhoeffer

Der Begriff der Intuition. Von Josef König. Halle 1926, Max Niemeyer. 420 S. M. 16,– (18,–).

Ein streng fachwissenschaftliches Werk, mit dem eine eingehende Auseinandersetzung nur in einer Fachzeitschrift möglich wäre. An dieser Stelle sei nur vermerkt, daß der Verfasser den Begriff der Intuition mit Kants Synthesis a priori in Beziehung setzt, ferner mit dem Begriff der intellektualen Anschauung, dem Diltheyschen „Verstehen", mit Goethes Lehre vom Urphänomen, mit Bergsons Philosophie und mit der Husserlschen Wesenschau. Doch handelt es sich nicht bloß um ein historisches Referat, sondern das Buch enthält auch eine eigene Theorie des Verfassers über das Verhältnis von Idee und Existenz.

Berlin-Halensee Richard Müller-Freienfels

Der kommende Film. Eine Abrechnung und eine Hoffnung. Was war? Was ist? Was wird? Von Guido Bagier. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 99 S. Text, 119 S. Illustration. Geb. M. 20,–.

Man betrachtet zunächst die Bilder; in einem Buch das den Sinn des Lichtspiels ergründet, haben sie das erste Wort. Auf 119 Seiten bilden sie das optische Exposé eines imposanten Lehrfilms, den man mit den Worten des Autors „Die Geburt des Lichtspiels" betiteln könnte. Die Unterschriften („Titel") unter den einzelnen Phasen dieser gedrängten und systematischen Enzyklopädie des Films, „wie er war und ist", geben zugleich Kritik und Analyse, lehren Technik und Geschichte, zeigen Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, Wirklichkeit und Idee des Films, dessen eigentliche Form Guido Bagier als Verschmelzung von Geist und Technik, von Materie und Geistigkeit als erster bis in die letzte Konsequenz durchdacht hat.

Dieser Denkprozeß vollzieht sich auf 99 Textseiten in einer neuen, eindrucksvollen und zeitgemäßen Form theoretischer Abhandlung, einer Form, die – dem behandelten Gegenstand konform – sich als Maschine des Geistes bezeichnen läßt. Erfahrungen, Definitionen, Thesen bewegen sich gleich Kolben und Gestängen auf und ab in ständiger, eindringlicher Wiederkehr, logische Schlüsse greifen wie Zahnräder ein, Grundideen durchlaufen das Werk wie Transmissionen, und die Folgerungen und Forderungen kommen als fertige Fabrikate in reiner Formulierung zum Vorschein. Dabei bedeutet das Maschinelle, sowenig wie bei jedem höher gearteten Film, ein Geistloses, vielmehr besitzt die Maschine hier wie dort die Kraft seelisch künstlerischen Auftriebs, die Möglichkeit der Nuancierung und volle geistige Freiheit.

Bagier teilt die Filme in „Sternschnuppen" (die die Knalleffekte liefern und auf immer verschwinden), in „Planeten" (die mit geborgtem Licht im Umlauf einiger Jahre wandeln, wechseln, irren) und „Fixsterne" (die aus eigenem Licht der Welt leuchten). Diese Fixsterne der Filmkunst sind noch nicht entdeckt. Ob sie gefunden werden, und wie sie beschaffen sind, ist die große Frage dieses Buchs, das die erste wirk-

liche Grundlage der neuen Wissenschaft vom Film bildet. Hier ist ein Handbuch des Lichtspiels geschaffen, das alle Filmleute, vor allem Hersteller, Produktionsleiter, Regisseure, Kritiker, so oft und gründlich lesen müßten, bis sie es auswendig wissen. Daß viele von ihnen heute kaum so weit sind, es zu verstehen, ist eine nicht unbegründete Befürchtung, die für den Stand gegenwärtiger Filmproduktion ebenso beschämend wie bezeichnend ist.

Berlin Rudolf Frank

Die kritischen 39 Tage. Von Sarajewo bis zum Weltbrand. Von Eugen Fischer, Sachverständiger im Untersuchungsausschuß des Deutschen Reichstags für die Kriegsschuldfragen. Berlin, Ullstein. 277 S., 8. In Leinen geb. M. 6,—.

Schon in meinem „Hindenburg" habe ich mich über Wert oder Unwert des von einem besiegten Volk eingesetzten parlamentarischen Untersuchungsausschusses so eindeutig ausgesprochen, daß ich mein Verdikt gerade an dieser unpolitischen Stelle nicht zu wiederholen brauche. Wir haben eine mit jedem Jahre besser werdende Zentralstelle für Erforschung der Kriegsursachen; das sollte genügen. Im vergangenen Winter hatte sie nach einem sauber ausgearbeiteten Grundplan einen Zyklus von Vorträgen über den Anteil der einzelnen Regierungen an der Kriegsschuld veranstaltet. Dabei gab es stets bewegte Debatten. Aber kein Vortrag wurde dabei dermaßen in Grund und Boden kritisiert (meisterhaft war vor allem seine Ablehnung durch den Grafen Max Montgelas) wie der des Ausschußgeneralsekretärs E. Fischer. Diese Niederlage hat ihn nicht abgehalten, seine Thesen nun auch in Buchform zu veröffentlichen. Chacun à son goût. Die feuilletonistische Form erlaube ich mir angesichts des Ernstes des ganzen Fragenkomplexes trotz des Rechtfertigungsversuchs in der schuldbewußten Einleitung skurril zu finden. Und sachlich genommen ignoriert der Inhalt die letzten Forschungsergebnisse; vgl. namentlich die abschließende Abhandlung „Die Schuld der serbischen Regierung am Mord von Sarajewo" von Friedrich Ritter von Wiesner und die schlüssige Schuldwiderlegung „Deutschlands Haltung im österreichisch-serbischen Konflikt" von Alfred von Wegener im April- und im Maihefte der Monatsschrift „Die Kriegsschuldfrage". Fischer darf sich weder wundern noch beschweren, wenn er künftig neben Richard Grelling und anderen Renegaten von den unbelehrbaren Gegnern mit Wonne als Kronzeuge für die Notwendigkeit einer Aufrechterhaltung des Artikels 231 zitiert werden wird.

Berlin-Grunewald Hans F. Helmolt

Neapel. Reisebilder und Skizzen. Von Jakob Job. Zürich, Leipzig und Stuttgart 1928, Rascher & Cie., A.-G. 255 S.

Vier Jahre Aufenthalt in und um Napoli bedurfte Jakob Job, um festzustellen, daß griechische Marmorbilder „von einer überwältigenden Schönheit sind", daß die vom Vesuv verschütteten Städte einen „überwältigenden Eindruck machen", daß vom Aquarium „stärkste Eindrücke ausgehen", daß Camaldoli „von berückendem Reiz", Pompeji „ergreifend", „herrlich", Tage und Nächte auf Capri „von unvergleichlicher Schönheit" sind, daß „die unergründliche Schönheit der Natur jeden lockt" und die Zitronen „in betäubender Schönheit blühen" usf. — Vier Jahre. Ein bißchen lange. Zu solcher Wahrnehmung wäre sogar der bescheidenste heimische Schreibtisch zu gut. Und für die freundlichen „Bilder und Skizzen", die den zweiten Teil des hübsch illustrierten Bandes füllen, genügten zwei, drei Feuilletons.

Berlin Rudolf Frank

Eine alltägliche Geschichte. Von Fred Bérence. Aus dem Französischen von Rosa Breuer-Lucka. Wien 1928, Paul Zsolnay Verlag. 155 S.

„Alltäglich" ist diese Geschichte nun gerade nicht, im Gegenteil, es ist schon ein besonderer Fall — mit einer gewissen Prätention, sonst aber meisterlich vorgetragen; mit einer kraftvollen Kürze, die es doch fertigbringt, Momente des Retardierens auszusparen. Bis auf einige Entgleisungen sprachlich knapp, schlaghaft, das Wort rückhaltlos, die Situation ausprägend. Die Menschen drangschwer, sich immer mit ihrem ganzen Ich in jede gesteigerte Lebensstunde stürzend; einander und sich selbst zu viel und darum sich selbst erliegend. Ihr „Alltägliches" wird ihnen zum tragischen Geschick.

Thüngen in Unterfranken Georg Ransohoff

Leben mit Freunden. Gesammelte Briefe. Von Carl Hauptmann. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 426 S.

Andächtig werden wir bewußt, daß solches Menschentum sich jüngst noch entfalten konnte. Carl Hauptmann ist ein Grenzfall. Er lebte nicht den Untergang seiner Epoche, er stemmte sich auch nicht gegen die Zeit, sondern suchte sie mitzureißen in eine neue. Je älter er wurde, je mehr fand er junge Freunde, die sich an ihm begeisterten. Welche Freude, solches Leben! Es hatte die Kraft, sich selbst zum Glauben an die Hochzeit des Geistes zu zwingen: sich und seinen Kreis. Aber dieser Kreis blieb bei aller (langsamen) Wirkung enger und mehr dem Persönlichen verbunden, als des Dichters Ungestüm genügte. Das war seine Not und sein Kampf. Der Briefband bestätigt, was die berichten, die Carl Hauptmann nahestehen durften: die hinreißende Kraft der Persönlichkeit. Darum ist seine Herausgabe (durch Will-Erich Peuckert) doppelt verdienstvoll. Ungeheuer die Eigenmacht dieser Lebenskurve: die Spätreife zunächst des philosophisch-naturwissenschaftlichen Forschers, dann der Umschlag, das jähe Verlassen alles Errungenen und ein neuer Beginn als Künstler, als Dichter. Von da ab bis etwa zum Kriegsbeginn die Vollreife, rastloses, arbeitsgewaltiges Vorwärtsdrängen in der Selbstdisziplin nicht nur, sondern im Ausstrahlen zur Umwelt, als hochgemuter „Erleber der Freundschaft", wie er selbst sagt, ein Menschenübermaß fast an Wärme und mitlebendem, anspornendem Verständnis, das seine Anregungen ausstreut, blitzende Lebenslichter seiner Gedanken. Aber zuweilen erschreckt der Eindruck der Selbstillusion, der blinden Kühnheit im Hochschrauben des Glaubens an den geistigen Menschen, das Leben und Wirken in einer Kultur der Wenigen, die keinen sicheren Boden in der Gesamtheit hat. Leicht gereizt betont sich da der eigene Wert, wird jeder Erfolg, jedes Echo mit Freude registriert in der so gern gleichgültig verstummenden Welt. „Die Zeit gibt kein klares Echo," schreibt er einmal an Zeiß, „alle Seelen sind von ihren eigenen und von fremden Übermächten zu sehr zerspellt." Dies Wort stammt allerdings schon aus der Kriegszeit, in der wir das Gehemmte, Mühsamere und nicht selten Gequälte in der Aufrechterhaltung der menschlichen Beziehungen leise hindurchspüren. Gerade in dieser Zeit lebhafter, doch einsamer dichterischer Produktion verliert der briefliche Ausdruck an originaler Kraft.

Die Kurve erreicht den Tiefstand nach den Enttäuschungen der Revolution, da die „Partei der Geistigen", der er Führerkraft zumaß, als Trugbild zerrann. Eruptiv befreit ihn der Aufschrei eines Briefes an J. M. Becker („Die Bürger wecken"), eines der wichtigsten in der Sammlung. Von da ab wieder Auflodern der alten Kraft wehrhafter Formulierungen bis zur letzten Ermüdung des Dreiundsechzigjährigen. Das Ganze ein glühendes menschliches Dokument, ein Vermächtnis.

Mannheim — Erich Dürr

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXX

Schiller als Arzt

Von Felix Reinhard (Düsseldorf)

Über der Tatsache, daß Schiller der Dichter des deutschen Idealismus war, vergißt man meist, daß er auch Arzt gewesen. Obwohl zum Juristen bestimmt, sattelte er zur Medizin um, im Glauben, sie habe eher Beziehung zum Menschenleben und damit zur Poesie, mit der er sich schon als Student der Karlsschule heimlich beschäftigte.

Schon 1779 legte er die zum Abschluß seiner Studien erforderliche Doktorarbeit vor. Doch die Abhandlung „Philosophie der Physiologie" genügte nicht, sondern erst eine im November 1780 vorgelegte „Über den Zusammenhang der tierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen". Dies Thema war damals für Mediziner nicht so fernliegend wie heute. Wohl wird des angehenden Dichters Vorliebe für Seelenzergliederung die Wahl mitbestimmt haben, doch gab es zu jener Zeit philosophisch-medizinische Systeme geradezu in Auswahl. Dieser Zustand hatte sich als bewußter Gegensatz zu der materialistischen Geistesrichtung herausgebildet, die im 16. und 17. Jahrhundert die Naturwissenschaften und besonders die Medizin hochgebracht hatte. Aber die letzten Rätsel des Lebens konnte sie nicht lösen, und auch der Krankenbehandlung war mit ihr allein nicht gedient. Das erkannten denn auch schon um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts die besten Ärzte. Neben Boerhaave[1] in Holland waren es vor allem die Deutschen Hoffmann[2] und Stahl,[3] die in ihren Systemen, die Begriffe des Lebens und der Seele, gestützt auf die Philosophie von Leibniz[4] und Wolff[5] zu erklären versuchten, insbesondere in der Medizin die Beziehungen des Geistigen im Menschen zu seinem stofflichen Körper.

Mit diesen Fragen befaßt sich auch Schillers Doktorarbeit. Ihr Inhalt ist kurz folgender:

Der Mensch bedarf als „gemischte Natur" in seiner physischen Einrichtung einer Verbindung zwischen Leib und Seele. Sinnesorgane und Nervensystem vermitteln sie und verknüpfen die Seele mit der Außenwelt. Dabei wirken neben den gewöhnlichen physikalischen und chemischen Kräften noch die „Lebensgeister", welche die Muskelirritabilität und Nervensensibilität bedingen und „die Seele in das Interesse ihres Körpers" ziehen. Drum wird körperliches Wohl von der Seele erstrebt, körperliches Mißbehagen verabscheut. — Die Nützlichkeit dieses Verhaltens wird durch die Darlegung des „philosophischen Zusammenhanges" bewiesen: Ohne Zusammenhang mit dem Körper kann die Seele nicht zum Wirken kommen; aber die erste tierische Empfindung, etwa ein Schmerz, wird „zum ersten Lichtstrahl in der Schlummernacht der Kräfte, tönender Goldklang auf der Laute der Natur". Daher begleiten stets tierische Empfindungen die geistigen und umgekehrt. Geistiges Vergnügen fördert das körperliche Wohl, geistiger Schmerz untergräbt es. Umgekehrt folgen alle Stimmungen des Geistes denen des Körpers. Magenüberladung macht mürrisch, ein gutes Glas Wein gibt heitern Sinn und leichten Mut. „So ist der Mensch nicht Seele oder toter Körper, sondern die innigste Vermischung dieser beiden." Darauf gründet sich auch die Physiognomik. — Da der Körper, im Gegensatz zur Seele, sich ständig abnutzt, bedarf er zur Erholung des Schlafes. Wenn aber schließlich der Geist den Zweck seines Daseins erfüllt hat, so ist auch der Körper am Ende seines Wirkens; „die Materie zerfällt in ihre letzten Elemente, die Seele fährt fort, in anderen Kreisen ihre Denkkraft zu üben."

Neben dieser theoretischen Arbeit ist noch ein von Schiller verfaßtes Sektionsprotokoll als Zeugnis seiner praktischen Ausbildung erhalten. Wir geben daraus einige Sätze wieder: „Die Leiche war sehr abgemagert ... Bei Eröffnung der Brusthöhle floß ... gelbliches Brustwasser heraus. Die rechte Lunge war an das Brustfell angewachsen. Die linke war kleiner als die rechte und schien vom widernatürlich großen Herzbeutel verdrungen ... Die Lungen waren hin und wieder entzündet und mit kleinen harten Körnern durchsäht. An der oberen Hälfte der linken Lunge war etwas Eiterartiges ... Die Ursache des Todes scheint mehr außer dem Herzen als von dem Herzen hergeleitet werden zu können." — Daß dieser so klare Befund nicht als tödliche Lungenschwindsucht erkannt wurde, lag nicht an Schiller, sondern an dem damaligen medizinischen Wissen. Bereits hundert Jahre zurückliegende Errungenschaften der Tuberkuloseforschung einzelner Ärzte waren zu jener Zeit teils vergessen, teils wurden sie nicht beachtet. —

Der junge Dr. Schiller war nur kurze Zeit Regimentsmedikus in Stuttgart. Sehr bald entfloh er dieser „gesicherten Lebensstellung", um fortan nur noch zu dichten. Gelegentlich aber gab er doch Freunden einen ärztlichen Rat. So schrieb er 1788 aus dem Rudolstädtischen zwei Briefe an seinen besten Freund, Körner in Dresden, welche lauten:

„Volkstädt, 12. Juni 1788. Deine Reise nach dem Karlsbad finde ich sehr vernünftig, aber die Gründe, die Dich dazu nötigen, beunruhigen mich. Daß Du bei Deinem Temperamente, Deiner Konstitution und Deiner Leichtigkeit zu existieren zähes Blut machen sollst und an Verstopfungen der Leber laborieren, will mir nicht in den Kopf ... So wie ich Deine körperliche Konstitution beurteile, hast Du eine etwas weiche, reizbare und darum immer etwas schwächliche

[1] 1668–1738. — [2] 1660–1742. — [3] 1660–1733. — [4] 1646–1716. — [5] 1679–1754.

Nervenkraft, die bei Dir, wie ich aus Erfahrungen weiß, bei dem kleinsten Reize, der entweder aus dem Gemüte oder aus physischen Unordnungen kommt, sogleich aufgeregt wird... Ich habe zu wenig Kenntnis der spezifischen Kräfte des Karlsbades, um es auf Dich anwenden zu können; aber bloß im allgemeinen betrachtet, muß es Dir zuträglich sein. Ich wollte, daß Du Dir mehr Vegetabilien in Deine Diät mischtest und über Tisch ein oder zwei Gläser Wein tränkest, um Deine Zirkulation frischer und leichter zu machen. — Hier ein Pröbchen Medizin. Verzeih mir's. Ich will wahrlich nicht an Dir pfuschen, aber ich glaubte, daß meine Bekanntschaft mit Dir überhaupt mir einige Aufschlüsse über Deine Animalität könnte gegeben haben, die einem landfremden Praktikus nicht gleich zu Gesichte liegen."

„Rudolstadt, den 20. Aug. 1788.... Deiner Beschreibung nach sieht es wirklich so aus, als wenn die Hämorrhoiden bei Dir im Anzuge wären, und da müßtest Du ihnen freilich nachhelfen, um die Krisis zu beschleunigen. Die Hämorrhoiden sind freilich eine Hilfe der Natur, und man tut oft recht, sie zu unterhalten. Aber bei Dir könnte doch lieber noch die Quelle davon verstopft werden. Die Hämorrhoiden sind zwar heilsame Ausleerungen, aber zugleich unterhalten sie den Zufluß des Blutes nach den unteren Gedärmen... Die Quelle der Hämorrhoiden aber, wie ich sie mir bei Dir denke, ist ein erschwerter Umlauf des Blutes durch die Gefäße des Unterleibes, durch Verdickung des Blutes, lokale Erhitzungen in diesen Teilen und vielleicht durch eine langwierige und stille Gemütsbewegung hervorgebracht. — Auf alle diese Dinge zusammen mußt Du losarbeiten, und Du kannst es auf eine gar nicht drückende Art... Eine leichtere Diät muß deswegen die schlechtere nicht sein; Bewegung ist an sich auch ein Vergnügen, und — Kalender zu machen, dächte ich, hättest Du auch nicht Ursache. Ich bin gewiß nicht für ängstliche Lebensordnung — aber hier mußt Du in Anschlag bringen, daß es früher oder später um den besten Teil Deines Wesens, um Deinen Geist, zu tun ist, den ein hypochondrischer Zustand des Unterleibes gar bald unterjochen würde. Zum Medizinieren rate ich Dir gar nicht. Nimmst Du etwas, so sei es ein gelindes Salz... Vor allen Dingen aber rate ich Dir, bringe eine gleichförmige, lebhafte Beschäftigung in Dein Leben, die Dich immer in Atem erhält, die Dir öftere kleine Genüsse verschafft und die Du nie ganz zu Ende bringst. An dieser hat es Dir bis jetzt ...gefehlt, und sie ist ein ebenso gewisser Weg, Dir zu einer dauernden Gesundheit zu verhelfen, als sie Dir diese Gesundheit erst recht wert machen wird..."

Der Mediziner seiner Zeit ist in diesen Briefen unverkennbar. Die Leberverstopfung, an der Körner litt, war, wie alle Leberleiden, im 18. Jahrhundert geradezu Mode. Namentlich Hoffmann (s. oben) diagnostizierte sie häufig und hat gerade Karlsbad als Leberbad zu Ansehen gebracht. — Als Schiller den zweiten Brief schreibt, ist das Krankheitsbild schon klarer. Körner hat Hämorrhoiden; kein Wunder! Er war Jurist, Oberkonsistorialrat, also — Staatshämorrhoidarius! Die Ratschläge Schillers entsprechen denen der besten Praktiker seiner Zeit, und lobenswert ist vor allem der Satz: „Zum Medizinieren rate ich Dir gar nicht!" Wie der Schluß des ersten Briefes ein Lob des alten Hausarztes darstellt, so der des zweiten ein Lob des „Steckenpferdes", das ein jeder als bestes Roß im Stalle haben sollte!

Die vorstehenden wenigen Dokumente des „Arztes" Schiller lehren, daß er die Heilkunde mit „gutem Erfolge", wenn auch kaum „mit heißem Bemühen" erlernt hat. Er hat sich nicht etwa nur mit den theoretischen Grundlagen befaßt — wie man bei bloßer Kenntnis der Doktorarbeit glauben könnte —, sondern er beherrschte auch die Kleinarbeit des ärztlichen Praktikers so weit, daß er, nach jahrelangem Verzicht auf ärztliche Tätigkeit, doch noch ärztlichen Rat erteilen konnte, der die Kritik der damaligen Fachleute nicht zu scheuen brauchte.

Nachrichten

Todesnachrichten. Ida Boy-Ed ist am 13. Mai in Travemünde einem langen Leiden kurz nach Vollendung ihres 76. Lebensjahres erlegen. Sie war am 17. April 1852 in Bergedorf als Tochter eines Verlegers geboren und hat etwa fünfzig Romane und Novellen verfaßt, die zum Teil der Unterhaltungsliteratur angehören; doch ragen ihre hanseatische Probleme behandelnden Romane „Ein königlicher Kaufmann", „Stille Helden", „Vor der Ehe" entschieden über ein solches Niveau hinaus. Auch ihre Biographien von „Charlotte von Stein", „Frau von Staël", „Charlotte von Kalb" beweisen eine gute kulturhistorische Einstellung.

Hermann Kienzl ist am 13. Mai in Berlin im Alter von 63 Jahren einem quälenden und heldenhaft getragenen Leiden erlegen. Er war am 22. Juni 1865 als Sohn des Bürgermeisters von Graz geboren. Sein älterer Bruder war der bekannte Komponist des „Evangelimanns". Kienzl hat seinen Ruf als Theaterkritiker am „Deutschen Volksboten" in Wien begründet, hat dann als Chefredakteur des „Grazer Tagblatts" tatkräftig gewirkt. Er hat nach seiner Übersiedlung nach Berlin zu den Gründern der „Volksbühne" und des „Deutsch-österreichischen Volksbundes" gehört und hat sich des Anschlußgedankens Österreichs an Deutschland besonders angenommen. Seine vornehme und rechtliche, in guter Kultur wurzelnde und dem Neuen zugängliche Persönlichkeit hat Kienzl als Kritiker, Journalist, Politiker und Organisator zur Geltung gebracht. Zumal die deutsche Provinzpresse bleibt den guten Informationen seiner berliner Bühnenberichte zu Dank verpflichtet. Kienzl ist auch als Bühnenschriftsteller hervorgetreten und hat mit seinem „Der rote Leutnant" nachhaltigeren Erfolg errungen.

Paul Schlesinger, bekannt unter seinem Pseudonym Sling, ist am 23. Mai, wenige Tage nach der Feier seines fünfzigsten Geburtstags in Berlin gestorben. Er war eine ausgesprochen journalistische Begabung, hatte zunächst der Gerichtsberichterstattung gedient und sie veredelt und hat bis in seine letzten Tage durch seine Gesellschaftsschilderungen in der „Vossischen Zeitung" sich zahlreiche Freunde erworben. Auch als Bühnenautor hat Sling sich mit seinen Werken „Pong-Majong", „Die Erwachsenen" „Der dreimal tote Peter" vorteilhaft hervorgetan.

Robert Heinz Heygrodt ist nach einer Meldung vom 27. Mai auf einer Reise durch die „Côte d'Azur" gestorben. Sein künstlerisches Temperament hatte ihn in die Nähe von Rilke geführt, über dessen Lyrik er ein bedeutsames Buch geschrieben hat. Zahlreiche Erzählungen und Skizzen von ihm erschienen in berliner Tagesblättern.

Max Scheler ist am 20. Mai im Alter von 54 Jahren in Frankfurt a. M. einem Herzleiden erlegen, nachdem er kurz vorher sein Ordinariat für Philosophie in Köln mit dem in Frankfurt vertauscht hatte. Scheler war vor allem durch sein Buch „Der Genius des Krieges“ bekannt geworden. Als Philosoph war er Phänomenologe und hat lange Jahre hindurch mit Hilfe der phänomenologischen Methode der katholischen Kirche gedient. Seine Werke, aus denen „Probleme der Religion“, „Wesen und Formen der Sympathie“, „Zur Soziologie des Wissens“ hervorzuheben sind, vertreten den Gedanken, die Welt als Schöpfung eines persönlichen Gottes zu begreifen. Wirkungskraft und Lebendigkeit des Vortrags standen ihm, den man nicht zu Unrecht als einen „Denker der Zeit“ bezeichnete, wie wenigen zu Gebote. In den letzten Jahren vollzog sich eine Abkehr vom Katholizismus in ihm.

Karl Kaderschafka ist am 8. Mai im Alter von 35 Jahren in Wien gestorben. Er hat im Rahmen der großen Sauerschen Grillparzer-Ausgabe „Libussa“ und „Bruderzwist“ kritisch und erläuternd herausgegeben.

Barry Pain ist am 6. Mai in London gestorben. Er war als Schilderer des londoner Cockney-Milieus weithin bekannt und hat auch eine groteske Version der Memoiren von Margot Asquith in londoner Dialekt geschrieben.

Edmund Gosse ist am 15. Mai im Alter von 78 Jahren in London gestorben. Unter den englischen Literarhistorikern hat er eine führende Stellung eingenommen, zumal die englische Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts war das ihm vertraute Gebiet. Ein Freund der Swinburne und Hardy, hat er in seinen Theaterkritiken auch das moderne englische Drama wesentlich gefördert. Er gehörte zu denen, die Ibsen auf der londoner Bühne eingebürgert haben. Die englische Übersetzung von „Hedda Gabler“ und „Baumeister Solneß“ rührt von ihm her. Unter seinen eigenen Dichtungen sind die Sammlungen „Auf Viola und Flöte“, „Firdusi im Exil“ und die Tragödie „König Erik“ zu nennen. Anläßlich der Ibsen-Jahrhundert-Feier in Oslo wurde er zum Ehrendoktor ernannt.

Ferdinando Martini ist nach einer Meldung vom 2. Mai im Alter von 87 Jahren in Rom gestorben. Er galt für einen der letzten Repräsentanten des italienischen Humanismus und hat sich nach gründlichen Universitätsstudien dem Journalismus frühzeitig zugewandt, war Redakteur an der florentiner „Nazione“, später an der Zeitung „Fanfulla“ und hat die ersten Literaturblätter Italiens „Fanfulla della Domenica“ und „Domenica letteraria“ ins Leben gerufen. Martini hat sich im Stil Alfred de Mussets auch als Bühnenschriftsteller versucht. Am bekanntesten geworden ist sein „L' uomo propone e la donna dispone“. Aus Martinis Feder rühren auch zahlreiche Erzählungen, etwa im Stil des Renato Fucini, her, die namentlich in realistischer Charakteristik und beseelter Landschaftsschilderung hervorragen. Den größten seiner Erfolge hat Martini mit „L'Africa Italiana“ davongetragen. Mit der Niederschrift seiner Memoiren hat er seinen Lebensabend verbracht.

Lucien Cellérier ist nach einer Meldung vom 17. Mai im Alter von 69 Jahren in Sierre gestorben. Von dem aus Genf gebürtigen Pädagogen rührt eine Reihe von Arbeiten her, unter denen „Esquisse d'une science pédagogique. Les faits et les lois de l'éducation“ hervorzuheben sind.

Mordechai David Brandstätter, der Nestor hebräischen Schrifttums, ist am 15. Mai im Alter von 87 Jahren in Tarnow gestorben. Er war aus der Haskala (Aufklärung) hervorgegangen, die er mit Wort und Witz eifrig förderte. Seine Novellen und Skizzen — die Hauptdomäne seines Schaffens — behandeln zumeist Stoffe, wie sie die damalige Judenschaft des Getto darbot, deren Obskurantismus, Wunderglauben und Unwissen er besonders zu Leibe rückte. In den letzten Jahren hatte sich Brandstätter dem Aphorismus und Epigramm zugewandt. Ein gründlicher Kenner der deutschen Literatur, hatte er manches aus ihr der hebräischen Sprache angeeignet und bis in die letzten Tage ein lebhaftes Interesse für sie bewahrt. (H. St.)

* * *

Die Universität Rom hat die Ernennung von Francesco Chiesa zum Ehrendoktor feierlich begangen.

Die Preise der schwedischen Literaturgesellschaft „De Nio“ in Höhe von je 10 000 Kronen sind dem Romandichter Ludvig Nordström und dem Lyriker Pär Lagerkvist zuerkannt worden.

Der Preis der Renaissance ist dem pariser Schriftsteller Luc Durtain für seine beiden Romane „Im 40. Stockwerk“ und „Das überflügelte Hollywood“ zugebilligt worden.

Jakob Schaffners Roman „Die Weisheit der Liebe“ ist für eine englische Ausgabe von Allen & Unwin, London, erworben worden.

Heinrich Manns Roman „Mutter Marie“, Felix Saltens „Bambi“ und Franz Bleis „Glanz und Untergang berühmter Frauen“ erscheinen in englischer Übersetzung bei Simon & Schuster in Neuyork.

Ein Preis von 10 000 Reichsmark ist in Berlin für das beste Gesellschaftsstück ausgeschrieben worden. Das preisgekrönte Stück soll unter Wahrung der Anonymität des Verfassers in Berlin aufgeführt werden. Termin der Einsendung: der 15. Oktober 1928. Preisrichter: Alfred Polgar, Victor Barnowsky, Leopold Jeßner, Max Reinhardt, Eugen Robert, Heinz Saltenburg, Theodor Tagger sowie die ungenannten Preisstifter.

* * *

Der Aufsichtsrat der Schweizerischen Schiller-Stiftung hat in seiner Jahressitzung vom 19. und 20. Mai in Zürich den großen Preis von 5000 Franken, den die Stiftung zur Auszeichnung hervorragender dichterischer Leistungen verleihen kann, einstimmig dem tessiner Dichter Francesco Chiesa zuerkannt. Durch diesen Beschluß will die Schiller-Stiftung als Hüterin der nationalen Literatur auch der Freude darüber Ausdruck geben, daß der kleine, italienisch sprechende Teil des Schweizervolkes im Tessin, der in früheren Jahrhunderten aus seinen Reihen so manchen namhaften Künstler erstehen sah, in unseren Tagen einen Dichter hervorgebracht hat, der nicht nur in seiner engeren tessinischen Heimat, sondern auch im Ausland, zumal im stammverwandten Italien, zu hohem, berechtigtem Ansehen gelangt ist. Die Übergabe des Preises an Chiesa soll im Herbst in Zürich stattfinden und festlichen Charakter tragen. Weiterhin hat die Stiftung wieder eine Reihe von Ehrengaben beschlossen, womit sie besondere Verdienste um die schweizerische Literatur, in der Regel das gesamte Schaffen eines Schriftstellers auszuzeichnen pflegt. Es wurden Ehrengaben von je 1000 Franken zuerkannt dem Basler Carl Albrecht Bernoulli, dem Berner Simon Gfeller, der in Berlin lebenden bernerischen Schriftstellerin Grethe Auer, dem Genfer Daniel Baud-Bovy, dem Waadtländer Edmond Gilliard und dem Basler John Knittel. Lisa Wenger und Walter Siegfried, die kürzlich ihren 70. Geburtstag feierten, und den Sechzigern C. A. Bernoulli und Simon Gfeller wurden die Glückwünsche der Stiftung in künstlerisch ausgeführten Urkunden dargebracht.

Von neueren Werken schweizerischer Schriftsteller wurden von der Schiller-Stiftung durch Beschluß des Aufsichtsrats preisgekrönt die Sammlung lyrischer Gedichte des Zürichers Robert Faesi: „Der brennende Busch" (Zürich, Grethlein & Co., 1927) mit 1000 Franken und das kleine erzählende Buch des Waadtländers Paul Budry: „Le Hardi chez les Vaudois" (Neuchâtel, Editions de la Baconnière, 1928) mit 500 Franken.

Dem der Stiftung unter dem Vorsitz von P. Maurus Carnot (Disentis) angegliederten Komitee zur Förderung der rätoromanischen Literatur, dem als Vertreter des Romanischen im Oberrheingebiet Herr Raimond Vielj (Chur) und als Vertreter des Ladinischen, im oberen Inngebiet, Herr Reto Bezzola (Zürich) angehören, wurde für Preisausschreiben ein Betrag von 1000 Franken zur Verfügung gestellt.

An Dotationen in Gestalt von Beiträgen, Renten, Geschenken wurden 3050 Franken unter schweizerische Schriftsteller oder deren Hinterbliebene verteilt. Ferner wurden dem schweizerischen Schriftstellerverein, der ständischen und beruflichen Vereinigung der Autoren, der übliche Beitrag von 500 Franken ausgerichtet. Endlich bewilligte der Aufsichtsrat für die alljährliche Bücherschenkung pro 1928 einen Kredit von 5000 Franken.

Das im Jahre 1905 von Freunden der nationalen Literatur gesammelte Vermögen der schweizerischen Schiller-Stiftung, das nach den Statuten durch Legate, Schenkungen und sonstige Zuwendungen ständig vermehrt, niemals aber geschmälert werden soll, ist auf rund 248 000 Franken angewachsen. Die Subventionen des Bundes, der Kantone und Gemeinden, die Jahresbeiträge der Mitglieder des Stiftungsvereins und die Geschenke, aus denen, neben dem Ertrag des Fonds, die Jahreseinkünfte der Stiftung gebildet werden, betrugen 1927 insgesamt 25 159 Franken.

Es ergeht ein Aufruf zur Gründung einer Annette von Droste-Gesellschaft, die es sich zur Aufgabe macht, die Kunst der Droste in weitere Kreise zu tragen, wissenschaftliche Arbeiten über die Dichterin und ihre Zeit anzuregen, zu fördern und in einer Buchreihe zu veröffentlichen, ein Jahrbuch der Gesellschaft erscheinen zu lassen und eine Droste-Bibliothek anzulegen. Beitrittserklärungen an: Schulte-Kemminghausen, Münster i. W., Hollenbeckerstr. 15. — Auf Anregung der Gesellschaft wurde bereits in Münster im Adelshof, in dem die Dichterin ihre Jugendjahre verlebt hat, eine Gedenktafel angebracht. — In Münster sind zugleich Bestrebungen im Gange, ein Droste-Hülshoff-Museum zu errichten.

Die große Sammlung von Briefen und Gedichten R. M. Rilkes an seine erste Braut, Vally von Rhonfeld, aus der bisher nur zwei Proben im Augustheft 1927 der „Literatur" abgedruckt wurden, ist aus der Sammlung Curt Hirschfeld, Charlottenburg, in den Besitz der Preußischen Staatsbibliothek übergegangen.

Das Zentralarchiv in Moskau gibt einen Band bisher unbekannter Briefe M. F. Dostojewskijs aus den Jahren 1854—1859 heraus, die neues Licht auf diese am wenigsten erforschte Lebensperiode des großen Dichters werfen. Die Briefe umfassen die Zeit, die Dostojewskij nach Entlassung aus dem Zwangsgefängnis noch in Sibirien im Militärdienst bis zu seiner Rückkehr nach Rußland im Juli 1859 verbringen mußte.

Die Feier der hundertjährigen Wiederkehr des Geburtstags Leo N. Tolstojs ist seitens des Jubiläumskomitees endgültig auf den 10. September festgesetzt. Zu diesem Termin wird auch die Einweihung der als Tolstoj-Denkmal gedachten neuartigen Volksschule in Jassnaja Poljana, deren Bau jetzt vollendet wird, stattfinden und daselbst eine überlebensgroße Tolstoj-Statue, ein Werk des moskauer Bildhauers B. D. Koroloff, zur Aufstellung gelangen. Von der auf einige neunzig Bände berechneten Gesamtausgabe der Tolstojschen Werke, die vom russischen Staatsverlag, Moskau, in Vereinbarung mit W. G. Tschertkoff vor kurzem in Angriff genommen ist, sollen zur Jubiläumsfeier die ersten Bände erscheinen. Das Jubiläumskomitee hat seinen Vorsitzenden, den Volkskommissar A. W. Lunatscharskij, beauftragt, sich bei der Sowjetregierung behufs Erlangung einer lebenslänglichen Pension für den jetzt 65jährigen Sohn Tolstojs, Sergej Lwowitsch Tolstoi, sowie W. G. Tschertkoff zu verwenden. Gleichzeitig wird auch die Versorgung von fünf Neffen und Nichten Tolstojs befürwortet, die sich in materiell äußerst bedrängten Verhältnissen befinden. (P. E.)

Auf dem internationalen Autorenkongreß in Rom soll die Anerkennung des unbedingten Autorenrechts für alle Kulturstaaten gesetzmäßig festgelegt werden. Als Muster gilt Artikel 16 des italienischen Gesetzes: „Der Autor hat in jedem Augenblick das Recht, einzugreifen, wenn die Urheberschaft seines Werkes verwischt werden soll oder wenn das Werk selbst derart verkürzt oder verunstaltet wird, daß diese Prozedur dem Autor von materiellem oder ästhetischem Nachteil sein kann."

Ein Bund deutscher Übersetzer ist von Erwin Magnus ins Leben gerufen worden. Zum Vorsitzenden wurde Friedrich von Oppeln-Bronikowski gewählt.

* * *

Berichtigung. Das im Juni-Heft der „Literatur" (Sp. 559) angekündigte Preisausschreiben wird von dem Jahrbuch „Das deutsche Theater" in Gemeinschaft mit dem Stadttheater in Bochum veranstaltet.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Altmann-Bronn, Ida. Vorfrühling. Erzählung aus dem revolutionären Rußland. Magdeburg. R. Zacharias. 197 S.

Das Ufer. Ein Buch rheinischer Dichtung. Hrsg. von Otto Doderer. Siegburg 1928, Walther Gericke. 265 S. Geb. M. 6,—.

Ettlinger, Karl (Karlchen). Aus fröhlichem Herzen. 28. bis 33. Tausend. München 1928, Georg Müller. 347 S.

Harich, Walther. Der Schatten der Susette. Roman (Romane der Welt). Berlin 1928, Th. Knaur Nachf. 318 S. Geb. M. 2,85.

Holm, Korfiz. Herz ist Trumpf. Der Roman eines starken Mannes. 16.—18. Tauf. (Ges. Werke in Einzelausgaben.) München 1928, Albert Langen. 429 S. M. 7,— (10,—).

Kolb, Annette. Daphne Herbst. Roman. Berlin 1928, S. Fischer. 352 S. M. 6,– (8,–).

Landsberger, Artur. Bankhaus Reichenbach. Roman. München 1928, Georg Müller. 391 S.

Leip, Hans. Miß Lind und der Matrose. Ein kleiner Roman. München 1928. Simplizissimus-Verlag. 142 S. M. 2,50 (4,50).

Leitich, Ann Tizia. Ursula entdeckt Amerika. Roman. Berlin 1928, Brunnen-Verlag, Karl Winckler. 304 S. M. 4,50 (6,50).

Lübbe, Axel. Der Verwandlungskünstler. Erzählung (Lebendige Welt). Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 168 S. M. 3,– (4,–).

Muschler, Reinhold Conrad. Basil Brunin. Ein Roman der Anderen. Leipzig 1928, Fr. W. Grunow. 428 S. M. 5,– (8,–).

Olden, Balder. Flucht vor Ursula. Berlin 1928, Universitas, Deutsche Verlags-A.-G. 215 S. M. 3,20 (4,80).

Pinner, Felix. Tannerhütte. Der Roman einer Sozialisierung. Hellerau b. Dresden 1928, Avalun-Verlag. 307 S. Geb. 7,50.

Schmidtbonn, Wilhelm. Mein Freund Dei. Geschichte einer unterbrochenen Weltreise. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 252 S. Geb. M. 6,–.

Tremel-Eggert, Kuni. Die Straße des Lebens. Roman. München 1928, Albert Langen. 269 S. M. 5,– (7,–).

Werfel, Franz. Der Abituriententag. Die Geschichte einer Jugend. Wien 1928, Paul Zsolnay. 325 S.

Winckler, Josef. Im Teufelssessel. Erzählung. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt 349 S. Geb. M. 6,50.

* * *

Duncan, Isidora. Memoiren. Mit 137 Abbildungen. Nach dem englischen Manuskript bearbeitet von C. Zell. Wien 1928, Amalthea-Verlag. 410 S. Mk. 11,— (15,—).

London, Jack. Michael, der Bruder Jerrys. Deutsch von Erwin Magnus. Berlin 1928, Universitas, Deutsche Verlags-A.-G. 286 S. M. 3,– (4,80).

Ostenso, Martha. Die tollen Carews. Roman. Deutsch von Nelly Habsbaum. Wien 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchh. 308 S. M. 4,– (6,–).

Sabatini, Rafael. Peter Bluts Odyssee. Roman. Aus dem Englischen von Curt und Marguerite Thesing. Leipzig, Grethlein & Co. 334 S. Geb. M. 7,–.

Tauchnitz-Edition. Vol. 4827. Mrs. Belloc Lowndes, The story of Ivy. 279 S. – 4828. Rose Macauly, Keeping up appearances. 277 S. – 4829. Maurice Baring, Tinker's Leave. 312 S. – 4830. Joseph Conrad, Typhoon and other stories. 279 S. – 4831. Sheila Kaye-Smith, Iron and Smoke. 295 S. – 4832. E. Temple-Thurston, Jane Carroll. 342 S. – Leipzig 1928, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Farrère, Claude. Die kleinen Verbündeten. Roman. Deutsch von Maria Ewers. 27.–30. Taus. 320 S. – Opium. Deutsch von ders. 30.–34. Taus. 279 S. – Kulturmenschen, Roman. 41.–46. Taus. 304 S. – Fräulein Dax. Roman. Deutsch von J. von Guttry. 6.–11. Taus. 257 S. – Die Marquise von Yorisaka. Roman. Deutsch von ders. 9.–14. Taus. 252 S. – Ein junges Mädchen reiste. Roman. Deutsch von L. Schürmann. 1.–10. Taus. 279 S. – München, Georg Müller.

Berg, Bengt. Arizona Charleys Junge. Deutsche Übertragung durch den Verfasser. Berlin 1928, Dietrich Reimer/Ernst Vohsen. 338 S.

Folcke, Nils-Magnus. Architekt Sergius. Roman. Aus dem Schwedischen übersetzt von Ortrud Frey. Tübingen 1928, Alexander Fischer. 155 S. M. 2,80 (4,40).

Hollós, István. Hinter der gelben Mauer. Von der Befreiung des Irren. Stuttgart-Leipzig-Zürich 1928, Hippokrates-Verlag. 170 S. M. 3,50 (5,50).

Lyrisches und Episches

Babel, Atz. Stahlklang. Gedichte. Charlottenburg 1928, Verlag „Hochschule und Ausland" G. m. b. H. 32 S. Geb. M. 1,35.

Borchardt, Rudolf. Die Schöpfung aus Liebe. Berlin Grunewald 1928, Horen-Verlag, 60 S.

Csokor, Franz Theodor. Ballade von der Stadt. Ein dramatisches Fresko. Wien 1928, Paul Zsolnay. 84 S.

Hartmann, Guido. Auf der Sehnsucht Schwingen. Gedichte. 2. Aufl. Aschaffenburg 1928, J. Kirsch. 42 S. M. 1,50.

Kästner, Erich. Herz auf Taille. Zeichnungen von Erich Ohser. Leipzig 1928, C. Weller & Co. 111 S.

Niemeyer, Wilhelm. Die Bornholmer Hymne. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 72 S. M. 5,–.

Ringelnatz, Joachim. Allerdings. Gedichte. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 172 S. M. 4,50 (7,–).

Steiger, Hans. Hitlerlieder. Berlin-Schöneberg 1928, Deutscher Revolutions-Verlag. 62 S. M. 1,20.

Watzdorf-Bachoff, Erika von. Das kristallene Tor. Letzte Gedichte. Querfurt 1928, Burgverlag, Richard Jaeckel. 108 S.

„Wir Jungen." Gedichte unserer Zeit. Eine Anthologie. Hrsg. von Erich Kunter. Eingel. von Hans Pflug. Heilbronn, Otto Ulrich. 93 S.

Dramatisches

Höhn, Heinrich. Sieg des Genius. Festspiel zur Feier des 75jährigen Bestehens des Germanischen Nationalmuseums zu Nürnberg. Jena 1928, Eugen Diederichs. 71 S.

Literaturwissenschaftliches

Andreas-Salomé, Lou. Rainer Maria Rilke. Mit 8 Lichtdrucktafeln. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 124 S.

Bachert, Ruth. Mörikes Maler Nolten (Von deutscher Poeterey, Bd. 1). Leipzig 1928, J. J. Weber. 74 S. Geb. M. 4,–.

Goethes Briefe an Charlotte von Stein. In Auswahl hrsg. von Jonas Fränkel (Hafis-Lesebücherei). Leipzig 1928, H. Fikentscher. 315 S.

Hartmann, Guido. Der Spessart in der Literatur. Aschaffenburg 1928, J. Kirsch. 53 S. M. 0,50.

Jahresbericht der Görres-Gesellschaft 1926/27. Hrsg. von Martin Honecker. Köln 1928, Komm.-Verlag J. P. Bachem G. m. b. H. 112 S.

Lingelbach, Helene. Der Enterbte und Verfemte als tragischer Typus. Zur Problemgeschichte neuerer deutscher Dichtung. Jena 1928, Frommannsche Buchh. Walter Biedermann. 87 S. M. 2,80.

Presber, Rudolf. Aus der Jugendzeit... Mit 16 Abb. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 388 S.

Rieger, Erwin. Stefan Zweig. Der Mann und das Werk. Berlin 1928, J. M. Spaeth. 230 S. M. 3,50 (6,–).

Schmidt, Friedrich. Die Erneuerung des Epos. Eine geschichtsphilosophische Betrachtung zu Spittelers „Olympischem Frühling". Leipzig 1928, Leopold Voß. 111 S. M. 6,60.

Voigt, Friedrich Adolf. Sören Kierkegaard im Kampf mit der Romantik, der Theologie und der Kirche. Berlin 1928, Furche-Verlag. 426 S. M. 10,– (12,–).

Zweig, Stefan. Drei Dichter ihres Lebens. Casanova – Stendhal – Tolstoj. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 378 S.

* * *

Maurois, André. Benjamin Disraeli Lord Beaconsfield. Sein Leben. Berlin 1928, S. Fischer. 366 S. M. 7,– (10,–).

Stendhal, Friedrich von (Henry Beyle). Gedanken, Meinungen, Geschichten. Ausgewählt und übers. von Arthur Schurig. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 703 S.

Verschiedenes

Amann, Gustav. Sun Jatsens Vermächtnis. Geschichte der chinesischen Revolution. Mit 18 Abb. Berlin-Grunewald 1928, Kurt Vowinckel. 271 S. Geb. M. 8,50.

Bab, Julius. Das Theater der Gegenwart. Geschichte der dramatischen Bühne seit 1870. Mit 78 Abb. (Illustrierte theatergeschichtliche Monographie). Leipzig 1928, J. J. Weber. 247 S.

Behn, Siegfried. Sire! Die einunddreißig Sendschreiben an den Wirtschaftsführer. Berlin 1928, Ferd. Dümmler. 149 S. M. 3,90 (4,80).

Biermann, Wilhelm. Franz Leo Benedikt Waldeck. Ein Streiter für Freiheit und Recht. Paderborn 1928, Ferdinand Schöningh. 319 S.

Brösel, Kurt. Veranschaulichung im Realismus, Impressionismus und Frühexpressionismus (Wortkunst, N. F., 2. Heft). München 1928, Max Hueber. 64 S. M. 2,50.

Drews, Arthur. Lehrbuch der Logik. Berlin 1928, Georg Stilke. 544 S. M. 14,– (16,–).

Driesch, Hans. Der Mensch und die Welt. (Metaphysik und Weltanschauung.) Leipzig 1928, Emmanuel Reinicke. 135 S. M. 5,– (7,–).

Fischer, Eugen. Die kritischen 39 Tage. Von Sarajewo bis zum Weltbrand. Berlin 1928, Ullstein. 277 S. M. 4,50 (6,–).

Fischer, Hugo. Erlebnis und Metaphysik zur Psychologie des metaphysischen Schaffens. (Grenzfragen der Philosophie, Heft 3.) München 1928, C. H. Becksche Verlagsbuchh. 437 S. M. 11,–.

Geiger, Moritz. Zugänge zur Ästhetik. Leipzig 1928. Der Neue Geist Verlag. 158 S. M. 4,50 (5,75).

Hartmann, Guido. Aus dem Spessart. Kultur- und Heimatbilder. Mit 52 Aufnahmen. 5. Aufl. Aschaffenburg 1928, J. Kirsch. 210 S. M. 3,50.

Hecht, Hans. Nationalökonomie als Geisteswissenschaft. Wien 1928, Moritz Perles. 93 S. M. 4,50.

Hülsenbeck, Richard. Afrika in Sicht. Ein Reisebericht über fremde Länder und abenteuerliche Menschen. Dresden 1928, Wolfgang Jeß. 286 S. Geb. M. 6,–.

Job, Jakob. Neapel. Reisebilder und Skizzen. Mit 32 ganzseitigen Abb. Leipzig/Zürich 1928, Rascher & Cie. A.-G. 255 S. Geb. M. 9,50.

Karlweis, Marta. Eine Frau reist durch Amerika (Vorbemerkung von Jakob Wassermann) Berlin 1928, S. Fischer. 163 S. M. 3,50 (5,50).

Köhm, Joseph. Zur Auffassung und Darstellung des Wahnsinns im klassischen Altertum. Mainz 1928. L. Wilckens. 32 S.

Kollmann, Franz. Schönheit der Technik. Mit 151 Abb. München, Albert Langen. 251 S. M. 11,50 (15.–).

Krüdener, Adalbert Baron von. Auerwild. Naturgeschichte und Jagd. Mit 41 Textabb. Neudamm 1928, J. Neumann. 160 S.

Lewandowski, Herbert. Das Tagebuch Kaspar Hausers. Eine Gabe für einsame Menschen. Berlin 1928, Pfeil-Verlag G. m. b. H. 87 S. M. 2,90 (3,90).

Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst. Hrsg. von den Direktoren der staatlichen Kunstsammlungen. Neue Folge, Bd. V, Heft 1. München 1928, Georg D. W. Callwey. 100 S.

Oncken, Hermann. Politik und Kriegführung. (Münchener Universitätsreden 12). München 1928, Max Hueber. 32 S.

Pfeiffer, Hermann. Der deutsche Buchhandel. Seine Organisation und seine Einrichtungen. Mit einem Vorwort von Frenzel. Dessau 1928, C. Dünnhaupt. 90 S. M. 2,50.

Reinhardt, E. A. Das Leben der Eleonore Duse. Berlin 1928, S. Fischer. 362 S. M. 5,50 (7,50).

Rosenthal, Georg. Schule und Erziehung. Weimar 1928, Erich Lichtenstein. 352 S. Geb. M. 6,50.

Schmitt, Johannes Ludwig. Atem – Haltung – Bewegung. Augsburg 1928, Dom-Verlag, M. Seitz. 50 S. M. 2,80.

–, –. Kosmologie. Geheimnisse und Erkenntnisse (ebenda). 34 S. M. 1,50.

Spitzer, Leo. Stilstudien. I. Sprachstile. II. Stilsprachen. München 1928, Max Hueber. 294, 592 S. M. 18,– (21,–).

Strich, Walter. Der irrationale Mensch. Studien zur Systematik der Geschichte. Berlin 1928, Lambert Schneider. 393 S. Geb. M. 11,–.

Thon, Luise. Die Sprache des deutschen Impressionismus (Wortkunst, N. F., 1. Heft). München 1928, Max Hueber. 174 S. M. 7,50.

Visser, Ph. C. Zwischen Kara-Korum und Hindukusch. Eine Reise nach dem unbekannten Herzen Asiens. Leipzig 1928, F. A. Brockhaus. 288 S.

Winkel, M. Erich. Naturwissenschaften und Astrologie. Augsburg 1928, Dom-Verlag, M. Seitz & Co. 125 S. M. 3,80 (4,90).

Worringer, Wilhelm. Griechentum und Gotik. Vom Weltreich des Hellenismus. Mit 122 Abb. München 1928, R. Piper & Co. 108 S. geb. 17,50.

* * *

Reclams Universal-Bibliothek. Nr. 6851–53. Norbert **Jacques**, Der Hafen. Roman. 217 S. – 6855–56. Josef **Görres**, Wider Napoleon – für das deutsche Volk. 149 S. – 6857. Heinrich von **Kleist**, Robert Guiskard. Hrg. von Wolfgang Golther. 69 S. – 6860. Rudolf Jeremias **Kreutz**, Die Passion des Grafen Klingenperg. 62 S. – Leipzig 1928, Ph. Reclam jr.

Zwei-Mark-Bücher. **Ljesskoff**, Nikolai. Die schöne Asa. Deutsch von Karl Nötzel. 218 S. – **Einhard**, Leben Karls des Großen. 224 S. – **Joachim von der Goltz**, Der Wein ist wahr. 18 Geschichten. 224 S. – **Wladimir von Hartlieb**, Fortschritt ins Nichts. 243 S. – **Oskar A. H. Schmitz**, Essays über Menschen, Länder und Völker. 251 S. – München 1928, Georg Müller.

* * *

Anet, Claude. Männer – Frauen und ... Betrachtungen über die Liebe. Deutsch von Georg Schwarz. Wien 1928, E. P. Tal & Co. 154 S. M. 2,25 (3,85).

Duhamel, Georges. Das neue Moskau. Deutsch von Magda Kahn. Zürich 1928, Rotapfel-Verlag. 147 S. M. 3,60.

Kenworthy, J. M. Vor kommenden Kriegen. Die Zivilisation am Scheidewege. Mit einer Einleitung von H. G. Wells. Deutsch von Else Baronin Werkmann. Wien 1928. Wilhelm Braumüller. 383 S. M. 7,50 (10,–).

Lindsey, Ben B. und Wainwright Evans. Die Kameradschaftsehe. Deutsche Übersetzung von Rudolf Nutt. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 384 S. Geb. M. 8,50.

Marzinkowskij. Christus unter der russischen Jugend Übersetzt und bearbeitet von Hans Harder. Karlsruhe i. B. 1928, Harder. Geb. M. 3,–.

Voronoff, Serge. Die Eroberung des Lebens. Das Problem der Verjüngung. Stuttgart 1928, Julius Hoffmann. 113 S. M. 4,20.

Redaktionsschluß: 5. Juni

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.

Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Literarischer Exhibitionismus

Von Emil Lucka (Wien)

Es ist ein eigentümlicher und sehr bezeichnender Zug unserer Zeit, daß viele Menschen, mehr Frauen, aber auch Männer, unersättliche Begierde empfinden, sich öffentlich zur Schau zu stellen am Leib und an der Seele. Es prickelt, im nassen Schwimmkleid wie nackt dazustehen und begehrliche Blicke auf sich zu locken; das eigene mehr oder weniger entkleidete Lichtbild vor den Augen einer unbekannten unreinen Menge zu wissen; und das Auffallendste am Nachkriegstheater: die Schau, die Revue, die große Exhibition wird nicht nur von den Schaubegierigen gewünscht, unzählige Frauen und Mädchen drängen sich dazu, finden erfüllte Lust, sich halbnackt im grellen Lichte darzustellen — sie tun es nicht nur um der Bezahlung willen. Das ist nicht einfach Schamlosigkeit, Gleichgültigkeit gegen die guten Sitten also und Mangel an den gefühlsmäßigen Hemmungen, die stets eine gewisse Kraft haben; das ist mehr: zitternde Lust, von gemeinen Blicken betastet zu werden, Freude, diese Blicke vom eigenen Leibe gebannt zu wissen. Exhibieren heißt: eitel sein und diese Eitelkeit ganz aufs Geschlechtliche beziehen, heißt: sich völlig in sexuelles Objekt verwandeln, nicht selbst begehren, sondern begehrt werden wollen; und darum liegt es auch den Frauen näher als den Männern.

Diese Neigungen haben heute einen Höhepunkt erreicht, und sie setzen sich folgerichtig auf seelisches Gebiet fort. Man kehrt sein Innerstes nach außen, hängt sozusagen seine Seele unter eine Bogenlampe, macht dabei durchaus kein Hehl aus ihren sexuellen Eigenheiten und begehrt von möglichst vielen Menschen, bekannten und unbekannten, angesehen zu werden. Wer mit Ernst und Sachlichkeit die Geschichte seines Lebens erzählt, vielleicht von dem tiefen sittlichen Bedürfnis getrieben, eine Schuld offenbar zu machen, sich beichtend vom erlebten Graus zu reinigen, der ist manchmal schamlos, aber noch lange kein Exhibitionist, ihn treibt ja nicht der (zuletzt immer geschlechtliche) Kitzel, sich nackt auf den Markt zu stellen und jedem seine Blöße hinzuhalten.

Man merkt literarischen Selbstdarstellungen ohne weiteres an, welche Kraft sie beherrscht. Das Gegenteil von schamloser Darbietung seiner selbst ist es, nach dem Worte Ibsens, über sich Gerichtstag halten und sich vielleicht durch die Mitteilung von Intimitäten blutig geißeln. Da spürt man den Ernst, oft den Selbsthaß, der auch noch diese Kasteiung: hüllenlos vor den Menschen zu stehen, über sich verhängt hat. Ein Einsamer verbietet sich das Glück der Heimlichkeit, er führt ein Tagebuch, um sich seine Mängel klar vorzustellen, einen Weg zur Besserung zu finden; und gibt er sich selbst (vielleicht erst nach dem Tode) anderen preis, so ist das die ärgste Strafe, die er sich hat bestimmen können. Von dieser Art sind die beichtenden Bücher Strindbergs. Dagegen ist der literarische Exhibitionist in sich selbst verliebt, er kennt nichts Bezaubernderes als seine Kleinlichkeiten und Dürftigkeiten, seine Süchte und Lüste und Schmerzen, und wenn er all dies kokett erzählt, so spricht er nur für den Zuschauer, hofft nur auf ihn, der ihn interessant finden soll. Nicht wie jener andere redet er zu sich selbst, er enthüllt seine Schwären nicht dem eigenen schaudernden Herzen, vielmehr ist alles von Anfang an für die Revue bestimmt, das Aufschreiben ist nur die Generalprobe dazu. Lüstern denkt er der vielen Blicke, die ihm seine Begierde, angeschaut zu werden, erfüllen sollen. Solche Bücher, die sich gern für Romane oder Dramen ausgeben, werden eigentlich nicht vom Verfasser, sondern erst vom Leser oder vom Zuschauer fertig geschaffen, durch sie hindurch macht sich der literarische Exhibitionist zum Objekt der vielen, fordert er ihre schamlose Neugierde heraus.

Aber steht nicht geschrieben:

> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, was ich leide?

So glauben jene Schreiber und Schreiberinnen gerechtfertigt zu sein, sagen doch auch sie wie mancher Große, was sie leiden. Denn sie wissen nicht das Geheimnis jener Worte, das Geheimnis der heiligen Verzauberung, und dieses Geheimnis

heißt: gab mir ein Gott. Dem Dichter, der „ich“ sagt und sagen darf, dem hat ein Gott sein „Ich“ verzaubert, es ist nicht jenes bürgerliche Ich, das wahrheitsgetreu meldet, wie es nach herrlichen Toiletten gebangt hat, und die Qual der Erwartung schildert, ob sich der Geliebte auch nicht verspäten werde — am Ende kommt er sogar früher als vereinbart! Jenes ist ein anderes, ein geheimnisumwittertes Ich, in dieser Verzauberung: gab mir ein Gott, steckt ja das ganze Geheimnis des höheren Menschen und der Kunst. Und weil dies nur innerlich gewußt und dunkel anderen gewiesen, niemals aber ganz ins Helle gesetzt werden kann, darum wird es der eitle Dilettant, das ist eben der Handhaber jenes privaten, sich so bedeutend dünkenden Ich, niemals fassen. Wem es ein Gott gegeben hat, der darf und soll, scheinbar exhibierend, sich selbst darstellen, und was er tut, wird um eine Welt verschieden sein von jenem anderen Tun, das auch „ich“ sagt und damit seine eigene werte Person meint, die sich interessant machen will: Geht doch nicht achtlos vorüber, hier ist etwas Besonderes zu sehen! Ich bin nicht wie gewöhnliche Menschen, ich bin anders als die anderen! Habt nur ein wenig Geduld, und ihr sollt eine Seele sehen, um derentwillen es die Mühe lohnt, stehen zu bleiben!

Beim Künstler, auch wenn er wenig kann, weist alles auf Gestaltung der Seele; kommen Andächtige, die am großen Prozeß der Verzauberung teilgewinnen wollen, so sei dies gewährt. Der dilettantische Exhibitionist zielt, auch wenn er geschickt und sogar wenn er „begabt“ ist, von Anbeginn auf den Beschauer. Während dort ein lebendiger Keim allmählich zu Neuem aufwächst, in sich selber Kraft schöpfend, wird hier ein Seifentropfen schillernd aufgeblasen, fremde Neugierde zu wecken.

Pantheisten ahnen wohl, daß die Welt mit allen ihren Gestalten das bunte Kleid ist, in das sich die Gottheit gelöst hat, in dem sie selbst, Gottheit an sich, reine Schöpferkraft, nicht mehr erfaßt werden kann. So steht die Welt seiner geschaffenen Werke zum höchsten Künstlergeist: immer tiefer geht er ein in sie, immer weniger läßt er sich finden und fassen. Wie sich die Gottheit pantheistisch in den durchseelten Kosmos gelöst hat, so löst sich von Werk zu Werk mehr die Seele eines kosmischen Dichters — man wird hier nur an Shakespeare denken — in ihre Welt auf, geht ein in hundert Seelen — nicht zuletzt von einer tiefen Schamhaftigkeit bewegt. Soll man noch metaphysische Theorien hervorkramen und sich denken, daß solch eine große Seele, Atman, Mah-Atman, auf dem Wege zur Weltseele, zum Brahman ist? Damit wird das Geheimnis nicht enthüllt werden, daß dem Atman „ein Gott gab“, jenes bürgerliche Ich aber nicht den gebenden Gott kennt und nicht Atman, sondern nur seine kleine Eitelkeit und Lust — und dies womöglich noch mit jenem anderen verwechselt.

Der heilige Weg

Von Heinrich Weinstock (Frankfurt a. M.)

Seit Goethe und Winckelmann und Wilhelm von Humboldt dahingingen, ist die Antike als lebendige Geistesmacht mehr und mehr aus den allgemeinen Kreisen der Gebildeten zurückgewichen in die Zirkel der Fachgelehrten und die Schulstuben der Gymnasien. Eine sorgfältige, weit ausholende und tiefdringende Wissenschaft hat sich jener Jahrhunderte bemächtigt, die dem Neuhumanismus vor anderen Zeiten in einem erlauchteren Lichte zu strahlen schienen, so daß sie nun aber Gegenstände jener wissenschaftlichen Forschung wurden, vor deren Auge es nicht Gut und Böse, nicht Groß und Klein gibt. Die Geschichtswissenschaft hat das holde Idealbild der edlen Einfalt und stillen Größe als taube Legende erwiesen und die Antike aufgelöst in eine Fülle widerspruchsvoller Einzelerscheinungen. Diese ehrliche und notwendige Arbeit im Dienst der Wahrheit hat nun aber nicht nur einen Wahn zerstört, sondern auch einen Glauben mit seiner lebendigen Kraft aufgelöst. Und wenn wir heute in dem Chaos unserer Kulturkrise nach Mächten ausschauen, die uns helfen könnten zu neuer Form, neuer Kultur, scheint die Antike dafür nicht mehr in Frage zu kommen.

Aber es scheint nur so. Nicht aus dem Lärm des Tages und dem Geschwätz literarischer Modehänd-

ler ist das wahrhaft Wirkliche herauszuhorchen. Die ernsthaften Zeugungen der Geistesgeschichte steigen aus einer scheuen Tiefe auf. Wenn wir aber ihr zartes Gras wachsen hören wollen, müssen wir dort horchen, wo das Leben am lebendigsten sich offenbart: beim Dichtermenschen. Immer wieder auch in neuester Zeit haben die Dichter sich zur Antike bekannt — G. Hauptmann, Werfel, George, Schaeffer, Ponten. Heute liegt das schmale Büchlein einer Dichterin[1] vor mir, das zwar nicht rein dichterische Gestaltung, aber auch nicht gedankliche Deutung besagt, sondern beides in Einem, nämlich gestaltete Deutung eines dichterischen Erlebens. In diesem Bekenntnis zu Hellas legt Maria Waser sich selbst Rechenschaft ab darüber, warum ihr heiliger Weg nach Hellas führte, warum aber auch jeder Weg des europäischen Geistes, falls er wahrhaft ein heiliger sein will, immer wieder nach Hellas führen muß; und endlich werden die Hauptstationen dieses Weges geschildert in einer Sprache, deren erfüllte Klarheit dem edlen Gegenstand entspricht.

Der erste und der letzte Schritt zum Geist geht durch das Wort. Wenn überhaupt irgendwo, ist in der Sprache ein Hauch wenigstens des Geistes zu verspüren. Die Griechen haben die mächtige Bedeutung des Wortes im Doppelbegriff des Logos (Gedanke **und** Wort) zuerst tief erfaßt. Und in der Sprache, der lebendig erlebten Sprache von Jonien und Attika ist — echt hellenisch — der Dichterin das erste Erlebnis von Hellas zuteil geworden. Als sie dann in der Sprache erst heimisch war, da tauchte Homers silberblaue See vor ihr auf mit diesem Gestade, das eine ganze Welt, ein ganzes Volk in augengreiflicher Gestaltung umschloß. Der Weiterdringenden öffnete sich aber auch Tiefe und Geheimnis der Menschenbrust: aus der Tragödie starrte ihr unheimlich der Dämon Seele entgegen, über den dann aber doch wieder göttliches Licht sich ergoß, so daß der Mensch nun sich erwies als das Geschöpf der heiligen Mitte zwischen Gott und Natur. Und als Mensch solcher Mitte sehen wir den Griechen dort, wo er seine Gestalt am gültigsten und unvergänglichsten geprägt zu haben scheint: in seiner Plastik. Ihr Geheimnis hat man immer wieder ins Wort zu fassen gesucht, man sprach von „edler Einfalt und stiller Größe", dem Idealen, dem Typischen; aber alle diese Formulierungen hielten nicht stand, weil es letzten Endes eine seltsame Einheit der Entzweiung ist, die hier gefunden zu sein scheint. Und so fragt die Dichterin: „Der Mensch als heilige Mitte zwischen Natur und Geist, zwischen Erde und Gott, der Mensch im Einklang mit seinem Dämonion, und Künstler, die aus diesem Einklang heraus gestalten, denen das Schöne Sichtbarwerdung des Göttlichen ist und Kunst der Weg des Sinnlichen zum Geiste, deren Schöpferkraft, tief verwurzelt in jenen Dämmergründen, wo das Einzel-Ich eingeht in die Ganzheit, mächtig genährt aus den heiligen Urgründen des Unbewußten, im Bewußtsein sich auswirkt: war das das Geheimnis dieser hellenischen Schönheit, dieser sinnvollen Schönheit, in deren Harmonie unsere zerrissene abendländische Seele immer wieder Erlösung sucht?"

Wenn dem aber so ist, dann drängt sich der Nachdenklichen die Frage auf: „Wo aber lag der Ursprung des Wunders? Wer war es, der diese Griechen das erhabenste Gleichnis lehrte?"

Diese tiefste Frage hat sich der Dichterin beantwortet auf dem Weg „von Mykene zur Burg von Athen, von dem fluchbeladenen Orte erddunkler Dämonie zum goldstrahlenden Tempel der geistgeborenen Tochter des Himmelsgottes"; da erschien vor ihr entschleiert das ewige Antlitz des Lebensgeheimnisses von Hellas. Und so findet sie auch über dem Griechenbild des Neuhumanismus — dem Apollinischen — und dem Nietzsches — dem Dionysischen— die höhere Einheit; „nicht das eine oder andere, sondern der Weg vom einen zum anderen, das ist griechisch".

Und das ist nun das Wunderbare an diesem kleinen Büchlein und Siegel des Dichterischen: Dieses Griechenbild, das Maria Waser, nachdem sie durch Homer, die Tragödie, Platon hindurchgegangen, dichterisch erschaute auf dem Weg von Mykene nach Athen, es ist das Griechenbild der Besten unter den Kennern des Altertums aus jener heutigen Generation, die wieder wissenschaftliche Wahrhaftigkeit zu paaren gewillt ist mit lebendiger und liebevoller Schau und die in Hellas nicht mehr eine Kultur neben vielen anderen als Forschungsgegenstand durchleuchtet, sondern für die Hellas die Kultur überhaupt ist: weil einmal die Hellenen Schöpfer

[1] M. Waser, „Der heilige Weg". Ein Bekenntnis zu Hellas. Stuttgart-Berlin 1927, Deutsche Verlags-Anstalt. 89 S. M. 3,50.

jener Idee der Kultur sind, die für uns Europäer die einzig mögliche ist, jener Idee, die — um wieder mit der Dichterin zu sprechen — bedeutet: „Erneuerung aus dem ewigen Quell des Lebens, aus den dunkeln Urgründen des Nichts erkannten Aufsprung in die Bewußtheit des Lichts." Und weil die Griechen zum anderen diese von ihnen zuerst künstlerisch geschaute und auch bewußt erkannte Idee zugleich in Fülle und Kraft und Gültigkeit ewiger Werke gestaltet haben.

Hieraus allein erklärt sich dann auch die unvergleichliche kulturzeugende Kraft der Antike (d. h. im wesentlichen des Griechentums). Wohl ist jede lebendige Kultur Kultur von eigener Gnade und Kraft. Aber der Weg zum Eigenen geht überall durch das Fremde. (Auch Hellas ist durch und gegen den Orient zu sich selbst gekommen.) Diese Auseinandersetzung, die jede Kultur braucht, die, über sich selbst hinausstrebend, erst zu sich selbst und ihrer tiefsten Möglichkeit kommt, wird um so fruchtbarer sein, je echter und gültiger die Gestalt dessen ist, mit dem Auseinandersetzung geschieht. Aus dieser Einsicht aber erwächst mit unwiderstehlicher Überzeugungskraft die Bedeutung der Antike gerade für unsere Zeit.

Diesem unserem heutigen Chaos des Sturms und Drangs (so hoffen wir doch wenigstens, soweit wir die Lehre vom Untergang des Abendlandes abweisen) preist man rettende Götter aus allen Zonen, alte Götter aus eigener Vergangenheit und unbekannte aus fremder Gegenwart. Aber all diese Ideale — aus dem Osten Indiens oder Rußlands, aus dem Westen Amerikas, aus unserer eigenen Vergangenheit der Vorzeit — erweisen sich bei scharfem Zusehen als Wahnbilder — der Verzweiflung, der Feigheit, der Blindheit.

Wo aber finden wir die Menschengestalt, die jedem als das Ziel winken muß, der sich mutig auf die Stufe stellt, die dem Menschen der Neuzeit in dieser unserer Stunde bestimmt ist? Die er bezwingen muß, wenn er an Höhersteigen noch glaubt, wenn er noch Zukunft hat — die Menschenform der selbstgeformten Freiheit? Nur in einer klassischen Stunde scheint die ewige Sehnsucht nach dieser Gestalt sich in sich selbst erfüllt zu haben: in den großen Leistungen des hellenischen Schöpfergeistes. Vor diese Schöpfungen immer wieder treten, in ihr Geheimnis immer wieder eindringen, mit der großen glühenden Forderung dieser stillen Gestalten immer wieder ringen, das war deutschem Geist, der seine Vollendung suchte, niemals mehr vonnöten als in unseren verworrenen, fanatisch verblendeten oder geistverlassenen oder feige entmannten Tagen. Vielleicht daß diese Gestalten auch uns dann einmal wieder segnen mit dem, was der Wille des heiligen Weges gewesen ist, auf dem sie ihre Vollendung gefunden haben, vielleicht daß sie auch uns dann Blut und Wort, Seele und Geist erfüllen mit ihrem großen Gebot: „Durch Taumel zum Gesetz."

Zum deutschen Drama

V

Arnolt Bronnen

Von Lutz Weltmann (Berlin)

Eine Arbeit über Arnolt Bronnen ist gleichzeitig eine Arbeit über den „Fall Bronnen". Bronnens erste Werke wurden von einer Kampfbühne in Matineeschlachten herausgebracht, seine letzten als Abendvorstellungen an der repräsentativen Bühne Deutschlands. Unversehens wurde der Dichter Arnolt Bronnen zum Kampfobjekt der Kritiker. Zur Rechten sah man wie zur Linken einen halben Kritiker heruntersinken. Da es nicht mehr um den Dramatiker Arnolt Bronnen ging, sondern um die Bronnen-Gefolgschaft, verschloß man sich auf der einen Seite vor Eigenschaften seines Werks, die unzweifelhafte Werte sind, verteidigte man auf der anderen Seite blindlings Anfechtbares, was nicht zu halten ist. Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt ... um so mehr scheint uns in dieser Arbeit eine Wertung von Werk um Werk geboten.

*

Das Schauspiel „Vatermord" ist ein dichterischer Durchbruch trotz jugendlicher Verkrampftheit, trotz abstoßender Zuspitzung des Motivs: der Sohn ist nicht, wie Ödipus, unwissend, wenn er den Vater erschlägt und die Mutter umarmt — neben Leonhard Franks Novelle „Die Ursache" die einzige Kunstschöpfung, die die Psychoanalyse hervorgebracht hat, Befreiung von einem Angsttraum, ein Alpdruck, der die Realität des Geschehens fast in mythische Fernen rückt. Wäre das Stück gleichzeitig mit Hasenclevers „Sohn" und Enkeln aufgekommen, so hätte man nur das aktivistische Vater-Sohn-Drama darin gesehen, so aber konnte man als quellend Neues eher eine Fortsetzung von „Vor Sonnenaufgang" darin erblicken, ein neues Verhältnis zur Natur, das für die Dramatik der letzten Jahre entscheidend wurde. Proletarische, fast naturalistisch gezeichnete Enge ist die mit Strindberg-Haß geschwängerte Atmosphäre, aus der heraus die tragische Verkettung von Vater, Sohn, Mutter erwächst — aber der Raum wird gesprengt, transparente Wände werden sichtbar, den Blick auf mythische Ebenen frei machend. Der ins Zeitlose gehobene Konflikt ist bei Bronnen ein Kampf zwischen Druck und Gegendruck, Mutter und Sohn sind Unterdrückte, und wenn der Dichter dem Vater auch einen Schuß Tragik zukommen läßt — der dichterischen Gerechtigkeit, dem dramatischen Naturgesetz muß der Vater zum Opfer fallen: wie rhythmisch verteilt die Kräfte in diesem Einakter sind, zeigt am besten die Gestalt des jüngeren Bruders — ein Sonnenfleckchen in der Finsternis, das ohne den Vatermord des Bruders auch bald, bald ausgelöscht würde.

In der ersten Ausgabe dieses Schauspiels, im Jahrbuch „Die Erhebung", war ihm ein Epilog angefügt, „Die Geburt der Jugend" betitelt. Ein chorisches Spiel, mehr lyrisch als dramatisch, das noch vor dem „Vatermord" entstanden ist und zu einer Art Vorstudie zum „Vatermord", zu einem später veröffentlichten dreiaktigen Schauspiel „Die Geburt der Jugend" gehört. Das Schauspiel ist ein matter Nachklang von „Frühlingserwachen", durch die Beschränkung auf das Schulmilieu den Aufruhr der Jugend nicht weit genug gestaltend, der Epilog dagegen bringt in die deutsche Dichtung einen neuen Ton: die Freude an der Naturkraft des erwachenden Körpers, das Aufschießen frühlingshaften Safts, die ungebrochene Animalität jungen Geblüts.

Der Eros in Bronnens Werk ist nur auf das Sexuelle gerichtet. Im Drama Bronnens, mit seinem umweglosen, zielstrebigen Dialog bekommt dieser, man möchte sagen vegetative, wildwachsende Eros oft eine Deutlichkeit des sprachlichen Ausdrucks, die nicht jedermanns Geschmack sein kann und dem Dichter den Vorwurf des Bürgerschrecken-Wollens eingetragen hat. Aber zu Unrecht. Was im Drama häufig den Eindruck der Kraftmeierei erweckt, klingt in der Lyrik des „Geburt der Jugend"-Epilogs rein und gefühlsgeklärt, und in seinem epischen Erstling „Septembernovelle" wird das Hemmungslose wahrhaft groß. Das Unmoralische versteht sich immer von selbst — auch dieser Satz gilt und gilt als Motto für einen beträchtlichen Teil von Bronnens Werk, ohne daß es dadurch herabgesetzt würde. Die Enge des Gesichtskreises, die so zahlreichen Dichtern der Nachkriegszeit eignet, ist hervorstechendes Merkmal der Frühwerke Arnolt Bronnens. Mit welch subtiler Scheu ging Thomas Mann noch vor anderthalb Jahrzehnten an das homo-erotische Problem in seinem „Tod in Venedig"! Mit welch ungeschlachtem Griff packt Bronnen in der stoffverwandten, aber nur stoffverwandten „Septembernovelle" das Grob-Sexuelle. Ein Lehrer wird durch den Anblick eines badenden Knaben aus seiner Bahn geworfen, zerrüttet seine Ehe, verliert sein Amt, macht sein Weib zur Mörderin und Selbstmörderin und stürzt sich endlich selbst zu Tode. Bronnens novellistische Leistung wäre nicht so groß, wenn sie lediglich diese „außerordentliche Begebenheit" zwingend gestaltete, sie ist darum so stark, weil der Dichter diesen Einzelfall aller Perversiertheit entkleidet: wie ein Spießbürger durch das Erleben der unverkrüppelten Natur außer sich gebracht wird.

*

Der erotische Kosmos ist die Welt, die Bronnens Dichtertum durchdringen muß, um frei zu werden. Das Schauspiel „Anarchie in Sillian" ist ein typisches Übergangswerk. Das erotische Chaos ist darin entfesselt, aber in der Problemstellung gibt der Autor schon ein Stück Zeitdramatik: der Mensch von heute, der für die Erotik keine Zeit

hat. Und in der Wahl des Schauplatzes offenbart sich der Wille zur Heutigkeit: eine Stätte der Arbeit, das Kraftwerk Sillian, ist der Ort der Handlung. Ausgezeichnet versteht es Bronnen, den äußeren Schauplatz zum dramatischen Raum zu machen: die Arbeiter des Werks, das eine ganze Landschaft mit Strom versorgt, streiken. Die Verantwortung ruht bei dem Ingenieur, der einen Kampf nach verschiedenen Fronten zu führen hat: gegen den ihm übelwollenden Monteur, gegen die Motoren des Werks, gegen die Sekretärin, die ihn liebt, die ihm gefällt, die er fortschickt, damit sie ihn bei der Arbeit nicht störe, die aber mit der Ersatzkraft, die ihm von der Direktion geschickt wird, zurückkommt. Das Kräftespiel, das schon im „Vatermord" außerordentlich wohlgegliedert war, wird zu höchster Steigerung angespannt. Die primitive Syntax, die in diesem Werk nichts Manieriertes hat, ist von unmittelbarer Schlagkraft, die in der Übertragung des Werks durch den Rundfunk nicht verlorenging. Das Stück zeigt Bronnens Begabung und die Gefahren seiner Begabung: Wille zum Zeitthema, dem Modernität mehr gilt als Dichtertum. Sicherheit der Konstruktion, die dem Autor wichtiger ist als Bloßlegung von Gefühl. In diesem Werk, wo das Ausschalten des Gefühls dramatische Triebkraft ist, vermissen wir es nicht, ist sein Nichtvorhandensein ein Vorzug. Wohin geht der Weg?

*

Zunächst zu einer ausgezeichneten Lustspielidee: ein Liebespaar wird auseinandergerissen im gleichen Augenblick, in dem es füreinander etwas zu empfinden beginnt. Wie die mit erotischer Hochspannung Geladenen Liebesobjekte anderer Menschen werden, wie ihre Liebeskraft anzieht und abstößt, exzessiv wird und das Schicksal in Gestalt der Bankleitung die beiden Angestellten wieder zusammenführt — das sind die Stationen des Lustspiels „Exzesse". Der Witz liegt in der Erfindung, in der Konstruktion — wie Bankdirektoren zu Drahtziehern des Schicksals zweier Menschen werden, ohne es zu wollen und zu wissen, wie alte Lustspieltypen im Leben wiederkehren und unvergänglich sind, wie in die korrespondierenden Szenen, in denen die Liebenden getrennt auftreten, die Landschaft — Tirol und Ostsee — einbezogen wird. Das geht bis zur Aktualitätshascherei: wenn in Bozen Deutsche und Italiener zusammenstoßen.

*

Nicht ohne Grund wurde in diesem amüsanten Regielibretto auf die Neigung des Autors zur Aktualitätshascherei hingewiesen. Sie verführte den Autor zu zwei Werken, denen theatralische Wirkungsmöglichkeiten nicht abgesprochen werden können, die sich auch — das ist das Sympathischste an ihnen — nicht dichterisch gebärden, die aber eine Verirrung im Werke Arnolt Bronnens und einen Mißbrauch dramatischer Kunst darstellen. Nicht als ob Aufbau, Sprache, Dynamik in der „Katalaunischen Schlacht" und den „Rheinischen Rebellen" geringere Qualität aufwiesen als die vorhergehenden Werke des Autors ... die künstlerische Haltung ist es, die das Genre der beiden Stücke richtet.

In der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern kehrten die Geister der Gefallenen wieder. Die „Katalaunische Schlacht" schied nicht nur die Geister für und wider Bronnen, sie scheidet auch das Werk Bronnens in jene Schöpfungen, in denen er sich, seinen Vorzügen und seinen Bedingtheiten treu bleibt, und in jene, in denen er sich aufgibt. Ein Autor, der sich zur Schilderung der Welt, wie sie tatsächlich ist, bekennt, führt im Weltkrieg einen weiblichen Offiziersburschen ein. Der Kampf ums Weib beginnt. Wen der Krieg verschont, fällt der Kampf um die Frau. (Eine Jagd, die in epischer Dichtung eher zu gestalten ist als im Drama, weil unsere Phantasie sich einen männermordenden Dämon sicher überzeugender auszumalen vermag als die an die Zufallsdarstellerin gebundene Bühnengegenwart.) Bronnen macht hier romantisches Theater, bedient sich der Schrecken des Schlachtfeldes als Theatereffekt — man spielt nicht mit Leichen! — aber die Absichtlichkeit, mit der die Wirkung erzielt werden soll, kehrt das Grausen fast ins Gegenteil um. Romantisches Theater als Voraussetzung, Schrecken des Kriegs als geschmackloser Theatereffekt, ein technischer Trick als Schluß: die von Gewissensängsten gepeinigte Heldin dreht eine Grammophonplatte an, die den Todesmonolog des von ihr verlassenen Geliebten festgehalten hat — nie ist der Dramatiker Bronnen ärmer gewesen als hier, wo er mit der

Häufung von Überraschungen der Welt zeigen wollte, was für ein Kerl er sei.

Und nie gesinnungsloser als in dem darauffolgenden Werk „Rheinische Rebellen". Hier ist die Spekulation auf die Aktualität erwiesen, weil Bronnen das Thema des Stücks früher bereits in epischer Form behandelt hat. In der — gekonnten — Novelle „Napoleons Fall": Bronnen läßt den Kaiser die Schlacht von Waterloo verlieren, weil ihn während der Schlacht das Ewig-Weibliche hinabzieht (und macht diesen Einfall einer Offenbachiade zu einer Schilderung des Komplexes Schlacht: als elementare Äußerung eines Blutrausches, als Entfesselung wilder Instinkte, die Begegnung Napoleons mit dem animalischen Weibchen Yonnevil wird zu symbolhafter Mythe). Der rheinische Rebell Occo verliebt sich in seine Gegenspielerin Gien — und verliert eine Stellung nach der anderen an die rechtmäßige Regierung. Nur das Kostüm ist vertauscht. Augenblickswirkungen werden auch mit diesem romantischen Theater erzielt. Aber nirgendwo ist der Atem von Weltgeschichtlichem und Mythischem spürbar. Nirgendwo erreicht der private Kampf dramatische Größe. Die rheinischen Städtenamen sind Requisiten, ohne dramatische Atmosphäre zu geben.

*

Aus Artistik und Zeitdramatik gemischt ist das nächste Stück Arnolt Bronnens, das Monodrama „Ostpolzug". Wahrscheinlich hätte der Autor das Stück in dieser Form nie geschrieben, wenn er gewußt hätte, daß es schon vor „Ostpolzug" Monodramen gegeben hat. Aber der Zugriff ist bewundernswert: ein Versuch, Zeitgeschichte zu gestalten, die mit ihren Ozeanflügen, Forschungsexpeditionen und technischen Errungenschaften oftmals phantastischer ist als Schöpfungen dichterischen Ingeniums. In der Mount-Everest-Expedition und im Alexanderzug sieht Bronnen des Gleichen ewige Wiederkehr, die Wiederholung gleicher menschlicher Sehnsüchte, die Unvergänglichkeit des Bestätigungswillens menschlicher Macht. Die Szenen zwischen dem Mazedonenkönig und dem Eroberer unserer Tage wechseln einander ab, in einer Szene verschmelzen beide Personen zu einer Gestalt, die Worte, mit denen eine Szene schließt, sind die Anfangsworte der nächstfolgenden — spielerisch wird so die „Seelenwanderung" gleicher Gedanken im Laufe der Jahrtausende zum Ausdruck gebracht. (Den gleichen Kunstgriff hat Bronnen bereits in dem Lustspiel „Die Exzesse" angewandt — dort zur Überbrückung des Raums wie hier zur Überwindung der Zeit.) Die Sprache des Werks hat hinreißende Stellen, als Ganzes überzeugt es nicht: es ist nicht zentral gearbeitet, Konstruktion und Idee haben nicht den gleichen Ursprung. Die beiden Helden sprechen keine Monologe, in denen sie Widerstände (in sich) überwinden. Es sind zumeist verkappte Dialoge mit einem unsichtbaren Partner, der aber aus keinem inneren, dramatischen Grunde unsichtbar bleibt, sondern aus äußeren, spielerisch — um des theatralischen Kunststücks willen. Das ist Bronnen in hohem Maße gelungen. In der Eingangsszene, in der Alexander der Große Zeuge der Ermordung seines Vaters Philipp wird, sogar etwas mehr: in diesem Monolog weht jene innere Dramatik, die den „Ostpolzug" zu einer gigantischen Dichtung machen würde, wenn alle Szenen so wären.

*

„Reparationen", das einzige noch ungespielte Stück Arnolt Bronnens, hat durch die Distanz, die man heute zu ihm hat, gewonnen. Es wirkt heute weniger prätentiös als damals, als das Reparationsproblem noch die brennendste Tagesfrage war. Wenn die Personen des Stücks Mark, Pfennig, Pfund und Frank heißen, nimmt man heute es als eine Marotte des Autors und nichts mehr. Ein Lausbubenstreich in der Form eines amerikanischen Trickfilms, Schuldenregelung unter Eisenbahnern, die Technik spielt mit — mit ihren Möglichkeiten und ihren Tücken. Ein unbeschwertes Werk: der Humor Bronnens strömt frei, die Konstruktion ist präzise, der Dialog locker, der Schauplatz amüsant in die Handlung einbezogen. Auf Dichtung macht das Stückchen keine Ansprüche: hätte es dichterisches Format, so wäre Bronnens Komödienbegabung gesichert. So ist es ein Versprechen — in der Richtung auf den „Goldrausch"-Film und seine nächsten Verwandten.

*

In einem Roman hat sich Arnolt Bronnens Kunst bis jetzt vollendet: „Film und Leben Barbara La Marr". Die Heldin hat existiert. Schauplatz ist das

Vorkriegs-Hollywood. Nicht äußerlich ist dieser Roman mit Bronnens dramatischem Opus verbunden, dessen letztes Anregungen des amerikanischen Films seine Entstehung verdankt. Sondern organisch. Hier ist die innere Dramatik, die man in allen Muß-Dichtungen des Autors vernimmt. Ein Todesritt ist die Einleitungsszene. Der Todesritt bestimmt das Tempo, in dem die Geschehnisse des Buchs an uns vorbeirasen. Die schöne Barbara verbraucht sich, indem sie ihrem Leben nachzujagen wähnt, das ihr Ehrgeiz immer weiter von ihr entfernt. Ihre Welt, der Film, entgleitet ihr — diese Welt lebt schneller als sie, erobert Massen und Magnaten. „Barbara La Marr" ist die Geschichte vom Siegeszug des Films, gespenstischer Mythos der Welt Film. Die Atmosphäre, in der sich das Leben der Barbara La Marr erfüllt, bestimmt die Vorgänge des Romans. Wenn Bronnen den Untergang der Heldin schildert, entdeckt man auf einmal, daß er auch Herz hat. Er erschüttert, wie er es nicht einmal in seiner ursprünglichsten Dichtung, dem „Vatermord", vermocht hat.

Sein Herz nicht zeigen — das kann Stärke sein. Das Verbergen des Herzens vergessen — ist stärker. Dichten ist kein Willensakt. Sondern ein schöpferischer Zustand. Auch bei einem Autor, der mehr Wert darauf legt, Zeitgenosse als Dichter zu sein.

Das opto-phonetische Moment in der Dichtung

Von Walter Brinkmann (Berlin)

Eine einfache Erklärung, warum eine phonetische Schreibweise gegenüber einer orthographischen dichterischer und künstlerischer wirken muß, ist die Tatsache, daß beim Denken oder Erklingen phonetischer Zusammenstellungen Bildgesichte auftauchen, die den Begriff, der mit dem Klang verbunden sein soll, „darstellen", gleichsam Symbol sind und zu einer intuitiven Erfassung des gemeinten Sachverhaltes verhelfen, ohne daß eine verstandesgemäße Definition erforderlich wird. Solche subjektiven Erscheinungen haben erfahrungsgemäß eine größere Suggestivkraft, als gedankliche Definitionen gewöhnlich haben können. Wenn diese Bildgesichte auch beim Leser hervorgerufen werden können, ist eine unmittelbar sich auswirkende Steigerung der Erlebnismöglichkeit des Kunstwerks zu erwarten, besonders wenn es darauf ankommt, vor allem durch das Lautliche der Schrift Wirkungsmomente zu erzielen, wenn also die phonetische Schreibweise so rein wie möglich durchgeführt werden kann. Die Bildgesichte erfüllen dabei die Aufgabe, die drei wesentlichen Elemente der Dichtung: das sprachliche, das symbolische und das musikalische untereinander zu verbinden, ihnen einen gemeinsamen Kulminationspunkt zu schaffen, der in besonderer Weise und im besten positiven Sinne synthetisch in den Bildgesichten in Erscheinung tritt.

In seinem Buch „Die lyrische Bewegung im gegenwärtigen Frankreich" (Verlag Eugen Diederichs, Jena) schreibt Otto Grautoff u. a.: „Aus dem Kreise der Nachfolger Mallarmés hebt sich Léon Deubels Dichterpersönlichkeit durch Größe der Anschauung, durch strenge, musikalisch vertiefte Methode und konzentrierte Selbstkontrolle bedeutend heraus. Die rein zentralen assoziativen Vorgänge der Synaesthesie gewinnen in seinen Dichtungen sichtbare Form, indem er den farbigen Eindruck der Vokale und Konsonanten, die chromatischen und geometrischen Synopsien, deren Spur Fechner zuerst aufdeckte, wiedergibt. Deubel dichtet zum Beispiel: „J'ouvris les yeux sur la clameur de la lumière", weil er während des Gesichtseindruckes durch das Licht eine Mitschwingung der Hörnerven empfindet. Indem er dichtet: „Un angélus se profilait sur le silence", überträgt er einen Höreindruck in eine plastische Formempfindung ..." Bei den Léon Deubel hier unterstellten Eigen-Inspirationen durch eine Kongruenz der Sinne handelt es sich um eine spezielle Individual-Synaesthesie, um ein eigenartiges „Farbenhören" und „Tönesehen", eine Erscheinung von ein- oder mehrfarbigen Gebilden, nur durch eine akustische Reizvorstellung veranlaßt, und von Klangvorstellungen, nur durch ein „inneres Sehen" hervorgerufen. Beides erfolgt gelegentlich

auch gleichzeitig, doch immer nur intuitiv, und erhält durch ein Drittes, hier also durch die Sprache, objektive Gestalt. Deubel ist ein Schulbeispiel dafür, daß gerade in der Dichtung mehr noch als in den anderen „Künsten" die Synaesthesien Zusammenempfindungen bedeuten; unverständlicherweise steht die Fachwissenschaft dem Charakter der Synaesthesien als Zusammenempfindungen noch desinteressiert gegenüber: sie will ein anregendes Moment gegenüber einem angeregten unterschieden wissen, also eines dem anderen unterordnen. In einer Kunst, die synthetisch gemeint ist — und eine jede ist das —, müßte eine solche Unterscheidung entweder zu inneren Konflikten oder zur Abschwächung und Wertminderung des eigentlichen synthetischen Faktums künstlerischer Darstellung führen, weil nur, was in seinen Hauptteilen kongruent und einander kongenial empfunden wird, auch als „synthetisch" empfunden werden kann.

Das berühmte Rimbaudsche „Sonnet des voyelles" wird aus ähnlichen Inspirationen wie bei Deubel abgeleitet. Rimbaud soll sich später dahin ausgesprochen haben, daß dieses Sonett nur als Persiflage der „Symbolisten" gemeint gewesen sei. Man ist gern geneigt, das anzunehmen, weil nach allem, was man heute über „Synopsien" weiß, es gar nicht so scheint, als hätten diesem Sonett tatsächlich synoptische Empfindungen zugrunde gelegen. Wobei jedoch nicht vergessen werden soll, daß sich genialische Dichtung nie wird analysieren lassen, auch durch die beste Wissenschaft nicht, denn das eigentlich Wichtige, die Mystik des Urgeschehens, wird rationell vorgehende Analyse niemals erklären können.

Die Erzählung Kreislers in den „Kreisleriana" E. T. A. Hoffmanns „... auch hatte ich gerade ein Kleid an, das ich einst im höchsten Unmut über ein mißlungenes Trio gekauft, und dessen Farbe in Cis-Moll geht, weshalb ich zu einiger Beruhigung der Beschauer einen Kragen aus E-Dur-Farbe daraufsetzen lassen ...", die als synoptisches Argument gelegentlich angeführt wird, kann nicht als Synopsie im eigentlichen Sinne betrachtet werden, muß vielmehr der Virtuosität Hoffmanns in der allgemeinen Beherrschung seiner Mittel zugeschrieben werden. Die ganze Frage kann außerwissenschaftlich doch nur insoweit interessieren, als etwa eigene synoptische Erscheinungen durch sein Werk zu vermitteln dem Dichter gelingt, was bei Hoffmann gerade nicht der Fall ist. — Die Hervorrufung von Bildgesichten ist aber nicht etwa ein Vorzug der Lyrik gegenüber der Prosadichtung, grundsätzlich werden sie durch fast jedes Wort bedingt, ob dieses nun geschrieben oder auch gesprochen wird, allerdings dringen sie nur selten ins Bewußtsein. Sie spielen dabei gewöhnlich die Rolle einer Sekundärempfindung zu der eigentlichen, von dem Wort veranlaßten Empfindung, und nur diese eine, allerdings ausschlaggebende Komplikation ergibt sich, daß nämlich die „Greifbarkeit" und Gegenständlichkeit synoptischer Erscheinungen von einigen besonderen Umständen abhängig ist, so daß auch nur in besonderen Fällen eine objektive und den Gegenstand der Dichtung angehende Vorstellung erreicht werden kann. Denn in der Dichtung ist die Konzeption etwaiger Synopsien immer von dem Umstand beeinträchtigt, daß den Wortgebilden doch ein vernünftiger Sinn eigen sein soll, und daß die phonetische Bedeutung die begriffliche nur unterstützen, ergänzen soll. Die bekannte Sprödigkeit des Materials der Sprache wird darum nur in selteneren Fällen der Hervorrufung von Bildgesichten dienlich sein, als zum Beispiel umgekehrt die Malerei zu Klangvorstellungen Anlaß gibt; da sich eine rein phonetische Schreibweise mit Recht nie durchsetzen wird, werden sich auch eigene opto-phonetische Schemata für die Literatur kaum jemals ergeben. Womit jedoch nicht gesagt ist, daß die Hervorrufung konkreter Bildgesichte nicht in das Belieben des Dichters gestellt wäre und sich höchstenfalls zufällig einmal ereignete. Ganz im Gegenteil ist die Kenntnis der Vorbedingungen, unter denen Bildgesichte erscheinen, eine mit der schriftstellerischen Technik eng verbundene, weil beiden gleiche psychologische Verhältnisse zugrunde liegen. Diese Kenntnis kann also wie jene ein Maßstab dichterischer Begabung sein, wobei es von Bedeutung ist, inwieweit aus der Sekundär- eine kongeniale Mitempfindung und womöglich die ideale Zusammenempfindung von Wort und Bild zu werden vermag. Für die Möglichkeit der Hervorrufung solcher konkreten Bildgesichte in der Prosadichtung kann folgende Stelle (aus „Der Riese" von Philipp Keller, Zeitschrift „Die Neue Kunst" bei

Heinrich F. S. Bachmair, München 1913) ein Beispiel sein:

„... Plötzlich setzte die kreischende und dröhnende Musik einer Nebenbude ein, die als schmutziger Schaum gebuckelt in die Luft quoll; der Mund eines Menschen am Sprachrohr wurde die Spitze eines dumpfen Tonkegels; durch ihn brachen im Zickzack Glockenstöße und das Signal des siegreich erschlagenen Lukas ereilte wie eine fliegende Schlange den klobigen Brocken Geräusch, den der Hammer auf den Amboß fallend vorausgeschickt hatte; wie eine Unterschrift zu diesem Bild hinter Tüchern zuletzt die abgerissenen Laute unseres Kapitäns: was ging mich das an? Niemals habe ich mich so fern der nützlichen, vernünftigen Welt, so nah dem lauen Abgrund des Chaos gefühlt, als wenn ich wartend in einem Kirmeszelt saß; der Eindruck des Schmutzes, der schmalen Bänke, des verblaßten Vorhangs, des ganzen Trödels ließen mich mich für eine Trommel halten, die man in eine Rumpelkammer geworfen hat ..."

Dieser absichtlich aus dem logischen Zusammenhang genommene und dadurch natürlich nicht leichter „verständliche" Satz wurde bei einem Versuch mit einigen jungen Menschen zitiert, wobei seine einfache Verlesung eine das Problem treffend charakterisierende Wirkung hatte: von acht beteiligten „Versuchspersonen", von denen vorläufig keine wußte, daß es sich um einen Versuch handelte, wollten fünf mehr oder weniger starke objektive Vorstellungen gehabt haben, „das Bild eines Budenfestes mit seinem Lärm und Treiben" hätte sich vor ihren Augen „ganz gegenständlich geformt". Zu dieser objektiven Vorstellung gehörte, was den Versuchspersonen selbstverständlich war (!), daß sie auch den Lärm, alle die Geräusche wahrzunehmen glaubten. Es ereignete sich also der an sich äußerst seltene Fall, daß neben dem objektiven Hören Bildgesichte veranlaßt wurden und gleichzeitig noch ein subjektives Hören in ihrem Wesen von dem eigentlichen akustischen Reiz gänzlich verschiedener Geräuschvorstellungen erfolgte. Ein anderer Beteiligter dagegen behauptet, keine konkreten Vorstellungen gehabt zu haben, er wäre „mit seinen Gedanken auch garnicht dabei gewesen"; er habe nur den Eindruck eines „ganz harten Silbers" gehabt (das „Silber" wollte er auch unbedingt als Farbe angesprochen wissen). Wieder ein anderer will auch nichts Tatsächliches gesehen haben, ihm hätten „nur phantastische Visionen vorgeschwebt" (!), wie er dann genauer erklärte, „ein Sich-durcheinander-Bewegen von eigenartigen Meertieren, ganz unrhythmisch". Und noch ein Beteiligter war bei dem Bilde steckengeblieben „... wie eine fliegende Schlange den klobigen Brocken Geräusch ..." und hat später versucht, dieses graphisch zu interpretieren; auch bei ihm hatte sich also nicht ein ganzes Bild ergeben. — Beiläufig wäre dieser letzte, wenn er die zeichnerischen Mittel erst vollständig beherrscht, der gegebene Buchillustrator, wie ihn sich der Dichter nicht besser wünschen könnte.

Diese unterschiedliche Wirkung des Zitats auf Menschen gleicher Altersstufe und ziemlich gleicher „geistiger Interessen" ist kennzeichnend für das Problem wie auch für das Zitat selbst: aus einfachen elementaren Ursachen herausgearbeitet vermitteln Klangreiz und Gesichtsreiz in ihrer subjektiven Existenz kompakteste Anschauung. Eine exakt-wissenschaftliche Bedeutung kommt einem solchen Versuch natürlich nicht zu, dazu spielen scheinbar untergeordnete Momente noch eine zu große Rolle, zum Beispiel die Eindringlichkeit der Sprache beim Rezitieren, physische Entspanntheit der Zuhörenden, Konzentration des Vorlesenden, der Verlust an Suggestivkraft, der durch die Vermittlung über den Vorlesenden eintritt, mit Sicherheit dann, wenn das Zitat kein eigentliches Sprech-, sondern mehr ein Schreibstück ist usw. Zum Zweck einer wissenschaftlichen Wertung eines solchen Versuchs müßte es außerdem wahrscheinlich gemacht, „psychotechnisch" fundiert werden können, ob die wider Erwarten nicht eingetretene Stockung im Mitgehen der Zuhörer bei dem Wort „Kapitän" — an dieser Stelle doch gewissermaßen ein Verlegenheitsausdruck und zum Sinn des Ganzen nicht organisch —, ob das Nichteintreten einer Stockung einen Mangel an Konzentration bei den Zuhörern bedeutete, oder ob tatsächlich keine Veranlassung zu einer solchen Stockung gegeben ist. Die Ergebnisse eines solchen Versuchs dürfen und sollen nur symptomatisch gewertet werden, was für die Dichtung praktisch wesentlicher sein mag als eine peinlich genaue Analyse.

Bezeichnenderweise besteht bei diesem Zitat nicht einen Augenblick eine innere Unklarheit über den

Begriff „Tonkegel", der bei gedanklicher Erfassung, als zweierlei bedeutend, doch einer Stellungnahme, einer Klärung oder doch zum mindesten einer Kontrolle bedarf, einer wenn auch minimalen Aktion, die aber im reinen gedankenkonzentrierten Lesen irritieren muß. Seine opto-phonetische Funktion dagegen erfordert nicht die geringste Nachprüfung, erspart jede innerliche Entscheidung darüber, wie dieser Begriff zu nehmen sei. Und zwar nicht, weil in seinem Zusammenhang mit dem Ganzen das Wort nichts anderes bedeuten kann als etwa „ein kegelförmiger Ton", sondern weil die von seinen opto-phonetischen Inhalten bedingte komplex-synoptische Apperzeption des Zitierten diese Bedeutung organisch bestimmt, sogar vorausbestimmt: unabhängig von dem logischen Zusammenhang ergibt sich noch ein Zusammenhang anderer Art, bei dem, was an einem Teil seines Ganzen geschieht, bestimmt wird von den inneren Strukturgesetzen dieses seines Ganzen. Praktisch bedeutet das, daß diese Bildgesichte nicht nur der Sprache Hintergrund geben, sondern außerdem ihr über einige ihrer Mängel hinweghelfen können.

Eine Gegenüberstellung wie zum Beispiel diese: Zickzack-Glockenstöße nennen wir ein opto-phonetisches Intervall und haben annähernd ein Gegenstück zu einem solchen „Intervall" in der Empfindung des Verhältnisses der Farben zu den Tönen, wenn sie gleichzeitig wahrgenommen werden; wir formulieren damit also lediglich den „Tonus", die Spannung in der Empfindung einer optischen Erscheinung zu der einer akustischen, oder in der Empfindung der Vorstellung dieser Erscheinungen. Solche Intervallelemente sind in der Dichtung zahlreicher, als man vorläufig anzunehmen geneigt sein wird, sie werden deutlich jedem, der mit einer Dichtung in die „richtige Beziehung" kommt.
Die kontrapunktische Behandlung dieser opto-phonetischen Intervallsysteme kann von einem technisch-kritischen Standpunkt aus maßgebend sein in der künstlerischen Beurteilung einer Dichtung, wobei es im Prinzip gleichgültig sein sollte, ob die Hervorrufung der Bildgesichte nur als Stimmungsstimulans gebraucht wird, oder das ihnen eigene „zur Sache Zwingende" zu wesentlicherer Wirkung dient: zur Erschließung tiefster Zusammenhänge psychischer Vorgänge durch parallele Einwirkung.[1]

Zur Lage der „katholischen Literatur"

Von Martin Rockenbach (Köln)

(Fortsetzung)

2.

Unserer Ankündigung entsprechend (L. E. XXX, 505—506) soll im Folgenden eine Glosse zur Frage nach der literarischen Leistung der Katholizismus der Gegenwart so knapp wie möglich Stellung nehmen. Es kann nämlich heute von einer jungen katholischen Dichtung in ganz anderem Sinn gesprochen werden als in der Zeit zwischen 1880 und 1910. Eine ganz andere geistige Bewegung existiert heute, während katholische Literatur vor der Jahrhundertwende fast nur eine innerkatholische, für Unterhaltung und (meist apologetische) Belehrung des Publikums bestimmte Angelegenheit zweiten Ranges war und katholische Dichtung bis 1912 für ganz Deutschland sich Geltung errungen haben könnte fast nur außerhalb der deutschen Reichsgrenzen, in Österreich vor allem, nämlich, für unsern persönlichen Blick: in den ersten kühn komponierten Romanen der Handel-Mazzetti, in den Umwegen, die Hermann Bahr aufgegeben waren, im ersten Wachstum der Familiendichtung Richard von Schaukals und der Erzählungen Heinrich Federers...
Der zynisch zersetzende „Expressionismus" hatte im deutschen Katholizismus kaum mitschaffende Jugend. Der naiv gesunde Seinsoptimismus katholischer Lebenseinstellung sträubte sich offenbar gegen die Brutalität der ersten nackten Kampfansage an die bürgerliche Welt. In der „Nachkriegsdichtung" hingegen, in der der Zerstörungs- und Gefühlsrausch des Expressionismus in seinen übersteigerten,

[1] Der Verfasser Walter Brinkmann (Berlin-Wilmersdorf, Neckarstraße 18) wäre jedem Leser seines Aufsatzes für Hinweise auf Buchstellen, die opto-phonetischen Charakter haben, dankbar. (Anm. d. Red.)

blutleeren Formen einer mehr formgebundenen und bewußt wieder neusachlichen Arbeit mit viel neuem Lebensantrieb für eine natürliche, soziale, politische, religiöse Volkserneuerung Platz machte, konnte dann katholische Dichtung um so ungestörter zur Entfaltung kommen.

Innerhalb der Dichtung natürlicher Lebenserneuerung bezog katholische Dichtung sogleich die gesichertste, die am wenigsten revolutionäre Position; neue Naturdichtung des Katholizismus war nämlich weniger Dichtung rein persönlichen Bekenntnisses zu naturgemäßerem Leben als vielmehr Gemeinschaftsdichtung, Volksdichtung, Bauerndichtung vor allem. Wir nennen bemerkenswerte und darunter bedeutende Leistungen: die Bauernlyrik und lyrische Epik Jakob Kneips, Josef Magnus Wehners („Der Weiler Gottes"), Joseph Georg Oberkoflers („Triumph der Heimat") und Richard Billingers; ferner die Bauerndramen Richard Billingers und die Volksschauspiele Max Mells; ferner die Bauernromane und Volkserzählungen Peter Doerflers, Nikolaus Schwarzkopfs, (oder, mit Titeln:) „Mari Madlen", „Das unheilige Haus" und „Das untergegangene Dorf" von Leo Weismantel, „Pumpernickel" von Josef Winckler, „Die Chronik von Flechting" und „Die Heimsuchung" von Oskar Maria Graf, „Dorf am Acker" von Joseph Friedrich Perkonig, „Sebastian und Leidlieb" von Joseph Georg Oberkofler, „Das Grimmingtor" von Paula Grogger und „Hampit der Jäger" von Jakob Kneip. Nirgendwo vielleicht in der Zeitdichtung ist das Elementarerlebnis der Jugend in einer geschlosseneren Gruppe und über alles Suchen hinaus bereits so beruhigt und unaufdringlich gestaltet worden.

Andererseits bedeutet die Machtstellung der Bauern- und Volksdichtung für das Ganze des katholischen Volkslebens auch etwas Negatives. Die Volkserzählung verdrängt nämlich innerhalb der katholischen Zeitbeschreibung und Zeitführung vorläufig an Gewicht und Vielfalt ihrer Typen die Anfänge des Gesellschaftsromans, des sozial-politischen Ideenromans, des dokumentarischen, geistesgeschichtlich das Zeitdenken klärenden Persönlichkeitsromans aus unserem Blickfeld. Wir stellen also fest ein Versagen geistiger Arbeitsschichten des Bürgertums in konkreten, heute lebenswichtigen Aufgabenkreisen der gesellschaftlichen, sozialen, politischen und philosophischen Umschichtungskämpfe, die der Vitalsphäre übergeordnet sind. Wir stellen fest eine Unlebendigkeit der dichterischen Zeitdiskussion, als ob das deutsche Volk noch ein Bauernvolk wäre. Dichterische Arbeiten Hans Roseliebs und Leo Weismantels innerhalb der Selbstbesinnung und der sozial-ethischen Zielsetzung für neue Gemeinschaftsbildung zeigen z. B. erst den Weg in die Zukunft dichterischer Zeitdeutung. An den Namen des Österreichers Friedrich Schreyvogl knüpft sich erst die Hoffnung auf geistvolle politische Diskussion. Oder: wirklich wesentliche Dichtung über die Lage und Not des Proletariats, über die Lebensfragen der Großstadt gibt es außer dem zeitgeschichtlich bedeutsamen Roman „Die Eingeengten" von Franz Herwig nicht. Und daß die beiden wichtigsten Stimmen des deutschen Proletariats selber, das Lebenswerk Heinrich Lerschs und der Erinnerungsroman „Wir sind Gefangene" von Oskar Maria Graf, aus katholischer Lebenssubstanz aufgestiegen sind, ist für das katholische Bürgertum nur ein schlechter Trost...

Gleichwertiges neben der besten Volkskunst bietet die junge katholische Dichtung erst wieder im rein religiösen Bekenntnis, in neuer Lyrik, Legende und szenischer Programmatik und in neuer Dichtung eines „Spiels" in mannigfachen Stoffbereichen. Als wahre religiöse Dichter, als religiöse Persönlichkeiten des jungen Katholizismus haben wir zu nennen (freilich auch wieder mit dem berechtigten Stolz auf eine in der Zeitdichtung Deutschlands ganz einzigartig dastehende Gruppe zu nennen!): die überragende Gestalt des Mystikers Reinhard Johannes Sorge wie einen Führer, wie in Gefolgschaft sodann den die Theologie autobiographisch-volkstümlich verlebendigenden Joseph Wittig, den schwerblütig vergrübelten Konrad Weiß, die im Gedankenumkreis bescheideneren, dafür klareren Karl Borromäus Heinrich, Richard Knies und Heinrich Suso Waldeck, den aus liturgischem Geist schaffenden Gottfried Hasenkamp, den jünglinghaft frohlockenden Franz Johannes Weinrich, die sich fraulich zum Gebet neigende Ruth Schaumann... Und als Dichtung des „Spiels" endlich, unmittelbaren Ausdrucks gläubigen Weltvertrauens in rein daseinsfreudiger Bewegung, möchten wir an dieser Stelle zum Schluß

noch aufführen: die große Bilderschau christlicher Vergangenheit des Archäologen Peter Dörfler, die abenteuerliche Vergegenwärtigung historischen Geschehens in tropischer Landschaft durch Johannes Murons Kolumbusroman, Karl Linzens formgewandte Memoirendichtung und Essayistik, die aufwühlende Ekstase zwischen Qual und Erlösung in der Dramatik Dietzenschmidts, das aus grotesker Umgebung ins Metaphysische aufsteigende Märchen Wilhelm Matthiessens und vor allem Friedrich Schnacks märchenhafte Landschafts- und Schicksalsidylle ...[1] (Fortsetzung folgt.)

Bilanz rheinischer Dichtung

Von Max Spanier (Berlin)

Zur Jahrtausendfeier der Rheinlande erschien in festlicher Stunde „Das Rheinbuch", herausgegeben von Josef Ponten und Josef Winckler, ein Buch des Bekenntnisses, frohen Glaubens, schönster Dichtungen rheinischer Autoren. Nach drei Jahren erscheint wieder ein Sammelband „Das Ufer", ein Buch rheinischer Dichtungen, herausgegeben von Otto Doderer.[2] Man kann sich mit Erscheinen dieses Buches fragen, wohin hat sich in dieser Zwischenzeit die rheinische Dichtung entwickelt, Stagnation oder Aufstieg, Hinneigung zur Landschaft, zum Menschen oder zum politischen Postulat? Was ist überwunden worden und welche neuen Namen sind im Anmarsch?

Es wäre ein Fehlgang, von Doderers Buch auf den Stand der rheinischen Dichtung zu schließen, viele Autoren haben Besseres geschaffen, als was diese Anthologie bietet; die Beiträge sind schlecht gewählt, viel Unwesentliches, Belangloses nistet zwischen schönen Versen und vollendeten Novellen. Was ist der Zweck einer Anthologie? Eine umfassende Zusammenstellung aller Beteiligten, eine Auslese bester Arbeiten, oder sie will das Forum der kommenden Generation sein. Mit einer Halbheit oder Mittelmäßigkeit ist keinem gedient, nicht den Dichtern und Literaten, nicht den Freunden rheinischer Dichtung und nicht dem lesenden Publikum, für das nur das Beste gut genug ist.

Immer lag das Wesen rheinischer Dichtung in weltlicher Freude und kirchlicher Askese, in Sehnsucht zur Ferne und Liebe zur Heimatscholle. Durch Jahrhunderte kann man diesen Zwiespalt der Dichter, eingeklemmt zwischen westlicher und östlicher Kultur, verfolgen. Die Urkräfte haben sich nicht verändert, nur ihre Ausstrahlung ist anders geworden, bedingt durch die Erlebnisse unserer Tage, letzte Erfindungen und gebietende Forderungen des Morgen. Die Hymnen auf den Strom dröhnen weiter, Anekdoten und Anekdötchen werden en masse fabriziert, wenn auch „Rheinisches" durch die politische Verschiebung an Bedeutung verloren hat. Immer noch bilden George, Eulenberg, Schmidtbonn, Ponten, Schäfer die unumstößliche Phalanx rheinischer Dichtung; der Jugend, die doch sicher vorhanden ist, scheint der Durchbruch nur mühsam zu gelingen. Es wäre Zeit, daß sie hervorträte, um ihr Weltgefühl und den Geist der neuen Zeit zu proklamieren.

Die Werke, die in diesen drei Jahren geschaffen wurden, geben die entscheidende Antwort auf meine Frage. Eulenbergs „Um den Rhein" wurzelt ganz im Zwiespalt des rheinischen Menschen, unentschlossen zwischen der Kultur des alten Westens und dem aufgehenden Licht des Ostens. Was Eulenberg sonst produziert hat, über Hohenzollern und Casanovas letzte Abenteuer, verstärkt das bereits verschwommene Profil des einst romantischen, jetzt allzu geschäftigen, beflissenen Antipoden „contra Shaw". Wer einzig seine dichterische Größe bewahrt und vermehrt hat, ist Stefan George. Schmidtbonn hat sich zum besten Erzähler und Sammler entwickelt. Den „Geschichten von den unberührten Frauen" lagen wohl persönliche Erlebnisse und Begegnungen zugrunde; die „Siebzig Geschichten des Papageien" ist das altberühmte, persisch-türkische Papageienbuch in neuer Fassung,

[1] Anmerkung. Wir maßen uns selbstverständlich nicht an, mit der obigen „Bestandaufnahme" der jungen katholischen Dichtung ein „letztes Wort" auszusprechen. Schreiber dieser Zeilen wird zum Beispiel die Bücher Benedict Lochmüllers und Albert Otto Rusts erst nach Druck des vorliegenden Aufsatzes lesen können ...

[2] Walther Gericke Verlag, Siegburg und Leipzig. 263 S.

im „Garten der Erde“ vereint er die schönsten Märchen aller Länder zu einem kostbaren Ring, mit einer reifen Erzählungskunst in sprachlicher Schönheit und klarer Gestaltung. Mit seinem letzten Werk „Mein Freund Dei“ kehrt er in seine rheinische Heimat zurück. Spielt diese Geschichte einer unterbrochenen Weltreise auch in Rotterdam, Atem und Wesen des Werks sind rheinischer Art, edler menschlicher Größe. Ein schönes Buch jüngster rheinischer Dichtung ist Robert Bertrams „Der Rhein“, ein weihevoller Gesang auf den Strom, seine Wunder und Schönheiten. (Davon scheint Doderer nichts zu wissen. Ungern entbehre ich in seinem Buch den Namen Bertram, wie ich mir auch ein Buch rheinischer Dichtung ohne Clara Viebig nicht denken kann. Und wo bleiben René Schickele und Rudolf G. Binding?) Im Kampf zwischen seinem Glauben und seinem Drang zur geistigen Freiheit wird Josef Ponten zu den „Fünf Studenten von Lyon“ gelangt sein. Die Studenten sterben lieber als daß sie widerrufen. Der Roman zeigt Pontens hohe Kunst in der Landschaftschilderung, in der Menschengestaltung; er spitzt sich wie eine dramatische Komposition, ragt wie ein eherner Dom gotischer Baukunst. René Schickele gab den zweiten Teil seiner Trilogie. Der „Blick auf die Vogesen“ steht an dichterischer Fülle, geistiger Weite und harmonischen Gefühlen nicht hinter „Maria Capponie“ zurück. Mit Freuden kann man dem Abschluß der Trilogie entgegensehen. Josef Winckler bleibt „Im Teufelssessel“ der strotzige, derb humorgewürzte Erzähler, der er vom „Tollen Bomberg“ her ist. Immer noch zu wenig als Dichter gewürdigt wird Ludwig Kneip. Sein „Hampit der Jäger“ ist ein echtes Volksbuch voll rheinischer Fröhlichkeit; auch Mathars „Die ungleichen Zwillinge“ ist ein Buch voll Kraft und Humor, Leo Sternbergs „Land Nassau“ ist ein breit angelegtes Heimatbuch dieser alten deutschen Kulturstätte, Sternberg erwies sich als bester Hüter dieses kostbaren Gutes.

Das sind die Namen, die ungefähr seit einem Dezennium die „rheinische Dichtung“ präsentieren. Erst in den letzten Jahren haben sich einige Autoren vorgedrängt, die zu Hoffnungen berechtigen: Adolf von Hatzfeld, Eduard Reinacher, Otto Brües. Zuckmayer (Rheinhesse) erweist sich auch in seinen Versen „Der Baum“ und in seinen Erzählungen „Der Bauer aus dem Taunus“ voll Urwüchsigkeit und schäumendem Saft. Viel neue Namen vermag Doderer nicht zu servieren. Gern begegne ich in seinem Buch dem sympathischen Otto Heuschele, dem begabten Hermann Kesser und dem lyrischzarten Carl Maria Weber, der bereits in „Der ekstatische Fluß“ sprachlich-schöne Gedichte gegeben hat. Was bedeuten diese wenigen Namen, wenn man berücksichtigt, daß Millionen Menschen zwischen Rheinquelle und -mündung wohnen, daß das rheinisch-westfälische Industriegebiet eine Welt für sich darstellt in seinen schroffen Gegensätzen von gesellschaftlichem Oben und Unten, kirchlicher Strenggläubigkeit und freigeistigem Universalismus, wirtschaftlichem Hochkapitalismus und ungetrübter Hoffnung auf Sowjetrußland? Gerade auf die rheinische Jugend, Söhne des Grenzlands, fällt bei diesen Gegensätzen und unausgekämpften Ideen eine große Verantwortung. Wird sie die Forderungen der Stunde erkennen und der Aufgabe dienen, zu der sie berufen ist? Die nächste Zukunft wird Antwort geben.

Johannes Joergensen

Von Inger-Juul Blinkenberg (Kopenhagen)

Unter den jetzigen dänischen Schriftstellern ist Johs. Joergensen der Lyriker par excellence; in der Lyrik liegt seine Stärke und seine Begrenzung. Noch ist er, obwohl er schon mehr als sechzig Jahre alt ist, als Schriftsteller tätig; sein letztes Buch, ein Band der großen Lebenslegende, ist soeben erschienen; aber von einer Entwicklung kann bei ihm nicht mehr die Rede sein — er hat seinen Ruhepunkt gefunden, und seine Produktion läßt sich deshalb sehr wohl als ein abgeschlossenes Ganzes betrachten.

Es ist schon vierzig Jahre her, daß er seine erste Sammlung Gedichte „Vers“ erscheinen ließ; und seitdem hat er eine vielfache Tätigkeit ausgeübt; seine Produktion läßt sich am besten übersehen, indem man sie in drei Gruppen verteilt: die

Gedichte, die Romane und die rein tendenziösen Schriften. Wie schon gesagt, debütierte er als Lyriker und steht als solcher unter den hervorragendsten aller dänischen Dichter. Seine ersten Gedichte zeigen einen schwermütigen Jüngling, der es sich gefallen läßt, seine Gedanken und Gefühle in einer etwas übertriebenen, verkünstelten Sprache auszudrücken, in einer Manier, die von englischer und französischer Lyrik beeinflußt ist, und die man mit einigem Recht Manieriertheit nennen kann.

Erst mit der dritten Sammlung „Bekendelse" (Bekenntnis) findet Johs. Joergensen seinen eigenen Ton, und hier erreicht er schon das Höchste, was er je leisten soll. Wie der Titel andeutet, beschäftigt er sich in diesen Gedichten hauptsächlich mit seinem eigenen inneren Selbst; wir erleben in diesen Versen die religiöse Entwicklung, die mit seiner Bekehrung zum katholischen Glauben endet. Was diese Gedichte uns psychologisch geben können, ist aber meistens nicht besonders interessant. Ihre Bedeutung liegt darin, daß hier, mehr als bei irgend einem anderen dänischen Dichter, ein einziges Moment festgehalten ist und seine endgültige Form gefunden hat. Schlicht und einfach, ohne große Worte, schmiegt sich die Form um den Inhalt, sie drängt sich nicht vor, der unbefangene Leser wird kaum erklären können, warum diese kleinen Gedichte so mächtig ans Herz greifen, der Ästhetiker versteht, daß ihre Wirkung darauf beruht, daß das Gefühl hier eine ganz adäquate Form bekommen hat.

Die späteren Sammlungen zeigen alle dieselbe Fähigkeit, zur höchsten Vollkommenheit entwickelt. In allen Gedichten wird auch derselbe Stoff behandelt: die umgebende Natur und des Dichters Liebe zu ihr, welche in eine Art Zauberkraft, ein pantheistisches Dahinströmen übergehen möchte, und sein Kampf dagegen. Die Tendenz ist überall — von der Sammlung „Bekendelse" an — eine reaktionäre. Der Dichter erzählt von dem uralten Streit zwischen Gott und Welt — oft geschieht es aber glücklicherweise, daß er die Tendenz vergißt, und so reine Gefühlsbilder aus der Natur wie „Angelus-Glocken" gibt:

> Der er saa groent og stille
> paa Bjærgets Skrænt.
> Mod Evighedens Kilde
> min Sjæl er vendt.

(Es ist so grün und still am Bergeshang. Gegen die ewige Quelle ist meine Seele gerichtet.) Dies Gedicht ist der Sammlung „Blomster og Frugter" (Blumen und Früchte) entnommen; leider kann die Übersetzung nicht den Rhythmus des Originals wiedergeben.

Wie in der Lyrik gibt Johs. Joergensen uns in seiner Prosa nur sich selbst. Er ist unter allen dänischen Schriftstellern wohl der subjektivste. Alle seine Romane erzählen nur zwei Geschichten: die schöne Liebesgeschichte aus seiner frühesten Jugend, mehr eine geträumte als eine erlebte, und die Geschichte von seinem bürgerlichen Verfall, seiner zerstörten Ehe und seiner Bekehrung. Es hört sich recht arm an. Wer aber diese verschiedenen Romane gelesen hat, weiß, daß der innere Reichtum des dichterischen Gemüts überall den einfachen Stoff mit dem Mantel der Poesie umwunden hat, daß die schlichten Motive in einer reinen, fast puristischen und doch ergreifend musikalischen Sprache ausgedrückt sind. Diese Sprache wie auch die Grundstimmung der Romane ist mit der seiner Lyrik tief verwandt. Die Bilder sind meistens sehr schlicht, nie ausgeklügelt und vermitteln dennoch eine starke Wirkung. Die Mittel, deren Johs. Joergensen sich bedient, sind alle von malerischer oder musikalischer Art. Es gibt in seiner Lyrik wie in seiner Prosa nur wenige Linien, um so mehr der Farben und der musikalischen Klänge; sein Bild von der Natur besteht aus unbestimmten Umrissen, aus einem wechselnden Spiel von Wolken und Sonnenschein, Meeresblau und Sternenlicht; Bäume und Blumen spielen eine große Rolle, die Tiere nur eine ganz geringe, und wenn sie vorkommen, sind es immer Vögel; denn es geht ihm, wie er in „Foraarsevangelium" (Frühlingsevangelium aus „Bekenntnis") sagt: der Laut vom Leben, das singt und summt, erfüllt meine Seele, bis der Rand der Lippen von Versen sich feuchtet — wie die Kumme einer Quelle mit singendem Wasser strömt und quillt.

Als ein Beispiel seiner Prosa werden hier ein paar Zeilen aus dem kleinen Roman „Den yderste Dag" (Der jüngste Tag) mitgeteilt:

„Es war November, es war der Monat des Sterbens. Die Natur, die neulich in allen Farben des Oktobers gestrahlt hatte, war jetzt blaß und grau und trübe, und es gab keinen Tag mehr, und der scharfe (im Original „strid") Regen fiel in den nackten Wäldern, und über den nassen Brachfeldern stand grauer Nebel um alle fernen Dinge."

Und um auch mit einem Beispiel aus demselben Roman die Stimmung zu beleuchten, die hier wie in den meisten anderen Romanen die herrschende ist, seien noch diese Zeilen angeführt:

„Es geschieht Dichtern, daß sie sich plötzlich die Hände vor die Augen ihrer Seele halten müssen, weil alles plötzlich wie offene Fenster wird, wodurch die Unendlichkeit ihnen entgegengähnt."

Zwischen den Romanen und den rein tendenziösen Schriften steht die große Selbstbiographie „Die Legende meines Lebens", ein großes Werk in sieben Bänden. Es läßt sich nicht leugnen, daß die künstlerische Kraft in den späteren Partien sehr abgeschwächt ist — und doch lohnt es sich der Mühe, das ganze Werk zu lesen, denn es gibt, wie wohl kaum ein anderes dänisches Seitenstück, die Entwicklungsgeschichte einer Seele; die ersten Bände enthalten außerdem wertvolle Beiträge zur allgemeinen Geistesgeschichte der letzten Jahrzehnte des abgelaufenen Jahrhunderts.

Von den katholischen und nur katholischen Schriften Johs. Joergensens soll hier nicht die Rede sein; nur das Buch von dem heiligen Franz soll erwähnt werden, weil es auch für nicht katholische Leser Reiz hat durch seine eindringliche Seelenmalerei; ein Buch, das mit so großer Liebe geschrieben ist, wird immer auf seine Leser großen Eindruck machen.

Zuletzt seien noch Johs. Joergensens Essays genannt, wie auch die kleine Arbeit, das „Goethebuch"; die bedeutendsten unter den Essays sind wohl die zwei über Baudelaire und Verlaine, die zwei französischen Dichter, die für Johs. Joergensen von entscheidender Bedeutung gewesen sind. Die Essays bestätigen, was sich aus den Gedichten sehen läßt: die große Empfänglichkeit seines dichterischen Gemüts. Aus vielen Quellen hat er geschöpft; Beeinflussungen aus englischer und französischer Poesie (Swinburne, Shelley, Baudelaire, Verlaine und andere) sind in seiner Produktion mit Eindrücken aus älterer dänischer und mehr noch aus deutscher Poesie (das Volkslied, die älteren Romantiker, Goethe) zusammengeströmt, sind von seinem Gemüt aufgenommen worden, und wie Kristalle haben sich dann die Gedichte, die musikalische gefühlsreiche Prosa aus diesem mannigfaltigen Stoff herausgeschieden.

Kriegführung [1]

Von Guido K. Brand (Berlin)

Kriegsbücher sind gefährlich. Gefährlich, weil die Lockungen, dem Ungeheuer, dem Moloch Krieg nahezukommen, zu Verstiegenheiten, zu Übertreibungen der Form und des Inhalts verführen; gefährlich, weil alle Talente zusammengenommen an der Grauenhaftigkeit einer einzigen halben Stunde vor Verdun scheitern müssen; gefährlich, weil die Hölle in der Champagne zur Tendenz rechts und links verleitet; gefährlich, weil Dutzende von Generälen in ihren Memoiren aneinander vorbeireden; gefährlich, weil der Dilettantismus Orgien der Wirklichkeit feiern kann. Seit Henry Barbusse fragen wir uns: wo ist der Dichter des Krieges? Leben wir des Glaubens, daß er gefallen ist in einer der tausend mörderischen Schlachten, so beruhigen wir unser Gewissen mit Resignation. Leben wir des Glaubens, daß er in vierzig, fünfzig, hundert Jahren kommen wird, so sollte man alle Kriegsmemoiren, alle Bücher mit privaten Angelegenheiten und Erlebnissen aus dem Krieg, alle Hetzschriften verbrennen. Der Krieg ist unfaßbar.

Aber es gibt Dichter, die an den Rändern des Krieges Dinge aufspüren, die ihn plötzlich wie einen tiefen urgründigen Schacht aufhellen, aus dem alles Entsetzen und Grauen, alles Elend und Weinen von Millionen Menschen uns anschreit. Wer selbst draußen stand, die singenden Granaten und die tiefe Stille einsamer russischer Winternächte hörte, wer mit verängsteten Augen einmal aus dem Graben stieg und im mörderischen Feuer gegen Drahtverhaue lief, dem ist nichts zu sagen. Es ist gut, daß unsere Mütter nur von ferne das Schreien der Verwundeten und Geängsteten hörten.

Es gibt Dichter, die an den Ausläufern des Krieges Grauenhaftes genug fanden, um die Wirrnis von vier entsetzlichen Jahren aufbrennen zu lassen. Ich

[1] „Der Streit um den Sergeanten Grischa". Von Arnold Zweig. Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 552 S. M. 6,— (8,50).

denke an Romain Rolland „Mutter und Sohn", das gleiche ist von Arnold Zweigs „Der Streit um den Sergeanten Grischa" zu sagen.

Die Geschichte ist einfach: ein russischer Sergeant entflieht einem Gefangenenlager; vorzeitig aus einem Holztransportzug, der ihn in die Nähe der russischen Front bringen sollte, entwichen, eine Zeitlang mit Russen zusammenlebend, von dem furchtbaren Heimweh nach Rußland getrieben, fällt er durch seltsame Umstände in die Hände des deutschen Militärs. Um ihm den Übergang zu erleichtern, ist aus Grischa Paprotkin ein Mann namens Bjuschew geworden; aber gerade als dieser wird er als Spion verhaftet, zum Tod verurteilt. Paprotkin aber will leben. Es gelingt ihm, den Nachweis zu erbringen, daß er nicht Bjuschew, kein Spion, sondern ein vor Sehnsucht nach seinem Weibe, nach seinen russischen Wäldern aus einem Gefangenenlager entwichener Sergeant ist. Von hier ab ist Paprotkin nicht mehr ein Mensch, sondern ein juristischer Fall. Der General hebt das Todesurteil auf, der Fall jedoch wird vom Armeeoberkommando weiterbehandelt, das Urteil ist zu vollziehen. Wie um einen Knochen Hunde sich reißen, kämpfen zwei Generale, zwei Kriegsgerichtsräte, Kanzleien und Schreiber um Grischa. An der Front fallen Hunderttausende, Schlachten, Durchbrüche zerfetzen die Front, um Paprotkin füllen sich Aktenbände, kämpfen Divisionäre und Quartiermeister von Armeen, Adjutanten und Schreiberseelen. Eine Welt geht in Trümmer, aber um Paprotkin werden scharfsinnige Urteile gefällt. Telephondrähte zittern von Brest-Litowsk bis an die Front. Auf der einen Seite steht General von Lychnow, der menschliche, der gute, der warmherzige, auf der anderen Seite der kalte, berechnende Militär Generalmajor von Schieffenzahn. Es liegt in der Natur der Sache: von Schieffenzahn gewinnt. Paprotkin wird nach Monaten entsetzlichen Bangens, furchtbarer Angst, Gehetztseins vom Leben an die Tore des Todes und ins Leben zurück, hingerichtet. Es ist die Angst der Sacco und Vanzetti: der Tod sitzt im Genick, vor den Augen prallt das Licht der Sonne und singt das Leben.

Grischa ist gar kein Fall Paprotkin oder Bjuschew, sondern ein grauenhafter Fall der Kriegführung, der Machtgelüste. Keine Schlacht trommelt, aber das Gespenst Krieg lodert von der ersten bis zur letzten Seite, durch einen eisigen russischen Winter, durch furchtbare Nächte in Gefangenenzellen, durch Wirklichkeiten der Lazarette, Schreibstuben, durch ausgebrannte Gehirne und Intelligenzen, durch Stumpfsinn der Untergebenen, die nichts anderes kennen, als einen Befehl auszuführen. Es sind Szenen von mythischer Großartigkeit darin: das Kapitel „Der Wald", „Bildnis eines Selbstherrschers", „Ein Sieg", „Eine Niederlage". Es sind Dinge gesagt, die einem das Herz sekundenlang auslöschen, die Natur Rußlands, die Landschaft, die Menschen, jüdische Städte, verlassene Ebenen wachsen auf, als ob sie zum erstenmal gesehen seien. Voll unerhörter Schärfe geht der Kampf, von Lychnow menschlich, nachdenklich, gutmütig, aufbrausend aber im Verständnis für den Wert des Menschenlebens geführt. Auf der anderen Seite aber steht Schieffenzahn unerbittlich, militärisch, nichtachtend des Einzelnen, der nur eine Zahl ist unter den Millionen derer, die leben oder sterben. Es ist kein Buch vom Morden des Krieges, aber von dem Gift des Molochs, der die Länder Europas verwüstete.

Kanadische Mennoniten

Von Heinz Kloß (Stuttgart)

Unter den Deutschen außerhalb Mitteleuropas heben sich seit langem die Mennoniten als ein selbständiger Menschenschlag ab. Einzelne Gruppen und Splitter leben in der Schweiz, in Deutschland, Frankreich und Holland. Aus der Schweiz und vom Niederrhein sind vor zweihundert Jahren große Scharen von Mennoniten nach Nordamerika ausgewandert, in ihrer Hauptmasse im Osten um Lancaster herum seßhaft geworden und ein wichtiger Bestandteil des pennsylvaniadeutschen (pennadeutschen) Volks geworden, dessen 1834 geborener Führer Abraham Reeser Horne mennonitischer Herkunft war. Eine andere Gruppe wanderte von Holland über Westpreußen, wo sie längere

Zeit wohnte und die friesische mit der plattdeutschen Umgangssprache vertauschte, nach der Ukraine, wo heute der Molotschnaer Nationale Rayon fast ausschließlich von Mennoniten bewohnt wird. Von dort aus sind größere und kleinere Scharen nach Kanada und den westlichen Vereinigten Staaten, in jüngster Zeit teils direkt, teils von Nordamerika aus, auch nach Mexiko und nach Paraguay gezogen. Dieser in der Ukraine wohnhafte oder dort früher beheimatete Teil des Mennonitentums ist ein besonderer Stamm so gut wie Pfälzer oder Schwaben, ein Stamm, der seine eigene niedersächsische Mundart spricht, der sich durch seine besondere Weltanschauung und Geschichte noch mehr als die meisten anderen deutschen Stämme von den übrigen Gliedern der deutschen Sprachgemeinschaft abhebt und nicht weit davon entfernt ist, ein besonderes Volk zu sein. Da bei der jungen Generation dieses Volks in der Sowjetunion das Bekenntnis und in den Vereinigten Staaten die Muttersprache auf das stärkste bedroht ist, ist Kanada der eigentliche Mittelpunkt nicht der mennonitischen Glaubensgemeinschaft in ihrer Gesamtheit, aber des mennonitischen Stammeslebens, wie es sich bei jenen niederdeutschen Mennoniten durch das Doppelmerkmal von Bekenntnis und Mundart ergibt.

Bei den kanadischen Mennoniten haben sich in den letzten Jahren Ansätze zu einer eigenen Literatur entwickelt, zu der Bücher von H. D. Friesen, E. M. Hofer, J. Janzen, D. Klassen, J. P. Klassen, A. Kroeker, J. Lübeck, H. A. Neufeld, G. A. Peters, H. Schroeder und J. Wiens gehören. Das stärkste Buch dieses höchst ungleichwertigen jungen Schrifttums heißt: „Kanadische Mennoniten. Bunte Bilder aus dem fünfzigjährigen Siedlerleben. Zum Jubiläumsjahr 1924." (2. A. Rundschau Publishing House, 672 Arlington St., Winnipeg Man. 1925.) Als Verfasser wird in dem Buch Novokampus genannt, ein Pseudonym, hinter dem wir Dietrich Neufeld, einen Professor am Mennoniten-College zu Bluffton-Ohio, zu suchen haben.

Die halbe Anonymität ist nicht zufällig. Der Verfasser wollte weder ein Drama noch einen Roman noch ein Gedicht schreiben, sondern als sich der Tag, an dem die ersten ukrainischen Mennoniten in Kanada ankamen, am 30. Juni 1924 zum fünfzigsten Mal jährte, wollte er wie ein Chronist eine Übersicht über die bisherige Geschichte seiner Brüder in Kanada geben. Damit man die Erlebnisse, von denen er zu berichten hatte, allem Volk zur gleichen Zeit vor Augen führen könne, faßte er sie in Rede und Gegenrede ab. So kam er zur äußeren Form dessen, was man Drama nennt; doch in Wahrheit haben wir eine verdichtete Chronik vor uns, in der die Tatsachen so zusammengedrängt sind, daß undeutlich und entfernt die Erinnerung an das unpersönliche Epos eines Volks im großen Sinne wach wird. Ohne jede Übertreibung darf man an Hans Grimms Versuch erinnern, ein Epos des deutschen Volks und seiner Raumnot zu schreiben. So groß auch der Vorsprung ist, den Hans Grimm aus seiner weit stärkeren sprachlichen Schulung und aus der reichen Überlieferung des reichsdeutschen Schrifttums gewonnen hat, so spricht er doch nur für eine Gruppe innerhalb des reichsdeutschen Volks, denn nur ein Teil des Reichsdeutschtums ist niederdeutsch und teilt Grimms Wesensart, und nur ein Teil des Reichsdeutschtums, und nicht der für seine Entwicklung entscheidende, besteht aus Bauern. Da der mennonitische Stamm um vieles einfacher ist in seiner Zusammensetzung als das Reichsdeutschtum, findet sein Stammestum in Neufelds Sprache seinen vollgültigen Ausdruck. Wir sehen Einwanderer, die in Kanada langsam heimisch werden und sich gegen die Erlernung der englischen Sprache sträuben, aber schon nicht mehr sicher sind, ob sie die hochdeutsche Schriftsprache, von der ihr mennonitischer Dialekt so weit entfernt ist, noch richtig beherrschen. Im großen Kriege sind kanadische Brüder mit dem Heere nach Frankreich gezogen, gegen das alte Muttervolk, und eben, als aus der zerbrochenen Ukraine neue Auswanderer in Kanada eintreffen, beginnt eine Untergruppe der alteingesessenen kanadischen Mennoniten, beginnen die Altkolonier, die in Kanada die soziale Haltung des ukrainischen Kulaken nicht verlernen mochten, nach Mexiko weiterzuwandern. Ohne Enge und ohne Grenzen ist der Raum, über den hin diese Menschen zu denken gewohnt sind, und in dem Bild vom Volk ohne Raum sind sie (und nicht nur sie) ganz und gar vergessen worden.

Der Tonfall des Werks ist jedem vertraut, der die hochdeutsche Ausdrucksweise von Menschen, deren

tägliche Umgangssprache das Plattdeutsche ist, kennt. Es ist die stets ein wenig ungelenke Sprechweise des niederdeutschen Bauernsohnes, und die Sprache wird hier so stark und sicher gehandhabt wie kaum in einem anderen deutsch geschriebenen Dichtwerk, das außerhalb Europas veröffentlicht worden ist. Hier zeigen Überseedeutsche nicht Jamben, nicht Stabreim, sondern sich selber. Die verdichtete Chronik beweist, daß dieses kleine staatenlose Volk starke innere Spannungen und Kräfte in seiner Abgeschlossenheit vom Reichsdeutschtum entwickelt hat. Hier ist wahrhaft Volk im Raum.

Gedenkblätter

XXXVII

Christine Touaillon

Von Robert F. Arnold (Wien)

Vor fünfzig Jahren in Iglau geboren, 1904 in Graz vermählt und seitdem in Steiermark wohnhaft, 1905 in Wien promoviert, 1921 auf Grund einer in jedem Sinn gewichtigen Geschichte des deutschen Frauenromans im 18. Jahrhundert habilitiert (als überhaupt zweite Dozentin Österreichs), 1928 nach kurzer Krankheit in Graz gestorben, — wie leicht sind solche Daten niedergeschrieben, wie rasch gleitet der Blick über sie, die Marksteine eines Lebens, hinweg. Und doch sind diese wenigen Ziffern mit den ihnen anhaftenden dürren Tatsachen und etwa noch diesem oder jenem Buch alles, was von unsereinem für eine Weile übrigbleibt, was den Schall des Namens noch einige Jahre oder, wenn's hochkommt, Jahrzehnte fortschwingen läßt — denn die eigentliche, die edelste Unsterblichkeit des Wissenschaftlers ist anonym. Wie sollte die Nachwelt zwischen unzulänglichen Zeilen lexikalischen oder bibliographischen Tonfalls das X einer unersetzlichen Persönlichkeit herauslesen können? Eben darum fühlt sich ein Lehrer, Kollege, vieljähriger Freund Christine Touaillons geradezu verpflichtet, hier so viel von dem Wesen einer originellen, bedeutenden, liebenswerten Frau festzuhalten, als er überhaupt und als er in engen Grenzen vermag.

Nicht auf der ebenen Heerstraße des Gymnasiums, die alljährlich jetzt Tausende junger Mädchen beschreiten, ist sie zur akademischen Bürgerschaft und zuletzt sogar auf das Katheder gelangt; sie hat sich den Weg dorthin im Zickzack von der Bürger- und der Höheren Töchterschule über die Lehrerinnenbildungsanstalt bahnen müssen, eine Zeitlang gleichzeitig Volksschulunterricht erteilt, die Universität besucht und sich auf das Abiturium vorbereitet und dieses erst 24jährig, also in einem Alter abgelegt, das ihre Geschlechtsgenossinnen gewöhnlich schon unter dem Doktorhut findet. So begann ihre wissenschaftliche Laufbahn mit zäher Überwindung vieler Widerstände, nicht jener nur, die sich aus einer zunächst ganz anders orientierten Vorbildung ergaben, sondern auch aller anderen, die zu Anfang dieses Jahrhunderts den Pionieren des Frauenstudiums zu schaffen gaben — speziell akademischer Hindernisse und auch solcher, die das schlechthin Vorhandene dem schlechthin Neuen entgegensetzt, entgegensetzen muß. All jenen tapferen Mädchen und Frauen, die sich „trotz alledem und alledem" und Schritt für Schritt die Hochschule eroberten, ist bis auf den heutigen Tag, da nun ihre Nachfolgerinnen mühelos das schwer Erkämpfte genießen, etwas Streitbares, etwas beinahe Heroisches geblieben, das stete Bedürfnis, Vorrechte durch gleiches Recht für alle zu ersetzen, die Fähigkeit, eigene Interessen einer guten Sache aufzuopfern, rührender Optimismus und, als ganz besondere Note, eine fast mütterliche Teilnahme an allen, die da leiden. Fügt man diesen Kennzeichen einer ganzen Generation kindliche Lebensfreude, Ehrgeiz und unbeugsame Willenskraft hinzu, so gewinnt das hier zu entwerfende Bild bereits Lebensähnlichkeit. Sie war eine Enthusiastin. Welt- und Lebensanschauung, ihr wissenschaftliches und ihr künstlerisches Bekenntnis, politische und persönliche Neigungen und Abneigungen — das alles verschmolz in der Glut ihres Herzens zu einem

geschlossenen Ganzen, und wie für ihre Überzeugungen, ging sie für ihre Lieblinge im Bereich der Dichtung, für ihre Freunde, für ihre Schützlinge durch dick und dünn, so kampfbereit, daß sie gar nicht damit einverstanden war, wenn man gleich mit ihr eines Sinnes war, denn immer wollte sie überzeugen, bekehren, Widerstände überwinden. Sie lebte in glücklichster Ehe, ebenso fern den Sorgen des Reichtums wie denen der Not — aber sie empfand so seltenen Segen nicht als Privileg, sondern als Verpflichtung, und auch diese Kinderlose hatte viele Kinder, solche sogar, die früher geboren waren als die Pflegemutter.

Wie an alles, was sie unternahm, ging sie auch an die Wissenschaft enthusiastisch heran. Wäre ihr gleich Vielzuvielen das Studium lediglich ein Weg zur Versorgung oder der Ersatz für Liebe und Ehe gewesen, so hätte sie ihre Studien nicht als Braut und Jungvermählte unter großen Schwierigkeiten zu ehrenvollem Abschluß gebracht, nicht hernach in einem weststeirischen Marktflecken, also unter noch ungünstigeren Umständen, ein schwergelehrtes Werk geschrieben; sie hätte nicht, ohne sich durch einen Mißerfolg in Graz abschrecken zu lassen, die Dozentur in Wien angestrebt und erhalten. Literatur und Literaturwissenschaft waren und blieben ihr Herzenssache. Daher das organische Leben, die Blutwärme alles dessen, was sie lehrte und schrieb — ob nun ihr Blick, über die chinesische Mauer des „Fachs" frei hinausschweifend, dichterische Phänomene als Funktionen der Kultur- oder Geistesgeschichte erfaßte oder sich ein der weiblichen Mentalität besonders gemäßes Interesse für das literarische Individuum in Miniaturbildern zumal erzählender und lyrischer und zumal weiblicher Poeten bekundete.

Diese Doppelheit der Einstellung auf den mächtigen Stromstrich der Geistesgeschichte einer- und andererseits auf die Formulierung der dichterischen Einzelpersönlichkeit tritt in den Ergebnissen ihres Lehrens und Schreibens deutlich zutage. Ihre Universitätsvorlesungen galten vornehmlich der Geschichte des Romans und der Novelle, sodann modernster Lyrik; neben einem Kolleg über Hans Sachs steht eins über Wassermann. Noch weitere Kreise zog sie im „Volksheim", an der Peripherie der Großstadt, vor einer aus den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten zusammengesetzten Hörerschaft. Schlichtem, phrasenlosem und herzgewinnendem Vortrag kam der wunderbare Wohllaut ihrer Stimme zustatten; im Rhythmus ihrer Rede verriet sich dem Kundigen eine ungewöhnliche Musikalität und ein der Öffentlichkeit nur in seltenen Proben dargelegtes poetisches Talent.

Was aus ihrer Feder hervorging, ist den Lesern dieser Blätter, denen sie ja seit Jahren über den Frauenroman unserer Tage Bericht erstattet hat, mit der Nachricht über ihr Hinscheiden in Erinnerung zurückgerufen worden.

Nun, da sie auf der Höhe des Lebens stand, weite Gebiete des deutschen und nicht bloß des deutschen Schrifttums beherrschend, da sie sich mit den Entwürfen neuer, großzügiger Werke trug, mitten aus mannigfaltiger, hochwertiger Arbeit ist sie hingeschieden, und wir dürfen das von einem großen Österreicher auf einen anderen geprägte Wort vom Begräbnis eines reichen Besitzes, aber noch schönerer Hoffnungen wiederholen. Und dies Leben köstlich nennen, nicht bloß biblisch, weil es voll Mühe und Arbeit gewesen, auch deshalb, weil es aus der Geschichte einer großen Wissenschaft nicht hinweggedacht werden kann, und zumeist darum, weil es überallher Licht und Wärme empfing und überallhin ausstrahlte, weil es Liebe fand und Liebe gab.

Das neue Jesusbuch

Von Franz Strunz (Wien)

Das erschütterndste Menschenleben erzählt hier ein Meister der Menschendarstellungskunst,[1] schlicht, sachlich, immer im Stil der knappen, geheimnisreichen Urkunden, volksbuchartig, aber stets aus der starken gefühlsmäßigen Einsicht in die Tatsachen dieser schmerzvollen Menschlichkeit. Es ist nicht der kultische Jesus der Kirche, nicht der mystische Christus des katholischen Dogmas und der philosophischen Theologie des

[1] „Der Menschensohn." Geschichte eines Propheten. Von Emil Ludwig. Mit 15 Zeichnungen von Rembrandt. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 273 S.

Mittelalters. Von christologischen Problemen verspürt man hier keinen Hauch. Emil Ludwig schrieb sein Buch als eine Geschichte des Herzens, des Innenlebens, des Selbstgefühls, eine ergreifende Geschichte des Elends und der Demut, des grauenvollsten Opfers. Welten und Abgründe trennen diesen Jesus von dem Christus, der von allem Anfang an der Herrscher des Himmels und der Erde ist, dem Könige, dem alle Engel dienstbar sind und dessen heilige Kirche als überweltliche Größe präexistent war, dem „Herrn", der den Ratschluß Gottes über die Welt und die Menschen kennt und selbst unmittelbar Gottesherrschaft ausübt. Kein Wort hier von diesen schweren und mühsamen Dingen, die doch von Menschen nicht ersehnt und verstanden werden. Gerade das Schweigen darüber macht das würdevolle und reine Buch so unerreichbar schön und gibt ihm die Wirkung, daß man sich dem Leben seines Helden verbunden fühlt wie einem Freunde, den man über alles geliebt hat. Ganz natürlich und menschlich baut sich hier ein Charakter auf, seine Sprache sind die einfach-innerlichen Worte des Evangeliums, kein schmuckhafter, novellistischer Zusatz stört die historische Rede; Jesus sagt kein Wort, das sich nicht aus der besten Überlieferung, dem Urtext (und da wieder vor allem aus der ältesten Quelle, dem Markusevangelium) belegen läßt, nirgendwo stören dogmatische Gewaltsamkeiten und Gedankenkonstruktionen einer orthodoxen Christologie, die sich in Metaphysik und Transzendenz verflüchtigt. Nichts ist hinzugetan als nur „Blick und Ausdruck", nur die „Gedankenbrücken zwischen den Worten", die Motive und Gefühlsketten ... Es wird nur — mit Verzicht auf alle Schwärmerei — gesagt, wie dieses Schicksal die Schicksale jedes Menschen repräsentiert, denn auch Jesus ist von den Lasten des Herzens beschwert, von schenkender Lebensfreude und namenloser Todesbangigkeit, er ist der Sohn des Menschen, der Träger seiner Idee und seines ewigen Martyriums, der Diener an vielen, überreich an Konflikten und Hemmungen. Freilich ist der „Menschensohn" im Neuen Testament wesentlich anders — auch der Verfasser dieses Buches weiß darum —, dieser Ausdruck wird auch von Jesus nicht als Kennzeichnung eines Idealmenschen verstanden, sondern im Sinne von Messias, dem Gesalbten, der als präexistenter, himmlischer Mensch bei Gott ist und „dereinst vom Himmel zum Gericht und zur Errichtung des Gottesreiches kommen wird". So reden schon Daniel und die Apokalyptiker von dem himmlischen und messianischen Menschen. In den letzten Wochen seines Lebens hat sich zweifellos Jesus als Menschensohn, das ist messianischen König gewußt. Das klingt auch in Emil Ludwigs Erzählungen an, und wenn er den Mann aus Nazareth in die Nähe Gottes stellt, macht uns sein Wort alle Schauer der Sehnsucht fühlbar, die sich in dem alten, ehrwürdigen Ausdruck Menschensohn verbargen. Aber immer einfach erzählt es der Chronist und Dichter, mit bezwingender Innigkeit, die sich am menschlichen Herzen Jesu erglühte und darum dem Leser die Herzenswärme dieses fernen Menschen vermittelt.

Dieses Buch ist kein „Leben Jesu". Es ist anders als das, was seit langer Zeit eine besondere Literaturgattung von oft recht abgestufter Dignität geworden ist, schon darum anders, weil sein Verfasser weiß, daß man eine Biographie Jesu überhaupt nicht schreiben kann. Auch die Evangelien, vor allem die Synoptiker, sind volksbuchartige „Kleinliteratur", einfache Wiedergabe von Geschehnissen ohne jede theologische Verbrämung und höhere literarische Komposition. Sie lassen das historisch-biographische Interesse vermissen. Alle psychologischen Kennzeichen von „Lebensbildern" und „Memoiren" fehlen. Als volkstümliche Sammlungen von Worten und Taten Jesu mit ihren eingeflochtenen Sprüchen, Bildern und Gleichnisreden haben die Evangelien die Welt erobert. Von der kleinen jüdischen Sekte, wo sie als Schrifttum und Predigt ihre Keimzelle haben, steigen sie bald empor zur kultischen Vorlesung beim Gottesdienst des werdenden Christentums. Nicht als Biographien treten die Berichte über die Geschichte Jesu in die Welt, sondern als frohe Verkündigung des Jesustums und der messianischen Königsherrschaft des Gottessohnes, des aus dem Tode Auferstandenen, der Herr ist. Sie sind literarische (genauer gesagt volksbuchartige) Ausdrucksformen des Christuskultus. Die zeitliche und „biographische" Einrahmung der einzelnen Geschehnisse hat übrigens viele Wandlungen, Umstellungen und Verschiebungen durchgemacht, und nur die eigentliche Passion behielt von allem Anfang an einen unveränderten Zusammenhang. Schon früh ist die Passionsgeschichte im Gottesdienst der Urgemeinde eine lectio continua. Man muß das erwägen, wenn man den Wert und den Sinn des Jesusbuches von Emil Ludwig richtig einschätzen will. Es ist eine ganz andere Literaturgattung als Giovanni Papinis Vita di Cristo, die ein Buch der Apologie, der Propaganda und der Kirche vorstellt. Ludwig gibt keine Biographie, sondern er gibt weniger und doch mehr: er baut seine Seele auf aus den wenigen Herzschlägen, die man von Jesus kennt, er findet Worte für das innere Leben, das sich an den überlieferten Worten dieses Mannes entzündet, und zeichnet mit zarter, respektvoller Hand das mögliche Bild seiner für uns Abendländer so fernen Erlebnisse. Jesus kommt aus dem Osten. Er ist uns ein

Volksfremder. Und doch ist er der göttlichste Mensch, weil er der menschlichste ist. Alles, was er sagt und tut, sind Etappen seiner inneren Entwicklung und Offenbarungen des Gotteserlebnisses. Sein Leben ist seine Lehre. Es ist eingebettet in orientalische Prophetie und Religion, seltsam durchwirkt von Apokalyptik, Eschatologie und Dämonie. Das Ethische ist nur interimistisch, nur Provisorium, denn das Hereinbrechen der Endzeit steht bevor: „Kehret um, das Himmelreich hat sich genaht." Eines ist not. Aller Menschenegoismus fällt damit in sich zusammen. Das Himmelreich ist überethisch. Es kennt keine ethischen Gesichtspunkte. So lebte es Jesus, so wurde sein prophetisch-dämonischer Genius Gestalt in seiner unverwelklichen, palästinensischen Bildersprache (gewiß uns Abendländern trotz aller volkskundlichen und sprachlichen Durchforschung in manchem Wortspiel immer noch dunkel!). Auf den Höhepunkten seines Lebens steht Jesus jenseits aller Weltanschauung, denn diese Welt bedeutet ihm nichts mehr: „ich bin nicht mehr in der Welt" (Joh. 17, 11). Des Menschen Sohn wird sitzen auf dem Thron seiner Herrlichkeit. Er erlebt in sich die messianische Erlösungsgewalt der Endzeit. Er fühlte sich am Ende seines kurzen Lebens nur noch als eine Kundgebung Gottes an die Menschenseele, er empfand sich so bis zum letzten, grauenvollen Schrei der trostlosen Verlassenheit, die noch kein Jesusbuch mit so viel innerer Bewegung und doch so schmucklos erzählt hat wie der „Menschensohn" von Emil Ludwig. Hier spricht das unbegreiflich seelische Element im Nacherleben eines Schicksals, im Durchleiden eines anklagenden Entsetzens, wie es nur der bedeutende Dichter, der die Abgründe des Herzens kennt, in Worten auszudrücken vermag.

Reisebücher von gestern und heut

V

Von Fedor von Zobeltitz (Berlin)

Die Reiseliteratur kümmert sich nicht um die sogenannte Reisezeit. Im Grunde genommen mit Recht. Denn gibt es tatsächlich eine bestimmte Reisezeit? Nein. Man bezeichnet Frühjahr und Herbst als die Monate, in denen die meisten Menschen (wenn sie es dazu haben) mit Vorliebe ausfliegen, gewöhnlich südwärts, nach Italien, Südfrankreich oder neuerdings gern auch an die südslawische Riviera. Hauptgrund: Flucht vor dem schauderhaften Übergangswetter in Deutschland. Anmerkung: man kann allerdings auch im Herbst und im Frühlenz im Süden frieren und einregnen — ich selbst habe in Bordighera Schnee auf die reifenden Orangen fallen sehen, konnte in Nizza eine Woche lang nicht ohne Regenschirm ausgehen, habe sogar in Kairo vor Frost geschnattert und in Jerusalem weiße Ostern erlebt. Gefeit ist man nirgends. Aber dann kommt der Sommer, und da geht es wieder an die See oder ins Hochland, und im Winter locken die Sportplätze in den Alpen — man reist also eigentlich immer (wenn man es dazu hat). Diese Klammer habe ich oben schon einmal gesetzt, zumal auch das Reisevergnügen gegen früher erheblich teurer geworden ist und die Hotels in valutaschwachen Ländern ihre Ansprüche durchaus der Valutakraft ihrer Gäste anzupassen pflegen. Immerhin: wem die Moneten knapp sind, kann mit Hilfe eines hübschen Reisewerks wenigstens in der Phantasie in die Fremde stromern, kann sogar rings um den Erdball reisen, zum Beispiel mit Richard Katz, dessen „Bummel um die Welt" (Berlin, Ullstein) die nachfolgende Übersicht einleiten mag.

Katz reist ohne hochfliegende Absichten, ohne sogenannte Gesichtspunkte und ohne fest umrissene Ziele. Er findet nicht gleich ein Schiff nach Japan und fährt daher ein bißchen nach Neuseeland. Er jagt Ungeziefer auf beiden Hemisphären, bildlich und wörtlich, und vergißt über der großen Natur nie das kleine Natürliche. So wird der Leser denn auch nicht erdrückt von Vulkanen und ertränkt in Ozeanen, ein belehrend erhobener Zeigefinger warnt ihn nicht vor den Gefahren der Dschungel, kein dozierender Ton stört belästigend seine Aufnahmefähigkeit. Katz verhehlt zwar nicht die mancherlei Anstrengungen des zum Vergnügen ganz langsam durch die bunte Welt Trudelnden, aber auch über das Ungemach gleitet er pläsierlich plaudernd hinweg, und so behält der Reiz des Vergnüglichen immer die Vorhand. Vergnüglich folgt man ihm durch die Wüsten Afrikas, durch den Zauber Indiens, die augenblicklich so überaus modern gewordene Südsee, den australischen Busch, über den fernen Osten und zurück über Amerika. Und wenn er glaubt, sich im Pullmanzug zwischen Frisco und Neuyork einmal ärgern zu müssen, so erinnert man sich lächelnd an den japanischen Polizeioffizier, der einen durch betende Frauen in seiner Ruhe gestörten Europäer darauf aufmerksam macht, daß er sich augenblicklich in Japan befindet. Viel treffende Bemerkungen und scharfe Bilder bleiben haften, und die zwischen farbigen Schilderungen eingefügten vorzüglichen Photographien erfreuen das Auge.

Auch Sven Hedin ist ein Weltreisender, aber bei ihm überwiegt die Forschernatur. Was er in seinem neuesten Buch „Mein Leben als Entdecker" (Leipzig, Brockhaus) erzählt, sind seinem weiten Leserkreise meist vertraute Dinge, hier indes verbildlicht durch eine Fülle farbiger und schwarzweißer Zeichnungen seiner Hand, von einer Frische und Anschaulichkeit, wie sie einem Berufsmaler kaum besser gelingen können. Hedin hat das Werk 1924 für eine Vortragstournee durch Amerika geschrieben, wo man seine bisherigen Leistungen nicht so genau verfolgt hatte wie bei uns. So faßt er denn seine entdeckerische Lebensbahn noch einmal zusammen, und sicher werden auch die Getreuen, die seine früheren Bücher kennen, sich gern von neuem in die Skizzierung seiner abenteuerreichen Kreuz- und Querwege vertiefen, die bei diesem Glücklichen bis heute, da er aus dem unbekannten Innersten Chinas wieder heimgefunden hat, immer nur aufwärts führten.

Doch kehren wir von den Weltreisen nach Europa zurück und zunächst nach Deutschland. Wer nicht mit dem Wanderstab in der Hand über Berg und Tal und auch nicht die Eisenbahn benützen will, der wählt selbstverständlich als modernstes Vehikel das Auto. Und dabei leistet ihm der „Autoführer

durch Deutschland und Nachbarländer", herausgegeben von Hans Ravenstein und Karl Sokolowsky (Geographische Verlagsanstalt Ludw. Ravenstein A.-G., Frankfurt a. M.), unschätzbare Dienste. Es ist sozusagen das Kursbuch der Landstraße. Jeder Wegweiser, jede Kreuzung, jede Unterführung und Kurve, auch jedweder Gasthof und jeder unliebsame Höcker auf der Chaussee hat seine Bezeichnung, alle Strecken und Entfernungen sind übersichtlich geordnet. Man schlägt im Fahrtenverzeichnis die gesuchten Namen auf und weiß sofort, wie man in seinem Faucher am schnellsten und besten von Erwitte nach Werne oder von Bremen nach Frankfurt kommt. Die beigegebene, mit Hunderten von Zahlenquadraten bedeckte Karte ist für den Nichtautler natürlich ein Abrakadabra, für den geschulten Fahrer aber ein Leitfaden von außerordentlichem Wert.

In die Berner Hochalpen führt uns „Der Ruf der Berge" von Edmund Fellenberg, gesammelt und mit Lebensbild versehen von Ernst Jenny (Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch). „Der erfolgreiche Pionier der Berner Alpen", wie Jenny den Verfasser nennt, geleitet den Leser an mancher Station des Weißen Tods vorüber auf die herrlichen Höhen letzter Einsamkeit. Betrachtet man die zahlreichen, vortrefflich ausgeführten Hochgebirgsaufnahmen, die dem Text beigegeben sind, so wird wohl auch in dem leidenschaftlichsten Talhocker die Sehnsucht wach nach Weite und Gipfeln — jedenfalls liest man gefesselt von dem, was die „Wanderseele" zu berichten weiß. Fellenberg studierte in Bern Naturwissenschaft. In das erste Studienjahr (1856) fiel auch seine erste größere Bergfahrt. Als Zweiter stand er auf der Spitze des Südwestgipfels des Wildstrubels, durchwanderte später mit Bergstock und Eispickel die Hohe Tatra, kehrte jedoch nach Bern zurück, wandte sich, da er als Bergingenieur wenig Aussichten zu haben schien, wieder der Wissenschaft zu und wurde ausschließlich Alpenforscher. Sein mächtiger Körper gestattete ihm, auf dem erwählten Gebiet alle praktischen Erfahrungen selbst zu machen. Den Niederschlag an Erlebnis und Forschung gibt sein „Ruf der Berge".

„Das alte Bayern" nennt sich ein Breitquartband mit Zeichnungen und Holzschnitten aus der Werkstätte Philipp Apians und Jost Ammans, herausgegeben (im Auftrag der Ausstellung München 1927 „Das bayerische Handwerk") von Otto Hartig. Im Jahre 1568 schufen Apian und Amman die „Bayerischen Landtafeln", in denen die Keime zu finden sind zu einer ersten mustergültigen Beschreibung Bayerns in Wort und Bild. Sie blieben unvollendet — erst dreihundert Jahre später hat man sich des Textes wieder angenommen und dann auch die zeichnerischen Entwürfe in zwei Publikationen zu sammeln begonnen. In vorliegendem Werk sind die Ammanschen Holzschnitte, mit Ausnahme des Blattes „München", sogenannte Unika und werden hier mit ihren Vorlagen, soweit diese noch erhalten, zum erstenmal veröffentlicht. In erschöpfender Weise sind historische Hinweise zu den recht guten Reproduktionen gegeben. Aber vielleicht wäre es praktisch gewesen — stillos freilich für den äußeren Eindruck —, wenn man den alten Zeichnungen und Schnitten die heutigen photographierten Ansichten gegenübergestellt hätte. Was ist erhalten, was schon Ruine — und vor allem: wie wirkt das eine oder andere als Ruine? Sicher könnte das interessant sein und manchen über den theoretischen Reiz am Buch dazu aufmuntern, einmal Alt-Bayern an Ort und Stelle zu besuchen.

In der Reihe der Terramare-Reisebücher (Berlin, Neue Verlagsanstalt) schildert Hans Wolff „Die deutsche Ostseeküste" von Flensburg bis Stettin, geologisch, historisch, kunstgeschichtlich, beschreibend, unterstützt durch zahlreiche Bildbeigaben malerischer und sehenswerter Punkte: ein erfreuliches Buch, besonders denen zu empfehlen, die, durch süddeutsche Kunststätten verwöhnt, die Ostsee nur als einen einzigen Familienbadestrand ohne Individualität zu betrachten pflegen. Der zweite Band dürfte die Reise weiterführen, bis nach Ostpreußen hinauf, und das Gesamtbild vervollständigen.

Es ist schwer, über die tausendmal besungenen Gestade zwischen den Säulen des Herkules und dem Kanal von Suez noch Neues zu sagen. Immerhin gibt Emil Ludwig in seinem Buche „Am Mittelmeer" (Berlin, Ernst Rowohlt) erheblich mehr als die übliche dünnflüssige Schilderung nach der Schablone. Er sieht anders als der Strom der Touristen auf den Schiffsrundreisen, ihm gilt die farbige Küstenwelt, gelten Italien, Nordafrika, Palästina, Griechenland doch nur als Hintergrund für feine und feinsinnige Auseinandersetzungen, die auch da, wo sie Widerspruch hervorrufen können, das Interesse nicht lähmen, weil er tatsächlich doch mancherlei „Neues sagt", was anderen noch nicht eingefallen ist. Anspruchslos in Anekdotenform erzählt sind Paul Burckhardts „Heitere Reiseerlebnisse eines Malers in Italien" (Basel, Friedr. Reinhardt). Seine 24 Zeichnungen aber sind ernsthafte kleine Skizzen. Mit dem Stift ist der Verfasser jedenfalls kein Humorist.

Dem „Pyrenäen-Buch" von Peter Panter (Berlin, Verlag Die Schmiede) stehen zwei Mottos voran, ein französisches und ein deutsches. Sie umschreiben den Satz, daß die Welt von Reiseschilderern betrogen sein will. Und wenn man dann weiterblättert, ist man auf das angenehmste enttäuscht. Der vielseitige Journalist, der sich hinter dem Pseudonym Peter Panter verbirgt, ist ein Plauderer, dem man mit herzlichem Vergnügen lauscht — wenn er nicht gerade seine parteipolitische Harfe schlägt, die leider auch hie und da aus seinem Pyrenäen-Buch hervortönt. Aber man kann über das in diesem Fall doppelt Unnötige, weil so gar nicht zur Sache Gehörige hinweglesen, um sich auf den nächsten Seiten wieder an einem der eingestreuten, feuilletonistisch gefärbten Geschichtchen zu erfreuen, die an sich auch nichts mit dem Thema zu tun haben und dennoch immer mit einem Pfeil in bestimmter illustrativer Richtung enden. Das ganze Buch ist stark persönlich getönt, alles ist individuell gesehen, aber nie ungenau. Vielleicht haben auch persönliche Gründe den Autor am Schlusse zu seinem enthusiastischen „Dank an Frankreich" veranlaßt. Sei's wie es sei. Man braucht Peter Panters Ansichten nicht immer zu teilen und kann ihm doch stückweise ein bewundernder Weggenosse sein. Seit Zola (der freilich die allgemeine Besessenheit weniger kühläugig wiedergibt) hat sicher niemand ein so plastisches Gemälde von Lourdes geliefert. Auch die Kapitel über Andorra sind ein kleines Meisterwerk für sich. Rühmend sei schließlich der schönen Ausstattung des Buchs gedacht.

Lassen wir uns nach Afrika übersetzen. Herodots „Reisen und Forschungen in Afrika" hat H. Treidler neu bearbeitet (Leipzig, Brockhaus). Der Vater der Reisebeschreibung mutet im allgemeinen weiß Gott moderner an als ein etwa um fünfzig Jahre überalteter Baedeker. Sein Wissen war auf einen verhältnismäßig kleinen Kreis beschränkt, aber er hatte den Blick für das Wesentliche, der oft den Neueren fehlt. Viel von dem, was man ihm als Aufschneidereien eines antiken Globetrotters vorwarf, hat spätere Forschung übrigens bestätigt. Die Einleitung über das geographische Wissen des Altertums und mehr noch der dritte Teil, der „auf den Spuren Herodots" eine Fülle von Anregung und Belehrung über andere frühe Reiseschriftsteller bringt, ergänzen höchst interessant die Berichte des alten Weltwanderers. Bei Friedrich Koch-Wawras scharmantem Büchelchen „Auf nach Karthago!" (Leipzig, Paul Steegemann) führt nur der Titel nach Tunesien. In Wirklichkeit saust der Verfasser mit dem Leser quer durch die Welt, um in heiterer, selbstironisierender Form allerhand Reiseerlebnisse zum besten zu geben, in London, Neuyork, Nizza, in Bebra wie in Sondershausen. Ernsthafter will wieder Ferdinand Ossendowski genommen werden, der unter dem Titel „Unter dem Gluthauch der Wüste" (Dresden, Karl Reißner) sein „Flammendes Afrika" fortsetzt: hübsch erzählt, ohne Forschungswerte — eine Reise durch Tunis

und die Algerie, ungefähr in der Route, die heute die französischen Touristengesellschaften mit ihren sechsachsigen Wüstenautos einzuschlagen pflegen.
Auch im Auto — „Im Auto durch Persien" (Dresden, ebenda) sauste die jüngst verstorbene talentvolle Annemarie von Nathusius. Ihre wissenschaftliche und auch die sportliche Ausbeute war nicht reich. Wir hören nichts Neues, aber wir hören es neu. Eine deutsche Frau reist durch frauenfeindliches Land, frauenfeindlich wenigstens in unserem Sinne, und fühlt leidenschaftlich mit den unterdrückten Genossinnen, ohne sich von dem Scharm der Unterdrücker freimachen zu können. Ein feinkultivierter Mensch findet uralte Kulturen und genießt sie. Vielleicht mit allzuviel Interjektionen, vielleicht zu weiblich subjektiv, aber genießt sie in ihrer Farbenpracht und voll Dankbarkeit für die Schönheit der sich hier ihr offenbarenden Welt.
Plötzlich ist das Inselmeer in der Südsee für den Film, den Roman, das Drama, die Beschreibung entdeckt worden. Es wird so bekannt, daß man schon nicht mehr darüber fabeln kann, weil man zur Genüge Bescheid weiß. Da ist es eine wahrhaftige Erquickung, mit Arnold Höllriegel nach Polynesien und Neuseeland zu reisen — so wie er diese Fahrt in seinem Buch „Tausend und eine Insel" (Berlin, S. Fischer) beschreibt. Höllriegel sieht nicht nur, er erlebt. Jedes Kapitel trägt Novellenstoff. Die Geschichte von der armen verbannten Prinzessin und den fliegenden Hunden ist ein besonderes Ruhmesblatt. Daß dabei der Humor nicht zu kurz kommt und über der phantastischen Dekoration der Natur das Allzumenschliche nicht vergessen wird, ist ein weiterer Vorzug des Bändchens, das man mit Spannung und Freude liest. Jungen Abenteuerdurstigen sei das Werk von J. Maclaren „Ich und meine Wilden", deutsch von Arthur Heye (Berlin, Dietr. Reimer), bestens empfohlen, denn es schildert, daß doch auch in der Fremde das Wort Arbeit groß geschrieben wird und daß die wilden Bananen dem Europäer durchaus nicht immer in den Mund wachsen. Ein köstliches Buch, schlicht erzählt, ohne Pathos und moralische Reflexionen, ein Stück Menschenleben im australischen Busch, voll Einsamkeitsschrecken, Enttäuschungen und stiller Befriedigung — bis jäh erwachender Wandertrieb den Verfasser von seiner Pflanzung und seinen gezähmten Wilden von neuem in die Lockungen der Landstraße wirft.
Auch über Amerika liegen einige Neuerscheinungen vor. Den „Zauber mexikanischer Gewässer" schildert G. H. Banning (Leipzig, Brockhaus), ohne Gelehrsamkeit, dafür aber in prächtig humorvoller Darstellung. Es ist ungemein unterhaltend, wie da ein paar muntere amerikanische Jungen sich auf halb unbekannten Erdbrocken an der mexikanischen Küste herumtreiben und überall zwischen Spaß und Sport auch noch Zeit zu mancherlei hübschen völkerkundlichen Beobachtungen finden. Gewichtiger sind Hans Meyers „Hochtouren im tropischen Amerika" (Leipzig, ebenda). Als Glazialforscher innerhalb seines Hauptberufs, der Geographie, unternahm Hans Meyer 1903 gemeinsam mit dem münchner Landschaftsmaler Rudolf Reschreiter eine Reise nach Südamerika, und aus dem überreichen Material, das der Gelehrte heimbrachte und in dem Werk „In den Hochlanden von Ecuador" veröffentlichte, sind die Besteigungen des Chimborasso, des Cerro Altar, Antisana und Cotopaxi in das vorliegende Buch (Band 32 der Sammlung „Reisen und Abenteuer") übernommen worden. Eine Übersichtskarte erleichtert das Verständnis, und eine Anzahl wohlgelungener Photographien, wie sie in diesen Höhen wohl vorher noch nicht genommen wurden, beleben den Text. In das Südamerika vor hundert Jahren bringt den Leser das chilenische Reisetagebuch von Eduard Poeppig „Im Schatten der Cordillera", bearbeitet von Wahrhold Drascher (Stuttgart, Strecker & Schröder). Als Achtundzwanzigjähriger trat 1826 der junge Poeppig die Reise nach Chile an, und mit diesem Zeitpunkt setzt auch das vorliegende Werk ein, ein Neudruck des ersten Bandes seiner 1835/36 erschienenen Tagebücher, die seinerzeit großes Aufsehen erregten, aber dann, wenigstens in den Kreisen außerhalb der Fachwelt, in Vergessenheit gerieten. Die Photographie konnte Poeppig noch nicht zu Hilfe kommen, dagegen nutzte er sein hübsches Zeichentalent zu einer Reihe charakteristischer Skizzen aus. Die ungeheuer schnelle Entwicklung Südamerikas läßt sein Buch wie eine Mär aus längst vergangenen Zeiten erscheinen und interessiert schon durch die Vergleiche, die sich dem Leser von heute aufdrängen.
Geschichten freilebender Tiere erzählt Charles G. D. Roberts, verdeutscht von Gertrud Zeißner-Winther, in seiner Skizzensammlung „Augen im Busch" (Berlin, Universitas Verlags-A.-G.), erzählt sie ohne Sentimentalität, voll Liebe zur Kreatur, die morden muß, um zu leben. Es ist bezeichnend, daß Roberts fast nur Fleischfresser, also Räuber aus Naturanlage schildert. Doch auch seine Hufer sind stolze und kampfbereite Gesellen. Die Männchen müssen draußen in der Wildnis kühne Führer werden, die Weibchen aufopfernde Mütter — oder zugrunde gehen. Das ganze wilde Viehzeug aber rückt uns in Roberts Schilderungen gewissermaßen menschlich näher — sogar die grausame Polareule mit den „mondbleichen" Augenscheiben, am nächsten freilich der liebe kleine Seehund, den eine barmherzige, sein Schiffsgefängnis zerstörende Welle in sein Element zurückführt.

Proben und Stücke

Aus „Mario und die Tiere" [1]

Von Waldemar Bonsels

Die Bitte

Mario schlief im Wald, er lag im tiefen Traum im Grünen, den Kopf an die Moosschwellungen eines alten Baumstumpfs gestützt. Es war heller Nachmittag, der Schlaf hatte ihn überkommen, er sank aus den Bewegungen der Blätter dicht über ihm, aus dem goldenen Sonnenspiel der sanft schwingenden Zweige. Der Waldbodengeruch war so schwer und süß an diesen stillen Orten; man sah vom Himmel nichts.
Er träumte in seiner Blättertiefe, er sei ein Wacholderstrauch an der Waldlichtung, und ein Vogel baute sein Nest im stachligen Gezweig. Es war ihm lieb, daß der Vogel gerade ihn für seine Wohnungsstätte ausgewählt hatte, ja nun war es Wahrheit geworden, der Vogel baute. Zu Anfang war er nur immer forschend aus- und eingeflogen,

[1] Vgl. L. E. XXX, 173, die Besprechung von Karl Rheinfurth.

suchend und prüfend hinauf- und hinabgehüpft. Mario lächelte im Wind, wie klug doch das kleine Tier die rechte Stelle in seinem Geäst gefunden hatte; die Gabelung der Zweige bildete sich hier wie eine Hand, deren fünf Finger man im Kreis nach oben hält, dorthinein senkte das kleine Tier den heimlichen Bau und verwob ihn kunstvoll, er, Mario, der Baum, vermochte alles zu bieten, Kühle und Schutz, Verborgenheit und den durchleuchteten Schatten im Morgenrot und in der heißen Mittagssonne. Es rann auch kein Wasser in diese Gabelung, das wußte der Vogel, als er sie wählte. Mario brauchte mit keinem Wort, keiner Bewegung sein Wohlwollen darzutun, das Vogelpaar vertraute ihm, huschte ein und aus, schnäbelte und trug Reiser und Federn in sein kefes Schattenherz, das nun auf beglückende Art belebt wurde. Seine Zweige schwankten kaum, wenn der Vogel ankam.

Auf der Waldwiese standen einzelne Tannen, drunten war der Grund feuchter als hier am Sonnenhang, es floß dort ein kleiner Bach tief in den Kräutern, den er nicht sah, sondern nur hörte. Er gurgelte und plätscherte im Verborgenen wie eine Quelle, offenbar sank das durch ein Hindernis gestaute Wasser in einen kleinen Kessel, der blau im gleichmäßig Grünen den Himmel spiegeln mochte. Dort trank der Vogel. Blumen gab es nicht viele, die rosenroten Blüten des Tausendgüldenkrauts erhoben sich hier und da, auch weiße Sternblumen mit so zarten Blütenblättern, als wären sie aus geädertem Glas, von Licht durchschienen.

Wenn nachts der Mond über der Waldmauer emporschwebte, schlief der Vogel auf dem Nest. Alles umher zwischen dem Mond und ihm war schwarz, nur in unmittelbarer Nähe sickerte das kalte Licht durch die Maschen des Geästes und beleuchtete weiß und still die Schlafgesichter. Niemals verließ der Vogel das Nest des Nachts. Die Eule flog am Waldrand dahin und dicht vorüber, ihre Flügel, die lautlos schwangen, schickten einen Luftzug in die Baumkammern, er durchdrang ihn durch und durch und ließ einen wohltätigen Schauer der Erwartung zurück. Zuweilen tönten in der Nähe oder Ferne Rufe von Tieren auf, die ihm unbekannt waren und etwas befürchten ließen, man mußte lauschen und sonderbar leblos forschen, ganz benommen. Es war, als riefe die Nacht selbst in diesen Tönen, alles war damit gesagt, und doch wollte man noch fragen. Ein Verlangen, von dem man immer schon gewußt hatte, kam auf, niemand hatte zuvor davon gesprochen, und alle hatten es doch empfunden. Es ging eine Bitte durch den Traum.

Nun wechselte das Traumgesicht, Mario war nicht mehr der Wacholderbaum, sondern er stand am Küchenfenster und fing Fliegen für seine Spinne, die ihr Netz am Brunnen bewohnte, es war in der Lücke ausgespannt, die ein herausgefallener Stein in der Randmauer zurückgelassen hatte. Die Spinne kannte ihn, weil er ihr regelmäßig Nahrung brachte, sie kam aus ihrer Mörtelhöhle hinter dem Netz hervor, sobald er erschien und sie mit leisen Flötentönen rief. Aber sie kam auch, wenn er still herzutrat und sein Schatten auf das Netz fiel. Sie wartete aufmerksam auf die willkommene Beute, stürzte rasch und wild auf ihr Opfer und schleppte es in die Steinhöhle.

Mario ging mit den Fingerspitzen an der Scheibe der Fliege nach, die nicht zerdrückt werden durfte, weil die Spinne sie nur nahm, wenn sie noch lebte. Da erschien Dommelsei in der Tür und sprach einen Ton, einen sonderbar eindringlichen Ton, der sich wiederholte, und Mario spürte sofort, daß es wieder die Bitte war. Wie mahnend dieser Ton ihn rief, der nicht durch ein Wort verständlich wurde, sondern an seinem Gemüt zog. Was wollte nur Dommelsei? Jetzt stand sie auf dem Hof, an der anderen Seite vor ihm, und wieder klang der heischende Ton, es war ähnlich, als ergriffe jemand seine Hand und zöge ihn ein Stückchen zur Seite. „Was willst du von mir?“ fragte er.

Jetzt verschwand auch die Waldhütte, und der Traumzustand verwehte in einem hereinbrechenden Wachbewußtsein, das wie schwaches Licht über ihn kam, als triebe der Wind die Zweige auseinander, oder als würden die Holzläden der Waldhütte geöffnet. Was ihn vollends aufweckte, war ein eindringlicher Ton über ihm, der sich wiederholte, er schlug die Augen auf und lauschte. War das noch immer der Traum oder war es Wirklichkeit? Er rührte sich nicht, sondern suchte mit seinen Augen, die so jählings und strahlend in ihr volles Leben gerieten, als sei der Schlaf ein Bad für ihren Glanz gewesen.

Er sah einen Waldvogel, den er nicht gleich erkannte, da er ihn nur von unten erblickte. Das Tier saß dicht über ihm auf einem hängenden Ast und ruckte erregt und lebhaft mit dem Körper, ähnlich wie die Bachstelze. Die Flügelspitzen hingen ein wenig nieder wie bei einer Kampf- oder Zornstellung, aber der Ton, der jetzt wieder zweimal aufklang, war kein Schelten. Es erscholl ein langgezogenes, traurig forschendes Piepen, kein Flötenton, kein Lockruf und keine Warnung, sondern eine heischende Frage.

Jetzt sah Mario, daß es ein Fitissänger, der gelbe Zeisig war, denn der Vogel schwang sich zu einem anderen tieferen Ast hinüber und kam ihm ganz nah. Ja, die Waldvögel, die kannte er nun alle. Es war ein Weibchen, denn die olivgelbe Brust war mit Grau untermischt, das Gefieder zeigte sich weniger lebhaft gefärbt als beim Männchen. Das kleine Tier wippte auf seinem Zweig, sah mit mehrfach gewandtem Kopf auf ihn nieder, und wieder erklang, eindringlicher jetzt und deutlich klagend, der halbgesungene, fast flehende Ton auf ihn hin, so daß er erkannte, daß er gemeint war. Der Vogel wollte etwas von ihm.

Der Knabe rührte sich nicht, er schloß für kurz die Augen und lauschte, als verstünde er das Tier besser, wenn er es nur hörte. Was willst du von mir? Er fragte es ohne Worte, entzündet vom Verlangen des lebhaft bewegten Seelchens über sich. Der Vogel flog ruhlos um ihn herum, bald saß er hier, bald dort, über ihm oder neben ihm im Gezweig und Gebüsch. Die geschlossenen Augen brachten Mario seinen Traum wieder nahe, und nun verstand er, daß es die Bitte war, die er von dem Vogel hörte, die gleiche Bitte, die er im Schlaf vernommen und erlebt hatte, wahrscheinlich war es niemals eine andere gewesen, immer nur diese. Er lauschte noch einmal, beruhigt und andächtig, so hingegeben, als trennte ihn wieder der Schlaf von allem, was die Seele hemmt. Da ahnte er, wie in einer einbrechenden Helligkeit, die ihn ganz erfüllte, um was der Vogel bat, erhob sich vorsichtig und langsam vom Boden und suchte umher.

Er fand im Moos, dicht neben der Stelle, an der sein Kopf geruht hatte, den Eingang des zugewölbten Nestes, festgefügt aus Grashalmen, Insektenpuppen und feinem Fadenzeug. In der Schattendämmerung des Baus erkannte er vier weißliche Eier mit violetten Sprenkeln. Er trat von der Stätte seines Schlafs und Traums zurück und verbarg sich, ohne zuvor das Nest berührt zu haben, aber er behielt es erwartungsvoll im Auge, erschrocken und glücklich. Der Vogel schlüpfte durch die Zweige, und rasch, als fiele er, flog er nieder und verschwand im Mooseingang seines Nestes.

Eine Manuskriptseite von Waldemar Bonsels

Aus „Mario und die Tiere"

(Originalgröße)

1169

[illegible]

Echo der Zeitungen

Die rheinische Dichtung

„Es ist kein Wunder, daß die vielen Kreuzungen des rheinischen Blutes sich unter dem Einfluß einer veränderten Umwelt stärker bemerkbar machen, seit moderne Verkehrstechnik die Landschaft entlokalisiert und heimische Eigenart ausgelöscht hat, geistige Differenziertheit an die Stelle gemeinschaftlicher Weltanschauung getreten ist und Artenbildung ins Ungemessene fortschreitet. Realisten wie Clara Viebig, Nanny Lambrecht und Richard Wenz stehen neben epischen Stilisten wie Binding, Wilhelm Schäfer, Ponten und Schmidtbonn, die echt rheinischen Optimisten Lauff, Herzog und Bloem neben den Neuromantikern Eulenberg, Sarnetzki, Adele Gerhard und Brües. Auch die europäische Note fehlt nicht. Bei Alfons Paquet hat sich die Blickrichtung auf das europäische Schicksal aus seinem Werdegang organisch ergeben. Er hat die rheinische Großlandschaft als einer der ersten erkannt und als ein Europa durchäderndes Kräftesystem mit der ganzen Spannweite seiner modernen Darstellungsmittel verkündet.

Vielen rheinischen Dichtern gelang es, rheinisches Erlebnis auch in rheinische Motive zu gießen, wie René Schickele oder Reinacher in seinen ‚Elsässer Idyllen und Elegien'. In ähnlicher Weise schöpft Jakob Kneip aus Landschaft und Bauerntum des Hunsrücks, der seiner Dichtung Erdgeruch und Volksnähe verleiht, während von Hatzfelds Wurzeln sich aus der Scholle Westfalens nähren und Zech, Vershofen und Winckler das Hohelied des Industriegebietes singen. Bei Stefan George, Ernst Bertram und Karl Röttger dagegen waltet die uralte rheinische Mystik fort, die sich bis zur Seherin von Bingen zurückverfolgen läßt.

Aber auch bei einer ganzen Reihe von Dichtern, in deren Schöpfungen der Rhein als Motiv keine Rolle spielt, ist er noch als Kraft und Motor ihres Schaffens zu verspüren — Zeugnis genug für seine heute noch fortwirkende Kulturkraft. Ich brauche nur Namen zu nennen wie Hasenclever, Edschmid, Mombert und Fritz von Unruh." Leo Sternberg (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 144 u. Köln. Volksztg. 460 u. a. O.).

Vgl. auch: Max Fleischer (Köln. Ztg. 347a); Eduard Schröder (Rhein.-Main. Volksztg., Lit. Rundsch. 16); Alfons Paquet (Rhein-Main. Volksztg., Kult.-Beil. 16); Friedrich v. d. Leyen (Köln. Ztg., Literatur 341a).

*

Karl August
Zum 100. Todestage

„Die erste und letzte leidenschaftliche Hingabe des Herzogs gehörte doch immer der Erde. Sie war seine irdische und seine himmlische Liebe in einem. Berauschende Erdnähe spürte er, wenn er draußen am Feuer im nächtlichen Wald mit Goethe und wenigen Jagdgefährten kampierte, wenn er vor Sonnenaufgang den Kyffhäuser bestieg, halsbrecherische Ritte unternahm. Erdnähe vermittelten die Bergwerksbesuche in Ilmenau, die schweizer Reise, die Jagd. Aber wenn Hetz- und Parforcejagden ihm die Unruhe des Blutes stillten und deren Verwegenheit oft genug mit Strapazen aller Art, Stürzen, Verwundungen und Armbrüchen bezahlt werden mußten, so ließ er zugleich den höheren Sinn nie außer acht; die Saaten vor Wildschaden zu schützen. Wie sehr die Bauern solches Tun ihrem Herzog dankten, und ihn in seiner Jagdleidenschaft verstanden, erwies sich in rührender Naivität, wenn manch einer in besonders harten Wintern eine Last Heu zum Walde schaffte, daß des Herzogs Wild nicht einginge, und daß er genug zum Jagen hätte. Außer Jagd und Wild ging es dem Herzog aber auch durchaus um die Forsten selber, deren Kultur er unter Wedels Aufsicht planmäßig heben ließ. Verbesserungen am Landesboden wurden vorgenommen, die Saale in der Flur von Jena durchstochen, um die Wiesen vor Überschwemmungen zu schützen; der Schwansee jenseits des Ettersberg trockengelegt, um fruchtbaren Ackerboden zu schaffen, und das Kammergut Oberweimar, vom Herzog in eigene Verwaltung genommen, entwickelte sich zu einer Musterwirtschaft, deren Gewinn dem Lande zufiel.

Alles sehen, alles ergründen, alles erleben, erfahren, was mit der Erde zusammenhängt, das war des Herzogs stetes Bemühen. Diesem drängenden Verlangen danken wir die scherzhafte Anekdote, daß der Herzog sich wünschte, auch einmal in die Wochen kommen zu wollen, um zu wissen, wie es tue. Seine kluge Herzogin aber war der Meinung, daß, sollte es dahin kommen, daß die Ehehälften in diesem Geschäft sich abwechselten, es wohl keine Familie zu mehr als drei Kindern bringen würde, da der Mann an einem Versuch in dieser Beziehung vollauf Genüge finden würde.

Es ist begreiflich, daß dieser Herzog, dem die Naturwissenschaft ‚als die beste und tiefste Leiterin zur Wahrheit und Menschlichkeit erschien', mit glühendem Inter-

esse die Studien Goethes verfolgte, als jener den Gesetzen der Pflanzenmetamorphose auf der Spur war." Friede H. Kraze (Tag, Unt.-Rundsch. 142).

Vgl. auch: Paul Wiegler (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 136); Fritz Hartung (Deutsche Allg. Ztg. 270); Erich Janisch (Königsb. Allg. Ztg., Unt.-Beil. 276); Willi Beils (Karlsr. Ztg., Wissensch. 24); Carl Meißner (Königsb. Hart. Ztg. 275); Erich Marcks (Berl. Tagebl. 278); Hanns Martin Elster (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 281 u. a. O.); W. M. (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 136); Graf N. Rehbinder (Deutsche Ztg., Unt.-Beil. 273); Christian Rodegg (Rhein.-Westf. Ztg. 301a u. a. O.); M. Ploch (Schwäb. Merkur 272); Otto Lichthardt (Ostpreuß. Ztg. 137); Friede H. Kraze (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 434); O. Francke (Tägl. Rundsch., Unt.-Beil. 137); George von Graevenitz (Hannov. Kur. 274/75); Paul Herzog (Germ. 270); W. Schneider (Köln. Ztg. Unt.-Bl. 322); Otto Francke (Hamb. Fremdenbl. 163); Kreuz-Ztg. (Unt.-Beil. 275).

*

Rosegger
Zum 10. Todestag

„Dieser schlichte Volkspoet stand in der Linie einer großen Tradition, er ist ein Schiller-Enkel. Für den ersten Augenblick klingt diese Feststellung paradox. Denn die Ausdrucksmittel der beiden stehen in schärfstem Gegensatz, der Rhythmus Schillers stürmt himmelwärts, das Lied Roseggers klingt nahe der Erde, im Glanz des Himmels. Aber zwei Momente haben sie gemeinsam, künstlerisch und menschlich: Ihre Triebkraft ist das Ethos, ihre Kunst dient immer einem sittlichen Zweck. Und dann: die beiden Menschen litten an derselben Krankheit, rangen ihr Werk Nächten der schwersten Atemnot ab. Aber ihr Geist baute sich den Körper. So ist auch Rosegger einer der großen Kronzeugen im ewigen Prozesse, den das Ideal gegen den Materialismus führt, Rosegger der Künstler und Rosegger der Mensch.

Zehn Jahre sind's schon, daß der durch innere Gnade reich beglückte Dulder die Augen schloß, in den düstersten Tagen, die sein geliebtes Volk erlebt hat. Heute, da doch schon das erste Ahnen der Morgenröte sich am Himmel zeigt, da wir das Labyrinth des geistigen Irrens und Wirrens hoffentlich zum größeren Teile durchwandert haben, wird uns auch neu das Verstehen für dieses schlichten Großen Optimismus erwachsen, der leidgeboren und daher im Tiefsten gefestigt ist. Sein verstehender Freund Alfred Staackmann ehrt den Gedenktag durch eine Auswahlausgabe des Roseggerschen Werkes, die berufen ist, auch der neuen Generation die Pforte zu einem Lande zu eröffnen, dessen Frische der Staub der Jahre nicht trüben wird, weil darin die immergrünen Tannen der irdischen ins Ewige erhöhten Heimat rauschen." Robert Hohlbaum (Barmer Ztg., Lit. Bl. 148 u. a. O.).

Vgl. auch: Friedrich Pock (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 26); L. Bencker (ebenda); Willy Hans Bannert (Königsb. Nachr. 295); Otto Hipp (Karlsr. Ztg., Wissensch. 25); Egbert Delpy (Schlesw. Nachr., Nordmark 146 u. a. O.); Hermann Walser (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 26); Paul Buglar-Schröer (Kreuz-Ztg., Unt.-Beil. 295 u. a. O.); Fritz Chlodwig Lange (Rhein.-Westf. Ztg. 323); Walter Weichardt (Tägl. Rundsch. 291); Max Peschmann (Deutsche Ztg., Kultur 135a).

*

Walter Bloem
Zum 60. Geburtstag

„1868 wurde Walter Bloem in Elberfeld, der großen westlichen Industriestadt, geboren. Der Vater war Rechtsanwalt. Der Sohn folgt ihm im Beruf. Aber in ihm war der Trieb zur Dichtung, zum Darstellen. Acht Jahre ist er erfolgreich Anwalt. Aber dann wird der Drang zu stark in ihm. Er will Durchbruch, will Freiheit. Bloem gibt seinen Beruf auf. Seine erste Sehnsucht will zur Bühne. Hart ist der Kampf um das Drama. Er bringt Erfolg, bringt Enttäuschung. Da schreibt der Achtunddreißigjährige aus studentischen Erinnerungen seinen Roman ‚Der krasse Fuchs'. Das Werk schlägt ein, und die Richtung der Begabung ist entschieden.

Der große Erfolg Bloems war seine Trilogie vom Kriege 1870/71: ‚Das eiserne Jahr', ‚Volk wider Volk', ‚Die Schmiede der Zukunft'. Hier erhebt sich seine Darstellung zu ihrer bildnerischen Kraft. Aber schon 1913 heißt es in einem ahnungsbangen Gedicht für den Almanach des berliner Presseballs:

> ‚Ich kann in dieser finstern Zeit
> nicht tanzen seh'n —
> ich seh da draußen sprungbereit
> das Schicksal steh'n.'

In der abschließenden Arbeit an seinem Elsaß-Roman vom ‚Verlorenen Vaterland' überrascht Bloem der Ausbruch des Krieges. Bloem war Reserveoffizier, und er lebte ganz für den deutschen Gedanken. Bald steht er als Hauptmann an der Spitze einer Kompagnie, kämpft auf östlichen und westlichen Kriegsschauplätzen. Dreimal wird er verwundet, dann ist er bei Stäben und lernt den inneren Betrieb der Kriegsführung kennen. In den beiden tagebuchartigen Romanen ‚Vormarsch' und ‚Sturmsignal' hat er seine Kriegserlebnisse dargestellt.

Nach dem Kriege kehrte Bloem heim. Eine alte, fränkische Ritterburg wurde seine Heimat. Hier schrieb er die Geschichte des deutschen Ringens: das zweibändige Werk ‚Der Weltbrand'. Was aber den Patrioten Bloem erfüllte, war die Auseinandersetzung mit der deutschen Tragödie, mit dem Zusammenbruch und dem neuen Werden. Seine neuen epischen Werke versenken sich wie ‚Gottesferne' und ‚Teutonen', in die Vergangenheit des Deutschen, oder sie nehmen ihre Stoffe aus dem deutschen Schicksal der Gegenwart, schwer und ernst um den Sinn ringend." W. L. (Deutsche Allg. Ztg. 281).

Vgl. auch: Stephanie Feuchtwanger (Württemb. Ztg. 142); Paul Wittko (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 285 u. a. O.); y. (Hamb. Fremdenbl. 169); Gl. (Kreuz-Ztg. 286); Fritz Engel (Berl. Tagebl. 284); Herbert Eulenberg (Köln. Ztg. 334a); Julius Knopf (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 141); Julius Hart (Tag, Unt.-Rundsch. 147); Robert Hohlbaum (N. Stuttg. Tagbl. 283); K. N. (Königsb. Nachr. 285).

*

Adele Gerhard
Zum 60. Geburtstag

„Seit dem Aufblühen der neuen künstlerischen Bewegung in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts steht Adele Gerhard in den vorderen Reihen der produktiven Geister, welche das Wesen aller Kunst suchen in einem persönlichen, schöpferischen Bilden und Gestalten, in einem neuen Sehen, Fühlen und Wollen, in einer Neugestaltung unseres ganzen Weltbildes und unserer Lebensverhältnisse zu ihm. Auch ihre Kunst ist eine Kunst fortwährender Entwicklungen, starker Wandlungen, neuer Stellungnahmen, — einer stets höheren Geistigkeit. Für sie ist es besonders charakteristisch, wie sie stetig gewachsen ist, sich nie wiederholte, sondern stets überholte und in ihren letzten Schöpfungen sich am reifsten, innerlichsten, tiefsten entfaltete. Ein Thema, als das große bleibende Thema, zieht sich zuletzt durch alle ihre Romane und Erzählungen dahin: eben das Thema von den ewigen Wandlungen — und in der Dichterin selbst vollzieht sich gerade dieser Zauber der Dinge mit besonderer Stärke und Eigentümlichkeit." Julius Hart (N. Bad. Landesztg., Frau 284 u. a. O.).

„Die Dichterin erreicht ihre höchste Reife. Ihre letzten Werke sind auch ihre tiefsten, innerlichsten, ihre vollendetsten. Ihre ganze Kunst kehrt immer mehr heim und zurück zu dem Elementaren und Instinktiven, dem Mutterboden des Unterbewußten, aus dem ihre Figuren aufwachsen, und das Naturhafte siegt mehr und mehr über das Intellektuelle, mit dem Adele Gerhard zuerst auftrat. Eine ganz geistig-seelisch vertiefte Kunst, durch die Schrecken des Weltkrieges hindurchgegangen, sucht das neue dritte Reich, das Ideal des neuen Menschen und seines neuen Staates; seiner neuen Gemeinschaft. ‚Lorelyn' (1920) ‚Pflüger' (1925) und ein demnächst (im Horen-Verlag) erscheinender Roman sind eine große Trilogie, durch die gleiche Idee miteinander verbunden." (Deutsche Ztg., Frau 129a).

Vgl. auch: Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 263 u. Tägl. Rundsch. 263); P. H. (Tag 137); J. H. (Deutsche Tagesztg. 267); Karl Enders (Köln. Ztg., Frau 320); Martha Reinicke (Königsb. Hart. Ztg., Frauen 261).

*

Zur deutschen Literatur

Ein Bild von Christian Friedrich Graf zu Stolberg-Wernigerode entwirft Wilhelm Herse (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 24). — Das Journal Elisa von der Reckes („Ein Tagebuch der Aufklärungszeit") würdigt Hedda Oehlke (Bresl. Ztg. 126).

Über Goethe und das Formgefühl der Romanen bietet Karl Voßler eine beachtenswerte Studie (Berl. Tagebl. 258). — Über Goethe und die Schweiz gibt Eduard Korrodi Aufschluß (Rhein.-Westf. Ztg. 333b). „Krisenjahre Goethes" erörtert Oskar Walzel (Bad. Pr., Lit. Umsch. 15). — „Leben mit Goethe" zeichnet Otto Heuschele (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 25). — Die Soldans in Goethes Ahnenreihe vergegenwärtigt St. (N. Zür. Ztg. 1170). — Den „Fall Eckermann" erörtert Kurt Roschmann (Stuttg. N. Tagbl. 278).

Den zweiten Teil seiner Untersuchung „Hegels ‚Phänomenologie des Geistes' als Epochenscheide" bietet Rudolf Stadelmann (Staatsanz. f. Württemb., Bes. Beil. 6). — Zu Ludwig Tiecks Gedächtnis schreibt F. Ebers (Deutsche Ztg. 197). — Beckers Rede zur Einweihung des Görres-Denkmals wird (Berl. Tagebl. 296) wiedergegeben, über Görres' „Rheinischen Merkur" schreibt Wilhelm Schellberg (Germania, Pressa-Nr. 276). — Über die Romantik und Jakob Böhme bietet F. Junghans einen Aufsatz (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 9). — Über Louise Hensels aachener Seelenführer, den Pfarrer Nellesen unterrichtet H. Schiffers mit Bekanntgabe unveröffentlichter Briefe an die Dichterin (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 150). — E. T. A. Hoffmann und Bamberg behandelt Karl Wolfskehl (Königsb. Allg. Ztg., Lit.-Beil. 301).

Über den „ersten deutschen Feuilletonredakteur", den rheinischen Dichter Wilhelm Smets (1796—1848) schreibt H. Schiffers (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 309). — Mitteilungen aus dem unbekannten Nachlaß Charlotte

Birch-Pfeiffers macht Artur Kutscher (Hannov. Kur. 262/63). — Zum 80. Todestage von Annette von Droste-Hülshoff schreiben Ernst Lissauer (Wiener Ztg. 120) und Claire Laame (Rhein.-Westf. Ztg., Kunst 294 c).

„Ferdinand Kürnberger und die Wiener Zeitung" nimmt Egon Komoczynski zum Thema (Wiener Ztg., Sonderausgabe 113), woselbst auch Eduard Castle über „Friedrich Uhl und das Theater seiner Zeit" und Arnold Winkler über „Gentz und die Wiener Zeitung" Aufsätze bieten. — „Jeremias Gotthelf und die basellandschäftler Seidenweber" überschreibt Hugo Marti einen Aufsatz (Bund, Bern, Kl. Bund 27). — Über „Emil Gött oder Glanz und Elend des Individualismus" schreibt Hans A. Joachim (Frankf. Ztg. 438 — 1 M.). — An Richard Voß erinnern gelegentlich des 10. Todestages Herbert Eulenberg (Düsseld. Stadtanz., Unt.-Beil. 160) und Friedrich von der Leyen (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 269).

Einen Aufsatz über Rainer Maria Rilke bietet Eugen Schmahl (Kreuz-Ztg., Zeitenspiegel 9). — Zum 10. Todestag von Hermann Essig schreibt Stephanie Feuchtwanger (Württemb. Ztg. 143). — Bemerkungen über Heinrich Federer veröffentlicht Eduard Korrodi (Königsb. Nachr. 277), zur Erinnerung an Federer schreibt auch Heinrich Schotte (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 470). — „Am Grabe Max Schelers" überschreibt Peter Wust eine Übersicht über den philosophischen Werdegang (Köln. Volksztg. 442). Vgl. auch: Goetz Briefs „Scheler als Soziologe" (Germ., Ufer 18); Karl Eschweiler „Schelers Philosophie vom Menschen" (Germ., Ufer 19); Ernst Kamnitzer „Das Bild des Philosophen von einem Nichtphilosophen" (Germ., Ufer 18); Franz Rodens „Schelers Philosophieren" (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 350); Erich Jenisch „Schelers letztes Werk" (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 265). — Den Nachruf auf Victor Auburtin schreibt Theodor Wolf (Berl. Tagebl. 303).

*

Zum Schaffen der Lebenden

In einem Aufsatz von Rudolf Roeßler über Josef Ponten (Stuttg. N. Tagbl. 267) heißt es: „Vergeblich wird man im Werk des nunmehr Vierundvierzigjährigen, auch wenn man es zwanzig Jahre zurückverfolgt, nach dem bestimmenden Einfluß einer literarischen Richtung oder Strömung, ebenso vergeblich aber auch nach einer stilistischen Entwicklung suchen, die sich in irgendeinem Bereich formaler Wertung als sprachliche Verfeinerung, literarische Kultivierung charakterisieren ließe. Auch im Ideellen und in der Stellung der Probleme scheint das Werk Josef Pontens kaum irgendwie festlegbar in einem literarisch-theoretischen Sinn. Es ist unbeherrscht von aktuellen Tendenzen und wird geistig von keinem der großen Weltanschauungslager für sich in Anspruch genommen. Kaum irgend jemand aber hat der Pontenschen Dichtung deshalb die Zugehörigkeit zur Moderne, die Herkunft aus dem zeitlichen und zeitverpflichteten Erlebnis abzusprechen versucht. Mit Ursprünglichkeit des Erlebens, Unmittelbarkeit des Denkens und des Fühlens, mit barocker Anlage und gotischem Trieb und manchem anderen mehr hat da mancher Literaturkritiker zu erklären unternommen, was sich in der konventionellen Form literarischer Katalogisierung nicht mit einem Namen nennen ließ." — Warm bekennt sich Otto Heuschele zu Rudolf G. Binding (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 265): „Ein Mann, der ein Dichter ist, und solches auszusprechen vermag, ist ein männlicher und starker Held, ein Führer, dem wir uns gern vertrauen sollen, denn der Dichter ist nicht nur Gestalter, nicht nur Bewahrer der überkommenen Güter, er sei auch Verwalter der Herzen, Bildner der Seelen." Vgl. Lutz Weltmann (Berl. Tagebl. 276). — „Neues von und über Stefan Zweig" schreibt Joachim Maß (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 152), ebenda äußert sich auch Erwin Rieger über Stefan Zweig als Dramatiker und sagt: „Eins der wesentlichen Merkmale all jener Werke, in denen Stefan Zweig seiner ‚Welt' Ausdruck gab, ist die Eigenwilligkeit, die Zielsicherheit seines Schaffens. Immer trifft er genau in das Zentrum der Zeit. Mag man auch leicht genug Zusammenhänge mit andern führenden Geistern feststellen können, mögen etwa die Novellen in ihrer ethischen Tendenz an Dostojewskij, im Kolorit, im Stofflichen zuweilen an Josef Conrad gemahnen, die Essays methodisch oder ideell von Lombroso oder Leo Schestoff beeinflußt sein, so haben sie doch in jedem Wort Zweigsche Prägung. Im Theater aber, dieser dritten Zone seiner Scheinwelt, ist eine gewisse Unsicherheit nicht zu verkennen: Es braucht verhältnismäßig lang, ehe der Dichter sich hier findet. Auch das äußere Glück der günstigen Konstellation, das ihm sonst während seiner ganzen menschlich-künstlerischen Laufbahn stets treu bleibt, versagt ihm hier geflissentlich jeden Dienst: Dem ‚Tersites' stirbt Matkowsky, dem ‚Verwandelten Komödianten' Josef Kainz vorzeitig weg, und der ‚Jeremias' endlich kann den Übergang vom Buch auf die Bühne erst in der Niederlage vollziehen, da, nach Stefan Zweigs eigenem Worte, die Wirklichkeit selbst, was hier gedichtet und vorausgespielt war, in noch feurigeren Farben zur Erscheinung werden ließ." — Den Dichter Erwin Guido Kolbenheyer feiert Heino Schwarz (Düsseld. Nachr., Unt.-Bl. 236): „Ein reiches

Werk liegt in Kolbenheyers Romanen vor! Frei ist es in seiner Gesamtheit von auf Tagesneigungen und Zeitströmungen beruhenden Augenblickswerten. Verankert ist es im Allgemein-Menschlichen, im Ewigen! Stark dazu in der bluthaften Bildung seiner Menschen, tief in der Herausarbeitung seiner Probleme, persönlich und wuchtig in seiner sprachlichen Formung! Es ist das Werk einer der stärksten dichterischen Persönlichkeiten der Gegenwart." — Den Weg Franz Werfels zeichnet Heinrich Eduard Jacob (Berl. Tagebl. 289); es heißt da: „Es ist eine tief unheimliche Tatsache, daß gerade den größten Künstlern nicht selten ein Wurf in einer so lächerlichen Weise mißlingt, wie er kleineren, unberufeneren Talenten vielleicht nie mißlungen wäre. Könnte diese Tatsache ähnliche Hintergründe haben wie die ‚Strafexpeditionen Jehovas' im Alten Testament, die gar keine Strafexpeditionen sind, sondern physikalische Notwendigkeiten? Nun, es ist so! Es gibt einen ‚Monotheismus' in der Kunst, einen ‚thematischen Lebensraum', den der Priester dieses Raums — der Künstler! — nie ungestraft verläßt. Für die Wahrheit dieser Anschauung scheint mir das Werk Franz Werfels der größte und der am weitesten sichtbare Beweis." — Emphatisch beschließt Otto Heuschele (Tägl. Rundsch., Lit. Rundsch. 255) einen Aufsatz über Hans Carossa — und wenn es von Goethe gesagt wäre, wäre es nur wenig übertrieben —: „Wer jemals dieses Dichters Werk erkannt hat, der wird es nimmermehr entbehren können, der wird nicht auslöschen können die Spuren, die es eingegraben in seine Seele. Was die Zeit nicht von ihm erkennen kann, das wird die Ewigkeit erkennen, dessen sind wir gewiß." — Über Otto Heuschele selbst schreibt Arthur Fischer-Colbrie (Württemb. Ztg., Schwabenspiegel 25): „Der schwäbischen Landschaft, ihren Parken und Wäldern, Städten und Dörfern, ist in Heuschele ein Sänger von selten beredter Stimme erstanden, ein Sänger, der zugleich Maler von erlesener Kunst der Farbenmischung ist: die Aufsätze, die das genannte Buch enthält, so besonders die, alle Stimmungen der Jahreszeiten — vom ‚Frühlingsmorgen' bis zur ‚Winternacht' — einfangenden, ‚Aquarelle', werden dem Leser gleichermaßen zu musikalischen wie malerischen Erlebnissen. So ist dieses Werk, wenn auch in Prosa geschrieben, durchaus dem lyrischen Schaffen Heuscheles zuzurechnen, ja es kann schlechthin als eine Sammlung von Natur- und Landschaftsgedichten bezeichnet werden." — Auf den elsässischen Dichter Bernd Isemann weist Hans Brandenburg (Deutsche Ztg., Bücherwart 132a) als einen im besten Sinn des Wortes Volkstümlichen. — Zu den Aufsätzen über Peter Dörfler ist der von Frigga Brockdorff-Noder (Hamb. Fremdenbl. 177a) nachzutragen. — Das Werk Rudolf Borchardts charakterisiert Hanns Martin Elster (Leipz. N. Nachr. 178), er findet darin den geistigen Deutschen. — Eine eingehende Studie über Alfred Brust bietet Fritz Richard Werkhäuser (Königsb. Hart. Ztg. 269): „Das Werk dieses Mannes wächst auf der Wegscheide zwischen Europa und Asien. In ihm ist die Landschaft wundervoll eingefangen, jenes in die Unendlichkeit seiner Nachbarreiche sich verlierende Land, das mit Njemen und Pregel sich dem Meere zuneigt, Königsberg und Wilna umfriedet und in der Kurischen Nehrung eins der seltsamsten und eigenartigsten Erdgebilde vortreibt. Die typischen Konflikte dieses Grenzlandes geben dem Werk unseres Dichters seine starken Spannungen, erlitten und erlebt werden sie durch den ostpreußischen Menschen." — Hanns Johst ist eine Sonderbeilage des „Zeitenspiegels" (Kreuz-Ztg. 11) mit Beiträgen von E. Schmahl, Horst Uhlenbrauk, Grete Gillert, Dietrich Fähr, Ferdinand Junghans gewidmet. Bei Uhlenbrauk heißt es: „Bei der entwicklungsmäßigen Betrachtung und chronologischen Verfolgung seines Anwachsens zeigt sich Johst's dramatisches Werk in steter unbeirrbarer Entwicklung, in unermüdlichem Aufstreben in künstlerischen wie auch in den rein dramentechnischen Belangen. Heute schon gibt es keinen anderen zeitgenössischen Dramatiker (auch die vielgepriesenen Bert Brecht und Arnold Bronnen einbezogen), der mit Johst irgendwie Schritt halten könnte. Und wenn, wie ja der stete Aufstieg seines Schaffens klar zu erkennen gibt, alles bis heut Geschaffene nur Weg und Anlauf war, wie erst wird dann das Ziel sein?!... Wir glauben fest, daß Hanns Johst, das deutsche Drama der Gegenwart schaffen und es in die Zukunft tragen wird!"

Grüße zum 50. Geburtstag von Johannes Reichelt finden sich: Glauchauer Ztg. (136); Königsb. Hart. Ztg. (275); Kreuz-Ztg. (277) wo Reimar Harpeck schreibt: „Über Reichelts Schaffen könnten als Leitspruch seine eigenen Worte stehen. ‚Musik muß in jedem Menschen klingen; Sehnsucht und Heimweh, Kindheit und Jugendlachen, letztes Ergriffensein, da wir die Schönheit einer verstehenden Seele spüren oder an unserer eigenen Nähe genasen ... Armselige Einsame, in deren Spätsommer sich nicht diese seligen Melodien hinüberranken!" Da Reichelt seiner ganzen Mentalität gemäß in seinem Lehrberuf sich als Vollmensch verströmt, hat er literarisch bei weitem noch nicht sein Letztes geben können. Wir erwarten noch viel von ihm." — Den 50. Geburtstag von Alois Essigmann feiert Richard Schaukal (Wiener Ztg. 105): er sei „zu einem ganz eigen- und einzigartigen Humoristen gediehen, unverkennbar österreichisch, zwischen Raimund und

Nestroy, an abgelegener sonniger Lehne und doch im Bereich der großen Stadt, die etwas anders und mehr ist als eine Weltstadt: eine Welt." — Den „Dichter des Bauernkrieges" Hermann Graedener grüßt Claus Wulf zum 50. Geburtstag (Reichsbote, Lit. Beil. 96): „Die gewaltigste dichterische Darstellung des Bauernkrieges, die wir haben, ist der Bauernkrieg-Fries ‚Utz Urbach'. Dies wuchtige, kerndeutsche Werk verdanken wir dem österreichischen Dichter Hermann Graedener, der am 29. April seinen 50. Geburtstag feiert." — Des 50. Geburtstags von Alice Berend gedenkt Heinrich Sackert (Königsb. Hart. Ztg., Frauen N. 297); er nennt sie die wahre Erbin Jean Pauls. (Vgl. auch Stephanie Feuchtwanger (Altonaer Tagebl. Erzähler 151.) — Des 50. Geburtstages von Adolph Wittmaack gedenkt Ernst Foerster und grüßt in ihm eine der markantesten Gestalten des hamburger Dichterkreises (Hamb. Fremdenbl. 180). — Zum 60. Geburtstag von Hans Hyan meldet sich Stephanie Feuchtwanger zum Wort (Altonaer Tagbl., Lit. Rundsch., 2. Juni); sie nennt ihn den Freund und Helfer der Entrechteten.

Eduard Korrodi beurteilt Hermann Hesses neuen Gedichtband „Krisis" (N. Zür. Ztg. 991): „Wir sagen nun freilich nicht viel, wenn wir diese Gedichte kühn und zum Teil erschütternd finden, insofern sie die Entzauberung und den Jammer eines berühmten Schriftstellers enthalten — sie müßten uns aber als Ausdruck eines Schicksals auch tief bewegen, wenn wir sie nicht in Beziehung zu einem, uns bekannten, mehr oder weniger sozusagen schon ‚publizierten Leben' setzen könnten. Werden sie das tun? Soweit mein eigener Versuch gelang, den Autor und sein Ansehen hinwegzudenken, habe ich mir eingeredet: Nein, die Unerschrockenheit, die Neuheit dieser Gedichte ist jedenfalls nur in ihrer inhaltlichen Gesinnung wahrnehmbar, in ihrer Sprachgestalt, in ihrer knittelversartigen Konstitution sind sie sogar saloppe Tradition, in der Bewegung unserer Lyrik werden sie keine Epoche machen." — Zu Joachim Ringelnatz neuem Buch „Allerdings" bemerkt E. Kr. (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 159): „Ringelnatz wandert auf guten Wegen ins Land der künstlerischen Selbstzucht und des verantwortungsbewußten, sprachlichen Formwillens. Dieses, sein neues Buch, anregend, prickelnd, reizvoll, besinnlich und grotesk, oft dichterisch im wahrsten Sinne, gekonnt und originell, geistreich und spielerisch bunt, ironisch und volkstümlich schlicht, wiegt tausend andere Gedichtbücher eines ganzen Jahres auf."

Den Roman von Wolfg. E. Ludwig Stein „Europäischer Karneval oder Der Tychonische Stern" würdigt P. Niehaus (Pomm. Tagespost, D. Schrifttum 10): „Sein ‚Roman' ist keineswegs ein abgerundetes Kunstwerk, sondern so etwas wie das Tagebuch seiner geistigen und menschlichen Entwicklung während der Kriegs- und Revolutionszeit, ziemlich getreu, mit allen Menschlichkeiten und auch mit allzu privaten Belanglosigkeiten, gespickt mit Reflexionen aller Art, wie aus dem Jean-Paulschen ‚Zettelkasten' gezogen; überhaupt erinnert Stein nicht nur mit dem Titel an diesen größten deutschen Erzähler, sondern auch in seiner barocken Art; seine anderen Vorfahren sind etwa F. Th. Vischer, Wilh. Raabe und Wilh. Busch." — Einen Aufsatz über Albert Steffens' „Lebensgeschichte eines jungen Menschen" beschließt Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1102) mit den Worten: „Wenn man dieses Buch nicht im eigentlichen Sinn als eine dichterische Leistung bewerten kann, so wird man doch bei diesen Ideengängen bewegt aufhorchen und das so einheitlich und konsequent erfaßte Weltbild als etwas Eigenartiges empfinden. Es ist, genau besehen, ein anthroposophisches Erziehungsbuch, darin viel Nachdenkliches für Geister verschiedenster Observanz steht." — Die Ruland-Romane Otto Flakes charakterisiert Georg Meyer (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 159 u. a. O.): „Das also unterscheidet Flake von den ethischen Idealisten: daß er keine Forderungen aufstellt und keine Programme herausschleudert, sondern in individuell geformten Gestalten darzustellen sich bemüht, was nach seiner Meinung zu tun ist. So schafft er sich die Möglichkeit, konkret zu sprechen: er wird Gestalter, Künstler, Dichter." Vgl. auch Elisabeth Darge (Bad. Pr., Lit. Umsch. 16). — Zu Josef Wincklers Erzählungen „Im Teufelssessel" schreibt V. (Hannov. Kur. 254/55): „Jetzt, mit seinem neuen Buch, sprengt er den heimatlichen Stoffkreis und schafft vier Erzählungen aus der Wesenheit einer ihm blutfremden Gegend des südtiroler Landes, des Weingartens von Eppan. Aber er bleibt auch hier wie in seinen heimatlich bedingten und bestimmten Schöpfungen, die nichts von dem beengenden Horizont der sogenannten ‚Heimatkunst' haben, am Herzen der Welt, ein Dichter, der in allen Lebensäußerungen — und es gibt keine tiefere als die Kunst — dem Kosmos nahe ist." — Einen Mythos vom deutschen Volk nennt Will Scheller Hans Friedrich Bluncks Romantrilogie „Die Väter" (Kasseler Post, Bücher-Post 168): „Bluncks ‚Väter', abgeschlossen mit der ‚Gewalt über das Feuer', ist inhaltlich so deutsch und in der Form so dichterisch, daß es zu allen spricht und allen gehört, die sich, so oder so, zur deutschen Volkheit rechnen dürfen. Es ist, dieses große Dichtwerk, ein wundervolles Geschenk für die ganze deutsche Nation." — „Erkenntnisse des Psychologen, des Kenners der Höhen und

Tiefen" findet Hans Brecht (Altonaer Tagebl., 16. Juni) in Franz Werfels „Der Abituriententag". — Korfiz Holms Roman „Herz ist Trumpf" wird von Glinsky (Kreuz-Ztg. 287) ein in jeder Beziehung gutes Buch genannt. — Über Paul Ernsts „Kaiserbuch" sagt Magda Janssen (Hamb. Fremdenbl. 172a): „So verdichtet sich der Gesamteindruck des großgestalteten Werks, auch nach den beiden mittleren Bänden, — die, dank amerikanischer Großherzigkeit, erscheinen konnten — zur Überzeugung, daß wir es hier mit einem in unserer Dichtung einzig dastehenden Kunstereignis von nationaler Tragweite zu tun haben." — Zu Anton Mayers „Peregrinus Windesprang" bemerkt Adolf Peter Paul (Weserztg., 30. Mai): „Es handelt sich hier nicht um die Ankündigung von einem unter tausend Büchern, sondern um die Entdeckung eines Deutschen, der etwas kann und sich nicht scheut unter die Importierten mit seinem ganz schlichten ehrlichen Namen zu treten."

Ablehnend verhält sich Heinrich Vogels (Köln. Volksztg. 436) zu Emil Ludwigs „Menschensohn". — Eine Studie über Rudolf Maria Holzapfel bietet Christel Rather (Schlesw. Nachr., Nordmark 140). — In Paul Ernsts Typenlehre erblickt Gottfried Nösel (Rhein.-Westf. Ztg. 286) Möglichkeiten zu großem Fortschritt. — Zu Emil Utitz Buch „Die Überwindung des Expressionismus" bemerkt E. Kurt Fischer (Stuttg. N. Tagblatt 274): „Das Wort von der Überwindung des Expressionismus besagt also nicht, daß er eine Verirrung schlechthin war, sondern nur, daß seine Zeit erfüllt ist und daß eine neue Wertung sich durchzusetzen begann, eine Wertung, die die beglückende Kraft der Synthese zwischen den einander nur scheinbar widerstehenden, stets wiederkehrenden großen Haupttendenzen der Kulturentwicklung birgt."

*

Zur ausländischen Literatur

Neues über Frau von Staëls „De L'Allemagne", auf den zweiten Band des Nachlaßwerkes des Grafen d'Haussonville hinweisend, teilt ek (N. Zür. Ztg. 1148) mit. — Über Balzac, ihn einen „deutschen Dichter" nennend, schreibt Fritz Lehner (Wien. Ztg. 123). — Den Lebensroman des Romanciers (Alexandre Dumas) skizziert Hermann Wendel (Frankf. Ztg. 409 — 1 M.). — Mit Jacques Rivière und Alain-Fournier beschäftigt sich J. (N. Zür. Ztg. 1059) auf Grund der zwei weiteren, neuerschienenen Bände des Briefwechsels. — Des unlängst verstorbenen François de Curel wird gedacht (Wien. Ztg. 120). — Auf den Roman „Psyché" von Pierre Louys macht Hans Brecht (Alton. Tagebl., 19. Mai) erneut aufmerksam. — Zum „Fall Rimbaud" ergreift Rudolf Leonhard (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 131) das Wort. — Die neue französische Literatur behandelt Eugen Lerch (Köln. Ztg., Lit. 315) in nachstehend überschriebenen Abschnitten: „Der Gegensatz zu der ältern Generation"; „Die neue Gläubigkeit"; „Andre romantische Züge". Baco von Verulam als Essayisten zeichnet Gerhard Budde (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 134). — Einen Schattenriß William Shakespeares gibt Hans Wyneken (Königsb. Allg. Ztg., Sonntagsbl. 269, 281). — Butler und sein soeben in deutscher Übersetzung erschienenes Werk „Jenseits der Berge" (von 20 Bänden der erste) würdigt B. Fr. (N. Zür. Ztg. 1202). — „Armer Shelley!" überschreibt Elisabeth Darge (Bund, Bern 272 u. a. O.) eine Skizze. — Joseph Conrad nimmt Irene Graebsch (Bresl. Ztg. 140) zum Thema. — Ein Bild von Shaw als Sozialreformer entwirft Kurt von Stutterheim (Berl. Tagebl. 294). — Mit D. H. Lawrence setzt sich Wolfgang von Einsiedel kritisch auseinander (Hamb. Fremdenbl. 173). — Anläßlich eines Vortrags, den John Galsworthy in Hamburg gehalten, beschäftigt sich Emil Wolff (Hamb. Fremdenbl. 164) mit dem Dichter. — Auf das Aufsehen erregende Buch Ben B. Lindseys „Revolution der modernen Jugend" weist Rich. Jungbluth (Köln. Ztg., Lit. 357). — Die Laufbahn eines Dichters in den Vereinigten Staaten (Gladstone Eugene O'Neill) beschreibt Erik Reger (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 267). — Zur amerikanischen Dramatik ergreift Fred A. Angermayer (Magdeb. Ztg. 299) das Wort.

Mit neuer Dichtung in Italien macht W. M. Esser (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 452) bekannt.

August Strindberg als Alchimisten beleuchtet Erwin Stranik (Dresd. N. Pr. 19).

Dostojewskij ist eine Reihe von Aufsätzen gewidmet: W. Jollos („Dostojewskijs ‚ewige Freundin'." Das Tagebuch der Apollinaria Suslow) (Berl. Börs.-Cour. 281 u. a. O.); „An den Bruder" (Ein unbekannter Brief Dostojewskijs) (Frankf. Ztg. 467 — 2 M.); Edgar Grimmelshaus (N. Bad. Landesztg., Unt.-Bl. 307). — Über „Maxim Gorkij als Feuilletonist" handelt M. Hekter (Prag. Pr. 158).

Über die Frau in der chinesischen Volksdichtung plaudert Elisabeth Oehler-Heimerdinger (Tägl. Rundschau, Unt.-Beil. 136). — Von der Vernichtung der chinesischen Literatur (im Jahre 213) berichtet E. Hauer (Deutsche Ztg. 139a).

* * *

„Kunst und Kolportage." Abenteuerromane der Gegenwart. Von Alfred Arna (Vorw. 295).

„Grundsätzliches zum Drama." Von Konrad Bänninger (N. Zür. Ztg. 1157).

„Die neuere Dichtung in Steiermark." Von Bruno Binder (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 148).
„Die Theaterzuschüsse und das Drama." Von Hanns Martin Elster (Königsb. Hart. Ztg. 293).
„Lindenwirtin du feine ..." Von Emil Fischer (Vorw., Abend 290).
„Die psychologische Dichtung." Eine literarästhetische Studie. Von Hans-Joachim Flechtner (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 150).
„Literarische Randbemerkungen: Walter Bloem, Weltgesicht." Von Glinski (Kreuz-Ztg. 294).
„Die Dichtung der Zeit und ihre Bewertung." Von Glinski (Kreuz-Ztg., Zeitsp. 9).
„Die Entthronung des Naturalismus." Von Glinski (ebenda).
„Scholastische Theorie des Romans." Der Streit um den Roman. Von André Harlaire (Germ., Ufer 19).
„Über die Verantwortlichkeit des Schriftstellers." Von A. von Hatzfeld (Köln. Ztg. 312a).
„Dichter und Regisseur." Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Schwäb. Merk. 270).
„Das antike Drama auf der modernen Bühne." Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 145).
„Dramatikerinnen der Gegenwart. (Elsa Bernstein, Hanna Rademacher.)" Von Else Hoppe (Köln. Ztg. 346).
„Die Mystik als geistige Grundkraft." Von E. Huber (Kreuz-Ztg., Zeitsp. 9).
„Soll die dreißigjährige Schutzfrist verlängert werden?" Von F. H. (N. Zür. Ztg. 1011).
„Die Journalistin." Von Igna Maria Jünemann (Germ., Frauenwelt 24).
„Der Dichter unter der Maske." Von E. K. (Bund, Bern 280).
„Die Renaissance der Lyrik." Von Klabund (N. Bad. Landesztg. 293).
„Sprechkunst, Sprech-Chor und Bühne." Von Wilhelm Leyhausen (Köln. Ztg. 360 a).
„Die Internationale Urheberrechtskonferenz in Rom." Von F. M. (N. Zür. Ztg. 1065).
„Die schweizerischen Schriftsteller in Winterthur." Von M. (Bund, Bern 290/292).
„Theater auf der Schule." Von Heinrich Christian Meier (Berl. Börs.-Cour. 293).
„Die Ostdeutschen Monatshefte." Von Waldemar Oehlke (Bresl. Ztg. 268).
„Josef Ponten verteidigt sich." (Frankf. Ztg. 482 – 1 M.)
„Schmökern in alten Büchern." Von René Schickele (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 26).
„Aus einem literarischen Tagebuch." Von Wilhelm von Scholz (Köln. Ztg., Lit. 329).
„Deutsche Dichtung in Italien." Von Wolfg. E. Ludw. Stein (Deutsche Tagesztg. 272).
„Die Zeitung als Objekt der Kritik." Von Karl Weber (Basl. Nachr., Sonntagsbl. 25).
„Hymnische Lyrik." Von Wilhelm Westecker (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 135).
„Die Ballade." Von K. Fr. Wiegand (Tägl. Rundsch., Lit. R. 267).
„Albrecht Dürer im romantischen Drama." Von Alfred Zohner (Wien. Ztg. 101).
„Die erste Erinnerung an den Rhein." Von Alfons Paquet, René Schickele, Wilhelm Schäfer, Rudolf Geck, Rudolf G. Binding, Carl Zuckmayer, Anton Fendrich, Ernst Glaeser, Wilhelm von Scholz, Jakob Kneip, Wilhelm Schmidtbonn, Paul Alverdes, Alfred Mombert, Leo Sternberg, Otto Flake, Herbert Eulenberg, Adolf von Hatzfeld (Frankf. Ztg. 466 – 1 M.).

Echo der Zeitschriften

Österreich-Deutschland. V, 6. (Berlin.) Die Nummer ist mit vielfachen Beiträgen dem Andenken Hermann Kienzls gewidmet. Am Sarge sprach auch Leopold Jeßner:

„An der Bahre Hermann Kienzls möchte ich den Abschiedsgruß der berliner Bühnen niederlegen, die in dem Entschlafenen einen Kritiker von heißem Temperament und doch abwägender Gerechtigkeit geschätzt haben — einen Kritiker, der das Theater liebte. Aber die Trauer, zu deren Sprecher ich ausersehen bin, ist nicht nur eine allgemeine, sondern noch eine persönliche. Und es sei mir erlaubt, mit einem Wort auf diese persönlichen Erinnerungen einzugehen. In einer Zeit — noch vor meiner berliner Tätigkeit — hat er für mich als Künstler und Theaterleiter gezeugt. Er hat auch damals wie immer seine ganze Persönlichkeit eingesetzt, und als er kein Gehör fand, hat er sich nicht gescheut: Brücken abzubrechen und Konsequenzen zu ziehen, wie es nur wenige getan haben würden. Später trafen wir uns dann hier in Berlin zu gemeinsamem Wirken. Er wirkte von unten im Parkett, ich von oben, von der Bühne herab. Zusammengekommen zu gemeinsamer Arbeit, trennten sich unsere Wege. Er lehnte mich ab und schätzte mich. Ich ward ihm oft gram und liebte ihn. Und diese Liebe werde ich ihm auch über das Grab hinaus bewahren."

*

Paula Grogger zeichnet in ihrem Gedenkblatt auf:

„Gegen Mittag begleitete mich Herr Mischler vom Österreichisch-Deutschen Volksbund in das Sanatorium, wo Hermann Kienzl sich zur Kur befand. Eine Tür im Korridor war offen. Ich sah einen Kranken im Spitalsgewand, von zwei Frauen gestützt. Er ging, indes die Knie immer wieder einsanken, zu seinem Lehnstuhl. Eine ungeduldige Sprödheit war in jener Gebärde, etwas wie eine Flamme, die unter heißen Gläsern zuckt. Es war Hermann Kienzl. Er sah uns Besucher und wußte gleich Bescheid; bot mir herzlich seinen Gruß.

Es überkam mich eine frohe Verwunderung ob des klaren geistigen Impulses, der ihn erfüllte. Er fragte, und ich erzählte ihm. Man merkte, sogar im Hören arbeitete er mit, und wäre, desungeachtet er in einem hinfälligen Körper eingeschmiedet, immer noch bereit, die Räder der Welt anzutreiben. Ich besorgte, das Gespräch ermüde ihn. Er bat mich, zu bleiben. Nie hätte man bei solchem Anblick vermutet, daß er sich von einer Marter in die andere kämpfe. Seine Rede war ein Zubekenntnis zu seinen Ideen. Aus dieser Liebe hat er auch mir Gutes getan; hat er versucht, ein Buch von steierischen Bauern, schwer zugänglich in Sprache und Stil, beschaulich im Inhalt, den Menschen der rastlos geschäftigen Großstadt nahezubringen. Er hat sich für seine Stammverwandtschaft eingesetzt, gläubig und willig, das zu verschmelzen, was dem ganzen deutschen Volke gemeinsam ist.

Ich habe ihm gedankt und sodann Abschied genommen. Als sein Blick mich bis zur Tür geleitete, war mir, als nehme ich einen leisen Segen mit, nicht für mich allein, sondern für die Heimat überhaupt...

Auf einen Brief, den ich ihm später aus der dörfischen Einschicht schrieb, antwortete er noch einmal; seine Schrift hatte nicht mehr den starken, oft jählings abgehackten Zug, die Buchstaben waren dünn, fortfließend, zuweilen von Schnelligkeit verzerrt, so, als wäre das Papier vor seinen Augen in Luft zergangen.

Aber ich fühlte immer noch die heitere, ungebrochene Kraft seiner Augen vor mir und konnte nicht denken, daß der Tod darüber Gewalt habe."

Deutsch-Französische Rundschau. I, 6. (Berlin-Grunewald.) Aus einem Aufsatz von **Otto Forst-Battaglia** über **François de Curel** heben wir die nachfolgenden Abschnitte heraus:

„Der größte Dramatiker des zeitgenössischen Frankreichs ist gestorben und einer der Meister des europäischen Theaters unserer Tage. Wer in der Woche, die auf das Hinscheiden des Vicomte François de Curel, Mitgliedes der französischen Akademie und Fürsten der französischen Bühne, folgte, den deutschen Blätterwald durchstöberte, der hätte vergeblich nach einer Äußerung gesucht, die dem genialen Poeten gerecht geworden wäre. Ungekannt ist er zeitlebens in Deutschland geblieben und ungekannt ist er von dannen gegangen. In einem Augenblick, da jeder drittklassige Vaudevillist sicher sein darf, seinen deutschen Übersetzer und seine deutschen Tantiemen zu finden, stehen die Leiter der großen deutschen Theater, wie ich mich mehrfach überzeugte, ahnungslos dem Phänomen Curel gegenüber. Nicht einmal die hundertfältigen Nachrufe in der französischen Presse haben ein Echo geweckt. So sei es wenigstens hier, und zu ewigem Gedächtnis, in deutscher Sprache gesagt: Mit François de Curel ist ein Schriftsteller europäischer Bedeutung gestorben, ein tiefer Denker und origineller Gestalter, ein visionärer Dichter und der souveräne Gebieter über eine herrliche, in ähnlicher Vollkommenheit kaum mehr anzutreffende Diktion, die in ihrer Klarheit und Harmonie zugleich von der Konversation des Salons und vom Vortrag des Gelehrten, von der kräftigen Rede des Volks und vom vibrierenden Pathos des Lyrikers an sich hat."

*

„Curel war in gewissem Sinn der Gefangene seines Reichtums. Er, dessen literarische Talente frühe sich bekundeten, mußte sich zur industriellen Laufbahn vorbereiten. Er tat es ohne Widerstreben, ja mit der interessevollen Anteilnahme, die er gegenüber jeder Notwendigkeit aufbrachte. Seine Studien führten ihn auch nach Deutschland. Er sprach gern und oft von seinen Erinnerungen an Sachsen und die Rheinlande; von der guten Aufnahme, die ihm geworden war. Ohne Bitternis auch von den Schwierigkeiten, denen er seitens der deutschen Behörden begegnete, als er die Leitung der auf damals reichsländischem Gebiet gelegenen Unternehmungen antreten wollte. Das Verbot praktischer Betätigung gab ihn der Literatur wieder. Lange Zeit hielt man ihn, wie Marcel Proust, für einen reichen Dilettanten, der aus Mangel an Beruf eine künstlerische Berufung sich zu eigen wähnte. Ein paar verunglückte Romane schienen dieses abfällige Urteil zu bekräftigen. Maurras hat mit dem Scharfblick des Kritikers erkannt, daß Curel zum Dramatiker geboren war. In einer, übrigens recht wenig wohlwollenden Rezension des ‚Sauvetage du Grand-Duc' richtete er an Curel die seither berühmt gewordene Mahnung: ‚Aufs Theater, Herr von Curel'."

Zeitschrift für deutsche Bildung. IV, 6. (Frankfurt a. M.) Abwägend urteilt **Paul Böckmann** zum Schluß seines Aufsatzes „Der Formanspruch in der Dichtung Stefan Georges":

„Das Hinlenken auf die Wirklichkeiten des inneren Daseins, das Bemühen um deren Formung und die neue Erschließung der deutschen Sprache sind von unbestreitbarer Bedeutung. Es kann sich nur noch darum handeln, die besondere Einmaligkeit dieser Dichtung zu umgrenzen und den Punkt anzugeben, von dem aus vielleicht auch andere Entscheidungen getroffen werden können, um dem Gestaltungsanspruch der Seele gerecht zu werden. In dieser Hinsicht zeigt es sich, daß George schon durch die Art seines ersten Beginns sich in eine ganz bestimmte Richtung begeben hat,

von der ihn all seine späteren Fortgänge nicht mehr abdrängten. Wir sahen, wie er — durch die Not seiner Zeit gezwungen — das Innere zu gestalten suchte, indem er es vor einer fremden Umwelt behütete, bewahrte und einengte. Dadurch entstand die abweisende Strenge seiner Haltung, das Würde- und Rangbewußtsein, der Schönheitsdienst und überhaupt die ganze aristokratische Lebensbewertung mit ihrer Einsamkeit, ihrer Trauer und auch ihrer Humorlosigkeit. Wie sehr George nun in der weiteren Entwicklung seiner Dichtung sich mit der Fülle der Welt vermählte, es blieb doch immer die Richtung auf das Behüten der eigenen Seele durch Absonderung und Grenzsetzung bestehen, es zeigte sich stets von neuem das ‚Raffen einer Purpurschleppe'. Geschichte, Natur und gegenwärtiges Menschentum wurden nur insoweit ergriffen, als sie in sich die Gehaltenheit echterer Form besaßen und insofern sie die Seele zu neuen Gestaltmöglichkeiten führten. Selbst die Liebe erhielt erst von dieser Seite des werterfüllten Daseins aus ihre letzte Erfüllung, und so mag es von tieferer Bedeutung sein, daß schließlich der Jüngling mit seiner innigen Verschmelzung von Schönheit, Geist und Zukunftshoffnung eine größere Bedeutung gewann, als die Frau mit ihrer erdgebundeneren Mütterlichkeit. In all dem findet sich das Überwiegen des Formwillens wieder, der den Anfang Georges so sehr bestimmte. Damit bleibt die Frage offen, ob in dieser Ausgangsstellung nicht ein anderes Verhalten noch denkbar ist, als das von ihm ergriffene. Kann der Mensch zur seelischen Form nur kommen, indem er sich bewahrt und absondert? Das ist die zentrale Frage, die übrigbleibt, und in deren Beantwortung wohl auch ein anderer als der Georgesche Weg zu gehen versucht werden könnte."

Der Lesezirkel. XV, 7. (Zürich.) Margarete Susman betont Martin Bubers Bedeutung für das deutsche Geistesleben:

„Mit der Erneuerung jüdischen Menschentums hat Buber zugleich tief in das deutsche Geistesleben eingegriffen. Während ihm das Bildungsideal, der Formumriß des neuen Menschen aus der europäischen Welt kam, drängte als sein Inhalt die Wirklichkeit jener noch religiös existenten Welt, die zunächst aus unbewußten Tiefen sein Leben gespeist hatte, allmählich auch in seinem Bewußtsein wieder empor. Er erkannte, daß hier eine Wahrheit verborgen lag, die durch keine noch so große westliche Erkenntnis erreicht, geschweige denn ersetzt werden kann, daß es darum das versunkene jüdische Kulturgut ist, das zur wahrhaften Bildung des jüdischen Menschen wieder ans Licht gefördert werden muß. Und aus dieser Einsicht heraus hat er das deutsche Leben mit Wirklichkeitswerten aus einer Welt befruchtet, die von jeher und von Anbeginn die Urquelle europäischer Erneuerung gewesen ist."

Literarischer Handweiser. LXIV, 9. (Freiburg i. Br.) Eine Studie über Max Mell bringt Joseph Sprengler mit den Worten zum Abschluß:

„Seit Strindberg fragt das Drama neuerdings heftiger als je, wo denn die Erlösung sei. Zu erlösen, war der Antrieb der Nylandgruppe; danach suchten Johst, Fritz von Unruh, Leonhard, die Expressionisten wohl sämtlich, keiner so ins Leere stoßend wie Werfel; denn nichts verblieb als die Frage, sie gleichsam die Form des Dramas, der katastrophale Schluß aller Schlüsse. Und nun ist es, wie wenn Mell zu antworten käme: dem Intellektualismus mit dem Glauben, dem Relativismus mit sichern Werten, der Neuzeit mit dem alten Christentum. Er weiß den Weg, für manchen lang und schwer, aber es ist der kürzeste. Er heißt: Auferstehen."

Der Türmer. XXX, 9. (Stuttgart.) Für Börries, Freiherr von Münchhausen tritt Ritscher ein:

„Oder bedeutet es ‚Enge des Blickfeldes', bedeutet es ‚Fehlen von Problemen', wenn der Dichter in jugendlichem Sturm und Drang mit dem Gedanken umging, seinen Adel abzulegen und als ein neuer ‚Bürger' sein Leben — ganz frei von allen Bindungen — selbst zu gestalten, wenn er jahrelang eingeschriebenes Mitglied der Sozialdemokratie war, wenn er in aller Form vor dem Amtsgericht aus der Landeskirche austrat und es darüber zum vollständigen Bruch mit seiner Familie kommen ließ! Und man wird hinzufügen müssen, daß im Vorkriegsdeutschland für einen Freiherrn von Münchhausen einige Charakterstärke dazu gehörte, so eigene Wege zu gehen! —

Gewiß, Münchhausen hat diese Zeit des Sturms und Drangs überwunden; ihm ging inmitten der berliner Boheme die Erkenntnis auf, daß die Kultur der Dorfstraße höher steht als die der Friedrichstraße, er fühlte sich schließlich abgestoßen von der rein intellektuellen, gemütsleeren Einstellung seiner damaligen Umgebung, er fand zu sich selbst zurück; aber doch nicht so, daß er all dieses Überschäumen abstreifte, sondern indem er in sich zu einer höheren Einheit reifte. Und diese Einheit vereinigt in ihm noch heute weltweite Gegensätze.

Urdeutsch in seinem ganzen Wesen vermochte er sich in seinen Judaballaden so sehr in fremdes Volks- und Heldentum hineinzufühlen, daß man in ihm einen Verkünder des Zionismus sehen zu können glaubte, daß man in Synagogen für ihn betete, ihn zum Schutzherrn für Makkabäerfeste wählte. — Bei stolzer Freude

über die ihm in seinem Geburtsstande überkommenen Werte ist ihm ein zartes soziales Empfinden für alle Stände unseres Volkes eigen."

Deutsches Volkstum. 1928, 6. (Hamburg.) Sehr hoch wird Frank Thieß von Walter Erich Schäfer gewertet:

„Was hindert die Jugend, in ihrer Masse begeistert zu diesem Dichter zu stehen, der doch für sie vor allem geschrieben hat? Gewiß keine stofflichen Hemmungen, sondern etwas in seiner geistigen Haltung, das der sogenannten neuen Sachlichkeit widerspricht. Man hat ja dieses wunderschöne Schlagwort auch für die jüngste Dichtung angewandt, und hat vor diesen Karren bald die verschiedenartigsten Gäule gespannt. Was aber einen Bert Brecht etwa mit den Verfassern der Abenteurergeschichten verbindet, das ist die gemeinsame Feindschaft gegen Gefühle. Sachlich, das heißt: ohne Wertung, unbeteiligt steht diese Jugend ihrem Stoff gegenüber, technisch und sportlich. Thieß aber bettet jedes Ereignis und jedes Wort in eine Sphäre von Gefühlen ein, die, nach der Ansicht dieser herben Jugend, nicht selten in Sentimentalität ausarten. (Wir haben bis jetzt für dieses sehr deutsche Übel kein deutsches Wort. Gefühlsseligkeit etwa bringt einen falschen Klang hinein.)

Das ist der Punkt, auf dem der Dichter Frank Thieß in der heutigen geistigen Landschaft steht. Seine Stellung in der zeitlosen Kunstgeschichte unseres Volkes und Europas ist schwer zu bestimmen. Gewiß ist er, was seine formenden Kräfte angeht, noch keiner von unseren wesentlichen Meistern. Das beweist auch die — an den Romanen gemessen — geringere Bedeutung seiner Novellen, der Kunstwerke also, in denen der ordnende Geist sich stärker auswirkt als die Fülle des zu ordnenden Stoffs. Dieser Mangel ist freilich die Kehrseite seiner Stärke: seiner gläubigen, immer erneuten rückhaltlosen Hingabe an die bunte Welt. In dieser Hingabe und in der Breite des erfaßten Lebens sind ihm nur wenige unter den gegenwärtigen Deutschen gleich. Und diese Predigt von der Fülle der Welt wird seine Brücke in die Zukunft sein."

* * *

„Johann Nicolaus Weislingers deutsche Schriften." Von Wolfgang Pfeiffer-Belli (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Ernst Gottlieb Woltersdorf." Von Joh. Giffey (Deutsche Monatshefte IV, 6. Berlin).

„Klagen und Angstträume des gefangenen Schubart." (Die Literarische Welt IV, 25. Berlin.)

„Konrad Ekhof." Zu seinem 150. Todestag. Von Richard Riedel (Der neue Weg LVII, 11. Berlin).

„Grundzüge von Goethes Altersschau." Von Martin Kaubisch (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung IV, 3. Leipzig).

„Karl August und Goethe." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel V, 25. Berlin).

„Goethes ‚Faust' und unsere Frömmigkeit. I. Der religiöse Tatbestand des Faust." Von Carl Onnasch (Die Christliche Welt XLII, 11/12. Gotha).

„Goethes Mondlyrik." Von Robert Petsch (Zeitschrift für Deutsche Bildung IV, 6. Frankfurt a. M.).

„Goethes Herzog." Zum Gedenken der hundertsten Wiederkehr seines Todestages. Von Julius Schiff (Die Bergstadt XVI, 9. Breslau).

„Zum ‚Westöstlichen Diwan'." Von Franz Zinkernagel (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Sébastien Mercier, Schiller und Otto Ludwig." Von Léon Mis (ebenda).

„Ein Pamphlet Heinrich Heines." Von Friedrich Hirth (Die Horen IV, 9. Berlin).

„Akten über die Krankheit von Heinrich Heines Vater." (Mitteilungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater VI, 1. Kiel.)

„Das Reh — ein Jugendwerk Ludwig Tiecks." Von Edwin H. Zeydel (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Amphitryon [Kleist]." Von Thomas Mann (Die Neue Rundschau XXXIX, 6. Berlin).

„Schelling." Von Erich Przywara S. J. (Stimmen der Zeit LVIII, 9. Freiburg i. B.).

„Wilhelm Hauffs Märchen." Von Hilde Schulhof (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Adalbert Stifter und die bildende Kunst." Von Otto Jungmair (Der getreue Eckart V, 9. Wien).

„Hebbel an Amalia Schoppe und an Johann Valentin Teichmann." (Mitteilungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Literatur und Theater VI, 1. Kiel.)

„Das Vorbild für die Form von Gottfried Kellers ‚Meretlein'." Von Rupprecht Leppla (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Die Gottfried-Keller-Ausgaben." Von Jonas Fränkel (ebenda).

„Fontanes Altersroman [Stechlin]." Von Julius Petersen (ebenda).

„Drei Federn [Raabe]." Von Friedrich Strecker (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XVIII, 2. Braunschweig).

„Raabe-Schriften." XXX. Von Hans Martin Schultz (ebenda).

„Rosegger." Von Hugo Greinz (Radio IV, 38. Wien).

„Peter Rosegger." Von Hans Ludwig Rosegger (Deutsche Monatshefte IV, 6. Berlin).

„Kann man Rosegger noch lesen?" Von Walter Weichardt (Der Bücherwurm XIII, 9. München).

„Carl Hauptmann." Von Friedrich Mühler (Freie Welt VIII, 187. Reichenberg).

„Die äußere Entstehungsgeschichte und die Handschrift von Hermann Löns' ‚Zweitem Gesicht'." Von Paul Schnabel (Markwart 1928, 6. Hannover).

„Ein vergessener Großer unserer Zeit: Florens Christian Rang." Von Erich Gutkind (Die Literarische Welt IV, 24. Berlin).

„Franz Kafka." Von Oskar Baum (Die Literarische Welt IV, 26. Berlin).

„Zwei unveröffentlichte Rilke-Briefe." (Ebenda.)

„Hanns von Gumppenberg †." Von Richard Mors (Der Kunstwart XLI, 9. München).

„Hanns von Gumppenberg †." Von Paul Wittko (Der Türmer XXX, 9. Stuttgart).

„Heinrich Federer †." Von Peter Dörfler (Hochland XXV, 9. München).

„Brücken zur Schweiz." Zum Tode Heinrich Federers. Von Franz Thierfelder (Der Bücherwurm XIII, 9. München).

„Hermann Kienzl tot." Von Paul Löbe (Österreich-Deutschland V, 6. Berlin).

„Zum Tode Max Schelers." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel V, 21. Berlin).

„Zum Tode Max Schelers." Von Hans Pollnow (Die Literarische Welt IV, 23. Berlin).

„Wilhelm Brandes." Von Heinrich Spiero (Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde Wilhelm Raabes XVIII, 2. Braunschweig).

„Hermann Claudius und seine Dichtungen." Von H. Blievernicht (Arbeiter-Jugend XX, 6. Berlin).

„Gundolf und die ‚Nachtwachen des Bonaventura'." Von Franz Schultz (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Ein dichterisches Testament [Gerhart Hauptmanns Hexameter-Epos ‚Till Eulenspiegel']." Von Conrad Wandrey (Der Bücherwurm XIII, 8. München).

„Offener Brief an Thomas Mann." Von Arthur Hübscher (Süddeutsche Monatshefte XXV, 9. München).

„Die Dramen Heinrich Manns." Von Rudolf Leonhard (Blätter des Hessischen Landestheaters 1927/28, 22. Darmstadt).

„Stefan George." Von E. Henderson (Der Kreis V, 6. Hamburg).

„Rudolf Borchardt und die Presse." Von Hanns Martin Elster (Die Christliche Welt XLII, 11. Gotha).

„Zum 50. Geburtstag Peter Dörflers." Von Knevels (Landeskirchliche Blätter 1928, 10. Mannheim).

„Erich Sieburg." Von Heinrich Hardensett (Der Schacht 1928, 26. Bochum).

„Der Dichter des Bauernkrieges; Hermann Graedener zu seinem 50. Geburtstag." Von Claus Wulf (Deutsche Blätter 1928, 4. Rendsburg).

„Geschäft und Gebärde." Zum Jesusbilde Emil Ludwigs. Von Harald Theile (Eckart IV, 5. Berlin).

„Georg Kaiser." Von Hans Knudsen (Masken XXI, 18. Düsseldorf).

„Hans Franck." Von Robert Hohlbaum (Deutsches Volkstum 1928, 6. Hamburg).

„Otto Flake." Ein Umriß. Von Arthur Fr. Binz (Orplid V, 3/4. Augsburg).

„Bekenntnis des Romandichters." Über meine Ruland-serie. Von Otto Flake (Die Neue Rundschau XXXIX, 6. Berlin).

„Über Friedrich Schnack." Von Johannes Mumbauer (Der Pflug V, 6. Dortmund).

„Werfels erster Lehrmeister [Angelo Neumann]." Von Willy Haas (Die Literarische Welt IV, 26. Berlin).

„Über Albert H. Rausch." Von Arthur Fr. Binz (Orplid V, 3/4. Augsburg).

„Raoul Auernheimer." Von Erwin Rainalter (Radio IV, 38. Wien).

„Franz Nabl." Von Ernst Alker (Die schöne Literatur XXIX, 5. Leipzig).

„Über Bruno Frank." Von M. R. (Orplid V, 3/4. Augsburg).

„Über Werner Schendell." Von Carlheinz Hillekamps (ebenda).

„Eduard Reinacher." Von W. M. (Das lebendige Buch II, 2. Hamburg).

„Ein deutscher Bauernroman: Friedrich Griese ‚Winter'." Von Robert Petsch (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung IV, 3. Leipzig).

„Hans Carossa." Von Fritz Rostosky (Die schöne Literatur XXIX, 6. Leipzig).

„Ringelnatz." Von Alfred Polgar (Das Tagebuch IX, 25. Berlin).

„Axel Lübbe." Von Otto Bahrt (Nimm und lies 1928, 5. Leipzig).

„Fritz Droop." Von Willibald Omankowski (Stadt-Anzeiger XXVI, 42. Mannheim).

„Carl Friedrich Wiegand." Von K. E. Lußler (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 50/51).

„Über Richard Billinger." Von Rudolf Henz (Orplid V, 3/4. Augsburg).

„Franz Keim." Von Friedrich Rosenthal (Radio IV, 39. Wien).

„Heinrich Schäff-Zerweck." Von Walter Bähr (Der Türmer XXX, 9. Stuttgart).

„Ruth Schaumann." Von Maria Beermann (Die Bücherwelt XXV, 3. Bonn a. Rh.).

„E. von Handel-Mazzetti: Johann Christian Günther." Von Wilhelm Tholen (ebenda).

„Das Rätsel des Publikumserfolges." Von Walter Bloem, Hedwig Courths-Mahler, Lion Feuchtwanger, Bruno Frank, Hermann Hesse, Heinrich Mann, Thomas Mann, Walter von Molo, Rudolf Stratz, Jakob Wassermann (Die Literarische Welt IV, 21/22. Berlin).

„Stefan Großmanns Anti-Journalistenroman." Von Oscar Levy (Die Literarische Welt IV, 23. Berlin).

„Der Roman der Presse [St. Großmann, ‚Chefredakteur Roth führt Krieg']." Von Paul Ernst (Das Tagebuch IX, 21. Berlin).

„Hans Heinrich Borcherdt: Geschichte des Romans und der Novelle in Deutschland. I. Teil. Vom frühen Mittelalter bis zu Wieland." Von Christine Touaillon † (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Leopold Magon: Ein Jahrhundert geistiger und literarischer Beziehungen zwischen Deutschland und Skandinavien. 1750—1850. I. Bd. Die Klopstockzeit in Dänemark. Johannes Ewald." Von Paul Diderichsen (ebenda).

„Emil Dovifat: Professor für Zeitungswissenschaft an der Universität Berlin." (Deutsche Presse XVIII, 25. Berlin.)

* * *

„Shakespeare der Mensch." Von Karl Schaezler (Hochland XXV, 9. München).

„Zu Shakespeares ‚Wie es Euch gefällt'." Von Alfred Wolfenstein (Hessisches Landestheater 1927/28. 23. Darmstadt).

„Die Lebensweisheit William Penns." [Schluß.] Von Rudolf Kayser (Die Christliche Welt XLII, 12. Gotha).

„Neues von und über Oscar Wilde." Von Max Hayek (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 46).

„Thomas Hardys Heimatkunst." Von Erich Weltzien (Neue Jahrbücher für Wissenschaft und Jugendbildung IV, 3. Leipzig).

„Bernard Shaw." Von Hans Franck (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 47/48).

„Begegnung mit Shaw." Von Ralf Kornmann (Annalen II, 5. Horgen-Zürich).

„Zeitgenosse Shaw." Von Eberhard Moes (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 47/48).

„Grundsätzliches zu James Joyce ‚Ulysses'." Von Artur Hennig (Die Tat XX, 3. Jena).

„Der Ulysses des James Joyce." Von Bruno E. Werner (Deutsche Rundschau LIV, 9. Berlin).

„John Galsworthy." Von Erwin Stranik (Neue Schweizer Rundschau XXI, 6. Zürich).

„John Galsworthy." Von Max Wauer (Der Kreis V, 6. Hamburg).

„Der Schriftsteller Jack London." Von Friedrich M. Reifferscheidt (Hochland XXV, 9. München).

„Die Revolution der modernen Jugend [B. B. Lindsey]." Von Heinz Dietrich Wendland (Zeitwende I, 31. München).

„Die germanistische Tätigkeit in Amerika 1918—1926." Von Edwin H. Zeydel (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Jean Jacques Rousseau." Zum 150. Todestag. Von Luma (Der Deutschen-Spiegel V, 26. Berlin).

„Voltaire und Rousseau." Zu ihren 150. Todestagen. Von Otto Hachtmann (Deutsche Rundschau LIV, 9. Berlin).

„Voltaire." Von Elise Richter (Radio IV, 35. Wien).

„Eine merkwürdige Ehrung Voltaires durch das ‚Berliner Tageblatt'." (Die Aktion XVIII, 4/5. Berlin.)

„Der gesetzliche Mord." Von Victor Hugo (Das Tagebuch IX, 25. Berlin).

„Hippolyte Taine." Von Hermann Platz (Hochland XXV, 9. München).

„André Tardieu." Von André Ganem (Deutsch-Französische Rundschau I, 5. Berlin).

„Junge Meister französischer Literatur. Montherlant und Mauriac." Von Elisabeth Prelot (Hochland XXV, 9. München).

„Dekobra und Genossen." Von Léon J. Springer (Deutsch-Französische Rundschau I, 6. Berlin).

„Sascha Guitry und das französische Konversationsstück." Von Franz Horch (Radio IV, 40. Wien).

„Klassizismus und Romantik in Frankreich." Von Otto Grautoff (Deutsch-Französische Rundschau I, 5. Berlin).

„Französische Gottsucher." Seelische Grundvorgänge am Eingang der religiösen Bewegung in Frankreich. Von Hermann Platz (ebenda).

„Situation der Kritik in Frankreich." Von Daniel Halevy und Albert Thibaudet (Die Böttcherstraße I, 1. Bremen).

„Die literarische Situation in Spanien." Gespräch mit Giménez Caballero von F-z. (Die literarische Welt IV, 24. Berlin.)

„Elementare Religiosität." Ein Beitrag Dantes zum Thema „Kirche und Dichtung". Von Siegfried von der Trenck (Eckart IV, 5. Berlin).

„Foscolo." Von Arturo Farinelli (Preußische Jahrbücher CCXII, 3. Berlin).

„Henrik Ibsen." Von Francis Bull (Masken XXI, 17. Düsseldorf).

„Henrik Ibsen und Bergen." Von Harald Beyer (ebenda).

„Das gossensasser ‚Bachmandl'." Zu Henrik Ibsens 100. Geburtstag. Von Karl Schadelbauer (Der Schlern IX, 5. Bozen).

„Mutter und Kind in den Dramen Ibsens." Von Ernst Schneider (Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik II, 7. Wien).

„Martin Andersen Nexö." Von Maria Conzen (Die Bücherwelt XXIV, 3. Bonn a. Rh.).

„Johannes V. Jensen." Von Wolfgang Born (Reclams Universum XLIV, 37. Leipzig).

„B. H. van 't Hooft: Das holländische Volksbuch vom Doktor Faust." Von E. F. Koßmann (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Turgenjew." Von André Maurois (Die Weltbühne XXIV, 23. Berlin).

„Jugend, Jugend — —!" [Ognew, Tagebuch des Schülers Kostja Rjabzeff]. Von Béla Balázs (Die Weltbühne XXIV, 26. Berlin).

„Ukrainische Märchen und Sagen." Von Hanna Lwowna (Deutsche Rundschau LIV, 9. Berlin).

„Orestie." Von Eilhard Erich Pauls (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 6. Leipzig).

„Das Rubayiat des Omar Khaijam." Von Hermann von Zur Mühlen (Westermanns Monatshefte LXXII, 862. Braunschweig).

* * *

„Die Bühne des bozner Fronleichnamspiels von 1714." Von Anton Dörrer (Der Schlern IX, 5. Bozen).

„Das Welttheater." Von Firmin Gémier (Deutsch-Französische Rundschau I, 5. Berlin).

„Groteskspiel." Von Ignaz Gentges (Die Blätter für Laien- und Jugendspieler IV, 3. Berlin).

„Volksbühnen-Verrat." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch IX, 21. Berlin).

„Schwankdichtung und Volkshumor." Von Eduard Gudenrath (Markwart IV, 5. Hannover).

„Das neue Theater." Von Adam Kuckhoff (Die Tat XX, 3. Jena).

„Das Bühnenbild." Von Hans Lorenz Lenzen (Literarischer Handweiser LXIV, 9. Freiburg i. B.).

„Gestaltwandel des Grotesken." Von Hans Oeser (Die Blätter für Laien- und Jugendspieler IV, 3. Berlin).

* * *

„Künstlerisches Schaffen und Geisteskrankheit." Von Ernst Alker (Die Bücherwelt XXV, 3. Bonn a. Rh.).

„Deutsche Mundartdichtung." Von August Angenetter (Radio IV, 37. Wien).

„Faust in der Dichtung neben und nach Goethe." Von Robert F. Arnold (Die Quelle LXXVIII, 5. Wien).

„Zur Geschichte des deutschen Kunsträtsels." Von Robert F. Arnold (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Von deutscher Sage." Von Anton Aulke (Die Bücherwelt XXV, 3. Bonn a. Rh.).

„Die religiöse Krisis und die Literatur der Gegenwart." Von Hermann Bahr (Süddeutsche Monatshefte XXV, 9. München).

„Über Wesen und Wert der Lyrik." Von Peter Bauer (Die Bücherwelt XXV, 3. Bonn a. Rh.).

„Vom letzten Soldatenlied." Von Paul Beyer (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Die deutsche Sehnsucht nach dem Götterbild der Antike." Von Kurt Breysig (Velhagen & Klasings Monatshefte XLII, 10. Berlin).

„Kunst und Sport." Von Heinrich Ehl (Der Kreis V, 6. Hamburg).

„Till Eulenspiegel wundert sich." Ein kosmisches Interview. Von Wolfgang von Einsiedel (Die schöne Literatur XXIX, 6. Leipzig).

„Die Flugtechnik in der Dichtung." Von Heinrich Hardensett (Technik und Kultur 1928, 5. Berlin).

„Soziologie und Literaturgeschichte." Von Arnold Hirsch (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).

„Hundert Jahre Stift Neuburg." Von Rolf von Hoerschelmann (Zeitschrift für Bücherfreunde XX, 3. Leipzig).

„Vom zukünftigen Roman.“ Von Friedrich Markus Huebner (Annalen II, 5. Horgen-Zürich).
„Der Fall des Schauspielers Karschin.“ Ein Beitrag zur Geschichte des Urheberrechts. Von Hans Knudsen (Mannheimer Geschichtsblätter XXIX, 5).
„Das Grundproblem der Dichtkunst.“ Von Emil Lucka (Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft XXII. Stuttgart).
„Grundsätzliches über Kunstbetrachtung.“ Von Bruno Mewes (Zeitschrift für deutsche Bildung IV, 6. Frankfurt a. M.).
„Bilanz der plattdeutschen Literatur.“ Von Friedrich Lindemann (Niedersachsen XXXIII, Juni. Bremen).
„Über deutsche Dichtung in der Tschechoslowakei.“ Von Otto Pick (Die Literarische Welt IV, 26. Berlin).
„Alpenländische Dichtung.“ Von Max Pirker (Ostdeutsche Monatshefte IX, 3. Berlin).
„Die Urheberrechts-Konferenz in Rom.“ Von Giuseppe Prezzolini (Die Literarische Welt IV, 23. Berlin).
„Hör-Stil.“ Von Josef Räuscher (Deutsche Presse, 1928. Sondernummer).
„Zur Naturdichtung der jungen Generation.“ Ein Rundgang des Herausgebers [Martin Rockenbach] (Orplid V, 3/4. Augsburg).
„Zur Geschichte der Kritik in Deutschland.“ II. Von Friedrich Rosenthal (Radio IV, 37. Wien).
„Die Verwertung stoffgeschichtlicher Methoden in der Literaturforschung.“ Von Eberhard Sauer (Euphorion XXIX, 1/2. Stuttgart).
„Exotismus in deutscher Literatur.“ Von Willy Seidel (Der Kunstwart XLI, 9. München).
„Die Zukunftsaussichten der Literatur.“ Von Logan Pearsall Smith [Deutsch von E. R. Curtius] (Neue Schweizer Rundschau XXI, 6. Zürich).
„Dichtung und Zivilisation.“ Von Erwin Stranik (Freie Welt VIII, 187. Reichenberg).
„Der Begriff ‚Romantisch‘.“ Von Richard Ullmann (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 6. Leipzig).
„Aufriß der deutschen Literaturgeschichte. V. Das Zeitalter des Barock.“ Von Karl Viëtor (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 6. Leipzig).

Echo der Bühnen

Berlin

„Hinterhaus-Legende.“ (Mord im Hinterhaus.) Drei Akte von Dietzenschmidt. (Uraufführung im Staatlichen Schillertheater am 28. Juni 1928.)

Dietzenschmidt suchte das Ineinander beider Welten, suchte es nicht als Dramatiker, sondern als Moralist. Dabei erwies sich ihm die Erde einigermaßen fruchtbar, der Himmel karg. Vermittler zwischen beiden Welten wurde der Heilige Geist anderer — der Gorkij, Dostojewskij, Tolstoj, bis „hinab“ zu Schiller und Eulenberg.
Ein Großstadt-Hinterhaus, in dem die „Abgesandten“ mit irdischem, sehr irdischem Gesindel hausen. Aber die Irdischen haben wenigstens zum Teil Blut in den Adern: der griesgrämige Hauswirt, Blutsauger und Wucherer, der sich die hungernde Frau des Säufers gefügig macht. Dieser Säufer, der seine Frau prügelt und sich daneben den Luxus eheherrlicher Ehre gönnt. Die Portierfrau, die sich ihr Wissen um die „Verhältnisse“ im Hause zu gelinden Erpressungen zunutze macht. Der freche und lüsterne Backfisch, der seine „Unschuld“ nicht schnell genug an den Mann bringen kann. Der junge Fant, der völlig skrupellos dahinlebt und nur die eine heilige Scheu vor der Arbeit kennt. Diese alle sind zumindest so weit lebendig geworden, daß sie die Zunge auf dem rechten Fleck haben.
Aber — die andern; die „Boten“. Da ist dieser Jude, dem Talmudworte von den Lippen träufeln. Eine Erlösernatur, und handelt mit alten Kleidern. Nichts gilt ihm sein eigenes Selbst. Er ist der Helfer. Er ist der Lehrer, dem es nicht darauf ankommt, die eigene Haut zu Markt zu tragen, wofern er nur daraus ein neues Seelenkleid für den Verirrten zu schneidern vermag. Da ist der Leierkastenmann, der aus der Drehorgel die himmlischen Choräle hört, der sich von Engeln versorgt weiß und der zugleich den Vatermord-Komplex im Unterbewußtsein führt. Da ist diese Ehebrecherin, die zu einer Ophelia wird und höchste Unschuld wiederfindet, nachdem ihr ihre beiden Männer genommen sind. Diese alle sind Literatur-Präparate mit entlehntem Knochengerüst und wenn sie reden, springen bei ihnen, wie bei Setzmaschinen gleich die Matern in die wohlgefügte Zeile.
Indem nun die Irdischen mit den Himmlischen konversieren, entsteht ein Stil-Luftzug, bei dem sich auch ein Abgehärteter den Schnupfen zu holen vermag.
Der „Mord“ im Hinterhaus ist überhaupt kein Mord, sondern Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Der junge Fant sticht mit dem Messer, das er dem rachegierigen Ehemann abgenommen hat, den Hauswirt, der ihn beim Einbruch in sein Zimmer überraschte und mit seinen Fäusten traktierte, nieder. Aus dieser nicht sonderlich komplizierten Begebenheit konstruiert Dietzenschmidt den eben nicht glaubwürdigen Tatbestand, daß Polizei und Staatsanwaltschaft den Mörder nicht ausfindig zu machen vermögen und einen Preis auf seine Namhaftmachung setzen. Es ist aber — und in dem Fall Dietzenschmidt muß man hinzufügen: leider — ein Innerliches, was den moralisierenden Dramatiker zu dieser Konstruktion verführt.
Der Mörder, der nicht einmal ein richtiger Mörder ist, soll den Weg der Reue mit dem Ziel der Selbstbezichtigung geführt werden. Und wird es. Was solche Seelenrettung den edlen Juden, der die Führerschaft

zu übernehmen hat, an Talmudzitaten, selbstverleugnenden Werken, an sinnloser Aufopferung kostet, ist kaum abzuschätzen. Ihn mit solchem Reichtum auszustaffieren, nimmt Dietzenschmidt eine ganze Bibliothek in Borg.

Jedennoch: auf diesem Wege fehlt es nicht an Ausblicken auf dichterisch Gestaltetes. Dieser junge Fant bleibt der Skrupellose, der er ist, und unterliegt doch der Wandlung. Er trotzt der Güte, und darum bezwingt sie ihn. Er verlacht das fromme Wort, und darum hallt es in ihm nach. Er schüttelt den Gedanken an die Untat von sich ab, und darum muß er die Buße suchen. Hier, in Erfassung dieses einen Menschentums ist Dietzenschmidt Dichter — das ganze Drum und Dran, die verbogene Handlung, die übernommene Weisheit, die erborgten literarischen Motive sind Literatentum, und nicht einmal sonderlich hochstehendes.

Tieferstehendes Literatentum, weil es, in dem Begehren, den Himmel zu offenbaren, die Erde zu lügen zwingt. Ernst Heilborn

Dortmund

„Die Mühlen Gottes." Ein Spiel in fünf Wandlungen. Von Karl Irmler. (Uraufführung im Dortmunder Stadttheater am 20. Juni 1928.)

Dieses Spiel „von Mächten, die wir nicht begreifen" (so lautet der Untertitel), ist eine dramatische Version des Dichterwortes von den Mächten, die den Armen ins Leben hineinstoßen und ihn schuldig werden lassen. Also eine Art moderner Schicksalstragödie, die nach der Absicht des Verfassers in Schau, Klang und Gehaben auf der Dämmergrenze von Wirklichem und Unwirklichem gehalten sein soll. Es fehlt naturgemäß jede Tragik; nach dem Ausspruch des Arztes, der in dieser Beziehung wohl der Sprecher des Dichters ist, ist das Schicksal die Kette, die mit ihren zahllosen Gliedern, deren jedes hydragleich neue anschweißt, den Kosmos umspannt, ist der Glaube an die persönliche Willensfreiheit nur eine Selbsttäuschung. Dem „Helden" wird schon in der Wiege die Prognose gestellt: Die kranke Mutter schaut im Traum die „Würgeengel" im Kostüm der späteren Szenen, in denen sie leibhaftig agieren; den Anatomen, den Anatomiediener, die Kupplerin, die Dirne und eine später als Kellner fungierende verkrachte Existenz. Wir erfahren auch in dem Traumspiel bis in fast alle Einzelheiten den vielgestaltigen Stammbaum des armen erblich belasteten Kindes, das wir fünfundzwanzig Jahre später im Montmartrekabarett wiedertreffen. Der junge Mann, ein vielversprechender Mediziner, läßt sich von der Seite seiner menschlich viel wertvolleren Freundin und Fachgenossin in die Arme der Dirne locken, die bereits im Traumspiel die größten Ansprüche auf ihn gemacht hat. Er ermordet sie in ihrem Boudoir angeblich, weil er der wahren Geliebten in dem Augenblick am nächsten gewesen ist. In der Anatomie, dem Schauplatz der vierten „Wandlung", muß er mit dem Anatomieprofessor die Leiche sezieren, während die Freundin, auch zufällig die Schülerin des Professors, das Referat machen muß; er rennt in das eigene Verderben, weil er die angebliche Maske des in Wirklichkeit ganz harmlosen Gelehrten zu durchschauen glaubt. Er bezichtigt sich selbst und stürzt sich durchs Fenster. Im letzten Akt sieht ihn die eigene Mutter, die — wieder ganz zufällig — Aufwärterin in der Morgue ist, als Leiche wieder. Zu allem Überfluß erscheinen auch die „Würgeengel" des ersten Akts, mit Ausnahme der Dirne, hinter der Szene, gleichzeitig aber und leibhaftig als „guter Genius" das Blumenmädchen, das schon die anderen Wandlungen durchgeisterte.

Das Ganze hinterläßt einen zwiespältigen Eindruck. Der letzte Akt als Anhängsel an den technisch ganz ausgezeichneten vierten Akt ist überflüssig. Die Abbildung der Wirklichkeit ist viel überzeugender als die Verdeutlichung der blutlosen Visionen. Die Diktion ist banal und geistvoll, lapidar und rhythmisch straff zugleich. Gedankliche Gemeinplätze stehen neben tief durchdachten Analysen. Irmler scheint sich hier in Stoff und Form vergriffen zu haben. Das geschichtliche Drama mit moralischer Zielsetzung liegt ihm gewiß besser, wie seine früheren Dramen erweisen. Jedoch, im Guten wie im Schlechten, zeigt er hier ein ehrliches Wollen. Das Gekonnte und Erreichte, besonders der mit tragischer Ironie und dramatischer Spannung bis an den Rand gefüllte vorletzte Akt, beweist zur Evidenz seinen Instinkt für Bühnenwirkung. Der Dichter in Irmler drängt sich auch hier hervor, aber das Dichterische wirkt hier wie etwas Unorganisches, als etwas künstlich Hineinprojiziertes. Karl Arns

Frankfurt a. M.

„Tänzer im Fasching." Komödie in drei Akten (vier Bildern) von Richard Duschinsky. (Uraufführung im Frankfurter Schauspielhaus am 25. Juni 1928.)

Auf dem Fasching wird die eheliche Liebe erprobt. Der Gemahl flirtet mit dem Girl Pixi. Die Gemahlin mit dem jungen Fürsten, der in seiner Windigkeit eine Art männliches Girl repräsentiert. Ein seriöseres Paar steht also gegen ein leichtfertiges. Die altberühmte Lustspiel-Kombination fände in einem Akt seine rasche Lösung, wenn Renée nicht im entscheidenden Moment sich immer ihrer Pflicht als Gattin und Mutter bewußt

würde. Diese Hemmung stellt sich im Verlauf des Abends dreimal ein und kann uns schließlich nicht mehr erheitern noch betrüben. Die ältesten Situationen werden mit ein paar neuen Witzen aufgefrischt. Aber es bleibt ein trauriger Fasching, und das Tänzerische fehlt in Dialog und Spiel. Bernhard Diebold

München

„Die Frau, die jeder sucht." Lustspiel in drei Akten. Von Ludwig Hirschfeld. (Uraufführung im Residenztheater am 20. Juni 1928.)

Wer nicht wüßte, daß Ludwig Hirschfeld ein Wiener ist, dem würde die Form und das Gewicht des Lustspiels verraten, daß es aus der Richtung Hermann Bahrs kommt. Es ist unbeschwert, im Dialog minder philosophisch als Bahr, nicht tief, aber geschickt, mit Berechnungen dahin und dorthin, statt von Wortlyrik von Gefühlen sanfter Erinnerungen angewärmt, in der Unterhaltung lehrhaft, mit der Moral gleichsam als Anhängsel, immerhin auch als Mittel zu dramatischer Redesteigerung. Wenn Hirschfeld eine Tochter von ihrer Mama darüber aufgeklärt werden läßt, wo denn die wahrhaft modernen Frauen und Mädchen heute seien, nicht auf den Tennisplätzen, sondern in den Kontoren und Fabriken, so ist das der sittliche Höhepunkt des Stücks, dem in der Tat bei offener Szene ein stürmischer Beifall folgte, wie seinerzeit, als Bahr in den „Wienerinnen" gegen den Räsoneur loszog. Aber wie Bahr den Räsoneur aus Wien nicht vertrieb, weil er ihn eben auch nur wieder mit dem Räsoneur und dem untätigen Klugredner zu vertreiben suchte, so wird Hirschfeld der Sportswut kaum Abbruch tun, indem er drei Akte lang recht behaglich diese Welt der Nichtstuer darstellt. Übrigens hat das Spiel psychologisch seine Reize. Eine kluge, milde, überlegene, mütterlich lenkende Frau besticht ja immer. Auch an die gezähmte Widerspenstige, die hier zur Abwechslung einmal ein launischer Backfisch ist, wurde viel Psychologie in Kleinzügen gewandt. Aber eigentlich ist das alles doch um schwankwitzige Situationen herumgeschrieben, die seit Benedix und Schönthan nicht gerade neu mehr sind. Ein gereifter Liebhaber hat sich zwischen Mama und Tochter zu entscheiden. Andererseits steht die Mama scheinbar zwischen dem alten Verehrer und einem jungen. Und beidesmal geschieht die Wahl ohne Qual; denn natürlich, daß sich die Jugend dem eigenen Trotz zum Trotz zur Jugend schlägt, nachdem die Alten, Klugen und Weisen längst sich ihrer und ihresgleichen bewußt sind. Das ist das Kreuz und Quer einer Handlung, die von Anfang an durchsichtig, zwischenhinein nicht ohne Längen ist, dennoch das gelassene Interesse eines späten Sommerabends beanspruchen darf, da sie sich anspruchslos gibt. Joseph Sprengler

Echo des Auslands

Französischer Brief

Louis Laloys erinnert in seiner Sammlung von Aufsätzen aus den Jahren 1902 bis 1928 „La musique retrouvée", die als 27. Band des „Roseau d'or" kürzlich bei Plon erschien, an den starken Eindruck, den auf der Weltausstellung von 1889 die javanische Musik auf französische Künstler machte. Täglich fand sich ein Kreis junger Musiker und Dichter in dem javanischen Dorf zusammen, in dem junge Mädchen zu Bambusklappern und Gamben tanzten. Während einiger Tänze sangen sie javanische Volksweisen. Einer der täglichen Gäste in diesem exotischen Dorf war der Dichter René Ghil. Während viele das javanische Gastspiel bald wieder vergaßen, hat er durch diese erste und einzige Berührung mit dem fernen Osten die tiefsten Eindrücke empfangen. Die Vokal- und Konsonantensetzung, sowie der weiche schwebende Rhythmus der javanischen Weisen blieben ihm im Ohr, inspirierten ihn zu Nachahmungen. Um 1900 gab er einen Gedichtband „Le Pantoun des Pantouns" heraus, indem er javanische Worte und Wortspiele in die französische Poesie einführte und Java besang, ohne es jemals gesehen zu haben. In diesem Gedichtband findet sich sogar ein Gedicht ganz in javanischer Sprache:

> ... Sepaïa sebalou diaoh dekat
> pelipis-nia Nona tourout hati.
> Dahi Nona dari-mana niat
> saïa soudah mentioum sampé mati ...

Javaner haben Ghil bezeugt, daß er die Musik ihrer Sprache vollkommen erfaßt habe. Für Frankreich ist wesentlicher, daß René Ghils Dichtkunst, die von Verlaine und Mallarmé ausgegangen war, durch die Berührung mit Java eine ganz neue, eigenartige Färbung erhielt. Einerseits ist seine Sprache noch dunkler geworden als diejenige Mallarmés, andererseits hat sie, rein musikalisch, an psalmenartiger Kraft gewonnen. Durch das Javanische wurde seine musikalische Logik, strenger, konzentrierter, die Syntax seiner Sätze aber gleichzeitig schwieriger. Mit der Forderung, daß alle

Poesie von der Musik ausgehn solle, entwickelte er seine Theorie der „poésie scientifique“. Seine neue Syntax und seine neuen Wortbildungen bildeten sich zum Teil an germanischen Vorbildern. Er erklärte: „Le poète est d'abord un savant, puis dépassant le savoir, il embrasse la Vie cosmique.“ Zwanzig Jahre vor dem Weltkrieg verkündete er, daß „la science mise au service des égoïsmes et tout l'effort d'Occident orienté vers l'unique satisfaction d'insatiables appétits entraîneraient le conflit universel que suivrait une époque désordonnée et retentissante d'écroulements.“ Die seelische Katastrophe des Weltkriegs, die er hatte kommen sehen, befreite ihn sozusagen von einem „kosmischen Druck“. Gerade in den letzten Jahren wurde aus dem Sucher ein Seher von Format:

„Aux armes! cités d'Europe...
le soir de deuil
est arrivé!
Dites, qu'on ne sort de la guerre
que par la guerre! — et l'heure des trompettes, dure
au-dessus des étreintes de qui vont mourir!
De sang, de gorges singultuant de rupture —
dure...“

Im Verlag Albert Messein haben Gabriel Brunet, Noël Bureau und Paul Jamati einen „Choix de poèmes de René Ghil“ herausgegeben, der von neuem die Aufmerksamkeit auf diesen Nachfolger Mallarmés und Vorläufer von Verhaeren, sowie vieler späterer Theorien lenkt. Man konsultiere dazu den „numéro spécial de Rythme et Synthèse: hommage à René Ghil“. Bei seinem Tode hat die französische Öffentlichkeit einmütig das vorbildliche Leben dieses dem rein Geistigen zugewandten Dichters anerkannt. Seit dreißig Jahren hat er auch in Rußland eine große Gemeinde, während der einzige Versuch, ihn in Deutschland bekannt zu machen (durch Erna Grautoff) bisher keine Resonanz gefunden hat.

Die Ghilsche Poesie leidet häufig an einem intellektualistischen Übergewicht; sie ist zu sehr in ein Gestrüpp von Konstruktionen gehüllt. Trotzdem liegt ihr in dem, was er das kosmische Wollen nannte, die Absicht zugrunde, das Unterbewußtsein reden zu lassen. Insofern ist er auch Vorläufer des „Freudisme“, wie ihn heute etwa Joseph Delteil vertritt. „Le mal de coeur“ (Cahiers du Sud) — eine Aufdeckung unterbewußter Seelenströmungen — ist für den Einfluß Freuds auf französische Dichter typisch. „Si le monde est un chaos, la tâche de l'homme n'est elle pas d'y introduire la raison et de le couronner de justice?“ Ein solcher Geist wird von den Gestalten der Vergangenheit gepackt, deren Leben nicht in klarer logischer Folge verlief, sondern die aus verborgenen Bewußtseinsschichten ein dunkler Instinkt führte. Das Leben La Fayettes war äußerlich wirr; es wird Delteil nur klar, indem er ihn als „Surréaliste de l'action“ auffaßt. Er sieht in ihm einen späten Bruder der Jeanne d'Arc, die immer kleines Mädchen blieb und niemals Frau wurde. Auch La Fayette wurde nie ein Mann. „Il fait le pont entre l'ancienne France (celle des Croisades) et la nouvelle. En lui le grand libéral, le premier des grands libéraux modernes, donne la main à Bayard, à Pierre l'Ermite, au roi Arthur. Oui, il est de la lignée des ‚chevaliers sans peur et sans reproche‘ des ‚chevaliers de la Table Ronde‘. La Révolution est son Saint-Graal, l'Amérique son Saint-Sépulcre.“

Delteils Biographie (Grasset) ist ein lebendiges, nachdenkliches Buch.

Eine Zeit, die Neuland des menschlichen Geistes entdecken will, öffnet sich weit allen absonderlichen Erscheinungen und Zuständen der Seele. J. F. Merlet hat bei André Delpeuch ein ergreifendes Buch herausgegeben: „Au bout du monde,“ das die Leiden und Dramen der Menschen in den französischen Strafkolonien schildert. Auch diese Darstellung haftet nicht an äußerlichen Geschehnissen, sondern gibt aus eigenem Erleben die einzigartigen Qualen der Strafgefangenen wieder. Wenig wissen wir, wie in Cayenne und anderen Gegenden die Menschen sich in Bestialitäten untereinander zerfleischen. Das Buch leistet nützliche Aufklärungsarbeit. Delpeuch gab noch ein zweites Buch heraus, das ebenso erschütternde Eindrücke hinterläßt: „La tyrannie au Vénézuéla.“ Alle diese Tiefen menschlicher Verworfenheit hat der Dichter Blaise Cendrars in seinem „Moravagine“, der jetzt bei Georg Müller auch deutsch erschienen ist, meisterhaft zusammengefaßt. Als schwarze Magie kann man diese tragischen Verflechtungen der menschlichen Natur bezeichnen. In Merlets Buch wird sinnfällig, wie die von den Weißen gequälte Negerseele sich gegen ihre Unterdrücker auflehnt und bestialisch um sich mordet und brennt. Paul Morand, der während der letzten beiden Jahre achtundzwanzig Negerländer bereiste, schildert in seinem neuen Novellenband „Magie noire“ (Grasset), den Zusammenprall der weißen und dunklen Rasse. Die Kraft, die Macht, die sinnliche Wildheit der Schwarzen wirkt stark auf Weiße. Ihre Angst kehrt sich zuweilen in Wollust, aus Furcht und aus Selbsterhaltungstrieb unterdrücken sie die Schwarzen. Der Schwarze dagegen möchte um jeden Preis Weißer werden. Sobald er aber spürt, daß er als minderwertig gilt, bäumt er sich blind-wütend auf: „Il a l'idée de jouer un tour à des blancs. La plupart se montre envieux, furieux.“ Diesen wilden Kampf zwischen Weißen und Schwarzen hat Paul Morand

in seinem Novellenband meisterhaft gestaltet. Auch André Gide hat sich in den letzten Jahren eingehend mit dem Negerproblem und mit der Art beschäftigt, wie die Europäer die Schwarzen zu kolonisieren pflegen. Er stellt den zynischen Hochmut heraus, mit dem der Weiße dem Neger begegnet und empfindet das Verhalten der Weißen als ungerecht. Gide behandelt aber in „Le Retour du Tchad" (Gallimard) weniger das Rassenproblem als die Kolonisationsmethoden, an denen er Kritik übt. — Aus dem tragischen russischen Klassenkampf bietet die Tänzerin Armen Ohanian leichte, heitere Eindrücke in dem Buch „Dans la 6e partie du monde" (Grasset). Diesen großen brennenden Weltproblemen abgewandt, in die alte römisch-romanische Tradition eingesponnen, schrieb Julien Benda ein Buch über „Properce ou les Amants de Tibur" und Auguste Dupouy eine „Horace"-Biographie (Grasset). Gallimard gab das dreiaktige Drama „Philippe le Zélé", das 1924 von Lugné Poë einmal gespielt ist, und die dreiaktige Erzählung „Poudre d'or", die in diesem Winter an der „Comédie Française" erfolgreich aufgeführt wurde, in einem Band heraus. Die Verfasser René Trintzius und Amédée Valentin gehören in die Reihe der ernsthaften Theaterschriftsteller. Curnonsky und J. W. Bienstock, die schon mehrere erfolgreiche Romane zusammen geschrieben haben, veröffentlichten bei Albin Michel ein amüsantes Zeitbild: „Le café du commerce". Bei Férenczi et fils debütierte Jean Villier mit einem Roman „Emmaus", der ein glänzendes Erzählertalent erkennen läßt. Plon gibt jetzt nach deutschen und englischen Mustern kartonnierte Romane in farbigen Umschlägen zu billigen Preisen 3,50 Francs pro Band (= 60 Pfg.) aber auf Holzpapier heraus. Zuerst erschienen: Balzac: „Une ténébreuse affaire"; Tharaud, „L'ombre de la croix".

Buchgewerblich schöne Leistungen dagegen bietet nach wie vor der Verlag François Bernouard, der in letzter Zeit mehrere vergriffene Autoren in Gesamtausgaben herausgebracht hat: „L'oeuvre complète" von Gérard de Nerval in 16 Bänden; „L'oeuvre complète" von Barbey d'Aurevilly in 17 Bänden; „L'oeuvre complète" von Prosper Mérimée in 14 Bänden; „Les oeuvres complètes" von Élémir Bourges in 7 Bänden; „Correspondance" von Jules Renard in einem Band; „Le Journal" von Jules Renard in vier Bänden; „Les oeuvres complètes" von Marcel Schwob in zehn Bänden. Endlich bereitet er eine Zola-Ausgabe in 50 Bänden vor, von denen bisher 18 erschienen sind. Um einen Begriff von Bernouards Buchpublikationen zu geben, sei bemerkt, daß er von der Zola-Ausgabe 25 numerierte Exemplare auf kaiserlichem Japanpapier herstellt (350 Franken pro Band), 75 Exemplare auf van Geldern (175 Franken pro Band), 225 auf Vergé de Rives (80 Franken pro Band) und 5000 auf Alfa (40 Franken pro Band). Jeder Band, gedruckt in Bodoni, umfaßt 300 Seiten Text und 50 Seiten Anmerkungen. Das Format ist 14/21. Die Ausgabe soll in zwei Jahren vollständig vorliegen. Kein Band wird einzeln verkauft. Ein Neudruck soll nicht vorgenommen werden. Maurice Le Blond, Zolas Schwiegersohn, redigiert die Ausgabe und verfaßt die Anmerkungen.

Bernouards Bücher werden auch deutschen Bibliophilen Freude bereiten. Sie sind sauber und fehlerfrei (was in Frankreich selten ist) gedruckt. Neuerdings gibt Bernouard auch eine Zeitschrift heraus, die typographisch und literarisch das Beste ist, was Frankreich seit langem hervorgebracht hat. „Vers et Prose" werden von Paul Valéry und Paul Fort herausgegeben. Bis jetzt galt „Commerce" als die vornehmste Zeitschrift der Gegenwart, die von Paul Valéry, Léon Paul Fargue und Valéry Larbaud redigiert wird. Diese Vierteljahrshefte, die auch typographisch geschmackvoll ausgestattet sind, geben bedeutende Querschnitte aus der literarischen Welt Frankreichs. Das letzte Heft enthielt: Thomas Hardy, „Abatage d'un arbre", übersetzt von Paul Valéry; Edgar Allan Poe, „Quelques Fragments de Marginalia", übersetzt von Paul Valéry; Ribemont-Dessaignes, „l'Evasion"; Marcel Jouhandeau, „Le marié de village"; Léon Paul Fargue, „Esquisses pour un Paradis".

Otto Grautoff

Portugiesischer Brief

Von der heutigen portugiesischen Literatur ist in Deutschland bisher so gut wie nichts bekannt geworden. In Fachkreisen hat allerdings die Beschäftigung mit portugiesischen Literaturwerken erneut eingesetzt, wobei meist ältere Zeiträume berücksichtigt werden. Ebenso weiß man in Portugal von der modernen deutschen Literatur fast nichts. Von philosophischen Werken, besonders von Spengler und Keyserling, hört man letzthin öfter reden.

Unter den verschiedenen Strömungen der portugiesischen Literatur macht in den letzten Jahren eine politisch gefärbte Richtung (Integralismo) viel von sich reden, die dem vor einigen Jahren verstorbenen Antonio Sardinha starke Impulse verdankt und die nationalistisch eingestellt ist. In einer Programmschrift von A. Vide: „O pensamento integralista", wird die Literatur als politisches Propagandamittel hingestellt. Eine Neubelebung der religiösen Literatur verfolgen die Dichter der katholischen Gruppe, die sich in aller-

letzter Zeit beachtlich entwickelt hat. Manuel Ribeiro (A Catedral) und neuerdings Nuno de Montemór (A paixão duma religiosa) sind führende Namen.
Auf dem Gebiete der Lyrik erwähnen wir Teixeira de Pascoaes und Alfonso Lopes Vieira. Der Begründer des portugiesischen Symbolismus, Eugenio de Castro, von vielen als die repräsentativste Persönlichkeit der heutigen portugiesischen Literatur angesehen, gibt seine poetischen Werke jetzt gesammelt heraus (Band I—III erschienen, Verlag „Lumen") und ist damit neuerlich in den Mittelpunkt der Diskussion gerückt.
Zweifellos sehr eigene Wege geht der Romanschriftsteller Aquilino Ribeiro (Andam faunos pelos bosques), dessen mit vielen Regionalismen durchsetzte Prosa allerdings für den Ausländer recht schwer lesbar ist. Raúl Brandão (Os Pescadores) und der jugendliche Vitorino Nemésio gelten als vielversprechend (Nemésio: Varanda de Pilatos, Verlag Aillaud & Bertrand). Den Zugang zu bisher vielfach nahezu unerreichbaren Texten verschafft uns die neue „Antologia Portuguesa" (Aillaud & Bertrand), die bereits einige Dutzend Bände zählt und von dem feinsinnigen Literaturkenner Agostinho de Campos herausgegeben wird.
Die Zeitschriften sind leider recht häufigem Wandel unterworfen. Die „Lusitania", von der verdienstvollen, kürzlich verstorbenen Deutsch-Portugiesin Carolina Michaelis de Vasconcellos gegründet, soll jetzt leider eingehn, nachdem kürzlich eine Gedenknummer für die Begründerin herausgegeben wurde, in der sich wertvolle Beiträge von J. M. Rodrigues, Meyer-Luebke, E. A. Voretzsch u. a. finden. Die unruhevollen politischen Verhältnisse haben gerade auf dem Gebiet der Zeitschriften nachteilig gewirkt. In Coimbra befindet sich ein großer Band „In Memoriam C. Michaelis de Vasconcellos" in Vorbereitung, an dem Gelehrte vieler Länder mitgearbeitet haben, und der von dem Spinoza-Forscher Joaquim de Carvalho herausgegeben wird.
Vielbesprochene Bücher der letzten Zeit waren „A Igreja e o pensamento contemporaneo" von Gonçalves Cerejeira und das soeben erschienene Werk über die vielbesungene „Inês de Castro" von António de Vasconcellos. Die Forschungen des Ethnologen Mendes Correia, des Astronomen Costa Lobo und des Neurologen Egas Moniz sind letzthin im Ausland sehr beachtet worden. Für die Förderung der deutsch-portugiesischen geistigen Beziehungen hat sich unter anderen der frühere Unterrichtsminister Mendes dos Remedios besonders eingesetzt.
Abschließend kann man sagen, daß es auch in Portugal auf geistigem und künstlerischem Gebiete gärt, und daß das Interesse, welches man jetzt nach und nach auch Portugal zuwendet, zweifellos berechtigt ist.

Coimbra — Karl Supprian

Argentinischer Brief

Wenn ich so lange gezögert habe, um über die wichtigeren Neuerscheinungen in der Literatur Argentiniens zu berichten, so geschah es in der Hoffnung, daß noch am Ende des Jahres etwas besonders Interessantes, ein wichtiges Buch oder ein Meisterwerk erscheinen möchte, was den durchschnittlichen guten Mittelstand überholen würde. Zwar muß man eigentlich bestimmt damit rechnen, daß fast alles mehr oder weniger Erwähnenswerte vor dem Oktober erscheint, aus dem einfachen Grund, weil dies der Termin ist für alle Arbeiten, die am großen Stadtpreis von Buenos Aires teilnehmen wollen.
Wir haben auch in diesem Jahr nennenswerte Werke zu besprechen, wenn auch keins einen derartigen buchhändlerischen Erfolg gehabt hat, wie im Vorjahr die Bücher von Larreta und Guiraldez, deren Romane sich auch heute noch der hohen Gunst des Publikums erfreuen. Letzterer wird natürlich besonders wieder gelesen seit seinem am 8. Oktober in Paris erfolgten Tode. Obwohl Guiraldez seit längerer Zeit leidend gewesen, war sein Tod ein sehr harter Schlag für Argentinien, das in dem zweiundvierzigjährigen Dichter eine seiner reifsten Begabungen sah. Lugones steht nicht an, den Roman „Don Segundo Sombra" an die Seite der berühmtesten Bücher von Argentinien zu stellen, wie „Martin Fierro" von Hernandez und „Facundo" von Sarmiento.
Zu den wertvollsten Büchern des Jahres 1927 möchte ich vor allem „El Cristo invisible" von Ricardo Rojas und „La casa tragica" von Cesar Mario Gras rechnen. Von Rojas, der augenblicklich Rektor der Universität von Buenos Aires ist, habe ich schon früher gesprochen (L. E. XXVIII, 237).
Merkwürdigerweise hat weder das Thema noch die Person des Schriftstellers vermocht, dem Buch „El Cristo invisible" ausführlichere und eingehendere Besprechungen in den großen Zeitungen und Zeitschriften zu sichern. Augenscheinlich interessieren ernste religiöse Themen hierzulande nicht sonderlich, oder aber, das Buch ist der Allgemeinheit viel zu frei, zu kritisch in seiner Gesamtauffassung der Christuspersönlichkeit. Wenn also das Buch von Rojas einerseits ganz modern ist, so gehört es andererseits doch wegen der Eigenart seiner Kritik ins vorige Jahrhundert, an die Seite von Renan etwa. Das Buch besteht aus drei großen Dialogen, in denen sich der Bischof und der Gast (Rojas)

gegenüberstehen. Im ersten Augenblick glaubt man, daß es so leichter sein werde, den Argumenten von Rojas zu folgen, aber man sieht bald ein, wie schwer es dem Autor selbst wird, den beiden sich gegenüberstehenden und polemisierenden Menschen gerecht zu werden. Unabweisbar sind alle Argumente des Gastes, und so kommt es, daß seine religiösen und theologischen Kenntnisse tiefer erscheinen als die des Bischofs, der ihm antwortet. Das Buch, das etwa vor drei Monaten erschienen ist, legt Zeugnis von der innerlichen Arbeit langer Jahre ab, von dem Grübeln und Denken, von dem tiefen Ernst, mit dem Rojas an die Glaubensfragen herangetreten ist. Auch das Buch von Mario Gras hat nicht viel Anklang gefunden, und eine ausführliche Besprechung habe ich in keiner Zeitung und Zeitschrift gesehen. In einem Lande wie Argentinien, in dem die Presse einen so übergroßen Einfluß hat, ist es natürlich, daß man mit dem Totschweigen eines Werks ihm den buchhändlerischen Erfolg leicht unmöglich machen kann. Es handelt sich hier um das Buch eines jungen Staatsanwalts, der einen tragischen Fall seiner Akten zu einer Erzählung verarbeitet hat. Im Vorwort gibt er an, wie viel Wahrheit und wie wenig Dichtung sich in dieser Novelle finde, die zu einer einzigen Anklage gegen die hiesigen Institutionen wird. Das Buch befaßt sich intensiv mit den traurigen Verhältnissen in den Staatsgefängnissen und gibt schauerliche Beschreibungen von den Zuständen. Gras, der weit davon entfernt ist, aus Lust am Skandal zu schreiben, hatte wohl die Absicht, die obersten Behörden von Zuständen in Kenntnis zu setzen, die ihnen unbekannt sind. Mag sein, daß er hin und wieder, um einen typischen Fall in seiner Novelle zu geben, verallgemeinert hat, mag sein, daß hin und wieder Aufrichtigkeit an Stelle von Kunst steht, aber ich halte dies Buch für eine mutige Tat und glaube, daß das Land ihm zu Dank verpflichtet ist.

Ein anderes Buch, dem ein ähnliches Schicksal beschieden gewesen ist wie „La casa tragica“, ist das Buch des früheren Bürgermeisters von Buenos Aires, Carlos Noel, „La boda de Don Juan“. Verständlicher erscheint es mir in diesem Fall, daß man des Buchs kaum Erwähnung tut, nachdem es eine geschickte buchhändlerische Reklame gehabt hat. Es ist das Erstlingswerk von Noel, soll ein geschichtlicher Roman sein und ebenfalls einen authentischen Rechtsfall aus dem 18. Jahrhundert in Chile behandeln. Meiner Ansicht nach war aber kein Grund vorhanden, über diesen Fall ein ganzes Buch zu schreiben, noch dazu in einem Stil, der fast alle Fehler aufweist, die hiesige Schriftsteller leicht annehmen: sie werden bombastisch, fast unverständlich, in der Absicht, originelle und reiche Beschreibungen zu liefern.

Wie gewöhnlich hat auch diesmal die Verteilung der Preise großes Interesse erregt, teils auch viel Widerspruch. Wie bei den meisten Literaturpreisen weiß man meist schon vorher, wer den Preis bekommen wird, und leider nicht etwa, weil der Betreffende der weitaus begabteste und anerkannteste Schriftsteller ist, sondern — weil er jetzt durch sein Alter die Berechtigung hat, auch mal einen Preis zu bekommen. Denn hier werden meist nicht die jungen, aufstrebenden Dichter preisgekrönt, sondern die schon auf ihren Lorbeeren ruhenden, durch ihre Bücher reich gewordenen älteren Herren. Über Hugo Wast-Martinez Zuviria habe ich verschiedentlich berichtet (L. E. XXVIII, 237 und XXIX, 289), ihm ist diesmal der erste Preis zuteil geworden, mehr für die Quantität als für die Qualität. Die Reihe seiner Romane beläuft sich auf mindestens dreißig, es ist aber kein Zweifel, er ist der meist gelesene unserer hiesigen Schriftsteller.

Einer seiner nicht zu verkennenden Vorzüge liegt sicher in seinem Stil, der im Gegensatz zu dem der meisten hiesigen Schriftsteller eine wohltuende Kürze und Knappheit aufweist und in der Beschreibung so anschaulich und klar ist, daß man seiner wohltuenden Art, über Land und Leute zu urteilen, gern folgt. Allerdings sind viele seiner „Helden“ reichlich unsympathisch, doch glaube ich, daß er gerade durch die starken Gegensätze, die man in seinen Büchern findet und die ein wenig an nordamerikanische Films erinnern, sein Lesepublikum ständig vergrößert. Seine Bücher sind keine Tendenzschriften, er bleibt stets unterhaltend, malt die Gegend und Gebräuche, beschreibt die Menschen und hält seine Leser in Atem durch sich überstürzende Begebenheiten.

Den 2. Preis von 20 000 Pesos bekam Roberto J. Payro, seit langem Mitredakteur der „Nación“. Vor langen Jahren hat er unter anderem zwei recht unterhaltende Romane geboten, der eine „Divertidas aventuras del Nieto de Juan Moreira“, einer der ersten größeren politischen Romane des Landes aus den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts, der ein unterhaltendes Zeitbild gibt, mit bewunderungswürdiger Psychologie und prachtvoller Ironie geschrieben. Das andere Buch „El casamiento de Laucha“, dessen Held ein harmloser Schelm ist, dem man ob seiner Spitzbübereien nicht böse sein kann, hat ebenfalls vermocht, sich über zwanzig Jahre lang zu behaupten. Aber Payro bekam seinen Preis nicht etwa für diese wirklich unübertroffenen Bücher, sondern für seinen im Vorjahr erschienenen Roman aus dem 16. Jahrhundert, „El capitaen Vergara“ — und dies Buch ist — langweilig.

Die Arbeit von Romulo Carbia, „Historia de la Historiografia Argentina“, bekam den dritten Preis,

und damit wurde ein grundlegendes Geschichtswerk ausgezeichnet, das wahrscheinlich die vorerwähnten Bücher an tatsächlichem Wert bei weitem übertrifft. Es dürfte für alle, die sich etwa mit Geschichtsstudien des Landes befassen, unentbehrlich sein.

Den Stadtpreis von Buenos Aires erhielten drei schon bekannte Dichter, wie Rafael Alberto Arrieta für seine Verse „Estio serrano“ (Sommer in den Bergen) den ersten Preis, Miguel A. Camino für „Chaquiras“[1] den zweiten Preis und C. C. Ituburu für „Danza de la luna“ (Mondtanz) den dritten Preis. Obwohl ich Arrieta sowohl in seiner Prosa wie in seiner Poesie besonders schätze, möchte ich mich eines eingehenderen Urteils enthalten, da hier im Lande eine solche Überproduktion an Versen besteht, daß ein Preis dafür wahrlich abgeschafft werden müßte. Von zehn Büchern, die erscheinen, sind sieben Gedichtbücher. Woraus man ersieht, daß meine schon früher geäußerte Meinung (L. E. XXVIII, 237) berechtigt ist, daß alles, was schreiben kann, Verse macht. Diese Eigentümlichkeit des hiesigen Volks wird durch folgendes erleichtert: Der Autor verlegt seine Bücher selbst, schickt die Hälfte davon an alle größeren Zeitungen und an im literarischen Leben bekannte Leute, was zum mindesten eine freundlich wohlwollende Besprechung sichert, die andere Hälfte wird — meist persönlich — der „Comision Protectora de Bibliotecas Populares“ angeboten, die bisher meist die andere Hälfte kaufte und damit nicht nur dem Autor die Unkosten deckte, sondern es ihm manchmal auch noch möglich machte, Geschäfte zu machen.

Unter den preisgekrönten Prosabüchern möchte ich das von Nicolas Coronado nicht unerwähnt lassen. Er ist einer der wenigen ernsthaften Kritiker hier, denn man muß eigentlich von der hiesigen Kritik dasselbe sagen, was Ortega y Gasset von der spanischen behauptet: Es gibt keine. Um so mehr ist anzuerkennen, daß man gewagt hat, Coronado einen Preis zu verleihen.

Von anderen Büchern sei noch zu erwähnen ein neues von Manuel Galvez, „Una mujer muy moderna“, das leider nicht auf der Höhe der früheren Werke des Verfassers steht. Auch Carlos Alberto Leumann hat mit seinem diesjährigen Roman „El empresario del genio“ sehr enttäuscht. Leumann wahrt seine reine Sprache, seinen eleganten Stil, aber anstatt bei seinen psychologischen Novellen zu bleiben, die mit zu den besten der argentinischen Literatur gehören, versucht er sich an einem Thema, das überhaupt kein Thema ist. Er schreibt über einen Konflikt, der gleichzeitig sentimental und geistig sein soll, und keins von beiden ist. Sein vor einigen Tagen erschienenes Buch „El hombre y la“ behandelt seine persönlichen Schwierigkeiten bei den verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften wegen einer Novelle „La madre de Jesus“. Diese Novelle, die weiter keinen künstlerischen noch literarischen Wert besitzt, hat hier alle Welt zu heller Abwehr entflammt und damit einer sehr mittelmäßigen Arbeit zu einer gewissen Tagesberühmtheit verholfen.

Nicht unerwähnt möchte ich lassen „Naves“ von Pedro Blomberg, „Buenos Aires“ von Julio Aramburú, „Los Charcos rojos“ von B. Gonzelez Arrill.

Interessant ist die Ausgabe, die die bekannte Zeitschrift „Nosotros“ am Ende des Jahres 1927 zur Feier ihres zwanzigjährigen Bestehens herausgebracht hat. Diese Sondernummer von mehr als 500 Seiten beschäftigt sich unter Mitarbeit der anerkanntesten Schriftsteller mit den verschiedensten Problemen der Literatur in den verflossenen zwanzig Jahren und bringt Zusammenstellungen der mannigfachsten Art. Die argentinische Novelle in den letzten fünfundzwanzig Jahren charakterisiert der Begründer und Herausgeber der Zeitschrift R. F. Guisti. Der Mitherausgeber A. A. Bianchi behandelt das Theater in Argentinien; nacheinander werden ferner die Musik, Geschichte, Philosophie des Landes besprochen, ein Schlußkapitel berichtet über die Literaturen der verschiedenen Länder. Nur über England und Deutschland fehlt jede Zeile.

La Plata Hänny Simons-Stöcker

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Im Teufelssessel. Erzählungen. Von Josef Windler. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 349 S. Geb. M. 6,50.

„Im Teufelssessel zu Eppan schrieb ich meine Geschichten aus Südtirol von Zwiespaltnaturen und Mischkulturen der von Bergen und Völkergrenzscheiden gefangenen Menschenseelen,“ heißt es im Vorwort, und vier Erzählungen bringen den „Erweis“, daß dieser Menschenschlag in Tirol von jener schweren, unergründlichen Naturnähe ist, wie nur in irgendeinem anderen Streifen der Erde, um den Liebe und Menschenkraft ringen müssen, und daß Windler ein Dichter ist, der ihre Körper und Seelen in Worte eingefangen und zugleich befreit hat. Ich mußte an Kerrs Hymnus auf Tirol, den schönsten deutschen Flecken Erde denken, an die blitzenden Streiflichter, die er auf Landschaft, Menschen und Sprache wirft, und erlebte an der knorrigen, manchmal

[1] Unübersetzbar.

ungelockerten, aber immer vollsaftigen Grammatik jene geheimnisvolle Kraft der Gestaltung, die mit der Kargheit der Mittel eine Überfülle des inneren Lebens verdeckt. Vier Novellen, aus verschiedenen Zeit- und Menschenräumen, innerlich gebunden durch die verzackte, wilde Bergwelt, zu deren Füßen auf fruchtbaren Matten Tiere und Menschen in pferchengen Hütten leben, wo tiefer noch weinbehangene Schragen sich der Sonne entgegenstrecken, bringen raubritterliche Robustheit, schicksalhaften Verfall, faschistische Politik und tiefmenschliche Leidenschaft in immer näheren und erschütternderen Kontakt mit der Hintergründigkeit und Gewalt der Landschaft, die den in ihr Verwurzelten in Ewigkeit nicht losläßt. Was Winckler von je auszeichnete, ist hier gedrängter, einfacher, geradliniger: den Menschen volkhaft zu gestalten. Man lese einmal — in Erinnerung an vielfach Erzähltes gleichen Inhalts — die dritte und vierte Geschichte, den „Lehrer Tobias Oberkofel" und „Die Magd", wie das langsame Unterwühlen des Deutschtums in Tirol mit Faschismus immer grausamer an den Herzen frißt, wie Menschen sich wandeln und wiederum andere heimliche Bekenner bleiben: das Schicksal eines Volkes schreit ganz dumpf und tief auf. Oder wie die Dämonie der Einsamkeit und Verstrickung zweier Menschen eine leidenschaftliche Liebe in Haß und Verbrechen zerstört: Die Tragik eines Herzens ist mit der Wucht der Landschaft verwachsen. Menschen und Erde sind mit- und ineinander verstrickt, daß kein Entrinnen möglich ist: gefangen im Winter, vom Föhn, vom glühenden Sommer, von ihrer Schwerkraft.

Berlin — Guido K. Brand

Erlebtes Leben. Von Rudolf G. Binding. Frankfurt a. M. 1928, Rütten & Loening. 293 S. M. 5,—. (6,50).

In einer Zeit, die hysterisch nach dem Sensationellen giert, schreibt Binding ein Lebenstagebuch, in dem das Ungewöhnliche nur in der Art besteht, wie er selbst mit dem Leben fertig wird. Vielleicht hätte man in der Darstellung der Jugenderlebnisse manche Überwertung kindlicher Handlungen gern vermißt; je mehr sich jedoch die Aufzeichnungen des Verfassers der Zeit der reifen Jahre nähern, um so unsentimentaler, präziser wird auch sein Darstellungsstil, der aus einem männlichen Geiste geboren ist. Man mag in dem Zwang zur Form, unter dem Binding sein Leben gestaltet, ein typisch deutsches Verhalten erkennen: immer ist irgendein Muß über ihm aufgerichtet, und selbst bei einem Jugenderlebnis quält ihn der Gedanke, „nicht selber Anfang und Ende gesetzt zu haben". Die Tragik einer stets in solchem Sinne angespannten inneren Natur hat Binding in seinem Buch zwingend gestaltet. Es sei ihm gedankt, daß er in einer Zeit äußerer Formlosigkeit den „Gentleman" nicht nur fordert, sondern auch sprachlich präzis zu gestalten versteht. Manchmal ist des Autors Darstellung nicht frei von kleinen Gewaltsamkeiten; so etwa wenn er das Liebe heuchelnde Ehepaar — eine vielleicht tragisch-notwendige Gesellschaftserscheinung — der Vorkriegszeit als eine besonders typische Zeiterscheinung zuteilt. Darf man einem so klaren Stilisten wie Binding sagen, daß er in diesem Buch das mit dem unbestimmten Artikel verbundene Adjektiv (ein „Letztes", „Blindes" usw.) in einer Häufung anwendet, die der Präzision seiner Sprache zum Schaden gereicht? — Solche Ausstellungen können aber nicht den endgültigen Eindruck verschieben, mit dem man von diesem Buch fortgeht: ein wesentlicher Schriftsteller, — ein ganzer Mann.

München — Eugen Gürster

Aus der Jugendzeit ... Von Rudolf Presber. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 389 S. Geb. M. 7,50.

Kürzlich noch wurde an dieser Stelle der Wunsch ausgesprochen, Presber möchte seine gewiß interessanten Lebenserinnerungen niederschreiben, und rascher noch, als gedacht, ist der Wunsch erfüllt. Zwar, Presber wundert sich an einer Stelle selbst darüber, daß es ein ganzes dickes Buch geworden, reich an Schicksalen und Erlebnissen, ein „richtiger Roman". Natürlich ein Roman! Denn ist nicht das im besten Sinne Roman, was wir selber erleben, weit mehr noch als das, was wir nachempfindend beschreiben? Bei all dem handelt es sich in diesem neuesten und unstreitig innigsten Werk des Dichters lediglich um die Jugenderinnerungen in Frankfurt, seiner Geburtsstadt, um seine ersten Studentenjahre bis zu seiner Übersiedlung nach Berlin, die, wie seine ersten Dichterbesuche etwa bei Heinrich Vierordt, Julius Rodenberg, Ernst von Wildenbruch, hier nur kurz gestreift sind. Denn ein zweiter Band, der das spätere Leben des Dichters schildert, „der die Hoffnungen, Kämpfe, Gedanken, Irrtümer, Reisen, Begegnungen bringen soll des in Arbeit Gereiften, der doch nur das Produkt seiner Jugend und ihrer Bilder und Begebnisse war", soll später einmal folgen, von den Hinterbliebenen herausgegeben.

Also halten wir uns an das, was hier gestaltet ist, wenn auch an den Schicksalsproblemen, die am tiefsten berührten und verwundeten, nur meist scheu vorübergegangen ist. Es bleibt dennoch so viel des Sonnigen, des Lebenbejahenden, des Aufbauenden, daß man seine helle Freude hat. Nicht umsonst, daß der Großvater mütterlicherseits Weinhändler war und der Großvater väterlicherseits sogar Bürgermeister von Rüdesheim. Da kann man es begreifen, wenn Presber an einer Stelle sagt: „Durch meine besten Tage geht ein feines Becherläuten, das nichts zu tun hat mit Schlemmerei und Völlerei. Das wie ein Dank klingt an eine ungetrübte Kindheit, die oft zum Rhein führte." Und so ist es auch begreiflich, daß er gern hin und her springt, gar nicht folgerichtig erzählen will, sondern es mehr mit der heiligen Inkonsequenz hält, ähnlich wie seine gute Tante, die auch keine Grundsätze, aber immer süße Makronen in der Tasche hatte. Daß von dem „alten Frankfurt", dem Goethe-Frankfurt, dem Frankfurt der Rothschilds viel die Rede ist, versteht sich von selbst. Zwischendurch aber gibt es eine Unsumme kleiner reizender Begebnisse, etwa wenn die Frau Bürgermeister in Rüdesheim das erste kleine Sofa kauft und zu diesem Zweck nach Bingen fährt. In Rüdesheim, das noch keine Sofas kannte, hatte sich die Sache inzwischen herumgesprochen, und da sich nun der mit dem Sofa beladene Kahn der Frau Bürgermeister dem rechten Rheinufer nähert, da steht so ziemlich alles, was in dem Städtchen Zeit, Beine und Augen hat, jung und alt, am Ufer versammelt, um die geschätzte Frau Bürgermeister und das neumodische und elegante Möbel feierlich zu begrüßen.

Und dieser prachtvolle alte Herr, der der Vater des Dichters war, und diese prachtvolle Frau Mutter! Als ihr hoffnungsvoller Rudolf einmal täglich Briefe von einem kleinen Mädchen ins Haus bringt, fragt ihn die Mutter kurz vor dem Geburtstag: „Hättest du vielleicht auch gern ein Bildchen von dem dir liebsten Menschen?" Natürlich sagt der Rudolf ja. Und was tut die famose Frau Mama? Zwischen Rosen und Erdbeeren, gerade vor der üblichen Obsttorte steht in goldenem Rahmen das wohlgetroffene Porträt — des Briefträgers, der die kleinen Briefchen seinerzeit zu befördern hatte.

Noch unzählige solcher harmlosen Novellen ließen sich hier anführen. Aber an einer sehr ernsten Stelle sagt der Dichter, daß er diese Novellen nicht gerade lieb hat. Als Feuilletonist habe er begonnen, und nun, da er dicke Bücher geschrieben, sich an Charakteren und Menschenschicksalen versucht habe, da bleibe er für manchen, der ihm sonst freundlich gesinnt sei, halt immer noch der „Plauderer". Was soll man dazu sagen? Am besten das, was der Dichter selber von einer kleinen Freundin auf dem Drahtseil zu berichten weiß: „Das Publikum will nicht, daß man zwei Sachen kann!"

Dresden — Heinrich Zerkaulen

Jutt und Jula. Geschichte einer jungen Liebe. Von Alfred Brust. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 167 S.

Das Immer-Erstaunliche bei Alfred Brust ist die Ergriffenheit vor dem Wunder der Tiefe des Menschenherzens. Ihm selbst ist der unausschöpfbare Raum eines Menschen, den die Gewalt der Liebe ergriffen hat, der wie von unsichtbarer Gewalt heimgeführt wird zur Erfüllung eines immanenten Gesetzes, nicht so seltsam, wie es den vom Staub der Städte verschütteten und zermürbten Menschen scheinen mag, denn der Dichter in ihm, die große schöpferische Macht in ihm glaubt daran. Sie glaubt von Anfang an, denn seine „Spiele", sein Roman sind nichts anderes als die inbrünstige Manifestation eines magischen Erlebens des Menschen in der Urform des Schicksals. So unterscheiden sich seine Gestalten in ihrem Raum nicht wesentlich voneinander, aber sie werden in ihrer Seinshaftigkeit irdischer. Sie werden, möchte ich sagen, dichter, in ihrer Struktur gefüllter mit der Resonanz der Erde. Was das heißt, möge sich der Leser an einem Vergleich zwischen Christa (aus dem gleichnamigen Spiel) und Jula, zwischen Jutt und Vaddasin im Indischen Spiel klarmachen. Es ist die grundtiefe Verschmelzung der Substanz mit der Welt der inneren Bewegung, deren größtes Machtzentrum die Liebe ist. Ihr Ringen miteinander, ihre Läuterung und Erprobung in primitiven Zufällen und erschütternden Gewolltheiten wächst aus einem fast idyllischen Anfang zu einer barocken Hörigkeit und darüber hinaus zu einer beseligenden Reinheit, die in ihrem Höchstmaß eine stumme Ergebenheit in Gott ist.

Berlin — Guido K. Brand

Du Unbekannte... Der Roman einer Jugend. Von Rudolph Stratz. Berlin 1928, August Scherl. 310 S. Geb. M. 5,50.

Stratz gibt seinem neuen Roman tragisch-ungewissen Ausgang. Das sowie die mit fühlbarer Wärme dargestellten Gefühlsentwicklungen des Helden ist hier besonders anzuerkennen. Dieser „Held", der Student der Medizin Ernst Wachsmuth, Sohn eines berühmten Klinikers und Universitätsprofessors, dieser junge Mensch, dessen Jugend in den achtziger Jahren vergangenen Jahrhunderts von Prima bis Dr. med. magna cum laude wir erleben, wobei als Schauplatz des Lebens und Liebens Straßburg, Gießen, Frankfurt, Heidelberg, wieder Straßburg, Darmstadt, Schopfheim (Pfalz) an uns vorüberziehen, dieser furiose, hochbegabte Junge wird so tragisch verstrickt, daß er die Ehe mit der reichen Rheinländerin aufgibt, um zur Mutter seines Kindes, seiner Jugendgeliebten, der „Tochter aus dem Volke" zu eilen, und diese — tot neben dem neugeborenen Kind findet. So begräbt er am Ausgang seine Jugend und wandert einsam ins Leben, auf der Suche nach der Unbekannten, die er zur Mutter seines Kindes machen will. Der Roman, meist im Elsaß und Rhein-Main-Gebiet spielend, wird dem französisch-nationalistischen Treiben der Alt-Elsässer und ihrer Söhne ebenso gerecht wie dem oberflächlich weltlichen Daseinsgenuß der frankfurter Patriziersöhne. Am Studententisch in Straßburg, wohin deutscher Adel seine Söhne entsandt, fallen scharfe Worte gegen das laue Regiment Manteuffels, im Café de Paris am Broglieplatz dagegen, wo die Söhne der reichen elsässischen Notabeln sitzen, verbirgt man hinter liebenswürdigem Gerede den Deutschenhaß, um dann zum „Patriotentag" nach Nancy zu fahren. Der Kreis der Mädchengestalten, die, schelmisch, kapriziös oder herb, die Jugend Ernsts umgeben und befeuern, bildet sich neben der demütigen Walburg aus Schopfheim, der Kellnerin in Straßburg und Mutter von Ernsts Kind, und der übermütigen Fränzche Fath, der Tochter des reichen Weingutsbesitzers bei Mainz, die Ernst beinahe heiratet, aus einem kecken heidelberger Bäschen aus altem bayerischen Adel, einer spielerischen reichen frankfurter Patriziertochter und einer halbpariserischen Elsässerin, Tochter eines reichen notorischen Deutschenhassers. Gut gesehen wie diese Mädchengestalten der Gegenspieler Ernsts, sein berühmter Vater, ernst, verschlossen, jähzornig, doch weichen Herzens im Grunde, der ihn, der erst Maler werden wollte, zum Medizinstudium zwingt.

Berlin-Steglitz — Werner Schickert

Basil Brunin. Ein Roman der anderen. Von Reinhold Conrad Muschler. Leipzig 1928, Fr. Wilh. Grunow. 428 S. M. 5,— (8,—).

Dieser Basil Brunin ist ein Ausbund an Weisheit und Güte, ein erfinderisches Genie, ein menschliches Nonplusultra. Was, fragt man sich bei der Lektüre dieses Buchs, was gibt es noch im weiten Umkreis unseres Planeten, sichtbar oder auch nur denkbar, das nicht in den Aktionsradius dieser Geschichte einbezogen wäre? Der Fernseher und die automatische Einrichtung, Kugeln aus ihrer Bahn zu bringen und Feinde unschädlich zu machen, erscheinen als längst bekannte, sozusagen prähistorische Apparate. Brunin kennt höhere Aufgaben. Er fängt afrikanische Sonnenstrahlen ein, um sie dem sonnenarmen Norden fruchtbar zu machen, er macht, eine kleine Selbstverständlichkeit und auch nur im Nebenberuf, Gold und entdeckt und erfindet immer weiter, am besten freilich, wenn eine in seinen Arbeitsräumen eingebaute Orgel mit Fernmanualen sphärische Musik ertönen läßt... Er holt, ein Psychotherapeut katexochen, gebrochene und leidende Existenzen aus dem Dickicht und macht sie hilfreich zu seinen Mitarbeitern, er ist ein Wohltäter größten Stils: noch nie ward von einem Menschen ein solches Sonnenbild entworfen. Und was man sonst alles noch in diesem Buch erlebt! Morphiumsüchtige, gemeine Verbrecher, Liebeshörige, die dämonische Schauspielerin, die Frauen verführt, schwindsüchtige Gelehrte, alkoholverseuchte Musikgenies — kurz, das Aufgebot absonderlicher menschlicher Erscheinungen ist riesengroß. Nicht minder die Auswahl an geographischen Schauplätzen, die zwischen Berlin und Capri, zwischen Zell am See und der ägyptischen Wüste wechseln. Mit geheimnisvollen Schnellflugzeugen, die uns in beliebiger Zahl natürlich zur Verfügung stehen, jagen wir wie der Blitz von einem zum anderen.

Es ist, kurz gesagt, ein Edelschmöker, den wir in der Hand haben. Aber er verdrießt auch bei näherem Zusehen nicht. Muschler hat das phantastische Genie des Iwan Brunin, der, damit es nicht an menschlicher Tragik fehle, von Natur aus mißgestaltet und darum von der Liebe ausgeschlossen ist, sehr plastisch hingestellt, und das ganze bewundernswert

kühne und verwobene Gebäude der Handlung ist ein Werk logischer Konstruktion. Und der blumige, sanfte Stil gleicht sich ihm vortrefflich an. Warum also sich ärgern über eine wirklich spannende, an psychologischen Beobachtungen reiche Lektüre, die letzten Endes nur eine gut ausgedachte Erfüllung primitiver literarischer Zweckbedürfnisse ist?

Hamburg Otto Schabbel

Swennenbrügge. Das Schicksal einer Landschaft. Von Wilhelm Vershofen. Siegburg (Rhld.) 1928, Walther Gericke. 281 S. Geb. M. 6,50.

Vor etwa zwölf Jahren erschien aus dem Kreis der Werkleute auf Haus Nyland ein Epos aus dem Leben des Kapitals: „Fenriswolf". Die einzigartige Finanznovelle ist lebendig geblieben; ihre auf alles Menschliche kühn verzichtende Sachlichkeit, nur aus dem Stoff geboren und von keiner Mode diktiert, ist nicht wieder erreicht worden. Auch von ihrem Dichter nicht, und deshalb ließ gerade die durch Inhalt und Form bedingte Besonderheit dieser Leistung kaum hoffen, daß Wilhelm Vershofen jemals in der Literatur ein anderer als „der Verfasser des Fenriswolf" werden könne. So ist denn der Geschichtenkreis, den Vershofen jetzt unter dem Titel „Swennenbrügge – das Schicksal einer Landschaft" veröffentlicht, in mehr als einer Hinsicht ein Geschenk. Hier sind künstlerische Kräfte freigeworden, von denen man nichts ahnen konnte, und die eine weit größere Freude über das Erscheinen des neuen Dichters als über das Wiederauftauchen des bereits bekannten hervorrufen. Vom „Fenriswolf" zu „Swennenbrügge" scheint kein Weg zu führen, obwohl sich im Untertitel ebenso wie in Vershofens Epilog von der „Landschaft, die sich erlöste im Geschick des großen, starken und tätigen Volkes und der Wirtschaft des ganzen Planeten", eine Anknüpfung an sein früheres Schaffen ergibt. Vershofen ist auch hier Volkswirtschaftler, und man sieht ein gut Teil von der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung dieses Dorfes zwischen der holländischen und hannoverischen Grenze. Aber wenn er jetzt das Schicksal der Landschaft gibt, so erfaßt er es vom Schicksal der Menschen aus: die Menschen leiten es, werden von ihm mitgerissen, gehen an ihm zugrunde.

Swennenbrügge ist eine arme Heidelandschaft, und die kümmerlichen Ertrag bringende Landwirtschaft, die Spinnerei und Weberei gibt in alter Zeit den Bewohnern kaum eine Lebensmöglichkeit. Sie ringen um Verbesserung, immer wieder, in immer neuem Kampf. Aus dem armseligen Leben stößt der eine oder andere zum Licht empor, wie dieser Hermann Pogge in der Eingangsgeschichte, „Poggen Harm", ein rechter westfälischer Dickschädel, der als Junge davonläuft und als gemachter Mann wiederkommt, der die neuen verbesserten Webstühle aus England einführt, den Anschluß an die Außenwelt herstellt, und dessen Blauleinenkittel die Bauern bis hinauf nach Mainz tragen. In Poggen Harms Geschichte zeigt sich gleich vollendet die Verbundenheit von allgemeinem und persönlichem Geschick; die Verhältnisse zwingen zur Aktivität, und da sie den wirklich aktiven Menschen treffen, werden sie von ihm bezwungen. Eine ähnliche Durchdringung, nur daß das persönliche Schicksal einschneidender getroffen wird und stärker gefangen nimmt, weist jene Geschichte auf, die „Kattun" überschrieben ist und die Vernichtung der heimischen Wollen- und Leinenindustrie durch das neue billige Zeug aus England schildert. Ein weitdenkender Kaufmann sucht die gefährliche Entwicklung ins Günstige zu wenden, und darüber blüht ihm eine neue Liebe auf, und sein bisheriges Leben, seine stille Ehe mit einer stillen Frau geht in Trümmer. Rein menschlich fesselt dagegen die schöne, liebeskundige Holländerin in „Tabak"; das Leben der Frau, so gut sie auch ihren Platz in der Wirtschaft und im Handel des Mannes ausfüllt, wird von anderen Dingen getroffen als von wirtschaftlichen Erschütterungen, und ihre Tatkraft reicht nicht über den eigenen Interessenkreis hinaus. Ähnlich begrenzt, aber durch eine der Allgemeinheit dienende Lösung über das Persönliche gehoben, ist das Männerschicksal des Bauernsohns, dessen Sehnsucht, in eigenem fruchtbaren Boden zu wurzeln, nach Auswanderung und Heimkehr durch die Fortschritte in der Bodenbebauung spät und unvollkommen erfüllt wird.

Allgemeines und persönliches Geschick durchdringen sich. Wenn der wirtschaftliche Kampf den Menschen antreibt oder niederzwingt, das besondere Gesicht einer Zeit hat nicht geringeren Einfluß. In der weitgespannten Novelle „Die Ucht" entsteht ein Bild der Franzosenzeit, wie man es selten sah: eine Zeit, in der im Land des lustigen Jérôme das Geld flüssig ist, der Gang des Lebens rasch, die Welt aus den Fugen; in der selbst die Besten sich bewußt werden daß die Gegenwart alles ist und nur Narren mit der Zukunft rechnen. Im „Gericht zu Löchtenborg" treibt Bauernstolz die Ältesten des Dorfes dazu, sich über die verhaßten preußischen Gesetze wegzusetzen und ein erschütternd gerechtes und gutmachendes Urteil zu sprechen: der Totschläger soll der Frau des Erschlagenen den Mann ersetzen und seinen Kindern den Vater. „Abtrünnig": die Tragödie eines Landarztes, den soziale Erkenntnis zwingt, sich von der gegenüber der sozialen Not versagenden Kirche abzuwenden, und den dafür bis ins Grab die Undankbarkeit und der Fluch der Eiferer verfolgt; unvergeßlich die Haltung dieses Bekenners, wenn er dem hochfahrenden Pastor auf sein „Der Herr sei Ihrem Hochmut gnädig" ein ruhiges und überzeugtes „Der Herr ist immer gnädiger als der Knecht" entgegenstellt.

Mit dieser Aufzählung sind die Geschichten dieses Buches nicht erschöpft. Noch weniger vermögen die knappen Andeutungen ihren Gehalt auszuschöpfen. Jede beginnt von einer neuen Seite und faßt ein neues Problem, jede ist bis ins letzte Wort vollbepackt mit Erkenntnis. Was allen gemeinsam ist, das ist die Schlichtheit, fast Kargheit der Erzählung. Die Ereignisse, von denen Vershofen berichtet, sind nicht leicht zu überschauen; die Menschen, die er zu Trägern der Ereignisse macht, sind kompliziert und widerspruchsvoll. Doch in der einfachen Darstellung erscheint alles einfach und klar. Die Dinge gehen einem leicht und selbstverständlich ein, sie bleiben im Gedächtnis, sie vertiefen sich, und man wird sich bewußt, daß dieses Buch eine Bereicherung gebracht hat.

Berlin Lili Lorsch

Der Schatten der Susette. Roman. Von Walter Harich. Berlin 1928, Th. Knaur Nachf. 318 S. Geb. M. 2,85.

Der Herausgeber von E. T. A. Hoffmanns Werken widmet sich hier dem Versuch, für die Massen Literatur zu schaffen. Er schreibt einen Kriminalroman, der zunächst den Zweck des Kriminalromans, Spannung zu erzeugen, nach bewährten Vorschriften erfüllt. Über die technische Notwendigkeit hinaus geht der Einsatz an psychologischer Schilderung und Entwicklung. Allerdings ist es Filmpsychologie, was da getrieben wird, sowohl in dem der Wirkungen sicheren Zufassen wie in gewissen Brutalitäten. „Der Schatten der Susette" ist einerseits ein literarisch gehaltener Filmtext, andererseits ein grausig erschütterndes Dokument über die allgemeinen,

kulturellen und psychologischen Voraussetzungen des Unterhaltungsbuches von heute.

Köln — Eduard Reinacher

Bankhaus Reichenbach. Roman. Von Artur Landsberger. München 1928, Georg Müller. 391 S.

Das Vorwort eines hochgestellten Juristen bescheinigt dem Roman, er führe „mit erstaunlichem Einfühlungsvermögen den Indizienbeweis ad absurdum" und zeichne sich im übrigen dadurch aus, daß seine Menschen nicht bloß zum besten des Kriminalfalls konstruierte Figuren seien, sondern daß im Gegenteil der Fall vor allem der Personen wegen interessiere, die in ihn verwickelt würden. Da ich kein Jurist bin, frage ich nur bescheiden an, ob denn kein Richter oder Staatsanwalt auf den Gedanken zu kommen braucht, bei einem durch Zeugenaussagen bewiesenen nächtlichen Fernanruf festzustellen, wer eigentlich angerufen worden ist. Was aber die nichtjuristische Meinung des Vorworts anbetrifft, so finde ich, daß wenn jemals Menschen zugunsten eines Falls konstruiert worden sind, es hier der Fall ist; Beweis: welch ein Chassez croisez zwischen Männlein und Weiblein, welche Überraschungen, wer wen plötzlich liebt oder ebenso plötzlich zu lieben aufhört! Also: ohne das Vorwort würde man weniger erwarten und vielleicht weniger enttäuscht sein.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der Verwandlungskünstler. Von Axel Lübbe. Sammlung „Lebendige Welt". Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 168 S. M. 3,– (4,–).

Welch ein eigentümliches Talent! Neben Hartem, Sprödem, Kantigem: Mystisches, Traumverlorenes, jäh unterbrochen von Konventionellem. Aber man spürt, wie ein eigenartig bohrender Wille eben dies Konventionelle auszuschalten, in sich selbst zu vernichten sucht. Wie dieser Wille seine Härte mit der mystischen Traumverlorenheit in einem eigenen, einheitlichen Bilde zu vereinigen trachtet.

Das Problem des Verwandlungskünstlers selbst ist hart an die Grenzen des Möglichen gerissen. Hie und da knarrt in den Gelenken noch der Plan (statt daß der Plan in der Erzählung selbst restlos aufgegangen wäre). Hie und da setzt die Lebendigkeit des Ausdrucks aus: man liest Worte, welche die Handlung nicht bewegen, sondern sie stauen. Irgendwo steht dieser Schriftsteller noch sich selbst im Wege: er grübelt, wo er sich dem schöpferischen Strom naiv überlassen sollte. Aber — wie bereits gesagt — ein eigentümliches Talent.

Mannheim — Heinz Dietrich Kenter

Ibykus. Der Roman eines Revolutions-Abenteurers. Von Alexej Tolstoj. Aus dem Russischen von Arnold Wasserbauer. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 230 S. M. 2,80 (3,80).

Geschichte eines Revolutionsschiebers, stellenweise sehr amüsant, oft aber auch platt und albern. Nur zu oft hat man den Eindruck eines lakaienhaften Dienerns des Verfassers vor den neuen Herren in Rußland, und mit Wehmut denkt man an die Zeiten zurück, da Graf Alexej Nikolajewitsch Tolstoj noch so wunderbar anschauliche Bilder aus dem Leben der Gutsbesitzer jenseits der Wolga zu zeichnen verstand, da er ein so entzückendes Buch schreiben konnte, wie „Nikitas Kindheit". Jetzt schreibt er Rasputin-Dramen, Mars-Romane und bolschewistische Jules-Verniaden. Aber die Literaturgeschichte der Zukunft wird ihn nach den Werken seiner „ersten Periode" beurteilen. Das Deutsch des Übersetzers ist fürchterlich.

Leipzig — Arthur Luther

Mantrap. Roman. von Sinclair Lewis. Übertragen von Franz Fein. Berlin 1928, Ernst Rowohlt Verlag. 308 S.

„Mantrap" (1926) gehört wie „Free Air" (1919) u. a. zu den „leichteren" Werken Sinclair Lewis'. Darin gibt er sich abenteuerlicher, leichtherziger und sogar romantischer als in seinen großen, schweren Kulturstudien wie „Main Street" oder „Babbitt". Er will auch hier seine Satire spielen lassen, er kann ja nicht anders; so verspottet er in „Mantrap" die amerikanische Legende des „roughing it in the wilds" (sich in der wilden, freien Natur herumtreiben). Zwei neuyorker Klubleute gehen nach Manitoba, um sich vom neuyorker Leben zu erholen; Ralph, der edlere der beiden, rettet sich aber seine Einsamkeit, nur um in „Mantrap" (ein geographischer Begriff!) einen prächtigen Naturmenschen Joe und dessen unerwartete Frau Alverna zu finden. Wie Joe und Alverna, ein Manicure-Girl, zusammenkommen, ist amerikanisch-demokratische Romantik, und ebenso wie sich Ralph und Alverna ineinander verlieben. Das dreieckige Verhältnis in freiester Natur mit Indianern und Waldbränden und einer Art Grenzerleben ist frisch und natürlich geschildert; sehr ergötzlich auch, wie die Frau die beiden Männer durchschaut und schließlich verläßt. Joe geht in die Wildnis zurück und Ralph nach Neuyork. Wenn die Geschichte aufhört, hat unser eigentliches Romaninteresse gerade angefangen. Wer den ganzen Sinclair Lewis schätzt, wird auch seine Freude an „Mantrap" haben.

Berlin — F. Schönemann

Ariel oder das Leben Shelleys. Von André Maurois. Übertragen von Karl Lerbs. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 307 S.

Ob diese „Romandichtung" durchaus ins Deutsche übersetzt werden mußte? Für Frankreich mag sie ihre Bedeutung haben, gegenüber der geistigen Einhäusigkeit und Seßhaftigkeit, die es dort zu bekämpfen gilt, mag es seine erhöhte, schon instruktive Berechtigung haben, fremdes Leben und dessen Typen vorzuführen. Das geschieht hier unleugbar aus guter Vertrautheit mit englischen Zuständen und Charakteren. Die Darstellung ist geschickt, nicht ohne einfühlende Kunst, sie trifft lokales, wie persönliches Kolorit. Aber sie schafft doch nur immer den Rahmen, den Duktus der äußeren Geschehnisse, in denen Shelleys Leben verläuft. Es fehlt die Durchgeistigung. Wer den Dichter nicht bereits kennt, sieht ihn hier nur in den Irregularitäten seiner Schicksalsfügung. Zuzugeben, daß das alles zartsinnig hingezeichnet ist, interessant, zu Nutz und Frommen derer, die sich daran erbauen oder darüber ereifern; nur dem Genius, scheint mir, bleibt diese vie romancée zu viel schuldig.

Thüngen in Unterfranken — Georg Ransohoff

Der lebende Buddha. Roman. Von Paul Morand. Aus dem Französischen von Th. Mutzenbecher. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 283 S.

Globetrotter-Impressionen, zu einem Roman auf einen Faden gezogen, die in Frankreich das Entzücken vieler guten Leute ausgemacht haben. Bei dieser Satire westlicher Zustände haben sie sich vergnüglich und delektiert die Hände gerieben.

Indessen andere meinen: Wenn dieser indische Prinz heimzieht mit der Enttäuschung über Europa und Amerika im Herzen, ergeht es ihm ähnlich wie uns, die wir umgekehrt an dieser östlichen Bekanntschaft auch nichts gewonnen haben.

Thüngen in Unterfranken — Georg Ransohoff

Lyrisches und Episches

Gedichte um Pan. Von Anton Wildgans. Neue Gedichte. Mit einem Bildnis des Dichters. Wien und Leipzig 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 72 S.

Schnell fertig ist Kritik oft mit dem Wort, das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide. Wenn man, aus inwendigen Gründen, sich längere Zeit kritischer Äußerung enthalten hat, erkennt man von neuem, wie schwer es im Grunde ist, auch nur die geringste Anzeige wägend zu schreiben. — Was ist gewollt, was ist geleistet? Achtzehn Gedichte; da muß ein jedes mit vollem Gehalt wiegen. Der Anspruch ist offenbar: großes Quartformat; drei Ausgaben: Pergaminband; Halbpergamentband auf feinem Hadernpapier; Ganzpergament-Handband (30 Exemplare) auf handgeschöpftem Büttenpapier, numeriert und vom Dichter signiert. Unter anderem ist angemerkt: „Für den Satz wurde die Luther-Fraktur verwendet." Die Frage ist, ob auch für die Sätze. Wenn Margherita Morgenstern zum zehnten Todestage Christians seine zwanzig oder dreißig reifsten Gedichte in solcher Aufmachung darböte (es wäre nicht in seinem Sinn), so möchte es angehen. Und es ginge auch noch an, wenn diese achtzehn Gedichte Wildgans' mit voller Substanz wögen; da sie eine sympathische Mittellage kaum in der einen oder anderen Zeile überschreiten, so wird der Gegensatz zwischen Substanz und Aufmachung empfunden, der Leser wird empfindlich und ist in Gefahr, die freundlichen Werte dieser angenehmen Gedichte zu unterschätzen. Ihr Vortrag ist rein, soweit er in farbiger und auch zuweilen duftreicher Anschauung verharrt; er wird fast immer erstaunlich trivial, sobald gedankliche Deutung spricht. Und der Dichter hat die Mittel seiner Darstellung nicht erworben, um sie zu besitzen. Deutlich ist erkennbar, mit welcher Liebe, Sorgfalt, Geduld diese Verse ausgetragen und gereift sind, und dennoch rührt auch den willigen Leser niemals ein Persönlichstes an, so gewiß all diese innigen Gefühle erfahren sind, und niemals rührt ein letzter lyrischer Ton oder Hauch an unser innerstes Fühlen. Immer klingen übliche, altbekannte Melodien unhörbar mit. — Stehen Gedichte solcher Art im großen Zuge der Überlieferung nur auf einer mittleren Stufe, bilden sie den großen Zusammenhang nicht weiter, so sind sie allerdings nur epigonisch. Diese Meinung steht nicht im Widerspruch mit der Erkenntnis, daß selbst das revolutionär Neue, wenn es zu oberster Reife sich gestaltet, einem überschauenden Blick sich in den Zusammenhang einfügt. Die Meisterwerke der verschiedenen Jahrzehnte und Jahrhunderte sind untereinander verwandt wie der Großglockner und der Ortler; die Gebilde des Mittelmaßes sind wie Blumen, die man schon oft und allenthalben gepflückt hat. — Nicht gern spricht man von diesen würdig hübschen Gedichten mit solcher Einschränkung; denn es ist etwas, wenn jemand sich abseits des wilden Zeitalters um Ruhe und Reife bemüht, und Anton Wildgans ist wohl kein Lyriker im vollen Sinn des Wortes, aber ein lyrisches Naturell, ein lyrischer Poet, reines Herzens und im Tiefsten guten Willens.

Wien-Heiligenstadt — Ernst Lissauer

Literaturwissenschaftliches

Drei Dichter ihres Lebens. Casanova. Stendhal. Tolstoj. Von Stefan Zweig. Leipzig 1928, Insel-verlag. 378 S.

Ein neuer Drei-Meister-Band Stefan Zweigs, dessen Thema das Selbstbekenntnis ist. Aus der Geschichte der autobiographischen Literatur hat der Essayist drei Gestalten gewählt, die ihm zugleich drei Stufen der Selbstdarstellung bedeuten: der Lebensmensch Casanova, der in seiner Duxer Einsamkeit für sich niederschreibt, was ihm seine Erinnerung vorerzählt; Stendhal, stets seiner Gegenwart gegenüber, die er zugleich ersehnt, betrachtet, prüft, bezweifelt und doch tief genießt; Tolstoj, der jäh sich umstürzende, krampfhaft den Himmel herabbegehrende, zu einem religiösen Wandel vergeblich sich beschwörende riesige Wille. Wenn Casanova das naive Leben, Stendhal den sentimentalisierenden Geist stellvertritt, so Tolstoj die Überanstrengung des erschütterten Wesens, zu einer inneren Läuterung zu gelangen, deren Voraussetzungen jedoch kaum in geringem Maß gegeben sind, so daß nicht kraft Wahrheit allein mehr gesiegt werden kann. Insofern ist die Bezeichnung eines „künstlichen Christen" für Tolstoj nicht ohne Richtigkeit, nur übersieht der Verfasser, daß eben doch ein tiefes und starkes christliches Fundament in Tolstoj ererbt und gegründet war. Wenn seine Entscheidung bloß eine „künstliche" gewesen wäre, so hätte er sich ja etwa zum Sozialismus oder zum Anarchismus des Fürsten Krapotkin bekennen mögen, deren Ideen mit den sozial-ethischen Tolstojs unschwer in Einklang zu bringen gewesen wären.

Von den drei Essays — Lebensbildern stärkster Schauung — scheint mir der über Tolstoj weitaus der bedeutendste. Es ist wohl noch niemals in solcher Atemnähe das Menschentum Tolstojs, sein Antlitz, seine Natur, sein Charakter, sein Kampf gesehen, geschweige denn geschildert worden — vollends die Beschreibung der letzten Tage, des legendären Todes, der endlichen Erfüllung zählt zu dem Ergreifendsten, was wir Stefan Zweigs Feder verdanken. Dieser außerordentliche Schriftsteller, dessen Essay heute von niemandem an Schärfe des Lebensblicks, Kraft der Intensität, Schwung des Tempos übertroffen wird, versteht es, das Problem der innerlichen Wahrheit eines Charakters erkennen zu lehren, indem er das wirkliche, das untergründige Dasein vor Augen hebt und begreifen läßt. Freilich mag durch eine so geartete Eindringlichkeit nicht immer das reine Bild glücken, da und dort auch die Sprache durch Heftigkeit, Insistenz und Wiederholungslust, die diesem Autor eigen sind, leiden. Aber gerade dadurch wird sich dem aufmerksamen Leser leichter erschließen, was an Lebens- und Menschenkenntnis, an Wissen um das Irdische und Unterirdische solch einem Buch zugrunde liegt, welche Erfahrungen und welche Einblicke, welche Klugheit und welches Maß an Teilnahme dazu not waren. Hier hat Stefan Zweig die beiden stärksten Fähigkeiten seines Schriftstellertums: die erklärende und die verklärende auf das schönste zusammen wirken lassen: sein Dichterisches leuchtet seiner Essayistik vor, und so sind es die dichterischen Stellen, die Bildnisse insbesondere, die Kapitel „Ein Tag im Leben Tolstojs" und „Die Flucht zu Gott", denen man die bewegtesten Gefühle dankt. Bewundernswert der unermüdet begeisterte Elan der Diktion, der es wohl verbürgt, daß auch dieses Werk auf die verstehende Empfänglichkeit einer großen Leserschaft rechnen darf, die den früheren Büchern europäischen Ruhm bereiten konnte.

Wien — Felix Braun

Die Helden der Völkerwanderungszeit. Von Ludwig Wolff. Jena 1928, E. Diederichs. 242 S. Geb. M. 9,—.

Dieses ausgezeichnete und gut geschriebene Buch ist nicht etwa ein neues Sagenbuch für die reifere Jugend, das die Geschichten der deutschen Heldensage in neuer Form erzählt.

Es ist viel mehr. Es unternimmt den schwierigen und äußerst dankbar zu begrüßenden Versuch, auf Grund wissenschaftlicher Voraussetzungen die Persönlichkeiten und Ereignisse der germanischen Heldensage mit den ihnen zweifellos zugrunde liegenden geschichtlichen Vorgängen in Einklang zu bringen, sie zu deuten und so uns besser verstehen zu lehren. Gewiß haben schon zahllose Gelehrte an diesen ungemein schwierigen Problemen ihren Scharfsinn geübt, viele Lösungen angebahnt, vieles geklärt; aber eben diese Gelehrtenarbeit ist auf Fachkreise beschränkt geblieben. Wolff besitzt das Geschick, die Ergebnisse früherer Forscherarbeit, vermehrt um manche von ihm selbst gewonnene Erkenntnis, in fesselnder Form darzustellen, die in der Tat geeignet ist, auf weite Kreise unserer Gebildeten zu wirken. Der erste Abschnitt ist der Zeit der ungeheuren Kämpfe gewidmet, die sich aus dem Zusammenprall der Germanen mit den Hunnen ergaben; der zweite beschäftigt sich mit dem Germanenschicksal auf italienischem Boden, der dritte mit den unheimlichen inneren Kämpfen in den Reichen der Franken, Thüringer, Sachsen und Langobarden. Es ist kein Zweifel, daß allen Lesern, sofern sie nicht genau mit der Fachwissenschaft vertraut sind, ganz neue Erkenntnisse aufgehn werden, wenn sie die grundlegenden Ereignisse der Nibelungen- und Burgundensage, des Sagenkreises um Dietrich von Bern, den Geschichten von Walther und Hildegund, von Albwin, Brunhild, Wieland dem Schmied und manchen anderen in das Licht der Geschichte gerückt finden. — Zahlreiche erläuternde Anmerkungen und 16 vorzügliche Abbildungen germanischer Altertümer erhöhen noch den Wert des trefflichen Buches.

Breslau H. Jantzen

Wortkunst. Untersuchungen zur Sprach- und Literaturgeschichte. Neue Folge. Herausgegeben von Oskar Walzel, Bonn. Erstes Heft: Luise Thon: Die Sprache des deutschen Impressionismus. Ein Beitrag zur Erfassung ihrer Wesenszüge. 175 S. Geh. M. 7,50. — Zweites Heft: Kurt Brösel: Veranschaulichung im Realismus, Impressionismus und Frühexpressionismus. 64 S. Geh. M. 2,50. München 1928, Max Hueber.

Schon der Titel, den die neue Sammlung Walzels gewählt hat, deutet das Programm an, das sie verfolgt, nämlich daß Dichtkunst zunächst eine Kunst des Wortes ist und „daß daher Erforschung von Dichtungen vom Worte auszugehen hat". Von den beiden vorliegenden Arbeiten ist die von Luise Thon nicht nur die umfangreichere, sondern zugleich auch die wertvollere, während Brösel ein in der ersten Arbeit schon angedeutetes Gebiet nur weiter ausführt, ohne sonderlich zu fördern. Auf Grund eines umfassenden, zum Teil statistisch ausgewerteten Materials zeigt Luise Thon das dauernd wechselnde Hin und Her zwischen Welt und Ich, wo es immer mehr auf sinnliche, zuhöchst differenzierte Empfänglichkeit als auf begriffliche Anschauung ankommt. Daraus erwächst die Vorliebe für nominale Bildungen, für das Passiv, für koordinierende Formen, und es entsteht eine neue Form der erlebten Rede im Impressionismus. Sehr schön wird die neue Sprachform gezeigt; Brösel führt dann die Betrachtung bis zum Frühexpressionismus, aber mehr nur als Skizze, weiter. Die Arbeit von Luise Thon, in anschaulicher Lebendigkeit geschrieben, eröffnet tiefe Blicke in das Wesen der Dichtung wie der Sprache, die zugleich in voller Übereinstimmung mit der deutschen Art erscheint. Kurz, die neue Betrachtungsweise, die an Walzels Anschauungen anknüpft, verspricht höchst förderliche Ergebnisse.

Dresden Otto H. Brandt

Aus altdeutscher Zeit. Ein Lesebuch für Obersekunda. Herausgegeben von G. Rosenhagen und G. Salomon. Leipzig 1928, B. G. Teubner. 396 S.

Dieses Werk in seiner Eigenschaft als Schulbuch zu würdigen, ist hier nicht der Ort. Es ist aber so gut angelegt und so geschickt in der Auswahl der Proben aus der Geschichte unseres Schrifttums von Anbeginn bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, daß es zu einem Hand- und Hausbuch der älteren deutschen Literatur werden könnte, wenn man in Deutschland Teilnahme dafür hätte, was ja leider mit Ausnahme der Fachkreise nicht der Fall ist. Es unterscheidet sich von anderen Sammlungen seiner Art vorteilhaft dadurch, daß es, um den germanischen Zusammenhang zu wahren und aufzudecken, auch dichterische Denkmäler des altnordischen Schrifttums und auch ein Stück aus dem Beowulf darbietet, natürlich in Übersetzungen. Um das Verständnis zu erleichtern und zu vertiefen, sind an gegebener Stelle gute erläuternde Aufsätze von namhaften Gelehrten eingefügt. Im ganzen ergibt sich der Aufbau in vier Stufen: germanisches Altertum, kirchliches Mittelalter, Rittertum, bürgerliches Zeitalter. Die mittelhochdeutschen Texte sind durch Fußnoten erklärt, ein Anhang bietet ganz kurze Abrisse der deutschen Sprachgeschichte und der mittelhochdeutschen Grammatik sowie ein mittelhochdeutsches Wörterverzeichnis. Acht ausgezeichnete Bilder (Altertümer, Handschriften, Baudenkmäler, Dürerbilder) geben einen ebenso wertvollen wie lehrreichen Schmuck ab.

Breslau H. Jantzen

Philosophische Strömungen in Frankreich. Von I. Benrubi. Leipzig 1928, Felix Meiner. 529 S.

Das Buch liest sich gut, es vereinigt wissenschaftlichen Charakter mit sachlicher Eleganz. Es ist eben mehr als eine Summierung nur von Systemen und Theoremen. Man spürt immer, daß hinter oder in diesen Ideen treibende Kräfte der Epoche wirken. Insofern erlebt man Zeitgeschichte. Diese Theorien kommen uns tatsächlich als „Strömungen" zum Bewußtsein. — Dabei nimmt der Verfasser insbesondere für sein Thema in Anspruch: „daß Frankreich in hohem Grade repräsentativ für das philosophische Suchen und Finden der Gegenwart und daher auch geeignet ist, den gegenwärtigen Weltdurchblick erfassen zu helfen".

Welch einschneidende Bedeutung für das Geistesleben Frankreichs der Positivismus Auguste Comtes gehabt hat, ist allbekannt. Es war die Absage an die landläufigen Vorstellungen des 18. Jahrhunderts und der Ausgangspunkt für Gedankengänge, die in Theorie und Praxis des 19. Jahrhunderts zeitweilig beherrschend erschienen. Ein Mann wie Taine hat sich an ihm inspiriert. Weiterhin hat die große psychologische Richtung, deren erste Vertreter Ribot und Richet wurden, von hier ihren Lauf genommen. Von Comte stammt ferner die soziologische Richtung, die seine Lehre, daß alles sub specie societatis zu nehmen sei, sich zum Programm gesetzt hat. Ihr erster bedeutender Repräsentant war Durkheim. Man darf fragen, ob der Positivismus nicht gerade in dieser Vergesellschaftung des praktischen und theoretischen Denkens sein größtes Thema ergriffen und seine dankbarste Aufgabe gefunden hat. — Eine Episode in der Auswirkung Comteschen Einflusses stellt der nationalistische katholische Positivismus dar: Brunetière wie Bourget haben sich nicht

gescheut, bei einer Gedankenwelt, die ihnen eigentlich grundmäßig widerstand, doch erhebliche Anleihen zu machen. Der Positivismus hat ihnen, merkwürdigerweise, die Waffen gegen „die Moderne" geliefert oder geschärft.
Es kann nicht die Aufgabe sein, die Richtungen der französischen Philosophie hier weiter zu entwickeln. So sei nur gesagt: daß die zweite große Hauptströmung, deren metaphysische Grundlagen vor allem auf Kant zurückreichen, der erkenntniskritische Idealismus ist. Claude Bernard, Henri Poincaré und unter den Jüngeren Léon Brunschvicg gehören ihm zu.
Die dritte Hauptströmung, von Maine de Biran ausgehend, der metaphysisch-spiritualistische Positivismus hat in unserer Zeit ganz besonders die Aufmerksamkeit auf sich gezogen; zählt er doch, neben Boutroux, vor allen, als die glänzendste Erscheinung, Henri Bergson zu den Seinen. Das ausführliche und prachtvoll klare Kapitel, das Benrubi diesem modernsten und vielleicht modischsten Denker Frankreichs gewidmet hat, beginnt mit den Worten: „Das Lebenswerk Bergsons bildet den Kulminations- und Konzentrationspunkt sämtlicher Erneuerungsbestrebungen der gegenwärtigen Philosophie in Frankreich. Fast hat man den Eindruck, als ob es der Endzweck der ganzen philosophischen Evolution in Frankreich seit einem Jahrhundert gewesen sei."

Thüngen i. Ufrk. — G. Ransohoff

Polnische Literatur. Strömungen und Gestalten. Von Julius Kaden-Bandrowski. Übersetzt von A. von Guttry. Berlin-Grunewald 1928, Horen-Verlag. 33 S.

Auf den ersten 16 Seiten versucht der Verfasser den Charakter der europäischen Völker aus deren Literaturen heraus zu deuten und zu klassifizieren. Zu dem eigentlichen Thema hierauf übergehend, stellt er — nur andeutungsweise — eine Andersartigkeit der Bedingungen fest — die Grenzscheide zweier Welten —, die in Polen eine von der westeuropäischen kulturellen Norm abweichende Gestaltung der Probleme zur Folge hatten. Ein Überblick über die Strömungen im literarhistorischen Sinne wird aber nicht geboten, es sei denn, daß die vom Verfasser behandelten Persönlichkeiten (die prominentesten sind es) selber dafür einstehn sollen. Verfasser trifft das Wesentliche, wenn er Przybyszewski als „den großen Ritter neuer Möglichkeiten" hinstellt, in Sieroszewski den Erwecker der Kraft und des Lichts erblickt, in Kasprowicz den Schöpfer der Freiheit in der polnischen Literatur, in Zeromski das Gewissen und Wyspianski als den stets nach Ewigkeit Dürstenden und Drängenden bezeichnet. Mit Ausnahme Sieroszewskis sind das alle, wenn auch noch lange nicht abgetane, so doch gewesene Männer, demnach ein Stück Gewesenheit, und es wäre dem deutschen Leser ganz recht gewesen, wenn der Verfasser ihn mit einer nicht verströmten, sondern auch mit der heute strömenden Strömung bekannt gemacht hätte (es sind unter den Lebenden einige markante Dichterphysiognomien) — zumal Przybyszewski und Reymont, Zeromski und Kasprowicz dem deutschen Literaturfreund keine völlig fremden Namen bedeuten. Haben ja beispielsweise Reymonts „Bauern" einen deutschen Verleger gefunden zu einer Zeit, da Reymont in Europa noch ein ganz Unbekannter war. Sicherlich ist die in ihrer Kondensiertheit manches Phänomen blitzartig beleuchtende Abhandlung interessant, aber ein Aufschluß über die polnische, mitten in unserer Zeit stehende und schaffende Dichtergeneration würde — so dünkt mich — ein weit lebhafteres und näheres Interesse für sich beanspruchen.

Lemberg — Hermann Sternbach

Verschiedenes

Die Ausbreitung Englands. Von John Robert Seeley. Herausgegeben und eingeführt von Karl Alexander von Müller. Übersetzung von Dora Schöll. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 221 S.

Es hat volle fünfundvierzig Jahre gedauert, bis wir eine deutsche Ausgabe von Seeleys berühmtem Werk „The Expansion of England" erhielten. Das ist um so bemerkenswerter, als gerade Seeley ein durchaus lebendiges persönliches Verhältnis zu Deutschland hatte und insbesondere deutscher Geschichtsmethode (Ranke!) viel verdankte. Es war das übrigens ein Grund, um ihn und sein ganzes Wirken in England gelegentlich als unenglisch hinzustellen. Daß sein Buch in seiner Zeit tief wirkte, ist ebenso sicher, wie daß es noch heute einen großen Wert als Geschichtswerk besitzt. Nur muß daran erinnert werden, daß Seeley heute fast allgemein von den „Angelsachsen" als einseitig abgelehnt wird; er hat, so wird gesagt, beinahe wie ein Deutscher ein System in das britische Imperium hineingedacht, das nicht darin war; man erklärt heute das Größere Britannien vorzugsweise wirtschaftlich und opportunistisch. Und dann kam mit 1914 eine Erschütterung, die kaum noch eine Verbindung mit den alten Gedankengängen erlaubte . . .
Aber ein britischer Imperialismus besteht heute noch, und England ist voll von einer unaufhörlichen imperialistischen Propaganda. Solange sich Europäer damit beschäftigen, werden sie immer wieder zu Seeleys Buch greifen müssen, das bei aller zeitlichen Beschränkung England als ein Ganzes vorführt und tiefe Einblicke in sein Volkstum und Staatswesen gewährt. Auch als Geschichtswerk ist Seeleys Buch gleich aufschlußreich und interessant, es bleibt die klassische Aussprache einer bedeutenden Persönlichkeit. Karl Alexander von Müller hat der deutschen Ausgabe eine längere Einführung vorausgeschickt, eine verständnisvolle Würdigung von Seeley und seinem Werk. Feinsinnig wird die ganze Persönlichkeit Seeleys zu erfassen versucht, seine Einseitigkeit wie seine Eigenart, seine Geschichtsauffassung und sein Stil. Es ist aus der bloßen „Einleitung" ein ausgezeichneter, höchst lebenswarmer und geistvoller Essay geworden, der nicht zuletzt auch eine innere Beziehung herstellt zwischen Seeley und dem Verfasser der schönen, längst nicht genug gewürdigten Schrift „Deutsche Geschichte und deutscher Charakter".
Die Verdeutschung durch Dora Schöll verdient volles Lob und ebenso die gediegene Ausstattung.

Berlin — F. Schönemann

Briefe 1882 bis 1924 und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. Von Houston Stewart Chamberlain. Zweiter Band. München 1928, F. Bruckmann A.-G. V, 288 S.

In der Literatur XXX, 551, habe ich den Band 1 angezeigt; was an der Veranstaltung auszustellen war, ist damit erledigt. Der vorliegende Band ist zu seiner größeren Hälfte dem Gedankenaustausch zwischen Chamberlain und dem Deutschen Kaiser zwischen 1901 und 1923 gewidmet. Das bedeutet eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis vom eigentlichen Kern und Wesen Wilhelms II.

Es ist doch nicht ganz gleichgültig, zu wissen, von wem der ehemalige Kaiser beeinflußt worden ist. Man vergleiche z. B. folgende Sätze miteinander:

Chamberlain, 20. 11. (II, 148 steht falsch 20. 2.) 1902:	Kaiser Wilhelm II. 28. XI. 1902 in Görlitz:
„Die neue Welt ist das Werk der Wissenschaft (einschließlich Technik), und die Wissenschaft ist es, die sie beherrschen wird, nicht der Philosoph ... Die Freiheit, die Deutschland braucht, ist die Freiheit, wie Friedrich sie verstanden — unbeschränkte Freiheit des Denkens, der Religion, der Wissenschaft — nicht die Freiheit, sich selber schlecht zu regieren."	„Das neue Jahrhundert wird beherrscht durch die Wissenschaft, inbegriffen die Technik, und nicht, wie das vorige, durch die Philosophie ... Freiheit für das Denken, Freiheit in der Weiterbildung der Religion und Freiheit für unsere wissenschaftliche Forschung, das ist die Freiheit, die ich dem deutschen Volke wünsche und ihm erkämpfen möchte, aber nicht die Freiheit, sich nach Belieben schlecht zu regieren."

Nicht ganz so frappant, aber ähnlich liegen die Dinge bei dem berühmten Briefe Wilhelms II. an Admiral Hollmann vom Februar 1903, worin jener den Assyriologen Friedrich Delitzsch (Babel-Bibel) in seine Grenzen wies und seine eigene Religionsauffassung öffentlich kundgab. Chamberlain durfte auf einen solchen Schüler wohl stolz sein.

Wenn man nun berücksichtigt, daß diese zwei Bände nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus der Korrespondenz des vormaligen Briten und gänzlich deutsch gewordenen Popularphilosophen darstellen, so staunt man immer wieder über das Umfassende seines Geistes und seines Könnens. Das ziemlich sorgfältig gearbeitete Namenregister vermittelt hierüber einen raschen Überblick. Aber warum ist z. B. der auf S. 186 gebrandmarkte Philosophieprofessor nicht wenigstens anmerkungsweise namhaft gemacht? Was vor einem Vierteljahrhundert jeder Gebildete ohne weiteres verstand, dürfte heute so manchem unter uns kaum noch geläufig sein. Der Herausgeber Paul Pretzsch sollte daher bei der nächsten Auflage hie und da mit dem Kommentar nicht gar so sparsam sein. Dem schönen Werk und seiner Verbreitung wird das nur nützen.

Berlin-Grunewald — Hans F. Helmolt

Franz Leo Benedikt Waldeck. Ein Streiter für Freiheit und Recht. Von Wilhelm Biermann. Paderborn 1928, Ferdinand Schöningh. 319 S.

Waldeck ist eine für die deutsche Parteientwicklung und die politischen Kämpfe der Zeiten von 1848 bis 1866 sehr wichtige und bedeutende Persönlichkeit, damals von einer unendlichen Popularität umgeben, vielfach in der Öffentlichkeit als der Repräsentant des Kampfes des liberalen Bürgertums für „Freiheit und Recht" angesehen. Eine wissenschaftliche Biographie dieser Persönlichkeit könnte über die Bedeutung der Person hinaus wichtige und wertvolle Kenntnisse vermitteln. Leider muß man sagen, daß das hier vorgelegte Buch, das einen Enkel Waldecks zum Verfasser hat, nicht einmal die primitivsten Ansprüche, die man an ein solches Buch richten kann, erfüllt und vielfach noch hinter der vorläufigen, schon 1873 erschienenen Schilderung von Oppenheim zurückbleibt. — Die Kenntnisse des Verfassers von den politischen und sozialen Verhältnissen, in deren Rahmen Waldeck handelte, sind, milde ausgedrückt, höchst unzulänglich, und schon dadurch wird die wesentliche Aufgabe des Biographen, Bedeutung und Eigenart seines „Helden" herauszuarbeiten, nicht erfüllt. Das wichtige vom Verfasser benutzte Material des Nachlasses wird sehr wenig glücklich verwertet, die Schilderung bleibt fast durchweg im Stoff stecken, und soweit allgemeine Betrachtungen versucht werden, sind sie sehr wenig gelungen. So wird man aus der Biographie über Fragen, wie etwa über die Stellung Waldecks zum deutschen Problem und allem, was damit zusammenhängt, zur sozialen Frage usw. nicht mehr erfahren, als man schon vorher weiß, zum großen Teil deshalb, weil der Verfasser sich der zugrunde liegenden Probleme gar nicht bewußt ist und diese Dinge rein phraseologisch behandelt. Außerdem trägt der Verfasser von seiner heutigen, anscheinend sehr weit rechtsstehenden politischen Auffassung aus in Waldeck gewisse Anschauungen hinein — Kampf gegen Parteiwesen, gegen Klassenkampf — und verbindet das in einer sehr merkwürdigen Mischung mit einer Auffassung der Zeiten der Reichsgründung, die unter vielfachem Protest gegen die „höfische Geschichtschreibung" die ganzen Zeiten der Reichsgründung von einem ausgesprochen linkspolitischen Standpunkt aus ansieht. Das ist eine für die politische Entwicklung des deutschen Bürgertums vielleicht nicht uninteressante Mischung, die aber zu einer höchst widerspruchsvollen Art der Behandlung Waldecks führt. Dazu kommt, daß der Verfasser gegenüber Waldeck, dessen Bedeutung gewiß nicht verkannt werden soll, einen derartig kritiklos verherrlichenden Ton anschlägt — so lautet der Schlußsatz: „Daß dieser Bismarck-Waldeck dem ganzen deutschen Volke bald beschieden sei, das walte Gott!" —, daß der einigermaßen kritische Leser darüber nur den Kopf schütteln kann. Jedenfalls ist dem Ansehen Waldecks mit dieser Biographie und dieser Art der Behandlung mehr geschadet als genützt.

Göttingen — W. Mommsen

Benjamin Disraeli. Sein Leben. Von André Maurois. Deutsch von Erich Klossowski. Berlin 1928, S. Fischer. 366 S. M. 7,— (10,—).

„Jockei und Jude" witzeln naserümpfend die Tories über die leaders ihrer Partei. Der Jockei ist Lord Derby, der Jude Disraeli, Dizzi. Ein Exemplar von extravaganter Fremdartigkeit, dieser letztere — „wie ein Ibis oder Flamingo, der sich in einen englischen Geflügelhof verirrt hat", sagt sein neuer Biograph. Nacheinander ist er ihnen als Dandy, als „Magier" im politischen Raum, als eine diabolische Gestalt, als mysteriöse Sphinx erschienen, aber immer mit einem Zauber, den sie loswerden möchten und dem sie sich nicht entstricken können. Zynisch-blasiert, um dahinter seine Parvenü-Unsicherheit zu maskieren; seiner Schwäche sich bewußt und darum immer mit dem aggressiven Epigramm auf der Zunge. Arrogant, herausfordernd, doch im Grunde mit Trauer geschlagen. Von brennendem Ehrgeiz, dem Ehrgeiz der Tat getrieben, von seiner Phantasie gleich auf glänzende Höhen geführt — so kann es nicht fehlen, daß er anläuft, seine schlimmsten Demütigungen erlebt. Seit frühauf ist sein Anderssein ihm im Wege und stellt ihn doch wieder auf einen besonderen Platz, der ihn kenn- und auszeichnet. „Absurder Affe", brummt Carlyle. Aber von Niederlage zu Niederlage macht er seine Karriere, steigt er hinan, bis er, der Jude und Christ, Engländer und Orientale ist, die englische Tradition und die lockende „Vision" des Imperiums vertritt. Verhätschelt von den Frauen, selbst seine Souveränin kommt dem häßlich-hinfälligen Mann mit Affektion

entgegen. — Dies Leben ist ein Roman, so spannend wie nur einer, und der französische Autor hat ihn höchst anschaulich, mit psychologischer Kunst, gefällig pointierend vorgetragen. Es steckt Geist in dem Buch, Geist von der guten Art, der nicht um seiner selbst willen da ist, sondern in die Sache eingeht.

Thüngen i. Ufrk. Georg Ransohoff

Die amerikanische Sprache. Von H. L. Mencken. Deutsche Bearbeitung von Heinrich Spies. Leipzig 1927, B. G. Teubner. 176 S. M. 5,60 (7,—).

Das Erscheinen von Menckens Untersuchung hat seinerzeit eine sehr heilsame Wirkung in Amerika ausgeübt. Die Zünftigen unter den Philologen waren verärgert, daß ihnen hier ein „Journalist" ins Handwerk pfuschte, mußten sich aber sagen lassen, daß sie selber vor lauter Kärrnerarbeit sich noch nicht an diese nun auf einmal ziemlich umfassend geleistete notwendige Arbeit gemacht und also eigentlich keinen Grund zum Ärger hatten. Als Leistung eines Nicht-Zünftigen steht Menckens Werk trotz mancher laienhaften Anschauungen und Erklärungsversuche einzig da. Ich frage mich aber, wem nun mit einer verkürzten deutschen Bearbeitung gedient sein könnte. Der Anglist, der einzige, der in Deutschland an dem Gegenstand Interesse haben könnte, wird unter allen Umständen bei seinen Studien auf Menckens Original zurückgreifen müssen. Denn gerade das, was Spies nicht bietet oder kürzt, d. h. die reichlich fließenden Wortlisten, Beispiele und Belegstellen, die Mencken bei der Behandlung der einzelnen sprachlichen Erscheinungen bietet, wird der deutsche Forscher entbehren. Trotz alledem beweisen diese Kürzungen außerordentliches Geschick im Herausgreifen des Wesentlichen. Manches von Mencken sehr breit und eingehend Behandelte wird ohne Verlust in knappen Fußnoten gesagt. Auch zeigt ein Vergleich mit Menckens zweiter Auflage, daß Spies sehr zum Vorteil des Verständnisses den Gedankengang einzelner Kapitel vollständig umgeordnet hat. Es sei denn, seine Form beruht auf der Anordnung der ersten Auflage, die mir leider nicht zur Hand ist. Ein Verdienst hätte sich der deutsche Bearbeiter aber erworben, wenn er Menckens Angaben hie und da nachgeprüft und vor allem die Rezensionen des amerikanischen Originals wenigstens in einzelnen Fußnoten mit herangezogen hätte. Als einziges Beispiel dafür möchte ich den Abschnitt über „shop" (S. 31) anführen. Hier fehlen Mencken die etymologischen Unterlagen; denn „butcher shop", „blacksmith shop" u. a., in denen der Begriff Werkstatt (nicht „Fabrik") steckt, helfen hier die Brücke zwischen englischer und amerikanischer Wortbedeutung bilden und würden auch des Bearbeiters eigene Frage nach „shop steward" beantworten helfen. Vielleicht hätte er auch seinen deutschen Lesern einen Dienst erwiesen, wenn er da, wo Mencken Sprache und Leben verbindet, seine scharfen und nicht selten übertriebenen Amerika-Urteile auf das richtige Maß zurückgeführt hätte. Da es sich in dem ganzen Werk in überwiegendem Maße um Idiome im begrenztesten Sinne des Wortes handelt, deren volles Verständnis schon eine intime Vertrautheit mit Volk und Sprache voraussetzt, sind dem Bearbeiter einige unvermeidliche Irrtümer unterlaufen, wo er das amerikanische Idiom zu verdeutschen sucht. So ist „rough house" niemals Verwirrung (S. 15), sondern eher Keilerei; „stand-patter" (S. 80) hat nichts mit Schutzzöllner zu tun, sondern ist unser deutsches Parteikläpper; Gepäckträger ist baggageman, aber baggage-smasher wäre vielleicht mit Gepäckschmeißer zu übersetzen; Manhattan und Bronx (nicht Broux!) sind nicht neuyorker Vorstädte (S. 121), sondern Stadtteile Neuyorks, das erstere sogar der wichtigste Bestandteil dieser Stadt; „jay" (S. 80) wäre am besten mit Dorfjunge zu übersetzen und „piker" (S. 80) entspricht laut wenigstens zehn meiner Informanten unserem Knauser; „hand-me-downs" (S. 20) sind nicht gebrauchte Kleidungsstücke, sondern nicht nach Maß gemachte, also wohl am besten „Ramschware"! Diese Liste ließe sich leicht verlängern. Bei meinen Stichproben sind mir wenigstens dreißig solcher Fälle vorgekommen. Es ist wohl hier nicht der Ort, sie alle aufzuzählen. Wohl aber dürfte es sich empfehlen, das Wörterverzeichnis, von dem der deutsche Verfasser hofft, es möchte „als kleines amerikanisches Wörterbuch verwertbar" sein, mit Hilfe eines eingeborenen Amerikaners auf die Genauigkeit seiner Übertragungen hin nachzuprüfen, falls eine Neuauflage geplant ist. Denn viele dieser im Text erscheinenden irrtümlichen Wendungen haben sich auch in das Verzeichnis eingeschlichen. Dabei könnten auch die englischen Äquivalente für gewisse amerikanische Ausdrücke verdeutscht werden, da ja die englischen Vokabeln schon im Text selber (S. 51—55) gegeben werden. Von Bedenken, die ich betreffs der deutschen Wiedergabe des Menckenschen Textes an einzelnen Stellen empfunden habe, möchte ich nicht reden, denn da der deutsche Herausgeber sein Buch eine Bearbeitung nennt, so hat er das Recht des eigenen Ausdrucks auf seiner Seite, auch da, wo er offenbar übersetzt. Eines muß das ganze Buch dem Fachmann wie dem Gelegenheitsleser klarmachen, daß er, wenn er Englisch kann, noch lange nicht behaupten darf, daß er auch Amerikanisch verstehe.

Neuyork A. Busse

Chronik meines musikalischen Lebens. Von N. A. Rimski-Korssakow. Übersetzt von Oskar von Riesemann. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 303 S. Geb. M. 12,—.

In der Gegenwart, da die musikalischen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland besonders lebhafte sind, da die Probleme musikalischer Volkserziehung beide Länder in ganz ähnlicher Weise beschäftigen, da ein Ausgleich der Gedanken und der musikkulturellen Güter eingesetzt hat, muß diese Selbstbiographie aus der Zeit des Erwachens russischer Nationalkomponisten besonders interessieren. Die Jahre 1844—1906 rollen in diesem Buch mit Präzision und in wahrheitsgetreuer Berichterstattung ab. Eine Objektivität wahrt diese Selbstschau, als hätte sie ein völlig Unbeteiligter sachlich und kritisch geschrieben. Diese vornehme Schlichtheit macht den Wert des Werkes aus.

Berlin Eberhard Preußner

Schuberts Lied. Eine ästhetische Monographie. Von Felix Günther. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 203 S. M. 8,50.

Wer im Schubertjahr Einkehr halten und von einem, dem Schuberts Lied Lebensaufgabe bedeutet, eingeführt werden will in die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Schubertschen Liedgutes, der lasse sich von diesem Buch leiten. Mit der Wärme und Überzeugungskraft eines wahren Musikliebhabers wird hier der Schubert, wie er einzig und allein aus der Musik selbst erlebt werden kann, geschildert und, das sei das höchste Lob für den Verfasser, wahrhaft besungen.

Berlin Eberhard Preußner

Asta Nielsen. Von E. M. Mungenast. Mit 27 Bildern. Stuttgart o. J., Walter Hädecke. 157 S.

Zwar bedient sich dieses Filmbuch, um das Phänomen der großen Tragödin nahezubringen, meist fremder Worte, doch sind diese Zitate aus dem Munde von Béla Balázs, Guillaume

Apollinaire, Herman Bang, Albert Bassermann, Georg Brandes, Arnold Höllriegel, Leopold Jeßner, Kerr, Grete Mosheim, Hans Siemsen, Paul Wegener u. a. so klug gewählt, daß Asta Nielsen, die einst dem kindischen Film das Reich der seelischen Gebärde erschloß, in der ganzen Weite ihres Schicksals, ihres Menschentums und hohen Könnens erscheint. Wie mit Jupiterlampen beleuchtet der Autor die Schmach der Filmproduktion, Hollywood, und ihrer deutschen Nachbeter, die diese magische Frau zum alten Eisen werfen und keiner ihrer Genialität homogenen Aufgabe mehr zuführen. Der Film, der nach eigenen Gesetzen neben der Literatur herläuft, bedarf mehr denn je der praktischen Führung und geistigen Fundierung durch die literarische Kritik. Das über der mitteleuropäischen und amerikanischen Filmproduktion schwebende Verhängnis richtungsloser Banalität und blinder Spekulation am schmerzlichsten Opfer dieser Konstellation, an Asta Nielsen, aufgedeckt zu haben, ist der positive Wert der Mungenastschen Monographie.

Berlin — Rudolf Frank

Wikinger und Normannen. Von Karl Theodor Strasser. Hamburg 1928, Hanseatische Verlagsanstalt. 221 S.

Der Begriff „Wikinger" ist noch immer, selbst in gebildeten Kreisen, höchst unklar und dürftig. Man stellt sich unter ihnen fast nur Seeräuber und Störer der europäischen Ruhe im frühen Mittelalter vor. Strasser macht nun den dankenswerten Versuch, auf streng wissenschaftlicher Grundlage die gesamte Geschichte und Kultur der Wikinger und Normannen allgemeinverständlich darzustellen, und dieser Versuch ist glänzend gelungen. Sein Buch ist eine hervorragende Leistung, schon deswegen, weil es zum erstenmal in Deutschland die wundervollen Funde verwertet, die in den letzten Jahrzehnten gemacht wurden und ganz neues Licht über die nordgermanische Kultur verbreiten. Grundlegend wichtig ist auch sein durchaus richtiger Standpunkt, daß er die Geschichte dieser nordischen Recken nicht aus dem Blickwinkel der west- und südeuropäischen alten Quellenhistoriker darstellt, für die sie nur die Urheber ungeheuren Schreckens bedeuteten, sondern sie aus ihrer eigenen Volkheit heraus begreift. In der Zeit von der Mitte des 8. bis zu der des 11. Jahrhunderts haben diese kühnen Seefahrer eine ganz erstaunliche Tätigkeit entwickelt, nicht nur als Eroberer und Verheerer der Küsten Englands, Irlands, Frankreichs, Italiens, Spaniens, sondern auch als Siedler und Kaufleute in Island, an der Südspitze Grönlands und an der Ostküste von Nordamerika und als Staatengründer. Die Gründung des russischen Reichs durch die Waräger (862) und der Normandie (um 900) sind Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung, wie auch der Sieg Wilhelms des Eroberers bei Hastings (1066). Ausgezeichnet sind auch die Betrachtungen über die nordische Kunst, die sich ganz selbständig entwickelt hat und auf dem Gebiete der Holzbearbeitung und des Ornaments zu einer erstaunlichen Höhe gelangt ist; die klarsten und einwandfreien Beweise dafür liefern vor allem die unschätzbaren Funde von Oseberg von 1904, die erst 1917 wissenschaftlich ausgewertet wurden. Das Buch ist eine hochbedeutende Tat von allgemeiner Geltung; es ist aber auch für die Fachleute unentbehrlich; denn so ausgezeichnete Zusammenstellungen der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur, der germanischen Altertumsmuseen, der Quellenwerke und Fundberichte, wie sie die Anhänge bieten, gibt es sonst nicht, und die 27 vortrefflichen Bildertafeln geben einen sonst kaum zugänglichen, äußerst wertvollen Anschauungsstoff.

Breslau — H. Jantzen

Nachrichten

Todesnachrichten. Victor Auburtin ist in einem Sanatorium in Partenkirchen am 29. Juni einem schweren Leiden erlegen, das er selbst als eine Folge dessen ansah, was er als Zivilgefangener während des Krieges in Frankreich zu erdulden gehabt hatte. Auburtin war vor dem Krieg Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" und hat auch später seine reizvollen Plaudereien, die reich an Witz und Geist waren und denen zumeist eine gute Beobachtung zugrunde lag, zunächst im „Berliner Tageblatt" veröffentlicht, dann aber in Buchform gesammelt: „Die goldene Kette" (1907), „Die Onyxschale" (1911), „Ein Glas mit Goldfischen" (1922), „Nach Delphi" (1924). Urenkel eines französischen Kochs, den der Alte Fritz nach Preußen berufen hatte, Sohn eines berliner Zeitungsveterans, scheint er schon durch seine Abstammung zu dem, was er war und leistete, vorbestimmt gewesen zu sein.

Felix **Janoske** ist am 29. Mai im Alter von 56 Jahren gestorben. Er hat sich als schlesischer Romandichter und Humorist hervorgetan. Seine Werke sind, wie der Verlag mitteilt, in über fünfzigtausend Exemplaren verbreitet. Bekannt geworden sind vor allem die Romane „Kantor Kalmus", „Daniel auf der Tonleiter", „Onkel Elias", „Fremdes Herdfeuer", „Michael Furtenbecks Geige".

Kurt **Kamlah** ist im Alter von 62 Jahren in Düsseldorf gestorben. Sohn eines Offiziers war er am 4. Dezember 1866 in Hannover geboren und hatte sich der höheren Verwaltungslaufbahn gewidmet. Unter seinen literarischen Werken sind zu nennen „Lieder des armen Kurti", „Frühlingstage in Spanien", „Verse", „Die Liebe des Vinzenz Leuther", „Verse aus dem Felde", „Gedichte".

Karl **Drescher** ist am 25. Juni in Breslau gestorben. Er war am 9. Februar 1864 in Frankfurt a. M. geboren, hatte zunächst als Privatdozent in Münster und Bonn gewirkt, war 1907 außerordentlicher, 1914 ordentlicher Professor geworden. Sein Lebenswerk ist die Herausgabe der großen weimarer Luther-Ausgabe; daneben hat er sich durch Schriften „Schiller und die Gegenwart", „Das Nürnbergische Schönbartbuch", „Johannes Hartlieb, Leben und Schriften" bekannt gegeben.

Anton **Breitner** ist wenige Tage nach der Feier seines siebzigsten Geburtstags am 3. Juni in Mattsee bei Salzburg gestorben. Er hat sich besonders als Scheffel-Forscher bewährt. In seinem Hause befand sich ein Scheffel-Museum mit zahlreichen Handschriften des Dichters.

Otto **Hammann** ist am 18. Juni im Alter von 76 Jahren gestorben. Aus dem Journalistenberuf hervorgegangen, war er 1894—1916 Pressechef des Auswärtigen Amtes und hat als solcher eine sehr einflußreiche, das Ansehen der Presse fördernde Tätigkeit ausgeübt.

Paul **Göhre** ist am 6. Juni in Buchholz bei Ratzeburg im Alter von 63 Jahren gestorben. Von Haus aus Theologe und Pfarrer hat er sich durch sein Buch „Drei Monate als

Fabrikarbeiter und Handwerksbursche" weiten Kreisen bekannt gegeben. Göhre ist später der sozialdemokratischen Partei beigetreten und hat nach dem Krieg lange Jahre als Staatssekretär im preußischen Staatsministerium gewirkt.
Martin Kukučin, der größte Erzähler der slowakischen Mundart, starb am 21. Mai in Lipik bei Agram. Er hieß eigentlich Matej Bencúr und wurde am 17. Mai 1860 in Jasenova (Arwa) geboren, seines Zeichens war er Arzt. Den Hauptteil seines Lebens verbrachte Kukučin in Südamerika vornehmlich in Punta Arenas (Argentinien). Seine kurzen Geschichten („Rozprávky") sowie seine Romane „Dom v stráni" („Ein Haus am Abhange") und „Mát volá" („Die Mutter ruft") zählen zu den Hauptwerken des slowakischen Realismus; mit Vorliebe beschäftigte sich Kukučin, ein scharfer Beobachter, mit der slowakischen Emigrantenfrage.

* * *

In Koblenz ist am 24. Juni ein Görres-Denkmal eingeweiht worden.
Zu Ehren von Richard Voß ist am 10. Todestag des Dichters in seinem Geburtsort Neu Grape (Weizacker) eine Linde gepflanzt worden, die, von einem Gitter umgeben, eine Gedenktafel trägt.
Für Gerhart Hauptmann ist eine Gedenktafel durch die Gemeinde Schreiberhau an dem von ihm und Carl Hauptmann lange Jahre hindurch bewohnten Haus in Mittel-Schreiberhau angebracht worden.
Wilhelm von Scholz hat den Ehrenvorsitz im „Deutschen Buchklub" niedergelegt. An seine Stelle tritt Rudolf G. Binding.
Der Dichterpreis der Stadt Wien ist Oskar Maurus Fontana für seinen Roman „Gefangene der Erde" zuerkannt worden.
Der große Literaturpreis der französischen Akademie in Höhe von 10 000 Franken ist dem Schriftsteller Jean Louis Vaudoyer für sein Buch „Erste Liebe" sowie für sein Gesamtwerk verliehen worden.
Den Romanpreis der französischen Akademie erhielt die Schriftstellerin Jeanne Balde für ihren Roman „Königin von Arbieux".
Der Jugendpreis Deutscher Erzähler in Höhe von 10 000 Mark ist Walter Meckauer für seinen Roman „Die Bücher des Kaisers Wutai" zuerkannt worden. Das preisgekrönte Werk erscheint in der Deutschen Buch-Gemeinschaft in einer Auflage von zunächst 10 000 Exemplaren.
Die „Atlantic Monthly Preß" in Boston schreibt einen Preis von 5000 Dollar für die interessanteste Biographie beliebiger Art (Autobiographie nicht ausgeschlossen) aus. Das Original darf in jedweder Sprache geschrieben sein, doch muß das endgültige Manuskript in englischer Sprache bis zum 1. Mai 1929 eingereicht werden.
Die „American Legion Monthly" schreibt einen Preis von 25 000 Dollar für den interessantesten und bestfilisierten Roman, der zur Zeit des Weltkriegs spielen soll, aus. Schriftsteller aller Nationen können sich um den Preis bewerben, doch muß der Roman in englischer Sprache geschrieben sein und mehr als 70 000 Worte umfassen. Frist: 1. Mai 1929.
Von Clara Viebigs Roman „Unter dem Freiheitsbaum" ist in der Übersetzung von Joseph Delage eine französische Ausgabe im Verlag von Victor Attinger, Paris, erschienen.
Fritz von Unruhs „Opfergang" erscheint unter dem Titel „The Way of Sacrifice" im Verlag von Alfred Knopf, Neuyork, auf dem englischen und amerikanischen Büchermarkt.
Der Verlag Sfinx in Prag eröffnet eine neue tschechische Romanbibliothek, in deren Rahmen „Die nachgeholten Freuden" von Ludwig Winder und „Rëubeni, Fürst der Juden" von Max Brod in tschechischer Sprache erscheinen werden.

* * *

Auf der Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar hielt der neue Vorsitzende Professor Julius Petersen eine allgemein sympathisch begrüßte Einführungsrede.
Für Goethes eigenhändiges Gedicht-Manuskript „Die wandelnde Glocke" (2 Seiten) wurde auf der Versteigerung bei K. E. Henrici ein Preis von 7000 Mark erzielt.
Die Briefe Flauberts an Ernest Feydeau ergaben bei ihrer Versteigerung im Hotel Drouot den Preis von 131 000 Franken, der teuerste Brief aus dem Jahr 1858 wurde mit nicht weniger als 14 500 Franken bezahlt.
Der Pflege zeitgenössischer Dichtung will eine Vereinigung dienen, zu der sich in diesen Tagen eine Anzahl von Persönlichkeiten aus dem geistigen und künstlerischen Leben Frankfurts zusammengefunden hat. Die neue „Literarische Gesellschaft" (deren geschäftsführenden Vorstand Universitätsprofessor Martin Sommerfeld, Heinrich Simon, Elisabeth von Gans, Professor Ernst Beutler, Verlagsbuchhändler Adolf Neumann und Oberstudiendirektor Weinstock bilden) wird im kommenden Winter Vortragsabende bekannter deutscher und außerdeutscher Dichter bieten und in besonderen Veranstaltungen die Bekanntschaft mit noch werdenden dichterischen Kräften vermitteln.
In der Memoirenserie des moskauer Verlags M. & S. Ssabaschnikoff sind die Tagebücher der Apollinaria Prokofjewna Ssuslowa, der Geliebten und intimen Freundin Dostojewskijs sowie späteren Gattin W. W. Rosanoffs, erschienen. Der einleitende Aufsatz über diese ungewöhnliche Frau und die obligaten Kommentare stammen aus der Feder A. S. Dolinins.
Zum bevorstehenden Tolstoj-Jubiläum veröffentlicht der gleiche Verlag die Memoiren der Gattin Tolstojs, Gräfin Sophia Andrejewna, sowie ein umfassendes Werk von W. A. Shdanoff: „Die Liebe im Leben Tolstojs".
Seit der Ankunft Maxim Gorkijs in Rußland nach sechsjähriger Abwesenheit sind hier bereits einige Gorkij-Museen entstanden. Ein solches wurde kürzlich in der Lenin-Staatsbibliothek in Moskau eröffnet, und auch die Zentralbibliothek in Nishnij Nowgorod, wo die literarische Tätigkeit des Schriftstellers begonnen hatte, hat einen speziellen Gorkijsaal lokalen Charakters zustande gebracht.
Als Beitrag zur Literatur, welche die 150. Wiederkehr des Todestages Voltaires gezeitigt, ist eine interessante Broschüre in französischer Sprache: „Voltaire et Schouvaloff" von M. P. Alexejew, zu notieren, die durch die öffentliche Staatsbibliothek in Odessa veröffentlicht worden ist. Das Heft bringt einige bisher unbekannte Briefe des Grafen Andrej P. Schouvaloff an Voltaire und behandelt die Beziehungen Voltaires zu dem schriftstellernden russischen Aristokraten.
Hans F. Helmolt, Berlin-Grunewald, schreibt uns:
„Um der sicher zu erwartenden hohnvollen Replik zuvorzukommen, teile ich Ihnen, mich ob meiner Kritikasterei reuevoll an den Busen schlagend, demütig mit, daß ich mich wahrscheinlich in der Besprechung „Friedrichs des Großen" von Bernoulli (L. E. XXX, 552) schwer geirrt habe insofern, als der Satz aus dem Briefe von 1741 nicht an Sinzendorf, sondern an den breslauer Kardinalbischof Phil. Ludw. Grafen Sinzendorff gerichtet war. Wenigstens erscheint mir das jetzt wohl möglich."

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Brausewetter, Artur. Die Halbseele. Roman. 7.–12. Tausend. Breslau 1928, Bergstadt-Verlag W. G. Korn. 211 S. Geb. M. 6,50.

Deutsche Erzähler der Gegenwart. Bd. I/II. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 318, 287 S.

Eckhel, Anna Hilaria von. Die sieben Geier. Roman. Breslau 1928, Bergstadt-Verlag W. G. Korn. 327 S.

Edward, Georg. Passatwind. Roman aus Westindien. München-Berlin 1928, Drei Masken Verlag. 352 S.

Eulenberg, Karl zu. Die Schicksalslosen. Roman. Leipzig 1928, Wilh. Grunow. 389 S. M. 5,– (8,–).

Hild, Fr. Aus der Jugendzeit. Frankfurt a. O. 1928, Verlag des Bundes Haus und Schule. 221 S.

Hirsch, Leo. Lampion. Ein kleiner Roman. Mährisch-Ostrau 1928, R. Färber. 142 S. Geb. M. 2,50.

Janetschek, Ottokar. Schuberts Lebensroman. Wien 1928, Amalthea-Verlag. 310 S. M. 5,– (7,–).

Mayer, Theodor Heinrich. Die Bahn über den Berg. Roman. Leipzig 1928, L. Staackmann. 343 S. M. 5,– (7,–).

Noack, Victor. Am Gängelbande der Not. Berlin 1928, J. H. W. Dietz Nachf. 117 S. M. 1,80.

Perkonig, Josef Friedrich. Bergsegen. Roman. Berlin 1928, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 383 S.

Schendell, Werner. Ein glücklicher Erbe. Idyllischer Roman aus Berlin. Berlin 1928, Deutsche Buch-Gemeinschaft G. m. b. H. 265 S.

Schmid Noerr, Friedrich Alfred. Das Leuchterweibchen. Eine Dürer-Novelle. Berlin 1928, Horen-Verlag. 126 S. M. 3,60 (4,80).

Schnitzler, Arthur. Therese. Chronik eines Frauenlebens. Berlin 1928, S. Fischer. 392 S. M. 5,– (7,50).

Strobl, Karl Hans. Zwei Saltzenbrod. Roman. Leipzig 1928, L. Staackmann. 356 S. M. 5,– (7,–).

Weigand, Wilhelm. Die Fahrt zur Liebesinsel. Roman. Berlin 1928, Horen-Verlag. 479 S. Geb. M. 8,–.

Wittig, Joseph. Herrgottswissen von Wegrain und Straße. Geschichten von Webern, Zimmerleuten und Dorfjungen. Gotha 1928, Leopold Klotz. 278 S. Geb. M. 6,–.

* * *

London, Jack. Wolfsblut. Berlin 1928, Universitas, Deutsche Verlags-A.-G. 284 S. M. 3,– (4,80).

Tauchnitz-Edition. Vol. 4833. **Berta Ruck**, The youngest Venus or The love-story of a plain girl. 286 S. – Vol. 4834. **E. M. Delafield**, The suburban young Man. 280 S. – Vol. 4835. **A. P. Herbert**, The Triaes of Topsy. 261 S. – Vol. 4836.

–, –: The old Flame. 256 S. – Leipzig 1928, Bernhard Tauchnitz. M. 1,80 (2,50).

Castagnou, André. Diana. Roman. Aus dem Französischen von N. Collin (Romane der Welt). Berlin 1928, Th. Knaur Nachf. 254 S. Geb. M. 2,85.

Biggers, Earl Derr. Die Schmerzensspalte. Roman. Deutsch von Curt Thesing. Potsdam 1928, Gustav Kiepenheuer. 172 S. M. 2,– (3,–).

Brodersen, Aage. Brummkreisel. Aus dem Dänischen von Emilie Stein. Berlin, Volksverband der Bücherfreunde, Wegweiser-Verlag G. m. b. H. 202 S.

Hansen, Lars. Die weiße Hölle. Zwei Erzählungen. Aus dem Norwegischen von Ernst Züchner. Berlin 1928, S. Fischer. 157 S. M. 1,50 (2,50).

Lyrisches und Episches

Bloem, Walter. Verse. Leipzig/Zürich 1928, Grethlein & Co. 126 S.

Dauthendey, Max. Ausgewählte Lieder aus neun Büchern. 6.–10. Tausend. München 1928, Albert Langen. 230 S. M. 2,50 (4,50).

Kleine, Hugo Otto. Wanderbilder. Gedichte. Lindenthal bei Leipzig 1928, Wellersberg-Verlag. 73 S.

Liebmann, Walter. Mihi Ipsi. Gedichte. Dortmund 1928, Fr. Wilh. Ruhfus. 49 S. M. 2,50.

Mahlke, Franz. Das heilige Leben. Gedichte. Berlin 1928, Eigenbrödler-Verlag. 48 S.

Scheyer, Johannes. Das Sternenlied. Ein Flug durchs All. Pfaffenhofen, Selbstverlag. 56 S. M. 2,–.

Werneke, H. Gedichte eines Republikaners. 2.–4. Heft: Kaiser Wilhelm. Kehl (Baden) 1928, H. Werneke. 75 S.

Wildgans, Anton. Gedichte um Pan. Wien 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 66 S. M. 6,– (10,–).

* * *

Orpheus. Altgriechische Mysteriengesänge. Aus dem Urtext übertragen und erläutert von J. von Plaßmann. Jena 1928, Eugen Diederichs. 140 S. M. 4,50 (7,50).

Alt-Mexikanische Hymnen. Nachdichtungen von Justus Wolfram Schottelius und Richard Freund. Mit 8 Abb. Jena 1928, Eugen Diederichs. 110 S. M. 4,50 (7,50).

Dramatisches

Feuchtwanger, Lion. Drei angelsächsische Stücke. Berlin 1927, Propyläen-Verlag. 310 S.

Vogel, Hermann. Der Geister- und der Schattenfabrikant. Ein Totentanz. Text und Bilder. München 1928, A. Ackermanns Nachf.

Literaturwissenschaftliches

Bahn, Karl. Marianne von Willemer. Goethes Suleika. Berlin/Leipzig 1928, B. Behrs Verlag F. Feddersen. 101 S. M. 2,50 (3,50).

Böhm, Wilhelm. Hölderlin. I. Bd. Halle a. S. 1928, Max Niemeyer. 502 S.

Brie, Friedrich. Imperialistische Strömungen in der englischen Literatur. Halle a. S. 1928, Max Niemeyer. 285 S. M. 11,– (13,–).

Brinkmann, Hennig. Zu Wesen und Form mittelalterlicher Dichtung. Halle a. S. 1928, Max Niemeyer. 204 S.

Diebold, Edmund. Friedrich Hebbel und die zeitgenössische Beurteilung seines Schaffens. (Hebbel-Forschungen XVII.) Berlin-Leipzig 1928, B. Behrs Verlag Fr. Feddersen. 291 S. M. 6,–.

Gerstner, Hermann. Studien über Julius Grosse. Julius Grosse als Lyriker. Würzburg 1928, Konrad Triltsch. 114 S.

Gottschalk, Rudolf. Spitteler. Zürich 1928, Rascher & Cie. 139 S.

Hilsenbeck, Fritz. Querschnitt durch die fränkische Dichtung der Gegenwart. Nürnberg 1928, Ernst Frommann & Sohn. 206 S. M. 3,50 (4,80).
Ischer, Anna. Albrecht von Haller und das klassische Altertum. (Sprache und Dichtung, Heft 41.) Bern 1928, Paul Haupt. 272 S. M. 6,40.
Jan, Eduard von. Das literarische Bild der Jeanne d'Arc (1429–1926). Halle a. S. 1928, Max Niemeyer. 199 S.
Leo, Ulrich. Fogazzaros Stil und der symbolische Lebensroman. Studien zur Kunstform des Romans. (Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher 7.) Heidelberg 1928, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 256 S. M. 16,– (18,–).
Schröder, Franz Rolf. Die Parzivalfrage. München 1928, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 81 S. M. 4,–.
Vetter, August. Frömmigkeit als Leidenschaft. Eine Deutung Kierkegaards. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 333 S.
Worbs, Hildegard. Fr. M. Klingers Weltanschauung und künstlerische Gestaltungsweise zur Zeit des „Orpheus". (Hermaea XXI.) Halle a. S. 1928, Max Niemeyer. 83 S.

* * *

Cambraire, C. P. The Influence of Edgar Allan Poe in France. Neuyork 1927, G. E. Stechert & Co. 332 S.
Fidler, Florence G. The Bird that is blue. A study of Maeterlincks two Fairy Plays. London 1928, Schryn & Blount. 184 S.
Alfero, G. A. Wolfgango Goethe „Nausica". Versione, studio e ricostruzione critica. (Biblioteca della „Rassegna". XII.) Milano 1928, Società editrice Francesco Perrella. 38 S.

Verschiedenes

Bagger, Eugene. Franz Joseph. Eine Persönlichkeitsstudie. Mit 79 Abb. Wien, Amalthea-Verlag. 575 S. M. 16,– (20,–).
Bergmann, K. A. Historisch-politische Betrachtungen zur europäischen Geschichte. Karlsruhe i. B. 1928, Verlag Boltze. 152 S. M. 3,50.
Bloem, Walter. Weltgesicht. Ein Buch von heutiger und kommender Menschheit. Mit 41 Abb. nach eigenen Aufnahmen. Leipzig-Zürich 1928, Grethlein & Co. 367 S.
Budzinski, Robert. Der Mond fällt auf Westpreußen. Mit 58 Bildern des Verfassers. Dresden 1928, Carl Reißner. 79 S. Geb. M. 4,50.
Chamberlain, Houston Stewart. Briefe 1882–1924 und Briefwechsel mit Kaiser Wilhelm II. 2. Bd. München 1928, F. Bruckmann. 288 S.
Dahlke, P. Buddhismus als Wirklichkeitslehre und Lebensweg (Wissen und Wirken, 49 Bd.). Karlsruhe i. B. 1928, G. Braun. 81 S. M. 2,60 (3,10).
Felsart, A. und C. Phönix. Das „ABC" des Angeklagten. Berlin-Pankow 1928, Linser-Verlag G. m. b. H. 107 S. M. 3,– (4,80).
Günther, Felix. Schuberts Lied. Eine ästhetische Monographie. Mit 8 Bildern und 150 Notenbeispielen. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 203 S. M. 8,50.
Hermann, Georg. Die Zeitlupe und andere Betrachtungen über Menschen und Dinge. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 199 S. M. 5,50.
Herzog, Wilhelm. Rund um den Staatsanwalt. Eine historisch-politische Revue mit einem Vorspiel: Die letzten Tage des kaiserlichen Deutschlands. Berlin 1928, Forum-Verlag. 96 S. M. 1,50.
Ipsen, Gunther und Fritz Karg. Schallanalytische Versuche. Eine Einführung in die Schallanalyse. Heidelberg 1928, Carl Winters Universitäts-Buchhandlung. 319 S. M. 12,– (14,–).
Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. 7. Bd. Mit 8 Bildtafeln und 4 Abb. im Text. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 322 S.
Joël, Karl. Wandlungen der Weltanschauung. Eine Philosophiegeschichte. Tübingen 1928, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 160 S. (1. Lief.) M. 7,–.
Kaßner, Rudolf: Narciß oder Mythos und Einbildungskraft. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 154 S.
Kellermann, Bernhard. Auf Persiens Karawanenstraße. Mit 72 Abb. Berlin 1928, S. Fischer. 204 S. M. 6,50 (9,–).
Landau, Paul und Camillo Schneider. Der deutsche Garten. Ein Jahrtausend Naturleben. Mit einem Nachwort von Karl Foerster. Berlin 1928, Deutsche Buchgemeinschaft G. m. b. H. 344 S.
Lorenzen, Ernst. Versunkene Volksmärchen. Bildschmuck von Fritz Grotemeyer. Leipzig, Hegel & Schade. 240 S.
Luckner, Felix, Graf von. Seeteufel erobert Amerika. Mit 115 Abb. 11.–20. Tausd. Leipzig 1928, Koehler & Amelang. 315 S. Geb. M. 6,–.
Mack, Konrad. Rudolf Schäfer. Ein deutscher Maler der Gegenwart. Gekürzte Ausgabe. Leipzig-Hamburg 1928, Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung. 78 S.
Menz, Gerhard. Irrationales in der Rationalisierung. Mensch und Maschine. Breslau 1928, M. u. H. Marcus. 276 S.
Much, Hans. Das Wesen der Heilkunst. Grundlagen einer Philosophie der Medizin. Darmstadt 1928, Otto Reichl. 233 S. M. 9,– (11,–).
Muckermann, Hermann. Rassenforschung und Volk der Zukunft. Berlin-Bonn 1928, Ferd. Dümmler. 49 S. M. 2,50.
Müller de la Fuente. Das Rätsel Weib. Ärztliche Gedanken über die weibliche Seele für Ärzte und Laien. Stuttgart 1928, Julius Püttmann. 171 S. Geb. M. 7,50.
Rosenthal, Friedrich. Wesen und Aufgabe der deutschen Theatergeschichte. Eine entwicklungsgeschichtliche Untersuchung. (Wissen und Wirken, 51. Bd.) Karlsruhe i. B. 1928, G. Braun. 79 S. M. 2,50 (3,–).
Schroeder-Wiborg, Bernhard. Als Jumper, Flieger und Jäger in Südamerika. Berlin 1928, S. Fischer. 123 S. M. 1,50 (2,50).
Sittenberger, Hans. Schubert. Zürich 1928, Rascher & Cie. 122 S. M. 2,40.
Ziegler, Leopold. Magna Charta einer Schule. Darmstadt 1928, Otto Reichl. 320 S. M. 9,– (12,–).

* * *

Seeley, John Robert. Die Ausbreitung Englands. Herausgegeben und eingeführt von Karl Alexander von Müller. Übersetzt von Dora Schöll. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 221 S. M. 10,— (12,—).
Nielsen, Ditlef. Der geschichtliche Jesus. Mit einer Einführung: Grundsätzliches zur Leben-Jesu-Forschung. Mit 28 Abb. Deutsch von Hildebrecht Hommel. München 1928, Meyer & Jessen. 238 S. M. 5,50 (7,50).
Kemal Pascha, Gasi Mustafa. Der Weg zur Freiheit. 1919–1920. Leipzig 1928, K. F. Koehler. 424 S. M. 11,– (16,–).

Redaktionsschluß: 5. Juli

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. — Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. — Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. — Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal — Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

Philosophie und Weltanschauung in der Gegenwart

Von Oskar Ewald (Wien)

Fichtes Ausspruch, was einer für eine Weltanschauung habe, hänge davon ab, was für ein Mensch er sei, läßt die Erweiterung vom Einzelindividuum auf ein ganzes Geschlecht und Zeitalter zu, ja, fordert eine solche geradezu heraus. Immer wird man eine tiefe Entsprechung zwischen dem philosophischen Denken und dem inneren Lebensgehalt einer Epoche wahrnehmen. Ein mehr aufs Periphere gerichteter Menschentyp, wie der um die Mitte und zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts, verharrt auch weltanschaulich sozusagen in der Fläche; er huldigt dem Positivismus und Phänomenalismus, für den es nichts als Erscheinungen gibt, dem sich die Wirklichkeit in einer Aufeinanderfolge und Flucht von Sinnenbildern filmartig abrollt. Die repräsentierenden Künstler und Denker dieser Zeit sind Impressionisten; sie wähnen, im Momentaneindruck den Kern und das Wesen der Dinge festzuhalten. In den Größten freilich, in Ibsen, Zola, Tolstoj, Nietzsche muß sich die Tiefendimension wieder erschließen. Um die Jahrhundertwende dann erfolgte aus solchen Impulsen eine allgemeine Neuorientierung in bezug auf Welt, Leben und Menschheit. Man kann, um sie kurz zu charakterisieren, von einer Wiedergeburt des metaphysischen Bewußtseins sprechen. Die sinnliche Erscheinung gilt als Symbol und Ausdruck einer tieferen, übersinnlichen und geistigen Realität; dementsprechend werden Kunst und Philosophie symbolisch, ausdruckhaft: es vollzieht sich die Wandlung vom Impressionismus zum Expressionismus. Philosophisch ist dies namentlich durch die neukantische Richtung, zumal die marburger Schule, durch Einflüsse der Romantik, Fichtes, Schellings, Hegels, durch Persönlichkeiten wie Simmel und Bergson bezeugt. Insbesondere von dem letzteren gingen vorübergehend bedeutende Wirkungen aus, die der Metaphysik zugute kamen; durch scharfsinnige Gedankengänge suchte Bergson die Selbständigkeit des Seelen- und Geisteslebens dem materiellen gegenüber zu erhärten; im übrigen räumte er für die Welt- und Wesenserkenntnis der Intuition den Vorrang vor dem begrifflichen Denken ein, womit er sich zum Anwalt einer freilich weniger religiösen als naturhaft elementaren Mystik erhob.

Doch darf man den schöpferischen Charakter dieser ganzen Bewegung auch nicht zu hoch veranschlagen. Sie hatte mehr den Charakter einer Reaktion — natürlich nicht im politischen Sinne — als den einer Aktion, sie war mehr Gegenbewegung als ursprünglicher Prozeß. Der Reaktion nun ist es eigen, daß sie den Richtungssinn der Aktion zwar umkehrt, nichtsdestoweniger aber — oder vielmehr eben deswegen deren inneren Stil und Habitus konserviert. Der Positivismus wurde mit seinen eigenen Waffen, mit denen des spekulativen Verstandes, bekämpft. War ihm die Welt als ein ungeheuer kompliziertes und doch wiederum sehr einfaches Gewebe von Phänomenen erschienen, das restlos aufgelöst werden konnte, so legte ihr der Neo-Idealismus des Vorkrieges einen geistigen Wesenssinn unter. Aber die intellektuelle Grundhaltung blieb doch nach wie vor die gleiche. Philosophische Weltanschauung blieb eine Angelegenheit und Übung des Scharfsinns, wenn nicht gar eine rein fachliche Beschäftigung, sie wurde nicht zu einer unerbittlich waltenden und gestaltenden Lebensmacht.

Diese Illusion ist, wenigstens für die ehrlich Suchenden und Ringenden, durch den Krieg gründlich erledigt worden. Er hat, als Zusammenbruch der bestehenden Formen, das Leben, sollte es nicht dem endgültigen Tode verfallen, zu seinen tiefsten Kundgebungen aufgerufen. Der Erkenntnisprozeß mußte sich Rechenschaft über sich selbst geben. Hieß: die Wahrheit suchen wirklich nur: sich Gedanken über die Wahrheit machen? Hieß es nicht vielmehr: die Wahrheit bewähren, sie lebendig verkörpern? Ist Philosophie als Liebe zur Weisheit nicht weit mehr noch ein Akt der Gesinnung, eine Tathandlung als ein solcher der abstrakten, rein gehirnhaften Überlegung? Ihr Ursprung bezeugt es jedenfalls. Philosophie ist aus Mythos und Religion hervor-

gewachsen; die alten Philosophenschulen waren nicht, wie die modernen Universitäten, lediglich Stätten der äußeren Belehrung, sondern der inneren Bildung, der gesamtmenschlichen Gestaltung und Entwicklung. Gerade in ihren höchsten Formen stehen sie in enger Berührung mit den antiken Mysterien, denen Erkenntnis an seelische Läuterung und aktiv-sittliche Entfaltung der ganzen Persönlichkeit gebunden galt.

Und damit nehme ich nochmals das Motiv auf, von dem diese Betrachtungen ausgegangen sind. Der Geist einer Zeit spiegelt sich am klarsten im Verhältnis des Menschen zur Wahrheit, in seiner Idee der Wahrheit. Dem Intellektualisten ist sie etwas rein Intellektuelles und Abstraktes, den spirituellen, geistergriffenen, geistdurchbluteten Menschen Ausdruck und Quintessenz des Lebens selber in seiner ungebrochenen Totalität und Einheit. Hier ist die Wahrheit nicht mehr etwas, das man hat, sie ist vielmehr das, was man ist. Darauf weist schon der tiefe Zusammenhang hin, den die Sprache zwischen Gewissen und Wissen geschaffen hat.[1]

In der Epoche des Nachkrieges nun beginnt sich eine solche Wandlung zu vollziehen: man kann sie die Wandlung vom Intellektualismus in den Spiritualismus nennen, und in ihr haben wir das verheißungsvollste Zeichen der Zeit zu erblicken. Ihre Vorbereitung fällt freilich schon in die der Kriegskatastrophe vorangehenden Jahre. Die abstrakte Philosophie war immer deutlicher an ihre Grenzen gelangt; ihre systembildende Kraft hatte sich erschöpft und verbraucht; andererseits konnte sie durch bloße Handlangerdienste, die sie den Wissenschaften leistete, ihren Namen nicht rechtfertigen. Diesem krisenhaften Empfinden tragen all jene Richtungen und Lehren Rechnung, die damals bezeichnenderweise am meisten Einfluß und Verbreitung gefunden haben: der Intuitionismus, der Pragmatismus, der Neukantianismus; wenn auch jede derselben natürlich in ihrer entsprechenden Form. Von Bergson, dem Hauptvertreter des Intuitionismus, habe ich schon gesprochen; bei ihm entäußert sich der Verstand seiner höchsten Herrenrechte und tritt sie an das Vermögen einer unmittelbaren Schau und Einfühlung des geheimnisvollen Weltlebens und -webens (des „élan vital") ab. In einem etwas anderen Sinne ordnet der Pragmatismus, ein echt amerikanisches Gebilde, den Intellekt dem Lebensprozesse, die Theorie der Praxis ein und unter. Als wahr gilt ihm das die Vitalität, die seelisch-geistige freilich nicht minder als die physische, Steigernde. Sogar der Neukantische Logismus (Cohen, Natorp u. a.) wird sich unfreiwillig seiner Schranke bewußt; er kann das Gegebene in ein System spannen, das aber doch niemals den eigensten, individuellen Gehalt des Gegebenen, die nur erlebbare, nicht begrifflich zu bewältigende Wirklichkeit auszuschöpfen vermag.

Nimmt man nun, nach diesen beredten Symptomen des Vorkrieges, die furchtbare Erschütterung und Krise der Folgejahre hinzu, so versteht man, daß Weltanschauungsfragen im abstrakt-philosophischen Sinne so sehr an Wirkungskraft und Aktualität eingebüßt haben. Vor allem: man diskutiert viel weniger als früher; zumindest dort, wo man wirklich um die Wahrheit bemüht ist. Man bildet sich nicht mehr ein, den anderen Teil durch Verstandesgründe überzeugen zu können oder von ihm auf solche Art überzeugt zu werden. Mehr Schlagkraft hat die Methode des Diogenes, der die sophistische Argumentation seines Gegenredners von der logischen Unmöglichkeit der Bewegung dadurch widerlegte, daß er auf und davon ging. Das will sagen: man faßt die Wahrheit als eine Sache der Bewährung, man sucht sie dort, wo sie allein zu finden ist, im innersten Kreuzungspunkte von Erkenntnis und Tat. An Stelle bloßer Denkrichtungen treten daher in der Gegenwart mehr und mehr die Lebensrichtungen, welche jeden Fortschritt auch des Erkenntnisprozesses irgendwie von einer Gesamthaltung der Persönlichkeit abhängig machen. Es gibt heute, nicht bloß in Deutschland, sondern im ganzen Abendlande, kein einziges herrschendes philosophisches System mehr. Die früheren sind im Zustande der Auflösung und des Zerfalls begriffen. Völlige Dezentralisierung ist eingetreten; die akademische Philosophie hat jeden kulturellen Einfluß eingebüßt, sie versandet zu spezialwissenschaftlichem Betriebe, zu Denkpsychologie, mathematisch-physikalischer Methodik und ähnlichem; sie wird von einer vagen, ohne sicheren Kurs dahinsteuernden Lebensphilosophie zurückgedrängt. Das

[1] Hier weise ich auf meine Schriften: „Die Erweckung" (E. Hofmann, Darmstadt) und „Die Religion des Lebens" (Kobel, Basel) hin.

Allgemeininteresse hat eben aufgehört, ein vornehmlich theoretisches zu sein. Wie im Ausgang der Antike, die in mancher Hinsicht unter ähnlichen Bedingungen stand, wird die Weltanschauung mehr von Religion, Metaphysik und Mystik als von Logik und Erkenntnislehre her bestimmt. Es gibt heute eine ausgesprochen katholische, eine protestantische, eine russisch-orthodoxe Philosophie — alle drei in einer Reihe sehr ernst zu nehmender Exemplare. Viele Blicke wenden sich nach dem Osten, nach Indien, zu Mahatma Gandhi, zu Tagore, und erwarten sich von dort die erlösende Klarheit. Andere suchen Sinngebung und Zielsetzung in Theosophie, in Anthroposophie, in der Weisheitsschule, im religiösen Sozialismus, im Freidenkertum, in Psychoanalyse und Individualpsychologie. Hier überall handelt es sich um eine Inanspruchnahme und Mobilisierung aller Seelen- und Geistesenergien, um einen, wenn auch aus sehr verschiedener Tiefe erfolgenden Durchbruch des total-menschlichen Wesens.

Zusammenfassend haben wir unleugbar Grund, von einer Krise der Philosophie — wie auch wohl von einer der Kunst und überhaupt der gesamten Kultur — zu sprechen. Allein unsere Perspektive ist doch mitnichten eine des Unterganges. Wir wollen nicht vergessen, daß jeder sichtbaren Kundgabe und Äußerung eine Phase der Einsenkung und Verborgenheit vorangeht, daß in Zeiten der Aussaat nichts von Blüte und Frucht zu bemerken ist. Heute geht die entscheidende Bewegung zum Lebenszentrum hin vor sich. Die alte Welt hat sich selbst erledigt; ein neuer Typus Mensch ist im Werden und Wachsen begriffen; der Mensch der vollbewußten Meisterung seines Schicksals; der Herr der Erde; der Stifter des Friedens; der Schöpfer einer neuen, auf Gerechtigkeit und Liebe gegründeten Gemeinschafts-, Völker- und Weltordnung. An ihm zu bauen, ihm in uns zur Geburt und Gestalt zu verhelfen, ist unser aller Aufgabe. Nur in dem Maße, wie wir dazu bereit sind, werden wir auch an Einsicht und Erkenntnis wachsen. Der legitime Weg zur Weltweisheit ist immer durch die Tiefen der Selbstbesinnung und Selbstgestaltung gegangen. Die Philosophie wird eben damit wieder, was sie auf ihren Höhepunkten stets gewesen ist: keine wirklichkeitsfremde, blutleere, klügelnde Konstruktion, sondern eine vernunftklare, logisch durchbildete Rechenschaft über die innersten Gewißheiten und Realitäten des geistigen Lebens.

Zu Heinrich Hellmunds Buch über „Das Wesen der Welt“

Von Richard Müller-Freienfels (Berlin-Halensee)

Wenn man sich als gewissenhafter Leser bemüht, einigermaßen zu verfolgen, was die Zeitgenossen zu den Problemen, die einen selber beschäftigen, zu sagen haben, so bekommt man einen gelinden Schrecken beim Anblick eines dreibändigen Werks, das nicht mehr und nicht weniger verspricht, als das „Wesen der Welt“ zu erklären. Zu oft sind einem Leute begegnet, die verkündeten, einen Hauptschlüssel zu allen Problemen des Daseins zu haben! Um es jedoch gleich zu sagen: das hier zu besprechende Werk von Heinrich Hellmund[1] enttäuscht in angenehmer Weise solche Befürchtungen, selbst wenn nicht alle verschlossenen Pforten vor seinen Lösungen aufspringen.

Zunächst ist man in formaler Hinsicht angenehm überrascht durch eine gewisse ruhige Sachlichkeit des Vortrags, die gerade in Deutschland nicht sehr häufig ist. Der Verfasser versucht nicht den Weg, den er zu gehen hat, Schritt für Schritt mit methodischen Erörterungen zu pflastern; er macht auch nicht, während er sich vorwärtsbewegt, beständig Verbeugungen vor sämtlichen Lehrstühlen deutscher Universitäten; vielmehr hat man von der ersten Seite an das Gefühl, daß es ihm ehrlich um die Sache zu tun ist, über die er schreibt, daß er innerlich gerungen hat mit den Problemen, und daß er glaubt, was er vorträgt. Deshalb erträgt man auch gutwillig die oft wiederholten Beteuerungen, daß

[1] H. Hellmund: „Das Wesen der Welt“. 3 Bände. 2. Aufl. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. Zus. 1340 S.

das, was er gefunden, unumstößlich und unangreifbar sei, — auch wenn man nicht ganz dieser Meinung ist.

Schwieriger ist die Stellungnahme zum Inhalt dieser „Summa", wie man im Mittelalter gesagt hätte für ein solches Werk, das eine große „Synthese" (um ein Lieblingswort des Verfassers zu brauchen) sein will. Der Verfasser selbst lehnt jeden Relativismus ab und behauptet, eine allgemeingültige Wahrheit zu erbringen. Ob sie das wirklich ist, ob man die gleichen Tatsachen nicht in ganz anderer Weise zusammenschauen kann, werden sicherlich trotzdem viele bezweifeln und ihre Zweifel mit guten Gründen stützen. Ich selbst, als Referent, bin in der angenehmen Lage, das nicht zu benötigen; denn ich halte den Grundansatz des Verfassers, seinen prinzipiellen Dynamismus, wenn auch vielleicht nicht für absolute Wahrheit, so doch für die fruchtbarste und umspannendste Formel, die zur Zeit nach dem Stande der Wissenschaften möglich ist. In meinem Buch „Die Metaphysik des Irrationalen" habe ich selbst, wenn auch von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend, ein System skizziert, das ähnlich wie Hellmund versucht, die Welt dynamistisch zu verstehen. Hellmunds Formel lautet: „Es gibt ein Seiendes; was es aber an sich ist, wissen wir nicht, nur wie es sich verhält, wie es uns erscheint. Ebenso geht es mit der Kraft; was Kraft ‚an sich' ist, wissen wir auch nicht. Aber wir können das ‚Streben' als das nicht weiter Ableitbare der Welt als das ewig Irrationale fixieren, das einfach so ist, und wobei alles Fragen ein Ende hat. Dies Streben ist jedoch nicht völlig sinnlos, sondern sinnerfüllt, lebendig." Alles das würde ich ohne weiteres zugeben. Im einzelnen trennt nun Hellmund das Streben in zwei Strebensarten: Vereinigungs- und Trennungsstreben. Aufgabe der exakten Wissenschaften ist es, die Ausbreitung und den Zusammenhang der Erscheinungen als Objektivationen der Aktivität der Welt zu verstehen, wobei das Vereinigungsstreben als das Primäre anzusehen ist, das Trennungsstreben als das Sekundäre, das letztlich dem Vereinigungsstreben unterliegt.

Diese Grundformel der Welt variiert Hellmund nun durch alle Einzelwissenschaften hindurch: durch Physik und Chemie, durch Biologie, Psychologie, Ethik, Soziologie und Geschichte. Eine ansehnliche Fülle von Tatsachen zwingt er in seinen Rahmen; manches fügt sich überraschend, anderes nur gewaltsam. Es kann kein Zweifel sein, daß die konsequent durchgehaltene makroskopische Haltung des Verfassers, die sich nicht an Sonderprobleme verliert, ihn vieles recht originell sehen und ihn glückliche Prägungen finden läßt. Über viele Schwierigkeiten freilich, die den Spezialwissenschaftler quälen, stürmt er kühn dahin. Trotzdem ist die Lektüre höchst anregend. Nur der dritte Band fällt ab.

Indessen wollen wir hier nicht um Einzelheiten rechten. Das Buch wendet sich ausdrücklich an den weiten Kreis derer, die eine einheitliche Weltanschauung suchen, nicht an die Vertreter der Einzelwissenschaften. Es ist eine bewußte „Synthese" und führt zugestandenerweise Anregungen von Leibniz, Kant, Schelling bis zu Nietzsche und Bergson zusammen. Überraschenderweise fehlt der Name Eduard von Hartmanns in Hellmunds Aufzählung, der sich dem Leser ebenfalls aufdrängt. Auch Aristoteles steht im Hintergrunde. Aber das Buch wirkt doch nicht als Eklektizismus. Eine Beurteilung wird vor allem an der Formel „Verbindung — Trennung" einsetzen müssen, in der sich Hellmunds Lösungen zusammenballen. Hier merkt der Verfasser gar nicht die Schwierigkeiten, die sich entgegenstellen. Diese Formel scheint nur darum soviel zu erklären, weil sie ein so weiter Rahmen ist, daß schließlich alles hineingeht. Aber es ist vieles darin subsumiert, was speziellere Erklärungen benötigt. Die organische Integration bei gleichzeitiger Differenzierung ist mehr als bloß „gradweise" von den in der anorganischen Natur herrschenden Bindungs- und Abstoßungsphänomenen verschieden.

Indessen ist hier nicht der Ort und der Raum, um in eine Diskussion der unzähligen Spezialprobleme, die im Buch angeschlagen sind, einzutreten. Es ist für einen einzelnen heute unmöglich, für alle eine sichere Lösung zu erbringen, da vieles noch lange nicht spruchreif ist. Als ein mutiger Versuch jedoch, über die allzu weit getriebene Spezialisierung der Forschung hinauszukommen, verdient das Buch Beachtung und nicht bloß die des Laien, sondern auch die des Forschers, den es auf jeden Fall anregen kann, den Blick über die Grenzen seiner Fachwissenschaft hinaus zu erheben und seine Sonderprobleme sub specie universi zu sehen.

Zur Lage der „katholischen Literatur"

Von Martin Rockenbach (Köln)

(Fortsetzung)

3

Unsere dritte Glosse sucht heute die Frage nach der Stellung der vorhandenen Dichtung des jungen deutschen Katholizismus im literarischen Gesamtbild der Zeit kurz zu beantworten.

Da ist wohl zuerst und mit allem Nachdruck auszusprechen die Tatsache, daß die Zeit, angetrieben und vorwärtsgestoßen vor allem durch das ungeheure Weltkriegerlebnis, mit ihrer besten Jugend ihre geistigen Fronten umzulagern und umzuschichten begonnen hat in einer Form, die der Einfügung katholischer Arbeit in die Zeitarbeit weithin Raum läßt.

„Einfügung katholischer Arbeit in die Zeitarbeit", wir müssen leider in dieser Form sprechen, da wir hier den Begriff des „Ghettos", der in katholischen Kreisen üblich ist, nicht unerwähnt lassen dürfen. „Ghetto", „Exil": die nach außen (hauptsächlich auch in Trägheit des Herzens) stachlich verbarrikadierte Gruppe der in einer metaphysik-, religion- und kirchenfeindlichen Vorkriegsmoderne Eingekreisten. „Rückkehr aus dem Exil": da in der wesentlichen Jugend des gesamten deutschen Volkes ein neues Verantwortungsbewußtsein für eine natürliche, gesellschaftliche, soziale, politische, philosophische, religiöse Lebenserneuerung erstanden ist.[1]

Wer wollte ernsthaft diese „Zeitwende", von der in allen möglichen Variationen schon alle Welt geredet hat, als eine Grundtatsache unserer Zeit (bei allen Wirren im Einzelnen) nochmals in Abrede stellen? Wer z. B. die für unser Thema wichtige Tatsache leugnen, daß das Christentum vor zwanzig Jahren von der Zeitmode verächtlich verlacht, heute dagegen oft genug geehrt, erklärt, für eigene religiöse Gedanken als Zeuge angerufen wird? Auch daß die Kirche selber heute im Zeiturteil durchaus nicht mehr nur die Rolle der gleißnerischen Lüge Roms zu spielen hat? Wer würde es heute wagen, lebende katholische Dichter des Auslandes vom Range der Undset, Claudel, Jammes, Timmermans oder Chesterton als Dummköpfe, Narren oder Heuchler anzusprechen?

Die moderne Welt hat sich ein Stück gedreht, kein Zweifel. Die jüngere Generation der seit etwa 1912 schaffenden deutschen Dichter hat es mit den negativen Aufgaben der Kritik einer ihr fremd werdenden (relativistisch wertenden) Vergangenheit zu tun und mit positiven Aufgaben einer sinnbildlichen Vorwegnahme neuer Volkwerdung und neuer Sinndeutung des Lebens. Und da ereignet sich also das Besondere und für unsere Betrachtung Entscheidende: Mit einemmal stehen da in der Jugendfront deutscher Dichtung auch Leute, die sich ganz naiv und selbstsicher — gläubige Katholiken nennen, und kein Mensch wundert sich weiter darüber. (Seien wir doch ehrlich: Wäre z. B. das Bekenntnis eines Dichters zur Kirche auf einer Dichtertagung rein regionalen Charakters wie die koblenzer Rede Jakob Kneips auf der rheinischen Dichtertagung 1927 nicht für eine Dichtergruppe der Vorkriegsmoderne ein rechter Skandal gewesen?)

Hier also liegt die wichtigste Voraussetzung unserer Ausführung: es ist nicht mehr so, als ob es einen Bund „katholische Dichtung" in einem Verband allgemein deutscher Dichtung oder neben andern Bünden gäbe, sondern in einer zackigen und unruhigen, an vielen Stellen sicher auch brüchigen Jugendfront neuer, sich verantwortungsvoll zu einer neuen Zeit bekennender Dichtung stehen hier und da auch Katholiken an beachtenswerter Stelle. Und von hier aus also wird verständlich das äußerlich seltsam Zwittrige, das die Stellung junger katholischer Dichtung in der literarischen Gesamtlage ausmacht. Einerseits spielt der Katholizismus in der jüngsten Dichtung als öffentlicher Dis-

[1] Der Exil-Begriff ist 1924 von Peter Wust geprägt worden in seinen Aufsätzen „Die Rückkehr des deutschen Katholizismus aus dem Exil" (Buchausgabe bei Schwann, Düsseldorf). Wusts Aufsätze sind noch immer die wichtigste Darstellung der philosophischen Umbruchsbewegung der Zeit als der Voraussetzung auch für unsern rein literarischen Blickpunkt.



kussionsgegenstand keine besondere Rolle. Die formalen Gegensätze der Weltanschauung haben sich bei der Jugend unserer Zeit notwendig untergeordnet den lebendig-konkreten gemeinsamen Aufgaben neuer Volkwerdung. (Ein religiös denkender Kommunist steht mir auf den ersten Blick hin näher als ein katholischer Verbindungsstudent, der sich in studentischen Formen der Vorkriegszeit bewegt.) Das „Konfessionelle" im Sinn des apologetischen Widerstreites verschiedener christlicher Bekenntnisse existiert im „Literarischen" kaum noch. So steht katholische Bauerndichtung brüderlich neben der Bauerndichtung etwa eines Friedrich Griese; katholische Dichtung des „Spiels" friedlich neben jedweder andern selbstsicher in sich ruhenden Dichtung (wie der Albrecht Schaeffers oder Eduard Reinachers). Ja selbst die rein religiöse Dichtung der Katholiken findet in der Jugendfront der Zeit widerspruchslose Anerkennung, wo man auf sie aufmerksam wird. Kurz: es geht um echte Kunst einer neuen Zeit, nicht um Parteiengezänk; es geht um das Leben, nicht um die Formeln. Die einzige Gelegenheit freilich, wo katholische Weltauffassung von ihrem besonderen Standpunkt aus der Zeit unmittelbar Besonderes, Führendes zu sagen hätte, die Gelegenheit der aktiven Diskussion über gesellschaftliche, soziale, politische, philosophische Probleme unserer Situation, wird vom jungen Katholizismus noch nicht wesenhaft ergriffen; wir gaben es ja letzthin zu: Hier klaffen böse Lücken innerhalb der katholischen Zeitarbeit; hier versäumt der Katholizismus noch immer die sofort wirksame Befruchtung der Zeit: die für „die Andern" wichtigste Ideebewährung, den Wirklichkeitsdienst am Gottesreich in der besonderen Stunde.

Einerseits also keinerlei besonderes Aufsehen um katholische Dichtung. Andererseits aber doch ein wenn auch meist uneingestandenes Gefühl, aus dem Katholizismus ströme mannigfache Kraft aus in die Zeit. Da fabuliert z. B. ein Märchendichter von üppiger Phantasie und von klingendem Wohllaut in die Zeit hinein, — und mit einemmal entpuppt sich der Mann als „katholischer Dichter" in jedem Belang: Friedrich Schnack; ist so ein unvermutetes Auftauchen katholischer Quellkraft nicht ungemein bezeichnend? Und man denke ferner an das katholische Motivgut überhaupt, das in der Zeit neu umgeht, bei Schaeffer z. B. oder bei den fast nur zufällig, der irreligiösen Zeitumgebung wegen, der kirchlichen Gemeinschaft entwachsenen „gewesenen Katholiken" wie Hans Carossa, Josef Ponten, Heinrich Lersch, Adolf von Hatzfeld, Alexander Lernet-Holenia. Hat sich nicht selbst auf dem Theater, der Hochburg modernen Zeitgeistes in antikatholischem Sinn, recht eigentlich in seiner Bedeutung unbemerkt katholisches Weltgefühl wieder ein erstes Lebensrecht erobert, mit Max Mell, Dietzenschmidt, Leo Weismantel, Richard Billinger?

Die Zeitsituation, das ist unsere Überzeugung, ist für den Katholizismus, der von der Tribüne der Zeit ganz verschwunden war, so günstig wie seit Jahrhunderten nicht mehr. Es kommt nur auf die Leistungen der Zukunft an. Selbst eine neue Machtstellung des Katholizismus im literarischen Leben könnte durchaus erreicht werden, wenn, wie gesagt, neue Dichter vom Rang Claudels, der Undset, Reinhard Sorges oder Friedrich Schnacks innerhalb der deutschen Zeitproblematik zur Arbeit ansetzten; eine „Machtstellung", große Wirkung auf das „Gesamtvolk" kann ja wohl in unserer Zeitsituation der Zersetzung des alten bürgerlichen Publikums nur vom „Kulturpolitischen" und „Politischen" her kommen.

Vorläufig aber wächst also katholische Dichtung schon einmal bescheiden in den Ackerfurchen der Zeit. Die Kritik stößt immer nur „zufällig" auf katholische Dinge. Sie wird jedoch in Zukunft immer mehr auf Katholika zu achten haben. Und jene Zeitkritik, die die Katholika noch immer ganz übersehen zu dürfen glaubt, spricht sich ihr Urteil selber: sie ist „Vorkriegszeit", für die deutsche Zukunft wertlos geworden, erblindet ... (Schluß folgt.)

Ballade des gemeinen Mannes

Von Ernst Lissauer (Wien)

Ein dichterisch bemerkenswertes, ein menschlich ergreifendes Buch[1]; ein Buch, das trotz seinem geringen Umfang Keim und Ansatz bärge, ein Werk zu sein, wenn es dichterisch noch reifer und voller durchgebildet wäre. Vor Jahren schrieb ein Mann, der sich „Eccardus" nannte, eine Geschichte des niederen Volkes in Deutschland. Die gesamte Entwicklung, die Kriege und Krisen, der Wandel der wirtschaftlichen und staatlichen Formen wurde ausschließlich von unten und in seiner Auswirkung nach unten gesehen; diese Einstellung — in diesem Fall bewußte Beschränkung — ist an sich ebenso einseitig und unvollständig wie die Treitschkes, dessen Darstellung immer als eine Geschichte des oberen Volkes in Deutschland anmutet. Die Ballade hat sich zumeist mit den großen Einzelnen befaßt: Herrscher, Feldherren, Propheten, Künstler, Rebellen, Abenteurer, Verbrecher, und sie hat das Erlebnis der Volksgesamtheiten oder einzelner Klassen dargestellt. Ganz selten aber hat die Ballade von dem namenlos durchschnittlichen Einzelnen gesprochen. Der verstorbene Wiener Busson schrieb vor langen Jahren einen Kreis von Einaktern, „Ruhmlose Helden": ein Liebender, der sich erschießen läßt, um die geliebte Frau nicht zu verraten; eine russische Revolutionärin, die zugrunde geht, damit Bräutigam und Bruder mit falschen Pässen über die Grenze entfliehen.

Luitpolds Ballade ist durchweg Ballade „des niederen Volkes"; auch wenn sie von Fürsten und Herren handelt und der gemeine Mann nicht auftritt, ist er doch unsichtbar vorhanden: sein Blick sieht, seine Not klagt an. Luitpolds Ballade spricht von ruhmlosen Helden, von den tausenden Namenlosen. Sie gleicht dem „Grab des unbekannten Soldaten"; aber dieser Soldat ist oft ein Weib, und der Krieg, in dem er fällt, ist nicht immer die Schlacht der Pfeile und Kugeln, sondern der immerwährende der Menschen untereinander. Denn seit je ist der Mensch der Wolf des Menschen. Zuweilen spricht Luitpold auch von Persönlichkeiten, deren Name ruhmvoll überliefert ist: Komenskij, als Comenius bekannt, der Führer der täuferischen Brüder in Böhmen und Mähren; Florence Nightingale, die sich um die Krankenpflege, des Friedens wie des Krieges, unendliches Verdienst erworben hat; wenn die Ballade im allgemeinen den Kampf, die Stärke, die Gewalt, siegende oder unterliegende, feiert, preist er die Helden der Sanftmut, der Gewaltlosigkeit, wie Paquets Ballade „George Fox" den ersten Quäker. Eine Ballade singt Geo Chavez, der als erster die Alpen zu überfliegen suchte, abstürzte und umkam.

Aber bedeutsamer noch als die Balladen von diesen durch gewaltlose Gewalt Berühmten sind jene, von denen die Verse gelten:

> „Der Tag, das Jahr, ihr Name,
> Verschollen und verkommen.
> Nicht aller Heiligen
> Gedenken die Frommen."

Die Guahiba-Mutter, die mit ihren Kindern als Sklavin eingefangen wird, immer wieder die Fesseln zerreißt, sich und die Kinder zu retten sucht und, als sie ihr unerreichbar entschwinden, in der Gasse zu Fernando steht, nichts ißt, nichts trinkt, nichts spricht und stirbt. Ein junger Knecht, vor der Schlacht von Clontarf, sieht die Walküren Tücke, Verderben, Hunger, Tod weben und erwacht nicht mehr aus dem gramvollen Traum. Ein Mädchen geht nach der Schlacht auf dem Amselfelde und labt und verbindet alle Verwundeten,

> „ob er serbisch oder türkisch leide,
> und sie labt den Knecht wie den Woiwoden ...
> Alle armen, unbekannten Krieger
> sind mir Vater, Bruder, Anverwandte."

Soziale Ballade; demokratische Ballade; dennoch, trotz dem revolutionären Inhalt, nicht eigentlich revolutionäre Ballade: sozialistisch, durchaus klassenhaft bewußt, zielgewiß, aber sie reizt nicht neue Blutgier zu neuer unermeßlicher Gewalt auf, sondern sie stellt Menschen, Geschehnisse, Zustände dar, und aus ihnen erwächst, gleichsam von selbst, die Folgerung, der Wille, zu ändern, zu bessern, zu befreien, zu ordnen. Es ist zu tiefst charakteristisch, daß Luitpold nicht, wie Johannes R. Becher oder manche Poeten der Sowjetrepublik, Aufrufe schreibt, sondern Balladen, daß er Tatsachen und

[1] Josef Luitpold, Die Rückkehr des Prometheus. Berlin 1927, Buchmeisterverlag. 129 S.

Vorkommnisse gibt, aber nicht redet. Die dichterische Substanz der einzelnen Stücke ist ungleich. Manche sind matt und ermangeln jeglichen Auftriebs, wie „Der Pfeifer von Niclashausen". Luitpold bemüht sich um ein trockenes Pathos, um eine nüchterne Monumentalität, und nicht selten wird sie ihm zuteil. Manche prosaischen, hölzernen, unbeholfenen Wendungen fügen sich diesem Stilwillen ohne Weiteres ein; anderes, von verwandter Art, bleibt gleichwohl unbelebt, wird nicht prosaisch sachliche Dichtung, sondern verharrt in einer Prosa, die auch als Prosa unzulänglich wäre.

Jedoch diese mannigfaltigen einzelnen Bedenken, Einwände, Hemmungen erweisen sich, ohne daß man sie gering werten sollte, geringer als der Eindruck des gesamten Buches. Geschlossen wirkt es fort in der Erinnerung, und damit besteht es die eigentliche Probe. Nur jene Bücher wiegen und gelten, die mehr sind als die Summe ihrer Teile. Ein Ethos schafft in ihm, ein zugleich radikales und evolutionistisches. Es verkündigt mit entschlossener Härte eine neue Ordnung; aber es will nicht die Gewalt durch Gewalt ersetzen, sondern die langsame Gewalt der Wandlung sich nach geschichtlichem Gesetz vollziehen lassen: die Weißen haben einen Indianer ermordet, ein anderer Weißer soll sterben, aber alle Frauen des Stammes setzen den Dolch an ihren Leib und werden sich töten, wenn die Männer nicht ablassen; die Korn- und Viehwucherer werden unter den Galgen von Cladno geführt, den Kopf in der Schlinge müssen sie ihr Verbrechen für alle Zukunft abschwören, dann läßt man sie laufen.

Selbstverständlich ist von solcher Ballade nicht die Gerechtigkeit zu fordern, die dem Dramatiker, dem dichterlichen Schiedsrichter über den Parteien der Menschen, geziemt. Prinz Eugen ist sicher in seinen Schlachten nicht unverwundet geblieben, wie Luitpold andeutet, und der Dichter nennt die Arbeiter schlechthin „die Gerechten", die Herren der Paläste die „mächtigen Schlechten". Jedoch „peccatur intra muros et extra".

Quadriertes Drama

Von Hans Pauer (Wien)

Ob das Drama aus pulsendem Nexus eine Kausallinie (-Handlung) nach Möglichkeit sauber herauspräpariert oder diese mit Nebenlinien (—h.) kunstvoll verknotet, die extrem monarchische Struktur also zur oligarchischen erweitert, ob die (noch stark vermehrten) Handlungsfäden ein Problem — modern und doch nicht neu — mit einem kasuistischen Netz überziehen, in diesem aber nur sehr lose aneinander haften, oder ob sich schließlich die einzelnen Fäden ganz verlieren in gewollter Wirrnis — ein Gemeinsames haben all diese Techniken: die einzelnen Auftritte liegen parataktisch in der gleichen Ebene.

Aber die Dramaturgie kennt nicht nur Addition von Szenen gleichgearteter, höchstens durch ihren arithmetischen Wert unterscheidbarer Basen: die alttestamentlichen Vorbilder (Präfigurationen) in mittelalterlichen Bibelspielen, der Mummenschanz im Faust II sind Einschübe, die aus der Reihe sie umgebender Szenen herausfallen; sie lassen sich diesen nicht ohne weiteres zuzählen; sie widersetzen sich gewöhnlicher Addierung. Das Verhältnis des Stückes zu solch einem Stück im Stück ist etwa das der Grundzahl zum Exponenten.

Natürlich gibt es nicht aufzählbare Nuancen von den Zwischenaktsballetten (Intermedien) der italienischen Renaissance bis zum Schleiertanz der Salome: vom barockahnenden Augenprunk, der an den schulhaften Regelstücken der Neulateiner sach-, ja stilwidrig schmarotzte, bis zur Tanzszene, die man eigentlich schon nicht mehr als selbständigen, unorganischen Einschub empfindet. In nicht aufzählbaren Nuancen verschiebt sich ferner das Gewichtigkeitsverhältnis des Stückes zum Stück im Stück: von der kurzen Schauspielszene in der langen Hamlettragödie (dem größten Einfall des größten Dramatikers!) zu — quandoque bonus dormitat Shakespeare — dem knappen, nicht einmal geschlossenen Rahmenspiel um „Der Widerspenstigen Zähmung". Ganz unbegrenzt aber sind schließlich die Möglichkeiten der Verschränkung von Binnen- und Rahmenstück. (Bei zwei Spielebenen läßt man es im Abendland gewöhnlich bewenden. Über den zweiten Grad hinausgehender Potenzierung wäre das

europäische Auffassungsvermögen nicht gewachsen; zum Unterschied etwa vom indisch-orientalischen, dem anscheinend gerade die vielfache Schachtelung einer Episode in die Episode in einer Episode das uns unverständlich Reizvolle an den alten Riesenepen ist.)
Die wesentliche Lust dieses Steigens von Ebene zu Ebene genoß auch schon der Primitive, dessen (besonders lebhafte!) Träume sein waches Handeln ablösten und von diesem — oft an dramatischem Höhepunkt — wieder, den Rahmen schließend, unterbrochen wurden. Die moderne Traumpsychologie ist auch die trefflichste Lehrmeisterin in der Verbindung von Stück mit Stück, oder könnte es doch sein.
Die hier nächstliegende und an sich bequemste Verschränkung beider Geschehnisgruppen macht sich eine eigene, die alte theos-ek--mechanes-Technik interessant variierende Gruppe von Traumstücken zunutze; in denen entweder ein Traum zum Leben wird (Apel, „Hans Sonnenstößers Höllenfahrt") oder umgekehrt das Leben zum Traum. (Uralte, in der gesamten Weltliteratur vertretene Schluck- und Jau-[Schlau-!]Gruppe.)
Auf nicht minder bequeme Art verschränken die Schauspielerstücke Binnen- und Rahmenspiel durch die immer dankbare, oft kraß kontrastierte Doppelrolle eines Kean oder Bajazzo. Wohl die wenigst geistreiche Lösung, die dem Kunstanwalt besonders dann zuwider sein muß, wenn sie überdies auf die allzeit lebendige Sehnsucht des Publikums nach Wissen um den Theatermechanismus spekuliert und sich womöglich doch auch literarisch gibt (Pirandello, „Sechs Personen suchen einen Autor!"). Dieser moderne Selbsthohn zwischen umgestürzten Kulissen könnte fast als Zeichen der Zeit gewertet werden. Nun übernimmt aber, zur Beruhigung der Analogieerfahrenen, diese Mode schon immer mehr die Vorstadt zur Restabnutzung: die heutige Operettendiva suppliert als Varietémädel oder spielt Operette in der Operette. Shakespeare hat die Schauspieler nicht als bequeme Mittler von Stück zu Stück mißbraucht; aus meisterlicher Zweckhaftigkeit wächst seine Szene im Hamlet. Und so oft er auch, gerade der Shakespeare dieser einmaligen Szene, beschworen wurde — when comes such another ...?
In nichts vermag sich Originalität der Erfindung blendender zu bewähren als in eigenartiger Verknüpfung zweier Handlungen verschiedenen Grades. Und man sollte meinen, es wäre jeweils eine Periode straffen Formwillens, die ihr besonderes Kompositionsvermögen an der Bewältigung dieses schwierigen Potenzaufbaues erprobt. Aber merkwürdigerweise ist es eher Formauflösung, die der sonst nur sporadisch vorkommenden Quadrierung des Dramas günstigen Zuchtboden bietet. Verneinung bisher geltender Gesetze hat unser Drama mit dem romantischen gemeinsam; so sehnsuchtsfern uns auch jene über gebändigte Form (des Klassizismus) erhabene Dichterlaune ist, die z. B. den „Gestiefelten Kater" gebar.
Schon — und gar nicht zum erstenmal — in diesem Buchdrama Tiecks von 1797, das aber doch — 1844 — aufgeführt wurde, begegnet eine Abart der Quadrierung, die für unsere Zeit charakteristisch werden sollte: zur zweiten Spielebene wird — das Parkett der Zuschauer. Während das Schauspielerpublikum im Hamlet vom balcony aus der eingeschobenen Pantomime auf der outer stage zusieht, sich also das wirkliche im pit stehende Publikum mit dem zeitweiligen nur ideell auf gleicher Ebene befindet, sitzt im „Kater" (und in seiner modernen Nachfolge) Publikum eins und Publikum zwei, das wahre und das falsche, im Parkett.
Diese Grenzüberschreitung des als Zuschauer maskierten Schauspielers macht die hauptsächliche Wirkungsform und -absicht des quadrierten Dramas sinnfällig, derentwegen es in unserer Zeit gepflegt wird: den wirklichen Zuschauer durch den maskierten gleichsam aufzustacheln, in erhöhte Illusion zu hetzen; dem zahlenden Bourgeois durch den bezahlten Jakobiner psychotisches Interesse zu suggerieren an der wilden Gerichtsszene — in der Arena des „Großen Schauspielhauses". Den geistreichen Einfall eines wahrhaftigen Dichters in Ehren! Heute aber, wo man von einem eigenen, eigentlichen Zuschauerraum schon kaum mehr sprechen kann, wo man auch Dramen, die von Haus aus gar nicht auf zwei Ebenen aufgebaut sind, zum Teil im Diesseitsbezirk des Publikums spielt, hat die Schachtelungstechnik diesen besonderen Wirkungssinn — Illusionsanreiz durch Vergesellschaftung des passiven Publikums mit einem aktiven — schon fast verloren.
Nachdenklich stimmen sollte der sich unter unseren Augen vollziehende Schwindsuchtsgalopp zwischen

den immer gewalttätigeren Ehrgeizen Miedings, noch nicht Dagewesenes an theatralischen Effekten und Pikanterien zu ersinnen, und der trotzdem, ja eben darum immer größeren Zerrüttung der Illusionskraft des Publikums. Das — alte, sterbende? — Theater greift wie eine Frau von jenseits zu immer grelleren Mitteln, als hoffte es, durch gesteigerten Aufwand noch die einstige, einfache Wirkung zu erzwingen. So verschieden und zahlreich diese Mittel sein mögen, Aphrodisiaka sind sie alle, die dem Illusionsvermögen auf immer kürzere Zeit noch aufhelfen sollen. Sie rechnen mit der Sündflut nach ihnen; und sind darum gefährlich, weil sie vernichtenden Raubbau treiben an der Nerven-, der Eindruckskraft des Publikums, auf die auch ein (wie immer beschaffenes) Theater der Zukunft angewiesen bliebe.

Wir gleichen heute jenen blasierten Suchern des prickelnden Reizes, die Schnitzler in seiner glücklichsten Stunde mit Meisterhänden zwischen Gesichte und Geschichte gestellt hat. Und sein grüner Kakadu mag verwandt sein jenem schwarzen Kater, der schon 1881 mit dem Publikum im beiläufigen Tonfall von „Halt's Maul, Rindvieh, wenn ich singe" umging. Etwa dort und damals begann es, und siegte mittlerweile auf der ganzen Linie; drang selbst in die ernstesten Institute ein —: dieses programmatische und praktische Zerreißen des Proszeniumgürtels zwischen Sein und Schein, eines Erbstückes aus der Renaissance, als ob nur er die ekstatische Vereinigung sonst Tauglicher hinderte. Rückkehr zur diesseitig-realen Orchestra, mit ihren „anonymen Wirkungen", ihrer „hervorragenden Aktivität" ... Und so erklärt sich letzten Endes auch die heutige Mode des quadrierten, also scheinbar höchst komplizierten Dramas, die Mode des Zweiebenenspiels — in der Weise inszeniert, daß die eine Ebene zusammenfällt mit der realen des Publikums — aus der großen, allgemeinen Neigung zum Primitiven. Zum Anfang ... am Ende?

Schon die altattische Tragödie des 5. Jahrhunderts war im Grunde quadriertes Drama: in historischer Frühzeit läßt sich durch den Chor die von ihm herstammende, physisch passiv gewordene Zuschauerschaft vorerst noch vertreten. Als Mittler zwischen diesem richtigen Publikum, das sich auf den Akropolisabhang und dem „kundigen" Schauspieler, der sich an die Szenenwand zurückzog, macht der Chor in der Orchestra — wie das Pseudopublikum im „Kater" — noch gleichsam mundgerecht, was den im ästhetisch-innerlichen Genießen eines Dramas ungeübten Schauer und Hörer bewegte oder bewegen sollte. Der griechische Chor erfüllte seine Sendung als Erzieher zur Kunstillusion; bis schließlich sein kritisches Räsonieren und lyrisches Resonieren nicht mehr als Förderung, sondern geradezu als Hemmung des „Erlebnisses" empfunden wurde; bis er ganz zerrieben war zwischen den gegensätzlich extremisierten Mächten des reifen Kulturtheaters, die ursprünglich in seiner Tanzgemeinschaft vereinigt waren: zwischen den Gebenden und den Nehmenden. Zu Menanders Zeit war das primitiv-komplizierte Zweiebenenspiel durch Ausschaltung des Chores überwunden. Die „neue Komödie" kennt höchstens noch Zwischenaktchöre, die mit dem Drama so wenig Zusammenhang mehr haben wie die Intermedien der Renaissance.

An Spielarten ist das quadrierte Drama heute reicher denn je; die Sonderform aber, die harmloser auch schon ehegestern — keimhaft ja in jedem anachronistisch-aktuellen Extempore — begegnete, gewinnt nun symptomatischen Wert —: die nicht über der einen Ebene des dichterischen Scheins eine zweite aufbaut, sondern einen Teil des Geschehens (oft ganz grundlos) von der jenseitig-idealen Basis auf die diesseitig-reale des Zuschauers weist. Soll wirklich das in diesem Sinn quadrierte Drama und Theater überleiten zu einem primitiv-ekstatischen, das die Scheidung in Kultraum und Laienbezirk wieder ganz verwischt? Wird sich das Theater von morgen nicht auf neue Wirkungsmittel besinnen, das durch rücksichtslose Parforceregie zerrüttete Illusionsvermögen schonen und heilen müssen? Neuer Wirkungsmittel —: die das Kulturtheater retten vor dem brutalen Massenbann, die Kunstillusion vor der Rückbildung zu rein motorischer Rhythmik von Spannung und Lösung.

Zwischen verdorrten Ästen und krankhaften Auswüchsen treiben starke, zukunftsträchtige Keime auf dem jahrtausendealten Lebensbaum des europäischen Theaters. Damit treten wir — hoffend — aus dem Bereich des Themas ...

Über Paul Gurk

Von Siegfried Melchinger (Stuttgart)

1.

Von dem Werke des Paul Gurk, der aus Frankfurt an der Oder stammt und am 26. Juni 1880 geboren wurde, liegt bislang nur ein kleiner Teil gedruckt vor. Es ist dies ein Band „Fabeln", ein Band „Sprüche des Fu-Kiang", ein Band Novellen „Dreifältigkeit" und eine kleinere Novelle „Das Lied von der Freundschaft", ferner zwei Romane „Die Wege des teelschen Hans" und „Meister Eckehart", zwei Dramen „Thomas Münzer" und „Wallenstein und Ferdinand II.". Außer diesen, die bei Oesterheld, bei F. Lintz in Trier und bei Otto Quitzow in Lübeck erschienen sind, ist noch einiges in Zeitschriften und Zeitungen, etwas von den Dramen auch durch Aufführung bekannt geworden. Aber das ist nur ein kleiner Teil des Gesamtwerks. Von dreißig Dramen z. B. sind nur sieben aufgeführt und nur zwei gedruckt. Paul Gurk ist bekannt geworden, als er 40 Jahre alt war; damals hat Julius Bab ihm den Kleist-Preis verliehen, und für eine kurze Zeit begann sein Werk Aufsehen zu erregen. Es ist seither nie ganz stille um ihn geworden, aber der laute Erfolg blieb ihm versagt, und die paar Freunde, die er hat, vermögen nicht, ihn aus seiner Stille herauszuführen. 1925 bekam er den Romanpreis der Kölnischen Zeitung durch Thomas Mann, Schäfer, Schmidtbonn und Von der Leyen, kürzlich hörte man von dem Erfolge eines Dramas, des „Wallenstein und Ferdinand" in Lübeck. Diese Daten, die bei einem anderen nebensächlich wären, kennzeichnen den literarischen Weg, den Gurk in der Öffentlichkeit genommen hat. Die Einsamkeit, die ihn während der fünfundzwanzig Jahre bedrängte, in denen er Stadtschreiber am berliner Magistrat war, ist nie von ihm gewichen und hat, seitdem er von seinem Berufe schied, sein Schicksal und sein inneres Erleben noch stärker bestimmt als zuvor.

Das Werk Paul Gurks ist von dieser Einsamkeit nur sehr mittelbar beherrscht. Zunächst begegnet man in ihm nur leidenschaftlicher Bewegtheit, fast unbeschränkter Vielfältigkeit des Menschlichen, es ist Unruhe, Drang zum Leben in jeder Form. Die Menschen Gurks sind eher gehetzt als in Einsamkeit vergraben, es gibt kaum eine dichterische Welt, die so vielfältig und so bewegt wäre wie diese. Freilich ist sie nicht vielfältig in dem Sinne, wie es die Shakespeares ist, sie enthält nicht deren unerschöpflichen Reichtum des Menschlichen. Gurks Welt ist nur in dieser und jener Hinsicht vollständig, es fehlen in ihr Bezirke, deren Menschlichkeit wesentlich ist für eine absolute Hingabe an die Realität. Solche Bezirke umfassen alles, was Ruhe und Frieden bedeutet, Weichheit, Hingabe an eine große Freude, überhaupt Freude in dem warmen Sinne, wie sie eine Frau schenken kann. Man möchte sagen, es fehlt bei Gurk das Weibliche. Seine Menschen sind nicht fähig, sich an ein großes Gefühl ganz und selbstlos hinzugeben, sie sind zu rational, zu bewußt dazu. Man beachte die maßlose Unbedingtheit, mit der noch der sanfte Meister Eckehart Sätze spricht wie diesen: „Wenn Wahrheit nicht scheiden und töten kann, so kann und darf sie nicht geliebt werden." Und man halte daneben, daß es bei Gurk keine maßlose Freude wie keine maßlose Trauer gibt. Seinen Menschen fehlt ganz die Selbstentäußerung einer reinen Hingabe an den Augenblick im Goethischen Sinne. Sie fühlen sich alle in scharfer Gegensätzlichkeit, ja Feindschaft zu jeder Realität, weil sie unfähig sind, je aus der Unruhe ihres Ichgefühls zu entweichen. Überall, wo sie kämpfen und wirken, bleibt ein Zwiespalt offen: Der Zwang zum Abrechnen, zum Denken zerstört ihnen das selbstlose Leben. Gurk hat das selbst erkannt; Meister Eckehart weiß, daß Luzifer das Denken erschaffen hat. Die Unruhe des Teufels rumort in diesen Menschen, die nicht einmal unbewußt sich ihrer Unruhe hinzugeben vermögen, sondern aus ihrer Erregung heraus eine große Sehnsucht nach Ruhe und Frieden haben. Der Gegensatz zur Realität ist unbedingt, die innere Einsamkeit immanent.

2.

Im Grunde ist also doch die Einsamkeit des Menschen Gurk bestimmend für die dichterische Haltung seines Werkes. Das Wesen dieses Dichters wird deutlich gekennzeichnet durch die Art, wie sich der dichterische Prozeß in ihm vollzieht, wie die Ein-

samkeit des Denkens sich zu der fast grenzenlosen Vielfältigkeit seiner Gesichte findet. Man beobachtet leicht, daß immer ein Punkt da ist, an dem alle Personen und Schicksale einander ganz nahe verwandt sind, in dem die verschiedensten Veranlagungen sich zusammendrängen. Man kann diesen Punkt leicht aufzeigen in den Geschicken des Buchhalters Lehderer, des Dichters Bruno Dohnisch, des Propheten Jeremia, des Empörers Thomas Münzer und der anderen. Hier wird das Persönlichste offenbar, hier ist die Seele des Dichters in die geschaute Gestalt geschlüpft. An einer bestimmten Stelle eines fremden Erlebens fühlt der Dichter eine persönliche Begegnung; etwas, das ganz in ihm lebt, erkennt er dort wieder. Eine plötzliche Vision baut dies fremde Schicksal um den persönlichen Kern herum. Das Ich des Dichters geht in das seiner Gestalt über, es erlebt das Leben eines fremden Charakters unter fremden Umständen und doch ausschließlich bestimmt von dem Innersten persönlicher Gemeinsamkeit. So schweift die Seele Paul Gurks in der Welt und in den Menschen seiner Gesichte. In eine ruhelos bewegte Welt tritt der unruhig zerrissene Einzelne, die dichterische Realität wird erfüllt von dem subjektiven Grundgehalt seines persönlichen Denkens und Erlebens.

Dieses persönliche Denken und Erleben spiegelt sich in seinen Menschen, wie es oben gekennzeichnet wurde. Es ist dieselbe Unruhe, Bewußtheit, Einsamkeit wie bei diesen. Von einer Entwicklung der rein menschlichen Anschauungen kann man bei Gurk nur in einem beschränkten Sinne reden. Der Grundgehalt bleibt immer bestehen, was sich ändert, ist nur die Haltung, das Verhältnis zur Realität im weitesten Sinne. Es ist die typische Entwicklung des Alterns und Reifens. Aus dem stürmischen Kämpfen wird mit dem Schwinden der Hoffnung allmählich müde Resignation. Diese äußert sich bei Gurk in einer veränderten Einstellung zu seinem Schicksal. Die Unzufriedenheit und Unruhe bleibt, aber: „Wenn man über vierzig ist und genug innerlich und äußerlich rebelliert hat, geht einem der tiefe Sinn des ‚dem Übel nicht widerstreben‘ und ‚nicht wider den Stachel löcken‘ auf ... Mit immer deutlicherer Entfaltung der Blume Leben wird man stiller und sieht sich selbst zu.“ Die Wirklichkeit ist nun kein subjektiver Gehalt des Menschen mehr, der erobert und besessen sein muß; das Denken erhält einen neuen Sinn: es wird zum Bedenken. Der Dichter betrachtet und schaut, seine Einstellung zur Realität wird kontemplativ. Das Denken, das ohne Stachel ist, schafft jetzt Formeln der Weisheit. Die neuen Bücher, „Lied von der Freundschaft“, „Meister Eckehart“, „Sprüche des Fu-Kiang“, erzählen von Menschen, die nicht mehr Helden und Kämpfer, sondern Propheten und Weise sind. Noch immer schweift das Ich des Dichters. Aber die neue Demut vor der Notwendigkeit, die Resignation gibt allen seinen Werken eine neue Haltung: „Wallenstein und Ferdinand II.“, „Der Mantel der Durga“ sind Dramen der Notwendigkeit, ohne Anklage, ohne Idee, erfüllt von einer tiefen Frömmigkeit. Aus demütiger Einsamkeit wuchs der Dichter Paul Gurk in die unendliche Weite der Weisheit hinein.

Die Metapher als psychologisches Problem

Von Alfred Biese (Frankfurt a. M.)

Es ist kein rühmliches Kapitel in den Büchern über Poetik und Rhetorik vom Altertum bis zur Gegenwart, das von den Tropen und Figuren handelt. Von Quintilian bis Scherer wird die Metapher unablässig als verkürztes Gleichnis angesehen, und wie die phantasiearmen Römer ängstlich ein quasi oder tanquam hinzuzufügen lieben, so kann man auch bei Neueren (wie Bruchmann, v. Sosnosky) lesen, es sei ein hilfreiches „gleichsam“ hinzuzudenken. Aristoteles fand scharfsinnig eine Art Proportion als Ursprung der Metapher: z. B. Alter: Leben=Abend: Tag, daraus ergibt sich das Alter als Abend des Lebens, der Abend als Alter des Tages. Oder: Bewegtes: Unbewegtem=Lebendiges: Leblosem; so wird das Unbewegte als tot, das Bewegte als lebendig gedeutet. Hier haben wir den Ursprung aller Mythologien und aller dichterischen Naturbeseelung; aber auch im gewöhnlichen Leben erscheint uns z. B. ein flatterndes, windbewegtes Blatt, als ob es

renne, eile, tanze, fliege. Cicero erkannte in der translatio neben der Ergötzung an einem Schmuck der Rede den Mangel (paupertas) als einen Ursprung der Metapher. Man setzt für das Unbekannte das Bekannte ein; von einem Vergleich kann dann keine Rede mehr sein, wie Gertrude Buck (The metaphor. Mich. 1899) richtig auseinandersetzt; sie nimmt als Beispiel die Wendung des Kindes von „Haus" für „Nest", welches Wort es noch nicht kennt. Alle Eltern können solches mit unzähligen Kinderäußerungen bestätigen. Aber auch, wenn wir von elektrischen „Wellen" reden, so ist das nicht ein verkürztes Gleichnis, sondern eine aus dem Unbewußten stammende Notannahme; wir empfinden sie nicht als Illusion oder Fiktion, sondern sie ergibt sich als unabweisbare Assoziation, als ein notwendiges Mittel, die Dinge uns zu eigen machen, als eine Brücke vom Ich zum Nicht-Ich. Eine solche ins Leben der Seele und der Sprache hineinleuchtende Erkenntnis dämmerte zuerst bei dem seltsamen Rhetoriker Giovanni Battista Vico (Principj di una scienza nuova Napoli 1725) auf; vgl. meine „Philosophie des Metaphorischen", Leipzig und Hamburg 1893, S. 8. Vicos Lehre geht kurz darauf hinaus: auf der frühesten Stufe könne von einem Naturverständnis nicht die Rede sein, daher werde der neue Gegenstand ohne weiteres mit einer schon vorhandenen Vorstellung assimiliert oder identifiziert; alles, was man nicht begreife, werde personifiziert (vermenschlicht); nicht etwa bloß Schmuck, sondern die ursprüngliche Vorstellungsform sei daher die Metapher, ein kleiner Mythos. Und in der Tat, wer möchte eine solche metaphorische, ja geradezu mythische Phantasie, solch „Urgut der Menschheit" (Emil Lucka) bei den größten Dichtern der Weltliteratur verkennen! Von Äschylos, Shakespeare, Byron, Goethe bis Mörike, Lenau usw.! Vgl. mein „Naturgefühl im Wandel der Zeiten". Goethe nannte alles Dichten eine Synthese von Innerem und Äußerem, von Geist und Welt, die von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt. In seinen Sprüchen lesen wir: „Es gibt eine Poesie ohne Tropen, die ein einziger Tropus ist." Von hier aus ist der Schritt nicht weit zu dem Satz: Die Metapher ist nur Abbreviatur (Abbild im kleinen) dessen, was die Dichtung im ganzen und großen ist (Gottschall, Dilthey u. a., vgl. meine kleine Schrift „Das Metaphorische in der dichterischen Phantasie", Berlin 1889), oder das andere: „Der Mensch ist selbst eine Metapher" (von Hofmannsthal). In der an Weisheit unerschöpflichen „Vorschule der Ästhetik" Jean Pauls finden wir die bedeutsame Lehre: „Wie im Schreiben Bilderschrift früher war als Buchstabenschrift, so war im Sprechen die Metapher das frühere Wort, das sich erst allmählich zum eigentlichen Ausdruck entfärbte." Und wie Goethe bekennt: „Der Mensch begreift niemals, wie anthropomorphisch er ist," so auch Jean Paul: „Die Natur befindet sich in ewiger Menschwerdung." In jedem Volk, in jedem echten Dichter und Denker ersteht die Natur (die Welt), ersteht die Sprache neu; daher ist auch die Betrachtung gerade des metaphorischen Ausdrucks bei den Dichtern und Denkern so aufschlußreich für ihr innerstes Wesen, ob sie nun das Sinnliche vergeistigen (beleben, beseelen) oder das Geistige versinnlichen usw. Können wir doch alle geistigen Vorgänge nur im Spiegel der Sinne sehen (begreifen, fassen, comprehendere, comprendre, *καταλαμβάνειν*); jede Vorstellung ist stets Bild; in den Hypothesen der Wissenschaft werden immer bessere Bilder gefunden, bis endlich eins das Wesen der Dinge trifft. Das Beleben und Beseelen und Einfühlen (Fr. Th. Vischer, Rob. Vischer, du Prel, Dilthey, Volkelt, Lipps) wäre aber nimmer möglich, wenn nicht in den Dingen uns etwas Verwandtes entgegenkäme, nämlich jene „ewige Harmonie in der Welt", von der Goethe spricht. So trägt auch der echte Dichter nichts Fremdes in die Außendinge hinein, sondern holt aus ihnen das Innere, das Schicksalverwandte (Werden, Wachsen, Sichwandeln, Blühen, Welken, Vergehen) heraus. Man denke ferner doch nur an die Tierdichtung, die z. B. bei Fleuron sich von Vermenschlichung fast frei hält; der Mensch wird daselbst zum Tier, um dessen Wesen zu ergründen. Kein Philosoph endlich war so streng in dem Bestreben, dem Gottesbegriff alles Anthropomorphe fernzuhalten, wie Spinoza. Omnis determinatio est negatio! — Die Unentrinnbarkeit des Metaphorischen haben manche Dichter veranschaulicht. So lesen wir bei Tieck in der Novelle „Die Gemälde": „Das Morgenrot streut Rosen." Gibt es etwas Dümmeres? „Die Sonne taucht sich in das Meer." Fratzen! Oder Zola in l'Oeuvre läßt

den Claudius zu seiner Frau sagen: „Welch eine merkwürdige Haut du hast, sie trinkt förmlich das Licht ... Dumm das! Man weiß nicht, woran man ist!" ... Der moderne Expressionist ist mißtrauisch gegen alles Sprechen, alles Sagen: Ach, was wir sagen, lügt schon, weil es spricht. — Daß ferner Pedanten vom Altertum bis in die Gegenwart die Dichtung ausfegen und von Metaphern als „Sprachsünden" und „Unsinn" säubern wollten, bedarf nicht der Belege. Der Kampf zwischen Prosa und Poesie, Verstand und Phantasie stirbt nimmer aus. In keines Denkers Seele rangen diese so hart miteinander wie bei Friedrich Nietzsche, dem in Bildern und Gleichnissen schwelgenden Zarathustra-Sänger. In seiner nur selten (wie z. B. bei Eckertz, „Nietzsche als Künstler") beachteten, aber unendlich aufschlußreichen Schrift „Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne", die er 1873 entwarf und leider weder vollendete noch veröffentlichte, entdecken wir die Wurzeln seines Skeptizismus und Nihilismus. Dem Intellekt stellte er die Intuition gegenüber, die er später so wundervoll deutete, und in der Sprache findet er überall die Netze der Metapher, sei es die Illusion der Übertragung eines Nervenreizes in ein Bild, des Bildes in einen Laut und dann in einen Begriff; wir glauben etwas von den Dingen selbst zu wissen, wenn wir von Farben, Bäumen, Schnee, Blumen reden, und besitzen doch nichts als Metaphern der Dinge, die den ursprünglichen Wesenheiten ganz und gar nicht entsprechen, nichts als Anthropomorphismen, Relationen, die allmählich verbindlich, kanonisch uns dünken; die Wahrheiten sind Illusionen, von denen man vergessen hat, daß sie welche sind, Metaphern, die abgenutzt und sinnlich kraftlos geworden sind, Münzen, die ihr Bild verloren haben; jenes ungeheure Gebälk und Bretterwerk der Begriffe ist dem freigewordenen Intellekt nur ein Gerüst und ein Spielzeug für seine verwegensten Kunststücke. Jener Trieb zur Metapherbildung, zur nachstammelnden Übersetzung in eine ganz fremde Sprache mit als ob, als ob ... bleibt ein Fundamentaltrieb des Menschen; kann er die Dinge selbst nicht ergründen, so wendet er sich in ein neues Bereich seines Wirkens und findet es im Mythos und überhaupt in der Kunst. Und so heißt es denn auch im „Zarathustra": „Hier kommen alle Dinge liebkosend zu deiner Rede und schmeicheln dir, denn sie wollen auf deinem Rücken reiten. Auf jedem Gleichnis reitest du hier zu jeder Wahrheit." — Der Intellekt aber ist für Nietzsche der Meister der Verstellung, der Verschleierung und wirft die Metaphern durcheinander und verrückt die Grenzsteine der Abstraktionen, als ob ... als ob ... Der intuitive Mensch jedoch erntet von seinen Intuitionen fortwährend eine einströmende Erhellung, Aufheiterung, Erlösung. Aber auch hier ist „die Unfreiwilligkeit des Bildes das Merkwürdigste; man hat keinen Begriff mehr, was Bild, was Gleichnis ist, alles bietet sich als der nächste, der richtigste, der einfachste Ausdruck an". — Hans Vaihinger schrieb seine „Philosophie des Als ob", die ich — nach seinem Urteil — durch meine „Philosophie des Metaphorischen" vorbereitet hatte. Soll ich aber den Dichter des „Als ob" bezeichnen, so ist es nur einer, der neben Nietzsche den Preis verdient: Max Dauthendey.

Alles, was er mit seiner Dichterseele berührt, belebt sich, alle Dinge haben ein Herz und Blut und Gedanken. Ich wähle die „In sich versunkenen Lieder im Laub", da spricht der April seine Geistersprache, nehmen die Bäume den Sonnenschein in den Arm, halten die Wellen sich buhlend umfangen — der Abend will sich gern niederlegen, die Berge reichen den Rücken hin, und jeder Stein will dem Dunkel sich bücken, dem Abend und seinem geheimen Sinn usw. Aber am beliebtesten ist die Form mit Als ob. Gar nicht zu zählen! Ein Gedicht „Brandgelbe Nebel" lautet: Brandgelbe Nebel den Vollmond umziehen, als habe der Mond wild Feuer gespien, als hab' er ein Loch in den Himmel gebrannt, als käm' er mit Fackeln toll angerannt; als käm' er mit brennendem Mund gesprungen und rufe von weitem mit brennenden Zungen, als wälze er Sehnen und Glut in eine Gruft, und über dem Grab brennt noch wütend die Luft. Vgl. „Die Eule und ich", „Doch wer bei der Liebsten erntet", „Der Mond muß zu dunklen Bäumen gehn" usw. Ähnlich ist es im „Lusamgärtlein". — Genug! — Wir sehen allüberall: die metaphorische Phantasie beherrscht das Seelenleben. Bei allen Denkern und Dichtern ist die Summe der Weisheit über die Metapher: Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.

Gedenkblätter

XXXVIII

Hans Trog

Von Hermann Uhde-Bernays (Starnberg)

Um Hans Trog, dem durch einen raschen Tod am 10. Juli vor schwerem Siechtum bewahrten schweizer Schriftsteller und langjährigen Leiter des Feuilletons der „Neuen Zürcher Zeitung" nahezukommen und die bewußte Ausprägung seiner Eigenart zu erkennen, mußte man mehr als einmal bei ihm in seiner Redaktion gewesen sein. Der Besucher hatte in einem verschlagartigen Vorraum auf dem Gange zu warten, wo ein freundliches Frauchen, die auf einem peinlich sauberen Tische Zeitungen ordnete und Ausschnitte klebte, genau wußte, wer dem ernsten Schreiber hinter der Glastür willkommen war. Die ruhige Stimmung dieser Atmosphäre trug nichts von dem Lärm und dem übersteigerten Tempo an sich, den die Tagespresse heute nicht entbehren zu können glaubt. Wer dann über die Schwelle des Zimmers trat, hielt wohl unwillkürlich überrascht inne. Vom Schatten des Stehpultes löste sich, in das lichte Rechteck des Fensters tief hineinschneidend, die Rundung eines mächtigen Schädels mit energischen seitlichen Wölbungen und starken Backenknochen, die ein schmales, gegen das vom dichten Bart verdeckte Kinn spitz zulaufendes Gesicht zusammenpreßten. In der Nähe schwand das Massige, aber Wohlproportionierte dieser Kopfform unter dem Eindruck des Blickes klarer prüfender Augen. Vielfach ist eine Ähnlichkeit zwischen Trog und der Herme des Sokrates gefunden worden. Mir schien er weit eher den alten urschweizerischen Ratsherren zu gleichen, deren Mannhaftigkeit, Zuverlässigkeit, Schweigsamkeit, Gerechtigkeit etwa der Hanns Asper von Zürich gemalt hat. So stand Hans Trog in seinem Redaktionszimmer, als Persönlichkeit über der Zeit, als Literat fest mit ihr verbunden, lebendig wirkend, während an den Wänden eine erlesene Büchersammlung sich befand — seinem humanistischen Glauben bedeuteten diese Bücher Leben! Meist dauerte das Gespräch nicht lange und wurde auf ein Zusammentreffen am Nachmittag oder Abend verschoben. Dann hielt es sich, ohne je zu verflachen, auf einer ungewöhnlichen Höhe, die dem umfassenden Wissen und den vielseitigen Interessen Trogs entsprach. Seine Art zu plaudern war unvergleichlich. Der Schüler Jacob Burckhardts, der begeisterte Verehrer Treitschkes, der Mitschüler und Freund Wölfflins war auch die Grazie französischen Sprachgefühls auf die letzten Unterscheidungen von Gewicht und Harmonie nachzuprüfen stets bestrebt.

Wie oft habe ich bedauert, nicht Einzelheiten notiert zu haben, wenn Trog nach langem Zuhören das Gespinst der Rede an sich genommen und es kunstvoll weitergeführt hatte. Wir verstanden uns vortrefflich. Nicht der Zufall äußerer Ereignisse hatte die Annäherung begründet. Gemeinsamkeit der Gesinnung bildete das freundschaftliche Band durch flüchtige Bemerkungen dort und hier angezeigt, die in starker Resonanz nachklangen. Wir lernten uns kennen auf der Eröffnungsfeier der mannheimer Jubiläumsausstellung 1906, wo Trog als ausländischer Ehrengast völlig unvorbereitet auf die Begrüßung des Oberbürgermeisters mit einer der inhaltsreichsten Reden antwortete, die ich je gehört. Van Gogh, der damals allgemein noch Verhöhnte, hatte uns nach Mannheim gezogen. Einige Wochen später saßen wir lange unter den Kastanien des münchener Hofgartens, nachdem wir eine kleine französische Ausstellung aus Privatbesitz gemeinsam betrachtet und die gehässige Kritik des ersten münchener Kunstreferenten angehört hatten. Trog äußerte mit lauter Stimme über diesen Propheten seinen Unwillen und seine Besorgnis um die Zukunft deutschen Schrifttums. Burckhardtsche Worte fielen. Tiefer Pessimismus ergriff uns.

Wenige Jahre später sprachen wir in Trogs kleinem Hause, das ihm auf halber Berghöhe nahe der Kirche von Fluntern der Wiener Hoffmann gebaut, über die Zukunft Europas. Ich sah das Gespenst des Krieges deutlich am Horizont. Trog schwieg seelisch erschüttert. Als ich am nächsten Morgen

nach raschem Abschied im Zuge saß, klopfte es plötzlich ans Fenster. Trog war nochmals gekommen. „Glauben Sie wirklich an das, was Sie gestern sagten?" Und als ich bejahte: „Das ist das Ende aller Kultur in Europa!" Mit diesen Worten drehte er sich um und ging. Von diesem Tage an betrachtete er mich wie einen Seher, und schrieb, namentlich im Kriege, an mich sehr herzliche Briefe voller Liebe und Wehmut.

Dann holte er mich zu Vorträgen in die Schweiz. Aber Unterredungen wie in früheren Zeiten gab es nicht mehr. Schärfer und heftiger brach er los, vor allem, als einmal die Rede auf Hodler kam, den er als Schweizer besonders verehrte. Da fielen Worte gleich Keulenschlägen wider den Snobismus, die Halbbildung, die „unglaubliche subjektive Schmiererei einer neuen Mode". Wie einstens gegen Thode und seine Rhetorik, kämpfte das wohlbekannte aufrechte T der Züricher, wahrlich ein T-Träger der versinkenden Kultur, nun gegen Peter Behrens und andere hitzige Verfechter übertriebener Neuerungen. Immer länger wurde die Liste der Schriftsteller, besonders der deutschen, die er haßte. Da gab es keine Kompromisse. Trog verteidigte mit seinem Herzblut einen Posten, dessen erzieherische Bedeutung sein Dasein bestimmte, als ein Meister objektiver Betrachtung und Darstellung.

In Zermatt, wohin kein Auto fährt, in der Dorfstraße begegnete ich Hans Trog zum letztenmal. Schweigend reichte er mir die Hand. Dann wies er zur Höhe, und auf zwei jugendliche Begleiter, Bergsteiger. Gleich dem alten Martin Salander schien er trotz allem Trübsinn, der ihn aufrieb, sagen zu wollen: „Glaub' nur, wenn es viele junge Mannschaft der Art gibt, so ist mir vor unserer Zukunft nicht bang."

Max Dvořáks letzte Vorlesungen

Von Felix Braun (Wien)

Wer die ersten Vorlesungen Max Dvořáks an der wiener Universität gehört hat, wird, da sie nun in ihrer letzten Gestalt — einer zweibändigen „Geschichte der italienischen Kunst im Zeitalter der Renaissance" (Verlag R. Piper, München) — vorliegen, nicht bloß eine wesentliche Erinnerung verlebendigt fühlen. Zwar mußte ihn bereits der Band der Aufsätze „Kunstgeschichte als Geistesgeschichte" den Weg der Wandlung haben erkennen lassen, den der Forscher im Sinn der Zeit, in der er lebte, den nächsten Freunden kaum merkbar, gegangen war: nun aber erweist sich nichts Geringeres als das Werden eines schauenden Geistes selbst. Als der junge Dozent der Kunstgeschichte, der Lieblingsschüler Franz Wickhoffs (der selbst nie bei den Vorlesungen seines Assistenten fehlte), zu seinen ersten Hörern sprach, war die Kunstauffassung der Zeit noch die des Impressionismus, und demgemäß mußte die illusionistische venezianische Malerei des sechzehnten Jahrhunderts das Hauptfeld der Betrachtung bilden. Damals schon war das Genie Tintorettos dem jugendlichen Blick offenbar, das Barock als großer Stil des sich neu zusammensetzenden Europas, wie ihn Riegl sehen gelehrt, wohlvertraut, Michelangelo die erhabenste Gestalt der Zeit, ja, der Kunst überhaupt. Doch fehlte Leonardo da Vinci in jenen ersten Vorlesungen, da für ihn noch nicht der Gesichtspunkt gefunden war, unter dem er für die „Entwicklung" — und dieses war das ständig gebrauchte, maßgebende Wort — als bedeutungsvoll erkannt werden konnte. Ebenso war auch das florentinische Quattrocento und das Zwischenreich des ausgehenden Cinquecento in Florenz wenig behandelt worden. Von Michelangelo führte die Gedankenlinie über die Peterskuppel und il Gesù geradewegs in das Barock, als dessen sehr geliebte Protagonisten damals schon Bernini und Borromini gefeiert wurden.

Die Vorlesungen Dvořáks waren von hoher, ja künstlerischer Vollendung. In freier Rede, der slawischer Akzent noch anzumerken blieb, oft von Pathos bewegt, beschwingt, trug er das Thema der Stunde vor, das, gleichsam im Bogen geführt, am Ende unfehlbar wieder zum Anfang zurückkehrte. Man vermutete, daß so ausgearbeitete Vorträge vielleicht aufgeschrieben sein mochten, und dies erwies sich als zutreffend: die Vorlesungen waren sorgsam konzipiert und auswendig gelernt

worden, damit ihrem Verfasser nicht etwa ein Mangel der Sprache nachgesagt werden könne. Die enorme Mühe lohnte sich aber, durch sie blieb das vollständige Manuskript der Vorlesungen erhalten und konnte nunmehr im Rahmen der gesammelten Werke Dvořáks bei Piper herausgegeben werden. Zu dem bereits länger vorliegenden ersten Band, oer das 14. und 15. Jahrhundert behandelte, tritt nun der noch interessantere zweite, dessen Gegenstand das 16. Jahrhundert ist. Mitten in dem Kapitel über Bernini bricht das Werk ab.

Das Neue dieses wichtigen Buches besteht hauptsächlich in dem Blick auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts: zum erstenmal wird den sogenannten „Manieristen" Gerechtigkeit erzeigt, zum erstenmal die Bedeutung so großer Malerei wie des Pontormo, des Parmeggianino, des Baroccio vor Augen gestellt. Doch auch die entscheidenden Künstler werden neu gesehen, und wie im ersten Band die Gestalt Leonardos als des Vollenders der naturalistischen Kunstauffassung großartig erdeutet wurde, so wird, an Leonardo gemessen, Michelangelo neu betrachtet. Sein Gegensatz zu Leonardo erst ermöglicht das Verständnis für das Revolutionäre seines Kunstgeistes, der nicht nur seine eigene, langwährende Zeit, sondern den ganzen Kunstraum Italiens bis weit über das 17. Jahrhundert hinaus beherrscht. Michelangelo ist der Held dieses zweiten Bandes. Neu gesehen ist vor allem sein Altersstil. Zum erstenmal werden die letzten Gemälde, „Die Bekehrung Pauli" und „Die Kreuzigung Petri" in der Capella Paolina, die beiden späten Pietàskulpturen und die ungeheure Bedeutung der Peterskuppel begriffen. Bei der Beschreibung der letzten Fresken — Dvořák war ein Dichter der Bildbeschreibung — erscheint die tiefste Einsicht in das Wesen der Kunst Michelangelos überhaupt, und wie bei der Erörterung der Kuppel einleuchtend gezeigt wird, daß, bewußt oder unbewußt, ein gotischer Wille in Michelangelo wieder Gewalt über ihn gewann, das gehört zu den schönsten Erkenntnissen der neuen Kunstforschung. Ergeben nicht die äußersten Rippen der Kuppel gewissermaßen den sphärischen gotischen Spitzbogen wieder? Niemand kann hoffen, Michelangelo zu erfassen, der diese Gedanken Dvořáks nicht nachempfunden. Immer wieder wird das Thema variiert. Von allen Werken Michelangelos aus gelingt es dem Betrachter, die Linie in die prunkvolle Zukunft zu ziehen, welche durch die Gegenreformation bereitet wurde. Jedoch nicht nur die Gestalt Michelangelos, sondern auch „die objektive Überwindung der renaissancemäßigen Ideale", die Vergeistigung und Versubjektivierung, welche in der Zeit gelegen ist und durch die Wiedererweckung des Katholizismus gesteigert wurde, führte jene Entwicklung herbei, die wir eben unter dem Namen Barock begreifen, und sehr schön zeigt Dvořák den Unterschied zwischen der Gotik und dem Barock auch darin, daß jene durch ein religiöses Gefühl geschaffen war, während das Barock umgekehrt die Aufgabe hatte, das religiöse Gefühl suggerierend hervorzurufen.

Was die Vorlesungen von Dvořák so überaus lehrreich macht, ist ihre Nachzeichnung geistiger Linien. Biographisches fehlt fast ganz. Jedem Künstler wird seine Stelle an dem Wege der Kunst angewiesen; jeder ist ein Arbeiter im Weinberg des Herrn; ein neues Wort zu sprechen, fällt jedem zu, und da, wo wir es nicht hören, scheint dem Beurteiler die Bedeutung eines Künstlers nicht groß. So mag es geschehen, daß er manchem Künstler, wie z. B. dem Fra Angelico, dessen Mission keine revolutionäre war, nicht gerecht wird. Aber welche Auffassung von der Kunst selbst als einem Lebendigen, das über jedem einzelnen Künstlertum steht, spricht sich nicht in einer solchen Betrachtungsweise aus! Der mittelalterliche Begriff des Künstlers als eines dienenden Mannes ist noch überall gültig. Hat im Mittelalter der Künstler bewußt Gott gedient, so dient er nun der Kunst selbst, die sich seiner bedient als eines Ausführenden, eines Vollstreckenden ihres Willens, ihrer latenten — wenn man will: morphologischen — Notwendigkeit. Dennoch meine man nicht, in Dvořák bloß den Kunsthistoriker zu sehen. Er ist ein Geisteshistoriker, von allen Seiten her sucht er die Gründe, das Bewegende und das Begegnende, und keineswegs erscheint ihm die Kunst losgelöst aus dem gesamten übrigen Sein und Werden der Zeit, aus der sie entspringt. Wer diese Kunstgeschichte liest, wird mehr als nur über Kunst belehrt sein, und auch mehr als nur Allgemeines wird er erfahren, denn die Methode, nach der hier abgelebte Jahrhunderte betrachtet wurden, gilt auch für die Gegenwart fort, und wir selbst, die noch leben und wirken, unterstehen Gesetzen, die einmal ein künftiger Geist aus unseren Werken nicht anders

ableiten mag, als wir es hier in diesem Buch erblicken.
In der reinen und redlichen Diktion eines verantwortungsbewußten und liebenden Geistes sind die Vorlesungen gehalten, und so werden sie jetzt kaum einen geringeren Eindruck machen, als da sie lebendig gesprochen wurden. Den freilich, der sich dieser lebendigen Sprache erinnert, mag es wehmütig überkommen, gewisse stets wiederkehrende Redensarten hier ebenso gern gebraucht zu finden. Davon geht ein Hauch des leibhaften Daseins des edlen Mannes aus, dessengleichen nicht mehr erschienen ist. Die wiener kunstgeschichtliche Schule hat viele vorzügliche Forscher hervorgebracht, aber nur einen genialischen, und dieser war er, dessen frühen Tod wir erschüttert betrauert haben und dessen Auferstehung in Büchern wir nun von Jahr zu Jahr beglückt nacherleben.

Historische Romane

Von Robert Neumann (Wien)

Wieder ein Jahr um. Die Pflicht, den Auftrieb an historischer Belletristik zu sichten, ist aktuell. Sichten? Die Problematik gut der Hälfte der mir vorliegenden Bücher ist — nun: eine mittelbare. Sie lautet etwa: Wer schreibt, wer druckt, wer kauft

Mariska von Konstanz. Von Hubert Wartenberg. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. 104 S.

Königin Vasthi. Von M. Poggel-Degenhardt. Hildesheim, Franz Borgmeyer. 208 S.

*

Maria Stuart. Von Walter Heichen. Berlin, A. Weichert. 670 S.

Zwischen Mauern und Türmen. Von Fedor Sommer. Halle 1928, Buchhandlung des Waisenhauses. 563 S.

Der Kreuzberg. Von Rudolf von Eichthal. Wien 1928, Ed. Strache. 355 S.

Albrecht Dürer. Von Hermann Cl. Kosel. Berlin 1928, Richard Bong. 336 S.

Wahrheitsucher. Von Beda Prilipp. Leipzig, Koehler & Amelang. 226 S.

Man verstehe mich richtig. Das soll von vornherein noch kein Werturteil sein. Aber allen Ernstes: wer schreibt, druckt, kauft diese Bücher? Über dem ökonomischen Ablauf liegt ein unlüftbares Geheimnis. Dummheit der Verleger? Ich bin noch keinem begegnet, der nicht kultiviert, und wenn auch vielleicht nicht ganz kultiviert, so doch wenigstens gebildet, und wenn auch vielleicht nicht ganz gebildet, so doch wenigstens gescheit, gewitzt, gewitzigt gewesen wäre. Wer erklärt mir das? Wenn es einem majorennen Manne freisteht, mit seinem Gelde in wirklicher Literatur, oder meinetwegen auch in Phosgengas oder in Harzer Käse Handel zu treiben — welcher psychologische Prozeß muß in ihm sich vollziehen, daß er hingeht und — er sitzt in Münster i. W.! — das Buch „Mariska von Konstanz" druckt? Ich zitiere (ohne Bosheit; wie billig wäre da Bosheit!): „Ha! wenn Meister Konrad sich noch der Tage erinnerte, die Kaiser Siegmund in Konstanz zugebracht hatte, dann schlug sein ehrgeiziges Herz noch einmal so stark." Oder: „Euch, den besten Mann, den Gottes Erdboden trägt, beschuldigt man, meinen Vater getötet zu haben!" wimmerte das Mädchen unter heftigem Schluchzen. „Wo ist der Schurke, der eine derartige Behauptung aufzustellen wagt?" entfuhr es ihr kreischend, während ihre blitzenden Augen den Amann suchten. — Oder aus „Königin Vasthi": „Ha, sehe ich Licht auf meinem Wege? Hat dieses hohle Dasein nun ein Ende?"
Ha! man sage mir nicht, daß derlei zu drucken ein „Geschäft" sei. Das ist kein Geschäft, das kauft keiner. Aber was dann? Was denn?

*

Hier muß ich einen Absatz machen. Denn bleibt bei den nun folgenden Büchern das Ökonomische nicht minder undurchschaubar und suspekt — im Ästhetischen sind sie mitunter bei einigem guten Willen durchaus nicht ganz zu verwerfen. Es tritt einen bei diesen meist sehr dicken Werken ein gelindes Grauen ganz anderer und viel ernsthafterer Art an: Da geht etwa ein Mann wie Walter Heichen, der schon sehr viele Romane geschrieben hat, und investiert Geschicklichkeit und lebendiges Können in einen „Maria Stuart"-Roman, von dem, hat man ihn zu Ende gelesen, doch nichts zurückbleibt als die Erinnerung an den Einband: er ist buchstäblich der scheußlichste, der mir seit Jahren in die Hände gekommen ist. — Oder Fedor Sommer beschreibt 560 Seiten lang das Leben „Zwischen Mauern und Türmen" des schlesischen Hirschberg zur Zeit des Siebenjährigen Krieges — beschreibt das mit einer respektablen Sicherheit behäbigen Könnens auf einer gewissen mittleren Linie und imponiert irgendwie durch ein offenbar gesinnungsmäßig fundiertes Bekenntnis zu Zeitferne und Provinzialität. — Rudolf von Eichthals Produktion ist der Sommers in Duktus und Weltbild verwandt. Sehr bezeichnend, daß der sonst saubere und lesbare Roman „Der Kreuzberg" völlig ausläßt, wo es gälte, die mittlere Linie historischer Verlebendigung zu verlassen: Grauen wäre darzustellen — dazu reicht es nicht aus. — Schließlich — wie denn auch nicht im Jubiläumsjahr? — zwei Bücher um Dürer. Beda Prilipp findet für seinen normal geschriebenen, ein wenig schleppenden Unterhaltungsroman den Titel „Wahrheitsucher" angemessen. Dürer, konventionell gezeichnet, ist extensiv und intensiv nicht die Hauptperson. Die ist ein Bruder Dürers, der sich Thomas Münzer anschließt. — Hermann Cl. Kosel, Inhaber eines Spezialateliers für Genieromane nach Maß, ist bescheidener im Titel (Albrecht Dürer), unbescheidener leider im Ausmaß: sein Buch ist 1200 (zwölfhundert) Seiten lang. Ich habe alle gelesen. (Wer noch außer Kosel und mir?) Das Quantum investierter Arbeit imponiert. Auch hier wieder jene Lebendigkeit mittlerer Linie. Philogermanismus — chacun son goût. Bedenklicher schon die antisemitische Konvention: Dämon Judenweib, Shylock Jude, beide mit den bösen Welschen zur Vernichtung alles Blauäugigen und

Blonden verschworen. (In der gesamten historischen Belletristik sind Juden entweder hundertfünfprozentige Bösewichte — oder so edel, daß einem übel wird. Überkompensationen des unfreien Blicks. Daß einer zwischen Licht und Schatten gestellt würde wie ein anderer Mensch, kommt nur in Büchern vor, deren Verfasser selbst Juden sind — siehe Lion Feuchtwanger.)

•

Die Kinder Israel. Von Werner Jansen. Braunschweig 1927, Georg Westermann. 302 S.

Montur und Burschenhut. Von Fritz Schultz-Merzdorf. Berlin 1928, Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H. 199 S

A propos Juden. Herr Werner Jansen, seit jeher ein Bannerträger der „Belange", legt einen Mose-Roman „Die Kinder Israel" vor, dessen sprach-plastische Impotenz, in Amelungen —, Nibelungen — und weiß Gott was für Romanen zur Reinkultur hochgezüchtet, hier in idealer Konkurrenz steht mit einer Unwissenheit, die selbst in den Kreisen zwischen Dinter und Ludendorff unüblich sein dürfte. Man ist geradezu fassungslos und entsetzt über diese Engstirnigkeit, die, aller Historie zum Trotz, die licentia poetica freier Gestaltung für sich in Anspruch nehmen will — und eben in dieser Gestaltung aufs jämmerlichste versagt. Da wird solang mit den Augen gezwinkert, bis die aufs komfortabelste mit jüdischer Goldgier, semitischem Blutsaugertum und hebräischer Sinnenbrunst eingerichtete Historie Mosis nicht mehr in der Vorantike Ägyptens, sondern in der Gegenwart eines nationalsozialistisch bornierten Gehirnes zu spielen scheint. Man bemüht sich nun schon seit Jahr und Tag um die Definition von Schund und Schmutz. Eines der von den Oberprüfstellen nach langer Beratung gefundenen Kriterien des zu bekämpfenden Schundes ist: er vermittle ein den Wirklichkeitssinn schädigendes Weltbild. So blauäugig keusch also solch ein Buch wie das des Herrn Jansen ist, so wenig es „Schmutz" ist — so sehr ist es Schund. Hic Rhodus, hic salta, Staatsanwalt! Aber wird er springen? Er springt nicht.

Lautete bei der früher besprochenen Büchergruppe die Frage: Wer liest das? — bei einem Buch wie dem Jansens wird man da nicht um Antwort verlegen sein. „Gesinnungsbücher", Bücher dieser Gesinnung haben ihre feste Abnehmerschaft. Das ist übrigens das einzige, was Fritz Schultz-Merzdorfs bescheidenen Roman „Montur und Burschenhut" dieser Gruppe eingliedert: auch dies ein Gesinnungsbuch, nur ungleich harmloser, friedfertiger — unterste Sprosse der Leiter besetzend, deren oberste Jansens Werk einzunehmen den traurigen Vorzug hat. (Was dazwischen liegt, hundert Nuancen, sonst reichlichst vertreten, fehlt in diesem Jahre verwunderlicherweise vollkommen.) Immerhin — auch Schultz-Merzdorfs Roman aus dem alten Preußen, sonst respektabel lebendig, echtfarbig in der Historie und ohne falsche Töne (selbstverständlich mit Nachsicht der Erotik: in allen Gesinnungsbüchern sind alle Frauen — es seien denn Jüdinnen oder „Welsche" — tief keusch und wandeln, anatomische Unica, ohne Unterleib durch die Welt) — auch, sage ich, dieser Roman kann sich nicht genug tun in Ausländerverachtung (hier sind es zur Abwechselung die Polen) und Verherrlichung von Schmiß, Schläger und Biersuff. Manchmal überfällt mich, der ich in einem tieferen „Belange" deutsch gesinnt bin, die schreckhafte Vorstellung: ein Ausländer könnte auf den perversen Einfall kommen, derlei zu lesen und (etwa zur psychologischen Vorbereitung eines neuen Krieges) zu übersetzen. Aber dann beruhige ich mich: So pervers ist kein Ausländer.

•

Die Besessenen von Loudun. Von Rosa Schudel-Benz. München 1927, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 155 S.

Der Heilige und der Papst. Von Will Vesper. Leipzig 1928, H. Haessel. 115 S.

Die Geschichte des Richters von Orb. Von Leo Weismantel. Freiburg i. B. 1927, Herder & Co. G. m. b. H. 121 S.

Ein Intermezzo: „Die Besessenen von Loudun" haben sich irgendwie in diese Gesellschaft historischer Paraphrasierungen und Verniedlichungen verirrt, ohne dazu zu gehören. Das schmale Buch ist eine sachliche Darstellung gewisser Vorkommnisse zur Zeit Richelieus, Dokument aus der wertvollen Dokumentensammlung „Stern und Unstern", die man gern auf breiterer Basis fortgeführt sähe.

Will Vespers Buch und in anderem Sinne übrigens auch das Leo Weismantels gehören insofern hierher, als auch sie, sind sie auch nicht „dokumentarisch", doch die Illusion des dokumentarisch-chronikhaften Sachberichts zu vermitteln suchen und der Roman-Romantik bis zu einem gewissen Grade entsagen. Leider sind sie darin konsequent genug, auch jenen bekannten ästhetischen Fehler des wirklichen Lebens sich zu eigen zu machen: sie versagen in der Pointe. So kommen würdige, wertvolle, bei aller Knappheit weit ausholende Bücher zustande, die im weiteren Verlauf dünner werden, versickern, enttäuschen.

•

Wirtschaft, Horatio. Der Raum ist knapp. Nun der Reihe nach:

Granada in Flammen. Von Ludwig Huna. Leipzig 1927, Grethlein & Co. 360 S.

Relativ undicht und eben dadurch „bekömmlich". Bekömmlich auch einem mittleren Lesergeschmack durch jene sentimentalische erotische Konvention. Primitivstes Mittel, Atmosphäre zu machen durch Spielerei mit angelesenen Arabismen. Erstaunlich, wie spärlich bei Lichte besehen die Handlung trotz allen „plastischen" Gewimmels ist.

Das tolle Jahr. Von Ernst Schmitt. Jena 1927, Eugen Diederichs. 238 S.

Ein schönes, stilles, vornehmes Buch. Erziehungsroman. Auch in der Erotik bemerkenswert fein: nicht outrierte Sachlichkeit und auch nicht Staackmannerei. Wohnt in der Nachbarschaft der Ricarda Huch. Ein Buch ohne happy end!

Sturm überm Acker. Von Bruno Hans Wittek. Breslau 1927, Ostdeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H. 406 S.

Dialekt, Heimat. Vollkommen aufgelöst in Szenchen, nicht fortschreitend, sondern motivisch, additiv ohne Steigerung. Konsequent ein volkstümliches Präsens, das nicht papieren wirkt. Das Buch hebt sich bei Darstellung des Jahres 1848 in Wien (und gibt ein Jahr nach dem wiener 15. Juli 1927 zu denken, wie verschieden geglückte und mißglückte Aufstände gewertet werden). Ein demokratisches Buch.

Die Raben des Kyffhäuser. Von Robert Hohlbaum. Leipzig 1927, L. Staackmann. 392 S.

Demokratisch auch dieses. Roman der Burschenschaft und ihres Zeitalters, dialektgewandt, satt und saftig in der Aus-

Eine Manuskriptseite von Rudolf Leonhard

(Originalgröße)

[illegible] gerettet, [illegible]

Erster Soldat ~~Drei Soldaten~~: ~~Bravo! Bravo!~~ Bravissimo!

Ansager: Unseren angestrengten Bemühungen ist es gelungen, einige der Herren, die im zweiten Rennen starten wollten, zu bestimmen, ihre Meldung für das tolle Rennen zu geben —

~~[illegible]~~ Dritter Soldat: Das soll ja niemand vergessen!

Erster Soldat: Das Dorf! Das Feuer!

Vierter Soldat: Vorwärts!

Zweiter Soldat: Ja doch!

Ansager: ~~Das~~ Der Wettlauf wird gleich beginnen. Die Läufer finden sich schon am Startplatz ein.

Stimmen ~~[illegible]~~ auf der tollen Soldaten: Sie müssen schneller laufen als der Blitz!

Der Hund auf der tollen Soldaten: ~~[illegible]~~ Alles ist wieder ~~[illegible]~~ stürmen —?

☆ 3 Zeichen

füllung historischen Milieus. Nicht visionär, nicht überwältigend durch seine innere Dimension — aber ausgezeichnet in seinen Grenzen solider Verlebendigung. Trostlos, wirft man aus der hier überzeugend dargestellten Welt damaligen Burschentums einen Blick in die Jetztzeit. — Am besten gelingt die Mittellage. Grelles mißrät. Will sagen: ein österreichisches Buch.

Das Kaiserreich in Trümmern. Von Werner Bergengruen. Leipzig 1927, K. F. Koehler. 407 S.

Geschmacklos angekündigt von einem Verlag, der sonst Schlechteres bringt. Die im Waschzettel behauptete Art der Gegenwartsbeziehung ist glücklicherweise nicht zu spüren — dagegen tatsächlich Überzeitliches, Menschliches: Wie Odoakar zugrunde geht, das ist ausgezeichnet, ohne Süßlichkeit und ohne phobische Inversion falschen Heldentums. Alle Achtung vor diesem Buch!

Das Buch Rodenstein. Von Werner Bergengruen. Frankfurt a. M. 1927, Iris-Verlag. 263 S.

Alle Achtung auch davor. Kein historischer Roman — ein Bukett meist chronikhafter Anekdoten in Helldunkel, die durch das Band der Geschichte jenes Herrn von Rodenstein spukhaft und besinnlich zusammengehalten werden. Da ist eine starke Atmosphäre, da klingt ein starker Ton durch, ein starkes Empfinden schicksalhafter Untergewalten. Erfindungsgabe, ein knapper und schöner Stil — ich gebe ein Dutzend historisch-belletristischer Wälzer für dieses Buch.

Das Angesicht des Kaisers. Von Otto Gmelin. Jena 1927, Eugen Diederichs. 319 S.

Das Buch steht auf hohem Niveau. Hervorzuheben die ausgezeichnete Diktion. Die Darstellung sparsam und sachlich — und insofern modern, als man geneigt ist, diese Sachlichkeit als einen der (spärlichen) Gewinne unserer Zeit zu betrachten. Dennoch: wie zeitfern! Wieviel wird da an generellem und speziellem historischen Interesse vorausgesetzt! Bei allem Lob — etwas fehlt: die literarische Selbstexistenz. Das Angesicht eines hohenstaufischen Kaisers? Hekuba!

*

Meister Ekkehart. Von Hans Much. Dresden 1927, Carl Reißner. 435 S.

Greif. Von Juliane von Stockhausen. München 1927, Josef Kösel & Friedrich Pustet. 310 S.

Ein Einzelgänger: „Meister Ekkehart", ein Roman der deutschen Seele von Hans Much. Ein Roman? Nein. Der deutschen Seele? Da wollen wir doch sehr bitten. Der Autor soll ein bedeutender Wissenschaftler sein. Er bleibe es. Was er sagt, mag zum Teil gelehrt, zum Teil vielleicht sogar wirklich bedeutend sein — wie er es sagt, ist mit allem Nachdruck abzulehnen. Diese Technik halbgeklärten Sinns, dieses quälende Getue, in das jeder hineingeheimnissen kann, was er will, diese primitive Spielerei mit „Bannblicken" und geheimen Zeichen — genug! Zur Sache! Zur Sachlichkeit!

Und ein wirklicher Einzelgänger: Greif, die Geschichte eines deutschen Geschlechtes von Juliane von Stockhausen. Alle Achtung — das ist ein vollzunehmendes Buch einer vollzunehmenden Künstlerin. Vom Blickpunkt der Autorin gesehen — kein historischer Roman. Denn diese Adelige schildert Adeligenschicksale so durchaus als ihre eigenen, so durchaus als sie angehend (und darum: uns angehend), so ohne jede historische Distanz, daß diese Familienchronik aus dem napoleonischen Deutschland den Leser anmutet, als spielte sie in einer eigenartig versponnenen, in einer geträumten, in einer trotz allen Lärmens lärmfernen Gegenwart. So wird möglich und wertvoll, was aus der unüberbrückbaren Domestikendistanz etwa einer Courths-Mahler bei gleichem Thema unmöglich und wertlos bliebe. Über trennende Welten, über Abgründe der Gesinnung weg — man muß dieser Juliane von Stockhausen mit Respekt und Wärme begegnen. Hat sie mit ihrem Roman auch noch nicht, wie ihr Verleger es gern gesagt wüßte, ihre „Buddenbrooks" oder ihre „Forsyte-Saga" geschrieben — ich kann mir vorstellen, daß sie sie einmal schreiben wird.

*

Zu Ende? Zu Ende. Die Bilanz ist bei Licht besehen nicht so trostlos wie im vorigen Jahr: der Bezirk des historischen Romans ist nicht mehr nur Freistatt und Refugium epischer Impotenz — es tauchen neben den Dilettanten und Gesinnungsmachern doch schon einige starke und eigenwillige Begabungen auf, die vielleicht imstande sein werden, die steckengebliebene Karre wieder auf den Fahrdamm zu bringen. Der Unterstützung des gesichtlosen und durch eine skrupellose Waschzettelwirtschaft korrumpierten Publikums werden sie noch lange entraten müssen. Unterstützung durch die Verleger? Ich glaube, die drucken aus geheimen Gründen und nach einem geheimen Gesetz doch lieber „Mariska von Konstanz". Bleibt die Unterstützung durch die Handvoll Kritiker, die Bescheid wissen. Aber wer liest Kritiken? Wer hat — Hand aufs Herz — diese Kritik zu Ende gelesen?

Proben aus Stücken

„Der Mantel der Durga"

(indisches Märchenspiel)

Von Paul Gurk

(Diener kommen in die Halle, hüpfend, scheu, fallen auf die Erde, schlagen die Stirn, dann beladen sie sich mit den aufgestellten Beuteln und Kostbarkeiten und schleppen sie ab, immer verstohlen und im Hintergrund. König Sudraka, in einen goldenen Sessel zurückgesunken, betrachtet sie. Sein Blick ist dunkel und schwermütig.)

Sudraka (währenddes): Was ist mit dieser Luft? — Es tropft in ihr,
als habe eines untren Springbrunns Strahl
die Erde durchgespalten, wirble Unheil
empor und sprühe Mißtraun, das die Stunde
vergiften muß! Ich atme nicht mehr leicht,
ich atme ein, — und das ist schon Bedrückung! —
Und doch ist alles unverändert. Kunti
ist jugendschön, weich ihrer Wangen Pfirsich,
und ihre süße Stimme ist noch gleich
dem Perlensang des Vögelchens Kokila . . .
Die Weisheit, würdig, alt, durch Kaste schon
von Erdurfalschheit abgetötet, geht

zu meiner Seite in Subuddhi. Wem
ward jede Stunde Weisheit? Zwar: ich schlage
an seine Brust, — er gibt mir Weisheit — nur!
Doch wer verlangte rot und weiß zugleich? — —
Ich habe einen Feldherrn, blind, nur Schwert,
der nicht Gefahr des eignen Denkens hat,
nur Wille ist von meinem Willen. Schleuder
bin ich, er ist der Stein...
Ich habe einen Menschen,
der aller Meere Tiefen für mich pflügt,
der Reichtum sammelt wie die Biene Honig —
und doch in meinen, nicht in seinen Stock! —
Ich habe einen Sohn. Er ehrt mein Wort...
Weshalb dann drückt er mich wie eine Fessel!

Ich bin ein Krieger, nicht ein Buddha, der
die Zeugung klagend abschwört! —
Was doch hat
das Menschenantlitz mir vergiftet, daß
mir jedes Lächeln Maske wird, die fälscht,
und jedes Wort der Neigung trüber Klang
verstimmter Laute? —
Nein. Nichts ist. Nichts ist...
Und doch — es ist! Weil es nicht sichtbar ist,
drum ist es da...

(die Diener sind inzwischen, je nach Vollendung ihrer Arbeit abgetreten, nachdem sie vor dem König die Stirn geschlagen haben.)

33 1/3 %

Metaphysische Komödie in 3 Akten

Von Paul Gurk

Aus Akt II

(Das Nachtlokal, eingerichtet in der Kajüte eines Apfelkahns. Der Wirt, in speckiger Eleganz, asthmatisch schnaufend — einst der Frisör. Herr Franz als Spanner, einen faserigen Überzieher hochgeschlagen, bringt eine Partie: den livländischen Baron — einst der Fischermeister — hoch gewachsen, mit kalten Fischaugen, blaß, abgemagert, und die russische Großfürstin, in brüchiger Eleganz — einst die Frau des Fischermeisters. Banjokapelle. Am Eingang der riesige Nachtportier — sonst Lehrling Max.)

Herr Franz (zur Partie): Wollen gefälligst eintreten! Kolossale Stimmung! — Feinster Betrieb! Über den Wellen, geschaukelt von Sekt und Schönheit. Raum ist in der kleinsten Kabine! Auch die Spree hat Verdienste.

Wirt: Dummes Zeug, Franz! — Die Karte, meine Herrschaften! (legt die Weinkarte hin) Links Jarderobe... Jehn Sie aufs Brett, Maxe!

(Nachtportier schwer und doch geschmeidig ab)

Großfürstin (bewundernd): O — famoser Bursche! Geschmeidiger Bär. Muskeln!

Herr Franz: Die Pranke auf der Pranke, auf der Pranke (Banjomusik „Dreh' dich um!")

Baron (lächelt dünn): Fürstin haben perverse Neigung von Kaviar auf Rindfleisch!

Großfürstin: Besser als ein ausgelaugter Hecht! Und der Kaviar ist internationalisiert und proletarisiert! (gähnt) Und man kann nicht mehr schlafen! Und hat nichts mehr zu versetzen...

Baron: — seitdem die Welt versetzt ist...

Herr Franz: (begeistert) Oh — das entzückend wimmernde Banjo!

Wirt: Gehen Sie auf Tour, Franz!

Herr Franz (windet sich, knackt mit den Gelenken): Unmöglich, Herr Proprietär! Herbstlich ist die Maiennacht! Rein hart fällt der Regen auf der Überfahrt. Eine Minute Geduld zum Aufwärmen! Wenn ich erst die Nackttänzerin gesehen habe, eile ich mit Gier unter Ulmen zur spannenden Betätigung.

Baron (zum Wirt): Bringen Sie — das da! (zeigt auf die Karte. Der Wirt verneigt sich und geht) Sie da — (zu Herrn Franz) waren Sie etwa — im andern Lager — Herr Kamerad? Auch Offizier?

Herr Franz (verneigt sich): Zu dienen. Beobachtungsoffizier im Doppeldecker. Daher mein Name! Ja — Offiziere! Jetzt: Platz dem Geschlecht der Unruhe!

Großfürstin: Was tun Sie jetzt?

Herr Franz (schämt sich): Ihr Auge sagt, Gnädigste, welch häßlicher, kalter Mensch! Jetzt bin ich männliche Prostituierte in Geist!

Großfürstin (beschaut ihre Hände): Ja — wo blieb mein letzter Ring?

(Lärm draußen)

Wirt (nach außen schreiend): Maxe, decken Sie dem Angtree! Polente!

(polternde Schritte)

Du, Nackttänzerin, bind' dir 'ne Schürze um! Dreh' dem Jase ab! Ruhe, die Herrschaften! Sensation — ohne Angtree... Es wird gleich wieder helle.

Großfürstin (erregt flüsternd, Stille): Mein Gott — welche Emotion! Wie bei Kronstadt!

Max (hereinstampfend): Erledigt. Ich habe die Polizei ins Gebüsch getragen. Jetzt pfeifen sie und suchen nach der Bande.

Der Wirt (jauchzend): Licht an! Banjo! Lärm! Betrieb! Emilie, mach' die Schürze ab! Maxe, du bist die Seele vons Jeschäft!

Herr Franz (singt krächzend): Gern gäb' ich Reich und Krone hin für dich und deine Hiebe!

Großfürstin (mit offenem Mund, leidenschaftlich): Oh — das ist noch ein Mann! Proprietär, brauchen Sie ein Barmädchen — eine Nackttänzerin?

Wirt (kühl): Können Sie denn — saufen?

Baron (flüstert): Princesse Hélène...

Großfürstin (schluchzend) Ach — trinken ist das einzige, was ich noch kann!

(sie springt Max, der abgehen will, an den Hals und küßt ihn. Herr Franz hustet. Die Szene zittert. Banjokapelle spielt „Für dich!")

Herr Franz (hustend): Welch rührender Film! Neue Wege zu Kraft und Schönheit! Er startet! (die Szene löst sich auf).

Die Stimme des Herrn Franz (flehend): Heros — gib mir 50%!

Echo der Zeitungen

Stefan George

„An diesem 12. Juli wird Stefan George, der Dichter der Hymnen und des Algabal, des Jahrs der Seele und des Siebenten Ringes, der Übersetzer Dantes und Shakespeares 60 Jahre alt. Ein Meister und Erneuerer des Worts wie kaum ein zweiter neben ihm, ein Führer zum Geist, dessen Wirkung für die Selbstbesinnung der Nation heute noch gar nicht zu übersehen ist, Vorbild der Besten aus allen Generationen, die mit ihm und nach ihm heraufgekommen sind: so steht sein Bild vor uns, Bild des Dichters in einem so reinen Sinne, daß es heute schon fast etwas vom Mythos hat." Paul Fechter (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Bl. 315).

„Wollte man einem Fremden das Gefühl, das einen selber beherrscht, andeuten, so könnte man sagen, daß man diese Kunst vor anderer deshalb verehre, weil sie zugleich geheimer und zugleich offenbarer sei. Sie kommt aus unergründlicher Schaffensmacht und dringt durch zu leibhafteren Gestaltungen. Sie fließt aus einem Urquell und gelangt zu hoher Lichtigkeit. Vieles in der Wortkunst haben wir erst durch George neu fühlen gelernt: Das Schönste selbst in Goethes Lyrik, die Gestalt und den Seelenton Hölderlins, aber auch französische Meister, den von George herrlich übertragenen Baudelaire und Mallarmé. Nietzsches Philosophie gehört zum Fundament des Georgeschen Werks, aber etwas so Anderes hat sich gebildet, daß ein übereiliger Kritiker gegen den feierlichen Ton Georges die Stimmungen geltend machte, die Nietzsche spät gegen Wagner empfand. Dionysos und Apollo sind immerhin auch die Gottheiten Georges; dionysischer Grund und apollinische Leibhaftigkeit sind Merkmale seiner Lyrik." Ernst Blaß (Berl. Tagebl. 322).

„Wir wollen George nicht ableiten aus Herkünften und Bedingnissen, die er mit Tausenden teilt: obschon nicht ohne sie denkbar, ist er doch nicht aus ihnen erklärbar: er ist Rheinländer und Katholik und wurzelt durch die heutigen Geisteslagen hindurch bis in die Bluts- und Seelenschichten des alten Rom und der Kirche: von da sog er mit den tiefreichenden Wurzeln seines Herzens, nicht mit den Hirn- und Nervenfasern der historisch-ästhetischen Bildung die antiken und katholischen Substanzen: den Willen und die Kraft zum strengen Fug, zur festen Form, zur rhythmischen Weihe, zur glühenden Feier, zur heiligen Freude, zum hehren Dienst und zur gegliederten Herrschaft.

Aber sehen wir ab zunächst von den geschichtlichen Zeichen seines zeitlichen Daseins. Als deutscher Dichter unserer Tage vergegenwärtigt George menschliche Urtriebe, ewige Seinsarten, wie sie in solcher Reinheit und in solcher Einheit vielleicht nicht erschienen sind, seitdem Natur und Kultur sich getrennt haben, mindestens seit der Sonderung der geistigen Gaben und Berufe, seit der Ablösung des Tuns vom Wesen und des Könnens vom Müssen in der neuen Zivilisation: er ist zugleich und mit der lautersten Wucht Künstler, Priester, Prophet und Herrscher: all diese Schicksalsberufe hat es gegeben seit Beginn der Geschichte, aber nur selten sind sie in ganz einfachen Typen hervorgetreten, noch seltener sind sie in eines verbunden gewesen." Friedrich Gundolf (Berl. Börs.-Cour. 315 u. a. O.).

„Es muß uns klar werden, in welcher Weise wir uns Georges Entwicklung vorzustellen haben. Es ist nicht ein Fortschreiten auf gerader Linie von Stufe zu Stufe, auch keine zentrifugale Bewegung vom Zentrum des Kreises aus nach seiner Peripherie, sondern ein sphärisches Sichausbreiten, ein fortgesetztes Erobern und Verwalten immer neuer sphärischer Räume. Die unerhörte Folgerichtigkeit und Gesetzmäßigkeit, mit der dieses Sichausbreiten vor sich gegangen ist, setzt den rückwärts schauenden Beobachter in berechtigtes Erstaunen — noch viel erstaunlicher hingegen ist die Tatsache, daß ein jedes neue Buch Georges im Augenblick seines Erscheinens für einen jeden, selbst für die Nächsten, eine unerwartete, ja kaum geahnte Überraschung gewesen ist. Die Erklärung für dieses scheinbare Rätsel liegt einfach in der nahezu vollkommenen Naturgesetzmäßigkeit des Georgeschen Wesens, denn es ist uns zwar gegeben, das Naturgesetzmäßige a posteriori als solches zu erkennen, a priori jedoch nur in den allerseltensten Fällen." Henry von Heiseler (N. Zür. Ztg. 1249).

„Hier in dieser eminent sittlichen Willenshandlung liegt die Größe Georges. Und hier wird auch der Sinn seines Lebens und Werkes deutlich: die Erneuerung der Sprache ist der Weg des Anfangs. Aber hierin liegt schon das andere beschlossen. Er will die Sprache groß und festlich, voll Würde und Maß, um das Gesicht des Lebens, um das Gesicht des Gottes hineinfassen zu können; um aus ihr die Wohnung der Weihe, den Tempel des Gottes bauen zu können. Man kann den Willen

Georges und das Heroische der Leistung nur am ganz Großen messen, und an ihm kann man auch nur das Tragische seiner Situation verstehen. Die Bilder Georges zeigen eine Ähnlichkeit mit dem Bilde Dantes. Für Dante aber, den Sänger der göttlichen Reise, war das Werk gegeben mit der ersten Schau, und er konnte es in ruhig formender Arbeit groß aufbauen. Das Weltgebäude seinerzeit gab ihm den Raum für seine Visionen; der gesicherte Glaube Maß und Fundament. George aber hatte nichts als seine Berufung und den ehernen, Danteschen Willen zum Werk. Isoliertes Individuum im Chaos auseinanderfallender, entgötterter Zeit, mußte er sich seine Maße, seine Fundamente, seine Überwölbungen aus sich selber schaffen:

Ich bin der Eine und bin Beide,
Ich bin der Zeuger, bin der Schoß.

Dante durfte zu einem Volke reden und wurde von jedem Gliede verstanden. George mußte sich sogar wieder den Begriff Volk erschaffen; Gemeinschaft als Halter der dichterischen Schau und Weiterdröhnen der dichterischen Stimme. Ja, dieser kluftaufreißende Vergleich läßt sich bis ins Formale hineintreiben, und es läßt sich zeigen, weshalb Dante die Form des Epos wählen konnte, während George, Mensch heutiger, gespaltener Zeit, bei einiger Ehrlichkeit alle Formen außer der lyrischen ausschalten mußte." Peter Hamecher (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 159).

„Indessen ist er weder der große Zerstörer, noch der große Neuerer, weder irgend in einem Sinne modern noch revolutionär oder zukünftig. Hier springen keine Tore, beginnt nicht ein neues Zeitalter. Solcher Art ist nicht der Geist Georges. Er macht verschüttete Quellen wieder fließen, hebt vergessene Schätze, die alte ehrwürdige Sonne strahlt verjüngt, die alte Erde duftet, die Opfer und Gebete steigen auf in ewiger Inbrunst, die Weihe erfaßt ihn, erfaßt von neuem den Menschen, Feste erstehen und wieder brennen die Feuer, winden sich Kränze, lodern die Fackeln, ist der Markt von der heiligen Schwelle geschieden — wenn auch dies alles innerlicher, übertragener, nur im Geiste begangen wird und besteht. Aber die neuen Tore sind nicht aufgerissen, nie geschaute Himmel öffnen sich nicht. Eine antikische Größe wird gefordert und gewährt, ein zuchtvoller dantesker Stolz und eine Abkehr bis zum heldischen Groll wird beinahe Agens und Reagens dieses Lebens. Er gebiert den antiken Menschen in sich, weil er ihm wirklich und wesentlich verwandt ist, weil seine Sehnsucht dahin geht, ähnlich der Hölderlins, den er im Wort und in der Seele gleichwohl unendlich überragt. Wohl wird der lebendige Mensch gewonnen und in ihm das Göttliche geschaut; und es ist nicht der antikische Mensch und nicht der Gott des Alter- oder Christentums. Aber der Mensch und das Göttliche Georges sind gleichen Werdens wie der antikische und das antikische durch die Kraft seiner Verwandtschaft. Die Gestalt des Maximin ist eine Erhöhung eines Menschen in das Göttliche, genau so wie der Mythos den Herakles in die Gestalt eines Gottes erhöhte." Rudolf G. Binding (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 11. Juli).

Vgl. auch: Heinrich Goesch (Deutsche Allg. Ztg., Unt.-Beil. 315); Karl Hotzel (Deutsche Ztg. 158b); Hans Eckstein (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 187); Bruno E. Werner (Deutsche Allg. Ztg. 315); Will Scheller (Karlsr. Ztg., Wissensch. 29); Hans Franke (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 317 u. a. O.); Gert Buchheit (Ostpreuß. Ztg. 158); Hanns Martin Elster (N. Bad. Landesztg. 343 u. a. O.); Karl Wolfskehl (Berl. Börs.-Cour. 321); Arno Schirokauer, Frank Thieß (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 12. Juli); Heinrich Taschner (Württemb. Ztg. 161 u. a. O.); Robert Faesi (Bund, Bern 320, 322); Wolfram von den Steinen (Frankf. Ztg. 514 — 1 M.); Albert Saint-Paul und Albert Mockel (N. Zür. Ztg., Lit. Beil. 1249); Rudolf Henz (Germ. 315); Margarete Susman (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 160); Kurt Martens (Altonaer Tagebl. 157); R. Herbertz (Rhein.-Westf. Ztg. 353); Franziska Bram (Köln. Volksztg., Unt.-Bl. 523); Will Scheller (Köln. Ztg., Lit. 398 und Kasseler Post 191); Werner Kraft (Hannov. Kur., 15. Juli); Hans Strodel (Lüdensch. Generalanz. 162); Erich Jenisch (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 323); Peter Hamecher (ebenda); Alfons Fedor Cohn (Vorw., Unt. 325); Hans Sturm (Tag 166); Ludwig Marcuse (Köln. Ztg., Unt.-Bl. 378); A. Menter (Münch.-Augsb. Abendztg., Sammler 158); Dietrich Fähr (Kreuz-Ztg. 323); Peter Hamecher (Leipz. N. Nachr. 194); Ernst Müller (Stuttg. N. Tagbl. 320); W. T. „Werke des George-Kreises" (Deutsche Allg. Ztg., Buch 12. Juli); Hedda Oehlke (Bresl. Ztg. 193).

*

Rudolf Presber

Zum 60. Geburtstag (4. Juli)

„Rudolf Presber stammt aus Frankfurt a. M., wie Goethe, wie Friedrich Stoltze, die er von seinen Landsleuten am meisten liebt. Akquisitionen aus der alten Reichs- und Krönungsstadt haben bei uns immer noch einen Seltenheitswert; mir fällt nur Siegfried Ochs ein, unser Singemeister, den wir schon bis an die Siebzig jung gehalten haben. Sein Landsmann ist 1868 geboren; es soll ein hervorragendes Weinjahr gewesen sein. Presbers Großvater regierte als Bürgermeister in Rüdesheim, der Großvater mütterlicherseits

war Weinhändler. Rechnen wir hinzu, daß sein Vater deutsche Literaturgeschichte lehrte, daß in seinem Hause auch lebende Dichter verkehrten, so ist das Horoskop auf fröhliches Dichtertum gestellt. Presber der Knabe hat Wilhelm Jordan bewundert, der allerdings mehr lang als schön dichtete; Presber den Jüngling hat Mirza Schaffy zum Dichter geweiht, was wohl auch eine gewisse Neigung zu weltlicher Spruchweisheit veranlaßte. Ich entnehme diese Daten einem Buch, das uns der Jubilar zu seinem Geburtstag geschenkt hat: ‚Aus der Jugendzeit' (Deutsche Verlags-Anstalt)." Arthur Eloesser (Voss. Ztg. 154).

„Er gehört zu denen, die immer zwischen den Jungen und den Alten als Eigene stehen und gerade deshalb nicht so leicht und nicht so schnell dem Schicksal verfallen, literarisch alt zu werden. So steht Rudolf Presber, vielerfahren, weltweise, von einem innerlich bunten Schicksal, von Frauenliebe, Kritik und freimütiger Selbstkritik weidlich zerzaust, an der Schwelle seines siebten Jahrzehnts. Seelisch jung, aber hypochondrisch nach der Weise aller Humoristen, gilt seine Neigung heute wie je dem Wein, der geistigen Geselligkeit, den Kindern, der Treue des Hundes, dem erfrischenden Eindrucksreiz fremder Länder und vor allem den deutschen Menschen und der deutschen Heimat. In seiner Wohnung in Berlin wie in seinem Sommerhaus in Graal an der Ostsee sitzt er täglich, auch heute noch ein Phänomen des Fleißes, von früh an vor dem Schreibtisch, formend und schaffend als ‚fröhlicher Weisheit-Verkünder', wenngleich ihm, wie allen Besten unseres Volkes, das Nationalschicksal des letzten Jahrzehnts und die gespenstischen Drohungen der nahen und nächsten Zukunft oft fast den angeborenen Humor verschlagen möchten." Karlernst Knatz (Stuttg. N. Tagbl. 307).

„Eins bleibt ihm vom rheinisch Provinziellen her: die Freude am behaglich Kleinen, an der freundlichen Enge, die noch Originale erzeugt. In seiner Selbstdarstellung heißt es: ‚In all dem Lächeln und Spaßen über Kleinstadt und Kleinstädter, die von Kotzebue bis Blumenthal so köstlich anheimelnde Typen geliefert haben, liegt ein bißchen heimlicher Neid, lauert eine wehe Sehnsucht', und er malt, zwischen Autohupen und Rattern der Motorräder, das ‚Häuschen mit einem Gärtchen davor, in dem ein paar Obstbäume stehen mit Starenkästen am Stamm. Am Fenster Geranien, ein Spion davor. Und draußen die mäßig gepflasterte Straße, auf der langsam, auf schweren Rädern, eine wackelnde Pferdedroschke, ein Leiterwagen oder gar eine Kuh...'" Peter Hamecher (Deutsche Allg. Ztg. 305).

„Es ist aber auch gleichzeitig und immer wieder der große Ernst, der so menschlich bescheiden durchschlägt, das natürliche Pathos einer innerlich erregten Seele, die weder ihre Toten vergessen, noch auch ihre Erinnerungen verleugnen kann und weiß, daß die wachsenden Ringe des Lebens sich ineinanderfügen und getrennt voneinander gegenstandslos und wesenlos werden. So lebt ein Künstler im Leben und wird ein Leben durch den Künstler geadelt." Eugen Schmohl (Kreuz-Ztg. 309).

Vgl. auch: Stephanie Feuchtwanger (Württemb. Ztg. 153); Paul Zschorlich (Deutsche Ztg. 154b); D. E. (Deutsche Tagesztg. 309); Leipz. N. Nachr. (186); Berl. Börs.-Ztg. (30ff.); Anzeigebl. Heppenheim (154); Albert Herzog (Barmer Ztg. 156); Gustav Singerhoff (Bochumer Ztg. 154); Frankf. Generalanz. (140); Paul Zschorlich (Mecklenb. Tagesbl. 154).

*

Hermann Bahr

Zum 65. Geburtstag

„Das große Problem, das Bahr immer wieder in seinen Romanen beschäftigt, lautet, auf eine kurze Formel gebracht: ‚am eigenen Puls den Schlag aller Schöpfung zu fühlen'. Durch den Literaturforscher Josef Nadler ist zum ersten Male, für den Dichter selbst überraschend, darauf hingewiesen worden, daß dieses Problem im Grunde einem schlesischen Dichter wesensgemäßer sein müßte als einem österreichischen. Rein intuitiv hatte hier der Literaturkritiker das Richtige getroffen, denn wenn auch Linz an der Donau die Geburtsstadt Bahrs ist, so stammt er doch vom Vater wie von der Mutter her aus schlesischem Blut. Wie in Dostojewskis Roman ‚Die Brüder Karamasow' einer der Brüder bekennt: ‚Weit ist der Mensch, allzuweit, ich würde ihn enger machen!', so ist auch, nach Bahr, jeder richtige Schlesier ein Karamasow, dem die Flucht aus der Weite gelang, ‚ein im engen geborgener Karamasow'. Sich aus seinen inneren Weiten ins Enge zu ziehen, aber so, daß ihr Gehalt nicht ärmer, seine Spannung nicht lässiger werde, das ist bis zum heutigen Tage das Problem Bahrs geblieben." Wilhelm Meridies (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 154).

Vgl. auch: Ludwig Marcuse (Magdeb. Ztg., Unt.-Beil. 386 u. a. O.); Kurt Berendt (Deutsche Tagesztg. 337); Arthur Kahane (Berl. Tagebl. 332).

*

Fritz Bley

Dem Fünfundsiebzigjährigen

„Ein buntbewegtes Leben führte den greisen Fritz Bley durch vieler Herren Länder. Schon in seiner Jugendzeit beherrschte ihn der Wandertrieb und bestimmte ihn, kreuz und quer durch Nordamerika zu ziehen. Die Wiege dieses Mannes stand in Quedlinburg am Harz,

wo er am 23. Juli 1853 geboren wurde. Das Rauschen der Gebirgsbäche und der Wälder dieser schönen Bergheimat waren die Melodie seiner ersten Jugendjahre, später aber das Brausen der ostpreußischen Riesenseen, denn seine Eltern verzogen nach Ostpreußen. Der deutsche Osten ist also die zweite Heimat des Vielgewanderten, und darin mag wohl auch seine große Neigung zu Reisen in den Osten, nach Rußland und bis nach Sibirien hinein, teilweise ihre Erklärung finden. Aber nicht nur in den Norden der neuen Welt und später nach Rußland hinein und jenseits des Urals in die Taiga führten die Wege des Jägers und Forschers, auch in Ostafrika knallte Fritz Bleys Büchse — denn dort gründete er als Offizier und Pionier Wissmanns, des Unvergeßlichen, eine Farm, die ihm leider später durch Eingeborenenaufstände vernichtet wurde. Eine Reihe von Schriften zeugt von jener interessanten und recht abenteuerlichen Zeit, und auch in seinem Bändchen urwüchsiger, lebensvoller Gedichte ‚Horridoh' gedenkt er seiner schönen Farm im schwarzen Erdteil mit wehmütigen Worten. Unter seinen ersten Werken ist seine Abhandlung über moderne Kunst (1884) zu nennen, sodann aber sein Werk über deutsche Pionierarbeit in Ostafrika, das 1891 gedruckt wurde. Es folgten dann politische Abhandlungen über die Weltstellung Deutschlands. Seine politische Richtung kam auch in den ‚Zeitfragen' scharf zum Ausdruck. Die ‚Zeitfragen' waren eine selbständige Beilage der ‚Deutschen Tageszeitung', sind aber eingegangen. Die in diesem Blatt veröffentlichten zahlreichen Aufsätze des alten Politikers fanden größte Beachtung und führten dem nationalen Gedanken eine große Reihe von Freunden zu, besonders aber, weil Fritz Bley trotz aller politischen Schärfe in seinen Schriften gewöhnlich alles Verletzende vermied, so daß seine Ausführungen auch dem politischen Gegner Achtung abgewannen." Egon von Kapherr (Leipz. N. Nachr. 204 u. a. O.); Edmund Scharein (Deutsche Tagesztg. 342).

*

Johannes Volkelt
Zum 80. Geburtstag

„Ein reiches, weitgespanntes Leben, der Erkenntnis des Wahren und des Schönen gewidmet. Und noch immer arbeitet der Jubilar unermüdlich, ungeschwächt, trotz eines unwahrscheinlich hohen Alters, um den Ertrag von sechs Dezennien bewußten Erlebens, Schauens und Denkens in die Scheuern zu bringen. Ein verehrungswürdiger Mann, dessen Gestalt über schicksalsschwere Jahrzehnte hinweg, vorbei an mächtigen Umwälzungen in Leben und Denken, die geschäftige, aber innerlich zuckende und schmerzgesegnete Gegenwart mit einer Zeit verbindet, von deren äußerem Gepräge und Lebensgefühl wir uns heute kaum mehr ein auch nur annähernd zutreffendes Bild machen können. Die letzten Ausklänge der deutschen Klassik und Romantik, darüber die Anfänge der veränderten Welt, eine ganz lebendige Tradition Goethes und Hegels — die Generation vorher hatte die Großen mitten unter sich gehabt: welche Begegnung, welches Erinnern!
So wuchs Volkelt auf, von Kuno Fischer eingeführt in die Kantische Ethik und den deutschen Idealismus, von Friedrich Theodor Vischer gefördert — und doch schon gar bald fortgerissen aus diesen Kreisen hoher idealer Gesinnung, vom Strome der Zeit gepackt, vorübergehend hineingezogen in die Atmosphäre des Lassalleschen Sozialismus, Jahre der Unsicherheit und fortschreitender Klärung, Lektüre Jean Pauls, Grillparzers und Schopenhauers; erneuter Rückgang zu den Quellen, und nun ein für Volkelt wie für die ganze Zeit charakteristisches Umprägen der alten Gedanken, ein Anpassen an die positivistische Gesinnung: ein feiner, philosophisch gerichteter, im Historischen verankerter Psychologismus, der es ermöglichte, daß die Überlieferung als aktives Moment der Wissenschaft und dem Leben erhalten blieb." Georg Meyer (Hamb. Fremdenbl. 199). Vgl. auch: Paul Wittko (Schwäb. Merk. 336); Joachim Günther (Deutsche Tagesztg. 339); Georg Foerster (Deutsche Allg. Ztg. 337); Wilhelm Wirth (Leipz. N. Nachr. 203); Arthur Liebert (Generalanz. Stettin, Buch 198); Georg Foerster (N. Tagbl. Stuttg. 337); Kunz v. Kauffungen (Kreuz-Ztg., Zeitspiegel 13).

*

J. J. Rousseau
Zum 150. Todestag

„Im allgemeinen ist Rousseau ohne jedes klare System. Vielleicht lag aber darin seine ungeheure Wirkung! Er vereinigte in sich eine seltsame Mischung der verschiedensten Eigenschaften: ‚Ich will und will nicht, ich fühle mich zu gleicher Zeit als Sklave und als freier Mann, ich erkenne und liebe das Gute, gleichwohl tue ich Schlechtes, ich bin tätig, wenn ich auf die Vernunft höre, vermag aber nicht zu widerstehen, wenn die Leidenschaften mich fortreißen, und meine schlimmste Plage ist die, daß ich während des Fallens fühle, daß ich nicht widerstehen könnte!' Er war wirklich ein Mensch mit seinem Widerspiel, einer, der von Gegensatz zu Gegensatz stürzte und in positiven wie negativen Ekstasen schwelgte. Der junge Schiller ehrte ihn als heiligen Menschenbildner, andere hielten ihn für den leibhaften Antichristen, für einen Schöpfer allen Umsturzes auf Erden! Träumer und Apostel zugleich, reicht seine Wirkung bis in unsere Zeit und sicherlich noch weit darüber

hinaus ... diese Fernwirkung vollzieht sich — wie das ja in anderen Fällen, z. B. bei Shakespeare, auch zu beobachten ist, fast ausschließlich auf deutschem Boden. Hier wurde er das Fundament einer neuen Kulturform. In mannigfachen Wendungen und Wandlungen begegnen wir hier vertieft, erweitert, geläutert Rousseauschen Gedanken, Geist von seinem Geist. Kant und Herder, Goethe und Schiller sind ohne Rousseau unmöglich und undenkbar. Durch ihn und an ihm bildeten sich neue Grundlagen des Denkens und Erkennens, die Dichtung des deutschen Idealismus. Niemals sah er Deutschland, aber wir gewannen mehr von ihm, als wenn er unser Landsmann gewesen wäre. Wir haben ein Recht auf ihn, denn seine verschwenderisch ausgestreuten Anregungen trugen vielfache, vielfältige Frucht! Er war ein Heimatloser an der Grenze zweier Zeitalter; Große unseres Volks achteten ihn als unseren Lehrer; so sehr wir heute einzelnen Tatsachen wie Forderungen seiner Gedankenwelt kritisch oder ablehnend gegenüberstehen, seine merkwürdig flackernde Gesamterscheinung, eine der reizvollsten in der Geschichte des Geistes, ist aus den Grundlagen des 19. und 20. Jahrhunderts nicht wegzudenken." Paul Alfred Merbach (Kreuz-Ztg., Zeitspiegel 12 u. a. O.).

Vgl. auch: Otto Ernst Hesse (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 153); Peter Epstein (Berl. Tagebl. 309); Otto Forst-Battaglia (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 152); Franz Häußler (Tag 158); Hanna Hildesheimer (N. Bad. Landesztg. 336); Hermann Wendel „Rousseaus Nachhall" (Frankf. Ztg. 485 — 1 M.); Otto Adler „Rousseau als Preuße" (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 152); Dora Münch „Der Bürger von Genf" (Vorwärts, Unt. 307); Gerhard Budde (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 152); Paul Feldkeller (Leipz. N. Nachr. 183); Otto Forst-Battaglia (Hannov. Kur. 302/03); Heinrich Taschner (Rhein.-Westf. Ztg. 329); Walter Hammer-Webs (Ostpreuß. Ztg., Lesezimmer 152); Alfred Wolfenstein (Königsb. Hart. Ztg., Sonntagsbl. 305); bf. „Jean Jacques Rousseau zu Hause" (N. Zür. Ztg. 1206); Oskar Ewald „J. J. Rousseau in der Gegenwart" (Bund, Bern 300); T. G. Masaryk (Prag. Pr. 181); Cm „Die Forderung" (N. Zür. Ztg. 1209); Bernard Guillemin (Berl. Börs.-Cour. 305); Otto Ernst Hesse „Amour de soi" (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 153); Georg Foerster „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" (Deutsche Allg. Ztg. 304); Hanns Martin Elster (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 307); Eva Mertens (Schlesw. Nach., Nordm. 152); Paul Landau „Rousseaus Mission für das Geistesleben der klassischen Epoche" (Alton. Tagebl., Lit. Rundsch. 151); Otto Forst-Battaglia (Stuttg. N. Tagbl. 304); Paul Landau (Bresl. Ztg. 182).

*

Zur deutschen Literatur

Zu Simon Dachs Todestag („Ännchen von Tharau") schreibt Willi Beils (Karlsruher Ztg., Wissensch. 30). — An Klopstock erinnern Kg. (Deutsche Ztg. 175a) und W. E. Eckewart (Ostpreuß. Ztg. 153). — Über die Elegiker des 18. Jahrhunderts bietet Ernst Lissauer eine Betrachtung (Stuttg. N. Tagbl. 309). — Als ein „Vergessener" wird Maximilian Klinger (Pr. Lehrer-Ztg. 31) behandelt. — Bürgers „Schwabenmädchen" charakterisiert Anna Blos (Württemb. Ztg. 166). — Über Herder schreibt Walther Harich (Königsb. Allg. Ztg. 329). — Winckelmann, dem „Erfinder der Griechen", widmet Egon Friedell eine interessante Studie (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 158), mit Winckelmann und Stendhal beschäftigt sich Storbeck (Magdeb. Ztg., Montagsbl. 27). — Ebenda (29) teilt Werner Kirchner ungedruckte Briefe Siegmund von Seckendorffs an Knebel mit („Eine tragische Gestalt aus Goethes weimarer Hofkreise"). — Einen Aufsatz über Goethe legt Fritz Strich vor (Königsb. Allg. Ztg., Sonntagsblatt 341). — „Goethe am Alexanderplatz" zeichnet Hans Brennert (Berl. Tagebl. 345). — Goethes Briefwechsel mit Schiller würdigt Otto Heuschele (Stuttg. N. Tagbl. 342). — Über Goethe und Beethoven „Was ist deutsche Weltanschauung?" schreibt Kurt Engelbrecht (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 158). — Ein unbekanntes Gespräch mit Goethe (David d'Angers) teilt P. (Bresl. Ztg. 160) mit. — Goethe als Regisseur behandelt Kurt Bezold (Deutsche Tagesztg. 319). — Schiller zeichnet Eugen Kühnemann (Königsb. Allg. Ztg., Sonntagsbl. 353). — An Charlotte von Kalb erinnert Friedrich Burschell (Berl. Tagebl. 343 u. a. O.).

Die Entwicklungsgeschichte Heinrich von Kleists wird nach H. Menzel (Prag. Pr. 207) dargelegt. — Über Kleist und das Marionettentheater schreibt Kurt Roschmann (Stuttg. N. Tagbl., Jugend 8). — Dem Lebensroman David Ferdinand Koreffs geht William Frhr. von Schröder (Hamb. Fremdenbl., Lit. Rundsch. 201) nach. — Krankheit und Tod des Dichters Hauff behandelt Paul Holzhausen (Königsb. Hart. Ztg. 349).

Einen Besuch bei Hebbels Witwe schildert Irene Triesch (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 154). — Zu Annette von Droste-Hülshoffs Erzählung „Der Familienschild" bietet Heinrich Frhr. Droste zu Hülshoff (Deutsche Allg. Ztg. 327) die Wirklichkeitsunterlagen. — Über Ferdinand Freiligrath und den düsseldorfer Malkasten wird (Rhein.-Westf. Ztg. 370) gehandelt.

Die Keller-Ausgabe von Jonas Fränkel rühmt Hans Franck als mustergültig (Hannov. Kur. 356/57). — Die Jungfer von Wattenwil und Adolf Freys Roman über sie nimmt Fritz Ernst zum Thema (N. Zür. Ztg.,

Lit. Beil. 1337; vgl. auch 1396). — Ein Laube-Museum in Sprottau schildert Helmut Großmann (Bresl. Ztg., 10. Juni). — Aus einem Tagebuch Adolf Grimmingers macht E. Günther Mitteilungen (Staatsanz. f. Württemb., Bes.-Beil. 7). — Einen Besuch in Husum, der Storm-Erinnerung gewidmet, schildert Hermann Nagel (Deutsche Ztg. 159a), über Storms Lyrik bietet Ernst Lissauer eine beachtenswerte Studie (Berl. Börs.-Cour. 307, vgl. auch Stuttg. N. Tagbl. 308), bei der Tochter Storms weilt Josef Kliche (Vorw., Abend 326). — An Hans Hoffmann erinnert Ernst Ludwig Schellenberg (Deutsche Ztg. 178a).

Über die Arbeitsmethode Carl Hauptmanns („Ich plane niemals!") orientiert Walter Meckauer (Frankf. Ztg. 536 — 1 M.). — Zum Gedächtnis Hermann Essigs schreibt Frilich Ege (Rhein.-Westf. Ztg. 385). — An Martin Anton Niendorf erinnert B. A. (Deutsche Ztg. 156b). — Rilkes Leben zeichnet Arthur Silbergleit (Berl. Tagebl. 327), ebenda schreibt Siegmund Feldmann über Max Nordau. — Den einsamen Rilke schildert Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 179). — Der Gräfin Reventlow gedenkt Maria Nils (Berl. Börs.-Cour., 31. Juli). — Als einen „Denker der Zeit" behandelt Benno von Wiese (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 176), Franz Kafka. — Mit Gustav Sack beschäftigt sich Friedrich Rießner (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 323). — Nachrufe auf Hans Trog werden (Bund, Bern 318) und (N. Zür. Ztg. 1266) geboten. — Zum Gedächtnis von Max Scheler schreiben Wilhelm Haas und Erik Peterson (Germ., Ufer 23), Schelers Philosophie vom Menschen behandelt Karl Eschweiler (Münst. Anz., Weg d. Zeit 12).

*

Zum Schaffen der Lebenden

Einen Aufsatz über Hermann Stehr und seinen „Peter Brindeisener" leitet Börries, Frhr. von Münchhausen (Tag 175) mit den Worten ein: „Hermann Stehr steht neben Wilhelm Schäfer, Kolbenheyer, Schaffner, dem jüngstverstorbenen Federer und Ponten als eine der unerschütterlichen Säulen deutschen Schrifttums. Was alle diese Männer auszeichnet, ist, daß sie ebensoweit von der Literaten-Literatur und dem ästhetischen Gekünstele entfernt sind, wie von der Engigkeit und dem Dilettantismus einer gewissen deutschtümelnden Heimatkunst. Sie sind viel deutscher als diese, die sich so inbrünstig deutsch nennt; sie sind viel größere Künstler als die silbenstechenden, wortmosaikleimenden Inhaber gutgehender Schriftstellmachereibetriebe, die für den geistigen Mittelstand auch heute noch als Vertreter zeitgenössischen Schrifttums gelten." — Von Emil Strauß sagt Arthur Friedrich Binz (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 155): „Auch er ist einer jener Dichter, die unsere Jugendjahre mit ihren freundlichen Lichtern und melancholischen Schatten belebten, die oft allein uns halfen, den grauen Tag dumpfer Gebundenheit und manches Schülerelend zu ertragen, die uns nicht nur halfen, sondern uns sogar irgendwie lenkten und — formten. Es ist so merkwürdig still um Emil Strauß geworden." — In einem Aufsatz über Rudolf G. Binding von Lutz Weltmann (Bad. Pr., Lit. Umsch. 17) heißt es: „Berichte aus der Wirklichkeit sind die Poesie, die uns heute notwendig ist. Groß und fordernd reckt sich die Wirklichkeit vor uns auf. Sie will gestaltet werden. Auch Binding kann das Dickicht der Technik, der Politik, des Sports nicht übersehen. Aber er dringt durch diese Welt zu Herz, Geist, Seele des Menschen vor. Die darum nicht weniger existent sind. Man braucht Sammlung, um so adlige Poesie heute zu lesen. Aber man mußte es sich auch schwerer machen als andere, um sie zu schreiben." — Über Paul Ernst schreiben Magda Janssen (Tag 178) und Robert Welcke (Kreuz-Ztg., Zeitspiegel 13). Welcke sagt: „Hier enthüllt sich das Schicksal des Dichters, der seiner Zeit nicht mit dem aus eigener Brust und unter tödlichem Schmerz geborenen letzten und vollendeten Wort entgegentreten kann. Es ist ihm versagt. So trifft uns mancher Mißklang gerade dort, wo das Werk als Gedachtes uns zutiefst gefangennehmen sollte. Fehlt ihm also im strengsten Sinne das letzte dichterische Element, die wahrhaft ‚gebundene' Sprache und das selbstgeschaffene eigene Wort, so trägt er uns doch mit seiner Kraft und seiner Art und in seinem Klang — letztlich in seiner Form also — den Inhalt eines den höchsten sittlichen Kräften verbundenen Daseins zu. Und an seiner Sprache verrät sich recht der Mensch und seine Sendung." — Gottfried Benn wird von Peter Hamecher charakterisiert (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 154): „Benn, der Dichter und Wissenschaftler, ist die Auflehnung des freien Lebens, des Lebens als Spiel und Form und Mythos gegen das Gehirn und seine mathematischen Methoden. Przybyszewski hat in seiner ‚Totenmesse' dargestellt, wie das Gehirn wuchert und wächst und seinen Schöpfer, das Geschlecht, allmählich zerstört, auffrißt, vernichtet. Benn ist nicht so dekadent und so monomanisch wie der polnische Dichter. Aber er steht vor derselben Situation; nur daß er, dem Endpunkt näher, sie größer, tragischer, umfassender sieht, und daß sein Überwindungswille in seiner Schmerzhaftigkeit stärker ist. Was er, am Ende angelangt, träumt, ist der Rausch vom autonomen Ich: ‚Manchmal eine Stunde, das bist du; der Rest ist das Geschehen.'" — Einen Aufsatz über Robert Walter leitet Emil Strodthoff ein (Schlesw. Nachr., Nordmark 136): „Mit einem starken Schlag bricht Robert

Walter ins Gehege, in die Zunft der deutschen Dichter und Schriftsteller ein, die sich 1918 scheu und bedrückt hinter ihre Talente verkriechen, die, über Nacht aller Tradition und Ordnung ledig, ihre Stimmen für ein nebuloses Reich, dessen Umrisse schon sehr zudringlich, schon im ersten Beginn diskreditiert, in Erscheinung treten, einsetzen. Wohl spürt auch Walter den Atem der Zeit, den wüsten Riß der Leidenschaften, den glühenden Durst der Kondottieri, der Masse das Antlitz zu zeigen, kühn und groß, gewalttätig und doch gebietend — aber er ficht auf anderem Felde." — Herbert Eulenberg entwirft von Otto Brües (Deutsche Allg. Ztg. 348) ein Persönlichkeitsbild: „Schon sein Äußeres fällt einem auf: Ein sonderbarer, nicht mehr allzu reich umlockter Schädel wächst auf einer hohen, vom vielen Sitzen und Schreiben nach vorn gebeugten Gestalt. Unter der ständig gespannten Stirn blitzen einen zwei kleine listige Äuglein forschend an. ‚Pater Filucius' denkt man eine Sekunde. Aber dann mischt sich in sein verschmitztes Lächeln ein Zug von Güte, von Vielwissenheit und Nachsicht mit den Menschen, der einem ganz für ihn einnimmt. Auch daß er ein Kämpfer ist, sieht man ihm und seinem trotz der etwas eingesunkenen Brust robusten Körper wie seinen beiden langen Armen an, an denen ein paar zähe Hände hängen." — Als ein „Erzieher zur Freude" erscheint Max Jungnickel in Will Schellers Schilderung (Hess. Kur. 171). — Eine Studie über Max Brod veröffentlicht Max Spanier (Bresl. Ztg. 189). — Ebenda (206) schreibt Hermann Dahl über Heinrich Mann „Vom Einsamen zum Ehemann".

Zum 60. Geburtstag von Pater Expeditus Schmidt schreiben Paul Wittko (Augsb. Postztg. 151) und H. H. (Germ. 305), bei dem es heißt, der Gefeierte gehöre zu den wenigen Ordensleuten, die schon vor Umschwung der Verhältnisse in nichtkatholischen Kreisen geachtet waren. — Zu Eugen Kühnemanns 60. Geburtstag ergreift neben Paul Wittko (Hannov. Kur. 348/49), Elisabeth Darge (Bresl. Ztg. 209) und Siegfried Marck (Berl. Tagebl. 300) das Wort und sagt: „Als Biograph hat Kühnemann um das gerungen, was man heute Charakterologie nennt. Hier ist er in vieler Hinsicht Vorläufer und Bahnbrecher von wissenschaftlichen Richtungen, die freilich mit einem ausgeprägteren programmatischen Begriffsapparat, manchmal auch nur mit besseren Schlagworten gearbeitet haben. Er sucht als Biograph stets die Grundgestalt eines Charakters herauszuarbeiten, das, was Goethe das Urphänomen genannt hat. Er spürt nach der Idee des Menschen, wie sie sich in der Einheit von Persönlichkeit und Werk verkörpert. In diesem Sinne sind seine biographischen Werke durchweg Schöpfungen einer philosophischen, einer verstehenden Psychologie." — Zu Ottokar Kernstocks 80. Geburtstag erschienen Aufsätze von Karl Fuchs (Köln. Volksztg. 539), Friedrich Peck (Deutsche Tagesztg., Unt.-Beil. 345), Paul Wittko (Hamb. Corr., Unt.-Bl., 25. Juli); Fuchs nennt ihn einen Volksdichter in des Wortes wahrer Bedeutung, zeichnet auch den Einfluß seines germanistischen Wissens auf seine Dichtung nach.

Über Joachim Ringelnatz schreibt Grete Gillert (Kreuz-Ztg. 336 u. a. O.): „Hier, und an manchen anderen Stellen noch, legitimiert sich ein heimlicher Dichter, dem man wünschte, daß er sich mehr befreien möge von allzuvielem bedrängenden Firlefanz, von mancher nur leeren, satirischen Wilde-Manns-Geste, die er modisch agiert. Und um eben dieses heimlichen Dichtertums sei Ringelnatz auch einiges von dem verziehen, was selbst das Lachen nicht verzeihen machen kann."

Einblick in Gerhart Hauptmanns neues Drama gewährt André Germain (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 158). — Lion Feuchtwangers „Drei angelsächsische Stücke" wertet Hans Brecht (Altonaer Tagebl. 157) als Symptom der Verflachung.

Mit Nachdruck weist Agnes Müller-Brockhusen (Tag 170) auf Ina Seidels neues Buch: „Ihr jüngstes Buch aber, der ‚Brömseshof' (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart), ist bisher die köstlichste Erfüllung ihres Schöpfertums und ist doch nur eine stille Familiengeschichte von so einfacher Linienführung, so schlichtem klaren Stil, daß der an Kompliziertheit und Problematik gewöhnte Leser anfangs fast betroffen in sich hineinlauscht. Bald erlebt er jedoch, wie die Knospen der unscheinbaren Pflanze sich langsam mit Naturtrieb öffnen, entfalten und in herrlicher Blüte vollenden. Es ist unbedingt ein Naturerleben, was ihm zuteil wird, so paradox es auch klingen mag. Die tiefe Ursache hierzu liegt in der überaus starken Naturverbundenheit der Dichterin. In ihr wird die Seele der Natur lebendig, weil die eigene Seele sich als Teil des großen Ganzen, als Teil des Unendlichen fühlt. Naturgefühl und Unendlichkeitsgefühl, Bindung und Befreiung, sind bei Ina Seidel eine Harmonie, die ihrem Kunstwerk echt deutschen Klang gibt." — Stefan Zweig widmet Schmidtbonns neuem Buch „Mein Freund Dei" eine eingehende Studie (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 323): „So weiß Schmidtbonn holländische Hafenarbeiter zu schauen: wer tut es ihm nach? Aber Schauen verbindet nicht, Schauen belehrt nur. Das wahrhafte Wissen um jedes und alles ergibt sich nur aus Gemeinschaft des Schicksals, und so schließt er, der Schreibmensch, der Schriftsteller, der Dichter, diesen Männern in diesem Buch sich schicksalhaft an, um das klingende

Geheimnis ihrer Kraft zu lernen und in sich einzuführen. Den Stärksten von ihnen allen, den Riesen Dei mit dem Kinderherzen, wählt er sich aus, und wie nun die beiden, der arbeitende Mann der Gelassenheit und der schauende Mensch der Leidenschaft, in gegenseitiger Bewunderung einer den anderen zu übertreffen suchen, das wird, dargetan am Erleben einer Frau, zum bewegenden Geschehnis dieser überschwenglichen Geschichte. Unbewußt drängt Schmidtbonn, indem er sich diesen Menschen wählt, dem Urhaften entgegen, das er so oft schon gesucht." — Zu Otto Flakes Romanen liegen Aufsätze von Ludwig Marcuse (Berl. Börs.-Cour. 303 u. a. O.) und Georg Meyer (Königsb. Hart. Ztg. 352) vor, bei dem es heißt: „So ist Flake durch seine Natur prädestiniert, unserer Zeit den Spiegel vorzuhalten. Seine Bücher sind Gesellschafts- und Sittenschilderungen, die mitten ins Herz der alltäglichen Wirklichkeit treffen. Der Zwiespalt seiner Natur ist der Zwiespalt des gebildeten Bürgertums von heute." — Feinsinnig und liebevoll analysiert Arthur Eloesser (Voss. Ztg., Lit. Umsch. 28) Arthur Holitschers „Mein Leben in dieser Zeit". — Arnolt Bronnens Roman „Barbara La Marr" wird von Hans Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 156) beurteilt: „In der Form ist dieser Roman überaus stark. Drängender, brennender, packender kann beinahe nichts sein. Gespannt und spannend, erregt und erregend ist alles geschrieben. Inhaltlich ist dieser Roman beinahe gelungen. Beinahe entstand ein festgeschlossenes, hinreißendes Werk. Wenn nicht alles erreicht ist, so besiegte das kleinlich Gemeine des Stoffes den Dichter. Doch was übrig bleibt an Stofflichem, hauptsächlich aber der rühmenswerte Stil dieses Buchs, machen es lesenswert auf jeden Fall." — Alfred Brust wird (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 153) von Wilhelm Westecker gerühmt: „Brusts Gestalten weisen so unverkennbar bodenständige Einmaligkeit und Besonderheit auf, daß man ihn darum allein schon freudig begrüßt." — Paul Burgs neuen Roman „Die Brühlsche Terrasse" empfiehlt Ernst Lemke (Rhein.-Westf. Ztg. 338): „So darf man sich dieses Romans als der Leistung eines Dichters freuen, dem alle Mittel technischer Art ebenso zur Verfügung stehen, wie psychologischer Scharfblick und Verständnis für geschichtliche Ereignisse." — Mit Bruno Franks „Politischer Novelle" geht Fueß aus politischen Gründen hart ins Gericht (Deutsche Ztg. 178b).

Eine eingehende Studie über Hermann Onckens Geschichtswerk „Friedrich I. von Baden" schreibt Ernst Simon (Berl. Tagebl. 351): „Die Kunst des Menschendarstellers, die gerade deshalb so groß ist, weil ihr Meister nicht in der Biographie den Kern der Geschichtsschreibung sieht, verbindet sich in diesem Werk mit den besten Überlieferungen der editorischen Technik, die Oncken in seinem anderen großen Editionswerk ‚Die Rheinpolitik Kaiser Napoleons III.' in einer so zentralen Frage bewährt hat." — Über Hermann Wirths „Der Aufgang der Menschheit" urteilt Börries, Freiherr von Münchhausen (Deutsche Allg. Ztg. 339): „Das Buch ist von einem fast Unbekannten geschrieben, dem Eugen Diederichs seit Jahren die Möglichkeit zum Leben und Forschen gab, und der Hermann Wirth heißt. Vielleicht wird der Name einmal zwischen denen von Champollion, der zuerst Hieroglyphen las, Bastian, der die Wissenschaft von den Völkern aufbaute, Virchow, der die Urgeschichte organisierte, Bopp, der als erster den Gedanken der vergleichenden Sprachwissenschaft dachte, stehen. Denn dies Werk ist auch innerlich und abgesehen von seiner wissenschaftlichen Tendenz etwas ganz Ungeheuerliches an Gelehrsamkeit und wissenschaftlicher Phantasie."

*

Zur ausländischen Literatur

Über Molière schreibt Alfred Pillet (Königsb. Allg. Ztg., Sonntagsbl. 317). — „Balzac mis à nu" überschreibt M. K. (N. Zür. Ztg. 1388) fesselnde Betrachtungen. — Erinnerungen an Maupassant bietet Marius-Ary Leblond (Bresl. Ztg. 199). — Aufzeichnungen über Marcel Proust von Paul Morand werden (Magdeb. Ztg. 360) geboten. — Felix Bertaux' „Panorama de la littérature allemande contemporaine" nennt Fritz Schotthöfer (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 562) ein „Buch des Verständnisses". — Über den gegenwärtigen Stand französischer Dichtkunst orientiert Philippe Soupault (Hamb. Fremdenbl. 187). — Die geistige Struktur des französischen Theaters der Gegenwart erörtert Eberhard Moes (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 163).

Über Shakespeare auf der Guckkastenbühne plaudert Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 156). — Die größte Shakespeare-Bücherei der Welt in Washington schildert Waldemar Keller (Hamb. Fremdenbl. 187). — Als Sozialist wird Bernard Shaw von R. K. (Frankf. Ztg. 498 — 1 M.) behandelt. — Über Galsworthy und den Ausklang der Forsyte-Saga schreiben Walter Schmits (Köln. Ztg., Lit. 384) und Hanns Herrland (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 178), in Hinblick auf Galsworthy äußert sich fb. (Leipz. N. Nachr. 190) über das „Gesicht eines englischen Erfolges".

Ein Gespräch mit Pirandello teilt L. Raskay mit (Hannov. Anz., Aus Zeit 171). — Einen Besuch bei Benedetto Croce schildert E. Kamnitzer (Germ., Ufer 22).

Emanuel Swedenborg nimmt Emil Lenk zum Thema (Königsb. Allg. Ztg., Lit. Beil. 301). — Mit Sigrid Undset beschäftigen sich Heino Schwarz (Karlsr. Ztg., Wissensch. 28) und Eduard Korrodi (N. Zür. Ztg. 1379). — Den norwegischen Arbeiterdichter Johan Falkberget charakterisiert Karl Klenner (Arb.-Ztg., Wien 201). — Über den isländischen Dichter Gunnar Gunnarsson schreibt Kurt Voß (Hannov. Kur., Lit. Beil. 352/53).

Nikolaus Leßkows gesammelte Werke würdigt Otto Stoessl (Frankf. Ztg., Lit. Bl. 543). — „Schriftsteller, Rußlands privilegierte Schicht" ist ein Aufsatz von Wladimir Koropow (Berl. Börs.-Ztg., Kunst 155) überschrieben. — Die Bolschewisten als Literarhistoriker charakterisiert Max Fischer (Deutsche Allg. Ztg. 356).

Literatur in Belgrad schildert Milos Crnjanski (Berl. Tagebl. 315).

Über mexikanische Literatur unterrichtet Alfons Goldschmidt (Berl. Tagebl. 339).

Eine Einführung in Scholem Aschs „Onkel Moses" bietet A. Suhl (Sächs. Arb.-Ztg., Arb.-Kultur, 30. Juni).

* * *

„Aufmarsch der Jungen." Von Harald Braun (Tag, Unt.-Beil. 173).

„Weimar und die Deutsche Schiller-Stiftung." Von Artur Brausewetter (Berl. Börs.-Ztg., Unt.-Beil. 160).

„Pfälzer Stammesdichtung." Von Gert Buchheit (N. Bad. Landesztg. 343).

„Die Erneuerung der Bibliophilie." Von Hanns Martin Elster (Hamb. Fremdenbl. 208).

„Die künstlerische Suggestion." Von Karl Federn (Köln. Ztg., Lit. 370).

„Dortmund als Kunststadt." Spielplan und Publikum der Provinzbühnen." Von Richard Gsell (Rhein. Westf. Ztg. 344a).

„Vom Geist der Epik." Von Bernard Guillemin (Hamb. Fremdenbl. 194).

„Wandlungen der Geschichtsbetrachtung." Von Hans Harder (Köln. Volksztg., Sonntagsbeil. 513).

„Das Theater 1927/28." Von Julius Hart (Tag 183).

„Gerhart Hauptmanns Mutter." Von Lotte Hauptmann (Voss. Ztg. 355).

„Neue Grabbe-Briefe." Mitgeteilt von Carlheinz Hillekamps (Germ., Ufer 23).

„Quo vadis?" Kritische Gedanken zum Schluß der Staatstheater-Saison. Von Ferdinand Junghans. I. und II. (Kreuz-Ztg. 319 u. 320).

„Theater im Reich." Eine Situationsskizze. Von F. Junghans (Kreuz-Ztg. 343).

„Wesen und Aufgabe der deutschen Theatergeschichte." Von Hans Knudsen (Rhein. Westf. Ztg. 344).

„Der Dichter auf der Kurpromenade." Von Franz Leppmann (Hamb. Fremdenbl. 191a).

„Der Rhein als deutscher Mythos." Zu Ernst Bertrams „Gedenkbuch: Der Rhein." Von Reinhold Lindemann (Deutsche Tagesztg., Lit. Umsch. 330).

„Götzendämmerung des Dramas." Von Rudolf Paulsen (Deutsche Ztg. 171).

„Geschichtlicher Roman als neue Sachlichkeit." Von Walter Reinhardt (Köln. Volksztg., Lit. Bl. 508).

„Literat." Von Max Rychner (N. Zür. Ztg. 1337).

„Aus meinem literarischen Tagebuch." Aphorismen zur Dichtung. Von Wilhelm von Scholz (Köln. Ztg., Lit. 412).

„Das Elsässische Theater." Von R. A. Sievers (Berl. Börs.-Ztg., Unt.-Beil. 157).

„Publizist und Journalist." Von W. Spael (Germ., Ufer 23).

„Markt und Kultur des Buches." Von Hans Teßmer (Berl. Börs.-Ztg., Unterh.-Beil. 335).

„Vom Ursprung der deutschen Zeitung." Von Hans Traub (Köln. Volksztg., Sonntagsbeil. 495).

„Dichter und Öffentlichkeit." Ein Nachwort zur rheinischen Dichtertagung. Von Will Vesper (Deutsche Allg. Ztg. 327).

„Die Volksbühne am Scheidewege." Von Ehm Welk (Voss. Ztg., Unt.-Bl. 313).

„Dichter als Verdiener." Von Georg Witkowski (Leipz. N. Nachr. 202).

„Dichten als Beruf." Von Max J. Wolff (Königsb. Hart. Ztg. 347).

„Reinhardts Bekenntnis." Max Reinhardt über den Sinn der Schauspielkunst (Hann. Kur. 330/31).

„Selbsthilfe der Literatur. Notgemeinschaft deutscher Dichtung." Ein Vorschlag der Schiller-Stiftung (Berl. Tagebl. 339).

Echo der Zeitschriften

Der Kunstwart. XXXXI, 10. (München.) Den Möglichkeiten religiöser Kunst in unserer Zeit („Weltanschauung und Kunst") steht Wilhelm Michel skeptisch gegenüber:

„Wenn ein Maler Palette und Pinsel zur Hand nimmt, so ergreift er nicht beliebige, neutrale Werkzeuge, sondern er ergreift weltanschaulich geprägte Dinge, deren geistige Tendenz er weitgehend anerkennen muß, um überhaupt Lebendiges hervorzubringen. Dies ist ein Erklärungsgrund dafür, daß z. B. in einer widerreligiösen Zeit trotz besten Willens und starker persönlicher Überzeugung des einzelnen Künstlers keine Möglichkeit zu einer religiösen Kunst besteht. Wir konnten das in dem letzten Jahrzehnt beobachten, in den Fällen, in denen Künstler manchmal Heiligenbilder malten mit einem Pinsel, der noch an Haeckel glaubte. Zwar ist keine Frage, daß die Kunst die herrlichsten Verbindungen mit der Religion eingehen

kann; das ist in der Vergangenheit oft geschehen und wird in der Zukunft wahrscheinlich wieder geschehen. Es ist keine Frage, daß die Kunst zum religiösen Leben hin geordnet ist, genau wie Natur und Zeit ihren wahren und besten Ort in der Freude zu Gott haben. Es ist sogar keine Frage, daß die Kunst zu ihrer höchsten Macht und Wirklichkeit nur da gelangt, wo sie mit freudiger Einstimmung der Zeit ihre Geschöpflichkeit innerhalb der endgültigen Ordnung auslebt. Aber ohne die Zustimmung der Zeit, im Gegensatz zur Weltanschauung der Zeit ist ihr dies nicht möglich, und die private Überzeugung des einzelnen Künstlers vermag daran fast nichts zu ändern. Man überprüfe die zahlreichen Ansätze zu religiöser Malerei oder Plastik, die sich in der neuesten Kunst gezeigt haben. Kein einziger hat zu einem stichhaltigen Ergebnis geführt. Die Kunst hat heute nur die Wahl, entweder als Kunst lebensecht und zugleich unfromm zu sein, oder religiös zureichend und dabei als Kunst unlebendig. Wobei unter dem Begriff ‚religiös' in erster Linie das Christliche verstanden ist. Denn ich will nicht bestreiten, daß es mancherlei echte religiöse Regung in der vollwertigen, in der ‚künstlerischen' Kunst unsrer Tage gibt; aber mit dem Christentum haben diese religiösen Regungen fast nie etwas zu tun. Sie kennen wohl die Friedlosigkeit und Verzweiflung der Kreatur, aber nicht den Sieg des Geistes; sie kennen den herrischen Stolz des Menschen, aber nicht die Einordnung unter den oberen Willen; sie kennen das Dämonische, das geheimnisvoll Angreifende und Zerstörende, sie kennen das Ringen in der Finsternis, aber sie kennen nicht die Milde, die väterliche Majestät und Güte, sie kennen nicht die Ruhe auf entvölkter Höhe. Jedes Erzeugnis des landläufigen und künstlerisch so leblosen Devotionalien-Stils hat mehr religiös-christlichen Gehalt (im Sinne des wörtlichen Vorhandenseins) als etwa die religiösen Gemälde eines Nolde oder gar jener Kruzifixus von Ludwig Gies, der in München seinerzeit Aufsehn erregte und gegen den sich kirchliche Kreise mit vollem Recht gewehrt haben.

Wenn mit dem Gesagten die heutige Stellung der Kunst zur Religion zutreffend charakterisiert ist, so ist zur Vervollständigung der Schilderung nur noch anzufügen, daß diese Lage den Vertretern der Religion durchaus kein Recht gibt, einseitig die Kunst mit der Verantwortung für diese Lage zu belasten und ihr das Heraustreten aus der großen fruchtbaren Verbundenheit zum Vorwurf zu machen. Mit demselben Recht könnte die Kunst die Religion anklagen, weil sie von dieser aus der religiösen Ordnung entlassen, ja ausgestoßen worden ist, weil die religiösen Kräfte nicht mehr fähig sind, die Gewölbe des Domes wahrhaft, d. h. faktisch über das ganze Leben auszuspannen. In Wirklichkeit liegen die Gründe des Auseinandertretens von Religion und Kunst viel mehr in der Tiefe, jenseits des Ortes, an dem Kunst und Religion stehen. Das Auseinandertreten ist über uns verhängt und muß, gleich dem schweren geistigen Schicksal, das im Ganzen auf uns lastet, getragen werden. Je ehrlicher und williger, desto besser. Wir können nicht hoffen, an neue Situationen heranzukommen, wenn wir die gegebene nicht redlich durchlebt und zu Ende gelebt haben."

Hochland. XXV, 10. (München u. Kempten.) Joseph Plenk bietet eine aufschlußreiche Studie über „Astrologie als Tatsachenforschung". Er bewertet das Horoskop:

„Schon jetzt, nur aus der Würdigung des Horoskopes als eines eigenartigen Bildes einer wichtigen ‚Stunde' und ganz ohne Wissen über eine ihm zugeschriebene besondere Bedeutung — mit der sich ja die Astrologie seit je hauptsächlich befaßt —, können wir die Grenzen feststellen, die für eine solche möglicherweise bestehende Bedeutsamkeit des Horoskopes gelten müssen. Das Horoskop sagt nichts und kann nichts sagen über Geschlecht und Rasse, über die soziale Stellung und die Umwelt selbst, in die ein Mensch hineingeboren wird. Denn schon, daß es einem Menschen und nicht irgendeinem anderen Organismus — etwa einem Tier oder einer gesellschaftlichen Formung — gilt, muß man für seine Deutung wissen. Das Horoskop ist ja nur das nach der kosmischen Sternenuhr notierte Bild einer bestimmten Stunde, eines allerdings einzigen Augenblicks; es kann also nichts darüber aussagen, was für ein Geschehen zu eben dieser Stunde anhebt; in welches Geschlecht — im doppelten Sinn des Wortes! —, aus welcher Keim- und Blutbahn, mit was für einer Erbmasse jetzt und hier ein neues Wesen geboren wurde; wohl aber kann es möglicherweise Anzeichen dafür enthalten, wie zu eben dieser Stunde als ein irdisches, mit der Erde auch dem Kosmos eingegliedertes Stoffgebilde diese Erdmasse konstituiert war, in welcher Verfassung sie sich befand, das Auftreten welcher Anlagen, Eigenschaften, Neigungen, Kräfte usw. gerade begünstigt oder behindert war. Nur über diese Konstitution eines Menschen kann also sein Geburtsschema möglicherweise etwas aussagen, also über Entwicklungsbedingungen aus individualtypischen Zügen seiner Körper- und Seelenverfassung, weiterhin auch über solche Züge der zu ihm gehörenden Umwelt, aus der er herkommt und in die er hineinwächst."

Preußische Jahrbücher. CCXIII, 1. (Berlin.) In einer Studie von R. H. Grützmacher über Stefan Georges geistige Haltung liest man:

„Selten ist ein Dichter so anthropozentrisch und egozentrisch gerichtet gewesen, wie Stefan George auf seiner ersten Entwicklungsstufe; es fehlt alles Kosmische, Geschichtliche, Soziale. Diese geistige Haltung gemahnt an den Buddhismus mit seiner Ignorierung von Natur und Geschichte und der Konzentration auf das seelische Geschehen; sie erinnert an die griechisch-mönchische Zurückziehung von der Welt im Anachoretentum, unterscheidet sich aber von beiden Geistesrichtungen doch dadurch, daß sie all den Reichtum, den sie der äußeren geschichtlichen und sozialen Umwelt nimmt, in die Seele verlegt und dadurch dem Spiegel gibt, was sie der gegenständlichen Wirklichkeit entzogen hat. George wandelt in den Bahnen Nietzsches, welcher der Geschichte nur soweit dienen wollte, wie sie seinem Leben diente, der Ich und Du sich in seinem Zarathustra einen ließ: ‚Da wurden zwei zu eins‘, der auch den Kosmos und die Natur wesentlich nur als Gleichnisse seelischen Geschehens benutzte: ‚Flamme bin ich sicherlich.‘ ‚Glüht nicht das Eis meiner Gipfel noch?‘ —

Aber ein solcher Solipsismus und Anthropozentrismus ist undurchführbar. Wenn die Seele — nach jenem oben zitierten George-Worte — auch nur vorübergehend in ferne Zeiten und an andere Orte wandert, so wird sie diese nicht nur mit sich erfüllen, sondern auch umgekehrt von ihnen beeinflußt werden. George gesteht darum selbst zu, daß auch ihm bei der Ausgestaltung seines Werkes ‚ererbte Vorstellungen ebenso zu Hilfe kamen als die jeweilige Umgebung‘. Die von Gundolf bei Goethe vollzogene Unterscheidung und Verbindung von Ur- und Bildungserlebnissen trifft auch bei George zu. Redet dieser doch ausdrücklich von drei großen Bildungswelten, deren Einflüsse in den ‚Büchern der Hirten‘ spürbar seien. Er nennt jene zwar nicht bei Namen, aber meint deutlich die primitiv-antike, die mittelalterlich-christliche und die orientalische. Am schwächsten ist der Einfluß des Orients, dem ‚Die Hängenden Gärten‘ gewidmet sind: ‚Wandel der Seele geschah, als ich üppig und edel zu mir sich neigen den Wedel erster Palmen wiedersah.‘ George entnimmt dem Orient wesentlich die üppigen Bilder seiner Phantasie. Die Sererseide wie die Demanten stammen aus dem Osten; aber auch das ideale Denkbild des Herrschers und Priesters, Algabal, wie es George zunächst vertrat, weist in seiner Grausamkeit — gegenüber dem Lyder und dem vergossenen brüderlichen Blute — orientalische Züge auf, nicht minder in der absoluten Unterscheidung von der Menge und in dem Mysteriencharakter der Frömmigkeit des Priesterkönigs. Aber Orient in dem Sinne, wie er Schopenhauer und Wagner und selbst Thomas Mann beeinflußte mit der Auslöschung des Individuums, der Abkehr von der Welt, der Sympathie mit dem Tode, kurz gesagt, die ganze buddhistische Gedankenwelt, ist bei George fast ohne alle Spur. Auch fehlt es bei ihm an jeder Hinneigung zum Russentum, besonders im Sinne Dostojewskis; heißt es doch einmal: ‚Der Naturalismus ist den Russen der beständige Alpdruck.‘ George ist von allen hervorragenden deutschen Dichtern der Gegenwart der am wenigsten östlich eingestellte. Die Orientalisierung geht bei George kaum so weit, wie die auch schon außerordentlich begrenzte und sich mehr auf die Gestalt als auf den Gehalt beziehende in Goethes ‚Westöstlicher Divan‘."

Die Lese. 1927/28, 11. (Köln.) Curt Kohlmann erzählt, wie er zu dem Entschluß kam, Georg Hermanns Werke in die Sommerfrische mitzunehmen:

„Und der Entschluß war gut, denn in der Tat nimmt man in diesen Werken die ganze Welt der Großstadt aus Biedermeierzeit und modernsten Tagen mit sich. Ist's auch im wesentlichen das berliner Leben mit einigen vergnügten Ausflügen nach Potsdam und zu den Havelseen, das mit naturalistischer Treue widergespiegelt wird, so weint und lacht doch in allen seinen Romanen das Leben, wie wir jeder einzelne es rechts und links von uns sich abrollen sehen, ohne uns dessen wohl jeweils ganz bewußt zu werden."

Eine autobiographische Skizze „Etwas über Georg Hermann" von Georg Hermann schließt sich dem Aufsatz an.

Neue Schweizer Rundschau. XXI, 7. (Zürich.)

„Die Lyrik Valérys strebt von der Welt der Unruhe, des Instinkts, des Unbewußten, des Traums, der dunkeln Triebe, der drängenden Sinnlichkeit, der dämonischen Versuchung hinauf in die Welt der ruhenden Kontemplation, des klaren Schauens, des unbewegliche Seins, der reinen Form.

Die Sinnbilder seiner Seligkeit sind für den Dichter das Heraufsteigen des Tages (‚Aurore‘), die vibrierende Helle des Mittags (‚Cimetière marin‘), die regungslose Spannung der Säulen (‚Cantique des colonnes‘), das geduldige Reifen des Baumes (‚Palme‘). Alle diese in Licht gebadeten Visionen sind durchtränkt von Intellektualität. Es handelt sich aber nie um den Inhalt des Gedachten, sondern um das Denken selber in seinem bewegten Ringen um Klarheit. Und weil es das Denken eines Dichters ist, so ist es immer ein Denken über das Dichten, ein Sichtbarwerden des dichterischen

Prozesses. Und weil im Dichten das Leben selber sich verwirklicht, der Geist zu sich selber kommt, so schwingt durch alle intellektuelle und ästhetische Kühle des Verses das Beben einer nach Licht und Harmonie und Ewigkeit dürstenden Seele."

(Théophil Spoerri)

Archiv für das Studium der neueren Sprachen. LXXXIII, 3 u. 4. (Braunschweig.) Hans Marcus besucht londoner Dichter und gelangt auch zu Shaw:

„Da tritt der Dichter ins Zimmer, hochgewachsen, mit fast rosigen Wangen, trotz seiner 71 Jahre noch straff aufgerichtet. Schneeweißes, in der Mitte gescheiteltes Haar und ein schneeweißer Backen- und Vollbart umrahmen sein Gesicht mit der unter hoher Stirn vorspringenden, energischen Nase, über der, von buschigen Brauen halb verdeckt, sehr lebhafte, helle Augen hervorblitzen. Mit wohlklingender, tiefer Stimme begrüßt er mich und nötigt mich in eine Sofaecke. Rasch, beinahe jugendlich sind seine Bewegungen, mit denen er seine Worte begleitet.

Die Frage, was denn nach seiner Meinung Ziel und Sinn der Poesie sei, lehnt er mit lächelnder Entschiedenheit ab mit der Gegenfrage nach dem Sinn des Lebens überhaupt. Nach seinem Lieblingswerk unter seinen Dichtungen befragt, meint er, sie seien ihm alle gleich lieb: ‚The works of an artist are incommensurable.' Bald gebe ich es auf, ihm eine Reihe bestimmter Fragen vorzulegen, da er angeregt über allerlei interessante Dinge zu plaudern beginnt. Er erzählt mir, er habe Deutschland vor dem Kriege wiederholt im Kraftwagen besucht, sei jedoch seltsamerweise dabei nie nach Berlin gekommen. Vor Jahren habe ihm auch Gerhart Hauptmann einen Besuch abgestattet. Marxistische Gedankengänge hätten ihn in jungen Jahren stark angelockt. ‚I am no Marxist,' setzt er erläuternd hinzu, ‚I only demonstrate his mistakes; he changes the whole mind of the world.' So habe er allmählich international denken gelernt. Deutschem Geistesleben steht Shaw anscheinend sehr sympathisch gegenüber, wenn er auch — im Gegensatz zu vielen falschen Behauptungen, die er mir energisch dementiert — kaum ein Wort Deutsch spricht und nur hin und wieder einen deutschen Brocken in die Unterhaltung mischt. Wenn er auch Französisch etwas besser versteht, erklärt er doch offen: ‚I am a bad linguist.' Er hat in seiner Jugend viel fremdländische Literatur gelesen; aber vielmehr als diese hat ihn Musik beeinflußt. Von allen Komponisten schätzt er Mozart am höchsten. Die modernen englischen Bühnenerzeugnisse lassen ihn so gleichgültig, daß er kaum ins Theater geht. ‚I am behind the times, I am old,' meint er und lächelt dabei etwas wehmütig. Dagegen besucht er gern und oft das Kino, eine Tatsache, die wiederum anders lautende Zeitungsmärchen widerlegen dürfte."

Die Christliche Welt. XXXXII, 14. (Gotha.) In seiner Studie über Heinrich Lersch kommt Ludwig Bornemann auch auf Lerschs jüngstes Buch „Manni! Geschichten von meinem Jungen" zu sprechen:

„Es sind durchaus sachlich getreue Aufzeichnungen des Vaters, die wir lesen, und ungeschminkte Ausschnitte aus dem Familienleben. Nur ein einziges Mal fügt Lersch eine eigene Betrachtung zum Besten des Lesers ein, aber eine treffsichere, nämlich als der Knabe die Frage stellt, ob Dichten Leimen sei. Da sagt der Vater zum Leser gewendet: ‚Das zersplitterte, zerfaserte, verflogene Leben zusammenleimen, das ist Dichten!'

Der Leser wird sich durch die fünfzig Skizzen leicht und friedlicher hindurchfinden als durch ‚Mensch im Eisen'. Ich verrate nicht viel davon, lege nur auf zwei Stücke flüchtig den Finger. Man erfährt, in welcher Weise das Kesselschmiedgeschlecht reagiert, wenn Omas für Kinder, wenn sie noch einmal lügen, den Oberteufel malen, der den Lügner brät und frißt; und man lauscht dem jüngeren Bruder, der auf Capri, als abends das Krikri der Grillen einsetzt, trotz Mannis Einspruch versichert, daß die Sterne singen, und die ganze Familie in seinen Bann zwingt: ‚Die Welt in den Augen, die Heimat auf dem Schoß, sitzen wir noch lange auf dem fremden Dach in dem fremden Land; wir können nie wieder traurig werden, wir haben die Sterne singen gehört.'"

* * *

„Lessings Nathan im Lichte von Leibniz' Philosophie." Von A. Höltermann (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 7/8. Leipzig).

„Herder." Von Hermann Bahr (Preußische Jahrbücher CCXIII, 1. Berlin).

„Carl August." Von Franz Metzner (Der Türmer XXX, 10. Stuttgart).

„Unbekannte Gespräche mit Goethe." [‚J. P. Eckermann, Sein Leben für Goethe.' Von H. H. Houben.] (Der Wächter X, 5/6. Graz).

„Zu Goethes ‚Iphigenie'." Von C. Fries (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen LXXXIII, 3/4. Braunschweig).

„Zu Schillers Gedicht ‚Hektors Abschied'." Von C. Fries (ebenda).

„Zu Schillers ‚Pegasus im Joche'." Von C. Fries (ebenda).

„In Schillers Heimat." Von Adolf Wolfhard. (Der Wächter X, 5/6. Graz.)

„Auf den Spuren von Eichendorffs heidelberger Jugendliebe. II." Von Otto Michaeli (ebenda).

„Turnvater Jahn als Dichter und Kunstfreund." Von Viktor Kirchner (Die Lese, 1927/28, Heft 11. Köln).

„Christian Wagner in französischem Urteil." Von Wilhelm Kutz (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 7/8. Leipzig).
„H. von Gilm als amtlicher Kritiker." [Schluß.] Von Anton Dörrer (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen LXXXIII, 3/4. Braunschweig).
„Wilhelm Buschs Philosophie." Von Else Zurhellen-Pfleiderer (Die Christliche Welt XLII, 13. Gotha).
„Zum Andenken an Richard Voß." Von Friedrich van der Leyen (Die Lese, 1927/28, 11. Köln).
„Moritz Heimann zum 60. Geburtstag." Von Willy Haas (Die Literarische Welt IV, 29. Berlin).
„Moritz Heimann." Von Emanuel bin Gorion (Das Tage-buch IX, 28. Berlin).
„Georg Trakl." Von Fred Höntzsch (Ostdeutsche Monatshefte IX, 4. Danzig).
„Briefe mit Rainer Maria Rilke." Von Ilse Blumenthal-Weiß (Die Horen IV, 10. Berlin).
„Aus dem Nachlasse Rilkes." Von Martin Kaubisch (Ostdeutsche Monatshefte IX, 4. Danzig).
„Worpsweder Briefe." Unveröffentlichtes von Rainer Maria Rilke. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich von Oppeln-Bronikowski (Niedersachsen XXXIII, Juli. Bremen).
„Max Scheler zum Gedächtnis." Von Wilhelm Haas (Europäische Revue IV, 4. Berlin).
„Heinrich Federer †." Von Oswald Floeck (Der Türmer XXX, 10. Stuttgart).
„Stefan George." Zu seinem 60. Geburtstage am 12. Juli 1928. Von Franz Dülberg (Westermanns Monatshefte LXXII, 863. Berlin).
„Stefan George und sein Kreis." Zum 60. Geburtstage des Dichters. Von Conrad Wandrey (Deutsche Rundschau LIV, Juli. Berlin).
„Stefan George." Von Karl Wolfskehl (Die Neue Rundschau XXXIX, 7. Berlin).
„Graf Platen und Stefan George." Von Will Scheller (Die Horen IV, 10. Berlin).
„Stefan George." Von Luma (Der Deutschen-Spiegel V, 28. Berlin).
„Der Dichter Stefan George." Von Ernst Adolf Dreyer (Der Fackelreiter I, 7. Hamburg-Bergedorf).
„Zu Stefan Georges 60. Geburtstag." Von Walter Benjamin, Bert Brecht, Martin Buber, André Gide, Willy Hellpach, Friedrich Muckermann, Josef Ponten, Franz Rosenzweig, Albert Saint-Paul, Wilhelm Schäfer, Ruth Schaumann, P. Expeditus Schmidt, Oskar A. H. Schmitz, Ina Seidel, Friedrich Sternthal, F. Vielé-Griffin und Conrad Wandrey (Die Literarische Welt IV, 28. Berlin).
„Stefan George zum 60. Geburtstag." Von Paul Alverdes (Der Kunstwart XLI, 10. München).
„Das Bild Stefan Georges." Von Hans Dahmen (Hochland XXII, 10. München).
„Stefan George." Von Frank Thieß, Paul Wiegler, Karl Wolfskehl und Stefan Zweig (Die Literarische Welt IV, 29. Berlin).
„Gruß an Hermann Bahr." Von Stefan Großmann (Das Tagebuch IX, 27. Berlin).
„Hermann Bahr. Der Weg in seinen Dramen." Von Joseph Sprengler (Hochland XXV, 10. München).
„Walter Bloem." Von Georg Engel (Der Türmer XXX, 10. Stuttgart).
„Der Dichter Karl Maertin." Von Johannes Schlaf (Ostdeutschen Monatshefte IX, 4. Danzig).
„Will Vesper." Von Otto August Ehlers (Ostdeutschen Monatshefte IX, 4. Danzig).
„Über Friedrich Griese." Von Hans Franck (ebenda).
„Ottokar Kernstock." Von Marianne Thalmann (Radio IV, 43. Wien).
„Adele Gerhard zum 60. Geburtstag [8. Juni 1928]." Von Julius Hart (Die Lese 1927/28, 11. Köln).
„Bemerkungen zu Hofmannsthals ‚Turm'." Von Hans Heinrich Schaeder (Die Neue Rundschau XXXIX, 7. Berlin).
„Josef Ponten." Von Max Spanier (Das Rheinland IX, 7. Köln).
„Hans Carossa." Von Paul Winter (Deutsche Hochschulwarte VII, 12. Prag).
„Gottfried Benns Lyrik." Von Hermann Kasack (Die Horen IV, 10. Berlin).
„Grete von Urbanitzky." Von Curt Kohlmann (Die Lese 1927/28, Heft 10. Köln).
„Hans Friedrich Blunck, ‚Die Väter'." Von Curt Kohlmann (ebenda).
„Otto Brües." Von Curt Kohlmann (Der Türmer XXX, 10. Stuttgart).
„Friedrich Schnacks neue Romane." Von Walther Georg Hartmann (Der Kunstwart XLI, 10. München).
„Felix Brauns ‚Agnes Altkirchner'." Von Arthur Friedrich Binz (Hochland XXV, 10. München).
„Ein süddeutscher Dichter — Hans Carossa." Von Erich Lilienthal (Der Deutschenspiegel V, 29. Berlin).
„Politische Novelle." [Bruno Frank.] Von Thomas Mann (Das Tagebuch IX, 29. Berlin).
„Um Thomas Manns ‚Betrachtungen'." Ein Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Arthur Hübscher (Süddeutsche Monatshefte XXV, 10. München).
„Karl Söhle." Von Hans Christoph Kaergel (Die schöne Literatur XXIX, 7. Leipzig).
„Aufgebot der Persönlichkeit." Zum Werke Rudolf G. Bindings. Von Otto Maurer (Eckart IV, 6. Berlin).
„Herbert Eulenberg." Von Fritz Droop (Stadt-Anzeiger XXVI, 44. Mannheim).

* * *

„Shakespeare vor dem Forum der Jurisprudenz." Von Josef Kohler (Die Böttcherstraße I, 2. Bremen).
„Die erste deutsche Romeo-Übersetzung." Von Karl Brunner (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen LXXXIII, 3/4. Braunschweig).
„Evan Morgan." Von Karl Arns (Zeitschrift für französischen und englischen Unterricht XXVII. Berlin).
„John Galsworthy." Von Paul Wittko („Das Prisma." Blätter der Vereinigten Stadttheater Bochum-Duisburg IV, 30).
„Shaw und Hebbel." Von E. Rosenbach (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen LXXXIII, 3/4. Braunschweig).
„Englisches Lustspiel." [Zur Aufführung von ‚Finden Sie, daß Constance sich richtig verhält?'] Von Walther Landgrebe (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 57/58).
„Rousseaus Lebensgefährtin." Von Ernst Klarwill (Die Literarische Welt IV, 27. Berlin).
„Rousseau." Von Egon Friedell (ebenda).
„Unveröffentlichte Briefe." Von Emile Zola. Herausgegeben von Artur Rosenberg (Die Neue Rundschau XXXIX, 7. Berlin).

„Jacques Maritain und der Neuthomismus.“ Von Waldemar Gurian (Deutsch-französische Rundschau I, 7. Berlin).
„Neue französische Romandichtung.“ Von Ferdinand Lion (Die Neue Rundschau XXXIX, 7. Berlin).
„Das moderne Lustspiel der Franzosen.“ Von Walther Landgrebe (Baden-Badener Bühnenblatt VIII, 60).
„Der mystische Roman des Georges Bernanos. Von Karl Pfleger (Hochland XXV, 10. München).
„Felix Timmermans.“ Von Hans Gäfgen (Ostdeutsche Monatshefte IX, 4. Danzig).
„Was kann Dante dem Deutschen, besonders dem Ostdeutschen der Gegenwart bieten?“ Von Siegfried von der Trenck (ebenda).
„Der moderne Holberg.“ Von Ernst Alker (Der getreue Eckart V, 10. Wien).
„Leo Tolstoj und Romain Rolland.“ Von Alfred Hönßsch (Ostdeutsche Monatshefte IX, 4. Danzig).
„Vom deutschen Buch und der deutschen Presse in Sowjetrußland.“ Von Fr. W. Denro (Der Deutschenspiegel V, 29. Berlin).

* * *

„Das Drama Alfred Momberts.“ Von Richard Benz (Masken XXI, 21. Düsseldorf).
„Über den ursprünglichen Sinn des Dramas.“ Von Richard Benz (ebenda).
„Vom kultischen Sinn der Bühne.“ Von Rich. Benz (ebenda).
„Über die Kulturmission des Theaters.“ Von Helmuth Duve (Der Türmer XXX, 10. Stuttgart).
„Die deutsche dramatische Produktion 1927.“ Von Wilh. Frels (Die schöne Literatur XXIX, 7. Leipzig).
„Das Grundproblem der Inszenierung klassischer Dramen.“ Von Wolfgang Hoffmann-Harnisch (Der Neue Weg LVII, 14. Berlin).
„Max Mell, Schauspiele.“ Von F. Humbel (Die Besinnung II, 3. Aarau).
„Die Theaterkritik.“ Von Friedrich Rosenthal (Radio IV, 42. Wien).
„Das Wort.“ Von Wilhelm von Scholz (Saarbrücker Theaterblätter VI, 21).

* * *

„Die Antike und der deutsche Völkergeist.“ Zweite Rede. Von Rudolf Borchardt (Die Horen IV, 10. Berlin).
„Das Zeitalter der Aufklärung.“ Von Emil Ermatinger (Zeitschrift für Deutschkunde XLII, 7/8. Leipzig).
„Rheinische Dichter.“ Von Ernst Glaeser (Die Weltbühne XXIV, 27. Berlin).
„Das geheime Literaturgericht.“ Von Stefan Großmann (Das Tagebuch IX, 26. Berlin).
„Das münchener Literaturgericht.“ Von Stefan Großmann (ebenda 28).
„Werke der bildenden Kunst als Quelle von Dichtungen.“ Von Georg Herzfeld (Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literaturen LXXXIII, 3/4. Braunschweig).
„Genealogie des Kriminalstücks.“ Von Walter Heynen (Masken XXI, 20. Düsseldorf).
„Drei Soldaten.“ Zur Spiegelung des Weltkrieges in der Gegenwartsdichtung. Von Ernst Jünger (Eckart IV, 6. Berlin).
„Wie Dichter wohnen.“ Von Karl Otten (Schünemanns Monatshefte 1928, Juli. Bremen).
„Die Dichtertagung am Rhein.“ Von Josef Ponten und Erich Franzen (Die Literarische Welt IV, 28. Berlin).
„Das Wesen des Journalismus.“ Von Jules Sauerwein (Nord und Süd LI, 7. Berlin).
„Entwicklung des Dichters.“ Von Richard von Schaukal (Ostdeutsche Monatshefte IX, 4. Danzig).
„Vom religiösen, künstlerischen und philosophischen Sehen.“ [Schluß.] Von Werner Schultz (Die Christliche Welt XLII, 13. Gotha).
„Moderne Mariendichtung.“ Von A. Stockmann (Stimmen der Zeit LVIII, 10. Freiburg i. B.).
„Der Intellektuelle in der Politik.“ Von W. Thormann (Der Kunstwart XLI, 10. München).
„Mensch im Kriege.“ Die Frontbücher Ernst Jüngers. Von Hellmut Weishaupt (Eckart IV, 6. Berlin).
„Das Deutsch in Zeitungen.“ Von Walter Weilshäuser (Der Türmer XXX, 10. Stuttgart).

Echo des Auslands

Englischer Brief

Die Krise der gegenwärtigen englischen Literatur gelangt im Sammelband „Scrutinies“ (Wishart & Co.) unverkennbar, wenn auch etwas verworren zum Ausdruck. Eine Gruppe von meist jüngeren, meist unbekannten und leider auch meist herzlich unbedeutenden Kritikern hat sich hier vereinigt, um gegen einige der berühmtesten Vertreter der älteren Schriftstellergeneration (Barrie, Arnold Bennett, Chesterton, de la Mare, Galsworthy, Kipling, Masefield, George Moore, Shaw und Wells) ins Feld zu ziehen. Dieser Versuch, die landläufigen literarischen Wertungen umzuwerten, ist an und für sich gar nicht zu beanstanden, denn die meisten der in Frage kommenden Dichter werden, besonders was ihr späteres Schaffen betrifft, ohne Zweifel eher über- als unterschätzt. Aber der Feldzug macht, im großen und ganzen, einen recht kümmerlichen Eindruck. In der Hauptsache verlieren sich nämlich die Angriffe in einem Wortschwall, aus dessen ermüdendem Durcheinander von Gemeinplätzen und Albernheiten man kein zusammenhängendes Argument zu entwirren vermag. Selbst D. H. Lawrence, ein Schriftsteller, dem man die Kunst der literarischen Fehde gewiß nicht absprechen darf, wirkt hier in seiner Ablehnung der Galsworthyschen Romane kaum über-

zeugend, und Roy Campbell, der sich früher als geschickter Polemiker bewährt hat, erweckt mit seinem planlosen, sonderbarerweise in einer Lobrede auf T. S. Eliot gipfelnden Aufsatz über zeitgenössische englische Lyrik nur Zweifel an seinen kritischen Fähigkeiten. Einzig Robert Graves ist es in seinem Beitrag über Kipling gelungen, die Gründe seiner ablehnenden Stellungnahme klarzumachen, indem er die allgemeine Tendenz der Kiplingschen Dichtung übersichtlich zusammenfaßt und deren Schwächen auf geistreich-boshafte Art bloßlegt. Wenn der ganze Inhalt des Bandes diesen Ton einheitlich getroffen hätte, so ließe sich darüber weit günstiger berichten. Aber trotz seiner Unzulänglichkeiten besitzt das Buch dokumentarisches Interesse, zunächst weil die daran Beteiligten durch diese Mitarbeit, bewußt oder unbewußt, ihr Bedürfnis nach wirksamer Führerschaft bekundet haben. Außerdem verdankt das ganze Unternehmen seine Entstehung, wie Edgell Rickword, der Herausgeber, im Vorwort mitteilt, auch dem Mangel an maßgebenden literarischen Zeitschriften, in denen es möglich wäre, eine freimütige Kritik zu üben. Dieser Mangel ist bezeichnend für die hiesigen literarischen Verhältnisse, auf die er auch sehr nachteilig einwirkt. Das auffallendste Merkmal der heutigen englischen Kritik ist ihre Neigung, die Mittelmäßigkeit als Talent, das Talent als Genie anzusprechen. Äußerst selten kommt es z. B. vor, daß ein wertloses Buch aufrichtig und schonungslos als solches gebrandmarkt wird. (Der Grund dieser Tendenz ist wohl vor allen Dingen in der Strenge der Gesetzesparagraphen bezüglich Verleumdung zu suchen.) Dazu kommt noch, daß die zwei führenden literarischen Zeitschriften und fast die einzigen, die in dieser Beziehung überhaupt nennenswert sind — „Times Literary Supplement“ und „The London Mercury“ —, zwar wegen ihrer würdevollen Haltung alles Lob verdienen, neuen künstlerischen Strömungen aber eine akademische Vorsicht entgegensetzen, die bahnbrechende Autoren erst anerkennt, nachdem sie längst aufgehört haben, Bahnbrecher zu sein. Hohe Erwartungen erweckte die vom bekannten Literaten Desmond MacCarthy ins Leben gerufene Zeitschrift „Life and Letters“, aber die erste Nummer, die Anfang Juni d. J. erschienen ist, unterscheidet sich im wesentlichen keineswegs von den anderen schablonenhaften Revuen, deren Hauptmerkmal ihre Leblosigkeit ist. In ihrem sich krampfhaft an starre, traditionelle Formeln klammernden Inhalt sucht man vergebens die neuen Ausblicke, die schöpferischen Anregungen, die bei der Lethargie, die auf dem hiesigen Kulturleben lastet, am meisten not tun.

Um so bewundernswerter ist es also, wenn junge englische Schriftsteller, trotz der geistigen Öde, die sie umgibt, mit Arbeiten auftreten, die auf starke Triebkräfte schließen lassen. Zu den besten dieser neuesten Schöpfungen gehört der Roman „The Withered Root“ (Holden) von Rhys Davies. Dieser junge Schriftsteller hat schon früher einen Novellenband „The Song of Songs“ in beschränkter Auflage veröffentlicht. In diesen Novellen schilderte Davies die primitiven Menschen seiner Heimat im südlichen Wales. Diese entlegenen Gegenden, in denen das Englische noch immer eine fremde Sprache ist, haben nur wenige Schriftsteller verwertet. Außer Oliver Onions, der in seinem Roman „Canvas Town“ den Aufstieg einer Stadt an der Seeküste des nördlichen Wales mit gutem Verständnis für Land und Leute (allerdings vom englischen Standpunkt) beschrieb, ist Caradoc Evans wohl der einzige Autor, der vor Rhys Davies das Leben der Waliser behandelt hat, ohne einer süßlichen Romantik zu verfallen. Evans hat drei Novellensammlungen verfaßt — „My People“ (1915), „Capel Sion“ (1916) und „My Neighbours“ (1920) —, die viel Aufsehn erregten und unter seinen Landsleuten einen Sturm von Entrüstung hervorriefen. Was hier über die Walen berichtet wurde, war in der Tat weder erbaulich noch schmeichelhaft. In dieser Hinsicht ist der Vergleich mit Davies naheliegend, wie denn die Ähnlichkeiten zwischen beiden Autoren überhaupt auffallend sind. Beide sind Autodidakten, die als Ladenangestellte gearbeitet haben, und diesem Umstand ist zweifellos die düstere und verbitterte Grundstimmung ihrer Novellen zuzuschreiben. Beide haben es besonders auf das Muckertum der Landgeistlichen abgesehen, und beiden ist ein ungekünstelter, aber oft äußerst wirksamer Stil gemeinsam, dessen Ursprung wohl in der Bibelsprache zu suchen ist. Übrigens erzielt Evans ungewöhnliche sprachliche Effekte dadurch, daß er keltische Idiotismen wörtlich in englischer Fassung wiedergibt, wobei zu bemerken ist, daß er das Englische verhältnismäßig spät erlernte. Während aber Evans sich auf die Novellenform beschränkt hat, erbringt nun Davies mit „The Withered Root“ den Beweis, daß er den technischen Anforderungen auch der Romanform durchaus gewachsen ist. Den knappen und schmucklosen Stil, den er in seinen Novellen anwendet, hat er hier durch eine rhythmische, nuancenreiche, der breiteren Anlage des Werks vorzüglich angepaßte Diktion ersetzt. „The Withered Root“ schildert Jugend, Entwicklung, Aufstieg und tragisches Vergehen eines religiösen Fanatikers, der sich gegen die Anfechtungen der Sinnlichkeit hartnäckig aufbäumt und einen elenden Tod findet, nachdem seine fleischliche Begierde ihn überwunden hat. Das Buch enthält hinreißende Bilder aus dem Leben des Wanderpredigers, der durch sein feurig beredtes Wort

die Volksmassen in reumütige, ans Krankhafte grenzende Ekstasen zu versetzen vermag. (Belehrend ist der Vergleich mit den ähnlichen Szenen, die Sinclair Lewis in seinem „Elmer Gantry" beschreibt.) Auch die dumpfe Kindheit des Helden, der als Sohn eines Bergmanns und einer Säuferin aufwächst, wird mit erschütternder Anschaulichkeit wiedergegeben. Davies zeichnet nicht nur das ganze Milieu und die darin sich bewegenden Gestalten, sondern auch die verheerenden Seelenängste des einer verhängnisvollen Leidenschaft Erliegenden mit einem hohen dichterischen Können, das ihm einen Ehrenplatz in der jüngsten englischen Literatur zusichert.

Ein weiterer Erstlingsroman, der sich über das Mittelmaß beträchtlich erhebt, ist „Prelude to a Rope for Myer", als dessen Autor L. Steni zeichnet. Myer, der jüdische Kinobesitzer, fällt, ebenso wie der keltische Visionär in „The Withered Root", den dunklen Urgewalten des Geschlechts zum Opfer. Zwischen ihm und dem Mädchen, das als Spielzeug seiner Mußestunden dient, entsteht infolge der immer häufiger werdenden Zerwürfnisse ein schiefes Verhältnis, das in Myers von rätselhaften Trieben umnebeltem Geist die Keime des Bösen allmählich befruchtet und einen Boden vorbereitet, auf dem der Übergang von Gelüst zu Abscheu, von Abscheu zu Gewalttat unabwendbar wird. Dem Autor ist es nicht gänzlich gelungen, diesen qualvollen Prozeß und die damit zusammenhängenden pathologischen Momente mit voller Klarheit darzustellen, aber ohne jedes Glied in dieser Kette von Verirrungen deuten zu können, ahnt man, daß das letzte der Mord sein muß. Myer gehört eben zu jenen unglücklichen Geschöpfen, die für den Galgen prädestiniert sind. Die Welt, in der sich dieses Drama abspielt, ist die der londoner Mietwohnungen, wo Häuser und Menschen ein zweideutiges Aussehn haben. Aber obwohl dieses Milieu stimmungsvoll getroffen worden ist, haftet dem Ganzen doch etwas Unwirkliches an, das dem Bild der Großstadt im Hintergrund einen traumhaften und verschleierten Anblick verleiht. Dem Autor, dessen verfeinerte Wortkunst rühmenswert ist, kommt es offenbar nicht so sehr darauf an, Äußerlichkeiten zu beschreiben, als Seelenzustände zu zergliedern.

Zum Schluß sei auf den Roman „Ashenden" (Heinemann) von W. Somerset Maugham aufmerksam gemacht. Jahrelang beschränkte sich Maughams Tätigkeit fast ausschließlich auf Theaterstücke, mit denen er einen erstaunlichen materiellen Erfolg erzielte. Wohl infolge dieses Umstands wurde seine Bedeutung als Romanschriftsteller vielfach übersehen, besonders da er sich nicht, wie es erforderlich ist, um die Gunst des größeren Lesepublikums zu gewinnen und zu behalten, alle paar Monate mit einem Roman oder Novellenband meldet. In Wirklichkeit aber gehört Maugham zu den hervorragendsten englischen Erzählern der Gegenwart. Unlängst hat er, in einer Unterredung mit Frédéric Lefèvre, dem Herausgeber der „Nouvelles Littéraires", von Guy de Maupassant mit einer Begeisterung gesprochen, die über die Provenienz seiner eigenen Erzählkunst wenig Zweifel aufkommen läßt. In der Tat verfügt Maugham über eine vollendete Technik, die es ihm ermöglicht, ohne jede Spur von Effekthascherei äußerst dramatische Motive zu behandeln. Kein überflüssiges Wort, aber keine übertriebene Knappheit, eine wohlabgemessene Distanzhaltung, die das Charakterzeichnen keineswegs beeinträchtigt, — das sind die Hauptvorzüge der Maughamschen Erzählungen, und seine neue Arbeit bietet wiederum ein Schulbeispiel für deren glückliche Anwendung. Denn in „Ashenden" operiert Maugham mit allem Zubehör des Hintertreppenromans. Rein stofflich unterscheidet sich diese Geschichte von Spionage, Mordtaten, Geheimpolizei und ähnlichem kaum von den Machwerken eines Edgar Wallace. Dieses Material aber hat Maugham nicht nur restlos ausgenutzt, sondern auch durch seine sprühende Lust am Fabulieren und seine Fähigkeit, leibhaftige Menschen zu gestalten, geradezu veredelt. Überdies besitzt Maugham die bei den heutigen Erzählern seltene Gabe, seiner Fabel das Gepräge eines unmittelbaren Erlebnisses aufzudrücken. Das gilt besonders vom vorliegenden Buch, dessen Titelheld ein englischer Schriftsteller ist, der während des Kriegs als Geheimagent in der Schweiz wirkt. Da Maugham selbst eine derartige Tätigkeit ausgeübt hat, so dürfte manche der hier geschilderten Episoden auf seinen eigenen Beobachtungen beruhen. Maugham hat jedoch Wahrheit und Dichtung so kunstfertig verquickt, daß es ganz und gar unmöglich ist, zu entdecken, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Über Maugham als Romanschriftsteller hat der französische Kritiker Paul Dottin soeben ein Buch herausgegeben, — „W. Somerset Maugham et ses romans" (Perrin). Es ist übrigens ganz in der Ordnung, daß das erste Buch über Maugham, der in Paris geboren ist und sich in Südfrankreich niedergelassen hat, einen Franzosen zum Verfasser hat. Dottins Buch bietet einen guten Überblick über Maughams schriftstellerische Entwicklung und gibt nebst einer kritischen Würdigung seines gesamten Schaffens den Inhalt der einzelnen Novellen und Romane wieder. Aus dem Buch spricht eine Vertrautheit mit dem Thema, die auch bei einem englischen Literaten bewundernswürdig wäre.

London P. Selver

Südslawischer Brief

Neue Romane

In diesem Jahr feierte Jugoslawien den siebzigsten Geburtstag zweier seiner besten Dichter, des Dramatikers Ivo Vojnović und des Romanciers Ksaver Šandor Gjalski, den die vergleichende Literaturgeschichte gern den „kroatischen Turgenjew" nennt. Als Schriftsteller hatte er dieses Pseudonym erwählt, das sich von dem Heimatschloß seiner Mutter ableitet; als Obergespan des agramer Komitats, als Abgeordneter des kroatischen Sabors hieß er Ljuba Babić. Man kann ruhig sagen, daß er seit dem Tod August Šenoas die dominierende und wichtigste Erscheinung in der serbokroatischen Romanliteratur geworden ist. War Šenoa ein romantischer Historiker, so wurde Gjalski ein realistischer Romantiker und bekennt sich selbst, in seiner autobiographischen Skizze „Za moj život", als Schüler Turgenjews. Er hat im Lauf der Jahre eine große Anzahl Romane und Novellen geschrieben, die in einer Gesamtausgabe zu vereinen eine verlegerische Tat wäre, aber leider bisher nicht ausgeführt wurde. Genau vor vierzig Jahren wurde seine erste Arbeit gedruckt, im „Vijenac", und die Novelle nannte sich „Illustrissimus Battorych". Bald folgte das erste Buch, eine Sammlung von Geschichten, die alle in der Heimat des Dichters, in dem landschaftlich so schönen Zagorjen, ihren Schauplatz hatten, mit dem Titel „Pod starimi krovovi" („Unter alten Dächern"). Wie Fontane die Welt der märkischen Junker gezeichnet hat, so entwarf Gjalski in diesem Buch und in anderen aus dieser Zeit ein Bild vom Leben der Sliwowitzjunker, des kleinen, verarmten Landadels, der noch lateinisch parlierte, mit seinen politischen Ansichten im Vormärz haften geblieben war und gar nicht merkte, daß seine Zeit vorüber und eine neue Epoche ohne Standesprivilegien, ohne Bauernbedrückung, ohne Steuerfreiheit sich anbahnte. Gjalski stammte selbst aus einer aristokratischen Familie, aber er war über die Vorurteile dieser Welt, über die degenerierte Atmosphäre seiner Klasse hinausgewachsen, innerlich und äußerlich ein freier Mann geworden, der kritisch-schildernd, skeptisch-überlegen auf die Dinge dieser verblaßten Welt hinabsah.

Unter seinen historischen Romanen ist das Buch „Osvit' („Es tagt!") an erster Stelle zu nennen. Es schildert die wilden Tage der illyrischen Bewegung, als in den jungen Köpfen der erste nationale Stolz erwachte, die erste kroatische Zeitung gedruckt wurde und der Traum von einer Vereinigung aller südslawischen Völker und Stämme zum erstenmal in die Welt hinausflog. In einem anderen Roman dieser Art, „Za materinsku riječ" („Für die Muttersprache") betitelt, hatte er eine Fortsetzung zu dem erstgenannten Werk versucht. Vielleicht hatte Gjalski geplant, diese zwei Romane zu einer Trilogie auszubauen. Was er darin mit nationaler Begeisterung geschildert und begrüßt hatte, das wurde ihm eine Enttäuschung, als die jugoslawische Vereinigung endlich und tatsächlich geglückt war. In seinem letzten Buch, das vor zwei Jahren erschienen und „Pronevjereni ideali" („Veruntreute Ideale") betitelt ist, erzählt er seine Enttäuschung. Gjalski, ein Siebziger, steht noch nicht am Ende seines Schaffens, ist noch immer an der Arbeit. Der Platz in der Literaturgeschichte ist ihm heute schon gesichert. Er wird dort als Begründer des Realismus im südslawischen Schrifttum gelten, als der Dichter, der den ersten sozialen Roman im Kroatischen geschrieben hat.

Im Vorjahr feierte Borisav Stanković sein dreißigjähriges Schriftstellerjubiläum und in vielen Zeitungsartikeln und literarkritischen Aufsätzen wurde die Bedeutung dieses Schriftstellers gewürdigt, der in seinem Roman „Nečista krv" („Unreines Blut") die Tragödie einer dahinsterbenden Rasse beschrieben und mit diesem Werk vielleicht den besten zeitgenössischen serbischen Roman geschaffen hat. Die Sänger des kritischen Lobes erinnerten aus diesem Anlaß auch an das Volksstück „Koštana", das vor Jahren den Dichterruhm Stanković' begründet hatte und heute noch, nach so vielen Jahren, als das klassische Drama von Liebe und Leidenschaft auf dem slawischen Balkan gilt. Sie wiederholten den Inhalt des Stücks: Die heißblütige Zigeunerin Koschtana hatte mit ihrem Tanz und Gesang die kleine Stadt Vranje, die — nebenbei gesagt — die Heimat des Autors ist, in verliebte Aufregung versetzt. Alle Männer waren hinter ihr her, vor allen der reiche Kaufmann Mitko. Aber das Herz der Zigeunerin war nicht mehr frei, es war an den Sohn Mitkos vergeben. Der Vater, rasend vor Eifersucht, zieht mit seinem Gewehr aus, um den Sohn zu erschießen. „Ich habe ihm das Leben gegeben, ich kann es ihm auch jederzeit nehmen", sagt er und drückt damit eine patriarchalische Auffassung aus, die damals in Südserbien noch Geltung hatte. Der Don Carlos-Konflikt findet eine moderne Lösung: die Obrigkeit greift ein, sie geht nicht gegen den zum Mord entschlossenen Vater vor, sondern gegen die Zigeunerin, die nicht nur der Familie Mitkos, sondern der ganzen Stadt die Ruhe geraubt hat. Koschtana muß einen Zigeuner heiraten und in eine fremde Gegend auswandern. In finsterer Nacht geht es zur Stadt hinaus, die wilde Braut, die die erste Jugendliebe beweint, wird von ihren Stammesgenossen begleitet, die ihr mit Geigenmusik und lustigen Zigeunerweisen den Abschied erleichtern wollen. Nach

Koschtanas Ausmarsch kehrt wieder Friede in Vranje ein. — Die Jubiläumsartikel erzählten auch, daß Stanković für dieses Drama eine wirkliche Begebenheit verwendet, daß er die handelnden Personen nach lebenden Vorbildern aus seiner Heimatstadt gezeichnet habe und daß Koschtana keine von der Phantasie des Dichters erfundene Romanfigur sei, sondern tatsächlich existiert habe, heute den bürgerlichen Namen Ajdanowić führe und noch immer mit dem alten Zigeuner Makfut in einem kleinen südserbischen Dorf verheiratet lebe. Gleichzeitig wurde die Nachricht verbreitet, eine amerikanische Filmgesellschaft habe das Theaterstück Stanković um den Betrag von drei Millionen Dinar zur Verfilmung erworben. Kurze Zeit nach dem Schriftstellerjubiläum erschien nun die wirkliche Koschtana mit ihrem Mann in Belgrad und reichte bei dem dortigen Gericht eine Klage gegen den Autor ein, in welcher sie die Auszahlung eines Teils der Tantiemen und des Filmhonorars forderte. „Sie habe dem Dichter als Modell gedient," heißt es in der Eingabe, „sie müsse auch an dem Ertrag des Dramas beteiligt werden." Der interessante Prozeß ist noch nicht entschieden, Stanković bestreitet das Klagebegehren und meinte in einem Interview mit einer belgrader Zeitung: „Wenn Koschtana auf ihrer Forderung besteht und vor Gericht recht behält, dann hat jeder Mann aus Vranje, der auf den Namen Mitko hört, denselben Anspruch auf Beteiligung an den Tantiemen."

Die kroatische Erzählung verlor durch den Tod Franjo Horvat-Kiš' einen ihrer besten Repräsentanten, der in seinen realistischen Romanen und Novellen die traurige Welt der Ärmsten der Armen geschildert hat. Er war noch nicht fünfzig Jahre alt, als er der Tuberkulose zum Opfer fiel. Sohn armer Bauern, hungernder Student, Hilfslehrer in der Provinz, schließlich Hilfsbeamter in der agramer Universitätskanzlei, diese Etappen zeichnen seinen Lebenslauf. Sein erstes Werk war die Novellensammlung „Ženici", sein letztes die Reisebeschreibung „Istarski put", sein bestes die vom Verein kroatischer Schriftsteller herausgegebene Novellensammlung „Nasmijani udesi". Darin findet sich eine meisterhafte Erzählung, die Geschichte des kroatischen Studentleins, des begabten Bauernsohnes, die ein in kroatischen Romanen oft behandelter Stoff ist. Gjalski in „Osvit", Kovačić und viele andere haben sich an dasselbe Problem herangemacht, aber Franjo Horvat-Kiš hat es am besten, am packendsten, vielleicht auch am brutalsten gelöst. Sein Bettelstudent Luka Ščapec wird eine klassische Romanfigur bleiben. In der genannten Sammlung findet sich auch eine mit reizendem Humor geschriebene Autobiographie „Nešto o sebi", die beweist, daß Horvat-Kiš über gesunden, urwüchsigen Humor verfügte. Schade, daß er keinen satirischen Roman schrieb. Er wäre von den kroatischen Schriftstellern der einzige gewesen, der dies getroffen hätte.

Einen Roman aus den serbischen Kämpfen an der Salonikifront hat Stanislav Krakov in seinem Buch „Krila" geschaffen. Es ist die grausamste Schilderung des Krieges, die sich denken läßt. War diese Zeit wirklich so roh, so abscheulich? Das Buch beginnt in lyrischer Stimmung, schildert den Ausmarsch ins Feld. Zwei kleine Kurtisanen begegnen den Soldaten, zeigen ihr schönes, rundes Knie, denn sie haben sonst nichts, was sie den Helden schenken könnten, und werfen dem feschen Adjutanten Kußhände zu, denn der Kuß einer Kurtisane soll Glück bringen. Erschütternd ist das Kapitel von der Schlacht, der Schreckensruf, der durch die Reihen geht: „Der Kommandant ist gefallen." Beißend scharf, bösartig sind die Spitalszenen geschildert, die pflegetolle Baronin Ivon, — und wie schüchtern, zart und sittsam klingt nach den die Nerven peitschenden Schilderungen des Sturmlaufs gegen die feindlichen Gräben die resignierte Antwort des kleinen Leutnants: „Beim Sturm wurde ich verwundet."

An den Krieg erinnert auch die Sammlung des Vladislav Pandurović „Serbische Briefe aus dem Weltkrieg", die aus Kopien von Briefen zusammengestellt wurde, die aus Serbien kommend die wiener Zensur passieren mußten. Eine Schilderung des serbischen Unglückjahres 1915 hat Branislav Nušić in seinem Buch „Devetsto petnaesto" gegeben. Sie beginnt in Skoplje vor Mackensens Offensive und führt dann durch die verschneiten Berge über Prizren, wo in einer dunklen Nacht die serbische Königskrone vergraben wurde, über die Grenze, wo jede Hand ein bißchen Erde aus dem Heimatboden als Erinnerung mitnahm, in die kalte Fremde, ins Exil. Erschütternder wurde die Anabasis des serbischen Heeres, diese tragische Flucht aus dem Vaterland, noch nicht beschrieben, als dies Nušić in seinem Buch gelang. An die Jahre im Exil erinnert auch das Sammelwerk, das Rista Odavić unter dem Titel „Nada sprske Golgote" herausgegeben hat. Es ist eine traurige Anthologie des Schreckens und Grauens.

Aus der Feder Josip Kosors ist ein großer, modern-sozialer Roman „Razvrat" („Sittenverfall") erschienen, ferner eine sehr nette Reisebeschreibung „Atlantikom i Pacifikom", die den Leser von Lissabon bis Rio de Janeiro und Neuyork führt. Milan Begović brachte einen Roman „Dunja u kovčegu" heraus, der ins Deutsche übersetzt wurde und den Titel „Herz im Schatten" führt, außerdem eine Sammlung

kurzer Skizzen, Feuilletons und Dialoge, die in dem Buch „Nasmijana srca“ („Lächelnde Herzen“) vereinigt wurden. „Bojne Priče“ heißt ein Büchlein, das Branko Mašić zum Verfasser hat und in dem sich eine sehr gute Novelle „Mrtwa straža“ („Auf Vorposten“) findet, die von dem Leben des Freischärlers Gliša Gjorgjević erzählt und von den Kämpfen der Komitas gegen die Türken. „Direktor Prokič“ heißt ein zweites Buch desselben Autors, das von der Matica Hrvatska verlegt wurde, ebenso wie der Roman „Atentat“ von Dragan Bublić und die Novellensammlung „Za novim putem“ von August Cesarec. Unter dem Titel „Iskušenje“ („Versuchung“) hat Veljko Petrović fünfzehn Erzählungen zu einem Band vereinigt. „Djevojački grob“ heißt eine Erzählung Čiro Truhelkas aus dem bosnischen Volksleben. Von Slavko Ježić stammen ein vielumstrittener Roman „Die Ehe der kleinen Ra“ und eine zarte Novelle „Das Glück am See“. Gjuro Vilović nannte seine Novellensammlung, die ebenfalls im Verlag der Matica Hrvatska erschienen ist, „Zagaljeni životi“ („Verschlossenes Leben“). Ulderiko Donadini, der als Einundzwanzigjähriger mit einer Novellensammlung „Lude priče“ debütiert hatte, hinterließ zwei Romane „Sablast“ und „Vijavice“. Ein dritter „Kroz šibe“ war früher erschienen, ebenso eine Feuilletonsammlung „Kamena s ramena“. Obwohl auch diese literarische Brotarbeit von Talent zeugt, muß doch gesagt werden, daß Donadinis größte Begabung unstreitig auf dem Gebiet des Dramas lag. Zwei psychologische Novellen hat der junge Vladimir Janković unter dem Titel „Svetla u noći“ herausgegeben. Bei dem Preisausschreiben der Kunstsektion des jugoslawischen Unterrichtsministeriums erhielt die Erzählung „Miserere“ von Dušan Jevtić den ersten Preis. „Dogoreli krov“ („Abgebrannte Stätte“) heißt der neue Roman von B. S. Nikolajević, der im belgrader Apachenviertel Dorćala spielt und einen Sensationsprozeß der siebziger Jahre verarbeitet. Einen phantastischen Roman hat der junge kroatische Schriftsteller Mladen Horvat unter dem Titel „Prokleti Zin Anas“ geschrieben, unheimliche Novellen im Stil H. H. Ewers unter dem Sammelnamen „Strah“ („Die Furcht“). „Nojemova ladja“ ist die Novellensammlung des jungen Ahmed Muradbegović, „Afrika“ von Tomo Kumičić, ein Roman aus dem agramer Leben.

„Die Beichte einer Dämmernacht“ nennt Gjuro Vilović seinen Roman „Medjimurje“ im Untertitel. Ein sehr starkes Buch! Es erzählt die ewig alte Geschichte von der sündhaft-irdischen Liebe eines jungen Dorfgeistlichen zu einem schönen Bauernmädchen; auch der Schluß ist nicht neu: der Kaplan wird zur kirchlichen Vernunft gebracht, das Mädel vom Pfarrhof verjagt. Daß es zur Dirne hinabsinkt, macht das Ende tragisch. Der Autor beherrscht eine starke, wirkungsvolle Prosa. Ohne tendenziös zu werden, ohne bittere Anklagen zu erheben, läßt sich auch in einfachen Sätzen und schmucklosen Worten eine mutige Auffassung verkünden. In seiner Novellensammlung „Razgaljeni život“ behandelt Vilović ein ähnliches Thema: die Liebe des Weibes, die um jeden Preis siegreich bleiben will.

Vladan Gjorgjević, der nun Vierundachtzigjährige, Staatsmann unter König Milan, aktiver Zeuge einer Zeit, die schon als historische Vergangenheit gilt, schreibt an seinen Memoiren. Fünf Bände sollen bereits fertig sein, der sechste und letzte, der die Zeit des Weltkrieges behandeln wird, ist in Arbeit. Das ganze Werk soll erst nach dem Tod des Autors herausgegeben werden. Auch Pasitsch, der ewige Ministerpräsident und eingefleischte Zeitungsfeind, hat Memoiren hinterlassen. Einige Kapitel daraus wurden in belgrader Zeitungen veröffentlicht. Eine Buchausgabe liegt bisher nicht vor.

Vor mehr als einem Jahr starb in Agram die interessanteste und begabteste Schriftstellerin Jugoslawiens, Zofka Kveder-Demetrović. In den letzten Wochen vor ihrem Tod hatte sie noch ein Buch fertiggestellt: „Po putevima života“ („Auf den Pfaden des Lebens“). Es ist der Aufschrei eines gequälten Herzens, mit todgeweihtem Temperament, das noch einmal aufflackern konnte. In ihrem Nachlaß fand man mehrere Dramen, im Manuskript fertiggestellt. Unter ihren zahlreichen Werken ist der Roman „Hanka“ die beste Arbeit. Zofka Kveder-Demetrović war eine ungemein rührige Frau. Lange Zeit gab sie auch die führende Frauenzeitschrift „Ženski Svijet“ heraus und zeigte sich in ihren Artikeln als eine tapfere Vorkämpferin für die sozialen und politischen Rechte der modernen Frau. Sie beherrschte auch fast alle slawischen Sprachen, schrieb selbst einmal Skizzen tschechisch und entfaltete eine große Tätigkeit als Übersetzerin.

Erik Krünes

Kurze Anzeigen

Romane und Erzählungen

Gefangene der Erde. Roman. Von Oskar Maurus Fontana. Berlin 1928, Th. Knauer Nachf. 316 S.

Fontana, der Wiener von dalmatinischer Herkunft, beginnt diesen Roman in dem südslawischen Milieu seiner stärksten Novelle. Seine Stana ist eine Serbin aus dem Banat, ein auf ungesatteltem Pferd reitendes Naturgeschöpf. Sie ist „die Winzerin". Und wie alle Männer ihrer Schönheit nachstellen, wie der Zigeuner-Josef in der Nacht des Winzerfests sie überwältigt, das strotzt von Leben. Genau so lebendig ist dann der Teil, in dem Stana in einer dalmatinischen Garnison die Geliebte des k. u. k. Oberleutnants Tschabrunn ist und seiner tückischen Eifersucht entflieht (der Kameradschaftsabend in der Offiziersmesse ein ärarisches Miniaturbild der gewesenen österreichisch-ungarischen Monarchie).

Ein Sprung; Stana, das serbische Bauernmädel, ist Zivilisationsgeschöpf geworden, Gattin des in Wien wohnenden Türken Dr. Imer Bey, eines Spekulanten. Manchmal vergißt Fontana nun das, was seine Kraft ist, den Naturalismus, und er wird apokalyptisch. Als eine „sich verschenkende große Barbarin" sieht Josef, der Zuhälter von Dirnen der Kärntnerstraße, bei einem Gesellschaftsfest der Eitelkeiten im Zirkus Busch die ihm fremde Stana wieder. Eine lesbische Schauspielerin Bettina Kantz, ein baltischer Graf Zamekin, Prinz Anton in der Büßerkutte: viel Perversität, viel Entartung. „Als ein urweltlicher Berg ragte Stana in der Wüste des Jahrhunderts." Und sowohl Benvenuto Pollak, „der kleine Pollak" als ein Architekt, in dem man Adolf Loos erkennt, zählen zu den hundert Episodenfiguren dieser Wüste. Die Orgien der Dekadenz zerreißt der Krieg. Albert Einäugler tritt auf den Plan, ein junger Philosoph, dem der Krieg zur Qual ist, und der Hausgenosse bei dem internationalen Schieber Imer Bey wird. Stana haßt „die Städte und den Eros und die Menschen". Sie wird Pilot an der Front in Gallipoli. Seltsam sind sie, die „Unzufriedenen", und Albert, der „Vagant des Geistes", der „luziferische Empörer", voneinander angezogen.

Der Naturalismus Fontanas ist zwingend in Großstadtszenen um das Schicksal des Josef, der, bei einer Dynamitexplosion entmannt, aus den Dolomiten nach Wien zurückkehrt und seine Paschastellung zersprengt sieht. Naturalistisch ist auch das tragende Motiv der Schlußstudie: Stanas Suche nach Gallen, ihrem verlungerten und vertierten Sohn, dessen Vater Josef war. Sie kommt in die Klauen eines Erpressers. Eine Razzia im Bahnhof mit den Typen letzten Pariatums. Ein Mord, den Josef mit Komplizen verübt, und seine Selbstjustifizierung. Die Roheit des Nachkriegs, der auf München marschierenden Freikorps, die Albert schlagen und erschießen (man denkt an Gustav Landauer), und bei denen Stana ihren Sohn als Leichenplünderer findet. Sie stirbt, in ihrem Mutterschoß einen anderen, der halbtot war und wieder atmet. Oft gebraucht Fontana eine Metapher, die etwa die Bedeutung des Knopfgießers im „Peer Gynt" hat, von der Traubenmühle, in der die blutenden Beeren gepreßt, in die alle geschüttet werden. Die Metapher ist nahezu die einzige Verbindung mit der Stana, der „urzeitlichen" Winzerin des Anfangs. Und dennoch, ungeachtet dieses Bruchs, in seiner sinnlich-epischen Fülle bezeugt der mit dem Preis der Stadt Wien gekrönte Roman ein Talent, das außerordentlich ist.

Berlin — Paul Wiegler

Die Verliebten und ihre Stadt. Roman. Von Rudolf Hans Bartsch. Leipzig 1927, L. Staackmann. 275 S. M. 5,– (7,–).

In einem Vorwort sagt Bartsch, das Buch sei „wahrscheinlich" sein Abschied von der Kunstform des Romans, er werde hinfort sich mit der Novelle beschäftigen. Doch das will nicht so grausam unbedingt sein. Bartsch bleibt, der er ist, der von Musik durchtönte Frauenlob edlen österreichischen Stammes. Hier erzählt er wieder von Graz, seiner Stadt, in deren „geheime Mischung von gotischer Wunderlichkeit und Herbe mit italienischer Südlandsweichheit" er sich zärtlich versenkt, der „verlorensten allerletzten deutschen Stadt am Saum des Orients", deren „kräftiges Deutschseinwollen" ihn erschüttert. 61 Nachbildungen künstlerischer Photographien von Graz und Umgebung begleiten den Text, aus Gärten und Parks, Architekturaufnahmen (darunter die düstere Pracht des Ferdinandeischen Mausoleums), von Straßenwinkeln und Höfen und steierischer Berglandschaft. Auch eine Photographie „am Grenzstein" gibt es, ein grazer Wandervogelmädel, das sehnsüchtig in das verschlossene Gebiet von S. H. S. hinübersieht. Das Mädel hat einen Namen erhalten, Christine Rosmarie, und es ist eine Liebende. Liebt den Wolfdietrich (Freiherrn von) Altenau, einen Bartsch-Mann mit Aristokratenprofil, den „Kapitän Nemo von Graz", Nachkömmling eines medizeischen Erzbischofs und einer Salzburgerin, Ingenieur und Auslandsreisenden für Boehler-Stahl, einer, der die amerikanisierte Zeit und den „weißen Affen" der Jazz-Bar haßt. Die beinahe noch Minorenne wird Wolfdietrich zu eigen. Aber er ist ihr untreu mit der Tänzerin Roxane, Rocki Hochstein aus Wien IX, und erst nach all der Sinnlichkeit und schmerzlichen Schwärmerei solcher bittersüßer Bartschscher Liebesgeschichten kehrt die Christel von ihrem Verlobten, dem Musikstudenten Lill, zu Wolfdietrich, den sie nicht lassen kann, zurück. Eine besondere Figur der ehemalige Apotheker Eligius Mappe, Christels „Feiertagsonkel". Welcher Farben die Prosa Bartschs fähig ist, wird spüren, wer seine Schilderung der Fronleichnamsprozession von Rosenberg und Stift Rain liest. Ein ganzer österreichischer Sommer blüht darin.

Berlin — Paul Wiegler

Die Schmach des Kreuzes. Roman. Von Peter Dörfler. I. Band 1927. 327 S.; II. Band 1928. 461 S. München, Jos. Kösel & Fr. Pustet.

Peter Dörfler zum 50. Geburtstag (am 29. April 1928). Ein Almanach. Ebenda. 130 S.

Unter den Huldigungen, die Peter Dörfler, dem Volks- und Historienerzähler, zum 50. Geburtstag im Verlagsalmanach dargebracht worden sind, lesen sich für den mit dem Schaffen Dörflers schon einigermaßen Vertrauten nach der Frist einiger Monate jetzt noch immer mit besonderem Reiz die grundsätzliche Betrachtung „Priester und Dichter" von dem Hochland-Redakteur Friedrich Fuchs und die Hexameter-Idylle „Rigi-Klösterli" von Ruth Schaumann; unvergeßlich bleibt mir persönlich in dieser autobiographischen Idylle, die die erste Begegnung der Dichterin mit dem väterlichen Freund darstellt, z. B. das fünfte Stück, „Der Morgen" betitelt, die lyrische Beschreibung einer Rast zwischen Blumen und Tieren am Bergeshang . . .

Dörflers neuer Roman ist wieder einmal ein riesiger historischer Fries: byzantinische Geschichte des 7. Jahrhunderts, die breit geschichtete Historie von Kaiser Heraklius,

der auszog, das aus Jerusalem geraubte heilige Kreuz den Persern wieder zu entreißen. Den ersten Band füllt die Geschichte der Rettung und Festigung des Reiches durch Heraklius aus unsäglichem inneren Verfall. Der zweite Band, dem wir an dieser Stelle unsere besondere Aufmerksamkeit schenken sollen, erzählt die abenteuerlichen Kriegsfahrten des Heraklius in Persien herum, die Belagerung Konstantinopels während der Abwesenheit des Heraklius, die triumphierende Wiederkunft des geretteten Kreuzes, den Ausgang des Heraklius-Lebens, niedergedrückt von den Glaubensstreitigkeiten und dem Arabereinfall, erhoben wiederum in den leidvollen Glanz der allgemeinmenschlichen Sinndeutung des Kreuzes, das ja nicht ein Weltreich des Triumphes zu begründen hat, sondern das Seelenreich des opfervollen Kampfes zu Gott hin.

Ein Heraklius-Roman, aber kein Herrscher-Roman psychologischer Problemvergegenwärtigung. Eine Fülle rasch abrollender Bilder und Schilderungen des historischen Verlaufs, aber keine historische „Neusachlichkeit". Dörflers Roman ist ein Buch religiösen Heroentums, ein christliches Heldenepos, kein „moderner" Roman. Christliches Heroentum: männliche Herausstellung der Kämpfe, der körperlichen und strategischen Kriegsleistungen (die prachtvoll klare Schilderung der Belagerung von Konstantinopel z. B. in allen Einzelheiten!), aber alles Heldische zugleich gesehen vom Blickpunkt christlich-religiöser Geschichtsdeutung her. Es geht um Sieg oder Niederlage der christlichen Idee, nicht um die Persönlichkeit des Heraklius als solche; es geht um Schmach oder Freiheit des Kreuzes als des realen Heilsunterpfandes der Welt, nicht um abenteuerliche Kriegszüge unter dem bloßen Vorwand eines religiösen Symbols. Eine ungeheure Bilderschau der christlichen Heilsgeschichte, sinnbildlich zusammengefaßt in der Kolossalfigur des christlichen Moses, der Kaiser Heraklius heißt...

Dörflers Erzählkunst ist, technisch entsprechend, die eines alten Heldenbuchs mit heutiger Einzelvorstellung: Alles bewegt sich im Sichtbaren; hintergründige Probleme werden vermieden; problematische Naturen erläutern sich selber; die Handlung läuft freiherrlich-objektiv ab, mit selbstsicheren Wendungen; statt listiger Verzahnungen der großen Schilderungsblöcke taucht das naive Kunstmittel pseudodramatischer Stimmen auf: eine Reihe geschickt, nach vorwärts und rückwärts ausschauender Ich-Berichte. Der Ton des Ganzen klingt gedämpft wie ein Klassizismus hohen Ranges: aus weiter Ferne mußte ja das großartige Schauspiel christlicher Heldenzeit in unsere Gegenwart, die den Begriff dieses byzantinischen Heldentums nicht mehr besitzen kann, herbeibeschworen werden...

Köln — Martin Rockenbach

Tannerhütte. Der Roman einer Sozialisierung. Von Felix Pinner. Hellerau bei Dresden 1928, Avalun-Verlag. 307 S. Geb. M. 7,50.

Meine Aufgabe wäre hier, mich mit den künstlerischen Elementen des Pinnerschen Romans zu beschäftigen. Diese Arbeit kann man sich leicht machen, das Buch ist mit kühlem Verstand geschrieben, nicht immer in sprachlich-schönem Stil, oft hart und dokumentarisch; wo Pinner sentimental wird, verliert er an Geradheit. Als Ganzes genommen, ist er dennoch von festgeschmiedeter wirkender Gestalt.

Wichtiger ist, sich mit Pinners Problem auseinanderzusetzen, darauf kommt es ihm ja an. Schicksalsvolle Begegnung zwischen einem rheinisch-westfälischen Eisenkönig und einem Gewerkschaftsführer. Der Eisenkönig will in seinem Werk durchgreifende soziale Reformen einführen, der Gewerkschaftsführer, um Vorschläge gebeten, rät ihm (auf einer Luxusjacht im Mittelmeer), sein Werk auf eine Genossenschaft überzuleiten. Der Plan wird durchgeführt, der Betrieb floriert, die Arbeiter erhalten Zulagen, Sparkassenbücher... Ist das Sozialismus? Nein. Es ist klar, daß das sozialisierte Werk zwischen den privatkapitalistischen Unternehmungen notwendig kapitalistische Wirtschaftspolitik treiben muß, wenn es seine Existenz erhalten will. Wenn ihm in diesem Fall Gefahr droht, liegt der Grund nicht in der verwandelten Organisation, sondern in der Unzulänglichkeit des geschäftsführenden Gewerkschaftsführers, der sich in der Zeit der Hochkonjunktur in ein Unternehmen einließ, das durch die nachfolgende Baisse erschüttert wurde. Nun kommt die entscheidende Frage: Kürzung der Löhne oder die Expansion des Werkes hemmen? Die Arbeiter sind für den Verkauf der Erzfelder, während der Gewerkschaftsführer das erste will. Er, vom Geist des Unternehmens erfaßt, hat sein Ziel aus den Augen verloren, wird Werkzeug dieser gewaltigen Maschine; er vergißt, daß ein sozialisiertes Werk auch nach außen hin seiner besonderen Methoden bedarf. Wenn er mit Weib und Kind Europa verläßt, liegt hierfür kein triftiger Grund vor, es zeigt Untreue an seinem Ideal. So endet das Buch, das eine Kollektivfrage aufrollt, individualistisch. Dennoch ist der Wirtschaftler größer in diesem Buch als der Romancier.

Berlin — Max Spanier

Das Erbe der Uraniden. Roman. Von Hans Dominik. Berlin 1928, Ernst Keils Nachf. (A. Scherl). 321 S. M. 4,50 (6,–).

Die wild gewordene Technik tobt sich aus, wobei immerhin anzuerkennen ist, daß der Verfasser uns mit verschmitzten Einzelheiten verschont, die doch kein Mensch versteht. Aber sonst: Gott schütze in Gnaden und lasse die Bäume nicht in den Himmel wachsen, denn wer sagt uns, daß immer ein Lichtalbe (hier heißt er Weland Gorm) das Unheil, das die neueste Erfindung in den Händen finsterer Tückebolde anrichtet, durch eine allerneueste wieder gutmacht! Der Roman selbst arbeitet mit Hintertreppenwirkungen, die sich in Kinomanier ablösen; dazu paßt der aufgeregte Telegrammstil, der als besondere Scheußlichkeit oft „der", „den" usw. sagt, wo andere Leute sich mit „er", „ihn" usw. begnügen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Märchen der Azteken und Inkaperuaner, Maya und Muiska. Übersetzt, eingeleitet und erläutert von W. Krickeberg. Jena 1928, Eugen Diederichs. 1. bis 10. Tausend. Mit 8 Tafeln, 49 Abbildungen im Text und einer Karte. XV und 405 S. Geb. M. 7,–.

Es trifft sich gut, daß die Einleitung dieses Werks mit dem Wort „Mythen" beginnt; denn durch diesen Umstand wird eine unvermeidliche Korrektur des Titels erleichtert, der den Inhalt der Sammlung nur ungenau bezeichnet. Von Märchen kann da nämlich im literarischen Sinne nicht die Rede sein, und es wird auch durch die Einleitung selbst bestätigt, daß es zur Zeit der Aufzeichnung der hier wiedergegebenen Erzählungen versäumt worden ist, auch den eigentlichen Volksmärchen der bodenständigen Bevölkerung Mittelamerikas die gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden. Indem sie sich im wesentlichen auf die Götter- und Heldensagen der indianischen Bevölkerung beschränkten, auf ein Material, das hauptsächlich von der Priesterkaste bewahrt und geformt zu werden pflegte, haben die Spanier gleichwohl eine sehr beachtens-

werte, ja beinahe, da sie meist nicht Angehörige des Gelehrtenstandes waren, vorbildliche Arbeit geleistet, deren Ertrag von außerordentlicher kulturhistorischer Bedeutung ist. Handelt sich's auch in dem, was sie, was vor allem der Franziskanerpater Fray Bernardino de Sahagun auf Grund unmittelbarer Ausforschung der Eingeborenen systematisch aufspürte, aufhob und sichtete, nur um Bruchstücke der altamerikanischen Götter- und Heldensagen, so bietet sich der Fachwissenschaft darin doch eine weitreichende Möglichkeit, das mythische Weltbild der durch die europäische Einwanderung größtenteils vernichteten amerikanischen Kulturvölker zu rekonstruieren. Und eine solche Rekonstruktion ist um so belangreicher, als sie immer wieder zu geschichtlichen Grundlagen hinleitet. Zahlreiche Varianten nämlich lassen erkennen, daß die Götterwelt mit ihren mannigfaltigen Individualgestalten und ihren wechselseitigen Intriguen manchen Charakterzug der menschlichen Erfahrung entlehnt hat, ja, daß in einzelnen Fällen, wie etwa in dem des Gottes Quetzalcouatl, über dessen Geburt es mehrere, teils wundersame, teils realistische Lesarten gibt und der hier als kosmisches Ingenium, dort als sündiger, wenn auch mächtiger Mensch erscheint, auf eine Vergottung geschichtlicher Persönlichkeiten geschlossen werden kann, während andere wieder, wie Uitzilopochtli, durchaus dämonische Wesenszüge tragen. Gerade Quetzalcouatl, der mit ganz bestimmten körperlichen Eigentümlichkeiten geschildert und dem die Erweckung des Kunstverständnisses und des Kunsthandwerks bei den Azteken zugeschrieben wird und der die bekannte Weissagung der europäischen Invasion gegeben haben soll, der aber auch als Windgott verehrt und nach seinem durch Selbstverbrennung erfolgten Tode und einem Besuch in der Unterwelt unter die Sterne versetzt worden ist, gerade er, dessen Name schließlich zum priesterlichen Titel geworden war, ist kennzeichnend für die Vermischung von Historie und Mythos, die mitunter wie ein absichtsvolles Unternehmen wirkt. Auch später haben ja noch solche Verwischungen stattgefunden, indem das vorhandene Sagengut zugunsten der Eroberer und des von ihnen gebrachten Christentums umgedeutet wurde. Die von dem deutschen Übersetzer sehr ausgiebig erläuterten Dokumente sind jedenfalls trotz ihres fragmentarischen Charakters geeignet, die geistige Vorwelt Mittelamerikas und des nördlichen Südamerika in den sie kennzeichnenden Farben und Formen geheimnisvoll aufschimmern zu lassen als rätselreichen Rest einer untergegangenen, aus den Tiefen ihrer Grüfte seltsam, noch heute seltsam anlockenden Daseinsform hochwertigen Menschentums.

Kassel — Will Scheller

Zwei-Mark-Bücher. München 1928, Georg Müller. „Greta Kunkel." Von Nikolaus Schwarzkopf. 224 S. — „Der Werwolf." Von Richard Lemme. 223 S. — „Die Hochzeitskuh." Von Josef Magnus Wehner. 236 S. — „Der Kardinal." Von Rudolf Baumgardt. 172 S. — „Pan." Von Silvio di Casanova. 236 S. — „Herta." Von Silvio di Casanova. 221 S.

Ich habe bereits früher (L. E. XXX, 369) in diesen Blättern grundsätzlich auf diese ebenso schöne wie wertvolle Serie hingewiesen; nun ist sie bereits auf hundert Bände angewachsen, wenn man sich die Liste dessen ansieht, was alles in diesen schmucken, bunten, sehr stabilen Bänden erschienen ist, stellt man fest, daß es durchweg eine hochstehende und wertvolle Literatur ist, die hier dem Volk vermittelt wird, nichts ist darunter, was einen ärgerlich stimmen könnte, so ist eine Bibliothek entstanden, die wahrhafte literarische und kulturelle Bildung vermitteln kann. Man macht daher in dem Augenblick, da man einige neue Bücher anzeigt, auf die ganze Serie aufmerksam, und dies mit dem Wunsche, der Deutsche möchte nicht vergessen, daß ihm hier ein Mittel an die Hand gegeben ist, sich mit vielem vertraut zu machen und zu vielem in Bezug zu kommen.

Doch die neuen Bände! Sie sind ausnahmelos zeitgenössischen Autoren gewidmet. Da ist zunächst die kleine Mädchengeschichte von Nikolaus Schwarzkopf, dann drei Erzählungen eines mir bisher fremden Autors: Richard Lemme, „Der Werwolf", Hanns Heinz Ewers hat diesem Bändchen ein gutes Geleitwort mitgegeben; starke Begabungen scheinen mir durch ihre beiden Bücher, die mir auch hier zum erstenmal begegnet sind: Josef Magnus Wehner und Rudolf Baumgardt. Man ist dem Verlag dankbar, daß er seine Serie nützte, um jüngeren deutschen Autoren die Möglichkeit zu geben, ein größeres Publikum zu erreichen.

Diesen Dank empfindet man in sehr verstärktem Maße in dem Augenblick, da man die beiden Bände mythischer Elegien des Marchese Silvio di Casanova in die Hände nimmt. Mit Nachdruck soll auf sie aufmerksam gemacht werden. Ich weiß nicht, ob unter den literarisch gebildeten Deutschen genügend viele darüber unterrichtet sind, welch vornehmen Dichter wir in diesem Italiener besitzen. Selten geschah es, vielleicht nie mehr seit Chamisso, daß ein Fremder unsere Sprache in so hohem Grade beherrschen lernte; daß er es vermochte, Dichtungen von solcher Gültigkeit und sprachlicher Kraft zu schaffen wie die hier vorliegenden Elegien, in denen sich das tiefe seelisch-geistige Erleben eines Adelsmenschen von feinster Kultur Ausdruck und sprachliche Gestaltung gab.

Waiblingen bei Stuttgart — Otto Heuschele

Jenni Gerhardt. Roman. Von Theodore Dreiser. Deutsch von Alfons Matthias Nuese. Berlin 1928, Paul Zsolnay. 548 S.

Theodore Dreiser, der mit seinem Prosaepos „Amerikanische Tragödie" in die Weltliteratur eintrat, gibt hier ein zweites großes und reifes Werk, das ebenso wie jenes erste himmelweit von allem entfernt ist, was man hierzulande als „amerikanisch" zu empfinden und zu bezeichnen pflegt. Unbeschwert von Effekt und Sensation vollzieht sich die stille Tragödie eines reinen weiblichen Herzens, die Geschichte selbstlosester Liebe, lautloser Güte, lebenslänglicher Aufopferung und grenzenloser Vereinsamung. Ein großes Idyll umgibt uns mit zartester Spannung. Die Erzählung, die im Jahr 1880 beginnt, führt bis nah an die Gegenwart. Städte entstehen, dehnen sich endlos, die Industrien schließen sich zusammen, doch inmitten des fruchtbaren Ineinanderwachsens werden sich die Menschen fremd, Familien, Freundschaften zerfallen, Liebe welkt, die Herzen schlagen in luftleeren Räumen, die jeden Ton, jede Klage verschlingen.

Mit Theodore Dreiser beginnt eine neue Epoche der amerikanischen Literaturgeschichte, vielleicht des amerikanischen Wesens. An Stelle primitiv geräuschvollen Selbstbewußtseins tritt leises, weises Bewußtwerden der unbekannten Seele.

Berlin — Rudolf Frank

Henker Johnny. Roman. Von Myrtle Johnston. Aus dem Englischen von Franz Fein. (Romane der Welt.) Berlin, Th. Knaur Nachf. 320 S.

Wem es um bloße Unterhaltung zu tun ist, der lasse „Henker Johnny" lieber beiseite; die Geschichte dieser Ehe, in der sich

zwei in ihrer Art sympathische, aber miteinander unvereinbare Naturen zusammengefunden haben, ist unbarmherzig tragisch. Man versucht wohl gegen den Stachel zu löcken, d. h. sich dem Eindruck unausweichlichen schicksalsmäßigen Geschehens zu entziehen, und muß doch der Kunst nachgeben, mit der diese beiden Menschen zusammengeführt und dann in ihrer ganz entgegengesetzten Art geschildert werden: die Frau liebt den Mann gerade um seiner Schwäche willen und entfremdet ihn sich dabei durch ihre besten Eigenschaften. Auf dem Umschlag steht, daß dies Buch der Erstlingsroman einer achtzehnjährigen Verfasserin ist: wo hat sie bei dieser Jugend die harte Folgerichtigkeit der Darstellung, die Kraft der Charakterschilderung her? Hält sie, was dieses Buch verspricht, so wird Myrtle Johnston bald ein großer Name sein. Die Übersetzung (von Franz Fein) ist allem Anschein nach gut.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Bealby. Ein heiterer Roman. Von Herbert George Wells. Wien 1928, Paul Zsolnay Verlag. 307 S.

Jawohl: ein heiterer Roman. Wells hat einmal Gesellschaftskritik und Reformgedanken beiseite gelassen und seine reife Kunst an die Abenteuer gewandt, die ein halbwüchsiger Bursche bei seinem Eintritt ins Leben zu bestehen hat. Typisch sind sie gar nicht, denn Bealby ist im allgemeinen ein Pechvogel und erlebt ganz ausgefallene Dinge; seine besondere Gabe ist, daß er sein Pech nicht bloß für sich, sondern auch für andere hat, er macht Schicksal, sogar ein bißchen für die Großen im Lande. Das alles ist prächtig erfunden und mit guter Laune erzählt; Bealby erinnert ein wenig an Dickenssche Waisenknaben: freilich etwas mehr Recht auf ihre Naivität hatten die letzteren; Bealby darf sich über Mutter und Stiefvater nicht beklagen und sollte nicht ganz vergessen, daß es heutzutage Postkarten gibt. Die Übersetzung ist von Erna Redtenbacher.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Der bunte Schleier. Roman. Von W. Somerset Maugham. Deutsch von Anna Kellner. Wien 1928, E. P. Tal & Co. 253 S. M. 4,– (6,–).

Titel und besonders das erläuternde Motto: „... der bunte Schleier, den die Menschen Leben nennen" scheinen einen Weltanschauungsroman anzukündigen. Aber dessen Ereignisse müßten doch wohl irgendwie allgemeingültig sein; ich kann aber nur spannende und farbenreiche Darstellung eines Einzelvorgangs finden. Mag die weibliche Hauptgestalt mit ihrer durch schlechte Erziehung bedingten Oberflächlichkeit, ihrer sinnlichen und dabei doch ernster Empfindung fähigen Natur ein Typus sein, der betrogene Gatte ist ein Ausnahmemensch, und die furchtbare Lehre, in die er die Ungetreue nimmt, ist nur unter den besonderen Verhältnissen der exotischen Umgebung (China) möglich. Unter der Fülle der jetzt aus dem Englischen übersetzten Romane diesen von Anna Kellner verdeutschten besonders hervorzuheben, scheint mir also nicht am Platze zu sein.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Nacht nach dem Verrat. Roman. Von Liam O'Flaherty. Berlin, Th. Knaur Nachf. 318 S. (Romane der Welt.) Geb. M. 2,85.

Gypo Nolan, der wegen eigenmächtigen Handelns aus der revolutionären Organisation Irlands ausgeschlossen wurde, ist kein Judas, und doch verrät er um Judaslohn den Freund, verfällt damit der Feme der Genossen. In wenig mehr als zwölf Stunden spielt sich sein Geschick ab, und der Verfasser bemüht sich, die Vorgänge in ihrer Wirkung auf dies dumpfe Hirn dem Leser nahezubringen. Es geschieht mit den Mitteln eines derben Naturalismus, und das bedingt denn wohl, daß die Erzählung sich länger ausspinnt als sie eigentlich verträgt. An „Schuld und Sühne" darf man nicht denken; für solche Begriffe ist das geistige Leben des Verräters nicht genügend entwickelt: wenn trotzdem die Teilnahme des Lesers halb wider seinen Willen geweckt wird, so ist das immerhin ein Beweis einer nicht verächtlichen Erzählungsgabe. Der Übersetzer (K. Hauser) zeigt sich der schwierigen Aufgabe, den Slang der Personen angemessen wiederzugeben, gewachsen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Malvina von der Bretagne. Ein kleiner Roman. Von Jerome K. Jerome. Heidelberg 1928, Merlin-Verlag. 134 S. Geb. M. 3,–.

Der unlängst verstorbene englische Humorist hat es zuzeiten nicht verschmäht, die Welt des Wunders in die Geschehnisse des Alltags hineintreten zu lassen. In diesem hübschen Märchen ist es umgekehrt: der Ausgangspunkt ist die Feengeschichte; in sie drängt sich die Wirklichkeit mit wachsender Macht, bis der Sommernachtstraum als bloßes Hirngespinst, als Rückfall in verjährten Aberglauben erscheint. Das ist fein und mit viel guter Laune erzählt; auch an dichterischer Stimmung fehlt es einzelnen Szenen nicht. Gehört die Geschichte schon nicht zu den Meisterwerken ihrer Gattung, weil sie zu sehr Begebenheit, zu wenig Schicksal ist, so wird sie doch vielen eine heitere Stunde bereiten, besonders da die Übersetzung (von Hermynia von Zur Mühlen) sich bis auf einige Anstöße in der Zeitwahl, die sich vom Englischen hätte freier machen sollen, gut liest.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Dschuma. Ein Negerhund (Die Seele Afrikas, Bd. II). Von René Maran. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe von Claire Goll. Basel, Rhein-Verlag. 279 S.

Numa hieß die beseelteste Tiergeschichte des Weltkriegs; sie stammte von dem Münchner Karl Goldmann und ist leider vorzeitig verschollen. „Numa": das war ein höchst menschlicher, humaner und sozusagen europäischer Hund. Mit „Dschuma", seinem vagen afrikanischen Vetter, verhält es sich anders: der „Batuala"-Dichter, ein leibhaftiger Neger, ist sein Schöpfer, und er kennt sich aus: unter den Menschen und Kreaturen tropischen Geblüts! Eine Urkraft von Tier ist dies (im Gegensatz zu seiner in Treuen ermatteten Gebärerin „Mbime"), ein kleines raubtierhaftes feuerfarbenes Biest im Kampf ums Dasein. Zynisch sozusagen wechselt es von den Schwarzen, ihren Plagen und ihrer Plackerei, hinüber zu den weißen Leuten, die im allgemeinen auch in diesem Buch nicht gerade die besseren Menschen sind, sondern die Neger durch Ausbeutung und Helotenkultur in Notwehr setzen und erst wild und kannibalisch stimmen. Der kleine, äußerst virile „Dschuma" wird aber nicht alt bei den Weißen: als er im hündischen Ressentiment gegen seine Stammesgenossen losgeht, holt ihn das rächende Element des Feuers heim in seinen Schoß.

Von der Polyphonie dieses Buchs, seinem Naturdämon, der Glut und Zartheit seiner Schilderungen, von der Anschauungsgewalt, mit der es die Phasen des Vegetativen, Animalischen, Bestialischen in Mensch und Tier enthüllt, ist kaum eine Vorstellung zu übermitteln. Weder im Dschungel Kiplings noch bei Jack London fand ich desgleichen.

Streitberg i. Oberfr. — Siegmund Bing

Weltuntergang. Roman. Von Pierre Dominique. Aus dem Französischen übersetzt von Hans Kauders und E. R. Keilpflug. München 1928, Musarion-Verlag. 253 S. M. 4,– (6,–).

Wir übersetzen zu viel und wahllos. Allerdings, der Übersetzer will verdienen und der Verleger verlegen ... Ein so gleichgültiges Buch, wie das vorliegende, hat kaum mehr zu bieten, als den sensationellen Titel. Es fehlt einem nichts, wenn man es nicht gelesen hat.

Thüngen in Unterfrk. Georg Ransohoff

Moravagine. Roman. Von Blaise Cendrars. Deutsch von L. Radermacher. München 1928, Georg Müller. 275 S.

Ein Mann, der viel, unendlich viel gesehen hat, der unleugbar schreiben, starke Eindrücke vermitteln, ein breites Lesepublikum in seinen Bann zwingen kann, aber mit alledem kein Künstler, der einem empfindlicheren Geschmack etwas zu bieten hätte. Eine eilfertig massige, etwas vulgäre Leistungsfähigkeit. Von der russischen Revolution bis zu den Indianern des Orinoko, von Jacques the Ripper bis zum Weltkrieg, was geht nicht alles in diese Geschichte eines Irren ein, die ebenso abenteuernd wie pervers angelegt ist! Wer auch nur etwas Innerliches sucht, wird es vor lauter drängenden äußeren Geschehnissen nicht finden und schließlich, wohl oder übel, sich der erstaunlichen Wortfertigkeit dieses Schilderers überlassen müssen.

Thüngen i. Unterfr. Georg Ransohoff

Adrienne Mesurat. Roman. Von Julien Green. Deutsch von Irene Kafka. Wien 1928, F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung. 442 S. M. 5,– (7,50).

Dieser Roman vereinigt Qualitäten, die gewöhnlich auseinanderliegen: subtilste Technik und geistige Frische. Nichts von dem persönlichen Wellen, das man sonst oft in modernen Standardwerken zwischen den Zeilen durchspürt, wo das Moros-Anfällige auf den Autor übergeht oder von ihm herrührt; es ist nicht die Kunst, die von müder Hand dosiert wird. Dieser Achtundzwanzigjährige beherrscht die Seelendarstellung bis in alle letzten Schwingungen und bleibt dabei doch über dem Stofflichen, kritisch zu seinem Gegenstande, gesund und distanziert. Er schildert den Untergang eines jungen, sich verzehrenden Mädchens und zugleich die konventionell boshafte Beschränktheit, der es erliegt. Sein künstlerischer Vorwurf wird, über das einzelne tragische Vorkommnis hinaus, die moralische Resistenz gegenüber der vergiftenden spießerlichen Selbstgefälligkeit. Der Fall gewinnt an hintergründiger Tiefe und Widerhall, er ist kein fait divers mehr, sondern zum strengen sittlichen Problem geworden; und aus dieser Perspektive erschaut, wird er mit ergreifender Sachlichkeit durchgeführt. Höchst kunstvoll dabei; man hat nicht zu Unrecht gesagt, daß er wie eine Tragödie aufgebaut sei, streng, folgerichtig, klar; von einer Wucht, die, einmal einsetzend, nicht mehr losläßt, sich drängend unerbittlich bis zum schicksalsvollen Schluß ausgibt. – Ein Werk erstaunlicher geistiger Akklimatisation – Green ist Amerikaner von Geburt. Altes Kulturerträgnis auf einem frischen Reis.

Thüngen i. Unterfr. Georg Ransohoff

Literaturwissenschaftliches

Epische Gestaltung. Von Max Tau. Band 1. Landschafts- und Ortsgestaltung Theodor Fontanes. Oldenburg 1928, Rudolf Schwartz. 121 S.

Auf einem Gebiet, auf dem die Phrase wucherte, schafft Max Tau Baugrund. Landschaftsgefühl und Landschaftsdarstellung werden durch seine Methode der Analyse zu etwas Abwägbaren und kritisch Greifbaren. Sympathie und Bewunderung werden ausgeschaltet, das Material wird dargelegt, die Wertbemessung ergibt sich alsbald von selbst.

Max Tau verfährt der Fontaneschen Landschafts- und Ortsdarstellung gegenüber streng analytisch. Er breitet die Beispiele vor dem Leser aus, und es ist zunächst das sich Gleichbleibende in Fontanes Art, wo es ihm darauf ankommt, eine Landschaft oder einen Ort zu vergegenwärtigen, was in die Augen fällt. Man hat sich des weiteren erbarmungslos darüber klar zu werden, daß hier von eigentlicher Naturgestaltung kaum die Rede sein kann. Vielmehr werden Bilder gezeigt, in denen das „vorn" und „hinten", das „rechts" und „links" dem Beschreibenden zu Hilfe kommen muß. Diese Bilder werden wie Theaterdekorationen nach dem Gemütsbedürfnis der handelnden Personen gestellt. Dazu wird die Gedankenassoziation für das Bild als solches bestimmend. Gewisse Blumen sind Symbole der Freude oder des Schmerzes, gewisse Tiere kommen als Boten aus dem dunklen Ahnungsbereich. Akustische Hilfsmittel, und zwar immer wieder dieselben oder doch ähnliche, werden aufgeboten, dem Bild die stärkere Eindruckskraft zu sichern.

Daß das Assoziative für Fontane, den Causeur, weitestgehende Bedeutung hat, wußte man seit langem. Die Anekdote ist bei ihm stärkstes Belebungsmittel. Die Dinge sind, was einem dabei einfällt. Hier aber zeigt sich auch, daß Fontane sich vielfach, wo er schöpferisch vorgehen sollte, auf die Namenassoziation verläßt. Ein Spaziergang durch die Potsdamer Straße –: die Namennennung steht an Stelle des Eindrucks. Auf einen Leser, der die Potsdamer Straße etwa nicht kennen sollte, wäre der Vorgang, und was er innerlich bezweckt, verloren.

Man liest diese schlußkräftige Darstellung von Max Tau, und man ist sich bewußt, daß etwas, vieles von Fontanes Nimbus schwindet.

Aber man sagt sich zugleich, und das erhöht die Bedeutung der kleinen Schrift, daß hier an dem Beispiel Fontanes dargetan wird, was für seine gesamte Zeit Geltung beansprucht. Es ist die Periode der Naturbeobachtung. Als Beobachter steht Fontane obenan. Aber damit ist es auch zu Ende. Zu eigentlicher Gestaltung der Landschaft – so daß sie neu gesehen in sich lebte – gelangt in diesen Jahrzehnten in Deutschland keiner. Es ist das Zeitalter der Regie. Die Dichter sind die Regisseure des für ihre Personen unentbehrlichen Landschaftsempfindens. Sie haben ihre Bildervorratskammer und ihr Requisitenmagazin, und die sind reich oder arm, je nachdem ihr Gedächtnis prompt oder unzuverlässig ist. Reichtum oder Armut aber gehen immer auf die Beobachtungssammlung zurück. Das eigentlich Schöpferische bleibt aus.

Berlin Ernst Heilborn

Bismarck. Selbstzeugnisse zu Bauerntum und Natur. Zusammengefaßt von Hermann Haß. Jena 1927, Eugen Diederichs (Deutsche Volkheit). 84 S.

Starke Zeugnisse, fleißig zusammengestellt, wobei denn seltsamerweise nur das stärkste fehlt: jene Äußerung im dritten Band der Denkwürdigkeiten über Caprivi, nachdem der Nachfolger im Amt Bäume im Reichskanzlergarten hatte fällen lassen. Aber das Gebotene reicht aus. Man erkennt, wenn man es nicht schon wußte, daß Bismarck an Kraft der Naturverbundenheit alle Zeitgenossen in Deutschland – auch die Dichter und Maler – überragte. Der Bäume gelegentlich „Ahnen" nannte, ist wie aus märkischem Boden her-

vorgewachsen, und man könnte sich die Gestalt derart vorstellen, daß die Schmierstiefel bis ans Spann noch in den Ackerfurchen stecken.

Diese Selbstzeugnisse, so zusammengestellt, sind prachtvoll zu lesen. Man spürt's wie Feldergeruch um die Nüstern. Man erlebt es mit, wie der Jäger sich in den Tierfreund wandelt. Der gestorbene „Sultan" ist gestorbener Freund.

Spricht Haß von Bismarcks „Naturschilderung", so ist das selbstverständlich vergriffener Ausdruck. Weder lag es in Bismarcks Absicht, noch in seiner Fähigkeit — bei allem starken Künstlertum in ihm — Natur zu schildern. Der Naturbeobachter war er, und darin den Zeitgenossen in Deutschland voran. Die Naturbeobachtung vermochte ihn stundenweise zu beseligen, und dann ging dem Sprechenden oder Schreibenden das Herz davon über. Dann setzte er gleichsam die Daten seiner Naturbeobachtung auf das Papier. Er ließ sie in sich wirken. Es geht aber ein um so stärkerer Eindruck von ihnen aus, je weniger die Empfindung darin mitklingt, je mehr die Schwärmerei der Jugendjahre überwunden ist.

Ein ausgesprochener Mensch der Ebene; ein, wie er sich selbst schalt, „Baumnarr"; eine Försternatur und einer, der hegt.

Berlin — Ernst Heilborn

Die Schönheit unserer Muttersprache. Von Ernst Kieseritzky. Leipzig 1926, B. G. Teubner. VII u. 386 S. Geb. M. 10,—.

Dieses Buch mit dem reizvollen Titel ist eine sehr eigenartige und von manchen Widersprüchen erfüllte Leistung. Es ist von hohem Idealismus getragen und bekämpft grimmig Schule und Sprachwissenschaft. Es erhebt Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und ist in mancher Beziehung recht unwissenschaftlich, es bewegt sich zu stark in allgemeinen Erörterungen und bringt zu wenig tatsächliche Beispiele. Ein Vorzug ist es, daß es nachdrücklich auf die Wichtigkeit der Wort- und Satzbetonung, sowie auf die Wortstellung hinweist; aber so gänzlich vernachlässigt, wie der Verfasser glauben machen möchte, sind diese Gebiete denn doch nicht, wennschon da noch recht viel zu tun ist. Aber die Bedeutung der geschichtlichen Sprachbetrachtung völlig ablehnen, heißt das Kind mit dem Bade ausschütten; denn ohne sie gibt es kein Sprachverständnis. Gewiß sollen ästhetische und praktische Betrachtungen daneben nicht unterbleiben. Dankenswert ist der Kampf gegen die unsinnige Mode, neue Wörter aus einer Anzahl von Anfangsbuchstaben zu bilden (Akü = Abkürzungssprache: Gesolei, Gugali, Schupo usw.). Aber schief sind zum großen Teil wieder die Betrachtungen über das Verhältnis der Mundarten zur Hochsprache. So ist durchweg Vorsicht und Kritik geboten, auch bei den wertvollen, aber schwerfälligen und nicht immer klaren Ausführungen über Betonungs- und Stilfragen. Es bleibt die Frage, für wen eigentlich das Buch bestimmt ist. Der Sprachwissenschaftler wird es vermutlich ablehnen; für den Lehrer und die Schule ist es wenig geeignet und nicht ungefährlich, und ob andere Leute sich durch die schwere Fülle seiner fast vierhundert Seiten werden durcharbeiten können und wollen, ist sehr zweifelhaft.

Breslau — H. Jantzen

Das deutsche Geistesleben im Mittelalter. Nach zeitgenössischen Quellen. Von Johannes Bühler. Leipzig 1927, Inselverlag. 574 S.

Mit großem Geschick hat es der Herausgeber dieses ausgezeichneten Bandes verstanden, auf verhältnismäßig knappem Raum alle wesentlichen Erscheinungen, die dem Geistesleben des deutschen Mittelalters ihr Gepräge geben, in treffenden Proben einem breiten Leserkreise vorzuführen. Solch ein wertvolles, umfassendes und anregendes Sammelwerk haben wir bisher nicht gehabt. Die ganze vielgestaltige geistige Kultur des Zeitraums von rund 900 bis 1500 wird uns hierin veranschaulicht und wirklich lebendig gemacht. Wir finden Texte aus der mönchisch-asketischen Lebensauffassung im Beginn dieser Periode, aus der zierlichen Feinheit höfischen Ritterlebens, aus der scharf geschliffenen, sorgsam ausgebauten Gedankenwelt der Scholastik, aus der lockeren Vagantendichtung, aus dem Gefühlsüberschwang und der religiösen Hingegebenheit der Mystik, aus den Wirren und Verirrungen der Ketzer- und Geißlerbewegung und aus den Verfallserscheinungen des ausgehenden Mittelalters. Die Textproben des ersten Teils, die diese großen Strömungen beleuchten, werden im zweiten Teil durch andere Stücke fruchtbar ergänzt, die uns tiefe Einblicke in mancherlei Einzelheiten gewähren. Eine großzügige allgemeine Einleitung über Begriff und Wesen des Mittelalters eröffnet den Band, Sondereinführungen zu den einzelnen Abschnitten, reichhaltige sachliche Anmerkungen und Literaturangaben und Übertragungen lateinischer oder altdeutscher Texte erleichtern und vertiefen das Verständnis, und sechzehn vortreffliche Bildertafeln, die Handschriftenzeichnungen oder Werke der bildenden Kunst wiedergeben, erhöhen noch seinen Reiz. Das Buch ist eine wahre Fundgrube für jeden, der noch Sinn für die Geschichte unserer Vergangenheit hat, und zeigt uns vortrefflich, wie der deutsche Mensch des Mittelalters beschaffen war.

Breslau — H. Jantzen

Bilder aus dem römisch-germanischen Kulturleben. Von Carl Blümlein. München 1926, R. Oldenbourg. 122 S.

Dieser schöne Band ist ein treffliches Hilfsmittel für jeden, der sich rasch einen zuverlässigen Überblick über die römische Kultur auf deutschem Boden in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten verschaffen will. Auf Grund der Literatur, der Ausgrabungen und Denkmäler ist alles Wesentliche in fast vierhundert, meist sehr wohlgelungenen Abbildungen beigebracht und durch knappen, klaren verbindenden Text erläutert. Befestigungs- und Siedlungswesen, Wasserversorgung und Entwässerung, Heizung und Beleuchtung, Bauwesen, Bewaffnung, alltägliches Gerät und Gebrauchsgegenstände, Tracht und Kultwesen sind berücksichtigt. Die Natur der Sache bringt es mit sich, daß die weitaus meisten Bilder römische Gegenstände darbieten, aber soweit wie möglich sind auch Denkmäler der germanischen Kultur vertreten. Das Buch, das binnen kurzer Frist schon eine zweite Auflage erlebt hat, wird jedem Gebildeten Freude machen und reiche Belehrung bieten, vor allem aber ist es auch ein treffliches Hilfsmittel für den kulturkundlichen Unterricht in unseren höheren Schulen.

Breslau — H. Jantzen

Platon, Eidos — Paideia — Dialogos. Von Paul Friedländer. Berlin 1928, Walter de Gruyter & Co. 278 S. M. 12,50 (14,50).

Jede Kulturepoche versteht die führenden Geister der Vergangenheit anders, denn sie legt ihren Sinn in das Gewesene. Seit der Renaissance-Kardinal Bembo die platonischen Schriften durch eine italienische Übersetzung der neuen Zeit

zugänglich gemacht hat, ruhte der Kampf um Platon nicht mehr, jede Generation suchte ihn auf ihren Schild zu heben oder mit ihren moralischen Waffen zu bekämpfen. Nun macht Paul Friedländer im ersten Band eines groß angelegten Werks den kritischen Augen der Gegenwart Form, Struktur und Morphe des Philosophen sichtbar und läßt dessen Werk mit bisher unbekannter Kraft für uns lebendig werden. Da Platon einen festgezeichneten Platz einnimmt in der Geschichte der europäischen Metaphysik, steht er dem heutigen Denken besonders nahe.

Aus „Mitte und Umkreis", das heißt aus dem Weltbild und Stadtbild seiner Zeit läßt der Verfasser Platons Idee herauswachsen wie eine üppig sprießende Pflanze aus gutem Boden, und schließt dieses grundlegende Kapitel mit der Erkenntnis: „Er sah in den großen Kosmos eingeschlossen den kleinen Kosmos und beide Lebewesen in notwendigem, gegenseitigem Bezuge, da den Gestirnen und dem Weltall Seele eignet und der vollkommenen Seele die geordnete Bewegung des Universums" (S. 36). Es folgt ein bedeutsamer Abschnitt über den „Daimon", ausgehend von Goethes Wort: „Je höher ein Mensch, desto mehr steht er unter dem Einfluß der Dämonen", dann kommt der Verfasser nach einer Erklärung des Daimoniums auf das Wesen des platonischen Eros zu sprechen, den er scharf vom plotinischen trennt. Im dritten Abschnitt „Arrheton" geht die Abhandlung vom „großen Dämon Eros, dem Mittler zwischen Gott und Mensch" zu jenem „Unsagbaren", das in den Tiefen der platonisch-sokratischen Philosophie immer neue Deutung hervorruft. „So verschwindet das Höchste im Geheimnis" (S. 73), und Platons Weg in dieses Geheimnis führt durch das Reich der ewigen Formen. Platon erscheint als der größte Mystiker unter den Helenen, nicht im Sinne Plotins, sondern im Geiste jener Akademie, die im Knaben den Gedanken weckte, um den Mann zu formen. Dieser Akademie ist ein prächtiges Kapitel gewidmet, dem sich die historisch-philologischen über „das geschriebene Werk" und den „Sokrates bei Platon" anschließen. Die letzten Abschnitte handeln von Ironie, Dialog und Mythos und leiten über zu einer Diatribe der platonischen Schriften, deren Erscheinen angekündigt ist. Die groß angelegte Studie, die jedem Freund philosophischen Denkens und mystischen Schauens warm empfohlen sein soll, zeigt überall, wie dem „buchstäblichen" Sinn der allegorische oder mystische gleichwertig zur Seite steht.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Platon, der Erzieher. Von Julius Stenzel (Die großen Erzieher, Bd. XII). Leipzig 1928, Felix Meiner. 337 S. M. 12,— (14,—).

Der modernen Welt den griechischen Philosophen als Erzieher nicht nur zu zeigen, sondern mit dem Rüstzeug überlegenen Wissens zu erklären, ist der vorliegenden Schrift wohlgelungen. Die Darstellung der griechischen Erziehungslehre, wie sie von Platons Akademie ausging, bildet eine empfehlenswerte Einführung in den Platonismus überhaupt. Sie geht vom „Staat" aus und stellt dessen „Gemeinschaftsgedanken" in den Vordergrund, wobei die erkenntnismäßigen, erotischen und politischen Triebkräfte zu sachgemäßer Geltung kommen. Die Sprache ist ein wenig trocken und macht das Werk mehr zum Lehrbuch geeignet als zur bildenden, anregenden Lektüre. Das soll kein Tadel, sondern ein Hinweis sein. Jedem Jugendbildner bringt es viel des Wissenswerten.

München — A. von Gleichen-Rußwurm

Barock, Klassizismus und Rokoko in der französischen Literatur. Eine prinzipielle Stilbetrachtung. Von Friedrich Schürr. Leipzig 1928, B. G. Teubner. 44 S. M. 3,—.

Was man früher beim philologisch-literarischen Betrieb an Geist hat vermissen lassen, will man jetzt nachholen; das Wort „geistesgeschichtlich" gehört längst zum täglichen Bedarf. Überall schießt der „Geist" in die Halme. Nur bleibt zu besorgen, daß manchmal auch taube Halme darunter sind. — Die vorliegende stilkritische Studie nimmt sich jedenfalls mehr vor, als sie zu erfüllen vermag. Sie rührt zu Wichtiges und zu Vieles an, um irgend etwas ergründen, um mehr als an den Fragen herstreifen zu können. Am ehesten sind ihr einige Bemerkungen über die geistige Struktur des Rokoko gelungen. Als Ergebnis der stil-theoretischen Erörterungen heißt es zum Schluß: „Die Erfassung und Bewertung des persönlichen künstlerischen Stils wird aus der Feststellung eines Gemeinschaftsstils und überzeitlicher Stiltypen Gewinn ziehen. Der gegenseitigen Ergänzung müssen die verschiedenen Betrachtungsweisen dienen, denn aus dem Zusammenwirken von Allgemeinem und Besonderem entsteht Geschichte, entstehen die geschichtlichen und kulturellen Werte." Sind das nicht Wahrheiten, die uns ohnehin geläufig waren?

Thüngen i. Unterfr. — Georg Ransohoff

Die humoristische Gestalt in der französischen Literatur. Von Walter Gottschalk. Heidelberg 1928, Carl Winters Univ.-Buchh.. 391 S.

Das Buch ist aus einer umfassenden Belesenheit fleißig, gewissenhaft, mit sichtlicher Hingabe geschrieben, aber leider wirkt es sich nur in extenso aus. Es bringt eine Summierung, gewissermaßen die Aufnahme des humoristischen Personalbestandes der französischen Literatur durch drei Jahrhunderte. Einer nach dem andern werden sie, Dichter und ihre Geschöpfe, aufgezählt, gebucht, auf ihren Karatgehalt an Humor angesehen. Dem Material geht die geistige Bindung, die intensivere Erfassung des Problems und damit dem Werk die schärfere Eigenprägung ab. Auch im einzelnen wird man gegen manches Einspruch erheben. Ob Molière z. B. im deutschen Sinne Humorist war — oder ob wir dabei nicht aus unserem Wesen etwas in ihn hinüberdeuten? Ob Rostands Cyrano so gemütvoll launig, wie der Interpret meint, oder aus einer Stimmung von zärtlichem Sentiment und persiflierendem Witz, aus spirituell mokanter pariser Mischung zu erklären sei? Und selbst wenn es da und dort nur um die Nuance geht — ob nicht die Nuance unter Umständen wesentlicher für das Verständnis der fremden Eigenart wird als die generelle Bezeichnung?

Thüngen i. Unterfranken — Georg Ransohoff

Michel Rodange, der Dichter des „Renert". Von Tony Kellen. Grevenmacher, Paul Faber. 46 S. M. 0,80.

Diese liebevolle Gedenkrede auf den weitaus größten Dichter in luxemburger Mundart zeigt wärmstes Empfinden für Rodange und das luxemburgische Schrifttum überhaupt, erschöpft auch alles Wissenswerte über den mit Fleiß Vergessenen aus einer Zeit heraus, da im luxemburger Lande die Verschwörung des Schweigens es leicht hatte gegen ein unbequemes Talent. Doch verschiebt Tony Kellen durch verbitterte Dreinrede immer wieder den Schwerpunkt der Darlegung auf seine eigene Person, als beabsichtige er, sich selbst in Rodanges Ruhm und Mißgeschick zu spiegeln. Zweckmäßig

war es wohl, eine hochdeutsche Übertragung der mundartlich gehaltenen Rede zu bieten. Doch bewirkt die enge, wortwörtliche Anlehnung, daß von der notgedrungen holperigen Übertragung auf die Ausdrucksfähigkeit und Feinheit des Mundarttextes falsche Schlüsse gezogen werden.

Esch a. d. Alzette, Luxemburg — Joseph Heß

Die schöpferischen Werte der Verlaineschen Lyrik. Von Marta Vogler. Zürich 1927, Orell Füßli. 93 S.

Methodologisch interessant, wie hier aus der äußeren Bewegtheit, dem Bewegungsmotiv, Rhythmus und Form, das innere Erlebnis, die Musikalität des Gedichtes gedeutet werden, wie diesen geheimnisvollen Schwingungen feinnervig und mit einer subtil geschulten Technik nachgegangen wird. Eine Studie, die sinnvoll und sensitiv einschmiegsam zugleich ist. Gern würde man, wenn der Raum es verstattete, die eine und andere Stelle zitieren, wo das Stimmungshafte der Dichtung mit eindringlicher Wortkunst festgehalten ist: der Watteauzauber der Fêtes galantes mit seinen verklingenden Farbentönen, dem atmosphärisch Schimmernden, dem Fließend-Flirrenden der Tonalität; oder die Luft der flandrischen Ebene, die Lichtflut über dem unabsehbaren Wiesengrund, das „schwerflüssige Sommerlicht ... in seiner träumerischen Gelöstheit". — Störend wirkt dagegen die Überfülle der technischen Termini, all diese „Exponenten, Pole und Gegenpole, Gefühlslage, strukturell, Schichten, Lagerungen, Überlagerungen, dynamisches Motiv, auditives Moment, dynamische Verbundenheit, Infiltration, Bewußtsein des befreienden Gegenpols"; sie lassen auch erkennen, wie sehr diese geistreiche Behandlungsart an Analogien gebunden ist.

Thüngen i. Unterfr. — Georg Ransohoff

Maurice de Guérin. Ein Essay. Von Otto Heuschele. Stuttgart 1928, Karl Haug. 50 S. Geb. 5,—.

Der zartsinnigen Studie fehlt nur eins: sie müßte etwas mehr Körper haben, etwas mehr Substanz. Es wird zu ausschließlich über den Dichter und von ihm gesprochen; er sollte selbst mehr zu Worte kommen, und mit den vollgültigen Proben seiner Kunst. „... Wo dieses Innen und Außen in Harmonie aufgeht, da entstehen diese unvergleichlichen Sätze, die bis an den Rand voll sind von Poesie und lebendigem Atem der Seele oder der Natur." Man möchte sie hören, sie erleben, diese „schwebend unfaßbaren" Gebilde. Die einfühlenden Deutungen des Erklärers würden danach noch greifbarer heraustreten, an Relief gewinnen.

Thüngen i. Unterfranken — Georg Ransohoff

Französische Literatur der Gegenwart. Von Otto Forst-Battaglia. Zweite Auflage. Wiesbaden, Dioskuren-Verlag. 600 S.

„Die Geschichte der drei Jahre, die verflossen sind, seit ich zum erstenmal das Bild von Frankreichs literarischer Entwicklung gezeichnet habe, läßt sich ... als ein gewaltiger Kampf deuten, den die Geistigen, im höheren Sinn des Daseins sich Bemühenden gegen die Scheußlichkeit der techno-romantischen Nachkriegsatmosphäre bestehen ..." „Vor dieser herrlich erblühten Literatur zwingt sich uns der Ruf auf die Lippen, mit dem ein großer Deutscher einst seine lebensstrotzende Epoche begrüßte: Juvat vivere, welche Lust zu leben!" ... Und fast panegyrisch am Schluß dieses Abschnitts: „Keine andere Literatur hat so ständig ihren Glanz gewahrt wie die Frankreichs. Eben jetzt, da sich die Besten, die größten ihrer Künstler um eine neue Synthese bemühen, da ein neuer Stil heranreift, dessen prächtig formale Schöpfungen von dem edelsten, klügsten Inhalt erfüllt sein werden, besteht kein Grund, an Frankreichs künstlerischer Sendung zu zweifeln. Hell leuchtet sein Tag, der nie sich verfinstert: Le Jour de Gloire est arrivé." — Wer die französische Literatur so grundmäßig, wie Forst-Battaglia in allen ihren Äußerungen beherrscht, ist gewiß auch berufen, ein Urteil über ihre Zukunftsaussichten abzugeben. Gleichwohl könnte man sich vorstellen, daß nicht jeder seiner Leser sich von diesem enthusiastischen Ton mitreißen und überzeugen läßt; daß es ängstlichere Beobachter gibt, die in dem Kampf der Meinungen wohl nicht die Vitalität des Landes verkennen und doch weniger zuversichtlich urteilen. An einem künstlerischen Phänomen, wie Marcel Proust können sie vielleicht den Eindruck des Maladiven nicht verwinden; und der Ausblick in ein „neues Mittelalter" hat nichts an sich, das sie günstig zu stimmen vermöchte. Vielleicht, daß sie darin verhärtet rückständig sind; vielleicht aber auch, daß sie dem Modernen gegenüber eine gewisse Selbständigkeit gewahrt haben, die nicht nur Unverständnis ist. Die Zeit wird es ausweisen. — Einstweilen freuen wir uns des anregenden Führers durch diese neuen Weiten. Über sein Buch ist so viel geschrieben worden — Hunderte von Besprechungen, wie er selbst sagt — daß ein Mehr sich erübrigt.

Thüngen i. Unterfr. — Georg Ransohoff

Theodoro Storm Novelliere. Von G. A. Alfero. Palermo-Roma 1928, Sandron Editore. 131 S.

Es ist sehr erfreulich, daß italienische Gelehrte sich nach dem Weltkrieg mit deutschen Dichtern beschäftigen und sie ihren Landsleuten näherzubringen suchen. Den rühmlichen Anfang machte der große Denker und Kritiker Benedetto Croce mit seinem Buch über Goethe (deutsch von Julius Schlosser 1921), das auch Kennern viel Anregendes zu sagen hat (vgl. L. E. XXIII, 916). Ich nenne ferner Lorenzo Bianchi mit seinen Beiträgen zur deutschen Novelle und Ballade: „Von der Droste bis Liliencron" (Leipzig 1922), mit „Studien über Heinrich von Kleist" (Bologna o. J.), „Der junge Görres und Hölderlins Hyperion" (Heidelberg 1926), mit Übersetzungen von Hölderlin u. a. G. A. Alfero hat Novalis und Chamisso behandelt, Storms „Immensee" und lyrische Gedichte übersetzt und erörtert in der neuen Schrift Storms Novellenkunst mit anschmiegsamem Verstehen, indem er Resignationsnovellen und Konfliktsnovellen unterscheidet. Er spürt jedoch selbst, daß mit diesen zwei Kategorien das ganze Schaffen des Dichters nicht erschöpft wird, seien es die rein psychologischen Problemnovellen oder die sozialen oder die humoristischen und grotesken Situationsbilder. Er verschließt sich auch nicht ganz der Erkenntnis, daß die Aufzeigung der Wandlung von der lyrisch-romantischen zu der episch-realistischen, dramatisch-tragischen Novelle aufschlußreicher sein möchte (ich darf ihn auf meine Ausgabe und die Jahrhundertschrift verweisen). In einem Schlußkapitel werden über Umwelt und Technik der Novellen einige Bemerkungen gegeben, die manches Feine andeuten.

Frankfurt a. M. — Alfred Biese

Alexander Puschkin in seinen Briefen. Von Arthur Luther. Berlin und Königsberg i. Pr. 1927, Quellen und Aufsätze zur russischen Geschichte. Hrsg. von Karl Stählin, Ost-Europa-Verlag. Siebentes Heft. 230 S.

Vor den andern großen russischen Briefstellern hat Puschkin, der Klassiker der russischen Dichtung und der Begründer der

eigentlichen russischen Literatur, den Vorzug, daß er weder an bohrender Selbstersinnung leidet, noch sich abquält um die Erlösung der ganzen Menschheit, vielmehr die Welt hinnimmt wie sie sich ihm bietet. Puschkin leistet sich noch den Luxus, diese Welt für sich unabgeschlossen zu lassen. Der Haushalt seiner Dichterseele bedarf keines fertigen Bildes von ihr. Das hätte er vielmehr als Hemmung empfunden. So wirkt er denn, zumal als Briefschreiber, frisch und unmittelbar, fast wie der junge Goethe. Das konnte uns aber erst durch eine meisterhafte Übertragung, wie diejenige Luthers, zum Bewußtsein kommen. Hier lesen sich die Briefe so, als wären sie ursprünglich in deutscher Sprache niedergeschrieben. In ihrer sehr sorgfältigen Auswahl und mit den knappen, aber erschöpfenden Erläuterungen des Übersetzers geben sie zudem, bei den allseitigen Interessen und Beziehungen Puschkins, ein volles Kulturbild des Rußlands der zwanziger und dreißiger Jahre. Damit wird diese äußerst erfreuliche Lektüre auch noch zu einer wesentlichen Belehrung. Man kann sich kaum etwas vorstellen, was geeigneter wäre, den deutschen Leser für das große Thema Rußland zu gewinnen, als Puschkins Briefe in dieser Übertragung.

Pasing-München — Karl Nötzel

The Influence of Edgar Allan Poe in France. By Célestin Pierre Cambiaire. Neuyork 27, G. E. Stechert & Co. 332 S.

Wenn ein Dichter wie Poe in fremdem Lande einen Herold wie Baudelaire findet, wenn dieser seine besten Gaben daran setzt, um den Geistesverwandten seinen Landsleuten nahezubringen, so wird nicht nur ein Übersetzungswerk herauskommen, das sich sehen lassen kann, es ist auch anzunehmen, daß es weitere Kreise ziehen wird, als das bei einem geringeren Dolmetsch vielleicht der Fall gewesen wäre: es wird nicht nur der Stoff wirken, wie das wesentlich bei unserem Hoffmann in Frankreich der Fall war — hier hat ja durch seltene Glücksgabe der Fremde einen geistigen Zwillingsbruder getroffen, und in ihm und durch ihn wirkt seine gesamte künstlerische Persönlichkeit fortzeugend auf dem fremden Boden. Daher ist eine Arbeit wie die vorliegende von vornherein dankbar: Poe hat über Baudelaire ganze Richtungen und Gattungen beeinflußt; er wurde eine Macht in der französischen Lyrik, wie an Rimbaud, Mallarmé, Verlaine, Samain gezeigt wird, er lebt in der phantastischen Erzählung von Villiers de l'Isle Adam und Maupassant bis Huysmans, Verne steht in seiner Schuld, die französische Detektiverzählung geht von ihm aus, und auch das Theater ist nicht unberührt geblieben. Das alles legt der Verfasser mit ausgebreiteter Belesenheit und kritischem Urteil dar; er tut schier des Guten zu viel, wenn er der Schwurzeugen für seine Feststellungen nicht genug heranholen kann — sein Buch brauchte ohne solches Aufgebot nicht weniger wissenschaftlich zu sein und wäre wohl etwas kurzweiliger zu lesen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Verschiedenes

Die Zeitlupe und andere Betrachtungen über Menschen und Dinge. Von Georg Hermann. Stuttgart-Berlin 1928, Deutsche Verlags-Anstalt. 199 S. Geb. M. 5,50.

Georg Hermann überreicht mit diesem Buch ein Bündel Lebenserinnerungen. Daß er nicht einen geschwollenen Memoirenband daraus gemacht hat, sondern sich damit bescheidet, ein paar wirklich wesentliche Augenblicke unter die Lupe zu nehmen, beweist seinen Sinn für Maßhalten und ist schon an und für sich sympathisch. Er tut es ohne formalistische Prätentionen, aber doch mit jenem sicheren Takt und Verstand, die einen Schriftsteller denen überlegen machen, die sich in ihm bestätigt finden. Ein angenehmer Gesellschafter, der das Bedürfnis hat, sich selber und seine Erfahrungen mitzuteilen. Da die Natur ihn zum Erzähler gemacht hat, gestalten sich ihm die Eindrücke leicht episodisch. Da er keinen höheren Ehrgeiz hat als den, schlichtweg sich auszuplaudern, belastet die gedankliche Politur die Skizzen nicht allzu schwer. Aber immer sagt er ohne Scheu und unverschnörkelt seine Meinungen, die von ihm aus — dem Bürger aus der Generation vor uns — durchaus erwogen, richtig und vernünftig und von freundlichem Humor übersonnt sind. Georg Hermann repräsentiert ein Stück Berlin aus der Zeit um die Jahrhundertwende, und er charakterisiert sich selbst, wenn er von jenem sagt: „... dies Berlin meiner Schichten war eben das ältere Berlin, mit Überlieferung von gut hundert Jahren und mehr; ziemlich bescheiden und unaufdringlich im Gegensatz zum neuen Berlin — und durchaus nicht materiell eingestellt. Selbst bei seinen Wohlhabenden war es sehr einfach und ohne Protzentum. Seine Denkweise war unsentimental, aber nicht gefühllos. Seine Sprache hatte ihren eigenen Rhythmus und war kurz und nicht ohne Witz." Seltsam, wie klein die Welt ist und wieviel berühmte Namen auch dieses Dasein, das, zwar zum großen Teil in der Reichshauptstadt, gar nicht im Mittelpunkt, sondern wie es scheint, viel eher als Zaungast der großen Bewegungen verbracht wurde, im Laufe von drei oder fünf Jahrzehnten gestreift haben! Seltsamer noch, wie ferne uns das nahe Einst des alten Cafés des Westens schon entrückt ist! Eine ganze Epoche berliner Geistesgeschichte wird auferweckt: mit Bismarck und Menzel beginnt das Buch, dann folgen, nach einem Abstecher zu Wilhelm Raabe nach Braunschweig, Begegnungen mit Bang, Reger, Bebel, Geijerstam, Liebknecht, Hedwig Dohm, Rathenau, Lasker-Schüler, dem jungen Hauptmann, Lovis Corinth, Georg Brandes, Moissi. Mit ein paar Strichen wird z. B. die Erscheinung Bismarcks hingezeichnet: „Ein ganz schwerer, alter Mann ritt keuchend und asthmatisch im tiefen Galopp, der den Boden stampfte und den Sand auffliegen ließ. Riesig breit, ein Fleischberg, eine Pferderückenbrecher, wie es bei Shakespeare heißt, mit einem kleinen, runden Kopf dabei und einem Gesicht, das wie von Säbelhieben modelliert war." An solchen Stellen des Buchs, freilich nicht überall, ist auch ein starker gestaltender Griff spürbar. Der übrige Teil des Buchs enthält Selbstbekenntnisse, Gelegenheitsaufsätze, Bemerkungen über allerlei Fragen aus der bunten Vielfalt des Lebens und der Gegenwart, Aufzeichnungen persönlichster Art, in denen auch die Kritik noch mit einem Rest milden Behagens grundiert ist.

Berlin — Otto Doderer

Der Tanz des Lebens. Von Havelock Ellis. Übersetzt von Eva Schumann. Leipzig 1928, Felix Meiner. 307 S. Mk. 8,–, (10,–).

Daß das Leben eine Kunst ist, ist eine Binsenwahrheit. Der Künstler vermag es zu gestalten, der Philosoph seine Gesetze zu definieren, aber nur Wenigen ist vergönnt, seine Wahrheit zu leben. Der Tanz, die älteste und primitivste aller Künste, wird in diesem Buch zum Symbol des Lebens.

Den Tanz des Lebens baut Ellis aus fünf zusammenhängenden Kapiteln, die Kunst des Tanzes, des Denkens, des Schreibens, der Religion und der Moral. Es sind geistreiche Ausführungen, die Ellis entwickelt, anschaulich dargestellt, bepackt mit weitem historischen Wissen. Es würde zu weit führen, zu den einzelnen Kapiteln Stellung zu nehmen. Die Quintessenz der Ellisschen Lebensphilosophie ist, das Leben mit Kunst zu tränken, eine jahrtausendalte Aufgabe, nur daß er hierzu wenig neue Wege öffnet. Dennoch gibt das Buch zu vielen Gedanken neue Anregung.

Berlin — Max Spanier

Zwei-Mark-Bücher. München 1928, Georg Müller. Band 91: Nokolai Ljeßkow, „Die schöne Asa". Übersetzung von Karl Nötzel. 218 S. — Band 93: Einhard, „Leben Karls des Großen". Verdeutschung von Karl Esselborn. 224 S. — Band 97: Joachim von der Goltz, „Der Wein ist wahr". Achtzehn Geschichten. 224 S. — Band 99: Wladimir von Hartlieb, „Fortschritt ins Nichts". Kulturkritische Aphorismen. 243 S. — Band 100: Oscar A. H. Schmitz, „Essays über Menschen, Länder und Völker". 252 S.

Mit den vorliegenden fünf Bändchen hat der Verlag Georg Müller das erste Hundert seiner „Zwei-Mark-Bücher" abgeschlossen. Die Begründung dieser billigen, gut ausgestatteten und gut ausgewählten, auch Unbekanntes und Unbeachtetes alter und neuerer Herkunft berücksichtigenden Bücherreihe war unzweifelhaft ein Verdienst, zumal in der kritischen Zeit gleich nach der Inflation. Aber ein Programm verpflichtet, und unter den letzten Bändchen sind leider Fehlgriffe, die die Linie der ganzen Sammlung in Verwirrung bringen. Was sollen z. B. die überflüssigen Randglossen eines Durchschnittszeitungslesers, Wladimir von Hartlieb, die nur durch Eitelkeit und Kleinlichkeit den Durchschnitt übertreffen, in einer streng gesiebten und volkstümlichen Auslese? Bloß weil die moderne Demokratie darin verhöhnt wird? Auch die Geschichten von Joachim von der Goltz gehören nicht hinein. Goltz war als Dramatiker einmal eine Hoffnung und ist es vielleicht noch, aber diese ungeformten, zerredeten Versuche zu Volkserzählungen kommen aus einem Zustand unfruchtbarer Verbitterung, in dem besser nichts getan wäre; nur eine einzige, „Der Briefträger", hat Daseinsberechtigung, weil in ihr eine drängende Leidenschaft in eine folgerichtige Handlung gespannt ist. Willkommen sind dagegen die drei anderen Bändchen. Das von Ljeßkow, in der Übersetzung des um die Popularisierung dieses hervorragenden Russen verdienten Karl Nötzel, enthält neben einer fragmentarischen Skizze und der kleinen Legende, nach der die Ausgabe benannt ist, die berühmte und hundertprozentig russische Märchenerzählung „Der stählerne Floh". Einhards „Leben Karls des Großen" in einer neuen Übersetzung von Karl Esselborn hat den Vorzug, daß der Verdeutschung dieses „lateinischen Klassikers des deutschen Mittelalters" der lateinische Urtext beigefügt ist. Außer dem „Leben Karls des Großen" bringt der Band, der ausführlich eingeleitet und ausreichend kommentiert ist, noch vier Briefe Einhards und die Sage von Eginhard und Emma. Der hundertste Band schließlich präsentiert eine Auswahl aus den Essaybüchern von O. A. H. Schmitz, also eine Reihe sehr gescheiter, fast journalistisch zeitnaher Aufsätze über Völker und prominente Menschen. Sachliches Wissen und denkerische Klarheit sind darin vereinigt mit psychologischem Spürsinn und schriftstellerischer Freiheit, womit die Elemente des echten Essayisten beieinander sind.

Berlin — Otto Doderer

Memoiren. Von Isadora Duncan. Mit 137 Abbildungen, nach dem englischen Manuskript bearbeitet von C. Zell. Wien 1928, Amalthea-Verlag. 410 S.

Das Leben dieser Frau, das sich in ihren eigenen Aufzeichnungen und in einer biographischen Ergänzung von René Fülöp-Miller weitläufig und doch erregend vor uns ausbreitet, trägt von Anbeginn den hippokratischen Zug. Schon das hungernde, bettelnde, gaunernde, vagabundierende Kind scheint dem tragischen Tod geweiht, der am Ende, nach allen Wechselfällen des Geschicks, wie aus innerstem Zwang eintritt. Der verhängnisvolle Schleier, der Rennwagen, die sie strangulierten, erscheinen als Werkzeuge unterbewußten Willens. Und ihre triumphalen Erfolge, die zuzeiten aus der von ihr verfochtenen Idee, aus ihrem Können und der Musik ihres Körpers über sie hereinbrachen, scheinen vom Schicksal nur gesandt, um sie die auf jene kurzen Epochen des Glücks mit unabänderlicher Notwendigkeit immer wieder folgenden Zeiten der Entbehrung, Demütigung, Verzweiflung nur noch furchtbarer fühlen zu lassen.
Auch dies Buch, aus dessen Worten der Idealismus und die Herzensreinheit eines großen Kindes sprechen, wirkt infolge der kitschig-spekulativen Aufmachung wie eine Demütigung. Unter der Aufschrift „Bilder bekannter Tänzerinnen" sind neben der Elßler, der Taglioni, der Saharet, der Wiesenthal (gegen deren photographische Wiedergabe nichts einzuwenden ist) kunstferne, nackte und halbnackte Wenigkönnerinnen, mit Rosen und Stöckelschuhen oder Seidenhöschen und Zigarette „bekleidet", an ihre Seite gestellt. Die unerträgliche Desmond, die steife Lo Hesse wiegen sich in lächerlichen Posen, sogar eine „Miß C. . . ." wird als „bekannte Tänzerin" vorgeführt. Valeska Gert und Mary Wigman fehlen. Arme Isadora!

Berlin — Rudolf Frank

Das Leben der Eleonora Duse. Von E. A. Reinhardt. Berlin 1928, S. Fischer. 364 S.

Von den acht sich mit dem einzigartigen Phänomen der Duse befassenden Monographien ist diese die umfassendste, aus genauester Kenntnis und tiefster Einfühlung hervorgewachsen. Weltwesen und privates Sein, psychische und künstlerische Wandlung, Ursprung und Sendung werden klar lebendig, aus allem formt sich das einmalige, unvergängliche Gesicht der großen Toten und steht in glorreicher, verklärter Menschlichkeit über dem Theater unserer Zeit. Die Sprache E. A. Reinhardts, der, ein Deutscher, seit langem in Italien heimisch ist, läßt italienische Luft, die Nähe antiker Formenwelt und die Durchbildung im Geist der Renaissance verspüren. Und hinter allem ein von dem großen Erlebnis des dargestellten Schicksals erschüttertes Herz.

Berlin — Rudolf Frank

Männer — Frauen und . . . Betrachtungen über die Liebe. Von Claude Anet. Übertragen und bearbeitet von Georg Schwarz. Wien 1928, E. P. Tal & Co. 154 S.

Er gehört zu denen, die nur aus einem Punkte produzieren. Deshalb darf er in diesen kostbaren Aphorismen anmerken: „Die Literatur lebt von der Liebe . . . In der Literatur wie im Leben ist die Vereinigung der Geschlechter der höchste Endzweck." Er kennt die Literatur nur als Funktion der Brunst.

„Der wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Tier liegt in dieser kleinen Tatsache, daß der Mensch als einziges Wesen der Schöpfung imstande ist, die natürlichen Folgen der Liebe nach seinem Belieben zu verhindern." — Mephisto noster: „und braucht's allein Nur tierischer als jedes Tier zu sein."
„Weiche Ausländerinnen aus ... Sie sind gefährliche, maßlose Frauen." Die Donischen, weil sie „Vollblüter" sind, und die Engländerinnen, weil sie Flanell tragen. Ein Mann wie Claude Anet fühlt sich nur bei seinen Französinnen geborgen, das sind die Herzen, die in seinem Tempo schlagen. Da er selbst es sagt, wäre es unhöflich, daran zu zweifeln. Sonst, bei obwaltenden Tendenzen zu internationaler Verständigung, hätte man den Französinnen diese Empfehlung ersparen mögen.
„Vergiß die Peitsche nicht." Wie dürfte das fehlen! Aber höhere Kultur differenziert: „Magere Frauen soll man mit einem Stock schlagen. Für die Vollschlanken ist die Faust zu empfehlen. Bei den Dicken genügt die flache Hand. Das Wichtigste ist, sich selbst nicht weh dabei zu tun." — Nur eines geht über die Schlagkraft dieses Witzes, seine platte Roheit. Im übrigen noch einmal, er hat recht: seine Literatur lebt von der Liebe, wofern man nicht sagen will, daß sie an ihr verödet oder an ihr sich auf den Ton fader Insolenz gestimmt hat.

Thüngen i. Ufrk. — Georg Ransohoff

Vor kommenden Kriegen. Die Zivilisation am Scheidewege. Von J. M. Kenworthy. Mit einer Einleitung von H. G. Wells. Wien und Leipzig 1928, W. Braumüller. XI, 383 S. M. 7,50 (M. 10,—).

Das Original heißt „Will Civilization Crash?" und sagt damit besser, um was es sich handelt, als der deutsche Haupttitel. Es sollen ja nicht in erster Linie Zukunftsbilder von kommenden Kriegen ausgemalt werden; die eindrucksvolle und reichlich beklemmende Darlegung der Verhältnisse, die an soundsovielen Stellen der Erdoberfläche zum Kriege führen können, vielleicht sogar müssen, wenn nicht rechtzeitig Vorsorge getroffen wird, ist nur Mittel zum Zweck, allerdings auch ein ungemein wirksames Mittel, wenn es wie hier mit der Schilderung des Luft- und Gaskriegs der Zukunft verbunden wird. Der Verfasser predigt Verständigung; er tut es, was wir gern hervorheben werden, mit vollem Verständnis für unsere in Versailles geschaffene Lage, die er mit starken Worten als durchaus unhaltbar, als im Interesse Europas lieber heute als morgen durch Revision des „Vertrages" zu ändern bezeichnet; Ächtung des Krieges und darauf folgende vernünftige Regelung der Streitfragen sind seine Mittel, und politische Vorgänge unserer Zeit erlauben zu sagen, daß er erfreulicherweise nicht der einzige ist, der so denkt.
Der Weg, den er vorschlägt, erscheint aber mit mehr Hindernissen verstellt, als er annimmt; es ist nicht einmal so ganz sicher, ob er zum Ziele führt. Von anderem abgesehen: bisher hat sich nicht die Vernunft als die stärkste Macht im Leben der Völker erwiesen, und so ist denn auch das Vorwort, das Wells dem Buch mitgegeben hat, nicht gerade optimistisch gestimmt; es sei die alte Sache: die Hölle schildere der Verfasser ausgezeichnet, den Weg zum Läuterungsberge und zum Paradies vermöge er aber nicht mit derselben Schärfe und Sicherheit anzugeben. Wie dem sei: das Buch des englischen Parlamentariers öffnet jedem, der überhaupt sehen kann und mag, die Augen, es zeigt, wie dünn die Decke des Vulkans ist, auf dem wir uns bewegen — es ist ein Menetekel unserer Zeit, eine Mahnung, daß die letzte Stunde Europas bald schlagen kann, wenn es nicht gelingt, die unterirdischen Gluten zu dämpfen.

Berlin-Lichtenberg — Albert Ludwig

Die Sechs. Von Rudolf Rocker. Dichter und Rebellen. Eine neue Schriftenreihe, Band VII. Berlin 1928, „Der Syndikalist". 176 S. M. 1,80 (3.—).

Ich habe schon einmal darauf hingewiesen — anläßlich des ersten und fünften Bandes der gleichen Sammlung —, daß man Totes nicht lebendig machen soll. Weiß Gott, bis jetzt ist weder ein Dichter in dieser Bücherreihe herausgekommen, und die Rebellen sind wahrhaft zahme Gesellen. Was nun Rockers gestaltlose Phantasien über verschiedene Themen, z. B. Faust, Don Juan, Hamlet, Don Quichotte u. a., eigentlich bezwecken, ist mir kaum klar geworden, so sehr ich mich bemühte. Die Grammatik ist weder so dichterisch, als daß einem die Gestalt urgründig nahe kommen würde, denn das haben ja andere getan, noch zeigt sie irgendeinen rebellischen Rhythmus, dem man im Takt eines gleichgesinnten Herzens folgen könnte. Also auch diesmal ein überflüssiges Bemühen.

Berlin — Guido K. Brand

Das Erbauungsbuch des guten Handwerkers. Von Emil Barth und Cajetan Maria Freund. Zweiter Elegius-Druck. München 1927. Deukula, Grassinger & Co. 62 S.

Die Predig von dem Glaßmachen. Von Johann Mathesius. Dritter Elegius-Druck. Ebenda 1927.

Im Auftrag der Ausstellung „Das Bayerische Handwerk" zu München 1927 wurde eine kleine Anzahl schön ausgestatteter Druckwerke verausgabt, von denen mir zwei vorliegen, beide nach Angaben von Theodor Heller in der Werkstatt der Deukula, München, in einer Auflage von je 500 Exemplaren als sogenannte „Elegius-Drucke" hergestellt. Über das Wort Deukula braucht man sich nicht lange den Kopf zu zerbrechen: es ist eins der beliebten Raffworte und heißt in seiner Auflösung „Deutsche Kunst- und Verlagsdruckerei" (Grassinger & Co.). St. Eligius war der heilige Herr, der im 7. Jahrhundert die Flandern bekehrte und als Münzmeister nach Paris kam. Daher wurde er denn Schutzpatron der Goldschmiede, die selbstverständlich auf der Ausstellung „Das Bayerische Handwerk" lebhaft vertreten waren, so daß man auch die Drucke unter der Ägide St. Eligii in die Welt (der Bibliophilen) schicken konnte.
Doch das nebenbei. Das Erbauungsbüchlein von Barth und Freund ist reizend erdacht und durchgeführt. Es spricht in Prosa und gebundener Rede zu den Leuten am Werkeltisch, in guten Worten, nicht lehrhaft und mahnend, am hübschesten in den „Aufzeichnungen eines Krippenschnitzers", der in die im Holz suchende Klinge ein Stück seiner Seele legt. Vortrefflich gedruckt in klarer Fraktur, die Überschriften in Blau. Der dritte Eligius-Druck umfaßt die fünfzehnte Bergwerkspredigt des ehemaligen wittenbergischen Tischgenossen Luthers, Johann Muthesius, eine jener köstlichen Postillen aus der Zeit, da Muthesius Rektor und Pfarrer zu Joachimsthal in Böhmen war. Der Veröffentlichung liegt die (nach dem Tode des Verfassers erschienene) nürnberger Ausgabe vom Jahre 1578 zugrunde. Auch dieser Kleinfolioband ist ausgezeichnet gedruckt, in Cicero-Fraktur, mit schlichten Initialen, Einleitungsworten und der Titelwiedergabe am Schluß in Rot.

Berlin — Fedor von Zobeltitz

Meister der Predigt aus dem 19. und 20. Jahrhundert. Ein homiletisches Lesebuch, ausgewählt und mit Einführungen versehen von Adolf Donders. Münster i. W. 1928, Regensbergsche Buchhandlung. 495 S.

Aus gelehrter Feder kommt dieses verdienstvolle Sammelwerk — sein Herausgeber ist der bekannte Professor für Pastoraltheologie und Katechetik an der Universität in Münster i. W. —, das durch seine Lesestücke aus der deutschen katholischen Predigtliteratur des 19. und 20. Jahrhunderts auch für die Literaturgeschichte bedeutsam ist. Es zeigt nicht nur Entwicklungen der gottesdienstlichen Rede und ihren sich wandelnden Stil, sondern überhaupt die Bedeutung des Rhetorischen innerhalb dieser Zeit. Dem Buch sind einleitende Worte und der notwendige wissenschaftliche Apparat beigegeben. Fast alle Namen von Ruf sind mit gut gewählten Proben, die auch noch zu dem Empfinden der heutigen Gebildeten sprechen, vertreten: Melchior von Diepenbrock, Joh. Michael Sailer, Martin Deutinger, P. Roh, Paul Wilhelm von Keppler, Wilhelm von Ketteler, Johann Emanuel Veith (Wien) u. a. Vermißt habe ich nur den Grafen von Klinckowstroem, dessen Predigten um das Ende der achtziger und aus dem Beginn der neunziger Jahre besonders im damaligen Österreich großes Aufsehn erregten. Die Stücke, die Donders auswählt, sind immer noch innerlich lebendig, sie sind frische Wirklichkeit und Kraft, nicht tote Lehre und schulmäßige Weitergabe dogmatischen Stoffes. Jeder Prediger spricht den Dialekt seiner seelischen Heimat und findet irgendwie den Weg zurück aus gelehrter Theologie in das Land unseres gemeinsamen Lebens, Leidens und Sterbens, dessen Grenzen auch Menschen getrennten Glaubens umschließt. So fern manches klingt, was diese alte Predigtkunst mit ihren längst versunkenen Erlebnissen redlich und rückhaltlos mit manchen pathetischen Erhöhungen, aber immer in Worten, mit denen ein wahrhafter Mensch sich nach außen kund tut, darbot, ich sage, so weit Menschen und Zeiten hinter uns liegen, zu denen diese Predigten gesprochen worden sind — vieles wirkt immer noch in den Wandel der Jahre hinein und gibt immer noch Antwort auf Fragen, die auch noch die unsrigen sind. Ist alle Volksbildung wirklich nur Wirken, Helfen und (für den Lehrenden und Führenden vor allem) ein Emporwachsen des einzelnen und Hineinwachsen ins Volk, so kann die wirkliche Predigt — nicht die schöngeistig-theologische Sonntagsbetrachtung, auch nicht die langweilige Katechismusstunde, die sich als Predigt ausgibt — erst recht nichts anderes sein als Hilfe, Gabe, Ausdruck von Volksverbundenheit, Schicksalsgemeinschaft und Schicksalsbereitschaft. Der Mensch ist in der Predigt alles, der sprechende, zuhörende, schuldige und leiderfahrene. Nur um das Leben handelt es sich und um das, was von allen Menschen ersehnt und verstanden wird.

Wien — Franz Strunz

Auerwild. Naturgeschichte und Jagd. Von Adalbert Baron von Krüdener. Neudamm-Berlin, J. Neumann. 160 S.

Der alte Adelbert von Krüdener ist eine der bekanntesten Erscheinungen aus der älteren jagdlichen Generation und hat sich schon vor Jahrzehnten einen Namen durch seine jagdlichen und biologischen Arbeiten in den verschiedensten Zeitschriften gemacht. Eine Reihe Monographien stammt aus seiner Feder, u. a. die über den Elch in „Die hohe Jagd" (Verlag Parey, Berlin), die Waldschnepfe („Wenn die Schnepfen streichen"), das Birkwild, das Haselwild (im Verlage Eckstein, Leipzig), kleine Bändchen, deren Form und Ausstattung leider nicht der Bedeutung der Krüdenerschen Schriften entsprechen. Jetzt liegt die Monographie über das Auerwild vor, ein Buch, in dem eine Fülle gründlichen Wissens zusammengetragen ist und das mancherlei Neues über das Auergeflügel bringt. Wie beim Verlage Neumann, Neudamm nicht anders zu erwarten, ist dies Buch gut und würdig ausgestattet. Auch dem Nichtjäger, der Naturfreund ist und sich für die seltenen Tierarten Europas interessiert, bietet dies Buch angenehme, anregende und belehrende Unterhaltungslektüre, denn hier ist alles gesagt, was über das Auerwild, sein Vorkommen, seine Balz und seine verschiedenen Rassen und Unterarten in den vielen Ländern seines Verbreitungsgebietes zu sagen ist. Auch am Rackelwild,[1] dem Steinauerwild und dem ostsibirischen Auerhahn, die ja wesentlich von unserem Urgeflügel unterschieden sind, hat Krüdener einigen Raum gewidmet und läßt sich in einer längeren Abhandlung über die sogenannte Balztaubheit des Auerhahnes aus. Alles in allem: ein gelungenes Werk, dem weite Verbreitung zu wünschen wäre.

Altwarp i. P. — Egon von Kapherr

Astrologie, Alchemie, Mystik. Von Franz Strunz. München-Planegg 1928, Otto Wilhelm Barth-Verlag. 336 S. M. 6,— (7,50).

Dieses Buch, das sich bescheiden „ein Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften" nennt, entwickelt über den historischen Stoff hinaus die Weltanschauung, auf der die Alchemie ruht, die von der Alchemie mit geschaffen worden ist, von Astrologie und Mystik umrahmt wird. Nicht aus den Gegenständen der werdenden Wissenschaft heraus kann man solch ein Weltbild entwerfen, sondern in der Seele der Menschen müssen die Keime aufgespürt, die Grundlagen erkannt werden. Strunz sieht es so: Mystik kann nicht im Gefühl verharren, sie begehrt, sich Denken und Tun der Menschen untertan zu machen. Indem sich das mystische Universalgefühl der Natur annähert, entstehen Astrologie und Alchemie, die mit Notwendigkeit aus der primitiven Menschennatur heraus immer wieder bei den verschiedenen Völkern neu geschaffen werden. Und so wie der Mystiker nicht nur ein Betrachtender und ein Schauender gewesen ist, sondern ein Glühender, der für die Wahrheit der Seele sein Leben einsetzt, so sind Astrologen und Alchemisten alter Zeit nicht nur Männer der Wissenschaft, sondern Kämpfer, die nicht selten zu Märtyrern werden. Alchemie als Weltanschauung, d. h. alles Handwerkliche wie Legierungstechnik und Metallfärbung steigt allmählich zu der Lehre von den Elementen auf, zu einer Philosophie der Materie, die im Glauben an die Verwandlung der Elemente gipfelt, übersteigert sich zum Bild und Symbol des Weltprozesses, ja zu einer Geschichte göttlicher Wesen und göttlicher Kräfte. Manches Licht fällt auf die dunkeln Wege, die von der Mystik zur Alchemie führen: Verwandlung und Läuterung sind mystische Grundgedanken, die vom Leben der Seele auf die Materie übertragen werden, aus Verworrenheit soll Reinheit, aus dem finsteren Stoff das leuchtende Gold erstehen, das Arkanum und der Stein der Weisen wird gesucht, der einen zum Herrn der Natur macht. Astrologie und Alchemie fließen zusammen, Gestirne bedeuten irdische Metalle, beide verkünden Anlagen und Temperamente der Menschen. Übrigens sind die Entsprechungen der Planeten mit den Metallen nicht immer

[1] Mischlinge von Birk- und Auerwild.

gleich geblieben, dem Jupiter war zuerst das Elektrum, eine Legierung von Gold und Silber, beigeordnet, später das Zinn, das man dem Planeten Merkur genommen hatte, um ihn viel später mit dem Quecksilber zu entschädigen. Astrologie und Alchemie sind universeller Vitalismus, Lehre von der Einheit des Weltalls und des Menschenlebens, vom Ineinandergreifen und Zusammenhängen alles Seienden in einer geheimnisvollen lebendigen Einheit, sie gründen in dem Glauben, daß der Mensch die Welt widerspiegle und selber im kleinen sei. Was auf der Erde geschieht, so lehrt die alte Astrologie, ist nur Abbildung, Wiederholung himmlischer Urbilder. „Wer die Himmelsschrift lesen kann, liest das kommende Geschick der Erde und ihrer Menschen." Da hier Grenzen und Gewißheiten nicht bestehen, ist jeder Spekulation und jeder Phantasterei das Tor geöffnet; immer willkürlicher werden die Systeme allgemeiner Korrespondenz, immer dunkler werden Natur und Menschenseele einander gleichgesetzt, ähnlich wie die gnostischen Systeme ohne jede Schranke göttliche Kräfte durchdenken und personifizieren. Das ursprüngliche Grundgefühl von der Einheit des Alls löst sich immer mehr in nüchterne Abstraktionen und willkürliches Spiel. Darum nennt Strunz die modernen Versuche, die Astrologie wiederzubeleben, dilettantisch und lehnt sie ab, wie auch die Mystik, die immer Gefühlsschwelgerei und seelischer Egoismus bleibt, niemals zu Arbeit und nützlicher Tätigkeit weiterschreitet. – Aus dem reichen Inhalt des Buchs konnte nur wenig angedeutet werden; die von Strunz im gleichen Verlag herausgegebene „Geschichte der Alchemie" von Schmieder aus dem Jahr 1832 wird als willkommene Ergänzung seiner Gedankengänge dienen.

Wien — Emil Lucka

Die Hohenstaufenzeit. Szenen und Bilder. Von F. C. Freudenberg. Zwei Bände. Gotha 1928, Leopold Klotz. III, 306 S. und III, 260 S. 8°. In Leinen geb. M. 14,–.

Von unfreiwilliger, aber ebenso unwiderstehlicher Komik. Ne sutor supra crepidam!

Berlin — Hans F. Helmolt

Zeitgeschichtliche Anmerkungen

XIX

Etwas vom russischen Buch- und Schriftwesen

Von F. W. Denro (Leipzig)

Zwischen der russischen „Sowjet-Literatur" und der deutschen proletarischen Literatur sind bis jetzt verschiedene Annäherungsversuche gemacht worden. So veranstaltete noch kürzlich die russische Kommission für proletarische Literatur einen Deutschland-Abend, auf dem der Vorsitzende der russischen Sektion für Literatur und Kultur das revolutionäre Wort und Lied Deutschlands in einem Vortrag erläuterte. Bei der kommunistischen Russischen Akademie wurde Ende vorigen Jahres eine Kommission zur Erforschung der proletarischen revolutionären Literatur Deutschlands und Westeuropas eingesetzt. Auf der internationalen Konferenz revolutionärer Schriftsteller in Moskau hielt der bekannte Volkskommissar für Bildungswesen, Lunatscharskij, in deutscher Sprache einen großen Vortrag über proletarische Literatur. Die russische Gesellschaft der Bücherfreunde umfaßt knapp 100 Mitglieder und ist eine ernst zu nehmende bibliophile Vereinigung. Neben regelmäßigen Versammlungen finden Vorträge und Ausstellungen statt, auf denen das deutsche illustrierte Buch und deutsche Buchkunst wiederholt im Vordergrund standen, wie z. B. anläßlich des 25jährigen Bestehens des leipziger Insel-Verlags.

Nicht unbedeutend ist die Ausfuhr des russischen Buches. Nahezu die Hälfte aller ins Ausland gelangenden Druckschriften Rußlands sind belletristische Werke und nur rund ein Drittel entfällt auf die Volkswirtschaft und Sozialwissenschaft. Der größte Teil der exportierten Bücher geht nach Deutschland, die hier mitunter einen großen Einfluß ausüben. Welches Interesse z. B. Lenins Schriften in Deutschland fanden, dürfte am besten daraus hervorgehn, daß von der 28 Bände umfassenden deutschen Gesamtausgabe, die durch das Lenin-Institut in Moskau autorisiert wurde, in knapp fünf Wochen sich allein für den 13. Band („Materialismus und Empiriokritizismus") 5000 Käufer fanden. Eine auffallende Rührigkeit legt die „Woks" (Gesellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion mit dem Auslande) an den Tag. In illustrierten Wochenberichten, die in russischer, deutscher, französischer und englischer Ausgabe an die Freunde der Sowjetunion regelmäßig zur Versendung kommen, werden über die Errungenschaften der Sowjetkultur und das staatliche und öffentliche Leben, sowie Wissenschaft, Literatur und Kunst in Neurußland berichtet.

Drei Haupteinrichtungen der Sowjetregierung betreuen das russische Buchwesen, und zwar das Zentrale Bücherhaus, die Bibliologische Abteilung der Akademie der Kunstwissenschaften in Moskau und das Institut für Bücherkunde in Leningrad. Das Zentrale Bücherhaus versorgt die wissenschaftlichen Institute und die größeren Bibliotheken mit den Pflichtexemplaren der Neuerscheinungen. Auch gibt es eine bibliographische Zeitschrift heraus. Es unterhält außerdem ständig mit den Verlagsanstalten und graphischen Betrieben des Landes rege Beziehungen. Eine der Hauptaufgaben des Zentralen Bücherhauses ist es auch, die gesamten Druckerzeugnisse des Russischen Staatsverlages auf dem laufenden und auf einer der Neuzeit entsprechenden Höhe zu halten. Dem Institut für Bücherkunde ist ein Museum zur Geschichte, Technik, Ästhetik und Theorie des Buches, sowie eine bibliographische Auskunftsstelle angegliedert. Außerdem führt das Institut eine Kartothek über alle im Gebiet der Sowjetunion erschienenen Bücher. Die Bibliologische Abteilung der kunstwissenschaftlichen Staatsakademie – früher Polygraphische Abteilung benannt – pflegt die äußere und innere Gestaltung der Bücher. Die Abteilung beschäftigt die besten Graphiker und Buchkünstler der Sowjetunion. Nicht nur in Moskau, sondern auch in Charkow, Nischnij-Nowgorod, Kasan und anderen Städten Rußlands ist das Buchgewerbe stark entwickelt. Der Russische Staatsverlag, der Zweigunternehmungen im ganzen Lande unterhält, stellt in der Hauptsache Massenliteratur und Lehrbücher her, die durch Herausgabe allgemeinbildender Schriften unterstützt werden. Die literarische Verlagsproduktion erfreut sich bei dem gesteigerten

Bildungsbedürfnis im heutigen Rußland eines guten Absatzes. So haben z. B. die vom Russischen Staatsverlag herausgegebenen Enzyklopädien auf den verschiedensten Gebieten der Literatur, Kunst, Wissenschaft usw. einen Subskribentenstamm von 60000 Abnehmern. In den letzten Wochen traten allerdings in dem Vertrieb russischer Verlagsliteratur Stockungen ein, die noch nicht behoben sind.
Ein besonders heikler Punkt in der russischen Literatur ist die Übersetzungsfrage. Als bekannte Tatsache steht die russische Ausbeutung ausländischer Schriftsteller durch nicht autorisierte Übersetzungen fest. So hat unter anderem das Internationale Institut für geistiges Eigentum in Bern festgestellt, daß z. B. im Jahre 1925 56,6 Prozent der im Russischen Staatsverlag erschienenen belletristischen Bücher Übersetzungen waren. Offenbar ist die Herausgabe ausländischer Werke der schöngeistigen Literatur so lukrativ, daß wiederholt und gleichzeitig von mehreren Verlegern Rußlands Übersetzungen herausgebracht wurden, natürlich ohne den Originalautor zu fragen, wobei auffallenderweise unter verschiedenem Titel veröffentlicht wird. Auch sind wissenschaftliche und technische Veröffentlichungen des deutschen Verlags bis jetzt in großer Anzahl in Rußland ohne jede Entschädigung übersetzt und nachgedruckt worden. Nach dem neuen russischen Urheberrecht genießen die Werke eines Ausländers nur dann Schutz, wenn sie in Rußland erschienen sind. Im Ausland verlegte Schriften können ohne Rücksicht auf den Verfasser und dessen Verleger nachgedruckt oder übersetzt werden, wobei nur der Übersetzer Schutz genießt. Jedes in Rußland hergestellte Werk kann von der Regierung gegen Entschädigung enteignet werden. Russische Übersetzungen eines fremdsprachigen Werkes können von Amts wegen monopolisiert werden. Übersetzungen und Abdruck ausländischer Werke sind bis auf weiteres frei, wodurch der betreffende Originalverfasser jede Kontrolle über seine literarischen Geisteskinder verliert. Da die russischen Verleger keine Übersetzungs- oder Nachdrucksrechte zu erwerben brauchen, wetteifern sie in der Schnelligkeit der Herausgabe, wenn es sich um Werke bekannter ausländischer Schriftsteller handelt. Da die Richtigkeit gewöhnlich unter der „Fixigkeit" leidet, so erlebt man mitunter miserable russische Übersetzungen. Namentlich sind schöngeistige Bücher durch Kürzungen und Einschaltungen, die mit Rücksicht auf die Zensurbehörde nötig erscheinen, durch den Übersetzer mehrfach verhunzt worden. Über die Minderwertigkeit russischer Übersetzungen deutscher Werke ist wiederholt geklagt worden. Um ein Buch aus der älteren deutschen Literatur zu erwähnen, soll nur an die Faust-Übersetzung in ukrainischer Sprache von M. Ulezko erinnert werden.
Die Übersetzer sind in einer besonderen Organisation zusammengeschlossen. Die russischen Schriftsteller sind in der Hauptsache im Allrussischen Schriftstellerverband, in der Allrussischen Assoziation der proletarischen Schriftsteller und im Verband der Bauernschriftsteller, der Schriftstellerorganisation „Linke Front" („Lef"), zusammengefaßt. Es bestehen außerdem in Leningrad, Charkow, Kiew, Odessa und Wladiwostok Ausschüsse der Schriftstellergewerkschaften, die mit der moskauer Gewerkschaftsorganisation in enger Verbindung stehen.

Literargeschichtliche Anmerkungen

LXXI

Literaturgeschichtliches zu Oskar von Redwitz

Mitgeteilt von August Gotzes (Neuß am Rhein)

Oskar von Redwitz gehört zu den interessantesten Erscheinungen der deutschen Literaturgeschichte. Dieses weniger wegen der Bedeutung seiner Werke, die im Gegensatz zu denen mancher seiner Zeitgenossen der Vergessenheit anheim gefallen sind, sondern als eine eigenartige Persönlichkeit, die aus dem Milieu des Literaturgeschehens des vergangenen Jahrhunderts hervorragt. Aus diesem Grunde haben die hier mitgeteilten Dokumente des Dichters, die sich in meiner Handschriftensammlung befinden, für den Literarhistoriker einen besonderen Wert und Reiz.
Der zuerst angeführte Brief kann noch als ein Beitrag zum Charakterbild des Romantikers Redwitz bewertet werden. Er stammt aus dem Jahre, als der Dichter den dreibändigen Roman „Hermann Stark", der 1869 vollendet wurde, nach überstandener langer Krankheit erneut in Angriff nahm. Noch hatte er nicht mit seiner christlich-romantischen Gesinnung, die aus den Dichtungen spricht, die sich seiner „Amaranth" anschlossen, gebrochen. Nur ein leiser Unterton in diesem Briefe verrät den sich vorbereitenden Umschwung. Die weiter mitgeteilte Biographie des Dichters gibt neben bekannten Daten auch solche, die als Berichtigung und Ergänzung zu den Angaben in manchen bedeutenden Literaturgeschichten anzusehen sind. Für den Literarhistoriker haben diese Aufzeichnungen seiner eigenen Hand den Vorzug des Authentischen.
Bevor ich diese Dokumente folgen lasse, gebe ich einige kurze Angaben über deren Entstehen und Herkunft. Wie ich bereits gelegentlich der hier wiedergegebenen Stifter-Erinnerungen (L. E. XXIX, 309 und 556) ausführte, erschien in den Jahren 1866—1868 im Verlag Albert Jacobi, Aachen, die von dem späteren langjährigen Herausgeber der „Dichterstimmen der Gegenwart", Leo Tepe van Heemstede, redigierte Zeitschrift „Katholische Welt". Von ihm war Oskar von Redwitz zur Mitarbeit aufgefordert worden. Der Brief ist die Antwort auf diese Aufforderung. Zur Niederschrift der Selbstbiographie wurde Redwitz durch den intimen Freund Eichendorffs Lebrecht Dreves veranlaßt. Dieser war bereits Mitarbeiter der „Katholischen Welt" und sollte auf Wunsch van Heemstedes eine Abhandlung über den damals sehr geschätzten Dichter der „Amaranth" schreiben. Das Original der Selbstbiographie sandte er mit einer Photographie des Dichters, laut einem ebenfalls in meinem Besitz befindlichen Schreiben vom 8. Mai 1867, an den Herausgeber der „Katholischen Welt".
Oskar von Redwitz weilte, als er den nachstehenden Brief schrieb, zur Kräftigung seiner Gesundheit in Meran, wo er sich 1872 mit seiner Familie dauernd niederließ.

Der Brief lautet:

„Meran, 18. April 1867.

Euer Hochwohlgeboren!

Schon der Ort, an dem ich mich seit vorigem September zu meiner Heilung befinde, möge mich in Ihren Augen freundlich entschuldigen, daß ich erst heute Ihr gütiges Wort erwidere. — Schier anderthalb Jahre außerstand gewesen, auch nur einen Brief zu schreiben und viel weniger mich meinem gewohnten Berufe hinzugeben, bin ich nun seit wenigen Wochen soweit von meinem alten Kopfleiden befreit, daß ich allmählich daran denken darf, die größte Arbeit meines literarischen Lebens, meinen Roman aus dem deutschen Leben unserer Zeit in drei Bänden in Angriff zu nehmen. Ich habe gewiß nicht nötig, Ihnen die namenlose Sehnsucht zu schildern, nach so langer Entbehrung mich diesem Genusse wieder hingeben zu dürfen. Und Sie begreifen gewiß auch ohne meine Versicherung, wie ich auch mit dem besten Willen jetzt außerstande bin, meine Geisteskraft noch einem anderen Ziele widmen zu können, das außerhalb der so lang ersehnten Fortsetzung dieses Werkes liegt, zumal ich mit jeder geistigen Tätigkeit noch so ängstlich haushalten muß, um nicht einen so leicht möglichen Rückfall herbeizuführen.

Hätte ich das kleinste Gedicht in meiner Mappe, ich würde es Ihnen mit Freuden für Ihre Zeitschrift zukommen lassen. — Leider aber besitze ich auch keine einzige Strophe, da ich seit langer Zeit zu keinem lyrischen Gedichte mehr kommen konnte. Daß ich im Prinzip mit Ihrem lobenswerten Unternehmen einverstanden bin, dazu bedarf es ja nicht meiner Versicherung. Auch die mir zu Gesicht gekommenen Nummern haben mich in ihrer Haltung im ganzen befriedigt, wenn ich mich auch mit manchen, zwar wohlgemeinten, aber doch allzu naiven Beiträgen (z. B. An den hl. Vater — und Vertrau auf Gott — die mehr in Kinderschriften gehören) nicht einverstanden erklären kann. Aber die Holzschnitte sind sehr gut, und die ausschließlich kath. Tendenz finde ich ganz angemessen. Man weiß, was man hat und will. — Und das ist viel klüger als unbestimmte Farbe. — Ihr Zweck wird so viel leichter erreicht. — Also nochmal: nicht böser Wille oder Abneigung verhindern mich, jetzt Ihnen meine Mitwirkung zuzusagen, sondern mein Befinden und meine große Arbeit. — Mögen Sie daher mein Wort auch liebreich aufnehmen und meine Gründe würdigen. Habe ich später einmal einen passenden Beitrag, so werde ich ihn mit Freuden schicken.

Ihr verehrungsvoll ergebener

O. von Redwitz."

Die Selbstbiographie hat folgenden Wortlaut:

„Kurze biographische Skizze.

Meine Familie stammt aus einem uralten fränkischen, vormals reichsritterlichen Geschlechte, das schon im 11. Jahrhundert urkundlich vorkommt und zur Zeit der Reformation den Fürstbischof Weigand von Redwitz[1] von Bamberg unter seinen Gliedern zählte.

Geboren bin ich zu Lichtenau, einem kleinen Städtchen bei Ansbach, am 28. Juni 1823, wo mein im Jahre 1848 verstorbener Vater, Ludwig Freiherr von Redwitz, Vorstand der dortigen Strafanstalt war.

Im Jahre 1825 ward mein Vater als Inspektor des Zentralgefängnisses nach Kaiserslautern in der bayerischen Pfalz versetzt. — Kinderjahre daselbst von 1825 bis 1829. Dann deutsche Schule und zwei Klassen im Progymnasium in Speyer, wo mein Vater die Stelle eines Zollinspektors bekleidete. — 1834 Versetzung als Oberzollinspektor nach Schweigen an der französischen Grenze. Dort besuchte ich von 1834 bis 1837 im elsässischen Städtchen Weißenburg das college communal. — Um 1837—1840 Besuch des Gymnasiums in Zweibrücken; 1840—1841 in Speyer, in welche Städte mein Vater abermals versetzt wurde. — 1841—1846 Universität in München, 1845/1846 Wintersemester in Erlangen. Philosophie und Jurisprudenz. — 1846—1847 Rechtspraktikant in Speyer, 1848—1849 in Kaiserslautern. In diesen beiden Praxisjahren dichtete ich mitten unter juristischen Arbeiten auf dem Landeskommissariat in Speyer und einem Advokatenbureau in Kaiserslautern meine ‚Amaranth‘, die im April 1849 zum ersten Male erschien. — 1849 Staatsexamen mit der ersten Note bestanden. — Kurz zuvor meine Verlobung mit Mathilde Hoscher, Gutsbesitzerstochter von Speyer, damals auf dem Gute Schellenberg bei Kaiserslautern wohnhaft. — Von da an entsagte ich dem Staatsdienst und verweilte Sommer 1850, Winter 1850/51 und Sommer 1851 in Bonn. Fernere Studien unter Simrocks Leitung in alt- und mittelhochdeutscher Poesie sowie der griechischen Tragiker. Am 6. Mai 1851 meine Verheiratung auf dem Schellenberg und Übersiedlung nach Bonn. — Entstehung und Herausgabe des Märchens.[2] Zum Ehrendoktor der Philosophie von Würzburg ernannt. — Im Herbst meine Berufung an die wiener Universität zum Professor der Ästhetik. — Im Winter 1851 dorthin gezogen. — Im Sommersemester 1852 trieb mich die Sehnsucht nach völliger Freiheit und Unabhängigkeit, dieser Stellung wieder zu entsagen. — Weitere zwei Jahre in glücklichster Muße auf dem Schellenberg, nur poetischem Schaffen gewidmet. — 1853 übernahm ich unser altes Stammgut Schmölz in Oberfranken, betrieb dort sieben Jahre eine ausgedehnte Landwirtschaft, dichtete den ‚Thomas Morus‘, ‚Philippine Welser‘ und ‚Zunftmeister von Nürnberg‘ und nahm endlich im Jahre 1861, nach Verkauf meines Gutes an das von Egloffsteinsche Familienfideikommiß, meinen Wohnsitz in München. — Von 1858 bis 1867 war ich erwähltes Mitglied der Kammer der Abgeordneten, bis ich, durch Krankheit gezwungen, in Meran, wo ich seit sieben Monaten weile, mein Mandat niederlegte. 1864 ward mir der Bayer. Maximiliansorden für Kunst und Wissenschaft verliehen. — Im Jahre 1859 ward ich Bayer. Kammerherr. Jetzt lebe ich in München in der allerglücklichsten Häuslichkeit, ein vortreffliches Weib zur Seite und beglückt durch zwei Töchter und zwei Söhne und kann mich im Frieden eines eigenen freundlichen Hauses völlig meiner Poesie hingeben, ohne im mindesten mich um ihre materielle Seite kümmern zu müssen. — Seit drei Jahren bin ich mit einem dreibändigen Roman aus dem deutschen Leben unserer Zeit beschäftigt, an dem ich leider durch Kopfleiden, was nun glücklich geheilt ist, über eineinhalb Jahre zu arbeiten verhindert war. — Meine Werke sind: Amaranth (24. Auflage), München 1851, Gedichte 1852, Sieglinde 1853, Thomas Morus 1856, Philippine Welser 1858, Zunftmeister 1860, Doge von Venedig 1862."[3]

---

[1] Eine aus dem Bauernkriege (1525) bekannte Persönlichkeit. — [2] Ein Märchen vom Waldbächlein und Tannenbaum. — [3] Beide Schriftstücke sind in der heutigen Orthographie wiedergegeben.

Diese Biographie steht am Abschluß der ersten romantischen Schaffenszeit des Dichters. Die folgende wenig glückliche Dichterperiode, die sich in dem 1869 erschienenen Roman „Hermann Stark" zuerst auswirkte, sieht Redwitz mehr und mehr auf dem Boden einer verwirrten Wirklichkeit. Sie nahm mit dem am 6. Juli 1891 in der Nervenheilanstalt St. Gilgenberg bei Bayreuth erfolgenden Tode des Dichters ein tragisches Ende.

Nachrichten

Todesnachrichten. Hans Trog ist am 10. Juli 1928 in Zürich im Alter von 64 Jahren einem langjährigen Leiden im Rotkreuz-Spital erlegen. Seit 27 Jahren hat er das Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung" für bildende Kunst und Schauspiel geleitet und dabei eine sich stets verjüngende Urteilskraft bewährt. „Aufdeckung des ästhetisch-psychologischen Gehalts durch Einführung in das Werk und Ehrfurcht vor dem Genius, der es schuf", wird seiner Tätigkeit zu Recht nachgerühmt. Von eigenen Schriften sind sein Buch über Conrad Ferdinand Meyer, seine Burckhardt-Biographie, seine Schriften über Hodler und Buri wertvoll geworden.

Erich Petzet ist am 25. Juli im schwabinger Krankenhaus zu München einem langen Leiden erlegen. Er war 1870 in Breslau geboren, war aber in früher Jugend nach München übergesiedelt, wo sein Vater Chefredakteur der „Allgemeinen Zeitung" geworden war. Seine akademische Ausbildung beeinflußten vor allen Michael Bernays und Franz Muncker. Als Mitherausgeber der Tagebücher Platens und Mitbegründer der Platen-Gesellschaft hat er sich namentlich um die Platen-Forschung verdient gemacht. Seine spät angeknüpften persönlichen Beziehungen zu Paul Heyse ließen ihn zu dessen Nachlaßverwalter und Biographen werden. Eine Sammlung von Heyses Werken gab Petzet 1924 heraus. Von bleibendem Wert sind auch seine Untersuchungen über die deutschen Handschriften in der münchener Staatsbibliothek, an der er lange Jahre als Bibliothekar, später als Oberbibliothekar gewirkt hat.

Moriz von Rauch ist im Alter von 59 Jahren in Heidelberg am 17. Juli einem Herzschlag erlegen. Er war am 21. Dezember 1868 als Sohn eines Fabrikanten geboren worden, hatte das heilbronner Gymnasium besucht, in München, Berlin und Marburg, zunächst neben kaufmännischer Tätigkeit, studiert und hat später größere Reisen nach Nord-, Mittel- und Südamerika angetreten. Seine „Geschichte der Stadt Heilbronn" und sein „Urkundenbuch der Stadt Heilbronn" bleiben Zeugnisse seiner wissenschaftlichen Tätigkeit.

Ida Schlender ist am 10. Juli in Dresden gestorben, wo sie als Dozentin der Germanistik an der Bismarck-Hochschule gewirkt hat. Ihr Hauptwerk ist die „Germanische Mythologie".

Erich Adickes, seit 1904 Professor der Philosophie an der Universität Tübingen, ausgezeichnet als Kant-Forscher, ist in Tübingen am 11. Juli im Alter von 62 Jahren gestorben.

Walter Gerbing ist im Alter von 48 Jahren nach einer Meldung vom 10. August während eines Ferienaufenthalts in Thüringen einem Herzschlag erlegen. Im vorigen Jahr hat Gerbing ein zweibändiges Werk „Das Erdbild der Gegenwart" herausgegeben.

Avery Hopwood ist nach einer Meldung vom 2. Juli in St. Juan Les Pins (Riviera) im Alter von 44 Jahren beim Baden ertrunken. Er hatte seine Laufbahn als Reporter begonnen, nachdem er an der Universität Michigan studiert hatte, und hat bereits im Alter von 21 Jahren sein erstes Theaterstück zur erfolgreichen Aufführung gebracht. Er hat seitdem etwa 30 Stücke geschrieben, die sich beim amerikanischen Publikum großer Beliebtheit erfreuten, darunter „Our Little Wife", das auch in Berlin aufgeführt worden ist.

Hippolyte Buffenoir ist am 3. Juli im Alter von 81 Jahren in Paris gestorben. Mit seinen Werken „J. J. Rousseau et les Femmes", „Le Prestige de J. J. Rousseau" und „Les Portraits de J. J. Rousseau" hat er eine hervorragende Stellung unter den Rousseau-Forschern eingenommen.

Eugène Ritter ist am 3. Juli im Alter von 92 Jahren in Genf gestorben, wo er als Professor der französischen Sprache und Literatur lange Jahre hindurch gewirkt hat. Er hat im Jahre 1906 die Rousseau-Gesellschaft gegründet und ist kraft seiner philologisch-literarischen Arbeiten „Quatre Dictionnaires français" und „Histoire de la Langue française" Mitglied der pariser Akademie der Wissenschaften geworden. Unter seinen Werken ist „La Famille et la Jeunesse de Rousseau" hervorzuheben.

* * *

Der Jugendpreis deutscher Erzähler in Höhe von 10000 Mark wird erneut für das Jahr 1928 ausgeschrieben. In Betracht kommen Romane von Autoren, die das 40. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Die Einsendungen sind an das Bureau des Verbandes deutscher Erzähler, Berlin W 62, Lutherstraße 10 II, einzusenden.

Die „Bühne der Jugend" erläßt für das beste, noch unaufgeführte und für den Rahmen der „Bühne der Jugend" geeignete Stück ein Preisausschreiben in Höhe von 500 Mark. Einreichungstermin ist der 15. September 1928.

Der pariser Verlagsbuchhändler Figuière hat einen Jugendpreis für Autoren unter 40 Jahren in Höhe von 50000 Franken für den besten, noch nicht veröffentlichten, noch nicht preisgekrönten Roman gestiftet. Verleihung des Preises am 7. Oktober 1928.

Die Technische Hochschule Dresden hat dem heidelberger Philosophen Heinrich Rickert den Ehrendoktor der Kulturwissenschaften verliehen.

Emil Ludwig ist von der Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft in Utrecht zum Mitglied gewählt worden.

Die in Frankfurt zusammengekommenen rheinischen Schriftsteller haben beschlossen, an der Gerbermühle eine Gedenktafel anbringen zu lassen, die die Inschrift tragen soll: „Die Mühle ruht. Das Rad schlief ein. / Sein Name nur geht in dem Haus. / Der jede Stätte ewigte, / Die er betrat: so wardst du sein. / So wahrt er sich, / So schirmt er dich. / Kein Mensch löscht seinen Namen aus." / „Dem Gedächtnis Goethes, Rheinische Dichter, 1928."

Ein bisher unbekannter Brief von Goethes Mutter aus Frankfurt vom 27. Juli 1787 an den Herzog Carl August ist im thüringischen Staatsarchiv zu Weimar aufgefunden worden. In diesem Brief bittet Goethes Mutter den Herzog, ihrem Vetter Starke zum Hofratstitel verhelfen zu wollen und begründet ihre Bitte damit, daß die Eltern des Vaters sie in ihrem Witwenstand nachhaltig unterstützt hätten. Der Brief wurde am 3. September 1787 Carl August vorgelegt, der noch am selben Tag das Hofratsdiplom für Starke ausfertigen ließ.

Laut „Berlingske Tidende" fand man im Archiv des Schlosses Lindenborg bei Aalborg, das jetzt restauriert wird, Briefe Goethes und Schillers an den Grafen Ernst Schimmelmann sowie ein unvollendetes Schauspiel des Grafen Schimmelmann.

Der londoner Verleger Martin Secker veranstaltet von der englischen Ausgabe von Thomas Manns „Zauberberg" eine einbändige Volksausgabe zum Preise von 7,5 Schilling. Das Börsenblatt für den Deutschen Buchhandel veröffentlicht in Nr. 137 des 95. Jahrgangs (15. Juni 1928) eine sehr wertvolle Übersicht „Deutsche Bücher in fremdem Gewande" von August von Löwis of Menar, in der zunächst Übersetzungen ins Englische nebst Text und Schulausgaben für das gesamte Gebiet der Wissenschaften und Literaturen verzeichnet sind. Man stößt darin sogar auf einen Abschnitt „Werke deutscher Autoren, für die kein deutsches Original vorliegt".

* * *

Der literarische Nachlaß Michael Georg Conrads wurde von der Stadt München für die Stadtrats-Bibliothek erworben. Er enthält über 20 000 Briefe, darunter wichtige Beiträge zur Geschichte des deutschen Nationalismus und der neueren deutschen Dichtung, über 10 000 Blätter Zeitschriften mit Dichtungen des Verstorbenen und eine Bibliothek von etwa 3000 Bänden.

Dem russisch-kaukasischen Gelehrten Seid Sade ist es gelungen, in den leningrader Archiven Materialien aufzufinden, aus denen hervorzugehen scheint, daß Bodenstedts „Mirza Schaffy" in Wirklichkeit gelebt hat. Mirza Schaffy Sadyk Ogly lebte von 1792 bis 1852 im Lande Aserbeidschan und hat außer lyrischen Gedichten auch scharfe Satiren hinterlassen, von denen im Herbst eine russische Übersetzung erscheinen soll. Es scheint danach nicht unmöglich, daß Friedrich Bodenstedts „Lieder des Mirza Schaffy", wie der deutsche Dichter zuerst angegeben hatte, eine Übersetzung sind.

Gabriele d'Annunzios seit dem Jahre 1911 erschienene „glaubens- und sittenwidrigen" Schriftwerke sind auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt worden.

* * *

Unter dem Titel „Volkstum und Kultur der Romanen" gibt das Seminar für romanische Sprachen und Kultur an der hamburgischen Universität durch Walther Küchler und Fritz Krüger mit Unterstützung der hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung eine neue Vierteljahrsschrift heraus, die von dem Gedanken geleitet wird, daß „Sprache, Dichtung, Sitte", wie der Untertitel lautet, gemeinsamer Ausdruck des Volkstums sind.

Das neue hebräische Nationaltheater in Jerusalem wurde mit einer Aufführung von Hebbels „Judith" eingeweiht.

Der Büchermarkt

(Unter dieser Rubrik erscheint das Verzeichnis aller zu unserer Kenntnis gelangenden literarischen Neuheiten des Büchermarktes, gleichviel, ob sie der Redaktion zugehen oder nicht)

Romane und Erzählungen

Colbert, Carl. Sodom und Gomorrha. Roman. München-Berlin 1928, Drei Masken Verlag. 268 S.

Freuchen, Peter. Der Eskimo. Ein Roman von der Hudson-Bai. Berlin 1928, Safari-Verlag. 316 S. M. 4,— (5,80).

Hegeler, Wilhelm. Goya und die Bucklige. Mit einem Nachwort von Paul Fechter. Novelle. Leipzig 1928, Philipp Reclam jun. 76 S. M. —,80.

Hye, Demeter. Das blaue Phantom und andere okkulte Geschichten. München-Berlin 1928, Drei Masken Verlag. 180 S.

Jünger, Nathanael. „— — in tiefster Seele treu — —". Erzählung aus der deutschen Heide. Wismar 1928, Hinstorffsche Buchh. 250 S. M. 5.—.

Papke, K. Im Unterliegen gesiegt. Historischer Roman. Gütersloh 1928, C. Bertelsmann. 359 S. Geb. M. 6,50.

Perutz, Leo. Wohin rollst du Äpfelchen. Roman. Berlin 1928, Ullstein. 277. S. M. 3,—.

Pisko r, Karl. Das Rätsel des Albert Drym. München o. J., Georg Müller. 200 S.

* * *

Browne, K. R. G. Sir Michaels Abenteuer. Übersetzung von A. F. von Bringen. München o. J., Georg Müller. 215 S.

Caine, William. Trixie. Der Roman eines Romans. Übersetzung von A. W. Freund. München o. J., Georg Müller. 183 S.

Devanny, Jean. Die Herrin. Roman. Übertragung a. d. Engl. von Paul Baudisch. Berlin o. J., Th. Knaur. Nachf. 319 S. Geb. M. 2.85.

Galsworthy, John. Schwanengesang. Roman. Übersetzung von Leon Schalit. Wien 1928, Paul Zsolnay. 463 S. M. 4,— (6,—).

Scott, R. T. M. Auf der Spur des schwarzen Magiers. Roman. Berecht. Übers. v. Mira von Hollander-Munkh. München o. J., Georg Müller. 265 S.

Tauchnitz-Edition. Vol. 4840. W. K. Clifford, „Miss Fingal". — 4839. George A. Birmingham, „The Bunaways". — 4838. H. A. Vachell, „Miss Tarnobin's Experiment". — 4837. John Galsworthy, „Castles in Spain and other Screeds". — Leipzig 1928, Bernhard Tauchnitz. Je M. 1,80 (2,50).

Wodehouse, P. G. Da lachen die Hühner. Übertragung von Alice Weißkopf. Leipzig 1928, Philipp Reclam jun. 221 S. M. 2,—.

Stendhal, Friedrich von. (Henry Beyle). Armance. Roman. Erste deutsche Übersetzung nach dem Texte letzter Hand von Arthur Schurig. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 253 S.

Bruun, Laurids. Eine seltsame Nacht. Roman in vier Stunden. Stuttgart 1928, J. Engelhorns Nachf. 143 S. Br. M. 1,—. Lein. M. 1,75, Hld. M. 4,—.

Undset, Sigrid. Olav Audunssohn auf Hestviken. Übertragung von J. Sandmeier und S. Angermann. 2. Band. Frankfurt/M. 1928, Rütten & Loening. 358 S. M. 5,25 (7,—).

Streuvels, Stijn. Der Knecht Jan. Roman aus dem Landleben. Übertragung aus dem Flämischen von Niev Post mit Nachwort von Augustin Habaru. Berlin 1928, Universum, Bücherei für Alle. 259 S.

Katajew, Valentin. Die Defraudanten. Roman. Übersetzung aus dem Russischen von Richard Hoffmann. Berlin-Wien-Leipzig 1928, Paul Zsolnay. 252 S.

Lyrisches und Episches

Bachner, Albert. Gedichte. Wien 1928. Eckartverlag. 108 S.
von Droste-Hülshoff, Annette. Gedichte. Photomechanischer Neudruck der Ausgabe von 1838. Münster (Westf.) 1928, Aschendorffsche Verlagsbuchh. 220 S. Geb. M. 3,–.
Fries, Albert. Suleika-Lieder. Aus dem Nachlaß herausgegeben. Berlin 1926, Gebrüder Hoffmann. 20 S.
Kanehl, Oskar. Straße frei. Neue Gedichte. Mit 15 Originalzeichnungen von George Grosz. Berlin 1928, Der Spartakusbund.
Krauß, Ernst. Das Tor. Gedichte und Traumgesichte. Amsterdam 1927, Joh. M. Meulenhoff. 93 S.
Moering, Diemar. November. Verse. Berlin 1928, Kurt Virneburg, „Der Aufbruch". 11 S.

Dramatisches

Billinger, Richard. Das Perchtenspiel. Tanz- und Zauberspiel von törichten Bauern, von der Windsbraut und dem Heiligen, in einem Akte. Leipzig 1928, Insel-Verlag. 68 S.
Ewert, Ernst. Karola. Schauspiel in 5 Akten. Kassel o. J., Ernst Ewert. 92 S.
Germarck, Paul. Merlin. Dramatische Dichtung in 5 Aufzügen. Radolfzell a. B. 1928, Heim-Verlag. 96 S. M. 2,–.
Rath, Alwin. Mihhila und Jacobäa. Trauerspiel. Berlin-Neubabelsberg 1928, Mimus-Verlag. 179 S.

Literaturwissenschaftliches

Bauch, Bruno. Goethe und die Philosophie. Tübingen 1928, J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). 36 S. M. 1,80.
Bünemann, H. Elias Schlegel und Wieland als Bearbeiter antiker Tragödien. Studie zur Rezeption der Antike im 18. Jahrhundert. Form und Geist. Heft 3. Leipzig-Gohlis 1928, Hermann Eichblatt. Verlag. 208 S.
Deutsche Literatur. Aus der Frühzeit der deutschen Aufklärung. Christian Thomasius und Christian Weise. Herausgeg. von F. Brüggemann. Weimar-Leipzig 1928, Herm. Böhlaus Nachf. 3485. M. 5.– (7.–).
Döblin, Alfred und Oskar **Loerke**. Alfred Döblin. Im Buch – Zu Haus – Auf der Straße. Berlin 1928, S. Fischer Verlag. 177 S.
Pixberg, Hermann. Novalis als Naturphilosoph. Gütersloh 1928, C. Bertelsmann. 76 S. M. 2,–.
Platen, August Graf von. Tagebücher. Im Auszug herausgeg. von Erich Petzet. Leipzig 1928, Philipp Reclam jun. 286 S. M. 2,40.
Schillers Werke in sechs Haupt- und vier Ergänzungsbänden. Herausgeg. von Paul Merker. Leipzig o. J. Philipp Reclam jun. I. Bd. 312 S., II. Bd. 343 S., III. Bd. 337 S., IV. Bd. 383 S., V. Bd. 429 S., VI. Bd. 334 S., VII. Bd. 399 S., VIII. Bd. 349 S., IX. Bd. 402 S., X. Bd. 318 S.
Willkofer, Anton. Die Quellnymphe. Eine Mär von einem großen Dichter (Goethe) und einem kleinen Mädchen. Habelschwerdt o. J. Frankes Buchhandlung. 114 S. Kart. M. 1,50, geb. M. 2,50.

* * *

Andler, Charles. La Maturité de Nietzsche jusqu'à sa Mort. Nietzsche, sa vie et sa pensée. Paris 1928. Edition Bossard.

Verschiedenes

Als ich und die Erde noch jung war. Betrachtsame Erinnerungen an Urwald und Steppe von dem Adoptivsohn der Wildnis. Berlin 1928, Brunnen-Verlag Karl Windler. 376 S. Br. M. 7,50, geb. M. 10,–.
Burckhardt, Jacob. Weltgeschichtliche Betrachtungen. Mit einem Nachwort und Anmerkungen von Rudolf Marx. Leipzig 1928, Alfred Kröner Verlag. 393 S. M. 3,–.
Englandkunde. Handbuch der Englandkunde I. Teil. Mit Beiträgen von M. Deutschbein, B. Fehr, W. Halbfaß, F. Knapp, R. Müller-Freienfels, H. Niewöhner, Fr. W. von Rauchhaupt, L. Rieß und E. Vowinckel. Frankfurt a. M. 1928, Moritz Diesterweg. XV u. 348 S. M. 10,–.
Frankreichkunde. Handbuch der Frankreichkunde I. Teil. Mit Beiträgen von H. Hatzfeld, E. Lersch, L. Mackensen, H. J. Moser, H. Platz, H. Preller und W. Vogel. Frankfurt a. M. 1928, Moritz Diesterweg. X u. 324 S. M. 9,60.
Gervais, Otto R. Die Frauen im Leben Friedrichs des Großen. Berlin-Lichterfelde 1928, Edwin Runge. 190 S. M. 7,–.
Grimm, Hans. Die dreizehn Briefe aus Deutsch-Südwest-Afrika. München 1928, Albert Langen. 104 S. M. 2,–.
Günther, Hans R. G. Jung-Stilling. Ein Beitrag zur Psychologie des deutschen Pietismus. München 1928, Ernst Reinhardt. 186 S. M. 6,50 (8,50).
Holtzmann, Robert. Der Kaiser als Marschall des Papstes. Eine Untersuchung zur Geschichte der Beziehungen zwischen Kaiser und Papst im Mittelalter. Berlin 1928, Walter de Gruyter & Co. X u. 50 S. M. 1,50.
Jericke, Alfred. Johann Rists Monatsgespräche. Germanisch und deutsch. Studien zur Sprache und Kultur. 2. Heft. Berlin 1928, Verlag Walter de Gruyter & Co. VIII u. 204 S. M. 10,–.
Kaulla, Rudolf. Der Liberalismus und die deutschen Juden. Das Judentum als konservatives Element. München-Leipzig 1928, Duncker & Humblot. 100 S. Geb. M 4,80.
Karl-May-Jahrbuch 1929. Herausgegeben von Ludwig Gurlitt und Fr. E. A. Schmid. 10. Jahr. Radebeul b. Dresden 1927, Karl-May-Verlag. 496 S. M. 4,–.
Meynen, Otto und Franz **Reuter**. Die deutsche Zeitung, Wesen und Wertung. München-Leipzig 1928, Duncker & Humblot. 202 S. 5.– (6,50).
Neue Österreichische Biographie 1815–1918. Erste Abteilung Biographien V. Band. Zürich-Leipzig-Wien 1928, Amalthea-Verlag 185 S. M. 9,– (11,–).
Pfeifer, Wilhelm. Weltmächte der Gegenwart. Mit 22 Tafelbildern und 6 Kartenskizzen. Leipzig 1928, Friedrich Brandstetter. XVI u. 576 S. Geh. M. 11,–, geb. M. 14,–, Hfz. M. 16,–.
Rosenstock, Eugen und Joseph **Wittig**. Das Alter der Kirche, Kapitel und Akten. Band II. (3. und 4. Lieferung). Berlin 1928, Lambert Schneider. S. 561–977.
Schneider, Hermann. Germanische Heldensage. I. Band. Berlin 1928. Walter de Gruyter & Co. X u. 442 S. M. 15,– (17.–).
Tombrock, Hans. Vagabunden. 15 Zeichnungen. Sonnenberg 1928, Verlag der Vagabunden. M. 2,50.
Ziegler, Leopold. Magna Charta einer Schule. Darmstadt 1928, Otto Reichl. 320 S. M. 9,– (12,–).
Zucker, Wolf. London, Liebe zu einer Stadt. Berlin-Grunewald 1928, Williams & Co. 170 S.

* * *

Mill, John Stuart. Die Freiheit. Übertragen und eingeleitet von Else Wentscher. Leipzig 1928, Felix Meiner. XXX u. 163 S. M. 5,–, (6,50).
Mowrer, Edgar Ansel. Amerika. Vorbild und Warnung. Übersetzung von Annemarie Horschitz. Berlin 1928, Ernst Rowohlt. 189 S. M. 4,–, (6,–).

Redaktionsschluß: 5. August

Herausgeber: Dr. Ernst Heilborn, Berlin. – Verantwortlich für den Text: Dr. Ernst Heilborn, Berlin; für die Anzeigen: Hans Beil, Stuttgart. – Druck und Verlag: Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart-Berlin. – Adresse: Berlin W 9, Linkstraße 16.
Erscheinungsweise: monatlich einmal – Bezugspreis: Vierteljährlich (3 Hefte) Rm. 5,–, Einzelheft Rm. 2,–

